image
not
available

Exc. 46 E 1/4

<36601380670017

<36601380670017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Achte Originalauflage.

Siebenter Band.

M bis Nz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Siebenter Band.

M bis Nz.

Achte Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus

1835.

Digitized by Google

Enc 40 l/7

REGIA
MONACENSIS

8 b 9 5

Digitized by Google

M.

M', das abgekürzte Mac, eine Vorsetzsylbe schot. Eigennamen, bedeutet Sohn. Es rührt, wie das hebr. Ben (s. d.) und das irländ. O', z. B. O'Higgins, aus den Zeiten her, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren. Das schriftlich abgekürzte M' wird Mac ausgesprochen, nie jedoch betont.

Mäander, jetzt Minder, ein Fluß Kleinasiens, entspringt in Phrygien auf dem Berge Kelanus, fließt zwischen Karien und Lydien, wo er die Grenze macht, hindurch, und fällt zwischen Priene und Miletus ins ägäische Meer. Seiner vielen Krümmungen wegen wurden nach ihm bei den Alten die künstlich ineinander verschlungenen Purpureinfassungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Urnen und Gefäßen benannt. Mäandrische Wege, Worte u. s. w. nennt man figürlich künstliche Wendungen und Umschweife.

Maanen (Cornelis Felix van), niederländ. Justizminister, geb. im Haag 1769, war, nachdem er sich die juristische Doctorwürde erworben, seit 1795 Generalprocurator und *in seinen* Grundsätzen sehr liberal. König Ludwig von Holland ernannte *ihn 1806 zum* Justizminister, entließ ihn aber 1809. Nach der Vereinigung Hollands mit dem franz. Reiche ward er 1810 Staatsrath und später Oberpräsident des Appellationsgerichts im Haag. Obschon M. an der Wiederherstellung seines Vaterlandes im J. 1814 nicht den entferntesten Antheil nahm, so ernannte ihn doch der König Wilhelm zum Mitglied der mit der Revision des Grundgesetzes beauftragten Commission und zum Präsidenten der Versammlung der Notabeln. Als solcher sprach er sich insbesondere lebhaft für die Verantwortlichkeit der Minister aus und wurde hierauf, im Sept. 1815, zum Justizminister ernannt. Von jetzt an widersetzte er sich mehren Anträgen der liberal Gesinnten, arbeitete aber thätig in den Gesetzgebungscommissionen und bewährte sein großes Talent sowol in der Entwerfung als in der Anwendung der Gesetze. Dagegen war die Verordnung über den Gebrauch der holländ. Sprache in Belgien sein Werk. Dies und der Proceß gegen Ducpétiaux und Potter (s. d.) machte ihn den Belgiern zunächst verhaßt. Auch glaubte man, daß die Erklärung des Königs, vom 11. Dec. 1829, in Ansehung der Verantwortlichkeit der Minister mit seinen jetzt veränderten Ansichten übereinstimme. Genug, die Erbitterung der Belgier gegen ihn sprach sich bei der belg. Revolution (s. Brüssel) so heftig aus, daß der König ihn in Folge seines dringenden und wiederholten Ansuchens am 3. Sept. 1830 ehrenvoll entließ. Als jedoch Belgien seine Unabhängigkeit erklärt hatte, stellte ihn der König sofort wieder als Justizminister an, und es gilt ihm der erfahrene, kluge und charakterfeste, dabei beredte und als Privatmann unbescholtene M. als eine Hauptstütze seiner Regierung. Mag auch M. vielfach gegen die Formen der Repräsentation gefehlt und durch stolze Verachtung seiner Gegner sich geschadet haben, so hat ihm doch die Aufgeregtheit der Belgier vieles Nachtheilige angedichtet; am wenigsten dürfte er als Justizminister deshalb getadelt werden, daß er mit Strenge die Strafbaren vor Gericht stellte.

Maas (la Meuse), ein großer Fluß, der in Frankreich beim Dorfe Avrecourt im Departement der Obermarne entspringt, ¾ Meile südwestl. von Neuf-

Digitized by Google

chateau sich unter der Erde verliert, bei Noncourt wieder hervortritt, auf seinem Laufe gegen die Niederlande hin mehre befestigte Städte, wie Verdun, Sedan, Mezières, Charleville, Charlemont, Dinant, Namur, dann Lüttich und Mastricht berührt und sich dann bei dem Schlosse Löwestein mit der Waal vereinigt, theilt sich bei Dordrecht in zwei Arme, die sich bei Vlaardingen wieder vereinigen, und ergießt sich unweit Briel in die Nordsee.

Maaß (Joh. Gebh. Ehrenreich), ein deutscher Philosoph, der sich besonders um Psychologie und Moral Verdienste erwarb, ward zu Krottendorf im Halberstädtischen am 26. Febr. 1766 geboren, besuchte die Domschule zu Halberstadt und seit 1784 die Universität Halle, wo er nach seines Vaters Wunsche sich der Theologie, mit besonderer Vorliebe aber dem Studium der philosophischen Wissenschaften widmete. Nachdem er sich 1787 in Halle habilitirt, ward er 1791 außerordentlicher und 1798 ordentlicher Professor der Philosophie. Er starb am 23. Dec. 1823. Auf seine Philosophie hatte besonders Eberhard großen Einfluß; doch eignete er sich später Manches von Kant an. Unter seinen Schriften erwähnen wir die „Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie" (Lpz. 1791); „Versuch über die Einbildungskraft" (Halle 1792; neue Aufl. 1797); „Über Rechte und Verbindlichkeiten" (Halle 1794); „Versuch über die Leidenschaften" (2 Bde., Halle und Lpz. 1805—7); „Grundriß des Naturrechts" (Lpz. 1808); „Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten" (Halle und Lpz. 1811), seine Fortsetzung und neue Auflage von Eberhard's „Synonymik" (jene 5 Bde., Halle und Lpz. 1818—20; diese 6 Bde., Halle und Lpz. 1820) und endlich seine „Familiengemälde" (4 Bde., Halle und Lpz. 1813—14).

Mab, die Königin der Feen bei Shakspeare; wird auch bei Wieland öfter erwähnt.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner von der Congregation des h. Maurus, geb. 23. Nov. 1632 zu St.-Pierremont, einem Dorfe in der Champagne, trat 1654 in den Orden und wurde, indem er im Interesse desselben die Echtheit mehrer von den Jesuiten der Erdichtung und Verfälschung bezüchtigten Urkunden zu beweisen strebte, der Gründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre, deren Grundsätze er später in seinem classischen Werke: „De re diplomatica" (Par. 1681; Supplement 1704; herausgegeben von Ruinart 1709 und von Adimari, Neap. 1789, Fol.) mit musterhafter Klarheit und Gründlichkeit darstellte. Seine Thätigkeit als Diplomatiker begann er als Mitarbeiter an dem „Spicilegium" (Urkundensammlung), welches d'Achéry herausgab. Colbert bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; M. schlug sie aber aus und erbat nur des Ministers Schutz für seinen Orden. Im J. 1683 schickte ihn Colbert nach Deutschland, um in Archiven und Bibliotheken Alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs dienen könnte. Die Resultate dieser Reise bewogen den König, M. 1685 nach Italien zu schicken. Hier wie dort entdeckte er viele wichtige Documente, die er zum Theil auch veröffentlichte. In die kön. Bibliothek in Paris hatte er gegen 3000 seltene Bücher und Handschriften gesammelt. Er starb zu Paris 1707. Zu der großen Ausgabe der Kirchenväter, welche die Congregation des h. Maurus veranstaltete, lieferte M. die Werke des h. Bernhard (2 Bde., Par. 1667, Fol.). Sein „Traité des études monastiques" (2 Bde., Par. 1692, 12.), eine kurze Methodologie des theologischen Studiums, war eine Gelegenheitsschrift und gegen Dom Rancé, Abt von la Trappe, gerichtet, welcher in einer seiner Schriften behauptet hatte, daß den Mönchen die Studien mehr schadeten als nützten. Der Kirchengeschichte nützte M. durch Vermehrung des gewissenhaft gesammelten urkundlichen Stoffes. Auch gab er „Acta Sanctorum ordinis S.-Benedicti" (9 Bde., Par. 1668—1702, Fol.) und „Annales ordinis S.-Benedicti" (6 Bde., Par. 1713—39, Fol.), die erste kritische Geschichte seines Ordens.

Digitized by Google

Mably (Gabr. Bonnot de), ein gründlicher Kenner der Geschichte und des Verfassungswesens alter und neuer Staaten, geb. zu Grenoble am 14. Mai 1709, der ältere Bruder des Philosophen Condillac (s. d.), trat, nachdem er unter den Jesuiten zu Lyon studirt hatte, in den geistlichen Stand, in welchem er bei seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen es zu glänzenden Ehrenstellen hätte bringen können, wenn nicht seine Neigung für ruhige Beschäftigung mit den Wissenschaften, noch mehr aber seine scharf ausgesprochene Verachtung moderner Zustände ihn von öffentlichen Geschäften fern gehalten hätte. Zwar arbeitete er seit 1742 mehre Berichte zu Denkschriften für die Minister aus, unterhandelte 1743 mit dem preuß. Gesandten zu Paris und arbeitete den Tractat aus, den Voltaire Friedrich II. überbrachte, faßte ferner die Schriften ab, welche den Verhandlungen des 1746 zu Breda eröffneten Congresses zur Grundlage dienen sollten, kehrte indeß bald wieder zu seinen Studien zurück und zeigte sich erst in spätern Jahren wieder praktisch thätig, als die poln. Conföderirten an ihn und J. J. Rousseau den Grafen Wielhorski absendeten. M. gab seinen Rath 1771 über die polnischen Verhältnisse in seiner Schrift: „Du gouvernement de Pologne" (Par. 1781) und verweilte ein Jahr in Polen, wo er sich ungetheilte Liebe erwarb. Weniger günstig nahmen die Amerikaner seine „Observations sur les Etats-Unis de l'Amérique" (Par. 1784) auf. M. starb zu Paris am 23. Apr. 1785. Er war ein alterthümlich einfacher, sittlich hochstehender Mann, von seltener Uneigennützigkeit, wahrheitliebend und freimüthig, in seinen letzten Lebensjahren etwas grämlich. Seine literarische Laufbahn begann er mit einer „Parallèle des Romains et des Français" (2 Bde., Par. 1740, 12.). Obgleich diese Schrift allgemeinen Beifall fand, so genügte sie doch dem Verfasser bald so wenig, daß er sie ganz verwarf und zu zwei neuen Werken, den „Observations sur les Romains" (Genf 1751) und den „Observations sur l'histoire de France" (2 Bde., Genf 1765) verarbeitete, die von Guizot neu herausgegeben (3 Bde., Paris 1823) und mit einem vierten Bande unter dem Titel: „Essai sur l'histoire de France" (Par. 1824), bereichert wurden. Ihnen schließen sich an die durch Gründlichkeit empfehlungswerthen „Observations sur les Grecs" (Genf 1749). Vorher war sein „Droit public de l'Europe fondé sur les traités" (Genf 1748; beste Ausg., 3 Bde., 1764) erschienen. Den höchsten Ruhm erreichte er durch die Herausgabe der vortrefflichen „Entretiens de Phocion" (Amst. 1763), die in liberalem Geiste geschrieben sind und unter Anderm auf die noch immer vernachlässigte Nothwendigkeit dringen, die Politik mit den Foderungen der Moral in Einklang zu bringen. Ihnen stellt sich würdig zur Seite „De la législation, ou principes des loix" (Amst. 1776). Eine vollständige Sammlung der Schriften M.'s besorgte Arnoux (15 Bde., Par. 1795); eine neue erschien in Paris (6 Bde., 1818).

Mabuse (Joh. von), ein berühmter Maler, der Zeitgenosse des Lukas von Leyden, geb. 1499 im Hennegau zu Maubeuge oder Mabuse, wovon er seinen Namen entlehnte, hieß eigentlich Gessart, nach Andern Gossard. Er war von Natur mit herrlichen Anlagen ausgestattet und, bis er zu seiner weitern Ausbildung nach Italien ging, bemüht, die Natur treu nachzubilden. Bei dem Anblicke der Meisterwerke der ital. Künstler und der plastischen Gebilde der Alten eröffneten sich ihm neue Aussichten. Nach der Rückkehr in seine Heimat war er einer der Ersten, die eine großartigere, idealere Darstellung einführten, ohne jedoch seiner ersten Lehrerin untreu zu werden. Stets riß ihn sein wilder, ausschweifender Sinn zu so vielen Verirrungen hin, daß die Geduld, Treue und Zierlichkeit, womit er seine Arbeiten ausführte, doppelt bewundernswerth sind. Von Utrecht, wo er eine Zeit lang geschwelgt und gemalt hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein sehr großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze,

malte, das aber, als der Blitz später die Kirche anzündete, verbrannte. Seine Zügellosigkeit zog ihm endlich Gefangenschaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen lieferte, die aber großentheils verloren gegangen sind. Von Middelburg ging er nach London, wo er viele Bilder malte, deren einige, unter andern Heinrich VII. Vermählung mit Elisabeth von York, noch in Strawberry-Hill zu sehen sind. Eine Zeit lang lebte er bei seinem Gönner, dem Marquis van der Veren. Hier lernte ihn Karl V. kennen und beschenkte ihn mit einem neuen Gewande von weißem Damast mit herrlichen Blumenverzierungen und Laubgewinde; allein M. verkaufte den Damast heimlich, verschwelgte den Ertrag, wußte jedoch den Kaiser, als er vor diesem erschien, durch ein von Papier gefertigtes täuschend übermaltes Kleid zu täuschen, bis dieser einen Zipfel des Gewandes ergriff, um es genauer zu untersuchen. M. starb 1562. Gemälde von ihm finden sich in allen größern Galerien; namentlich eine Kreuzigung, die h. Jungfrau (nach der Rückkehr aus Rom gemalt und an alle Herrlichkeit ital. Kunst erinnernd) und der Erzengel Michael in goldener Rüstung, gleichfalls aus der spätern Zeit des Meisters, in Boisserée's Sammlung; eine Madonna in der kais. Galerie in Wien und zwei Gemälde (Maria mit dem Jesuskinde) in der Moritzkapelle in Nürnberg.

Mac, s. M'.

Macaber (danses macabres) nannte man in England und Frankreich die kirchlichen Maskeraden, die vielleicht zu den sogenannten Todtentänzen Veranlassung gegeben haben, dann auch letztere selbst. (S. Todtentanz.)

Macadamisiren (macadamize) nennt man das eigenthümliche Verfahren beim Straßenbau, welches der Amerikaner John Loudon M'Adam, geb. 1783, zuerst befolgte und in den beiden Schriften: „A practical essay on the scientific repair and preservation of public roads" (Lond. 1819) und „Remarks on the present state of road making" (Lond. 1820; deutsch Darmst. 1825) veröffentlichte. Derselbe geht von dem Grundsatze aus, daß die Straßen keine zu große Wölbung haben dürfen, und nimmt an, daß ein Fall von drei Zoll von der Mitte der Straße nach den Seiten für eine 20 F. breite Straße hinreiche. Sein Straßenbausystem vereinigt die Vortheile der gepflasterten Straßen und der Kiesstraßen. Er nimmt nur harte Steine, Granit und Kiesel, welche in ungefähr 12 Loth schwere Stücke, die nur einen Zoll im Geviert halten, zerschlagen werden. Diese Stücke werden 6 — 10 Zoll hoch auf die Straßen geschüttet. Anfänglich ist zwar die Straße schlecht zu befahren, nach und nach aber erhalten die Steine eine feste Lage und bilden eine ebene und dauerhafte Straße. Ob die Grundlage einer Straße aus hartem oder weichem, selbst sumpfigem Boden bestehe, hat auf dieses Verfahren keinen Einfluß.

Macão, eine portugies. Niederlassung seit 1563 in der chines. Provinz Kouang-toung, unter der Oberherrschaft des Kaisers von China, dem die Portugiesen einen jährlichen Tribut von 100,000 Dukaten entrichten, begreift die Südspitze der Halbinsel Gaumin im Meerbusen von Kanton. Sie hat 5 □M. Flächeninhalt und ist durch eine zum Theil verfallene, bis an beide Seiten des Meeres reichende Mauer von dem übrigen China getrennt. Die Stadt Macao, der Sitz des portug. Statthalters und eines katholischen Bischofs, hat 20—30,000 Einw., eine Citadelle, einen sichern Hafen mit einer sehr mühsamen Einfahrt, und eine portug. Besatzung von 400 M., größtentheils Neger und Mulatten. Der ehemals sehr blühende Handel dieser Niederlassung hat viel verloren; doch laufen noch jetzt jährlich 30 große Schiffe aus Lissabon, Madera, Malakka, Bengalen, den Sunda-Inseln u. s. w. ein, welche vorzüglich Opium nach China einführen und dagegen Thee eintauschen. Die engl. Factorei zu M. hat daselbst ein naturhistorisches Museum hauptsächlich von chines. Gegenständen angelegt. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man die Grotte des Camoens, in welcher dieser seine „Lusiaden" gedichtet haben soll.

Macartney (Georg, Graf von), bekannt besonders durch seine Gesandtschaftsreise nach China, geb. 1737 zu Lissanoure in Irland, schot. Abkunft, erhielt seine Bildung auf der Universität zu Dublin und studirte dann die Rechte zu London, wo er mit Burke, Dodwell und andern ausgezeichneten Köpfen vertraute Freundschaft schloß. Nachdem er eine Reise durch die vorzüglichsten Länder Europas gemacht, ward er durch den Einfluß der Lords Holland und Sandwich zum Parlamentsglied gewählt. Im J. 1765 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, um die Kaiserin Katharina zu Abschließung eines Allianz- und Handelsvertrags mit England zu bewegen, und erfüllte diesen schwierigen Auftrag glücklich. In der Folge wurde er Secretair des zum Vicekönig von Irland ernannten Lords Townsend und dann Gouverneur von Granada und Tabago. Auf diesem Posten blieb er bis zur Eroberung der Insel Granada durch die Franzosen, 1779, wobei er in franz. Gefangenschaft fiel. Im J. 1780 wurde er Gouverneur von Madras, und verwaltete sein Amt so klug und uneigennützig, daß das Ministerium beschloß, ihn zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen. M. lehnte jedoch diese Ehre ab und kam 1792 nach England zurück. Die Regierung beschäftigte sich damals mit dem Plane, den engl. Waaren in China einen größern Absatz zu verschaffen, um nicht jährlich bedeutende baare Summen diesem Lande für Thee zufließen zu lassen. Man übertrug M. diese Gesandtschaft und überließ ihm selbst die Ernennung seiner Begleiter, sowie alle übrige Bestimmungen. Am 26. Sept. 1792 segelte er ab und erreichte glücklich den Ort seiner Bestimmung; doch konnten weder die mitgebrachten Geschenke, deren Werth die Chinesen nicht verstanden, noch seine selbst manche Demüthigung nicht achtende Nachgiebigkeit ihn zu seinem Zwecke führen. Unverrichteter Sache kam er 1794 nach London zurück und wurde zum Grafen erhoben, nachdem er bereits früher die irische Peerswürde erhalten hatte. Die Beschreibung dieser Gesandtschaftsreise lieferte sein Secretair **Staunton** (s. d.). Später ging er als Gesandter nach Verona zu dem Bruder Ludwig XVI. und nachher als Gouverneur nach dem Cap, kehrte aber seiner geschwächten Gesundheit wegen bald nach England zurück. Er starb zu London am 30. März 1806. Vgl. J. Barrow's „Public life and writings of the late Earl of M." (2 Bde., Lond. 1807, 4.).

Macassar, ein Reich auf der Südspitze der Insel Celebes, wurde 1512 von den Portugiesen entdeckt, kam 1668 zum größten Theile in die Gewalt der Holländer, wird aber seit Anfang des 19. Jahrh. von eignen Beherrschern mit einer Art landständischer Verfassung regiert. Jetzt haben die Niederländer nur noch ein Gebiet mit 40—50,000 Einw. und der Stadt Macassar auf der Südwestseite der Insel, welche durch das Fort Rotterdam geschützt ist, dem Gouverneur zur Residenz dient, 10,000 Einw. hat und mehre Moscheen, Kirchen, Schulen und einen vortrefflichen Hafen besitzt.

Macbeth, König von Schottland um die Mitte des 11. Jahrh. Nach der Sage bekämpfte er als Feldherr unter seinem Vetter Donald VII. die Dänen, ließ den Anführern, während der angefangenen Friedensunterhandlungen, bei einem Gastmahl einen Schlaftrunk einmischen, überfiel die Übrigen in ihrem Lager und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an. Übermüthig durch sein Glück, strebte nun M. nach der Krone. Drei übermenschliche Weiber sollen ihm bei der Rückkehr von dem Siege über die Dänen begegnet sein, die ihn als Than von Glamis und von Cawdor und als König von Schottland begrüßten. Als die beiden ersten Vorhersagungen erfüllt waren, hoffte er auf auch die dritte und ermordete den König. Des Königs Söhne mußten flüchten, und M. wußte theils durch Geschenke an den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang schien er durch gute Gesetze und Einrichtungen unter den bessern Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er auf einmal Tyrann wurde. Das erste Opfer

war Banco, der ihm beim Königsmorde beigestanden hatte und den er jetzt bei einem Gastmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Ursachen mehre Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er sich eine Leibwache unterhielt. Dadurch noch nicht sicher genug, ließ er auf dem Berge Dunsinan ein Schloß erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte, und zu dessen Bau ihm die Thans die Leute schicken mußten. Empört über diese Tyrannei, ging Macduff, Than von Fife, nach England und foderte hier Malcolm, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterstützt vom König Eduard von England, kamen sie zurück, und M., von dem die Schotten meist abfielen, wurde, nachdem er sich in sein Schloß geflüchtet hatte, getödtet. Diesen von der Sage überlieferten, mit der kritischen Geschichtsforschung aber nicht stimmenden Stoff hat Shakspeare in seinem Trauerspiele „Macbeth" benutzt.

Maccalubba, der merkwürdige Schlammvulkan auf Sicilien, sieben ital. Miglien nördl. von Girgenti, stellt sich jetzt als eine erhabene Fläche von etwa 600 F. im Durchmesser dar, auf der sich mehre Tausend kleiner, mit schlammigem, kaltem, aber stets Blasen aufwerfendem Wasser angefüllter Krater befinden, und ist übrigens ohne alle Vegetation und von traurigem Ansehen. Der letzte größere Ausbruch fand 1811 statt, wo die Schlammsäulen bis zu 10 F. Höhe stiegen.

Maccarōni oder **Macheroni** sind eine besondere Art ital. Nudeln, welche aus dem feinsten türk. Weizenmehle, aus Käse und andern Mischtheilen mit Wasser durch eigne Mühlen oder Maschinen bereitet werden. Ihre Form ist röhren- oder stengelförmig; doch gibt es auch platte, viereckige und gewundene. Sie sind eine Lieblingsspeise der Italiener, auch unter den niedern Volksclassen, freilich aber von geringerer Güte, sehr gewöhnlich, und werden vielfach ausgeführt. Die besten Maccaroni kommen aus Amalfi bei Neapel, ihnen zunächst stehen die zu Genua und Aix in Frankreich fabricirten. Auch fertigt man deren zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden und an andern deutschen Orten.

Maccaronische oder **Macheronische Gedichte** nannte man ursprünglich eine Gattung scherzhafter lat. Gedichte, in welche Wörter aus einer andern Sprache mit lat. Biegungen eingestreut sind; dann eine auf Vermischung der Sprachen gestützte Art der komischen Poesie. Was anfangs Pedanterie und Ungeschicklichkeit war, wurde später zum Mittel der freien komischen Laune gemacht. Irriger Weise hat man Teofilo Folengo, genannt **Merlino Coccajo**, einen gelehrten und witzigen Benedictiner, geb. 1484 zu Mantua, für den Urheber dieser Mischgattung gehalten; wol aber gab er ihr zuerst poetische Bedeutung. Derselbe war ein Zeitgenosse und Freund des Sannazar, fand an Ferdinand von Gonzaga, bei welchem er sich 10 Jahre hindurch in Sicilien aufhielt, einen angesehenen Beschützer, brachte den Rest seiner Tage in einem Kloster bei Bassano zu und starb 1544. Man hat von ihm ernsthafte und religiöse Gedichte in lat. und ital. Sprache, die nicht ganz ohne Werth sind. Sein Hauptgedicht in jener Gattung nannte er „Maccaronea" (Tusculanum 1521, 12. und öfters; neueste Ausg., 2 Bde., Amst., eigentlich Mantua 1768—71), weil er, sowie zu den Maccaroni verschiedene Mischtheile genommen werden, in seinem Gedichte Lateinisch und Italienisch vermischte. Den Helden seines Gedichts führt er durch mancherlei Begebenheiten zuletzt in die Hölle, wo er unter Anderm die Strafen der Dichter sieht, denen von besonders dazu bestellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Übertreibung, die sie gesagt haben, ein Zahn ausgerissen wird, der aber alle Tage wieder wächst. Dieses Gedicht enthält viele satirische Schilderungen der Sitten jener Zeit, mitunter auch schöne Stellen in echt lat. Versen. Außer demselben sind von ihm ein kleineres komisches Gedicht „Moschea" oder der Krieg der Mücken und Ameisen (deutsch von Hans Christoph Fuchs, 1580; neue Ausg. von Genthe, Eisl. 1833), ferner Eklogen und Episteln, sämmtlich in der maccaronischen Versart, vorhanden. Die „Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus,

illis Deiriculis quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bittere solent, Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia" (1593, 4. und öfters; Kölberg 1830 und Sulzb. 1832) hält man für das älteste deutsche maccaronische Gedicht. Auch gibt es ein deutsches maccaronisches Gedicht „De lustitate studentica". Franz.=maccaronische Verse finden sich in dem zu Molière's „Malade imaginaire" gehörenden dritten Zwischenspiele. Zum Glück für die Literatur hat diese possenhafte Dichtungsart, wozu wahrscheinlich das schlechte Mönchslatein des Mittelalters Veranlassung gab, nicht viele Nachahmer gefunden. Vergl. Genthe's „Geschichte der maccaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale" (Halle 1829).

Mac=Carthy Reagh (Graf), einer der größten Bibliomanen der neuern Zeit, stammte aus Schottland, wählte Toulouse zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte, wo er auch starb. Seine Bibliothek erregte wegen ihrer Seltenheiten, ihrer Kostbarkeit und Pracht allgemeine Bewunderung. Den vorzüglichsten Gegenstand seines Sammlerfleißes machten Exemplare auf Pergament (602 Werke in 826 Bdn.) aus. Zugleich zeichnete sie sich durch eine Sammlung der seltensten alten Drucke, sowie der ältesten Erzeugnisse der franz. Literatur und durch eine bedeutende Anzahl von Exemplaren auf groß Papier, durch kostbare Einbände und überhaupt durch die ausgesuchtesten und schönsten Exemplare aus. Sie ward zu Paris 1817 versteigert und gab, mit Ausschluß der von der Familie zurückerstandenen Werke, einen Ertrag von 404,746 Fr. 50 Cent.; ihr Andenken aber erhält der von Debure gefertigte Katalog (2 Bde., Par. 1815).

Macchiavelli (Niccolo di Bernardo dei), ein ausgezeichneter florentin. Staatsmann, hat in Folge einseitiger Beurtheilung seines Werkes „Il principe" das Unglück erfahren, als der Erfinder einer abscheulichen Politik, nach ihm **Macchiavellismus** genannt, verrufen zu sein, welche lehren soll, wie der Despotismus durch die scheußlichsten Gewaltthätigkeiten dauernd zu begründen sei. M. ward 1469 aus einem edeln Geschlechte, dessen Vorfahren die höchsten Würden in der florentin. Republik bekleidet, zu Florenz geboren und hatte den Staatsmann und Philologen Marcellus Virgilius zum Lehrer. Seiner Talente wegen wurde er im ersten Mannsalter Cancelliere der Republik und erhielt nicht lange nachher den noch wichtigern Posten als Staatssecretair. Als die Florentiner ihre politische Freiheit nach Vertreibung der Mediceer wiedererlangt hatten, ward M. fortwährend zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen gebraucht. Die Republik erkannte seine großen Verdienste, belohnte sie aber so kärglich, daß M. mehrmals sich genöthigt sah, die oberste Behörde (Signoria) zu bitten, ihn aus der Dürftigkeit zu reißen. Als der Papst die Mediceer in Florenz wieder einsetzte, ließ Lorenzo Medici M. seiner sämmtlichen Würden entsetzen. Bei der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici der Theilnahme verdächtig, ward er eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, sowie die darauf folgende Verbannung, mit Standhaftigkeit ertrug. Als der Cardinal Papst ward, kehrte M. zurück, schrieb seinen „Principe" (Rom 1532, sehr oft und in die meisten lebenden Sprachen übersetzt; deutsch von Rehberg, Hanov. 1810; 2. Aufl. 1824), welchen er dem Lorenzo von Medici zueignete, wurde dafür von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen und vom Cardinal Julius, der in Leo X. Namen Florenz verwaltete, bei einer angeblich beabsichtigten Reform der dasigen Angelegenheiten, zur Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen als Rathgeber gebraucht. Der Verdacht, in welchen er bei einer neuen Verschwörung gegen die Mediceer kam, nöthigte ihn, ins Privatleben zurückzukehren. Als Julius unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, erhielt M. wieder öffentliche Aufträge; doch das zuletzt von den Mediceern ihm bewiesene Zutrauen hatte ihm die

Florentiner abgeneigt gemacht, und verkannt und geschmäht starb er zu Florenz am 22. Jun. 1527. Sowol in seinem „Principe", wie in seinen „Discorsi", Abhandlungen über die ersten zehn Bücher des Livius, die sich, wie alle seine Schriften, durch kräftigen und blühenden Styl auszeichnen, bewies er sich als den gründlichsten Kenner der alten Geschichte und der Geschichte seiner Zeit, und als den größten Staatsmann, indem er den Charakter jeder Staatsverfassung auf das Lebendigste durchdrungen hatte, und zugleich mit praktischem Geist erkannte, wie die glückliche Fortdauer und der Untergang jeder Verfassung bedingt sei. Ein Seitenstück zu seinem „Principe" ist der Bericht über den blutigen sogenannten Staatsstreich zu Sinigaglia (31. Dec. 1502) oder das Verfahren des Herzogs von Valentino (Cesare Borgia) bei Ermordung des Vitellozzo Vitelli, Oliveretto da Fermo, Signore Pagolo und Duca di Gravina Orsini, das einleuchtendste Beispiel von der Verfahrungsart der damaligen ital. Tyrannen. Friedrich der Große erklärte den „Principe" für eins der gefährlichsten Bücher, welche jemals geschrieben worden seien, und bekämpfte die darin ausgesprochenen Grundsätze in seinem „Antimachiavell"; Neuere jedoch, besonders Herder, haben M. durch die Verhältnisse seiner Zeit und Italiens, sowie durch Das, was von seinem Leben und Charakter bekannt geworden, zu vertheidigen gesucht und sein Werk für nützlich und nach den damals herrschenden Grundsätzen geschrieben erklärt. Vgl. Artaud, „Machiavel, son génie et ses erreurs" (2 Bde., Par. 1833). M.'s „Arte della guerra" (Agosta 1521) eifert gegen das Verderbniß des ital. Kriegswesens durch den Gebrauch gemietheter Banden und dringt auf die Bewaffnung der eignen Bürger jedes Staats und jeder Gemeinheit. Die bei Veranlassung seiner Gesandtschaften von ihm geschriebenen Briefe und Schilderungen Frankreichs und Deutschlands sind, ungeachtet der Kürze der letztern, höchst anziehende historische Denkmäler jener Zeiten und der hellen Beobachtungsgabe ihres Verfassers Die „Briefe an seine Freunde" wurden von Leo ins Deutsche übersetzt (Berl. 1826). Sein vorzüglichstes Werk sind die „Istorie fiorentine", 1215—1492 (Florenz 1532, 4.; deutsch von Neumann, 4 Bde., Berl. 1809), worin er ein Muster ital. Prosa in einem unvergleichlichen pragmatischen Geschichtswerk aufgestellt hat. Die Sammlung Sentenzen und Verordnungen für eine geschlossene Gesellschaft „Compagnia di piacere" gibt keinen übeln Beweis für die Lebenslustigkeit des Verfassers. Seine Komödien dagegen beweisen, daß auch ausgezeichnete Menschen ohne allen Sinn für wahre Poesie sein können. Wie wenig er für die schöne Literatur geboren war, ergibt sich aus seinem Aufsatz über die ital. Sprache, worin er die florentin. Mundart als ital. Schriftsprache gegen Dante's Angriff auf eine höchst seichte und unglückliche Weise vertheidigt. Sammlungen seiner Werke erschienen zuerst 1550, 4. und öfter; 11 Bde., Mail. 1810—11, 4.; 8 Bde., Flor. 1813; deutsch von Ziegler, 3 Bde., Karlsr. 1833. Vgl. Star-Numan's „Diatribe in Nic. Macchiavelli opusculum del principe" (2 Bde., Utrecht 1833).

Macdonald (Etienne Jacq. Jos. Alex.), Herzog von Tarent, Marschall und Pair von Frankreich, geb. in Frankreich zu Sancerre am 17. Nov. 1765, stammt von einem hochschot. Clangeschlechte. Sein Vater hatte mit 20 andern Macdonalden 1745 bei Culloden für den Prätendenten Karl Eduard gefochten, diesen dann mehre Wochen lang verborgen gehalten und war hierauf nach Frankreich gegangen. Der junge M. nahm 1784 zuerst Kriegsdienste in der Legion des Generallieutenants Grafen von Maillebois, die nach Holland bestimmt war, um die antioranische Partei gegen den Erbstatthalter zu unterstützen. Er umfaßte die Grundsätze der Revolution, stieg in dem Kriege 1792 schnell zur Würde eines Brigadegenerals und diente 1794 mit Auszeichnung unter Pichegru bei der Nordarmee in Holland und Ostfriesland. Im J. 1796 führte er als Divisionsgeneral den Heerbefehl zu Düsseldorf und Köln, kam dann zur Rheinarmee und endlich nach Ita-

lien, wo er unter Bonaparte seinen Ruf als Feldherr gründete. Nach dem Frieden von Campo Formio stand er bei dem Heere unter Berthier, das Rom und den Kirchenstaat besetzte, und leitete als Gouverneur des Kirchenstaats die Verwandlung Roms in eine Republik. Als jedoch Mack mit 50,000 M. nach Rom vordrang, mußte er sich mit seinen Truppen zu dem Heere des Obergenerals Championnet zurückziehen. Bald war dieser stark genug, um angriffsweise zu verfahren, und M. trug viel bei zu den Siegen bei Trento, Monteroſi, Baccano, Calvi und Civita Castellana. Schon am 14. Dec. zog er zum zweiten Mal in Rom ein. Nach Championnet's Absetzung im Frühjahre 1799 erhielt er den Oberbefehl über das franz. Heer zu Neapel. Während er hier gegen den Cardinal Ruffo und die Calabreſen focht, hatten Suwaroff und Melas die Lombardei erobert und waren bis Turin vorgedrungen. Damals deckte Moreau durch kluge Märſche die Grenze Frankreichs und die Päſſe von Genua. Hierauf zog er M. entgegen, welcher Unteritalien räumte, um ſich ihm anzuſchließen. Aber ſtatt den Seitenmarſch ins Genueſiſche zu wählen, zog M., um den Feind allein zu ſchlagen, über Modena, Parma und Piacenza auf die Straße von Voghera. Zwar warf er am 12. Jun. 1799 die Öſtreicher unter Hohenzollern aus ihrer Stellung bei Modena zurück; allein Suwaroff und Melas drängten ihn am 17. Jun. über den Tidone, und ſchlugen ſein durch Märſche und Kämpfe erſchöpftes Heer am 18. und 19. Jun. gänzlich an der Trebbia, unweit Piacenza. M. mußte ſich, verwundet, mit ſeinem bis auf 22,000 M. geſchwächten Heer ins Toscaniſche zurückziehen. Da nun Moreau die kühnen Sieger vom weitern Verfolgen abhielt, ſo gelang es M., ungehindert die Apenninen zu überſteigen und durch das öſtl. Küſtenland im Genueſiſchen zu Moreau zu ſtoßen. Bald darauf ging er nach Paris und unterſtützte die Revolution vom 18. Brumaire. Am 1. Dec. 1800 führte er die Reſervearmee in Graubündten über den Splügen und drang in das Veltlin ein. Nach dem Frieden von Luneville war er eine Zeit lang franz. Geſandter in Dänemark. In dem Feldzuge von 1809 drang er mit dem rechten Flügel des Vicekönigs über die Piave vor, nahm Laibach und entſchied den Sieg bei Wagram, ſodaß der Kaiſer, indem er ihn zum Marſchall erhob, zu ihm ſagte: „Ihnen und meiner Gardeartillerie danke ich vorzüglich dieſen Sieg.“ Im J. 1810 bekam er den Oberbefehl von Augereau's Corps in Catalonien, und behauptete auch hier, ſowie 1812 in dem Kriege gegen Rußland, ſeinen Feldherrnruhm. Die Capitulation der Preußen unter York, die unter ſeinem Befehle ſtanden, zwang ihn zum Rückzuge, den er über Königsberg am 3. Jan. 1813 ausführte. Im Mai 1813 nahm er Merſeburg, focht bei Lützen und Bautzen, ward aber an der Katzbach von Blücher geſchlagen. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er das 11. Armeecorps. Auch bei Hanau focht er mit, ſowie in dem blutigen Feldzuge zwiſchen der Marne und Seine. Als 1814 Napoleon's erſte Kataſtrophe eintrat, hatte er verſchiedene Audienzen bei Alexander, um für Napoleon zu unterhandeln. Während der hundert Tage blieb er auf ſeinen Gütern. Nach der zweiten Reſtauration ward er Kanzler der Ehrenlegion und erhielt den Oberbefehl über die Loirearmee, deren Auflöſung er bewirkte. Als Pair von Frankreich hat er in der Kammer durch Rechtlichkeit und liberale Geſinnung ſich ebenſo ſehr als durch Treue gegen die Conſtitution und den König ausgezeichnet. Im J. 1825 begleitete er Karl X. zur Krönung nach Rheims und machte hierauf eine Reiſe nach England, Schottland und Irland. Seit dieſer Zeit hat er ſich wenig bemerkbar gemacht.

Macedonien, jetzt Makedonia oder Filiba Wilajeti, 720 □M. mit 700,000 Einw., der nördl. Theil der von Griechen bewohnten Halbinſel in Europa, ein bergiges und wälderreiches Land, deſſen Hauptreichthum in Gold- und Silbergruben beſtand, das aber an den Küſten auch viel Getreide, Öl, Wein und Baumfrüchte trug, war im S. durch den Olympus und die kambuniſchen Gebirge, jetzt Monte di Voluzzo, von Theſſalien, und im W. durch den Pindus

jetzt Stymphe, von Epirus getrennt. In Ansehung der Ost-, Nord- und Nordwestgrenzen muß man die Zeiten vor und nach Philipp, dem Vater Alexander's, unterscheiden. Vor ihm gehörte alles Land jenseit des Strymon, jetzt Strumona, und selbst die macedon. Halbinsel von Amphipolis bis Thessalonika zu Thrazien, desgleichen auch das Land der Päonier gegen N.; im NW. aber machte der See Lychnitis, jetzt Achrida, die Grenze M.'s gegen Illyrien. Philipp eroberte jene Halbinsel und alles Land bis zum Flusse Nessus, jetzt Kara Soa, und dem Rhodopegebirge, ferner das Land der Päonier und Illyrier jenseit des Sees Lychnitis. Seiner größten Ausdehnung nach erstreckte sich also M. von dem ägäischen Meere bis zum ionischen, wo der Drino die Grenze machte. Die Provinzen waren ihren Namen nach größtentheils schon vor Herodot's Zeiten bekannt, und zu Philipp's Zeiten gab es deren 19. Die Römer theilten das Land in vier Striche: den östl. am Strymon und Nessus, mit der Hauptstadt Amphipolis; die Halbinsel, mit der Hauptstadt Thessalonika; den südl. über Thessalien, mit der Hauptstadt Pella, und den nördl. mit der Hauptstadt Pelagonia, indem sie Illyrien davon trennten. M. wurde eigentlich durch zwei Völkerstämme besetzt, durch die Thrazier, zu denen die Päonier und Pelagonier gehörten, und durch die Dorier, zu denen sich, ihrer Sprache und Lebensart nach, die Macedonier bekannten. Plinius spricht von 150 verschiedenen Völkerschaften, die in ältester Zeit das Land bewohnt haben sollen. Die Einwohner M.'s wurden früher gebildet als die übrigen Griechen, welche sogar von ihnen lernten; in der Folge aber blieben sie so weit hinter den Griechen zurück, daß diese sie zu den Barbaren rechneten. Sie waren in kleine Staaten getheilt, welche mit den Illyriern und Thraziern unaufhörlich Krieg führten, bis Philipp und Alexander einem dieser Staaten das Übergewicht über die andern gaben und ihn zum mächtigsten der Welt erhoben. Ohne diesen Staat genau zu kennen, wissen wir nur, daß seine Regierungsform eingeschränkt monarchisch war, daß er lange den Illyriern, Thraziern und Persern Tribut zahlte und den Athenienſern seine Seehäfen zu Handelsniederlagen überlassen mußte. Die Reihe seiner Könige fängt mit dem Herakliden Karanus an, wird aber erst mit Philipp (s. d.) für die Geschichte wichtig. Dieser wußte die Kräfte des Landes und seine kriegerischen Bewohner so wohl zu benutzen, daß er am Tage von Chäronea, 338 v. Chr., das unter sich uneinige Griechenland seiner Herrschaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander (s. d.) besiegte Asien und erhob M. durch zehnjährige Eroberungszüge auf eine kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt. Nach seinem Tode ward die ungeheure Monarchie zerstückelt; M. erhielt seine alten Grenzen und verlor sogar nach einigen Kämpfen seine Herrschaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten pun. Kriegs mit Karthago geschlossen hatte. Die Römer verschoben damals ihre Rache; als aber Philipp Athen belagerte und diese Stadt die Römer zu Hülfe rief, so erklärten sie Macedonien den Krieg. Philipp wurde genöthigt um Frieden zu bitten, mußte seine Schiffe ausliefern, seine Truppen auf 500 M. vermindern und die Kriegskosten bezahlen. M. stand schon jetzt gleichsam unter dem Schutze der Römer; als aber Philipp's Nachfolger, Perseus, gegen Rom zu den Waffen gegriffen hatte und bei Pydna von Ämilius Paullus gänzlich geschlagen worden war, 168 v. Chr., hielten die Römer das Land besetzt. Gereizt durch die Bedrückungen derselben, stand der macedon. Adel und die ganze Nation unter Andriscus auf. Nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonius abermals besiegt, mußte der Adel auswandern, und das Land wurde 148 v. Chr. röm. Provinz. Nach Ottfr. Müller in der Schrift „Über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des macedon. Volkes" (Berl. 1825) gehörten die Macedonier zur illyr. Nation, vermischten sich aber mit andern, besonders griech. Stämmen. Jetzt gehört M. mit drei Sandschakschaften, Köstendil, Askub und Salonichi, der Pforte und ist von Walachen, Türken, Griechen und Albanern bewohnt.

Der südöstl. Theil steht unter dem Pascha von Salonichi, der nördl. unter Beis oder Agas. Der Hauptort ist Salonichi, das alte Thessalonich, eine wichtige Handelsstadt mit 70,000 Einw. Vgl. Flathe's „Geschichte M.'s und der Reiche, welche von macedon. Königen beherrscht wurden" (2 Bde., Lpz. 1834) und Gouſſincry's „Voyage dans le Macédoine" (2 Bde., Par. 1831, 4., mit Kpf.).

Macedŏnius und Macedonier, s. Heiliger Geist.

Mācēnas (Caj. Cilnius), der Günstling des Augustus und Gönner des Virgil und Horaz, leitete seine Abkunft von den alten etrusk. Lukumonen (Oberhäuptern) ab. Viele Gelehrte haben ihn als Muster aller Ministertugenden und als den erhabensten Beschützer der Wissenschaften geschildert, ohne eine ganz richtige Vorstellung von seinem Charakter und von der Rolle zu haben, die er unter August spielte. M., der vertraute Freund des Octavius, bekleidete nie öffentliche Ämter; denn selbst die Präfectur über Rom und Italien, die er nach dem Siege bei Actium einige Zeit verwaltete, war nur eine Privatcommission. Er begnügte sich stets mit dem Ansehen, das ihm sein persönliches Verhältniß zu Augustus gab. Ebenso scheinen auch die Vorstellungen, die man von ihm als Beschützer der Gelehrten hat und die seinen Namen zu einem sprüchwörtlichen Ehrentitel gestempelt haben, sehr übertrieben zu sein. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Art, wenn sie gute Gesellschafter waren, an seinen Tisch zog, ihren Umgang suchte und sie gelegentlich dem Augustus empfahl, hatte zunächst einen politischen Grund, denn er erwarb dadurch dem Augustus selbst Freunde und verbreitete dessen Ruhm. Allerdings schenkte er dem Horaz ein Landgütchen, wirkte ihm Verzeihung und Freiheit aus und verhalf Virgil zu dem Seinigen; aber für einen Mann, den Augustus unermeßlich reich gemacht hatte, war das Geschenk an Horaz eine Kleinigkeit, und Virgil verdankte ihm nicht mehr als Gerechtigkeit. M. besaß keine großen Eigenschaften. Desto mehr verdankte er dem Glück, und seine günstige Lage verstand er trefflich zu benutzen. Fern von starken Leidenschaften und Ehrgeiz, wie Wieland seinen Charakter schildert, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um Alles, was er that, recht und ganz zu thun; sanguinisch genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erschrecken und sich immer einen guten Erfolg zu versprechen; aber doch zu bequem und wollüstig, um Geschäfte zu lieben und zu suchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Person, jovialisch im Umgange, gefällig und gutmüthig; geneigt, über Andere zu scherzen und über sich scherzen zu lassen; fein und geschmeidig, um Andere zu seinen Absichten zu gebrauchen; behutsam in der Wahl seiner genauern Freunde, aber treu und standhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfalle jeder Aufopferung fähig: alle diese Eigenschaften erwarben ihm des Augustus Zutrauen, welches er bis an seinen Tod in immer gleicher Stärke genoß. Bei ihm fand Augustus Alles, was ihm grade fehlte: Rath, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch Etwas, womit er seinen Freund scherzend aufziehen konnte. So spottete Augustus gern über des M. Weichlichkeit, Liebe zu Seltenheiten, Edelsteinen, Gemmen, über seine Ziererei, alte etrur. Worte ins Römische zu mischen und neue Worte zu machen. Dafür durfte sich dieser auch ein freies, ja selbst hartes Wort erlauben, wie er denn einst, als Octavius noch während des Triumvirats zu Gericht saß und viele Todesurtheile aussprach, ihm seine Schreibtafel hinreichen ließ, worauf er die Worte geschrieben hatte: „Surge tandem, carnifex!" (Steh endlich auf, Henker!), welcher Weisung Jener folgte, ohne beleidigt zu sein. Als Augustus mit Agrippa und M. überlegte, ob er die Obergewalt beibehalten oder niederlegen solle, war es M., der, dem Agrippa entgegen, zur Beibehaltung der Herrschaft rieth. Er bewies dadurch, daß er, fern von heroischen Tugenden, das Nützliche dem Edeln vorzog. Minder achtungswerth erscheint M. als Privatmann. Er hatte auf dem esquilinischen Berge einen mit den prächtigsten Gärten umgebenen thurmartigen Palast, wie ihn vielleicht kein anderer Römer, selbst nicht

Augustus besaß. Hier überließ er sich nach Beendigung der Bürgerkriege in einem Alter von ungefähr 40 J. seinem Hange zur Ruhe und zu üppigen und frivolen Vergnügungen. Unter allen Schauspielen liebte er am meisten die pantomimischen Tänze, welche er erst in Rom einführte. Der wegen seiner Kunst und Schönheit berühmte Bathyll (s. d.) war sein Liebling. Nicht minder liebte er den Gaumenkitzel und erfand selbst eine leckerhafte Speise. Die durch wollüstigen Müßiggang ihm natürlich gewordene Schlaffheit des Geistes zeigte sich nicht nur in seiner Kleidung, seinem Gange, seiner Haltung, sondern auch in seinen Versen und in seiner Prosa. Er starb im J. 9 v. Chr. Von seinen Schriften, deren Seneca, Isidor und A. erwähnen, sind nur Bruchstücke auf uns gekommen, die von Lion (Gött. 1824) gesammelt wurden. Vgl. Meibom's „Maecenas s. de Maecenatis vita, moribus et rebus gestis" (Leyd. 1653).

Macer (Ämilius) aus Verona, einer der röm. Nachahmer des alexandrin. Lehrgedichts, war ein Zeitgenosse des Virgil und Ovid. Man hatte von ihm Gedichte über die Vögel („Ornithogonia"); über die Schlangen („Theriaca"), eine Nachbildung des ebenso überschriebenen Gedichts des Nikander, und über die Kräuter. Dem letzten der Genannten wurde im Mittelalter ein Werk „De virtutibus herbarum", herausgegeben von Choulant (Lpz. 1832), unter dem Namen des Dichters untergeschoben. — Nicht zu verwechseln ist mit diesem didaktischen Dichter ein anderer Ämilius Macer aus Verona späterer Zeit, der, ein Nachahmer der homerischen und cyklischen Dichter, „Antehomerica" und „Posthomerica" schrieb und zum Unterschiede gewöhnlich Iliacus genannt wird. Vgl. über Beide Wernsdorf in den „Poet. Lat. min." (Bd. 4).

Maceration heißt in der Chemie die Behandlung einer Substanz mit einer Flüssigkeit im Kalten, um Bestandtheile, die in der Kälte auflöslich sind, daraus zu ziehen, und ist von der Digestion blos darin unterschieden, daß bei letzterer die Behandlung in der Wärme geschieht.

Macht (puissance, potestas) ist der Besitz von Mitteln (Kräften), welche zur Hervorbringung irgend eines durch den Willen bestimmten Erfolgs gehören, und in dieser Beziehung gleichbedeutend mit Gewalt, nur daß dieser letzte Ausdruck in der einen Bedeutung das Rechtlose, Willkürliche (vis), in der andern aber grade einen Inbegriff von Rechten (Staatsgewalt, väterliche Gewalt, autoritas, potestas) bezeichnet. In diesem letzten Sinne ist die Gewalt ein sich rein auf das Rechtliche beziehender Begriff, welcher von der factischen Möglichkeit der Ausübung unabhängig ist; Macht hingegen schließt zwar auch das Rechtliche nicht aus, bezieht sich aber vornehmlich auf die zur Ausführung erfoderlichen Kräfte. Daher haben zwar alle dem Rechte nach selbständige Staaten gleiche Befugnisse und die Rechte der höchsten Gewalt in ihrem ganzen Umfange (Machtvollkommenheit, plenitudo potestatis), aber nur diejenigen werden eine Macht (puissance) genannt, welche auch die Mittel besitzen, sich gegen die übrigen Staaten mit Erfolg zu vertheidigen (potentatus). In den völkerrechtlichen Verhältnissen werden daher nur die größern Staaten Mächte genannt, und besonders ist in der letzten Zeit der Begriff der „europ. Mächte" in Gang gekommen, d. h. derjenigen, welche für sich allein, und nicht blos als Mitglieder eines Staatenbundes, in den Angelegenheiten des europ. Staatensystems ihre Stimme geltend machen können. Darauf, ob ein Staat mit seinem ganzen Gebiete einem Staatenbunde (Conföderation) angehört, kommt es nicht an, sondern ob das Gebiet oder der Geist des Gebieters groß genug ist, um in die großen Wagschalen der Welthändel ein bedeutendes Gewicht zu legen. So sprach man 1814 und 1815 von den acht Mächten, welche den Frieden von Paris unterzeichnet hatten (Östreich, Preußen, Rußland, England, Spanien, Schweden, Portugal und Frankreich), als denen, welche auch ferner eine Art leitenden Ausschuß bilden müßten. Davon sind nun die fünf Großmächte von Europa übriggeblieben, welche, ungeachtet England mehrmals er-

klärte, daß es keine Art von Direction anerkennen werde, dennoch seitdem die europ. Politik geleitet haben. Eine neue Episode in diesen Verhältnissen schien durch die engere Verbindung einerseits zwischen Rußland, Östreich und Preußen, andererseits zwischen England und Frankreich, welchen sich Spanien und Portugal durch die Quadrupelallianz 1834 anschlossen, begründet zu werden.

Mächtig heißt in der bergmännischen Sprache, wenn von Gängen die Rede ist, so viel als breit; bei Flötzen bezeichnet **Mächtigkeit** die Dicke derselben; doch heißen nur solche, die über zwölf Zoll hoch sind, mächtige Flötze.

Machtspruch nennt man eine von der obersten Staatsbehörde ausgehende Entscheidung in solchen Sachen, welche in dem regelmäßigen Laufe von dem Richteramte zu entscheiden gewesen wären. Ehedem waren dergleichen Machtsprüche, wodurch Personen, die man für strafbar hielt, gegen die aber eine förmliche richterliche Untersuchung aus Gründen der Politik für unthunlich gehalten wurde, zum Tode, zur Verbannung, oder zum Gefängniß verurtheilt wurden, nichts Seltenes. Auch in Civilsachen hielt man es für erlaubt, von Seiten des Regenten einzugreifen, ohne die Fälle, in welchen dies geschehen dürfe, genauer zu bezeichnen. Unter die Machtsprüche in Strafsachen gehörten in Frankreich die Hinrichtungen des Herzogs und des Cardinals von Guise unter Heinrich III., der Mord der Protestanten in der Bartholomäusnacht 1572; die Ermordung des Marschalls v. Ancre unter Ludwig XIII.; die berüchtigten Lettres de cachet; aber auch viele Greuel der Revolution: die Proscriptionen der Girondisten; die Erklärung Robespierre's hors la loi; die Deportationen im J. 1797 u. s. w. Ein gereinigtes Staatsrecht muß alle Machtsprüche verwerfen; Fälle, wo die öffentliche Sicherheit und die Erhaltung des Staats sie wirklich nothwendig machen, und wo nicht durch andere gerechtere Mittel noch der Zweck zu erreichen wäre, lassen sich kaum denken. Ist es aber nicht zu vermeiden, so dürfte es allerdings immer noch besser sein, den Machtspruch gradezu als solchen auszusprechen, nicht aber die Lüge einer durch geheime Befehle oder Parteieinfluß corrumpirten Justiz hinzuzufügen. Im Entwurf des preuß. Allgemeinen Landrechts waren Machtsprüche ausdrücklich für nichtig erklärt; in der letzten Redaction ist dies zwar weggelassen worden, ohne aber die Zulässigkeit derselben dadurch andeuten zu wollen. In England ist das Parlament gewissermaßen zu Machtsprüchen berechtigt (attainder, bills of penalties), welche wie Gesetze behandelt werden, und wozu also auch die Genehmigung des Königs erfoderlich ist.

Machtvollkommenheit (plenitudo potestatis) ist der Inbegriff sämmtlicher aus dem Begriff und Wesen des Staats fließenden Rechte in ihrer ungeschmälerten Vollständigkeit. Sie entspricht der Souverainetät des Staats nach außen; ein Staat, welcher sie nicht besitzt, kann nicht als unabhängig, selbständig, souverain, betrachtet werden. Im Innern steht sie nur dem Monarchen, in dem constitutionnellen Staate den obersten Staatsautoritäten zusammen zu; in England dem Könige mit dem Parlamente. Sie ist daher umfassender als die oberste Regierungsgewalt (die kön. Gewalt, puissance royale und exécutive) für sich allein genommen; denn in dieser ist nicht die Befugniß enthalten, etwas an der Verfassung zu ändern, z. B. die Successionsordnung, was zur Machtvollkommenheit gehört. Das pouvoir discrétionnaire, die außerordentliche (dictatorische) Gewalt, welche die franz. Verfassung von 1814 dem Könige beilegte, ist 1830 aus derselben weggelassen worden; allein der Natur der Sache nach wird sie in den großen Erschütterungen, welchen die Staaten zuweilen ausgesetzt sind, immer eintreten müssen. Ihre Handlungen empfangen ihre Bestätigung oder ihre Verwerfung durch die Anerkennung oder den Widerstand der Nation. Den Regeln der gewöhnlichen bürgerlichen Gerechtigkeit können sie nicht unterworfen werden.

Maciejowice, Dorf und Besitzung des Grafen Zamoyski, in dem poln. Palatinat von Lublin, 10 M. von Warschau, ist durch die Schlacht vom

10. Oct. 1794 denkwürdig, in welcher mit Kosciuszko's Gefangennehmung Polens Freiheit unterging. Suwaroff, Fersen und Denisow commandirten die Russen, die Polen wurden von Kaminski, Kniaziewicz und Kosciuszko befehligt. Des Letztern Angriffsplan war so geordnet, daß General Poninski während der Schlacht eintreffen und die Russen von dem linken Flügel her in die Flanke nehmen sollte. Ein Überläufer aber verrieth den Plan, und Fersen griff, mit Denisow's Corps vereinigt, noch vor Tagesanbruch die Polen in ihrer Verschanzung an. Auf beiden Seiten wurde bis gegen Sonnenuntergang mit gleicher Tapferkeit und unbeschreiblichem Muthe gefochten, doch Poninski mit der bang ersehnten Hülfe traf nicht ein. Kosciuszko, von allen Seiten umringt, suchte sich Bahn zu brechen, fiel aber verwundet in russ. Gefangenschaft.

Mack von Leiberich (Karl, Freih.), östr. Feldzeugmeister, geb. 25. Aug. 1752 zu Nennslingen in Franken, trat als Fourier in kais. Dienste, zog aber durch seine Talente sehr bald die Aufmerksamkeit des Grafen Lascy auf sich und ward zum Lieutenant befördert. Im Türkenkriege erwarb er sich das Zutrauen des Generals Loudon und wurde von diesem Joseph II. empfohlen, der ihn kurz vor seinem Tode zum Chef des Generalstabes ernannte, als er ein Heer an der schles. Grenze zusammenziehen ließ. Als ihn 1793 der Prinz von Koburg zu seiner Armee in die Niederlande gerufen, entwarf er den Plan zur Überrumpelung der franz. Cantonnirung an der Roer, zum Entsatze von Mastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Bei der letztern Gelegenheit erhielt er eine Schußwunde, die ihn nöthigte, sich auf ein kleines Gütchen in Böhmen zurückzuziehen. Dann entwarf er den berühmten, aber auch wol nicht mit Unrecht viel getadelten Plan zu dem Feldzuge von 1794. Nachdem der Prinz von Koburg am 28. Aug. 1794 den Oberbefehl niedergelegt hatte, ging M. wieder nach Böhmen und nach dem Abgange des Erzherzogs Karl zur ital. Armee wurde er bei der Rheinarmee angestellt. Inzwischen bis zum Grade eines Feldmarschalllieutenants gestiegen, begab er sich nach dem Frieden von Campo Formio im Oct. 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand den Oberbefehl des neapolitan. Heers gegen die Franzosen zu übernehmen. Sein Plan zu dem neuen Feldzuge war nach dem Urtheile der Kenner so wohl entworfen, daß, hätte sich M. an der Spitze einer östr. Armee befunden, kein Feind entkommen sein würde. Er siegte auch anfangs in mehren Gefechten, besetzte am 27. Nov. das Tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom, mußte es aber, da die Truppen nicht mehr ihre Pflicht thaten, am 13. Dec. wieder verlassen. Auf seinem Rückzuge nahm er eine feste Stellung bei Capua, und schloß, in Vereinigung mit dem Prinzen Pignatelli, Vicekönig von Neapel, am 10. Jan. 1799 einen Waffenstillstand ab. Bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge brach zu Neapel ein Aufstand der Lazzaroni aus, welche einen Theil der Truppen unter M. entwaffneten, die Offiziere der Verrätherei beschuldigten und ihren König selbst vertheidigen wollten. Um ihrer Wuth zu entgehen, mußte sich M. mit seinem Generalstabe dem feindlichen Generale Championnet in die Hände liefern. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. Im J. 1804 erhielt er den Oberbefehl sämmtlicher Truppen in Tirol, Dalmatien und Italien, und entwarf einen Plan zur neuen Organisirung des östr. Heers. Als aber in dem Kriege 1805 die Östreicher am 14. und 15. Oct. an der Iller geschlagen und Memmingen übergeben worden war, mußte sich M. in die Stadt Ulm werfen, wo er, obgleich anfangs zur äußersten Gegenwehr entschlossen, schon am 17. Oct. capitulirte; die 20,000 M. starke Besatzung wurde kriegsgefangen nach Frankreich geführt, er selbst aber auf Ehrenwort entlassen. Bei seiner Rückkehr verhaftet, ward er vor ein Kriegsgericht gestellt, das die Todesstrafe über ihn aussprach. Die Gnade des Kaisers milderte aber dieses Urtheil auf Cassation und zweijährige Festungshaft, die ihm zum Theil noch erlassen wurde. Nachher lebte er zu St.-Pölten, wurde 1819 auf die Verwendung des Erzherzogs

Karl begnadigt, durfte wieder bei Hofe erscheinen und ward normalmäßig als Feldmarschallieutenant pensionnirt. Er starb zu St.-Pölten am 22. Oct. 1828. Männer, die mit ihm gedient und ihn in der Nähe beobachtet haben, kannten ihn als einen durchaus rechtlichen Mann, dessen Entwürfe aber äußerst kühn waren, und der nichts für unmöglich hielt. Mehr Theoretiker als praktischer Strateg, war er ein vortrefflicher Generalquartiermeister, der aber von dem commandirenden General bisweilen zurückgehalten werden mußte. Sein Unglück fing dann an, als er selbst General en Chef wurde. Vgl. Ritter von Rittersberg's „Biographien der östr. Feldherren" (Prag 1829).

Mackeldey (Ferd.), einer der berühmtesten unter den neuern deutschen Rechtslehrern, geb. 5. Nov. 1784 zu Braunschweig, wo sein Vater als Stallmeister angestellt war, erhielt seine Vorbildung theils in dem Gymnasium zu Braunschweig, im Pädagogium zu Helmstedt und in der Erziehungsanstalt seines Oheims Hundeicker, theils im Carolinum zu Braunschweig, bis er 1802 die Universität zu Helmstedt bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Als er nach Vollendung seiner Studien 1806 die juristische Doctorwürde erlangt hatte, trat er in die praktische Laufbahn, und obgleich die Vorträge, die er als Privatdocent in Helmstedt hielt, Beifall fanden, so hatte er doch durchaus nicht die Absicht, sich dem Lehramte zu widmen, wofür er sich erst entschied, nachdem er 1807 ohne vorausgegangene Krankheit plötzlich das Gehör verlor, zumal da um jene Zeit auch das öffentliche und mündliche Verfahren in den Gerichten des Königreichs Westfalen eingeführt wurde. Im J. 1808 als Professor der Rechtswissenschaft zu Helmstedt angestellt, kam er 1809, nach der Aufhebung der dortigen Universität, nach Marburg, wo er 1811 zum ordentlichen Professor ernannt ward. Bald nach der Errichtung der Universität zu Bonn erhielt er 1819 den Ruf zur ersten Professur der Rechte, wurde 1821 Ordinarius des Spruchcollegiums und 1824 zum geheimen Justizrath ernannt, legte jedoch 1828 das Ordinariat des Spruchcollegiums nieder und lebte hierauf nur seinem Lehramte bis zu seinem Tode, am 20. Oct. 1834. Als Lehrer und als Schriftsteller richtete er seine Thätigkeit hauptsächlich auf die wissenschaftliche Ausbildung der Theorie des heutigen röm. Rechts, und seine Bemühungen fanden eine rühmliche Anerkennung. Von seinen Schriften erwähnen wir die „Theorie der Erbfolgeordnung nach Napoleon's Gesetzbuche" (Marb. 1811); sein „Lehrbuch der Institutionen des heutigen röm. Rechts" (Gießen 1814), welches in der zweiten umgearbeiteten Ausgabe den Titel: „Lehrbuch des heutigen röm. Rechts" (Gießen 1818; 10. Aufl., 2 Bde. 1831) erhielt, in mehre Sprachen übersetzt wurde und auf mehren deutschen Hochschulen als Leitfaden der Vorlesungen dient, und seinen „Grundriß zu Vorlesungen über das gemeine deutsche Lehnrecht" (Bonn 1828).

Mackenzie (Henry), einer der geschätztesten brit. Novellisten, wurde 1745 in Schottland geboren, und widmete sich nach einer sorgfältigen in seinem Vaterlande und in London erhaltenen Vorbildung dem Sachwalterberufe in Edinburg. Sein erster schriftstellerischer Versuch war ein Trauerspiel: „Der Prinz von Tunis", das gute Aufnahme fand. Großen Beifall fand sein erster 1771 erschienener Roman „The man of feeling" (deutsch, Lpz. 1803), in dem Tone weicher Empfindsamkeit gehalten, dem als Gegenstück „The man of the world" (deutsch, Lpz. 1802) sich anschloß, und später „Julia de Roubigné" (deutsch, Lpz. 1778 und Quedlinb. 1809) folgte; alle drei sind durch Anmuth des Styls ausgezeichnet, ohne auf höhere Verdienste in Erfindung und Ausführung Anspruch machen zu können. M.'s Theilnahme an einer literarischen Gesellschaft zu Edinburg veranlaßte die Herausgabe einer Zeitschrift „The mirror" seit 1778, welcher er später eine andere „The lounger" folgen ließ. Zu beiden lieferte M. zahlreiche Beiträge, die sich außer den Vorzügen des Styls, durch eine Fülle von Witz und Humor auszeichnen, die man nicht in seinen Romanen findet. Er war es, der in der letzt-

genannten Zeitschrift die Aufmerksamkeit des Publicums zuerst auf Robert Burns (s. d.) leitete; auch schrieb er den an die hochländ. Gesellschaft (Highland society) erstatteten und 1805 besonders gedruckten Bericht über die Gedichte Ossian's, deren Echtheit er verfocht. Unter Pitt's Verwaltung erhielt er für seine der Regierung geleisteten Dienste ein Amt bei der Steuerverwaltung in Schottland und starb am 14. Jan. 1831. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien zu London (8 Bde. 1818). Sein Leben hat Walter Scott in der zu Edinburg erschienenen Sammlung „The novelist's library" die auch M.'s Romane enthält, erzählt.

Mackintosh (Sir James), einer der angesehensten Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands, geb. 24. Oct. 1765 zu Alldowrie in der Grafschaft Inverneß in Schottland, studirte zuerst Medicin zu Aberdeen und Edinburg, ward 1787 Doctor, ging dann auf Reisen nach Frankreich, Holland, Deutschland und schrieb bei seiner Rückkehr seine „Vindiciae Gallicae, or defense of the french revolution" (Lond. 1791), eine feurige Vertheidigung der franz. Revolution, welche ihn mit den ausgezeichnetsten Männern der Opposition, Fox, Grey, Sheridan und Whitbread, in Verbindung brachte, und wofür ihm die gesetzgebende Versammlung den Titel eines franz. Bürgers bewilligte. Zufällig kam er aber auch mit Burke zusammen, gegen welchen jenes Buch vornehmlich gerichtet war, und bekannte seinen Freunden, daß die Unterredung mit diesem seine Ansichten sehr verändert habe. Er trat nun zur Rechtswissenschaft über, ließ sich 1792 in Lincolns-Inn aufnehmen, und ward 1795 zum Sachwalter (barrister) aufgerufen. Noch wenig beschäftigt unternahm er Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht in Lincolns-Inn; bekam aber erst die Erlaubniß, dieses Local zu benutzen, als er seinen „Discourse on the law of nature and nations" (Lond. 1799) herausgegeben hatte, welcher von beiden Parteien mit großem Beifall aufgenommen wurde. Seine Rede für die Preßfreiheit zu Vertheidigung Peltier's, welcher wegen Verleumdung des damaligen ersten Consuls vor Gericht gezogen war, erregte allgemeine Bewunderung, und in der Übersetzung der Frau von Staël große Verbreitung. Er wurde zum Professor der Politik und Gesetzgebung in Heartford (für die nach Ostindien bestimmten Beamten) ernannt, und bald darauf (1803) zum Recorder (Director des Obercriminalgerichts) in Bombay, wo er sich die größten Verdienste und den Ruhm eines menschenfreundlichen Richters erwarb. Auch wissenschaftlich war er thätig, indem er in das „Asiatic register" wichtige historische Abhandlungen lieferte. Seine Gesundheit nöthigte ihn 1811, nach Europa zurückzukehren. Im J. 1813 ins Parlament gewählt, war er einer der thätigsten Theilnehmer an der Reform der Criminalgesetze, und seit dem Tode des Sir Sam. Romilly der eigentliche Leiter dieser Reform. Aber auch in allen andern Angelegenheiten der Zeit stand er stets in der vordersten Reihe der Streiter für Recht, Licht und Menschenwohl. Großen Ruhm erwarb er sich bei den Verhandlungen über die Fremdenbill, deren Rechtmäßigkeit er anfocht, über die Verhandlungen mit Spanien um die Zeit des Congresses zu Verona, über religiöse Duldung, über den Sklavenhandel und über das Recht der Colonien auf eigne Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Er war der Erste, der für die Unabhängigkeit Griechenlands sprach, und gab 1829 in seiner Rede über die Unterdrückung Portugals durch Don Miguel ein rühmliches Zeugniß von seinem Charakter und seinen würdigen politischen Ansichten. Auch war er 1831 einer der kräftigsten und gründlichsten Kämpfer für die Reformbill. Zweimal, in den Jahren 1822 und 1823, hatte er die Ehre, zum Rector von Glasgow erwählt zu werden, und 1830 ward er Mitglied der Commission für die ostind. Angelegenheiten. Seine Reden im Parlamente waren durchdachte Vorträge, durch tiefe philosophische und politische Blicke ausgezeichnet, aber ein ungünstiges Organ und ein mangelhafter Vortrag schwächten den Eindruck. Er starb am 30. Mai 1832. Unter seinen frühern

schriftstellerischen Arbeiten ist seine „Übersicht der Geschichte der ethischen und politischen Wissenschaften" in der Encyclopaedia britannica" auszuzeichnen, welche auch besonders gedruckt wurde (Lond. 1830, 4.). Seine kurz vor seinem Tode vollendete „Übersicht der Geschichte Englands" in Lardner's „Cyclopaedia" befriedigte nicht die früher von seinen historischen Forschungen erregten Erwartungen. Unvollendet hinterließ er eine „History of the revolution in England in 1688", die nach seinem Tode nebst einer Biographie des Verfassers erschien (Lond. 1834, 4.).

Macphērson (James), durch die Herausgabe der Gedichte Ossian's (s.d.) bekannt, ward 1738 zu Ruthven in der schot. Grafschaft Inverneß geboren, studirte auf den Universitäten zu Aberdeen und Edinburg Theologie und lenkte in dieser Zeit durch sein Gedicht: „The highlander" (Edinb. 1758), worin er viel Feuer und Phantasie verrieth, die Aufmerksamkeit auf sich. Er lebte seit 1759 als Privaterzieher in der Familie Graham und gab hierauf eine Sammlung altschot. Balladen und Gesänge heraus. Die gute Aufnahme, welche sie fanden, veranlaßte M. zur Herausgabe der epischen Dichtungen „Fingal" (1762) und „Temora" (1763). Er wurde 1764 von dem Gouverneur Johnson nach Pensacola in Florida als Secretair mitgenommen, besuchte verschiedene westind. Inseln und nordamerikan. Provinzen, kehrte 1766 in sein Vaterland zurück und gab hier seine „Introduction to the history of Great Britain and Ireland" (1771) und seine „History of Great Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover" (2 Bde., Edinb. 1775, 4.) heraus, worin er Vieles, was bis dahin unbekannt oder ungewiß war, ins Licht setzte. Als die Sache der Nordamerikaner die Gemüther beschäftigte, verfaßte er im Sinne der Regierung einige Flugschriften, die großen Beifall fanden. Zur Belohnung erhielt er den einträglichen Posten eines Agenten des Nabobs von Arcot, und trat 1780 ins Unterhaus. Kränklichkeit halber kehrte er in seine Heimat zurück, wo er 1796 auf einem Landsitze bei Inverneß starb. Von dem durch seine Arbeiten erworbenen Vermögen bestimmte er 1000 Pfd., um das von ihm übersetzte Original des Ossian im Druck herauszugeben, und 300 Pfd. zur Errichtung eines Denkmals für ihn auf seinem Landgute Bellevue. Spätere Nachforschungen haben M.'s Charakter gegen den Vorwurf der Täuschung gerechtfertigt; doch sind noch nicht alle Zweifel in Ansehung der Gedichte Ossian's gehoben.

Macrŏbius (Aurelius Ambrosius Theodosius), ein röm. Schriftsteller, lebte im 5. Jahrh. n. Chr. unter der Regierung Theodosius des Jüngern. Es ist ungewiß, ob er griech. Ursprungs und ob er Christ oder Heide gewesen ist. Er gehört zu den Grammatikern, die aus den Schriften griech. Philosophen, namentlich der Platoniker, Sammlungen anlegten und sie lat. bearbeiteten. Man hat von ihm: „Commentariorum in somnium Scipionis libri duo" und „Saturnalium conviviorum libri septem", eine dankenswerthe Sammlung historischer und antiquarischer Bemerkungen, in Gesprächsform gehalten, beide an seinen Sohn Eustathius gerichtet, in der Manier des Plutarch und des Gellius verfaßt, aus denen auch Vieles entlehnt zu sein scheint. Ein drittes Werk: „De differentiis et societatibus graeci latinique verbi", hat man nur noch in einem Auszuge, dessen Verfasser im 9. Jahrh. lebte. Die erste Ausgabe besorgte Jenson (Ven. 1472); spätere schätzbare Ausgaben lieferten Britannicus (Brix. 1501), Giunti (Flor. 1515), Camerarius (Bas. 1535), Jak. Gronov (Leyd. 1670 und Lond 1694); eine Handausgabe Zeune (Lpz. 1774).

Madagaskar oder Madekasse, d. h. die Mondsinsel, von den Portugiesen San-Lorenzo, von den Franzosen Isle-Dauphine genannt, die größte Insel Afrikas, an der Ostseite durch den 52 M. breiten Kanal Mozambik von dem festen Lande getrennt, wurde zuerst durch die Franzosen bekannt, die sich zu Colbert's Zeiten und in der Mitte des 18. Jahrh. daselbst niederließen. M. hat

einen Flächeninhalt von 10,500 M., ist 220 M. lang, 45—70 M. breit und wird durch eine von N. nach S. laufende hohe Bergkette getheilt, an deren Fuße viele Bäche und Flüsse entspringen, die das Land bewässern. Die Berge, mit Waldungen bedeckt, bieten die größte Mannichfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar, und die Ebenen, mit Ausnahme der Küsten, sind außerordentlich fruchtbar. Fast ohne Arbeit werden erbaut: Reis, Bataten, Südfrüchte, Indigo, Seide; auch hat die Insel einige ihr eigenthümliche Balsam- und Gummigewächse. Elefanten und Raubthiere gibt es nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. An Mineralien finden sich Edelsteine, Eisen, Kupfer, Silber und Salz. Die Ureinwohner, Madegassen oder Malgaschen genannt, sind von schwarzer Farbe, mittlerer Größe, wohlgebildet, munter und kraftvoll; die Fremdlinge, größtentheils arab. und malaiischen Ursprungs, treiben verschiedene Handwerke. Das Innere bewohnen verschiedene Stämme, die von kleinen Fürsten beherrscht werden, auf der Nordostseite der Insel wohnt ein Volk jüd. Abkunft, das die Beschneidung und die Feier des Sabbaths beobachtet, und in den Gebirgen ein Stamm Menschen von sehr kleiner Gestalt, der zur Fabel von einem Zwergvolke Veranlassung gegeben hat. Die gesammte Bevölkerung wird auf 4 Mill. angegeben. Das Volk theilt sich in drei Classen; zur ersten gehören die Fürsten und ihre Familien, die zweite macht die Freien aus, und die dritte die Sklaven, die aber hier sehr menschlich behandelt werden und mit denen ihre Herren gleiche Arbeiten und Anstrengungen theilen. Krieg unternehmen sie besonders deshalb, um Sklaven zu bekommen oder Erndten wegzunehmen; jeder Waffenfähige ist dazu verpflichtet. M. wird schon von Marco Polo im 13. Jahrh. unter dem Titel Magastar oder Madaiascar aufgeführt; doch wurden erst die Portugiesen 1506 die eigentlichen Entdecker. Engländer und Holländer machten seitdem wiederholte vergebliche Versuche, sich daselbst niederzulassen. Die Franzosen legten auf M. 1665 eine Colonie an, konnten sich aber damals so wenig als später behaupten. Doch treiben sie noch Handel mit der Insel, holen von dort Reis für ihre afrikan. Colonien und haben seit 1822 auf der nahen Insel Sta.-Maria eine kleine Niederlassung. Von der Küste M.'s wurden sie durch die Owas, einen räuberischen Stamm, vertrieben, haben sich aber 1829 daselbst wieder festgesetzt. Die Engländer besitzen jetzt auf der Nordküste ein Fort mit dem Hafen Louquez. Der König Radana aus M., gest. 27. Jul. 1828, verpflichtete sich 1823 gegen die Engländer zur Aufhebung des Sklavenhandels, wofür er Kleidungsstücke erhielt; auch machte während seiner Regierung das Christenthum Fortschritte; allein seine Witwe und Nachfolgerin hat die Missionare wieder vertrieben. Eine „Carte de l'île M. et des îles adjacentes" (Lond. 1830) besorgte der Ingenieur Lislet Geoffroy zu Port Louis auf der Insel Mauritius.

Madame, in der franz. Conversationssprache der Titel jeder erwachsenen Frau; in Deutschland derjenigen Frauen des Bürgerstandes, deren Männer ohne besondern Titel sind, hieß sonst vorzugsweise in Frankreich des Königs Bruders-Gemahlin, des Königs Vaters-Schwester, oder des Königs Mutter-Schwester, oder die fille de France, d. i. Tochter des Königs, oder des bei seinen Lebzeiten verstorbenen Dauphins. Mesdames de France heißen überhaupt die Töchter der franz. Könige.

Mademoiselle oder **Demoiselle**, früher der allgemein übliche Titel unverheiratheter Frauen, in Deutschland allmälig durch den Titel Fräulein verdrängt, war sonst, ohne allen Zusatz, in Frankreich ein Ehrentitel, welcher des Königs Bruders-Töchtern, des Königs Vaters-Bruders-Töchtern, oder des Königs Mutter-Bruders-Töchtern gegeben wurde, der aber seit 1734 nur der ersten Prinzessin von Geblüte gegeben werden sollte.

Madera oder **Madeira**, eine den Portugiesen gehörige afrikan. Insel von 16 ½ □M. mit 100,000 Einw., westl. von Afrika und nördl. von den cana-

rischen Inseln (32° 37′ N. Br.), wurde 1419 von den Portugiesen Zargo und Tareira entdeckt und wegen des Holzreichthums so benannt, denn Madeira heißt im Portugiesischen Holz. Die Insel ist ein ausgebrannter Vulkan, dessen Spitze, der Pico Ruyro, bis 5300 F. über das Meer sich erhebt und der eine Menge größere und kleinere Bäche reichlich bewässert. Das Klima gleicht einem immerwährenden Frühlinge und die Fruchtbarkeit ist außerordentlich. Im Sommer ersetzt der Thau den Regen, der im Winter oft Überschwemmungen veranlaßt. Die Luft ist äußerst gesund und das ganze Jahr hindurch wachsen Blumen und Früchte. Das Haupterzeugniß ist der Maderawein. Die Weinpflanzungen (von Reben aus der Insel Kreta) liefern jährlich 30,000 Pipen oder etwa 90,000 Ohm, wovon die Hälfte ausgeführt wird. Die beste Sorte auf der Südküste ist der Madera-Malvasier, in England Malmsey genannt, der selbst dem Dry-Madera vorgezogen wird. Letzterer heißt deshalb Dry- (trockener) Madera, weil er aus demjenigen Safte zubereitet wird, der den allerreifsten, schon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter entträufelt. Irrigerweise nahm man sonst an, daß der Maderawein, um den höchsten Grad der Güte zu erlangen, dreimal die Linie müsse passirt haben und alsdann Tri-Madera genannt werde; denn obgleich manche Ostindienfahrer denselben auf ihrer Hinfahrt einnehmen, um ihn bei ihrer Rückkunft theurer zu verkaufen, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß weite Seereisen dem Madera zuträglich sind, so kann man doch nur sagen, dieser Wein habe die Linie zweimal passirt. Die Weinberge werden immer nur auf ein Jahr verpachtet. Vier Zehntheile des reinen Ertrages gehören dem Pachter, vier andere dem Eigenthumsherrn, eins dem König und eins der Geistlichkeit. Anstatt der Waldungen, die zur Zeit der Ankunft der Portugiesen diese Insel bedeckten, findet man jetzt viele Kastanien-, Pomeranzen-, Citronen-, Aprikosen- und Pfirsichbäume u. s. w. In den Gärten zieht man, außer Küchengewächsen, auch Ananas und andere tropische Gewächse. Zuckerrohr wird wenig gebaut, das Getreide reicht nicht hin, daher man den Mangel durch auswärtiges Getreide, durch Arumwurzeln, Bataten und Kastanien ersetzt. Auch gedeiht daselbst der Kaffeebaum. Aus Europa hat man Rindvieh, Schafe und Pferde eingeführt. Die einzigen wildlebenden vierfüßigen Thiere sind das Kaninchen und das Schwein; wilde, giftige Thiere, Schlangen u. dgl. fehlen ganz. Die Einwohner sind meist portug. Abkömmlinge, auch Mulatten und Neger, im Ganzen weniger bigott und intolerant als die Portugiesen. Portugal hält auf M. einen Generalgouverneur und bezieht von der Insel beträchtliche Einkünfte, welche die Ausgaben für die Besoldung der Beamten und Unterhaltung der Truppen übersteigen. Der Handel ist meist in den Händen der Engländer. M. blieb 1828 der Königin Donna Maria getreu; als aber die Truppen des Don Miguel gelandet, sah sich der Gouverneur, Oberst Valdez, von seinen Truppen verlassen, zur Flucht genöthigt, worauf die Insel als erobertes Land betrachtet und die Güter der Wohlhabenden eingezogen wurden. Erst nach der Eroberung Lissabons ward es möglich, daß die Insel sich wieder erheben und unter die Herrschaft der Königin Donna Maria zurückkehren konnte. Die Hauptstadt der Insel, Funchal, der Sitz des Gouverneurs und des Bischofs, erhebt sich amphitheatralisch auf der Südküste der Insel, im Hintergrunde einer Bai, entspricht aber im Innern keineswegs dem schönen Anblicke von Außen. Sie hat drei Klöster, einen von vier Forts vertheidigten Hafen und 20,000 Einw. — Nördl. von M. liegt die dazu gehörige kleine Insel Porto-Santo, mit 1200 Einw., welche sehr reich an Federwildpret ist. Vgl. Pitta's „Account of the island of M." (Lond. 1812); Bowdich's „Excursion of M." (Lond. 1825, 4.) und „Rambles in M. and in Portugal, in 1826" (Lond. 1827).

Madison (James), Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika 1809—17, wurde um 1758 in Virginien geboren und widmete sich nach sorg-

fältiger Vorbildung dem Sachwalterberufe. Kaum 22 Jahre alt, ward er schon in einem öffentlichen Amte angestellt und erwarb sich bald das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn zum Mitgliede des Congresses wählten, wo er zu den gewandtesten Rednern gehörte. Nach der Gründung der neuen Verfassung der Vereinigten Staaten, zu welcher M. viel beigetragen hatte, verband er sich mit einigen Patrioten, um durch Flugschriften, die unter dem Titel „The federalist" gesammelt wurden, das Volk zur Annahme des Grundgesetzes zu bewegen. Unter Jefferson's Verwaltung ward er Staatssecretair. Zum Präsidenten erwählt, erklärte er seinen Entschluß, die Unabhängigkeit des Vaterlandes fest zu begründen, und die Partei der Föderalisten, die man einer Hinneigung zu England beschuldigte, aus allen Kräften zu bekämpfen. Im Geiste dieses Grundsatzes verbot er allen Verkehr mit England und Frankreich, so lange diese Staaten die seit 1807 den Handel der Neutralen störenden Verfügungen aufrecht erhalten würden. Als die franz. Regierung die beschränkenden Verordnungen zurücknahm, eröffnete M. die Verbindung mit Frankreich wieder, während die Verhältnisse mit England sich verwickelten, da die brit. Regierung weniger nachgiebig sich zeigte, und durch Anmaßungen zur See, besonders durch das Pressen der Matrosen auf amerikan. Schiffen, M.'s ohnehin ungünstige Stimmung gegen England noch mehr reizte. Dies führte 1812 zu dem Kriege gegen die Briten, welcher den aufblühenden Wohlstand der Vereinigten Staaten (s. d.) außerordentlich störte. Die Fehler, welche mehre amerikan. Generale begingen, wurden dem Präsidenten zugeschrieben und das Misvergnügen über ihn äußerte sich besonders bei der Gegenpartei, den Föderalisten, welche die Absicht merken ließen, einen andern Präsidenten zu wählen. M. benahm sich in diesem kritischen Zeitpunkte mit männlichem Muthe, besonders bei der schmählichen Verbrennung der Bundesstadt Washington durch die Engländer. Nach dem Abzuge der Feinde versammelte er den Congreß, eröffnete die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede, und nahm so kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Übergewicht, besonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada und durch die Tapferkeit der amerik. Seemacht, erhielten. Die Folge war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wiederherstellte. Darauf bemühte sich M. mit dem günstigsten Erfolge, den Wohlstand der Vereinigten Staaten zu heben. Am 1. März 1817 unterzeichnete er die Navigationsacte, und drei Tage nachher legte er seine Stelle nieder. Sein Nachfolger ward der bisherige Staatssecretair, James Monroe (s. d.)

Madonna, ein ital. Wort, wird vorzugsweise die Mutter Maria genannt; daher Madonnengesicht, Madonnenbild u. s. w.

Madras, die Hauptstadt der brit. Präsidentschaft gleiches Namens in Vorderindien, in der Landschaft Karnatik (2700 □M. mit 5½ Mill. Einw.), auf der Küste von Koromandel, liegt in einer sandigen Gegend, am Flusse Palier und am Meere. Sie besteht eigentlich aus einer Vereinigung von Landhäusern, die um das Fort St.-Georges herum gelegen sind. Namentlich gibt es daselbst viele Moscheen und mohammed. Grabmäler. Die meisten der Moscheen sind mit verschwenderischer Pracht erbaut. Ihre Kuppeln haben die Gestalt von Turbanen und sind von hohen Adamsfeigenbäumen und schlanken Palmen umgeben. Die schöne und regelmäßige weiße Stadt ist mit einer Mauer umgeben, blos von Europäern bewohnt, der Sitz der reichen Kaufleute, ungeheurer Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramläden. Unter den vielen, zwischen den Gärten zerstreuten großen Gebäuden zeichnet sich der Palast des Gouverneurs aus, in welchem sich der größte Saal der Erde befindet. Das Innere schmückt eine Galerie, die auf mehr als 30 Säulen ruht und den Saal in drei gleiche Theile scheidet. Um die ganze Außenseite des Gebäudes läuft eine offene Galerie. Dieser Prachtbau wurde vom Lord Clive 1802 nach dem von Choiseul-Gouffier entwor-

fenen Plane ausgeführt. In dem Fort sind Casamatten neuerer Bauart. Sie bestehen aus Sälen, die unter den Wällen mit vielen Seitenpforten angebracht sind, sodaß die Truppen überall, wo man sie braucht, zur Unterstützung hineilen können, und fassen 300 M. Mehr als 2500 Kanonen, die in drei Stockwerken batterienweise vertheilt sind, dienen dem Fort zum Schutze. Vor dem Gouvernementsgebäude ist der große, viereckige Paradeplatz, und diesem gegenüber das Rathhaus; die andern Seiten des Platzes nehmen die übrigen Compagniegebäude ein. Durch eine Esplanade getrennt von der weißen Stadt, liegt, einen Raum von drei Stunden einnehmend, die schwarze Stadt, ein großer fester Ort, worin die schönsten Paläste mit den elendesten Hütten und breite Straßen mit engen Gassen wechseln. Sie ist der Aufenthaltsort der Malabaren, und jede Classe hat ihr eignes Viertel inne. Am meisten fällt in M. die Verschiedenheit der Nationen, Sprachen, Gewohnheiten und Religionen auf, die, aus den verschiedenartigsten Elementen gemischt, doch nie sich feindlich berühren. Man trifft hier Hindus, Mohammedaner, Gebern, Armenier, Katholiken, Reformirte, selbst Chinesen, und M. ist vielleicht der einzige Ort in der Welt, wo ein türk. Imam, ein ind. Brahmine, ein siamesischer Talapoine, ein japan. Kanuri, ein griech. Papas, ein katholischer Abbé und ein anglikanischer Prediger in Eintracht ihren Glauben nebeneinander lehren. Die Zahl der Pagoden, Moscheen, Kapellen, Kirchen, Tempel und Bethäuser kann man auf 1000, und die der Bevölkerung auf 800,000 annehmen. M. hat die schönste Kirche Asiens, welche auf Säulen ruht und in einem Palmenhaine liegt, eine protestantische Missionsanstalt, eine Sternwarte, eine Buchdruckerei, eine Waisenversorgungsanstalt, ein Irrenhaus, ein Collegium für die ind. Sprachen, mehre Lehranstalten, darunter Bell's berühmte Schule, genannt Asylum, und seit 1820 eine asiat. Gesellschaft. Man verfertigt weiße und bunte Baumwollenwaaren, Glasarbeiten zum Putz für die Hindufrauen, und unterhält erhebliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzsiedereien. Wichtiger ist der Handel, obgleich die Stadt nur eine mittelmäßige Rhede hat. Den Mangel des guten Trinkwassers ersetzt eine in neuern Zeiten angelegte Wasserleitung, welche das Trinkwasser aus der umliegenden Gegend in alle Theile der Stadt führt. M. steht an der Stelle, wo vor ältern Zeiten das Städtchen Tschinnapatnam stand, welches dem Könige von Bisnagor gehörte, von dem es die Briten 1645 bekamen und hier die Stadt und das Fort St.-Georg erbauten. — Die Präsidentschaft Madras, 8791 □M. mit 19 Mill. Einw., begreift den östl. Theil der Halbinsel diesseit des Ganges, vom Cap Komorin bis Balasore, und ist in neun Provinzen eingetheilt: Karnatik, Coimbatur, Salem mit Barramahal, Cirkars, Mysore, Malabar, Travancore, Canara und Balaghaut. Die Staatseinkünfte betragen über 5,400,000 Pfd. St.

Madrid, die Haupt- und Residenzstadt Spaniens, in dem Königreiche Neucastilien, am Manzanares, 2276 F. über der Meeresfläche, im Kanzleistyle die sehr edle, rechtliche, berühmte und heroische Stadt genannt, bildet ein unregelmäßiges Viereck, ist blos mit einer Mauer umgeben, hat ungefähr 3½ Stunden im Umfang und in der größten Länge 1¼ St. Die neuern Häuser sind zum Theil in gutem Geschmacke gebaut und die meisten Straßen, unter denen die von Alcala, S.-Bernardo und Fuencarral sich besonders auszeichnen, gut gepflastert. Die Stadt hat 145,000 Einw., 77 Kirchen und 62 Klöster. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das seit dem Brande 1734 neu aufgeführte kön. Residenzschloß aus; ferner der Palast des Herzogs von Medina, das Zollamtsgebäude, das Rathhaus, neben der Stadt das Amphitheater zu Stiergefechten und der Aquäduct, welcher sein Wasser nach 32 Brunnen führt. An der entgegengesetzten Seite ist das ehemalige Residenzschloß Buen-Retiro, dessen großer und schöner Park während der Revolution sehr gelitten hat. Der große Marktplatz (Plaza mayor) ist durch Buden verbaut; ein anderer kleinerer öffentlicher Platz, la Puerta

del Sol, wird am häufigsten besucht und ist der Sammelplatz der Geschäftsleute. M. ist der Sitz der obersten Staatsbehörden, ehemals auch des Oberinquisitionsgerichts, einer Universität, die 1770 erneuert wurde, und 13 kön. Akademien, z. B. der Wissenschaften, der Geschichte, der Medicin, der schönen Künste, der Rechtswissenschaft, der Mineralogie u. s. w.; außerdem gibt es daselbst mehre Bibliotheken, Museen, Kunstsammlungen, verschiedene gut eingerichtete Lehranstalten, 19 Krankenhospitäler und mehre Wohlthätigkeitsanstalten. Auch hat M. viele Fabriken; doch fehlt es noch an einer Menge Bequemlichkeiten, für welche die 12 Regidoren sorgen sollen, deren Ämter erblich sind. M. ist seit Philipp II. Zeiten die Residenz der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd hier und auf den Sitios Aranjuez, Escorial und San-Ildefonso aufhalten. In der Nähe von M. liegen die Lustschlösser El Pardo, Casa del Campo, Zarzuela und La Florida. Der Volksaufstand, welcher am 2. Mai 1808 in Madrid gegen die Franzosen ausbrach, gab das Zeichen zum allgemeinen Aufstande. In der neuesten Zeit ward M. seit dem Apr. 1834 durch die Cholera heimgesucht. Die politische Erschütterung Spaniens durch den Kampf der Karlisten und Christinos, sowie die Berufung der allgemeinen Cortes in M. im J. 1834 regten zwar auch hier den Parteigeist auf; doch war bis jetzt die öffentliche Ruhe nur einmal vorübergehend gestört. Am 18. Jan. 1835 empörte sich nämlich ein Theil des zweiten leichten Infanterieregiments, unter Anführung des Lieutenants Don Jose Cardero, mordete den Generalcapitain von Neucastilien, General Canterac, und suchte ein liberaleres Regierungssystem zu bewirken, konnte aber nichts ausrichten, da die Volksmasse keinen thätigen Antheil nahm.

Madrigal heißt eine Form des lyrischen Gedichts von kleinem Umfange, geeignet, einen anmuthigen, sinnreichen Gedanken, dessen Inhalt gewöhnlich die Liebe ist, auszudrücken. Die Madrigale enthalten nicht unter 4 und gewöhnlich nicht über 16 Verse, und bestehen häufig aus Hendekasyllaben, mit kürzern Versen vermischt, oder aus achtsylbigen gereimten Versen, mit freier Reimverbindung. Anfangs wurden diese Poesien von den Provenzalen in ihrer weichen Mundart Madrials genannt, weil man sie zu materiellen, d. h. zu gemeinen und niedrigen, Gegenständen brauchte; doch gibt man auch noch andere Ableitungen, z. B. von Mandre, der Schäfer, an. Die ersten Madrigale hat man von Lemmo aus Pistoja, welche von einem gewissen Casella, dessen Dante Erwähnung thut, in Musik gesetzt wurden. Das eigentliche Madrigal besteht aus drei meist durch Reime verbundenen Absätzen und befolgt in dieser Dreitheiligkeit ungefähr dasselbe Gesetz, das den zwei Stellen und dem Abgesange des deutschen Meisterliedes zu Grunde liegt. Der dabei gebrauchte musikalische Styl soll ursprünglich ein taktmäßiges Recitativ gewesen sein; doch findet sich hiervon kein Beispiel. In die Musik eingeführt wurde es gegen 1540, meist drei- bis fünfstimmig bearbeitet, in ziemlich freiem Contrapunkt, wodurch es sich äußerst beliebt machte und der geselligen Tonkunst bedeutend aufhalf, bis es endlich durch übertriebene Künsteleien verlor. Als der ausgezeichnetste Componist weltlicher Madrigale gilt Luca Marengio, gest. 1599. Auch Palestrina componirte geistliche Madrigale. Auf Instrumente wurde der Madrigalgesang ebenfalls übertragen; man findet daher aus dem 16. und 17. Jahrh. Madrigale für die Orgel und andere Instrumente. Tasso's Madrigale gehören zu den schönsten der ital. Poesie. Seit Kasp. Ziegler, geb. zu Leipzig 1621, welcher der erste deutsche Madrigalendichter ist, behandelten diese Form unter den Deutschen mit besonderm Glücke Hagedorn, Götz, Gotter, Voß, Manso, Göthe, A. W. Schlegel in s. „Blumensträußen" u. A.; doch ward die Form nicht immer streng festgehalten und oft jedes zarte kleine Liebesgedicht so genannt.

Maestoso dient zur Bezeichnung der Vortragsart in der Musik und bedeutet feierlich, erhaben.

Maffēi (Francesco Scipio, Marchese), einer der besten ital. Lust- und Trauerspieldichter, geb. zu Verona am 1. Jun. 1675, studirte im Jesuitencollegium zu Parma und ging 1698 nach Rom, wo er sich der Dichtkunst widmete und unter die Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienste, machte unter seinem Bruder Alessandro im span. Erbfolgekrieg einige Feldzüge in Italien und Deutschland mit, und wohnte 1704 der Schlacht von Donauwörth als Freiwilliger bei. Bald aber rief die Liebe zu den Wissenschaften ihn wieder nach Italien zurück. Bei Gelegenheit eines Streites, worein sein Bruder Alessandro verwickelt wurde, schrieb er hier „Della scienza chiamata cavalleresca" (Rom 1710, 4.), ein Buch voll gelehrter Untersuchungen über die Gebräuche der Alten, die Streitigkeiten zwischen Privatpersonen zu schlichten, in welchem er zu beweisen suchte, daß das Duell der Religion, der gesunden Vernunft und dem Interesse des bürgerlichen Lebens zuwider sei. Im Betracht des Verfalls der Literatur seines Vaterlandes unternahm er mit Apostolo Zeno und Vallisnieri eine Zeitschrift, deren Zweck es war, den Schriftstellern die Mängel ihrer Werke aufzudecken und sie mit der Literatur des übrigen Europa bekannt zu machen. Zu gleicher Zeit richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Theater, für welches er treffliche Lust- und Trauerspiele schrieb; glänzenden und dauernden Beifall fand seine Tragödie „Merope" (Modena 1713), obgleich sie nur ein Versuch war, die Vorzüge der griech. und franz. Tragödie zu verbinden. Auch sein Lustspiel „La ceremonia" wurde mit Erfolg auf die Bühne gebracht. In der Absicht, das vernachlässigte Studium der griech. Sprache unter seinen Landsleuten zu beleben, berief er geschickte Lehrer, die er auf seine Kosten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handschriften in der Domkirche seiner Vaterstadt führte ihn auf das Studium der Diplomatik, dem wir sein gelehrtes Werk „Verona illustrata" (Ver. 1731—32, Fol.; neue Ausg., 8 Bde., Ver. 1792—93, 4.) zu danken haben. Nach Beendigung dieses Werkes bereiste er 1732 Frankreich und sodann England, Holland und Deutschland, wo er in Wien von Kaiser Karl VI. auf das Ehrenvollste aufgenommen wurde. Er starb am 11. Febr. 1755 in seiner Vaterstadt, die ihm aus Dankbarkeit ein Ehrendenkmal setzen ließ. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften sind noch auszuzeichnen: „Rime e prose" (Venedig 1719, 4.); „Istoria diplomatica" (Mantua 1727, 4.); „Teatro" (Ver. 1730); „Osservazioni letterarie" (6 Bde., Ver. 1737—40); „Museum Veronense" (Ver. 1749, Fol.) und „Poesie" (2 Bde., Ver. 1752). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig in 21 Bdn., 1790. — Sein Bruder, Alessandro, Marchese M., geb. zu Verona 1662, unter dessen Namen er Denkwürdigkeiten über das Leben desselben (Ver. 1737, franz., 2 Bde., Haag 1740, 12.) herausgab, kam als Edelknabe an den Hof des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, der sein Pathe war, machte unter Maximilian Emanuel die Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich mit, diente mit Ruhm im span. Erbfolgekriege, ward nach dem Siege bei Belgrad, 1717, wozu er viel beitrug, Feldmarschall und starb zu München 1730. — Unter den übrigen merkwürdigen Männern dieses durch mehre Gegenden Italiens verbreiteten Geschlechts verdienen noch besondere Erwähnung: Rafael M., auch unter dem Namen Rafael von Volterra bekannt, geb. zu Volterra um die Mitte des 15. Jahrh., gest. daselbst 1522, der sein ganzes Leben wissenschaftlichen Beschäftigungen widmete. Sein Hauptwerk sind die „Commentarii rerum urbanarum libri XXXVIII" (Rom 1506), die in den ersten 23 Büchern geographische und biographische Abhandlungen, in den letzten aber eine encyklopädische Übersicht aller gegen Ende des 15. Jahrh. verbreiteten Kenntnisse enthalten. — Giovanni Pietro M., einer der gelehrtesten Schriftsteller unter den Jesuiten, geb. 1535, stammte von einem in Bergamo angesiedelten Zweige des Geschlechts. Nachdem er einige Zeit in Rom gelebt wo er sich mit Annibal Caro und andern gelehrten Männern verband, nahm er den

Lehrstuhl der Beredtsamkeit in Genua an, wurde dort sehr bald auch Secretair der Republik, kehrte aber nach zwei Jahren nach Rom zurück und trat in den Jesuitenorden. Hier gab er 1570 eine lat. Übersetzung von Acosta's „Geschichte von Indien" heraus, deren schöne Schreibart den Cardinal Heinrich von Portugal veranlaßte, ihn nach Lissabon zu berufen und ihm die Abfassung einer allgemeinen Geschichte von Indien zu übertragen, wozu er ihm die Urkunden aus den Archiven mittheilen ließ. Dieses Werk erschien unter dem Titel „Historiarum indicarum libri XVI" (Flor. 1588, beste Ausg., Köln 1593, Fol.), ist aber nur durch die Schreibart und keineswegs durch Kritik und Gründlichkeit ausgezeichnet. Er kehrte 1581 nach Rom zurück und starb 1603 zu Tivoli. Eine Sammlung seiner lat. abgefaßten Schriften erschien zu Bergamo (2 Bde., 1747, 4). — Paolo Alessandro M., geb. zu Volterra 1653, befehligte in Rom eine Compagnie der päpstlichen Garde, setzte aber dabei seine gelehrten Beschäftigungen eifrig fort, und erwarb sich durch fleißigen Besuch der Museen und Cabinette eine ausgebreitete Kenntniß der Denkmäler des Alterthums. Erst in seinem 50. Jahre jedoch machte er die Früchte seiner freilich nicht sehr kritischen Arbeiten bekannt. Er starb zu Rom 1716. Seine wichtigsten Werke sind: „Raccolta di statue antiche e moderne" (Rom 1704, Fol.), worin 163 Abbildungen von alten Denkmälern enthalten sind, die sich in Roms Palästen, Gärten und Sammlungen befinden, und eine neue Ausgabe von Lionardo Agostini's „Gemme antiche figurate colle sposizioni" (Rom 1707), die aber, ungeachtet sie die vollständigste ist und durch M.'s Zusätze und Anmerkungen neuen Werth erhält, doch weniger als die älteste und seltene, durch schöne Kupferabdrücke ausgezeichnete Ausgabe (2 Bde., 1657, 4.) gesucht wird.

Mafra, ein Dorf mit einem kön. Palaste und 1000 Einw. in der portug. Provinz Estremadura, ungefähr 5 M. nordwestl. von Lissabon, unfern dem Meere in einer hochgelegenen Gegend, ist des dasigen Klosters wegen berühmt, welches einst das ärmste Kloster in Portugal war, jetzt das prächtigste ist. In einer Krankheit nämlich gelobte König Johann V. den Bau dieses Klosters an der Stelle des schlechtesten seines Reiches, und von 1717 — 31 wurde dieses Gelübde, mit einem Aufwande von mehr als 20 Mill. Gulden, erfüllt. Ein Deutscher, der Goldschmied Friedr. Ludwig, wurde mit der Aufführung des Gebäudes beauftragt, das, obschon unvollendet, zu den wichtigsten Denkmälern der goth. Baukunst gehört. In seiner viereckigen Form dem Escorial ähnlich, ist es ihm an Ausdehnung überlegen, indeß mehr ein Denkmal der Prachtliebe und des Aufwandes als der Größe. Auf der Westseite ist ein ionischer sechssäuliger Porticus, welcher zu der aus Marmor erbauten Kirche führt, zu deren Seiten Pavillons für die kön. Familie und den Patriarchen mit der hohen Geistlichkeit erbaut sind. Zu dem gewaltigen Umfange dieses Gebäudes, das 866 Zimmer und mehr als 2500 Thüren und Fenster enthalten soll, gehören das Augustinerkloster mit 300 Zellen, einer Bibliothek von 50,000 Bdn. und einem Naturaliencabinet, eine Schule, der Park und Thiergarten. Eine Klosterschule wurde daselbst 1772 durch Joseph I. gegründet. Die Umgebungen bilden ausgedehnte Gärten mit herrlichen Anpflanzungen. Bekannt wurde dieses Kloster besonders durch des engl. Baumeisters Murphy Prachtwerk (Lond. 1791, Fol.), dem als Text die geschichtlichen Erklärungen von Luis de Sousa beigegeben sind.

Magazine, Aufbewahrungsorte der Mund- und Kriegsbedürfnisse in Festungen, werden, seitdem die Franzosen in dem Revolutionskriege die Ernährung der Truppen durch Requisition (s. d.) in Gang gebracht hatten, immer seltener angelegt, was allerdings die schnellere Bewegung der Truppen nach allen Richtungen erleichtert, sehr oft aber auch Mangel an allen Unterhaltsmitteln zur Folge hat. Die zur Aufbewahrung des Pulvers und der Kunstfeuer bestimmten Magazingebäude sind von zweierlei Art: 1) Friedensmagazine oder Luftmagazine,

gewöhnlich außerhalb der Festung oder Stadt, aus Fachwerk, leicht gebaut und mit einer Palissadenwand oder mit einem Erdwalle umschlossen, und 2) Kriegsmagazine, mit einem halbkreisförmigen, 3 F. dicken Gewölbe geschlossen und mit einem aufgemauerten Rücken versehen, so groß, daß sie 500 — 800 Ctr. Pulver in Fässern aufnehmen können. Gegen den Wetterstrahl werden alle Pulvermagazine mit Ableitern versehen, die aber nicht auf dem Magazine selbst angebracht, sondern auf der Giebelseite an hölzernen Säulen befestigt sind. Die Pulvermagazine für den täglichen Verbrauch auf den Festungswällen und in den Belagerungsbatterien heißen gewöhnlich Pulverkammern.

Magdalēna, oder Maria von Magdala, einer Stadt am galiläischen See in Palästina, wird nach einem alten exegetischen Irrthume die im Evang. des Lukas, 7, 36—50, ohne Angabe ihres Namens erwähnte Sünderin genannt, die für ihre Reue und Anhänglichkeit an Jesus der Vergebung ihrer Sünden von ihm versichert ward. Weil sie durch Übermaß in der Liebe gesündigt hatte und aus einer Buhlerin eine Heilige wurde, ergriff die Andacht, und mit ihr die religiöse Poesie und Kunst, den aus ihrer Bekehrung und den Lebensumständen jener mit ihr verwechselten Maria von Magdala (s. Maria) zusammengesetzten geschichtlichen Stoff, um sich das heilige Magdalenenbild zu schaffen, das zu den anziehendsten Gegenständen der schönen Kunst gehört. Mit der Hoffnung, wie Magdalena begnadigt zu werden, vereinigten sich solche Bekehrte zu einem geistlichen Orden, der anfangs nur gefallene Mädchen und Buhlerinnen aufnahm, in Deutschland schon vor 1215 bestand, um jene Zeit in Frankreich, Italien und Spanien viele Ordenshäuser erhielt und sich selbst nach Indien verbreitete. Die Nonnen desselben nannten sich Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, in Frankreich Madelonetten, nahmen die angebliche Regel des h. Augustinus an und theilten sich in mehre durch Farbe der Kleidung (weiß, grau oder schwarz) und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedene Congregationen. Obgleich dieser Orden, nur zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen verpflichtet, sich sonst nicht gemeinnützig machte, auch durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen von seiner ursprünglichen Bestimmung abgewichen ist, hat er sich doch bis in die neueste Zeit erhalten. Die in protestantischen Ländern noch übrigen katholischen Magdalenenstifte haben sich zur Krankenpflege bequemen müssen, so z. B. das zu Lauban in der Oberlausitz. — Magdalenen-Gesellschaften nennt man in England und den Vereinigten Staaten, wo sie dem engl. Muster nachgebildet wurden, diejenigen wohlthätigen Anstalten, welche die sittliche Besserung gefallener Mädchen zu bewirken suchen. Eine solche Gesellschaft wurde zuerst in London 1758 durch die Bemühungen des Doctors Dodd gestiftet und beiweitem die meisten der Gefallenen, die seitdem in der von der Gesellschaft wohl eingerichteten Anstalt Aufnahme fanden, haben sich in ihrem spätern Leben durch achtbares Betragen empfohlen. Die größere Zahl wurde ihren Familien wieder zugeführt, für das Fortkommen anderer, die sich in der Anstalt gut aufgeführt, wurde gesorgt und nur wenige mußten als unverbesserlich entlassen werden.

Magdeburg, die Hauptstadt der preuß. Provinz Sachsen und eine der wichtigsten Festungen, der Sitz eines Oberpräsidenten, einer Regierung, eines Oberlandesgerichts, des Generalcommandos des vierten Armeecorps und eines evangelischen Bischofs, mit etwa 38,000 Einw., besteht aus vier besondern Theilen und zwei besondern Vorstädten. Jene Theile sind: 1) die Altstadt, oder die Hauptfestung längs der Elbe mit elf Bastionen und zehn kleinen Ravelinen zwischen ihnen, die noch eine Anzahl Contregarden und Lunetten vor sich haben. Sie werden überall von einem doppelten und an einigen Punkten dreifachen bedeckten Wege umgeben und durch Minen verstärkt. Im Süden der Altstadt liegt 2) der Stern, eine vierseitige casamattirte Tenaille, unter Friedrich dem Großen vom General Wallrave erbaut, der wegen Treulosigkeit hier in einem, von ihm selbst

angelegten Gefängniß sein Leben endigte. Daselbst ward auch Trenck, in einem für ihn bestimmten Häuschen, im trocknen Graben, festgehalten. Zwischen dem Stern und der Altstadt wurde durch die Franzosen auf der Stelle der abgetragenen Sudenburg seit 1811 das Fort Napoleon, jetzt Scharnhorst genannt, eine fünfseitige große Lunette, erbaut, in der Kehle durch eine Caponnière mit Schußspalten geschlossen. Über den breitesten Hauptarm der Elbe führt aus der Stadt die lange Brücke nach 3) der Citadelle, einem bastionirten Fünfeck mit hohem, gemauertem und casamattirtem Walle ohne Außenwerke, von König Friedrich I., 1680, auf einer Insel erbaut. Über die jenseit desselben fließenden zwei Flußarme der Elbe führen Aufziehbrücken, und jenseit derselben liegt 4) die Friedrichstadt in der Thurmschanze, die mit fünf gemauerten Thürmen, und vor denselben mit drei ganzen und zwei halben Bastionen, vier Ravelinen und einem bedeckten Wege befestigt, den Eingang auf dem rechten Elbufer sichert, wo man auf der neu erbauten Friedrich-Wilhelms-Brücke, 1080 F. lang, über die Elbniederung kommt. Die nördl. gelegene Vorstadt, die Neustadt, die, zu nahe den Festungswerken, 1806 von den Preußen und 1813 durch die Franzosen, nebst der andern südwestl. gelegenen Vorstadt, der Sudenburg und dem ehemaligen Kloster Bergen, zerstört wurde, ist seit 1818 theilweise wieder aufgebaut. M., obgleich nach alter Art, mit engen und krummen Straßen, wovon nur der breite Weg eine Ausnahme macht, ist doch größtentheils gut gebaut. Besonders zeichnen sich aus das 1691 erbaute Rathhaus, die Dompropstei oder das Fürstenhaus, das Landschaftshaus, die Wasserkunst mit einer Getreidemühle und Dampfmaschine von Gußeisen, die Artilleriecaserne und acht Kirchen, darunter eine katholische. Die Stadt hat ein Pädagogium im Kloster Unser lieben Frauen, ein Domgymnasium mit einem Landschullehrerseminar, eine höhere Gewerbs- und Handelsschule, mehre andere treffliche Lehranstalten und viele wohlthätige Stiftungen. Die Industrie beleben viele große Fabriken der verschiedensten Arten; auch hat M. bedeutenden Handel, der durch die zwei Messen und die Wollmärkte, welche jährlich daselbst gehalten werden, gehoben wird, und ansehnliche Schiffahrt. Schon von Karl dem Großen mit der Stapelgerechtigkeit versehen, ward M. der Lieblingsaufenthalt Kaiser Otto I., dessen Bildsäule sich auf dem Markte findet, und der es seiner Gemahlin zum Witwensitze gab. Nachdem die Stadt seit 1522 sich der Reformation angeschlossen, ward sie wegen verweigerter Annahme des Interims in die Acht erklärt und in Folge dieses vom 16. Sept. 1550 bis 9. Nov. 1551 vom Kurfürsten Moritz von Sachsen belagert und endlich demselben übergeben. Sie erhielt hierauf 1554, unter dem Administrator Christian Wilhelm, aus dem brandenburgischen Hause, das durch die Acht verlorene Stapelrecht wieder und dasselbe vom Kaiser Maximilian II. auf ewige Zeiten bestätigt. Nachdem sie 1629 vergebens 28 Wochen lang von den Kaiserlichen eingeschlossen gewesen, ward sie endlich 1631 von Neuem durch Tilly belagert. In Hoffnung baldiger Unterstützung leisteten die Bürger mit Hülfe einer schwachen schwed. Besatzung tapfern Widerstand, sahen sich aber endlich genöthigt, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. Im Vertrauen auf den bevorstehenden Vertrag verließen sie zum Theil ihre Posten, und so geschah es, daß am 10. Mai (a. St.) 1631 die Stadt erstürmt wurde. Eine dreitägige Plünderung mit Mord und Brand und allen Ausschweifungen der wüthenden Krieger war die Folge. Über 30,000 Einw. jeden Alters und Geschlechts fielen unter dem Schwerte der Sieger, und, um Mishandlungen zu entgehen, stürzten ganze Reihen Jungfrauen, einander an den Händen fassend, sich von der Elbbrücke in den Strom. Ein heftiger Sturm verbreitete das Feuer der angezündeten Häuser, das nur die Domkirche, zu deren Restauration der König von Preußen in neuerer Zeit eine namhafte Summe bewilligte, mit noch einer andern und etwa 130 Häusern am Elbufer verschonte. Von den Kaiserlichen im folgenden Jahre wieder verlassen, ward M. von den Schweden besetzt, nachher aber 1636 von den Kaiserlichen

und Sachsen belagert und mit Capitulation übergeben. Nach dem Abzug der Schweden an Brandenburg gekommen, blieb M. unberührt, bis es in dem Kriege von 1806 von dem Commandanten ohne Widerstand an den franz. General Ney übergeben ward. Unter westfäl. Oberherrschaft mit einer sehr starken franz. Besatzung versehen, schlossen die Preußen 1813 die Festung blos ein, bis sie im pariser Frieden 1814 wieder zurückgegeben ward. Vgl. Rathmann's „Geschichte der Stadt M." (4 Bde., Magd. 1800—17), und F. W. Lehmann's „Topographie der Stadt M." (2. Aufl., Magd. 1830).

Magellan (Fernando de), eigentlich **Magelhaens**, berühmter Seefahrer, war von Geburt ein Portugiese aus einer guten Familie, diente mit Ruhm fünf Jahre unter Albuquerque in Ostindien und that sich bei der Eroberung von Malakka 1510 hervor. Da er aber seine Dienste für schlecht belohnt von seinem Hofe hielt (nach Andern wegen verschuldeter Veruntreuung), begab er sich nach Spanien, wohin ihn sein Landsmann, Ruy Falero, der in der Geographie und Astronomie gute Kenntnisse hatte, begleitete. Der kühne Plan Beider, einen neuen Weg von W. nach den Molukken aufzufinden, wurde vom Kaiser Karl V. wohl aufgenommen, und am 20. Sept. 1519 segelte M. mit 5 Schiffen und 236 M. von San-Lucar ab. Er erreichte am 12. Jan. 1520 die Mündung des Laplata, und mußte vom 31. März an fünf Monate lang in St.-Julian überwintern. Als er an der Küste Patagoniens, dessen Bewohner er riesengroß schildert, worüber in der Folge viel gestritten worden ist, angelangt war, zeigte sich Unzufriedenheit unter den Offizieren, welche einem abtrünnigen Portugiesen nicht gehorchen mochten, doch ward ihre Meuterei von M. kräftig unterdrückt. Gegen Ende Oct. 1520 erreichte er das Vorgebirge, von ihm de las Virgines genannt, welches am Eingange der Meerenge liegt, die nachher den Namen der Magellanischen Straße erhalten hat. Sein ganzes Ansehen war nöthig, als eins seiner Schiffe nach Europa zurücksegelte, die übrige Mannschaft zu bewegen, sich in diese unbekannte Straße zu wagen. Hierauf entdeckte er am 27. Nov. die Südsee und gab diesem jetzt zum ersten Male von den Europäern besuchten Meere wegen des anhaltend milden und ruhigen Wetters den Namen des stillen Oceans. Am 6. März 1521 wurde er der Ladronen ansichtig, so von ihm benannt wegen der Neigung der Bewohner zur Dieberei, und kam sodann zu dem Archipelagus von St.-Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Er bewirkte auf einer dieser Inseln, Namens Zebu, die Bekehrung des Königs zum Christenthum, blieb aber in einem Gefechte gegen den Beherrscher der Insel Matan am 26. Apr. 1521. Ohne dies unglückliche Ereigniß würde er den Ruhm des ersten Weltumseglers erworben haben, den jetzt Cano sich zueignete, welcher sein Schiff glücklich über Ostindien zurückbrachte und am 7. Sept. 1522 in San-Lucar einlief. Ein Auszug aus M.'s Reisetagebuche findet sich in Ramusio's Sammlung; vollständig wurde seine Reisebeschreibung zuerst vom Abt Amoretti herausgegeben (Mail. 1811). — Ein Abkömmling M.'s, der Naturforscher Joh. Hyacinth M., ehemals Augustinermönch zu Lissabon, gest. zu Islington bei London am 7. Febr. 1790, erfand die Schwängerung des Wassers mit fixer Luft, also die Kunst, mineralische Wasser zu verfertigen.

Magen (der), das zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel bestimmte Eingeweide, liegt bei dem Menschen unter dem Zwerchfell und hinter den falschen Rippen der linken Seite, bildet einen länglich runden Sack, der am weitesten an der linken Seite, wo die Speiseröhre in ihn übergeht (Magenmund), etwas enger gegen das rechte Ende ist, wo der Magen in den Zwölffingerdarm übergeht (Pförtner). Zwischen beiden Enden liegen zwei Ränder oder Bogen, der obere kleinere und der untere größere. Der obere ist concav und nimmt einen Theil der Leber auf, der untere liegt dem Grimmdarme zunächst. Wird der Magen angefüllt, so hebt er sich in die Höhe, sodaß der untere Bogen vorwärts gegen die Bauchmuskeln, der obere Bogen hinterwärts gerichtet wird. Er besteht aus einer

vierfachen Lage von Häuten. Die äußere Hülle wird von der Bauchhaut gebildet, welche den ganzen Umfang des Magens bedeckt, aber an dem Bogen desselben sich entfernt, theils um die Netze, theils die Bänder zu seiner Befestigung zu bilden. Die fleischige oder Muskelhaut besteht aus mehren Lagen sich kreuzender Muskelbündel. Die dritte, eine sehnige Haut, die Gefäßhaut, ist sehr fest und von weißer Farbe. Die vierte, die innere Haut oder Schleimhaut, ist sehr gerunzelt, sodaß mehre Falten nach verschiedenen Richtungen entstehen, in deren Zwischenräumen sich wieder kleinere Falten bilden. Aus der innern Seite dieser Haut besteht die innere Fläche des Magens, welche durch eine große Menge kurzer Hervorragungen (Zotten) ein sammetartiges Ansehen hat; auch sind an der innern Fläche derselben eine Menge äußerst feiner Öffnungen befindlich, theils Mündungen der einsaugenden Gefäße, theils Ausgänge der aushauchenden kleinen Arterien und der kleinen Schleimdrüsen des Magens. An dem rechten Ende des Magens, wo er in den Zwölffingerdarm übergeht, bilden die zwei innern Häute, durch ringförmige Verlängerung der Falten, eine Art von Klappe, welche mit Muskelfasern versehen ist und die Öffnung verschließen kann, sodaß der Speisebrei aus dem Darme nicht wieder in den Magen zurückkommen kann. Der Magen ist mit vielen Blutgefäßen versehen, welche an den beiden Bogen hinlaufen, ihn von allen Seiten umgeben, sich netzartig miteinander verbinden und zwischen seinen Häuten ein Gefäßnetz bilden, aus welchem sich die zur Verdauung nothwendigen Flüssigkeiten (Magensaft und Schleim) absondern, die sich durch die schon bemerkten feinen Hautöffnungen in den Magen ergießen. Mit Nerven ist der Magen reichlich versehen, welche theils mit den Arterien laufen und die Absonderungen in den Capillargefäßen beherrschen, theils sich in der Muskelhaut verlieren und die Bewegung derselben erregen. Diese Bewegung nennt man die wurmförmige Bewegung (motus peristalticus), indem der Magen sich unaufhörlich, besonders aber während und kurz nach der Verdauung, wechselsweise nach der verschiedenen Richtung der sich zusammenziehenden Muskelbündel bald verkürzt, bald verengert. (S. Verdauung.) — Magenkrankheiten sind solche, welche den Magen ganz allein betreffen, oder doch ursprünglich von ihm ausgehen. Sie sind verschieden, je nachdem ein System desselben vorzüglich leidet. Ist das arterielle Gefäßnetz desselben im entzündlichen Zustande, so entsteht Magenentzündung, die sich durch brennenden Schmerz mit stetem Ausbrechen alles Genossenen, selbst des mildesten Getränkes, äußert. Ist das Nervengewebe bei Schwäche der Muskelfasern des Magens in zu empfindlichem, erregtem Zustande, so gibt dies Veranlassung zum Magenkrampf, der sich durch ein Gefühl von ängstlicher Zusammenziehung in der Magengegend äußert. Ist das absondernde Capillargefäßnetz zwischen den Häuten des Magens in regelwidrigem, geschwächtem Zustande, so entsteht fehlerhafte Absonderung des Magensaftes, welcher meist als Magensäure erscheint. Ist der Zustand einer fehlerhaften Absonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Verdauung mit allgemeinem Fieber verbunden, so nennt man es Magenfieber oder gastrisches Fieber; wiewol die letztere Benennung mehre Fieberarten umfaßt, welche in dem Systeme des Unterleibes ihren Sitz haben. Magenschwäche ist der Mangel an Kraft des ihm zugehörigen Nervensystems, sodaß die Absonderung des Magensaftes und die Verdauung der Nahrungsmittel nicht gehörig von statten gehen. Zu den Magenmitteln, welche der geschwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen und die Verdauung befördern sollen, gehören vorzüglich die sehr oft gemisbrauchten Magenelixire und die bittern, gewürzhaften Extracte und Tincturen, die, wo sie nicht passen, den Zustand selbst sehr verschlimmern. Ehemals gebrauchte man auch die Magenbürste, um den Magen von seinen angehäuften Unreinigkeiten, unverdauten Speisen oder von Schleim zu reinigen und ihn im eigentlichen Sinne auszubürsten. Sie wurde von zarten Bocksbaaren gefertigt, war etwa eine halbe Hand

lang, eirund und an einem ausgeglühten, doppelt zusammengedrehten und mit Seide umwundenen Draht befestigt. Vor ihrer Anwendung trank der Kranke ein Gläschen Branntwein und alsdann ein Nösel Wasser, hierauf fuhr man mit der Bürste durch den Schlund in den Magen, bewegte sie hin und her, machte auch verschiedene Bewegungen des Körpers, bis Erbrechen erfolgte, worauf man die Bürste wieder herauszog, und wenn noch nicht genug ausgeleert war, dieselbe Operation wiederholte. Dieses Instrument und sein Gebrauch war schon im Anfange des 17. Jahrh. und vielleicht noch früher in ital. Klöstern bekannt und ist wahrscheinlich eine Erfindung der Mönche, welche in jenen Zeiten sich sehr mit der Arzneikunde beschäftigten.

Magerkeit bezeichnet denjenigen Zustand des Körpers, bei welchem das Zellgewebe, besonders das unter der Haut und zwischen den Muskeln, seines Fettes ganz oder zum Theil beraubt und zusammengesunken ist, wodurch im Allgemeinen der Umfang des Körpers verringert, aber insbesondere die Haut schlaff und faltig wird und die Umrisse der Muskeln mehr hervortreten. Die Magerkeit kann allgemein, d. h. über den ganzen Körper gleichmäßig verbreitet, oder nur an einzelnen Theilen bemerkbar sein und ist nicht immer als ein Zeichen von Krankheit zu betrachten. Es gibt Menschen, die sehr mager sind und sich doch einer vortrefflichen Gesundheit erfreuen. Auch können heftige Leidenschaften, besonders wenn sie wiederholt und lange auf den Körper wirken, namentlich unglückliche Liebe, Eifersucht, Neid, Verdruß u. s. w., übermäßige Anstrengungen des Geistes und Körpers, Mangel mannichfacher Art und vorübergehend auch die Schwangerschaft Magerkeit verursachen. Bei Greisen ist sie, zumal wenn sie einen sehr hohen Grad erreicht, gewöhnlich ein Anzeichen des beginnenden Marasmus (s. d.). In der Mehrzahl der Fälle tritt Abmagerung aber allerdings in Folge von Krankheiten ein, und zwar ebensowol von rasch verlaufenden als langwierigen. Am schnellsten erfolgt sie, wenn die Krankheit mit bedeutendem Säfteverluste verbunden ist, wie z. B. durch erschöpfende Schweiße, Durchfälle, übermäßige Eiterung u. s. w. Nach Krankheiten, welche in Genesung übergehen, verschwindet in der Regel die durch sie herbeigeführte Magerkeit sehr bald wieder, besonders wenn der Genesende eine nahrhafte, leicht verdauliche Kost genießt.

Maggiore zeigt die große Terz, also Dur an, und wird vorzüglich über den Noten angezeigt, wenn ein Satz in Moll (minore) vorangeht.

Magie bezeichnet ursprünglich die gerühmte Weisheit der Magier, von welcher Astrologie und Zauberei einen Haupttheil ausmachten. Als ihre Heimat werden Medien, Persien und deren Nachbarländer genannt. Da es dem Alterthume nicht entgehen konnte, inwieweit alles Endliche in Hinsicht auf Form und Wesen von dem Einflusse der Zeit, in welcher es entstanden und gebildet worden, abhänge, so entstand hieraus die Astrologie und der alte Sterndienst, welcher mit der Magie aufs engste zusammenhängt. Die bessere Magie gründete sich auf den Satz: daß der Mensch, mit Hülfe und im engen Verein mit seinem höhern und göttlichen Ursprung, in sich und außer sich einer höhern Wirksamkeit fähig werde, die ihn zum Herrscher über seine eigne und die äußere Natur mache. In diesem bessern Sinne scheinen die spätern Essäer, auch Pythagoras und andere Weise jener Zeiten Magier gewesen zu sein. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß schon von den ältesten Zeiten auch eine niedere entstanden, die man in neuern Zeiten die schwarze Kunst genannt hat. Wenn nach dem Vorhergehenden alle endliche Dinge unter dem Einflusse der Zeit und des Gestirns stehen, so darf der Mensch nur sich zum Herrscher seiner Kräfte, die man gute und böse Dämonen nannte, machen, um mittels derselben auf die unter ihrem Einflusse stehenden Dinge zu wirken. Wenn sich in der alten Lehre des Magismus Alles auf Liebe und Haß, auf den Streit günstiger und widerlicher Kräfte gründet, so muß es für den Magier von großer Bedeutung sein, jene wechselseitige Neigung und Abneigung, die Gesetze

der Liebe und des Hasses zu kennen, und mittels jenes allgemeinen Naturgesetzes der gegenseitigen Neigung und Abneigung auf und in die ganze ihn umgebende Natur zu wirken. So waren die Magier zuvörderst an sich und Andern strenge Diätetiker und Ärzte. Die Magie lehrte aber auch in die Zukunft und verborgene Vergangenheit schauen, und es gab hier eine höhere und niedere Magie, je nachdem der ewige Ursprung der Dinge als etwas Höheres und Geistiges, oder sinnlich, als körperlich waltendes Gestirn aufgefaßt wurde. Die Magier waren ferner nach der Ansicht des Alterthums Gebieter und Herrscher auch der außermenschlichen Natur, die sie, wie Orpheus durch seine Zaubertöne, durch die Kraft des lebendigen Wortes zu ihrem Dienste nöthigten. Besonders traute man ihnen einen Einfluß auf Witterung zu, und bis in die neuesten Zeiten herunter finden wir unter den wilden Völkern der verschiedensten Welttheile Priester und Zauberer, welchen ein Vorhersagungsvermögen in Beziehung auf Witterungsveränderungen und Gewalt über dieselben zugeschrieben wird. Als die alte und echte Lehre des Magismus immer mehr verschwand, wurden die Magier zu bösartigen, täuschenden Zauberern. Unter Anderm spielten in der Magie die Liebestränke (s. d.) und Liebeszauber eine ausgezeichnete Rolle. Zur niedern Magie gehörten ferner das Hervorrufen der Todten, das Wahrsagen aus der Hand, das Bezaubern durch den Blick bei den Römern und Griechen (die Jettatura der Italiener), das Versprechen des Blutes bei Verwundungen und Blutflüssen, und andere noch jetzt zum Theil gebräuchliche sympathetische Heilmittel, noch mehr jenes geglaubte Vermögen der Zauberer, sich unsichtbar zu machen oder in andere Gestalten zu verwandeln, die Wirksamkeit der Amulette, die Gewalt über einen andern Menschen, dessen wächsernes Abbild der Zauberer besitzt u. s. w. Die poetische Seite des Gebiets der Magie findet man geschildert in „Tausend und eine Nacht" und andern oriental. Märchen, in Öhlenschläger's „Aladdin" und Fouqué's Dichtungen. Übrigens gibt auch die Geschichte des thierischen Magnetismus über einige jener Gegenstände befriedigende Auskunft, und es bleibt wol eine ausgemachte Thatsache, daß die alte Magie sich zum großen Theil auf eine tiefe Kenntniß der Naturkräfte gründete. So gehört die Geschichte des Magnets in das Gebiet dieser Lehre, und mit ihr eine Menge verwandter Erscheinungen; besonders erinnern das Schlagen der metallenen Becken, dessen sich die Magier bei sehr verschiedenen Gelegenheiten bedienten, das Verschränken der Finger und Hände, das starre Anblicken Dessen, auf welchen der Magier wirken will, der Gebrauch der Ruthen (s. Rhabdomantie) an gewisse, aus der Lehre des Galvanismus und des thierischen Magnetismus bekannte Erscheinungen. Vgl. Kleuker's „Magikon" (2 Bde., Frankf. und Lpz. 1784); Windischmann's „Untersuchungen über Astrologie, Alchemie und Magie" (Frankf. 1818); Horst, „Von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte" (Mainz 1829) und dessen „Zauberbibliothek" (6 Bde., Mainz 1820—26). — Die natürliche Magie beschreibt die physikalischen, mechanischen und chemischen Kunststücke, welche den Ununterrichteten in Erstaunen setzen und worauf zum großen Theil die Taschenspielerkunst beruht. Insofern sie blos etwas Magisches zu sein scheint, ohne es wirklich zu sein, unterscheidet sie sich von der Magie der Natur, wohin z. B. die unwillkürlich herbeiziehende Wirkung der Klapperschlange auf kleinere Thiere u. s. w. gehört.

Magier (Magi) hießen bei den Medern und Persern die Mitglieder der Priesterkaste. Sie waren im Besitze der wissenschaftlichen Kenntnisse, übten die heiligen Gebräuche der Religion und standen, da sie für Mittelspersonen zwischen der Gottheit und den Menschen galten, nothwendig in großem Ansehen, arteten aber auch deshalb sehr bald aus. Ihre Lehre nannte man Magismus und ihre Weisheit die Magie (s. d.). Ihr Reformator ward Zoroaster, der sie in Lehrlinge, Lehrer oder Meister und vollendete Lehrer theilte. Der Ausdruck

Mag als Bezeichnung babylon. Priester kommt schon beim Jeremias vor, und man leitet ihn gewöhnlich von dem pers. Worte mah, d. i. groß, ab. Im Neupersischen lautet das Wort Mog. Aus Mogbed, d. i. Priesteroberhaupt, wurde Mobed, welchen Titel noch jetzt die Oberpriester der Parsen zu Surate führen. Später ging ihr Name auf Zauberer, Wunderthäter, Goldmacher u. s. w. über.

Magister, eine akademische Würde, welche die philosophische Facultät, nach einer vorausgegangenen Prüfung in den allgemeinen, besonders philosophischen, philologischen, mathematischen, physikalischen und historischen Wissenschaften, ertheilt. Mit einer nähern Bestimmung verbunden, erscheint dieses Wort schon bei den Römern als Ehrentitel, z. B. **Magister equitum** (s. d.); die jetzt übliche Bedeutung hingegen schreibt sich aus den ältesten Zeiten der Errichtung der Universitäten her. Auf den frühesten Universitäten kannte man das später ausgebildete Facultätswesen noch nicht, am wenigsten dachte man an die drei höhern Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Den ganzen Kreis der akademischen Thätigkeit beschränkte man auf die sieben freien Künste und nannte die Lehrer derselben Artisten, die ganze Versammlung derselben artistische Facultät, und Diejenigen, welche nach völliger Beendigung ihres Studiencurses wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollten und den Grad eines Baccalaureus schon erlangt hatten, Magistros artium, d. h. Lehrer oder Meister der freien Künste, womit in der Folge noch der Titel eines Doctors der Philosophie verbunden wurde. Weil diese Würde ihrem Ursprunge nach älter ist als die eines Doctors, so wird sie noch jetzt in öffentlichen Anschlägen und Bekanntmachungen der meisten deutschen Universitäten dem Doctortitel vorgesetzt. Das Jahr ihrer Entstehung läßt sich nicht bestimmen; aber schon im 12. und 13. Jahrh. stand sie in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die angesehensten Männer sich um dieselbe bewarben. Seit jener Zeit ist sie theils durch Einführung der Facultätsverhältnisse, theils durch die große Vermehrung der Universitäten, theils auch durch manche dabei eingerissene Misbräuche in ihrem frühern Ansehen sehr gesunken. Von dem gewöhnlichen Magister ist der Magister legens zu unterscheiden, d. h. Der, welcher sich durch öffentliche Disputation das Recht, Vorlesungen zu halten, erworben hat.

Magister equitum war bei den Römern der Titel des Befehlshabers der Reiterei. Er gehörte zu den höhern außerordentlichen Magistratspersonen und wurde vom Dictator unmittelbar nach dessen Wahl ernannt. Er war der höchste Befehlshaber bei dem Heere nach dem Dictator, hatte fast dieselben Ehrenzeichen wie dieser und durfte selbst in der Stadt ein Pferd besteigen.

Magister matheseos heißt in der Geometrie, unstreitig seiner besondern Wichtigkeit wegen, der Lehrsatz des **Pythagoras** (s. d.), daß in einem rechtwinkligen Dreieck das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich sei.

Magistrātus, d. i. Obrigkeit, hieß bei den Alten jedes öffentliche Staatsverwaltungsamt, z. B. Consulat, Prätur u. s. w.; dann jede obrigkeitliche Behörde oder Person. **Athen** hatte von Kekrops bis auf Kodrus 17 Könige; von Medon bis Alkmäon 13 lebenslängliche, von Charops bis Eryxias 7 zehnjährige und seitdem einjährige Archonten. Die von Solon festgestellte Demokratie verwandelte Pisistratus in eine Alleinherrschaft und vererbte sie auf seine Söhne Hippias und Hipparchus. Dann trat die vorige Demokratie wieder ein, welche nach dem unglücklichen Ausgange des peloponnes. Krieges durch die Regierung der 30 Tyrannen auf ein Jahr, und durch die Tyrannei der Zehnmänner auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Unter den macedon. Königen, wie später unter den Römern, behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur eine Scheinfreiheit. Antipater verordnete, daß 9000 der vornehmsten Bürger die Regierung verwalten sollten, und Kassander setzte den Demetrius Phalereus zum Präfecten der Stadt ein. In

Sparta gehörten zu den obrigkeitlichen Personen die Könige, die Senatoren, Ephoren u. s. w. Durch Stimmenmehrheit gewählt, verwalteten sie ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine bestimmte Zeit lang. — Bei den Römern gab es zu verschiedenen Zeiten verschiedene Magistrate. Zuerst regierten Könige; nach Vertreibung des Tarquinius Superbus 510 v. Chr. zwei Consuln, welche jährlich gewählt wurden. In gefahrvollen Zeiten wählte man einen Dictator mit unumschränkter Gewalt, und wenn keine Magistrate vorhanden waren, einen Interrex. Diese Einrichtung währte mit einigen Unterbrechungen bis 81 v. Chr., wo Sulla sich als immerwährender Dictator eine unumschränkte Gewalt anmaßte. Nachdem er aber nach drei Jahren der Herrschaft freiwillig entsagt hatte, dauerte die consularische Regierung fort bis auf Julius Cäsar, der sich, 49 v. Chr., auch zum immerwährenden Dictator ernennen ließ. Von dieser Zeit an wurde die consularische Gewalt nie ganz wiederhergestellt. Bald nach Cäsar's Ermordung maßten sich die Triumvirn Octavius, Antonius und Lepidus eine noch unumschränktere Gewalt an; endlich wurde Octavius, unter dem Titel Princeps oder Imperator, Beherrscher des röm. Reichs. Nur zum Scheine behielt er die republikanischen Magistratswürden bei. Im Anfange der Republik scheinen die Consuln die einzigen beständigen Magistrate gewesen zu sein. Wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei dem Heere nothwendig machten, wurden nach und nach verschiedene andere Magistrate gewählt, als Prätoren, Censoren, Volkstribunen u. s. w. Neue Magistrate kamen unter den Kaisern auf. Die röm. Magistrate wurden eingetheilt in ordentliche und außerordentliche, höhere und niedere, curulische und nichtcurulische, patrizische und plebejische, städtische und Provinzialmagistrate. Der Unterschied zwischen patrizischen und plebejischen Magistraten kam erst im J. 494 v. Chr. auf; der zwischen städtischen und Provinzialmagistraten erst, als die Römer ihre Eroberungen über die Grenzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magistrate zerfielen in höhere und niedere; zu erstern gehörten die Consuln, Prätoren und Censoren; zu letztern die Volkstribunen, Ädilen, Quästoren u. s. w. Die wichtigsten außerordentlichen Magistrate waren der Dictator mit seinem Magister equitum und der Interrex. Der Unterschied zwischen curulischen und nichtcurulischen Magistraten beruhte auf dem Rechte, sich des curulischen Stuhls bedienen zu dürfen, welches nur der Dictator, die Consuln, Prätoren, Censoren und curulischen Ädilen hatten. Die Wahlen der Magistrate geschahen zur Zeit der Republik in den Comitien, besonders in den centuriatis und tributis, in erstern die Wahlen der ordentlichen höhern Magistrate, in letztern der ordentlichen niedern. Über die Art der Magistratswahlen unter den Kaisern fehlt es an Nachrichten. In neuern Zeiten bezeichnet Magistrat in Deutschland die Gesammtheit städtischer Verwaltungsbehörden. In England werden hauptsächlich die Friedensrichter und folgeweise die obern Policeibeamten der Städte mit diesem Ausdrucke bezeichnet; in Frankreich hingegen versteht man unter der Magistrature das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwalte.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren seiner Zeit, geb. zu Florenz 1633, kam nach dem Tode seines Vaters zu einem Goldschmied in die Lehre, vermochte aber nicht seine Liebe zur Literatur zu unterdrücken, und widmete sich seit 1673 ganz dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur. Bei ununterbrochenem Fleiße und einem außerordentlichen Gedächtnisse, von dem man wahre Wunder erzählt, erwarb er sich eine Masse von Kenntnissen, daher ihn der Großherzog Cosmus III. zum Bibliothekar an der von ihm errichteten Bibliothek ernannte. Seine Bereitwilligkeit, Einheimischen und Auswärtigen mit den Schätzen sowol seiner eignen beträchtlichen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek zu dienen, kannte keine Grenzen. Unter den Büchern gleichsam vergraben starb er 1714. Seine eigne, ebenso zahlreiche als schätzbare Bibliothek

und sein ganzes Vermögen, welches er zur Vermehrung der Bibliothek bestimmte, hatte er dem Großherzoge vermacht. Die von ihm hinterlassene, unter dem Namen der Magliabecchi'schen bekannte, später durch andere Sammlungen vermehrte und zum öffentlichen Gebrauche bestimmte Bibliothek ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt, wovon ein Katalog zu Florenz 1793 erschienen ist. Obgleich M. unter seinem Namen nichts herausgegeben hat, so hat er doch theils mehre seltene Werke anonym wieder drucken lassen, theils zu vielen Büchern, z. B. den „Actis sanctorum", die wichtigsten Beiträge geliefert. Von den zahlreichen an ihn geschriebenen Briefen hat Joh. Targioni eine Sammlung in mehren Bänden (Flor. 1745 fg.) herausgegeben.

Magnäanisches Institut oder Magnäanische Stiftung heißt die durch ein Legat des Professors Arnus Magnäus in Kopenhagen begründete Stiftung zur Herausgabe isländ. Manuscripte.

Magna charta, im Englischen The great charter. Es gehört zu den gangbaren Irrthümern, daß der Landesgrundvergleich, welcher dem Könige Johann (s. d.) von England 1215 abgenöthigt wurde, die Haupturkunde des engl. Staatsrechts sei und eine bedeutende Beschränkung der kön. Rechte enthalten habe. Doch Johann's Freiheitsbrief ist nur ein historisches Document; die eigentlich geltende Magna charta ist diejenige, welche Johann's Sohn und Nachfolger, Heinrich III., im neunten Jahre seiner Regierung, am 11. Febr. 1224, ausstellte. Auch ward durch diese Freiheitsbriefe das bestehende Recht keineswegs zu Gunsten des Volkes abgeändert, sondern eher zu Gunsten der kön. Macht, und es sind keine Bewilligungen, welche dem Könige abgenöthigt worden sind, sondern Anerkennungen des frühern Rechts und Versprechungen, solches besser als bisher zu beobachten, und Anordnung gewisser Zwangsmittel. Schon Wilhelm I. übte kein so unbeschränktes Recht über die Engländer aus, als sein Beiname, der Eroberer, anzudeuten scheint; sein Sohn Heinrich I., welcher im J. 1100 seinem Bruder Wilhelm auf dem Throne folgte, stellte bei dem Antritte seiner Regierung einen Freiheitsbrief aus, welcher den Vasallen in einiger Beziehung günstiger war als der vom Könige Johann. Er erkaufte damit die Ausschließung seines ältern Bruders Robert von der Thronfolge, welche demselben schon vor Wilhelm II. gebührt hätte und durch einen Vertrag mit diesem ausdrücklich versichert worden war. Gleiche Umstände traten bei Stephan's und Heinrich II. Thronbesteigung ein, da das Erbfolgerecht Beider nicht unbestritten war, und Beide stellten daher, 1135 und 1154, neue Freiheitsbriefe aus. Der Freiheitsbrief des Königs Johann wurde zuerst durch den Jagdvergleich von 1217 erweitert und während der unruhvollen Regierung Heinrich III. nicht weniger als siebenmal erneuert und bestätigt. Durch den Jagdvergleich (Charta de foresta) wurden die Bedrückungen gemildert, welche von Wilhelm I. an theils die Jagdlust der Könige selbst hervorgebracht, theils das Jagdregal erlaubt hatte. Ganze Districte wurden zu kön. Bannforsten gemacht, und die härtesten Strafen auf die Jagd- und Forstfrevel gesetzt. In dem Jagdvergleich wurden viele von jenen Bannforsten wieder aufgehoben (disafforested), jeder Lehnbesitzer erhielt das Recht, auf seinem Grund und Boden zu jagen, und die Strafgesetze wurden so gemildert, daß einjähriges Gefängniß das höchste Maß der Strafe sein sollte. Die Magna charta Johann's enthält 60, die von Heinrich III. nur 37 Artikel. Außer den Bestimmungen, wodurch die lehnherrlichen Rechte des Königs festgesetzt und die durch Misbrauch bisher ausgeübten Bedrückungen abgestellt wurden, z. B. daß die Erbtöchter und Witwen der Vasallen nicht gezwungen werden sollten, nach dem Willen des Königs zu heirathen; daß Geldhülfen nur in den drei anerkannten Fällen von den Vasallen gefodert, Niemand ohne gerichtliches Erkenntniß mit einer Geldbuße belegt, auch wegen Geldstrafen nicht von seinem Lehngute vertrieben und der Gutsunterthan nicht

seines Ackergeräths beraubt werden solle u. s. w., sind es hauptsächlich wenige allgemeine Punkte, welche bis auf die heutige Zeit fortgewirkt haben, z. B. Art. 11 der Charta König Heinrich's vom J. 1224, worin dem Oberlandgerichte (Communia placita) ein bleibender Sitz angewiesen wird; und vor allen Art. 29: „Kein Freier soll verhaftet, eingekerkert, seines Lehnguts, seiner Freiheiten oder hergebrachten Rechte entsetzt, in die Acht erklärt, aus dem Lande gewiesen oder auf irgend eine Weise ins Verderben gebracht werden; wir wollen auch unsere Macht nicht gegen ihn brauchen noch brauchen lassen (nec super eum ibimus, nec super eum mittemus), als nach gesetzmäßigem Urtheil seiner Standesgenossen oder nach dem Rechte des Landes. Wir wollen Recht und Gerechtigkeit Keinem verkaufen, Keinem versagen oder verzögern." Die letzte Bestätigung erhielt die Magna charta in dem J. 1300 durch Eduard I. Ältere Ausgaben sind sehr häufig; der älteste Abdruck ist von 1507. Auch ist sie in allen Sammlungen der Parlamentsschlüsse abgedruckt. Die beste Ausgabe hat Blackstone (Oxf. 1753, 4.) und mit einer Einleitung in seinem „Law tracts" (2 Bde., Oxf. 1762) geliefert. Die Urkunden von 1215 und 1224 stehen auch in Martens' „Sammlung der wichtigsten Reichsgrundgesetze" (Bd. 1, Gött. 1794). — Unter dem Titel „New Magna Charta" erschien zu London 1829 die Geschichte der beiden Bills, die Emancipation der Katholiken betreffend, von 1829, auf Einem Druckbogen von 40 □Fuß.

Magnāten, d. h. die Großen in England, Polen und Ungarn, der höhere Adel und Beamtenstand, welcher an der Regierung des Staats Theil nahm. In Polen waren es die geistlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und der hohe Adel; zu den Senatoren rechnete man die Erzbischöfe von Gnesen und (ehedem) von Lemberg, die Bischöfe, Woiwoden, Kastellane und Reichsbeamten oder Minister. In Ungarn versteht man nur die Reichsbarone darunter; diese sind: 1) die größern, nämlich der Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Kroatien, Slawonien und Dalmatien, Schatzmeister und die höchsten Hofbeamten; 2) die kleinen oder Grafen und Freiherren. Den Prälaten, niedern Edelleuten und kön. Freistädten kommt diese Benennung nicht zu.

Magnesĭa oder Talkerde ist eine im reinen Zustande weiße, leichte, geschmack- und geruchlose Erde, welche für sich unschmelzbar und im Wasser unauflöslich ist, sich aber in Säuren klar auflöst und in der Verbindung damit neutrale Salze erzeugt, die sich durch bittern Geschmack auszeichnen, daher sie auch Bittererde genannt wird. Namentlich entsteht durch die neutrale Mischung der Magnesia oder Talkerde mit der Schwefelsäure das bekannte Bittersalz (s. d.), aus dem sie auch in reinem Zustande abgeschieden werden kann. In der Medicin dient die Magnesia als ein wirksames säuredämpfendes Mittel; außerdem findet sie in verschiedenen technischen Arbeiten, unter Anderm beim Brotbacken, zur Bereitung mineralischer Farben u. s. w. Anwendung. Man bezieht sie aus Böhmen, Tirol und England, findet sie aber durch Gyps, Kalk- und Kieselerde, Sand u. s. w. häufig verfälscht. — Magnesium ist das metallische Radical der Magnesia, welches zuerst durch Davy 1808 dargestellt wurde.

Magnesia, eine lydische Stadt am Sipylus in Kleinasien, berühmt durch den Sieg der Römer unter Scipio über Antiochus im J. 190 v. Chr., jetzt Manissa in Natolien, wo die Muradije von Murad III., als er noch dort als Statthalter residirte, erbaut wurde, soll jetzt 40,000 Einw. haben, darunter 15,000 Griechen, und ist bekannt durch ihren schönen Tulpenflor und Safranbau. — Ein anderes Magnesia in Karien, am Mäander, im heutigen Natolien, jetzt Guzulhissar genannt, mit 30,000 Einw. und vielen Fabriken, zeigt noch merkwürdige Ruinen des Dianentempels, der im Alterthume sehr berühmt war. — Auch im alten Thessalien gab es eine Landschaft Magnesia mit der Hauptstadt gleiches Namens.

Magnet nennt man jeden Körper, welcher die Eigenschaft besitzt: 1) Ei-

senfeilspäne aus der Ferne ebenso anzuziehen, wie eine geriebene Siegellackstange Papierschnitzel anzieht; und 2) in der Form eines Stabes oder einer Nadel an einem Faden aufgehangen oder auf einer Spitze schwebend, sein eines Ende ziemlich nördlich, das andere ziemlich südlich zu kehren. Natürlichen Magnet nennt man eine nicht selten vorkommende Art Eisenerz (Eisen in nicht vollkommen oxydirtem Zustande), welche schon in der Natur mit diesen Eigenschaften begabt gefunden wird, künstliche Magneten dagegen solche Körper, welchen durch künstliche Verfahrungsarten jene Eigenschaften, die zusammen den Begriff oder die wesentlichen Merkmale des Magnetismus ausmachen, mitgetheilt worden sind. Der Name Magnet rührt von der lydischen Stadt Magnesia in Kleinasien her, wo die anziehende Kraft des Magnets zuerst beobachtet worden ist. Nur wenige Naturkörper sind des Magnetismus fähig, namentlich folgende: 1) weiches Eisen, welches denselben leicht annimmt, aber auch leicht wieder verliert; 2) Stahl, welcher ihn schwieriger annimmt, aber fest zurückhält; 3) verschiedene Verbindungen des Eisens mit Sauerstoff oder Schwefel, jedoch nur wenn sie weniger von letztern Bestandtheilen enthalten, als zu ihrer Sättigung damit hinreicht, und von andern Metallen 4) blos Nickelkobalt, Chrom und nach Einigen auch Mangan. Jeder einfache Magnet besitzt merkwürdigerweise grade die Metalle, die auch in Meteorsteinen gefunden werden, bietet zwei Stellen dar, wo sich seine Anziehungskraft gegen Eisenfeilspäne am stärksten äußert und die zugleich seine Richtung nach N. und S. bestimmen. Diese Stellen, welche bei stabförmigen oder nadelförmigen Magneten in der Nähe der Enden liegen, nennt man die Pole desselben, doch weichen in der Benennung dieser Pole die Deutschen von den Franzosen ab. Erstere nennen Südpol das südl., Nordpol das nördl. gekehrte Ende des Magneten, die Franzosen dagegen umgekehrt pole boréale ersteres, pole australe letzteres Ende, was sonderbar erscheinen kann, aber auf einem wissenschaftlichen Grunde beruht. Die gleichnamigen (nach gleicher Richtung gekehrten) Pole zweier Magnete nämlich zeigen die Eigenschaft, einander abzustoßen, daher sie feindschaftliche genannt werden, die ungleichnamigen die Eigenschaft, einander anzuziehen, daher ihre Benennung freundschaftliche Pole. Nicht allein der Umstand nun, daß jeder frei bewegliche Magnet den einen Pol ziemlich nördl., der andere ziemlich südl. kehrt, sondern noch verschiedene andere mehr oder weniger damit zusammenhängende Erscheinungen haben zu dem Schlusse veranlaßt, daß die Erde selbst sich wie ein großer Magnet verhält, dessen magnetische Pole zwar nicht an die geographischen Pole selbst, aber doch in ihre Nähe fallen; sei es, daß sich im Innern der Erde ein wirklicher großer Magnet befindet, oder, daß sie von elektrischen Strömen umkreist wird, die fähig sind, einem Körper die Eigenschaften des Magnetismus zu verleihen. Unter dieser Voraussetzung hat man anzunehmen, daß jeder Magnet denjenigen seiner Pole nach N. und S. kehrt, welcher mit dem dort befindlichen magnetischen Pole der Erde von ungleichartiger Beschaffenheit ist, und wird also, inwiefern man bei Benennung magnetischer Pole von den Erdpolen ausgeht, wirklich nach Art der Franzosen die Pole eines Magneten grade auf entgegengesetzte Weise bezeichnen müssen, als die Richtung, die sie haben, zu verlangen scheint.

Die Stärke der Anziehung ungleichnamiger sowie die Abstoßung gleichnamiger magnetischer Pole nimmt mit der Entfernung nach demselben Gesetze als die elektrische Anziehung und die Gravitation ab, steht nämlich im umgekehrt quadratischen Verhältnisse dieser Entfernung. Weiches Eisen wird von Magneten viel lebhafter angezogen als Stahl, und Stahl um so lebhafter, je weniger er gehärtet ist. Außer Stahl und Eisen zieht auch ein Magnet noch die übrigen Körper an, welche des Magnetismus fähig sind, aber sonst keine andere. Die magnetische Anziehungskraft wirkt durch alle nicht des Magnetismus fähige Körper, wie Holz, Glas, Stein hindurch, worauf manche unterhaltende Kunststückchen und

Spielwerke beruhen. Nicht nur anzuziehen, sondern auch mit einer gewissen Kraft festzuhalten vermag ein Magnet diese Körper, worauf die sogenannte Tragkraft der Magnete beruht, welche sich bei manchen sowol künstlichen als natürlichen bis zu einem sehr hohen Grade gesteigert findet. Den künstlichen Stahlmagneten, die zum Tragen von Gewichten bestimmt sind, pflegt man zu leichterer Anbringung der letztern, und damit sich beide Pole beim Tragen unterstützen können, die Gestalt von Hufeisen zu geben. Von den Endflächen eines solchen Hufeisens wird durch Anziehung der sogenannte Anker, ein zweckmäßig geformtes Stück weiches Eisen, festgehalten, das mit einem Haken versehen ist, woran man die Gewichte hängt, die der Magnet tragen soll. Im Verhältniß zu ihrem eignen Gewichte vermögen kleine Magnete in der Regel mehr zu tragen als große, wiewol die absolute Größe der Tragkraft mit der Größe der Magnete selbst in gewissem Verhältnisse zunimmt. Zur Verstärkung und Erhaltung der Kraft der Magnete trägt wesentlich bei, daß man ihre Seitenflächen mit Platten oder Streifen von weichem Eisen belegt, was man die Armirung der Magnete nennt. Merkwürdig ist, daß ein Magnet nicht gleich anfangs das Maximum seiner Tragkraft zeigt; vielmehr kann man diese durch allmäliges Zulegen von Gewichten zu der Last, die er anfangs zu tragen vermag, bis zu einer gewissen Höhe steigern; dagegen plötzliches Abreißen der Last mit dem Anker die Tragkraft sofort wieder um ein Beträchtliches vermindert. In Beziehung auf die absolute Größe beobachtetet Tragkraft sind die merkwürdigsten Beispiele folgende: das Taylor'sche Museum besitzt einen natürlichen Magnet, der für gewöhnlich 150 Pf. trägt; allein der Anker und die Schale, worin die Gewichte stehen, mögen wol auch noch 50 Pf. wiegen, sodaß die gesammte Last, die von ihm getragen wird, 200 Pf. beträgt; ja man behauptet, daß er noch 50 Pf. mehr zu tragen vermöge. Der nächstfolgende in der Größe der Tragkraft ist unter den natürlichen Magneten der, welchen ein Kaiser von China dem König Johann V. von Portugal schenkte. Er wiegt 38 Pf. 7½ Unzen und trägt 200 Pf. Newton soll einen blos drei Gran wiegenden Magnet, der angeblich 746 Gran, also das 250fache seines Gewichts trug, in einem Ringe bei sich geführt haben. Unter den künstlichen Magneten ist einer der größten der hufeisenförmige, den ein Doctor Keil oder Keilius besessen haben soll; er trug 250 Pf. Nicht minder berühmt ist die eine Art magnetischer Batterie bildende, unter dem Namen des Knight'schen Magazins bekannte Verbindung mehrer Magnetstäbe, welche sich in England befindet, deren Tragkraft aber nicht genau bekannt ist. Durch elektrische Bewegung läßt sich übrigens dem weichen Eisen eine Tragkraft ertheilen, welche alle angeführten Beispiele beiweitem übertrifft, aber mit Aufhören dieser Erregung auch wieder verschwindet.

Die Erregung des Magnetismus in Körpern, welche desselben fähig sind, kann auf mehrfache Weise geschehen. Zuvörderst wird alles weiche Eisen schon durch die bloße Nähe eines Magnets selbst magnetisch, und zwar in der Art, daß das dem Magnet zugekehrte Ende des weichen Eisens einen dem nächsten Pole des Magnets ungleichnamigen Pol erhält. Die Entstehung des Magnetismus auf diesem Wege beruht auf einem ganz ähnlichen Grunde als die Entstehung der Elektricität (s. d.) durch sogenannte Vertheilung. Stahl ist dieser Einwirkung um so weniger fähig, je gehärteter er ist, und es verhalten sich in dieser Hinsicht Eisen und Stahl zueinander wie Leiter und Nichtleiter bei der Elektricität. Den Widerstand, der sich beim Stahl der Trennung des südl. und nördl. Magnetismus und ihrer Vertheilung auf die beiden Hälften desselben entgegensetzt, nennt man die Coercitivkraft des Stahls. Da sich, wie oben angegeben, die Erde selbst wie ein großer Magnet mit zwei Polen verhält, so folgt aus dem Vorigen, daß alles weiche Eisen auf unserer Erde von selbst magnetisch werden und zwar in unserer nördlichen Hemisphäre an dem nach unten gekehrten Ende desselben ein Nordpol, an dem nach oben gekehrten ein Südpol entstehen wird, und daß dem wirklich so

sei, läßt sich in der That durch seine Versuche nachweisen. Dieser Magnetismus ist aber nicht bleibend, indem die Pole ihren Sitz nach der Lage des Stückes Eisen ändern, sodaß der Nordpol sich immer an das zu unterst gekehrte Ende begibt; daher man auch den so erregten Magnetismus Magnetismus der Lage genannt hat. Man kann aber diesen Magnetismus der Lage dadurch in einem Stabe von weichem Eisen oder auch von Stahl, der ihn jedoch schwieriger annimmt, in bestimmter Richtung fixiren, daß man den Stab in lothrechter Lage stark schlägt, hämmert, feilt, oder einen starken elektrischen Schlag seiner Länge nach hindurchgehen läßt, oder überhaupt ihn auf irgend eine Art stark erschüttert; dann wird das während dieser Operation abwärts gekehrte Ende auch nach der Umkehrung noch einen bleibenden Nordpol darstellen, wie sich dadurch zu erkennen gibt, daß es, dem Nordpol einer frei beweglichen Magnetnadel genähert, diesen abstößt. Dies Verfahren ist jedoch keineswegs geeignet, kräftige Magnete zu erzeugen. Hierzu ist erfoderlich, daß man einen Stahlstab durch einen andern schon gebildeten Magnet von hinlänglicher Stärke auf kunstgerechte Weise streiche. Der Methoden dazu sind mehre; eine der einfachsten ist die, daß man den Pol oder das Ende eines Magnetstabs senkrecht auf ein Ende des zu magnetisirenden Stahlstabes aufsetzt, über dessen ganze Länge bis zum andern Ende hinführt, und diese Operation mehrmals wiederholt, mit Bedacht, dies Streichen immer mit demselben Pol des Magnets und nach derselben Richtung vorzunehmen. Ein anderes einfaches Verfahren ist, daß man den Pol eines Magnets auf die Mitte des zu magnetisirenden Stabs aufsetzt, nach dem einen Ende desselben hinführt, und nach mehrmaliger Wiederholung dieser Operation ebenfalls von der Mitte aus mit dem andern Pole des Magnets nach dem andern Ende des zu magnetisirenden Stabes streicht. Überdies gibt es auch noch andere wirksame, aber minder einfache Verfahrungsarten, z. B. die des Doppelstrichs, wo zwei Magnete zugleich zum Streichen angewandt werden u. s. w. Vgl. Fischer's „Praktische Anleitung zur vortheilhaften Verfertigung künstlicher Magnete u. s. w." (Heilbr. 1833).

Zu den interessantesten Erregungsarten des Magnetismus gehört die durch elektrische Strömungen, welche man bei dem zu magnetisirenden Stücke entweder quer vorbeigehen oder, was noch wirksamer ist, spiralförmig um dasselbe herumgehen läßt, indem man den Stab mit einem Metalldraht umwindet, welcher der Entladung entweder einer leydener Flasche oder einer galvanischen Batterie ausgesetzt wird. In letzter Hinsicht verdient Beachtung, daß hierbei auf die Zahl der Plattenpaare fast gar nichts, aber Alles auf die Größe derselben und die Stärke der Leitungsflüssigkeit ankommt, sodaß sich mit einem einzigen recht großen Plattenpaare und stark gesäuerter Flüssigkeit magnetisirende Wirkungen von außerordentlicher Stärke erlangen lassen. Stahl wird auf diese Weise bleibend magnetisch, weiches Eisen aber nur so lange, als es der elektrischen Strömung unterworfen bleibt, und zwar in einem Grade der Stärke, den man noch durch kein anderes Mittel zu erreichen vermocht hat. Die beiden amerikan. Physiker, Henry und Ten Eyck haben solchergestalt die temporaire Tragkraft eines 60 Pf. wiegenden Hufeisens von weichem Eisen bis auf die ungeheure Größe von 2063 Pf. gesteigert, und ein anderes kleineres Hufeisen brachten sie dahin, daß es das 420fache seines eignen Gewichts trug. Die Last fällt jedoch jedenfalls sofort herab, wenn man die elektrische Strömung aufhören läßt. Mehrfach ist behauptet worden, daß Stahl und Eisen auch durch violettes Licht magnetisch zu werden vermöge, und wiewol man gestehen muß, daß dieser Gegenstand noch nicht ganz ins Klare gebracht ist, so sprechen doch die neuesten Versuche mehr dagegen als dafür. Durch jede heftige Erschütterung sowie auch durch Erwärmung wird die Kraft der Magnete vermindert und durch Weißglühhitze vollkommen zerstört.

Was die Grundursache des Magnetismus anlangt, so wird sie fast allgemein von den Physikern in einer ähnlichen unwägbaren feinen Flüssigkeit gesucht,

als auch den Erscheinungen der Elektricität zu Grunde liegt; aber noch ist man nicht darüber einig, ob diese Flüssigkeit eigenthümlicher Art oder mit dem Elektricitätsfluidum identisch ist. Ampère hat jedenfalls dargethan, daß sich alle Erscheinungen des Magnetismus aus den Gesetzen der Elektricität erklären lassen, wenn man annimmt, daß die Theilchen eines magnetischen Körpers von elektrischen Strömen umkreist werden, und er hat sogar alle Erscheinungen, sowol die, welche die Anziehungen und Abstoßungen ungleichnamiger und gleichnamiger Pole, als die, welche die Richtung der Pole nach N. und S. betreffen, dadurch nachzuahmen vermocht, daß er Spiralen von mit Seide übersponnenem Metalldraht an feinen Fäden aufhing und von elektrischen Strömen durchlaufen ließ. Dessenungeachtet bezweifeln viele Physiker noch die Identität des magnetischen und elektrischen Fluidums und geben blos eine Fähigkeit derselben, aufeinander einzuwirken, zu. (S. Elektromagnetismus.)

Magnetismus, mineralischer, heißt der unter dem Artikel Magnet (s. d.) betrachtete physische Zustand, der sich in Eisen, Stahl und einigen Körpern erzeugen läßt, im Gegensatze des thierischen oder Lebensmagnetismus, welchen Namen man seit dem letzten Viertel des 18. Jahrh. einer Reihe wunderbarer, zum Theil fingirter Erscheinungen beilegte, welche durch Einwirkung eines Menschen auf einen andern dadurch hervorgebracht werden sollten, daß die Lebenskraft des einen in den Körper des andern überströmte. Die Mittel zur Hervorbringung dieser Erscheinungen sollten Berührung und kunstmäßiges Streichen mit den Händen (Manipulation), Anhauchen, Fixiren mit den Augen u. s. w. sein, welche die einwirkende Person oder der Magnetiseur an der zu magnetisirenden Person, die immer schwächerer Constitution und wo möglich von verschiedenem Geschlechte und sehr gläubigem Gemüthe sein muß, ausübt. Die Erscheinungen selbst sollten theils in verschiedenen körperlichen Empfindungen, z. B. Kälte, Schwere, flüchtige Stiche, Beklemmung u. s. w., theils in unterdrückter Thätigkeit der äußern Sinne (magnetischer Halbschlaf), theils in Ohnmacht, Zuckungen, Schlaf mit lebhaften Träumen (magnetischer Schlaf) bestehen, in welchem die magnetisirte Person in höhere Sphären verzückt sei, die innere Organisation ihres eignen Körpers wahrnehme, sich und Andern weissage, Arzneien verordne, Aufschlüsse über Welt, Himmel u. s. w. unmittelbar von oben erhalte, über die Beschaffenheit fremder Weltkörper Aufschlüsse ertheile, versiegelte Briefe mit dem Magen lese und von dem Allen bei dem Erwachen durchaus nichts wisse. Dabei soll das Gemüth zu einer solchen überirdischen Reinheit gesteigert sein, daß sie alle unreine Personen schon von fern wittere und bei Annäherung derselben Krämpfe bekomme; namentlich solle dies bei Annäherung solcher Personen geschehen, welche an der Wahrhaftigkeit des Lebensmagnetismus zweifeln und denselben nach menschlichen Verstandeseinsichten prüfen wollen; daher solche Zweifler nicht zuzulassen seien, wenn man die Erscheinungen des Magnetismus gewahren wolle. Ferner solle eine ganz eigenthümliche Abhängigkeit der magnetisirten Person von dem Magnetiseur sich zeigen; sie solle schmecken, was er ißt, riechen, was er vor seine Nase hält, nur seinen Befehlen gehorchen und nur von ihm aus diesem magnetischen Schlafe durch Gegenstriche und Calmiren erweckt werden können. Ja es soll sogar der Magnetiseur selbst leblosen Gegenständen, z. B. Wasser, Salz, Kleidungsstücken, Bäumen u. s. w., etwas von der magnetischen Kraft mittheilen und sie dann ebenfalls, wie er selbst, auf gläubige Gemüther wirken können. Die meisten Krankheiten, besonders Nervenkrankheiten, glaubte man durch magnetische Behandlung zu heilen. Fragt man nun nach der Geschichte des Magnetismus und nach seiner wissenschaftlichen Begründung, so zeigt sich, daß die letztere nicht gegeben werden kann, weil der Magnetismus gar nicht wissenschaftlich untersucht werden darf, und weil eher alle bisherigen Kenntnisse von Welt und Menschennatur als nichtig erklärt werden müssen, ehe

man den Maßstab des Verstandes an ein so heiliges Geheimniß legen dürfe, das durchaus nur mit dem gläubigen Gemüthe ergriffen werden könne. Und so haben denn die abgeschmackten Betrügereien, welche selbstbetrogene Magnetiseurs für unfehlbare Wahrheiten ausgaben, veranlaßt, daß die Gelehrten sich schon seit längerer Zeit gar nicht mehr mit der Erörterung des Magnetismus befaßt haben und derselbe nur noch ein Spielwerk der leichtgläubigen Menge geblieben ist. Was wahr an der ganzen Sache ist, scheint auf den Wirkungen erhitzter Phantasie, auf einer halb geistigen, halb körperlichen Aufregung der Geschlechtssphäre und auf krankhaften Nervenerscheinungen zu beruhen, die man lange vorher schon kannte. Von der Geschichte des Lebensmagnetismus läßt sich so viel sagen, daß Ant. Mesmer (s. d.) 1772 Heilungen mit dem Mineralmagneten versuchte, endlich aber erklärte, daß nicht der Magnet, sondern seine eigne Wunderkraft es sei, welche die Kranken heile. In neuern Zeiten ging die Verfechtung des Magnetismus vorzüglich von Kieser in Jena und von Wolfart in Berlin aus, die gleichsam zwei einander entgegengesetzte Schulen bildeten, von denen die erste, weit achtbarere, die fraglichen Erscheinungen an die schon bekannten physiologischen Erscheinungen des Tag- und Nachtlebens anzuknüpfen versuchte; die zweite dagegen Mesmer's Weg verfolgte. Vgl. Deleuze's „Histoire critique du magnétisme animal" (Par. 1813); Kieser's „System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus" (Lpz. 1821); Ziermann's „Geschichtliche Darstellung des thierischen Magnetismus als Heilmittel" (Berl. 1824) und Basevi, „Del magnetismo animale" (Flor. 1826).

Magnetnadel. Magnetisirt man ein dünnes gerades Stahlplättchen, bringt daran ein Hütchen an, und stellt es damit auf eine Spitze, oder hängt es an einem feinen Seidenfaden auf, damit es sich frei bewegen könne, so hat man die Vorrichtung, welche man Magnetnadel heißt. Nach Kater's Anleitung ist die beste Form einer Magnetnadel ein durchbrochenes Rhomboid von 5 Z. Länge und 2 Z. Breite. Sie wird gewöhnlich aus Uhrfederstahl bereitet, der bei Rothglühhitze gehärtet werden muß. Man kann aber auch Magnetnadeln aus Nickel und Kobalt, ja nach Lampadius sogar aus einer Legirung von Platin oder Gold und Nickel machen, welche überdies den Vorzug haben, daß sie nicht so leicht rosten. Eine so eingerichtete Nadel hat die merkwürdige und wichtige Eigenschaft, daß, indem eine ihrer Spitzen stets nach N. und daher die andere nach S. gerichtet ist, sie jederzeit die Richtung der Weltgegenden angibt. Mit einer sogenannten Windrose (s. d.) verbunden, ist sie bei bewölktem Himmel des Schiffers Führer; sie dient dem Geometer zu Messungen unter der Erde und in Wäldern, und leistet überall vorzügliche Dienste, wo es sich um Orientirung von Sonnenuhren, Meßtischen u. s. w. handelt. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß, wenngleich die beiden Spitzen der Magnetnadel die Richtung der Mittagslinie anzeigen, sie dennoch in den wenigsten Punkten der Erde diese Richtung mit völliger Genauigkeit angeben, sondern an manchen Orten und zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger von derselben abweichen. Diese Erscheinung ist unter dem Namen der Abweichung oder Declination der Magnetnadel bekannt, zu deren Bestimmung man sich eines Instruments, des sogenannten magnetischen Declinatoriums, bedient. Das Wesentliche eines solchen Instruments besteht darin, daß ein hinreichend langer, magnetischer Stab an einen feinen Faden gehängt wird oder mittels eines Hütchens auf einer feinen, verticalen Spitze mit möglichst geringer Reibung über einer horizontalen, eingetheilten Platte spielt, sodaß sich die Lage seiner Achse genau angeben läßt. Man hat bereits eine so große Menge Beobachtungen über diese Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationskarten hat entwerfen können, die aber immer nur für einige Zeit brauchbar sind, da ununterbrochene, eine lange Reihe von Jahren fortgesetzte Beobachtungen dargethan haben, daß die Abweichung an einerlei Ort veränderlich ist. Nachdem

dieselbe seit 150 Jahren von N. nach W. beständig zugenommen hatte, steht sie seit einigen Jahren still. Witterung, Abwechselung der Temperatur, elektrische Erscheinungen, und vorzüglich das Nordlicht, üben auf sie sehr großen Einfluß. Eine andere sonderbare Erscheinung bei der Magnetnadel ist ihre Neigung oder Inclination. Hängt man nämlich eine Magnetnadel in ihrem Schwerpunkte so auf, daß sie sich, nicht wie in dem Compasse um eine verticale, sondern um eine horizontale Achse drehen kann, so bemerkt man in unsern Gegenden, daß sich ihr Nordpol unter die Horizontalebene herabsenkt. Der Winkel, welchen er mit dem Horizonte macht, wird die Neigung (inclinatio) des Magnets genannt. Dieselbe Erscheinung, jedoch in geringerm Maße, bemerkt man bei jeder genauen Compaßnadel, weshalb die Seefahrer das eine Ende der Nadel mit Wachs zu belegen pflegen, um das Gleichgewicht herzustellen. Sie nimmt zu mit der Annäherung an den Pol und verschwindet an einigen in der Nähe des Äquators gelegenen Örtern ganz. Auch zu ihrer Bestimmung hat man ein eigenes Instrument, welches man magnetisches Inclinatorium nennt. Im Wesentlichen besteht es aus einer im Schwerpunkte an einer horizontalen Achse aufgehängten, sehr leicht beweglichen Magnetnadel. Man setzt sodann die Magnetnadel in Bewegung und berechnet aus der Anzahl der Schwingungen, welche sie in einer bestimmten Zeit macht, wenn sie in der Ebene des magnetischen Meridians und dann in einer darauf senkrechten verticalen Ebene steht, ihre Neigung. Diese Neigung ist zwar auch mit der Zeit veränderlich, aber nicht in dem Grade, wie die Abweichung. Die Ursache der Neigung der Magnetnadel leiten die Physiker aus der magnetischen Kraft der Erde, die Ursache ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Umstande her, daß die magnetischen Pole der Erde sich nach und nach in andere Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichung der Magnetnadel zu erhellen scheint. Vgl. Hansteen's „Untersuchung über den Magnetismus der Erde" u. s. w. (Christiania 1819, 4.), der aus seinen Beobachtungen über Abweichung und Neigung der Magnetnadel folgerte, daß es zwei magnetische Pole in der nördl. und zwei in der südl. Erdhälfte gebe. Seine spätern Beobachtungen über die Intensität des Erdmagnetismus im nördl. Europa und Asien, wie die des engl. Capitains Sabine bestätigten diese Annahme. Der eine Punkt dieses Magnetismus der magnetischen Kraft liegt im NO. der Hudsonsbai; der andere, jedoch schwächere, in Sibirien. Auch Parry und Roß haben auf ihren Entdeckungsreisen im nördl. Polarmeere darüber Beobachtungen angestellt, und namentlich ist die letzte Reise des Letztern durch die Entdeckung des einen magnetischen Pols von Wichtigkeit.

Magnificat heißt der sogenannte Lobgesang der Maria, welcher aus dem Evang. des Luk. 1, 46—50 entlehnt ist, weil er in der Vulgata anfängt: Magnificat anima mea dominum. Er ist sehr häufig in Musik gesetzt und wird in katholischen wie in protestantischen Kirchen aufgeführt.

Magnificenz, d. h. Herrlichkeit oder Hoheit, ist der Titel der Rectoren und Kanzler der Universitäten, auch in den freien Städten der Bürgermeister. Ein Fürst, der die Würde eines Rectors übernimmt, wird Magnificentissimus genannt.

Magnusen (Finn), geheimer Archivar in Kopenhagen, ein sehr umsichtiger Erforscher des nord. Alterthums, geb. 1781 in Skalholt auf Island, wurde als Kind von drei Jahren nur mit genauer Noth aus den Ruinen des durch ein heftiges Erdbeben zusammenstürzenden Hauses gerettet. Von seinem Oheim, dem Bischof Hans Finsen, in den Schulwissenschaften unterrichtet, verließ er 1798 Island, um in Kopenhagen seine Studien zu vollenden, ging 1803 nach seinem Vaterlande zurück, und wählte die Laufbahn eines Advocaten; zugleich ward er Bevollmächtigter des Land- und Stadtvogts in Reikiavig. Als Jörgen Jörgensen, ein zu den Engländern übergelaufener dän. Matrose, sich

1809 die höchste Gewalt in Island anmaßte, wurde M., da er sich weder durch Versprechungen noch Drohungen bewegen ließ, auf dessen Seite zu treten, seines Amtes entsetzt, nach anderthalb Monaten aber, als der Usurpator vertrieben war, wieder eingesetzt. Im J. 1812 hielt er sich einige Zeit in Edinburg auf, reiste in demselben Jahre nach Kopenhagen, wo er seine gelehrten Studien fortsetzte, wurde dort 1815 zum Professor und 1829 auch zum geheimen Archivar bei dem Reichsarchiv ernannt. Nachdem er sich schon früher durch mehre Schriften und zahlreiche in Zeitschriften zerstreute Abhandlungen über Gegenstände der isländ. und altnord. Literatur bekannt gemacht hatte, nahm er seit 1818 bedeutenden Antheil an der großen, auf Kosten der Magnäanischen Stiftung erschienenen Ausgabe der Sämundischen Edda, und lieferte selbst eine vollständige dän. Übersetzung derselben, nebst Einleitungen und Erläuterungen (4 Bde., Kopenh. 1821—23), woraus das Wörterbuch der altnord. Mythologie: „Priscae veterum borealium Mythologiae Lexicon" (Kopenh. 1828, 4.), besonders abgedruckt wurde. Außerdem erwähnen wir seine in der Kunstakademie über nord. Archäologie gehaltene Vorlesungen: „Bidrag til nordisk Archäologie" (Kopenh. 1820) und „Eddalaeren og dens Oprindelse" (4 Bde., Kopenh. 1826), eine ausführlichere Bearbeitung der von der dän. Gesellschaft der Wissenschaften gekrönten Preisschrift des Verfassers, welche eine Vergleichung der Religionen der alten Skandinavier und der ind.-pers. Nationen, sowie eine Entwickelung der Verwandtschaft dieser Religionen enthält. Im J. 1834 entdeckte M. den Sinn der berühmten Runenschrift auf der Klippe Runamo im Südtheile Skånens, nachdem diese Inschrift seit Jahrhunderten ein Gegenstand vergeblicher Untersuchungen vieler Alterthumsforscher gewesen war, und brachte in den Schriften der kön. dän. Gesellschaft der Wissenschaften (Bd. 2, Heft 2) seine Entdeckung zur öffentlichen Kenntniß. Im Vereine mit dem Professor Rafn beschäftigt er sich mit einer Sammlung der geschichtlichen Denkmäler Grönlands, welche nebst dän. Übersetzung, Anmerkungen, Karten und Kupfern der auf Grönland vorgefundenen alterthümlichen Überreste zu Kopenhagen auf Kosten der Gesellschaft der Schriften der nord. Vorzeit erscheinen soll.

Magyāren oder **Madjaren** ist der ursprüngliche Name der Ungarn, den sie sich selbst geben und mit welchem sie noch jetzt sich am liebsten benennen lassen. Die Magyaren fingen erst um 626 an bekannt zu werden, und stammen aus Asien ab. Über ihren ursprünglichen Wohnsitz aber sind die Meinungen getheilt. Die wahrscheinlichste ist, daß sie in der Gegend des kasp. Meeres, zwischen dem Flusse Kama und dem Gebirge Ural, gewohnt haben. Eine gewisse Ähnlichkeit, die man zwischen den Sprachen der Finnen und der Magyaren zu entdecken geglaubt, hat die Vermuthung veranlaßt, daß die Letztern finnischen Ursprungs wären. Nach Feßler und A. gehören sie zu dem großen türk. Volksstamme; nach noch Andern sind sie Nachkommen der alten Parther. Nach verschiedenen Zügen in Asien kamen sie zu Ende des 7. Jahrh. aus Asien nach Europa und besetzten die Gegenden zwischen dem Dniepr und Don am Ingulflusse, im jetzigen russ. Gouvernement Katharinoslaw. Hier blieben sie über 200 J., bis sie den andringenden Petschenegen weichen mußten, drangen unter ihrem Anführer Arpad in der letzten Hälfte des 9. Jahrh. nach Dacien vor, setzten sich 896 in Pannonien fest und errichteten da ein Reich. Die ältern Annalisten nennen sie bisweilen Türken, gewöhnlich aber Ugner oder **Ungarn** (s. d.). Vgl. Mailáth's „Geschichte der Magyaren" (5 Bde., Wien 1828—30).

Mahâbhârata, das größte historische Gedicht der Indier, enthält ungefähr 100,000 Verse. Der Name bedeutet: der große Bharatide, oder das große Bharatische Gedicht, und bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß unter dem Geschlechte des ind. Königs Bharatas die in dem Gedichte erzählten Ereignisse vorgingen. Unter Bharatas' Nachkommen befanden sich nämlich einst die beiden

Brüder Dhritaraschtras, welcher der ältere war, aber erblindete und deshalb zur Regierung wenig fähig war, und Pandus, der sich durch Tapferkeit auszeichnete, aber frühzeitig starb. Letzterer hinterließ fünf Söhne, die Pândawas oder Panduiden, nämlich Judhischthiras, Bhimas, Ardschunas, Nakulas, Sahadewas, die mit vorzüglichen Fähigkeiten begabt waren. Des Dhritaraschtras Söhne aber fürchteten, daß ihnen die Herrschaft möchte entwendet werden durch die Panduiden. Auf Anrathen seines ältesten Sohnes, Durjodhanas, verbannte Dhritaraschtras die Panduiden aus der Hauptstadt Nâgapura nach Bâranâwata, wo Durjodhanas sie tödten lassen wollte, doch sie flüchteten von dort in Wälder und Wüsteneien, wo sie viele Abenteuer erlitten. Die mannichfaltigen Schicksale nun, in welche sie verflochten werden, bilden den Hauptinhalt des Gedichtes, dem wahrscheinlich historische Begebenheiten zum Grunde liegen, denen aber viele Sagen eingewebt sind. Die Zeit der Begebenheiten setzen mehre engl. Gelehrte, nach astronomischen Gründen, in das 12. Jahrh. v. Chr. Über den Verfasser des Gedichtes wissen wir nichts Näheres. Die Indier nennen ihn Wjâsas; doch scheint dieser ein mythischer Weiser zu sein, dem auch manche andere große literarische Werke zugeschrieben werden. Mehre kleine Abschnitte des Mahâbhârata sind bis jetzt, theils in Übersetzung, theils im Originaltext mit Übersetzung, herausgegeben worden. Der Anfang des Gedichtes steht engl. übersetzt in den „Annals of oriental literature" (Lond. 1820); ferner sanskrit und lat. in Frank's „Chrestomathia sanskrita" (Münch. 1820). Bopp lieferte (Berl. 1824) folgende vier Abschnitte im Original nebst Übersetzung: 1) Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel; 2) Hidimba's Tod; 3) Des Brahmanen Wehklage, und 4) Sundas und Upasundas. Ferner gab Bopp (Berl. 1829) folgende vier Abschnitte sanskrit und deutsch heraus: 1) Die indische Flutsage; 2) Sâwitrî; 3) Raub der Draupadi, und 4) Ardschuna's Rückkehr aus Indra's Himmel. Lassen in seiner Abhandlung „De Pentapotamia indica" (Bonn 1827) hat einen Abschnitt geliefert, welcher die Völker am Indus schildert. Eine größere Episode ist die „Geschichte des Nalas und der Damajanti", welche sanskrit und lat. von Bopp (Lond. 1819 und Berl. 1830), deutsch von Rosegarten (Jena 1820) und von Rückert, unter dem Titel: „Nal und Damajanti" (Frankf. 1828) herausgegeben wurde. Eine andere Episode, aber philosophischen Inhalts, „Bhagawad-gitâ" oder der Herrngesang, über die sich Wilh. von Humboldt (Berl. 1826) verbreitet, wurde im Originale mit lat. Übersetzung von Schlegel (Bonn 1823) herausgegeben. Unter dem Titel: „Resmnâme", d. i. Schlachtenbuch, ward der Mahâbhârata im Auszuge ins Persische übersetzt.

Mahagōni, richtiger, aber weniger gebräuchlich Mahogani, ist eins der kostbarsten Hölzer wegen seines schönen Ansehens, der trefflichen Politur, deren es fähig ist, der ausnehmenden Härte und besondern Eigenschaft, daß es nicht fleckt und der Wurm nicht hineinkommt. Man theilt es ein in gewässertes, marmorirtes, gemasertes und ganz glattes. Die anfangs gelbröthliche Farbe wird mit der Zeit braun und endlich ganz schwarz. Will man die eigenthümliche Farbe länger erhalten, so darf man es nicht zu stark mit Wachs bohnen, noch weniger mit Öl bestreichen. Unter den drei bis jetzt bekannt gewordenen Gattungen des Mahagonibaums ist es der gemeine Mahagonibaum, welcher dieses treffliche Holz liefert. Sein Vaterland sind die wärmern Länder des mittägigen Amerika, Jamaica, Cuba, Domingo und die Bahamainseln. Es ist ein schöner Baum mit einem dicken, hohen und ästigen Stamme, der sich in einen ansehnlichen Wipfel mit meist vierpaarig gefiederten Blättern ausbreitet. Die Spanier und Portugiesen in Amerika benutzen sein Holz zum Schiffbau, wozu es geeigneter ist als das Eichenholz, und wegen der vielfachen Benutzung zu andern Zwecken bildet es einen bedeutenden Handelsartikel. Die Rinde des Mahagonibaums findet auch medicinische Anwendung, unter Anderm gegen Wechselfieber und periodisches Kopf-

weh. Das falsche Mahagoniholz, bekannt unter dem Namen Madeiraholz, vom Laurus indica, hat vor dem echten den Vorzug, daß es die Farbe besser hält.

Mahlmann (Siegfr. Aug.), bekannt als Dichter im lyrisch-elegischen Gebiet und in der Burleske, geb. 13. März 1771 in Leipzig, besuchte die Fürstenschule in Grimma, studirte bis 1789 in Leipzig und ging hierauf als Führer eines jungen Edelmanns nach Liefland, mit welchem er nachher die Universitäten Leipzig und Göttingen besuchte. Nachdem er 1797 nochmals nach Liefland und Kurland gereist, kehrte er 1798 nach Leipzig zurück, beschäftigte sich hier vorzüglich mit der deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung und wurde, nach seines Schwagers Spazier Tode, Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", welche er bis 1810 allein, und dann in Verbindung mit Meth. Müller redigirte. Der sehr einträgliche Pacht der leipziger politischen Zeitung während der franz. Kriege setzte ihn in den Stand, ansehnliche Besitzungen in der Nähe Leipzigs zu erwerben, war aber auch die Veranlassung, daß er 1813 auf die Citadelle nach Erfurt abgeführt, jedoch sehr bald wieder entlassen wurde. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit den Naturwissenschaften und insbesondere mit der Ökonomie, welche er bei Bewirthschaftung seiner Güter praktisch anwendete, weshalb er auch zuletzt zum Director der durch seine Mithülfe erneuerten leipziger ökonomischen Societät ernannt wurde. Außerdem erhob ihn sein Geist und seine ausgezeichnete Gabe der extemporirten Beredtsamkeit, verbunden mit dem Ansehen seiner persönlichen Erscheinung, zu einem der tüchtigsten Vorsteher einer maurerischen Verbindung, welches Amt er mit allgemeiner Anerkennung in der Loge Minerva in Leipzig von 1813 an bis zu seinem Tode, am 16. Dec. 1826, verwaltete. Eine Sammlung seiner zerstreuten lyrischen Gedichte, unter welchen mehre von den besten Liedercomponisten in Musik gesetzt wurden, ließ er in Halle 1825 erscheinen. Sind die meisten seiner Gedichte der ebenso innige als klare Ausdruck einer sanften Wehmuth oder einer über das Grab hinausblickenden Erhebung, so lernt man durch sein anonym herausgegebenes „Marionettentheater" (Lpz. 1806), in seinem „Herodes vor Bethlehem", einer scherzhaften Parodie von Kotzebue's „Hussiten", sein Talent für die dramatische Burleske kennen. Auch seine „Erzählungen und Märchen" (2 Bde., neue Aufl., Lpz. 1812) wurden mit Beifall gelesen.

Mahmud II., Khan und Padischah, Sultan der Osmanen seit 1808, geb. 20. Jul. 1785, ist der zweite Sohn des 1789 verstorbenen Sultans Abdul Hamid, wuchs im alten Serail auf und genoß dann den Unterricht des gefangenen Selim III., blieb aber hartnäckig, heftig und grausam. Schon hatte Mustapha IV., sein älterer Bruder, bei der Thronveränderung 1807, um keinen Thronbewerber fürchten zu dürfen, M.'s Ermordung befohlen, als Ramir-Effendi, der Zahlmeister der Armee, an der Spitze von 2000 Albanesen sich der Person des Prinzen bemächtigte und ihn rettete. Der kühne Baïraktar, Pascha von Rustschuk, setzte hierauf Mustapha IV. am 28. Jul. 1808 ab, worauf M. am 1. Aug. den Thron bestieg. Durch die darauf eintretenden Militairreformen aufgereizt, stürmten die Janitscharen das Serail, sodaß der neue Großvezier Baïraktar, nachdem er noch vorher den gefangenen Mustapha und dessen Mutter hatte hinrichten lassen, zu dem Entschlusse gebracht wurde, sich mit seinen Feinden in die Luft zu sprengen, was er auch am 16. Nov. 1808 ausführte. Doch der Kampf der Seymens oder der auf europ. Fuß ausgerüsteten Truppen, für deren Beibehaltung sich M. erklärt hatte, mit den Janitscharen dauerte fort; letztere siegten, und M. mußte, um sein Leben zu retten, deren Foderungen unbedingt annehmen. Nach solchen Greueln war kein Entwurf des Bessern mehr ausführbar, obgleich M. mit Beharrlichkeit darauf bestand; die Janitscharen erzwangen jedesmal die Absetzung und Hinrichtung der Befehlshaber und Minister, die Zucht und Ordnung einführen wollten. Um sich selbst auf dem Throne zu befestigen, ließ M. den Sohn Mu-

stapha IV., ein Kind von drei Monaten, erwürgen und vier schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in den Bosporus werfen. So blieb er der Einzige und Letzte aus dem Stamme des Propheten. Ohne Rathgeber, ohne Geld und fast ohne Heer, mußte er den Krieg mit Rußland fortsetzen und die Serbier bekämpfen. Endlich, nach gänzlicher Erschöpfung, schloß er auf Englands Rath, wider Napoleon's Erwarten, der, mit Östreich und Preußen verbunden, die Integrität der Pforte ausgesprochen hatte, mit Rußland den Frieden zu Bukarescht, am 28. Mai 1812. Die Schrecknisse, unter welchen M. den Thron bestieg, und die Gefahren, welche ununterbrochen denselben umgaben, mußten sein Gemüth verhärten und in Blutbefehlen nur Maßregeln kluger Festigkeit ihm zeigen. Seine Vertrautesten wurden sein Barbier, Berber-Baschi, der weder lesen noch schreiben konnte, und dessen Freund Khalet-Effendi, der anfangs Schreiber des Vorstandes der Fleischbänke von Konstantinopel, dann Selim III. Botschafter an Napoleon's Hofe 1806 gewesen war. Beide wurden jetzt der Mittelpunkt aller Ränke, die vom Serail aus bis in die Provinzen sich verzweigten. Gegen die christlichen Cabinete zeigte M. eine stolze und feste Haltung; doch im Innern seines Reiches kämpfte der Verrath mit der Empörung, welches den Erfolg hatte, daß die Pforte immer abhängiger wurde von dem Willen mächtiger und glücklicher Satrapen oder kühner, entschlossener Völker. So gelang es den Serbiern, sich der Herrschaft des Pascha von Belgrad zu entziehen; dem Mohammed Ali Pascha (s. d.), sich zum fast unabhängigen Herrn Ägyptens zu machen; Rumelien, Widdin, Damaskus, Trebisonde, St.-Jean d'Acre, Aleppo, Bagdad, Lattakia und andern Paschaliks, unter blutigem Aufruhr ihre Unterdrücker zu wechseln, und dem kühnen, listigen Ali (s. d.) in Janina, zum Herrscher von Epirus sich zu erheben. Der Versuch, Letztern zu stürzen, verwickelte die Pforte in einen Volkskrieg, der ihre Schwäche verrieth, die Griechen zur Verzweiflung trieb und ihnen die Waffen für Religion und Freiheit in die Hand gab. Die brit. Gesandtschaft machte die Pforte mit den Planen der Griechen bekannt, und Khalet-Effendi beschloß ihre Vertilgung. (S. Griechenland.) Als endlich M. in der Hauptstadt und in den beiden Fürstenthümern, wo der Aufstand zuerst ausgebrochen war, seine Feinde vertilgt, die rebellischen Satrapen in den Provinzen durch andere ehrsüchtige Paschen besiegt hatte und zuletzt der Kopf Ali's gefallen war; als er den Krieg mit Persien durch den Frieden im J. 1823 geendigt und von den Wahabiten nichts mehr zu befürchten hatte, wurde er nur trotziger und grausamer. Ali's Kinder und Kindeskinder, die sich auf Treue und Glauben unterworfen hatten, mußten sterben. Unbeugsam in dem gegen die Rajahs angenommenen Vertilgungssysteme, gab er den europ. Mächten nur in einigen Dingen nach und bewilligte die Räumung der Moldau und Walachei erst nach dreijährigen Vermittelungsversuchen des engl. Gesandten, am 23. Jun. 1824. Auf die Vorstellungen des diplomatischen Corps in Pera über die Hinrichtung des griech. Patriarchen gab er die trotzige Antwort: der Sultan sei absoluter, unabhängiger Herrscher, und keinem Menschen Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig. Dennoch zitterte M., wenn die Wuth der Janitscharen, welche strenge Befehlshaber vergebens zu zügeln suchten, die Hauptstadt mit Brand, Mord und Plünderung ängstigte. Um diese zu beruhigen, gab er Alles preis, die tüchtigsten Männer im Staate und im Heere, die nächsten Verwandten, die ältesten Vertrauten und selbst den Khalet-Effendi. Als im Nov. 1822 der Aufruhr ausbrach, verbannte er den Großvezier, den Mufti, den Berber-Baschi und den Khalet-Effendi; eine Menge Beamter wurden hingerichtet oder aus dem Dienste geschickt; die Khasnadar-Usta aber, seine Favorite, ward dem Obersten der Verschnittenen zur Züchtigung übergeben und nebst einer großen Anzahl Odaliken in das Zuchthaus des Harems gesperrt. Khalet behielt anfangs sein ganzes Vermögen; allein bald gelang es seinen Feinden, bei dem Sultan sein Todesurtheil auszuwirken, welches an ihm am 6. Dec. vollzogen wurde. Seit-

dem that M. Alles, was die Janitscharen durch Beisitzer aus ihrer Mitte im Divan verlangten. Als jedoch die Ruhe wiederhergestellt zu sein schien, beschloß er, den Trotz der Miliz zu züchtigen, und mit der Gefahr wuchs seine innere Kraft. Nach und nach reiften durchgreifende Reformationsplane in seiner tiefverschlossenen Brust. Die russ.-türk. Frage ward durch die Convention zu Akjerman am 6. Oct. 1826 erledigt, wodurch M. alle Foderungen Rußlands zugestand. Zu diesem Nachgeben ward er vorzüglich durch die kaum begonnene Umbildung seines Heers bewogen, welche ohne Auflösung der Janitscharen (s. d.) nicht möglich war. Als er diese mit großem Blutvergießen ausgeführt, betrieb er die Bildung des neuen Heers auf europ. Art mit der größten Thätigkeit und scheint, da er auch die letzte Verschwörung zu Gunsten der Janitscharen, im Jan. 1835, bewältigte, eine der gefahrvollsten Reformen glücklich durchgeführt zu haben. Nachdem er sein Heerwesen schnell geordnet, lehnte er in seiner am 9. Jun. 1827 dem russ. und allen fränk. Ministern übergebenen Erklärung in Betreff der griech.-europ. Frage jede Intervention der christlichen Mächte entschieden ab. Doch sein Trotz wurde im Frieden zu Adrianopel am 14. Sept. 1829 gebrochen, und Griechenland als ein souveraines Königreich von dem osman. Reiche getrennt. Ob M. einst als Reformator seines Staats einen hohen Rang in der Geschichte einnehmen wird, ist ungewiß; zwar hat er durch sein Beispiel die Großen seines Volkes an europ. Gebräuche und an Luxus gewöhnt, die Nation selbst aber nicht umgebildet. Er ist Nachahmer des Fremden, nicht Schöpfer; er hat zwar für seine Person viele Vorurtheile aufgegeben, im Volke jedoch sie nicht auszurotten vermocht. Verdienstlich machte er sich besonders dadurch, daß er im Heere europ. Taktik einführte, die Marine reformirte, die Policei in der Hauptstadt verbesserte und Lehranstalten für den Staatsdienst begründete, unter Anderm für Feldärzte, weshalb er auch den Mufti bewog, die bisher verbotene Zergliederung des menschlichen Körpers zu erlauben. Durch den Hatti scherif vom 30. Jun. 1826 leistete M. Verzicht auf das Confiscationsrecht; dessenungeachtet ließ er viele Armenier und Juden hinrichten, um sich ihrer Reichthümer zu bemächtigen. In seinem Familienleben soll er herablassend und mild sein. Von seinen 27 Kindern leben noch sieben: Abdul Medschid, der präsumtive Thronfolger, geb. 20. Apr. 1823; Salyha, Sultana, geb. 1811, seit 1834 Gemahlin des Halil Rifaat Pascha, deren am 23. März 1835 geborener Sohn, dem bisherigen Herkommen entgegen, am Leben blieb; Mirihma, Sultana, geb. 1812, dem Pascha von Adrianopel zur Gemahlin bestimmt; Abdal Aziz, geb. 8. Febr. 1830, und noch drei Töchter.

Mahŏmet, s. Mohammed.

Mähren, Markgrafschaft und deutsche Provinz des östr. Staats, grenzt gegen N. an die preuß. Grafschaft Glatz und das östr. Schlesien, gegen O. an Ungarn, gegen S. an Niederöstreich und gegen W. an Böhmen. Mit Ausschluß des östr. Schlesiens, welches auf 83½ □M. 405,000 Einw. hat und mit M. eine Provinz bildet, hat es einen Flächeninhalt von 398 □M. und 1,660,000 Einw., darunter 70,000 Protestanten und 28,000 Juden. Unter den vielen Flüssen ist nur die March eine Strecke schiffbar. Im O., N. und W. von Gebirgen, den Fortsetzungen der Sudeten und der Karpathen, eingeschlossen, ist M. nur gegen S. offen. Die höchsten Gebirgsgegenden, darunter der spieglitzer Schneeberg, 4400 F. hoch, nach Glatz hin, sind in dem nördl. Theile, von wo sich der Boden gegen S. verflacht. Durch das Innere ziehen sich Bergketten von mittlerer Höhe; doch fehlt es nicht an schönen Ebenen und Thälern. Das höhere Gebirge ist wenig fruchtbar; dagegen der Boden in der sogenannten Hanna und in den südl. Gegenden ungemein ergiebig. Die Viehzucht wird durch fette Wiesen und Weiden begünstigt. Stark ist die Federviehzucht, besonders die Gänsezucht; einträglich die Fischerei. Der Getreidebau ist am ergiebigsten in der Hanna, am Marchflusse, um Brünn und in den südöstl. Gegenden des znaimer Kreises. Auch der Flachs-,

Obst- und Gartenbau sind nicht unbedeutend. Ferner baut man etwas Hanf, Anis, Senf, Fenchel, Saflor, Krapp und Süßholz. Einige Gegenden haben ziemlich starken Weinbau, wiewol das Klima denselben nicht sehr begünstigt. Die ansehnlichen Waldungen sind mehr Laub- als Nadelhölzer. Ehemals baute man auf Silber und Gold; Kupfererze findet man zwar, aber es wird nicht darauf gebaut. Am wichtigsten sind die Eisenbergwerke; auch hat M. Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Die Tuch-, Wollenzeuch- und Leinwandmanufacturen sind sehr bedeutend; minder die Baumwollenfabriken. Die Ausfuhr ist größer als die Einfuhr; dazu kommt noch ein wichtiger Transitohandel, den gute Kunststraßen befördern. Die Regierungsform in M. ist fast unumschränkt, obschon es Landstände gibt, welche aus Prälaten (Erzbischof von Olmütz, Äbte, Pröpste, Domherren), Herren (Fürsten, Grafen und Freiherren), Rittern (adelige Rittergutsbesitzer) und Städten (acht) bestehen. Politisch eingetheilt ist es in sechs Kreisämter: Olmütz, Brünn, Iglau, Znaim, Hradisch und Prerau, wozu noch die beiden östr. schles.: Troppau und Teschen, kommen, welche, wie jene, unter dem Landesgubernium zu Brünn stehen. Die Landeseinkünfte schätzt man auf 6—7,000,000 Gldn. Die Einw. sind theils Slawen: Hannaken in der sogenannten Hanna, ausgezeichnet durch ihre Gastfreundschaft, und Slowaken, ausgezeichnet durch ihre Anlage zu den Wissenschaften und Künsten, durch Witz und Beredtsamkeit, theils Deutsche. — Das alte M., Germaniens Grenzland zwischen der Morawa und dem Gran, bewohnten die Quaden; als diese 407 mit den Vandalen nach Gallien und Spanien zogen, besetzten die Scyren, die Rugier, die Heruler und um 548 die Longobarden das Land. Zuletzt ward es von einer Colonie donauischer Slawonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben wurden und von der Morawa den Namen Morawer bekamen, aufs Neue bevölkert. Bei dem Verfalle des avarischen Staates konnten sich die mährischen Slawen weiter ausbreiten und ein Königreich errichten, welches unter dem Namen Großmähren weit mehr Länder als das heutige M. in sich begriff. Karl der Große überwand die Morawer und nöthigte ihren König Samoslaw, sich taufen zu lassen; doch wurde erst um 856 Cyrillus (s. d.) der wahre Apostel der Mähren. Ludwig der Fromme legte dem König Megomir Tribut auf, und Ludwig der Deutsche machte den König Radislaw zum Gefangenen. Arnulf vergrößerte anfangs den mährischen Staat, denn er gab dem Zuatoblick (Swjatopulsk) Böhmen und andere Länder, auf der einen Seite bis an die Oder, und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; als sich aber Swjatopulsk empörte, schlug ihn Arnulf mit Hülfe der Böhmen und Ungarn. So ward das mährische Reich geschwächt, dann unter Swjatobog, Swjatopulsk's Sohne, 908, ganz aufgelöst und nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. Im J. 1056, wo M. ungefähr den jetzigen Umfang hatte, wurde es böhmisch, was es zum Theil schon zuvor war. Nachdem es 1085 den Titel einer Markgrafschaft erhalten, wurde es bis auf des Kaisers Matthias Zeiten, 1611, von den böhm. Königen mehrmals ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben. Vgl. Wolny's „Taschenbuch für die Geschichte M.'s und Schlesiens" (Brünn 1826 fg.).

Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder.

Maiblumen nennt man in verschiedenen Gegenden verschiedene Gewächse, so unter andern auch den im Mai häufig blühenden Löwenzahn (Leontodon taraxacum); gewöhnlich aber versteht man darunter das Geschlecht Convallaria und namentlich die Art Convallaria majalis, die man in vielen Gegenden Deutschlands auch Zaucken, Zaupen oder Zäupchen nennt. Es ist dieses ein Gewächs mit kriechender Wurzel, aus welcher zwischen Scheiden zwei breitlanzettliche Blätter und ein Blütenstengel hervorkommen, an welchem die weißen, glockenförmigen Blumen eine nach einer Seite hingewendete Traube bilden. Die Früchte sind rothe, kugelrunde Beeren. Die wohlriechenden, getrockneten und gepülverten

Blumen werden für haupt- und nervenstärkend gehalten und als Riechmittel gebraucht. Man übergießt sie auch mit Essig, welcher dadurch einen angenehmen Geruch erhält und bei Schwindel und Ohnmachten sehr dienlich ist.

Maifeld, s. März- und **Maifeld**.

Maikäfer, s. Käfer.

Mailand (Mediolanum), Herzogthum in Oberitalien, eins der schönsten, fruchtbarsten und cultivirtesten Länder Europas, grenzt westlich an Piemont und Montferrat, südl. an das Genuesische, östl. an das Parmesanische, Mantuanische und Venetianische, nördl. an die vier ital. Vogteien der Schweiz und an Graubündten, und ist reich an Getreide, Reis, Wein, Früchten und Seide. Der erste Herzog von M. war Gian Galeazzo Visconti, welchen Kaiser Wenzel 1395 dazu ernannte; das Herzogthum bestand aus den blühendsten lombard. Städten, in welchen die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigung der Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Der Mannsstamm der Visconti starb 1447 aus, und wiewol nun Frankreich die nächsten Ansprüche auf M. hatte, so gelang es doch dem Francesco Sforza, dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti, 1450 das Land für sich und seine Familie zu erhalten. Seit aber Ludwig XII. von Frankreich seine Ansprüche 1499 geltend machte, die sein Nachfolger Franz I. noch eifriger verfocht, war M. wechselsweise im Besitze der Franzosen und der Sforza. Franz I. mußte im madrider Frieden, 1526, alle ital. Besitzungen aufgeben, und mit Franz II. Sforza, welcher M. vom Kaiser als Reichslehn erhielt, starb 1535 der Sforza'sche Mannsstamm aus. Nun gab Karl V. dasselbe seinem Sohne Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es bis auf den span. Erbfolgekrieg, 1706, blieb, in Folge dessen es an Östreich kam. In dem wiener Frieden, 1735, und dem wormser Vertrage, 1743, wurden Stücke davon an den König von Sardinien überlassen. Nachdem sich 1796 die Franzosen des Landes bemächtigt, gaben sie ihm unter dem Namen der cisalpinischen Republik eine republikanische Verfassung, welche im Frieden zu Campo Formio, 1797, von Östreich anerkannt wurde. Obgleich die Östreicher und Russen 1799 diese Republik vernichteten, so blieb doch Bonaparte durch die Schlacht bei Marengo abermals Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in ital. Republik und 1805 in ital. Königreich um, von welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereignisse 1814 dasselbe auflösten. Östreich errichtete hierauf aus M., Mantua und dem ehemals venetian. Gebiete das lombard.-venetian. Königreich; auch erhielt Sardinien seinen Antheil am ehemaligen Herzogthume M. (146 □M. mit 600,000 Einw.) zurück.

Mailand (Milano), die Hauptstadt des lomb.-venetian. Königreichs und der eigentlichen Lombardei, eine der reichsten, prächtigsten und volkreichsten Städte Oberitaliens, mit 128,600 Einw., hat ungeachtet aller durch Zeit, Kriege und andere feindliche Schicksale erlittenen Unfälle doch noch einen großen Theil ihres alten Glanzes gerettet. Von den Denkmälern ihres Alterthums hat sich aber nur ein Rest von Thermen erhalten, die man le colonne di S. Lorenzo nennt. Desto reicher ist M. an Monumenten neuerer Zeit, unter welchen der berühmte Dom nach St.-Peter in Rom, von den Einwohnern das achte Wunder der Welt genannt, die größte Kirche in Italien, und neben diesem und St.-Paul zu London in der Christenheit ist. Ganz aus weißem Marmor gebaut, gewährt er von innen und außen einen unbeschreiblichen Eindruck. Die ältesten Meister, welche an demselben seit 1386 arbeiteten, führten ihn im spätern goth. Style auf; um die Mitte des 16. Jahrh. aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderseite mehr im antiken Geschmacke aus und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ mit großen Kosten das halb fertige Gebäude fast bis zu seiner Vollendung fortführen, und Kaiser Franz bestimmte 1819 zum Ausbau monatlich 12,000 Lire. Wenn von außen der Glanz des Marmors,

die goth. Verzierungen und die Fülle von Statuen (4000) den Beschauer überraschen, so wird er im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeiler stützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume lebendig ergriffen. Vgl. Franchetti's „Storia e descrizione del duomo di Milano" (Mail. 1821) und Rupp's und Bramati's „Descrizione storico-critica del duomo di Milano" (Mail. 1823, 4., mit Kpf.). Eine der ältesten Kirchen M.'s, S.-Ambrogio, in deren Inneres einige Stufen hinabführen, wurde im 4. Jahrh. auf den Ruinen eines Minerventempels erbaut und ist mehrer Alterthümer wegen merkwürdig, aber finster und unansehnlich. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen erwähnen wir noch das ehemalige Dominikanerkloster Madonna delle Grazie, in dessen Refectorium sich das berühmte, aber nur noch halb erhaltene Frescogemälde des Leonardo da Vinci befindet, welches das Abendmahl Christi darstellt. Das ehemalige Jesuitencollegium Brera, ein prächtiges Gebäude, enthält mehre Stiftungen für Künste und Wissenschaften, namentlich eine schöne Gemäldegalerie, welche reich an Werken lombard. und bologneser Meister ist, eine Bibliothek, die manche Seltenheit, unter andern den Haller'schen Büchernachlaß, enthält, und eine Sternwarte. Berühmt ist besonders die vom Cardinal Borromeo gestiftetete Ambrosianische Bibliothek (s. d.). Das geographisch-militairische Institut wurde 1801 gestiftet und hat sich durch die Herausgabe eines Atlas des adriat. Meers und vieler anderer Karten einen hohen Ruf erworben. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten behauptet das große Hospital den ersten Rang durch seine Bauart, Größe und die Pflege, die den Kranken, deren es 4000 aufnehmen kann, zu Theil wird. Das Lazaretto, ein ungeheures, viereckiges Gebäude, früher in Pestzeiten gebraucht, hat jetzt eine andere Bestimmung. Nächst dem Theater S.-Carlo in Neapel ist das mailänd. della Scala eins der größten in Italien und vielleicht in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich vor allen andern durch Bequemlichkeit aus. Außerdem bestehen noch die Theater Re, Canobiana, Carcano und andere. M. besitzt eine große Anzahl Paläste und andere ansehnliche Gebäude; die Straßen indeß sind meist weder sehr breit noch grade. Ein Triumphbogen des franz. Heeres wurde 1829 als Friedensbogen dem Kaiser geweiht. Außer dem schönen Corso (Porta orientale) gewähren die öffentlichen Gärten herrliche Spaziergänge; doch sind sie lange nicht so besucht wie der Corso, auf welchem des Abends die vornehme Welt sich einfindet. Bedeutend ist der Handel mit Getreide, Reis, Seide und Käse; nicht minder wichtig sind die Fabriken und Manufacturen. Künste und Wissenschaften finden eifrige Verehrung, und in den neuesten Zeiten hat sich die mailänd. Kupferstecherschule rühmlichst ausgezeichnet. Die Umgebungen der Stadt sind sehr fruchtbar; den fehlenden Fluß ersetzen zwei schiffbare Kanäle: der Naviglio grande, welcher die kleine Olona mit dem Ticino, und der Naviglio della Martisana, der dieselbe mit der Adda verbindet. Den Horizont gegen N. begrenzen die Alpen der Schweiz. Vgl. Amoretti's „Viaggio di Milano ai tre laghi maggiore, di Lugano e di Como" (4. Aufl., Mail. 1814) und Pirotta's „Nouvelle description de Milan" (Mail. 1819).

Mailáth (Joh., Graf), der bedeutendste unter den neuern ungar. Dichtern, auch als Geschichtsforscher rühmlichst bekannt, wurde aus einer altadeligen ungar. Familie zu Pesth am 5. Oct. 1786 geboren und ist das 14. Kind unter 18 Geschwistern. Sein Vater, Jos. Graf M., welcher Staats- und Conferenzminister war, ließ ihn sehr sorgfältig erziehen. Theils zu Hause, theils in öffentlichen Schulen wohl vorbereitet, studirte er in Erlau Philosophie, in Raab die Rechte und trat dann in den Staatsdienst, mußte ihn aber nach zehn Jahren seiner geschwächten Augen wegen wieder verlassen. Von dem Unglücke, am schwarzen Staar zu erblinden, wurde er durch eine mehr als zweijährige Behandlung des Augenarztes Beer geheilt. Während dieser Zeit, in welcher er weder lesen noch schreiben durfte, faßte er den Entschluß, sich ausschließend der Literatur zu widmen.

Einzelne poetische Versuche von ihm waren schon früher erschienen. Neben mehren poetischen Arbeiten war jetzt die Geschichte Ungarns sein Hauptzweck. Er verließ sich hierbei auf sein Gedächtniß, welches in solcher Ausbildung und Stärke fast einzig zu nennen ist. So ist es ihm ein Leichtes, Tausende von Versen auswendig zu lernen, ganze Gedichte vor- und rückwärts herzusagen, mehre Stunde zu dictiren und zugleich über einen andern Gegenstand zu schreiben. Fast an das Unglaubliche grenzt es, daß er 200 Würfe mit zwei Würfeln, oder vier Spiele Karten, die vor ihm umgeschlagen werden, sich so einprägt, daß er sie in jeder beliebigen Ordnung aufsagt, ohne Reihenfolge jeden einzelnen Wurf und jede Karte angibt. Seine Werke sind theils poetischen, theils geschichtlichen Inhalts. Unter den erstern erwähnen wir den von ihm mit Joh. Paul Köffinger herausgegebenen „Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte" (Pesth 1817); seine „Altdeutschen Gedichte" (Stuttg. 1819), welche eine Auswahl der schönsten in dem zuvor erwähnten Codex enthaltenen Dichtungen in neudeutscher Übertragung geben; seine eignen, größtentheils lyrischen „Gedichte" (Wien 1824); seine „Magyarischen Sagen und Märchen" (Brünn 1825); seine Übersetzung „Magyarischer Gedichte" (Tüb. 1825), und die gelungene Übertragung der gefühlvollen Dichtungen des Alex. Kisfaludy unter dem Titel „Himfy's auserlesene Liebeslieder" (2. Aufl., Pesth 1830). Unter seinen historischen Werken stehen obenan die nach den Quellen trefflich bearbeitete „Geschichte der Magyaren" (5 Bde., Wien 1828—30) und „Geschichte des östr. Kaiserstaats" (Bd. 1, Hamb. 1834); außerdem schrieb er „Über die Krönung der Könige von Ungarn" (Wien 1830); „Geschichte des ungar. Reichstags 1830" (Pesth 1831) und „Geschichte der Stadt Wien" (Wien 1832). Auch lieferte er eine „Magyarische Sprachlehre" (Pesth 1830; 2. Aufl. 1833).

Maimon (Salomon), ein um die Philosophie verdienter jüd. Gelehrter, geb. zu Neschwitz in Lithauen 1753, war der Sohn eines armen Rabbinen und wurde von diesem zum eifrigen Studium des Talmud angehalten. Nachdem er lange in äußerster Dürftigkeit gelebt hatte, ging er, von Wißbegierde getrieben, nach Deutschland und fand in Berlin, wohin er in den armseligsten Umständen kam, bei Mendelssohn Unterstützung. Rastlos betrieb er seine Studien, vornehmlich im Gebiete der Philosophie, lernte einige Zeit die Apothekerkunst, wandte sich dann nach Hamburg, Amsterdam und Breslau, später wieder nach Berlin, und starb auf dem Kalckreuth'schen Gute Nieder-Siegersdorf bei Freistadt in Niederschlesien am 22. Nov. 1800. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind „Versuch über die Transscendentalphilosophie" (Berl. 1790); „Versuch einer Logik oder allgemeinen Theorie des Denkens, nebst Briefen an Äneſidemus" (Berl. 1794), worin er Kant's transscendentale Logik zu berichtigen und näher zu bestimmen suchte; ferner „Die Kategorien des Aristoteles" (Berl. 1794), und „Kritische Untersuchung über den menschlichen Geist" (Lpz. 1797), in welchen Schriften er die Lehren der kritischen Philosophie mit großem Scharfsinn entwickelte und bestimmte. Vgl. „M.'s Lebensgeschichte, von ihm selbst geschrieben", herausgegeben von Moritz (2 Bde., Berl. 1792—93), und „Maimoniana, oder Rhapsodien zur Charakteristik M.'s", herausgegeben von Wolf (Berl. 1814).

Maimonides oder **Maimon** (Moses Ben), einer der berühmtesten jüd. Gelehrten, geb. zu Cordova in Spanien 1139, genoß den Unterricht der Araber Thophail und Averrhoës in der Medicin und Philosophie. Da er aber zugleich eifrigst die Werke der alten Philosophen, besonders des Aristoteles, studirte, erregte er dadurch den Haß seiner Glaubensgenossen so sehr, daß er, um ihren Verfolgungen zu entgehen, sich nach Ägypten begeben mußte, wo er anfangs als Juwelier arbeitete, sehr bald aber zum Leibarzt des Sultan Saladin ernannt wurde, unter dessen Schutz er eine sehr besuchte Lehranstalt zu Alexandrien stiftete. Neue Nachstellungen seiner Neider und Verfolger nöthigten ihn, auch Alexandrien zu

verlassen, und im steten Herumziehen verstrich ihm der übrige Theil seines Lebens, welches er 1205 zu Kahira oder in Palästina beschloß. Wegen dieses Aufenthalts wird er auch von seinen Glaubensgenossen, die ihn, ihrer Sitte gemäß, oft mit den vier Buchstaben R. M. B. M., d. h. Rabbi Moses Ben Maimon, bezeichnen, welche man Rambam ausspricht, der ägypt. Moses genannt. Überhaupt betrachten sie ihn nächst Moses als das größte Genie und nennen ihn deshalb den wahrhaften Meister, den großen Adler, den Ruhm des Morgenlandes und das Licht des Abendlandes. Unter seinen Schriften ist die bekannteste „Moreh Nevochim", d. i. Lehrer der Verirrten oder Wankenden, eine Anweisung zur Erklärung des A. T., welche von seinem hellen Verstande und seinem Scharfsinne das rühmlichste Zeugniß gibt und von mehren Scholastikern benutzt wurde. Sie war ursprünglich arabisch geschrieben und wurde von einem Juden ins Hebräische, von Buxtorf ins Lateinische übersetzt (Bas. 1629, 4.) und von Asch in der von Heinemann herausgegebenen Zeitschrift „Jedidja" (Hft. 1 und 2) ins Deutsche übersetzt. Außerdem verdienen sein trefflicher Commentar über die Mischna, hebr. und lat. (6 Bde., Amst., Fol.): „Jad chasaka", d. h. die starke Hand, ein Abriß des Talmud (4 Bde., Ven., Fol.); „Sepher hammizwoth", d. h. das Buch der Lehren, hebr. und lat. (Amst. 1640, 4.), eine Erklärung der 613 affirmativen und negativen Lehren des Gesetzes, genannt zu werden. Auch schrieb er über den Götzendienst, über Christus, mehre medicinische und andere Werke, Briefe und Abhandlungen.

Main, der kleinste unter den sechs Hauptflüssen Deutschlands, entspringt am östl. Abhange des Ochsenkopfs, 3000 F. über dem Meere, etwas über ½ Meile südwestl. über Kulmbach bei Steinhausen im Obermainkreise des Königreichs Baiern, und führt bis zu seiner Vereinigung mit dem rothen Main bei Burg-Kunstadt den Namen weißer Main. Nachdem er zwischen Taschendorf und Baunach die Itz, unterhalb Bamberg die Regnitz und einige andere Flüßchen aufgenommen, wird er schiffbar, nimmt im Untermainkreise die fränk. Saale, bei Wertheim im Großherzogthum Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig und im Herzogthum Nassau bei Höchst die Nidda auf. Nach einem schlangenartig gewundenen und daher der Schiffahrt nicht günstigen Laufe von 60 M. ergießt er sich oberhalb Mainz in den Rhein, wo er eine Breite von ungefähr 400 Schritten hat, und Güterschiffe von 150—1800 Ctr. Ladung trägt. So bedeutend auch die Mainschiffahrt und der Mainhandel schon sind, so würde Beides doch noch ungemein sich steigern, wenn die Uferstaaten, Baiern, Kurhessen, Frankfurt, Großherzogthum Hessen, Nassau und Baden, gemeinschaftliche Maßregeln ergriffen. Bisher beobachtete man die Gleichheit des Schiffahrtssystems beinahe einzig nur in dem gleichen Bau der Fahrzeuge, welche mit Abrechnung des größern Theils, der zu Holzzügen bestimmt ist, die nämliche Stärke und oft weit schöneres Gehölz als die Rheinschiffe haben, auch nach ihren verschiedenen Gattungen eine Ladungsfähigkeit von 100 bis zu 2400 Ctrn. besitzen und in 43 Häfen vertheilt sind. Mehre derselben unterscheiden sich von den größern oberrhein. Schiffen nur dadurch, daß ihre hintern Steven stumpfer sind, und die Kiele darum oben weiter auslaufen. Alle Mainschiffe haben Schobersegel, jetzt meist holländ. Ruder, ein paar Stränge zum Landen zu Thal und eine Zugleine zu Berg. So sehr die Schiffahrts- und die Zollverhältnisse auf dem Maine nach den verschiedenen Grundsätzen der Uferstaaten gegeneinander abstechen, so ist doch der Mainhandelsschiffahrt der große Vorzug eigen, daß das Freiheitsprincip durch keinen Stapel gestört wird. Dagegen ist aber die Erhöhung der Zölle fast auf keinem der Seitenströme des Rheins eifriger von den betreffenden Uferstaaten betrieben worden als auf dem Main. Die erste Epoche der Mainhandelsschiffahrt begann unter der Regierung des Fürstbischofs von Würzburg, Friedrich Karl von Schönborn. Bald hernach räumten auch die Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach nürnberger Kaufleuten, welche sich in Marktsteft ansiedelten, besondere Vortheile ein, um diesem

Orte das Übergewicht über Kitzingen zu verschaffen, welches die würzburg. Regierung als erste und einzige Niederlage der Transitgüter bestimmt hatte. Diese Concurrenz, sowie die Eifersucht der Fürsten von Würzburg auf den Plan ihres Domcapitels, Ochsenfurt zum Hauptplatze des Maintransithandels zu erheben, veranlaßte die Entstehung einer Niederlage der Handelsgüter in Würzburg, die jedoch nie Bedeutendheit erlangte. Nach der Säcularisation des Fürstenthums Würzburg beschloß zwar die pfalzbaier. Regierung, 1805, Ochsenfurt zu dem Hauptspeditionsplatze für den Transit der Güter von und nach Oberdeutschland, Böhmen und Sachsen zu erheben; allein noch ehe dieser Plan zur Ausführung kam, mußte Baiern Würzburg an den Kurfürsten Ferdinand von Salzburg abtreten, unter dessen Regierung weder die politischen noch finanziellen Verhältnisse eine Unternehmung solcher Art gestatteten; und nach der abermaligen Abtretung Würzburgs an Baiern schien diese Angelegenheit in Vergessenheit gerathen zu sein. In Folge der Bestimmung des wiener Congresses hinsichtlich der Schiffahrtsfreiheit veranlaßte die bair. Regierung 1819 einen Zusammentritt der Commissaire der Mainuferstaaten zu Mainz, um eine Mainschiffahrtsconvention zu Stande zu bringen; allein die Conferenzen hatten kein Resultat, weil die bad. Regierung jede Theilnahme an denselben vor Abschluß eines Rheinschiffahrtsreglements verweigerte. Eine neue von den sechs Uferstaaten ernannte Mainschiffahrtscommission wurde zu Mainz am 5. Jun. 1829 eröffnet; allein die spätern Ereignisse haben den Gang der Verhandlungen aufgehalten. Inzwischen hat Baiern bereits den Mainzoll bedeutend ermäßigt und alle Zollstationen bis auf die von Dettingen aufgehoben. Dagegen bestehen in Baden die beiden Zollstationen Wertheim und Freudenberg noch fort, obwol sie zum Besten der Handelsschiffahrt leicht vereinigt werden könnten. Schon Karl der Große faßte 793 den Plan zu einer Verbindung des Mains mit der Donau, welchen die bair. Regierung wieder auffaßte, die auch 1819 Nivellements bei Freistadt und Seligenporten anstellen ließ.

Maine, einer der Vereinigten Staaten Nordamerikas, von ungefähr 770 □M. mit 400,000 Einw., wird durch die Albanykette begrenzt und ist ein noch ziemlich rohes Land. Er sendet zum Congreß zwei Senatoren und acht Repräsentanten und ist in neun Kreise getheilt, unter denen York, mit der gleichnamigen Hauptstadt, welche einen guten Hafen hat, Cumberland mit der Hauptstadt des ganzen Staates, Portland, die 13,700 Einw. zählt und starken Handel treibt, Lincoln und Washington die bedeutendsten sind.

Mainotten heißen die Bewohner des Gebirgbezirks Maina, einer Halbinsel in der Nähe des alten Sparta im südöstl. Morea, jetzt im Departement Lakonien des Königreichs Griechenland. Sie sind öfter für Nachkommen der alten Spartaner gehalten worden; wahrscheinlicher aber ist es, daß sie Flüchtlinge aus allen Gegenden Griechenlands sind, die zur Zeit der Unterjochung in diesem vom Meer und von unersteiglichen Felsen geschützten Erdwinkel Sicherheit fanden. Ihre Anzahl beträgt gegen 60,000, darunter 15,000 Bewaffnete. Sie sind wild, kühn, abergläubig, freiheitliebend und räuberisch, leben unter sich in einem gesellschaftlichen Zustande, treiben Ackerbau, Viehzucht, Ölbau, Spinnerei und Weberei, halten die Gastfreundschaft heilig, sind einfach, mäßig und streng in ihren Sitten und bekennen sich zur griech. Kirche. Von der türk. Herrschaft sich in beständiger Unabhängigkeit haltend, wurden sie durch Kapitanis (s. d.) regiert, die sie aus den ältesten Familien des Landes wählten. Nach dem tragischen Ende, welches ihr letzter Bei, Pietro Mauromichali (s. Griechenland), mit seinem ganzen Hause nahm, ward ihre Selbständigkeit erschüttert. Vergebens empörten sie sich 1834 gegen die Regentschaft; sie mußten zum Theil ihre Waffen niederlegen und ihre festen Thürme wurden gebrochen.

Maintĕnon (Françoise d'Aubigné, Marquise de), Ludwig XIV. Ge-

liebte, war 1635 im Gefängnisse zu Niort geboren, wo ihr Vater, Konstant d'Aubigné, ein Abenteurer, eingeschlossen war, und stammte aus einer protestantischen adeligen Familie. Als ein dreijähriges Kind ward sie nach Amerika geführt, blieb durch die Nachlässigkeit eines Dienstboten am Ufer liegen, wo sie fast von einer Schlange getödtet worden wäre, kam als 12jähriges Mädchen nach Frankreich zurück, ward mit größter Härte bei einer Verwandtin, Mad. de Neuillant, erzogen, und mußte sich glücklich schätzen, des misgestalteten, an allen Gliedern gelähmten Scarron (s. d.) Gattin zu werden, der auf die Nachricht von ihrer drückenden Lage sich erboten hatte, entweder die erfoderliche Summe für sie zu bezahlen, wenn sie Nonne werden wollte, oder sie zu heirathen, wenn sie es wünschte. Sie wählte das Letztere und gab als 16jähriges Mädchen, nachdem sie zur katholischen Kirche übergetreten war, Scarron ihre Hand, der zwar nicht reich war, dessen Haus aber Allem, was der Hof und die Stadt Liebenswürdiges und Ausgezeichnetes besaß, einen Vereinigungspunkt darbot. Nach seinem Tode, 1660, sank seine Witwe in die vorige Noth zurück; sie war schon entschlossen, als Erzieherin nach Portugal zu gehen, als Frau von Montespan, die Geliebte Ludwig XIV., ihr eine Pension beim König auswirkte, sie auch in der Folge zur Erzieherin ihrer beiden mit dem König erzeugten Kinder, des Herzogs von Maine und des Grafen von Toulouse, vorschlug. In dieser Stelle wurde sie dem Könige näher bekannt; der Verstand und die Sorgfalt, welche sie bei der Erziehung seiner Kinder bewies, nöthigten ihm Achtung und Vertrauen ab, und ihre schätzbaren Gemüthseigenschaften, die den König um so mehr anziehen mußten, als Frau von Montespan sich launisch, herrisch und unliebenswürdig betrug, erwarben ihr allmälig dessen dauernde Zuneigung. Eine für die Erzieherin schmeichelhafte Antwort, welche der kleine Herzog von Maine 1654 dem Könige auf eine Frage gab, veranlaßte diesen, Mad. Scarron 100,000 Livres zu schenken, für welche sie sich das Gut Maintenon kaufte, dessen Namen sie annahm. Im J. 1685 verband sich Ludwig mit ihr durch eine heimliche Ehe, wozu der Beichtvater des Königs, Lachaise, gerathen hatte; doch wurde sie durch dieses Bündniß keineswegs glücklich. Sie erfüllte indeß ihre Pflichten mit gewissenhafter Strenge und bewies eine edle Uneigennützigkeit. Von der Welt fast getrennt, lebte sie nur für den König, der sie täglich besuchte und bei ihr mit seinen Ministern arbeitete. Obgleich sie sich jegliche Theilnahme an Staatsgeschäften untersagte, so gelang es ihr doch nicht ganz, sich jesuitischem Einflusse zu entziehen; verführt und einer misverstandenen Frömmigkeit folgend, trug sie unter Anderm zu Catinat's und Vendome's Verweisung bei und erhielt sich auch von der Theilnahme an der Aufhebung des Edicts von Nantes nicht frei. Nach dem Tode des Königs zog sich die M. nach der Abtei St.-Cyr zurück, welche 1686 auf ihre Bitte und nach ihrem Plan in eine Erziehungsanstalt für adelige Fräulein umgewandelt worden war. Sie hatte stets die Anstalt geliebt, nun wurde sie ihr noch als Lehrerin nützlich. Hier empfing sie auch den Besuch des Zars Peter, und der Regent bewies ihr, so lange sie lebte, alle Ehrenbezeigungen, welche den verwitweten Königinnen von Frankreich erwiesen zu werden pflegen. Sie starb zu St.-Cyr am 15. Apr. 1719. Ihre Briefe sammelte Beaumelle (9 Bde., Amst. 1756, 12.; beste Ausg. 3 Bde., Par. 1815, 8. und 4 Bde. 12.), der auch ihre Memoiren (6 Bde., Amst. 1755, 12.) herausgab. Letztere sind ohne Werth; die Briefe aber, abgesehen von literarischen Rücksichten wichtig zur Geschichte jener Zeit, sind Meisterstücke eines einfachen, eleganten und präcisen Styls, ziehen durch hohe Geistesbildung der Verfasserin denkende Leser an, sind aber mit so vieler Zurückhaltung geschrieben, als hätte sie die Bekanntmachung vorausgesehen. Auch erschienen „Lettres inédites de Mad. de M. et de Mad. la Princesse des Ursins" (4 Bde., Par. 1826). Interessante Nachrichten über die M. geben Duclos und St.-Simon in ihren „Mémoires" und Caraccioli in der „Vie de Mad. de M." (Par. 1786).

Mainz, ehemaliges Erzstift im niederrhein. Kreise, dessen Erzbischof der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des Reichs Erzkanzler in Deutschland war. Als solcher hatte er die Leitung aller Reichsgeschäfte, das Directorium bei dem Reichstage und das besondere im Kurfürstenrathe, auch bei der Kaiserwahl und bei den Reichsdeputationen. Er schrieb den Wahltag aus und berief die Reichsdeputationen. Am kais. Hofe hatte er einen Reichsvicekanzler, den eigentlichen Minister des Reichs, mit zwei Reichsreferendarien. Auch dirigirte er die Visitation des Reichskammergerichts durch eine Reichsdeputation und bestellte die Reichskanzlei in Wien, am Reichstage und bei den Reichsgerichten. Kurfürst in Mainz war bis 1800 Friedrich Karl von Erthal, welcher am 25. Jul. 1802 starb; diesem folgte als Kurfürst Karl von Dalberg (s. d.). Durch den luneviller Frieden wurde 1801 der auf dem linken Rheinufer gelegene Theil des Landes an Frankreich abgetreten und der Kurfürst dafür mit Regensburg und Wetzlar entschädigt. Gegenwärtig ist das ehemalige Erzstift unter Baiern, Darmstadt und Nassau, die Nebenländer aber (das Eichsfeld, Erfurt und Fritzlar mit seinem Gebiete) größtentheils unter Preußen, Kurhessen und Hanover vertheilt. Dagegen ist für Hessen-Darmstadt ein Bisthum zu Mainz, für Nassau und Frankfurt ein Bisthum zu Limburg an der Lahn und in Baiern durch das Concordat von 1817 ein Erzbisthum München-Freisingen und ein Erzbisthum Bamberg, jedes mit drei Bisthümern, errichtet worden.

Mainz (Moguntia, Moguntiacum), die alte Residenz des Erzstiftes und Kurfürstenthums dieses Namens, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich hess. Rheinprovinz und deutsche Bundesfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Rheins, da, wo der Main hineinfällt, am Abhange eines Hügels und in einer langen Strecke am Ufer des Stromes. Eine 1700 F. lange, auf 49 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb welcher sich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den Rheinstrom nach dem Städtchen Kastel oder Kassel, welches jetzt als Festung mit M. verbunden ist. M. ist eine der stärksten Festungen und bildet gegenwärtig eine Vormauer Deutschlands gegen Frankreich. Der Umfang der Festungswerke, welche von den Franzosen sehr erweitert worden sind, beträgt mit Einschluß der weißenauer Schanze, die kleinen Feldschanzen ungerechnet, 2½ Stunde. Zu den Hauptwerken gehören die Citadelle mit einer herrlichen Aussicht in eine der schönsten und reichsten Gegenden, und der Hauptstein, ein vor allen übrigen stark vorspringendes Werk, auf einer Anhöhe. Das mit M. als ein Außenwerk verbundene Kassel hat gleichfalls ausgedehnte und mit besonderer Kunst angelegte Festungswerke, die aus den vier Forts: Kassel, Mars, Montebello und dem petersauer bestehen und, wenn man die befestigte Insel Petersaue dazu rechnet, zusammengenommen eine noch größere Ausdehnung haben als die Festungswerke von M. M. ist im Ganzen nicht schön gebaut, obschon es nicht an schönen Privatgebäuden fehlt, und hat meist enge, winklige und zum Theil schmuzige Straßen. Nur die drei Bleichen und die Thiermarktsstraße sind schön zu nennen. Unter den 27 öffentlichen Plätzen ist der vorzüglichste der mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schlosse. Auf dem Gutenbergsplatze finden sich einige Denksteine zu Ehren Dessen, nach dem er benannt ist. Die Stadt hat 11 Kirchen, darunter zeichnen sich aus: die Domkirche und die schöne Ignatiuskirche. Erstere hat durch die Belagerung im J. 1793 sehr gelitten, von ihrem ehemaligen großen Schatze und ihrer beträchtlichen Bibliothek ist nichts mehr übrig und selbst viele von den zum Theil sehr merkwürdigen Grabmälern sind zerstört. Von öffentlichen Gebäuden erwähnen wir das deutsche Ordenshaus, worin Napoleon residirte, wenn er nach M. kam, und das neben diesem stehende schöne, große und massive Zeughaus, welche der Stadt von der Rheinseite ein vortreffliches Ansehen geben. Die ehemaligen kurfürstlichen Schlösser, die Favorite mit ihrem Garten und die Martinsburg, welche beide zu den

vorzüglichsten Zierden der Stadt gehörten, sind verschwunden. Zu den Merkwürdigkeiten gehören auch der Eichelstein auf der Citadelle, eine Steinmasse, die man für ein Denkmal des röm. Feldherrn Drusus hält, und die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer röm. Wasserleitung, unweit des Dorfes Zahlbach, die man von demselben Drusus erbaut glaubt. Nebst dem Dorfe Zahlbach hat die Stadt 29,000 Einw., ein Gymnasium, welches an die Stelle der ehemaligen Universität getreten ist, eine Realschule und mehre Elementarschulen. In dem Bibliothekgebäude sind vereinigt: ein Münzcabinet, ein Naturaliencabinet, eine physikalische und mechanische Instrumentensammlung, eine Bildergalerie, die aus 90,000 Bdn. bestehende Stadtbibliothek und das Museum röm. Denkmäler, die in der Nähe von M. gefunden worden sind. Zur Beförderung des Handels ließ Napoleon einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuern Kosten durch einen festen Steindamm erhöhte und zur Anlandung der Schiffe einrichtete. M. hat ansehnliche Schiffahrt und macht vorzüglich mit Wein starke Geschäfte nach den Niederlanden und dem nördl. Deutschland, desgleichen im Speditionshandel. Die Fabriken, welche vorzüglich Taback, Leder, Weinessig u. s. w. liefern, sind nicht bedeutend. Wo jetzt M. liegt, legte im J. 13 v. Chr. Drusus die Festung Magontiacum an, in deren Nähe nachmals eine Stadt entstand, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erstreckte. Diese wurde 406 von den Vandalen völlig zerstört und lag nun mehre Jahrh. in Trümmern, bis die fränk. Könige sie wieder erbauten und bis zum Rhein ausdehnten. Eine neue und glänzende Epoche für dieselbe begann mit Bonifacius (s. d.), der hier ein Erzbisthum begründete, und Karl dem Großen. Im 13. Jahrh. trat M. an die Spitze des rhein. Bundes, geschlossen zur Erringung des Landfriedens und Sicherung des Handels. Im dreißigjährigen Kriege wurde es 1631 von den Schweden und 1644 von den Franzosen eingenommen. Als sich die Franzosen 1688 der Stadt aufs Neue bemächtigten, ward sie ihnen 1689 wieder entrissen. Am 14. Oct. 1792 fiel M. in die Hände der Republikaner, ging aber am 22. Jul. 1793 an die Preußen unter Kalckreuth über. Von den Franzosen 1794 eingeschlossen, ward es 1795 durch den östr. Feldmarschall Clerfayt befreit, der am 29. Oct. sich unvermerkt der Festung näherte, über den Rhein ging, die franz. Verschanzungen überfiel und nebst allem Geschütz mit Sturm eroberte; im Frieden von 1797 aber ward M. an Frankreich abgetreten. Als endlich die Stadt 1814 wieder an Deutschland fiel, wurde sie nebst einem Theile des vormaligen Departements du Mont Tonnère durch den wiener Congreß an den Großherzog von Hessen übergeben, jedoch so, daß M. in militairischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung blieb, welche von östr., preuß. und hess. Truppen besetzt wird. Die Stellen des Gouverneurs, Vicegouverneurs und Festungscommandanten wechseln alle fünf Jahre zwischen Östreich und Preußen. In Folge der karlsbader Beschlüsse wurde in M. 1819 eine Centraluntersuchungscommission niedergesetzt, deren Geschäft es sein sollte, die obere Leitung der in den einzelnen deutschen Staaten bereits angefangenen oder künftig vorfallenden Untersuchungen wegen revolutionnairer Umtriebe (s. d.) zu führen und alle diese Untersuchungen im Zusammenhange zu erhalten. Dieselbe bestand aus sieben Commissarien, welche die Regierungen von Östreich, Preußen, Baiern, Hanover, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau ernannten. Sie erstattete im Mai 1822 einen ausführlichen Bericht an die deutsche Bundesversammlung, der sich über eine Menge von Gegenständen: Fichte, Staatsrath Gruner, das Wartburgsfest, die Burschenschaften, Sand, Löning, das Turnen, die deutschen Gesellschaften u. s. w. verbreitete, fand, wie die zu gleichem Zwecke zu Berlin im Schlosse Köpenick niedergesetzte Commission, nur Wenige eines ernstlichen Vergehens für schuldig, und ward am 20. Sept. 1828 ohne ein eigentliches Ergebniß ihrer Bemühungen geschlossen. Vgl. Werner, „Der Dom von M. und seine

Denkmäler, nebſt Darſtellung der Schickſale der Stadt und der Geſchichte ihrer Erzbiſchöfe bis zur Translation des biſchöflichen Sitzes nach Regensburg" (Bd. 1, Mainz 1827).

Maire iſt der Amtsname der Vorſteher der Gemeinden in Frankreich, welcher ihnen durch das Geſetz vom 14. Dec. 1789 nach dem engl. Mayor gegeben wurde. Anfangs ward in jeder Gemeinde ein Maire beſtellt und, wie ſämmtliche Gemeindebeamte, von den Einwohnern erwählt. Durch die Conſtitution von 1793 aber wurden die Gemeinden eines jeden Cantons in eine Municipalität vereinigt, deren Vorſteher ſich Präſidenten nannten. Durch die Conſtitution von 1799 wurde zwar wieder ein Maire in jeder Gemeinde angeſtellt, die Ernennung jedoch der Regierung vorbehalten. In den Städten von mehr als 2000 Einw. werden ſie vom Könige, in den kleinern Orten von dem Präfecten ernannt. Nach Verhältniß der Volksmenge haben ſie einen oder mehre Adjuncten. In Paris hat jeder der 12 Stadtbezirke einen Maire; Vorſteher des Ganzen ſind der Präfect des Seinedepartements und der Policeipräfect. Das neueſte Geſetz über die franz. Municipalverfaſſung iſt vom 21. März 1831 und betrifft die Organiſation der Gemeinderäthe; das Geſetz über die Amtsbefugniſſe aber fehlt noch.

Mais, Welſchkorn, türkiſcher Weizen oder Kukuruz (Zea Mays), iſt eine Getreideart, die in den warmen Ländern aller Erdtheile gebaut wird und im ſüdl. Amerika einheimiſch zu ſein ſcheint, da ſie die Europäer ſchon daſelbſt vorfanden. Sie iſt von andern Gras- und Getreidearten dadurch unterſchieden, daß an dem oberſten Ende ihres 6—8 F. hohen Halms die männlichen Blüten in großen Rispen ſtehen, die weiblichen dagegen ſich, von vielen Scheiden umgeben, geſondert in den Blattachſeln unten am Halme befinden. Die reifen, honiggelben oder dunkelblutrothen Samen bilden dicke Kolben und enthalten ein gelbliches Mehl. Man bereitet daraus in vielen Gegenden Südeuropas Brei und Kuchen, wovon die ganze ärmere Volksclaſſe lebt, und in Italien die **Polenta** (ſ. d.). Auch in vielen Gegenden Amerikas iſt der Mais ein vorzügliches Nahrungsmittel. Häufig gebraucht man ihn namentlich zum Mäſten der Gänſe und des Federviehes. Auch legt man die unreifen Kolben mit Eſſig ein.

Maiſon (Nicol. Joſ., Marquis), Pair und Marſchall von Frankreich, geb. zu Epinay am 19. Dec. 1770, ging im Jul. 1792 als Offizier zur Armee, wurde bald nachher Capitain und zeichnete ſich in der Schlacht bei Jemappes aus. Er ward 1793 angeklagt und ohne Verhör abgeſetzt, trat aber bald von Neuem in Kriegsdienſt, ward Adjutant des Generals Goguet, machte nach deſſen Tode 1794 zur Seite des Generaladjutanten Mireur den Feldzug der Nordarmee mit, kämpfte bei Fleurus, wurde in mehren Schlachten ſchwer verwundet und 1796 vom General Jourdan zum Bataillonschef ernannt. Mit gleicher Auszeichnung focht er in Deutſchland und Italien, wurde 1799 Generaladjutant und erſter Adjutant des Kriegsminiſters Bernadotte, der ihm bald darauf eine Sendung zur Rheinarmee übertrug; kämpfte 1800 in Holland gegen die Engländer und Ruſſen, folgte dann ſeinem General zur Weſtarmee und wurde nach dem Frieden von Amiens Befehlshaber des Departements Tanaro. Im J. 1805 begleitete er Bernadotte, als dieſer Hanover beſetzte. Auf dem Schlachtfelde von Auſterlitz drängte er die Angriffe der ruſſ. Garde zurück, nahm 1806 als Brigadegeneral am preuß. Feldzuge Theil, verfolgte nach der Schlacht bei Jena Blücher bis vor die Thore Lübecks, wurde Gouverneur dieſer Stadt und 1807 Chef des Generalſtabs ſeines Armeecorps. Im J. 1808 unter den Befehlen des Marſchalls Victor in Spanien beſchäftigt, trug er zu dem Siege zu Espinoſa de los Monteros bei, erhielt von Napoleon den Auftrag, ſich der Umgegend Madrids zu bemächtigen, führte denſelben aus, wurde aber bei Einnahme der Hauptſtadt verwundet und dadurch genöthigt, nach Frankreich zurückzukehren. Mit Bernadotte drang er 1809 nach Holland vor, befehligte in Bergen op Zoom, darauf in Rotterdam und im

Lager bei Utrecht. Im russ. Feldzuge zeichnete er sich bei Zakabowo und Oboyarzowa aus, besonders aber zu Polotsk, wo ihn der Kaiser zum Divisionsgeneral ernannte und beim Rückzuge nach der Beresina den Barontitel gab. An der Stelle des verwundeten Marschalls Oudinot befehligte er nun ein ganzes Armeecorps, deckte den Rückzug des Heers nach der Weichsel, kämpfte im J. 1813 bei Lützen und bei Bautzen, deckte nach der Niederlage an der Katzbach den Rückzug, eilte darauf mit dem Heere Murat's nach Leipzig zurück, wo er vergebens seinen Muth aufbot, wurde am 28. Oct. von Napoleon zum Großoffizier der Ehrenlegion, dann zum Grafen und am 22. Dec. zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt, welche die Linie des Rheins zu vertheidigen hatte. M. zeigte in diesem Feldzuge großes militairisches Talent; er hatte anfangs nur 6000, später nicht mehr als 14,000 M., und sollte damit dem Feinde die Spitze bieten, dessen Zahl von 25,000 bald zu 80,000 M. anwuchs. Seine Absicht war nun, sich in Eilmärschen nach Paris zu begeben, und schon hatte er den Weg nach Valenciennes genommen, um seinen Marsch über Laon und Soissons fortzusetzen, als er zu Quievrain die Abdankung des Kaisers erfuhr. Sofort schloß er am 7. Apr. einen Waffenstillstand mit den feindlichen Generalen, begab sich dann nach Lille, unterwarf sich der neuen Regierung, wurde zum Ludwigsritter, bald nachher zum Pair und im März 1815 zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt. Bei der Rückkehr Napoleon's erhielt er unter den Befehlen des Herzogs von Berri das Commando der vor den Mauern der Hauptstadt versammelten Truppen, wußte, als das Offiziercorps des zu Napoleon übergegangenen Heers ihn als Gefangenen zurückhalten wollte, zu entkommen und begleitete hierauf den König nach Belgien. Nach der zweiten Restauration wurde er von Neuem Gouverneur der ersten Militairabtheilung. Zum Mitgliede des Kriegsgerichts über den Marschall Ney ernannt, war er einer der eifrigsten unter Denen, die sich für incompetent erklärten, wurde bald nachher seiner Gouverneurstelle entsetzt und erhielt die achte Division zu Marseille. Bei der neuen Organisation der Pairskammer im J. 1817 wurde er Marquis, und zeigte als Mitglied derselben, so oft die Regierung die Nationalfreiheiten antasten wollte, die größte Unabhängigkeit. Nach der Juliusrevolution war er 14 Tage lang Minister des Auswärtigen, wurde später Gesandter in Wien und 1833 in Petersburg, bis er 1835 wieder das Portefeuille des Kriegs übernahm.

Maistre (Joseph, Graf de), bekannt als Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Chambery 1753, anfangs Gutsbesitzer in Savoyen und seit 1787 piemontes. Senator, wanderte aus, als Savoyen 1792 von den Franzosen in Besitz genommen wurde, folgte später seinem Könige nach Sardinien, lebte von 1804—17 als Gesandter in Petersburg, übernahm dann das Ministerium in Turin und starb daselbst am 25. Febr. 1821. Als Diplomat war er wirksam beflissen, seinem Souverain den Wiederbesitz seiner alten Staaten und das Herzogthum Genua zu verschaffen. Als Schriftsteller machte er sich zum Sachwalter der veralteten katholischen Kirchenlehre und des theokratischen Despotismus. Wenn man aber auch keine seiner Theorien annehmen kann, und wie man sich auch wundern möge, daß ein so reichbegabter Geist, wie M. es war, in ihnen beharren konnte, so wird doch kein denkender Mensch seine geistreichen und höchst originellen Untersuchungen ohne mannichfache Belehrung und Befriedigung aus der Hand legen. Durch classische Studien gebildet, ist selbst seine Darstellung ausgezeichnet, sein lebhafter, schlagender und scharfer Ausdruck überaus anziehend und fast verführerisch zu nennen. Seine Schriften sind politischen, philosophischen und religiösen Inhalts. Wir nennen die „Considérations sur la France" (Par. 1796; 3. Aufl. 1814, und öfter); „Essai sur le principe générateur des constitutions politiques" (Petersb. 1810; neue Aufl., Par. 1814); „Du pape" (2 Bde., Lyon 1819); „Les soirées de St.-Pétersbourg, ou entretiens sur le

gouvernement temporel de la providence" (2 Bde., Par. 1821) und „De l'église gallicane" (Par. 1821). Die in allen diesen Schriften vorgetragene Theorie ist sehr einfach. Die Leiden der Menschen sind göttliche Strafen für die Erbsünde, deren üble Folgen sich indeß, wenigstens theilweise, durch Gebet sowie durch das überflüssige Verdienst der Frommen entfernen lassen. Aus dieser religiösen folgt eine ebenso einfache politische Theorie. Da die Menschen ihren Aufenthalt auf Erden wahrscheinlich nicht zur Buße benutzen würden, auch von Grund aus verderbt sind, so müssen die Regierungen, die alle von Gott ausgehen, streng und absolut sein; sie sind infallibel, und ihr Wille ist Recht und Gesetz; damit aber für den möglichen Fall eines Zwistes zwischen Regierungen und Regierten ein Richter für Beide da sei, so ist der Papst seinerseits der Oberherr der Regierungen wie der Völker. Es stand zu erwarten, daß eine so wahnsinnige Theorie, „welche das Gesetzlose und die blinde Verehrung der zufälligen Übermacht und der selbstsüchtigen Willkür für Gottes Wort ausgibt", in unserer Zeit nicht aufkommen würde; dennoch fand M. eine Zeit lang, besonders in Frankreich, ein großes Publicum, und religiöse Vereine in Frankreich und Belgien vertheilen noch jetzt seine Schriften, die in mehre Sprachen, auch ins Deutsche, übersetzt sind. — Sein jüngerer Bruder, Xavier de M., russ. Generalmajor, geb. zu Chambery 1764, diente anfangs in dem sardin. Heere, folgte dann nach dem Feldzuge 1799 dem Feldmarschall Suwaroff nach Rußland, blieb bei ihm bis an dessen Tod, trat hierauf in russ. Dienste und lebt seit 1826 in Petersburg. Er ist ein trefflicher Landschaftmaler und witziger Dichter, vorzüglich bekannt durch die anonyme, in mehre Sprachen übersetzte Schrift: „Voyage autour de ma chambre" (1794, Petersb. 1814 und Par. 1823), worin er so viel heitere Laune und philosophischen Geist gezeigt hat, daß man ihn den feinern Sterne nannte, und durch die Schrift: „Le lépreux de la cité d'Aosta" (Par. 1811 und öfter), worin er mit ebenso viel Talent als Gefühl, nur zu düster und im mystischen Gewande, das Unglück eines durch ansteckende Krankheiten von aller menschlichen Gesellschaft abgeschiedenen Mannes darstellt. Seine Erzählungen wurden von Schnitzler ins Deutsche übersetzt (Freiburg 1821). In seinen „Oeuvres" (3 Bde., 2. Ausg., Par. 1825) sind noch die in Plan und Ausführung mislungene „Expédition nocturne autour de ma chambre", „Les prisonniers du Caucase" und „La jeune Sibérienne" enthalten.

Maittaire (Michel), bekannt als Literator und Bibliograph, geb. 1668 in Frankreich von protestantischen Ältern, ging nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach England und studirte zu Oxford. Er ward 1695 Unterlehrer an der Westminsterschule zu London, und nach einigen Jahren Oberlehrer, welche Stelle er bis zu seinem Tode, 1747, bekleidete. Ein unermüdet fleißiger Sammler und Arbeiter, besorgte er eine Reihe guter Ausgaben griech. und lat. Classiker (18 Bde., Lond. 1711—19, 12.); ferner die schätzbaren „Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664" (5 Bde., Haag, Amst. und Lond. 1719—41, 4.), die von Denis mit einem Supplemente (2 Bde., Wien 1789, 4.) bereichert und von Panzer in einer neuen Gestalt (5 Bde., Nürnb. 1793—97) herausgegeben wurden, ohne daß dadurch M.'s Bearbeitung überflüssig geworden wäre. Von den übrigen Werken M.'s nennen wir seine „Graecae linguae dialecti" (Lond. 1706; neueste Ausg. von Sturz, Lpz. 1807); „Opera et fragmenta veterum poëtarum lat." (2 Bde. Lond. 1713, Fol.), vorzüglich wegen typographischer Schönheit geschätzt; „Stephanorum historia" (Lond. 1709); „Historia typographorum aliquot parisiens." (Lond. 1717) und „Marmora Oxoniensia" (Lond. 1732, Fol.).

Maja ist in der Mythologie der Inder die Göttin der Liebe und Mutter des Liebesgottes, aber auch die Täuschung, durch welche die Welt gebildet wird; bei den Griechen die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Ju-

piter in einer Grotte des Berges Kyllene in Arkadien den Mercur zeugte. Sie wurde mit ihren sechs Geschwistern unter die Sterne versetzt, wo sie den gemeinschaftlichen Namen der Pleiaden führen. Auch die Römer verehrten eine Maja, welches jedoch die Mutter Erde, Kybele, war. Die Tusculaner nannten ihren höchsten Gott Majus, sodaß also hier die beiden höchsten Naturwesen in männlicher und weiblicher Gestalt erscheinen, und nach ihnen soll der Monat Mai benannt worden sein.

Majestät bezeichnete schon in der Republik Rom die höchste Macht und Würde, welche man der gesammten Bürgergemeinde, dem Volke, zuschrieb. Mit dem Umsturze der Volksregierung ging Würde, Macht und Name der Majestät auf die römischen Imperatoren (Augusti) und von ihnen auf die Kaiser des westl. Europa über. Den Königen wurde er erst viel später zugestanden; in Frankreich führten ihn unter Heinrich II. die Hofleute ein, aber noch bei dem westfäl. Frieden gab es darüber Streitigkeiten. In dem Friedensvertrage von Cambray, 1529, wird er nur Karl V. beigelegt. Beim Frieden zu Crespy, 1544, heißt Karl V. kais. und Franz I. kön. Majestät, und in dem Frieden zu Chateau-Cambresis, 1559, findet man zum ersten Male die Titel allerchristlichste und katholische Majestät gebraucht. In England legte sich Heinrich VIII. zuerst den Titel Majestät bei, der jetzt, mit Ausnahme des Großsultans, welcher blos Hoheit heißt, allen europ. Königen gegeben wird. Von dem Namen der Majestät ist die Sache, d. i. die persönliche Würde, unterschieden, welche einem jeden unabhängigen und selbständigen Regenten zukommt. Daher legt man auch denjenigen Regenten, welche im europ. Kanzleiceremoniel den Titel nicht erhalten, doch die persönliche Majestät bei, wenn sie wirkliche (erbliche oder gewählte) Monarchen und nicht blos oberste Regierungsbeamten ihres Staats sind, wie die Directoren und Consuln der franz. Republik. Diese persönliche Majestät ist von dem bloßen Titel, welcher auch wol abtretenden Regenten vorbehalten wird, wie dem König Stanislaus Leszczinski von Polen, der Kaiserin von Frankreich, Marie Luise, u. A., insofern sehr verschieden, daß sie mit Unverletzlichkeit des Regenten verbunden ist, vermöge deren er nicht nur über alle Verantwortung erhaben ist, sondern auch Beleidigungen seiner Person unter den Begriff der Majestätsverbrechen fallen, welches beim bloßen Titel nicht stattfindet. Ob dieses Recht der Majestät den Fürsten von Gott verliehen oder von den Völkern übertragen sei, ist ein alter Streit, den schon zu Ende des 17. Jahrh. in England die Anhänger des Stuart'schen Hauses und Wilhelm III. miteinander führten, und in welchen beinahe zu gleicher Zeit Christian Thomasius mit dem dän. Hofprediger Masius verwickelt wurde. Dieser Streit verliert viel von seiner Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß auch eine göttliche Verleihung die Rechte der Majestät nicht als ein Mittel des Genusses und als beliebig zu brauchendes Eigenthum, sondern als einen mit schweren Pflichten verknüpften Beruf übertragen würde, sowie dagegen eine von dem Volke ausgehende Übertragung keineswegs als eine willkürliche, sondern als eine nothwendige, ihrem Inhalte nach durch das göttliche oder Vernunftgesetz bestimmte und unwiderrufliche betrachtet werden müßte. Die Rechte der Majestät sind in jedem Falle vollständig bestimmt durch die Pflicht, das Volk nicht nach blos individuellen Ansichten und Zwecken, sondern nach den unter demselben herrschenden Einsichten über Recht, Sittlichkeit und Religion zu regieren und von diesem factisch gegebenen Punkte aus die weitere Entwickelung des Volks zu leiten. Hierin stimmt die liberale Ansicht mit der absolut monarchischen sehr wohl zusammen; beide unterscheiden sich nur in den Mitteln, durch welche man die wirkliche Ausübung der Majestätsrechte in jenen nothwendigen Schranken, d. i. in ihrer steten Beschränkung auf den wahren Zweck des Staats überhaupt, und in der naturgemäßen Übereinstimmung mit den herrschenden Begriffen des Volks erhalten zu können glaubt. Einige glauben dies nämlich durch partielle

Freiheiten und Vorrechte, Exemtionen von der Staatsgewalt und Mitregierung eines kleinern Theils der Unterthanen, Andere hingegen durch allgemeine Nationalfreiheit und eine zwar nicht auf Mitregierung des Volks abzweckende (demokratische), wol aber die Regierung stets auf den Zweck des Staats hinweisende (republikanische) Staatseinrichtung zu erreichen. Die erste dieser Ansichten ist historisch älter als die zweite, indem sich die Staaten der Regel nach aus der primitiven Ungebundenheit aller Individuen erst allmälig zu strengerer Beherrschung der niedern Stände (neben aristokratischen Exemtionen und Mitregierung), und aus dieser zu einem sich über alle Staatsangehörige und über Alles mit gleicher Kraft, aber auch mit gleicher Beschränkung auf den Staatszweck, erstreckenden Regierungs- (Majestäts-) Rechte herausgebildet haben. Eben dieser Gang ist auch in der Entwickelung des Begriffs von Majestätsrechten bemerkbar, indem darunter früher nur gewisse einzelne bestimmte Vorrechte, Ehrenrechte und einzelne Befugnisse verstanden wurden, welche sich erst in den neuern Zeiten zu dem umfassenden Begriffe der höchsten Gewalt in Allem, was mit dem Zwecke des Staats in Verbindung steht, erweitert haben. Die Majestätsrechte des Staats, deren Ausübung den Regenten oder Souverain ausmacht, sind eben deshalb nothwendigerweise unveräußerlich; sie können weder irgend einem Andern in ihrer obersten Verwaltung überlassen, noch kann irgend Jemand im Staate von ihrer Wirksamkeit ausgenommen sein. Sie unterscheiden sich dadurch von den Regalien (s. d.) im engern Sinne, obwol ehedem im deutschen Reiche unter der Benennung Regalien auch die reichsständischen Landesregierungsrechte verstanden wurden. Die Regalien, in jener engern Bedeutung, können daher wieder an Staatsunterthanen verliehen werden, und von ihnen können Befreiungen für einzelne Bürger, Corporationen und Stände stattfinden. Ihrem Gegenstande nach werden die Majestätsrechte durch folgende Beziehungen vollkommen erschöpft: 1) Vertretung und Erhaltung des Staats in seiner Einheit, Integrität und Souverainetät, wozu das Recht des Kriegs und Friedens, der Bündnisse und Gesandtschaften gehört; 2) gemeinschaftliche Beherrschung der Natur, Policeihoheit; 3) Aufrechthaltung der rechtlichen Ordnung durch Schutz eines Jeden bei dem Seinen, und Strafgerechtigkeit, Justizhoheit; 4) Erziehung des Volks zur Sittlichkeit und Religiosität, Kirchenhoheit; und endlich 5) Herbeischaffung der pecuniairen Mittel zu allen diesen Zwecken des Staats, Finanzhoheit.

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majestätsverbrechen oder Verbrechen der beleidigten Majestät (crimen laesae majestatis) ist das Verbrechen, welches gegen die Würde (nicht gegen die Privatrechte) Derer gerichtet ist, welche im Staate die Obergewalt repräsentiren. Es besteht in einer wörtlichen oder thätlichen Beleidigung und ist zwar an sich von dem Hochverrathe zu unterscheiden, der die Einheit und Sicherheit des Staats zu vernichten strebt, aber trifft doch mit letzterm zusammen, insofern das Bestehen und der Zustand des Staats mit der persönlichen Existenz des Regierenden eng verknüpft ist. Doch nur unter tyrannischen Regierungen straft man geringere Vergehungen, welche sich auf den Regenten beziehen, als Majestätsverbrechen.

Majo (Angelo), ein verdienter Literator, bekannt vorzüglich dadurch, daß er mehre griech. und röm. Schriften des Alterthums in sogenannten Palimpsesten (s. d.) entdeckte, deren Lesung er zuerst durch chemische Mittel bewerkstelligte, früher Jesuit, lebte ungekannt im Venetianischen bis zu seiner Anstellung im J. 1813 als Aufseher bei der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand. Er wurde 1819 an Baldi's Stelle Custos der vaticanischen Bibliothek zu Rom, dann Bibliothekar, 1825 überzähliger apostolischer Protonotar, und bekleidet jetzt bei der Propaganda einen seinen Kenntnissen angemessenen Posten. Schon 1814 gab die er in einem Codex von ihm entdeckten Bruchstücke dreier noch

ungedruckter Reden des Cicero, um 1815 einige bisher unbekannte Reden des Cornelius Fronto, nebst einigen Briefen der Kaiser Marcus Aurelius und L. Verus, und andere kleine Überreste alter Schriftsteller heraus. In demselben Jahre folgten ansehnliche Bruchstücke von acht Reden des Q. Aurel. Symmachus. Auch brachte er ungefähr 60 noch ungedruckte Verse aus der „Vitularia" des Plautus, und Gemälde zu Terenz's Lustspielen nebst altem Commentar, die vollständige Rede des Isäus über die Erbschaft des Kleonymus und eine Rede des Philosophen Themistius ans Licht. Im J. 1816 entdeckte er einige bisher noch fehlende Bücher der röm. Alterthümer des Dionysius von Halikarnaß, welche den Theil der röm. Geschichte ergänzen, der in den verloren gegangenen Büchern des Livius (XI — XVI) enthalten gewesen ist. Ferner fand er Bruchstücke der mösogothischen Übersetzung der Briefe des Paulus, und die Handschrift einer romantischen Beschreibung der Züge Alexander's. Auch gab er aus einer alten Homerischen Handschrift Bilder, Scholien und Bruchstücke des Textes heraus, und gemeinschaftlich mit Zorab „Eusebii chronicorum canonum L. II" (Mail. 1818), worin er einen Theil des Eusebius aus einer armen. Handschrift wiederherstellte. Alles dieses entdeckte er in Handschriften der Ambrosianischen Bibliothek und setzte nun seit 1819 in Rom seine palimpsestischen Studien mit Erfolg fort. Seine wichtigste Entdeckung in der Vaticana ist das Buch des Cicero „De republica". Im J. 1823 gab er zu Rom neu entdeckte Bruchstücke vom bürgerlichen antejustineianischen Rechte, von der Rhetorik des Jul. Victor u. s. w. heraus, und dann „Scriptorum veterum nova collectio e Vatic. codd. edita" (Bd. 1—6, Rom 1825—32, 4.), worin er theils alte Schriften, theils mit Benutzung der Assemanni'schen Vorarbeiten, dankenswerthe Verzeichnisse orient. Handschriften der Vaticana mittheilte; ferner „Nicetae et Paulini scripta", nebst einem alten Fragmente des „Episcopologii Aquilejensis" (Rom 1827) und eine neue von der obigen verschiedene Sammlung „Auctores classici e Vatic. codd." (Bd. 1—5, Rom 1828—33).

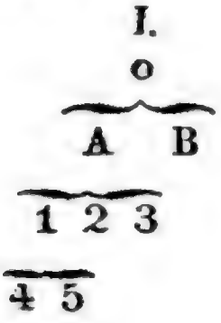
Majolika wurden ursprünglich die aus feiner Erde gebildeten, mit weißer Glasur aus Metalloxyden überdeckten und kunstmäßig bemalten Gefäße genannt, welche ihren Ruf zu Anfang des 16. Jahrh. vorzüglich durch die Malereien eines Rafael, Julius Romanus, Tizian u. A. erhielten; jetzt versteht man ein aus gefärbter Erde verfertigtes, mit weißer, undurchsichtiger Glasur überzogenes Geschirr darunter, welches dem Äußern nach mit der **Fayence** (s. d.) Ähnlichkeit hat, aber von schlechterer Masse ist.

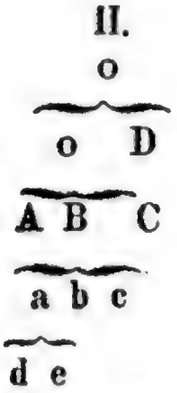
Major heißt in der Logik theils der **Obersatz** (propositio major) oder der allgemeinste Satz, theils der Oberbegriff (terminus major), welcher wesentlich das Prädicat im Schlußsatze ist.

Majorano (Gaetano), der unter dem Namen **Caffarelli** berühmte Sopranist, war um 1703 in der neapolit. Provinz Bari, wo sein Vater ein Landmann war, geboren. Ein Musiker der Hauptkirche zu Bari bemerkte die vortreffliche Stimme des Knaben und beredete seinen Vater, den Sohn auf die Schule nach Norcia zu schicken, nahm ihn dann in sein Haus, gab ihm Unterricht und brachte ihn darauf nach Neapel zu Porpora, der ihn sechs Jahre lang gründlich unterrichtete und ihn hierauf mit der Erklärung überraschte, daß er ihm nichts mehr zu lehren habe, indem er nun der erste Sänger Italiens und der Welt sei. M. begab sich um 1730 nach England, wo er alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland sang er auf mehren Theatern mit außerordentlichem Beifall und verbreitete den verzierten ital. Gesang. Er brachte ein so bedeutendes Vermögen zusammen, daß er die Herrschaft Santo-Dorato kaufen konnte, von welcher er den Titel Duca annahm. Nichtsdestoweniger fuhr er fort, in den Klöstern und Kirchen zu singen und dies sich theuer bezahlen zu lassen; auch besuchte er Paris. Bei seinem Tode, 1783, hinterließ er seinem Neffen

12,000 ital. Ducati jährlicher Einkünfte und jene Herrschaft. Seine Anmaßung war ebenso groß als seine Kunst.

Majorat heißt im weitesten Sinne jede Erbfolgeordnung, die sich nach der frühern Geburt bestimmt, und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem Ältesten zukommt. Es gibt davon dreierlei Arten: 1) Die **Primogenitur** oder das Erstgeburtsrecht, wonach jedesmal der Älteste der ältesten Linie zur Erbfolge gelangt. Von dieser Art sind die Majorate der Lords in England und die neuern franz.; auch ist nach diesem Gesetz fast in allen europ. Reichen die Thronfolge geordnet. 2) Das **Majorat** im engern Sinne bringt unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den Ältesten zur Erbfolge. 3) Das **Seniorat** gewährt dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, dem Ältesten in der ganzen Familie. Folgende Tafeln werden den Unterschied dieser Erbfolgeordnungen am besten zeigen.





I. **Unter Descendenten.** Stirbt A, nachdem sein ältester Sohn (1) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht sein ältester Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat sein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat sein Bruder (B). II. **Unter Seitenverwandten.** Stirbt A, nachdem sein Bruder (B) und dessen ältester Sohn (a) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrechte der älteste Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach dem Seniorat der Vaters-Brudersohn (C), wenn nämlich der Oheim (D) früher gestorben; lebte dieser, so würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, sondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren. Das Majorat unterscheidet sich von der Primogenitur noch dadurch, daß der Majoratsherr nicht seinem Vorgänger succedirt, und dessen Handlungen (Schulden) auch dann nicht zu vertreten hat, wenn er der Sohn desselben ist, wie bei der Lehnfolge nach dem Rechte der Erstgeburt eintreten kann. Das Majorat dient daher noch kräftiger als die Primogenitur, die Güter in den Familien zusammenzuhalten und überhaupt das Grundeigenthum in wenige Hände zusammenzubringen. Daher muß die Gesetzgebung dafür sorgen, die Majorate nicht allzu herrschend werden zu lassen. In Frankreich wurden sie in den ersten Jahren der Revolution aufgehoben; von Napoleon bei Einführung seines neuen Adels durch das Gesetz vom 1. März 1808 zwar wiederhergestellt, aber doch nicht viele Majorate gestiftet. Jetzt haben dieselben, nachdem die Pairswürde nicht mehr erblich ist und die Adelstitel keinen gesetzlichen Schutz mehr haben, in Frankreich ihre Bedeutung verloren. Die Gründung neuer Majorate wurde verboten, und die noch bestehenden scheinen der Aufhebung nahe zu sein. Auch in England wird, im Fortschreiten der begonnenen Reformen, die Aufhebung der Majorate und der Untheilbarkeit der Güter an die Reihe kommen.

Majorca oder **Mallorca**, die größte der zu Spanien gehörenden balearischen Inseln im mittelländ. Meere, welche nebst den pityusischen das Königreich Majorca bilden. Sie hat einen Flächeninhalt von 63 □M., ist an der Nordküste gebirgig und liefert als Haupterzeugnisse Wein, Salz, Öl, Safran, Vieh und Wildpret; auch finden sich an den Küsten hin und wieder Korallen. Getreide

wird nicht ausreichend erbaut, obschon der Boden sehr fruchtbar ist, da man ihn nicht zweckmäßig zu nutzen versteht. Die Bewohner zeichnen sich durch Arbeitsamkeit und Tapferkeit aus und ihre Zahl mag jetzt etwa 141,000 betragen. Viel haben sie fortwährend vom gelben Fieber zu leiden, das sie allein seit Anfange dieses Jahrh. dreimal heimsuchte und großes Sterben veranlaßte. Der span. Regierung dient die Insel als Verbannungsort für politisch Verdächtige. Die befestigte Hauptstadt, Palma, mit einem Hafen, der Sitz des Generalcapitains des Königreichs Majorca, eines Bischofs, einer Universität und einer Akademie der zeichnenden Künste, hat 29,500 Einw., welche grobes Tuch, Taffet und sehr feine eingelegte Tischlerarbeiten liefern und ansehnlichen Handel treiben. Außerdem ist noch die Hafenstadt Alcudia zu erwähnen, mit etwa 800 Einw., welche sehr ungesund gelegen ist und sonst der Aufbewahrungsplatz für Staatsgefangene war.

Major Domus (Maire du palais), was man nicht ganz angemessen durch Hausmeier übersetzt hat, hieß im alten fränk. Reiche der Erste des kön. Hauses, d. h. aller Getreuen, Genossen, Vasallen, Dienstleute des Fürsten, der Stellvertreter desselben bei dem Gefolge, und des Gefolges als dessen Oberster und Führer bei dem Könige. Diese Würde kommt überall vor, selbst bei den Arabern im Emir al Omrah. Am höchsten stieg sie jedoch bei den Franken unter den Merovingern, wo die Nation in den Leuten und Getreuen des Königs (liti, antrustiones, convivae regis) unterging und der Älteste (major) des Gefolges Führer aller Kriegsleute (dux Francorum), endlich 752 selbst König wurde. Vgl. Pertz's „Geschichte der meroving. Hausmeier" (Hanov. 1819) und die Preisschrift von Zinkeisen „De Francorum majore domus" (Jena 1826).

Majorennität, Volljährigkeit oder Mündigkeit, s. **Minorennität**.

Majos heißen die gut gewachsenen, schlanken und kräftigen Bewohner einiger Thäler in der span. Provinz Andalusien, welche, durch eigenthümliche Tracht ausgezeichnet, als Raufer und Schläger im Lande umherziehen. Wie sie, so sind auch die weiblichen Bewohner jener Gegenden, die **Majas**, sowol ihrer Schönheit und Grazie wie ihrer verführerischen Leichtfertigkeit wegen in ganz Spanien berühmt.

Makame, ein arab. Wort, das ursprünglich Sitzung, dann aber auch gewisse bei den ältern Arabern gebräuchliche literarische Zusammenkünfte bedeutet, in denen Einzelne durch geistreiche improvisirte Darstellungen, insbesondere durch Erzählungen aus dem Stegreife, die Zuhörer unterhielten, ward dann auf die Erzählungen selbst übertragen. So stellte Hamadani, der „das Wunder des Jahrhunderts" hieß, gegen 400 novellenartige Erzählungen unter dem Titel „Makamat" zusammen. Dasselbe that mit den seinigen der berühmtere Hariri im 12. Jahrh. n. Chr., der in seinen Makamen den Hareth ben Haman seine mit Abu Seid bestandenen Abenteuer erzählen läßt. Die Araber hatten für dergleichen Darstellungen einen eignen Kunststyl, welcher seinem Haupttheile nach in einer Prosa bestand, deren einzelne Redeglieder miteinander reimten, ja in der oft jedes Wort des einen Redegliedes in dem andern seinen Reimgenossen fand, während die eingestreuten wirklichen Verse, in der Form der Kassîde, dem Ganzen ein noch bunteres Ansehen gaben. Sylv. de Sacy gab die durch Witz und überraschende Wendungen sowie als heitere Bilder des arab. Lebens ausgezeichneten Makamen Hariri's vollständig heraus und die kunstreiche Nachbildung eines Theils derselben durch Fr. Rückert unter dem Titel „Verwandlungen des Abu Seid" (Stuttg. 1826), hat sie auch in Deutschland bekannter gemacht.

Makkabäer, s. **Juden**.

Makler, s. **Sensal**.

Makrele oder **Maktrele** (scomber, scombrus), ein Seefisch, der seines angenehm schmeckenden Fleisches wegen, welches man sowol frisch als gesalzen genießt, bekannt ist, wird in den Monaten Mai und Jun. häufig an den Kü-

sten Englands und Frankreichs, vorzüglich bei Dieppe und Yarmouth, noch häufiger an den Küsten Nordamerikas, in Neuschottland und Connecticut, und in Ostindien im bengal. Meerbusen gefangen. Er wird ungefähr 12 Zoll lang und zwei Pfund schwer; sein Kopf und Leib sind rund, der Bauch silberfarben und der Rücken blau. Er vermehrt sich außerordentlich und erscheint periodisch in denselben Gegenden in großen Zügen. Außerdem ist noch die platte Makrele (s. cordyla), die sogenannte Bonette (s. pelamis) und der Thunfisch (s. thymus) zu bemerken.

Makrobiōtik, aus dem Griechischen entlehnt, nennt man die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Eine gewisse Lebensdauer ist dem Menschen bestimmt nach den Gesetzen der Natur; allein höchst selten erreicht er das Ziel des möglich längsten Lebens; denn durch mancherlei feindliche Einflüsse wird sein Dasein verkürzt. Gleichwol kettet schon der von Natur eingepflanzte Trieb den Menschen an das Leben; sodaß der Wunsch nach einer Verlängerung desselben Jedem innewohnt. Seitdem man erkannt hat, daß dies durch Lebenselixire und dergleichen nicht möglich ist, sondern daß die Lebensverlängerungskunst nichts Anderes sein könne, als die Kunst, das Leben nicht zu verkürzen, alle Feinde des Lebens zu erkennen und zu vermeiden, die der Lebensdauer günstigen Einflüsse auf den menschlichen Körper zu befördern, ist die Makrobiotik ein Theil der ärztlichen Kunst geworden und kann auch nur von Ärzten erfolgreich gelehrt werden. Großen Ruf hat besonders Hufeland's „Kunst das menschliche Leben zu verlängern" (Jena 1796), die später den Titel „Makrobiotik" (5. Aufl., Berl. 1823) erhielt.

Makūba, eine Art Schnupftaback, hat seinen Namen von dem Bezirke dieses Namens im nördl. Theile der Insel Martinique, wo er gebaut und zubereitet wird. Den Veilchenduft, welcher diesen Taback auszeichnet, soll derselbe dadurch erhalten, daß man ihn mit Wasser, worin roher Zucker aufgelöst ist, stark anfeuchtet und ihn so in einen gelinden Grad von Gährung übergehen läßt.

Makute heißen bei den Negern auf Kongo eine Art Matten oder geflochtener Decken, wonach sie im Handel rechnen. Die Portugiesen, welche sonst starken Handel an der afrikan. Küste trieben, ließen deshalb Makute in Silber ausprägen, die Büsch auf etwa 10 Schillinge hamburg. Banco in Silberwerth schätzt.

Malăbar, der südl. Theil der westl. Küste der ind. Halbinsel diesseit des Ganges, das Pfefferland der arab. Geographen, erhielt diesen Namen, abgeleitet von Mala oder Male, d. h. Küste oder Land, durch die Perser und Araber, die schon früh diese Küste beschifften. Bei den Eingeborenen heißt es Malayalam oder Bergland, weil es von allen Seiten, ausgenommen gegen W., wo es vom Meere umspült wird, von hohen Gebirgen der westl. Ghats umgeben ist. M. erstreckt sich vom Cap Komorin bis an die südl. Grenze von Kanara, oder bis zur Stadt Dekla und dem Flusse Nelissuram, und hat in der größten Breite höchstens 15, und in der Länge 50 M., denn nur irrigerweise legen Einige diesen Namen der ganzen westl. Küste Indiens bei. Es hat einen Flächeninhalt von 704 □M., wovon 337½ □M., mit 900,000 Einw., unmittelbar zur brit. Präsidentschaft Madras gehören, wird von vielen Flüssen bewässert, die von den Ghatsgebirgen kommen, und ist, einige sumpfige Gegenden ausgenommen, fruchtbar an den meisten Erzeugnissen Ostindiens, an Reis, besonders Pfeffer, Kardamomen, Indigo, Cassia, Sandelholz u. s. w. In den Umgebungen der Gebirge sind große Wälder, welche treffliches Schiffsbauholz (Teakholz) liefern und Elefanten, Königstigern, Büffeln und unzähligen Affen zum Aufenthalte dienen. Die Bewohner sind Hindu, Mapulets oder Mohammedaner aus Arabien, die hierher im 8. Jahrh. n. Chr. kamen, und deren Staat noch gegen die Mitte des 18. Jahrh. blühend war, Juden, Katholiken und Nestorianer. Der Landesadel, Nairen genannt, gehört im Allgemeinen zur vierten edeln Classe der Hindus; ein großer Theil aber, namentlich die Fürsten, Befehlshaber und Krieger, werden zur zweiten Classe gezählt

und heißen Naiken. Die malabar. Sprache gehört zu den wohlklingendsten unter den Hindusprachen und wird deshalb auch vorzugsweise von den Europäern in Ostindien erlernt. M. begreift die Königreiche Kalikut, Kochin und Travankor, welche jetzt durchgehend theils unmittelbar, theils mittelbar unter brit. Herrschaft stehen. Der mächtigste malabar. Fürst ist der König von Travankor, der als Vasall der Briten, denen er einen jährlichen Tribut von 500,000 Gulden zahlt, über 366½ □M. mit 900,000 Menschen herrscht.

Malachīas, s. Maleachi.

Malăchit, ein Kupfererz von dunkelgras- und smaragdgrüner Farbe und blätterigem, faserigem oder dichtem Gefüge, kommt in krystallinischen Massen, in traubigen, eierförmigen und knolligen Gestalten und derb, auf Gängen und Lagern mit andern Erzen, und besonders schön in Chile und Sibirien vor. Der faserige Malachit dient, fein zerrieben, als Malerfarbe; der dichte wird zu Dosen, Messerheften und Knöpfen, zu Platten auf Pfeilertische, zu Armleuchtern u. s. w., auch zu manchen Bijouteriegegenständen, Ring- und Halsnadelsteinen verarbeitet und nimmt eine schöne Politur an. In früherer Zeit wurde der Malachit als Edelstein betrachtet. — Malachitgrün ist eine der vorzüglichsten Sorten des Berggrüns.

Malachowski (Stanisl. Saint-Nalecz, Graf), der eigentliche Urheber der poln. Constitution vom 3. Mai 1791, stammte aus einem in der poln. Staats- und Literaturgeschichte berühmten Geschlechte. Überzeugt, daß das Wohl seines Vaterlandes in dessen Unabhängigkeit bestehe, widersetzte er sich, als Marschall der Conföderation und des Reichstags von 1788—92, aus allen Kräften den Planen der russ. Partei, an deren Spitze sein Bruder, der Kronkanzler Graf Hyacinth M., der Bischof Kossakowski und der Krongroßfeldherr Branicki standen. Als Marschall des Reichstags von 1790 unterzeichnete er den Allianztractat der Republik mit Preußen. Im Mai 1792 führte er die Unterhandlung mit dem sächs. Gesandten, Grafen v. Löben, in Beziehung auf den erblichen Besitz der Krone Polen, die sich aber schon nach wenig Monaten zerschlug. Als der Krieg mit Rußland ausbrach, gab er zu den Kosten desselben große Beiträge an Geld und Lebensmitteln. Doch vergebens suchte er die Bildung der Conföderation zu Targowicz zu hintertreiben, und in Gefahr, ein Opfer seines muthigen Widerstandes zu werden, mußte er nach Wien flüchten. Als Kosciuszko 1794 den Aufstand organisirte, und die Polen in Warschau die Waffen ergriffen, nahm M. keinen Theil an diesem Unternehmen, da er demselben ganz fremd geblieben war. In der Folge jedoch, 1799, zu Warschau verhaftet, ward er ein Jahr lang in Krakau als Staatsgefangener festgehalten, weil man ihm den Plan einer Versammlung des poln. Reichstags zu Mailand Schuld gab. Wieder freigelassen, lebte er auf seinen Gütern, bis die Fortschritte der franz. Waffen in Polen 1807 aufs Neue seinen Muth erweckten und ihn unter die Fahnen seiner Landsleute riefen. Nach der Herstellung des Herzogthums Warschau wurde er zum Präsidenten des Senats ernannt und starb, im Besitz der allgemeinen Achtung, am 29. Dec. 1809. — Sein Bruder, der erwähnte Kronkanzler, Graf Hyacinth M., söhnte sich zwar 1791 mit ihm aus und ward vom König zum Justizminister ernannt, trennte sich aber wieder von Graf Stanislaus' Planen, als Katharina den Krieg erklärt hatte, und der König selbst rieth, der targowiczer Conföderation beizutreten. In der Folge lebte er zurückgezogen auf seinen Gütern, wo er sich ausschließend mit der Literatur beschäftigte, und starb zu Bodzechow am 27. März 1821. — Nicht zu diesem Geschlechte gehörte der poln. General, Kasimir M., geb. 24. Febr. 1765 im Palatinat Nowogrod, der, gebildet in der Cadettenschule zu Warschau, 1784 als Kanonier beim Heere eintrat. Als Hauptmann kämpfte er 1794 an Kosciuszko's Seite, wurde bald darauf Major und wanderte, als die Polen unterlagen, nach Wien aus, von wo er dann nach Italien ging und als Bataillons-

chef in die erste ital.-poln. Legion eintrat. In der Schlacht an der Trebbia, 1799, verwundet und gefangen, wurde er erst nach anderthalb Jahren wieder ausgewechselt. Hierauf erhielt er 1803 den Befehl über eine Brigade, wurde 1806 Major im ersten Regimente des neuen Herzogthums Warschau und im Feldzuge gegen Östreich, 1809, Oberstlieutenant. Im Kriege gegen Rußland zeichnete er sich bei Smolensk aus, wurde Brigadegeneral, in der Schlacht bei Leipzig aber gefangen. Nach der Rückkehr ins Vaterland mußte er den Oberbefehl der Festung Modlin übernehmen, dessen er auf wiederholtes Ansuchen 1818 überhoben wurde. Hierauf lebte er bis zum Ausbruch der Revolution im J. 1830 als Landbauer. Obschon bejahrt, schien der Ruf des Vaterlandes in ihm die ganze Kraft und Begeisterung seiner Jugend wieder zu erwecken. An der Spitze der aus dem zweiten und sechsten Linienregimente gebildeten Brigade focht er mit Ruhm in der Schlacht bei Grochow und begleitete dann den neuen Oberbefehlshaber Skrzynecki, der einst als Hauptmann in seinem Regimente gedient hatte, auf allen seinen Zügen. Nur die äußerste Noth des Vaterlandes konnte ihn vermögen, wenige Tage vor der Belagerung Warschaus, den Oberbefehl zu übernehmen, den er, als Krukowiecki ihn gezwungen hatte, die Capitulation von Warschau zu unterzeichnen, sogleich niederzulegen sich entschloß. Die dringenden Bitten der Vaterlandsfreunde bewogen ihn, das Heer nach Modlin zu führen, wo er den Oberbefehl niederlegte und dann über die preuß. Grenze ging, um fern vom Vaterlande sich eine Freistätte zu suchen. — Gustav Malachowski, geb. 1797, war während der poln. Revolution im J. 1831 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wurde in contumaciam verurtheilt und starb zu Paris am 10. Apr. 1835.

Malăga, Stadt in der span. Provinz Granada, mit 45,000 Einw., herrlich gelegen in einem Thale am Ausflusse des Guadalmedina ins mittelländ. Meer, ist mit einer doppelten Mauer eingefaßt und hat zu ihrer Vertheidigung eine auf einem Felsen liegende Citadelle. Die Häuser sind hoch, die Gassen schmal, enge und meist schmuzig. Das merkwürdigste Gebäude ist die Domkirche, deren Inneres besonders sehenswerth ist. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und hat einen sehr sichern Hafen, welchen ein sich weit ins Meer erstreckender Molo einfaßt; auch einen herrlichen Leuchtthurm. Die Einwohner treiben wichtigen Handel und führen vorzüglich Malagawein, Rosinen, Südfrüchte, Öl, Bataten u. s. w. aus. In der umliegenden Gegend befinden sich an 7000 Weinberge, welche gegen 90,000 Ohm Wein liefern, wovon über die Hälfte ausgeführt werden. Auch wird sehr viel Öl bereitet und in einem Umkreise von 20 M. finden sich über 700 Ölpressen. Seit 1834 litt die Stadt im Parteienkampfe der Karlisten und Christinos, welche letztern die Mehrzahl waren.

Malagrīda (Gabr.), ein fanatischer Jesuit, geb. zu Turin um 1688, kam als Missionar nach Lissabon und gewann hier durch seinen stürmenden Eifer und seine feurige Beredtsamkeit sehr bald ein glänzendes Ansehen, sodaß Alle nur ihm beichten wollten und er gleich einem Orakel betrachtet wurde. Bei der Verschwörung des Herzogs von Aveiro gegen den König von Portugal, Joseph, 1758, nebst zwei andern Jesuiten als Mitschuldiger angeklagt, ward er der Inquisition übergeben, die ihn mehr der Ketzerei, falscher Prophezeiungen und Visionen, als des Hochverraths wegen verurtheilte, auf dem Richtplatze erdrosselt und dann verbrannt zu werden, welches Urtheil an ihm am 21. Sept. 1761 mit allem Gepränge eines Auto da Fe vollzogen wurde.

Malaien (die), ein von den Hindus, Birmanen und Siamesen verschiedenes Volk, haben, wie Einige behaupten, durch Annahme der Religion und Sprache der Araber und Vermischung mit arab. Blute von ihren ursprünglichen Stämmen sich abgesondert und sind zum besondern Volke geworden. Nach Anderer Ansichten sind sie ein Zweig der hindukaukas. Rasse, gemischt mit mongol.

Blute, und haben die Tatarei oder Ava zur Heimat. Schon im 13. Jahrh. finden wir sie auf der Halbinsel Malakka, wo sie die Stadt gleiches Namens erbauten und ein Reich stifteten, dessen Sultane sich einen Theil von Sumatra, wo die Malaien schon früher gewohnt zu haben scheinen, ehe sie sich in Malakka niederließen, unterwarfen. Sie bildeten damals eine Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte, trieben den Handel zum Theil mit eignen Schiffen und schickten Colonisten aus. Nie aber sind die malaiischen Völker, welche Einige fälschlich über alle Inseln des großen Oceans verbreitet glaubten, über die Molukken hinausgekommen und erst in neuerer Zeit hat sie der Verkehr nach Neuguinea und den Philippinen geführt. Durch den Handel bereichert, haben sie die Urbewohner von dem Ufer verdrängt und so bildeten sich ihre Staaten in Borneo, Celebes und Timor. Jetzt sind sie in verschiedene Stämme getheilt und ohne gemeinschaftliches Oberhaupt. Die Ursachen dieses Verfalles liegen zum Theil in dem Übergewichte, welches die Europäer, besonders die Niederländer, in den ind. Gewässern erhalten haben, zum Theil in dem Lehnssystem der Malaien, wodurch die Nationalkraft getheilt, der Gemeingeist aber bei der zunehmenden Macht der Vasallen unmöglich wurde. Die großen Vasallen gehorchen dem Oberhaupt oder Sultan nur, wenn sie wollen, und haben wieder Untervasallen, die es gegen sie ebenso machen. Der größte Theil der Nation besteht aus Sklaven; ihre Herren sind die Oramlai oder der Adel, welcher unabhängig ist und seine Dienste Demjenigen verkauft, der sie am besten bezahlt. Die Malaien, zwar kleiner als die Europäer, mit schwachen Schenkeln und Waden, jedoch proportionirt, sind stark, nervig und von sehr dunkelbrauner Farbe; sie haben langes, glänzend schwarzes Haar, eine große, platte Nase und große, feurig glänzende Augen. Der an sich schwache Bart wird von den meisten ausgerauft. Heftigkeit, die an Wuth grenzt, Treulosigkeit, Ungezähmtheit, Raub- und Mordsucht charakterisiren die asiat. Malaien, wohin die Eidahans und Darat in Borneo, die Biadschuhs, einer der wildesten Stämme, und die Makassen in Celebes, die Haraforen auf den Molukken, die Subanos in Magindanao, die Tagalen und Pampangos in Manila, die Bissaier auf den kleinern Philippinen gehören. Sie bekennen sich meist zur mohammedan. Religion und lieben Schiffahrt, Kriege, Plünderung, Auswanderungen und überhaupt kühne Unternehmungen. Außer dem Koran haben die Malaien verschiedene locale Gesetzbücher, jeder Staat das seinige, großentheils den Seehandel betreffend. Der Malakka-Seecodex wurde schon 1276 gesammelt und vom Sultan von Malakka, Mohammed Schach, bestätigt. Mehr jedoch für die unsinnigen Gesetze ihrer Ehre eingenommen als für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, unterdrückt bei ihnen stets der Stärkere den Schwächern. Stets bewaffnet, und zwar mit Dolchen, in deren Verfertigung sie sehr geschickt sind, leben sie in stetem Kriege unter sich, den sie mit rasender Wuth führen, welche der häufige Gebrauch des Opiums vorzüglich herbeiführt. Daheim sind sie faul, überlassen die Arbeit den Sklaven und verachten den Ackerbau. Die malaiische Sprache zerfällt in unzählige Idiome und ist sehr klangreich und wohltönend.

Malakka oder **Malaia**, eine größtentheils schmale Halbinsel von 2741 □M. mit 500,000 Einw., der südl. Theil der ind. Halbinsel jenseit des Ganges, hängt gegen N. durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zusammen, wird gegen O. vom chines. und gegen W. vom ind. Meere bespült und ist gegen W. durch die Meerenge, die **Straße von Malakka** genannt, von der Insel Sumatra geschieden. Eine Fortsetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zum Cap Romania, der südlichsten Spitze der Halbinsel, und viele Küstenflüsse durchschneiden das Land. Im Innern gibt es Moräste und Urwälder, die mit wilden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllt sind. Da die Hitze fast täglich durch leichte Regen oder Seewinde abgekühlt wird, so herrscht in den bewohnten Gegenden ein ewiger Frühling. Köstliche Früchte zu jeder Jahreszeit,

welche alle andern in Indien an Wohlgeschmack übertreffen, als der Rambe, Rambutan, Mangustan, ferner Sagobäume, Kokospalmen, Aloeholz, Sandelholz, überhaupt viele Farbehölzer, Teakholz, kurz die Gewächse Indiens und der phillippin. Inseln gedeihen hier im Überflusse. Elefanten, Tiger, Büffel u. s. w. bewohnen die Wälder; von zahmem Vieh hat man viele Schweine und Federvieh, aber wenig Rindvieh. Die Gold- und Silberminen werden nicht bearbeitet; das Zinn gehört zu dem feinsten der Welt, und jährlich werden von den Niederländern mehr als 40,000 Ctr. desselben ausgeführt, wovon der größte Theil nach China kommt. Die Küstenbewohner sind Malaien (s. d.); im Innern und in den Wäldern aber leben Wilde, unter denen es auch Menschenfresser gibt. M. besteht aus sechs unabhängigen Staaten, dem Fürstenthume Salengore und den Königreichen Pera, Queda, Tringano, Pahang und Johor oder Sohor, die malaiischen Sultanen gehorchen. Den Briten gehören die Hauptstadt Malakka mit einem Hafen und 12,000 Einw. nebst einem Gebiete von 4 □M., ferner die Inseln Sinkapur (s. d.) und Pulo Penang (s. d.). Im Besitze der Stadt Malakka waren seit 1509 die Portugiesen und seit 1641 die Niederländer; im letzten Kriege wurde sie von den Briten besetzt, im Frieden von 1814 an die Niederländer zurückgegeben, durch den Vertrag von 1824 aber wieder an die Briten abgetreten, die dagegen Bencoolen auf Sumatra an die Niederländer abtraten.

Malchus (Karl Aug., Freiherr von), bekannt als Staatsmann und Schriftsteller, geb. 27. Sept. 1770 zu Manheim, erhielt durch die Gunst des Herzogs Karl von Zweibrücken, bei welchem sein Vater Burgvoigt war, eine sehr vortheilhafte Erziehung, besuchte die Universitäten Heidelberg und Göttingen, ward hierauf Privatsecretair des mainz. Staatsministers, Grafen von Westphalen, und 1791 Secretair des kais. bevollmächtigten Ministers am kurtrier. Hofe. Im J. 1799 trat er in die Dienste des Hochstifts Hildesheim, ward, als dieses an Preußen fiel, Mitglied der Organisationscommission, und darauf Kriegs- und Domainenrath bei der halberstadt-hildesheimischen Kammer. Bald nach der Errichtung des Königreichs Westfalen erhielt er 1808 die Stelle eines Staatsraths, wurde dann Generaldirector der Steuern, Generalliquidator der Staatsschuld und Generaldirector der Amortisationskasse, welche beide letztere Stellen er bald wieder abgab, und 1813 zum Minister des Innern und Grafen von Marienrode ernannt wurde. Die Angriffe gegen seine Verwaltung und Person, welche er nach der Auflösung des Königreichs erfuhr, suchte er durch die Schrift: „Über die Verwaltung des Königreichs Westfalen" (Stuttg. 1814) abzuweisen. Er lebte hierauf in Heidelberg den Wissenschaften, bis er 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfaches ernannt ward. Nach einem Jahre seiner Stelle entlassen, kehrte er wieder nach Heidelberg zurück. Als seine vorzüglichsten Schriften nennen wir „Darstellung des Organismus der innern Staatsverwaltung u. s. w." (Heidelb. 1820), die „Statistik und Staatenkunde" (Tüb. 1826) und sein treffliches „Handbuch der Militairgeographie" (2 Bde., Heidelb. 1833). Nachrichten von ihm über sein Leben finden sich in den „Zeitgenossen", erste Reihe, Nr. 3.

Malcolm (Sir John), durch seine Verdienste im Kriege, in diplomatischen Verhandlungen und in der Verwaltung der ostind. Colonien ausgezeichnet, ward am 2. Mai 1769 zu Burnfoot bei Langholm in Schottland geboren, und ging bereits 1782 als Cadet nach Indien, wo er 1792 bei der Belagerung von Seringapatam die Aufmerksamkeit des Generalgouverneurs Marquis von Cornwallis (s. d.) auf sich zog. Nach einem kurzen Aufenthalte in seinem Vaterlande, wohin er 1794 ging, kam er im folgenden Jahre nach Indien zurück, und da er bereits eine umfassende Kenntniß der Sprachen und Sitten des Landes sich erworben hatte, und bei mehren Gelegenheiten seine Tüchtigkeit als Kriegsmann bewährte, so ward er bald zu den wichtigsten Aufträgen gebraucht. Die brit. Re-

gierung in Ostindien schickte ihn 1800 nach Persien, wo seit der Königin Elisabeth kein engl. Gesandter erschienen war, und er erreichte den Zweck seiner Sendung, ein Bündniß gegen die den Briten gefährlich gewordenen Afghanen zu unterhandeln. Nach Kalkutta zurückgekehrt, ward er Secretair des Generalgouverneurs, Marquis von Wellesley, und erhielt 1802 abermals einen Auftrag an den König von Persien, wohin er 1808, nachdem er indeß zum Obersten aufgerückt war, zum dritten Male gesendet wurde, um den Bemühungen Napoleon's, sich mit Persien zu verbünden, entgegenzuarbeiten. Zwei Jahre später war er zum letzten Male als Gesandter am pers. Hofe und erhielt bei seinem Abschiede von dem Schah die Würde eines Khans des Reichs. Persien verdankt M.'s Sendung die Einführung der Kartoffeln, die man nach ihm Malcolmspflaumen (Aluh-e Malcolm) nennt. Schätzbare Früchte seines Aufenthalts in Persien sind seine „History of Persia" (2 Bde., Lond. 1815, 4.; 2. Aufl. 1828, 8.; deutsch, Lpz. 1830), und die „Sketches of Persia" (2 Bde., Lond. 1827; deutsch, Dresd. 1828), ein geistreiches und lebendiges Gemälde der Sitten des Volkes. Bei seiner Rückkehr nach England 1812 erhielt er die Ritterwürde, und nachdem er 1816 wieder nach Indien gekommen war, wurden seine Talente für die wichtigsten militairischen und politischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. In dem Kriege gegen Holkar zeichnete er sich rühmlich aus, und nach der Beendigung des Kampfes gegen die Maratten (s. d.) und Pindaris (1818) wurde er von dem Generalgouverneur als Civil- und Militairgouverneur der eroberten Landschaften in Mittelindien angestellt. Strenge mit Milde vereinend, löste er rühmlich die schwere Aufgabe, in jenem ausgedehnten Gebiete die durch langen Krieg zerrüttete Ordnung und Gesetzlichkeit wiederherzustellen, Räuberstämme, die von Plünderung lebten, aus ihren Gebirgsschluchten zum Anbau der Ebenen heranzulocken und an friedliche Beschäftigungen zu gewöhnen. M. gab einen umständlichen Bericht von seiner Verwaltung in dem ausgezeichneten Werke „A memoir of central India" (2 Bde., Lond. 1823), das die reichhaltigste Kunde des Landes und der Sitten seiner wenig bekannten Bewohner gibt. Früher hatte er bereits Beweise seiner genauen Kenntniß Indiens in der Schrift „A sketch of the political history of India" (Lond. 1811) gegeben, die das Handbuch der neuern ind. Diplomatie geworden ist, und von ihm seinem spätern umfassendern Werke „The political history of India from 1784 to 1823" (2 Bde., Lond. 1826) einverleibt wurde. Sein „Sketch of the Seiks" (Lond. 1812) gibt eine anziehende Schilderung einer merkwürdigen Sekte. Zum Generalmajor ernannt, kehrte er nach England zurück, wo die Directoren der ostind. Compagnie seine Dienste durch ein ansehnliches Jahrgeld belohnten. Er wurde 1827 zum Gouverneur der Präsidentschaft Bombay ernannt, und in diesem neuen Wirkungskreise war eine seiner wohlthätigsten Anordnungen, daß er, wie es in Bengalen geschehen war, den Europäern die früher verweigerte Erlaubniß gab, Ländereien zum Anbau oder zur Anlegung von Fabriken zu pachten. Als er 1831 in sein Vaterland zurückgekehrt war, wurde er ins Parlament gewählt und gab auf Veranlassung der wichtigen Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs der ostind. Compagnie in seiner Schrift „The administration of british India" (Lond. 1833) eine aus amtlichen Papieren geschöpfte Darstellung der Verwaltungsverhältnisse in Indien. Er starb 1833.

Maleachi oder Malachias, der letzte im Buche der kleinen Propheten der Hebräer, lebte wahrscheinlich gleichzeitig mit Nehemias und unterstützte dessen Bemühungen zur Verbesserung des neuen jüd. Staats. Seine Reden bestehen in Vorwürfen gegen die jüd. Priester wegen ihrer Undankbarkeit, womit sie die besondere Gunst Gottes erwiderten; wegen ihrer Nachlässigkeit, womit sie den Dienst im Tempel verrichteten und wegen ihrer Ehen, die sie dem Gesetze zuwider mit fremden Weibern schlössen. Auch enthalten sie Drohungen des göttlichen Gerichts gegen die Unbußfertigen, und die Verheißung, daß der Messias kommen werde

als der Engel des Neuen Bundes, vor welchem hergehen werde der Prophet Elias als Prediger der Buße. Dieser letztere Gedanke ward daher zur Zeit Christi auf Johannes den Täufer angewendet. Übrigens sind des M. Ermahnungen in einer ernsten und kräftigen Sprache abgefaßt.

Malebranche (Nicole), der tiefste Metaphysiker der Franzosen, ward 1638 zu Paris geboren, wo sein Vater kön. Secretair und Vorstand der Rechnungskammer war. Sein kränklicher, misgestalteter Körper wurde die Ursache seiner Menschenscheu und Liebe zur Einsamkeit. In einem Alter von 22 Jahren begab er sich in die Congregation des Oratoriums, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete. Die Schrift des Descartes „De homine" erweckte wegen der Klarheit ihrer Schreibart und wegen der Neuheit und scheinbaren Gründlichkeit der vorgetragenen Gedanken in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie. Er wandte mehre Jahre auf das Studium der Cartesianischen Grundsätze und stellte endlich sein berühmtes Werk „De la recherche de la vérité" (3 Bde., Par. 1674; beste Ausg., 4 Bde., Par. 1712, 12., und 2 Bde., 4.; deutsch 4 Bde., Halle 1776—86) ans Licht, welches durch seine tiefsinnige Originalität und die Eleganz der philosophischen Darstellung großes Aufsehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner verschaffte, unter ihnen auch Antoine Arnauld („Des vraies et des fausses idées", Köln 1683). Der Zweck dieses Werkes, welches auch Locke und Leibnitz einer kritischen Prüfung unterwarfen, war, die allgemeinen Ursachen der Irrthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterworfen ist, psychologisch zu untersuchen, aber auch zugleich zu bestimmen, was in derselben Wahrheit sei, worauf sich diese zuletzt gründe und auf welchem Wege sie zu erforschen sei. Es ist ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes und enthält eine große Mannichfaltigkeit anziehender psychologischer Beobachtungen und Winke. Das Princip des Rationalismus, welchen er in demselben aufstellte, und seiner Vernunfterkenntniß, welche er mit der Offenbarung zu verbinden suchte, war der Satz: „Wir schauen (oder erkennen) alle Dinge in Gott". Gott betrachtete er als den Realgrund alles Seins und Denkens, der alle Dinge auf intelligible Weise in sich schließt, und als die Grundursache aller Veränderungen der Körper und Seelen, wobei sich diese nur passiv verhalten. (S. Occasionalismus.) Überhaupt neigte sich seine Lehre zu einem mystischen Idealismus hin. Außerdem sind zu erwähnen sein „Traité de la nature et de la grâce" (Rotterd. 1680), und „Traité de morale" (Rotterd. 1684, 12., deutsch von Riedel, Heidelb. 1831). Seine „Oeuvres" erschienen in 11 Bänden (Par. 1712, 12.). M. wurde 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und starb zu Paris 1715. Er war ein Mann von dem edelsten Charakter und von einer fast überspannten Frömmigkeit.

Malediven, eine Inselgruppe im Süden Asiens, eigentlich Malaia Dwipa, d. h. malaische Inseln, bilden mit den Lakediven oder Lakscha Dwipa, d. h. 100,000 Inseln, zwölf Inselgruppen südwestl. vom Cap Komorin in Ostindien, von denen eine jede etwa 1000 Holme oder kleine Inseln umfaßt, zwischen denen der Seeboden nicht so tief als außerhalb ist, und die also ein See-Hochland, sowie vereint mit Ceylan das südl. Becken von Dekhan bilden. Die Malediven sind mit der üppigsten Vegetation bedeckt, stark bevölkert und gut bebaut. Hauptproducte sind Reis, Getreide, Südfrüchte, Kokos- und Maledivnüsse. Sämmtliche Inseln sind in 17 Atollons oder natürliche durch Kanäle voneinander getrennte Districte eingetheilt, und werden von Häuptlingen regiert. Die Bewohner, wahrscheinlich Hindus, mit Arabern oder Mohammedanern gemischt, sind gelblich kupferbraun, ziemlich gebildet und dem Islam zugethan. Obwol mit schlechten Fahrzeugen versehen, treiben sie doch einen lebhaften Handel mit Metall-, Seide- und Baumwollenwaaren. Der Hauptort ist Male auf der Insel gleiches Namens, wo auch der Sultan residirt.

Malerei oder **Malerkunst** heißt diejenige schöne und zwar bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittels der Farben auf Flächen darstellt; und ein Kunstwerk dieser Art nennt man **Gemälde** (s. d.). Als schöne Kunst hat die Malerei den Zweck, etwas Vollendetes für die Anschauung hervorzubringen (s. **Kunst**) und setzt insofern Genie voraus, welches durch entsprechende Versinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Ist aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, so muß jeder Maler in gewissem Sinne Dichter sein, d. h. er muß das Vollendete vorher in seiner Einbildungskraft erschaffen haben, was er durch seine Kunst äußerlich darstellen will, und das Dargestellte muß das innere Wesen, den lebendigen Charakter der Dinge, überhaupt das Idealische, ernst oder scherzend ausdrücken. Man spricht daher von poetischen und unpoetischen Gemälden, und unterscheidet die poetische oder ästhetische Erfindung und Anordnung oder die Composition von der eigentlich malerischen oder technischen Composition und Anordnung. Selbst bei den eigentlichen Copien der Natur sollte nicht der einzelne Gegenstand, als solcher, dargestellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; selbst das Portrait sollte nur den Geist, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich ausgeprägter Form darstellen. Indessen hat die technische Fertigkeit in Behandlung eines Stoffes, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meisten einen so blendenden Reiz, daß über diesem technischen Werthe der innere oder ästhetische, welcher sich auf das Poetische des Gegenstandes bezieht, ganz vergessen wird, und man oft den Werth des Gemäldes nach seiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne, wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstler sich bedient, nicht nach seiner Beziehung auf die durch dieselben darzustellenden Ideen bestimmt. Daher gibt es auch eine technische und eine ästhetische Theorie dieser Kunst.

Als bildende Kunst stellt die Malerei das Schöne in sichtbaren Gestalten ruhend dar. Der Künstler soll also etwas Vollendetes für die äußere Anschauung des Auges hervorbringen, ist aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beschränkt, daß er das Sichtbare in einem bestimmten Raume und zwar so darstellt, wie ein Augenblick es zeigt. (S. **Moment**.) Dagegen ist die Malerei als bildende Kunst der Dichtkunst darin überlegen, daß sie die gleichzeitigen Gegenstände und Eigenschaften mit erschöpfender Kraft, Treue, Bestimmtheit und Anschaulichkeit aufzufassen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherm Sinne sichtbare Gegenstände darstellt. (S. **Darstellung**.) Am sinnlichlebendigsten stellt unter allen bildenden Künsten die Malerei das individuelle Leben der Gegenstände dar. Zwar bildet sie nur scheinbare Körper, indem sie durch Farben schildert, welche, vorzüglich in der Darstellung lebendiger Wesen, nur auf der Fläche die Wirkungen einer schönen Kunst hervorzubringen fähig sind; aber sie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perspective das Auge über diese Abwesenheit der Raumerfüllung so zu täuschen und ihren Scheingestalten durch Nachbildung der ätherischen Reize der Lichtwelt ein so lebendiges Dasein zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künsten die meiste **Illusion** (s. d.) zuschreibt, und daher an den Ausdruck Gemälde die Bedeutung der ausführlichsten Schilderung der Gegenstände nach ihrer eigenthümlichen sinnlichen Beschaffenheit und Zügen anknüpft. Diese Bedeutung wird nachher auf Werke der Dichtkunst und Musik, aber nur figürlich, übertragen, und man redet von einem poetischen Gemälde oder malerischen Gedichte, sowie von einem Tongemälde. Die eigentliche Malerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darstellen, daß sie dieselben nach ihren perspectivischen Umrissen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt also die **Zeichnenkunst** (s. d.) gewissermaßen zum Grunde, und ein Grundbestandtheil jedes Gemäldes ist die Zeichnung. Die Malerei unterscheidet sich von der Zeichnenkunst nur dadurch, daß sie die Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt, mithin durch das Colorit oder die **Farbengebung** (s. d.) und die höhere Vollkom-

menheit des Helldunkels. Sie ist eine Zeichnung durch Farben, und man darf daher die Farbe in einem Gemälde nicht als etwas erst Hinzukommendes ansehen, wodurch sich dasselbe auch von illuminirten Zeichnungen oder Kupferstichen unterscheidet, sondern die Zeichnung wird durch das Wesen der Farbe modificirt. Die Zeichnung wird in der Malerei zu einem vollkommen belebten Ganzen, sie bestimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Bestimmtheit, die Farbe gibt ihnen Leben und Seele; denn Licht und Farbe sind selbst etwas Geistiges und Ätherisches. Sie verhalten sich also wie Objectives und Subjectives. Das Colorit hat, wie die Stimmung, aus welcher die Darstellung hervorgeht und nach der herrschenden Idee, eine Hauptfarbe oder einen Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt und die mannichfaltigen Localfarben verbindet. Zeichnung und Colorit aber müssen Eins und harmonisch sein, dahingegen, wo die Zeichnung vorherrscht, der Styl hart und streng, wo das Colorit zu stark hervortritt, der Styl weich und unbestimmt wird. Beide Erfodernisse sind einem Gemälde und dem Maler gleich nothwendig, und fälschlich nur hat man oft das Wesen der Malerei lediglich in die Zeichnung gesetzt, obschon das Colorit und der Colorist ohne Zeichnung nichts ist, indem die Zeichnung doch abgesondert von dem Colorit noch besteht, wenn auch viele große Meister bald in diesem, bald in jenem Elemente der Malerei vollendet waren, z. B. Tizian und die venetianische Schule im Colorit. In der abgesonderten Zeichnung ferner herrscht die Grundfläche vor, welche in dem Gemälde vollkommen bedeckt ist. Dieses aber kann, gleich der Zeichnung, mittels ihrer perspectivischen Darstellung, das Entfernteste wie das Nächste in ihre durch Hintergrund und äußere Abschließung begrenzte Schilderung aufnehmen. Die Malerei übertrifft daher in Hinsicht des Umfanges ihrer Gegenstände die Baukunst wie die Sculptur oder Plastik im engern Sinn, indem sie nicht nur die Gegenstände dieser Künste ebenfalls in ihre Darstellung aufnehmen kann, sondern auch Gegenstände darzustellen vermag, welche keine andere bildende Kunst darzustellen im Stande ist: Gegenstände namentlich, welche nur durch Farben oder Perspective darstellbar sind. Hierdurch aber ist die Malerei insbesondere von der Plastik verschieden, daß in dieser das Raumerfüllende, die Masse und die reine Form vorherrschend sind, weshalb sie auch nur das Feste, Unbeweglichere darzustellen vermag und das Nackte liebt, in jener aber die Masse nur angedeutet wird, der seelenvolle Ausdruck der Form dagegen, das Phantastische und Freie, das Leichtbewegliche und Schwebende leichter darstellbar ist, weil sie die Bewegung nicht so materiell als die Plastik fixirt. Das Hauptgesetz der Malerei könnte demnach heißen: der Maler stelle Ideen durch sichtbare Bilder anschaulich dar, welche durch Farbe Reiz und Bedeutung erhalten; und malerisch oder pittoresk ist, was namentlich durch Farbenreiz und Farbendarstellung in der Anschauung gefällt.

Nach Verschiedenheit der sichtbaren Gegenstände hat man die Malerei eingetheilt in Menschendarstellungen, Thierstücke und Darstellungen der leblosen Natur. Erstern pflegt man gewöhnlich den Namen der historischen Gemälde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geschichte entlehnt ist, und man rechnet dahin sowol allegorische und mythologische als eigentlich geschichtliche oder historische Darstellungen, ja selbst Schlachtenstücke, Conversationsstücke, Charakterbilder und Portraits. Die historische Malerei (s. d.) ist die umfassendste Gattung, denn sie zeigt den Menschen, die höchste uns bekannte Gestalt der Schöpfung, nach seinen sichtbaren Äußerungen, Zuständen oder Charakteren, und sie ist es am meisten dann, wenn diese Menschendarstellung durch Zusammenstellung mehrer Personen eine Handlung, obschon auf einen sprechenden und anschaulichen Moment zusammengedrängt, schildert. Der historischen Malerei stehen, dem Umfange und der Würde nach, am nächsten die malerischen Darstellungen der Naturgegenstände, oder die Landschaftmalerei im weitern Sinne, zu

welcher auch die Stadtprospecte und Seestücke gerechnet werden. Dem Landschaftsmaler sind die Gegenstände der Natur mehr Mittel, sein innerstes Gefühl harmonisch und anschaulich auszusprechen. Er fixirt gleichsam sein Gefühl in der Anschauung und Darstellung der mannichfaltigsten Naturerscheinungen. Diese Darstellungen sind übrigens so verschieden, als der Charakter der Natur in den verschiedenen Gegenden und die dadurch erregten Stimmungen des Gemüths, denen gemäß auch die Staffirung und Beiwerke der Landschaft eingerichtet und angeordnet sein müssen. Durch Staffirung mit Figuren kann die Landschaft auch allegorisch, wovon der Maler Friedrich, und historisch werden, wovon Claude Lorrain und Kasp. Poussin Beispiele aufgestellt haben; nur dürfen die Figuren nicht durch zu große Wichtigkeit der Handlung dem Eindrucke der Landschaft schaden. Das vorzüglichste Studium des Landschaftsmalers ist die vegetabilische Natur, und Keiner kann wie er des ganzen Reichthums der Farben zu einem magischen Ganzen sich bedienen; auch ist der Landschaft das Helldunkel vorzugsweise eigen. Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und Arabesken schließen sich den genannten umfassenden Classen der Malerei mannichfaltig an. In jenen ist Naturwahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht sehr tief; diese sind als freie Spiele der ungebundenen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend. Die dritte Hauptgattung ist die Thiermalerei, beschränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft gewisser Gattungen entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd, durch Zusammenstellung mehrer Thiere oder in Begleitung des Menschen, mit sprechender Treue und malerischer Mannichfaltigkeit darzustellen hat.

Andere Eintheilungen der Malerei beziehen sich auf das Äußere dieser Kunst. In eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart, unterscheidet man enkaustische oder eingebrannte Malerei, auch Enkaustik genannt, die, wie sie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt ist, obwol die neuere Wachsmalerei oder Enkaustik (s. d.) ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmalerei nebst Glas- und Porzellanmalerei, Mosaik oder musivische Malerei verschiedener Art, nebst der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial ist sie Wassermalerei, wozu die Frescomalerei (s. d.), die Gouachemalerei (s. d.) im engern Sinne und die Miniaturmalerei gehören, Pastellmalerei und Ölmalerei; in Beziehung auf Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, Tapeten- oder Wandmalerei, Glas- und Porzellanmalerei u. s. w.; in Beziehung auf den Ort und die Bestimmung der Gemälde, Decken- oder Plafondmalerei, ferner Stubenmalerei u. s. w.

Die Geschichte der Malerei zerfällt, nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen der Kunst, in die der alten oder antiken, und die der neuern oder christlichen Kunst; denn von einer oriental. Malerei vor der Zeit der griech. und röm. Kunst, und von den Malereien nichtchristlicher Völker in der neuern Zeit ist nicht viel zu sagen. Die Malerei der frühern Völker erscheint nur als eine Vorbereitung auf die Kunst der Griechen, und so fängt die Malerei erst da an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird, und mit ihr sich die Bedeutung selbständiger Formen verbindet. Nur in den Ländern, wo eine Buchstabenschrift bestand, konnte die Malerei sich zur Freiheit der Kunst erheben. Die Bilderschrift aber ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieser zur Buchstabenschrift über; und wo sie ihrer ursprünglichen Bestimmung als Mittlerin der Sprache treu blieb, mußte sie über dem Bestreben nach dem möglichst bedeutsamen Ausdrucke der Schönheit der Form entsagen. So bei den Völkern, die, schon früh im Besitz eines leicht zu behandelnden Papierstoffs,

die Kunst nur aus Bedürfniß mehr oder weniger als eine symbolische Sprache übten, oder sich wenigstens nie zur Freiheit der Darstellung erhoben. In Ägypten und Mexico scheint die Malerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verständlichkeit berechnet worden zu sein. Der ungebildete Sinn der Hindus fand sich durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnungen entschädigt. Auch bei den Persern war die Malerei unstreitig, was sie noch jetzt unter ihnen ist, ein regelloses Farbengemisch. Bei den Ägyptern, welche namentlich auf die Bildung der Griechen wirkten, wurde insbesondere die Malerei durch religiöse Bedürfnisse veranlaßt und bedingt, und stand zur Sculptur und Architektonik immer in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältnisse, beide auf Dauer sowol als allgemeine Bedeutsamkeit berechnet. Man findet ägypt. Malereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griech. Reliefs, auf Mumiendecken und Mumiensärgen, und auf Papyrusrollen. Die erstern sind bemalte Bildhauereien, in vertieften, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte Isistafel (s. d.), das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemälde in Tempeln und Katakomben sind kolossale bemalte Figuren mit eingegrabenen Umrissen, mit kleinern Wandgemälden eingefaßt, und auch an ihnen erscheinen die Foderungen des Geschmacks dem Streben nach bildlicher Bedeutsamkeit untergeordnet. Die älteste griech. Malerschule finden wir an den kleinasiat. Küsten auf den Inseln. Ein Zusammentreffen vieler glücklicher Umstände macht die frühe Blüte der Kunst in diesen gesegneten Ländern begreiflich, die schon im Homerischen Zeitalter durch vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und Geweben begann. Von hier aus sollen die griech. Pflanzstädte an der Küste von Italien und Sicilien die Keime ihrer Kunst empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Malerei ursprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Gewohnt, von Alters her die rohen Idole, denen der Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszuschmücken, glaubte man noch später, dieses Hülfsmittels zur Belebung des farblosen Stoffes sich bedienen zu müssen; zuletzt pflegte man nur noch die Augen zu malen, oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzusetzen. Unabhängig von der Plastik in heiligen Tempelgemälden zeigte sich die Malerei oft spät. Auch die Friese der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Galerien und Seitenhallen wurden früher gemalt, oder vielmehr bemalt. Die eigentliche Malerei ging natürlich von der Zeichnung, und diese von Schattenrissen aus, die man bald auszuzeichnen anfing, Skiagramme und Monogramme genannt. Von diesen schritt man zu Monochromen fort. Zunächst fing man an, die Umrisse mit einer Farbe (geriebenem Scherbensand) auszumalen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittels Abstufung der Farbe genauer auszudrücken. Älteste Überreste dieser einfarbigen Malerei, welche sich auch später erhielt, sind die sogenannten Vasengemälde mit schwarzen, silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Für die Linearzeichnung, die nach der Anekdote von dem Wettstreite des Apelles (s. d.) und Protogenes unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh, und für die einfarbige Malerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom aber, die mehrfarbige Zeichnung, setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus, nämlich den Pinsel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den weniger bekannten Künstlern aus dieser Periode ist Panänus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Er war der Erste, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Malerei angeordnet hatte. Seine Wandgemälde im Athenäum zu Elis, seine Gemälde im Jupitertempel zu Olympia, die Ausmalung der Pökile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebst den ikonischen

Bildnissen der griech. und pers. Anführer in mehren Gemälden haben seinen Namen erhalten, weniger vielleicht die Colorirung und Ausschmückung der Statue des Jupiter. Früher vielleicht noch malte Mikon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pökile, sowie das Theseum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen- und Centaurenkämpfe ausschmückte. Aber erst durch Polygnotus (s. d.) aus Thasos erhob sich ungefähr 420 v. Chr. die Kunst zur Selbständigkeit. Sein Verdienst war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und der Charakteristik, ferner Mannichfaltigkeit der Gewänder und symmetrische Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens scheint Apollodor aus Athen, 404 v. Chr., die Kunst weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob diese Kunst Zeuxis (s. d.), ungefähr 378 v. Chr., der in seiner berühmten Helena einen Kanon derselben aufstellte. Sein Nebenbuhler, Parrhasius aus Ephesus, neigte sich mehr zur Anmuth oder zum weiblichen Ausdrucke der Schönheit hin und seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Samos. Apelles verband mit äußerster Naturwahrheit ein schmeichelndes Colorit und wird als Meister im Portrait genannt. Nach ihm verfiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit, Trockenheit und wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Ryparographie). Unter den Römern fand die Malerei sehr geringe Theilnahme. Sie kannten früher nur die Malereien der Hetrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht einzig in den Kunstannalen Roms. Später wurden Griechen Lehrer der Römer; allein schon war weichliche Üppigkeit eingerissen. Die meisten Denkmale der alten Malerkunst, welche man in den Gräbern und Bädern von Rom, von Pompeji und anderer Örter Italiens gefunden hat, bestehen größtentheils aus Frescomalereien und musivischen Arbeiten. Überhaupt ist die Anzahl der noch vorhandenen Denkmäler der griech. und röm. Malerei so gering, daß der Archäolog oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nation in andern bildenden Künsten und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheint man allgemein anzuerkennen, daß die Malerei überhaupt in dem classischen Alterthume, sowol in Hinsicht ihres Gebrauchs als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet geblieben ist, woher die Behauptung entstanden ist, daß die Malerei damals mehr plastisch gewesen sei. Die Flächendarstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben; vorzüglich aber auch der Umstand, daß die öffentliche Ausstellung der Malerwerke beschränkter war. Die Behauptung, daß die Alten die Perspective nicht gekannt haben, hat sich nach neuern Untersuchungen als ungegründet erwiesen. Mit Gewißheit dagegen läßt sich behaupten, daß sie das Helldunkel nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Malerei sich größtentheils auf Darstellung historischer Situationen und Thiermalerei beschränkte, die Landschaftmalerei aber nicht cultivirt wurde, deren Ausbildung auf die Vollendung des Colorits und des Helldunkels führen mußte. Vgl. Junius „De pictura veterum", herausgegeben von Grävius (Rotterd. 1694); Durand's „Histoire de la peinture ancienne" (Lond. 1725); Turnbull's „Treatise on ancient painture etc." (Lond. 1740); Vinc. Requeno's „Saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' greci e de' romani pittori" (2 Bde., neue Aufl., Parma 1787); Andr. Riem, „Über die Malerei der Alten" (Berl. 1787, 4.); Grund, „Über die Malerei der Griechen" (2 Bde., Dresd. 1810—11), und Böttiger's „Ideen zur Archäologie der Malerei" (Bd. 1, Dresd. 1811).

Größere Vollendung erreichte die Malerei in der christlichen Zeit, sodaß sie die Oberherrschaft über die Plastik erlangte. Ihre älteste Anwendung auf christ-

liche Ideen aber soll in den Grüften stattgefunden haben. Für den gemeinschaftlichen Stamm der ganzen neuern Malerei in Europa, oder richtiger für die Kunststufe, durch welche die ältere und neuere Malerei miteinander in Verbindung stehen, hält man gewöhnlich die neugriech. Schule oder Kunst. Mit Konstantin wanderte die Kunst und viele Kunstwerke in das neuerbaute Konstantinopel. Schon in der letzten Zeit des röm. Reichs hatte sich aber Griechisches und Römisches so verschmolzen, daß bis zu der Eroberung Italiens durch die Longobarden kein großer Unterschied zwischen griech. und italien. Kunst stattfand. In den Werken der Malerei aus den Zeiten Justinian's erhielt sich immer noch das Handwerk, wenn auch nicht die Kunst. (S. Byzantinische Kunst.) Musivische Arbeiten werden in dieser Zeit häufig erwähnt; auch scheint die enkaustische Malerei noch im Gange gewesen zu sein. Im 4. Jahrh., noch mehr im 5. verbreitete sich der Gebrauch heiliger Gemälde, z. B. der Heiligenbilder in den Kirchen, im Morgen- und Abendlande allgemeiner, wodurch Künstler zu neuem Eifer entflammt wurden. Die christliche Religion ward die Mutter der neuen Malerei; aber oft empfahl auch die Malerei jene bei ihrer Ausbreitung. Obschon die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen viel leiden mußte, so hörte sie doch nie ganz auf, indem ihr die Päpste und Bischöfe Vorschub leisteten. Vorzüglich wurden Gemälde religiöser Art im Abendlande geschätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprunge damit in Verbindung gebracht. Von 726 an aber erhoben sich im Morgenlande die Bilderstürmer (s. d.), und viele griech. Künstler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunst vorzüglich bewahrt, jedoch wurden seit dem 9. Jahrh. die Maler seltener. Im 13. Jahrh. aber beginnt in Italien mit Cimabue eine neue Kunst, die man später, da sie in einem gleichsam abgeschlossenen Zeitraum, als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael, Tizian angesehen werden können, einen eigenthümlichen Charakter entwickelte, im Gegensatze der Malerei der übrigen Nationen, die italienische Malerei (s. d.) nennt. Ihr Streben war, die Schönheit in den edelsten Formen zu offenbaren und das Ideal der Antike auf die Malerei überzutragen. Einen andern Zweig der byzantin. Kunst bildete, neben der altitalien., die niederrheinische oder altkölnische Malerschule, die vom Anfange des 14. Jahrh. bis Ende des 15. reicht; ihre Werke tragen noch ganz das traditionelle Gepräge der Byzantiner, welches die Gebrüder Eyck durch ihre naturnachahmende und portraitirende Weise aufhoben. Dieses Princip entwickelte sich durch Memling, Meckenem, Mich. Wohlgemuth, Martin Schön und die Maler des 16. Jahrh., Holbein, Lukas von Leyden, Alb. Dürer, Schoreel, Mabuse, Bern. v. Orley u. s. w. Von der ital. und ältern niederrhein. Schule unterscheidet man die spätere deutsche und niederländ., sowie die franz. und span. Schule. Andere dagegen behaupten, es gebe nur zwei, von einander wesentlich verschiedene Schulen, die italien. und die niederländ.; die deutschen, franz. und engl. Künstler aber gehörten, durch den Charakter ihrer Werke, bald dieser, bald jener an. Das Eigenthümliche der niederländ. Schule, welche sich in die flamänd. und holländ. theilt, ist Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorits, Harmonie der Farben (s. Niederländische Schule), und hierin entwickelte sie sich früher als die Deutsche Malerei (s. d.). Der eigentliche Schöpfer der neuern Landschaftmalerei ist Giorgione, geb. 1477, noch vor dem Flamänder Math. Brill, den man gewöhnlich dafür hält, der aber 70 J. später Landschaften malte. Die neuern Bestrebungen der genannten europ. Nationen bilden kein so zusammenhängendes Ganzes, wie wir in den Kunstwerken der Griechen finden. Durch die Ausbildung junger deutscher Künstler in Rom und durch die entgegenkommende Unterstützung der Malerei durch mehre kunstliebende Fürsten und Kunstvereine hat diese Kunst besonders unter den Deutschen einen neuen Schwung genommen; namentlich hob sich die münchner und die düsseldorfer Schule hervor. In der Theorie der Malerei

ist der technische Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perspective, den Farben u. s. w., mehr als der ästhetische ausgebildet worden. Beiträge zu dem letztern findet man in Cennini's, Leonardo da Vinci's und Mengs' Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Dubos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing in seinem „Laokoon", Winckelmann, Füßli, Fiorillo, Falk in seinen „Kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend", Fernow, Göthe in seinen „Propyläen", und besonders in seinem „Winckelmann und sein Jahrh.", Manches hierin vorgearbeitet. Vgl. außer Vasari, Mander und Houbraken, Descamps' „Vies des peintres flamands, allemands et hollandais etc." (5 Bde., Par. 1753); Lanzi's „Storia pittorica d'Italia dal risorgimento delle belle arti" (4. Aufl., 6 Bde., Bassano 1815; deutsch von Wagner mit Anmerkungen von Quandt, 3 Bde., Lpz. 1830—33); Rumohr's „Ital. Forschungen" (3 Bde., Berl. 1827—31).

Malerfarben sind theils Naturproducte, theils Kunsterzeugnisse. Hauptsächlich liefert sie das Mineralreich (Mineralfarben), und wenn sie ihr Colorit den Thieren oder Pflanzen verdanken, so ist dieses doch immer an etwas Mineralisches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe (Saftfarben) für sich keinen Körper haben, sondern ihn erst durch den mineralischen Zusatz erhalten. Der Färber kann jene im Wasser auflöslichen Farbestoffe ohne mineralischen Zusatz benutzen, weil seine Kunst darauf hingeht, die Zeuche mit der Farbe zu durchdringen; der Maler aber erreicht seinen Zweck durch Auftragen auf die Oberfläche, und zwar um so besser, je weniger die Farben sich in den unterliegenden Grund einziehen. Die Farben werden in der Malerei mit irgend einer Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, angerieben und aufgetragen; diese Flüssigkeit ist entweder wässerig (Gummiwasser, Seifenspiritus), oder fettig (austrocknende Öle des Mohnsamens, Leinsamens), und sonach erfodern die verschiedenen Zwecke eine besondere Auswahl der Farben. Für die Ölmalerei eignen sich daher die mineralischen besser als die an mineralische Körper gebundenen (Lackfarben), indem letztere durch Beimischung von Öl stets dunkler werden. Diese Mineralfarben bestehen in metallischen Kalken (Oxyden oder Sauerstoffverbindungen), oder in Metallsalzen und Schwefelverbindungen; doch haben erstere vor letztern, ihrer Unveränderlichkeit wegen, den Vorzug. Zu den Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören: vom Blei die rothgelbe Mennige und das gelbe Massicot; vom Eisen die verschiedenen Ocher, Erden von Siena, Umbra, die durch das Glühen ihre Farben ins Dunklere ändern; vom Kupfer das Bergblau und vom Kobalt die Smalte. Andere salzige und salzähnliche Metallverbindungen sind vom Blei das (kohlensaure) Bleiweiß und kremnitzer Weiß, das (salzsaure) kasseler Gelb; vom Eisen das (blausaure) berliner Blau; vom Kupfer die (essigsauren) Grünspanblumen, das (kohlensaure) Berggrün, das (salzsaure) braunschweiger Grün, das (arsenikſaure) Scheele'sche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben sind der Zinnober vom Queckſilber, das gelbe Auripigment vom Arsenik. Lackfarben haben Zinn oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage und verdanken ihre Farbe einem thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Hierher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn, aus Krapp, und die schlechtern aus Fernambuc bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Scharte und Wau; die braunen aus mehren andern färbenden Rinden; endlich der Indigo, obgleich er seiner Entstehung nach ganz vegetabilisch ist. Bei der Porzellan- und Glasmalerei sind nur metallische Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün, Blau gibt Kobalt, Schwarz wird vom Eisen und Braunstein, ebenso Braun erhalten, Uran macht eine gelbe und Chrom eine grüne Farbe. Als das Beste, um die Kraft und Harmonie der Ölfarben mit der Reinheit der

Wasserfarben zu verbinden, empfahl Lucanus die Malerei mit natürlichem Balsam. Vgl. Stieglitz, „Über die Malerfarben der Griechen und Römer" (Lpz. 1817) und Bouvier's „Manuel des artistes et amateurs en peinture" (Par. 1827).

Malergold, so viel als **Musivgold** (s. d.).

Malesherbes (Chrétien Guillaume Lamoignon-), einer der ehrenwerthesten und vorzüglichsten Staatsmänner unter der Regierung Ludwig XVI., geb. zu Paris am 16. Dec. 1721, der Sohn des damaligen Kanzlers von Frankreich, ward nach beendeten Rechtsstudien Substitut des Generalprocurators, dann Parlamentsrath, und 1750 erster Präsident bei der Steuerkammer (Cour des aides). Mit Muth widersetzte er sich, so lange er diese Stelle bekleidete, fortwährend sowol dem Übermaße unheilbringender Auflagen als der Raubgier der Generalpächter, und als im Apr. 1771 die oberste Steuerkammer aufgehoben wurde, zog er sich auf seine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Wohlthun der Beglücker seiner Unterthanen wurde. Nachdem er 1774, bei Wiederherstellung jenes Gerichtshofs, von Neuem an die Spitze desselben getreten war, ward er bei der Thronbesteigung Ludwig XVI., welcher nur von den rechtschaffensten Männern seiner Nation umgeben sein wollte, 1775 zum Minister des Innern erwählt. Er verwaltete diese Stelle zum Wohle seines Vaterlandes etwa ein Jahr, und nahm bei der Entlassung Turgot's aus dem Ministerium Gelegenheit, auch die seinige zu verlangen. Nachdem er unter erborgtem Namen einen großen Theil Frankreichs, der Schweiz und Hollands durchreist und allenthalben über Künste und öffentliche Anstalten die zweckmäßigsten Nachforschungen angestellt hatte, kehrte er zu Anfang der Revolution nach Frankreich zurück. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt werden sollte, erbot sich M., Vertheidiger desselben zu werden, welches ehrenvollen Amtes er sich auf die rühmlichste Weise entledigte. Den Machthabern deshalb verdächtig, wurde er bald darauf nebst seiner Tochter und Enkelin ins Gefängniß gebracht, zum Tode verurtheilt und am 22. Apr. 1793 hingerichtet. Seine Heiterkeit verließ ihn auch im Tode nicht. Er war seit 1750 Mitglied der franz. Akademie und seit 1759 der Akademie der schönen Künste und Inschriften. Als Director des Buchhandels wußte er der Presse alle Freiheit zu verschaffen, welche Weisheit und Ordnungsliebe in einem gut eingerichteten Staate gestatten dürfen. Ludwig XVIII. befahl M.'s Denkmal im großen Saale des Justizpalastes aufzustellen, was 1826 geschah, und verfertigte selbst ihm folgende Inschrift: „Strenue, semper fidelis regi suo, in solio veritatem, praesidium in carcere attulit." Die meisten seiner Schriften beziehen sich auf Ackerbau und Naturkunde. Meisterwerke von Abhandlungen über die Finanzverwaltung sind seine „Discours" und „Remontrances", die 1779 im Druck erschienen. Besondere Erwähnung verdient auch sein „Mémoire sur la liberté de la presse" (Par. 1809, neueste Aufl. 1827).

Malfilâtre (Jacq. Charl. Louis), franz. Dichter, geb. zu Caen, studirte im dasigen Jesuitencollegium und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst. In der größten Dürftigkeit lebend, sodaß es ihm oft am Allernothwendigsten fehlte, dabei aber stets heiter und gemüthvoll, starb er in der Blüte seiner Jahre zu Paris 1767 und wurde deshalb in neuester Zeit der Gegenstand eines dramatischen Werkes. Unter seinen Dichtungen zeichnet sich aus das lyrisch-romantische Gedicht „Narcisse dans l'île de Vénus" (Par. 1795) durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache, wenn auch in der Anlage Manches zu wünschen bleibt; unter seinen Übersetzungen Ovid's „Metamorphosen" in Prosa und unter seinen andern Arbeiten „Le génie de Virgile" (4 Bde., Par. 1810), worin man es recht deutlich erkennt, daß ein Dichter den Dichter beurtheilt. M.'s „Oeuvres choisies" erschienen Par. 1805, 12.

Malherbe (Franç. de), der erste franz. Dichter, dem die seit Franz I. erstrebte correcte Einigung des Franz. mit dem antiken Style gelang, und deshalb

mit vollem Rechte der Schöpfer der classischen französischen Poesie, d. h. der Poesie des Classicismus, genannt, geb. zu Caen 1555, stammte aus einer altadeligen Familie und studirte in seiner Vaterstadt, in Heidelberg und in Basel die Rechte. Misvergnügt über den Confessionswechsel seines Vaters, der zur reformirten Kirche übergetreten war, ließ er sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland im Gefolge des Herzogs von Angoulême, Gouverneurs von Provence, in diesem Lande nieder und brachte daselbst den größten Theil seines Lebens zu. Eifriger Katholik, diente er mit Auszeichnung eine Zeit lang unter der Ligue, lernte aber nach der Thronbesteigung Heinrich IV. diesen Fürsten schätzen und nahm von ihm, als er 1605 in Privatangelegenheiten nach Paris gekommen war, eine Kammerherrnstelle mit 1000 Livres Gehalt und freier Station beim Herzoge von Bellegarde an. Nach des Königs Tode zahlte ihm Maria von Medici seine Pension fort und erhöhte sie sogar. Nachdem M. unter sechs Königen gelebt, starb er 1628. Seine Biographie lieferte sein Freund und Schüler Racan. Er war ein vollkommen ehrlicher Mann, aber mürrisch und finster gelaunt, wortkarg und wegen seiner Sarkasmen von Freund und Feind gefürchtet. Nächst dem katholischen Glauben lag ihm die Reinheit der franz. Sprache am meisten am Herzen; noch auf dem Sterbebette corrigirte er einen Sprachfehler seines Beichtvaters und bat ihn, von den Freuden des Himmels zu schweigen, da sein schlechter Styl ihm die Sache verleide. Mit Recht nannten ihn seine Freunde den Wort- und Sylbentyrannen. M.'s Poesien, aus Sonetten, Epigrammen, Liedern, Stanzen und sogenannten Oden bestehend, wurden größtentheils durch bestimmte Gelegenheiten hervorgerufen, und sind Früchte der angestrengtesten Arbeit, nicht aber freie Erzeugnisse der Begeisterung. Die besten Ausgaben seiner sehr oft gedruckten „Oeuvres" sind die mit Racan's Biographie (3 Bde., Par. 1722, 12.) und von Lefèvre de St.-Marc (4 Bde., Par. 1764, 12.). Die neuere Kritik läßt dem sprachlichen und rhythmischen Verdienste M.'s und seiner stylistischen Musterhaftigkeit Gerechtigkeit widerfahren, kann ihn aber wegen seiner Gedankenarmuth und Phantasielosigkeit nur den mittelmäßigen Dichtern beizählen.

Mallet du Pan (Jacq.), einer der talentvollsten Gegner der seit der franz. Revolution in Anwendung gebrachten politischen Theorien, geb. zu Genf 1750, ward sehr jung Professor der schönen Wissenschaften zu Kassel, wo er einige Abhandlungen, unter Andern einen damals vielgerühmten „Discours sur l'influence de la philosophie sur les lettres" herausgab. Nachdem er sein Amt aufgegeben, ging er 1782 nach Genf, das damals seine Verfassung modificirte, bei welcher Gelegenheit er sein „Tableau historique et politique de la dernière révolution de Genève" (Genf 1782) schrieb. In demselben Jahre ging er nach Paris und setzte dort des talentreichen **Linguet** (s. d.) „Annales" fort; gleichzeitig schrieb er sein „Mémoire historique, politique et littéraire sur l'état présent de l'Europe", wovon das „Journal historique et politique de Genève" (Par. 1784) gewissermaßen die Fortsetzung bildet. Bis zum 10. Aug. 1792, wo das Volk seine Wohnung stürmte, schrieb er den politischen Theil des monarchischen „Mercure de France", flüchtete dann nach der Schweiz und ging später nach London. Nachdem er in seinen „Considérations sur la nature de la révolution" (Lond. und Brüssel 1793) und in seiner „Correspondance politique" (Lond. 1796) die Grundsätze des neuen Staatsrechts nicht ohne bedeutenden Scharfsinn, obgleich im Ganzen einseitig sie verurtheilend, angegriffen hatte, übernahm er die Redaction des „Mercure britannique". Er starb in London am 11. Mai 1800. M.'s Sprache und Darstellung sind musterhaft und geben ihm den Rang eines classischen Schriftstellers. Auch sind seine Schriften durch neuere Darstellungen noch nicht überflüssig geworden.

Mallorca, s. **Majorca**.

Malmaison, ein Lustschloß, 2½ Stunde westl. von Paris, im Mittel-

alter ein Maierhof, Mala domus genannt, weil er in der Gegend lag, wo die Normannen im 9. Jahrh. gelandet hatten, gehört zu den reizendsten Anlagen in der Nähe der Hauptstadt und war früher eine Besitzung der Kaiserin Josephine, aus deren Erbe es an ihren Sohn, den Herzog Eugen von Leuchtenberg, überging. Obschon M. nach der zweiten Einnahme der Hauptstadt vielfach verwüstet wurde, so waren doch noch Gegenstände genug vorhanden, welche an die glanzvollen Tage der Kaiserregierung erinnerten; allein sie nahmen immer mehr und mehr ab, bis endlich 1829 auch die Mobilien versteigert wurden, welche Engländer und Freunde des Kaisers zu hohen Preisen erstanden.

Malpighi (Marcello), Anatom, Physiolog und Physiker, geb. 10. März 1628 zu Crevalcuore im Gebiete von Bologna, studirte Philosophie und Medicin auf der Universität zu Bologna, ward daselbst Professor der Arzneikunde und ging 1657 in gleicher Eigenschaft nach Pisa, kehrte aber nach drei Jahren nach Bologna zurück, da die dortige Luft ihm nicht zusagte. Der Erste, der sich zur Untersuchung des Blutumlaufs des Mikroskops bediente, theilte er seine Beobachtungen hierüber in zwei Briefen an Borelli unter dem Titel „De pulmonibus" mit. Im J. 1662 ging er als Professor der Medicin nach Messina, gerieth aber sehr bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn abermals zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Papst Innocenz XII. berief ihn 1691 nach Rom und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherrn. Er starb am 29. Nov. 1694. Seine Abhandlungen über das Gehirn, die Zunge, die Netzhaut, das Tastorgan, den Bau der Eingeweide, die Nerven, die Milz, den Uterus u. s. w.; ferner über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei, über die Drüsen, besonders die über die Anatomie der Pflanzen, enthalten scharfsinnige und lehrreiche Beobachtungen. Wiewol er nicht ganz frei von Irrthümern blieb, so trug er doch viel zur Vervollkommnung der Physiologie bei und verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Entdeckern. Als Praktiker ist er nicht ausgezeichnet, da er chemischen Theorien seiner Zeit anhing; indeß verdient er Lob, den Nachtheil des Aderlassens bei den damals in Italien herrschenden Seuchen gezeigt zu haben. Seine „Opera" erschienen zu London 1686 (2 Bde., Fol.; vermehrt 2 Bde., Leyd. 1687, 4.) und seine „Opera posthuma", 1697 und öfter, zuletzt sehr vermehrt unter dem Titel „Opera medica et anatomica varia" (Ven. 1743, Fol.).

Malplaquet, ein Dorf im Bezirk von Avesnes im franz. Departement des Nordens, wurde durch die Schlacht zwischen den Verbündeten und Franzosen am 12. Sept. 1709 bekannt. Nach der Eroberung von Tournay durch die Verbündeten hatte der Marschall Villars sich in der mit vielem Buschwerk bewachsenen Gegend zwischen Aulnois und M. aufgestellt und durch Verschanzung der Gehölze, an welche er seine Flügel lehnte, gedeckt. Hier ward er von Eugen und Marlborough auf beiden Flügeln angegriffen, und diese durch das von den Engländern vollbrachte Durchbrechen der Mitte voneinander getrennt, worauf Boufleurs, der an des schwer verwundeten Villars Stelle den Befehl übernommen hatte, sich unverfolgt über Bavay auf Valenciennes zurückzog. Die Franzosen hatten 15,000, die Verbündeten aber 18,000 M. verloren.

Malsburg (Ernst Fried. Georg Otto, Freiherr von der), bekannt als Übersetzer des Calderon, geb. 23. Jun. 1786 zu Hanau, ward wegen des unsteten Garnisonlebens seines Vaters, welcher in hess. Diensten stand, von seinem Oheim, der als Minister zu Kassel lebte, erzogen, besuchte später das Gymnasium zu Kassel und seit 1802 die Universität Marburg, um sich daselbst auf die diplomatische Laufbahn vorzubereiten. Eine Reise nach Paris trug zur Entwickelung seines Kunstsinnes wie zur Ausbildung für den ihm bestimmten Beruf bei. Nach Kassel zurückgekehrt, ward er 1806 als Assessor in der Regierung angestellt, rückte unter der neuen Regierung als Auditor in den Staatsrath ein, ward 1808 als Legationssecretair nach München und 1810 in derselben Eigenschaft nach Wien gesandt,

und kehrte von da erst 1813 nach Kassel zurück. Zwar mußte er, einer seltsamen Verordnung des alten Fürsten zufolge, wie andere Staatsdiener, in den Posten zurücktreten, den er vor dem Eintritte der fremden Herrschaft innegehabt hatte, allein schon im nächsten Jahre ward er zum Justizrathe und 1817 zum Regierungsrathe ernannt. In diesem Jahre ward er als Geschäftsträger seiner Regierung nach Dresden gesandt, und hier war es, wo er im Umgange mit Tieck, Löben und Kalckreuth die letzten, aber auch reichsten und glücklichsten Jahre seines Lebens größtentheils zubrachte. Er starb am 20. Sept. 1824 auf dem ihm aus der Erbschaft seines Oheims zugefallenen Schlosse Eschenberg. M. war als Dichter kein schöpferischer Genius, Ruf jedoch erwarb er sich durch seine Verdeutschung der Schauspiele Calderon's (6 Bde., Lpz. 1819—25). Frei behandelte er drei Schauspiele des Lope de Vega unter dem Titel: „Stern, Zepter, Blume" (Dresd. 1824). Eine Sammlung seiner „Gedichte" erschien in Leipzig 1821, und nach seinem Tode gab eine Freundin desselben, die Stifsdame von Calenberg, seinen „Poetischen Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben" (Kass. 1825) heraus.

Malta, früher Melite, später in Maltache und von den Arabern in Malta verwandelt, eine im mittelländ. Meere zwischen Sicilien und der afrik. Küste gelegene Insel von 8 □M. mit 97,000 Einw., $4^3/_4$ M. lang, $2^1/_4$ breit, hat mit den Inseln Gozzo und Comino, welche dazu gerechnet werden, einen Flächeninhalt von $10^1/_4$ □M. und 112,000 Einw. Der Boden, verwitterter Kalkfelsen mit Höhlen und Grotten, ist mühsam durch Erde, die man aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht worden, ziemlich hügelig und voll Steinklippen, dessenungeachtet aber jeder Zoll Landes benutzt, indem man selbst Steine zerklopft, um eine Art Sandboden hervorzubringen. Das Klima ist heiß, doch durch Seewinde abgekühlt, und bringt Alles, was gepflanzt wird, reichlich hervor und in großer Vollkommenheit. Da es aber sehr selten regnet, müssen alle Pflanzungen mühsam begossen werden. An Vieh, Geflügel, auch Falken, Fischen und Honig fehlt es nicht. Man erbaut Hülsenfrüchte, Gemüse, Sodapflanzen, Baumwolle, Zuckerrohr, schönes Obst, edle Südfrüchte, die an Süßigkeit die ital. übertreffen, und etwas Wein, der dem span. gleich kommt; Getreide jedoch für den Bedarf nicht ausreichend. Die Pomeranzen werden selbst nach andern ital. Ländern geführt, besonders nach Genua und Venedig. Die Blumen blühen weit geruchreicher und üppiger, besonders waren die hiesigen Rosen schon im Alterthume berühmt. Waldungen fehlen; nur der südwestl. Theil der Insel enthält etwas Holzung. Die Baumwolle ist der wichtigste Erwerbszweig und wird entweder roh oder gesponnen nach England ausgeführt. Man bricht Marmor, Alabaster und gute Bausteine; Salz wird aus Seewasser bereitet. Fabriken und Manufacturen gibt es nicht; aus Baumwolle fertigt man etwas Zeuch und Strümpfe. Bedeutend sind Handel und Schiffahrt. Die Einwohner stammen von den Arabern ab, welche von 818—1090 im Besitze der Insel waren, und sind mit Italienern und Griechen untermischt. Sie reden eine aus dem Italienischen, Französischen, Neugriechischen und Arabischen vermischte Mundart, sind geschickte Handelsleute, Fischer und Seeleute, und bekennen sich zur katholischen Kirche. Bei den Obergerichten ward 1823 die engl. Sprache eingeführt. Die Hauptstadt der Insel ist **Lavalette** (s. d.). Vgl. Bres' „M. antica illustrata" (Rom 1816, 4.), und Boisgelin's „Ancient and modern M." (2 Bde., Lond. 1805, 4.). M. und Gozzo waren 1400 v. Chr. tyrisch-phöniz. Colonien, und später gab es auf beiden auch ionische Pflanzorte. Sie blieben mit einer aristokratisch-demokratischen Verfassung unabhängig, bis die Karthager um 400 v. Chr. die Inseln eroberten, an deren Stelle 216 v. Chr. die Römer traten. Im J. 1530 wurde M. von Karl V. den **Johanniterrittern** (s. d.) als ein Lehn des Königreichs Sicilien zugetheilt. Bonaparte nahm sie 1798 auf seinem Zuge nach Ägypten durch Verrath ohne Widerstand ein; doch mußte sich die franz. Besatzung 1801 an die Engländer er-

geben. Im Frieden von Amiens wurde zwar die Rückgabe der Insel an den Orden, unter neutraler Garantie, versprochen, von England aber 1803 verweigert. Im Frieden von Paris 1814 verblieb sie den Engländern, welche durch sie, durch die ionischen Inseln und Gibraltar das mittelländ. Meer beherrschen. Die Einwohner haben ihre Rechte, Freiheiten und Religion zugesichert erhalten, und in der innern Verfassung ist wenig geändert. Die Insel steht unter einem engl. Gouverneur und hat 6000 M. engl. Besatzung; die Obrigkeiten und Rechtsbehörden aber wählen die Bewohner aus ihrer Mitte. Die Staatseinkünfte betragen 114,000 Pfd. Sterl., werden aber bedeutend durch die Ausgaben überwogen. Zwischen M. und Syrakus, auch zwischen M. und Smyrna, gehen Packetboote. Als Souverain von M. stiftete 1810 der König von England den St.-Georg- und St.-Michaelsorden. Vgl. Avalos' „Tableau hist., polit., physiq. et moral de M. et de ses habitans" (2. Ausg., Par. 1830) und Brunner's „Streifzug durch Ligurien, Elba, Sicilien und M." (Winterth. 1828).

Maltebrun (Konr.), eigentlich **Malthe Bruun**, berühmter Geograph, geb. 1775 in Jütland, studirte auf der Universität zu Kopenhagen und beschäftigte sich damals eifrigst mit der Politik, welche durch die franz. Revolution neues Leben gewann. Seines „Katechismus der Aristokraten" (1795) wegen mußte er nach Schweden fliehen, kehrte aber nach Verlauf von zwei Jahren wieder nach Kopenhagen zurück, das Herz noch voll Groll gegen ungerechte Machthaber. Er schrieb gegen einige willkürliche Handlungen der Regierung und mußte nun wieder nach Schweden zurückflüchten; er blieb aber dort nicht lange, sondern begab sich nach Hamburg. Hier oder in Schweden soll er zu einer geheimen Gesellschaft, die vereinigten Skandinaven genannt, gehört haben, welche die Vereinigung der drei nordischen Reiche in einen Republikenbund befördern wollte. M. hatte einen abenteuerlichen Geist und entwarf stets ungeheure Projecte. Rußland und Schweden sollen sich über diese geheime Gesellschaft am kopenhagener Hofe beschwert und dieser eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet haben. M. wurde 1800, wegen eines Versuches, die monarchische Staatsverfassung umzuändern, auf ewig verbannt, worauf er sich nach Paris wendete, wo er im Dec. 1826 starb. Er war seit 1806 einer der Hauptmitarbeiter an dem „Journal des débats", begann 1808 die „Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire" (25 Bde., 1808—15), die er dann unter dem Titel: „Nouvelles annales des voyages" mit Eyriès (6 Bde., Par. 1819—20) fortsetzte, gab, als er nach der Rückkehr der Bourbons die Redaction des „Journal des débats" niedergelegt hatte, den „Spectateur" (3 Bde.) heraus, ward dann einer der Mitarbeiter an dem ultraroyalistischen Tageblatte „La quotidienne", und trat später wieder beim „Journal des débats" ein. Sein Hauptwerk ist das unvollendete „Précis de la géographie universelle" (6 Bde., Par. 1812 fg.) mit Atlas, das von Huot fortgeführt wurde, der auch die zweite Auflage (8 Bde.) besorgte. Nächstdem ist zu erwähnen sein „Tableau de la Pologne" (Par. 1807).

Malter, ein Getreidemaß, beträgt in Obersachsen und Thüringen die Hälfte eines Wispels, mithin 12 Scheffel, in Preußen und Polen 16, am Rhein 4 Scheffel. In Hammerwerken und Kohlenbrennereien ist es ein Holzmaß von 48—80 Cubikfuß.

Malteserritter, s. Johanniterritter.

Malthus (Th. R.), einer der berühmtesten engl. Staatswirthschaftslehrer, ward in Cambridge gebildet, erhielt dann eine geistliche Pfründe, war später Lehrer an der von der ostind. Compagnie zur wissenschaftlichen Bildung ihrer Beamten gestifteten Anstalt zu Hertford und starb 1835. Großes Aufsehen erregte gleich anfangs seine Schrift über die Bevölkerungsverhältnisse „Essay on the principles of population" (Lond. 1798, 4.; 5. Aufl., 3 Bde., Lond. 1817), sowol wegen der scharfsinnig entwickelten Grundsätze, auf welche sie gestützt war, als wegen der

daraus abgeleiteten praktischen Folgen. Einen neuen Vertheidiger fand dasselbe an Nassau William Senior, in dem Werke „Two lectures on population" (Lond. 1829); unter Denen, die dagegen schrieben, ist vorzüglich Mich. Thom. Sadler zu erwähnen in der Schrift „The law of population" (2 Bde., Lond. 1830). Außerdem sind seine Staatswirthschaftslehre „Principles of political economy" (Lond. 1820) und die „Definitions in political economy" (Lond. 1827) zu erwähnen, welches letztere Werk einzelne Fragen der Staatswirthschaftslehre behandelt.

Malvasier wird der ursprünglich bei Napoli di Malvasia in Morea, nächstdem der auf Cypern, Kandia und andern Inseln des Archipels wachsende vortreffliche Wein genannt, welcher sehr süß, fein und geistig ist, durch einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack sich auszeichnet und eine entweder weiße oder rothe Farbe besitzt. Man gibt aber auch andern ähnlichen Weinen, welche Teneriffa, Madeira, die Azoren, die liparischen Inseln, Sardinien, Sicilien und die Provence liefern, den Namen Malvasier, und diese kommen weit häufiger als der von Morea im Handel vor.

Malz nennt man behufs des Bierbrauens, Branntweinbrennens und Essigsiedens zubereitetes Getreide. Am häufigsten werden Gerste und Weizen, selten Hafer zum Malzen verwendet. Um Getreide zu malzen, wird es in hölzernen oder steinernen Quellbottichen eingeweicht, dann in einer steinernen Tenne auf einen Haufen geschüttet, den man, sobald sich die Keime hinlänglich entwickelt haben, umschaufelt, damit solche abbrechen, worauf die gekeimte Frucht entweder auf luftigen Böden oder auf geheizten Darren ausgetrocknet wird; ersteres stellt das **Luftmalz**, letzteres das **Darrmalz** dar. Durch diesen anfangenden Vegetationsproceß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißstoff der Körner mit ihrem Mehle in zuckerähnliche Substanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des geschrotenen Malzes (die Würze) in geistige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Ein gutes Malz muß gleichförmig und weder zu viel noch zu wenig gekeimt, wohlgetrocknet oder geröstet, auch rein, nicht zu alt und verlegen sein und einen starken, angenehmen, süßen Geruch und Geschmack haben. Viele Seestädte, namentlich Danzig, Stralsund, Königsberg, Elbing, Rostock, Wismar u. s. w., treiben mit Malz starken Handel, und in Stralsund bilden die Malzarbeiter ein eignes Gewerbe.

Mamluken, abgeleitet vom Arabischen Mamlûk, d. h. der Sklav, nannte man die aus den Gegenden des Kaukasus herstammenden Sklaven, die bei ihren Herren Hausämter verwalteten und sich hernach zu Staatswürden emporschwangen. Sie machten anfangs kein besonderes Corps aus; als aber im 13. Jahrh. Dschingiskhan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte Nodschmaddin, Sultan von Ägypten, deren 12,000, Mingrelier, Tscherkessen, meist aber Türken aus dem Kaptschak, ließ sie in allen kriegerischen Künsten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, das sich bald zügellos und rebellisch zeigte. Schon unter Nodschmaddin's Nachfolger mischten sich die Mamluken in Regierungsangelegenheiten, ermordeten den Sultan Turan Shah und ernannten 1254 aus ihrer Mitte Ibegh zum Sultan von Ägypten. Die Herrschaft der Mamluken in Ägypten dauerte 263 Jahre, während welcher Zeit sie verschiedene Eroberungen machten und die Franken 1291 ganz aus dem Orient vertrieben. Selim I. stürzte ihr Reich, nachdem er die Hauptstadt Kahira 1517 mit Sturm eingenommen hatte, setzte einen türk. Statthalter (Pascha) über Ägypten, scheint aber doch durch die Umstände genöthigt gewesen zu sein, die 24 Beis, welche die verschiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten, fortbestehen zu lassen. Diese Verhältnisse bestanden ohne besondere Veränderung fort, bis seit der Mitte des 18. Jahrh. die Mamluken durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein solches Übergewicht über die Regierung der Osmanen in Ägypten

erhielten, daß der von der Pforte ernannte Pascha ganz nach ihrem Willen handeln mußte. Dieses Übergewicht verschaffte ihnen vorzüglich Ali Bei, welcher mit unumschränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Die Zahl der Mamluken, die durch ganz Ägypten zerstreut waren, betrug ungefähr 10—12,000 M. Sie pflanzten sich meistens durch Sklaven fort, die aus den Gegenden zwischen dem schwarzen und kasp. Meere nach Kahira gebracht wurden, indem man diese zum Glauben Mohammed's zwang und sie zu Kriegern bildete, die nachher zu Staatsämtern gelangten und oft selbst Beis wurden, da nur Mamluken diese Stelle erhalten konnten. Eine wichtige Rolle spielten die Mamlukenbeis, namentlich Murat Bei, zur Zeit des franz. Einfalls in Ägypten, doch vermochten sie, ungeachtet ihrer gutgeübten Reiterei, dem europ. Artilleriefeuer nicht lange zu widerstehen. Durch List gelang es 1811 dem jetzigen Vicekönige von Ägypten, Mohammed Ali (s. d.), die Beis zu vernichten.

Mammaliolithen werden die versteinerten sowol als überhaupt die Knochen urweltlicher, d. h. jetzt nicht mehr vorhandener Säugethiere genannt.

Mammuth nennt man zwei Arten urweltlicher Säugethiere, von denen die eine zur Gattung der Elefanten gehört, die andere den Gattungsnamen Mastodon führt. Von ersterer, welche größer als der indische Elefant war, hat man die vollkommenste Kenntniß, indem man 1807 an den Küsten Sibiriens ein ziemlich vollständiges Exemplar eines solchen Thieres im Eise eingefroren fand. Was von demselben erhalten wurde, befindet sich im Museum zu Petersburg. Einzelne Knochen und Zähne dieses Thieres werden demnächst in Sibirien, aber auch in Deutschland gefunden, und die großen in Sibirien gefundenen Stoßzähne desselben geben häufig noch ein ganz gutes Elfenbein. Von dem Mastodon gibt es mehre Arten, von welchen die größte, früher mit jenem Elefanten verwechselt, ebenfalls Mammuth genannt wurde. Sie heißt auch Ohiothier, weil man am Ohio in Nordamerika viele Knochen davon gefunden hat. Das vollständigste Gerippe eines solchen Thieres befindet sich in Peale's Museum zu Baltimore in Maryland. Dasselbe ist vorn bis an den obern Theil der Schultern 11 F. hoch, hinten bis an den obern Theil der Hüfte 9 F. hoch und 17 F. lang. Das ganze Gerippe soll 1000 Pf. wiegen.

Man, die zur engl. Provinz Westmoreland gehörige Insel im irländ. Meere, hat einen Flächenraum von 10½ □M. und gegen 41,000 Einw., welche durch ihren Fleiß das von Natur ziemlich öde Land in ein fruchtbringendes umgeschaffen haben und Vieh-, besonders Schafzucht und Flachsbau treiben. Die Insel hat viele mineralreiche Berge, darunter der Snaffle- oder Snowfield, 2000 F. hoch, von welchem aus man das 11 St. entfernte Irland, das 8 St. entlegene Schottland, sowie die 13 St. ferne Küste Englands erblicken kann. Die Bewohner, **Manker** genannt, stammen in unvermischter Abkunft von den alten Briten und sprechen die erse (gälische) Sprache. M. hatte in den ältesten Zeiten eigne Könige, kam dann unter engl. Schutze in den Besitz des Herzogs von Athol und wurde erst 1765 mit dem brit. Reiche vereinigt, das ihm aber seine eigne Verfassung ließ, welche 24 Vertreter besorgen, an deren Spitze ein kön. Gouverneur steht.

Mänaden hießen die aufgeregten, durch den Gott entzückten Dienerinnen und Begleiterinnen des Bacchus. Ein wesentliches Stück ihrer Bekleidung war ein Pantherfell, da nach einer späten Sage sie in Panther verwandelt wurden.

Mancando, abbrevirt manc., d. h. abnehmend, bezeichnet in der Tonkunst, daß das Zeitmaß eines Tonstücks immer langsamer werden und der Ton allmälig schwinden solle.

Manchester nennt man starke, sammetartige Zeuche, welche eigentlich ganz aus gezwirntem Baumwollengarne gewebt werden; doch nimmt man zu ge-

ringern Sorten auch Leinengarn. Man hat glatten Manchester, dergleichen mit geköpertem Grunde, weißen, bedruckten, gefärbten, und zwar in allen Farben, auch sogenannten Sommer- und Wintermanchester. Die meisten und besten Manchester liefern die engl. Manufacturen, vorzüglich in und bei der Stadt Manchester, wovon dieser Zeuch auch den Namen erhalten hat; nächstdem viele Orte in Frankreich und Deutschland.

Manchester, große Fabrikstadt Englands, 37 M. von London, in der Grafschaft Lancaster, liegt in einer hügeligen Gegend, am Bridgewaterkanale und am schiffbaren Irwell, an dessen linkem Ufer Salford, eine Vorstadt von M., steht, die durch eine schöne eiserne Brücke von einem Bogen mit der Stadt verbunden ist. Die Stadt ist unregelmäßig, der neuere Theil derselben freundlich gebaut, der ältere, der Sitz der Fabriken, von alter Bauart. Einer der schönsten Theile derselben ist der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte schöne Häuserreihe mit einer Terrasse und der Aussicht auf den Fluß. Mit der Vorstadt hat M. gegen 142,000 Einw.; es ist der Mittelpunkt der engl. Baumwollenfabrikation, welche die ganze Gegend und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt, und war schon seit 1650 durch Kunstfleiß berühmt. In Manchester, Nanquin, Piqué, Kattun, Musselin, gedruckten Halstüchern und Band gibt es über 200 Fabriken, ebenso bedeutende Fabriken in grober Leinwand und Hüten, und Eisengießereien. Die Zahl der durch Dampfmaschinen in den Fabriken gedrehten Spulen beläuft sich auf 4 Mill.; ebenso wurden 1825 gegen 30,000 Webestühle in Bewegung gesetzt und 1823 über 140 Mill. Pf. Twist gefertigt. Der Reichthum an wohlfeilen Steinkohlen und die Kanalverbindungen, besonders der Bridgewaterkanal, verbunden mit der vortrefflichsten Maschinerie, ferner die Dampfwagen auf der Eisenbahn zwischen Liverpool und M., erleichtern den Gewerbfleiß. Auch befinden sich zu M. 200 große Handelshäuser und eine Börse. Unter den 12 anglicanischen Kirchen erwähnen wir die schöne Collegiatkirche, in gothischem Styl, außerdem verdient Auszeichnung die große, nach dem Lancaster'schen Systeme eingerichtete Freischule. Unter den Wohlthätigkeits- und andern nützlichen Anstalten gedenken wir des Krankenhauses, des Irrenhauses, des Hospitals für Wöchnerinnen, des Genesungshauses, der öffentlichen Bibliothek von 18,000 Bdn. und der Gesellschaft für Naturwissenschaften, welche sich durch die Herausgabe gemeinnütziger Abhandlungen verdient macht.

Mandärin, ein portug. Wort, im Chinesischen gleichbedeutend mit Quang oder Quang-fu, bezeichnet im chines. Reiche jeden öffentlichen Militair- oder Civil-, geistlichen oder weltlichen Beamten, seine Würde sei groß oder klein. Den Grad der Würde aber deutet man durch die Pfaufedern und die Farbe der Knöpfe an, welche die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen. (S. China.)

Mandat nennt man zunächst einen Bevollmächtigungsvertrag oder eine Vollmacht (s. d.), dann versteht man darunter eine richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers einseitiges Anbringen der Gegenpartei etwas anbefohlen oder verboten wird, weshalb ein Proceß, der mit einem solchen Mandat anfängt, Mandatsproceß heißt. Der Befehl ist unbedingt, sine clausula, wenn sich aus dem Vortrage entnehmen läßt, daß keine rechtliche Einwendung dagegen stattfindet; bedingt, cum clausula, wenn dem Beklagten dabei nachgelassen wird, seine Einwendungen gegen das Mandat in einer bestimmten Frist auszuführen. Auch nennt man Mandate landesherrliche Verordnungen, in einer an das gesammte Publicum gerichteten Form. Endlich führte diesen Namen eine Gattung Papiergeld zur Zeit der Directorialregierung in Frankreich. Nachdem die Assignaten (s. d.), denen der Nationalconvent einen gezwungenen Curs gegeben hatte, zu nichts herabgesunken waren, schuf die Regierung 1796 dieses neue Papiergeld, welches gegen die Assignaten umgewechselt werden sollte, und suchte ihm dadurch Credit zu geben, daß der Inhaber damit jedes beliebi-

Nationalgut, mit Ausnahme der größern Waldungen, öffentlichen Gebäude u. s. w., von den Departementsverwaltungen erwerben konnte, wenn er die Hälfte der Taxe im Laufe der Dekade, die andere Hälfte im Laufe von drei Monaten bezahlte. Es wurden für 2400 Mill. geschaffen, sie gelangten aber zu gar keinem erträglichen Credit und wurden bald durch die Rescriptions métalliques ersetzt; aber erst Napoleon brachte Ordnung und Festigkeit in die Finanzen.

Mandeln, die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaums (Amygdalus communis), sind theils süß, theils bitter. Jene sind wegen ihres fetten und milden Öles sehr nährend, von angenehmem Geschmack, und dienen sowol zur Speise als zur Arznei; diese enthalten noch außer dem wohlschmeckenden fetten Öle der süßen Mandeln ein flüchtiges Öl, welches ihnen einen unangenehmen Geschmack und betäubende Eigenschaften gibt, die sich bei Thieren, z. B. Hunden, Katzen, Vögeln u. s. w., oft sehr stark und lebensgefährlich äußern. Der Mandelbaum stammt aus dem südwestl. Asien und Nordafrika, ist jedoch jetzt auch in dem mittägigen Europa einheimisch, und wird selbst hin und wieder in Deutschland wegen seiner zeitigen und schönen rothen Blüten angepflanzt, bringt jedoch hier selten reife Früchte. Die besten Mandeln von langer Form kommen aus Malaga; ebenso gesucht werden die aus Valencia und die ital. Ambrosinmandeln; die sicil. und provenzaler, eine Mittelsorte, sind mehr rund als lang, und die bittern kommen aus der Türkei. Knackmandeln nennt man die süßen Mandeln mit der Schale.

Mandoline, ital. mandola oder mandora, ist ein kleines, mit vier Stahl- und Messingsaiten bezogenes, lautenartiges Instrument, welches die Stimmung der Violine bekommt und sowol mit einem Federkiel als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Man hat auch dergleichen Instrumente mit sechs und mehr Saiten, die folglich der Laute oder vielmehr der Guitarre noch ähnlicher sind. Als Virtuos auf diesem dürftigen, vorzüglich in Italien beliebten Instrumente machte sich der Italiener Vimercati auch in Deutschland bekannt.

Mandragora nannten schon die Alten eine Wurzel, welche zweigespalten wächst und Ähnlichkeit mit der Menschengestalt hat. Sie legten ihr Wunderkräfte bei und nannten das Kraut derselben Circeum. Auch glaubte man, daß sie ein doppeltes Geschlecht habe und fruchtbar mache, weshalb sie für die Frucht gehalten wird, welche Rahel, nach 1 Mos. 30, 14, von der Lea begehrte.

Mandrill ist der Name einer Affenart, die zur Abtheilung der Paviane gehört, mit langem Hundskopf, häßlich aussehend, entstellt durch einen kleinen gelben Bart am Kinn, einen spitzigen Haarwuchs auf dem Kopf, blaue, tiefgefurchte Backen, wozu noch bei den Alten eine scharlachrothe Nase kommt; auch hat das Gesäß diese letztere Farbe; die Schenkel aber sind violett. Dazu kommt noch, daß das Gebiß der Alten wahrhaft fürchterlich ist und hinsichtlich der starken Eckzähne wol mit dem eines Wolfs verglichen werden kann. Der Mandrill erreicht fast Menschengröße und ist wegen seiner Wildheit und seiner Kraft ein gefährliches Thier, deshalb auch in seinem Vaterlande Guinea von den Bewohnern sehr gefürchtet.

Mandrin (Louis), einer der verwegensten Schleichhändler und Falschmünzer Frankreichs, geb. 1724 in der Dauphiné, wurde am 26. Mai 1755 zu Valence, nach einer Untersuchung von 16 Tagen, gerädert. Er bemächtigte sich mit einer Bande eines Schlosses, indem er die Bewohner durch Gespenster- und Teufelserscheinungen vertrieb, und legte in den Kellern eine Münze von falschem Gelde an. Daraus wurde er zwar verjagt, fand aber eine Zuflucht in einer Höhle bei Grenoble. Mehrmals gefangen, machte er sich durch List und Kühnheit wieder frei, einmal auf dem Wege zum Schaffot, und führte bei einem sehr ausgebreiteten Schleichhandel einen wahren Krieg gegen die Zollbeamten, deren mehre ermordet wurden. Am meisten Aufsehen machte die Ermordung einer jungen Frau, welche der Zufall in seine Höhle geführt hatte. Man mußte Truppen gegen ihn

schicken, gegen die er sich mit Erfolg vertheidigte, bis er am 10. Mai 1755 durch Verrath in der Nacht überfallen und gebunden nach Valence gebracht wurde.

Mandschu oder die **Mandschuren** gehören zu dem tungusischen Völkerstamme, der im östl. Sibirien und in der nördl. Mongolei große Länder und Wüsten bewohnt. In den ältesten Zeiten waren sie unter dem Namen Kin oder Niu-tschi bekannt, seit 926 den Kitanen zinsbar, und wohnten im N. von Korea in der östl. Tatarei bis ans Ostmeer und den Amur. Sie empörten sich 1114 unter Okota gegen die Kitanen und stifteten 1118 das Reich der Kin in China, das von dem Namen des Stifters der Dynastie so genannt wird, indem sie jenen einen Theil ihrer Länder abnahmen. Taitsong machte 1125 dem Reiche der Kitanen in Nordchina ein Ende, griff aber hernach die Song, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, selbst an, entriß ihnen Petscheli und Chensi und zwang Weytsong, ihm einen Theil von China, und dessen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten, sodaß diesem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Vasallen der Kin, fielen unter Taitsong's Nachfolgern ab und nöthigten sie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. Im J. 1208 verweigerte Dschingiskhan ihnen den Tribut, schlug sie 1212 und 1213 völlig, machte sich von der Abhängigkeit los und legte dagegen den Kin Tribut auf. Diesen versagte nun auch 1215 Ningtsong, Chinas Beherrscher aus der Dynastie Song. Durch Dschingiskhan verlor jenes Volk Chensi 1221; Oktai setzte 1230 den Krieg fort und eroberte ihr Reich unter Gnaitsong. Gegen 1520 ordnete Aisin-gijoro jenen tungusischen Stamm und gab ihm den Namen Mandschu, in der Stadt Odoli, ungefähr 50 M. von der nördl. Grenze Koreas. Nach der Vertreibung der Kin aus China erschienen die Mandschu erst 1556 wieder. Sie hatten in Leatong, einem Erblande der kais. Familie in Pina, zwischen der Scharra-Mongolei und Korea, Aufnahme gefunden, aber schon 1616 fielen sie unter Tienming in China ein und machten große Eroberungen. Die Zerrüttungen zu vermehren, trat der Empörer Li auf, griff den Kaiser Weytsong 1643 in seiner Residenz an und besiegte ihn. Der Kaiser erhängte sich, und mit ihm erlosch die Dynastie Ming, die letzte eingeborene Regentenfamilie in China. Jetzt verglich man sich mit den Mandschu. Tsonte vertrieb den Li aus Peking, starb aber mitten unter seinen Eroberungen, welche sein Sohn 1644 vollendete, seit welcher Zeit die Mandschu Regenten von China sind. Als die Russen nach Sibirien kamen, verließen die Mandschu zum Theil ihre Wohnplätze, die sie in Ostsibirien, vom Baikal bis an das mongol. Gebirge und um den Amurfluß, inne hatten, und zogen hinab nach dem Amur und China; diejenigen aber, welche geblieben waren und sich der russ. Herrschaft unterworfen hatten, kamen vermöge des Friedens von Nertschinsk an China, in welchem Rußland den ganzen Amur und alle ihm unterworfene Mandschuren abtrat. Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Grenze, in welchem Tungusen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auch frei sind. Seit zwei Jahrh., als ihre Sprache die Hofsprache in China wurde, haben die Mandschu auch eine Literatur, welche meist in Übersetzungen aus dem Chinesischen besteht. Der Grundbestandtheil der Mandschusprache ist das Tungusische, doch hat sie mongol., türk. und chines. Worte aufgenommen. Ein Wörterbuch der Mandschusprache lieferte Amiot (herausgegeben von Langlès, Par. 1789); die beste Grammatik Gabelentz (Altenb. 1833), und eine Chrestomathie für das Studium des Chinesischen Klaproth (Par. 1828).

Manen (Manes), d. h. die Guten, war der echt lat. Name der Geister der Verstorbenen, deren Überbleibsel man im Hause nach altröm. Sitte beizusetzen gewohnt war, damit sie eine vollkommene Ruhestätte hätten und zugleich dem Hause als Wächter dienten. Später vereinigte sich damit der sabin. und blutige Larendienst. Mutter der Manen war Mania, die in Rom auch als Mutter der gefürchteten Laren verehrt ward.

Manesse'sche Sammlung heißt die Sammlung von 140 Minne-

liedern aus dem 14. Jahrh., die wir dem Bürgermeister Rüdiger von Manesse zu Zürich und dessen Sohne, welcher Küster in Zürich war, verdanken. Sie kam im 17. Jahrh. aus der Schweiz nach Heidelberg, von da während des dreißigjährigen Krieges nach Paris, wo sie in Vergessenheit gerathen, 1726 wieder aufgefunden, und nachdem schon früher einige Proben erschienen, am vollständigsten von Bodmer und Breitinger herausgegeben wurde (2 Bde., Zürich 1758).

Manetho aus Diospolis in Ägypten, lebte unter den ersten Ptolemäern und ist der Verfasser einer ägypt. Geschichte in drei Büchern aus einheimischen Quellen, die wir nur noch aus den Auszügen des Josephus und Syncellus kennen. Vergeblich haben die größten Chronologen, wie Petau, Usher, Marsham u. A. sich bemüht, die Zeitberechnung des M. mit der biblischen in Einklang zu bringen. Die Bruchstücke seines Werkes stehen in Scaliger's Werk „De emendatione temporum" (Genf 1629). Ein astrologisches Gedicht, das M.'s Namen führt, „Apotelesmaticorum libri VI." gehört einer spätern Zeit, vielleicht dem 5. Jahrh. n. Chr., an. Eine Ausgabe desselben versprachen Axt und Rigler in einem Programme (Köln 1828).

Manfred, Fürst von Tarent, ital. Reichsverweser 1254—66, ehelicher, aber nicht ebenbürtiger Sohn des Kaisers Friedrich II. von Blanca, der schönen Tochter des Grafen Bonifacius Lancia, geb. 1231, war dem großen Vater ähnlich als Regent und Feldherr, als Freund der Dichter und Sänger, aber auch in dessen Schwächen, dabei schön, heiter, liebenswürdig, mild und freigebig, kenntnißreich und persönlich tapfer. Nach seines Vaters Tode, 1250, ward M. Eigenthümer des Fürstenthums Tarent und führte bei seines Halbbruders Konrad IV. (s. d.) Abwesenheit die Reichsverwaltung in Italien, ganz im Geiste seines Vaters. Allein der Papst Innocenz IV. reizte die Völker zum Aufstande, indem er behauptete, daß, da Friedrich II. im Banne gestorben, dessen Reich der Verfügung des Papstes anheimgefallen sei. M. unterwarf jedoch die abtrünnigen Städte, übergab dem König Konrad 1252 das beruhigte Apulien und blieb ihm selbst dann noch treu, als dieser aus Argwohn M.'s Verwandte, die Lancias, verbannte. Dagegen erhob sich gegen M. und Konrad die Verleumdung. Als die nächsten Erben des Thrones starben, beschuldigte der Papst Konrad, Andere beschuldigten M., beide Prinzen vergiftet zu haben. Als nun auch Konrad IV. am 21. Mai 1254 starb, sollte auch ihn M. vergiftet haben! Auf das Verlangen der Großen, und selbst des Markgrafen Bertold von Hohenburg, den Konrad IV. zum Reichsverweser bestimmt hatte, übernahm M. als Statthalter, im Namen seines Neffen Konradin, die Reichsverwaltung, und alle Vasallen erkannten eidlich, im Fall Konradin kinderlos sterben sollte, M.'s Thronfolgerecht an, das schon im väterlichen Testamente auf solchen Fall ihm zugesichert worden war. Allein der Papst sah Apulien und das sicil. Reich überhaupt als der Kirche verfallen an und that M. mit allen seinen Anhängern in den Bann. Als ihm jetzt Bertold seine Unterstützung verweigerte, Mangel an Geld eintrat, um die deutschen Söldner zufriedenzustellen, und einige Große sich gegen ihn verschworen, schloß er am 27. Sept. 1254 mit dem Papste einen Vergleich, durch welchen er, nach Aufhebung des Kirchenbannes, seine Besitzungen nebst der Grafschaft Andria als ein unmittelbares Kirchenlehn und die Statthalterschaft diesseit der Meerenge im Namen Konradin's erhielt. Innocenz kam selbst als Oberherr nach Neapel, wo er den Markgrafen Bertold zum Großseneschall ernannte und wo ihm die Barone den Eid völliger Unterwerfung leisteten, den jedoch der hochherzige Fürst verweigerte. Die treulose Politik des Papstes sann auf des Hohenstaufen Untergang, und die Ermordung des Aufrührers Burello durch M.'s Leute gab dazu den Vorwand. Von Gefahren umringt, fand jedoch M. eine Zuflucht und Kriegsmittel in Luceria. Das Volk war für ihn, besonders die Sarazenen. Zwar ließ der Papst gegen M. das Kreuz predigen, allein die Söldnerhaufen der Kirche flohen in der Schlacht bei

Foggia am 2. Dec. 1254 vor M.'s Waffen, und Innocenz ſtarb zu Neapel am 13. Dec. 1254. Sein Nachfolger Alexander IV. ſah ſich außer Stande, die Plane ſeines Vorgängers mit Glück zu verfolgen. Faſt ganz Apulien gehorchte M. nach jenem Siege, auch gelang es demſelben, den größten Theil von Calabrien im Apr. 1255 durch Waffengewalt zu gewinnen. In derſelben Zeit hatte der Papſt das apuliſche Reich dem Prinzen Edmund, einem Sohne des Königs Heinrich von England, verliehen, während er den Fürſten M. durch trügeriſche Unterhandlungen hinzuhalten ſuchte. Allein der kluge M. ſiegte auch über Verrath und Liſt. Endlich im J. 1257 ward er Herr vom ganzen ſicil. Reiche diesſeit und jenſeit der Meerenge. Als nun das Gerücht ſich verbreitete, der ſechsjährige Konradin ſei in Deutſchland geſtorben, da baten ihn einſtimmig die Prälaten, Barone und Abgeordneten der Städte, daß er als Erbe und neuer Begründer des Reichs den Thron beſteige. Hierauf ward M. am 11. Aug. 1258 in Palermo zum König gekrönt, jedoch erklärte er, als jenes Grücht falſch war, mehr herrſchſüchtig als gerecht, daß er das Reich nur lebenslänglich behalten und an Konradin vererben wolle. Der Papſt that jetzt M. und deſſen Anhänger, darunter die erſten Prälaten des Reichs, in den Bann; dagegen überzog der König die päpſtlichen Staaten und ſchloß mit den Ghibellinen in Tuscien Verbindungen. Nach dem Siege Siena's über Florenz bei Montaperto, am 4. Sept. 1260, war ganz Tuscien für M. Der Papſt ſtarb zu Viterbo am 25. Mai 1261, und ihm folgte Urban IV., der die Entwürfe Innocenz IV. wieder aufnahm. Unterdeſſen regierte M. ſein Reich mit ebenſo viel Milde als Feſtigkeit. Er ließ den Hafen von Salerno bauen, Manfredonia anlegen, ſtiftete mehre Schulen, hielt ſtreng auf Recht, Ordnung und Sitte. An ſeinem Hofe geſtaltete ſich Alles freudig und lebensluſtig. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Beatrix von Savoyen vermählte er ſich im Jun. 1259 mit der ſchönen Helena, der Tochter Michael's, des Beherrſchers von Ätolien und Epirus. Sänger und Dichter, Tonkünſtler und Tänzer verherrlichten die Hoffeſte; der König ſelbſt, den Ruhm der Schönheit mit ſeiner Gemahlin theilend, übertraf alle Übrigen in Erfindung und Vortrag mannichfacher Geſänge. Neue Feſte feierte er 1262 bei der Vermählung ſeiner Tochter erſter Ehe, der ſchönen Konſtanze, mit Peter, dem erſtgebornen Sohne des Königs Jakob von Aragonien, dem der Papſt vergeblich dieſe Verbindung widerrathen hatte. Nur der Kirchenbann trat wie ein Geſpenſt mitten in die Freude ſeines Lebens. Die Unterhandlungen mit Urban führten nicht zum Ziele. Auch ein Bettler, der ſich für Friedrich II. ausgab, erregte Unruhen. Endlich übertrug Urban im J. 1263 das Reich Konradin's an Karl von Anjou, den Bruder Ludwig IX., Königs von Frankreich. M.'s Feldherren, im Bunde mit den Ghibellinen, beſetzten hierauf mehre Provinzen des Kirchenſtaats, ſodaß Urban nach Perugia ſich flüchtete, wo er am 2. Oct. 1264 ſtarb. Sein Nachfolger Clemens IV. ſchloß ſich noch enger an Karl von Anjou an. Vergebens erklärte M., daß er, ſobald man ihm nur ſein Erbtheil laſſe, zu jedem Frieden mit der Kirche bereit ſei. Der Papſt wies alle Vorſchläge zurück; denn Karl langte zur See mit einem Heere am 21. Mai 1265 in Rom an, und aus der Lombardei rückte ein anderes franz. Heer vor, welchem Verrath und die Guelfen den Weg bis Rom eröffneten. Hierauf ward Karl in Rom am 6. Jan. 1266 zum König beider Sicilien gekrönt. Unterdeſſen hatte M. die Päſſe bei Tagliacozzo und Ceperano beſetzt; ſeine Vaſallen und die deutſchen Söldner berief er nach Benevent. Doch Boten und Briefe des Papſtes und Karl's reizten die Neapolitaner zum Abfall, und der Graf Richard von Caſerta öffnete verrätheriſch dem Feinde den Paß am Garigliano. Nun erſtürmten am 10. Febr. die Franzoſen S. Germano, worauf die Schlacht bei Benevent, am 26. Febr. 1266, das Schickſal M.'s entſchied. Als er vor der Schlacht im Kriegsrathe Wankelmuth wahrnahm und Verrath argwohnte, rief er aus: „Lieber will ich heute hier ſterben als König, denn fliehend und bettelnd als ein Elender in der Fremde umherirren!“ Wie er, ſo dachten die Grafen Lancia und einige andere Haupt-

leute. M.'s Heer bestand aus 5000 Reitern und 10,000 Sarazenen; Karl's Heer war beträchtlich stärker. Am tapfersten fochten M.'s deutsche Krieger; als aber ein Theil des übrigen Heeres zu den Feinden übergegangen war und ein anderer in wilde Flucht sich auflöste, stürzte M. in das feindliche Getümmel und ward nicht wieder gesehen. Nach einigen Tagen fand man seinen Leichnam mit Wunden bedeckt und begrub ihn als einen Gebannten bei der Brücke von Benevent; allein das Volk und selbst Franzosen häuften dort Stein auf Stein ihm zu einem Ehrendenkmal, genannt Fels der Rosen. Später ließ ihn der Erzbischof von Cosenza wieder ausgraben und als einen Verbannten an der Grenze von Abruzzo und Picenum in einem Felsenthale des Verde und Tronto einscharren; aber noch lebt dort unter den Landleuten die Sage von dem schönen, geistreichen, unglücklichen Manfred. Seine Witwe Helena ward mit ihren vier Kindern von einem treulosen Burgvogt an Karl's Reiter ausgeliefert. Sie erlag der harten Behandlung und ihrem Schmerze im J. 1271. Beatrix, ihre Tochter, lebte 18 Jahre als Gefangene, bis Karl 1284 sie freiließ, um seinen Sohn aus aragonischer Haft zu lösen. M.'s drei Söhne blieben 31 Jahre lang in Fesseln, kümmerlich gehalten und einsam; 1297 ließ Karl ihnen die Fesseln abnehmen und erlaubte, daß ein Geistlicher und ein Arzt die unglücklichen Brüder, von denen Heinrich im Gefängnisse erblindet war, besuchte. Vgl. Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" (Bd. 4).

Mangan, Braunsteinmetall, ist von grauweißer Farbe, von körnigem Gefüge, starkem Glanz und in der Härte dem Eisen nachstehend. Zähigkeit und Geschmeidigkeit scheint es gar nicht zu besitzen, indem es sich leicht zerpulvern läßt. Sein specifisches Gewicht soll = 8,01 sein. Es ist nicht magnetisch, scheint aber dem Magnetismus des Eisens durchaus nicht hinderlich zu sein. An der Luft verbreitet es einen Geruch nach stinkendem Fett und verändert sich fast augenblicklich, läßt sich auch selbst unter Alkohol nicht aufbewahren. Zum Schmelzen erfodert es eine noch größere Hitze als das Roheisen; es verschlackt sich dabei leicht, wenn die Luft nicht abgehalten wird. Man kennt fünf Oxydationsstufen. Die fetten Öle, besonders aber die Säuren, lösen die Kalke in der Hitze auf, die Alkalien wirken auf dem trockenen, und mehre auch auf dem nassen Wege darauf ein. Mit dem Eisen kommt das Mangan häufig vor und gibt ihm eine größere Härte. Die reinen Manganerze werden beim Glasmachen und zur Emailmalerei angewendet. Der schwarze Mangankalk färbt die Gläser roth oder violett, je nachdem er in geringerer oder größerer Menge angewendet wird; ein brennbarer Körper, z. B. Holz oder Kohle, entzieht dem Glase die Farbe, und deshalb dient das Manganerz auch zum Entfärben des grünen Glases, färbt dasselbe aber selbst röthlich, wenn es in zu großer Menge genommen wird.

Manheim, ehemals Hauptstadt der Pfalz am Rhein, jetzt zweite Residenz des Großherzogs von Baden und Hauptstadt des Unterrheinkreises, mit 20,600 Einw., liegt beinahe in der Mitte der Ebene zwischen den dies- und jenseitigen Rheingebirgen, an dem Einflusse des Neckars in den Rhein, über welchen eine Schiffbrücke führt, welche Baden und Baiern gemeinschaftlich ist. Die Stadt ist eine der regelmäßigsten Städte Deutschlands, bildet einen länglichen Cirkel und wird durch 11 längs- und 10 querlaufende Straßen von gehöriger Breite in 112 Quadrate zerschnitten. Die Straßen sind schnurgerade, reinlich und mit schönen Häusern besetzt. Die Festungswerke wurden nach dem luneviller Frieden geschleift, und an ihre Stelle sind Gärten gekommen. Auf dem Paradeplatz ist ein marmorner, aber wasserleerer Springbrunnen mit meisterhaft von Crepello gegossenen Statuen, und der schöne große Marktplatz ist mit einer vortrefflich in Stein gehauenen Gruppe von der Meisterhand des van der Brand geziert. Das prächtige, 750 F. lange Schloß ist in Ansehung seines Umfanges eins der bedeutendsten in ganz Deutschland und besteht aus drei großen Vierecken. Der linke Flügel brannte bei der Belagerung 1795 großentheils ab; der rechte Flügel, von dem Kurfürsten

Karl Theodor erbaut, war der Kunst und den Wissenschaften eingeräumt, und enthält noch jetzt die Bildergalerie, doch beiweitem nicht so bedeutend als sonst, ein Naturaliencabinet, eine Sammlung von Gypsabgüssen der berühmtesten Antiken, eine Antiquitätensammlung und eine nicht unbedeutende Bibliothek. Unter den geistlichen Gebäuden ist das vormalige Jesuitencollegium nebst der Hof- oder Jesuitenkirche zu bemerken wegen des mit Säulen vom feinsten pfälz. Marmor gezierten Hochaltars und der in Fresco gemalten Decke. Die Kirche hat zwei Thürme, zwischen welchen die hohe Kuppel emporragt. Andere ausgezeichnete Gebäude sind das Zeughaus, das Kaufhaus und das Schauspielhaus. M. hat ein gutes Gymnasium nebst einer Bibliothek, eine Handlungsschule, einen botanischen Garten, eine Sternwarte und seit 1806 eine Armenanstalt. Auch gibt es daselbst mehre Fabriken und Bleichanstalten. Bekannt ist das manheimer Wasser, ein versüßter Anisbranntwein. Der Handel ist nicht unbedeutend, namentlich wird der Speditionshandel durch die Rhein- und Neckarschiffahrt begünstigt. Unter den Spaziergängen sind zu erwähnen der Schloßgarten, eine schöne engl. Anlage von dem Schlosse bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausflusse des Neckars in den Rhein gelegene Insel mit freundlichen Anlagen. In der Nähe der Stadt wird viel Garten- und starker Hopfenbau getrieben. Wo jetzt M. steht, lag sonst ein Dorf gleiches Namens. Kurfürst Friedrich IV. legte daselbst 1606 ein festes Schloß an, Friedrichsburg, und unter ihm ward M. zur Stadt, die vorzüglich Niederländer, die wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlassen hatten, bevölkerten. Während des dreißigjährigen Kriegs wurde die Stadt 1622 durch Tilly, 1631 durch Herzog Bernhard von Weimar, 1644 von den Franzosen, und nach wenig Tagen wieder von den Baiern erobert. Im J. 1688 von Melac nach 17tägiger Belagerung eingenommen, ward es nebst 11 andern Städten der Unterpfalz zerstört. Bei dem Wiederaufbau der Stadt 1699 ließ Kurfürst Friedrich Wilhelm sie nach Coehorn's Manier befestigen; ein starker Brückenkopf deckte den Paß über die Rheinbrücke. Im J. 1720 zur Residenz erhoben, gewann M. an Glanz, und die Verlegung der Residenz nach München, 1777, ward ihm zum Theil durch einige gelehrte Anstalten ersetzt. Im Revolutionskriege bemächtigten sich die Franzosen im Dec. 1794 nach zweitägigem Bombardement der Brückenschanze, nachdem das Treibeis die Rheinbrücke hinweggerissen hatte, und 1795 fiel M. selbst durch Vertrag in ihre Hände. Im J. 1799 ward es nach Erstürmung der franz. Verschanzungen von den Östreichern unter dem Erzherzog Karl eingenommen; doch nach dem Abzug des Letztern von den Franzosen wieder besetzt. In Folge des luneviller Friedens kam es 1801 an Baden, die Festungswerke aber mußten geschleift werden.

Manichäer heißen in der christlichen Kirche die Anhänger des Manes oder Mani. Dieser **Manes** kam, wie die Kirchenväter berichten, im Knabenalter als Sklave, unter dem Namen Rubrikus, zu einer begüterten Witwe in Persien, bei der er durch das Lesen der Bücher des Scythianus, eines übrigens unbekannten ägypt. Schwärmers, auf seine aus chaldäisch-dualistischen Ideen und gnostischen Mythen gewobene Welt- und Geisterlehre kam. Nach dem Tode seiner Herrin ihr Erbe, nannte er sich Mani und versuchte auf den Grund dieser Bücher eine neue Religionsphilosophie zu bauen, für die er Jünger gewann. Durch den Ruf seiner Weisheit an den Hof Sapor's, Königs von Persien, geführt, mußte er, da der ihm anvertraute kranke Sohn dieses Königs unter seiner Behandlung starb, dafür mit Gefängniß büßen. Hier faßte er über dem Lesen der heiligen Schriften den Gedanken zur Reinigung des Christenthums von jüdischen und hierarchischen Verunstaltungen und hielt sich endlich zur Ausbreitung einer von den Aposteln verschwiegenen Geheimlehre berufen, ja selbst der im N. T. verheißene Tröster zu sein. Nachdem er sich der Haft entzogen und auf Arabion, einer Feste an den Grenzen Mesopotamiens, neue Jünger gesammelt hatte, suchte

er seit 270 die Christen in jenen Gegenden zu seiner Lehre zu bekehren. Bei diesen Bemühungen soll er am pers. Hofe verdächtig und 277 n. Chr. auf Befehl des Königs Varacces (Vaharam) hingerichtet worden sein. Eine arab. Erzählung aus dem 10. Jahrh. macht ihn zu einem vornehmen Magier und läßt ihn Maler und christlicher Priester sein. Von einem ewigen Gegensatze des Guten und Bösen ausgehend, hat das M.'sche System vom Christenthume wenig mehr als die Sprache. Es nimmt zwei von einander unabhängige Grundwesen an, das Gute, den gestaltlosen Gott im Reiche des Lichts, und das Böse, Hyle oder Teufel, von kolossaler Menschengestalt in der Finsterniß der Materie, jenes verstärkt durch zwei anfänglich erzeugte Ausflüsse, Sohn und Geist, und stärker als dieses; jedes von unzähligen, von ihm ausgegangenen, gleichartigen Äonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen oder übereinander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Äther, im Reiche des Bösen Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder Geschöpfe, ihm angemessen, hervorgingen. Während eines innern Krieges der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagene Partei auf hohen Grenzgebirgen das dem Teufel vorher unbekannte Lichtreich. Um es zu erobern, machte der Teufel Friede mit den Seinigen, dagegen der gute Gott die Mutter des Lebens und aus dieser den Menschen erzeugte, um seine Heere gegen die Bösen anzuführen. Dieser Äon wollte sie durch List und Liebe bezwingen, wobei viele Lichtseelen, selbst sein eigner Sohn, der leidensfähige Jesus, vom Teufel und seinen Äonen verschlungen wurden. Der heilige Geist, von Gott zu Hülfe gesendet, fesselte zwar die Feinde und schuf das Weltgebäude (die Erde), das auf den Schultern der Riesen Omophorus und Splenditenes ruht, welche die Manichäer verehren; dafür aber erzeugte der Teufel, um das Böse in die Welt zu bringen, die Menschen, deren Körper und sinnliche Seele seinem Reiche angehören, und deren vernünftige Seele von dem in jenem Kampfe vom Teufel verschlungenen Lichtstoffe genommen ist. Nun sehnten sich die Menschen aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit hinaus nach dem Lichte. Der Sohn Gottes, Christus, den Manes vom leidensfähigen Jesus unterscheidet, dessen Kraft in der Sonne, dessen Weisheit im Monde wohnt, mußte daher in die Welt kommen, um die noch von der Finsterniß gehaltenen Lichtseelen zu befreien. Dieser Erlöser wurde nicht Mensch; was das N. T. von dem Menschenleben Jesu erzählt, war nur Schein und Schattenspiel, selbst sein Tod und seine Auferstehung; aber seine Leiden sind Sinnbilder der an den verderbten Menschen nöthigen Läuterung durch Entsagung, Tod und neues Leben. Diese Erlösung geschieht nur durch den Unterricht, den der Tröster (Mani), als Stellvertreter des heiligen Geistes, aus den Reden Christi und selbst empfangenen Offenbarungen kundmacht. M.'s Christenthum verwirft somit das A. T. ganz und gebraucht das N. T. nur nach seiner Deutung. Nach dem Tode nimmt er Reinigung der Seele durch Feuer und Wasser, aber keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen sollen bald darauf zur Seligkeit im Licht gelangen, die Unvollkommenen erst nach Wanderungen durch mancherlei Thiere, die Unverbesserlichen aber ewige Höllenstrafe leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jesus, das aus den Äonen der Finsterniß wieder herausströmend, auf die Erde fällt und sie befruchtet, und der lebendige Geist reinigt auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den sie den Menschen geben, sich im Dienste des Lichtes verzehren, daher auch die Manichäer kein Brot, sondern nur Geld als Almosen an Nichtmanichäer spenden durften. Erzürnt über diesen Erfolg, erregen jene teuflischen Kräfte Ungewitter und andre physische Übel. Am Ende erfolgt nach des M. Lehre ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlösten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiet

und dem Reiche des Lichts halten die Seelen der nicht völlig Geläuterten ewig Wache, daß Beides geschieden bleibe, wie es vom Anfange war. — Mit diesem Religionssystem, das wir nur noch aus Citaten bei den Kirchenvätern, besonders des Augustinus in seiner Schrift gegen die Manichäer, kennen, hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Sie theilt die Manichäer in zwei Classen. Die Auserwählten sollten sich des Weins, des Fleisches und aller thierischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Üppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, tödten und ihr Leben der frommen Betrachtung widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommenern erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Aller Oberhaupt war Mani mit zwölf von ihm gewählten Aposteln, unter denen Thomas, Buddas und Akuas, nach dem die Manichäer auch Akuaniten genannt wurden, Erwähnung verdienen. Den manichäischen Gemeinden standen Bischöfe, deren M. 72 dazu geweiht hatte, Älteste und Diakonen vor, sämmtlich aus der Classe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andere sinnliche Hülfsmittel des Gottesdienstes hatten sie nicht: ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein und die Taufe verschoben sie oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag. Im März feierten sie des M. Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein auf fünf Stufen erhabener Lehrstuhl für den im Geist anwesenden M. stand. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden als andere Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell genug aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Nordafrika und selbst bis Italien ausgebreitet. In Nordafrika, wo sie viele, obwol nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. Jahrh. von den Vandalen, im röm. Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet hatten, durch die Verfolgungsdecrete christlicher Kaiser und bischöfliche Bannflüche ausgerottet. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem Anfange des 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östl. Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück, und traten in spätern Jahrh. nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den Manichäern gemein; doch ist ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Kanonicis, oft ohne Grund und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden.

Manie, Tobsucht, Raserei oder Wuth ist die Krankheit der menschlichen Seele, welche sich hauptsächlich durch einen blinden, zwecklosen Zerstörungstrieb charakterisirt, übrigens aber Mangel an klarem Bewußtsein und Unfreiheit des Willens mit allen andern Arten des Wahnsinnes gemein hat. Ihre Entwickelung setzt mangelhaftes Erkenntnißvermögen und irrige Vorstellungen voraus und ihre Vorboten sind anhaltende Schlaflosigkeit, heftige Kopfschmerzen mit Schwindel, Wildwerden des Blutes, Zähneknirschen, Zittern der Augenlider oder des ganzen Körpers, Herzklopfen, überhaupt Beschleunigung des ganzen Blutumlaufes, jagendes Athemholen, ein Gefühl von Brennen in den Därmen u. s. w. Steigt diese Aufregung bis zum Halse und Kopfe hinauf, so kommt in der Regel ein

förmlicher Wuthanfall zum Ausbruch. Das Geſicht des Kranken wird dann roth, ſeine Augen funkeln, rollen wild umher und erſcheinen ebenfalls geröthet; er ſchreit, ſchlägt um ſich und wüthet gegen Alles, was er erreichen kann. Einen ſolchen Paroxysmus nennt die Volksſprache Raptus. Da während deſſelben die Muskelkraft ungemein erhöht iſt, ſo bedient man ſich, um einen ſolchen Wüthenden zu bändigen, meiſt beſonderer Hülfsmittel, z. B. der Zwangsjacke, des Zwangsſtuhles u. ſ. w. Iſt der Anfall vorüber, ſo fühlt ſich der Irre gewöhnlich ſehr erſchöpft und abgeſpannt, kann ſich deſſen, was mit ihm vorgegangen, gar nicht oder nur undeutlich erinnern und verſinkt in dumpfes Hinbrüten, bis ein neuer Anfall folgt. Dergleichen Paroxysmen wiederholen ſich je nach den Umſtänden öfter oder ſeltener und dauern kürzere oder längere Zeit. Nicht immer ſind ſie gleich heftig; allein auch bei ſchwächern Wuthausbrüchen fallen die Kranken Jeden, der ſich ihnen unvorſichtig nähert, oft nachdem ſie heimtückiſch ihre Abſichten zu verbergen geſucht haben, gewaltſam an. Die Manie befällt vorzugsweiſe Männer von choleriſchem oder ſanguiniſch-choleriſchem Temperamente und kräftigem, vollblütigem Körper mit heftigen Trieben. Beſchränkt ſie ſich auf einzelne Anfälle, ſo wird ſie durch eine zweckmäßige ärztliche Behandlung oft geheilt, kann aber auch plötzlich, beſonders wenn es zu allgemeinen Convulſionen kommt, den Tod durch Schlagfluß herbeiführen. Wird ſie langwierig, ſo geht ſie gern in Melancholie und Blödſinn über oder endet ebenfalls, jedoch nach dem Vorausgange anderer Erſcheinungen, mit dem Tode durch Abzehrung, Waſſerſucht, allgemeine Erſchöpfung u. ſ. w.

Manier und **Manierirt** bezeichnet im tadelnden Sinne die Eigenſchaften eines Kunſtwerks, die nicht aus dem Weſen eines Gegenſtandes, ſondern aus der bloßen Individualität des Künſtlers oder Nachahmung fremden Styls hervorgegangen ſind; im engern Sinne gilt es gleichbedeutend mit Künſtelei und gekünſtelt. So nennt man in der Geſchichte der Malerei **Manieriſten** Diejenigen, welche den Styl eines großen Künſtlers ohne Geiſt nachahmen. Doch wird das Wort Manier auch oft mit Styl gleichbedeutend gebraucht. — In einem andern Sinne ſpricht man von **Manieren** in der Muſik und verſteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten, oder zwiſchen denſelben mittels kleinerer Noten bezeichnet, oder überhaupt dem Geſchmacke des Spielers oder Sängers anzubringen überlaſſen werden. Dahin gehören der Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelſchlag, Schleifer, Vorſchlag, Nachſchlag, Bebung u. ſ. w. Oft theilt man die muſikaliſchen Manieren auch ein in **Setz-** und **Spielmanieren**. Zu jenen rechnet man alle Notenverbindungen, die aus der Zergliederung der melodiſchen Hauptnoten und aus der Vermiſchung derſelben mit Nebennoten entſtehen, und von welchen man einige mit beſondern Namen bezeichnet hat, wie z. B. den Laufer. Zu dieſen gehören theils die vorhin angezeigten beſtimmten Manieren, theils auch Veränderungen der Melodie von unbeſtimmter Form, womit die Melodie einer Soloſtimme, beſonders in Adagioſätzen, oft verziert wird, deren Gebrauch aber durch den Charakter des Stücks beſtimmt ſein muß, in welchem man ſie anbringt, und die Abſicht hat, demſelben größere Mannichfaltigkeit zu geben.

Manifeſt heißt die öffentliche Erklärung einer Staatsregierung über irgend eine wichtige Angelegenheit zu Rechtfertigung ihrer Handlungsweiſe. Das Manifeſt wird jetzt meiſt in einer nicht officiellen Form, d. h. ohne Anrede, Unterſchrift, Siegel, erlaſſen, und ſoll beſonders auch die öffentliche Meinung des Auslandes aufklären. An die Regierungen werden dagegen Circularnoten erlaſſen, d. h. ſolche, welche gleichlautend durch die Geſandten übergeben werden; an die eignen Unterthanen ergehen Proclamationen, Adreſſen, welche meiſt kürzer ſind als das eigne Manifeſt. Zuweilen werden auch die motivirten Vorträge der Mini-

ster bekannt gemacht, um das Geschehene zu rechtfertigen; z. B. bei den franz. Ordonnanzen vom Jul. 1830. Die gewöhnlichen Anlässe zu Manifesten sind ausbrechende Kriege.

Manīla, s. Philippinen.

Manilius (Marcus), ein röm. Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus, dessen Lebensumstände unbekannt sind, ist weniger als Dichter, als deshalb merkwürdig, weil er, der Einzige unter den Römern, mit dem Aratos wetteifernd, ein astronomisches Lehrgedicht zu verfertigen versuchte, wovon aber nur noch fünf Bücher unter der Aufschrift „Astronomica" auf unsere Zeit gekommen sind. Es hat in astronomischer Hinsicht keinen wissenschaftlichen, auch in Hinsicht auf Wahl und Eintheilung des Gegenstandes keinen hohen poetischen Werth, zeichnet sich aber durch Reinheit der Sprache und einzelne schöne Darstellungen, namentlich in den Eingängen aus. Es erschien zuerst zu Nürnberg 1473; spätere vorzügliche Ausgaben sind von Jos. Scaliger (Par. 1579 und Leyd. 1600), Rich. Bentley (Lond. 1739), Stöber (Strasb. 1767) und Pingré mit franz. Übersetzung (2 Bde., Par. 1786).

Manĭpel, s. Legion.

Manipulation ist die kunstgerechte Handhabung der zu irgend einer Verrichtung nöthigen Handgriffe. Insbesondere spricht man von magnetischer Manipulation. (S. Magnetismus.)

Manko-Kapak war der Stifter und erste Inka des peruanischen Reichs. Er war unter dessen Bewohnern aufgetreten als ein Sohn der Sonne und lehrte, innerlich und als höchste und unbekannte Gottheit, Pachakamak, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber als eine untergeordnete, sichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, seine Mutter, verehren, und befahl, letzterer für die Wohlthaten, womit sie die Menschen überhäufte, Opfer darzubringen. Er hatte die Bewohner seines Reichs gebildet und mit vielen nützlichen Beschäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, hielten sie sein Andenken in hoher Verehrung.

Manlĭus (Marcus) Capitolinus, röm. Patrizier und Consular, ein tapferer Mann, der als ein Opfer seines Ehrgeizes fiel. Als die Gallier unter Brennus 390 v. Chr. Rom erobert und das Capitol eingeschlossen hatten, versuchten sie in einer finstern Nacht dasselbe durch Überfall zu gewinnen. Schon hatten sie den Fuß der Mauer erreicht; die Wachen, auf die Untersteigbarkeit derselben bauend, hatten sich vom Schlaf überwältigen lassen, und die Feinde bereits eine Stelle in der Mauer entdeckt, die zu erklettern war, als die Besatzung durch das Geschrei einiger Gänse, die der Juno geheiligt waren, geweckt wurde. Alles stürmte zu den Waffen; M. war der Erste, welcher den Ort der Gefahr erreichte. Zwei Gallier hatten die Zinne der Mauer erstiegen; einen fiel unter seinem Schwerte, den andern stürzte er mit dem Schilde hinab. Sein Beispiel befeuerte die Übrigen; das Capitol war gerettet, und M. erhielt den Zunamen Capitolinus. Ein später von ihm gethaner Gesetzvorschlag, dem Volke die Steuern abzunehmen, brachte den Senat wider ihn auf, und er ward als ein Unruhestifter verhaftet, mußte aber auf die einmüthige Foderung des Volks, das ihn als seinen Wohlthäter verehrte, freigelassen werden. Sein unruhiger Geist führte ihn nun immer weiter; zuletzt trachtete er nach der Oberherrschaft, sodaß die Volkstribunen selbst seine Ankläger wurden. Er ward zum Tode verdammt und 383 v. Chr. von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt.

Manlĭus (Titus) Torquatus, röm. Consul und Feldherr, war der Sohn des Manlius Imperiosus. Bei einem lebhaften Geiste gebrach ihm das Talent, gut zu sprechen, weshalb ihn sein Vater nicht in die Stadt zu bringen wagte, sondern auf dem Lande unter den Sklaven zurückhielt. Dies Verfahren

schien dem Volkstribun Marcus Pomponius so ungerecht, daß er ihn vorladen ließ, um sich deshalb zu verantworten. Der Sohn, der mit Unwillen seinen Vater seinetwegen verfolgen sah, eilte mit dem Dolche in der Hand zum Tribun und ließ ihn schwören, von seiner Anklage abzustehen. Diese Kindesliebe rührte das Volk, welches ihn im nächsten Jahre zum Kriegstribun wählte. Er zog mit dem Heere gegen die Gallier, deren Einer den tapfersten Römer zum Zweikampfe foderte. M. nahm die Ausfoderung an, erlegte seinen Gegner und schmückte sich mit der goldenen Halskette (torquis) desselben. Davon erhielt er den Beinamen Torquatus, der auf seine Nachkommen überging. Einige Jahre nachher wurde er zum Dictator ernannt, als der erste Römer, der, ohne Consul gewesen zu sein, diese Würde bekleidete. Darauf ward ihm mehrmals das Consulat ertheilt; unter Anderm war er 340 v. Chr. während des Kriegs mit den Lateinern Consul. Gegen seine ausdrückliche Verordnung, daß ohne Befehl und außer seinem Gliede sich kein Römer in ein Gefecht einlassen solle, nahm sein Sohn, eingedenk des Sieges seines Vaters, einen Zweikampf an, zu dem einer der feindlichen Anführer ihn herausfoderte. Er war siegreich und legte die Beute des Feindes seinem Vater zu Füßen. Dieser aber wendete sich unwillig von ihm, übergab ihm einen Siegerkranz und befahl zugleich dem Lictor, die Todesstrafe, in die er verfallen sei, an ihm zu vollziehen. Dieses Beispiel der Strenge verschaffte dem M. den pünktlichsten Gehorsam und gab die Veranlassung, daß man nachmals sprüchwörtlich manlia edicta alle Verordnungen nannte, in denen strenge Gerechtigkeit gehandhabt wird. Wenige Tage darauf besiegte er die Feinde am Visiris, während sein Mitconsul, Decius Mus, sich für das Vaterland dem Tode weihte, worauf M., nachdem der Senat ihm die Ehre des Triumphs bewilligt, in den Privatstand zurücktrat.

Mann, s. Geschlecht.

Manna nennt man den eingetrockneten, klebrigen, blaßgelben, durchsichtigen, schleimig-süßen Saft, welchen einige Gattungen der Esche im südl. Europa, besonders in Calabrien und Sicilien, liefern. In den Morgenländern gibt es mehre Manna liefernde Gewächse, welche man zum Theil noch nicht näher kennt. Das Manna der Israeliten, welches sie auf ihren Wanderungen in der arab. Wüste genossen, entdeckte 1823 Ehrenberg; vgl. dessen „Symbolae physicae" (fasc. I). Dasselbe fällt aus den Spitzen eines Strauches (Tamarix gallica mannifera) auf die Erde und wird von den Arabern und Mönchen am Sinai gleich Honig zum Brote gegessen. Der Saft rührt von Schildinsekten (Coccus manniparus) her, welche die äußersten Äste des Strauches bedecken und die Rinde mit ihren Stichen durchbohren. Aus diesen Wunden fließt nach dem Regen ein Saft, der sich zu einem röthlichen Syrup verdickt. Auch in Afrika und, wie neuerlich bekannt geworden ist, in Neuholland gibt es Gewächse, welche Manna liefern und die neuholländ. Sorte von Eucalyptus mannifera kommt jetzt schon in England im Handel vor. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume. Die Manna wird in der Medicin, von Schönfärbern und zur Tuch- und Seidenappretirung verwendet, vorzüglich aus Neapel und Sicilien bezogen, auch im östr. Dalmatien gewonnen.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Mannengericht hieß das Gericht, welches nach altgerman. Sitte zwischen dem Obern und seinem Gefolge, zwischen dem Lehnherrn und seinen Vasallen, sowie zwischen diesen zu richten hatte, und aus den Vasallen selbst als paribus curiae bestand; daher die Ausdrücke Mannrichter, Vorsteher dieses Gerichts, Mannrecht, eine Versammlung dieses Gerichts, Mannbote u. s. w.

Mannlehen (feudum masculinum) ist ein Lehen, welches blos auf die männliche Linie forterbt; doch mit mancherlei Abstufungen. Von reinem

Mannlehen sind die Töchter so gänzlich ausgeschlossen, daß auch ihre männlichen Nachkommen kein Successionsrecht auf dasselbe haben. In andern kommen auch die Töchter zur Succession, jedoch nur nach gänzlichem Abgang des Mannsstammes auch der entferntern Linien. In den englischen Linien gehen zwar die Söhne den Töchtern vor; die Töchter aber den entferntern Agnaten.

Mannert (Konrad), ein verdienter Schriftsteller im historischen und geographischen Fache, geb. zu Altdorf am 17. Apr. 1756, besuchte die Schule und Universität seiner Vaterstadt, kam nach Vollendung seiner Studien als Lehrer an die Sebaldusschule nach Nürnberg, welche Stelle er 1788 mit dem Rectorate des ägidianischen Gymnasiums daselbst vertauschte. Im J. 1797 wurde er Professor der Philosophie zu Altdorf und 1808 folgte er dem Rufe als ordentlicher Lehrer der Geschichte mit dem Titel eines Hofraths an die Universität nach Landshut, wo er in ununterbrochener Wirksamkeit blieb, bis er bei der Aufhebung dieser Universität im J. 1826 nach München versetzt wurde, wo er als Jubilar am 25. Sept. 1834 starb. M. war ein gründlicher Historiker, der es mit der Benutzung und Sichtung der Quellen sehr gewissenhaft nahm. Hiervon zeugen seine „Geschichte der Vandalen" (Lpz. 1785); „Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's" (Lpz. 1787); „Compendium der deutschen Reichsgeschichte" (Lpz. 1803, 3. Aufl. 1813); „Älteste Geschichte Bojariens" (Nürnb. 1807); „Kaiser Ludwig IV." (Landsh. 1812); „Handbuch der alten Geschichte" (Berl. 1818) und besonders seine mit Liebe geschriebene „Geschichte Baierns" (2 Bde., Lpz. 1826). Ein noch größeres Verdienst erwarb er sich jedoch durch Aufhellung der alten Geographie, welche er zuerst allein, dann mit Ukert bearbeitete (10 Bde., Nürnb. 1792—1825). Viel zu wenig bekannt sind seine unter dem bescheidenen Titel „Miscellanea" (Nürnb. 1793) herausgegebenen Bemerkungen über das Studium der Diplomatik.

Mannszucht begreift das Betragen des Soldaten gegen seine Befehlshaber, seine Kameraden und die Bewohner des Landes, in welchem der Krieg geführt wird oder die Truppen im Quartiere liegen. Unbedingter Gehorsam gegen die Befehle der Vorgesetzten, und rücksichtslose Befolgung derselben, was man unter dem Namen der Subordination begreift, ist die Grundlage der Mannszucht, der auch die Römer ihre kriegerische Größe verdankten. Mit jener sank auch diese, da ohne Mannszucht überhaupt kein kräftiges Zusammenwirken des Heers möglich ist. Nachlässigkeit im Dienste erzeugt bei dem Gegner die Neigung zu Überfällen und gibt oft die Fahrlässigen ohne Widerstand in seine Gewalt. Die größten Feldherren, mit Ausnahme jedoch Napoleon's, ließen es daher stets ihr vornehmstes Bestreben sein, die Mannszucht aufrecht zu erhalten und ahndeten die Übertretung derselben mit harten Strafen.

Mannus, der Mann, war, nach Tacitus, der Sohn des Tuisco oder Tuisto, in dem man den alten einheimischen Namen der Germanen wieder erkennt. Luden vermuthet, daß der oben genannte Name durch ein bloßes Misverständniß der Zeitgenossen des Tacitus entstanden sein möchte, indem sie wol tuisco mann gehört haben möchten. Ein Umstand, der noch zur Bekräftigung dieser Hypothese aufzuführen wäre, ist, daß ihrer göttlichen Verehrung später nicht gedacht wird und sie nur in Gesängen, nach Tacitus, gefeiert wurden.

Manoël (Don Francesco), der berühmteste Lyriker in der neuern portug. Literatur, geb. zu Lissabon 1734, bildete sich anfangs für die Musik, wandte sich aber bald zur Literatur und Poesie. Sein Talent ward zuerst von den Ausländern anerkannt, die er, als geistvoller Cicerone, nach dem Erdbeben von Lissabon 1755 in den Ruinen seiner Vaterstadt herumführte. Jetzt fingen auch die Portugiesen an, M.'s Gedichte zu lesen und immer höher stieg sein Ruf. Da machten seine Feinde aus Neid über sein Talent und über die Achtung, in der er stand, seine Gesinnungen verdächtig, wozu sie in seinen Äußerungen über Tole-

ranz und Mönche und in der Übersetzung von Molière's „Tartuffe" den Stoff fanden. Vor die Inquisition gefodert, entwaffnete er am 4. Jul. 1778 den Diener des heiligen Gerichts, der ihn festnehmen sollte, und flüchtete sich nach Paris, das er seitdem nicht wieder verließ. Der portug. Gesandte in Paris, Marquis de Marialva, schützte ihn vor Mangel und sicherte ihm ein sorgenfreies Alter. Vorzüglich schätzt man seine Oden und die Übersetzung der Fabeln Lafontaine's. Auch übersetzte er Wieland's „Oberon". Er starb am 25. Febr. 1819. Drucken ließ er seine „Obras completas" unter dem Namen „Filinto Elysio" (2. Aufl., 11 Bde., Par. 1818—19).

Manoeuvre nennt man die Verbindung taktischer Bewegungen zu einem Ganzen, um das Gefecht einzuleiten, oder das schon begonnene zu einem günstigen Resultate zu bringen. Die Manoeuvres können daher nur von einer Truppengattung allein, oder von mehren zusammen verbunden, ausgeführt werden; immer geschieht es jedoch durch größere Abtheilungen derselben aus mehren Bataillonen oder Escadronen zusammengesetzt, wodurch sie sich von den Evolutionen unterscheiden. Sie zerfallen ihrer Natur nach in Manoeuvres des Angriffes und des Rückzuges; zu jenen gehören die Auflösung der Truppen zum Tirailliren, die Bildung der Angriffscolonnen und die Formirung der schrägen Schlachtordnung, durch welche die größten Feldherren ihre schönsten Siege errangen. Zum Rückzuge dienen die Front- und Flügelveränderungen, das Treffen durchziehen und die Bildung der Quarrés und Massen. Zur Übung der Truppen veranstaltet, müssen sie ein sinnliches Bild des Krieges geben und jene auf ihre eigentliche Bestimmung vorbereiten. Die Franzosen waren die Ersten, welche das Heer für diesen Zweck zusammenzogen; ihnen folgten die Preußen, wo unter Friedrich's des Großen Regierung die Manoeuvrirkunst den höchsten Gipfel erreichte und nach und nach bei allen übrigen Armeen Europas, mit mehr oder weniger Glück, nachgeahmt wurde. Die gänzliche Umwandlung der franz. Heere durch die Revolution, wo natürliche Gewandtheit des Einzelnen und höchste Spannung des Geistes an die Stelle der Übung traten, und wo in der Folge die Kriegsgewohnheit der Truppen in Verbindung mit großer Überlegenheit ihren Feldherren öfters den Sieg verschafften, gab auch den Manoeuvres eine andere Gestalt. Die möglichste Schnelligkeit trat an die Stelle der frühern Prácision, auf die auch schon die fast überall eingeführte kurze Dienstzeit der Kriegsleute nachtheilig einwirkt. Uneigentlich werden die Zusammenziehungen und vereinten Übungen der Heertheile mit dem Namen Manoeuvre belegt. Bei dem Seewesen versteht man darunter die vereinten Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um dem Feinde entgegenzugehen, ihm den Wind abzugewinnen, im Treffen seine Schlachtordnung zu durchbrechen, den Fliehenden zu verfolgen oder sich der Verfolgung des Siegers zu entziehen; auch die verschiedenen Arbeiten auf dem Schiffe, welche die Bewegung desselben zum Zweck haben, z. B. die Handhabung der Taue und der Segel, das Lichten der Anker, das Aussetzen eines Botes u. s. w.

Manomēter ist ein verschließbares Gefäß, welches mit einem Barometer versehen ist, um die Elasticität oder Spannkraft einer darin enthaltenen Gasart zu messen. Das von Otto von Guericke erfundene Manometer wurde besonders durch Fouchy und Gerstner verbessert.

Mansart (Jules Hardouin), franz. Baumeister, geb. zu Paris 1647, machte sich zuerst bekannt durch den Bau des Schlosses von Clagny, welches er 1680 vollendete. Früh schon wurde er mit dem Vertrauen Ludwig XIV. beehrt; und es sind besonders die Bauten in Versailles und der Bau des Doms der Invaliden, die Ausführung des Platzes Ludwig des Großen und des Sieges zu Paris, die sein Andenken erhalten; doch stand er nicht über seiner Zeit. Er starb 1708. — Sein Oheim, Franç. M., geb. 1598, gest. 1666, war der Begründer

der Kirche Val de Grace in Paris, deren vollständiger Bau ihm darum genommen wurde, weil er selten seinen Entwürfen treu blieb, sondern immer änderte. Er erfand die Mansarten (auch Mansarden) oder gebrochenen Dächer, die nach ihm benannt wurden.

Mansfeld, eins der ältesten gräfl. Geschlechter in Deutschland, das von dem alten, jetzt größtentheils niedergerissenen Schlosse Mansfeld bei der gleichnamigen Stadt im jetzigen Regierungsbezirke Merseburg der preuß. Provinz Sachsen seinen Namen hatte, war in zwei Hauptlinien, die eislebische oder protestantische, welche 1710 erlosch, und die katholische, die 1780 im männlichen Stamm ausstarb, getheilt. Unter den alten mansfeld. Grafen hat sich Hoyer, der 1115 in dem Treffen beim Welfsholz blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. Zur Zeit der Reformation war es Albrecht, Graf v. M., der sich für Luther's Sache erklärte und als eine der vornehmsten Stützen der Protestanten in dem Religionskriege zu betrachten ist. — Volrath, Graf v. M., sein fünfter Sohn, gest. 1578, zeichnete sich als Krieger aus und rettete im Treffen von Montcontour durch seinen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. — Peter Ernst, Graf v. M., war Statthalter von Luxemburg und Brüssel, erhielt den Titel eines Fürsten des röm. Reichs und starb 1604. — Karl, Prinz v. M., sein rechtmäßiger Sohn, that sich im flandrischen und ungar. Kriege hervor und starb 1695 ohne Nachkommen. — Peter Ernst v. M., des Letztern natürlicher Bruder, wurde von seinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernst von Östreich, in der katholischen Religion erzogen, und leistete nebst seinem Bruder Karl dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, daher ihn Kaiser Rudolf II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde seines Vaters und die Güter, die er in den Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebene Versprechen vorenthielt, schlug er sich 1610 zu den protestantischen Fürsten, trat zur reformirten Kirche über und wurde einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Östreich. Dem Widerstande, den er und einige kleine Reichsfürsten leisteten, ist es wenigstens theilweise zuzuschreiben, daß Östreichs Plan, ganz Deutschland zu unterjochen, vereitelt wurde. M. vereinigte sich 1618 mit den misvergnügten Böhmen, denen er Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, verwüstete besonders die Staaten geistlicher Fürsten, wurde öfters geschlagen, aber nie überwunden. Mit engl. und franz. Gelde warb er 1625 ein Heer, mit welchem er in die östr. Erbstaaten dringen sollte. Bei Dessau am 25. Apr. 1626 von Wallenstein geschlagen, setzte er doch seinen Marsch bis Ungarn fort, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, entließ aber seine Truppen, als dieser seine Gesinnung änderte, und beabsichtigte über Venedig nach England zu gehen, als er in einem Dorfe unweit Zara krank ward und 1626 starb. M. gehörte zu den außerordentlichen Menschen und war einer der größten Generale seiner Zeit. Niederlagen machten ihn nur um so furchtbarer; kühn trotzte er allen Gefahren und Beschwerden. Mit großem Verstande, der sich besonders in seinen Unterhandlungen zeigte, verband eine hinreißende Beredtsamkeit und eine unerschöpfliche List. Den Condottieri der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, nährte er seine Truppen nach der Sitte des Jahrhunderts durch Raub und Plünderung; doch ging er keineswegs darauf aus, sich zu bereichern, sondern blieb arm. Den letzten Augenblick seines Lebens erwartete er völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt. — Wolfgang, Graf zu M., hatte ebenfalls an den Angelegenheiten des dreißigjährigen Krieges bedeutenden Antheil. — Heinrich Franz, Graf v. M., von der katholischen Linie, erhielt 1690 vom Könige Karl II. von Spanien das Fürstenthum Fondi im Königreiche Neapel, und durch Kaiser Leopold I. 1711 die reichsfürstliche Würde. — Heinrich Paul Franz, letzter Graf von M. und Fürst von Foudi, verkaufte das Fürstenthum Fondi und

starb 1780 ohne männliche Erben. — Seine einzige Tochter brachte seine Allodialgüter durch Heirath an das fürstliche Haus Colloredo, welches daher den Namen Colloredo-Mansfeld führt. — Die ehemalige Grafschaft Mansfeld in Nordthüringen, 19 □M. mit 59,000 Einw. und bedeutendem Bergbau, wurde Schulden wegen von Kursachsen und Magdeburg seit 1570 sequestrirt und 1814 zu Preußen geschlagen. In ihr liegen die Kreisstädte Mansfeld oder Thalmansfeld mit 1400 Einw. und die Geburtsstadt Luther's, Eisleben, in der Nähe zweier Seen, mit 7000 Einw.

Mansfield (William Murray, Graf v.), einer der ausgezeichnetsten brit. Rechtsgelehrten, geb. zu Perth in Schottland am 2. März 1705, war der vierte Sohn des Grafen David von Stormont. Er besuchte die Schule zu Westminster, studirte zu Oxford, bereiste 1731 Frankreich und Italien, widmete sich dann der gerichtlichen Praxis, wurde 1742 Sollicitor general und 1756 Oberrichter der Kingsbench, auch Geheimrath. Seine Beredtsamkeit unterstützte eine harmonische Stimme und eine würdige Haltung; seine Sprache war rein, sein Styl nervig und klar, seine Fassungskraft schnell und sein Gedächtniß scharf. Was Colonien- und Prisensachen betraf, nahm der Geheimrath selten einen andern Beschluß als seine Abstimmung. Kräftig redete er stets für Duldung und Religionsfreiheit. Die Ministerialcoalition von 1757, welche für Großbritannien so sehr vortheilhaft war, indem sie Chatham's Verwaltung herbeiführte, war meist sein Werk. Er wurde 1776 zum Pair erhoben. Bei dem Aufstande des protestantischen Pöbels im J. 1780 ward auch er, als Vertheidiger der den Katholiken gewährten Bewilligungen, ein Gegenstand der Volkswuth. Durch die Zerstörung seiner Wohnung verlor er auch seine kostbare Bibliothek. Dreimal schlug er die ihm angebotene Würde eines Lordkanzlers aus, legte 1788 sein Richteramt nieder und starb am 20. März 1793 auf seinem Landsitze bei Caenwood.

Manso (Joh. Kasp. Friedr.), als Dichter und Prosaiker, als Übersetzer, Humanist und Kritiker bekannt, geb. zu Blasienzell im Herzogthume Gotha am 26. Mai 1759, erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, besuchte in seinem 17. Jahre das Gymnasium zu Gotha, studirte dann in Jena erst Theologie, hierauf Philologie und Philosophie, nahm hernach eine Hauslehrerstelle in Gotha an und lehrte zugleich, seit 1785, am Gymnasium als Collaborator und später als Professor. Im J. 1790 als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau berufen, übernahm er drei Jahre darauf, als erster Professor und Rector, die Leitung dieser Anstalt und stand derselben bis an seinen Tod, am 9. Jun. 1826, rühmlich vor. In engen Freundschaftsverhältnissen lebte er hier mit Garve, wie man aus den Briefsammlungen sieht, die nach des Letztern Tode erschienen sind. Die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt lenkte M. zuerst durch Übersetzungen und durch seine Ausgabe der Gedichte des Meleager (Gotha 1789) auf sich. Unter seinen Gedichten erwähnen wir die „Kunst zu lieben" (Berl. 1794); die „Epistel an Garve über die Verleumdung der Wissenschaften", blos von Seiten der Eleganz der Darstellung lobenswerth, und seine „Poetischen Wälder" in den „Vermischten Schriften" (2 Bde., Lpz. 1801); von seinen prosaischen Schriften die „Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer" (Lpz. 1794); „Sparta, ein Versuch zur Aufklärung dieses Staates" (2 Bde., Lpz. 1800); „Leben Konstantin's des Großen" (Lpz. 1817) und „Vermischte Abhandlungen und Aufsätze" (Breslau 1821). Bedeutender als alle seine frühern Schriften waren seine spätern geschichtlichen Arbeiten, namentlich die „Geschichte des preuß. Staates seit dem hubertusburger Frieden" (3 Bde., Frankf. 1819—20), wovon jetzt eine neue Auflage (Heft 1—3, Frankf. und Lpz. 1835) erscheint, und die „Geschichte des ostgoth. Reichs in Italien" (Bresl. 1824). Wenn auch seinen Übersetzungen, z. B. des Virgil „Von

der Landwirthschaft" (Jen. 1783), des Bion und Moschus (Goth. 1784 und Lpz. 1807), des „König Ödipus" des Sophokles (Goth. 1785) u. s. w. das Verdienst möglicher Treue nicht beigelegt werden kann, so sind doch in denselben gelehrte Kenntnisse und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen.

Manson (Marie Franç. Clarisse), s. Fualdes.

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten ältern Maler und Kupferstecher, das Haupt der lombard. Malerschule, ward zu Padua 1430 geboren und wegen seines ausnehmenden Talentes von seinem Lehrer Squarcione an Kindesstatt angenommen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen, malte schon in seinem 17. J. ein großes Altarblatt in der Kirche der h. Sophia zu Padua, erregte bald die Eifersucht und den Haß seines Meisters, namentlich deshalb, daß er sich mit der Tochter Jak. Bellini's verheirathete, der Jenes Nebenbuhler war, und begab sich in den Dienst des Marchese Lodovico Gonzaga nach Mantua, wo er eine große Schule eröffnete. Hier malte er seinen großen Triumph des Julius Cäsar; die neun Cartons in Aquarell verkaufte der Herzog von Mantua an König Karl I. von England; zwar wurden sie unter Cromwell für 1000 Pf. Sterl. verkauft, kamen aber wieder an die Krone zurück und sind jetzt im Palaste Hamptoncourt aufgestellt. Vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen, vollendete M. dort eine Menge trefflicher Bilder, die aber jetzt sehr selten sind. Eins seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giov. Franc. Gonzaga abbildete, der es für den Sieg, welchen er 1496 gegen Karl VIII. Heer erfochten, gelobt hatte. Ein treffliches Werk dieses Meisters, darstellend die heilige Jungfrau mit dem Kinde, umgeben von Engeln und Darstellungen der Apostel und Heiligen, befindet sich, nachdem es, gleich jenem, nach Paris gewandert, jetzt wieder in der Kirche des h. Zeno zu Verona. Die Galerie von Dresden bewahrt von M. eine Verkündigung der Maria. Er starb 1506 zu Mantua. Seine Schule kann als ein Zweig von der des Squarcione angesehen werden. M. war stark in der damals seltenen Perspective; in seiner Behandlung aber, welche stets streng und trocken war, bemerkt man oft die Nachahmung der Antike. Ausgezeichnet war M. auch als Kupferstecher und es werden seine Arbeiten, besonders wegen der vortrefflichen Zeichnung und ihrer Seltenheit, sehr theuer bezahlt. — Seine drei Söhne waren ebenfalls Maler und malten unter Anderm die Kapelle, in welcher der Vater begraben wurde. Unter seinen Schülern sind Correggio und Francesco Francia die berühmtesten.

Mantik heißt die vorgebliche Kunst, aus gewissen Erscheinungen, z. B. Träumen (Oneiromantie), todten Körpern (Negromantie) u. s. w., das Zukünftige zu weissagen.

Mantinēa, Stadt in Arkadien an der Grenze von Argolis, wurde berühmt durch den Sieg, welchen Epaminondas (s. d.) in ihrer Nähe, 362 v. Chr., über die Spartaner erfocht.

Mantŭa, ital. Mantova, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, bildet gegenwärtig mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino eine Provinz des Gouvernements Mailand und zählt auf 41 □M. 231,000 Einw. Als kais. Reichslehn hatte es seit dem 15. Jahrh. eigne Herzöge aus dem Hause Gonzaga. Der letzte Herzog, Karl IV., vom Kaiser, weil er in dem span. Erbfolgekriege die franz. Partei ergriffen hatte, 1705 in die Reichsacht erklärt, starb zu Padua ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Östreich in dem Besitze des Landes und vereinigte es 1785 ganz mit den mailänd. Landschaften, mit denen es die östr. Lombardei bildet. Im J. 1797 ward es von Bonaparte zur cisalpinischen Republik gezogen und machte nachher den größten Theil vom Departement des Mincio im Königreich Italien aus, bis Östreich 1814 wieder Besitz davon nahm. — Die Hauptstadt Mantua, mit 25,000 Einw.,

liegt in einem See, welchen der Mincio bildet. Zu ihr gelangt man mittels zweier Dämme oder Hauptbrücken, die von zwei Forts und andern aufgeworfenen Werken bestrichen werden können. Die Stadt selbst ist von einer starken Mauer umgeben und durch eine Citadelle gedeckt, mithin durch Natur und Kunst eine Festung vom ersten Range. Die Gassen sind meist breit und grade und haben zum Theil schöne Häuser. Merkwürdig sind die ehemalige Kirche und Bibliothek der Franziskaner, die Kirche der vormaligen Jesuiten mit ihrem zur Sternwarte eingerichteten Thurme, der ehemalige herzogliche Palast und der Justizpalast, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, das Zeughaus, die Judensynagoge, die Mühle der zwölf Apostel, der in Gestalt eines T erbaute Palast del Te mit den herrlichen Frescogemälden des Giulio Romano, der daselbst seine Schule errichtete, die auf die Lombardei einen bedeutenden Einfluß gewann, ferner die Akademie der Wissenschaften und Künste und die damit vereinigte Maler- und Bauakademie. Die Stadt kam zur Zeit der Völkerwanderung in die Hände des Attila, hierauf des Longobarden Alboin und dann des Exarchen von Ravenna. Nachdem Karl der Große sie eingenommen, ließ er sie befestigen. Durch Bonifazio di Canossa fiel sie im 11. Jahrh. an die Gräfin Mathilde, wurde dann zur Republik und unter Franz Gonzaga Herzogthum, worauf sie ihre höchste Blüte erreichte. Als durch Verschulden Balduin's del Monte die Kaiserlichen 1630 sich mit stürmender Hand ihrer bemeisterten, wurde sie furchtbar verwüstet und viele ihrer kostbarsten Werke nach Böhmen geschafft. Zwar erholte sie sich nachher wieder; doch seitdem kein Hof mehr daselbst war, hat sie an Einwohnern und Fabriken sehr abgenommen; die Zahl der Einwohner verminderte sich noch mehr in den Kriegen zwischen Frankreich und Östreich. Sie wurde 1796 von den Franzosen blockirt und erobert; diesen 1799 von den Östreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung wieder entrissen, im Anfange 1801 aber wieder übergeben. Nach dem pariser Frieden 1814 räumten sie die Franzosen ohne Belagerung. Das nahe gelegene Dorf Pietola, ehemals Andes, ist der Geburtsort Virgil's. — Das sogenannte Mantuanische Gefäß, welches sich früher im herzoglichen Museum zu Braunschweig befand, ist ein großer zu einer Camee mit zwölf Figuren geschnitzter Onyx von 6 Z. Breite und 2½ Z. Stärke im Durchmesser, der ein Gefäß von sehr gefälliger Form bildet. Die vollendete Arbeit stellt die Thesmophorien dar. Im J. 1630 wurde dieses Gefäß bei der Plünderung Mantuas durch das kais. Heer von einem Soldaten erbeutet, der es dem Herzoge Albrecht von Sachsen-Lauenburg, einem der Befehlshaber des Heers, für 100 Dukaten verkaufte, und durch Vermächtnisse kam es endlich an das Haus Braunschweig. Man hat es zu 60,000—150,000 Thlr. geschätzt. Während des Krieges 1806 war es in England, nach Andern in Petersburg; seit der Revolution im J. 1830 ist es abhanden gekommen und soll noch im Besitze des Herzogs Karl sein.

Manual, eigentlich ein Handbuch, heißt im Rechnungswesen dasjenige Buch, worin die Ausgaben und Einnahmen nicht nach chronologischer Ordnung, wie im Kassenbuche (Journal), sondern nach den Quellen und verschiedenen Zwecken (nach Titeln und Capiteln) eingetragen werden. — **Manualacten** heißen die Proceßschriften, eigne und gegenseitige, welche der Sachwalter eines Processes aufbewahrt und vollständig aufzubewahren schuldig ist. Gehen etwa die gerichtlichen Acten durch irgend einen Zufall verloren, so werden sie unter Zuziehung der Parteien aus den Manualacten ergänzt. Der Sachwalter hat dieselben, wenn sein Auftrag beendigt ist, wäre es auch durch Zurücknahme, nicht eher an die Partei herauszugeben, als bis er wegen seiner Gebühren und Auslagen befriedigt ist.

Manufacturarbeit oder das **Fabrikat** steht der Arbeit entgegen, durch welche rohe Producte gefördert werden, z. B. dem Ackerbau. Sie unterscheidet sich von dem Erzeugniß des Handwerkers, der **allein** den rohen oder halbveredelten Stoff zur vollkommenen Waare ausbildet, dadurch, daß sie durch

mehre Arbeiter, zwiſchen welchen die Arbeit mehr oder weniger getheilt iſt, von denen jeder nur immer einen und denſelben Theil fertigt, zuſammengeſetzt und zum brauchbaren Bedürfnißmittel dargeſtellt wird. Da nun jeder einzelne Manufacturiſt bei Verfertigung ſeines Theils ſich mehre Vortheile, Geſchicklichkeit und Kenntniß erwirbt, auch gemeiniglich vollkommenere Inſtrumente oder Maſchinen beſitzt, ſo können Manufacturarbeiten auch vollkommener ausfallen als Handwerksproducte. Da aber der Manufacturarbeiter meiſt nur mechaniſch und gedankenlos ſeinen Theil nach einer einförmigen Regel anfertigt, ohne ſich um die größtmöglichſte Zweckmäßigkeit oder genialere Vervollkommnung zu bekümmern, wozu doch die Handwerker oder Künſtler bei ihren Erzeugniſſen genöthigt ſind, ſo können Fabrikate auch keine eigentlichen Werke der Kunſt werden. So lange Manufacturarbeiten nur noch im Kleinen betrieben werden, ſind es bloße Handwerker, durch deren Hände ſie gehen, und ſo lange fallen auch die Producte nur mittelmäßig aus. Haben ſich aber nach und nach größere Betriebscapitale in einzelnen Händen geſammelt, und gelangen unternehmende Köpfe zu ihrem Beſitz, vermehrt ſich der Wohlſtand im Lande und die Nachfrage nach Manufacturwaaren in gewiſſer Menge, dann kann man Manufacturarbeiten im Großen mit Vortheil ausführen, denn nun können rohe Producte in größern Quantitäten, alſo billiger, angekauft, die Fabrikarbeiter mit Vorſchuß und Lohn verſehen und Maſchinen angeſchafft werden, durch welche wieder Zeit und Kraft gewonnen und größere Gleichförmigkeit und Vollkommenheit der Arbeiten erzielt wird. Gleichwol hat man die Manufacturarbeiten als verderblich für die Menſchheit erklärt. Da nämlich Manufacturen nur beſtehen können, wenn ſich Abnehmer der Waaren und hinreichende Betriebscapitale finden, und ſie, wo dieſe fehlen, ſogleich ins Stocken gerathen und ſinken, ſo werden auch oft Tauſende von Arbeitern dadurch brotlos und ins drückendſte Elend verſetzt, da ſie nicht ſo ſchnell wieder Unterkommen finden. Nicht ſo leicht der Handwerker, der nur ſo viel arbeitet, als ſeine Kunden beſtellen; er kennt ziemlich genau den Umfang ſeiner Kundſchaft, richtet ſich hiernach ein und hat dabei eine große und plötzliche Veränderung nicht zu fürchten. Auch iſt der Handwerker ſelbſtändiger als der Fabrikarbeiter, welcher letztere nur ein Theilarbeiter iſt, deſſen Arbeit nichts Ganzes bildet, und der auch nichts Anderes und nichts Ganzes fertigen kann. Die Fabrikarbeit, ſagt man, tödtet den Geiſt, entwürdigt alſo den Menſchen, denn die Vollkommenheit des Fabrikweſens beſteht grade darin, daß die Arbeit ſo viel als möglich zertheilt, und der Arbeiter auf die einfachſte Beſchäftigung beſchränkt wird, um ihn zur größtmöglichſten mechaniſchen Fertigkeit zu gewöhnen. Der Handwerker hingegen theilt ſeine Arbeit nur ſo weit, als es die Verſchiedenheit der zum Gebrauche beſtimmten Gegenſtände erfodert, und wird, durch beſtändige Abwechſelung, durch beſtändiges Überlegen und Denken über Vervollkommnung ſeiner Erzeugniſſe angeregt, nie zum Automaten, wie der kärglich bezahlte Fabrikarbeiter, der, an Geiſt und Körper geſchwächt, endlich ſo verkrüppelt, daß er zu keiner andern Kunſt oder Beſchäftigung Sinn und Fähigkeit behält. Das Übel wird noch größer, wenn, um die Arbeit ſo wohlfeil als möglich zu machen, ſchon Kinder zu ſolchen lebendigen Maſchinen abgerichtet werden. Dagegen ſagen die Vertheidiger des Fabrikweſens: Nicht die einfache, mechaniſche Arbeit tödte den Geiſt, ſondern alle und jede ſchwere, mit großer, angeſtrengter Kraft verknüpfte, lange Zeit fortgeſetzte Arbeit erſchöpfe und laſſe keinen Gedanken aufkommen, wie man an Sklaven und leibeignen Bauern bemerken könne, die weit ſtupider wären als Fabrikarbeiter, die ihre Lebenszeit hindurch den Kopf auf eine Stecknadel ſetzen, da letztere bei ihrer leichten Arbeit Zeit genug behielten, über andere Dinge nachzudenken. Auch ſei der Arbeiter nicht abhängiger von ſeinem Manufacturherrn als der Handwerker von ſeinen Kunden, und da, wo die Fabriken blühen, ſo geſucht wie der Handwerker von ſeinen Kunden; ja er könne leichter ein anderes Fortkommen finden als Der, den die Kunden

verlassen. Eine einfache Operation erlerne sich geschwinder als ein ganzes Handwerk, also könne der Fabrikarbeiter leichter aus einer Manufactur zur andern übergehen, der Handwerker nicht so leicht zu einem andern Handwerke. Wo es also viele und vierlerlei Manufacturen gäbe, da finde auch jeder Fabrikarbeiter, der an einem Orte nicht mehr Brot verdiene, an einem andern seinen Unterhalt. Sicher ist in diesem Streite nur, daß jedes künstliche Mittel, Fabriken zu erhalten, und jeder Zwang große Bedenken hat. Man muß demnach die Sache dem freien Verkehr überlassen. Entstehen dann Fabriken, so haben sie auch eine natürliche und dauerhafte Grundlage.

Manumission hieß bei den Römern die feierliche Handlung, durch welche ein Sklave freigelassen wurde. (S. Freigelassene.)

Manuscripte oder Handschriften (codices) sind ein Hauptgegenstand der Diplomatik. Alle noch vorhandene alte Manuscripte sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägypt., aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes, theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina), um 706 n. Chr. im Orient erfunden, das bis zur Einführung des Linnenpapiers und in Gemeinschaft mit diesem noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. gebraucht wurde, theils Linnenpapier, dessen Erfindungszeit, welche man in die erste Hälfte des 13. Jahrh. setzt, indem man sich auf eine auf dasselbe geschriebene Urkunde vom J. 1243 stützt, noch immer streitig ist. Die früheste Erwähnung der Schreibfedern findet man im 7. Jahrh. Von den Tinten war die schwarze die gewöhnlichste und ist sehr alt; nur war die älteste nicht mit Vitriol versetzt, wie die unserige, sondern bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. Auch rothe Tinte findet man schon in alten Zeiten in den Handschriften von einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die ersten Zeilen und die Inhaltsanzeigen (daher Rubrik, und der Schreiber Rubricator) geschrieben. Etwas seltener, doch häufig genug, findet man in alten Handschriften auch blaue Tinte; noch seltener grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften, welche jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören, oder man belegte die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die Manuscripte in Rollen (volumina, die älteste Art, auf welche in spätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihre Gedichte schrieben), und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche codices). Die Schreiber der Manuscripte waren bei den Alten meist Freigelassene, oder Sklaven (scribae, librarii), in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als diese äußern Umstände und Merkmale sind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. s. w. einer Handschaft die innern, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchstaben, mit denen sie geschrieben sind. Die Beurtheilung des Alters der griech. Manuscripte nach den Schriftzügen ist schwerer als die der lat. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Züge einer griech. Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer steifer werden. Der Mangel oder das Dasein der griech. Accente ist unbestimmt und entscheidet nichts. Übrigens wird man nicht leicht ältere griech. Handschriften als aus dem 7., höchstens 6. Jahrh. finden. Die Schriftzüge der lat. Manuscripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derselben (Majuskeln, Minuskeln), theils nach der verschiedenen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiedenen Völkern oder in gewissen Zeiträumen annahmen (scriptura rom. antiqua, merovingica, longobardica, carolingica etc., wozu seit dem 12. Jahrh. die sogenannte gothische kam, welches eine künstlich abgeschärfte und eckige Minuskel ist), eingetheilt, und

bei jeder dieser Schriftarten wieder einzelne Regeln festgestellt, nach welchen man das Alter einer Handschrift beurtheilen kann. Vor dem 8. Jahrh. wird man selten Interpunctionen antreffen; auch nach eingeführter Punctation können aus dem 13. und den folg. Jahrh. noch Manuscripte ohne Interpunction, aber mit Absetzen der Worte vorkommen; Handschriften, die keine Capitel- oder andere Abtheilungen haben, sind immer alt; der sogenannte Custos oder die Wiederholung des ersten Worts des folgenden Heftes am Ende des vorhergehenden gehört in das 12. und in spätere Jahrhunderte. Je wenigere und leichtere Abbreviaturen eine Handschrift hat, desto älter ist sie. Endlich hängen in den ältesten Handschriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen aneinander; erst seit dem 9. Jahrh. ist das Abtheilen der Worte allgemein geworden. Auch die Gestalt der arab. Ziffern, welche man im Allgemeinen zuerst in Manuscripten aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Verschiedene Manuscripte haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen sie geschrieben worden sind (datirte Codices). Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschrift nicht gleich für erwiesen annehmen, da sie oft blos die Abfassung des Buchs anzeigen, oder sich blos auf einen Theil der Handschrift beziehen, oder gar erdichtet sind. Seitdem wir die Proben der herculanischen Manuscripte haben, läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß alle bekannte Handschriften nicht über das erste christliche Jahrh. hinausreichen. Das 1825 auf der Insel Elephantine in Oberägypten von einem für den Engländer Bankes reisenden Franzosen aufgefundene Fragment der „Iliade", auf Papyrus in Capitalbuchstaben schön geschrieben, dürfte unstreitig das älteste aller classischen Bücher sein und wahrscheinlich aus den Zeiten der Ptolemäer stammen. Codices rescripti oder rasi nennt man gewöhnlich Palimpsesten (s. d.). Vgl. Pfeiffer, „Über Bücherhandschriften überhaupt" (Erl. 1810), und Ebert's „Handschriftenkunde" (2 Bde., Lpz. 1825—27); ferner „Collection de notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque royale et autres bibliothèques publiques", herausgegeben von der Akademie der Inscriptionen (12 Bde., 4.); Blume's „Iter italicum" (3 Bde., Berl. u. Halle 1824—30) und Hänel, „Catalogi Manuscriptorum, qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Hispaniae, Lusitaniae, Belgii, Britanniae asservantur" (Lpz. 1829, 4.).

Manuscripte von St.-Helena, von Elba, vom Jahre 1814, 1813, 1812, vom Jahre III, aus Süddeutschland u. s. w. Eine neue Bedeutung neben seiner ursprünglichen gewann das Wort Manuscript in neuerer Zeit in der politisch-historischen Literatur, sodaß es mit dem Worte „Mémoires" oder „Denkwürdigkeiten" fast synonym gebraucht wird. Namentlich erschienen unter dem Titel „Manuscripte" Mittheilungen über Napoleon's Schicksale (s. Bonaparte) und verwandte Gegenstände; zum Theil anonym, zum Theil von genannten Verfassern, meist mit bestimmten Zwecken, die als Memoiren zu betrachten, jedoch wegen der der Abfassung und Herausgabe zu Grunde liegenden Absicht, durch sie weniger einen Beitrag zur Zeitgeschichte zu liefern als auf die öffentliche Meinung zu wirken, nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Die erste Schrift dieser Art, das „Manuscrit venu de Ste.-Hélène d'une manière inconnue" erschien anonym, weil man die Stimmung Europas für den gefesselten Helden des Jahrhunderts gewinnen und die Meinung verbreiten wollte, als ob Napoleon selbst der Verfasser sei, der aber in seinen „Mémoires etc." allen Antheil daran leugnete. Abgesehen von den Anachronismen, welche in dieser rhapsodischen Erzählung des Lebens Napoleon's vorkommen, hat der Verfasser derselben (Las Cases) nicht unglücklich seines Helden schroffen, grandiosen Lakonismus nachgeahmt. — Eine ähnliche Bewandniß hat es mit einem angeblichen Manuscripte eines franz. Obersten Z.., das Fleury de Chaboulon (s. d.) in seinen „Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne

de Napoléon en 1815" mittheilt. Fleury de Chaboulon, ein treuer Freund Napoleon's, gibt vor, von einem Obersten Z.., der als Matrose verkleidet nach Elba gekommen und sich dort mit Napoleon über seine Pläne unterhalten haben soll, das Manuscript empfangen zu haben. Die gleich anfangs von Kundigen vermuthete Täuschung wurde durch Napoleon's Erklärung außer Zweifel gesetzt, der die ganze Schrift einen Roman nennt, die aber in Verbindung mit Napoleon's Anmerkungen als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der hundert Tage anzusehen ist. — Von geringerm Werthe ist das sogenannte „Second manuscrit venu de Ste.-Hélène, ou Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815 (Par. 1820), herausgegeben von O'Meara, welches bei der zweiten Aufl. den Titel „Journal d'O'Méara" (5 Bde., Par. 1831—32) erhielt. — Als eine Art Manifest, das Napoleon gegen die Bourbons erlassen wollte, ist das „Manuscrit de l'île d'Elbe, publié par le comte ..." anzusehen, welches wahrscheinlich der General Bertrand geschrieben hat. Es sollte bei Napoleon's Rückkehr von Elba erscheinen, um die öffentliche Meinung für ihn zu gewinnen; konnte aber in dem Drange der Begebenheiten nicht gedruckt werden und erschien erst 1818 zu London. Es werden darin die Rechte Napoleon's auf den franz. Thron dargelegt; doch hat die Schrift um so weniger historischen Werth, als auch sie von Napoleon nie anerkannt worden ist. — Am schätzbarsten sind die vom Baron Fain (s. d.) herausgegebenen Manuscripte vom J. 1814, 1813, 1812 und III (1794—95). — Von den vorhergenannten Manuscripten, die sämmtlich in die Classe der Memoiren gehören, ist das „Manuscript aus Süddeutschland", herausgegeben von dem pseudonymen Georg Erichson (Lond. 1820), ganz verschieden. Sein Gegenstand ist das politische Schicksal Deutschlands und ein Phantasiebild von einer politischen Mittelmacht zwischen Östreich, Preußen und Frankreich. Nach dem Projecte des Verfassers, der das Werk der deutschen Bundesacte als unzweckmäßig angreift, sollen die kleinern deutschen Regierungen verschwinden und sich selbst ihren Nachbarn unterordnen, sodaß es außer den deutschen Ländern, die den europ. Mächten Östreich und Preußen gehören, im Süden Deutschlands nur zwei politische Hauptmassen zwischen dem Inn und Rhein und im Norden auch nur zwei Hauptmassen zwischen der Elbe und dem Rhein gäbe, welche zusammen enge verbunden, nicht nur die eigne Selbständigkeit mit Würde behaupten, sondern auch für Östreich und Preußen kräftige Bundesgenossen gegen Rußland wie gegen Frankreich sein und eine europ. Mittelmacht zur Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens bilden könnten. Abgesehen von dem Unbestimmten dieser Vorschläge, fiel das Rechtlose derselben sofort ins Auge. Übrigens war das Buch gut geschrieben und enthielt viel Wahres, weshalb es großes Aufsehen erregte. Mehre waren anfangs der Meinung, daß dasselbe aus den Ansichten eines süddeutschen Cabinets hervorgegangen sei, wodurch sogar eine halbofficielle Fehde zwischen Baiern und Würtemberg veranlaßt wurde. Jetzt ist das Buch, als dessen Verfasser später F. L. Lindner genannt wurde, aus der Öffentlichkeit verschwunden. — Als die neuesten „Manuscripte" haben das Manuscript des westfäl. Freiherrn von Harthausen und der Brief des Baron von Frauendorf an den König von Preußen Aufsehen erregt.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), Manuzio, Manuzzi oder Manucci, Vater, Sohn und Enkel, drei in der Geschichte der Buchdruckerkunst und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer. Ausgerüstet mit umfassenden gelehrten Kenntnissen und unermüdlicher Thätigkeit, haben sie in den Zeiten, wo die Wissenschaften wieder erwachten und die Buchdruckerkunst aufkam, eine Folge trefflicher Ausgaben der griech. und röm. Classiker, die fast alle Meisterwerke der alten Literatur umfaßt, und eine Menge theils eigner, theils fremder Werke herausgegeben und dadurch zur Verbreitung der Studien in Europa mächtig gewirkt. **Aldus Pius Manutius Romanus**, auch **Aldus der Ältere** genannt,

geb. 1446 zu Bassano, studirte hier und zu Ferrara, ward Erzieher des jungen Fürsten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunstbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte, und begab sich 1482 nach Mirandola. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu Verona und legte 1488 in Venedig eine Druckerei an. Er vervollkommnete die Buchdruckerkunst ungemein, schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab, führte die sogenannte Antiqua ein, erfand die Cursiv, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Kolon und Semikolon. Auch ließ er sich sehr angelegen sein, nicht nur schön und correct, sondern gute Texte zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Seine ersten griech. Drucke waren die griech. Grammatik von Constantinus Laskaris und das Gedicht des Musäus (1494). Von seinen eignen Schriften sind, außer den Anmerkungen und Vorreden zu mehren Schriftstellern, bemerkenswerth: „Institutt. grammat. graec." (1515, 4.); „Dictionar. graec." (1497, und Bas. 1519, Fol.); „Institutt. gr. lat." (1501 und 1508, 4.); „Introduct. perbrevis ad hebr. ling.", zuerst bei Laskaris' Grammatik (1501, 4.). Er wurde 1516 ermordet. — Sein Sohn, Paulus M., geb. zu Venedig 1512, studirte besonders die lat. Sprache, die er vortrefflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der venetian. Bibliothek gebraucht. Er besorgte seit 1533 seines Vaters eine Zeit lang geschlossene Buchdruckerei, die er 1540 völlig übernahm, und starb 1574 zu Rom, wohin er auf die Einladung des Papstes Gregor XIII. abermals gegangen war. Seine Ausgaben griech. und röm. Classiker, besonders die der Werke des Cicero, werden hochgeschätzt, und unter seinen eignen Schriften zeichnen sich, außer den Anmerkungen zu verschiedenen lat. Autoren, seine „Epistolae et praefationes" (1558, und öfter) aus. — Gleich rühmlich zeigte sich sein Sohn, Aldus M., der Jüngere, geb. 1547. Schon in seinem 14. J. schrieb er eine Abhandlung von der lat. Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom, und starb daselbst 1597 sehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeit lang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Mit ihm erlosch der Ruhm der Aldini'schen Presse. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust, Eutrop, und mehre Abhandlungen über röm. Alterthümer, welche sich in Grävius' und Sallengre's „Thesaurus" finden u. s. w. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. (S. Aldinen.)

Manzōni (Alessandro), Trauerspieldichter und Lyriker, ein Mann von edlem Herkommen und noch edlerer Denkungsart, ward zu Mailand 1784 geboren. Sein Vater war Graf, aber sehr ungebildet, seine Mutter die geistreiche Tochter des berühmten Marquis Beccaria. Schon als Jüngling machte er sich durch seine Versi sciolti (Par. 1806) auf den Tod seines Pflegevaters, Carlo Imbonati, und später durch seine „Inni sacri" (1810) bekannt, worin er eine neue Art Lyrik schuf. Seine Tragödie: „Il conte di Carmagnola" (Mail. 1820), im elfsylbigen Jambus abgefaßt, in welcher er die Fesseln der franz. Schule abwarf, machte nicht blos in Italien Aufsehen, sondern ward auch von engl. Kritikern und unter den deutschen selbst von Göthe ausgezeichnet. Ihr folgte 1823 die Tragödie „L'Adelchi". In beiden Stücken bedient sich M. des Chors, aber auf eine die Handlung nicht störende Weise, mit vollkommener lyrischer Erhebung. Auch seine vermischten Gedichte, darunter namentlich eine Ode auf Napoleon's Tod, „Cinq Mai" (1823), die man nebst den vorher erwähnten in den „Opere poetiche di M., con prefazione (jene deutschen Aufsätze Göthe's über M. erweitert enthaltend) di Goethe" (Jena 1827) gesammelt findet, trugen bei, M.'s Ruhm zu erhöhen. Das größte Aufsehen in Italien aber erregten „I promessi sposi.

Storia milanese del secolo XVII" (3 Bde., Mail. 1827; deutsch von Bülow, Lpz. 1827, und von Leßmann, 3 Bde., Berl. 1827—28), worin in einer schönen Sprache das lombard. Bauernleben in der Geschichte des Seidenwebers Renzo vom Comersee geschildert wird. Daran schließt sich Rosini's Roman „La monaca di Monza" (2 Bde., Mail. 1829; deutsch von Leßmann, 2 Bde., Berl. 1832). Auf der betretenen Bahn rüstig fortzuschreiten, ward er dadurch verhindert, daß er in spätern Jahren immer eifriger mit den Angelegenheiten der röm. Kirche sich beschäftigte, die ihn der literarischen Thätigkeit gänzlich zu entfremden drohten. Seine „Bemerkungen über die katholische Moral" wurden von Ansbach ins Deutsche übersetzt (Köln 1835).

Mäonide ist der wahrscheinlich vom alten Mäonien entlehnte Beiname des Homer; auch heißen zuweilen die Musen **Mäoniden**, deren vorzüglichster Liebling er war.

Mäonien, in spätern Zeiten **Lydien** genannt, eine ansehnliche und fruchtbare Landschaft in Kleinasien, welche jetzt zum türk. Ejalet Anadoli gehört, grenzte westl. an Jonien, südl., wo der Mäander, jetzt Meinder, die Grenze bildete, an Karien, gegen O. an Phrygien und gegen N. an Mysien. In den ältesten Zeiten war hier ein berühmtes Königreich, dessen Gebiet durch den Fluß Halys, jetzt Kizel Irmak, von Persien geschieden wurde. Den letzten lydischen König **Krösus** (s. d.) überwand der Perser Cyrus. Die Lydier, besonders unter Krösus das reichste, aber auch bald das weichlichste und üppigste Volk unter allen Asiaten, waren die Erfinder der weichlichsten Kleider, der kostbarsten Tapeten, der wohlriechendsten Salben und der leckerhaftesten Gerichte. Selbst eine der Hauptonarten in der griech. Musik, welcher man den Charakter der Weichlichkeit beilegte, nannte man nach ihnen die lydische. Sie legten herrliche Gärten an, wo sie die feinsten sinnlichen Vergnügungen genossen, und bereits zu Herodot's Zeiten war die Sittenverderbniß unter ihnen so groß, daß die Mädchen öffentlich mit ihren Reizen wucherten. Auch verdarben sie durch ihr Beispiel die Jonier. Der Reichthum der Lydier mag sich indeß nicht sowol über das ganze Volk als vielmehr nur über die Könige und Vornehmsten im Staate verbreitet haben. Denn außerdem, daß diese aus den goldreichsten Flüssen Hermus, jetzt Sarabat, und Paktolus und aus den Bergwerken ihre Schatzkammern füllen konnten, erhielten sie alle ihre Bedürfnisse durch die Arbeit der Sklaven, welche sie nicht in baarem Gelde, sondern mit Landeserzeugnissen bezahlten. Obgleich es nicht erwiesen werden kann, daß die Lydier schon vor uralten Zeiten einen einträglichen Handel gehabt haben, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie schon lange vor den Griechen eine gewisse Bildung erreicht, und daß die griech. Colonien in Niederasien die schnellern Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften, welche sie vor den Griechen im Mutterlande machten, den Lydiern zu verdanken hatten. Unter Andern machten sie die Erfindung der Gold- und Silbermünzen, richteten zuerst Gasthöfe ein, erfanden einige musikalische Instrumente, verstanden die Kunst, Wolle zu färben, welche nachher in Milet vervollkommnet wurde, desgleichen die Kunst, das Erz zu schmelzen und zu verarbeiten, und versuchten sich vielleicht auch zuerst in der Malerei und im Bergbau. In **Sardes**, der Hauptstadt des Landes, tauschten Griechen, Phrygier und selbst die nomadischen Völker ihre Waaren gegen andere um. Auch war hier der Hauptmarkt des Sklavenhandels, der die Harems der Perser mit Verschnittenen versah.

Mappiren und Mappirungskunst, s. **Landkarten**.

Mara (Gertrude Elisabeth), geborene Schmehling, eine der größten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. 23. Febr. 1749 zu Kassel, wo ihr Vater Stadtmusiker war, unter dessen Anleitung sie die Geige so fertig spielen lernte, daß sie schon in ihrem 9. Jahre in Wien Concerte gab und im 10. in London vor der Königin spielte. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie die Geige bei Seite und wurde

dem Unterricht eines Sopraniſten, Paradiſi, übergeben, unter deſſen Leitung ſie ſich ſchon im 14. J. als Sängerin bei Hofe mit Beifall hören ließ. Nach einigen Jahren reiſte ihr Vater mit ihr nach Kaſſel zurück und von da 1766 nach Leipzig, wo ſie, von Hiller unterwieſen, bei dem neuerrichteten Concert als erſte Sängerin bald allgemein bewundert wurde und ſich zugleich zur Virtuoſin auf dem Clavier ausbildete. Kaum hatte ſie Friedrich II. 1770 einmal gehört, als er ſie ſogleich mit 3000 Thlr. Gehalt in Berlin anſtellte, wo ſie mit dem großen Virtuoſen Concialini um den Preis eiferte und neben dieſem und unter Porpora's Anleitung ſich zur Adagioſängerin und guten Schauſpielerin bildete. Doch durch ihre Verbindung mit dem Violoncelliſten Joſ. Mara im J. 1774 verwickelte ſie ſich in unzählige Verdrießlichkeiten, ward 1780 von dem König im höchſten Unwillen entlaſſen, ging hierauf wieder nach Leipzig, 1782 nach Wien und von da durch die Schweiz nach Paris. Hier trat ſie als die überwiegende Nebenbuhlerin der von den Franzoſen faſt vergötterten Todi auf und erhielt den Titel einer erſten Concertſängerin der Königin. Im J. 1784 war ſie wieder in London, wo ſie mit dem höchſten Enthuſiasmus aufgenommen wurde, trat in dem Concert, das jährlich zu Ehren Händel's veranſtaltet wird, als erſte Sängerin auf und ward im Winter 1785 und 1786 am Operntheater angeſtellt. So einſtimmig die Lobeserhebungen über ihre Kunſt, ſo groß waren die Klagen über ihren Eigenſinn. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Turin und Venedig kehrte ſie 1788 nach England zurück, ging 1802 nach Paris und 1803 nach Deutſchland, wandte ſich darauf nach Petersburg und 1808 nach Moskau, wo ſie, nach dem Tode ihres längſt von ihr getrennten Mannes (geſt. 1808) ihren bisherigen Begleiter, Florio, geheirathet haben ſoll. Als ſie durch den Brand von Moskau 1812 ihr Haus und ihr ganzes Vermögen verloren hatte, ging ſie nach Reval und gab daſelbſt Unterricht. Im J. 1819 reiſte ſie über Berlin nach London und 1821 über Kaſſel nach Eſthland zurück. Sie feierte am 23. Febr. 1831 zu Reval ihren 83ſten Geburtstag, wobei ſie auch von Göthe, der ſie ſchon vor 60 Jahren an demſelben Tage beſungen hatte, einige ſinnige Verſe erhielt. Sie ſtarb am 20. Jan. 1833. Ihr Ruhm gründete ſich nicht blos auf die Stärke und Fülle ihres Tons und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme, der ſich vom ungeſtrichenen G bis zum dreigeſtrichenen F in völliger Gleichheit erſtreckte, ſondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit ſie die ſchwierigſten Paſſagen vortrug, und endlich auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt war ihr Vortrag Händel'ſcher Arien, z. B. der Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt".

Marabufedern, ein Modeartikel, ſind ſchöne flaumartige lange Federn. Sie kommen vom Marabu-Storch, der in Indien heilig gehalten und ſeiner Federn wegen als Hausvogel aufgezogen wird, und vom Argula-Reiher, der ebenfalls in Indien heimiſch iſt. Da ſie in ſehr hohem Preiſe ſtehen, ſo werden ſie häufig aus Truthahnsfedern nachgemacht.

Maranhon, Marañon, in den niedern Gegenden **Amazonenſtrom** genannt, der größte Fluß in Südamerika, von Pinzon im J. 1498 entdeckt und von Orelhan 1541 zuerſt befahren, ſoll ſeinen Namen daher haben, weil Erſterer bei dem Anblicke deſſelben ausgerufen: „Mare, an non?" Sein Gebiet umfaßt die Länder von faſt ganz Bolivia, Peru und die Freiſtaaten Ecuador, Neugranada und Venezuela. Er entſpringt unſtreitig aus dem See Llauricocha in der peruan. Provinz Tarma; doch halten Einige die höher liegenden Quellen des Nebenfluſſes Ucayale für den eigentlichen Urſprung deſſelben. Durch die Provinz Truxillo in Peru und das Gebiet von Aſſuay ſtrömend, bildet er die Grenze zwiſchen Peru und dem ehemaligen Freiſtaate Colombia, beſpült die braſil. Provinzen Pará und Rio negro und mündet, nachdem er über 60 Flüſſe aufgenommen, in zwei Hauptarmen, welche die Inſel Johannes bilden, in einer Breite von 60 M., zwiſchen Fort

Macapa und Villa nova del Rey in das atlant. Meer. An seinen Ufern, welche die üppigste Vegetation zeigen, sollen gegen 85 verschiedene Indianerstämme leben.

Marasmus wird der geistige und körperliche Verfall des menschlichen Organismus genannt, wie er im hohen Alter, wenn das Leben nach langer Dauer sich seinem naturgemäßen Ende nähert, zuweilen aber auch schon früher in Folge schwerer Krankheiten, einer mühseligen oder ausschweifenden Lebensweise einzutreten pflegt, und bezeichnet einen Zustand, der sich im eigentlichen Sinne des Wortes durch Mangel an Säften und Kräften, durch überwiegende Starrheit der Theile und davon abhängige Lähmung innerer Organe, durch einen hohen Grad allgemeiner Abmagerung und Erschöpfung charakterisirt. Dieser Zustand, der nicht sowol als Krankheit, sondern mehr als in der Entwickelung des Lebens begründete Übergangsstufe zum Tode betrachtet werden muß, wird zuweilen auch mit der Benennung Darrsucht, Abzehrung des Greisenalters belegt. Die vom Marasmus Befallenen lassen nicht blos Mangel an Kraft, sondern auch wirklichen Verlust an Masse wahrnehmen. Ihre Knochen werden leichter, dünner, zerbrechlicher; die Zähne fallen nach und nach ganz aus; die Knorpel und Bänder verlieren an Elasticität und Nachgiebigkeit und verknöchern an einzelnen Stellen; die Muskeln erscheinen blässer von Farbe, dünner an Gestalt, dichter und starrer in ihrem Gewebe. Ebenso mindert sich die Kraft der Muskeln, weshalb die am Marasmus Leidenden keiner körperlichen Anstrengung mehr fähig sind, ja, weil die Beugemuskeln ein Übergewicht über die Streckmuskeln bekommen, den Körper nicht mehr aufrecht, sondern nur noch in gebogener Stellung zu erhalten vermögen und aus diesem Grunde und wegen wirklicher Verkürzung und Verkleinerung der Knochen meist kleiner erscheinen als in frühern Jahren. Im äußern Ansehen verwischt sich bei solchen auch der Geschlechtsunterschied mehr und mehr, das alte Weib bekommt mehr männliche Züge, eine tiefe, männliche Stimme und zuweilen förmlichen Bartwuchs, während der männliche Greis durch Ausfallen des Bartes und andere Veränderungen ein mehr weibisches Ansehen erhält.

Marasquino oder **Maraschino**, ein feiner ital. Liqueur, wird aus den reifen Früchten des Mahalebkirschenbaums verfertigt und kistenweise in Flaschen versendet, häufig aber auch in Deutschland fabricirt. Bekannt ist besonders der Marasquino de Zara, aus Zara in Dalmatien, und der aus Corsica.

Marat (Jean Paul), einer der wüthendsten Demagogen während der franz. Revolution, geb. 1764 zu Baudry im Fürstenthum Neufchatel, widmete sich der Arzneikunde und naturwissenschaftlichen Forschungen, war nicht ohne Talent und Kenntnisse, gefiel sich aber in paradoxen Behauptungen und hatte eine zu große Meinung von sich. Gleich vom Anfange der Revolution zeigte er sich als einen der kühnsten und wildesten Demagogen. Sein ohnedies häßliches Gesicht verzerrten Haß, Ehrsucht, Neid und Blutgier auf eine gräßliche Weise. Er wollte in Allem pöbelhaft und böse sein, und war es auch. Zuerst machte er sich in den Urversammlungen durch die Heftigkeit seiner Anträge bemerkbar, jedoch erschien er damals noch so unbedeutend, daß Mirabeau auf die Tagesordnung antrug, als er bei der Nationalversammlung angeklagt wurde, in seiner Zeitschrift: „L'ami du peuple", vorgeschlagen zu haben, 800 Abgeordnete aufzuknüpfen und mit Mirabeau anzufangen. Doch bald ward er der Abgott des niedrigsten Pöbels, auf welchen er mit einer furchtbaren Kraft wirkte, und eine Geißel für ganz Frankreich. In den von Danton gestifteten Club der Cordeliers eingeführt, der aus den wildesten Köpfen zusammengesetzt war, überbot M. alle Mitglieder in blutdürstigen Anträgen, die durch seine scheußliche Zeitschrift die heftigsten Leidenschaften entflammten. An den Mordauftritten im Aug. und Sept. nahm er den thätigsten Antheil, und als er zum Mitgliede des Nationalconvents ernannt war, kannte seine Unverschämtheit keine Grenzen mehr, die er auch insbesondere bei dem Processe Ludwig XVI. zeigte. Als die Girondisten, aus dem Convente verdrängt, in

ganz Frankreich herumirrten, um der Guillotine zu entgehen, fand M. keinen Widerstand weiter, und ein wilder Vorschlag von ihm überbot immer den andern. So rührte unter Anderm das Gesetz über die Verdächtigen, wodurch fast eine halbe Mill. Bürger in die Gefängnisse wanderte, ursprünglich von ihm her. Indessen nahte das Ende dieses politischen Ungeheuers. Eine heldenmüthige, edle Jungfrau, Charlotte Corday (s. d.), durchbohrte ihn am 13. Jul. 1793 im Bade mit einem Dolche. Nach seinem Tode wurde er von den Demagogen fast göttlich verehrt, ihm die Ehre des Pantheons zuerkannt und sein Herz in die kostbarste Vase des kön. Gardemeuble verschlossen. Dieser politische Wahnsinn verbreitete sich über ganz Frankreich, und zahllose Opfer bluteten, wie man sagte, um M.'s Schatten zu versöhnen. Endlich führte der 9. Thermidor für Frankreich eine andere Zeit herbei. In demselben Grade, als sein Andenken vergöttert worden war, wurde es jetzt beschimpft und verspottet, sein Leichnam aus dem Pantheon weggeschafft, seine Büsten zerschlagen, eine ihn vorstellende Puppe öffentlich verbrannt, die Asche in ein Nachtgeschirr gesammelt und in eine Cloake geworfen.

Marăthon, Flecken in Attika, ist berühmt durch den Sieg, welchen hier, 490 v. Chr., die Athenienser unter Miltiades (s. d.) über die Perser erfochten.

Maratten oder Mahratten, Volk in Ostindien, auf der Halbinsel diesseit des Ganges, wurde erst seit dem Anfange des 18. Jahrh. bekannt und seit etwa 50 J. berühmt. Die Maratten sollen von den Rasbutten, einem alten kriegerischen Volke, abstammen. Von den Mongolen aus den Provinzen Hindostans, wo sie wohnten, vertrieben, flüchteten sie sich in die Gebirge, die sich von Surate bis Goa erstrecken. Die verschiedenen Völkerschaften, aus denen sie bestanden, wurden durch Sewadschi, gest. 1680, in einen monarchischen Staat vereinigt, der Settarah zur Hauptstadt erhielt. In ihren Gebirgen abgehärtet gegen alle Beschwerden des Kriegs, an geringe Nahrung, Reis und Wasser, gewöhnt, mit trefflichen Säbeln bewaffnet, bildeten sie mit ihren unansehnlichen, aber dauerhaften Pferden, eine Reiterei, die ihren Nachbarn, in deren Gebiete sie öftere Streifereien unternahmen, furchtbar wurde. Als Aureng-Zeyb (s. d.) die Küste Koromandel angriff, riefen die Bewohner dieses Landstrichs die Maratten zu Hülfe, und jener furchtbare Eroberer fand es gerathen, mit letztern einen für sie vortheilhaften Vertrag zu schließen. Die nach Aureng-Zeyb's Tode entstandenen Unruhen, welche das mongol. Reich erschütterten, benutzten die Maratten, um ihre Besitzungen zu erweitern, sodaß ihr weiter Staat, freilich meist unangebaut, gegen 28,000 □M. umfaßte. Allein Sewadschi's Nachkommen, die den Titel Maha Rajah, d. h. Großfürst, führten, überließen die Regierung ihren Ministern und wurden von diesen als Staatsgefangene gehalten. Als der letzte Abkömmling der regierenden Familie, Ram Rajah, 1740 in einem Alter von acht Jahren auf den Thron kam, benutzte sein erster Minister, der Peischwah oder Großvezier Bajirow, die Minderjährigkeit des Regenten, bemächtigte sich zugleich mit einem andern Minister, Rajojei, der Regierung, und hielt den Ram Rajah bis zu seinem Tode, 1777, als einen Gefangenen, ließ ihm jedoch einen Schein der Würde. Das Reich theilte Bajirow mit seinem Gehülfen, behielt die westl. Provinzen für sich und nahm seinen Sitz zu Punah. Man nennt dieses das Reich der Punah-Maratten. Rajojei bemächtigte sich der östl. Provinzen, machte Naugpur zu seiner Residenz und gründete das Reich der Berar-Maratten. Bajirow, der 1750 starb, machte die Würde eines Peischwah in seiner Familie erblich. Doch bildete sich 1777 ein aus zwölf Braminen bestehender Regierungsrath, welcher dem Peischwah nur noch die vollziehende Gewalt ließ. Jene Theilung des ganzen Marattenstaates konnte nicht ohne Einwilligung der vornehmsten Statthalter geschehen; diese befriedigte man durch größere Macht und mehre Einkünfte. Daher entstanden mehre Marattenfürsten, von denen einige nur zum Schein von den Regenten der größern Länder abhängen. Sowohl der Staat der

Punah-Maratten, der die ganze Küste von Goa bis Kambodscha einnahm und in welchem die vornehmsten Besitzungen der Präsidentschaft Bombay lagen, als der der Berar-Maratten mußte sich den Briten unterwerfen, jener 1818, dieser 1817. Unter allen Marattenfürsten ist der Scindiah noch der Einzige, der seine Unabhängigkeit behauptet. Seine Besitzungen haben sich allerdings in Folge der Kriege mit den Engländern, 1802 und 1817, bedeutend vermindert, doch enthalten sie noch immer ein Areal von 1860 □M. mit 4 Mill. Einw. Der jetzige Scindiah, welcher den Titel Maha Rajah führt und zu Gwalior residirt, heißt Dschankodschi Rao Scindiah Bahudar, und bemächtigte sich in Folge einer jedoch unblutigen Revolution am 10. Juli 1833 der Herrschaft. Andere abhängige Marattenstaaten sind die des Guicowar, 847 □M. mit 2 Mill. Einw.; des Holkar in Malwah und Guzerate, 535 □M. mit 1,200,000 Einw.; des Rajah von Satarah, 511 □M. mit 1,500,000 Einw., und des Bhunsla oder der Naugpur-Maratten, 3297 □M. mit 3 Mill. Einw. Die Maratten sind Anhänger der Religion des Brama, von starkem, festem Körperbau, in der Farbe vom Schwarzen bis zum Hellbraunen schattirt. Ihre Lebensart ist einfach, ihre Erziehung kriegerisch, ihr Charakter grausam und wild. Zum Gefechte berauschen sie sich oft durch eine Art Opium oder durch wilden Hanf, den sie als Taback rauchen. Ihre Artillerie bewies im letzten Kriege mit England ebenso viel Geschicklichkeit als Muth; doch wurde den Briten die Unterwerfung der Marattenstaaten dadurch erleichtert, daß die Kriegerkaste der Rajahs, weil sie sich gegen die übrigen Hindukasten ungemeine Bedrückungen erlaubte, allgemein verhaßt war.

Maratti oder Maratto (Carlo), der letzte Maler der röm. Schule, geb. 1625 zu Camurano in der Mark Ancona, zeigte von frühester Kindheit auf viel Lust zum Zeichnen und Malen, kam in seinem elften Jahre nach Rom, studirte hier bis zum 19. Jahre in der Schule des Andr. Sacchi die Werke Rafael's, der Carracci und des Guido Reni, und bildete sich nach ihnen eine eigenthümliche Manier. Vorzüglich fanden seine Madonnenbilder großen Beifall, sodaß er deshalb den Beinamen Carlo delle Madonne erhielt. Für Ludwig XIV. malte er sein berühmtes Bild der Daphne, und Clemens IX., der sich von ihm malen ließ, bewilligte ihm einen Gehalt und ernannte ihn zum Ritter und Aufseher der vaticanischen Zimmer. Er starb zu Rom 1713. Bescheidenheit und Gefälligkeit waren die Hauptzüge seines Charakters. Er hatte die größten Verdienste um die Erhaltung der Malereien Rafael's im Vatican und Carracci's in dem Farnese'schen Palaste; auch ließ er Beiden Denkmale im Pantheon setzen. Ein guter Zeichner, war er, wenn auch kein schöpferischer Geist, doch glücklicher Nachahmer großer Vorbilder. Seine Anordnung war schön, sein Ausdruck gefällig, seine Behandlung verständig und sein Colorit angenehm. Er verstand Geschichte, Architektur und Perspective und wußte in seinen Gemälden einen guten Gebrauch davon zu machen. Seine Hauptwerke sind in Rom; zwei liebliche Madonnenbilder von ihm findet man in der dresdner Gallerie, und ein anderes herrliches Gemälde in dem Palaste Michailoff in Petersburg. Auch hat er mehre schöne Blätter geätzt. Von seinen Schülern sind die bekanntesten F. Joranis und Chiari. Zugleich war er ein Beförderer der Kupferstecherkunst, und Jak. Frey, der berühmte Kupferstecher, sein Schüler. — Seine Tochter Faustina war eine vorzügliche Dichterin. Mehre ihrer kleinern Gedichte wurden von Herder ins Deutsche übertragen.

Maravedi (Maravedi de Vellon), der Name einer span. Münze, ist aus Marobitin entstanden, einer bei den Mauren in Spanien gewöhnlichen Münze, deren 60 auf eine Mark Goldes gerechnet wurden. Der Silber-Maravedi (Maravedi de Plata) wird nur als Rechnungsmünze gebraucht und ist = 2 Kupfer-Maravedi, deren einer = 10 Dineros = $^{13}/_{17}$ Pf. Preuß. = $^{10}/_{17}$ Pf. Sächs. ist.

Marbod, s. Markomannen und Hermann.

Marburg, Hauptstadt der kurhess. Provinz Oberhessen an der Lahn, mit

7600 Einw. und einem Schlosse, hängt gleichsam an einem Berge, auf welchem oben das Schloß liegt. Unter den Kirchen sind die Elisabethkirche mit ihren schönen Denkmälern und die Frauenkirche mit den Grabmälern früherer Landesherren die sehenswerthesten. Die Stadt hat einige Manufacturen, mehre guteingerichtete wohlthätige Anstalten, und an wissenschaftlichen, außer der Universität, ein Pädagogium und ein Schullehrerseminar; auch besteht daselbst seit 1817 eine naturforschende Gesellschaft. In M. wurde vom 1.—3. Oct. 1529 zwischen den wittenberger und schweizerischen Reformatoren (Luther und Zwingli) das bekannte Religionsgespräch gehalten. Viel litt die Stadt im siebenjährigen Kriege; sie wurde durch die Franzosen besetzt, 1759 durch Belagerung von den Verbündeten wieder genommen und 1760 durch die Franzosen von Neuem erobert, die sich 1761 gegen einen heftigen Angriff der Verbündeten behaupteten.

Die Universität zu M. ist die erste aller deutschen protestantischen Universitäten; denn die eingegangene wittenberger war ursprünglich eine katholische. Sie ward vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen am 30. Mai 1527 aus den eingezogenen Klostergütern gegründet, indem er glaubte, daß man durch Stiftung neuer Universitäten der evangelischen Lehre zu Hülfe kommen müsse, erhielt aber erst 1541 die von Karl V. zu Brüssel ausgefertigten kais. Privilegien, nachdem Philipp ihren Fonds noch durch verschiedene Vogteien vermehrt hatte. Von ihm empfing sie auch alle Vorrechte, welche man damals für das Gedeihen einer Universität nothwendig hielt, nämlich einen privilegirten Gerichtsstand, Zoll- und Accisefreiheit, Jagdgerechtigkeit, Sitz und Stimme auf den Landtagen u. s. w. Unmittelbar nach ihrer Stiftung trat ihre glänzendste Epoche ein, weil man in ihren Hörsälen aus der reinsten Quelle der neuen Lehre schöpfen konnte. Die reiche Dotation derselben, die Berufung der ausgezeichnetsten Lehrer aus Deutschland, Frankreich, Holland und der Schweiz, die glückliche Lage des Orts, das große politische Ansehen Philipp's des Großmüthigen und der Umstand, daß zwischen Luther und Zwingli dort das berühmte fruchtlose Colloquium zu Ausgleichung ihrer verschiedenen Ansichten statthatte, veranlaßten das Zuströmen vieler Jünglinge aus ganz Europa, ja selbst einiger aus Korinth. Die schöne Blüte dieser Hochschule dauerte fast hundert Jahre. Im 17. Jahrh. vereinigten sich dagegen mehre Umstände zur Verdunkelung ihres Glanzes, vorzüglich die Abschaffung der protestantischen Lehre und die Einführung des reformirten Glaubensbekenntnisses, sowie die dadurch veranlaßte Gründung einer zweiten hess. Landesuniversität zu Gießen. M. verlor durch dieses Ereigniß einen Theil seiner Einkünfte, Lehrer und Studenten. Dazu kam noch 1607 und 1611 die Pest, sodaß die Universität einstweilen nach Frankenberg und von da nach Treyßa verlegt werden mußte. Im J. 1625 wurde zwar die Universität zu Gießen wieder mit der zu M. vereinigt; allein es konnte diese Wiedervereinigung wegen der Unruhen des dreißigjährigen Kriegs und bei der innigen Verbindung Hessens mit Gustav Adolf keine großen Folgen herbeiführen; auch ward 1650 Gießen wieder als Universität hergestellt, nachdem M. an Kassel zurückgefallen war. Im Laufe des 18. Jahrh. wirkte die Erscheinung des von Halle vertriebenen Christian Wolf wohlthätig auf den Ruf der hohen Schule. Berühmte, zum Theil gleichzeitige Lehrer, wie Cramer, Vultejus, Estor, Selchow ꝛc., erhielten denselben ebenso wie die spätern Universitätslehrer Baldinger, Jung, Tiedemann, Stein, Michaelis u. A. Die Einkünfte der Universität fließen theils aus ihrem eigenthümlichen, von den aufgehobenen Klöstern herrührenden und von ihr selbst verwalteten Vermögen, das jährlich im Durchschnitt ungefähr 20,000 Thlr. abwirft, theils aus Zuschüssen der Staatskasse, die beiläufig 20,000 Thlr. betragen, sodaß man ihr Gesammteinkommen zu 72,000 Gldn. jährlich annehmen kann. Sie ist reich an Instituten, die zum Theil sehr gut dotirt sind; namentlich besitzt sie eine der stärksten und schönsten Bibliotheken Deutschlands (über 100,000 Bde.), mit einem jährlichen

Einkommen von ungefähr 1260 Gldn., einen botanischen Garten, eine Entbindungsanstalt in dem ehemaligen deutschen Herrenhause, mit 2380 Gldn. jährl. Eink., ein anatomisches Theater, mit 618 Thlr. jährl. Eink., eine Thierarzneischule mit 550 Thlr. Eink., ein Hospital, gegenwärtig zum Land- und Provinzialkrankenhaus erhoben, mit 3000 Thlr. Eink., ein medicinisch- und chirurgisch-ambulatorisches Klinikum, zusammen mit 450 Thlr. Eink., ein physikalisch-mathematisches Institut, mit 200 Thlr., ein chemisches Laboratorium, mit 150 Thlr., ein zoologisches, mit 50 Thlr., ein philologisches Seminar, mit 269 Thlr. Eink. und ein staatswirthschaftliches Institut. Die Universität zählt jetzt 30 ordentliche Professoren, 5 außerordentliche, und mehre Privatdocenten, unter denen die meisten als Schriftsteller rühmlichst sich auszeichnen. Die Zahl der Studirenden betrug seit Wolf's Zeit bis zur westfäl. Periode zwischen 200—300; während dieser Zeit nicht einmal 200, und ist gegenwärtig bis auf 400 gestiegen. Die Disciplin handhabt eine aus dem Senate gewählte Deputation, auch sitzt ein Deputirter der Universität der Stadtpoliceicommission bei. Ohne eine besondere Curatel leitet das Ministerium des Innern unmittelbar alle Zweige der Universität. Vgl. „Geschichte der Universität M." in Justi's „Vorzeit" (1826).

Marc Aurel, s. Antoninus, der Philosoph.

Marcello (Benedetto), Componist und Dichter, geb. zu Venedig 1686, ward in der Musik von seinem ältern Bruder Alessandro und von Gasparini und Lolli unterrichtet. Er bekleidete mehre Jahre das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern, ward hierauf Proveditor zu Polo, und endlich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1739 starb. Seine Motetten, Cantaten, Psalmen, welche letztere von Seb. Valle (8 Hfte., Ven. 1803, Fol.) herausgegeben wurden, und übrigen Werke erlangten einen ungemeinen Ruf und verdienten ihn wegen ihrer edeln und einfachen Erhabenheit. Allein sein Gesang erfoderte Stimmen von weitem Umfange, welche die ungewöhnlichsten Intervallen nicht scheuen. Er hat sowol Kirchen- wie Kammermusiken componirt, auch mehre theoretische und andere Werke geschrieben, für das Theater aber, wie man behauptet, nie etwas geliefert. Zu seinen Schülerinnen gehörte die berühmte Faustina Bordoni, nachmalige Hasse. Auch seine Gattin ward von ihm zur trefflichen Sängerin gebildet.

Marcellus (M. Claudius) war der erste röm. Feldherr, der im zweiten pun. Kriege glücklich gegen Hannibal focht. Schon während seines Consulats, 223 v. Ch., hatte er glänzende Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, indem er den Anführer der Gallier, Viridomarus, der ihn zum Zweikampfe foderte, besiegt und dadurch das überlegene gall. Heer so muthlos gemacht hatte, daß es vor dem kleinen Römerheere die Flucht ergriff. Die Folge davon war die völlige Besiegung Oberitaliens und für ihn ein Triumphzug. Als bald darauf der zweite pun. Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen den Hannibal auf, indem er als Prätor den Befehl über die übriggebliebenen Truppen zu Canusium an des Terentius Varro Stelle übernahm. Auf die Nachricht, daß Hannibal sich gegen Nola wende, eilte er ihm zuvor, warf sich in die Stadt und zwang die Karthager, sich mit Verlust zurückzuziehen. Als Hannibal Nola aufs Neue bestürmte und M. sahe, daß der Ort unhaltbar sei, entschloß er sich zu einer Hauptschlacht im freien Felde. Sein an Zahl geringeres Heer hatte den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, sich in sein Lager zurückzuziehen. Hierauf ward M., zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator, zum Consulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Versuch Hannibal's auf Nola und bot demselben eine Schlacht an, die dieser nicht anzunehmen wagte. Nachdem eine Krankheit auf einige Zeit seine Thätigkeit unterbrochen hatte, ging er in seine Provinz Sicilien, wo unter seinen tapfern Thaten die Belagerung von Syrakus die merkwürdigste ist. Nachdem er seit 214 v.

Chr. Alles verſucht hatte, ſich dieſer Stadt, welche Archimedes (ſ. d.) durch ſeine kunſtreichen Maſchinen vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beſchränkte er ſich auf die Blockade, vereitelte alle Verſuche der Karthager, ſie zu entſetzen, und war ſo glücklich, ſich ihrer nach und nach, theils durch Liſt, theils durch die Waffen zu bemächtigen (212). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern; doch befahl er, keinen Syrakuſaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Soldaten viele Einwohner ermordet; unter dieſen auch Archimedes. M. bedauerte den Tod deſſelben ſehr, verlieh ſeinen Anverwandten viele Vorrechte und ließ ihn feierlich beſtatten. Nachdem er den größten Theil der Inſel unterworfen und noch einen vollſtändigen Sieg über die Karthager davongetragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. Im J. 211 v. Chr. aufs Neue mit dem M. Valerius Lävinus zum Conſulat erhoben, ſollte er wieder den Oberbefehl in Sicilien erhalten; doch die Syrakuſaner ſandten Abgeordnete nach Rom, welche ſich über ſeine Grauſamkeit beſchweren und einen andern Feldherrn erbitten mußten. M. wurde zwar freigeſprochen, tauſchte aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als dies ſpäter die Syrakuſaner bereuten und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, ſondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben und ſie als Bundesgenoſſen Roms angeſehen wurden. M. führte indeß in Italien den Krieg gegen Hannibal. Bei Numiſtrum lieferte er eine unentſchiedene Schlacht; im folgenden Jahre ward er bei Canuſium von Hannibal geſchlagen, erneuerte aber, die Flüchtlinge ſammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag darauf den Kampf und ſiegte, wiewol mit großem Verluſte. Im J. 209 v. Chr. erhielt er das Conſulat zum fünften Mal, mit T. Quintius Criſpinus. Beide Conſuln vereinigten ſich am Liris, aber Hannibal vermied die Schlacht. Hierauf wollten die Römer eine Anhöhe zur Lagerſtätte beſetzen, als ſie ſich plötzlich von Feinden umringt ſahen. Dennoch würden ſie ſich durchgeſchlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Cavalerie ausmachten, ſich ſogleich ergeben hätten. M. ſelbſt blieb; ſein Sohn und der andere Conſul ſchlugen ſich durch. So ſtarb dieſer große, von Hannibal ſelbſt gefürchtete Feldherr, der das Schwert Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild deſſelben hieß. Hannibal zog ſeinem Leichnam den Ring vom Finger, ließ den Körper unter den größten Ehrenbezeigungen verbrennen und die Aſche dem Sohne in einer koſtbaren Urne überbringen. Sein Geſchlecht blühte lange und zählte mehre conſulariſche Männer, bis es mit dem Sohne der Octavia, der Schweſter des Auguſtus, den Virgil verherrlicht hat, ausſtarb.

Märchen, ſ. Volksmärchen.

Marcheſi oder Marcheſini (Luigi), einer der berühmteſten Sopraniſten, geb. zu Mailand 1755, der Sohn eines Horniſten der modeneſ. Kapelle, war ſchon als Knabe Virtuos auf dem Waldhorn. Von Kunſtverſtändigen, ſeiner ſchönen Stimme wegen, aufgefodert, verließ er heimlich ſeinen Vater, ging nach Bergamo, unterwarf ſich hier der Operation und vollendete dann ſeine Geſangsſtudien unter dem Kapellmeiſter am mailänd. Dome, Fiorini. Indeß ſcheint er doch erſt in München, 1775—77, ſich vollends ausgebildet zu haben. Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland ward er überall, wo er ſich hören ließ, mit Enthuſiasmus aufgenommen und in Turin mit 1000 Dukaten Gehalt angeſtellt. Hier ſang er vor dem Großfürſten Paul von Rußland und folgte 1786 einem früher ſchon an ihn ergangenen Rufe nach Petersburg. Er ſang 1787 in Berlin, trat im folgenden Jahre zu London in der ital. Oper auf, war 1801 in Wien, und kehrte dann wieder nach Italien zurück, wo er zu Mailand am 15. Dec. 1829 ſtarb. Seine Stimme war überaus rein und hell, und in Anſehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor. Doch ward er der Urheber des neuen verzierten ital. Virtuoſengeſangs, der nachher in Überladung ausartete.

Marchettus, nächst Franco von Köln einer der vorzüglichsten Verbesserer der Mensural- und harmonistischen Musik, lebte gegen Ende des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. Zwei seiner Schriften hat Gerbert in den „Scriptores de musica" bekannt gemacht. M. gibt schon die wichtige Regel, daß zwei vollkommene Consonanzen (Unison, Quinten und Octaven) nicht in grader Bewegung aufeinander folgen sollen. Von Dissonanzen erkannte er noch weiter nichts als die Nothwendigkeit der Auflösung und ließ sie nur im Durchgange vorkommen.

Marchfeld, der östr. Kreis unter dem Mannhartsberge im Lande unter der Ens; insbesondere die 5 M. lange, 3 M. breite und getreidereiche Ebene vom Marktflecken Bockfließ bis an die March und Donau ist wegen mehrer Schlachten, welche hier geliefert wurden, berühmt. Hier schlug Ottokar von Böhmen 1260 Bela IV. von Ungarn, und eroberte die Steiermark, die seitdem bei Deutschland blieb. In der zweiten Marchfeldschlacht am 26. Aug. 1278 fiel **Ottokar** (s. d.) gegen Rudolf von Habsburg, der die Macht seines Hauses an diesem Tage gründete; in der dritten bei **Aspern** (s. d.), am 21. und 22. Mai 1809, rettete der Erzherzog Karl die Monarchie, und in der vierten bei **Wagram** (s. d.), am 5. u. 6. Jul. 1809, behauptete er wenigstens die Ehre der östr. Waffen.

Marciano, ein Dorf im Großherzogthum Toscana, wurde durch den Sieg der Truppen Karl V. und des Herzogs von Florenz über die Franzosen, am 3. Aug. 1554 bekannt, zu dessen Andenken der Herzog den St.-Stephans-Orden stiftete, der 1817 erneuert wurde.

Marcion und Marcioniten, s. Gnosis.

Marco Polo, s. Polo.

Marcus, der Evangelist, ist nach der Angabe alter Kirchenschriftsteller Derjenige, den man aus der Apostelgeschichte unter dem Namen **Johannes Marcus**, als den vieljährigen Begleiter der Apostel Paulus und Petrus auf ihren Reisen kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jesu, und sein Haus zu Jerusalem die Herberge der Apostel. Er hatte daher theils selbst erlebt, theils von Augenzeugen erfahren, was er von Jesu erzählt. Offenbar schrieb er für Christen aus dem Heidenthume; jedoch ist es nicht ausgemacht, ob sein Evangelium zuerst zu Rom oder zu Alexandrien, wo er Gemeinden gestiftet hatte, oder zu Antiochien gelesen worden ist. Es unterscheidet sich von den übrigen durch eine bündige Kürze, die Vieles, was mit der Messiaswürde Jesu zusammenhing und zunächst nur den Judenchristen wichtig sein konnte, mit Stillschweigen übergeht. Die Echtheit seines Evangeliums ist niemals mit einigem Grunde bezweifelt worden.

Marder (der), ein Raubthier aus der Gattung der Wiesel, ist seines schönen braunen Pelzes wegen geschätzt. Man hat zwei Arten, den Baummarder und den Hausmarder; ersterer lebt in Wäldern, klettert sehr geschickt und springt so gewandt wie ein Eichhörnchen, ist 1½ F. lang und hat einen 9 Z. langen Schwanz, aber sehr niedrige Füße. Dem jagdbaren Wilde thut er vielen Schaden, da er sogar Auerhühner anfällt und meist von Geflügel, Kaninchen, Hasen u. s. w. lebt, weshalb man ihm auch besonders mit eisernen Fallen nachstellt. Seine Heimat ist das nördl. Europa und Asien. Der Hausmarder, welcher wie jener einen dunkelbraunen Pelz, aber eine weiße Kehle hat, auch etwas kleiner ist, lebt mehr in Gebäuden, alten Mauern u. s. w., und wird besonders den Hühnerhöfen sehr gefährlich, da er oft blos mordet, um das Blut auszusaugen und das Gehirn auszufressen, und den Eiern sehr nachstellt.

Maremmen heißen mehre ungesunde Gegenden in Italien, insbesondere aber der Strich Landes, welcher sich längs der Meeresküste vom Ausflusse der Cecina bis gegen Orbitello erstreckt und wegen der ungesunden Ausdünstungen aus seinem an Schwefel und Alaun überreichen Boden im Sommer nur mit Gefahr

der Gesundheit bewohnt werden kann. Noch im 5. Jahrh. war diese Gegend fruchtbar, gesund und bewohnt. Im Winter bieten die Maremmen üppige Weiden für das Vieh und können auch ohne alle Gefahr von Menschen bewohnt werden. Im Sommer baut man in ihnen etwas Getreide, doch ist das Ernten für die Arbeiter stets gefahrvoll. Durch Baumpflanzungen wird das Übel etwas vermindert, aber keineswegs gänzlich gehoben, wie z. B. die Umgebung des Lago di Bolsena, das alte Volsinii, daher lacus volsiniensis, beweist, die viel Waldung hat und doch an der mal aria leidet. Verschieden von den Maremmen sind die pontinischen und andere Sümpfe, die aus der schlechten Abwässerung der Niederungen zwischen der Küste des Meeres und dem Fuße der Apenninen entstanden sind.

Marengo, ein Flecken in der Ebene zwischen Alessandria und Tortona, im sardin. Herzogthum Montferrat, ward bleibend denkwürdig in der Geschichte durch die Schlacht am 14. Jun. 1800, welche Bonaparte's Macht begründete. Derselbe war mit 60,000 M. vom 16. bis zum 27. Mai über die Alpen gegangen. Zu spät erkannte der östr. Feldherr Melas die Gefahr, denn schon hatte Bonaparte am 2. Jun. das Felsenschloß Bardo, am Eingange des Thals von Aosta, erobert; Murat aber war darauf nach Mailand vorgerückt, Suchet hatte Nizza genommen und Berthier bei Montebello den Feldmarschalllieutenant von Ott geschlagen. Am 13. Jun. kam Desaix aus Ägypten in Bonaparte's Hauptquartier an; die Hauptcorps waren bei M. vereinigt; Desaix befehligte die Consulargarde, ward aber nach Novi beordert, um den Östreichern den Rückzug auf Genua abzuschneiden. Allein die Östreicher gingen in der Nacht über die Bormida, und so kam es am 14. Jun. zu der Schlacht, worin Desaix den Tod fand und das östr. Heer unter Melas, mit einem Verluste von 7000 Gefangenen und 12,000 Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Bonaparte, dessen Eifersucht lieber den Ruhm der Todten ertrug als den der Lebenden, schrieb dem Desaix die Entscheidung des Sieges zu, welches Verdienst aber unstreitig dem General Kellermann gebührt. Gegen Mittag mußten nämlich, am Tage der Schlacht, die franz. Colonnen unter Lannes und Victor, um die Hälfte geschwächt und ohne Munition, das Schlachtfeld räumen. Sie zogen sich, gedeckt von der Cavaleriebrigade Kellermann's, zurück, und das langsame Vorrücken der Östreicher, sowie die falsche Richtung, welche ihre zahlreiche Cavalerie nahm, ließ den Trümmern des franz. Heeres Zeit, sich hinter Desaix's Corps zu sammeln. Bonaparte hatte nämlich Desaix eiligst zurückberufen, und dieser eben seine Stellung bei S.-Giuliano, links der Straße von Tortona nach Alessandria, genommen, als Kellermann mit seiner Cavaleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutant Savary den Befehl erhielt, den Angriff Desaix's zu unterstützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem achtstündigen Kampfe sehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Desaix mochte 3000—4000 M. stark sein. Der Feind war seines Sieges gewiß; Desaix ward gleich anfangs tödtlich verwundet. Seine an Zahl so schwachen Truppen konnten dem feindlichen Angriffe nicht widerstehen und ergriffen die Flucht. Kellermann sah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungar. Grenadiere im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er sich mitten unter die Feinde, die, bestürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeschnitten, da sie sich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr streckten. Die Masse des östr. Heeres glaubte, der Feind habe eine bedeutende Verstärkung erhalten, und zog sich übereilt und in Unordnung nach der Bormida zurück, wodurch der Sieg entschieden war. Die unmittelbare Folge dieser Schlacht war der Waffenstillstand zu Alessandria zwischen Bonaparte und Melas, nach welchem die Östreicher binnen 14 Tagen die Citadellen von Alessandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzighetone, Arona und Piacenza, nebst den Festungen Genua, Coni, Ceva,

Savona und Urbino räumten und sich über Piacenza zwischen den Po und Mincio zurückzogen. Desaix wurde an der Stelle, wo er fiel, ein Denkmal errichtet. Nach Savary in seinen „Mémoires" soll Bonaparte im Schlaf eine Meldung im entgegengesetzten Sinne verstanden und deshalb seinen rechten Flügel einer Niederlage bloßgestellt haben.

Maret (Hugues Bernard), Herzog von Bassano, geb. 1758 zu Dijon, wo sein Vater Arzt und beständiger Secretair der Akademie war, hatte die Absicht, in Paris sich eine Stelle zu kaufen, als die Versammlung der Reichsstände seinen Hoffnungen eine andere Richtung gab. Nach der Eröffnung der constituirenden Versammlung entwarf er mit Mejean dem Ältern den Plan zu dem „Bulletin de l'Assemblée", worin er die Verhandlungen mit ungemeiner Treue wiedergab. Als der Buchhändler Panckoucke später den Gedanken zur Herausgabe des „Moniteur" (s. d.) faßte, bewog er M., sein „Bulletin" aufzugeben, und gewann ihn für die neue Zeitschrift. Der große Beifall, den dieses Blatt fand, machte den Verfasser zu einem wichtigen Manne für alle Redner, die auf die treue Darstellung ihrer Meinungen Werth legten, und von dieser Zeit an beginnt M.'s Glück auf seiner politischen Laufbahn. In einem kleinen Hause in der Straße St.-Thomas du Louvre, wo er seine Zeitschrift herausgab, lernte er den Lieutenant Bonaparte kennen, der hier wohnte, und den er oft zum Essen mitnahm. M. blieb bis gegen die Mitte 1791 mit den Jakobinern verbunden, seit den Begebenheiten auf dem Marsfelde (17. Jul. 1791) aber zog er sich mit andern Abgeordneten zurück und ward Mitstifter des Clubs der Feuillans, wo er laut die constitutionnelle Monarchie predigte. Er entzweite sich jedoch nicht so ganz mit seinen alten Freunden, daß er nicht wichtige Verbindungen behalten hätte, die ihm in der Folge nützlich wurden. Als der 10. Aug. die Monarchie gestürzt hatte, nahm M. die Stelle eines Divisionschefs unter Lebrun, dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, an. Er wurde, als der engl. Gesandte in Paris zurückberufen und dem franz. Botschafter in London die Anerkennung seines öffentlichen Charakters verweigert worden war, gegen Ende 1792 an den engl. Hof gesandt, um dessen Beitritt zur Coalition zu verhindern. Allein Lord Grenville schickte ihm im Febr. 1793 seine Depeschen uneröffnet zurück und zugleich den Befehl, das Königreich binnen drei Tagen zu verlassen. Der schnelle Wechsel der Begebenheiten in Frankreich und alte Erinnerungen hatten die Gunst, die er unter dem Minister Lebrun genossen, vermindert, weshalb er seine Stelle verlor; jedoch ernannte man ihn zum Botschafter am neapolit. Hofe. Auf dem Wege dahin ward er am 25. Jul. im Graubündtnerlande, nebst Sémonville, durch östr. Truppen in Verhaft genommen und nach Kufstein gebracht, einige Monate darauf aber mit den von Dumouriez den Östreichern überlieferten Conventsdeputirten zu Basel gegen die Tochter Ludwig XVI. ausgewechselt. Im Jun. 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der drei Commissaire, welche mit Malmesbury zu Lille den Frieden unterhandeln sollten. Nach der Revolution vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) ward er zurückberufen und lebte entfernt von Staatsgeschäften, bis er im Dec. 1799 zum Generalsecretair der Consuln ernannt wurde. Später ward diese Stelle unter dem Namen Staatssecretariat zu einem Ministerium erhoben. Er gewann sehr bald Bonaparte's Vertrauen und begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen. Er half die Friedensverträge von Presburg, Tilsit und Wien schließen, erhielt 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und ward zum Herzog von Bassano erhoben. Auch in dem russ. Kriege von 1812—13 war er um die Person des Kaisers. Am 1. Jan. 1813 schlug er eine Aushebung von 350,000 Conscribirten zum Ersatze des in Rußland erlittenen Verlustes im Senate vor. Er ist hauptsächlich an der Fortsetzung dieses Krieges Schuld gewesen, welches ihn auch bewogen haben soll, im Anfange 1814 das Ministerium dem Herzoge v. Vicenza zu überlassen. Napoleon brauchte ihn nun zu Privatunterhandlungen, bis er im

Apr. mit dem Kaiser vom Schauplatz abtreten mußte. Bei der Rückkehr desselben, 1815, ward er wieder Minister-Staatssecretair und Pair von Frankreich. M., mehr Hof- als Staatsmann, war weniger ein guter Minister als ein guter Secretair. Er war der unbedingte Diener des Gewalthabers und verließ ihn erst nach der letzten Katastrophe, als Alles für ihn verloren war. Im J. 1816 aus Frankreich verbannt und aus der Reihe der Mitglieder des Instituts gestrichen, erhielt er unter Decazes' Ministerium die Erlaubniß zur Rückkehr. Seitdem lebte er in Frankreich, ohne daß man weiter von ihm gesprochen hätte, bis er am 10. Nov. 1834 von Ludwig Philipp, dem das doctrinaire Ministerium die Entlassung eingereicht hatte, durch den Einfluß des Tiersparti oder der Partei Dupin's des Ältern zum Minister des Innern und Präsidenten des Ministerconseils ernannt wurde. Doch schon drei Tage nachher mußte er seine Entlassung nehmen, worauf der Marschall Mortier an die Spitze des doctrinairen Ministeriums trat.

Marezoll (Joh. Gottlob), einer der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner der neuern Zeit, geb. zu Plauen im Voigtlande am 25. Dec. 1761, besuchte die dasige Schule, studirte 1779—83 in Leipzig und ward hierauf Hauslehrer bei einem Oberförster an der sächs. und böhm. Grenze. Mitten im Walde lebte er hier in der tiefsten Einsamkeit, bei dem spärlichen Gehalte von 30 Thlr. jährlich, drei Jahre lang wohlgemuth seiner Pflicht und den Wissenschaften. Er verband mit der Theologie die Philologie, und sein Wunsch war ein Schulamt. Inzwischen fand eine Predigt, die er hielt, viel Beifall, was ihn veranlaßte, sich als Prediger auszubilden. Zu seiner Übung arbeitete er eine Menge Predigten aus, sandte 1786 einige derselben an Zollikofer, und wurde von diesem aufgemuntert, eine Auswahl Predigten drucken zu lassen, mit der Erlaubniß, in der Vorrede Zollikofer's Namen zu nennen. Zugleich gab er anonym heraus: „Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung" (Lpz. 1787), wurde jedoch bald als Verfasser bekannt. Da nun beide Schriften, besonders die Predigten, in den „Gelehrten Anzeigen" günstig beurtheilt wurden, und in der „Allgemeinen Literaturzeitung" der Wunsch ausgesprochen war, daß der Verfasser in die Lage eines Hof- und Universitätspredigers kommen möchte, so wurde er bald darauf als Universitätsprediger nach Göttingen berufen. Kurz vorher hatte M. noch das „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht" geschrieben (2 Bde., Lpz. 1788—89; 4. Aufl. 1817), das auch ins Schwedische, Dänische und Holländische übersetzt wurde. An Münter's Stelle wurde er 1794 zum Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen gewählt; da ihm aber auf einer Reise nach Deutschland, 1802, von Herder in Weimar die Superintendentur zu Jena angetragen wurde, so gab er seine dortige Stelle auf und ging im folgenden Jahre nach Jena, wo er höchst segensreich wirkte bis zu seinem Tode, der am 15. Jan. 1828 erfolgte. Unter seinen Schriften erwähnen wir die „Predigten, vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters" (2 Bde., Gött. 1790—92; 2. Aufl. 1795); „Über die Bestimmung des Kanzelredners" (Gött. 1793); „Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation u. s. w." (Jena 1822), die nach seinem Tode von Schott herausgegebenen „Homilien und einige andere Predigten" (Neust. a. d. O. 1829).

Marforio heißt die ziemlich große, etwas verstümmelte Marmorstatue eines liegenden Flußgottes, welche jetzt in dem Hofe des einen Flügels vom Capitol an der Wand steht, und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (S. Pasquill.)

Margarethe, Königin von Dänemark und Norwegen, 1387—1412, und von Schweden seit 1394, Waldemar IV., Königs von Dänemark, Tochter und Hakon's, Königs von Norwegen, Witwe, folgte, 34 J. alt, in der Regierung ihrem Sohne Oluf. Da noch von Waldemar's Zeiten her Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt war, setzte sie denselben fort und war so glücklich,

den schwed. König Albrecht zu besiegen und in der Schlacht bei Falköping, 1388, gefangen zu nehmen, worauf sie 1394 auch den Thron von Schweden einnahm. Als sie so die Kronen der drei nord. Reiche auf ihr Haupt gesetzt, dachte sie darauf, die Vereinigung derselben dauernd zu machen. Sie berief 1397 die dän., schwed. und norweg. Stände nach Kalmar und bewog sie, ein feierliches Gesetz zu geben, das alle drei Königreiche zu einer einzigen Monarchie vereinigte. Diese Urkunde, die unter dem Namen der kalmarischen Union bekannt ist, beruhte auf drei Hauptpunkten. Der König sollte ein Wahlkönig bleiben; der Regent sollte verpflichtet sein, abwechselnd in den drei Reichen zu residiren; und jedes Reich sollte seinen Senat, seine Gesetze und seine Freiheiten behalten. In dem ersten Punkte lag schon der Keim der künftigen Auflösung des Vereins. M. selbst verletzte mehre der Bedingungen der Vereinigung und gab besonders den Schweden zu Beschwerden Veranlassung. Sie starb 1412; ihr Nachfolger in der Regierung war ihr Neffe Erich IX.; die kalmarische Union hielt sich unter vielen Unruhen bis zum J. 1523. M. vereinigte mit den Talenten einer Heldin auch einige Herrschereigenschaften. Sie ließ das Gesetz mit lobenswerther Festigkeit beobachten, so lange es nicht ihren Staatsplanen entgegen war. Ihre Politik war gewandt und schlau. Die Meinung des Volkes suchte sie durch reiche Geschenke, die sie der Kirche machte, zu gewinnen. Sie sprach mit Kraft und Anmuth und bediente sich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben, der weiblichen Schönheit und des männlichen Muths. Im Ganzen gebührt ihr der Ruhm einer großen Königin.

Margarethe von Anjou, Königin von England, Tochter René's von Anjou, Titularkönigs von Sicilien, und seit 1443 Gemahlin Heinrich VI., Königs von England, in dessen Namen sie herrschte, vereinigte einen männlichen Charakter und großen Verstand mit seltener Schönheit und verband sich eng mit der Partei, die sie auf den Thron berufen hatte; dagegen ward sie eine Feindin des Herzogs von Gloceſter, und kam sogar in den Verdacht, in die Ermordung desselben, 1447, gewilligt zu haben. Nach einer geheimen Bedingung bei der Vermählung M.'s wurde ihr Oheim, Karl von Anjou, wieder in den Besitz der Grafschaft Maine gesetzt, die in den Händen der Engländer war, und dies erleichterte den Franzosen zwei Jahre darauf die Eroberung der Normandie. Unwillig hierüber klagte das Volk den Herzog von Suffolk, M.'s Lieblingsminister und Unterhändler der Heirath, des Hochverraths an. Der König verbannte Suffolk auf einige Zeit; aber der Herzog wurde, noch ehe er England verlassen, ermordet, und sein Tod blieb ungerächt. In den Kriegen zwischen den Häusern York und Lancaster (s. Großbritannien) bewies M. große Thätigkeit und Standhaftigkeit. Sie befreite ihren von dem Herzoge Richard von York gefangen gehaltenen Gemahl; als aber die Partei des Hauses Lancaster zu Northampton durch den Grafen von Warwick geschlagen und Heinrich zum zweiten Male gefangen wurde, floh M. mit ihrem Sohn in das nördl. England und wußte durch ihr Unglück eine solche Begeisterung zu erregen, daß sich, obgleich London und das Parlament ihr entgegen waren, der Adel für sie erklärte, und in Kurzem ein Heer von 20,000 Mann versammelt war. Der Herzog von York, der ihr mit 5000 M. entgegenrückte, ward bei Wakefield völlig geschlagen und fiel selbst in dem Gefechte. Auch den Grafen Warwick schlug sie 1461 in einer zweiten Schlacht bei St.-Albans und befreite ihren Gemahl. Trotz der Niederlage seiner Partei war indessen der älteste Sohn des Herzogs von York unter dem Namen Eduard IV. zu London als König ausgerufen und M. genöthigt worden, sich in das nördl. England zurückzuziehen. Alles strömte unter ihre Fahnen, wo Zügellosigkeit und Ungebundenheit herrschten, und in Kurzem stand sie wieder an der Spitze eines Heeres von 60,000 M., das aber bei Towtown vernichtet wurde. M. und ihr Gemahl flohen nach Schottland; Eduard berief ein Parlament, ließ seine Rechte auf die Krone anerkennen und Heinrich VI., dessen Gemahlin, ihren Sohn

und alle Anhänger des Hauses Lancaster ächten. M. eilte, da sie in Schottland keine Unterstützung erlangen konnte, nach Frankreich, und bewog Ludwig XI. durch das Versprechen, ihm Calais zu überliefern, ihr ein Hülfscorps von 20,000 M. zu geben, womit sich einige Schotten und die Anhänger ihrer Partei in England vereinigten. Doch auch dieses Heer wurde 1464 bei Exham geschlagen, und M., von Allen verlassen, suchte mit ihrem Sohne Zuflucht in einem Walde. Hier ward sie von Räubern überfallen und ihrer Kostbarkeiten beraubt, entkam aber, während jene über die Theilung der Beute in Streit gerathen waren. Hunger und Ermattung hatten sie aufs Äußerste gebracht, als ein anderer Räuber mit entblößtem Schwert auf sie zukam. Entschlossen ging sie ihm entgegen und übergab ihm den Prinzen mit den Worten: „Ich vertraue Euch den Sohn Eures Königs an". Der Räuber, erstaunt und gerührt, nahm sie in Schutz, hielt sie verborgen und verschaffte ihr die Mittel, nach Flandern zu entkommen. Heinrich VI., minder glücklich, wurde an Eduard IV. ausgeliefert und in den Tower gesetzt. Bald nachher erregte Eduard's Vermählung mit Elisabeth Gray die Unzufriedenheit des Grafen Warwick und des Herzogs von Clarence. Sie empörten sich 1470, mußten aber, da sie sich verlassen sahen, nach Frankreich flüchten, wo Ludwig XI. eine Vereinigung zwischen ihnen und M. zu Stande brachte, um Heinrich VI. wieder auf den Thron zu setzen. Noch in demselben Jahre landete Warwick, von dem Herzoge von Clarence begleitet, in England und eroberte es in elf Tagen. Eduard floh nach Holland, Heinrich bestieg den Thron und Warwick und der Herzog führten die Regentschaft. Aber nach sechs Monaten erschien Eduard, unterstützt von Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, wieder in London und nahm den unglücklichen Heinrich gefangen. Warwick wurde bei Barnet durch den Verrath des Herzogs von Clarence geschlagen und blieb im Handgemenge. An demselben Tage landeten M. und ihr 18jähriger Sohn mit Hülfstruppen zu Weymouth. Ihr Muth verließ sie zum ersten Male, als sie Warwick's Niederlage und Tod erfuhr. Doch die Trümmer ihrer Partei sammelten sich um sie und sie fing wieder an zu hoffen. Bei Tewkesbury kam es zur Schlacht; M. ward geschlagen und nebst ihrem Sohne gefangen, letzterer von Eduard's Brüdern durchbohrt, sie aber in den Tower gesetzt, wo einige Tage darauf ihr Gemahl wahrscheinlich von Mörderhänden starb. Nach vier Jahren erlangte M. durch den Vertrag von Pecquigny ihre Freiheit wieder; Ludwig XI. löste sie mit 50,000 Thlr.; sie kehrte nach Frankreich zurück, wo sie 1482 starb, nachdem sie als Königin, Gattin und Mutter großes Unglück mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte. S. Prevost's „Geschichte der Königin M. von England aus dem Hause Anjou" (deutsch, Altenb. 1783).

Margarethe von Östreich, die Tochter des Kaisers Maximilian I., geb. 10. Jan. 1480, kam noch als Kind gleich nach dem Tode ihrer Mutter, Maria von Burgund, an den Hof Ludwig XI., um dort erzogen zu werden, weil sie dem Dauphin (nachher Karl VIII.) zur Gemahlin bestimmt war. Als jedoch dieser sich 1492 mit Anna, der Erbin von Bretagne, vermählte, kam die Prinzessin zufolge des Friedensschlusses zwischen Karl VIII. und Kaiser Maximilian an den Hof ihres Vaters zurück und vermählte sich 1497 mit Johann, Infanten von Spanien. Als auf der Fahrt nach Spanien das Schiff, welches sie trug, einen heftigen Sturm auszuhalten hatte, der dasselbe mit dem Untergange bedrohte, fertigte sich die Prinzessin folgende Grabschrift: „Cy git Margot noble demoiselle deux fois mariée et morte pucelle". Ihr Gemahl starb schon am 4. Oct. 1497, und als auch der Herzog Philibert II. von Savoyen, mit welchem sie sich 1501 vermählte, 1504 gestorben, ernannte sie ihr Vater zur Statthalterin der Niederlande: eine Würde, die sie mit Ruhm und angebetet von den vorher sehr unruhigen Niederländern, bekleidete. Sie starb zu Mecheln am 1. Dec. 1530. Ihre Reden, sowol bei Hofe als vor den Ständen gesprochen, ihre Gedichte und Witzspiele, nebst ihren

„Discours de ses infortunes et de sa vie" sammelte Jean Lemaire in der „Couronne Margaritique" (1549).

Margarethe von Valois, früher von Angoulème, Königin von Navarra, Schwester Franz I. und Tochter Karl's von Orleans, Herzogs von Angoulème, und Luisens von Savoyen, geb. zu Angoulème 1492, vermählte sich 1509 mit Karl, letztem Herzog von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich, der zu Lyon nach der Schlacht von Pavia 1525 starb. Aus Liebe zu ihrem Bruder, Franz I., begab sie sich, nach dessen Gefangennehmung, nach Madrid, um ihn während seiner Krankheit zu pflegen, und trug viel dazu bei, ihm eine würdevolle Behandlung zu sichern. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz seine Dankbarkeit, besonders bei ihrer Vermählung mit Henri d'Albret, König von Navarra, mit dem sie Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich IV., zeugte. Ihre Maßregeln auf dem Throne waren eines großen Fürsten würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künste, beschützte die Gelehrten, ließ mehre Städte befestigen und trug zu deren Verschönerung bei. Ihr Bestreben, sich von Allem selbst zu unterrichten, veranlaßte sie auch, protestantischen Theologen Gehör zu leihen und sich mit ihren Grundsätzen bekannt zu machen. Ihre Ansichten hierüber legte sie 1533 in einer kleinen Schrift: „Miroir de l'ame pécheresse" nieder, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Diese Strenge flößte ihr nur mehr Theilnahme für die Ketzer ein, sodaß sie ihr ganzes Ansehen anwandte, um sie der Strenge der Gesetze zu entziehen. Auf ihre Empfehlung schrieb Franz I. zu Gunsten mehrer ihrer Religionsmeinungen wegen verfolgter Gelehrten an das Parlament. Doch kehrte sie gegen das Ende ihres Lebens zur katholischen Religion zurück. Sie starb 1549 auf dem Schlosse Odos in Bigorre. M. verband einen männlichen Geist mit theilnehmender Güte und umfassender Kenntniß mit aller Anmuth ihres Geschlechts. Sie war sanft ohne Schwäche, prachtliebend ohne Eitelkeit, den Geschäften wie dem geselligen Vergnügen freund, ohne eins über dem andern zu vernachlässigen, gegen Franz I. eine ebenso zärtliche Schwester, als ihm unterwürfig und ergeben. Sie liebte die Künste und schrieb mit Leichtigkeit in Versen und in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Sie hinterließ „Heptaméron des nouvelles" (Par. 1559, 4., und öfters; 2 Bde., Amst. 1698; 3 Bde., Bern 1780—81), Erzählungen im Geschmacke des Boccaccio, deren Freiheit mit der damaligen Sitte übereinstimmte und keineswegs zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten darf, und „Marguerites de la Marguerite des princesses" (Lyon 1547 und öfter), enthaltend vier religiöse Komödien und zwei Farcen, die nicht ohne Naivetät sind, gesammelt von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye.

Margarethe von Parma, Oberstatthalterin in den Niederlanden, von 1559—67, geb. 1522, war eine natürliche Tochter Kaiser Karl V. mit Margarethe van Gest. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Alessandro von Medici, vermählte sie sich mit Octavio Farnese, dem Herzoge von Parma und Piacenza, dem sie den berühmten Alessandro Farnese (s. d.) gebar. Als Statthalterin der Niederlande benahm sie sich nebst Granvella (s. d.), der ihr zur Seite stand, mit solcher Umsicht, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, den Aufstand zu bewältigen, wenn nicht Philipp II. den verhaßten Herzog von Alba gesendet hätte. Da derselbe bei seiner Ankunft, im Aug. 1567, sogleich mit Vollmachten auftrat, die ihre Würde zu einem bloßen Titel machten, so legte sie dieselbe bald nachher nieder und ging zu ihrem Gemahl nach Italien, wo sie zu Ortona 1586 starb.

Margarethe von Frankreich, aus dem Hause Valois, Tochter Heinrich II., geb. 1552, mußte 1572 dem Prinzen von Béarn ihre Hand geben, der später unter dem Namen Heinrich IV. berühmt wurde. Ihre mit großer Pracht vollzogene Vermählung war der Vorläufer der schrecklichen Bartholomäusnacht,

die mitten unter den Lustbarkeiten verabredet wurde. Die junge Fürstin war damals in der Blüte der Jahre und Reize; doch ihr Herz besaß der Herzog von Guise, nicht ihr Gemahl, der das seinige verschiedenen Geliebten schenkte. Zwei Gatten von so verschiedener Denkungsart wie M. und Heinrich konnten unmöglich in gutem Einverständniß leben. M., die 1582 wieder an den Hof von Frankreich gekommen war, überließ sich frei der Galanterie, und nur die Misbilligung ihres Bruders, Karl IX., konnte sie bewegen, sich für einige Zeit zu mäßigen. Da Heinrich seine Gesinnungen gegen eine Frau, die er ihrer Zügellosigkeit wegen verachtete, durchaus nicht verbarg, so nahm M. den von Sixtus V. über ihn ausgesprochenen Kirchenbann zum Vorwande, um sich in Aachen niederzulassen, von wo sie aber, ihrer Sittenlosigkeit und Bedrückungen wegen, verjagt wurde. Sie floh nach Auvergne und führte ein unstetes, unregelmäßiges Leben, bis sie auf dem Schlosse Usson festgesetzt wurde, dessen sie sich jedoch bemächtigte, nachdem sie das Herz des Marquis von Canillac, der sie daselbst festgenommen, gewonnen hatte. Als Heinrich König geworden, ließ er ihr vorschlagen, ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Sie willigte unter der Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde, worauf Clemens IX. 1599 die Scheidung aussprach. Im Jahre 1605 wendete sich M. von Usson nach Paris, wo sie in der Rue de Seine ein großes Schloß mit weitläufigen Gärten längs des Flusses erbaute. Hier lebte sie im Umgange mit Gelehrten und in frommen Übungen, und starb 1615 als der letzte Sprößling des Hauses Valois. Abgesehen von ihren jugendlichen Verirrungen, hatte M. ein edles Herz, viel Verstand und seltene Reize. Sie schrieb und sprach besser als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihr Haus war der Sammelplatz der schönen Geister, die sie mit Wohlthaten überhäufte. Aber oft war sie ungerecht, um großmüthig zu sein; sie borgte, ohne zu bezahlen, und hinterließ ungeheure Schulden. Sie hatte zu Paris das Kloster der Petits-Augustins erbaut und ausgestattet; in der Kirche desselben wurde ihr Herz beigesetzt. Wir besitzen von ihr mehre Gedichte und „Mémoires" (Par. 1628; 2 Bde., Haag 1715; deutsch von Fr. Schlegel, Lpz. 1803), in welchen letztern sie sich als eine Vestalin schildert. Der Styl ist naiv und angenehm, und die Anekdoten anziehend und unterhaltend.

Margriettes nennt man in den Seestädten allerlei Sorten franz. Glasperlen oder Glaskorallen von verschiedener Größe und Farbe, die nach Nummern, welche die Farbe bezeichnen, verkauft werden. **Margritine** oder **Margaritine** hingegen in Venedig die feinen und kleinsten Glasperlen (Staubperlen), welche in verschiedenen Formen und Farben theils zu Stickereien und ähnlichen Arbeiten benutzt, theils nach Ost- und Westindien, Afrika u. s. w. versendet werden.

Maria, in der Kirchensprache U. L. F., d. h. Unsre Liebe Frau, auch die heilige Jungfrau, franz. zuweilen **Notre Dame**, ist der Nachwelt nur durch wenige, aber die Achtung, mit der sie genannt wird, hinlänglich begründende Züge bekannt. Die evangelische Geschichte gedenkt ihrer als einer Jungfrau aus dem verarmten Stamme David's, die zu Nazareth, einem galiläischen Städtchen, in Verborgenheit lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joseph, verlobt war. Daß sie zu den edelsten ihres Geschlechts gehörte, zeigt ihr Benehmen bei dem Vorgange der Verkündigung Jesu. Ein Himmelsbote tritt mit dem Gruße der ehrfurchtsvollsten Huldigung in ihre Einsamkeit, und sie erschrickt jungfräulich über die Erscheinung; ihr bescheidener Sinn weiß sich den auszeichnenden Gruß nicht zu deuten. Der Engel verkündigte ihr, sie sei Gott gefällig und werde einen Sohn gebähren, der Gottes Sohn heißen und der Retter sein werde, welchen das jüdische Volk erwartete. Aber nicht die Größe des ihr verheißenen Glücks, welches einer Jüdin das Höchste sein mußte, nur die Seltsamkeit der Botschaft, daß sie als Jungfrau Mutter werden sollte, erschütterte ihr unschuldiges Herz. „Wie soll das zugehen", antwortete sie, „da ich von keinem Manne weiß?" Beruhigend

fährt der Engel fort, die Allmacht Gottes werde sie befruchten und das Unmögliche wirklich machen, wie es bei ihrer betagten, als unfruchtbar bekannten Freundin Elisabeth geschehen sei. Und demüthig unterwirft sie sich dem Willen des Höchsten. „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast." Die Sprache der wahren Natur, der reinsten Jungfräulichkeit und des unbeschränktesten Gottesvertrauens, die aus M.'s Antworten redet, bedarf keiner Auslegung. Ihr Herz ist durch das Gefühl der höchsten und wunderbarsten Bestimmung über jede Bedenklichkeit erhoben, und der Lobgesang, in den sie sich beim Zusammentreffen mit ihrer Freundin Elisabeth ergießt, drückt die freudige Begeisterung aus, mit der sie den Segen dieser Bestimmung vorempfindet. Das Wenige, was weiter bei der Geburt Jesu, da die Hirten ihn begrüßen, und bei seiner Darstellung im Tempel von ihren Empfindungen gesagt wird, bestätigt nur, wie lebendig jenes durch die Verkündigung angeregte Gefühl bei ihr blieb. Sie sieht den Zusammenhang der Engelerscheinung, welche die Hirten erzählen, mit Dem, was sie schon wußte, und Simeon's ahnungsvoller Segen setzt sie nicht in Erstaunen, wenn auch bei dem Gedanken, daß der Göttliche, den sie an der Brust trug, nicht ohne harte Leiden durch das Leben gehen werde, ein Schwert des herbsten Schmerzes in ihr Mutterherz dringt. Als eine zärtlich besorgte, doch weise und schonende Mutter zeigt sie sich, da der zwölfjährige Jesus von ihrer Seite gewichen und in Jerusalem zurückgeblieben war. Sie bestürmt ihn beim Wiederfinden nicht mit Vorwürfen, nur seine kindliche Liebe spricht sie mit den Worten an: „Warum hast du uns das gethan?" Da er nun Mann geworden und auf die Höhe der öffentlichen Wirksamkeit getreten, bescheidet sie sich, daß er der Welt mehr als seinen Verwandten angehören müsse, und bei der Hochzeit zu Kana, wo sie mit weiblicher Besorglichkeit seine Wunderkraft in Anspruch nimmt, um den Neuvermählten eine Beschämung zu ersparen, beleidigt sie es nicht, sich seiner tiefern Einsicht zu unterwerfen; auch wird sie darum nicht an ihm irre, daß er, einst im Lehren begriffen, sie und seine Brüder nicht zu sich ließ. Ohne Zweifel hat sie ihn auf dem gefahrvollen Wege seines Berufs mit zärtlich wachsamen Augen begleitet; denn endlich unter seinem Kreuze finden wir sie im stummen Schmerze neben Johannes wieder. An der Hand dieses Jüngers, den ihr Jesus zum Sohne gab, verschwindet sie aus der Geschichte, die von ihren fernern Schicksalen und von der Himmelfahrt nichts weiß, mit der die Legende ihren Tod ausgeschmückt hat. Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhoben sich unter den Christen Parteien, welche ihr entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwiesen. Thrazische und scythische Weiber, die, kaum zum Christenthume übergetreten, noch voll von heidnischen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daselbst einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten sie ihr mit Gebeten, Umgängen und Opfern, wobei sie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen, griech. Kollyris, darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die strenggläubigen Theologen selbst an, die Meinung, daß M. ewig Jungfrau geblieben sei, als Glaubenslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, welche dieselbe als wirkliche Ehefrau Joseph's und Mutter mehrer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widersacher der Maria. Wegen derselben Ansicht wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien verketzert. Leicht konnte die Poesie und mit ihr die katholische Kirche das Bild M.'s zu einem Ideale der Weiblichkeit gestalten, denn wenn Frauen Heilige sind, so wird immer eine Maria an Unschuld, Demuth und Frömmigkeit die Erste unter ihnen sein. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich auch der Mariendienst auf, und man kann es der Andacht wol verzeihen, daß sie in der verklärten Maria eine Himmelskönigin sieht und sie die Mutter Gottes nennt. Aber die Behauptung, besonders der Franziskaner und Jesuiten, daß sie Jesum ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft geboren, bekommt nur dann ei-

nen Sinn, wenn von der ewigen Jungfräulichkeit ihres Gemüths die Rede ist; denn diese konnte auch durch die nachfolgenden Geburten der Söhne, die Joseph, nach einer von Herder unterstützten Meinung, mit ihr gezeugt haben soll, und die daher die Brüder Jesu heißen, nicht verletzt werden. Im 6. Jahrh. fing die christliche Kirche an, Feste zur Ehre der Jungfrau M. zu feiern, von denen das der Reinigung, d. h. des Kirchganges zum Tempel in Jerusalem, das der Verkündigung und das der Heimsuchung, d. h. Besuch M.'s bei Elisabeth, in mehren protestantischen Ländern beibehalten worden sind. Die griech. und katholischen Christen, auch die schismatischen Kirchen im Orient begehen außer diesen mehre Marienfeste, z. B. Mariä Geburt, Mariä Himmelfahrt, d. h. ihres Todes und ihrer Aufnahme in den Himmel, in der kathol. Kirchensprache Assumtio genannt. Das Fest der unbefleckten Empfängniß M.'s feiert nur die katholische Kirche. Es kam 1145 auf, ward aber später, wegen des Widerspruchs der Dominikaner gegen diese Lehre, nicht allgemein angenommen, und noch jetzt sträuben sich diese Schüler des Thomas von Aquino (s. d.) einzugestehen, daß M. ohne Erbsünde empfangen und geboren worden sei. Die trident. Kirchenversammlung ließ diesen oft heftig erneuerten Streit unentschieden. Der Mariendienst hat die Meinung von der wunderthätigen Kraft mehrer alten Marienbilder aufgebracht, von denen vorzüglich die zu Loretto (s. d.) in Italien und zu Czenstochau (s. d.) in Polen im Rufe wundervoller Kräfte zur Heilung aller Leibes- und Seelenschäden stehen. Die katholischen Gläubigen wallfahrten zu solchen Gnadenbildern, um zugleich den Ablaß, der den Besuchern durch päpstliche Bullen verheißen ist, zu erlangen. Mehre geistliche Orden sind zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet worden, zu denen der Bettelorden der Serviten (s. d.) und alle die weiblichen Orden gehören, die sich nach U. L. F. nennen, z. B. die Nonnen von der Empfängniß, von der Verkündigung (s. Franziskaner), von der Heimsuchung (s. Salesianerinnen) U. L. F. — Andere Frauen dieses Namens, deren das N. T. gedenkt, sind: 1) Maria von Bethanien, die Schwester des Lazarus, Jesu gelehrigste Schülerin und zärtlichste Verehrerin, die er selbst seiner Freundschaft würdigte und mit unvergänglichem Ruhme belohnte; 2) Maria von Magdala oder Magdalena (s. d.), die Jesu ihre Heilung von einer schweren Krankheit schuldig war und ihren Dank durch die treueste Anhänglichkeit gegen ihn bewies, ihm mit ihrem Vermögen diente, ihn auf seinen Reisen begleitete, die Letzte bei seiner Beerdigung und die Erste ist, die am Ostermorgen zu seinem Grabe eilt und den Auferstandenen wiedersieht; 3) Maria, des Kleophas Frau, die Mutter des Apostels Jakobus, und 4) Maria, die Schwester der Mutter Jesu, die wir Beide unter dem Kreuze und beim Grabe Jesu sehen, in dessen Gefolge sie wahrscheinlich schon früher gewesen waren. Vgl. Greiling's „Biblische Frauen" (2 Bde., Lpz. 1815).

Maria I., Königin von England, 1553 — 58, geb. 1515, Tochter Heinrich VIII. und Katharina's von Aragon, hatte früh das Unglück kennen gelernt, ohne davon gebeugt zu werden; sie war, wie ihre Mutter, dem Protestantismus abgeneigt, von ihrem Vater hatte sie den finstern, argwöhnischen, blutdürstigen Charakter. Sie wurde nach ihres Vaters Trennung von seiner ersten Gemahlin für unehelich erklärt, 1544 aber wieder in ihr Erbfolgerecht eingesetzt. Unter Eduard VI. Regierung wurde sie mit Strenge behandelt und bestieg nach dessen Tode, 1553, den Thron. Außer ihr hatten noch Elisabeth, die zweite Tochter Heinrich's, Johanna Gray, eine Enkelin der Schwester Heinrich VIII., und Maria Stuart Ansprüche darauf; Johanna, eine Protestantin und durch Eduard's Testament zur Erbin bestimmt, Maria Stuart eine Katholikin, die jedoch nur schwache Mittel hatte, ihre Ansprüche geltend zu machen. M., als Heinrich VIII. älteste Tochter, hatte unstreitig das nächste Recht auf den Thron; sie bestieg ihn, nachdem sie sich feierlich zur Aufrechthaltung der protestantischen Kirche

verpflichtet hätte, die unter Eduard als herrschende eingeführt worden war. Der erste Gebrauch, den sie von ihrer Gewalt machte, war, daß sie ihre Schwester Elisabeth einkerkern und die unglückliche Johanna Gray, die wider ihren Willen 10 Tage lang den kön. Titel geführt, sammt Denen, die sie dazu genöthigt hatten, hinrichten ließ. Darauf öffnete sie die Gefängnisse der Katholiken und verstattete ihnen Gewissensfreiheit. Fanatisch grausam war die Art, wie sie die röm.-katholische Kirche wiederherstellte, wozu ihr Verwandter, der Cardinal Pole, viel beitrug, wiewol er M.'s Strenge misbilligte. Auch in allen andern Fällen verfuhr sie höchst tyrannisch. Ihre Vermählung mit Philipp II. von Spanien, 1554, stimmte weder mit dem Vortheile der Nation und Europas, noch mit ihrer Persönlichkeit überein, da M. 12 Jahr älter war als dieser Fürst. Sein Beispiel feuerte sie noch mehr zur Verfolgung der Protestanten an. Überdies machte sie Anleihen, zum Theil gezwungene, und erlaubte sich Erpressungen, deren Ertrag sie nach Flandern schickte, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war. Sie schrieb Liebeselegien und vergoß Thränen über die Abwesenheit und Kälte ihres Gemahls, während dieser, der nur ein Jahr mit ihr verlebt hatte, sie selten einer Antwort würdigte. Der Antheil, den England mit Spanien an dem Kriege gegen Frankreich nahm, führte 1558 zu dem Verluste von Calais, und so verloren durch M.'s Schuld die Engländer Alles, was ihnen von ihren alten Eroberungen in Frankreich noch übriggeblieben war. M. starb, ohne Kinder geboren zu haben, 1558, nachdem sie während ihrer Regierung gegen 800 Menschen um des Glaubens willen hatte hinrichten lassen. Es fehlte M. nicht an der ihrer Familie eignen Kraft und Geistesanlage; aber ihre natürlichen Fähigkeiten wurden verdunkelt durch ihre Bigoterie und durch die Vorurtheile, welche die Verbindung der von ihrer Mutter erduldeten Leiden mit der Trennung von der röm. Kirche nährte. Ihre Strenge, so gehässig sie war, mag indeß von manchen Geschichtschreibern übertrieben und mit zu wenig Rücksicht auf die herrschende Unduldsamkeit ihrer Zeit betrachtet worden sein.

Maria Stuart, Königin von Schottland, 1542—68, Tochter Jakob V., Königs von Schottland, und der Maria von Lothringen, war acht Tage alt, als ihr Vater, 1542, starb und ihr als seiner einzigen Erbin das Reich hinterließ. Heinrich VIII., König von England, wollte sie mit seinem Sohne Eduard vermählen, um beide Reiche zu vereinigen; die Abneigung aber, die man gegen diese Verbindung in Schottland hatte, veranlaßte, daß M., erst fünf J. alt, nach Frankreich geschickt wurde, wo sie in einem Kloster ihre Erziehung erhielt und 1558 mit dem Dauphin, nachmaligem Könige Franz II., vermählt wurde. Sie verband mit hoher Schönheit einen gebildeten Geist und ein empfängliches Herz, war geliebt von ihrem Gemahl und verehrt von einem Hofe, der bei der Neigung für die Wissenschaften noch die feine Umgangssitte bewahrte, die Franz I. eingeführt hatte. Aber eben in diesen Umgebungen verlor bei dem Anblicke der herrschenden Unsittlichkeit ihr moralisches Gefühl seine Reinheit, was auf ihr späteres Leben und ihre Schicksale einen unglücklichen Einfluß hatte. Franz II. starb 1560; ihm folgte in der Regierung sein minderjähriger Bruder, Karl IX., unter der Vormundschaft seiner herrschsüchtigen Mutter, Katharina von Medici, und M. erkannte bald, daß sie nur noch in Schottland Königin sei, und war genöthigt, in ihr Vaterland zurückzukehren, das durch politische und religiöse Parteiungen zerrüttet und dem sie durch Erziehung und Glauben entfremdet war. Sie verheirathete sich 1565 mit Heinrich Stuart Darnley, ihrem Vetter, welchem sie den nachmaligen König von England und Schottland, Jakob I., gebar. M. hatte sich durch Darnley's Schönheit blenden lassen, sie fand aber bald, daß er ein schwacher, verächtlicher Mann war, und zog sich von ihm zurück. Dies und die große Gunst, in welcher ein ital. Sänger, David Rizzio, bei ihr stand, reizte ihren Gemahl so, daß er mit einigen Bewaffneten in das Zimmer

drang, wo seine Gemahlin allein mit dem Sänger und der Gräfin Argyle speiste; Rizzio wurde vor den Augen der Königin getödtet, die, seit fünf Monaten schwanger, ihn zu retten sich umsonst bemühte. Weit gefährlicher als er, ward M.'s nachheriger Günstling, der heftige und lasterhafte Graf Bothwell, der, nachdem er sich nach dem Tode des Königs, der zu Edinburg in einem einzeln stehenden Hause in die Luft gesprengt wurde, mit M., die sich schwer von dem Verdachte, um die blutige That gewußt zu haben, reinigen läßt, vermählt hatte, allgemein für den Mörder ihres Gatten galt. Diese Verbindung brachte Schottland wider die Königin auf. Sie wurde als Gefangene in das Schloß Lochleven gebracht und die Stände nöthigten sie, die Krone an ihren unmündigen Sohn, Jakob, unter der Regentschaft des Grafen Murray, abzutreten. Bothwell starb nach langem Wahnsinn und Elend in Dänemark. M. fand zwar noch Anhang und wollte sich mit den Waffen auf dem Throne behaupten; allein ihr kleines Heer wurde, 1568, bei Langside unweit Glasgow geschlagen. Um Schutz zu suchen, flüchtete sie nach England. Elisabeth ließ sie zwar in Carlisle ehrenvoll empfangen, ihr aber gleich darauf andeuten, daß, da die öffentliche Stimme sie der Ermordung ihres Gemahls anklage, sie sich zu rechtfertigen habe. Man ernannte Commissarien und brachte sie in Haft nach Tewkesbury, um den Proceß gegen sie einzuleiten. Daß sie theilnehmende Freunde und schwärmerische Anhänger hatte, vermehrte ihr Unglück. Es entstanden Verschwörungen gegen Elisabeth, um M. zu befreien und sie vielleicht selbst auf den engl. Thron zu setzen; aber diese Anschläge wurden entdeckt, und mehre der Verbündeten hingerichtet. Das Schicksal der Gefangenen, welche die Vermittelung des Papstes und des Königs von Spanien ohne Erfolg gesucht hatte, wurde dadurch nur verschlimmert. Es ward ein großes Gericht über M. in ihrem Gefängnisse zu Fotheringhay gehalten und der Einspruch, den sie dagegen that (3. Febr. 1587), nicht geachtet. Nie gab es wol ein unbefugteres Gericht, nie ein unregelmäßigeres Verfahren. M. wurde zum Tode verurtheilt, und dieses Urtheil von dem engl. Parlamente bestätigt. Auch ein Theil der schot. Nation war gegen M.'s Befreiung, und die nicht sehr ernstlichen Vorstellungen ihres Sohnes zu ihrem Besten waren ohne Einfluß. M. ertrug ihr Schicksal mit Standhaftigkeit und zeigte in ihren letzten Tagen Ergebung in ihr Schicksal, innige Frömmigkeit und die zärtlichste Sorgfalt für ihre Diener. Statt ihr einen katholischen Beichtvater zu geben, den sie verlangte, schickte man ihr einen protestantischen Geistlichen, und erlaubte nur wenigen von ihren Dienern, sie bei ihrer Hinrichtung zu begleiten. Am 18. Febr. 1587, an ihrem Todestage, stand sie sehr zeitig auf und kleidete sich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Sie legte ein schwarzes Sammetkleid an, um auch äußerlich wie eine Königin zu erscheinen, und ging darauf in ihr Betzimmer, wo sie sich selbst das Abendmahl reichte mittels einer geweihten Hostie, welche der Papst ihr gesandt hatte. Man führte sie in einen Saal, wo ein schwarz ausgeschlagenes Blutgerüst aufgerichtet war. Die Zuschauer sahen mit Erstaunen die Fassung der Königin, die in einer vieljährigen Gefangenschaft noch einen Theil ihrer Schönheit behalten hatte. Sie erlaubte nicht, daß der Scharfrichter sie entkleidete. Nachdem sie gebetet hatte, bot sie ihren Hals dar, ohne die mindeste Furcht zu zeigen. Erst auf den zweiten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter von dem Blutgerüste herab zeigte, als das Haupt einer Verbrecherin. Außer ihrem einzigen Sohne, dem nachmaligen Könige von England, Jakob I., hinterließ sie von ihrem dritten Gemahl, Bothwell, eine Tochter, die in Notre-Dame zu Soissons Nonne wurde. M.'s Geschichte ist durch den Einfluß des Parteihasses verunstaltet worden; daher sind die Urtheile älterer und neuerer Geschichtschreiber über sie sehr verschieden. Der Schottländer Buchanan, der unter dem Einflusse der Machthaber schrieb, schildert sie mit zu feindseliger Gesinnung; in zu vortheilhaftem Lichte hingegen zeigen sie katholische Geistliche und ihr Vertheidiger Leslie, Bischof von Roß. Eine gründ-

liche Würdigung ihrer Geschichte gibt Malcolm Laing in seiner trefflichen „History of Scotland", und was er über ihren Antheil an ihres Gatten Ermordung sagt, wird weder durch Whitaker's meist gegen Robertson gerichtete, aber keineswegs auf gründliche Forschung gebaute Schutzschrift „Mary Queen of Scotland vindicated" (3 Bde., Lond. 1787), noch durch Chalmers in seinem „Life of Mary, Queen of Scots" (2 Bde., Lond. 1818, 4.; deutsch Halberst. 1824) widerlegt. Campbell hat ihre wahrscheinlich echten Liebesbriefe an Bothwell u. s. w. nebst ihren Liebessonetten herausgegeben (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1826). Miß Benger in ihren „Memoirs of the life of Mary, Queen of Scots" (2 Bde., Lond. 1823) benutzte eine Handschrift des brit. Museums. Unparteiisch aus den Quellen schildert M.'s Leben Raumer in der „Geschichte Europas" (Bd. 2).

Maria von Medici, Königin von Frankreich, Tochter Franz II. von Medici, Großherzogs von Toscana, geb. zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV., König von Frankreich, vermählt und trat nach dessen Tode, 1610, als Regentin an die Spitze des Königreichs, indem der Herzog von Epernon das Parlament gezwungen hatte, ihr die Regentschaft zu ertheilen, ein Recht, das bisher nur die Reichsstände gehabt hatten. M., zugleich Regentin und Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes, Ludwig XIII., verabschiedete den großen Sully und ließ sich von ital. und span. Günstlingen leiten. Der Staat verlor sein Ansehen von außen und wurde im Innern von den mächtigen Großen zerrüttet. Ein 1614 geschlossener Vertrag bewilligte zwar den Misvergnügten Alles, was sie foderten; dennoch erwachte der Parteigeist aufs Neue, da man allgemein mit dem Betragen M.'s unzufrieden war, die sich ganz dem Marschall d'Ancre und seiner Gemahlin Galigai, den unverschämtesten Günstlingen, die je einen Thron umgaben, hingab. Der Tod des Marschalls, der auf Befehl Ludwig XIII. ermordet wurde, erstickte den Bürgerkrieg, und M. wurde nach Blois verwiesen, von wo sie nach Angoulême ging. Richelieu, damals Bischof von Luçon, versöhnte 1619 die Mutter und den Sohn; allein M., unzufrieden mit der Nichtvollziehung des Vertrags, entzündete einen neuen Krieg, mußte sich jedoch bald unterwerfen. Nach dem Tode des Connetable de Luynes, ihres Verfolgers, stand sie an der Spitze des Staatsraths, und um ihr Ansehen zu befestigen, führte sie Richelieu, ihren Günstling und Oberintendanten, in denselben ein. Kaum aber hatte der Cardinal den Gipfel der Größe erreicht, als er seiner Wohlthäterin zeigte, daß er nicht mehr von ihr abhänge. Diese versäumte nicht, ihn wieder zu stürzen, und als Ludwig XIII. zu Lyon gefährlich krank geworden, entriß sie ihm das Versprechen, den Cardinal zu entfernen. Um sich diesem Versprechen zu entziehen, suchte der König nach seiner Genesung Beide zu versöhnen; doch M. war nicht zu bewegen. Diese Hartnäckigkeit misfiel dem Könige, welcher einwilligte, sie aufzuopfern. Es wurde ein geheimer Staatsrath gehalten, dessen Seele der Cardinal war. Dieser zeigte in einer langen Rede, daß entweder die Königin oder er entfernt werden müsse; dann sprach er von den Gefahren, welche dem Staate von außen und innen drohten, und wußte dem Könige so bange zu machen, daß sich dieser ohne die Stütze seines ersten Ministers für verloren hielt. Alle, die der Berathschlagung beiwohnten, bestärkten theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht den König in seiner Meinung, welcher auch um so fester darin beharrte, da der Cardinal ihm vorgespiegelt hatte, daß seine Mutter ihren zweiten Sohn, Gaston, auf den Thron heben wolle. Demzufolge ward ihr 1631 das Schloß zu Compiegne zum Aufenthaltsorte angewiesen, alle ihre Anhänger aber verbannt oder in die Bastille gesetzt. M. fühlte bald, daß sie zu Compiegne in einer wahren Gefangenschaft lebe, entfloh noch in demselben Jahre nach Brüssel, foderte umsonst mehre Male vom Parlamente Gerechtigkeit und starb in großer Dürftigkeit zu Köln 1642. Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxembourg, schöne Wasserleitungen und die öffentliche Promenade Cours la Reine. Ihr Misgeschick

entsprang aus ihrem eifersüchtigen, hartnäckigen und ehrgeizigen Charakter. Sie war unter Heinrich IV. nicht glücklicher gewesen als unter Ludwig XIII. Den größten Kummer verursachten ihr die Liebschaften ihres Gemahls, und oft führte ihre Eifersucht die heftigsten Scenen herbei. Mit einer unbegrenzten Leidenschaftlichkeit verband sie alle Schwächen des Weibes. Sie war ehrgeizig aus Eitelkeit, vertrauend aus Mangel an Einsicht, rachsüchtig aus Eigensinn, und geizte mehr nach Ansehen als nach Macht. Eine Biographie derselben erschien zu Paris 1774 (3 Bde.).

Maria Antoinette, s. Antoinette (Marie).

Maria II. (Donna) da Gloria, Königin von Portugal seit 1826, eine Enkelin des östr. Kaisers Franz I., durch ihre Mutter, die Erzherzogin Leopoldine von Östreich, Tochter des ersten Kaisers von Brasilien, Dom Pedro's, aus dem Hause Braganza, wurde zu Rio Janeiro am 4. Apr. 1819 geboren. Von ihrem Vater als Erstgeborne, nach dem Tode ihres Großvaters, Johann VI., mittels der Entsagungsacte Dom Pedro's vom 2. Mai 1826 zur Königin von Portugal erhoben, das sie durch die von ihm bewilligte Constitution vom 23. Apr. 1826 regieren sollte, verlor sie in demselben Jahre, am 11. Dec., ihre Mutter. Zu Wien am 29. Oct. 1827 mit Dom Miguel, dem Bruder Dom Pedro's, der von Letzterm am 3. Jul. 1827 zum Regenten von Portugal ernannt wurde, verlobt, verließ sie auf die Nachricht, daß Dom Miguel die Regentschaft angetreten und die Constitution in Lissabon beschworen, am 3. Jul. 1828 Brasilien und segelte nach Europa. Allein Dom Miguel, der unterdessen seinen Eid als Regent gebrochen und die Krone, am 30. Jun. 1828, usurpirt hatte, gestattete ihr nicht, in Portugal zu landen, sondern zerriß die Verbindung. M. landete daher am 27. Sept. in England, und ward am 28. Dec. von Georg IV. als Königin empfangen. Allein hingehalten und getäuscht durch das brit. Ministerium, welches den Usurpator begünstigte, fand sie nur in ihrem ritterlichen Vater einen Beschützer, in Palmella einen klugen Rathgeber, in Villaflor einen tapfern Feldherrn und auf Terceira treue Unterthanen. Sie schiffte sich mit ihrer Stiefmutter und Freundin, der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, am 30. Aug. 1829 in Plymouth ein und kam am 17. Oct. in Rio an. Hier als Königin empfangen, sah sie, wie Brasilien deshalb ihrem Vater zürnte, und erlebte den Aufruhr, in welchem Dom Pedro am 7. Apr. 1831 zu Gunsten seines Sohnes der Krone von Brasilien entsagte. Von Frankreich als Königin von Portugal anerkannt, lebte sie nun in Paris, bis sie, nachdem ihr Vater am 24. Jul. 1833 Lissabon erobert, am 23. Sept. 1833 auf den Thron von Portugal und Algarbien erhoben wurde. Doch erst am 29. Mai 1834 entsagte Dom Miguel seinen Ansprüchen und begab sich nach Italien, wo er jedoch alle Zusagen zurücknahm und wo der Papst ihn als König von Portugal anerkannte. Hierauf ordnete Dom Pedro als Vormund und Regent das Reich; aber bald waren seine Kräfte erschöpft. Als er im Vorgefühle des Todes, der am 24. Sept. 1834 erfolgte, am 18. Sept. der Kammer der Abgeordneten meldete, daß er außer Stand sei, die öffentliche Verwaltung forthin zu besorgen, erklärten die Cortes noch an demselben Tage die Königin für volljährig und im vollen Besitz ihrer kön. Prärogative. Dadurch waren die verschiedenen Bewerber um die Regentschaft und eine Menge Intriguen beseitigt. Sofort beschäftigte sich die Königin mit ihrer Verheirathung; ihre Wahl fiel auf den Herzog August von Leuchtenberg (s. d.), der schon früher ihr Herz gewonnen hatte. Nachdem der Vertrag zu München am 8. Nov. 1834 geschlossen worden war, fand am 27. Jan. 1835 in Lissabon die feierliche Vermählung statt. Dom Augusto, Prinz von Portugal, wie der Gemahl der Königin genannt wurde, gewann bald durch sein edles und kluges Benehmen die Liebe des Volks, und seine Gemahlin ernannte ihn zum Pair, und bald darauf zum Oberbefehlshaber des Heers, welche letztere Ernennung die Cortes als verfassungswidrig an-

griffen. Doch kaum hatten die Debatten hierüber begonnen, als der Prinz an der häutigen Bräune am 28. März 1835 starb. (S. Portugal.)

Maria Luise, Königin von Spanien, des Herzogs Philipp von Parma Tochter, geb. 1751, ward mit Karl IV. wider dessen Willen auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters am 4. Sept. 1765 vermählt. Sie war eine kluge, höchst gewandte und ihrem Gemahl an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte sie es dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen. An allen Staatsangelegenheiten nahm sie den regsten Antheil, wußte sehr klug ihre Günstlinge zu befördern und erhielt auf diesem Wege völlige Herrschaft über ihren Gemahl. Ein Verständniß mit dem ältern Godoy, welches sie schon als Prinzessin von Asturien hatte, trennte König Karl III., der das Liebesverhältniß seiner Schwiegertochter entdeckte, dadurch, daß Godoy aus Madrid verwiesen wurde, an dessen Stelle sein jüngerer Bruder, Don Manuel Godoy, Herzog von Alcudia (s. d.) kam. M. wußte ihre neue Liebe dem scharfsichtigen Schwiegervater zu verhehlen und den Don Manuel bei ihrem Gemahl dergestalt in Gunst zu setzen, daß er bald dessen erster Liebling wurde. Nachdem Karl IV. seinem Vater in der Regierung gefolgt war, rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern. M. und er regierten Spanien unumschränkt und ihr beiderseitiges Streben ging darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand beim alten Könige verdächtig zu machen. Aus diesen Hofränken, an welchen unleugbar M. aus unnatürlichem Widerwillen gegen ihren eignen Sohn thätigen Antheil nahm, entspann sich der Proceß vom Escorial vom 29. Oct. 1807. Als hierauf in Folge der Revolution Ferdinand VII. (s. d.) den Thron seines Vaters bestiegen hatte und entschlossen schien, seiner Mutter Aufführung einer strengern Untersuchung zu unterwerfen, warf sich M. Napoleon und seinem Oberfeldherrn, Joachim Murat, in die Arme. Nebst ihrem Gemahl und Godoy, dem sie die Freiheit erfleht hatte, trat sie in Bayonne vor Napoleon als Anklägerin Ferdinand VII. auf, ward hierauf nach Compiegne geführt, lebte dann zu Marseille und zu Nizza, und ging endlich nach Rom, wo sie am 2. Jan. 1819 starb.

Maria Luise Leopoldine Karoline, kais. Majestät, Erzherzogin von Östreich, auf Lebenszeit Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus zweiter Ehe mit Maria Theresia, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, geb. 12. Dec. 1791, wurde zu Paris am 1. Apr. 1810 mit dem Kaiser Napoleon vermählt, womit das Glück desselben und der Continentalfriede befestigt schien. Gleichsam im Triumph wurde sie von ihrem Gemahl durch die Provinzen seines Reichs geführt. Am 20. März 1811 gebar sie ihm einen Sohn, dem Napoleon schon vor der Geburt den Titel König von Rom ertheilt hatte, und noch glänzender als zuvor wurde nun ihr Hofstaat eingerichtet, zu dem unter Andern 26 Palastdamen gehörten. Im J. 1812 begleitete sie ihren Gemahl nach Dresden, besuchte hierauf die Heimat und kehrte dann nach Paris zurück, wo unter den sich drängenden Siegesberichten von der großen Armee Mallet's verfehlter Contrerevolutionsversuch und die Erscheinung des 29. Bulletins, bis zur Ankunft Napoleon's, ihr die ersten ängstlichen Augenblicke verursachten. Vor seiner Abreise zu dem neuen Kampfe zur Regentin des Reichs, jedoch unter vielen Beschränkungen, ernannt, erfüllte sie ihre Pflichten mit gewissenhafter Treue, wovon die Reden, welche sie in der großen Rathsversammlung nach der Schlacht bei Leipzig hielt, und ihr Aufruf an die Franzosen, Blois am 7. Apr. 1814, Beweise sind. In dem Unglück ihres Gemahls kann man ihr das Lob eines edeln Betragens nicht versagen. Auf Befehl ihres Gemahls mußte sie mit ihrem Sohne am 29. März 1814 Paris verlassen und sich am 1. Apr. nach Blois begeben; doch umsonst bemühten sich Joseph und

Hieronymus, sie zu vermögen, ihnen jenseit der Loire zu folgen. Nach der Abdankung Napoleon's ging sie nach Orleans und von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy am 12. Apr. nach Rambouillet, von wo sie am 16. Apr. zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte. Ihrem Gemahle zu folgen, ward ihr nicht vergönnt. Sie begab sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz im Mai nach Schönbrunn, wo sie blieb, als Napoleon von Elba zurückgekehrt, von dem sie Einladungen erhielt, nach Paris zu kommen. Am 17. März 1816 übernahm sie die Regierung der ihr im Vertrage zu Fontainebleau zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, und hielt am 20. Apr. 1816 ihren Einzug in Parma. Im Mai 1816 erklärte sie sich zur Großmeisterin des von ihr gestifteten Konstantinischen St.-Georgenordens. Als im J. 1831 die revolutionnairen Bewegungen in Italien von Reggio aus sich auch nach Parma verbreiteten, begab sie sich am 16. Febr. nach Piacenza, bis östr. Waffen die alte Ordnung wiederhergestellt. — Ihr Sohn Napoleon, nachher Franz Karl Joseph, sollte nach der Rückkehr seines Vaters von Schönbrunn, wo er damals unter der Aufsicht der aus Frankreich mitgekommenen Gräfin Montesquiou stand, entführt werden; allein die von dem Sohne der Gräfin Montesquiou vorbereitete Entführung desselben ward im Augenblicke der Ausführung, am 19. März 1815, entdeckt. Er wurde darauf in die Hofburg nach Wien gebracht und deutscher Aufsicht übergeben, doch schon am 29. Mai der Mutter wieder anvertraut, die ihn aber, als sie nach Parma ging, in Wien zurücklassen mußte, wo er ganz im Umgange mit Deutschen lebte. Seitdem sah ihn seine Mutter nur, wenn sie von Parma nach Wien reiste, was jährlich geschah. Er erhielt Matth. v. Collin (s. d.) zum Lehrer und den Grafen Moritz Dietrichstein zum Erzieher. Im J. 1818 gab der Kaiser Franz ihm den Titel eines Herzogs von Reichstadt (s. d.). Er starb in Wien am 22. Jul. 1832.

Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin zu Östreich und gekrönte deutsche Kaiserin, die Tochter Kaiser Karl VI., ward zu Wien 1717 geboren. Von ihrem Vater durch die pragmatische Sanction (s. d.) zur Thronfolgerin bestimmt und 1736 mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen vermählt, welcher 1737 Großherzog von Toscana wurde, bestieg sie den Tag nach Karl's Tode (21. Oct. 1740) den Thron von Ungarn, Böhmen und Östreich und erklärte hierauf am 21. Nov. ihren Gemahl zum Mitregenten. Sie fand die Monarchie erschöpft, das Volk misvergnügt, die Schatzkammer leer, und das Heer, mit Ausschluß des in Italien stehenden, nur 30,000 M. stark. Da machte der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, von Frankreich unterstützt, Ansprüche an die östr. Erblande, und die Kurfürsten von Köln und Pfalz wollten gleichfalls M.'s Erbfolge nicht anerkennen. Karl Albrecht von Baiern stammte nämlich von Anna, der ältern Tochter Ferdinand I., ab, der durch sein Testament bestimmt hatte, daß im Erlöschungsfalle des östr. Mannsstammes die Thronfolge von Böhmen und Östreich auf seine Töchter und deren Erben übergehen sollte. Indeß erklärten sich Preußen, Polen und Sachsen, Rußland, die Generalstaaten und England für die Königin. Nur Frankreich zögerte mit einer deutlichen Erklärung. Grade in diesem Zustande der Unruhe des östr. Hofes erneuerte Friedrich II. seine Ansprüche auf vier schles. Fürstenthümer, und erbot sich, wenn er sie erhielte, die Königin gegen ihre Feinde zu vertheidigen, rückte aber zugleich am 23. Dec. 1740 mit einem Heere in Schlesien ein. M. war über diesen Schritt des Königs ebenso erstaunt als entrüstet, und Friedrich's Anträge wurden verworfen. Unterdessen machte derselbe in Schlesien, wo ihn die protestantischen Einwohner mit Jubel empfingen, schnelle Fortschritte. Mit großer Entschlossenheit verweigerte M., obgleich sie nirgend einen Bundesgenossen fand, jede Nachgiebigkeit, und versammelte in Mähren ein Heer unter dem Generalfeldmarschall Neipperg, das aber bei Molwitz am 10. Apr. 1741 geschlagen wurde. Jetzt unterhandelte im

Namen Frankreichs der Marſchall von Belleisle mit dem Könige von Preußen zu Molwitz über die Auflöſung der öſtr. Monarchie. Denn auch Philipp V., König von Spanien, machte, als männlicher Habsburg, vermöge der Familienverträge von 1617, Anſprüche auf die Thronfolge in Öſtreich; Karl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme Katharina's, zweiter Tochter Philipp II., verlangte Mailand; Auguſt III., Kurfürſt von Sachſen, machte, ungeachtet des von ihm mit M. geſchloſſenen Vertrages, wegen ſeiner Gemahlin, Joſeph I. älteſten Tochter, ähnliche Foderungen. Frankreich hatte ſchon einen Theilungsplan entworfen; doch wollte Friedrich nicht darauf eingehen, ſondern wandte ſich an Georg II. von England, um durch dieſen M. zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein dieſe blieb um ſo mehr entſchloſſen, die ganze Monarchie ihres Vaters zu behaupten, da ihr England 500,000 Pf. Hülfsgelder zuſagte. Sie machte ſogar Entwürfe zur Theilung der Staaten des Königs von Preußen und foderte den König von England auf, Erſtern anzugreifen; doch Großbritannien ſuchte blos den Frieden zu vermitteln. Obgleich nun Baiern im Jul. 1741 den Krieg gegen Öſtreich begann und zwei ſtarke franz. Heere über den Rhein und die Maas vordrangen, auch Friedrich bereits faſt ganz Schleſien erobert hatte, ſo blieben dennoch Englands Vermittelungsverſuche fruchtlos. M. hielt ſich nicht berechtigt, auch nur den kleinſten Theil ihrer Staaten abzutreten. In dieſer Anſicht wurde ſie durch die Geburt des Erzherzogs Joſeph, welche in der Zeit erfolgte, noch mehr befeſtigt. Ihr Gemahl hatte wenig Einfluß, miſchte ſich auch wenig in Staatsſachen.

Kaum hatten ſich die Unterhandlungen mit Friedrich zerſchlagen, als Belleisle mit einem franz. Heere und dem Kurfürſten von Baiern in Öſtreich einrückte. Linz wurde genommen, der Kurfürſt als Erzherzog anerkannt, Baiern und Franzoſen marſchirten bis St.-Pölten, und Wien ward aufgefodert. Der König von England, welcher M. ein Hülfsheer zuſenden wollte, wurde durch ein zweites franz. Heer genöthigt, einen Neutralitätsvertrag in Hinſicht auf Hanover zu ſchließen und zu verſprechen, ſich der Erhebung des Kurfürſten von Baiern auf den Kaiſerthron nicht zu widerſetzen. Die Kurfürſten von Sachſen, Köln und der Pfalz traten der Verbindung gegen M. bei. Spanien, im Begriff, in Italien einzudringen, hatte ſich der Neutralität des Papſtes und der übrigen ital. Fürſten verſichert, und der König von Sardinien war bereit, ſeine Truppen zu denen des Hauſes Bourbon ſtoßen zu laſſen; in Schleſien war Friedrich Herr der Hauptſtadt und ſtand im Begriff, ſich mit den Franzoſen und Baiern zu vereinigen. M.'s Sache war verzweifelt; von ihren Verbündeten verlaſſen, ohne Truppen, ohne Geld, ohne geeignete Miniſter, rettete ſie ſich allein durch ihren Heldenmuth, durch die Anhänglichkeit der Ungarn und die Hülfe Englands. In ihrer Noth berief ſie einen Reichstag zu Presburg; in Trauer, aber ungariſch gekleidet, die Krone des h. Stephan auf dem Haupte und mit dem Königsſchwerte umgürtet, trat ſie am 11. Sept. 1741 vor die Verſammlung und hielt in lat. Sprache eine Rede an die Stände, worin ſie ihre Lage ſchilderte und ſich und ihre Kinder ganz dem Schutze Ungarns überließ. Die Jugend, die Schönheit und das Unglück der Königin machten einen tiefen Eindruck. Die Magnaten zogen ihre Säbel und riefen: „Wir ſterben für unſern König Maria Thereſia!“ Die von den Ungarn geſtellten Truppen verbreiteten durch ihre Art zu fechten und ihre Wildheit Schrecken unter den deutſchen und franz. Heeren. Unterdeß waren die Verbündeten ſelbſt uneinig untereinander geworden, wozu Belleisle's Hochmuth viel beitrug. Während Baiern und Sachſen über das Vorzugsrecht ihrer Anſprüche ſtritten, ſchloß der König von Preußen unter brit. Vermittelung am 9. Oct. 1741 mit dem von M. hierzu bevollmächtigten engl. Geſandten eine geheime Convention ab, wonach Niederſchleſien an Preußen abgetreten werden ſollte. Bald darauf, am 26. Oct., ward Prag von den Franzoſen und Baiern erobert und der Kurfürſt

am 19. Nov. zum Könige von Böhmen gekrönt. Auch erlangte er die deutsche Kaiserkrone am 12. Febr. 1742 zu Frankfurt und nannte sich Karl VII. Allein seine Truppen wurden bei Scharding, am 23. Jan. 1742, geschlagen und das Kurfürstenthum von Khevenhiller besetzt, der dies Land der Plünderung seines Heeres überließ und an eben dem Tage in München eintraf, an welchem Karl zum Kaiser gekrönt ward. Da hob Friedrich II. den Waffenstillstand auf, machte Einfälle in Östreich, mußte sich zwar anfangs wieder zurückziehen, siegte aber am 17. Mai bei Chotusitz und beschleunigte dadurch den Abschluß der Friedenspräliminarien zu Breslau am 11. Juni 1742, worauf am 28. Jul. der Definitivfriede unterzeichnet wurde. Die Königin trat ganz Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz, mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen, Jägerndorf und Troppau und der Gebirge jenseit der Oppa ab. Seit dieser Zeit siegten Östreichs Waffen. Der Prinz Karl von Lothringen drängte die Franzosen bis Braunau zurück und blockirte Prag. Die allgemeine Meinung, daß von der Fortdauer des Hauses Östreich das Gleichgewicht Europas abhänge, bewog England, sich für M. zu waffnen, und Holland zahlte ihr Hülfsgelder. In Italien verglich sich der König von Sardinien mit M., welche ihm einige Theile von Mailand abtrat, worauf er die östr. Waffen gegen Spanien und Frankreich unterstützte. Der innere Zustand Frankreichs und das Alter des Premierministers, Cardinal Fleury, ließen diesen auf den Frieden denken; allein M. verwarf die vorgeschlagenen Bedingungen und als hierauf Maillebois, der franz. Feldherr, von Westfalen nach Prag vordringen sollte, ward er vom Prinzen Karl v. Lothringen aufgehalten. Gleichwol entkam Belleisle durch List mit dem größten Theile der Besatzung aus der ausgehungerten Stadt und zog sich nach Eger. Ganz Böhmen war nunmehr, bis auf Eger, in östr. Gewalt, und M. ward am 12. Mai als Königin von Böhmen gekrönt. Nach dem Tode Fleury's, am 9. Jan. 1743, triumphirte Östreichs Sache in ganz Europa. England bewilligte neue Hülfsgelder, auch Sardinien erhielt 200,000 Pf. St., um M. zu unterstützen; und die Generalstaaten stellten 6000 M. Hülfsvölker. Jetzt wurden die Franzosen auch aus der Oberpfalz vertrieben und die Baiern in ihrem eignen, kurz vorher wieder eroberten Lande geschlagen. Kaiser Karl VII. schloß daher mit der M. einen Neutralitätsvertrag, nach welchem er ihr bis zum allgemeinen Frieden seine Erbstaaten überließ und seiner Erbfolge in den östr. Ländern entsagte. Der Sieg der sogenannten pragmatischen Armee (Engländer, Hanoveraner, Östreicher und Hessen) über die Franzosen bei Dettingen am Main, am 27. Jun. 1743, bestärkte die Königin und ihre Verbündeten noch mehr in dem Vorsatze, Frankreich zu demüthigen; allein durch Uneinigkeiten ward der Plan, daß Prinz Karl v. Lothringen in Frankreich selbst eindringen sollte, vereitelt. Der seiner Staaten beraubte Kaiser Karl VII. hatte nämlich mit Georg II. Friedenspräliminarien abgeschlossen, wonach er seinen Verbindungen mit Frankreich entsagte und andere für den wiener Hof günstige Bedingungen einging. Dagegen sollte er als Kaiser anerkannt werden, und zu Behauptung dieser Würde und zur Wiedererlangung seiner Staaten Hülfsgelder bekommen. Georg versprach, M.'s Zustimmung zu bewirken: allein diese bestand auf Karl's Absetzung und wollte Baiern behalten. Ebenso wenig fand sie sich geneigt, dem Könige von Sardinien die versprochenen Landschaften im Mailändischen abzutreten. Sardinien nahm daher eine drohende Stellung an. Dies und Englands Vorstellungen vermochten endlich die Königin zum Nachgeben. Sie überließ an Sardinien die Landschaft Vigevano nebst einigen andern Ländertheilen, ließ ihre Ansprüche an das Markgrafthum Finale fallen, und gab dem Könige Karl Emanuel III. den Oberbefehl über 30,000 M. östr. Truppen in Italien. Aber ungeachtet dessen, sowie des frühern Sieges der Östreicher bei Campo-Santo über die Spanier, am 8. Febr. 1743, unterwarfen sich die Spanier und Franzosen unter dem Infanten Don Philipp ganz Savoyen. Da nun dem Prinzen

Karl v. Lothringen ſein Eindringen in Frankreich nicht gelang, ſo kehrte er nach Wien zurück, wo er ſich mit der Erzherzogin Maria Anna, der Schweſter M.'s, vermählte, und zur Belohnung ſeiner Dienſte das Generalgouvernement über die Niederlande erhielt.

Bis 1744 hatten England und Frankreich als bloße Hülfsmächte gegeneinander gekämpft. Jetzt erfolgte die förmliche Kriegserklärung von Seiten Frankreichs, ſowol gegen England (15. März) als gegen Öſtreich (11. Apr.) Die Franzoſen eroberten die wichtigſten Feſtungen in den Niederlanden, und der Marſchall von Sachſen drohte ſich des ganzen Landes zu bemächtigen, als Prinz Karl v. Lothringen in den Elſaß einfiel. Schon verbreitete die öſtr. leichte Reiterei Furcht und Schrecken bis an die Thore von Luneville, und der König Stanislaus mußte von dort flüchten. Der König von Frankreich ſtellte jedoch dem Prinzen eine große Macht entgegen, und Karl ward zurückgerufen, um dem Könige von Preußen, der aufs Neue die Waffen ergriffen hatte, Widerſtand zu thun. Die ſtolze und leidenſchaftliche M. hatte ſich nämlich geweigert, den Kaiſer und den Reichstag von Frankfurt anzuerkennen. Auch ließ ſie ihren Vorſatz, Baiern zu behalten, in Frankreich und Italien Eroberungen zu machen, Schleſien wieder einzunehmen, und, in Verbindung mit Sachſen und England, die preuß. Staaten zu theilen, nur zu deutlich merken. Friedrich ſchloß daher, um ihr zuvorzukommen, und zum Schutze des Kaiſers, am 22. Mai 1744 mit dem Kaiſer, mit Frankreich, dem Kurfürſten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Heſſen, die Union zu Frankfurt. Darauf fiel er im Aug. mit 80,000 M. in Böhmen ein, eroberte Prag und den ganzen Theil auf der Oſtſeite der Moldau. Die bair. und heſſ. Truppen drangen zugleich in Baiern vor und ſetzten den Kaiſer wieder in Beſitz ſeiner Hauptſtadt. Der Schrecken verbreitete ſich bis nach Wien, aber M. blieb unerſchüttert. Sie begeiſterte auf dem Reichstage zu Presburg die Ungarn, und dieſe eilten, von Sachſen und Öſtreichern unterſtützt, zur Rettung Böhmens herbei. Auch Karl v. Lothringen kam aus dem Elſaß und Lothringen nach Böhmens Grenzen, und die Preußen mußten das Königreich wieder räumen. Dagegen eroberten die Franzoſen nicht blos Freiburg, Öſtreichs Vormauer gegen W., ſondern drangen auch in den Niederlanden vor. Selbſt in Italien mußte ſich der öſtr. Feldherr, Fürſt v. Lobkowitz, nachdem er anfangs die Spanier zurückgedrängt und den König von Neapel, Don Carlos, bei Velletri beinahe gefangen genommen hätte, wegen Mangels an Truppen nach der Lombardei zurückziehen. Doch der Tod Karl VII. am 20. Jan. 1745 öffnete dem Ehrgeize der Königin ein neues Feld. Frankreich bemühte ſich zwar aufs Neue, dem Hauſe Öſtreich die Kaiſerkrone zu entreißen, aber die Sache Öſtreichs ſiegte trotz der franz. Ränke am ruſſ. Hofe; auch unterſtützte England die Königin aufs Neue mit Truppen und Geld. Da nun der Zweck der frankfurter Union wegfiel, ſo ſuchte Friedrich II. Großbritanniens Vermittelung, um ſich mit Öſtreich auszuſöhnen. Unterdeſſen ſchloß M. am 22. Apr. 1745 den Vertrag zu Fueſſen mit dem neuen Kurfürſten von Baiern, wodurch dieſer die pragmatiſche Sanction anerkannte und ſich verpflichtete, die fremden Hülfsvölker aus ſeinen Staaten zu entfernen und dem Herzoge v. Lothringen, M.'s Gemahl, ſeine Stimme zur Erlangung der Kaiſerkrone zu geben. Überdies hatte die Königin von Ungarn eine Quadrupelallianz mit dem Könige von Polen, mit Holland und England am 8. Jan. 1745 zu Warſchau zu Stande gebracht, ſowie den Vertrag von Leipzig am 18. Mai, in welchem geheime Übereinkünfte zwiſchen Öſtreich und Sachſen hinſichtlich der Theilung der preuß. Staaten enthalten waren. Während dieſer Verhandlungen machten die Franzoſen neue Fortſchritte. Nach dem Siege des Marſchalls v. Sachſen über die Verbündeten bei Fontenay am 11. Mai 1745 fielen die wichtigſten Plätze der öſtr. Niederlande in franz. Hände. In Italien, wo Genua ſich mit Spanien verband, nahmen die

Franzoſen und Spanier den größten Theil des mailänd. Gebiets ein, und der König von Sardinien mußte ſich nach ſeiner Hauptſtadt zurückziehen. Auch in Deutſchland rettete ſich Friedrich aus ſeiner krit. Lage durch den Sieg über die Öſtreicher und Sachſen bei Hohenfriedberg am 4. Jun. 1745. Bald nachher ſchloß das brit. Cabinet zu Hanover einen geheimen Vertrag mit Friedrich, worin dieſem Schleſien in Gemäßheit des breslauer Friedens garantirt wurde. Allein M. und der Kurfürſt von Sachſen zeigten ſich nicht geneigt, zu unterhandeln. Indeß war Karl v. Lothringen bei Sorr von Friedrich II. geſchlagen worden, und M. hatte blos den Troſt, daß ihr Gemahl Franz Stephan am 13. Sept. zum Kaiſer gewählt und am 4. Oct. unter dem Namen Franz I. gekrönt wurde.

Ungeachtet die Finanzen ganz erſchöpft waren, und man ſogar ſchon das Silberzeug aus den Kirchen hatte nach der Münze ſchicken müſſen, wollte dennoch die nunmehrige Kaiſerin-Königin in keinen Frieden willigen. Preußens Vorſchläge wurden insgeſammt verworfen; man wollte ſich rächen, und M. faßte den kühnen Plan, ein öſtr.-ſächſ. Armeecorps auf Berlin marſchiren zu laſſen; allein Friedrich kam Allem zuvor. Er ſchlug die Sachſen am 23. Nov. bei Hennersdorf, worauf Karl v. Lothringen aus der Lauſitz nach Böhmen zurückwich, und durch die Niederlage der Sachſen bei Keſſelsdorf am 15. Dec. ward das ganze Kurfürſtenthum Sachſen von Preußen erobert. M., vom eignen Unglück nicht gebeugt, aber gerührt durch das Schickſal ihrer Bundesgenoſſen, ſchloß jetzt unter brit. Vermittelung am 25. Dec. 1745 den Frieden zu Dresden, in welchem Friedrich Schleſien behielt und M. als Königin von Böhmen und ihren Gemahl als Kaiſer anerkannte. Dieſer Friede war für Öſtreich um ſo dringender, da England wegen der Landung des Prätendenten in Schottland ſeine Hülfstruppen aus den Niederlanden zurückziehen mußte, wodurch die Franzoſen daſelbſt die Oberhand gewannen. Am 4. Mai 1746 hielt Ludwig XV. ſeinen Einzug in Brüſſel, und alle öſtr. Niederlande, mit Ausſchluß Luxemburgs, waren in Feindes Hand. Der Verluſt der Schlacht bei Rocour am 11. Oct. vermehrte Öſtreichs Unglück auf dieſer Seite. Dagegen ſiegten die Heere der Kaiſerin in Italien unter dem Fürſten von Liechtenſtein zu San-Lorenzo über die Spanier und Franzoſen, und als nach Philipp V. Tode ſein Nachfolger Ferdinand VI. ſeine Truppen aus Italien zurückzog, erhielten die Öſtreicher vollkommenes Übergewicht daſelbſt und ſchloſſen namentlich auch Genua ein. Die Engländer blockirten daſſelbe zur See, und die Stadt ergab ſich faſt ohne alle Bedingung an die Öſtreicher. Allein durch die Erpreſſungen derſelben erbittert, vertrieben die Einwohner den kaiſ. General Botta, welcher 8000 M., die ganze Artillerie und alles Gepäck verlor, aus Genua und deſſen Gebiet (5—9. Dec.). Indeß wünſchten ſowol England als Frankreich und Spanien den Frieden; allein M. hatte mit Rußland am 22. Mai 1746 ein Vertheidigungsbündniß geſchloſſen, dem auch Holland und England beigetreten waren. Die Franzoſen vertrieben jedoch die Öſtreicher aus der von dieſen verheerten Provence und befreiten 1747 Genua, welches von denſelben aufs Neue belagert ward. In den öſtr. Niederlanden machten ſie noch größere Fortſchritte; allein das Vorrücken der Ruſſen in Deutſchland und der Sieg des Admiral Hawke über ein franz. Geſchwader, wodurch die Seemacht Frankreichs zerſtört wurde, beſchleunigten den Frieden. Am 30. Apr. 1748 wurden die Präliminarien zwiſchen Frankreich, Großbritannien und Holland unterzeichnet, denen am 18. Nov. der Friede von Aachen (ſ. d.) folgte, welchem auch Spanien, Öſtreich und Sardinien beitraten. M. ward als die Erbin der väterlichen Monarchie anerkannt; der Infant Don Philipp erhielt die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla, und dem Könige von Sardinien verblieben mehre durch den Vertrag von Worms abgetretene Landſchaften.

Hierauf wandte M. ihre ganze Sorgfalt auf die Wiederherſtellung der Finanzen und des Kriegsheeres. Die jährlichen Einkünfte, welche zu Karl VI.

Zeiten nur 30 Mill. betragen hatten, stiegen durch kluge Einrichtungen auf 36 Mill. Gulden, obgleich Parma und Schlesien verloren waren. Das Heer ward, außer den in Italien und den Niederlanden befindlichen Truppen, auf 108,000 M. gebracht, und das ganze Kriegswesen unter Daun's Leitung auf einen bessern Fuß gesetzt. Auch in der Gerichtsverwaltung machte M. große Veränderungen. Die Provinzialkanzleien wurden abgeschafft und ein höchster Gerichtshof für die letzte Instanz errichtet. Die oberste Leitung des Finanz- und Policeiwesens wurde gleichfalls einem großen Conseil übertragen. Obgleich M. sich ungern regieren ließ, so setzte sie wegen ihrer Unerfahrenheit doch Mistrauen in sich selbst und suchte sich durch Berathschlagung mit ihren Ministern, ihrem Gemahl und Andern von Allem genaue Kenntniß zu verschaffen; allein wegen der Verschiedenheit der Ansichten zweier ihrer Räthe, Wasner's und Bartenstein's, schwankte sie häufig zwischen den entgegengesetztesten Maßregeln, bis sie endlich dem Grafen, nachmaligen Fürsten von Kaunitz (s. d.) die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug. Uneinigkeiten, welche jetzt zwischen England und Östreich entstanden, ließen letzteres auf eine Aussöhnung mit Frankreich denken, und M., trotz ihres Stolzes und ihrer strengen Grundsätze, willigte, auf Kaunitz's Anrathen, ein, an die Marquise von Pompadour sehr verbindlich zu schreiben. Diese, hierdurch geschmeichelt, wandte ihren ganzen Einfluß an, die von M. gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen; doch scheiterten ihre Bemühungen dieses Mal noch durch die Gegenvorstellungen, welche Friedrich II. Freunde und Östreichs Feinde dem Cabinet von Versailles machten. Als hierauf zwischen England und Frankreich 1755 ein neuer Streit über ihre Besitzungen in Amerika sich entspann und ersteres von Östreich Hülfe foderte, diese aber verweigert wurde, gab dies Veranlassung zur Entzweiung der beiden bis dahin befreundeten Mächte. Friedrich II. benutzte diesen Zeitpunkt und schloß mit Georg II. am 16. Jan. 1756 einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig versprachen, den Einmarsch fremder Truppen in Deutschland zu hindern. Unterdessen hatte die Pompadour 1756 eine Veränderung im franz. Ministerium bewirkt, und dies machte eine Annäherung zwischen den Höfen von Wien und Versailles möglich. M. schloß nun am 1. Mai jenes Bündniß mit Frankreich gegen Friedrich (s. d.), welches den Siebenjährigen Krieg (s. d.) herbeiführte. Nach dem Frieden wurde M.'s Sohn, der Erzherzog Joseph, am 27. März 1764 zum röm. König gewählt, der nach dem Tode ihres Gemahls, Kaiser Franz I., am 18. Aug. 1765, von ihr zum Mitregenten der Erblande erklärt, sich ebenso wenig, wie sein Vater, in die innere Regierung mischte, sondern blos der Leitung des Heerwesens unterzog. Durch Kaunitz überredet, schloß M. am 5. Aug. 1772 zu Petersburg mit Rußland und Preußen den Vertrag, Polen zu theilen, in Folge dessen sie Galizien und Lodomerien, 1280 □M. mit 2½ Mill. Einw. erhielt. Damit sie von weitern Foderungen abstand, mußte ihr die Pforte am 25. Febr. 1777 die Bukowina abtreten. Jetzt befand sich Östreich in einer glücklichen Lage. Es hatte 260,000 M. Truppen, und die Einnahmen überstiegen die Ausgaben. Darum suchte der staatskluge Choiseul durch die Vermählung des Dauphins mit M.'s Tochter, Maria Antoinette, 1770 eine festere Verbindung zwischen Frankreich und Östreich zu bewirken, und der wiener Hof hoffte bei Ludwig XVI. Thronbesteigung wichtigen Einfluß auf das franz. Cabinet zu erlangen. Allein Ludwig, so sehr er seine Gemahlin liebte, erlaubte ihr nicht, sich in Staatssachen zu mischen, und vertraute sich dem Grafen Maurepas, einem Gegner der östr. Partei, an. Er blieb allerdings im Bündniß mit Östreich, allein ebenso sorgfältig unterhielt er die Freundschaft mit Preußen und dessen Bundesstaaten, indem er Joseph's weitaussehende Plane fürchtete Um diese Zeit veranlaßte der Tod des Kurfürsten von Baiern am 30. Dec. 1777 den bair. Erbfolgekrieg. (S. Teschener Friede.) Östreich erhielt in demselben das Inn-

viertel; aber sein Einfluß auf Deutschland nahm merklich ab. Nach diesem Frieden suchte der wiener Hof sowol England als Rußland fester an sich zu ziehen, um dem Erzherzog Maximilian die Kurwürde von Köln und das Bisthum Münster zu verschaffen, welches auch trotz Friedrich II. Widerstrebungen endlich gelang.

M. war als Regentin unermüdet thätig. Sie stiftete und verbesserte die Schulanstalten, Universitäten und Akademien und ließ den Studirenden Preise vertheilen; sie belohnte Diejenigen, die sich um irgend einen Erwerbszweig verdient machten, und wandte besonders ihren Blick auf den Ackerbau. Noch größere Verdienste erwarb sie sich durch Abstellung vieler kirchlichen Misbräuche. Sie verbot die Gegenwart des Geistlichen bei Testamentsverrichtungen, schaffte das Asylrecht der Kirchen und Klöster und die Inquisition in Mailand ab. Den Jesuitenorden unterdrückte sie und verordnete für beide Geschlechter ein Alter von 25 Jahren, um in ein Kloster sich aufnehmen zu lassen. Auch schaffte sie in allen ihren Staaten die Folter ab. Ihre Kinder liebte sie mit der innigsten Zärtlichkeit; gegen ihre Diener war sie überaus gütig, und das Glück ihrer Unterthanen war ihr höchstes Ziel. Allein nur zu leicht lieh sie Spionen und Angebern ihr Ohr und suchte selbst in die Geheimnisse der Familien einzudringen. Ihre große Frömmigkeit grenzte an Schwärmerei und machte sie unduldsam. Sie schrieb selbst einige Andachtsbücher, deren 1774 eines zu Wien erschien. Sie überließ sich nicht selten einer Aufwallung von Heftigkeit; doch wußte sie sich bald zu beherrschen. Jung war M. eine der schönsten Frauen ihrer Zeit; im spätern Alter war sie übermäßig stark geworden, wie denn auch 1767 die Blattern und bald darauf ein Sturz mit dem Wagen, der sie beinahe des Gesichts beraubt hätte, durch entstellende Narben ihre Schönheit gänzlich zerstörten. Nach dem Tode ihres Gemahls erschien sie stets in tiefer Trauer und vernachlässigte auch den Putztisch gänzlich. Überhaupt verdiente sie als Muster ehelicher Liebe dargestellt zu werden. In der Regierung hatte sie zum Nachfolger ihren ältesten Sohn Joseph II. (s. d.). Ihren drei jüngern Söhnen verhalf sie zu der Regierung bedeutender Staaten: Leopold zum Großherzogthum Toscana, Ferdinand durch die Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs von Modena zur Erbfolge in diesem Herzogthum, und Maximilian zur Kur- und Bischofswürde von Köln und Münster. Von ihren sechs Töchtern war die älteste Äbtissin zu Prag und Klagenfurt; die zweite, Marie Christine, der Mutter Liebling, mit Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt, die dritte Äbtissin zu Innsbruck, die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma, und die beiden jüngsten, Marie Antoinette mit dem Könige von Frankreich, und Karoline Marie mit dem Könige von Neapel vermählt. Als M. am 29. Nov. 1780 starb, stand das Haus Östreich, welches 1740 seiner gänzlichen Vernichtung entgegensah, durch die innern Verhältnisse seiner Staaten sowol als durch seine äußern Familien- und andern Verbindungen auf dem höchsten Gipfel der Macht.

Mariana (Juan), einer der ersten span. Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1537, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, auf der Universität Alcala studirt, und trat in den Jesuitenorden. Er bereiste seit 1560 Italien, Sicilien und Frankreich, lehrte 13 J. lang die Theologie mit Auszeichnung in Rom, Sicilien und Paris, kehrte jedoch, da das Klima in Frankreich und der anhaltende Fleiß, womit er arbeitete, seine Gesundheit erschütterten, 1574 in das Jesuitencollegium zu Toledo zurück. Er starb zu Madrid 1623. Sein Hauptwerk ist die „Historia de rebus Hispaniae" (Toledo 1592, Fol.) in eleganter lat. Sprache. Seine Darstellung ist unbefangener als die der andern span. Geschichtschreiber und zog ihm selbst den Verdacht der Inquisition zu; doch findet man bei ihm wenig eigne Forschungen, namentlich folgt er dem aragon. Geschichtschreiber Zurita. Die günstige Aufnahme, die sein Werk fand, und die Furcht vor einer fremden, schlechten Übersetzung bewogen ihn, es selbst ins Spanische zu übersetzen (2 Bde., Toledo 1601, Fol.; 9 Bde., Valencia 1785—96, und 8 Bde., Madr.

1819). Außerdem schrieb er eine berühmte Abhandlung „De rege et regis institutione" (Toledo 1599, 4.), welche 11 J. nach ihrer Erscheinung wegen der darin aufgestellten Behauptung, daß man sich eines Tyrannen entledigen dürfe, als aufrührisch von dem Parlamente zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog; ferner „De ponderibus et mensuris" (Toledo 1599, 4.); sieben Abhandlungen (Köln 1609, Fol.) und „Scholia in V. et N. T." (Madr. 1619). Vgl. Ranke, „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (Berl. 1824).

Marie Karoline, Herzogin von Berri (s. d.).

Marienbad, ein erst in neuerer Zeit allgemein bekannt gewordener, gegenwärtig aber sehr stark besuchter Badeort im pilsener Kreise des Königreichs Böhmen, seitwärts der Straße von Eger nach Pilsen, unfern des Dorfes Auschowitz, fünf Meil. von Karlsbad, sechs M. von Eger, verdankt sein Aufblühen hauptsächlich dem Prälaten der Prämonstratenserabtei zu Tepl, Karl Reitenberger, und dem Arzte Nehr. Noch im J. 1779, als Letzterer die Mineralquellen von M. zum ersten Male besuchte, war die Gegend, wo sie entspringen, eine fast unzugängliche Wildniß, während jetzt eine Menge geschmackvoller, zum Theil bedeutender Gebäude daselbst sich finden, die theils mit den zweckmäßigsten Einrichtungen zu Benutzung der Quellen, theils zur Aufnahme der Curgäste bestimmt sind. Außerdem hat die Kunst eine Menge freundlicher Gartenanlagen geschaffen, und die Umgebungen von M. bieten zu nähern und weitern, zum Theil sehr angenehmen Spaziergängen und Fahrten Gelegenheit. Dergleichen von den Curgästen fleißig aufgesuchte Punkte sind die Mühle, die Amalienhöhe, das Dorf Auschowitz, Hohendorf, das Jägerhaus Königswart, das sehenswerthe Stift Tepl und die Ruinen von Pfraumberg. Wenn nun auch die marienbader Mineralwässer erst in neuerer Zeit als Heilquellen benutzt worden sind, so waren sie doch lange vorher gekannt. Schon Kaiser Ferdinand I. wollte an einer von ihnen, der später nach ihm benannten Ferdinandsquelle, eine Salzsiederei errichten, und gegen Ende des 16. und im 17. Jahrh. wurde sie von mehren namhaften Leuten mit glücklichem Erfolge benutzt. Die drei damals gekannten Quellen waren der Stänker, die gesalzene und die schwefelige Quelle. Seit jener Zeit wurden sie häufig von den Bewohnern der Umgegend in Gebrauch gezogen, jedoch erst seit dem letzten Viertel des 18. Jahrh. immer allgemeiner bekannt, sodaß gegenwärtig die Zahl der jährlichen Curgäste auf einige Tausend sich beläuft. Die Quellen sind sämmtlich kalt und zerfallen nach ihren verschiedenen Mischungsverhältnissen und Wirkungen in drei Hauptarten. Zu der ersten derselben, den alkalischen Glaubersalzquellen, gehören der Kreuzbrunnen, unter allen der berühmteste und am häufigsten benutzte, und der Marienbrunnen oder die Badequelle; zu der zweiten, den alkalisch-salinischen Eisenquellen, der Karolinen-, der Ambrosius- und der Ferdinandsbrunnen oder die auschowitzer Quelle; zur dritten endlich, den alkalisch-salinischen Säuerlingen, die Waldquelle oder der Ölsbrunnen. Das Wasser sämmtlicher Quellen ist frisch geschöpft völlig klar, perlt und hat einen entweder säuerlich-salzigen oder säuerlich-stechenden, nicht unangenehmen Geschmack. Es wird entweder getrunken und zu diesem Behufe auch versendet (von dem Kreuzbrunnen allein jährlich 200,000 Krüge) oder, was jedoch weit seltener der Fall ist, in der Form der Wasserbäder, der Wasserdouche und des Gasbades zu Heilzwecken benutzt. Endlich bedient man sich auch des Mineralschlamms entweder blos örtlich oder in der Form von Mineralschlammbädern. Die Wirksamkeit der marienbader Mineralwässer ist indeß eine sehr verschiedene, je nach der besondern in Gebrauch gezogenen Quelle, sowie nach der verschiedenen Art der Anwendung. Was den Kreuzbrunnen betrifft, der vorzugsweise auflösend, eröffnend wirkt, so zeigt er sich besonders heilsam bei Ansammlung von Unreinigkeiten im Magen und Darmkanal, bei Säurebildung, Verschleimung, bei Neigung zur Verstopfung,

Stockungen im Unterleibe, besonders im sogenannten Pfortadersystem, Hämorrhoidalbeschwerden, Unregelmäßigkeiten der Menstruation, bei Auftreibungen, Verhärtungen der Leber mit Störung der Gallenabsonderung und Gallensteinen, bei gichtischen Leiden, Krankheiten der Nieren und Blase, Drüsengeschwülsten und Verhärtungen skrofulöser Art. Der Ferdinands-, Ambrosius- und Karolinenbrunnen, die weniger auflösende und abführende, sondern mehr belebend reizende Wirkungen äußern, dienen vorzüglich bei allgemeiner und örtlicher Schwäche des Nerven- und Muskelsystems, bei Abspannung, Zittern der Glieder, Lähmungen, männlichem Unvermögen, Schleim- und Blutflüssen, die auf Schwäche der betreffenden Organe beruhen, bei Krankheiten der Urinwerkzeuge, Steinbeschwerden u. s. w. Außerdem werden Bäder von dem Wasser der Marienquelle oder des Ambrosius- und Karolinenbrunnens oft zur Unterstützung des innern Gebrauchs der eisenreichern Quellen von M. in den schon genannten Krankheiten empfohlen, insbesondere aber bei hartnäckigen rheumatischen und gichtischen Leiden mit gleichzeitiger Schwäche des Nervensystems, bei Lähmungen, Steifigkeit der Gelenke gichtischen Ursprungs, bei langwierigen Hautausschlägen, alten Geschwüren, Verhärtungen, lymphatischen Geschwülsten u. s. w. Endlich haben die Gasbäder in verschlossenen Badewannen, oder nur örtlich angewendet, guten Erfolg bei Unterdrückung der weiblichen Regeln und des Hämorrhoidalflusses, bei gichtischen und rheumatischen Lähmungen, gestörter Hautthätigkeit und dadurch bedingten krampfhaften Affectionen, langwierigen Hautausschlägen, skrofulösen Geschwülsten und Geschwüren. Die Waldquelle oder der Äolsbrunnen wird in der Regel nur von schwächlichen, sehr reizbaren Personen, die andere, schwerere Mineralwässer nicht vertragen, mit Milch oder Molken getrunken und wirkt dann sehr wohlthätig bei Brustbeschwerden, Krankheiten der Urinwerkzeuge, langwierigem Erbrechen u. s. w. Vgl. Heidler, „Das Marienbad nach eignen Beobachtungen und Ansichten ärztlich dargestellt" (2 Bde., Wien 1832), und Desselben „Marienbad et ses différens moyens curatifs" (Prag 1828). — In der Nähe von M. liegt die fürstl. Metternich'sche Herrschaft Königswart mit ähnlichen Quellen. In dem Museum auf dem dasigen Schlosse befindet sich unter Anderm auch das von dem Scharfrichter Huß in Eger gesammelte Münzcabinet.

Marienburg, Kreisstadt im Regierungsbezirke Danzig in Westpreußen, an der Nogat, mit 5500 Einw., als Vorfeste Danzigs befestigt, ist besonders wegen des Residenzschlosses der Hochmeister des deutschen Ordens merkwürdig, welches als ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst 1824 restaurirt worden ist. M. war ursprünglich eine Burg, deren Bau zwischen 1271 und 1274 begann und schon 1276 vollendet ward. Als sich der Comthur des Ordens, Siegfried von Feuchtwangen, entschloß, seinen Sitz von Venedig nach M. zu verlegen, begann er um 1306 den Bau der Hochburg, von der noch Überreste, wie die Kirche mit der Kapelle, der Remter, der Capitelsaal u. s. w., sowie die Mauern des alten oder hohen Hauses auf uns gekommen sind, und hielt daselbst 1309 seinen Einzug. Verdienste um die innere Ausschmückung erwarben sich der Hochmeister Dietrich von Altenburg 1335 — 41, der die Hauptkirche erweiterte, unter dem Chor der Schloßkirche eine Gruft für die Hochmeister hinzufügte, den Thurm erbaute und durch das wunderbare Marienbild mit dem Jesuskinde auf dem Arme den Altar der Kirche bereicherte. Auch ward unter ihm M. die festeste der hundert Landesburgen, sowie ihr an Pracht und Geschmack schon früher keine gleichgekommen war. So blieb das Schloß der Sitz der Hochmeister, bis am 6. Jun. 1457 die Polen M. einnahmen und den Hochmeister Ulrich von Elrichshausen aus dem Ordenshause vertrieben. Seitdem war M. zum Theil von Jesuiten bewohnt und der Sitz poln. Woiwoden, zuweilen auch das Hoflager der poln. Könige, bis es 1772 mit dem preuß. Staate vereinigt ward. Beinahe hätte das Ordenshaus kurz darauf seinen Untergang gefunden, wenn nicht Friedrich II. dem Verderben

Einhalt gethan hätte. Doch eilte es unbeachtet seinem Verfall entgegen, bis der neu erwachte Sinn für vaterländische Denkmäler auch ihm seine Aufmerksamkeit zuwendete. Vgl. Büsching, „Das Schloß der deutschen Ritter in M." (Berl. 1823, 4., mit 7 Kpf.), Voigt's „Geschichte M.'s, mit einigen Ansichten des Ordenshauses" (Königsb. 1824) und Ludw. von Auer's „Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten des Ordenshaupthauses und der Stadt M. in Westpreußen" (Danz. 1824). — **Marienburg**, ein großes Dorf in Liefland mit einem adeligen Hofe und 2000 Einw., war der frühere Aufenthalt der nachherigen Kaiserin Katharina I., die deshalb auch den Namen des Mädchens von Marienburg erhielt. — **Marienburg**, eine kleine Festung in Belgien oberhalb Namur, unweit Charlemont, wurde von der Königin Maria von Ungarn 1542 erbaut, kam im pyrenäischen Frieden an Frankreich, und nachdem sie seit 1815 zu den Niederlanden gehört, 1832 an Belgien.

Marienglas, s. Gyps.

Mariette (Pierre Jean), einer der größten Kunstkenner seiner Zeit, geb. zu Paris 1697, gest. daselbst 1774, ward von seinem Vater Jean M., gest. 1742, einem als Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker gleich ausgezeichneten Manne, in der Kupferstechkunst unterrichtet und bildete sich dann auf seinen Reisen durch Deutschland und Italien. Er verkaufte 1750 den nach dem Tode seines Vaters eine Zeit lang fortgeführten Bücherverlag, kaufte sich die Stelle eines kön. Secretairs und Kanzleicontroleurs und beschäftigte sich einzig mit Vervollkommnung seiner Kupferstichsammlung. Wir besitzen von ihm: „Traité du cabinet du roi" (2 Bde., Par. 1750, Fol.), voll gelehrter Untersuchungen; „Lettres à M. de Caylus"; die Beschreibungen der Crozat'schen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Statuen, Vasen, Gemmen u. s. w., in mehren Werken (1729, 1750); „Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles" (Par. 1745, Fol.); „Architecture franç." (Par. 1727) und mehre andere Werke. M.'s Talente und liebenswürdiger Charakter hatten ihn in freundschaftliche Verbindung mit den Archäologen Caylus, Barthélemy und Laborde gebracht, weshalb er von ihnen beauftragt wurde, bei der Herausgabe des „Recueil des peintures antiques" nach den Zeichnungen des Pietro Santo-Bartoli die Aufsicht zu führen.

Marine nennt man die Seemacht eines Staats mit Allem, was sie begreift, die Kriegsschiffe von jeder Größe und Art mit ihrer Ausrüstung und Besetzung, die zur Flotte und zu den Häfen gehörigen Offiziere und Bedienungen, die Bootsleute und Seesoldaten. — **Marinegelder** wurden seit Kurfürst Friedrich Wilhelm II. in der Mark Brandenburg von allen Civilbeamten bei dem Antritt ihrer Stellen erhoben und machten gewöhnlich den vierten Theil eines Jahrgehalts aus. Später ward dieser Fonds zu der Werbekasse gezogen.

Marino oder **Marini** (Giambattista), ein Dichter, welcher durch sein großes Talent sich eine eigne Partei bildete, war zu Neapel 1569 geboren. Dem Willen seines Vaters zuwider, der ihn zum Juristen bilden wollte, folgte er seiner Neigung zur Dichtkunst. Der Herzog von Bovino nahm ihn in seinen Palast auf, und der Prinz von Conca, Großadmiral des Reichs, in seine Dienste. Hier lernte er Torquato Tasso kennen, dessen Umgang für seine Bildung sehr vortheilhaft ward. Später fand er in Rom an dem Cardinal Pietro Aldobrandini einen Beschützer. Im Gefolge desselben kam er nach Turin, wo ihm ein Gedicht auf den Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, unter dem Titel: „Il ritratto", eine günstige Aufnahme, viele Beweise von Wohlwollen und den Titel eines herzoglichen Secretairs verschaffte. Der Neid seiner Feinde, seine Eitelkeit und satirische Laune verwickelten ihn aber auch hier in allerlei Streitigkeiten. Deshalb folgte er dem Rufe Margaretha's, der geschiedenen Gemahlin Heinrich IV., nach Paris, nach deren Tode er an Maria von Medici eine Gönnerin fand. Doch die Sehnsucht nach dem Vaterlande führte ihn 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich einige

Zeit zu Rom auf, wo ihn die Akademie degli umoristi zu ihrem Vorsteher ernannte, und begab sich dann nach seinem Geburtsorte, wo er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthalt erwählte und 1625 starb. M.'s berühmteste Arbeit, das heroische Gedicht „Adone" (Par. 1623, 4.; vollständigste Ausg., 4 Bde., Lond. 1789, 12.), ist ebenso sehr bewundert als in der Anlage und Ausführung getadelt und wegen mancher wollüstigen Gemälde zu den verbotenen Büchern gerechnet worden. Auch hat man seiner Darstellung Schwulst, erkünstelte und übertriebene Metaphern und überfeine Pointen und Wortspiele (sogenannte Concetti) zum Vorwurf gemacht. Doch dem sei wie ihm wolle, schätzbar sind immer sein Scharfsinn, seine geistreichen Witzspiele und seine kühnen Verknüpfungen und Vergleichungen, wodurch er auch dem Alltäglichen neue Reize zu leihen weiß. Die übrigen Werke M.'s bestehen in einem erzählenden Gedichte: „La strage degli innocenti" (Ven. 1633, 4.) und einer großen Anzahl vermischter Gedichte, die unter den Titeln „La lira" (Ven. 1602 und oft) und „La sampogna" (Par. 1620 und öfter) gesammelt wurden, und andern Arbeiten in Prosa und Versen. Einige seiner Sonette gehören zu den vorzüglichsten, welche die ital. Literatur besitzt.

Marīno (San-), s. San-Marino.

Marionetten sind künstliche Puppen, welche an verborgenen Schnüren oder Drähten gezogen und gelenkt werden, und mit denen man auf kleinen dazu erbauten Theatern (Marionettentheatern) Schauspiele aufführt, indem die hinter den Coulissen befindlichen Personen die Worte dazu sprechen. Gewöhnlich spricht der Marionettenspieler, der die Bewegung der Figuren leitet, auch mit veränderter Stimme den Dialog und ersetzt dadurch den Mangel mehrer Personen. Die Marionetten waren schon bei den Griechen und Römern bekannt, und wurden öfters dazu gebraucht, den Kindern Schrecken einzujagen, die niedere Volksclasse auseinander zu treiben u. s. w. In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja man wollte sogar die Erfindung derselben dem Franzosen Brioché, welcher in der Mitte des 17. Jahrh. in Paris sie vervollkommnete, zuschreiben. Eine Marionettenoper gab es schon 1674 zu Paris, und in mehren großen Städten Italiens gibt es noch jetzt Marionettentheater, z. B. in Mailand das Teatro Girolamo, welche, auf ein gebildetes Publicum berechnet, dasselbe auch finden. Tief unter diesen stehen die in Deutschland herumziehenden Marionettentheater, welche das Marionettenspiel zu einer der niedrigsten Volksbelustigungen herabgezogen haben, und durch Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu erhaschen suchen, weshalb in mehren Staaten, namentlich in Preußen und in Dänemark, strenge Gesetze gegen die Zulassung unbefugter Kunst- und Marionettenspieler ergangen sind.

Mariotte (Edme), ein ausgezeichneter Mathematiker und Physiker, war Mitglied der pariser Akademie der Wissenschaften und starb am 12. Mai 1684. Sein Auftreten fiel in die Zeit, wo sämmtliche mathematische Wissenschaften mit ungemeiner Regsamkeit und ausgezeichnetem Erfolge betrieben wurden. Mit seltener Denkschärfe verband er eine damals wenig gemeine Leichtigkeit des Experimentirens. Er erwarb sich ein entschiedenes Verdienst um die wissenschaftliche Bearbeitung der Hydrostatik und Hydraulik, vorzüglich gelang ihm die praktische Bearbeitung der Ideen seiner großen Vorgänger Galilei und Torricelli. Alle seine Schriften standen zu ihrer Zeit in classischem Ansehen. In der Hydraulik machte er eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abgang der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter. Er stellte sodann Untersuchungen über die Leitung des Wassers an und über die den Röhren nöthige Stärke zum Widerstande gegen den Druck. Auch bestimmte er die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von ihm hat der Lehrsatz, daß die Dichtigkeit der Luft sich wie das Gewicht, welches auf ihr lastet, oder wie die zusammendrückende

Kraft verhält, den Namen des Mariotte'schen Gesetzes. Um die Mechanik des festen Körpers machte er sich durch seine neuere und vollständigere Bearbeitung der von Ch. Wren zuerst bearbeiteten Lehre vom Stoße verdient. Seine Werke erschienen zu Leyden 1717 (2 Bde., 4.). Als die wichtigsten nennen wir: „Traité de la percussion ou choc des corps" (3. Aufl., Par. 1679); „Traité du mouvement de l'eau et des autres corps fluides" (Par. 1690); „Essais de la végétation des plantes, de la nature de l'air, du chaud et du froid" (Par. 1676 und 1679) und „De la nature des couleurs" (Par. 1686).

Marius (Cajus), ein Römer aus Arpinum im Gebiete der Volsker, stammte aus niederm Stande, wählte die kriegerische Laufbahn und legte die ersten Proben seines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienst hob ihn von Stufe zu Stufe, und schon Scipio ahnete den großen Feldherrn in ihm. Unter dem Consulat des Cäcilius Metellus und L. Aurelius Cotta erhielt er das Tribunat auf des Metellus Verwendung. Jetzt schlug er, um die Misbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern und dadurch die hinaufgehenden Bürger vor dem Andringen der Candidaten und ihrer Freunde zu sichern (lex Maria). Die Patrizier, über ein Gesetz erbittert, das ihnen Eintrag that, foderten von M. Rechenschaft. Beide Consuln erklärten sich gegen ihn; er aber drohte ihnen mit der Gewalt seines Amtes und gab, ohne Rücksicht, daß er dem Metellus dieses Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Consul ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit siegte und gewann ihm die Liebe des Volks. Hierauf wurde er Prätor und verwaltete sein Amt fast zu allgemeiner Zufriedenheit, den Mangel an gelehrten Kenntnissen durch natürlichen Verstand ersetzend. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folgende Jahr ertheilt wurde, erwarb er sich ebenfalls großen Beifall. Nach seiner Rückkehr verband er sich, indem er Julia, eine Tante des Julius Cäsar, heirathete, mit dem angesehensten Geschlechte der Julier. Im Jugurthinischen Krieg erwarb er sich ebenso sehr die Achtung des Metellus als die Liebe des Heers; doch war er undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, zu verkleinern, um sich durch seinen Sturz zu heben. Durch Verleumdung des Metellus und durch große Verheißungen von sich selbst gewann er das Volk, wurde 108 v. Chr. einmüthig zum Consul erwählt und zum Oberbefehlshaber in dem Proconsulate Numidien ernannt. Da er einsah, daß er als ein Plebejer nicht hoffen dürfe, sich die Gunst der Patrizier zu erwerben, so trat er als Gegner der Vornehmen auf. Mit Blitzesschnelle erschien er bei Utica und begann den Feldzug gegen Jugurtha, der unterdessen an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen Bundesgenossen gefunden hatte. Als M., unterstützt von Cornelius Sylla, der als Quästor mit der Reiterei zu seiner Verstärkung herbeieilte, die Feinde durch List besiegte und Bocchus durch Sylla bewogen worden war, den Jugurtha auszuliefern, theilte M. einige Länder desselben unter Bocchus und Hiempsal II. und machte die andern zur röm. Provinz. Von dem Volke, das die andringenden Cimbern und Teutonen in Furcht setzten, zum zweiten Male zum Consul erwählt, zog er, nachdem ihm in Rom die Ehre des Triumphes geworden, nach Gallien jenseit der Alpen, und sein Mitconsul, C. Fulvius Fimbria, nach Oberitalien. Da aber die Cimbern und Teutonen, statt nach Italien zu gehen, in Gallien eingefallen waren, so hatte M. Zeit, sein Heer durch strenge Kriegszucht zu bilden und wurde aus gleichem Grunde hintereinander auch zum dritten und vierten Male Consul. Endlich ging das Heer der Barbaren, aus Gallien zurückkehrend, auf Italien los. Wie diese ihm, so suchte auch M. ihnen auszuweichen, bis er bei Aquä Sextiä zuerst die Ambronen und am folgenden Tage die Teutonen angriff und völlig besiegte (102 v. Chr.), weshalb er zum fünften Male Consul und ihm von Neuem die Ehre des Triumphs zuerkannt wurde. Letztere

wollte er nur annehmen, wenn er sich durch Besiegung der Cimbern ihrer würdig gemacht haben würde. Diese waren von der Ostseite in Italien eingedrungen; M. vereinigte sich daher mit dem Heere seines Mitconsuls und zog ihnen entgegen. Jetzt baten die Cimbern, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweisen solle; M. aber meldete ihnen mit Hohn die Niederlage ihrer Bundesgenossen. Hierüber ergrimmt, foderte der Cimbern König Bojorix M. auf, Zeit und Ort zu einer entscheidenden Schlacht zu bestimmen, und dieser wählte eine Ebene, Campi Raudii genannt, unweit Vercelli. Das cimbrische Heer bestand aus 300,000 M. Fußvolk und 15,000 Reitern; das der Römer war 52,000 M. stark. Die Niederlage der Barbaren war vollständig; 150,000 blieben, 60,000 ergaben sich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sklaverei vor (101 v. Chr.). M. und Luctatius zogen triumphirend in Rom ein, und Ersterer ward zum sechsten Male zum Consul erwählt. Sein Hauptbestreben war jetzt, der Gunst des Volks sich zu versichern, die Patrizier aber ihrer Vorrechte zu berauben. Dies geschah besonders durch das Gesetz, daß jede Volksverordnung fünf Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senat bestätigt werden solle. Die Senatoren mußten dies Gesetz beschwören, und Metellus, der sich dessen weigerte, ward verbannt. Indeß hatte M. sich durch seine Zweizüngigkeit beiden Parteien verdächtig gemacht und wurde bei der neuen Consulwahl übergangen. Aus Verdruß hierüber und über die Zurückberufung des Metellus ging er nach Asien, in der Absicht, durch Anzettelung eines neuen Kriegs neue Wichtigkeit zu erlangen. Bei seiner Rückkehr fand er sich fast ganz vergessen und den Sylla in hohem Ansehen beim Volke. Dies entflammte seinen Haß, der schon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Consuln ihn im Keime erstickt hätten. Bald darauf brach der Bundesgenossenkrieg aus, in welchem M. als Unterfeldherr einige Siege erfocht, wegen Alter und Kränklichkeit aber seine Feldherrnstelle niederlegte. Kaum war dieser Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwischen M. und Sylla begann. Beide bewarben sich nämlich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Consuln sich auf des Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun P. Sulpitius, der dem M. anhing, sie mit bewaffneter Hand und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt zwar M. den Oberbefehl; allein ohne Widerstand zog Sylla in Rom ein und erklärte M. nebst seinem Sohne, welche aus Rom entflohen waren, in die Acht. Von seinem Sohne getrennt, irrte M. an der Küste Italiens umher. Endlich ward er von seinen Verfolgern in einem Sumpfe entdeckt und nackt nach Minturnä gebracht, wo der Magistrat das von Sylla und dem Senat über ihn verhangene Todesurtheil vollziehen lassen wollte. Doch der cimbrische Sklave, dem die Vollziehung aufgetragen war, ließ bei des M. Anblick und Anrede das Schwert fallen. Dies bewog auch die Minturner zum Mitleid, die ihn an die Küste bringen ließen, wo ein Schiff ihn nach Afrika übersetzte. Er landete in dem Hafen des zerstörten Karthago und vereinigte sich hier mit seinem Sohne, mit welchem er den Winter auf der Insel Cercina zubrachte. Kaum aber hatte er die Nachricht erhalten, daß durch Cinna seine Partei wieder siegreich in Italien sei, als er dahin zurückeilte. Vereinigt mit Cinna und Sertorius ging er auf Rom los, das der Senat unter dem Versprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden solle, zu öffnen sich erbot. Doch kaum war er eingedrungen, als er, seinem Versprechen zuwider, ein fürchterliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius selbst ein Ende machten. Als Cinna's Consulat zu Ende war, ernannte dieser sich und den M. eigenmächtig zu Consuln. M., jetzt 70 Jahre alt, bekleidete diese Würde zum siebenten Male, starb aber schon nach den ersten 17 Tagen (86 v. Chr.), erschöpft von den überstandenen Beschwerden und niedergebeugt von den Sorgen, die des herbeilenden Sylla Drohungen in ihm erwecken mußten.

Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de), Roman- und Theaterschrift-

steller, geb. zu Paris 1688, erhielt von seinen Ältern eine sorgfältige Erziehung, ward 1743 Mitglied der Akademie und starb am 11. Febr. 1763. Früher schon fesselte seinen Geschmack das Theater; da er aber in der von Molière zu classischer Vollendung gebrachten Gattung sich auszuzeichnen verzweifelte, auch der Geschmack des Publicums sich schon allmälig für das neue dem 18. Jahrh. eigenthümliche Natürlichkeitsprincip in der Kunst entschied, so schuf er sich ein neues Genre, das psychologische. Insbesondere verstand er es, die Naivetät unwillkürlich sich verrathender Regungen aufzufassen, und Wenige haben so glücklich wie er die mannichfaltigen Schwächen und Neigungen des menschlichen Herzens analysirt; doch ist seine ganze Analyse sehr prosaisch und mit einer gewissen Kleinlichkeit gepaart. Charakter weiß er eigentlich ebenso wenig zu schildern als Intriguen zu ersinnen. Die Verwickelung ist gewöhnlich so durchsichtig, daß man ihre Auflösung schon im ersten Augenblick erwartet. Dabei ist er in Motiven und Ausdruck so manierirt, daß die Franzosen die gesuchte und witzelnde Art des Ausdrucks nach ihm Marivaudage genannt haben. Bei ihrer Erscheinung fanden M.'s Stücke, die er später zusammen herausgab (5 Bde., Par. 1758), vielen Beifall, aber nur einige haben sich auf dem Theater erhalten. Höher als M.'s Theaterstücke stehen seine Romane, unter denen „Vie de Marianne", voll anziehender Situationen, wahrer Schilderungen und zarter Empfindungen, aber wortreich, und „Le paysan parvenu", geistreich und lustig, aber ebenso wenig wie der vorerwähnte von ihm beendigt, die wichtigsten sind. Auch schrieb er „Le spectateur français", der aber dem engl. „Spectator" weit nachsteht. Seine „Oeuvres complètes" erschienen in 12 Bänden, Par. 1825 fg.

Mark, ein altdeutsches Wort, bedeutet so viel als Erinnerungszeichen, daher Brandmark; dann zeigt es, wie Markung, die Grenze eines Landes oder Bezirks an. Ehemals wurde diese Benennung von den Grenzen größerer Länder gebraucht, jetzt nur von kleinen Bezirken, z. B. Dorfmark, Feldmark, Holzmark u. s. w. In jenem weitern Sinne hießen die Grenzprovinzen des deutschen Reichs, welche gegen die Angriffe der Wenden, Ungarn und anderer feindlichen Nachbarn in Vertheidigungsstand gesetzt und durch Markgrafen (s. d.) befehligt wurden, Marken oder Markgrafthümer. In einigen Gegenden Deutschlands versteht man unter Mark das gemeine Eigenthum in Wald und Flur, daher Markgenossen, Markordnungen, Markrecht u. s. w. — In der Physiologie bezeichnet Mark die fette Substanz, welche sich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in dieselben eindringenden Arterien abgesetzt wird; dann das zellige Gewebe, welches man bei Gewächsen in der Mitte des Stammes und der Äste antrifft. Dieses Pflanzenmark verbreitet sich noch durch andere Theile der Gewächse und hat mit dem zelligen Gewebe der Rinde die größte Ähnlichkeit. Es besteht aus den feinsten Fäserchen der Gewächse, die, nach allen Richtungen durcheinanderlaufend, ein feines Gewebe bilden, in welchem sich sehr kleine Höhlen oder Zwischenräume befinden. Die Höhlen erscheinen nicht nur in verschiedenen Pflanzen, sondern auch in den verschiedenen Theilen derselben Pflanzen in veränderter Gestalt. Mit dem zelligen Gewebe der Rinde steht das eigentliche Mark in Verbindung. Bei Bäumen dringt es durch das Holz in den Splint und macht einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde selbst aus. Es verbreitet sich bis in die Blätter und Blüten, und endigt sich gleichsam im Samen, mit welchem die Pflanze ihre äußersten Markspitzen abwirft. Das Mark scheint der wesentlichste Theil der Gewächse und zum Wachsthum unentbehrlich zu sein. Vermindert es sich, so wird auch das Wachsthum geschwächt, und wenn die Pflanze oder ein Theil derselben abstirbt, so verschwindet das Mark gänzlich. Durch seine zellige Bildung ist das Mark zur Einsaugung und Bewegung des Nahrungsstoffes der Pflanzen ganz besonders eingerichtet. Wenn die Gefäße ohne Mark wären, so würde auch die Ernährung nicht von Statten ge-

hen; dies erhellt, wenn sich das Mark zusammenzieht und an den innern Wänden der Gefäße anlegt, wo dann die Pflanze zu wachsen aufhört. So bilden die Halme des Getreides zur Zeit der Reife leere Röhren. Bei den Bäumen verliert sich das Mark in den innern Holzringen und wird hart. Seine Fasern vereinigen sich genauer miteinander, und dadurch werden die Holzringe nicht nur fester, sondern auch enger miteinander verbunden, während das Mark in den äußern Ringen noch seine Dienste thut, bis der Baum gänzlich abstirbt. — Mark ist auch ein Gewicht, besonders für Gold und Silber. Die Mark Gold wird in 24 Karat (s. d.) eingetheilt; die Mark Silber in 16 Loth. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber acht Unzen, und eine Unze einen Thaler. Im 14. Jahrh. änderte sich die Rechnung, und eine Mark löthigen Silbers oder die löthige Mark betrug nur drei Gulden. Gegenwärtig beträgt die feine kölnische Mark 13 Thlr. 8 Gr. Sächs. oder 14 Thlr. Preuß. Feine Mark nennt man reines Gold oder Silber, das nicht mit unedlern Metallen vermischt ist. Dann ist Mark auch eine Metall- oder Rechnungsmünze zu 16 Schilling, jedoch von verschiedenem Werthe. Die Mark Banco in Hamburg beträgt 11 Gr. 6⅓ Pf., eine Mark Courant 9 Gr. 4⅞ Pf., eine Mark Dänisch 4 Gr. 8 Pf. Sächs. Die engl. Mark ist ⅔ Pf. Sterl. Eine Mark löthigen Goldes macht 36 Dukaten. (S. Almarco.)

Mark, eine Grafschaft von 31 □M. mit etwa 136,000, meist protestantischen Einw., im ehemaligen westfäl. Kreise, welche gegen N. vom Fürstenthume Münster, gegen O. vom Herzogthume Westfalen und gegen S. und W. vom Herzogthume Berg begrenzt wurde, jetzt aber zum Kreise Hamm des Regierungsbezirks Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen gehört, wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern, südlichen Theil getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar, hat aber viele Eisenerze und sehr gute Steinkohlen, welche letztere bei den vielen Manufacturen, namentlich im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, den Holzmangel ersetzen. Die Grafschaft M. fiel aus der jülichschen Erbschaft an Brandenburg, und der große Kurfürst versprach den Einwohnern, daß sie stets bei seinem Hause bleiben sollte. Als daher 1805 und 1806 verschiedene Ländertausche stattfanden, erinnerten die Einwohner, besorgt, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte; allein 1807, im tilsiter Frieden, mußte sie doch abgetreten werden, wurde zum Großherzogthume Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepartements aus, bis sie 1813 von Preußen wieder in Besitz genommen wurde. Die vorzüglichsten Orte sind die Kreisstadt Hamm, mit 5300 Einw., der Sitz des Oberlandesgerichts und eines Gymnasiums; Soest (s. d.), Iserlohn (s. d.), Altena mit 3750 Einw. und wichtigen Draht- und Nadelfabriken, die durch zwei unterirdische Kanäle getrieben werden, und Schwelm mit 3300 Einw., einem Gymnasium und wichtigen Fabriken, auch einer Mineralquelle. In der Nähe von Hamm liegt das Haus Mark in dem Dorfe gleiches Namens, das alte Schloß der Grafen von der Mark, und das Kloster Kentrop, wo seit 1820 eine Taubstummenanstalt ist. Außerdem ist noch die sogenannte Emperstraße (s. d.) zu bemerken.

Markbriefe (lettres de marque), so viel wie Kaperbriefe. (S. Kaper.)

Marketender (vivandiers) heißen die Verkäufer von Lebensmitteln bei einem Kriegsheere, vorzüglich zur Bequemlichkeit der Offiziere, die bei ihnen ihren Mittagstisch und andere etwa nöthige Bedürfnisse finden. Die Gefahr, welcher die Marketender bei ihrem Gewerbe sich aussetzen, wird nur durch die hohen Preise aufgewogen, die sie bei dem Verkauf ihrer Waaren setzen. Die kleinen Händler mit den verschiedenen Bedürfnissen des gemeinen Soldaten, die sie demselben um geringe Preise kärglich zutheilen, führen deshalb den Spottnamen

Knapphänse. Sie sowol wie die Marketender werden in strenger Aufsicht gehalten, weil sie, durch Eigennutz geleitet, nicht allein die Raubsucht des Soldaten aufreizen und das Plündern begünstigen, an dem sie nur zu gern selbst Theil nehmen, sondern weil sie öfters zugleich feindliche Spione abgeben, da ihr Gewerbe ein öfteres Entfernen von dem Heere bedingt.

Marketerie, s. Marqueterie.

Markgraf (marchio), ursprünglich ein Befehlshaber an der Mark, d. h. Grenze, oder in einem Grenzlande, um solches zu schützen. Schon zu Karl's des Großen Zeiten kommen Marken und Markgrafen in Deutschland vor, z. B. die Mark Östreich, und im 10. Jahrh. errichtete König Heinrich I. die Marken Meißen, Nordsachsen und Schleswig. Die Markgrafen standen unmittelbar unter den deutschen Königen und Kaisern, nicht unter den Herzogen, zu deren Bezirk die ihnen anvertraute Grenze gehörte, und hatten herzogliche Befugnisse; doch gab es auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Gewöhnlich wurden solche Herren zu Markgrafen bestellt, die in den ihnen zur Beschützung übergebenen Bezirken ansehnliche Güter hatten. Im 12. Jahrh. wurden die markgräflichen Stellen erblich und endlich reichsfürstlich, sodaß ein Markgraf in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand.

Markig nennt man in der Malerei das Fließende in den Umrissen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverschmolzenen Farben die Frische und Zartheit des Fleisches nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts ausdrücken, im Gegensatz des Harten, Trockenen. Einen markigen Pinsel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl ineinander vertreibt.

Markland (Jeremiah), einer der berühmtesten engl. Kritiker, geb. 1693, erhielt seine Bildung zu Cambridge, bekleidete nie ein Amt, da er es vorzog, in gelehrter Muße zu leben, und starb in Cambridge am 7. Jul. 1776. Als Kritiker verband er tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer kühnen und glücklichen Combinationsgabe. Berühmt ist besonders seine Ausgabe der „Sylvae" des Statius (Lond. 1728, 4.; vermehrt herausgegeben von Sillig, Dresd. 1827), in denen er gegen 500 Stellen durch seinen Scharfsinn berichtigte, deshalb der Willkürlichkeit angeschuldigt wurde, von der ihn erst die spätere Zeit freisprach. Ferner sind von ihm anzuführen die Bemerkungen zu den Reden des Lysias in Taylor's Ausgabe (Lond. 1739, 4.) und zum Maximus Tyrius in Ward's Ausgabe (Lond. 1740, 4.), die Ausgabe der beiden Iphigenien des Euripides (Lond. 1763, 4.; neue Ausg. von Gaisford, 2 Bde., Orf. 1811 und Lpz. 1822); die „Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et alior. loca illustr." (Lond. 1723) und „Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus" (Lond. 1745), welchen eine Dissertation angehängt ist, worin er die Echtheit der vier Ciceronischen Reden, die F. A. Wolf in der Folge mit Hinzufügung neuer Gründe als unciceronisch geltend machte, mit vielem Scharfsinn angreift. Außerdem hatte er Antheil an der Ausgabe des Demosthenes von Taylor, an der des „Hippolytus" des Euripides von Musgrave und des Sophokles von Bowyer.

Marklosung, s. Retractrecht.

Markomannen, d. h. Grenzvolk, ein mächtiger altdeutscher Völkerbund, wohnten seit Cäsar's Tode zwischen der Donau und dem Rhein. Nachdem die Römer Noricum und Pannonien erobert hatten und den Markomannen durch ihre Nachbarschaft gefährlich wurden, zogen sich diese zurück und bemächtigten sich unter ihrem König Marbod des Reichs der Bojer im heutigen Böhmen. Marbod vereinigte bald eine Menge Völker durch List und Gewalt und machte sich zum Oberhaupt eines den Römern gefährlichen Völkerbundes, der 70,000 M. zuchtge-

wohnter Truppen ins Feld stellte. Die Römer wurden durch einen Aufstand der Pannonier gehindert, ihn anzugreifen, daher schloß Tiberius im 6. J. n. Chr. einen Vergleich mit ihm; später aber schlugen ihn die Cherusker unter Herman, 19 n. Chr. Gleiches Schicksal hatte Marbod's Nachfolger, der Gothe Catualda. Beide flüchteten nun zu den Römern, welche ihnen Ravenna und Aquileja zu Wohnorten anwiesen. Verwandte des Marbod beherrschten hierauf die Markomannen, die, obschon immer noch mächtig, bis auf Domitian alle Feindseligkeiten gegen die Römer vermieden, seitdem aber Einfälle in das röm. Gebiet wagten, durch Trajan und Hadrian jedoch in Schranken gehalten wurden. Nachdem sie 166 n. Chr. in Pannonien eingebrochen, begann der sogenannte markomannische Krieg, den Antonin der Philosoph (s. d.) 179 n. Chr. mit gänzlicher Unterjochung der Markomannen geendet haben würde, wenn ihn nicht der Tod ereilt hätte. Sein Sohn und Nachfolger war so schwach, daß er 180 n. Chr. von ihnen den Frieden erkaufte, den sie aber nur so lange hielten, als man ihnen Jahrgelder zahlte. Ein Einfall in das röm. Gebiet folgte dem andern, und unter Aurelian, 270 n. Chr., setzten sie ganz Italien in Schrecken. Mit der Völkerwanderung verschwindet ihr Name aus der Geschichte, und nach der Zerrüttung des Hunnenreichs erscheinen in den Ländern der zeitherigen Markomannen die Rugier, Heruler, Scyren und Turcelinger. Nach Mannert's Ansichten sollen die Bojoarier, die Vorfahren der Baiern, die von Rugiern, Longobarden u. s. w. gedrängt, in die Gebirge von Noricum und Rhätien einwanderten, die alten Markomannen sein.

Markscheide heißt in der Bergmannssprache die Grenze zwischen zwei nebeneinanderliegenden Gruben, welche gewöhnlich über Tage durch einen Loch- oder Markstein, in der Grube aber durch ein in das Gestein, Mauer-, oder Holzwerk gehauenes Zeichen, Markscheidestufe genannt, angegeben ist. — Die Markscheidekunst (geometria subterranea) lehrt den Bergbau auf allen Arten von Lagerstätten nach seiner Lage in Grund-, Auf-, Durchschnitts- und Profilrissen nach vorhergegangener Messung und trigonometrischer Berechnung darstellen, sodaß man daraus die Lage der Grube, die Stellung der Lagerstätte, auch die über der Grube befindliche Gegend der Grube, und ihre Raumverhältnisse richtig bestimmen kann. Diese dem Bergmann unentbehrliche Kunst verdankt ihre Entstehung den Deutschen. Zuerst behandelte dieselbe Georg Agricola (s. d.), nach ihm 1686 N. Voigtel. Vgl. Lempe's „Anleitung zur Markscheidekunst" (Lpz. 1782; neue Aufl. 1792).

Markt heißt derjenige Raum, wo viele Waaren zum Verkauf angeboten oder gesucht werden. Der Begriff des Marktes ist nicht blos auf Städte oder Dörfer eingeschränkt, wo die Plätze, auf welchen Waaren zum Verkauf ausgestellt werden, insbesondere Märkte heißen, sondern auf ganze Länder, wo gewisse Waaren in größerer Menge verkauft oder eingekauft werden. So sind die Küsten der Ostsee, die des nördl. Afrika, Ägypten, Odessa u. s. w. Kornmärkte; Westindien ist der Markt für die Colonialwaaren; Portugal war sonst der größte Geldmarkt für Europa, die Goldküste der Sklavenmarkt u. s. w. Ein Markt, auf dem sich Käufer aus allen Theilen der Erde versammeln, wie dies in England, vorzüglich in London der Fall ist, heißt ein Weltmarkt. Vorzüglich eignen sich zu großen Märkten solche Plätze, wo entweder eine große Menge reicher Consumenten beisammen wohnen, oder wohin die Verkäufer ihre Waaren leicht hinschaffen, und wo die Käufer sie leicht finden und an ferne Orte transportiren können; daher waren die Küsten am mittelländ. Meer und die daselbst liegenden reichen Städte hauptsächlich zu Märkten für Europa, Asien und Afrika gelegen.

Marktschreier nannte man sonst insbesondere die Classe medicinischer Charlatans (s. d.), welche auf Märkten und Messen, gewöhnlich in Begleitung eines Possenreißers, umherzogen und der durch diesen angelockten Menge

unter lauten Anpreisungen der außerordentlichen Wirksamkeit ihrer Arzneien, welche meist für Geheimmittel ausgegeben wurden, dieselben zum Kauf anboten. Der Schaden, welchen die Marktschreier durch ihre Medicamente anrichteten, und die Betrügereien, welche sie gegen die leichtgläubige Menge verübten, waren zwar längst bekannt, doch erst in der neuern Zeit ist es der deutschen Medicinalpolicei gelungen, ihrem Unwesen wenigstens öffentlich ein Ende zu machen.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), einer der größten brit. Feldherren und Staatsmänner, geb. 1650 zu Ashe in Devonshire, erwarb sich früh die Gunst des Herzogs von York, nachmaligen Königs Jakob II., und wohnte als Fähnrich der Entsetzung von Tanger bei, welches die Mauren belagerten. Unter dem Herzoge von Monmouth zeichnete er sich 1672 im niederländ. Kriege aus. Als der Herzog von York 1685 den engl. Thron bestieg, schickte er Churchill als Botschafter nach Frankreich, der nach der Landung des Prinzen Wilhelm von Oranien zu ihm überging und auch Jakob II. Tochter, Anna, über die er schon damals durch seine Gemahlin, Sara Jennings, viel Gewalt hatte, auf ihres Schwagers Seite zu treten bewog. Wilhelm III. ernannte ihn zum Generallieutenant, 1689 zum Mitglied des geheimen Raths und zum Grafen von Marlborough. Als Befehlshaber der Armee von Irland zwang M. 1690 die Besatzungen von York und Kinsale zur Übergabe, machte aber zugleich durch seine Thaten den Neid rege. Man wußte den König so gegen ihn einzunehmen, daß er seiner Stellen verlustig und, als eines Majestätsverbrechens verdächtig, in den Tower gesetzt wurde. Da sich jedoch kein Beweis gegen ihn fand, mußte er wieder in Freiheit gesetzt werden. Als hierauf der König nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Marie, 1694, es für rathsam fand, die einzige Schwester derselben, Anna, als künftige Thronerbin, mit Güte zu behandeln, rief er auch ihren Freund M. an den Hof zurück, ernannte ihn 1698 zum Gouverneur des Sohnes der Prinzessin Anna, des Herzogs von Gloucester, darauf zum Oberrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum obersten Anführer der engl. Macht in Holland und zum außerordentlichen Gesandten im Haag. Als Anna 1702 den Thron bestieg, bemächtigten sich M. und seine Gemahlin ganz des Vertrauens der Königin. Beim Ausbruche des span. Erbfolgekrieges stellten alle Verbündete Englands ihre Truppen unter seine Befehle; er besiegte 1702 die Franzosen, die, seit einem Jahrh. immer siegreich, ihm ihre Festungen überlassen mußten, endigte den Feldzug in Flandern und zog nach Deutschland. Hier schlug er, mit den Östreichern vereinigt, den Kurfürsten von Baiern und die Franzosen (2. Jul. 1704) am Schellenberge, bei Donauwerth. Darauf siegte er, mit dem Prinzen Eugen vereinigt, am 13. Aug. in der Schlacht bei Höchstädt oder Blenheim (s. d.). Nach seiner Rückkehr nach London ward er zum Herzoge von Marlborough erhoben, und Kaiser Joseph I. ertheilte ihm das Fürstenthum Mindelheim in Schwaben. Im J. 1706 erfocht er den wichtigen Sieg bei Ramillies und 1709 den bei Malplaquet (s. d.). Als aber hierauf seine Gemahlin durch unerträglichen Stolz die Königin und die von derselben besonders begünstigte ränkevolle und den Tories ergebene Hofdame, Abigail Masham, beleidigt hatte und ein Toryministerium an das Staatsruder gekommen war, wurde M. 1712 aller seiner Stellen entsetzt. Erst nach Anna's Tode, 1714, kehrte er in sein Vaterland zurück und bekam von Georg I. alle seine Ämter wieder. Er starb 1722 zu Windsorlodge. Mit der glücklichsten Gesichtsbildung vereinigte M. in Allem, was er that, eine unwiderstehliche Anmuth. In seiner Politik leiteten ihn ganz die Liebe zu seinem Vaterlande, der Haß gegen Ludwig XIV., der keine Verträge achtete und daher gänzlich geschwächt werden mußte, und der eigne Ruhm. Das Leben und den Charakter dieses vom brit. Parteigeiste verfolgten und von Swift verleumdeten Feldherrn hat Will. Coxe treu dargestellt in den „Memoirs of John

Duke of M., with his original correspondence" (Lond. 1818, 4., mit Kupf. und Karten; deutsch, 6 Bde., Wien 1820). — M.'s Gemahlin, Sara Jennings, geb. 1660, durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichnet, welche sehr jung an den Hof kam und innig befreundet mit der Prinzessin Anna, auf diese als nachherige Königin einen ungemeinen Einfluß übte, bis sie, aus der Gunst der Königin verdrängt, 1711 den Hof verließ, starb zu London 1744. Ihre von Hoke nach ihren Angaben aufgezeichneten „Memoirs" (Lond. 1742) enthalten interessante Beiträge zur damaligen Geschichte.

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi, ein Flecken mit 1500 Einw., an der Seine, eine franz. Meile von Versailles, war bis zur Revolution wegen des prächtigen Lustschlosses berühmt, das von Ludwig XIV. erbaut, während der Revolution aber nebst dem herrlichen Parke zerstört wurde. Jetzt befindet sich darin eine Tuchfabrik. Merkwürdig sind daselbst noch gegenwärtig die Wasserkunstmaschinen, welche mittels einer Dampfmaschine das Wasser der Seine behufs der Wasserkünste in Versailles zu einer Höhe von 500 F. hinauftreiben, was zugleich den Vortheil gewährt, daß die Seineschiffahrt dadurch weniger gehemmt wird. — Nicht weit davon liegt das jetzt ebenfalls sehr beschädigte Schloß Lucienne, welches Ludwig XV. für die Dubarri bauen ließ.

Marly ist theils ein gitter- oder netzförmiges Gewebe von Seide und Wolle, oder Seide und Baumwolle oder Zwirn, nach Art der Gaze mit mehr oder weniger voneinander stehenden Fäden von verschiedener Farbe und Feinheit; theils auch ein netzförmiges, mit Gummi oder einer andern Leimart gesteiftes Gewebe von Zwirn, das man gewöhnlich zum Kopfputze der Frauen anwendet. — Marlytressen sind eine Gattung goldener und silberner Tressen oder Borden, durchbrochen und mit Lahn durchwirkt, die zu Bordirungen auf Kleider gebraucht werden.

Marmelade, abgeleitet vom portugies. marmelo, d. h. Quitte, auch Schachtelsaft genannt, ist eine gelée- oder gallertartige Zubereitung aus mancherlei wohlschmeckenden Früchten, als Quitten, Pfirschen, Aprikosen, Orangen, Ananas, Johannis- oder Stachelbeeren u. s. w., in Verbindung mit Zucker und Gewürzen, die man wie eine Gallerte einkocht, dann warm in flache runde Schachteln oder Büchsen eingießt und als Confect in den Handel bringt. Die besten Waaren dieser Art liefern Italien, Frankreich und auch Ost- und Westindien.

Marmont (Auguste Frédéric Louis Viesse de), Herzog von Ragusa, franz. Marschall, geb. 20. Jul. 1774 zu Chatillon an der Seine, diente von seinem 16. J. an in der Artillerie, zeichnete sich im Revolutionskriege, ganz vorzüglich aber in den ital. Feldzügen aus und begleitete Bonaparte auch nach Ägypten. Er war einer der Wenigen, die in das Geheimniß der Rückreise Bonaparte's aus Ägypten nach Frankreich eingeweiht waren und den 18. Brumaire beförderten. Ausgezeichnete Verdienste erwarb er sich 1800, als er als Commandeur der Reserveartillerie dieselbe über den St.-Bernhard schaffen ließ, sowie in der Schlacht bei Marengo. Er commandirte 1803 das Corps in Holland, welches gegen eine etwaige Landung der Engländer aufgestellt war, trug dann zur Capitulation von Ulm bei und hielt hierbei Steiermark besetzt. Sodann erhielt er das Commando in Dalmatien, beendigte glücklich die Belagerung von Ragusa, vereinigte sich durch geschickte Manoeuvres am Tage vor der Schlacht bei Wagram mit der großen Armee, gewann die Schlacht von Znaim und wurde deshalb von Napoleon zum Herzog von Ragusa und nachher zum Marschall ernannt. Nachdem er einige Zeit Generalgouverneur der illyrischen Provinzen gewesen, übernahm er 1811 den Oberbefehl der Armee in Portugal, wurde aber 1812 gefährlich verwundet und konnte erst 1813 wieder gegen die Verbündeten das Commando eines Corps übernehmen. Er focht in den Schlachten bei Lützen, Bautzen und Dresden; in der leipziger Schlacht am 16. Oct. bei Möckern völlig geschlagen und verwundet, vertheidigte er dennoch am 18. und 19. die Vorstädte Bei dem Vorrücken

der Verbündeten bei Fère Champenoise geschlagen, hatte er nebst Mortier am 30. März das Commando der Truppen, welche die Hauptstadt schützen sollten und bildete nach deren Übergabe mit dem sechsten Armeecorps Napoleon's Vorhut zu Essone. Am 4. Apr. unterwarf er sich mit seinem Corps den Befehlen der provisorischen Regierung, wodurch Napoleon seine letzte Schutzwehr verlor. Nach der Restauration wurde er Capitain der kön. Leibwache und folgte bei Napoleon's Rückkehr von Elba Ludwig XVIII. nach Gent. Später wurde er zum Pair ernannt, lebte auf seinen Gütern, wo bedeutende Fabriken und landwirthschaftliche Einrichtungen ihn beschäftigten, und ging 1826 als außerordentlicher Botschafter zur Krönung des Kaisers Nikolaus nach Moskau. Gerichtlich trennte er sich 1827 von seiner Gemahlin. Bei der Juliusrevolution (s. d.), 1830, hatte er das Commando, ging hierauf mit Karl X. nach England, unternahm später Reisen nach Wien, Petersburg, Konstantinopel und Syrien, und kehrte von dort 1835 nach Italien zurück.

Marmontel (Jean Franç.), ein classischer Prosaist, der in einfacher Anmuth des Styls Florian verwandt ist, wurde am 11. Jul. 1723 zu Bort im Limousin geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Schneider war. Nachdem er seine Studien im Collegium zu Toulouse beendigt hatte, ging er 1745 nach Paris, wo er als Abbé durch Voltaire's Empfehlungen in angesehenen Häusern eingeführt wurde, sich zuerst durch einige Tragödien, Komödien und Opern, welche letztere durch Grétry's Compositionen gehoben wurden, bekannt machte. Doch war das Theater nicht der Ort, wo M. glänzen sollte. Durch Begünstigung der Pompadour ward er Secretair bei dem Bauwesen zu Versailles, erhielt auch auf zwei Jahre das Privilegium des „Mercure", dessen Herausgabe ihm 40,000 Livres einbrachte, verlor aber einer nichtigen Ursache wegen dasselbe und kam sogar eine Zeit lang in die Bastille. Nach seiner Freilassung erschienen seine „Contes moraux" (2 Bde., Par. 1761, 12.; deutsch von Schütz, 2 Bde., Lpz. 1794), die durch anspruchlose Zierlichkeit gefallen und das Lehrreiche menschlicher Schicksale treffend schildern, obschon sie wegen mangelnder Erfindungsgabe des Verfassers etwas eintönig sind. Die spätern „Nouveaux contes moraux" (2 Bde., Par. 1792, 12.) stehen den ersten nach. Eine frostige Nachahmung des Telemach war sein „Bélisaire" (Par. 1766, 12.), eine Art Instruction für junge Prinzen; doch machte das Buch bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen, weil die Sorbonne einige Sätze daraus als ketzerisch verdammte. Auch dürften jetzt seine „Incas, ou la déstruction du Pérou" (2 Bde., Par. 1777) wenig Leser finden. Dagegen sind seine „Mémoires" ebenso lehrreich als anziehend und die „Histoire de la régence du duc d'Orleans", welche er in seiner Eigenschaft als Historiograph von Frankreich schrieb, hatte bis zum Erscheinen des Werkes von Lemontey (s. d.) classisches Ansehen. Auch gab sich M. mit Philosophie ab, und seine „Logique" und „Métaphysique" hatten wenigstens das Verdienst, dem Locke-Condillac'schen Sensualismus, wenn auch mit schwachen Mitteln, entgegenzuarbeiten. Einflußreicher auf Jugendbildung ward er durch seine „Leçons d'un père à ses enfans", die eine Art Grammatik und eine Moral enthalten. Als Ästhetiker wagte M. Neuerungen, die für einen immerwährenden Secretair der franz. Akademie, was er seit d'Alembert's Tode, 1783, war, fast keck zu nennen waren. Seine „Poétique franç." (2 Bde., Par. 1763) verarbeitete er später in den „Elémens de littérature", die, obgleich ohne tiefere philosophische Begründung, doch ein Muster der blos vergleichenden literarischen Kritik sind. Bei dem Ausbruche der Revolution, zu deren unbedingten Anhängern M. nicht gehörte, verlor er fast sein ganzes Vermögen und zog sich auf das Land zurück. Zwar wurde er 1796 ins Nationalinstitut und 1797 von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt; als aber die letztere Wahl nach dem 18. Fructidor cassirt wurde, ging er wieder nach dem Dorfe Abbeville in der Normandie, wo er am

31. Dec. 1799 ſtarb. Seine „Oeuvres complètes" wurden von Coſte (18 Bde., Par. 1819—20, 12.) und „Oeuvres choisies" 1826 herausgegeben.

Marmor heißt jede gehörig feinkörnige, weiße oder farbige, politurfähige Varietät des Kalkes. Die feinkörnigen, ſchneeweißen Kalkſteine der ältern Gebirge können daher ebenſowol als die ſchwarzen Lucullane, die einfarbigen Kalkſteine der jüngern Gebirge ebenſowol als die buntfarbigen, geaderten und gefleckten Grauwackenkalkſteine auf den Namen Marmor Anſpruch machen, ſobald ihre Härte und Textur einen gewiſſen Grad von Politur geſtatten. Man kann die zahlloſe Menge Varietäten auf folgende Weiſe eintheilen: I. Einfacher Marmor. Dieſer iſt entweder einfarbig oder buntfarbig. Der einfache einfarbige Marmor beſteht aus reinem oder nur durch färbende Partikeln verunreinigtem Kalke; er iſt: 1) Weiß; hierher gehören zumal viele antike Marmor, z. B. der pariſche (gelblichweiß), der penteliſche (feinkörniger), der koralitiſche, der marmo statuario, der Marmor von Lumi, der hymettiſche Marmor (graulich). Der Marmor von Carrara und Saravezza war im Alterthume ſehr berühmt, und liefert noch jetzt das einzige Bildhauermaterial; überhaupt iſt Oberitalien reich an weißem Marmor, der ſich außerdem noch in Frankreich, in den Pyrenäen, in Spanien und Norwegen findet. 2) Schwarz; Lucullan, nero antico, von Dinant und Namur in Belgien, aus Salzburg und dem Fichtelgebirge. 3) Roth; rosso antico, iſt braunroth und ſchwarz punktirt, aus Ägypten; marbre griotte aus der Gegend von Narbonne; der rothe Marmor von Verona, der roſenrothe von Tirey. 4) Gelb; giallo antico, aus Macedonien und Numidien; florentiner Marmor. Die einfachen und vielfarbigen, geaderten, gefleckten, gezeichneten Marmorarten variiren ins Unendliche, ſodaß man ſie kaum anders als nach den Localitäten ordnen kann, wenn man nicht etwa nach der vorherrſchenden Farbe, der Farbe des Grundes, eine Eintheilung machen will; hiernach gibt es z. B. Marmorarten: 1) mit weißem oder grauem Grunde, die ſehr häufig ſind; 2) mit ſchwarzem Grunde; ſo der berühmte Portor, welcher gelbe Adern, der grande antico, welcher weiße Adern hat; 3) mit blauem Grunde, dann oft mit dunkelblauen oder dunkelgrauen Adern, die ſich in die Maſſe verlaufen; 4) mit rothem Grunde, ſo der ſicil. mit bandartigen Streifen, der von Languedoc mit braunen Adern; und 5) mit gelbem Grunde. II. Die Breccien-Marmorarten beſtehen theils aus verſchieden gefärbten, durch eine Kalkmaſſe verbundenen Fragmenten (wahre Breccien), theils aus dichtem, nicht wirklich unterbrochenem, aber durch anders gefärbte Adern ſcheinbar in lauter Fragmente abgetheiltem Marmor (Pſeudobreccie). Man unterſcheidet Breccie und Brocatello, je nachdem die Fragmente größer oder kleiner ſind, und macht die fernern Unterſchiede nach der Farbe, ſowol der Fragmente als des Zwiſchenmittels. Hierher gehört z. B. einiger grande antico; die Breccie von Alep, oder violetta antica, von weißen ſcharfkantigen Fragmenten und violblauem Cement; der marmo africano, im Grunde ſchwarz, mit grauen, rothen und violetten Flecken; die breccia traccagnina, eine univerſelle Breccie von gelblichgrauem Grunde und nußgroßen Fragmenten; breccia pavonazza mit weißem Grunde und rothen Fragmenten; die Breccie von Moutiers im Departement der Iſère, univerſell mit violettem Grunde. Namentlich liefern Spanien und die Pyrenäen viele Breccienmarmor. III. Die componirten Marmorarten ſind Kalkſteine, welche mit Talk, Chlorit und Serpentin wellenartig durchflochten oder neſtartig geſpickt ſind, weshalb das Geſtein oft einen breccienartigen Habitus zeigt. Unter den antiken Marmoren dieſer Art ſteht oben an der verde antico, eine breccienartige Combination von innigſt verſchmolzenem dunkelgrünen Serpentine und weißem Kalkſtein; ähnliche Varietäten finden ſich bei Genua. Cipolinmarmor nennt man weißen Kalkſtein, welcher durch Talk und Chlorit grün geſtreift, geflammt und geadert iſt. Ebenſo gehört hierher auch der ſogenannte verde d'Egitto oder Cipolin von Polcheverra. Die

meiſten componirten Marmorarten finden ſich in Savoyen, Piemont, Corſica und den Pyrenäen. IV. Muſchel- oder Lumachellmarmor heißt jeder Marmor, welcher viele Schalthiergehäuſe entweder dicht zuſammengedrängt oder in einer homogenen Maſſe zerſtreut enthält. Hierher gehören z. B. die Lumachella von Aſtrachan oder Caſtracani mit ſehr dunkelbraunem Grunde und orangefarbenen Muſcheln; die Lumachella nera e bianca antica (Leichentuch, drap mortuaire), von dunkelſchwarzem Grunde mit weißen Petrefacten; und die ſo beliebte rothe Brocatella von Tortoſa. Der prachtvollſte Muſchelmarmor iſt der bekannte opaliſirende von Bleiberg in Kärnthen. Die ſogenannte pietra stellaria aus Italien iſt nur eine Lumachella mit Madreporen ſtatt Muſcheln. Zu Bildhauerarbeiten bedient man ſich in der Regel der weißen feinkörnigen, ſeltener der farbigen Marmor. Zur Verzierung der Außenſeite der Gebäude, z. B. zur Bekleidung der Geſimſe, Säulen, Baluſtraden u. ſ. w., nimmt man entweder blaſſe einfarbige oder großgemuſterte Marmorarten. Die kleingemuſterten, grellbunten und hochfarbigen Marmor werden theils zu innern Verzierungen, theils zu mobilen Ornamenten angewendet.

Marmorchronik oder Arundeliſcher Marmor, Marmora arundeliana, auch Oxoniensia, nennt man die Chronik, welche in der 129. Olympiade (263, nach Selden 262 v. Chr.) verfertigt und auf eine große Marmortafel eingegraben, wahrſcheinlich zu Paros, nach Andern zu Smyrna, nach Bröndſted auf der Inſel Zea (ſ. d.) ausgegraben wurde. Sie iſt das einzige Originalwerk dieſer Art aus dem Alterthume, und umfaßte unverſtümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing nämlich von Kekrops, 1582 v. Chr., an und endigte 264 v. Chr. Das erhaltene, faſt unleſerliche Bruchſtück reicht bis 354 v. Chr. Thomas, Graf Arundel, erkaufte ſie 1627, und ſein Enkel, Heinrich Howard, ſchenkte ſie 1667 der Univerſität Oxford, wo ſie ſich ſeitdem befindet. Sie iſt von Joh. Selden (1628), Humphrey Prideaux (1676), M. Maittaire (1732), R. Chandler (1763, ſehr prachtvoll) und Wagner (überſ. und erläutert, Gött. 1790) herausgegeben worden. Wagner behauptete die jetzt nicht mehr bezweifelte Echtheit dieſes wichtigen Denkmals, die von Robertſon angegriffen war.

Marodiren heißt auf dem Marſch unter dem Vorwande der Ermüdung zurückbleiben, um ſich von dem Wege zu entfernen und in nahen Dörfern, Meierhöfen u. ſ. w. Lebensmittel und Geld zu erpreſſen, auch wol förmlich zu plündern. Die Benennung ſoll von dem Namen des Generals Merode, eines Anführers im dreißigjährigen Kriege, hergenommen ſein, deſſen Heerhaufen aller Mannszucht entbehrend nur vom Raube und von Erpreſſungen lebte.

Marokko, oder das Sultanat Mog' rib ul Akſa, d. h. der äußerſte Weſten, in der arab. Landesſprache Merâkeſch, grenzt an das mittelländ. und atlant. Meer, an die Wüſte (Sahara) und an Algier. Die vorzüglichſten Provinzen deſſelben ſind Fez (ſ. d.) und Marokko; auch gehört dazu das Reich Tafilet jenſeit des Atlas. Es wird von Zweigen des Atlas mit Schneegipfeln, 12,000 F. hoch, durchſchnitten und von anſehnlichen Flüſſen durchſtrömt, hat einen Flächeninhalt von mehr als 13,700 □M. und gegen 8,500,000 Einw. Das Land iſt ſchön, das Klima vortrefflich und die Fruchtbarkeit des Bodens ſehr groß. Die Küſten ſind ſandig und weniger angebaut; deſto fruchtbarer und angebauter iſt das Innere des Landes, das bisweilen (zuletzt 1816) durch die Heuſchrecken furchtbar verheert wird. Haupterzeugniſſe ſind: Getreide, Öl, Mandeln, Datteln und Gummi. Die zahlreichen Schafheerden liefern gute Wolle; auch gibt es viel Hornvieh, und die Pferde von Fez werden für die beſten in der Berberei gehalten. An Mineralien finden ſich vorzüglich Kupfer, etwas Gold, auch Silber und Eiſen. Die vorzüglichſten Fabrikate ſind Saffian und Korduan, der beſonders in den Städten Marokko, weshalb ihn die Franzoſen Maroquin nennen, und Fez bereitet wird; auch werden in der letztern Stadt ſeidene Zeuche, treffliche Leder, Teppiche und

grobe Fayence verfertigt. Höchst bedeutend ist der Handel mit diesen Erzeugnissen, welche durch die Europäer aus den marokkanischen Häfen Sale, Mogador, Larasch, Tetuan, Tanger u. s. w. ausgeführt werden. Insbesondere wird in Zeiten des Mangels viel Getreide von dorther nach den franz. und span. Küstenländern geführt. Der Sultan (Sherif, Kaiser) von Fez und Marokko regiert unabhängig von dem türk. Sultan und völlig despotisch; Personen und Güter sind ganz seiner Willkür anheimgestellt. Seine Einkünfte werden auf 10 Mill. Gldn. angegeben; sie fließen aus der Kopfsteuer der Juden, dem Tribut einiger kleinen Fürsten, dem Zehnten von den Erzeugnissen und dem Vermögen der Unterthanen, aus den Zöllen in den Häfen und den Geschenken der Europäer. Seine Landmacht besteht aus 36,000 M., kann aber im Fall eines Kriegs bis auf 100,000 M. vermehrt werden, die Seemacht aus 24 Fahrzeugen, darunter 10 Fregatten, mit 6000 Seeleuten bemannt. Die Einwohner sind Mauren (s. d.), die in den Städten wohnen und Handel treiben; Araber auf dem Lande in Dörfern und Hütten; Berbern, die ältesten Bewohner des Landes (s. Barbaresken); Neger, die als freie Leute durch das ganze Land zerstreut sind; Juden, größtentheils aus Spanien, von Ferdinand dem Katholischen vertrieben, äußerst verachtet und gedrückt und verhältnißmäßig sehr zahlreich; Renegaten von Juden und Christen, vorzüglich Spanier, und Christen, die als Kaufleute, Künstler oder auch als Sklaven da leben. Erblicher Besitzer von Fez und M. wurde 1547 Mehemed, ein Sherif oder angeblicher Abkömmling des Propheten Mohammed, und seine Familie behauptet noch jetzt diesen Thron, um dessen Besitz jedoch häufig zwischen Brüdern und Vettern blutige Kriege geführt worden sind. Die meisten der Regenten waren grausame Despoten; der wildeste von allen Mulei Ismael, der nach einer langen Regierung 1727 starb. Die unzähligen, oft von ihm selbst vollzogenen Hinrichtungen erregen Schaudern. Seine Söhne, die gegen das Ende seiner Regierung sich empört hatten, stritten lange um den Thron, welchen zuletzt Mulei Abdallah behauptete. Diesem folgte 1757 sein Sohn Mulei Sidi Mohammed, der gegen Frankreich, Spanien und Portugal Krieg führte. Er regierte nicht so despotisch wie seine Vorgänger, war wißbegierig und haushälterisch. Nach seinem Tode, 1790, entstanden wegen der Thronfolge neue Kriege unter seinen Söhnen. Mulei Soliman folgte 1797 seinem ältern Bruder Jezid und behauptete sich gegen seine Brüder, die, nach der Gewohnheit des Landes, Statthalter in verschiedenen Provinzen waren. In dem Kriege, den die Türken in Aegypten gegen die Franzosen führten, gab er zu dem Heere der Erstern ein Contingent, schickte aber später (1807) einen Gesandten an den franz. Hof. Er starb 1822 und ihm folgte sein Vetter Mulei Abd Errahman, der jetzt regierende Sultan. Der Sohn des Kaisers wird gleich nach seiner Geburt zu einem vermögenden Mauren gebracht, um ihn als sein eignes Kind zu erziehen. Erst im 12. Jahre sieht das Kind seinen Vater, der es über die Glaubensartikel des Koran u. s. w. prüfen läßt. Billigt der Kaiser die Erziehung seines Sohnes, so hat der Maure sein Glück gemacht; wo nicht, so wird er augenblicklich in Stücke gehauen. — Die Stadt Marokko, in der Provinz gleiches Namens, im 11. Jahrh. erbaut, liegt in einer angenehmen, mit vielen Palmen bewachsenen Gegend, zwischen Gebirgsketten des Atlas, hat eine Stunde im Umfange und gegen 30,000 Einw. Sie ist sehr unrein und größtentheils schlecht gebaut. Die Nähe des Gebirges Atlas bewirkt im Sommer die größte Hitze und im Winter mehr Kälte als in andern Theilen des Landes, sodaß man bisweilen das Wasser vor Aufgang der Sonne mit einer dünnen Eisrinde bedeckt findet. Von M. aus gehen Karavanen durch die Wüste nach Timbuktu. Das kais. Schloß ist befestigt und macht eine Stadt für sich aus; doch residirt der Kaiser gewöhnlich zu Mekines, einer Stadt im Reiche Fez, die in einer schönen, fruchtbaren Ebene liegt. Die Einw. von Sale oder Salee, Abkömmlinge der aus Spanien vertriebenen Mauren, waren in

frühern Zeiten wegen ihrer Seeräubereien berüchtigt. Die Festung Ceuta (s. d.) und die festen Plätze (Presidios) Melilla, Penon und Alhucemas, im Gebiete von M., gehören den Spaniern. Vgl. Washington's und Beauclerk's „Journey to M." (Lond. 1830); Brooke's „Travels in Spain and M." (2 Bde., Lond. 1832) und Gråberg von Hemsö, „Das Sultanat Mog' rib ul Aksa oder Kaiserreich M." (deutsch von Reumont, Stuttg. 1833).

Maroniten ist der Name einer Partei oriental. Christen, deren Entstehung eine Folge der monotheletischen Streitigkeiten war. Im 7. Jahrh. war die Meinung, daß Christus zwar die göttliche und menschliche Natur in sich vereinigt, aber doch nur mit Einem Willen gewirkt habe (Monotheletismus), unter den Orientalen aufgekommen und selbst von einigen Kaisern, namentlich Heraklius, unterstützt worden. Da aber ihr letzter Beschützer, der Kaiser Philippicus Bardanes, 713 starb, wurden die Monotheleten verdammt und von seinem Nachfolger Anastasius II. vertrieben. Überreste dieser Partei erhielten sich in den nach ihrem Stifter Maron genannten Maroniten, einer Mönchsgesellschaft in Syrien um den Berg Libanon, welche schon im 6. Jahrh. erwähnt wird. Ein anderer Mönch, Johannes Maro oder Marum, hatte dort im 7. Jahrh. den Monotheletismus verbreitet. Von den Melchiten oder kaiserlich gesinnten Christen als Rebellen behandelt, wurden sie in der Gegend des Libanon, die jetzt Kesruan heißt, zu einem kriegerischen Bergvolke, das seine politische wie seine kirchliche Selbständigkeit auch gegen die Mohammedaner tapfer zu vertheidigen wußte und sie bis jetzt unter türk. Oberherrschaft, gegen Erlegung eines Tributs, wie die Drusen, behauptet. Die politische Verfassung der Maroniten ist die eines militairischen Freistaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von Außen bewahrt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinstocks und Maulbeerbaums. An Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfassung erinnert sehr an die Gebräuche der alten griech. Kirche. Seit dem 12. Jahrh. haben sie sich mehre Male dem Papste unterworfen und der röm. Kirche angeschlossen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß sie bei einer in ihrem Stammkloster Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltenen Synode die Beschlüsse der tridentin. Kirchenversammlung annahmen. Bis dahin hatten sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen und sich dabei, wie die Griechen, schlichter Brote bedient; nach dieser Synode blieb ihnen noch die Priesterehe nach Art der griech. Kirche und der Gebrauch der arab. Landessprache beim Gottesdienste, nur die Messe wird in altsyr. Sprache gelesen. Ihr Oberhaupt nennt sich Patriarch von Antiochien, obgleich er im Kloster Kanobin auf dem Libanon seinen Wohnsitz hat, und legt dem Papste alle 10 Jahre Rechenschaft von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die Bischöfe und übrigen Geistlichen, die in sieben Graden aufsteigen. In Kesruan sind über 200 maronitische Manns- und Frauenklöster, die der angeblichen Regel des h. Antonius folgen und sich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Geistlichen besteht seit 1548 ein maronitisches Collegium zu Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt noch durch die Sendung päpstlicher Nuntien gelungen, dieser Partei den Geist der röm. Kirche ganz einzuflößen, und sowol die in Kesruan als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten sind immer bei ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da bei der alten Liturgie geblieben.

Marŏquin, s. Saffian.

Marot (Clément), franz. Dichter, ein Sohn Jean M.'s und Vater Michel M.'s, welche ebenfalls als Dichter sich bekannt machten, wurde 1495 zu Cahors geboren und entwickelte früh mannichfache Talente. Kenntnisse erwarb er

sich mit Leichtigkeit, doch stets nur beiläufig. Von seinem Vater an den Hof gebracht, für dessen frivole Lebensweise er ganz geschaffen war, erhielt er zuerst eine Stelle unter den Pagen der Herzogin von Alençon, nachmaligen Königin von Navarra, und trat später als Kammerdiener in Franz I. Dienste, den er auf mehren Kriegszügen begleitete und an dessen Seite er auch bei Pavia, tapfer fechtend, gefangen ward. M.'s poetisches Talent, sein frivoler Sinn, dabei eine ihm eigenthümliche naive Anmuth, ließen ihn viel Glück bei den Frauen am Hofe Franz I. machen; am berühmtesten wurde seine Liebschaft mit der nachherigen Maitresse Heinrich II., Diana von Poitiers. Noch wurde Franz I. in Madrid gefangen gehalten, als M. nach Paris zurückkehren durfte. Seine Indiscretionen brachten indeß seine Geliebte gegen ihn auf, und diese, die nun ebenso schamlos von ihm verhöhnt wurde, als er früher ihre Reize in seinen Versen gepriesen hatte, mochte nicht ohne Mitwirkung geblieben sein, als M., der durch seinen Leichtsinn der Geistlichkeit gerechte Ursachen zur Klage gegeben und sich in den Verdacht eines Ketzers gebracht hatte, von der Inquisition gefangen gesetzt wurde. Sein Frohsinn verließ ihn im Kerker nicht, worin er unter dem Titel „L'enfer" ein treffliches allegorisch-satirisches Gedicht gegen seine Ankläger und Richter schrieb, auch den Roman von der Rose neu bearbeitete. Durch Franz I. Fürsprache erhielt er 1526 seine Freiheit wieder und trat nun in ein Verhältniß mit der Königin von Navarra, der er auch später nach Navarra folgte. M. fing nun auch an, ernsthafte Gedichte zu machen und wagte sich sogar an eine Übersetzung der Psalmen. Doch die franz. Geistlichkeit fand eine so profane Behandlung der heiligen Poesie, indem man die Marot'schen Psalmen am franz. Hofe wie andere Chansons sang, höchst ärgerlich, und M. stand ein zweiter Proceß bevor. Er ging deshalb nach Genf, wo sich Calvin die unnütze Mühe gab, ihn zum reformirten Glauben herüberzuziehen, und er mit Beza die Psalmen vollends übersetzte. Seines anstößigen Lebenswandels wegen sehr bald wieder aus Genf vertrieben, hielt er sich eine Zeit lang am Hofe zu Ferrara auf, wo eine franz. Prinzessin regierte, die der calvinistischen Lehre ergeben war, und wurde dann wieder katholisch, um nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Als er sich jedoch mit Mistrauen empfangen sah, ging er wieder nach Italien und starb zu Turin 1544. M.'s Poesie ist ein Abbild seines Charakters; ihre Vorzüge sind sinnliche Zartheit und Anmuth, eine poetische Diction, welche den franz. Geist und selbst den romantischen Sinn des Mittelalters nicht verleugnet, dabei die bestimmte Klarheit und sonstige formelle Vorzüge des röm. und ital. Kunststyls sich aneignet und diese Elemente in eine eigenthümliche naive Einheit verschmelzt, dazu mehr Geschmack als seine Vorgänger und nächsten Nachfolger hatten; dagegen mangeln ihr der Adel der Schönheit und die Begeisterung. Seine zahlreichen Übersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen und Italienischen übergehend, nennen wir von seinen Werken die allegorische Erzählung „Le temple de Cupidon"; seine oben genannte Satire „L'enfer"; seine Eklogen, Elegien und Episteln, welche letztere, wie seine geistlichen Gedichte, von beschränkterm Werthe sind. Durch Leichtigkeit und Lieblichkeit, wenn auch nicht immer durch Züchtigkeit ausgezeichnet sind seine Epigramme, Rondeaux und die kleinern, meist tändelnden Lieder, deren naiver Styl nicht ohne eigenthümlichen Reiz und von spätern Dichtern, z. B. von Lafontaine, nachzuahmen versucht worden ist. Der Ausdruck style marotique gilt namentlich von solchen Nachahmungen der Schreibweise M.'s. Seine, sowie die Werke seines Vaters und Sohnes sind sehr oft gesammelt worden und in Auszügen erschienen (4 Bde., Haag 1731, 4.; und 6 Bde., 12.). Die neueste vollständige Ausgabe, mit Noten und Glossar, lieferte Auguis (5 Bde., Par. 1823); eine geschmackvolle Auswahl Campenon (Par. 1801).

Marpurg (Friedr. Wilh.), einer der vorzüglichsten musikalischen Literatoren und Tonlehrer unter den Deutschen, war 1718 zu Seehausen in der Altmark geboren. Mit dem Studium der Wissenschaften verband er ein gründliches Stu-

dium der Musik, welcher er auch dann noch seine meiste Zeit widmete, als er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an seinen Tod, am 22. Mai 1795, bekleidete. Er war ein ebenso scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaft gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir die „Anleitung zum Clavierspielen (2 Bde.); die „Abhandlungen von der Fuge" (2 Bde., Berl. 1753), welche immer noch das Beste über das Technische dieses Gegenstandes enthalten; die „Kritische Einleitung in die Geschichte der Musik" (Berl. 1754); die „Historisch-kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik" (5 Bde., Berl. 1756—78); die „Anleitung zur Singcomposition" (Berl. 1759); „Anfangsgründe der theoretischen Musik" (Berl. 1760); „Das Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition" (Berl. 1762), und den „Versuch über die musikalische Temperatur" (Bresl. 1776). Als Componist war er weniger ausgezeichnet.

Marqueterie oder **Marketerie** ist eine Art der mosaischen oder musivischen Arbeit, da man mit Hölzern, die theils von Natur verschiedene Farben haben, theils mit Farben gebeizt, theils zum Schattiren an den Seiten in warmen Sand oder Kalk angelaufen oder angebrannt sind, ganze Gemälde zusammensetzt. Diese Kunst war schon den Alten bekannt und wurde durch Filippo **Brunelleschi** (s. d.) und Giuliano da Majano, geb. zu Neapel 1387, gest. 1457, wiederhergestellt. Namentlich verfertigte Letzterer in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn seine Schüler Guido del Servellino und Dominicus di Mariotto unterstützten. Alle Künstler seiner Zeit übertraf darin Benedetto da Majano, geb. zu Florenz 1444, gest. 1498, der Perspectiven, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Möbeln verfertigte und dazu selbst ins Ausland berufen wurde. Giovanni da Verona, geb. 1469, gest. 1537, der bei Brunelleschi gelernt hatte, wurde zu Rafael's Zeit in Rom durch seine eingelegten Arbeiten von Holz berühmt. Er erfand die Kunst, dem Holze mit durchdringenden Ölen und siedend heißen Farben jede Art der Färbung zu geben, und mit diesen gefärbten Hölzern besonders Häuser, Perspectiven und andere Malereien täuschend nachzuahmen. Auch in neuern Zeiten hat man dergleichen Arbeiten ausgeführt; unter andern wurden zu Neuwied Holztapeten für den Prinzen Karl von Lothringen verfertigt, welche den Sabinerinnenraub vorstellten.

Marquis ist ein Titel, welchen ohne weitere Veränderung seiner Verhältnisse Jeder von niederm Adel erhalten kann. Er stand in Frankreich zwischen dem hohen und niedern Adel und wurde hier, wo er bei dem von Napoleon geschaffenen Adel nicht üblich gewesen war, nach der Restauration wieder eingeführt; in England folgt der Marquis nach den Herzogen und hat den Fürstentitel; auch in Italien hat der Marchese seinen Rang vor dem Grafen.

Mars oder **Mavors**, bei den Griechen **Ares**, der Gott des Krieges, der wildeste der Götter, war nach den ältesten Dichtern ein Sohn des Jupiter und der Juno, nach spätern der Juno allein. Eigentlich ist er eine pelasg. Gottheit, welche in Thrazien ursprünglich verehrt wurde und von da zu den Griechen kam. In den frühesten Zeiten war er das Symbol der göttlichen Macht und bei den Griechen das Sinnbild des Kriegs, insofern nur Stärke, Kühnheit und Roheit dazu gehören, oder der Schlachtengott; da hingegen Minerva als Kriegsgöttin das Sinnbild der mit Überlegung und Kenntniß des Kriegswesens verbundenen Tapferkeit ist. In spätern Zeiten wird er immer menschlicher gebildet, als Retter der Unschuld u. s. w. Die Römer erhielten seinen Dienst schon in den frühesten Zeiten von den Griechen. Die Stifter ihrer Stadt, Romulus und Remus, waren der Sage nach von ihm mit der Rhea Sylvia erzeugt worden. Außer mehren Tempeln war ihm zu Rom auch das Marsfeld gewidmet und seinen Dienst ver-

richteten besondere ihm gewidmete Flamines und das Collegium der Salier (s. d.), welche seinen vom Himmel gefallenen Schild (ancile) aufbewahrten. Auch war ihm der Monat März geweiht, und am 1. März und am 12. Oct. wurden ihm Feste gefeiert. Zugleich war er Frühlingsgott. Ihm waren bei den Römern das Feuer, die Soldaten und Fechter, desgleichen auch die Pferde, die Stoßvögel, Geier, Hähne, Spechte und Wölfe heilig; auch die Suovetaurilia (s. d.) wurden ihm dargebracht. In Friedenszeiten nannte man ihn Quirinus, im Kriege gradivus, d. h. der Schreitende. Seine Gemahlin und Schwester war bei den Römern die Bellona; die Griechen hingegen schreiben ihm keine eigentliche Gemahlin zu; wol aber lassen sie ihn mit der Aphrodrite und verschiedenen andern Geliebten Kinder erzeugen. Als die Umarmung der Erstern vom Helios dem Vulcan verrathen wurde, verfertigte dieser ein feines eisernes Netz, warf es über Beide, die er auf dem Lager beisammen fand, rief sodann alle Götter herbei und gab die beschämten Gefangenen dem Spotte der Olympier preis. Aphrodite gebar ihm die Harmonia (Eintracht), und auch Deimos (Schreck) und Phobos (Furcht) sind seine Söhne. Ebenso war nach Simonides Eros ein Sohn des M. und der Venus. Phobos ist sein steter Kriegsgefährte; er und Deimos spannen seinen Kriegswagen an und lenken ihn im Gefechte; Enyo, die Städteverwüsterin (Bellona), und Eris wandeln im Kampfe neben ihm her. Beim Gigantenkriege lassen ihn nur spätere Dichter thätig sein. Nach Claudian griff er die Riesen zuerst an und erlegte Pelorus und Mimas. Vor dem Typhoeus mußte er aber wie die andern Götter fliehen, und um verborgen zu bleiben, verwandelte er sich in einen Fisch. Im Gefechte mit den Aloiden Otus und Ephialtes ward er von ihnen gefangen genommen und in ein ehernes Gefängniß gelegt, wo er 13 Monate schmachten mußte. Die Mutter der Aloiden verrieth aber seinen Aufenthalt dem Hermes, und dieser befreite ihn. Mit dem Hercules gerieth er zweimal in Kampf, indem er seinen Söhnen gegen ihn beistehen wollte. In dem einen Kampfe mit ihm wurde er verwundet, den andern trennte Jupiter, indem er seinen Blitz zwischen die Fechtenden schleuderte. Dagegen tödtete M. den Halirrhotius, Neptun's und der Nymphe Eurryte Sohn, weil er seiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollte. Neptun verklagte ihn deshalb bei den 12 Göttern; diese hielten über ihn auf einem Hügel bei Athen Gericht, sprachen ihn aber frei. Da M. der Erste war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, so bekam dasselbe nach ihm den Namen Areopagus, d. h. Hügel des Ares. Im trojan. Kriege stand M. den Troern gegen die Griechen bei. Durch Diomedes verwundet, schrie er gleich zehntausend Männern. Auch kämpfte er gegen die Minerva, in deren Ägide er seinen Speer schleuderte, wogegen sie ihn mit einem Steinwurfe zu Boden schmetterte, daß er sieben Hufen Landes mit seinem Körper bedeckte. Obgleich Statuen des Ares von ausgezeichneten Künstlern erwähnt werden, so sind doch im Verhältniß weniger Darstellungen dieses Gottes auf uns gekommen. Wenn er nicht völlig nackt ist, bezeichnen ihn Helm, Panzer oder Chlamys. Ob in einer sitzenden berühmten (Ludovisi'schen) Statue M. zu erkennen sei, wird seit langer Zeit gestritten. Mit Venus gruppirt ist er in mehren Statuen vorhanden, und auf Reliefs erscheint er Rhea Sylvia besuchend. Helm, Speer, Schwert und Schild sind auch dann seine Attribute. — Den Namen Mars führt auch ein Planet, und in der Chemie sonst das Eisen; in beiden Fällen wird er durch ♂ bezeichnet.

Mars (Hippolyte Boutet), die erste Schauspielerin des Théâtre français, wurde 1778 zu Paris geboren. Ihr Vater war der vortreffliche Schauspieler Monvel an jenem Theater, und ihre Mutter spielte am Théâtre Montansier. Hier trat auch sie seit 1793 in Kinderrollen auf. Einige Jahre nachher bildete sie sich unter der Anweisung der Schauspielerin Contat aus, begann am Théâtre français Rollen junger Liebhaberinnen und naiver Mädchen zu spielen, und zeichnete sich neben den andern vorzüglichen Schauspielern so sehr aus, daß sie bald zu

den ausgezeichnetsten Künstlerinnen gezählt ward. Sie folgte 1812 der Contat in den Rollen der sogenannten grandes coquettes nach und wandte sich nun zu Molière's Stücken, die durch ihr unnachahmliches Spiel einen neuen Werth erhielten. Als Celimène im „Misanthrope", als Elmire im „Tartuffe", ebenso in den Kokettenrollen der Marivaux'schen Lustspiele ließ sie nichts zu wünschen übrig; welche Rolle sie auch übernahm, so war ihr Spiel vollendet. Sie hat eine sanfte Stimme, der sie aber die mannichfaltigsten Beugungen, Nuancen und Intonationen geben kann. Durch kunstvollen Vortrag gibt sie besonders den Rollen einen eignen Charakter, indem sie nie überladenes Geberdenspiel zeigt. Dabei übertreibt sie nie, bleibt stets in den Grenzen des Natürlichen und Anständigen, und hat eine ungemeine Sicherheit des Spiels. Sie hat eine schöne schlanke Gestalt, angenehme Gesichtszüge, und zeigt in ihrem Anzug einen so ausgezeichneten Geschmack, daß sie den Pariserinnen hierin zum Muster dient. In den letzten Jahren versuchte sie sich auch mit Erfolg im tragischen Fache. Zu der Zeit des großen Flors des Théâtre français bezog sie als Sociétaire und als Schauspielerin jenes Theaters ein Einkommen von 30—40,000 Francs. Überdies machten ihr Napoleon und andere Fürsten ansehnliche Geschenke. Durch Speculationen an der Börse aber, die sie früher mit Glück trieb, verlor sie in neuester Zeit so viel, daß sie ihren Plan, die Bühne zu verlassen, aufgeben mußte.

Marsch nennt man das geordnete Fortziehen der Soldaten ohne Rücksicht auf die Entfernung. Durch die Umstände ist es entweder ein Reisemarsch oder Manoeuvremarsch; ersterer geschieht gewöhnlich seitwärts (s. **Flanke**) in geöffneter Colonne, sodaß die Züge ihre gehörigen Distanzen haben und die Bataillons oder Escadrons durch Einschwenken in Schlachtordnung stehen. Ist von dem entfernten Feinde nichts zu fürchten, so läßt man die Truppen gern nach ihrer Bequemlichkeit gehen und die Rotten sich seitwärts öffnen; zu Erleichterung des Marsches ist es aber durchaus nothwendig, daß die Soldaten nicht ihr Glied, viel weniger ihren Zug verlassen und daß sie stets in einem nicht zu langsamen Schritt fortgehen. Steht der Feind in der Nähe oder marschirt man gegen ihn, so ist die größte Ordnung und Vorsicht nöthig, um nicht unerwartet auf ihn zu treffen und unvorbereitet zum Gefecht gezwungen zu werden, wodurch z. B. die Schlacht bei Hohenlinden verloren ging. Der Manoeuvremarsch, zur Übung oder zum Gefecht, muß immer in größter Ordnung geschehen; er ist in Hinsicht der Richtung entweder ein Frontmarsch mit ungebrochener Linie, vorwärts; oder ein Marsch auf der Diagonale, wo die Fronte sich durch die Viertelswendung in ihre Züge bricht und diese in der erhaltenen schiefen Richtung fortgehen; endlich ein Flankenmarsch, durch Einschwenken mit Zügen oder Sectionen rechts oder links, oder durch die Wendung der Einzelnen nach der Seite. Nach der Geschwindigkeit des Marsches unterscheidet man den Parademarsch, wo bei den Preußen 75 Schritt, bei den Sachsen aber 96 Schritt in einer Minute geschehen; den geschwinden Marsch, der bei den Preußen 108, bei den Sachsen 115 Schritt in einer Minute hat, und den Sturmschritt, bei den Preußen 120 Schritt in einer Minute. — **Märsche** nennt man auch die Tonstücke, welche von der Militairmusik, den Trompetern und Tambours geblasen und geschlagen werden. Da sie mit der Mensur des Schrittes übereinkommen müssen, so unterscheiden sie sich in Parademärsche ($^4/_4$ oder $^2/_4$ Takt), die öfters aus Opern genommen werden und hier Fest- und Triumph- oder Krönungsmärsche sind, und in Geschwindmärsche ($^3/_8$ Takt), wo schnelle Tanzstücke, z. B. Walzer und Cotillons, geblasen werden. Die Trauer- oder Todtenmärsche bei militairischen Leichenbegängnissen haben immer einen langsamen, traurigen Satz in Molltönen.

Marschall oder, wie es vor Zeiten hieß, **Marschalk** leiten Einige, und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit, von dem alten Mar oder Mähre, ein Pferd edlerer Art, ein Streitroß, und Schalk, d. h. Diener, also Einer, der bei

den Pferden und der Reiterei angestellt ist (Stallmeister), weshalb auch im Französischen Maréchal der Hufschmied heißt; Andere von Mehrer oder Mayer, d. h. Vorsteher oder Versorger, und Saal, d. i. Hof, ab, um damit einen obersten Vorsteher des Hofs (Oberhofmeister) anzudeuten. Die letztere Bedeutung scheint allerdings mit der, welche man heutiges Tages mit dem Hofmarschall verbindet, übereinzukommen, welcher einer der vornehmsten Hofbedienten ist, der die ganze innere Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. s. w. leitet, die Aufsicht über die Hofbedienten hat, sodaß er den gewöhnlichen Aufzug, die Gepränge beim Empfang fremder Gäste, bei Feierlichkeiten und Festen besorgen muß und dem Hofmarschallamte vorsteht. So ist denn auch der Reichsmarschall, Land-Erbmarschall auf einem Reichs- oder Landtage derjenige unter den Reichs- oder Landständen, welcher auf die äußere Ordnung bei den Versammlungen der Stände sieht, den Vorsitz dabei führt, den Vortrag hält u. s. w. Er heißt Erbmarschall, insofern dies Amt bei einem gewissen Geschlecht erblich ist. Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen u. s. w. pflegen ebenfalls Marschälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen desselben anführen, für Ordnung sorgen und zum Zeichen ihrer Würde einen Marschallstab tragen. Der ehemalige Erzmarschall des deutschen Reichs, der Kurfürst von Sachsen, welcher sein Amt durch einen Erbmarschall verrichten ließ, mußte für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten sorgen, bei der Kaiserkrönung zu Pferde von einem auf öffentlichem Markte aufgeschütteten Haferhaufen ein silbernes Maß voll Hafer holen und solches dem Kaiser darbringen. — Marschallstafel nennt man eine Nebentafel bei Hofe, für Diejenigen, welche nicht an die fürstliche Tafel selbst gezogen werden und an welcher der Hofmarschall den Wirth macht.

Marschländer heißen tiefliegende, besonders an Meeresufern befindliche Ländereien, die sich durch einen sehr fruchtbaren, gewöhnlich schwarzen, tiefen, feuchten, aber doch stark zusammenhängenden Erdboden auszeichnen. Dergleichen Ländereien sind gewöhnlich der Rückstand ausgetrockneter Gewässer, daher auch die große Fruchtbarkeit derselben. Ähnliche Ländereien finden sich an den Ufern der größern Ströme entweder natürlich ausgetrocknet, oder durch Deiche (Dämme) trocken gelegt. Diese nennt man aber nicht sowol Marschländer, welche Benennung nur an den Meeresküsten üblich ist, sondern Bruchland. An der Nordsee sind die dithmarsischen die bekanntesten.

Marseille (Massilia), die dritte Stadt Frankreichs und Hauptstadt des Departements der Rhonemündungen, eine wichtige Handelsstadt in einer schönen, gegen N. mit Bergen umgebenen, nur gegen das Meer hin offenen Ebene, an einem Busen des mittelländ. Meeres, dessen äußerste Spitze den Hafen bildet, liegt in Gestalt eines Hufeisens um den Hafen herum und hat über 116,000 Einw. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, welche durch eine schöne, eine Stunde lange Straße, le Cours genannt, verbunden werden. Diese Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen in dichten Reihen Buden stehen und einen immerwährenden Markt bilden. Die Häuser an derselben haben bei einer Höhe von fünf Stockwerken platte Dächer, mit eisernen Geländern eingefaßt und mit Orangenbäumen u. s. w. besetzt. Die Altstadt (vieux quartier), der volkreichere und größere Theil, zieht sich auf der Nordseite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter, hat aber enge, steile und winklige Straßen; die auf der Süd- und Ostseite liegende Neustadt (le beau quartier) dehnt sich um den Hafen herum; die Straßen sind breit, schnurgerade und äußerst reinlich, und die Häuser massiv und schön. Zu den vornehmsten Gebäuden gehören: das Stadt- oder Rathhaus; die Börse; die Kathedrale, die älteste Kirche Galliens, auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, in welcher sich einige Säulen vom höchsten Alterthume finden; das neue Theater; das alte und neue Zeughaus, und das große Lazareth mit den Quarantaineanstalten. Unter den 37 Plätzen zeich-

nen ſich der neue Platz mit vier Springbrunnen und der St.-Michaelsplatz aus. Der Hafen, vor welchem die Rhede liegt, ſeit 1815 zu einem Freihafen erklärt, iſt ein Meiſterwerk der Natur und Kunſt; er iſt zu beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßt und bildet ein längliches Viereck, das eine Viertelſtunde weit in die Stadt hineindringt. Er hat nur 16—22 F. Tiefe, aber wegen der verborgenen Klippen eine etwas beſchwerliche Einfahrt, iſt gegen alle Winde geſchützt und kann 1200 Kauffahrteiſchiffe faſſen, iſt aber für Kriegsſchiffe nicht tief genug. An und bei dem Freihafen, in den über 6000 Fahrzeuge jährlich einlaufen, befinden ſich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebſt den Schiffswerften. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St.-Jean, welches dreifach übereinander liegende, mit Geſchütz beſetzte Feſtungswerke hat und an der linken Seite das Fort Louis auf einem hohen Felſen. Von beiden Seiten des Hafens läuft eine Felſenkette tief ins Meer, welche auch mit Vertheidigungswerken verſehen iſt. Eine halbe Stunde vom Hafen ragt ein großer, gleichſam befeſtigter Felſen aus dem Meere hervor. M. hat eine kön. Schule, eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, ein Muſeum von Alterthümern, Gemälden u. ſ. w., eine mediciniſche Geſellſchaft, einen botaniſchen Garten, eine Sternwarte, eine Schiffahrts- und Zeichnenſchule. Der Kunſt- und Gewerbfleiß iſt ſehr blühend. Am wichtigſten ſind die Fabriken in Seife, Stärke und Puder, Korallen, Kattun, rothen tuneſiſchen Mützen, türk. Rothgarn u. ſ. w. Auch gibt es daſelbſt eine phelloplaſtiſche Fabrik. Der Handel wird beſonders nach der Levante, Italien, Spanien und Nordafrika getrieben und durch das gut eingerichtete Lazareth mit muſterhaften Quarantaineanſtalten für die aus der Levante kommenden Schiffer und Waaren auf der Inſel Pomergues, ſechs Meilen von der Stadt entfernt, unterſtützt. Nach Genua, Livorno und Neapel gehen regelmäßig Packetboote. Wegen des Handels, des ſchönen Klimas und der angenehmen Gegend halten ſich in M. viele Fremde auf; die Einwohner ſind fröhliche, geſellige, gaſtfreie und das Vergnügen liebende Menſchen. An den die Stadt umgebenden Anhöhen liegen mehr als 5000 blendend weiße Landhäuſer zwiſchen Öl- und Mandelpflanzungen, Baſtiden genannt. Die Straße von Aix bis M., welche zwiſchen Gärten und Weinbergen über eine kleine Bergkette durch ein ſieben Stunden langes Thal führt, iſt eine der ſchönſten in Frankreich. M. gehört zu den älteſten Städten Europas; ſie ward von einer vor Cyrus aus Kleinaſien um 550 vor Chr. fliehenden griech. Colonie gegründet und war dann bis Cäſar eine Handelsrepublik. Vgl. Brückner's „Historia reipublicae Massiliensium" (Gött. 1826, 4.), und Villeneuve's „Statistique du départ. des Bouches du Rhône" (3 Bde., 4.).

Marſen iſt der eigentliche Name der Maſtkörbe auf den untern Maſten der Seeſchiffe, eine Art Kaſten, von ſtarken eichenen Bohlen, an welche die Wendetaue der Stangen befeſtigt werden. Sie dienen zugleich zum Aufenthalt für die Matroſen, welche das Segelwerk unter ihrer Aufſicht haben, das Anſchlagen und Einreffen deſſelben zu beſorgen. Im Gefecht werden die Marſen mit Soldaten beſetzt, um den Feind zu beſchießen, oder beim Entern Granaden auf das feindliche Verdeck zu werfen. Die obern Aufſätze der Maſten, die Stangen und Brahmſtangen führen keine Marſen.

Marſer war der Name eines kriegeriſchen Volkes in Mittelitalien, das ſich in dem Bundesgenoſſenkriege, der nach ihm der marſiſche heißt, hervorthat. Auch führte dieſen Namen ein deutſches Volk, vom Stamme der Iſtävonen, das nach der Niederlage des Varus in die Gegenden am Rhein vordrang und ſich beſonders an beiden Ufern der Lippe niederließ, bei den folgenden Kriegen der Römer aber ſich in das Innere zurückzog. Wahrſcheinlich gehörten die Marſer zu den Cheruskern und traten nur kurze Zeit als ein eignes Volk auf.

Marsfeld, ſ. Märzfeld und Rom.

Marſigli (Lodovico Fernando, Graf v.), geb. zu Bologna am 20. Jul.

1658, wurde für das Militair bestimmt, zeigte aber für die Wissenschaften eine große Neigung, die im Umgange mit den berühmtesten Gelehrten Italiens sich steigerte. Mit dem venetian. Gesandten machte er 1679 eine Reise nach Konstantinopel, trat 1683 in östr. Dienste, zeigte sich in dem Kriege zwischen dem Kaiser Leopold I. und den Türken als einen geschickten Ingenieur, gerieth aber in türk. Gefangenschaft. Nach einem Jahre wieder ausgewechselt, ward er zum Obersten ernannt und zweimal mit Sendungen nach Rom beauftragt. Auch wurde er zu den Grenzbestimmungen gebraucht, welche in dem Frieden zu Karlowitz (1699) verabredet worden waren. In dem span. Erbfolgekriege war er Untercommandant der Festung Altbreisach, die sich am 6. Sept. 1703 nach kurzer Gegenwehr an den Herzog von Bourgogne ergab. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er aller Ehren und Würden entsetzt und ihm der Degen zerbrochen, der Commandant Arco aber zum Tode verurtheilt, wodurch man vielleicht die Ehre des Oberbefehlshabers, Prinzen von Baden, zu retten glaubte. M. fand Trost in den Wissenschaften, mit denen er sich auch während des Kriegs beständig beschäftigt hatte. Er bereiste die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das südliche Frankreich, um Untersuchungen über das Meer anzustellen. Im J. 1708 vom Papste Clemens XI. berufen, um den Oberbefehl eines kleinen Heeres zu übernehmen, welches gegen den Kaiser Joseph I. in Bewegung gesetzt werden sollte, blieb er, da der Krieg durch einen Vergleich beigelegt wurde, in Bologna, machte nachher eine Reise durch die Niederlande, England und Frankreich, und starb zu Bologna 1730. Seine Vaterstadt verdankt ihm die Errichtung einer Sternwarte und der unter dem Namen des Istituto delle scienze bekannten Akademie, welche 1714 eröffnet wurde, in neuerer Zeit aber viel von ihrem vorigen Ansehen verloren hat. Außer der Schrift: „Histoire physique de la mer" (franz. von Leclerc, Amst. 1725, Fol.) und dem „Stato militare dell' imperio ottomanno" (2 Bde., 1732) lieferte er das theure Prachtwerk: „Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis etc." (6 Bde., Haag 1726, Fol., mit 288 Kpfrn.).

Marsyas, der Sohn des Olympus, Hagrus oder Hyagnis, ist in der griech. Mythologie wegen seines Wettkampfes mit Apollo bekannt. Als Minerva, erzählt die Sage, die von ihr erfundene Flöte, weil sie beim Spielen das Gesicht entstelle, weggeworfen, und Den, der sie aufnehmen würde, mit dem härtesten Fluche belegt hatte, fand zufällig M. dieses Instrument, auf dem er durch Übung bald eine solche Vollkommenheit erlangte, daß er es wagen konnte, den Apollo zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen wurden die Musen herbeigerufen. Der stärkere Flötenton übertäubte anfangs die sanftern Töne der Lyra, welche Apollo spielte, und schon neigte sich der Sieg auf des M. Seite, als Apollo die Zither umwandte und sein Spiel mit Gesang begleitete. Dies konnte ihm M. mit seiner Flöte nicht nachthun und die Musen entschieden sich darauf für Apollo, der dem Vermessenen lebendig die Haut abzog und ihn auf diese Weise tödtete. Dieser Kampf der (attischen) Kitharödik mit der (phrygischen) Auletik ist von vielen Künstlern der alten und der neuern Zeit dargestellt worden, wo man bald den Kampf, bald die Strafe des M. abgebildet findet. Gelehrt und geistreich sind die hierher gehörigen Monumente erläutert von Böttiger im „Attischen Museum" (Bd. 1).

Martellos heißen die gewölbten runden Thürme auf den Küsten Sardiniens und Corsicas, die zur Zeit Karl V. angelegt, mit einigen Kanonen besetzt, zum Schutze der Gegend gegen die Seeräuber dienen. Sie wurden in England nachgeahmt, als Napoleon dasselbe mit einer Landung bedrohte, und dienen daselbst jetzt als Wachtthürme gegen die Schleichhändler.

Martens (Georg Friedr. von), als Schriftsteller sehr verdient um die wissenschaftliche Ausbildung des Völkerrechts, wurde in Hamburg am 22. Febr.

1756 geboren. Er ſtudirte zu Göttingen, bildete ſich dann aus in Wetzlar, Regensburg und Wien, wurde 1784 Profeſſor der Rechte in Göttingen und 1789 in den Adelſtand erhoben. Von 1808—13 bekleidete er die Stelle eines Staatsraths und vom Oct. 1810 an zugleich die eines Präſidenten der Finanzſection des weſtfäl. Staatsraths. Er wurde 1814 hanöv. geheimer Cabinetsrath, 1816 Bundestagsgeſandter zu Frankfurt, und ſtarb daſelbſt am 21. Febr. 1821. Geſchätzt ſind ſein „Recueil des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761" (14 Bde., Gött. 1791—1818); „Verſuch über Kaper" (Gött. 1795); „Einleitung in das poſitive europ. Völkerrecht" (Gött. 1796); „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europ. Völkerrechts" (2 Bde., Gött. 1800, 4.); „Cours diplomatique, ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe" (3 Bde., Berl. 1801), und ſein „Grundriß einer diplomatiſchen Geſchichte der europ. Staatshändel und Friedensſchlüſſe ſeit dem 15. Jahrh. (Berl. 1807). — Sein Neffe, Karl von M., hat ſich als würdiger Nachfolger des Oheims bewieſen durch ſeine „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bde., Lpz. 1827) und ſeinen „Guide diplomatique" (2 Bde., Lpz. 1832).

Martha (Schweſter), wegen ihrer Menſchenfreundlichkeit gegen Arme und Unglückliche, namentlich als Verpflegerin der Kranken, insbeſondere der Kriegsgefangenen, längere Zeit ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, hieß eigentlich Anne Biget, geb. 1749, war vor der franz. Revolution Nonne und lebte nach Auflöſung der Klöſter in Beſançon. In Anerkenntniß ihres ruhmwürdigen Beſtrebens erhielt ſie, nach dem Einzuge der verbündeten Monarchen in Paris, vom Kaiſer von Rußland eine große Denkmünze mit ſeinem Bildniß nebſt einer Summe Geldes, vom Kaiſer von Öſtreich das Civilverdienſtkreuz und 2000 Fr., vom Könige von Preußen eine goldene Medaille, und vom Könige von Spanien ein Kreuz. Später auch dem König von Frankreich vorgeſtellt, wurde ſie ebenfalls mit einem franz. Orden decorirt und zur Vorſteherin aller Vereine der barmherzigen Schweſtern ernannt. Sie ſtarb zu Beſançon am 29. März 1824.

Martialis (Marcus Valerius), der eigentliche Schöpfer des neuern Epigramms und der berühmteſte röm. Epigrammendichter, geb. zu Bilbilis in Celtiberien um 40 n. Chr. und erzogen zu Calaguris (Calahorra), der Vaterſtadt ſeines Freundes Quintilian, kam als Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom und lebte unter Galba's und der folgenden Kaiſer Regierung, deren einige ihm Gunſt und Achtung erwieſen. Domitian ernannte ihn zum Tribun und erleichterte durch einige Schenkungen ſeine Lage. Unter Trajan, der die Satiriker nicht liebte, fand er ſich bewogen, nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren, verheirathete ſich aber noch zuvor in Italien mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte. Er ſtarb ums Jahr 101. Sein Ruhm gründet ſich auf 14 Bücher Epigramme, die von einem faſt unerſchöpflichen Witze des Dichters zeigen. Die meiſten ſind ſcharfſinnig und treffend, viele voll Anmuth und attiſchen Salzes, viele aber auch, in denen er die Laſter ſeiner Zeit beſpottet, nach unſern Begriffen unzüchtig und ſchamlos. Die erſte Ausgabe des M. erſchien zu Venedig um 1470; die vorzüglichſten ſpätern ſind die mit dem Commentar von Merula und Calderinus (Ven. 1475 und 1480, Fol.), die von Hadr. Junius (Antw. 1568, 12. und öfter), Matth. Rader (Ingolſt. 1602 und öfter), Pet. Scriber (Leyd. 1619, 16.), Schrevel (Leyd. 1656 und 1670 mit J. Fr. Gronov's Anmerkungen) und von Lemaire (Par. 1825). Eine deutſche Überſetzung des M. mit Weglaſſung der anſtößigen Stellen lieferte Willmann (Köln 1825) und die „Sinngedichte des M. in einem Auszuge", lat. und deutſch, gab Ramler (5 Bde., Lpz. 1787—91).

Martignac (Graye, Vicomte de), Deputirter und Miniſter des Innern unter Karl X., geb. zu Bordeaux um 1781, war früher Advocat und Ge-

neralprocurator an dem Gerichtshofe zu Limoges. Im J. 1821 wurde er vom Departement Lot und Garonne zum Deputirten gewählt, dann Staatsrath unter Villèle's Ministerium, und nach der Auflösung desselben, am 5. Jan. 1828 Minister des Innern. M. war Royalist, aber constitutionnell und liberal, dabei einsichtsvoll, rechtschaffen, wohlwollend und ein vorzüglicher Redner. Sein Zweck war Reform und ein Regierungssystem, das den König und sein Haus, welches durch Hinneigen zum Absolutismus und Jesuitismus das Vertrauen der Nation verloren, mit dieser aussöhnen, den Thron national und die Nation monarchisch gesinnt machen sollte. Es gelang ihm, den Antrag in der Kammer, das vorige Ministerium in Anklagestand zu versetzen, zu beseitigen, so auch den Vorschlag zu einer Adresse an den König wegen Wiederherstellung der pariser Nationalgarde. Dagegen hob er gegen Ende Jan. 1828 das sogenannte schwarze Cabinet auf, welches die Verletzung des Briefgeheimnisses und andere Schändlichkeiten geheimer Auflauerung leitete. Er ersetzte die jesuitischen Directoren der Policei, Franchet und Delaveau, durch Debelleyme und traf mehre Einrichtungen im constitutionnellen Geiste. Weil er aber, von der Hofpartei und der Congregation gehindert, nicht Alles, was die Liberalen erwarteten, bewirkte, beschuldigten ihn die Journale der Schwäche und Unzuverlässigkeit. Er neige sich, sagte man, zu einem Schaukelsysteme hin, und die Opposition in der Kammer stimmte bald in diesen Ton mit ein. So ward M. von entgegengesetzten Seiten her in dem Gange seiner Verwaltung gestört; doch fällt die größere Schuld auf den Eigensinn des Königs und den Unverstand der Hofpartei, die der Opposition 1829 die Waffen in die Hand gab. Als nun M. die Gesetzentwürfe über die Communalorganisation und die Errichtung von Departementalconseils der Kammer vorlegte, wodurch eine Provinzial- und Localverwaltung gebildet werden sollte, verlangten das linke Centrum und die linke Seite eine größere Ausdehnung des demokratischen Princips bei den Wahlen der Mitglieder der Municipal- und Departementalbehörden, die rechte Seite der Ultraroyalisten dagegen eine größere Beschränkung des Wahlrechts auf die Höchstbesteuerten. Allein Karl X. wollte nichts von neuen Concessionen hören, der Minister nahm daher die Entwürfe zurück, und Alles blieb, wie es gewesen. Die Kammer ward am 31. Jul. 1829 aufgelöst, und das Ministerium M. hatte ebenso sehr die Hofpartei als die öffentliche Meinung gegen sich. Jene arbeitete dahin, einen entschiedenen Anhänger des Systems der Congregation, den Fürsten Polignac, an die Spitze des Ministeriums zu stellen. Dies gelang am 8. Aug. 1829; doch wollte der König die Minister Martignac und Roy noch beibehalten, was Beide aber ablehnten. M. wurde 1830 von dem Departement Lot und Garonne wieder in die Deputirtenkammer gewählt und stimmte für die Adresse der 221 vom 18. März. In der nach der Juliusrevolution versammelten Kammer bezeugte er die Redlichkeit der Gesinnung des Exkönigs für Frankreich, leistete jedoch den Eid auf die neue Ordnung am 11. Aug. In dem Processe der Exminister übernahm er die von dem Fürsten Polignac ihm übertragene Vertheidigung desselben, ohne jedoch ein Honorar dafür anzunehmen, und zeigte in seiner beredten Vertheidigungsrede vom 18. Dec. 1830, daß nach dem 14. Art. der Charte die Todesstrafe nicht stattfinden könne. Wegen Kränklichkeit zog er sich am Ende des Jahres 1830 aus der Kammer zurück und starb zu Paris am 3. Apr. 1832, ohne Vermögen, aber mit dem Nachrufe, daß er zu den edelsten Bürgern Frankreichs gehört habe. Nach seinem Tode erschien von ihm „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823" (Bd. 1, Par. 1832).

Martin heißen mehre Heilige der katholischen Kirche. Der berühmteste dieses Namens ward zu Saburia in Pannonia (jetzt Stain in Niederungarn) ums Jahr 316 von heidnischen Ältern geboren und soll noch sehr jung schon heimlich sich in den Lehren des Christenthums haben unterrichten lassen. Er

besuchte die Katechetenschule zu Pavia, mußte aber nach dem Willen seines Vaters, welcher Kriegstribun war, in seinem 16. Jahre die Waffen ergreifen, diente unter Konstantius und Julianus und ging dann nach Gallien, wo er als ein Muster aller Tugend erschien. Unter Anderm theilte er sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Der Legende zufolge erschien ihm in der folgenden Nacht Christus, mit der Hälfte dieses Kleides bedeckt, wodurch M. bewogen wurde, sich bald nachher 337 taufen zu lassen. Mehre Jahre verlebte er nun in der Zurückgezogenheit, bis der h. Hilarius, Bischof von Poitiers, ihn zum Exorcisten aufnahm. Im Begriff, seine Ältern zu besuchen, ward er in den Alpengebirgen von zwei Straßenräubern angefallen; schon schwebte die Axt des einen Räubers über seinem Haupte, als der andere, von den Blicken seiner Unschuld gerührt, ihn rettete und sich sogar bekehrte. In Pannonien, wohin er auf einen vorgeblich im Traume empfangenen Befehl der Gottheit zurückreiste, bekehrte M. seine Mutter und widersetzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Deshalb gegeißelt, zeigte er dabei die Standhaftigkeit der ersten Märtyrer, und wurde dann des Landes verwiesen. Er wendete sich nach Mailand, und, als er hier von dem Bischof Auxentius verfolgt wurde, nach der Insel Gallinaria im ligurischen Meere. Nachher ließ er sich bei Poitiers nieder, wo er eine Menge Religiosen versammelte und viele Wunder verrichtete. Gegen seinen Willen ward ihm 375 das Bisthum von Tours übertragen. Um sich der Welt zu entziehen, erbaute er zwischen der Loire und einem steilen Felsen das Kloster von Marmoutiers, wo er im J. 400 sein Leben beschloß. M. ist der Erste, dem die röm. Kirche öffentliche Verehrung erwiesen hat. Um Frankreich machte er sich insbesondere sehr verdient. Die Anekdote, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle, wo er ihn zu seiner Rechten sitzen ließ, ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand nach ihm zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht; sein Fest, das Martinifest (s. d.), wurde ehemals durch Schmausereien und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zuging (daher die alten franz. Ausdrücke Martiner und le mal de Saint-Martin), gefeiert. Die M. beigelegte „Professio fidei de trinitate" wird für ein untergeschobenes Werk gehalten.

Martin ist der Name von fünf Päpsten. — M. I., geb. zu Todi in Toscana, wurde 649 zum Papst erwählt. Als er auf einer Synode ital. Bischöfe in der Laterankirche zu Rom die Monotheleten und den Kaiser Heraklius verdammen ließ, ward er gefangen nach Konstantinopel geführt und als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, jedoch auf Fürbitten des Patriarchen Paulus die Todesstrafe in Verbannung verwandelt. Nach dem Chersones verwiesen, starb er dort 655 und wurde der Leiden wegen, die er zu erdulden hatte, als er aller Zeichen seiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten preisgegeben war, unter die Heiligen versetzt. — M. II. oder Marinus I., 882—884, und M. III. oder Marinus II., 934—946, werden sehr oft nicht mitgerechnet, und deshalb M. IV. auch II. genannt, 1281—85. — M. V., aus dem alten Geschlechte der Colonna, wurde 1417, nach Gregor XII. Entsagung und Benedict XIII. Absetzung, während der konstanzer Kirchenversammlung zum Papste erwählt. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je so feierlich geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, Beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildeten den Zug. Sein erstes Geschäft war, eine Bulle gegen die Hussiten zu erlassen, die besonders deshalb merkwürdig ist, weil darin der Papst die Obergewalt der Concilien anzuerkennen scheint. Er schloß 1418 das konstanzer Concilium, obgleich eine Menge Beschwerden noch nicht abgestellt waren und die Spaltung in der Kirche fortdauerte. Als Benedict XIII. 1424 starb, ward

ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, welcher erst 1429 seinen Ansprüchen entsagte und als Entschädigung das Bisthum von Majorca erhielt. Eine Kirchenversammlung, welche M. nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, ward aufgelöst, ohne etwas festgesetzt zu haben. Er starb 1431 und hat das Verdienst, die Einheit in der Kirche wiederhergestellt und Italien beruhigt zu haben.

Martin (Vincenza), einer der beliebtesten Componisten in der ältern ital. Manier, geb. in Valencia 1754, machte sich schon um 1782 durch Opern und Balletcompositionen bekannt und schrieb hierauf in Wien um 1785 seinen von Kennern geschätzten „Burbero". Den meisten Ruf erwarb er sich 1787 durch seine „Cosa rara", welche zum ersten Male bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen, jetzigen Königs von Sachsen, Anton, aufgeführt ward und noch jetzt gefällt. Unter seinen übrigen Compositionen erwähnen wir die Opern „Arbore di Diana" (1787) und „La capricciosa corretta" (1800), ferner „Dodici canoni per il cembalo"; „Dodici ariette italiane con accomp. di cembalo" und die Cantate „Il sogno". M. ging 1788 nach Petersburg, wurde dort als Kapellmeister bei der russ. Oper angestellt, 1798 zum Hofrath ernannt und starb 1816.

Martin (Christoph Reinhard Dietrich), Justizrath, Oberapellationsrath und Honorarprofessor zu Jena, großherzogl. sachsen-weimar. Geh. Justizrath, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer Deutschlands, zumal im Fache des Processes, stammt aus einer franz. Familie, welche, durch die Religionsverfolgungen unter Ludwig XIV. vertrieben, sich nach Hessen gewandt hatte, und wurde 1772 zu Bovenden im Hessischen, unweit Göttingen geboren. Durch häuslichen Unterricht vorbereitet, ging er im 15. Jahre nach Göttingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren, ward 1790 Advocat und fing sogleich an, neben den Geschäften des Sachwalters sich dem akademischen Unterrichte zu widmen. Er wurde 1796 zu Göttingen Doctor der Rechte, 1797 Assessor der juristischen Facultät 1802 außerordentlicher und 1805 ordentlicher Professor der Rechte daselbst, folgte aber noch in demselben Jahre dem Rufe nach Heidelberg, wo ihm die Direction der juristischen Facultät als Spruchcollegium übertragen wurde. Hier faßte er im Nov. 1815, als Consulent für elf Deputirte der Bürgerschaft in Heidelberg, eine Anfrage an deren Mitunterthanen desselben Kreises ab, ob diese eine höchsten Orts einzureichende Bittschrift, um Beschleunigung der dem Lande öffentlich zugesagten Anordnung von Landständen, billigten und daran Theil nehmen wollten. Als nun das Stadtamt von ihm die Abgabe der bei ihm deponirten Abdrücke jener, an mehren Orten bereits unterschriebenen, Antragscirculare verlangte, so verweigerte er dies, indem das Unternehmen an und für sich völlig erlaubt, auch eine Confiscation dieser Papiere überall noch nicht, weit weniger aber rechtsbeständig ausgesprochen, er daher dieselben nur an seine Deponenten abzuliefern befugt sei, erklärte jedoch, sie als vorläufig mit Arrest belegt betrachten zu wollen, sodaß keine weitere Unterschriftseinsammlung geschehen sollte. Dies Alles zog ihm eine Beschlagnahme seiner Papiere und eine Verantwortung zu, welche zwar mit einer vollständigen gerichtlichen Freisprechung endigte, aber ihn doch bewog, seine Entlassung zu nehmen. Unmittelbar darauf, 1816, nahm er eine Stelle in dem Oberappellationsgerichte zu Jena, verbunden mit den Rechten eines ordentlichen Honorarprofessors der Rechte an, und verpflichtete sich noch besonders, sich gewissen Arbeiten für die Gesetzgebung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach zu unterziehen. Unter seinen Schriften erwähnen wir das „Lehrbuch des deutschen gemeinen Processes" (Gött. 1800; 11. Aufl., Gött. 1834), durch welches er bedeutend auf die Fortbildung des Processes eingewirkt hat; die „Rechtsgutachten und Entscheidungen des heidelberger Spruchcollegiums" (Heidelb. 1808); „Anleitung zu dem Referiren in Rechtssachen" (2. Aufl., Heidelb. 1829) und das „Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalprocesses" (2 Bde., Heidelb. 1820–25). Auch führte er 1816 — 18 die Redaction des „Neuen rhein. Merkurs".

Martinez de la Rosa (Don Francisco), span. Minister des Auswärtigen und Präsident des Ministerraths, ward zu Granada 1786 geboren, wo seine Familie zu den Hidalgos gehört. Als Erstgeborener hatte er ein ausschließendes Recht auf die väterliche Erbschaft; doch freiwillig theilte er sie mit seinem Bruder. In Granadas reicher, historisch-romantischer Umgebung konnte sein schönes poetisches Talent sich glücklich entfalten. Nach Beendigung seiner Studien hielt er in Salamanca Vorlesungen über schöne Wissenschaften und Philosophie. Bei der ersten französischen Invasion 1808 gab er ein Journal heraus, in welchem er die Grundsätze der Nationalunabhängigkeit beredt vertheidigte, und die constituirenden Cortes in Cadiz von 1812 übertrugen ihm diplomatische Sendungen, unter andern nach London. Im J. 1814 ward er, ungeachtet er schon damals, wie später, sich beharrlich gegen das Einkammersystem erklärte, zu der ersten Versammlung der ordentlichen Cortes gewählt, die Ferdinand VII. bei seiner Rückkehr aufhob. M. theilte hierauf das Schicksal der Liberalen, welche der Absolutismus mit Ketten belastet in die Presidios nach Afrika (Ceuta) schickte. Man bot ihm die Freiheit an, wenn er um Gnade bäte. „Ich habe nichts verbrochen", war seine Antwort, „und habe also auch nicht um Gnade zu bitten." Als Gefangener dichtete er sein Trauerspiel „Morayma". Nach sechs Jahren durch die Revolution auf der Insel Leon, 1820, befreit, ward er berufen, Granada bei den Cortes zu repräsentiren. Als Redner und als Publicist gleich ausgezeichnet, wußte er durch Mäßigung die Extreme zu besiegen und ward bald zum Präsidenten der Versammlung gewählt. Über die Trefflichkeit seines unbefleckten Charakters war nur Eine Stimme. Daher ernannte ihn der constitutionnelle König Ferdinand, so sehr auch M., die Schwierigkeiten seiner Lage erkennend, sich dagegen sträubte, im Febr. 1822 zum Staatsminister des Auswärtigen, und übertrug ihm die Wahl seiner Collegen. Sein Ministerium wurde das der Gemäßigten (de los Anilleros) genannt. Als aber nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes der kön. Garden, am 7. Jul. 1822, die Communeros und Descamisados die Oberhand über die sogenannten Modificantes oder Pasteleros gewannen, trat M. zurück. Die extreme Partei sah in seiner Mäßigung nur Schwäche und beschuldigte ihn, daß er die Einführung des Zweikammersystems wenigstens mittelbar begünstigt habe. Wäre man aber seinen Ansichten gefolgt, so würde nicht eine zweite Invasion Frankreichs im folgenden Jahre die Verfassung von 1812 gestürzt und die absolute Monarchie wiederhergestellt haben. Jetzt von der Restauration geächtet, entwich M. nach Frankreich, wo er sieben Jahre lang, meist in Paris, sich mit Literatur beschäftigte und im Jul. 1830 sein historisches Drama „Aben Humeya oder die Mohren unter Philipp II." mit Beifall aufführen sah. In demselben Jahre gestattete ihm Ferdinand, nach Spanien zurückzukehren; denn der Name M. war in keinem der Complotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration bedroht hatten. Ferdinand und Christine aber brauchten Stützen in der öffentlichen Meinung, um nach Aufhebung des salischen Gesetzes dem Karlismus widerstehen zu können. M. gewann durch seinen Geist, durch seinen Ruf als Dichter, durch seine lebhafte Unterhaltung das Vertrauen der Regierung. Als der Premierminister Zea am 15. Jan. 1834 seine Stelle verlor, wurde M. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und erhielt den Vorsitz im Cabinet, worauf er den Wegfall der letzten Ausnahmen von der Amnestie, die Rückkehr von Arguelles, Galiano, Isturiz, Quiroga, Valdez, Mina und A. bewirkte. Dann erschien die neue Constitution, das von ihm verfaßte und von sämmtlichen Ministern unterzeichnete Estatuto real, mit dem Zweikammersystem (s. Spanien), vom 10. Apr. 1834, dessen Grundsätze M. in einem Rundschreiben an die diplomatischen Agenten Spaniens, vom 14. Apr., rechtfertigte. Allein der Bürgerkrieg in den nördl. Provinzen verwickelte M. in große Schwierigkeiten, und als am 24. Jul. 1834 die Cortes eröffnet wurden, entspann sich ein

lebhafter Kampf in der Kammer der Procuradores mit den Anhängern der Constitution von 1812. Man ließ zwar dem Charakter und den Talenten M.'s volle Gerechtigkeit widerfahren, tadelte aber seinen Mangel an Energie und Entschlossenheit. Durch seine Geschicklichkeit brachte M. die Quadrupelallianz vom 22. Apr. 1834, nebst den Zusatzartikeln, London den 18. Aug. 1834, zwischen Spanien, Portugal, Großbritannien und Frankreich, zur Aufrechthaltung der neuen Ordnung auf der pyrenäischen Halbinsel, zu Stande. Als der Kriegsminister, General Llauder, am 25. Jan. 1835 seine Entlassung genommen, führte M. das Portefeuille das Kriegsministeriums bis zur Ankunft des Generals Valdez, der dasselbe am 15. Febr. 1835 erhielt. Als Redner zeichnet sich M. mehr durch einen blühenden und leichten Vortrag, sowie durch glückliche Improvisation, als durch Energie des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken aus. Als Dichter hat er vorzüglich die classische Schule der Franzosen zum Vorbild genommen. Seine „Obras literarias" erschienen in vier Bänden, Paris 1832. Er ist beständiger Secretair der span. Akademie, welche Stelle er auch bei seinem Ministerposten beibehalten hat.

Martini (Giambattista), bekannt unter dem Namen padre Martini, ein geschickter Componist und gelehrter Musiker, ward zu Bologna 1706 geboren, besuchte zu seiner Ausbildung mehre Länder Europas und selbst Asien, und widmete sich nach seiner Rückkehr, als Franziskaner, mit Eifer dem Studium der Musik. Er machte in der Composition so schnelle Fortschritte, daß er schon 1725 zum Kapellaristen des Franziskanerklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete. Zuletzt eröffnete er eine musikalische Schule, damals die gelehrteste in Italien, aus welcher eine um so beträchtlichere Anzahl großer Componisten hervorging, da schon anerkannte Künstler sich beeiferten, seinen Unterricht zu benutzen. Mit dem Talente, gute Schüler zu bilden, verband M. das Talent des Componisten. Seine Kirchenmusiken, noch mehr aber seine Duette und Kanons für das Clavier oder die Orgel, werden, trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geschmacks hochgeschätzt. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen „Saggio fondamentale pratico di contrappunto sopra il canto fermo" (2 Bde., Bologna 1774, Fol.), und seine „Storia della musica" (3 Bde., Bologna 1757—81). Er fiel endlich durch sein anhaltendes Studiren in eine Schlafsucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte, und starb 1784 an der Brustwassersucht.

Martinifest, zu Ehren des h. Martin (s. d.), wird in der katholischen Kirche am 11. Nov. gefeiert. An diesem Tage empfing die Geistlichkeit von den Gläubigen die Pflichthühner und Gänse. Im 10. Jahrh. entstand im Occident die Gewohnheit, den Anfang des neuen Jahres mit dem Feste Martini zu machen, woraus dann in der Folge (in Ähnlichkeit mit den ehemaligen Rüstwochen der Juden zu ihren Festen) die Gewohnheit erwachsen ist, das neue Kirchenjahr am ersten Sonntage des Advents anzufangen. — Die Feier des Geburtstags Martin Luther's, am 10. Nov., besonders in Thüringen, wird oft **Martinsfest** genannt.

Martinique, franz. Gouvernement, eine der kleinen Antillen oder karaibischen Inseln, 18 □M. mit 110,000 Einw., darunter 10,000 freie Weiße, 12,000 freie Farbige und 78,000 Neger, auch noch einige karaibische Familien ist die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien. Die Insel wurde von den Spaniern entdeckt, aber nicht in Besitz genommen und blieb im alleinigen Besitze der Karaiben, bis 1635 etwa 150 franz. Colonisten von der Insel St.-Christoph sich daselbst niederließen und durch fortgesetzte Kriege die Urbewohner dahin brachten, daß sie 1658 die Insel verließen, die Colbert 1664 den Colonisten für 40,000 Thlr. abkaufte. Die Engländer eroberten M. in ihren Kriegen mit Frankreich 1761, 1794 und 1809, gaben sie aber jedesmal beim Friedensschluß

an Frankreich zurück. Die Insel hat sichere Baien und Häfen, im Innern zum Theil hohe und mit Waldungen bedeckte Berge, von denen einige die Merkmale ausgebrannter Vulkane zeigen, und gegen 40 Flüsse und Bäche, welche das Land bewässern. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist groß; ganz vorzüglich baut man Kaffee, auch Zucker, Cacao, Indigo, Baumwolle und Taback. Im J. 1718 wurden aus dem kön. botanischen Garten zu Paris zwei junge Kaffeebäume nach M. gesendet, die sich so außerordentlich vermehrten, daß man 1778 über 8 Mill. Kaffeebäume zählte, welche jährlich gegen 100,000 Ctr. Bohnen lieferten. Das Klima ist nicht gesund, besonders in der Nähe von Sümpfen und bei den Urwäldern in der Mitte des Landes. Heftige Stürme richten bisweilen große Verwüstungen an. M. wird in zwei Hälften getheilt: Basse-terre und Cabes-terre; die Hauptstadt St.-Pierre hat 30,000 Einw., ein Fort und einen Hafen; andere wichtige Festungen und Häfen sind Fort Royal und la Trinité.

Martius (Karl Friedr. v.), Naturforscher, Professor an der Universität zu München, geb. 1794 zu Erlangen, wo sein Vater Hofapotheker war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und bald diejenige Richtung, welche für ihn Lebenselement werden sollte, wozu namentlich die naturgeschichtlichen Studien seines Vaters und dessen vertrauter Umgang mit den beiden als Naturforscher rühmlich bekannten Lehrern, Esper und Schreber, viel beitrugen. Er besuchte das Gymnasium, dann die Universität zu Erlangen, wo er Medicin studirte. Nachdem er sich die medicinische Doctorwürde erworben, nahm er Theil an der 1817—20 von der östr. und bair. Regierung veranstalteten Reise nach Brasilien und wurde nach seiner Rückkehr Mitglied der Akademie. Als Früchte seiner Reise erschienen die mit Spix (s. d.) herausgegebene „Reise nach Brasilien" (3 Bde., Münch. 1823—31, 4.); „Genera et species palmarum brasiliens." (4 Fascikel, Münch. 1824—26., Fol.); „Physiognomie des Pflanzenreichs in Brasilien" (Münch. 1824); „Nova genera et species plantarum brasiliens." (3 Bde., 1827—31, Fol.); „Icones selectae plantarum cryptogamicarum" (Münch. 1829, Fol.); „Amoenitates botanicae monacenses" (Münch. 1829—30); „Delectus animalium articulatorum" (3 Fascikel, Münch. 1830—34, Fol.); „Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens" (Münch. 1832) und „Flora brasiliensis" (Bd. 1, Th. 1, Münch. 1834).

Martȳni-Lagūna (Joannes Aloysius), eigentlich Karl Friedr. Martini, ein Mann von ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntnissen, namentlich Meister der echtröm. Darstellungskunst und Sprache, war zu Zwickau am 20. Jan. 1755 geboren. Bei seinem Fleiße, den ein heller Verstand und ein treues Gedächtniß unterstützten, war es für seine Ausbildung nicht ohne bedeutenden Einfluß, daß sein Vater ihm frühzeitig eine sehr gewählte Bibliothek anzuschaffen im Stande war. Er studirte seit 1772 in Leipzig, schloß sich besonders Ernesti, Morus und Fischer an und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er durch eine einzige Predigt dem Bürgermeister sich so empfahl, daß ihm eine Landpredigerstelle angeboten wurde, die er aber ablehnte. Hierauf war er einige Jahre Lehrer des Grafen von Hoffmannsegg in Dresden, und seit 1780 des Grafen Unruh in Warschau, durch den er dem sächs. Conferenzminister von Hohenthal bekannt wurde, mit welchem er seitdem in der genauesten und vertrautesten Verbindung blieb. In Warschau verheirathete er sich mit einem Fräulein Laguna und führte seitdem seinen Namen in der oben angegebenen Weise. Nach Deutschland zurückgekehrt, lehnte er, jeglichen Zwang scheuend, eine Menge Berufungen zu den ansehnlichsten Stellen ab und lebte, in steter Verbindung mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, wissenschaftlich beschäftigt abwechselnd in Zwickau und Dresden. Seine herrliche Bibliothek und reichhaltigen Sammlungen wurden 1807 auf seinem Landgute bei Zwickau ein Raub der Flammen. Er starb am 19. Apr. 1824. Die Zahl seiner Schriften ist sehr unbedeutend, da er meist

nur für kritiſche Blätter arbeitete. Außer mehren durch claſſiſche Latinität ausgezeichneten kleinen Schriftchen erwähnen wir blos die von ihm begonnene Ausgabe der Briefe Cicero's (Bd. 1, Lpz. 1804), die er, als das Manuſcript verbrannt, fortzuführen ſich nicht entſchließen konnte.

Märtyrer, vom griech. martyr, d. h. Zeuge, nennt die chriſtliche Kirche Diejenigen, welche beſonders in den frühern Zeiten des Chriſtenthums und während der ſogenannten großen Verfolgungen lieber Schmach und Tod erduldeten, als daß ſie ihren Glauben verleugnet hätten, und dadurch Zeugniß gaben von der Feſtigkeit ihres Vertrauens auf die Wahrheit und Göttlichkeit der neuen Lehre. Die Begeiſterung, die der Glaube, wo er unterdrückt werden ſoll, in edeln Gemüthern erzeugt, hat der chriſtlichen Kirche viele heroiſche Vorbilder dieſer Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrerthum, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben, erweckt. Die Schilderung des Lebens, der Verfolgungen und Martern der chriſtlichen Märtyrer, worin ſich aber viele Unwahrheiten und Irrthümer finden, wird Martyrologium genannt. Biſchof Clemens I. von Rom ſoll das erſte entworfen haben; das röm. blieb unter den vielen Märtyrergeſchichten immer das berühmteſte. Märtyrerfeſte ſcheinen ſchon im 2. Jahrh. üblich geweſen zu ſein. Man wallfahrtete zu den Gräbern der Märtyrer und dankte Gott für das Beiſpiel, welches er durch ſie gegeben. Auch wurden die Thaten und Leiden derſelben verkündet und Lobreden auf ſie gehalten, die Feier aber mit dem Genuſſe des heiligen Abendmahls und mit Armenſpenden beſchloſſen. Dieſe Tage nannte man die Geburtstage der Märtyrer, weil ſie durch den Tod für das ewige Leben gleichſam geboren waren. Nach und nach wurden auf dieſe Weiſe die Märtyrer ſelbſt ein Gegenſtand der Verehrung. (S. Heilige.) Martyria nannte man die den Märtyrern geheiligten Kirchen und Kapellen, die ſehr oft blos verſchloſſene Abtheilungen der größern Kirchen ausmachten und in denen meiſt die Gebeine des Märtyrers, dem ſie geweiht waren, aufbewahrt wurden. In weiterer Bedeutung verſteht man gegenwärtig unter Märtyrer überhaupt eine Perſon, welche unſchuldig für eine gute oder doch von ihr für gut gehaltene Sache leidet, und ſpricht von Märtyrern der Wahrheit, der evangeliſchen Kirche, der Politik u. ſ. w.

Maryland, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, umfaßt das Uferland der innern Cheſapeakbai und zieht ſich zwiſchen Pennſylvanien, Delaware und Virginien mit einem ſchmalen Landſtriche längs dem Potowmak bis zum Weſtabhange des Alleghany = Gebiets. Das Land iſt im Innern ſehr fruchtbar, und Eiſen, Alaun, Steinkohlen, Bataten, Taback und alle Arten Getreide und Obſt ſind die Haupterzeugniſſe des Bodens. M. hat ungefähr 2300 □M. Flächeninhalt mit 447,000 Einw., darunter etwa 240,000 Weiße, 53,000 freie Farbige und gegen 103,000 Sklaven; Zucker, Leder, Woll = und Baumwollwaaren, Hüte und Quincaillericarbeiten ſind die Hauptgegenſtände des Gewerbfleißes. Die geſetzgebende Gewalt haben die beiden Häuſer der Generalverſammlung, die vollziehende ein Gouverneur. Zum Congreſſe ſendet M. zwei Senatoren und acht Repräſentanten. Die Hauptſtadt, als Sitz der Regierung, iſt Annapolis mit 2600 Einw.; die bedeutendſte Stadt aber als Handelsplatz und Hafen Baltimore (ſ. d.). Außerdem verdienen der Erwähnung Harford wegen der daſigen Ockerbrüche, Cumberland wegen ſeiner Eiſen =, Blei = und Kupfergruben und das faſt ganz von Deutſchen bewohnte Frederiktown mit 5000 Einw.

März = oder Maifeld. Der Campus Martius war ein großes Wieſen= oder Ackerfeld im alten Rom an der Tiber, in der Nähe des heutigen Ponte Molle. Nach Vertreibung des letzten Königs, deſſen Eigenthum es war, wurde es dem Mars geheiligt und diente der röm. Jugend zu kriegeriſchen Übungen. Auch verſammelte ſich daſelbſt das Volk, um ſeine Obrigkeiten zu wählen; daher ſchmückte man dieſe Gegend mit Prachtgebäuden und Bildſäulen. In der Nähe befanden

sich des Augustus Grabmal und das Pantheon, jetzt Maria rotonda. — Als die Franken 486 Gallien erobert hatten, hielten sie, nach german. Sitte, unter freiem Himmel Volksversammlungen, die im 5. und den folgenden Jahrh., nach der Zeit der Zusammenkunft, Märzfelder genannt wurden. Im 8. Jahrh. verlegte sie Pipin, Karl's des Großen Vater, auf den Monat Mai, weshalb sie nun Maifelder hießen; doch wurde die Ebene, wo die fränk. Könige jährlich ihr Heer musterten, noch immer das Marsfeld genannt. Bei den Versammlungen des Maifeldes erschienen der König mit seinem Hofstaate, die Bischöfe, die Großen und das Volk, welches aber später von diesem Rechte keinen Gebrauch machte und es daher verlor. Daselbst wurden Berathungen gehalten über die öffentlichen Angelegenheiten, über Krieg, Frieden und Gesetze, wobei die Stimmenmehrheit entschied. Pipin berief noch den Adel und die Geistlichkeit; aber Karl der Große verordnete, daß jeder Graf 13 Schöppen oder an deren Stelle ebenso viel der angesehensten seiner Unterthanen zur Reichsversammlung mit sich bringen sollte, welche das Volk vertraten. Die ersten Capetinger gingen hiervon ab, bis Philipp IV., 1285—1314, den dritten Stand durch die Abgeordneten der Städte wiederherstellte. — In der neuern Zeit hieß in Paris Champ de Mars ein weiter, von Gräben eingefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geschmückter Platz, wo die franz. Leibwache und die Zöglinge der Kriegsschule ihre Waffenübungen hielten. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feste gefeiert, Wettrennen gehalten u. s. w.; doch fielen später daselbst auch blutige Auftritte vor. Die fränk. Gewohnheit nachahmend, hielt hier Napoleon nach der Rückkehr von Elba am 1. Jun. 1815 ein feierliches Maifeld, um in den Augen von Europa seiner zweiten Thronbesteigung den Charakter der Rechtmäßigkeit zu geben. Nach einer feierlichen Messe las Dubois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausschüsse der Wahlcollegien, die vor den Stufen des Thrones durch den Reichserzkanzler Cambacérès vorgestellt worden waren, im Namen des franz. Volks eine Huldigungsanrede vor. Darauf machte der Reichserzkanzler die Abstimmung der Nation über den Zusatzbeschluß zu den Grundverfassungsgesetzen bekannt. Obgleich nun von 40 Depart. keine Abgeordnete erschienen waren, so rief dennoch der Waffenherold aus, daß jener Beschluß von dem franz. Volke angenommen sei, den Napoleon sofort unterzeichnete. Nachdem derselbe eine Anrede an die Versammlung gehalten, schwur er, die Grundgesetze des Reichs zu beobachten und beobachten zu lassen. Die ganze Versammlung, ungefähr 20,000 Personen, erwiderte diesen Eid, und nun folgte ein Te Deum. Sodann vertheilte Napoleon von seinem Throne Adler an die Nationalgarden und die Soldaten der Land- und Seemacht, welche bataillons- und escadronsweise vor ihm aufzogen, und mit Inbegriff von 27,000 Nationalgarden, 50,000 M. ausmachten. Hierauf erfolgte die feierliche Berufung der Kammern der Pairs und der Volksdeputirten.

Marzipan, entstanden aus Marci panis, d. h. St.-Markusbrot, eine Art feines Confect, wird aus einem Teige von süßen Mandeln, unter Beimischung von einigen bittern, und Zucker bereitet, sehr verschieden geformt, im Ofen bei gelindem Feuer gebacken, dann mit Zuckergelée übergossen und mit buntem Streuzucker bestreut.

Masaccio, eigentlich Tommaso Guidi, einer der ältesten Meister der florentin. Malerschule, soll um 1401 zu S.-Giovanni im Val d'Arno geboren und 1443 gestorben sein. Er führte die Kunst durch sein Genie so weit, daß man in den Bewegungen des Körpers nicht mehr blos den Schein des Lebens, sondern auch die Bewegungen der Seele erblickte. Einige vorzügliche Werke von ihm: die Apostel Petrus und Paulus, wie sie zum Gefängnisse verurtheilt werden, finden sich in der Kirche del Carmine zu Florenz; andere, aber in einem übeln Zustande, in der Kirche S.-Clemente in Rom. Sowol Baldinucci wie Vasari, welche

sein Leben beschrieben, setzen ihn unter die ersten Künstler, durch welche die Härte, Unvollkommenheit und Schwierigkeit der Kunst vermindert und Leben und Ausdruck dargestellt wurde.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello oder Agnello, der Hauptanführer beim Aufstande in Neapel im J. 1647, war zu Amalfi geboren und lebte in Neapel als Fischer und Fisch- und Obsthändler. Obgleich sehr arm, unwissend und beschränkten Geistes, war er doch stolz und unternehmend. Liebe zur Freiheit und lebhafte Äußerungen über den grenzenlosen Druck, den das Königreich Neapel seit langer Zeit von Spanien erleide, hatten ihm einen großen Anhang unter dem Volke verschafft, welches seine Kühnheit bewunderte. Auch durch seine Beredtsamkeit machte er Eindruck auf den großen Haufen, der über die neue Auflage (vom 3. Jan. 1647) von einem Carlin für jedes Pfund Früchte und Gemüse, das auf den Markt gebracht wurde, erbittert war. Nun hatte am 7. Jul. 1647 M.'s Schwager einen Korb Früchte zur Stadt gebracht, von dem die Einnehmer die Steuer verlangten. Er weigerte sich, und da sie ihn bedrängten, rief er das Volk zu Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit der Einnehmer. Sogleich trat M. an die Spitze des aufgebrachten Haufens und drang mit dem Ausruf: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der schlechten Regierung!" auf das Steueramt. Von da eilten die Aufrührer zum Schlosse des Vicekönigs, Herzogs di Arcos, und verlangten von ihm, daß er M. zum Collegen annehmen solle. Arcos flüchtete sich in das Castello nuovo. Vergebens suchte der Cardinal Filomarino, Erzbischof von Neapel, die Wüthenden zu beruhigen; der Aufruhr stieg nur noch höher und wüthete auch gegen den Adel, welcher Banditen gegen M. gedungen hatte. Dieser ward jetzt Capo del popolo, und von Rathgebern aus der Hefe des Volks umgeben, gestattete er die Plünderung mehrer Paläste, ohne jedoch selbst sich etwas zuzueignen. Bald aber ward ihm Alles verdächtig, und der Tod folgte seinem leisesten Argwohn auf dem Fuße. Sechs Tage verflossen unter diesen Schreckнissen, bis man am 13. Jul. in der Kathedrale eine Capitulation abschloß, nach welcher die Fruchtzölle abgeschafft und die alten Freiheiten wiederhergestellt werden sollten. M. legte hierauf die Waffen nieder, ohne irgend eine Belohnung zu fodern. Allein diese plötzliche Erhebung, seine Furcht vor den Banditen, sieben schlaflose Nächte und die heftige Anspannung, in der er sich so lange befunden, versetzten ihn in einen fieberhaften Zustand, den er durch vieles Weintrinken noch vermehrte. Auch sagte man, daß der Vicekönig, welcher ihn zu sich einlud, Gift unter den Wein gemischt habe. Er rannte durch die Straßen, erschoß seine besten Freunde und beging die äußersten Ausschweifungen, sodaß seine Freunde ihn binden mußten. Am 16. Jul. aber entzog er sich ihrer Aufsicht und rannte in die Karmeliterkirche, wo er den Gottesdienst störte und wie ein Wahnsinniger handelte. Doch erklärte er dem Cardinal seinen Entschluß, alle Gewalt dem Vicekönig zu übergeben. Der Cardinal ließ ihn jetzt in das Karmeliterkloster bringen; allein schon war das Volk durch seine Gegner wider ihn aufgebracht. Die Verschworenen drangen in das Kloster ein mit dem Geschrei: „Lange lebe der König von Spanien! Tod dem Masaniello!" — „Sucht ihr mich, meine Freunde?" rief M., „hier bin ich." Da streckten ihn vier Verschworene, ehemals seine Freunde, mit ihren Kugeln zu Boden (16. Jul. 1647). Der Leichnam wurde von dem Pöbel gemishandelt; am folgenden Morgen aber von M.'s Anhängern in kön. Kleidung mit Krone und Scepter in Procession umhergetragen und feierlich begraben. Nach vier Tagen, als das Volk die vorige Bedrückung wiederkehren sah, gedachte es des Märtyrers der Freiheit und seine Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth. Endlich wählte man am 4. Aug. den Prinzen von Massa zum Anführer, der einen Vergleich mit dem Vicekönige zu Stande brachte, welcher die Genehmigung des Königs von Spanien einzuholen versprach. Allein Don Juan d'Austria, Philipp IV. natürlicher Sohn, welcher am 1. Oct. mit 35 Kriegsschiffen in den Hafen

einlief und von dem Volke durch Abgeordnete bewillkommt wurde, verabredete mit dem Vicekönig einen gemeinschaftlichen Angriff und beschoß die Stadt. Nach dreitägigem Kampfe behaupteten die Insurgenten die Oberhand; der ihnen längst verdächtige Prinz von Massa wurde von Gennaro Anneſe ermordet und dieſer zum Anführer ernannt, welcher in Rom und Frankreich Beistand suchte. Da stellte sich der ritterliche Herzog Heinrich von Guise an die Spitze des Volks von Neapel; allein seine Anstrengungen waren nicht glücklich. Das Volk ließ sich durch den span. Vicekönig gewinnen, Guise rettete sich durch die Flucht, und Neapel unterwarf sich. Vgl. Mielle's „Mémoires du comte de Modène sur la révolution de 1647" (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1828), mit der von Pastoret etwas ausgeschmückten Erzählung: „Le Duc de Guise à Naples" (2. Aufl., Par. 1828).

Mascagni (Paolo), ein ausgezeichneter Anatom, geb. 1752 zu Castelleto, einem Dorfe des sienes. Berglandes, stammte von nicht unbemittelten Ältern, deren Vorfahren seit langen Zeiten dort ein Eigenthum hatten, in dessen Verwaltung er sich unter den Augen seiner früh verwitweten Mutter mit seinem Bruder theilte. Aus Neigung jedoch verband er mit dieser Beschäftigung das Studium der Anatomie, Naturgeschichte und Chemie auf der Universität Siena und erhielt daselbst schon 1774 die Professur seines Lehrers Tabarini. Mit unermüdlichem Eifer widmete er sich nun anatomischen Forschungen, deren Ergebniß früher mitzutheilen, als er es beabsichtigte, ihn die dreimal von der Akademie der Wissenschaften in Paris gestellte Preisaufgabe über die aussondernden Gefäße und deren Verrichtungen veranlaßte. Er gab 1784 einen „Prodrome d'un ouvrage sur le système des vaisseaux lymphatiques" als Ankündigung seines großen Werkes heraus, der die ungetheilteste Bewunderung seiner Landsleute gefunden haben würde, wie er den Preis der Akademie gewann, wenn M. nicht die ihm fremde franz. Sprache gewählt hätte, die nicht glücklich darin gehandhabt war. Den deshalb auf ihn gemachten Angriffen antwortete er zwar in einer Streitschrift, arbeitete indessen eifrig an seinem Werke fort. Förderlich für seine Zwecke war es besonders, daß er, vom Großherzog Leopold aufgefodert, häufig in Florenz lebte, um dort seine Präparate niederzulegen und einen Theil seiner Arbeiten über die Lymphgefäße in Wachs ausführen zu lassen. Hierauf erschien sein Prachtwerk „Vasorum lymphaticorum corporis humani historia et iconographia" (Siena 1787, Fol., und 1789, 8.), welches der Genauigkeit und der vollendeten Ausführung der Zeichnungen wegen die allgemeinste Anerkennung fand. Doch schützte sein literarischer Ruf ihn nicht vor persönlichen Gefahren, als er in der Zeit der politischen Bewegungen in Italien seine patriotischen Ansichten zu frei aussprach, und einmal war er sogar nahe daran, von der aufgeregten Masse in Siena verbrannt zu werden. Von dem Großherzoge reich belohnt, von der Akademie zu Paris 1791 mit dem Preise von 1200 Fr., und später durch ihre Mitgliedschaft beehrt, ging er 1800 von Siena zur Universität Pisa über, folgte aber schon im folgenden Jahre dem Rufe als Professor der Anatomie, Physiologie und Chemie am Krankenhause Santa-Maria zu Florenz. Zu den mancherlei Verdiensten, die er sich in dieser Sphäre erwarb, fügte er auch noch das hinzu, durch Lehre und Beispiel dem rationellen Landbau Beachtung zu erwerben. Besonders ließ er es sich angelegen sein, den Kartoffelbau eifrigst zu befördern. Er starb am 19. Oct. 1815. Seine Erben Paolo und Aurelio M. gaben seine „Anatomia per uso degli studiosi di scultura e pittura" (Flor. 1816, mit Kpf.), und dann die „Anatomia universa 44 tabulis aeneis juxta archetypum hominis adulti accuratissime repraesentata" (Pisa 1826 fg., 4.) heraus.

Maschine heißt jedes künstlich zusammengesetzte Ding ohne Leben und eigne Bewegung, welches als Mittel zur Erreichung eines äußern Zwecks dient, besonders wenn ihm durch mechanische Gesetze äußerlich eine Art von Bewegung mitgetheilt ist, wie z. B. der Uhr; im engsten Sinne jede Vorrichtung, welche

zu Hervorbringung oder Erleichterung einer Bewegung dient. Maschinerie ist die künstliche Einrichtung und Verbindung mehrer einfachen Stücke, wie z. B. eines Hebels, einer Schraube, eines Keils u. s. w., zu Maschinen. Bei großen Theatern besorgt der Maschinist die Verwandlungen, Versenkungen, Decorationen u. s. w. Auch nennt man einen Menschen, der nur durch äußere Antriebe, mithin ohne Selbstthätigkeit des Geistes, denkt und handelt, ferner ein Werk, welches keinen innern und gleichsam organischen Zusammenhang hat, eine Anstalt, welche nicht durch eigenthümlichen und innern Geist belebt wird, eine Maschine, und eine solche Wirksamkeit ohne freie Bewegung mechanisch oder maschinenmäßig. Die Theorie des Maschinenwesens macht die praktische Mechanik aus, um die sich Belidor, Baader, Reichenbach u. A. große Verdienste erwarben. Vgl. Poppe's „Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens" (8 Bde.; 2. Aufl., Lpz. 1820 fg.); Langsdorf's „System der Maschinenkunde für den Praktiker" (2 Bde., Heidelb. 1827 fg., 4.), Rothe's „Beiträge zur Maschinenbaukunde" (Berl. 1807 fg., 4.), und Gerstner's „Handbuch der Mechanik" (3 Bde., Wien 1830—35, 4.).

Die Brotlosigkeit ganzer Classen von Arbeitern, durch die Einführung von Fabrikmaschinen hin und wieder veranlaßt, hat, besonders beim großen Haufen, Vorurtheile dagegen selbst in Ländern erweckt, welche, wie z. B. England, grade den Maschinen den gegenwärtigen Flor ihrer Gewerke verdanken. Die Nützlichkeit der Maschinen spricht sich vorzüglich dadurch aus, daß hier die Natur vom menschlichen Geiste beherrscht und zur Mitarbeit gleichsam gezwungen wird; seit deren Einführung kann durch leblose Körper vollkommener und mit geringerm Kostenaufwande hervorgebracht werden, was sonst nur durch Menschenhände, und zwar weniger vollendet und brauchbar, zur Erscheinung kommen konnte. Man kann Baumwolle mit Fingern und mit Maschinen spinnen; allein die Finger können dem Faden nie einen solchen Grad von Feinheit und Gleichheit geben als die Spinnmaschinen; letztere können daher nicht blos beiweitem mehr Arbeit und zu geringerm Preise als die Spinner liefern, sondern auch Producte verfertigen, die alle Spinner der Welt auf gleiche Art hervorzubringen nicht im Stande wären. Blos dem Mangel an solchen Maschinen und an wohlfeilem Brennmaterial ist es zuzuschreiben, daß die deutschen Fabriken gegen die engl. nicht aufkommen können. Die mittels der Maschinen hervorgebrachten niedrigen Preise der Waaren haben gewöhnlich auf den stärkern Verbrauch derselben einen so wichtigen Einfluß, daß binnen Kurzem nicht blos die anfangs außer Brot gesetzten Arbeiter, sondern noch viele Andere, eben durch dieselben Verdienst erhalten. Eine Regierung, welche aus Besorgniß der Brotlosigkeit eines Theils ihrer Unterthanen der Einführung von Fabrikmaschinen Hindernisse in den Weg legen wollte, würde nicht allein ihren Zweck verfehlen, sondern das Übel noch ärger machen; denn eine solche Maßregel könnte auf keinen Fall den Gebrauch der Maschinen im Auslande verhindern, die ausländischen Waaren würden daher, vermöge ihres niedrigen Preises und besserer Güte, die vaterländischen vom Markte verdrängen, und weil alsdann selbst die Arbeiter entbehrlich würden, die außerdem bei den Maschinen wären angestellt worden, so müßten dadurch noch weit mehr Unterthanen außer Brot kommen. Vgl. Babbage „Über Maschinen und Fabrikwesen" (deutsch, Berl. 1833).

Maschinerie oder Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle jene außerhalb des Kreises unserer Wahrnehmung fallende Wesen, z. B. Götter, Engel, Teufel, abgeschiedene Geister, Zauberer, Feen u. s. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darstellung erhöht, theils der sonst nicht lösbare Knoten gelöst werden soll. Der Ausdruck schreibt sich von der griech. Bühne her, auf welcher zu solchem Behufe Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaschinen erschienen. So z. B. in dem „Jon"

und in dem „Hippolytos" des Euripides. Horaz schon gab den dramatischen Dichtern seiner Zeit die Lehre: „Helfe kein Gott, als nur, wo lösungswürdig ein Knoten Solches gebeut." Also ein Deus ex machina! Dem zufolge bezieht sich, was die Ästhetiker Maschine nennen, eigentlich nur auf die Entwickelung des Knotens durch eine solche äußere Einwirkung. Indeß hat man den Ausdruck weiter ausgedehnt und ihn besonders auf das epische Gedicht bezogen, worin man alle höhere Wesen, welche in die Handlung eingreifen, Maschinen nennt. Es ist gefragt worden, ob diese dem Epos wesentlich seien oder nicht. Weil sie in dem Epos des Homer vorkamen, so glaubte man so fest an ihre Unentbehrlichkeit, daß man, allem Volksglauben zuwider, lieber durch personificirte Abstracta die ganze Darstellung erkältete, als sie wegließ. Daß dies geschehen könne ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epischen Gedichtes, hat Göthe's „Hermann und Dorothea" gezeigt. Gleichwol wiederholen die theoretischen Handbücher zur Ungebühr fort und fort jene Vorschrift, und zahlreiche verfehlte Versuche im Epos aus neuerer Zeit zeigen, daß der Wahn, das moderne Epos müsse das Homerische mit allen Zufälligkeiten nachbilden, auch unter den neuern Dichtern noch nicht ausgestorben ist. Indessen würde man zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, die epische Maschinerie müsse überall wegbleiben. Die Anwendung derselben wird vielmehr durch die Beschaffenheit des Inhalts bestimmt. Auch findet ein Unterschied zwischen dem ernsten und komischen oder romantischen Epos in dieser Hinsicht statt. (S. Wunderbar.) Ob Maschinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt ebenfalls davon ab, ob sein Stoff aus dem Kreise der Mythe und Religion, der romantischen oder natürlichen Welt genommen ist. In Stoffe aus der natürlichen Welt sie einzumischen, wird immer etwas Anstößiges behalten. Aber auch in andern Stoffen dürfen sie der innern und psychologischen Wahrscheinlichkeit nicht ermangeln und nicht ohne Vorbereitungen eingreifen.

Mascov (Joh. Jak.), Publicist und Historiker, geb. zu Danzig am 26. Nov. 1689, studirte zu Leipzig anfangs Theologie, dann die Rechtswissenschaft und ging hierauf mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reisen. Nach seiner Rückkehr 1719 zum außerordentlichen Professor zu Leipzig ernannt, noch in demselben Jahre in den dasigen Rath aufgenommen, ward er später ordentlicher Professor der Rechte und der Geschichte, zog durch seinen Vortrag viele Studirende nach Leipzig und starb 1761 als sächs. Hofrath, Proconsul der Stadt Leipzig und Dechant des Stifts Zeitz. Unter den deutschen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine „Principia juris publici R. G." (Lpz. 1729; 5. Aufl. 1769) wurden lange Zeit auf den meisten Universitäten als Lehrbuch gebraucht. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um die deutsche Geschichtschreibung. Seine unvollendete „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränk. Monarchie" (2 Bde., Lpz. 1726—37, 4.), die auch ins Englische, Französische und Holländische übersetzt wurde, zeigt, daß er richtigere Ansichten von dem Wesen der Geschichte hatte, als es sich von seiner Zeit erwarten ließ. Während in allen deutschen Geschichtsbüchern die Idee des Reichs vorwaltete, und sämmtliche deutsche Historiker blos entweder Reichs- oder Kaisergeschichten lieferten, unternahm er es, die Geschichte der Nation zu schreiben. Eine Fortsetzung derselben sind die „Commentarii de rebus imperii rom.-german." (Lpz. 1741—53). Außerdem schrieb er einen „Abriß einer vollständigen Historie des deutschen Reichs" (Lpz. 1722—30, 4.) und eine „Einleitung zu der Geschichte des röm.-deutschen Reichs" (Lpz. 1752, 4.).

Masern (die) sind eine fieberhafte Krankheit, mit einem an Farbe, Gestalt und Verlauf bestimmten Ausschlage (s. Exantheme) auf der Haut verbunden. Diese Krankheit ist aus dem Süden zu uns gekommen (s. Blattern) und herrscht als Epidemie und Contagion. Jeder Mensch hat Empfänglichkeit dafür; doch erlischt diese Empfänglichkeit durch Überstehen der Krankheit, sodaß

die Masern den Menſchen nur einmal befallen. In der Regel iſt die Krankheit gelind, doch hat man auch Maſerepidemien gehabt, welche bösartig waren. Oft kommt bei gelind ſcheinenden Fällen die meiſte Gefahr erſt hinterher, indem Zufälle zurückbleiben, welche in ſpäter Folge tödtlich werden. Die Masern kündigen ſich an durch trockenen Huſten, Nieſen, Augenentzündung, Schnupfen und Fieber. Andere Zufälle ſind nicht weſentlich und hängen von der Eigenthümlichkeit der jedesmal herrſchenden epidemiſchen Conſtitution ab. Nach drei Fieberanfällen, gewöhnlich am vierten Tage, kommen zuerſt im Geſichte kleine rothe Flecken von verſchiedener Geſtalt, die ſich in den drei folgenden Tagen von da über den ganzen Körper verbreiten. Nachdem ſie drei Tage geſtanden haben, verſchwindet die Röthe und es ſchält ſich die Haut in kleienartigen Schuppen ab. Huſten und Augenentzündung dauern aber oft noch lange fort, ſodaß bisweilen noch nach dem Verſchwinden des Ausſchlags die Bruſtzufälle bedeutend werden. Immer iſt ein genaues Verhalten, gelinde Wärme, gute Diät und vorzüglich die zeitige Hülfe eines Arztes nothwendig, um gleich anfangs übeln Folgen vorzubeugen. Vgl. Thueſſingk, „Über die Masern und das Chinin" (deutſch, Osnabrück 1831).

Maſiniſſa, König der Maſſylier in Numidien, des Königs Gula Sohn, ward in Karthago erzogen. Als Jüngling ſchon ſchlug er den König Syphax von Maſſylien, der ſich mit den Römern verbunden hatte; dann focht er mit den Karthagern in Spanien gegen die Römer, und zwar anfangs mit Glück. Nachdem er aber, nebſt dem Hasdrubal und Mago, bei Bätula vom Scipio Africanus gänzlich geſchlagen worden war, unterhandelte und verbündete er ſich mit den Römern. Inzwiſchen war ſein Vater geſtorben, und Mezetulus, ein Feind ſeines Hauſes, hatte ſich der Herrſchaft unter dem Namen eines Vormundes bemächtigt. Auf die Nachricht davon eilte M. nach Afrika zurück und eroberte das väterliche Reich. Unterdeſſen hatte Syphax ſich mit den Karthagern verſöhnt, und Hasdrubal dem Syphax ſeine Tochter Sophonisbe, die vorher dem M. verſprochen geweſen, zur Ehe gegeben. Von Hasdrubal angereizt, griff Syphax den M. an, ſchlug ihn dergeſtalt, daß er ſchwer verwundet nur mit zwei Reitern entkam, und eroberte ganz Maſſylien. Wieder geneſen und von ſeinen Unterthanen unterſtützt, eroberte er zwar ſein Erbe wieder, wurde jedoch abermals völlig geſchlagen und entfloh nach der kleinen Syrtis. Hier verweilte er bis zur Ankunft der Römer, ſeiner Bundesgenoſſen. Nun bewog zwar Karthago den Syphax, dem M. ſein Reich zurückzugeben, um ihn für ſich zu gewinnen; allein dies gelang nicht. M. ſtieß nur zum Scheine mit ſeiner numid. Reiterei zum Hasdrubal, hielt aber geheime Unterredungen mit dem Scipio und verrieth dieſem die feindlichen Plane, bis er öffentlich auf ſeine Seite trat. Jetzt war es ihm vergönnt, an dem Syphax Rache zu nehmen. Er ſchlug ihn in Verbindung mit den Römern mehre Male, verfolgte ihn in ſein eignes Land und nahm ihn endlich nebſt ſeinem Sohne gefangen. Bei der Eroberung der Hauptſtadt, 204 v. Chr., fiel auch Sophonisbe in ſeine Gewalt. Obgleich er beſchloſſen hatte, ſie für ihre Untreue zu beſtrafen, erwachte doch ſeine erſte Liebe, als ſie zu ſeinen Füßen um den Tod flehte, der ſie allein von der ſchimpflichen Gefangenſchaft der Römer befreien könne. Er wählte ſie zu ſeiner Gemahlin, in der Meinung, den Römern dadurch alles Recht auf ſie zu nehmen. Allein Scipio verlangte ſie als Gefangene der Römer. Da nun M., der ſich ganz in der Gewalt der Römer befand, kein anderes Rettungsmittel für ſie als den Tod ſah, ſo ſandte er ihr den Giftbecher, den ſie mit Freuden leerte. Scipio aber ſuchte den Schmerz des M. durch Ehrenbezeigungen zu mildern, ernannte ihn vor dem verſammelten Heere zum Könige, übergab ihm eine goldene Krone, einen curuliſchen Stuhl u. ſ. w. und bewirkte die Beſtätigung der Königswürde vom Senate. M. blieb bei dem röm. Heere und erwarb ſich in der Schlacht bei Zama gegen Hannibal neue Lorbern. In dem Frieden mit Karthago bekam er nicht nur alle frühern Beſitzun-

gen zurück, sondern auch einen Theil von dem Reiche des Syphax. Doch sein Haß gegen Karthago dauerte fort; als er selbst einige karthag. Provinzen an sich riß und die Römer ihn in deren Besitz bestätigten, kam es zwischen M. und Karthago zum Kampfe, aus welchem M. als Sieger hervorging. Als M. die Annäherung seines Todes fühlte, ließ er den jungen Scipio Ämilianus zu sich kommen und gab ihm Vollmacht, mit seinem Reiche solche Verfügungen zu treffen, wie er zum Besten seiner Kinder für nöthig erachten würde. Er starb 90 J. alt mit dem Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürsten. Seine Unterthanen machte er gesitteter und lehrte sie die Vortheile des Ackerbaus kennen.

Maske (eiserne), s. **Eiserne Maske.**

Maskelyne (Nevil), ein ausgezeichneter Astronom, wurde 1732 in London geboren, erhielt seine Bildung in Cambridge und wurde von der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu London 1761 nach St.-Helena geschickt, um den Durchgang der Venus zu beobachten. Auf dieser Reise machte er mehre Mondbeobachtungen zu Längenbestimmungen. Auch reiste er 1763 nach Barbadoes, um Harrison's Chronometer zu prüfen. Bald nachher ward er Hofastronom, und gab seit 1767 seinen nautischen Almanach heraus. Er beobachtete 1774 die Verfinsterung der Jupiterstrabanten in Greenwich und starb 1811. Unter seinen gemeinnützigen Werken ist „The british mariner's guide" (Lond. 1763, 4.) auszuzeichnen, der vollständige und faßliche Anweisungen zur Bestimmung der Länge auf dem Meere und auf dem Lande enthält. Die in Greenwich gemachten astronomischen Beobachtungen gab er in 4 Bänden (Lond. 1776 fg., Fol.) heraus. Auch finden sich von ihm in den „Philosophical transactions" viele mathematische und astronomische Abhandlungen.

Masken oder **Larven** (s. d.) wurden schon in dem grauen Alterthume, besonders bei den Umgängen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Wie es bei den Einweihungen drei Grade gab: den Grad der Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus, so hatte auch jeder dieser Grade seine eigenthümliche, ihn charakterisirende Maske, die man häufig auf den alten Vasen dargestellt findet. Bei dieser religiösen Bedeutsamkeit ist es nicht auffallend, daß die Masken in Verbindung mit dem Phallus, dem Symbol der Fruchtbarkeit, als ein wirksames Mittel gegen Zaubereien gebraucht wurden. Ein alter Schriftsteller erklärt die zauberabwehrende Kraft der Masken dadurch, daß ihre lächerliche Verzerrtheit, den schädlichen Blick der Zaubernden auf sich ziehend, ihn von den Personen abwendete, die jene an sich trügen. Doch war es natürlich, daß die Griechen, deren Höchstes in Allem die Schönheit war, auch die Bildung der Masken veredelten; so entstanden endlich aus jenen ungestalteten Zügen gefälligere Silenen- und Satyrmasken und andere anmuthig scherzhafte Künstlerphantasien, die nach und nach die Groteske und Arabeske veranlaßten. Wie der Ursprung der griech. Tragödie in genauem Zusammenhange mit dem Dienste des Bacchus steht, so waren auch gleich anfangs in ersterer die Masken gebräuchlich. Wer sie zuerst in die Komödie eingeführt hat, ist unbekannt. Man würde irren, wenn man sich die griech. und röm. Masken den heutigen ital. durchaus gleich vorstellte; statt daß diese nur das Gesicht bedecken, bestanden jene in einem Überzug über den ganzen Kopf, welcher außer den Gesichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorstellte. Sie waren anfangs von Baumrinde, dann von Leder, später von Holz, welches geschickte plastische Künstler nach Angabe der Dichter gestalteten. Man unterschied tragische Masken, mit großem aufgesperrten Munde und furchtbarem Ansehen, komische mit lächerlicher Geberde, Satyrmasken und orchestrische oder Masken mit regelmäßigern Zügen für die Tänzer. Sie hatten meist sehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallstangen oder andern tönenden Körpern versehen waren, um die Stimme des Schauspielers zu verstärken: eine Vorkehrung, die bei der Einrichtung der alten

Theater und ihrer ungeheuern Größe sehr zweckmäßig war. Wenn Viele die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauspiele tadelten, weil dadurch alle Mimik und sogar die dem Schauspieler zum Ausdruck der Leidenschaften nöthige Biegsamkeit der Stimme verloren gegangen sei, so bedachten sie nicht, daß, da die ganze tragische Mimik der Alten vor Allem auf die höchste Würde und Anmuth gerichtet, d. i. idealisch war, jene Darstellung der Individualität, in welche die Neuern ihrer Schauspieler Meisterschaft zu setzen gewohnt sind, ihnen durchaus das Letzte sein mußte, zu dessen Darstellung ihr Theater herabsinken konnte. Hierzu kommt, daß bei der kolossalen Größe der griech. Theater unsere heutige Mimik wol ohnedies größtentheils verloren gegangen sein würde. Wie das röm. Theater fast in allen seinen Bestandtheilen auf Nachahmung des griech. berechnet war, so fügte es auch im Gebrauche der Masken wenig Neues hinzu. Höchst anziehend durch die beigefügten Kupfer und belehrend ist das ital. Werk des Francesco de' Ficoroni über die Theatermasken und komischen Personen der alten Römer.

Nur das ital. Volkstheater, die sogenannte Commedia dell' arte, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin sie mit den altröm. Mimen und Pantomimen steht, noch den theatralischen Gebrauch der Maske. Denn jene Possenspiele Roms, keiner besonders gelehrten und dichterischen Bildung bedürftig, konnten sich auch während der Herrschaft der Barbaren erhalten. Schon im 12. Jahrh., als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrsamkeit errichtete, finden wir den bologneſ. Dottore, auch Graziano genannt. Er hat eine Maske mit schwarzer Nase und Stirn und rothen Wangen und erscheint als ein pedantischer und langweiliger Raisonneur. Der Pantalone kam gegen Ende des 14. Jahrh. auf die Bühne. Er ist die Maskenrolle des Vaters und stellt einen reichen venetian. Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die sogenannte Zimarra, eine Art langer Mantel mit kürzern Oberärmeln und umgelegtem schmalen Kragen. Zugleich gehörte es zum Costume des Pantalone, daß Beinkleider und Strümpfe aus Einem Stück sein mußten, weshalb man auch später diese Strumpfhosen Pantalons nannte. Sie waren bei dem alten Costume stets roth, und die Zimarra stets schwarz. Als aber die Republik Venedig das Königreich Negroponte an die Türken verlor, verwandelte man auch bei dieser Tracht das rothe Untergewand in ein schwarzes, zum Zeichen der Trauer. An der Maske war nichts Ungewöhnliches, da man damals noch den Bart trug. Der Bart der neuern Pantalonsmaske ist von dem der ältern dadurch unterschieden, daß er rund um die Kinnlade geht und vorn in der Mitte spitzig zuläuft. Übrigens wurde die Weste verlängert; auch unterband man die oben faltenreichen Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln dagegen blieben sich gleich. Dem Charakter nach ist der Pantalon gewöhnlich ein gutmüthiger, einfältiger Alter. Er ist meist verliebt und wird stets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten, angeführt. In der neuern Zeit machte man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit, was sein gegebenes Wort betrifft, und sehr streng gegen seine Kinder; doch blieb es stets dabei, daß er angeführt wird. Er spricht venetianisch, wie der Doctor bologneſisch. Die Zanni gehören ebenfalls zu den ältesten Masken der ital. Bühne. Der Eine derselben ist Arlechino oder Harlekin (ſ. d.), der Andere Scapin, beides listige und schelmische Bedienten im Dienste Pantalons und des Doctors. Weniger alt ist Brighella, wie sein mit grünen Bändern besetztes, im Geschmack des Mittelalters verfertigtes Kleid beweist. Er soll, wie Einige berichten, einen anmaßenden, herzhaften und verschlagenen Plebejer von Brescia vorstellen und dadurch entstanden sein, daß, als der Adel von Brescia im J. 1200 die Bürger nöthigen wollte, die Waffen gegen die Bergamasken zu ergreifen, diese sich widersetzten und die Adeligen vertrieben, und nachdem jene in Cremona einen militairischen Bund geschlossen, die Volkspartei einen ähnlichen Bund unter dem Namen Brugella oder Brighella schloß.

Doch widerſpricht dieſe Ableitung der gemeinen Meinung, nach welcher Brighella aus Ferrara ſtammt. Der Doctor von Bologna, Pantalon von Venedig, Harlekin von Bergamo, Brighella von Ferrara und alle die Perſonnagen, die man am beſten unter dem Namen Zanneschi zuſammenfaßt, die Capitains Spavento, Fracaſſo, Tempeſta (die an des Plautus Pyrgopolynices erinnern), Truffaldin der Bergamaske, waren alſo ſeit dem 15. Jahrh. auf der Bühne. Außerdem hatten die Römer noch den Don Pasquale und die Gelſomini, die Florentiner die Pasquelle, die Calabreſen den Giangurgolo, die Sicilianer die Travaglini, die Meſſineſer die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello, Pasquariello, die Mailänder den Girolamo, die Piemonteſer den Gianduja. Das ital. Theater kennt unter den weiblichen Masken diejenige der Colombine. Ferner nennt man noch Pedrolino, Bertolino, Truffaldino, Trivelino, Mezzolino und D. Plione Balanzoni. Außerdem iſt noch die Maske des Pulcinella (ſ. d.) zu erwähnen. Ruzzante ſoll 1530 die Maskencharaktere zuerſt in das größere Luſtſpiel eingeführt haben. Genaue Abbildungen derſelben findet man in Riccoboni's „Geſchichte des ital. Theaters" (Bd. 2). Auf dem neuern Theater verſteht man unter Maske ſehr oft die durch Malen des Geſichts und Bekleidung hervorgebrachte Erſcheinung des Schauſpielers. Vgl. Valentini, „Trattato sulla commedia dell' arte, ossia improvvisa, maschere italiane ed alcune scene del carnevale di Roma" (Berl. 1826, 4., mit Kpf.). — Die Masken im eigentlichen Sinne, welche man bei uns faſt nur bei Redouten (ſ. d.) oder Maskeraden braucht, ſind aus einem leichten Stoffe verfertigte Köpfe und Geſichter, oder Theile derſelben, durch welche man ſich theils unkenntlich machen und verbergen, theils etwas Anderes vorſtellen (maskiren) will. Es gibt ganze und halbe Masken, z. B. Naſen, Augenmasken. Die vorzüglichſten ſind von Wachs und feiner Leinwand, die ſchlechtern von Pappe. Jene liefert in Deutſchland vorzüglich Berlin, und in Italien beſonders Venedig; dieſe Frankreich, namentlich Paris und Rouen; man hat natürliche Masken, Caricaturmasken (mascheracci) u. ſ. w. Katharina von Medici ſoll zuerſt Maskenbälle eingeführt haben. Ähnliche Mummereien waren am Hofe des Königs Heinrich VIII., 1510—46, Mode, der die Verkleidung liebte. — Im Engliſchen bedeutet Maske auch ein ohne Rückſicht auf Theaterregeln und auf die Wahrſcheinlichkeit der Handlung, aber doch im tragiſchen Styl geſchriebenes, dramatiſches Gedicht, z. B. der „Komus" des Milton. — In der Befeſtigungskunſt nennt man Maske eine vorliegende Bruſtwehr, durch welche ein anderes Werk, Batterie u. ſ. w. dem feindlichen Feuer entzogen wird; daher maskiren, d. h. eine Feldbatterie durch eine Truppenaufſtellung dem Feinde verbergen, daß ſie erſt in dem Augenblicke ſichtbar wird, wo ſie ihre Wirkung thut.

Maſon (William), ein geſchätzter Dichter, geb. 1725 zu Hull in der Grafſchaft York, wo ſein Vater Pfarrer war, ſtudirte zu Cambridge, trat dann in den geiſtlichen Stand und erhielt mehre Pfründen. Er begann ſeine literariſche Laufbahn 1748 mit einem ſatiriſchen Gedicht „Isis", worin er die in Oxford herrſchenden jakobitiſchen und hochkirchlichen Anſichten verſpottete. Seit 1752 gab er zwei Trauerſpiele „Elfride" und „Germanicus" heraus, worin er den griech. Chor nachzubilden verſuchte. Mehr Beifall als dieſe ſchwachen Verſuche fand ſein didaktiſches Gedicht „The english garden" (Lond. 1772; neue Aufl. 1785; deutſch von Chr. Frdr. Weiße, Lpz. 1783). Beim Ausbruch des amerikan. Krieges zeigte er ſich als warmen Verfechter der Freiheit, und als Pitt an das Staatsruder kam, begrüßte er ihn mit einer Ode und ſah in ihm einen Geſandten des Himmels, um die Wunden des Staats zu heilen und die Parlamentseinrichtungen zu verbeſſern. Im ſpätern Alter aber, da ſich die erſten Schrecken der franz. Staatsumwälzung überall verbreiteten, ſchrieb er einen Widerruf an die Freiheit „Palinody to liberty". Er war ein Freund des berühmten Gray, deſſen Ge-

dichte und Briefe er nach dem Tode desselben nebst einer Lebensbeschreibung dieses Dichters herausgab. Geschätzt ist auch sein „Historischer und kritischer Versuch über die engl. Kirchenmusik". Seine Gedichte empfehlen sich durch Lebhaftigkeit und Eleganz, und seine moralischen Episteln gehören zu den bessern. Er starb am 4. Apr. 1797. Seine Werke erschienen in 4 Bänden zu London 1816.

Masora, d. h. Überlieferung, ist der Titel einer Sammlung kritischer, grammatischer und exegetischer Bemerkungen jüd. Gelehrten des 3. und der folg. Jahrh. nach Chr. über die Bücher des A. T. Nachdem sich diese Bemerkungen lange Zeit hindurch mündlich fortgepflanzt hatten, wurden sie zu Anfang des 6. Jahrh. zu Tiberias, wo sich eine berühmte jüd. Schule befand, in diese Sammlung vereinigt und später von Zeit zu Zeit mit Zusätzen vermehrt. Man theilt sie in die große und die kleine Masora; erstere enthält die ganze Sammlung in eignen für sich bestehenden Büchern, die andere ist ein Auszug aus jenen Bemerkungen, welcher dem Rande der biblischen Handschriften beigeschrieben wurde. Sie ist für die Kritik des A. T. wichtig wegen der Verzeichnung der verschiedenen Lesarten und enthält zur Erklärung einzelner Stellen manche schätzbare Beiträge; leider verloren sich aber auch die Verfasser und Sammler derselben (**Masoreten**) in den mühsamsten und unnützesten Spielereien, zählten die Verse, die Worte, ja selbst die einzelnen Consonanten, suchten die mittelsten Worte und Buchstaben eines jeden Buchs auf, bemerkten die Verse, in welchen alle Consonanten des hebr. Alphabets vorkommen u. s. w. Da die Sammlung theils durch die nach und nach hinzugekommenen Zusätze, theils durch Schuld der Abschreiber in die größte Unordnung gerathen war, so brachte sie zu Anfang des 16. Jahrh. R. Jakob Ben Chajim für den venediger Buchdrucker Dan. Bomberg in Ordnung, der die „Biblia magna rabbinica" (4 Bde., Ven. 1517, 1524 und 1547—49, Fol.) herausgab, und später ergänzte Joh. Buxtorf der Ältere die Arbeit seines Vorgängers (Bas. 1618, Fol.).

Massa-Carrara, das Herzogthum, besteht aus dem Herzogthume **Massa**, am mittelländ. Meere zwischen Toscana, Genua und Lucca, und dem Fürstenthum **Carrara** im apenninischen Gebirge. Beide zusammen haben auf 4½ □M. 29,000 Einw., geben 200,000 Guld. Einkünfte und stehen unter einem Gouverneur. Sie gehörten ehemals der Familie Cibo-Malaspina. Herzog Hercules III. von Modena-Este wurde 1743 wegen seiner Gemahlin, Maria Theresia, Tochter und Erbin des Fürsten Alderam Cibo-Malaspina, nach dem Tode des Cardinals Cibo, des letzten männlichen Erben von Massa und Carrara, Herzog von Massa und Carrara, die nach dem Tode seiner Gemahlin, 1790, an die Tochter, Beatrix von Este, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Östreich, fielen. Im J. 1796 wurden diese Länder von den Franzosen besetzt, und erst 1814 erlangte Ferdinand's Witwe ihr mütterliches Erbland wieder, mit welchem der wiener Congreß die ehemaligen kais. Lehen in der Lunigiana vereinigte. Die Herzogin starb am 14. Nov. 1829, und ihr folgte ihr ältester Sohn, Franz IV., Herzog von Modena, aus dem Hause Östreich-Este. — Die Hauptstadt **Massa**, mit 10,000 Einw., hat bedeutende Seidenfabriken, und in der Nähe von **Carrara**, mit 8000 Einw. und einer Bildhauerakademie, sind die berühmten Marmorbrüche, aus welchen jährlich für ½ Mill. Francs behauene Blöcke ins Ausland gehen.

Massachusetts, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen Neuyork, Connecticut und Neuhampshire, wird von den Flüssen Merrimak, Charles und Connecticut bewässert und von Zweigen der Apalachen, den blauen Bergen, durchzogen, unter denen der Suddle im W. eine Höhe von 4000 F. erreicht. Die von Felsenriffen zerrissene Küste bildet viele Baien und Vorgebirge. Außer dem Eisen bilden Marmor, Talkstein, der wie Holz zersägt und zum Häuserbau verwendet wird, Seesalz, Mineralwässer, Hopfen, Hanf, Wolle

Leder, Taback u. s. w. die Hauptzweige der Naturproducte, während Papier, Seilerwaaren, Thran, Seife, Lichte, Leder- und Wollwaaren die vorzüglichsten Fabrikate ausmachen, die nebst dem Fischfang und Schiffbau einen bedeutenden Handel gewähren. Der Staat umfaßt 1750 □M. mit 610,000 Einw. und hat eine Universität zu Cambridge (Harvards-College), die älteste der Union, zwei Collegien, 60 Akademien und mehre gelehrte Gesellschaften. Die gesetzgebende Gewalt hat ein Senat von 40 Mitgliedern und das Haus der Abgeordneten, die ausübende ein Gouverneur und ein Untergouverneur, denen ein aus den Senatoren erwählter Rath von neun Mitgliedern zur Seite steht. Zum Nationalcongreß sendet M. zwei Senatoren und 13 Repräsentanten. Die Hauptstadt des Staats ist Boston (s. d.); andere vorzügliche Städte sind Salem mit 14,000, Newbury mit 8000, Gloucester mit 6400, Cambridge mit 6000 und Charlestown mit 8800 Einw.

Massagēten ist bei den Alten der Gesammtname der unbekannten nördl. asiat. Völker, welche auf der Ost- und Südseite des kasp. Meers bis an die Grenzen der pers. Monarchie, wo jetzt die Turkestaner und Karakalpaken wohnen, ihre Sitze hatten. Sie kommen in der scyth. und pers. Geschichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus. Ein besonderer Stamm derselben waren die Alanen.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse heißt das Träge oder Undurchdringliche an einem Körper; den Raum aber, welchen ein Körper einnimmt, nennt man seinen Rauminhalt (Volumen). Das Verhältniß der Masse zum Rauminhalte ist nicht bei allen Körpern gleich, weil die den Körper bildende Materie durch größere und kleinere Zwischenräume, die man Poren nennt, unterbrochen ist. Dem zufolge ist jeder Körper ein Aggregat von sehr vielen kleinen Theilchen, die sich nicht allenthalben, vielleicht auch gar nicht berühren, man mag sich diese Theilchen nach der atomistischen oder dynamistischen Ansicht vorstellen. Von der Menge dieser Theilchen hängt die Größe der Masse eines Körpers ab. Weil die Theilchen eines jeden Körpers gleich schwer sind, so ist das Gewicht eines Körpers desto größer, aus je mehr solcher Theilchen er besteht, d. h. je größer seine Masse ist. Das Gewicht eines Körpers ist schon das wahre Maß seiner Masse, die Materie besitzt aber auch die merkwürdige Eigenschaft der Schwere (Gravitation), und die anziehende Wirkung eines Körpers wird bei größerer Masse größer, bei kleinerer Masse kleiner, oder mit andern Worten, der Masse proportional sein. Dieses gibt ein Mittel an die Hand, auch bei den Körpern, welche man auf keine Wagschale bringen kann, z. B. bei der Sonne, den Planeten u. s. w., aus der Wirkung, die ihre Massen auf die ihnen zunächst befindlichen Körper äußern, ihre Massen selbst zu berechnen. So hat man z. B. gefunden, daß die Masse der Sonne über 300,000 mal größer als die der Erde, und über 800 mal größer als die Masse aller Planeten zusammengenommen ist. — In der Malerei nennt man Massen Licht und Schatten, welche an einem bestimmten Orte in Menge sich finden. — In Concurssachen versteht man unter Masse die gesammte Habe des Falliten, in welche sich die Gläubiger zu theilen haben.

Masséna (André), Herzog von Rivoli und Fürst von Eßlingen, Marschall von Frankreich, geb. 1758 in der Grafschaft Nizza, schwang sich vom gemeinen Soldaten zum Befehlshaber empor. Beim Ausbruche der franz. Revolution war er Unteroffizier unter den sardin. Truppen. Als aber das republikanische Heer der Franzosen den Mont-Cenis überstiegen hatte, trat er 1792 in franz. Dienste, that sich bald durch Muth und Einsicht hervor, ward Oberoffizier und stand schon 1793 an der Spitze einer Brigade. Ohne Meister bildete er sich hier in kleinen Gefechten durch den Krieg zum Feldherrn. Im Apr. 1794 zum Divi-

flonsgeneral ernannt, befehligte er den rechten Flügel der ital. Armee und war der unzertrennliche Waffengefährte Bonaparte's, der ihn seit dem glücklichen Kampfe gegen Beaulieu bei Roveredo, 1796, das Schooßkind des Sieges nannte. Die Friedensunterhandlungen zu beenden, ward er von Bonaparte nach Wien und 1797 nach Paris gesendet, um den Vertrag bestätigen zu lassen. Nebst Moreau war er, während Bonaparte in Ägypten focht, Frankreichs Hoffnung und bewies damals in der Schweiz seine Fähigkeit auch als Oberbefehlshaber. Zwar mußte er nach einer glücklichen Eröffnung des Kriegs, wegen Jourdan's Misgeschick an der Donau, bis zum Albis zurückweichen; doch hier in einer festen Stellung den günstigen Augenblick erwartend, kam er durch die Schlacht bei Zürich am 25. Sept. 1799 der Vereinigung Korsakoff's und Suwaroff's, der bereits den Gotthard überstiegen hatte, zuvor. Dieser Sieg entschied Rußlands Trennung von Östreich und rettete Frankreich. Als M. hierauf die helvetischen und rhätischen Alpen wiedererobert hatte, ward er nach Italien gesandt, wo die Östreicher siegend vordrangen. M. eilte mit den vorhandenen geringen Streitkräften Genua zu erhalten, und seine Vertheidigung dieser Stadt gehört zu den außerordentlichen. Erst als alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren, nahm M., 10 Tage vor der Schlacht von Marengo, eine ehrenvolle Capitulation an. Jetzt übergab ihm Bonaparte, der nach Paris zurückeilte, den Oberbefehl des Heers; doch bald darauf erfolgte der Friede. M. ward hierauf vom Seinedepartement in den gesetzgebenden Körper gewählt, und 1804 Reichsmarschall. Im J. 1805 erhielt er den Oberbefehl in Italien, verlor zwar die Schlacht bei Caldiero, behauptete sich aber gegen die Übermacht des Erzherzogs Karl und verfolgte ihn, als dieser durch das Unglück der deutschen Waffen bei Ulm zum Rückzug in das Innere Östreichs gezwungen war. Für Joseph nahm er das Königreich Neapel in Besitz und eroberte Gaeta. Nach der Schlacht bei Eylau, 1807, von Napoleon nach Polen berufen, bekam er den Oberbefehl über den rechten Flügel des franzöſ. Heers, und wurde nach dem Frieden zum Herzog von Rivoli ernannt und mit ansehnlichen Dotationen begabt. Bald darauf hatte er das Unglück, auf der Jagd durch ein Schrotkorn, welches Berthier abgeschossen hatte, das linke Auge zu verlieren. Als der Krieg mit Spanien sich entzündete, sollte er dorthin abgehen, erhielt aber statt dessen den Befehl auf dem rechten Donauufer. Er kämpfte in den Schlachten bei Eckmühl, Regensburg, Ebersberg und Eßlingen, wo seine Standhaftigkeit und Ausdauer das franz. Heer vom gänzlichen Untergange rettete. Die Schlacht bei Wagram machte er im Wagen mit, da er kurz vorher mit dem Pferde gestürzt war und sich bedeutend verletzt hatte. Nach dem Frieden zum Fürsten von Eßlingen ernannt, wurde er 1810 nach Spanien entsendet, um Portugal den Engländern zu entreißen, mußte sich aber nach einigen glücklichen Unternehmungen, da er Wellington, der sich vor ihm zurückzog, um in einer felsenfesten Stellung bei Torres Vedras Lissabon zu vertheidigen, durchaus zu keiner Schlacht in freiem Felde bewegen konnte, unverrichteter Sache zurückziehen. Im J. 1812 aus Spanien abberufen, erhielt er keinen Heerbefehl, sondern blieb in Lyon als Oberbefehlsbaber der achten Militairdivision. Bei Napoleon's Abdankung erklärte er sich für Ludwig XVIII., und als jener 1815 zurückkehrte, schwur M. erst nach des Kaisers Wiedereinsetzung zu seiner Fahne und wurde hierauf Pair. Nach der zweiten Restauration ward er Commandant der pariser Nationalgarde. Zum Kriegsgericht über den Marschall Ney berufen, erklärte er sich für incompetent, lebte seitdem zurückgezogen und starb am 4. Apr. 1817. Napoleon charakterisirt ihn als unermüdlich, verwegen, mit richtigem Überblick begabt und schnell entschlossen.

Massenbach (Christian von), preuß. Oberst und Generalquartiermeister, geb. 1768 zu Schmalkalden in Kurhessen, ward unter den Augen seiner Mutter auf dem Stammgute Massenbach bei Heilbronn im Königreich Würtemberg erzo-

gen und besuchte die Schule des Professors Jahn zu Ludwigsburg und die Militairakademie auf der Solitude zu Stuttgart. Im J. 1782 ward er als Offizier in der würtemberg. Garde angestellt und zugleich Lehrer bei der Akademie, kam aber bald in den preuß. Generalquartiermeisterstab. Durch einige mathematische Schriften und eine kriegswissenschaftliche Zeitschrift empfahl er sich dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II., der ihm den Unterricht seines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland, dann dem Kriege gegen Frankreich bis zum basler Frieden bei und focht bei mehren Gelegenheiten mit Auszeichnung. Einige Kriegspläne jedoch, die er entwarf, und manche Vorschläge zu Verbesserungen in der Einrichtung des Generalquartiermeisterstabes erweckten ihm, obschon sie nicht beachtet wurden, viele Gegner. Im J. 1805 sprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit diesem Staate; als aber der Krieg entschieden zu sein schien, rieth er zu einer schnellen Bewegung gegen den Rhein, um Östreich Luft zu machen. Die neue Richtung, die Preußens Politik nach der Schlacht von Austerlitz nahm, veranlaßte ihn, die militairische Besetzung von Hanover vorzuschlagen und einen Plan zu einem Angriffskriege gegen Rußland zu entwerfen. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 war M. Generalquartiermeister bei dem Hohenlohe'schen Corps, zu dessen Übergabe bei Prenzlau er auf eine Art beitrug, die ihn in eine Untersuchung verwickelte, welche durch die Ereignisse des Krieges unterbrochen wurde. Seitdem lebte er auf einem vom König von Preußen ihm geschenkten Landgute im Herzogthume Posen, später aber in Würtemberg, wo er eins der eifrigsten Mitglieder unter der ständischen Oppositionspartei war. Nach Preußens Unfällen schrieb er seit 1808 verschiedene Werke, unter welchen die „Rückerinnerungen an große Männer" (Amst. 1808); „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedr. Wilh. II. und Friedr. Wilh. III." (3 Bde., Amst. 1809—10) und „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit dem J. 1792" (2 Bde., Amst. 1809) die wichtigsten sind. Wenn auch das Streben M.'s, sich geltend zu machen und darzuthun, daß er den Untergang des preuß. Staats durch seine Rathschläge abzuwenden gesucht habe, in diesen Mittheilungen nur zu sichtbar ist, so sind sie doch wegen vieler Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse von Werth. M. hatte mehre Male um seine Entlassung aus dem preuß. Kriegsdienste angehalten, sie aber noch nicht erhalten, als er 1817 in Frankfurt a. M. auf Ansuchen des preuß. Hofs verhaftet, nach Küstrin gebracht und von Neuem in Untersuchung gezogen wurde. Man gab ihm Schuld, bereits früher, und neuerlich durch beabsichtigten Landesverrath, die Staatsgesetze verletzt zu haben, welche die Bekanntmachung von amtlichen Schriften für eine Übertretung der Dienstpflicht erklären, und ein Kriegsgericht, das zum Theil selbst aus seinen Freunden zusammengesetzt war, verurtheilte ihn im Sommer 1817 zu vierzehnjähriger Festungshaft. Er wurde 1820 von Küstrin nach Glatz gebracht, 1826 aber begnadigt und starb am 27. Nov. 1827 zu Bialokosz bei Pinne im preuß. Polen. Vergl. „Der Oberst M., eine biographische Skizze" (1817).

Massenstellung, der flachen Linienstellung entgegengesetzt, das Fechten in geschlossener Colonne, ward, regellos, zuerst von den republikanischen Heerhaufen im franz. Revolutionskriege angewendet, dann von den Östreichern angenommen und nach und nach fast allgemein üblich, sodaß die Infanterie nicht eher sich entwickelt, bis sie feuern soll. Nur die Engländer haben noch die alte Stellung in drei oder zwei Gliedern, selbst bei der Bayonnetattaque, beibehalten.

Massillon (Jean Bapt.), das vollendete Muster franz. Kanzelberedtsamkeit, geb. 1663 zu Hières in der Provence, trat in seinem 17. Jahre in die Congregation des Oratoriums, und gewann sich Aller Herzen, nur nicht die einiger seiner Ordensbrüder, welche ihm den Beifall, den er überall fand, beneide-

ten und seine Obern veranlaßten, ihn nichtiger Ursachen halber in eine ihrer Anstalten in der Diöces von Meaux zu schicken. Seine ersten Versuche in der Kanzelberedtsamkeit flößten indeß seinen Obern Achtung ein, und der Beifall, den seine Leichenrede auf den Erzbischof Henri de Villars fand, bewog den General seiner Congregation, Latour, ihn nach Paris zu berufen. Er mußte gehorchen und gegen seine eigentliche Neigung die Kanzel besteigen, auf der sein Genie sich bald in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entwickelte. Damals glänzten vor allen Rednern Bossuet und Bourdaloue; M. wurde ihr würdiger Nacheiferer, ohne Einen von Beiden nachzuahmen. M. sprach mit jener mächtig ergreifenden Einfalt, der nur gänzliche Gefühllosigkeit widersteht, und seine Declamation trug nicht wenig zu der Wirkung seiner Worte bei. Nachdem Ludwig XIV. 1704 zum zweiten Male sein Zuhörer gewesen, wünschte er ihn alle zwei Jahre zu hören. Seiner philosophischen und friedliebenden Gesinnungen wegen wurde M. gewählt, um den Cardinal Noailles mit den Jesuiten zu versöhnen; allein er misfiel beiden Parteien. Vom Herzog von Orleans, als Regenten, 1717 zum Bischof von Clermont ernannt, würde er dies Amt nicht haben annehmen können, wenn nicht ein Freund die damit verbundenen Kosten bezahlt hätte. Als er vor Ludwig XV., der erst neun Jahre alt war, predigen sollte, verfaßte er jene unter dem Titel „Petit-Carême (n. Aufl., Paris 1810, 4. und 1812, 12.) bekannten Reden, die ein Meisterwerk der Kanzelberedtsamkeit sind und in denen er manche für einen Fürsten hochwichtige Wahrheiten berührte. Im J. 1719 trat er in die Akademie, und durch den Cardinal Dubois erhielt er dann die Prälatur von Sevigny. Seine letzte Rede, die er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans. Seitdem verließ er seinen Kirchsprengel nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe und Verehrung gewannen. Er starb am 28. Sept. 1742. Seine Vorträge waren biblisch und evangelisch freimüthig, einfach und voll Würde. Indem er vorzüglich das Gefühl ansprach, erfüllte er die Seele mit jener lebendigen und heilsamen Rührung, wodurch die Liebe zur Tugend geweckt wird. Gehaltvolle Ideen, gewählte und harmonische Ausdrücke, lebhafte und natürliche Bilder, Deutlichkeit und Fülle des Styls charakterisiren seine Beredtsamkeit. Über alles Lob erhaben ist die Anmuth, Correctheit und Eleganz seiner Sprache, sodaß man ihn nicht mit Unrecht den Racine der franz. Kanzel genannt hat. Eine vollständige Ausgabe seiner „Sermons" besorgte sein Neffe (15 Bde., Par. 1745—49); unter den neuern ist die vom Abbé Guillon (16 Bde., Par. 1828, 12.) eine der besten. Einzelne Theile seiner Werke und „Oeuvres choisies" wurden sehr oft gedruckt. Unter den Lobreden auf M. ist die von d'Alembert die vorzüglichste. Die von Soulavie unter M.'s Namen herausgegebenen „Mémoires de la minorité de Louis XV" (Par. 1792) sind untergeschoben.

Massinger (Philipp), engl. Schauspieldichter, geb. 1585 zu Salisbury, studirte zu Oxford, verließ aber, noch ehe er seinen Cursus vollendet, die Universität, ging nach London und schrieb für das Theater oft in Verbindung mit andern Schauspieldichtern seiner Zeit, z. B. Decker, Fletcher, Middleton und Rowley. Nach Einigen starb er 1639, nach Andern erst 1669. Der Hauptvorzug seiner Stücke besteht in kunstreicher und anziehender Verbindung der Scenen und durchdachter Composition, die zu einer überraschenden und doch gehörig vorbereiteten Entwickelung führt. Seine Correctheit hatte nichts Studirtes oder Nüchternes; seine Phantasie war nicht reich, aber sie behandelte dramatische Stoffe mit Freiheit und Leichtigkeit. Man hat 17 Schauspiele von ihm, deren Stoff größtentheils aus Novellen oder aus der Geschichte geschöpft ist. Sein bestes Stück ist das Trauerspiel „The duke of Milan", voll lebendiger Handlung und Schilderung der Leidenschaften. Im Lustspiele war er weniger glücklich. Die schönste und beste Ausgabe seiner Werke besorgte Gifford (4 Bde., Lond. 1805).

Maſt nennt man einen Baum von angemeſſener Länge und Stärke, um mittels der an denſelben befeſtigten Segel ein Schiff durch die Kraft des Windes forttreiben zu laſſen. Weil die Länge der Maſten auf den Seeſchiffen ſelbſt über 100 F. ſteigt, beſtehen dieſelben hier aus drei Stücken, deren unteres der Maſt heißt, auf deſſen Spitze die Stänge, auf dieſer aber die Brahmſtänge befeſtigt iſt. Die See-, auch einige der größern Flußſchiffe führen zwei bis drei Maſten, deren mittlerer der höchſte iſt und der große Maſt heißt. Er hat $2^1/_2$ mal die größte Breite des Schiffes zur Länge. Vor ihm ſteht der vordere oder Fockmaſt (mât de misaine), um $^1/_9$ kürzer; hinter dem großen aber der Beſahnmaſt (mât d'artimon), der nur $^3/_4$ von der Länge des erſtern hat. So werden daher auch die große Stänge, die Vorſtänge und die Kreuzſtänge, ferner die große Brahmſtänge, die Vorbrahmſtänge und die Kreuzbrahmſtänge unterſchieden. Wie der Länge nach, ſo beſtehen die untern Maſten auch nach der Stärke aus mehren, aneinander verzahnten Hölzern; das mittlere heißt die Zunge, an das die übrigen Wangen genau angelegt und durch umgelegte eiſerne Bänder feſtgehalten werden. Die Stängen hingegen ſind nur aus einzelnen Bäumen verfertigt. Auf dem Gipfel des Maſtes (dem Topp) befindet ſich ein ſtarker Block von Eichenholz (das Eſelshoofd), durch deſſen rundes Loch das untere Ende der Stänge geſchoben wird. Die Maſten ſtehen mit ihrem Fuße zwiſchen einigen im Viereck liegenden ſtarken Balken (dem Spuhr) und werden in den für ſie beſtimmten Löchern der Verdecke (den Fiſchen) feſtgekeilt. Neben den zwei oder drei Maſten haben die Seeſchiffe am Vordertheil noch einen ſchräge herausliegenden Baum, den Bugſpriet, mit einer vorn angeſetzten ſchwächern Verlängerung, dem Klüverbaum; beide zuſammen betragen in ihrer Länge $1^2/_5$ der größten Breite des Schiffes. An dieſen Bugſpriet ſind die Stagſegel und das Klüverſegel befeſtigt.

Maſtdarm wird der untere Theil des Dickdarms genannt, der vor dem letzten Lendenwirbel, dem Kreuz- und Steißbeine, faſt in der Mittellinie des Körpers, doch etwas mehr nach links gelegen iſt, in der Richtung von oben nach unten verläuft und ſich nach außen in den After öffnet. Er beſteht, wie der ganze Darmkanal, aus drei übereinander liegenden Häuten, wird an ſeiner vordern obern Partie von dem Bauchfelle bedeckt und entſpricht in ſeinen untern von dem Bauchfelle nicht bedeckten Theile bei dem Manne der hintern Oberfläche der Blaſe, der Saamenbläschen und der Vorſteherdrüſe, während er bei dem weiblichen Geſchlecht hinter der Gebärmutter und der Mutterſcheide liegt, mit welcher letztern er innig verwachſen iſt. Der Maſtdarm iſt in ſeinen Wandungen vergleichsweiſe ſehr dick und zeigt an ſeiner äußern Oberfläche, beſonders in ſeinem obern Theile, eine Menge verticaler, paralleler Streifen, die nichts Anderes ſind als Muskelfaſern, gegen ſeinen Ausgang hin aber eine große Anzahl kreisförmiger Muskeln, die den ſogenannten Schließmuskel oder Sphinkter des Maſtdarms bilden, der den After verſchließt, aber alsbald erſchlafft, wenn ein anderer eigenthümlicher Muskel des Maſtdarmes, der ſogenannte Aufhebemuskel deſſelben, zur Austreibung des Kothes thätig wird. An ſeiner innern Fläche, beſonders nach unten, hat der Maſtdarm viele parallele Längenfalten, die durch die Schleimhaut und das darunter gelegene Zellgewebe gebildet werden. Unmittelbar unter der Schleimhaut befinden ſich zahlreiche Blutgefäße, welche daſelbſt eine Art Geflecht bilden, wegen der Dünnheit der Membran durchſchimmern, und oftmals bis zum Strotzen angefüllt ſich erweitern, wie dies der Fall iſt bei den Hämorrhoidalgeſchwülſten. Überhaupt erhält der Maſtdarm eine Menge Blutgefäße, Schlagadern und Venen, und Nerven von dem Kreuzbein- und ſympathiſchen Nerven. Seine Verrichtungen beſtehen darin, daß er die zur Ernährung des Körpers untauglichen Theile der genoſſenen feſtern Nahrungsmittel, die gemeinſchaftlich mit den im Verlaufe des Darmkanals ergoſſenen Abſonderungsſäften den ſogenannten Darmkoth ausmachen, aufnimmt, längere oder kürzere Zeit zurückhält und dann durch ſeine Thätigkeit

aus dem Körper schafft. Der Mastdarm kann der Sitz vieler Krankheiten werden, von denen die am häufigsten vorkommende die Hämorrhoidalkrankheit ist; er kann mit Geschwüren behaftet sein, die dann zu den sogenannten Mastdarmfisteln Veranlassung geben; in seinen Häuten entarten, krebsig werden und polypöse Auswüchse hervorwuchern lassen; ferner so erschlaffen, daß er durch die Afteröffnung hervortritt und einen sogenannten Mastdarmvorfall bildet; endlich in Folge eines ursprünglichen Bildungsstoffes ganz fehlen, oder mehr oder weniger verwachsen und verschlossen sein, wie dies manchmal bei Neugeborenen beobachtet wird, die dann, wenn chirurgische Hülfe nicht anwendbar ist, gewöhnlich bald sterben.

Mastix, das Harz des immergrünen Mastixbaums (Pistacia Lentiscus), der in warmen Ländern wild wächst, besteht aus kleinen Körnern von verschiedener Größe, die trocken, zerbrechlich, halbdurchsichtig und citronengelb sind. Es schwitzt aus dem Stamm und den größern Ästen des Baumes entweder von selbst, oder durch gemachte Einschnitte. Der beste Mastix kommt aus Scios, wo man sonst jährlich gegen 50,000 Ctr. gewann. Je weißer und durchsichtiger der Mastix ist, für desto besser wird er gehalten. Er wird in einigen Arzneimitteln, vorzüglich aber als Räucherpulver und als Zusatz zu vielen Firnissen und Lacken, besonders durchscheinenden, die man zu Überzügen von Gemälden, Kupferstichen u. s. w. anwendet, gebraucht. Der unter dem Namen Mastix bekannte Kitt ist eine Vermischung ganz anderer Materialien.

Mastricht, auch Maastricht (Trajectum ad Mosam), die Hauptstadt der Provinz Limburg mit 20,000 Einw., liegt an der Maas, welche hier die Jaar aufnimmt und sich in zwei Arme trennt, wovon der auf der rechten Seite der Maas Wyk heißt. Beide hängen durch eine schöne, 500 F. lange steinerne Brücke zusammen. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut, hat ansehnliche Plätze, darunter den großen Marktplatz mit dem sehr schönen Rathhause, wo eine öffentliche Bibliothek ist, und den mit Bäumen umgebenen Paradeplatz, neun katholische und reformirte Kirchen, 21 aufgehobene Klosterkirchen und ein Lyceum. Die Stadt ist eine der stärksten Festungen in den Niederlanden und der Schlüssel zu diesem Königreiche von der Maas her. Auch hat sie auf dem St.-Petersberge, auf der Westseite der Maas, eine Citadelle, und durch Schleusen kann das flache Land zwischen der Stadt und dem St.-Petersberge unter Wasser gesetzt werden. Die Einwohner unterhalten Branntweinbrennereien, Tuch-, Gewehr-, Seife-, Leder- und Flanellfabriken, und treiben Krapp-, Tabacks- und Cichorienbau. In dem St.-Petersberge ist ein höchst merkwürdiger trefflicher Steinbruch, welcher nach der Maas zu einen Eingang hat, auch für Wagen, um die Steine an das Ufer des Flusses zu schaffen. Dieser Steinbruch mit einem Umfange von 12 Stunden hat lange horizontale Gänge, welche durch viereckige Pfeiler unterstützt werden, und hin und wieder Luft- und Lichtlöcher, auch kleine Wasserbehälter. In Kriegszeiten dient er den Einwohnern zu einem sichern Zufluchtsort, und es sollen an 40,000 Menschen Platz haben. Wegen der vielen sich durchkreuzenden Wege, die auf 20,000 angegeben werden, ist es gefährlich, ohne erfahrenen Wegweiser sich in dieses Labyrinth zu wagen, worin man noch Skelete von Urkrokodilen vorfand. M. stand früher unter gemeinschaftlicher Regierung der Vereinigten Niederlande und des Bischofs zu Lüttich. Zufolge des londoner Conferenzbeschlusses vom 15. Nov. 1831 soll es nebst einem Gebietsrayon von 12,000 Toisen und einem Theile von Limburg bei dem Königreiche der Niederlande verbleiben.

Masur, eigentlich Mazur oder Mazurek, ein poln. Nationaltanz, zu welchem auch häufig gesungen wird, im Dreiachteltakt, erhält seine lebhafte Bewegung besonders dadurch, daß immer auf dem dritten Achtel des Takts der Nachdruck liegt. Den Namen hat er von den Mazuren, den Einwohnern des

ehemaligen Herzogthums Mazovien, bei denen dieser Tanz wahrscheinlich ursprünglich einheimisch war.

Maß, Gewicht und Münzen. Um das Verhältniß mehrer gleichartigen Größen zueinander zu bestimmen, muß man sich einer dritten Größe als Einheit bedienen, von welcher man untersucht, wie oft sie in jeder der zu vergleichenden Größen enthalten ist. Diese Einheit nennt man das Maß, und jene Vergleichung selbst, Messen. Es ist an sich klar, daß das Maß, oder daß jene Einheit, der man sich beim Messen bedient, mit den zu messenden Größen gleichartig sein müsse. Es muß daher beim Messen linearer Größen auch eine Linie, bei Messung von Flächen eine Fläche, bei Messung von Körpern ein Körper, bei Vergleichung von Gewichten ein Gewicht u. s. w. als Maß, als Einheit angenommen werden. Auch die Münzen gehören unter die Gattung der Maße, da sie in der That nichts Anderes als Meßeinheiten sind, deren wir uns zur Vergleichung des Werthes der Gegenstände bedienen. Die absolute Größe jeder Maßeinheit ist, wie von selbst erhellt, etwas Willkürliches, allein sie muß der Beschaffenheit des Gegenstandes angemessen sein und Bequemlichkeit beim Gebrauche gewähren. Überdies muß auch noch jedes Maß, der Bequemlichkeit wegen, bei der Vergleichung Unterabtheilungen haben. Die Willkür in der Wahl der Maßeinheiten ist Ursache, daß die Maße in allen Ländern verschieden sind, was eine große Störung in dem Gange der Geschäfte verursacht. Um aber wenigstens innerhalb der Grenzen eines und desselben Staates eine gewisse Ordnung und Einheit zu erhalten, sind die Maße in jedem Staate gesetzlich bestimmt, aber in jedem Staate andere. Bei dieser Verschiedenheit der Maße bleibt nichts Anderes übrig, als die Maße der verschiedenen Länder untereinander zu vergleichen; wovon wir in dem Folgenden einen gedrängten Abriß liefern.

1) Längenmaß. Die absolute Größe desselben ist willkürlich angenommen, und in allen Ländern verschieden, was um so weniger nöthig wäre, als die unveränderliche Länge des einfachen Secundenpendels (s. Pendel) ein unveränderliches, jederzeit genau zu bestimmendes Urmaß durch die Natur darbieten würde. In Deutschland sind die gewöhnlichsten Längenmaße: für größere Entfernungen die Meile, für geringere Längen die Ruthe, Klafter, Fuß, Zoll u. s. w. Im Folgenden sind die gebräuchlichsten Längenmaße durchaus in wiener Fuß angegeben, woraus die Verhältnisse derselben zueinander von selbst einleuchten. Baden. In Karlsruhe wird der neue Fuß in 10 Zolle = 100 Linien eingetheilt, und die Elle ist = 2 Fuß; 100 solche Fuß sind = 95 wiener Fuß, und eine bad. Meile ist = 28,120 wiener F. In Manheim machen 100 F. nur 92 w. F., und 100 manh. Ellen sind = 177 w. F. In Baiern wird der Fuß in 12 Zolle oder 144 Linien oder 1728 Punkte getheilt. 100 münchner Fuß sind = 92, 100 augsburger Fuß = 94, und 100 nürnberger Fuß = 96 w. F. Ebenso sind 100 münchner Ellen = 264, 100 augsburger Ellen (Leinwand) = 187, und 100 nürnberger Ellen = 208 w. Fuß. Die bair. Meile ist = 23,492 w. F. In Braunschweig wird die Elle zu 2, die Ruthe zu 16 Fuß gerechnet, und der Fuß in 12 Zolle oder 144 Linien getheilt, 100 braunschw. Fuß machen 90 w. F. und die braunschw. Meile ist = 34,184 w. F. England. Hier rechnet man gewöhnlich nach Yard. Der Yard imperial ist = 3 Foots, und ein Foot = 12 Inches, und 100 Foots machen 90 w. F. 220 Yard machen einen Furlong, und die Meile ist = 8 Furlong = 5092 w. F. Die Seemeile hingegen ist = 5859 w. F. Zu Frankfurt a. M. rechnet man nach Fuß oder nach Ruthen = 12½ Fuß. 100 frankf. Fuß sind = 90 w. F. und 100 frankf. Ellen sind = 173 w. F. Frankreich. Das Grundmaß in Frankreich ist der Mètre, den man dem 10millionsten Theile des Quadranten eines Meridians der Erde gleich gemacht hat. Eine Größe von 10 Mètres wird Décamètre, von 100 M. Hectomètre, von 1000 M. Kilomètre genannt, wogegen der 10.

Theil des Mètre Decimètre, der 100. Theil Centimètre und der 1000. Theil eines Mètre, Millimètre heißt. 100 Mètre oder ein Hectomètre sind = 316$^{3}/_{10}$ w. F. Früher wurde auch nach Toisen gerechnet; die Toise hatte 6 Fuß, und der Fuß wurde in 12 Zoll oder 144 Linien getheilt. 100 alte par. Fuß sind = 103 w. F. und 100 par. Ellen machen 378 w. F. Die Postmeile wird in Frankreich zu 12,332, und die Lieue zu 15,622 w. F. gerechnet. In Hamburg rechnet man gewöhnlich nach rheinl. Fuß, deren 100 99 w. F. machen. Dieser Fuß wird in 12 Zoll oder 120 Linien eingetheilt. Die hamburger Elle wird zu 2, die Toise zu 6, und die Marschruthe zu 14 Fuß gerechnet. Das hanöversche Maß kommt jenem von Braunschweig sehr nahe. In Holland, namentlich in Amsterdam, wird der Fuß zu 3 Palmen oder 11 Zoll gerechnet, und 100 solche Fuß sind = 90 w. F. Der rheinl. F. wird dort so gerechnet, daß 100 rhein. F. = 99 w. F. sind, und die rhein. Ruthe nimmt man zu 12, die Klafter zu 6 F. an. Ferner machen 100 amsterd. Ellen 218, 100 flämische Ellen 225 w. F. Die holländ. Meile ist = 18,529 w. F. Im Kirchenstaate, namentlich in Rom, machen 100 röm. F. 94 und 100 Palmi der Architekten 71 w. F. aus; die Canna wird zu 8 Palmi gerechnet, und die röm. Meile ist = 4711 w. F. In Lübeck machen 100 Fuß (deren jeder = 12 Zoll = 144 Linien) 91 w. F. aus, und die Ruthe wird zu 16, die Elle zu 2 Fuß angenommen. Die Meile ist = 5865 w. F. In Östreich wird der Fuß auch in 12 Zoll oder 144 Linien oder 1728 Punkte eingetheilt, und 100 solche Fuß sind = 100 w. F. 6 Fuß machen eine Klafter, und 100 wiener Ellen sind = 247, 100 oberöstr. Ellen aber = 253 w. F. Die östr. Meile wird zu 24,000 w. F. gerechnet. Die östr. Seemeile ist = 5859 w. F. Was die östr. Provinzen betrifft, so machen 100 böhmische Fuß nur 94, 100 böhm. Ellen nur 188, 100 mährische Ellen 250 w. F., und die böhm. Meile ist 21,860 w. F. In Mailand machen 100 gewöhnliche Fuß 138 w. F., 100 F. der Architekten 125 w. F. aus. In allen Geschäften aber mit der Regierung bedient man sich des neuen metrischen Maßes, welches mit jenem von Frankreich völlig übereinstimmt. In Venedig sind 100 Palmi = 110 w. F., 100 Bracci (Seidenstoff) = 202, 100 Bracci (Wollenst.) = 217 w. F. Die ital. Meile ist = 5803 w. F. In Ungarn machen 100 presburger Ellen 177 Fuß, und die ungar. Meile ist = 26,435 w. F. Die übrigen Maße wie in Wien. In Portugal machen 100 Fuß der Architekten 107, und 100 Palmos (jede zu 8 Zoll oder 96 Linien) 69 w. F. aus. Die Braça wird zu 10, die Vara zu 5, und die Covado (Elle) zu 3 Palmos gerechnet. Die portug. Lieue (deren 18 auf einen Grad) ist = 19,550, die Seemeile 5859 w. F. In Preußen wurde 1816 ein neues Maßsystem eingeführt; nach diesem machen 100 rheinische Fuß, jeder zu 12 Zoll oder 144 Linien gerechnet, 99 w. F. aus. Der geometrische Fuß wird zu 14$^{4}/_{10}$ Zoll, die Ruthe zu 2 Klaftern, die Klftr. zu 6 Fuß gerechnet. Bei Feldmessungen aber wird die Ruthe zu 10 Fuß = 100 Zoll = 1000 Linien = 10,000 Scrupeln gerechnet. 100 berliner Ellen sind = 211, und die preuß. Meile ist = 23,828 w. F. In Rußland sind 100 Fuß, jeder zu 12 Werschock oder 24 Paletz = 96, 100 Arschin = 225 w. F. Die Saschen ist = 3 Arschin, und eine Werst = 500 Saschen = 3376 w. F. Die lithauische Meile ist = 28,327 w. F. Sachsen. In Dresden sowie in Leipzig wird die Ruthe zu 15$^{1}/_{6}$, bei Feldmessungen zu 10 Fuß oder 100 Zoll = 1000 Punkte, die Elle zu 2 Fuß angenommen. 100 dresd. F. (der Fuß zu 12 Zoll oder 144 Linien) machen 89$^{6}/_{10}$, und 100 leipz. Fuß 89$^{4}/_{10}$, hingegen 100 leipz. Baufuß 89$^{6}/_{10}$ w. F. aus. 100 brabanter Ellen sind = 217 w. F. Die sächs. Meile ist = 28,675 w. F. In Schweden rechnet man den gewöhnlichen Fuß zu 12 Zoll oder 144 Linien, bei Feldmessungen aber zu 10 Zoll oder 100 Linien, und 100 Fuß sind = 94 w. F. Die Elle wird zu 2, die Famm zu 6, die Ruthe zu 16 Fuß gerechnet, und die Meile ist = 33,818, die norweg. M. sogar 35,244 w. F. In Spa-

nien wird der Estado zu 6, der Passo zu 5, die Vara zu 2 Fuß gerechnet. Der Fuß selbst wird in 12 Zoll oder 192 Linien getheilt, und 100 span. F. sind = 89 w. F. Die Meile ist = 17,737, die königliche M. = 22,355 w. F. In Würtemberg rechnet man den Fuß zu 10 Zoll, zu 100 Linien. 100 Fuß sind = 91, und 100 Ellen = 194 w. F. Die Ruthe wird zu 10, die Klafter zu 6 Fuß gerechnet. Die Meile, deren 15 auf einen Grad, ist = 23,434 w. F.

2) Flächenmaß. Das Grundmaß zur Vergleichung der Flächen bildet das über der Linieneinheit, über dem Längenmaße beschriebene Quadrat. Nach Verschiedenheit des Längenmaßes ist demnach auch das Flächenmaß verschieden und heißt Quadratmeile (□M.), Quadratruthe, Quadratklafter, Quadratfuß u. s. w., je nachdem man die Meile, die Ruthe, die Klafter, den Fuß u. s. w. als Maßeinheit nimmt. Für größere Flächen, vorzüglich in Rücksicht auf den Feldbau, hat man eigne Benennungen, als Morgen, Juchart, Joch u. dgl. Auch hier drücken wir wieder die vorzüglichsten Flächenmaße der Staaten Europas in wiener Quadratklaftern aus. Baden. In Baden rechnet man nach Morgen, zu 4 Viertel oder 40,000 □Fuß, und der Morgen ist = 1000 8/10 w. □Klftr. Baiern. In München rechnet man nach Juchart, zu 4000 □Klftr. oder 40,000 □F. = 947 1/10 w. □Klftr. In Nürnberg bedient man sich des Morgens. Der Morgen Acker hält 200 □Klftr. und ist = 1314 w. □Klftr. Der Morgen Wiesen hält 160 □Klftr. und ist = 591 w. □Klftr. Auch in Braunschweig rechnet man nach Morgen zu 120 □Ruthen oder 3072 □F. = 695 3/5 w. □Klftr. In England hat der Rood Acker 1210 □Yard und ist = 281 3/10 w. □ Klftr. Der Acre = 4840 □Yard = 4 Rood ist = 1125 1/10 w. □Klftr. In Frankfurt a. M. hält der Morgen Acker 160 □Ruthen und ist = 563 w. □Klftr. Die Hufe aber hat 30 Morgen. Der Morgen Waldung zu 4019 □F. ist = 905 1/5 w. □Klftr. Frankreich. Das Grundmaß ist die Are = 100 □Mètres, der zehnte Theil davon wird Centiare und eine 100 mal größere Fläche, also eine Fläche von 10,000 □Mètres, Hectare genannt. Die Hectare ist = 2780 1/10 w. □Klftr. In früherer Zeit wurde nach Arpents gerechnet, wo der par. Arpent = 950 1/2 w. □Klftr. glich. In Hamburg wird nach Morgen = 600 □Marschruthen = 2683 w. □Klftr. und nach Scheffel Acker = 200 □Geeſtruthen (jede solche Ruthe hat 16 F.) = 1168 1/5 w. □Klftr. gerechnet. In Hanover hat der Morgen 120 □Ruthen und ist = 2 Vierling = 1 1/3 Drohn = 7281 w. □Klftr. In Holland hat der amsterdamer Morgen 600 □Ruthen und ist = 2258 1/2 w. □Klftr. Der rheinische Morgen hat 600 rh. □Ruthen und ist = 2366 1/10 w. □Klftr. Im Kirchenstaate bedient man sich in Rom der Pezze = 733 w. □Klftr., in Bologna der Tornatura = 543 w. □Klftr. In Lübeck rechnet man nach Scheffeln zu 60 □Ruthen = 353 9/10 und zu Scheffeln von 80 □Ruthen = 472 w. □Klftr. In Östreich bedient man sich der □Klafter, wol auch des Jochs oder Jucharts, welches 2 Metzen Aussaat enthält und = 1600 w. □Klftr. ist. Im lombard.-venetian. Königreiche ist die Pertica quadrata = 667 1/5 w. □Klftr. zu Mailand, der Passo quadrato = 834/1000 w. □Klftr. zu Venedig gebräuchlich. In Portugal ist die Geira = 4840 □Varas = 1607 4/10 w. □Klftr. In Preußen wurde früher der Morgen zu 400 □Ruthen = 1536 1/5 w. □Klftr. genommen; seit 1816 bedient man sich des Morgens von 180 □Ruthen = 709 7/10 w. □Klftr. und nennt eine Fläche von 30 Morgen Hufe. In Rußland ist die Deciatine (Dessätine) = 2400 □Saschen = 1600 □Arschin = 3039 w. □Klftr. In Sachsen ist die □Ruthe = 230 1/36 □F. und der Morgen = 300 □Ruthen = 1535 3/10 w. □Klftr. In Schweden nennt man die Maßeinheit für Flächen Tunnaland, und es ist = 218 3/4 □Ruthen = 1372 1/5 w. □Klftr. In Spanien ist die Fanegada Acker = 500 □Estadales (ein Estadal = 11 F.) = 1344 w. □Klftr., die Arançada Weingebirg

= 400 □Estadales = 1075 w. □Klftr. Im Königreich Würtemberg rechnet man nach Viertel zu 96 □Ruthen = 219 1/10 w. □Klftr., auch nach Morgen zu 4 Viertel = 876 3/10 w. □Klftr. und nach Juchart zu 1 1/2 Morgen.

3) Körper- und Hohlmaß. Dem Körpermaße liegt ebenfalls das Längenmaß zu Grunde, und als Einheit nimmt man beim Körpermaße den über der Längeneinheit errichteten Würfel (cubus) an, weshalb man es auch oft Cubikmaß nennt und durch Cubikklafter, Cubikfuß, Cubikzoll u. s. w. ausdrückt. Für unzusammenhängende Gegenstände, z. B. für Obst, für Körnerfrüchte u. s. w., bedient man sich des sogenannten Hohlmaßes, für Flüssigkeiten des Flüssigkeitmaßes, welches wol auch nur ein Hohlmaß ist und dessen Grundlage immer das Cubikmaß bleibt. Bei Vergleichung der gangbarsten Hohlmaße werden wir jene für trockene Gegenstände in wiener Achtel, für Flüssigkeiten aber in wiener Maß ausdrücken. Baden. Malter für Getreide = 4 Viernsel = 8 Simri = 16 Vierling = 128 Mäßchen = 14 1/2 w. Achtel. Für Flüssigkeiten dient der Ohm, und zwar ist der große Ohm = 20 Viertel = 80 Maß = 320 Schoppen = 113 w. Maß. Der kleine Ohm wird nur zu 12 Viertel gerechnet. Baiern für trockene Gegenstände der Scheffel = 6 Metzen = 12 Viertel = 48 Mäßel = 28 9/10 w. Achtel; für Flüssigkeiten der Eimer (Wein) = 64 Maß = 256 Seidel = 48 4/10 w. Maß. In Augsburg hat das Schaff Getreide zu 8 Metzen oder 32 Vierling nur 26 7/10 w. Achtel; der Eimer ist = 64 Visir oder 72 Schenkmaß; der Fuder = 16 Muids = 768 Maß, und 100 Visirmaß sind = 83 w. Maß. Braunschweig. Bei trockenen Gegenständen rechnet man nach Wispel = 4 Scheffel = 40 Himten = 162 2/10 w. Achtel; bei Flüssigkeiten nach Ohm = 4 Anker = 40 Stübchen = 80 Maß = 160 Quartier = 106 w. Maß. Der Fuder wird zu 4 Orhoft = 6 Aam = 240 Stübchen, die Tonne Bier zu 27 Stübchen = 108 Quartier angenommen. England. Hier ist der Gallon imperial die Einheit der Hohlmaße für trockene sowie für flüssige Gegenstände. 100 Gallon machen 59 1/10 w. Achtel oder 321 w. Maß. Der Gallon selbst wird in 4 Quart oder 8 Pint eingetheilt; 2 Gallons nennt man Pek, 8 Gallons Bushel und 3 Bushel Sack; 8 Bushel Quarter und 12 Sack Chaldron. Frankfurt a. M. Für trockene Gegenstände Achtel oder Malter = 4 Simmer = 8 Metzen = 16 Sechter = 14 9/10 w. Achtel. Ohm für Flüssigkeiten = 20 Viertel = 80 Maß = 320 Schoppen = 101 7/10 w. Maß. Frankreich. Für trockene, sowie für flüssige Gegenstände ist die Maßeinheit der Litre = 1 Cubikdecimètre, Decilitre = 1/10 Litre, Décalitre = 10, Hectolitre = 100 Kilolitre = 1000 Litre. Der Hectolitre ist = 13 w. Achtel oder 70 7/10 w. Maß. Als Körpermaß bei größern Körpern dient der Stère = 1 Cubikmètre. Hamburg. Scheffel Korn zu 2 Faß = 4 Himten = 16 Spint = 13 7/10, Scheffel Hafer oder Gerste zu 3 Faß = 6 Himten = 20 1/2 w. Achtel; der Wispel wird zu 3 Scheffel und die Last Weizen zu 3 Wispel gerechnet. Flüssigkeiten rechnet man nach Ahm zu 4 Anker = 5 Eimer = 20 Viertel = 40 Stübchen = 160 Quarters = 102 w. Maß. Hanover. Für trockene Gegenstände der Wispel = 8 Malter = 48 Himten = 144 Metzen = 194 6/10 w. Achtel. Für Flüssigkeiten der Ahm = 4 Anker = 40 Stübchen = 80 Kannen = 160 Quarter = 110 9/10 w. Maß. Das Faß Bier wird zu 104 Kannen gerechnet. Holland. Scheppel für trockene Gegenstände. 100 Scheppel sind = 362 w. Achtel; die Last nimmt man = 27 Mudde = 36 Sack = 108 Scheppel. Aam (Wein) = 4 Anker = 8 Steckan = 64 Stoop = 128 Mengel = 256 Pinten = 512 Mutjes = 109 7/10 w. Maß. Ein Steckan Bier wird zu 16 Mengel oder 32 Pinten genommen. Kirchenstaat. Rubbio für trockene Gegenstände = 4 Quarte = 16 Scorzi = 32 Quartucci = 38 3/10 w. Achtel. Baril (Wein) = 32 Boccali = 128 Fogliette = 41 1/5 w. Maß; Botte = 16 Baril. Lübeck. Scheffel Korn = 4 Fässer = 4 6/10 w. Achtel; Scheffel Hafer = 5 1/10 w. Achtel;

die Last = 8 Dromts = 24 Tonnen = 96 Scheffel. Für Flüssigkeiten Ahm = 20 Viertel = 40 Stübchen = 80 Kannen = 160 Quartier = 105$^{9}/_{10}$ w Maß; der Anker wird zu 5 Viertel = 20 Kannen gerechnet. Östreich. Für trockene Gegenstände der Metzen = 4 Viertel = 8 Achtel; Muth = 30 Metzen. Für Flüssigkeiten der Eimer zu 40 Maß zu 160 Seidel = 320 Pfiff. Der Eimer Bier = 42$^{1}/_{2}$ Maß. In Böhmen wird der Eimer Bier zu 40 Maß = 32 Pinten = 160 Seidel = 45$^{3}/_{10}$ w. Maß gerechnet. Im lombard.-venetian. Königreiche wird der Moggio (für trockene Gegenstände) in 8 Staja = 32 Quartari = 128 Metà = 512 Quartini getheilt und ist = 19 w. Achtel. Brenta (für Flüssigkeiten) zu 3 Staja = 6 Mine = 12 Quartari = 48 Pinte = 96 Boccali genommen und ist = 53$^{4}/_{10}$ w. Maß. Portugal. Für trockene Gegenstände Fanga = 4 Alquieres = 16 Quartos = 7 w. Achtel; Moyo = 15 Fangas. Für Flüssigkeiten Almude = 12 Canadas = 48 Quartilhos = 11$^{7}/_{10}$ w. Maß; Tonelada = 2 Pipes = 52 Almudes. Preußen. Wispel (für trockene Gegenstände) = 2 Malter = 24 Scheffel = 171 w. Achtel. Der Scheffel ist = 4 Viertel = 16 Metzen. Für Flüssigkeiten dient der Ohm = 2 Eimer = 4 Anker = 128 Quart = 105$^{9}/_{10}$ w. Maß. Nach dem neuen Maßsysteme seit 1816 ist der Eimer (Wein) = 2 Anker = 60 Viertel = 48$^{1}/_{2}$ w. Maß, und das Faß Bier = 2 Tonnen = 100 Quart = 161$^{8}/_{10}$ w. Maß. Rußland. Der Tschetwert = 2 Osmine = 4 Payak = 8 Tschetwertik = 32 Tschetwertka = 64 Garnietz = 27$^{3}/_{10}$ w. Achtel dient für trockene Gegenstände, und das Vedro = 100 Tscharkey = 8$^{7}/_{10}$ w. Maß für Flüssigkeiten. Sachsen. In Sachsen bedient man sich für trockene Gegenstände des Scheffels = 4 Viertel = 16 Metzen 13$^{1}/_{2}$ w. Achtel, für größere Mengen des Wispels zu 2 Malter oder 24 Scheffel; für Flüssigkeiten des Eimers, der in Dresden = 72 Kannen = 47$^{7}/_{10}$, in Leipzig = 54 Visirkannen = 63 Schenkkannen = 53$^{6}/_{10}$ w. Maß ist. In Schweden hat man für trockene Gegenstände die Tunna = 2 Spann = 8 Fjerdingar = 32 Koppar = 56 Kann = 19 w. Achtel; für Flüssigkeiten die Tunna = 48 Kann = 88$^{7}/_{10}$ w. Maß. Spanien. Die Fanega für trockene Gegenstände = 12 Celemine = 48 Cuartillos = 7$^{3}/_{10}$ w. Achtel; für Flüssigkeiten die Arroba (Wein) = 8 Azumbres = 32 Cuartillos = 25 Pfund = 11$^{4}/_{10}$ w. Maß; die Arroba (Öl) = 4 Cuartillos = 8$^{9}/_{10}$ w. Maß. Würtemberg. Der Scheffel für trockene Gegenstände = 8 Simri = 32 Vierling = 23 w. Achtel; für Flüssigkeiten der Eimer zu 16 Imri, zu 160 Maß oder 640 Schoppen oder Quart. Die Trubeichmaß ist = 1$^{4}/_{109}$ Helleichmaß, und die Helleichmaß = 1$^{1}/_{10}$ Schenkmaß. 100 Helleichmaß sind = 130 w. Maß.

4) Gewichte. Die Einheit des Gewichts ist beinahe in ganz Deutschland für kleinere Lasten das Pfund mit seinen Unterabtheilungen in 32 Loth und 256 Quentchen; für größere Lasten der Stein, der Centner (zu 100 Pfd.) u. s. w. Bei Abwägung von Gold und Silber bedient man sich der Mark, bei Juwelen des Karats. Auch hier geben wir die Gewichte einiger Staaten Europas, in wiener Pfunden ausgedrückt. Baden. Das Pfund = 10 Zehnlinge = 100 Centaß = 1000 Pfenninge. 100 solche Pfd. sind = 89$^{3}/_{10}$ w. Pfd. Der Stein wird zu 10, der Centner zu 100 Pf. gerechnet. Baiern. Das neue Pfd. ist dem wiener Pfunde gleich. 100 alte münchner Pfd. sind = 100$^{1}/_{5}$ w. Pfd. 100 augsburger Handelspfund = 84$^{1}/_{2}$ und 100 nürnberger Pfd. sind = 91$^{1}/_{10}$ w. Pfd. Braunschweig. 100 braunschw. Pfd. sind = 83$^{4}/_{10}$ w. Pfd. Das Schiffpfund = 20 Liespfund = 280 Pfd. England. Seit 1824 ist das Pfund Troy = 12 Unzen = 240 Pennyweight = 5760 Gran = $^{666}/_{1000}$ w. Pfd. 100 Pfd. avoir du poids à 16 Unzen oder 256 Drachmen sind = 80$^{9}/_{10}$ w. Pfd. Frankfurt a. M. Das schwere Pfd. zu 2 Mark = 32 Loth = 128 Drachmen; das leichte Pfund hat dieselbe Eintheilung. 100 schwere Pfd. sind = 90$^{2}/_{10}$ und 100 leichte Pfd. sind gleich 83$^{6}/_{10}$ w Pf. Frankreich. Die Gewichts

einheit ist hier die Kilogramme (Gewicht eines Hectolitre Wasser) = 10 Hectogrammes = 100 Décagrammes = 1000 Grammes = 10,000 Décigrammes = $1^{79}/_{100}$ w. Pfd. Nach dem alten franz. Maße betrugen 100 Livres à 16 Unzen = 128 Gros = $87^1/_2$ w. Pfd. Hamburg. 100 Pfd. (mit Unterabtheilungen wie in Frankfurt a. M.) sind = $86^4/_{10}$ w. Pfd. Das Schiffpfund = 20 Liespfund = 280 Pfd., das Frachtschiffpfund = 320 Pfd. Hanover. 100 Pfund sind = $87^1/_2$ w. Pfd. Die Unterabtheilungen wie Frankfurt a. M. Holland wie Frankfurt a. M. 100 holl. Pfd. sind = $88^2/_{10}$ w. Pfd.; 100 Pfd. Troy à 16 Unzen = 320 Engel = 10,240 holl. Aß sind = $87^8/_{10}$ w. Pfd. Das Schiffpond = 20 Lyspond = 300 Pfd. 100 brabanter Pfd. = $83^9/_{10}$ w. Pfd. Kirchenstaat. Pfund zu 12 Unzen = 288 Denari, Decine = 10 Pfd. = 6 w. Pfd. Das lübecker Pfd. wird wie das in Frankfurt a. M. eingetheilt, und 100 Pfd. sind = $86^6/_{10}$ w. Pfd. Der Centner wird in Lübeck zu 112 Pfd. gerechnet. Östreich. Pfund Handelsgewicht = 4 Viertel = 16 Unzen = 32 Loth = 128 Drachmen, der Saum = 275 Pfd. In Böhmen machen 100 Pfd. $91^8/_{10}$ w. Pfd., 20 böhm. Pfd. einen Stein, und 6 Stein einen Centner. Im lombard.-venet. Königreiche wird die Libbra peso grosso zu 4 Viertel = 28 Unzen, die Libbra peso sottile zu 12 Unzen gerechnet. 100 L. p. grosso sind = $136^1/_3$ und 100 L. p. sottile = $58^4/_{10}$ w. Pfd. Portugal. Arratel = 2 Mark = 16 Unzen = 128 Otavas = $8^2/_{100}$ w. Pfd. Preußen. 100 Pfd. (Eintheilung wie in Frankfurt a. M.) sind = $83^6/_{10}$ w. Pfd., 100 Apothekerpfd. = $62^7/_{10}$ w. Pf. Rußland. Pfund = 32 Loth = 96 Zolotnik zu 68 Gran. Berkowetz = 10 Pud = 400 Pfd. = 292 w. Pfd. Sachsen. In Dresden wie in Leipzig machen 100 Pfd. zu 32 Loth = 128 Drachmen, $83^4/_{10}$ w. Pfd. aus, der Stein ist = 22 Pfd. Schweden. Victualiepund oder Skolpund = 2 Mark = 32 Lod = 128 Gros. Skeppund = 20 Lispund = 400 Pund = $303^6/_{10}$ w. Pfd. In Spanien sind 100 Pfd. à 16 Unzen = 128 Drachmen = $82^2/_{10}$ w. Pfd.; in Würtemberg hingegen $83^1/_2$ w. Pfd.; 100 Pfd. Markgewicht = $41^8/_{10}$ w. Pfd. — Als Gold- und Silbergewicht bedient man sich beinahe überall der kölnischen Mark, von der 100 Mark $41^8/_{10}$ w. Pfd. gleichkommen. Als Apothekergewicht (s. d.) dient ebenso beinahe in allen Staaten das frankfurter Apothekerpfund von 12 Unzen = 96 Drachmen = 288 Scrupeln = 5760 Gran; 100 solche Apothekerpfunde sind = $63^9/_{10}$ w. Pfd.

5) Münzen. Der Gulden ist die Hauptmünze in Östreich, Baiern, Würtemberg, Baden, Darmstadt u. s. w., wo er in 60 Kreuzer zu 4 Pfennig getheilt wird. In den übrigen deutschen Ländern, wo der Gulden noch gebräuchlich ist, wie in Sachsen, hat er 16 Groschen zu 12 Pfennig. Östreich und Sachsen rechnen nach dem 20-Guldenfuße; Baiern, Würtemberg, Würzburg, Köln u. a. nach dem 24-Guldenfuße, d. h. in jenen Ländern enthalten 20 und in diesen 24 Guldenstücke an feinem Silber genau das Gewicht einer köln. Mark. In Norddeutschland ist der Reichsthaler die Hauptmünze, und er hat in Sachsen, Braunschweig und Hanover 24 Groschen zu 12 Pfennigen, oder 36 Mariengroschen zu 8 Pfennigen; in Preußen 30 Silbergroschen zu 12 Pfennigen; in Frankfurt a. M. 90 Kreuzer zu 4 Pfennigen; in Köln 80 Albus u. s. w. Die Mark endlich ist in Hamburg, Lübeck, Mecklenburg und Holstein gewöhnlich und hat 16 Schilling zu 12 Pfennigen. Hier folgen die Werthe der gangbarsten Rechnungsmünzen in östr. Conventionsgulden und Kreuzern (20 Guldenfuß) ausgedrückt. Baden. Man rechnet nach Gulden zu 60 Kr. Werth = 50 Kr. Conv.-M. Speciesthlr. zu 2 Fl. 42 Kr. = 1 Fl. 59 Kr. östr. Conv.-M. Reichsthlr. = 2 Fl. 12 Kr. östr. Conv.-M. Von Goldmünzen ist der Dukaten, Werth 4 Fl. 2 Kr., die Karoline = 9 Fl. 49 Kr. östr. Conv.-M. Amsterdam. Pfund zu 6 holl. Guld. = 20 Schilling = 4 Fl. 55 Kr. östr. Conv.-M. Der holl. Gulden hat 20 Stüver oder 40 Groot. Der Thaler hat

50 und der Goldgulden 28 Stüver. Baiern. Reichsthaler zu 90 Kr. oder 30 Groſchen = 1 Fl. 15 Kr. öſtr. Conv.-M.; Reichsgulden oder rhein. Gulden zu 60 Kr. = 50 Kr. öſtr. Conv.-M. Bamberg. Rhein. Gulden wie Baiern. Berlin und Preußen. Reichsthaler zu 24 Groſchen Cour. = 1 Fl. 26 Kr., Banco = 1 Fl. 52 Kr. öſtr. Conv.-M. Der Groſchen hat 12 Pfennige. Breslau wie Berlin. Bremen. Reichsthlr. zu 6 Kopfſtück, oder 16 Dütgens oder 72 Groot = 1 Fl. 30 Kr. öſtr. Conv.-M., die Mark zu 32 Groot. Florenz. Lira zu 20 Soldi = 19 Kr. öſtr. Conv.-M. Frankfurt a. M. Speciesthaler zu 2 Gulden oder 6 Kopfſtück, oder 30 Batzen, oder 40 Groſchen, oder 120 Kreuzer, in Cour. = 2 Fl., in Münze = 1 Fl. 40 Kr. öſtr. Conv.-M. Der Reichsthlr. hat 90 Kreuzer. Frankreich. Franc zu 10 Decimes oder 100 Centimes = 23 Kr. öſtr. Conv.-M., Livre zu 20 Sols oder 80 Liards = 22 Kr. öſtr. Conv.-M. Genf. Lire zu 20 Sols = 37 Kr. öſtr. Conv.-M. Der Ecu hat 3 Livres und der Gulden 12 Sols. Hamburg. Reichsthlr. zu 3 Mark oder 48 Schilling, in Banco = 2 Fl. 10 Kr., in Cour. = 1 Fl. 46 Kr. öſtr. Conv.-M. Konſtantinopel. Piaſter zu 40 Para oder 120 Asper im ausländiſchen Handel = 45 Kr. im inländiſchen Handel = 31 Kr. öſtr. Conv.-M. Kopenhagen und ganz Dänemark. Reichsthlr. zu 3 Mark lübiſch oder 6 Mark dän., oder 48 Stüver, oder 96 Schillinge, in Species = 2 Fl. 10 Kr., in dän. Cour. = 1 Fl. 50 Kr. öſtr. Conv.-M. Leipzig. Reichsthlr. zu 24 Groſchen, durch ganz Deutſchland im Handel gewöhnlich = 1 Fl. 30 Kr. öſtr. Conv.-M. Der Speciesthaler hat 32, der meißn. Gülden 21, der Reichsgulden 16 Groſchen, und der Groſchen 12 Pfennige. Liſſabon und ganz Portugal. Milrees zu 1000 Rees = 2 Fl. 22 Kr. öſtr Conv.-M. London und ganz England. Pound oder Livre Sterling zu 20 Schilling oder 240 Pence = 9 Fl. 25 Kr. öſtr. Conv.-Münze. Guinee zu 21 Schilling = 10 Fl. 11 Kr. öſtr. Conv.-M. Madrid. Real zu 34 Maravedi de Vellon = $^{6}/_{10}$ Kr. Real zu 33 Maravedi de Plata = 11 Kr. Escudo de Vellon = 1 Fl. 2 Kr. öſtr. Conv.-M. Neapel. Ducato di Regno zu 2 Pataccas oder 5 Tari, oder 10 Carlini = 1 Fl. 37 Kr. öſtr. Conv.-M. Nürnberg wie Frankfurt a. M. Rom. Scudo zu 100 Bajocchi = 2 Fl. 6 Kr. öſtr. Conv.-M. Rußland. Rubel zu 100 Kopeken in altem Silbergelde = 1 Fl. 32 Kr., in neuem = 2 Fl. 10 Kr. öſtr. Conv.-M. Der Rubel hat 10 Griven oder 200 Denuſchken, oder 400 Poluſchken. Schweden. Reichsthlr. zu 48 Schilling Species = 2 Fl. 12 Kr.; Daler zu 8 Schilling Species = 22 Kr. öſtr. Conv.-M. Wien und ganz Öſtreich. Der Gulden zu 60 Kreuzer = 1 Fl. öſtr Conv.-M.; der Thaler zu 120 Kreuzer = 2 Fl.; der Kreuzer hat 4 Pfennige; der Groſchen 3 Kreuzer oder 4 Gröſchel; der Pfennig 2 Heller. Würtemberg. Reichsgulden zu 28 Schilling = 50 Kr. öſtr. Conv.-M.; der Reichsthaler hat 42 Schilling oder 90 Kreuzer.

Wie höchſt unbequem die Verſchiedenheit der Maße in den verſchiedenen Ländern iſt und wie vortheilhaft ein überall gleiches, feſtbeſtimmtes Urmaß wäre, darüber herrſchte von jeher nur Eine Meinung, ſodaß man ſich nicht genug wundern kann, daß eine ſolche wünſchenswerthe Einrichtung noch nicht einmal durch alle Provinzen ein und deſſelben Staats hat gelingen wollen. Die vorzüglichſte Urſache dieſer Verſchiedenheit iſt wol die, daß uns die Natur kein unveränderliches Maß darbietet, welches anzunehmen wir gleichſam gezwungen würden. Blos bei der Zeit iſt dieſes der Fall, wo der Wechſel zwiſchen Tag und Nacht ſelbſt den Wilden in Neuhollands Urwäldern zwingt, ſich ſeiner als Einheit zu bedienen. Umfaſſendere Belehrung über Münzen, Maße und Gewichte findet man vorzüglich in Niemann's „Vollſtändigem Handbuche der Münzen, Maße u. ſ. w." (Quedlinb. 1830).

Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, in Befriedigung des Geſchlechts-

triebes, im Schlafen und Wachen, überhaupt rücksichtlich jeder körperlichen und geistigen Thätigkeit gewährt die meiste Hoffnung auf eine dauerhafte Gesundheit und langes Leben; denn kommt es auch dann und wann vor, daß Individuen, die in der einen oder andern Beziehung Jahre lang unmäßig leben, dennoch gesund blieben, ja selbst ein hohes Alter erreichten, so gehören dergleichen Fälle doch zu den außerordentlich seltenen Ausnahmen. Dessenungeachtet vergehen sich unaufhörlich eine Anzahl Menschen gegen diesen alten, aus der Natur des menschlichen Organismus selbst hervorgehenden Erfahrungssatz, in keiner Hinsicht aber allgemeiner als im Genusse geistiger Getränke. Besonders gilt Letzteres von Personen der niedern Volksclasse, die sich dadurch nicht nur um die Gesundheit bringen, sondern auch zum Müßiggang verleiten lassen und so sich und ihre Familien in Armuth und Elend stürzen, das oft zum Verbrechen führt. Der Branntwein ist es, der fortwährend die Armenhäuser und Strafanstalten füllt, ja schon häufig Mord und Todtschlag bewirkt hat. Diese traurige Thatsache hat in neuerer Zeit, zuerst in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, die Veranlassung zur Stiftung von Vereinen gegeben, welche, unter dem Namen von Mäßigkeitsvereinen bekannt, auch in Europa Nachahmung fanden. Ihr Zweck ist, dem übermäßigen Branntweingenusse möglichst allgemein zu steuern, in welcher Beziehung sie besonders in den Vereinigten Staaten ungemein segensreich gewirkt haben. Hier nämlich, wo der öftere Genuß des Branntweins früher wen gstens nicht allgemein war, hatte sich seit dem Kriege zwischen England und Frankreich, noch mehr aber seit dem Revolutionskriege, die Sitte, bei jeder Gelegenheit tagtäglich zum Frühstück, zur Vesper, bei der Mittags = und Abendmahlzeit, bei gesellschaftlichen, ja selbst feierlichen Zusammenkünften Branntwein zu trinken, über alle Stände gleich mächtig verbreitet. Die Reichern tranken franz. und span. Branntweine, die Ärmern westind., die Ärmsten neuengländ. Rum. Was im Anfang die politischen wie die gesellschaftlichen Verhältnisse zur allgemeinen Sitte gemacht haben mochten, wurde bald zur Gewohnheit, diese zum Bedürfniß, und dessen Befriedigung für Viele zur maßlosen Leidenschaft. So ward die Trunksucht bei Alt und Jung, Vornehm und Gering ein sehr gewöhnliches Laster. Die nächsten Folgen davon waren zahlreiche Bankrotte, Verarmungen und sittliche Verderbtheit. Mochten auch Einzelne in ihrem Wirkungskreise thun, was sie konnten, dem immer drohendern Umsichgreifen des Übels Schranken zu setzen, so blieben doch ihre Bemühungen stets ohne Einfluß auf das Ganze. Die Erfolglosigkeit vereinzelter Bestrebungen mußte früher oder später die Idee von der Nothwendigkeit gemeinsamen Wirkens wecken, und so geschah es auch. Eine Anzahl Geistlicher im Staate Massachusetts trat 1811 zusammen, wählte aus ihrer Mitte einen Ausschuß unter dem Vorsitze des Dr. Worcester in Salem und beauftragte denselben, die Verfassung eines Vereins zu entwerfen, dessen Zweck darauf gerichtet sein sollte, dem übermäßigen Branntweingenusse möglichst Einhalt zu thun. Ein solcher Verein kam auch wirklich 1812 zu Stande, gestiftet von 120 in verschiedenen Gegenden von Massachusetts wohnhaften Leuten, die größtentheils zur Sekte der Unitarier gehörten. Jedes Mitglied verpflichtete sich beim Eintritt, sich des Branntweins, außer etwa zu arzneilichem Gebrauche, zu enthalten, auch weder Freunde mit Branntwein zu bewirthen noch abhängigen Angehörigen den Genuß desselben zu gestatten, überhaupt aber durch Beispiel und eindringliche Vorstellungen nach Kräften für die gute Sache zu wirken. Im J. 1813 hielt der Verein die erste Zusammenkunft und beschloß vor allen Dingen die nöthigen Thatsachen in ihrem ganzen Umfange auszumitteln und dann bekannt zu machen, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Bedeutsamkeit des zu beschwörenden Übels zu lenken und die Mitwirkung der Verständigeren und Besseren im Volke zu gewinnen. Sorgfältige Nachforschungen, Untersuchungen und Berechnungen ergaben, daß im J. 1810 in den Vereinigten Staaten durchschnittlich auf jeden

Kopf an jährlichem Verbrauche 4½ Gallon Branntwein kam; daß jährlich nicht weniger als 6000 Menschen an den Folgen übermäßigen Branntweingenusses starben, und daß endlich eben derselbe vier Fünftel der begangenen Verbrechen, wenigstens drei Viertel der entstandenen Verarmungen und ein Drittheil der Geisteszerrüttungen verschuldet hatte. Sehr bald bildeten sich auch in Connecticut und Vermont ähnliche Vereine, sodaß deren Anzahl 1818 bereits auf 40 sich belief. Ein neuer Verein nach einem umfassendern Plane entstand 1826 in Boston. Selbst Weiber und Kinder wurden zu Mitgliedern aufgenommen. Nach Verlauf eines Jahres hatten sich ihm schon 30, nach zwei Jahren 220 Hülfsgesellschaften angeschlossen, deren Zahl 1829 bereits auf 1000 gestiegen war. Das Institut der Mäßigkeitsvereine verbreitete sich nach und nach über alle Staaten des Bundes und hatte sich fast durchgehend einer erfolgreichen Wirksamkeit zu erfreuen. Schon im J. 1832 bestanden in den Vereinigten Staaten 4000 solcher Vereine mit 600,000 Mitgliedern; 4000 Personen hatten den Handel mit Branntwein aufgegeben, und 30,000 Säufer waren zur Nüchternheit gewöhnt worden. Gegenwärtig kann man annehmen, daß in den Freistaaten mehr als eine Million Menschen alles Branntweingenusses sich enthalten. Wenn die nach dem Muster der amerikan. Mäßigkeitsvereine vor einigen Jahren auch in Europa, wie in Irland, Schottland, in der Schweiz, in Schweden, auch in einigen deutschen Ländern gestifteten Gesellschaften zur Verminderung des Branntweingenusses nicht dieselben großen Erfolge gehabt haben wie ihre Vorbilder, so liegt dies einerseits darin, daß überhaupt, wenigstens in Deutschland, das Unwesen des übermäßigen Branntweintrinkens nicht bis zu dem Grade gestiegen ist, wie in Amerika, und daß man deshalb das Streben solcher Gesellschaften für nicht so wichtig und nothwendig angesehen hat, als es wirklich ist, und andererseits in den Misgriffen, die hier und da bei Gründung und Einrichtung solcher Vereine begangen worden sind, in dem hindernden Einflusse aller Derer, welche einträgliche Branntweinbrennereien besitzen, und in der unverhältnißmäßigen Belastung des Biers mit Abgaben, welche den Ärmern fast zwingt, sich statt des Biers an den Branntwein zu halten.

Maßstab wird häufig gleichbedeutend mit Maß genommen, insbesondere aber das Werkzeug genannt, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, um hiernach die Ausdehnung einer Größe abzumessen, wie z. B die Elle, der Zollstab, die Schmiege u. s. w. Der **verjüngte**, d. i. verkleinerte Maßstab dient dem Zeichner, wenn er einen großen Gegenstand mathematisch verkleinert ähnlich darstellen will, ist also der eigentliche Maßstab, aber genau verhältnißmäßig verkleinert vorgestellt. Er muß, wenn das Verhältniß der Verkleinerung gegeben ist, jedesmal besonders nach diesem Verhältnisse construirt werden, und heißt **Transversalmaßstab**, wenn er nach geometrischen Gesetzen durch horizontale, perpendiculare und diagonale Linien dergestalt abgetheilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit, z. B. bei einem Ruthenmaßstabe, die Ruthen, Fuße und Zolle, überhaupt Unterabtheilungen der Maßeinheit danach bestimmen kann. Die Geometrie gibt zu solchen Constructionen mannichfache Anleitung; auch finden sich in den mehrsten guten Reißzeugen solche verjüngte oder Transversalmaßstäbe auf den messingenen Linealen eingegraben. Jeder Bau- und andere Riß, auch Plane und Landkarten, enthalten ihren verjüngten Maßstab verzeichnet, nach welchem man mit dem Cirkel Größen abnehmen und vergleichen kann. Die Artilleristen bedienen sich eines besondern Maßstabes, des Kaliberstabs (s. **Kaliber**); und der sogenannte **Visirstab** (s. d.) ist der Maßstab, um den Inhalt der Gefäße auszumitteln.

Matădor, ein span. Wort, wörtlich so viel wie Todtschläger, wird bei einigen Kartenspielen, wie L'Hombre, Tarock und Solo, von den höchsten Trümpfen, und daher scherzweise auch von wichtigen oder reichen Personen ge-

braucht, und schreibt sich vielleicht von den Matadores, einer Compagnie freiwilliger Spanier, her, welche die Bewohner Barcelonas zu Anfang des 18. Jahrh. errichteten, als sie wider Philipp V. stritten, und welche die Bestimmung hatten, beständig die Straßen zu durchziehen und das geringste Murren wider die Regierung Karl VI. mit dem Tode zu bestrafen; wenn nicht, was wahrscheinlicher ist, beide Benennungen von den span. Stiergefechten hergenommen sind, in welchen die Hauptkämpfer, die dem Thiere, wenn es aufs Äußerste gebracht ist, den Todesstoß geben, ebenfalls Matadores genannt werden.

Matelot, ein Tanz, s. Hornpfeife.

Mater, s. Matrize.

Materia medica oder Heilmittellehre, s. Medicin.

Materie bezeichnet eigentlich Stoff überhaupt, als unterschieden von der Form, und in dieser Bedeutung wird das Materiale, d. h. Das, was den Inhalt oder das Wesen eines Gegenstandes betrifft, dem Formalen entgegengesetzt. Nach der Ansicht, welche besonders seit Descartes herrschend wurde, ist man gewohnt, unter Materie den körperlichen Stoff oder Dasjenige zu verstehen, was den Raum erfüllt, oder was der Verstand den Raum erfüllenden Körpern unterlegt. Da nun aber die Erscheinung nur insofern von uns wahrgenommen wird, als sie auf uns wirkt, so haben wir die Materie als ein im Raume Wirksames zu betrachten, was durch seine Ausdehnung und Bewegung gesetzlich wirkt. Von dem Wesen der Materie und von der Art, wie sie auf uns wirkt, hat man sich von jeher die verschiedensten Vorstellungen gemacht. In den ältesten Zeiten nahm man seelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Demokrit nahmen den leeren Raum und bewegende Atome in ihm an, und erklärten die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußerer Kräfte. In den spätern Zeiten stellte Descartes das Materielle als Gegensatz des Geistigen und Einfachen auf, welches er daher auch immateriell nannte und setzte das Wesen der Materie blos in die Ausdehnung (extensio). Nach ihm ist die Materie nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar, im Verstande oder in der Vorstellung aber noch theilbar und ausgedehnt sind. Newton, der in metaphysische Untersuchungen nicht einging, führt blos an, daß er die Materie als eine Zusammenhäufung der kleinsten Theilchen betrachte, die selbst wieder materiell und ausgedehnt sind und durch eine unbekannte Kraft sehr stark unter sich zusammenhängen. Der Dualismus des Descartes verwickelte die Metaphysiker, wegen der Verknüpfung des Geistigen mit dem Materiellen, in große Schwierigkeiten und veranlaßte mehre metaphysische Systeme. Eins der merkwürdigsten ist das idealistische oder der Idealismus (s. d.), nach welchem man alle Materie schlechterdings leugnet, alle Vorstellungen von materiellen Dingen aber für nichts weiter erklärt als für Ideen oder Vorstellungen, welche die Gottheit in der Seele des Menschen erwecke. Malebranche gründete darauf die Meinung, daß wir alle Dinge in Gott sehen, und daß uns selbst der Glaube berechtige, alle Dinge außer Gott und die Geister überhaupt zu leugnen. Er betrachtete die Wirkung der Materie auf unsern Geist als Einwirkung der Gottheit. Spinoza nahm eine einzige Substanz an, deren Eigenschaften unendliche Denkkraft und Ausdehnung sind, und erklärte alle geistige und materielle Erscheinungen als Zustände dieser einzigen Denkkraft und Ausdehnung. Hume, der weder Substanzen noch Subjecte oder sonst selbständige Wesen annimmt, betrachtet alles Geistige und Materielle als eine Reihe vorübergehender Erscheinungen. Leibnitz (s. d.), welcher einsah, wie schwer sich der Einfluß der Materie auf uns aus Dualismus erklären lasse, stellte die Lehre von den Monaden (s. d.) auf. Priestley bildete die Meinung Boscowich's, daß die Materie blos aus physischen Punkten bestehe, welche einander anziehen und abstoßen, weiter aus und sagte, die Materie sei ein bloßes

Anziehen und Abstoßen, welches sich auf gewisse mathematische Punkte im Raume beziehe. Nach Kant ist der Raum nur Form unserer sinnlichen Anschauung, womit die Materie, die im Raume sein soll, freilich auch zu etwas Subjectivem wird. Doch behauptet Kant, daß die Materie einen Raum erfülle nicht durch ihre Existenz, sondern durch ihre bewegende Kraft, welche Anziehungs- und Abstoßungskraft ist. — Materiell ist sonach, was der Materie angehört, Undurchdringlichkeit, Bewegung, Ausdehnung und Theilbarkeit hat; körperlich, entgegengesetzt dem Immateriellen, Spirituellen oder Geistigen; eigentlich das Dichte, Grobe und Starke, dem Feinen und Ätherischen entgegengesetzt.

Materialismus ist diejenige philosophische Behauptung oder systematische Ansicht, vermöge welcher die Materie oder die körperliche Substanz als Grundursache der Dinge, Alles als materiell angesehen wird. Wer ihr zugethan ist, heißt Materialist im philosophischen Sinne. In Beziehung auf die Seelenlehre insbesondere ist Materialismus die Annahme, daß die Seele eine materielle Substanz sei (psychologischer Materialismus); Immaterialismus oder Spiritualismus dagegen die Lehre, daß die Seele eine immateriale, von dem Körper absolut verschiedene Substanz sei, wobei die Frage nach der Möglichkeit einer Gemeinschaft des Körpers und der Seele entstand, für deren Lösung man die Hypothesen des Occasionalismus und der prästabilirten Harmonie erfand. Der Materialismus ist somit dem Immaterialismus entgegengesetzt; beide aber sind Arten des monistischen Dogmatismus. Jener kann nun, wie dieser, entweder empirisch sein, wenn er seine Behauptung auf Erfahrungen von der Sinnenwelt zu gründen und also die innern Erscheinungen aus den Erscheinungen des äußern Sinnes abzuleiten versucht, oder transscendental, wenn er über diesen letztern Unterschied selbst, als durch die Erfahrung gegeben, hinausgeht. Beide aber, der Spiritualismus sowol als der Materialismus, sind Einseitigkeiten und enthalten keine zureichende Erklärungsgründe der entstehenden Erfahrung. Der Materialismus aber insbesondere, der diejenigen Erscheinungen hervorhebt, in welchen das Geistige von dem Stoffartigen abhängig erscheint, ist verschieden, je nachdem er die Materie an sich, oder die Organisation derselben zu dem Ursprünglichen macht, und im ersten Falle bald eine ätherische Materie, eine unsichtbare Flüssigkeit, bald das Licht, das Wasser u. s. w. als die Grundmaterie annimmt, wie auch nach den besondern Hypothesen, durch welche er das Entstehen aller Dinge daraus erklärt. In besonderer Beziehung auf die Seele behauptet der Materialist, die Materie bringe an sich geistige Veränderungen hervor (Hylozoismus), oder sie sei Ergebniß der ganzen körperlichen Organisation, durch welche die Materie verfeinert und zum Geiste veredelt wurde, wie u. A. Priestley annahm. Allein dadurch bleibt immer unerklärt, wie die Materie denken, und die physische Bewegung geistige Veränderungen hervorbringen könne, die wir an so vielen organisirten Wesen nicht wahrnehmen, wie namentlich eine Vorstellung von einer eignen Thätigkeit des Menschen entstehen könne. Man erfand daher viele ebenso unerweisliche Hülfshypothesen, wie die von den Nervenschwingungen des Hartley. Am meisten aber streitet gegen eine solche Annahme das Bewußtsein der Identität und Freiheit des Menschen, welche durch dieselbe aufgehoben würde, indem die Materie durch das Gesetz der Naturnothwendigkeit unbedingt beherrscht, und das freie Wesen dadurch zur Maschine erniedrigt wird, daher der Materialismus auch mit Fatalismus und Atheismus verbunden ist. Im Praktischen geht der Materialismus nothwendig in den Eudämonismus über. Oft wird er auch mit Realismus (s. d.) verwechselt. In Frankreich ging der Materialismus, der unter den Philosophen des 18. Jahrh. herrschend war, aus dem Empirismus und insbesondere dem Sensualismus hervor, und es trugen denselben insbesondere Helvetius und Lamettrie vor.

Mathematik. Nennen wir Alles, was wir uns aus gleichartigen Theilen zusammengesetzt denken können, Größe, so ist die Mathematik, nach der gewöhnlichen Erklärung, die Kunst, die Größen zu bestimmen, d. h. zu messen oder zu berechnen, daher sie auch Größenkunst, und ihre Theorie Mathesis oder Größenlehre genannt werden kann. Nun erscheint jede Größe einmal als eine Menge Gleichartiges und kann in dieser Hinsicht allein schon betrachtet werden; dann aber auch unter einer eigenthümlichen Form oder Ausdehnung im Raume, welche aus der Zusammensetzung des Gleichartigen entsteht, und wohin auch die ursprünglichen Begriffe, Lage, Verhältniß der Theile u. s. w. gehören. In dieser Art lassen sich nicht blos alle Gegenstände der Körperwelt, sondern auch Zeit, Kräfte, Bewegung, Licht, Töne u. s. w. als mathematische Größen darstellen und behandeln. Die Mathematik hat es nur mit diesen beiden Erscheinungen zu thun, mit der Menge des Gleichartigen (Zahlgröße) und mit der Form (Raumgröße). Sie kann aber hierbei zu einer Wahrheit gelangen, wie es keiner andern Wissenschaft möglich ist; denn die ihr eigenthümliche, strenge Beweisart gibt ihren Schlüssen und ihrem ganzen Verfahren jene Sicherheit, Klarheit und allgemeine Anwendbarkeit, welche ebenso sehr den Verstand befriedigt als die Werkthätigkeit erhöht und erweitert. (S. Methode, mathematische.) Man unterscheidet eine reine und eine angewandte Mathematik, je nachdem man die Größe an sich oder noch mit andern Eigenschaften verbunden zu bestimmen sucht. Die reine Mathematik kann auch als Theorie, die angewandte als Anwendung der Theorie auf wirklich vorhandene Gegenstände und Vorfälle des Lebens betrachtet werden. Dann zerfällt die reine Mathematik in die Arithmetik (s. d.), wo die Größe unter der Zahlform, und in die Geometrie (s. d.), wo sie unter der Raumform behandelt wird. Zur Lösung ihrer Aufgaben dienen die Zahlenrechnung (s. Rechnenkunst), die Buchstabenrechnung (s. Algebra) und die Analysis (s. d.). Zur angewandten Mathematik gehören die Anwendung der arithmetischen Lehren in ökonomischen, politischen, kaufmännischen, juristischen und ähnlichen Berechnungen; die Ausübung der geometrischen Lehren bei den Land- und Feldvermessungen (s. Feldmessen), beim Nivelliren (s. d.), Markscheiden (s. d.) u. s. w., die Anwendung der mathematischen Lehren auf die Kräfte und Wirkungen, Schwere, den Fall, den Klang, Schall u. s. w. der trockenen, flüssigen und luftförmigen Körper sowol im Zustande der Ruhe, im Gleichgewicht oder in der Bewegung, also überhaupt in den mechanischen Wissenschaften (s. Mechanik, Dynamik, Statik, Hydraulik, Aërometrie); die Anwendung der Mathematik auf die Lichtstrahlen in den optischen Wissenschaften (s. Optik, Dioptrik, Katoptrik, Perioptrik, Perspective); die Anwendung der mathematischen Lehren auf die Stellung, Größe, Bewegung, Bahn u. s. w. der Weltkörper in den astronomischen Wissenschaften (s. Astronomie), mit welchen die Messung und Berechnungen der Zeit (s. Zeitkunde) und die Kunst, Sonnenuhren zu verfertigen (s. Gnomonik), in genauer Verbindung stehen. Die Anwendung, welche die Mathematik beim Bauwesen, bei der Schiffahrt, in der Kriegskunst, Geographie, Physik, Technik u. s. w. findet, wird von Einigen ebenfalls unter den mathematischen Wissenschaften aufgeführt, kann aber füglicher als mathematischer Theil jener Wissenschaften und Künste bei ihnen abgehandelt werden. Die wissenschaftliche Begründung der Mathematik dürfte bei den Indiern und Ägyptern nachzusuchen sein; die erste Ausbildung finden wir bei den Griechen. Thales, vorzüglich Pythagoras, Plato, Eudoxus dachten viel über die Mathematik und bereicherten ihr Gebiet. Doch scheint es, als sei die Geometrie damals sorgfältiger angebaut worden als die Arithmetik, was aber daher rührt, daß unter dieser die Alten sich etwas Anderes dachten als wir, die auch nicht recht auffinden können, was es eigentlich gewesen, und daß wir Arithmetik irrig oft mit Zahlenrechnung verwechseln, welche letztere (Logistik)

wirklich bei den Alten sehr unbehülflich und beschränkt sein mochte. Des Euklides berühmte Elemente, d. i. Lehren von den Eigenschaften der Größen, des Archimedes scharfsinnige Entdeckungen, des Apollonius von Perga tief eindringende Untersuchungen brachten die Geometrie der Alten auf ihren Höhenpunkt. Seitdem bekam sie mehr Beziehung zur Sternkunde und mehr Verbindung mit der Rechnenkunst. Unter den griech. Mathematikern werden noch besonders Eratosthenes, Konon, Nikomedes, Hipparch, Nikomachus, Ptolemäus, Diophantus, Theon, Proklus, Eutocius, Papus u. A. genannt. Es ist auffallend, daß die Römer wenig Sinn für die Mathematik hegten; die Araber hingegen, die, wie alle ihre wissenschaftlichen Kenntnisse, auch die Mathematik von den Griechen entlehnten, beschäftigten sich viel damit; Algebra und Trigonometrie verdanken ihnen insbesondere zweckmäßige Verbesserungen. Durch die Araber gelangte die Mathematik nach Spanien, wo sich unter Alfons von Castilien ein reger Sinn dafür zeigte; dann fand sie zunächst in Italien gedeihlichen Boden, und auch in den Klöstern vertiefte sich wol hier und da ein Mönch in das Studium mathematischer Wissenschaften, ohne sie jedoch weiter zu bringen, was spätern Zeiten vorbehalten war. Inzwischen erwarben sich um die Pflege derselben große Verdienste Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontan, Pacciolo, Tartaglia, Cardanus, Maurolycus, ein Vieta, Ludolf van Ceulen, Pet. Nuñez, Justus Byrg u. A. Bisher waren aber alle mathematische Operationen von größerm Umfange auf äußerst mühsame und langwierige Wege gewiesen; da gaben im 17. Jahrh. Neper und Byrg durch die Erfindung der Logarithmen dem ganzen Rechnungswesen eine Erleichterung, mithin dem Mathematiker ein Mittel in die Hände, rascher und sicherer auch die schwierigsten Aufgaben zu lösen, und Newton und Leibnitz brachten durch ihre Infinitesimalrechnung Bahnen in Gebiete, in welche früher kein Mathematiker einzudringen wagen durfte. Von dieser Zeit an gewann die Wissenschaft und jeder einzelne Zweig derselben eine bewunderungswürdige Ausdehnung und einen Einfluß auf das Leben, wie keine andere, durch Denker wie Galilei, Torricelli, Pascal, Descartes, L'Hopital, Cassini, Huyghens, Harriot, Wallis, Barrow, Halley, Jak. und Joh. Bernoulli u. A. So vermochten Manfredi, Nicoli, Nic. und Dan. Bernoulli, Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moiven, Clairaut, d'Alembert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, der Erfinder der combinatorischen Analysis, Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß und die neuern Mathematiker im 18. und 19. Jahrh. fortzuwirken und uns Aufschlüsse nicht allein über unsere Erde, sondern über die Sternenwelt, über Erscheinungen und Kräfte der Natur und deren zweckmäßigere Verwendung für die Bedürfnisse des Lebens zu geben, so manchen schwankenden Begriff fester zu stellen und so manchen Irrthum zu berichtigen. Die Zahl guter mathematischer Lehrbücher wächst noch immer, ohne jedoch die Vorzüge der frühern durch Neuheit der Ideen, Klarheit und bessere Methode merklich zu übertreffen oder bei gründlichem Studium entbehrlich zu machen. Übrigens muß nicht übersehen werden, daß die besondern Zwecke bei dem Studium der Mathematik sowol über die Art des Vortrags wie über die Auswahl der literarischen Hülfsmittel entscheiden, daß der Werth der mathematischen Methode zwar festgestellt ist, daß jedoch die Mathematik an sich nicht die Denkkraft zu schaffen, wol aber sie zu schärfen vermag, und daß ohne außerordentliches Geistesvermögen kein Mathematiker die Gesetze der Schwere entdeckt hätte. Vgl. Poppe's „Geschichte der Mathematik" (Tüb. 1828).

Mathematische Geographie ist die Wissenschaft von Dem, was sich auf der Oberfläche der Erdkugel ausmessen läßt, oder die Anwendung der Mathematik und Astronomie auf die Ausmessung der Erde. Schon die Alten hatten in dieser Wissenschaft nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Es geht aber alle Meßkunst auf der Erde von zwei Grundsätzen aus: daß die Erde als Kugel zu

betrachten sei, und daß die Punkte und Kreise, welche man sich am Himmel denkt, mit ähnlichen Punkten und Kreisen auf der Oberfläche der Erde übereinstimmen und zusammenfallen. Alle Erscheinungen des Universums versinnlichen die Armillarsphäre, das Planetarium und das Tellurium. Alle Zwecke derselben vereinigt die von Garthe 1827 erfundene Kosmosphäre, ein kosmosphärischer Erdglobus und Himmelsglobus. Vgl. Walch's „Einleitung in die mathematische Geographie" (3. Aufl., Gött. 1807), Schmidt's „Lehrbuch der mathematischen Geographie" (Lpz. 1810), Brewer's „Anfangsgründe der mathematischen Geographie" (Düsseld. 1828).

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre Verbindung mit Papst **Gregor VII.** (s. d.), war eine Tochter des Markgrafen Bonifaz von Toscana, geb. 1046, und vermählte sich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt und mochte das milde Klima Italiens nicht mit einem nord. Himmel vertauschen. Im 30. J. Witwe, trat sie ganz auf die Seite Gregor VII. und Urban II. gegen den Kaiser Heinrich IV., ihren Vetter. Sie war beinahe die unzertrennliche Gesellschafterin Gregor's, stets bereit, ihm in Allem, was er bedurfte, beizustehen. Diese enge Verbindung gab schon der Mitwelt zu ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch ungerecht waren. Denn so gewiß es nicht blos Politik, sondern auch gegenseitige Neigung und Achtung war, worauf ihre Verbindung beruhte, ebenso wird es durch alle Umstände klar, daß auch das zartere Verhältniß, das dadurch zwischen ihnen geknüpft wurde, immerfort rein blieb. Mathilde war schon von ihrer Mutter gewöhnt worden, in dem Papste einen Heiligen, und den Heiligen zugleich als Vater zu verehren. Dadurch hatte auch Gregor mehr Gelegenheit erlangt, zur Bildung ihres Geistes mitzuwirken. Nimmt man noch dazu, daß ihr Geist einer sehr hohen Spannung empfänglich, und in ihrem Charakter die weibliche Beharrlichkeit bis zur männlichen Festigkeit abgehärtet war, so begreift man auch, wie sie so viel für Gregor wagen und thun konnte. Die Schenkung aller ihrer Güter und Besitzungen an die röm. Kirche vom J. 1077 oder 1079 (denn die Urkunde darüber ist verloren) kostete sie zuverlässig am wenigsten; aber daß sie in jeder Gefahr als sein Schutzgeist über ihn wachte, jede Gefahr, die sie nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm theilte, und ihn noch ermunterte, der unabwendbaren Gefahr mit Muth und Standhaftigkeit entgegenzugehen: dies bezeichnet ihre Kraft und Hingebung. Sie allein stand ihm 1081 gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit ihren Schätzen, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach Gregor's Tode den offenen Krieg gegen den Kaiser fort. Sie starb in dem von ihr erbauten Benedictinerkloster zu Polirone 1115. Ihr Tod gab zu neuen Fehden zwischen Kaiser und Papst (Pascal III.) wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der Mathildischen Güter dem Papste abtrat. Diese hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoleto, Verona, und fast Allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebst einem Theile der Mark Ancona bestanden.

Mathuriner, s. **Trinitarier**.

Matrikel heißt jedes schriftliche Verzeichniß gewisser Personen. So ist bei den Universitäten die Matrikel das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (**immatriculirt**) werden; bei den Soldaten die Musterrolle; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte; ferner die **Reichsmatrikel** ehedem das Verzeichniß aller Stände des deutschen Reichs und ihrer Beiträge zu den Reichsanstalten. Die **wormser Matrikel** von 1521 war die Grundlage für die Contingentsstellung und die Kriegssteuern (Rö-

mermonate), ein anderer Anschlag war für die Unterhaltung des Reichskammergerichts (Kammerzinsen) vorhanden. Beide waren im Laufe der Zeit unbrauchbar geworden, ohne daß man sich über gesetzliche Berichtigung vereinigen konnte, und man behalf sich nur mit Usualmatrikeln, d. i. den durch Reichsschlüsse und Observanzen modificirten ältern Matrikeln.

Matrize heißt bei Schraubenwerken die Mutter oder das Stück, in welchem die Spindel auf- und abgeht; bei den Schriftgießern die Form, worin Buchstaben abgegossen werden. Sie besteht aus einem viereckigen Stück Kupfer, auf welches der Buchstabe mittels der Patrize eingeschlagen wird; beim Münzwesen der Prägestock.

Matthäi (Friedr.), Professor und erster Inspector der kön. Gemäldegalerie zu Dresden, Historien- und Portraitmaler, geb. in Dresden 1775, ein Sohn des Bildhauers und Inspectors über die Sammlung der Mengs'schen Gypsabgüsse, bildete sich unter Anleitung seines Vaters und auf der dasigen Akademie unter Casanova. Er ward 1796 Pensionnair dieser Akademie und trat zuerst mit dem sein Talent bewährenden Gemälde, das Urtheil des Paris, auf. Nach Casanova's Tode setzte er seine Studien auf der Akademie zu Wien unter Füger fort und ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach Italien. In Florenz gewann er 1803 bei der Preisvertheilung den Preis und wurde zum Professor honorarius der dortigen Akademie ernannt. In Folge mehrer gelungenen Gemälde, die er später von Italien aus zur Ausstellung nach Dresden sandte, und unter denen sich besonders die Ermordung des Ägisthus und die Copie der Grablegung Christi von Rafael auszeichnen, ward er 1809 Professor an der Malerakademie zu Dresden. Hier lieferte er unter Anderm das Abendmahl für die Kirche zu Plauen im sächs. Voigtlande und den Tod des Kodrus im Auftrag der niederlauf. Stände für den Landsyndicus von Houwald. An seinen Gemälden rühmt man besonders die Composition, die tüchtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor Allem aber das Colorit, welches sich der alten florentin. Schule nähert. Seine Portraits sind treffend und wahr.

Matthäus, der Evangelist und Apostel, war vor seiner Berufung zu diesem Amte ein Untereinnehmer bei dem röm. Zoll am See Tiberias, und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten, welche die Legende von seinen Lebensumständen und Reisen gibt, sind unverbürgt. Merkwürdig ist er besonders als Verfasser des ersten Evangeliums, das er um 60 n. Chr. für palästin. Christen zum Erweis der Messiaswürde Jesu, ohne strenge chronologische Ordnung, jedoch mit ziemlicher Ausführlichkeit geschrieben hat. Daß er es ursprünglich hebräisch schrieb, ist durch die Untersuchungen der neuern Kritik, welche auch die Echtheit der ersten beiden Capitel in Zweifel setzt, wahrscheinlich geworden.

Matthesius (Joh.), ein Mann von tüchtiger Gesinnung, der zur Zeit der Reformation auch das Seinige beitrug, sie fester zu begründen, ward zu Rochlitz 1504 geboren. Er studirte zu Ingolstadt Theologie, mußte aber, von allen Hülfsmitteln gänzlich entblößt, seine Studien unterbrechen und eine Kinderlehrerstelle bei München annehmen. Durch Luther's Schrift über die guten Werke für die Grundsätze desselben gewonnen, ging er 1529 nach Wittenberg, beendete daselbst seinen akademischen Cursus und wurde hierauf Lehrer an der Schule zu Altenburg, 1532 aber Rector der Schule zu Joachimsthal. Zwar kehrte er 1540 nach Wittenberg zurück, doch schon 1541 ging er als Diakonus und Pastor wieder nach Joachimsthal, wo er, nach Einführung der Reformation, erster evangelischer Prediger war und bis zu seinem Tode, 1568, blieb. Er verfaßte mehre Kirchenlieder, und unter seinen Schriften verdienen besondere Auszeichnung seine „Historien von Luther's Anfang, Lehre, Leben und Sterben" (Nürnb. 1570, 4., neue Aufl. von Öhler, Lpz. 1806), in 16 Predigten, und die „Sarepta oder Bergpostille" (Nürnb. 1564, Fol. und öfter).

Mattheſon (Joh.), Componiſt, Sänger und Clavierſpieler, geb. 28. Sept. 1681 zu Hamburg, genoß eine gute Erziehung und trefflichen Unterricht, componirte ſchon in ſeinem 9. Jahre und trat im 17. Jahre mit ſeiner erſten Oper, „Plejades", auf, die er nicht nur allein dirigirte, ſondern in der er auch die Hauptrolle ſang. Vieles verdankte er dem Umgange mit Händel. Nachdem er mehre Jahre die Stelle des erſten Sängers am hamburger Theater bekleidet hatte, ward er 1706 Geſandtſchaftsſecretair beim engl. Geſandten und Hofmeiſter bei deſſen Sohne. Er ward über 40 Jahre lang in Geſandtſchaftsgeſchäften gebraucht und erhielt den Charakter eines großbritann. Legationsraths. Dabei blieb er der Muſik getreu und ward zum Kapellmeiſter, Kanonikus und Muſikdirector am Dom zu Hamburg ernannt. Wegen Harthörigkeit ſah er ſich jedoch genöthigt, die letztere Stelle 1728 niederzulegen. Er ſtarb am 17. Apr. 1764. In ſeinem Teſtamente vermachte er 44,000 Mark hamb. Cour. zum Orgelbau in der Michaeliskirche zu Hamburg. Unter ſeinen gedruckten Werken ſind die vorzüglichſten: „Die große Generalbaßſchule" (Hamb. 1731); „Der vollkommene Kapellmeiſter" (Hamb. 1739); „Der muſikaliſche Patriot"; „Musica critica" u. ſ. w. Seine Werke haben über mehre Zweige der Muſik Licht verbreitet, durch rauhen und derben Styl aber auch ihm heftige Gegner zugezogen. Der vorzüglichſte Gegenſtand ſeines Streitens war die Solmiſation.

Matthews (Charl.), ein ausgezeichneter engl. Komiker, ward am 28. Jun. 1776 in London geboren, wo ſein Vater Buchhändler war, der noch vor Ablauf der Schulzeit ihn in die Lehre nahm. Wider den Willen deſſelben betrat er die Bühne und ging, nachdem er 1793 ſeinen erſten Verſuch zu Richemond gemacht hatte, nach Canterbury, dann nach Dublin und kam 1803 nach London zurück, wo er zuerſt auf dem Haymarkettheater auftrat, bis er im Herbſt 1804 auf das Drurylanetheater berufen ward. Als dieſes Theater 1809 abbrannte und die Geſellſchaft ſich auf das Lyceumtheater begab, erhielt er ſehr bedeutende Rollen, ging jedoch wieder zum Haymarkettheater, von dieſem zum Theater in Coventgarden und endlich wieder nach Haymarket zurück. Hier wie in Edinburg, Glasgow u. ſ. w. fand ſein Multiple im „Scherwenzelkomödianten" großen Beifall, indem er darin ſieben Rollen: den Scherwenzel, den Einhelfer, einen franz. tragiſchen Schauſpieler, einen Lehrburſchen, einen ſchot. Trödler, deſſen Frau und einen Lohnkutſcher ſpielte. Seit 1818 trat er wieder in London auf. In Amerika, wohin er 1822 ging, fand er zwar nicht allgemeinen Beifall, benutzte aber die Gelegenheit, die Amerikaner zu ſtudiren, die er nach ſeiner Rückkehr auf der engl. Bühne ſehr ergötzlich darſtellte.

Matthiä (Aug. Heinr.), ein verdienter Schulmann und Philolog, geb. zu Göttingen am 25. Dec. 1769, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt von 1780—86, hierauf die Univerſität, wo er als Mitglied des philologiſchen Seminariums ſich vorzüglich dem Studium des claſſiſchen Alterthums und der Kant'ſchen Philoſophie widmete, zugleich aber auch die Sprachen trieb, und ging 1789 als Hauslehrer nach Amſterdam. Obgleich er hier im Umgange mit mehren der ausgezeichnetſten Männer für ſeine philologiſchen und philoſophiſchen Studien mannichfache Anregung fand, ſo füllte doch das Studium der Geſchichte und der engl., franz. und ital. Literatur größtentheils ſeine Nebenſtunden aus. Auf Heyne's Antrag ging er im Mai 1798 nach Weimar, als Lehrer der röm., griech. und deutſchen Sprache an dem von Mounier auf dem Luſtſchloſſe Belvedere beſonders für junge Engländer gegründeten Inſtitute, blieb daſelbſt bis zu Mounier's Rückkehr nach Frankreich im Herbſt 1801, und wurde hierauf Director am Gymnaſium zu Altenburg. Später erhielt er den Titel als Kirchen- und Schulrath und ſtarb am 6. Jan. 1835. Unter ſeinen Schriften ſind beſonders wichtig ſeine „Griech. Grammatik" (2. Aufl., Lpz. 1824); „Ausführliche griech. Grammatik" (Lpz. 1807; 2. Aufl., 2 Bde., 1825—27), der „Grundriß der griech.

und röm. Literatur" (Jena 1815; 3. Aufl. 1834); „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie" (Lpz. 1823; 3. Aufl. 1833); „Entwurf einer Theorie des lat. Styls" (Lpz. 1826) und seine Ausgaben der Hymnen und Batrachomyomachie des Homer (Lpz. 1805) und der Tragödien des Euripides (9 Bde., Lpz. 1813—29), sowie die „Miscellanea philologica" (2 Bde., 1803—4). — Sein Bruder, Friedr. Christian M., geb. 1763, bekannt durch seine Ausgaben des Aratus, Eratosthenes und Dionysius Periegetes, starb als Rector des Gymnasiums zu Frankfurt am Main 1822.

Matthias, deutscher Kaiser, 1612—19, geb. 24. Febr. 1557, war der vierte Sohn des Kaisers Maximilian II. Sein Erzieher, der geistvolle und gelehrte Diplomat Busbecq (s. d.), härtete seinen Körper durch Leibesübungen ab, machte ihn mit Mathematik und Geschichte bekannt, und gewöhnte ihn an ein thätiges Leben. So ward M. das Gegentheil von seinem ältern Bruder, dem Kaiser Rudolf II., welcher arbeitsscheu die Regierung seiner Erbstaaten vernachlässigte und von Jesuiten sich leiten ließ. M. strebte nach Macht und Einfluß. Rudolf war ihm abgeneigt, ernannte ihn jedoch, nach dem Verluste seiner Statthalterschaft in den Niederlanden, zum Statthalter in Östreich, worauf die übrigen Erzherzoge mit ihm, 1606, die Verabredung trafen, daß er Hauptregent und Schutzherr des Hauses sein sollte. Die Protestanten in Östreich, Ungarn und Mähren hofften von ihm die Herstellung ihrer Religionsfreiheit zu erlangen; daher standen sie ihm bei, als er im J. 1608 gegen Rudolf ein Heer zusammenzog und die Böhmen auffoderte, ihn für ihren Landesherrn zu erkennen. Rudolf erklärte ihn für seinen Thronfolger und trat ihm am 25. Jun. das Königreich Ungarn, das Erzherzogthum Östreich und die Regierung von Mähren ab; den Böhmen aber ertheilte er am 11. Jul. 1609 den sogenannten Majestätsbrief, nachdem M. schon früher auf den Rath des Kurfürsten von Sachsen sich dem Einflusse der Jesuiten entzogen und den östr. Ständen, am 19. März 1609, die Religionsfreiheit, wie sie unter Maximilian II. weiser Regierung bestanden, zurückgegeben hatte. Indeß kam zwischen den beiden Brüdern, ungeachtet M. am 9. Oct. 1610 dem Kaiser eine schriftliche Abbitte leistete, eine völlige Aussöhnung um so weniger zu Stande, als Rudolf, durch die katholisch-jesuitische Partei geleitet, seinem jüngern Bruder, dem Erzherzog Leopold, die Erbfolge zuwenden wollte. Die böhm. Stände riefen deshalb M. zu Hülfe, und Rudolf mußte am 12. Apr. 1611 auch die Krone von Böhmen an M. abtreten. Dieser wurde am 23. Mai zu Prag gekrönt und bestätigte am 3. Jun. den Böhmen und Schlesiern die bisherigen Freiheiten, namentlich die Religionsversicherungen, in ihrer ganzen Ausdehnung. Ohne seinen Bruder gesehen zu haben, ging er nach Wien zurück, wo er mit Anna, der Tochter seines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand, sich am 4. Dec. 1611 vermählte. Rudolf starb bald darauf am 20. Jan. 1612. M. trat nun als Hauptbewerber um die Kaiserkrone auf, und wurde nach Unterzeichnung einer Capitulation, worin er unter Anderm versprach, daß er kein fremdes Kriegsvolk im Reiche dulden und die Rheinschiffahrt gegen die Holländer sichern werde, am 24. Jun. 1612 zum Kaiser gekrönt. Leider besaß er nicht selbständige Urtheilskraft, um in dem damaligen Parteiengewirre des katholischen, calvinistischen und protestantischen Deutschlands den rechten Weg zu finden. Er schwankte zwischen den Rathschlägen des schlauen Cardinal-Bischofs zu Wien, Melch. Clesel, und der jesuitisch-span. Partei; dadurch scheiterte Clesel's Plan, die Leitung der Liga von Baiern an Östreich zu bringen, und als endlich M. die Liga und die Union aus kais. Autorität am 3. Apr. 1617 für aufgehoben erklärte, achtete weder der eine noch der andere Theil auf seinen Befehl. Von den Ständen nicht unterstützt, hatte er schon früher mit der Pforte einen 20jährigen Waffenstillstand (1615) schließen müssen. Bald machte er sich auch die Protestanten in seinen Erblanden abgeneigt, als er in Böhmen es geschehen ließ, daß die hohe Geistlichkeit

dem Majestätsbriefe entgegenhandelte. Da nun M. jetzt auch die Regierungsgeschäfte zu vernachlässigen anfing, von Buhlerinnen sich leiten ließ und kränklich ward, so brachte sein Bruder, der Hoch- und Deutschmeister Maximilian, es dahin, daß er seinem Vetter, dem Erzherzog Ferdinand, nachmals Kaiser Ferdinand II. (s. d.), als seinem Adoptivsohn, die Nachfolge in den Erblanden zusicherte. Ferdinand wurde am 29. Jun. 1617 zum designirten König von Böhmen und im folgenden Jahre auch in Ungarn als M.'s Nachfolger gekrönt. Allein die röm. Königswahl ward verschoben, und in Böhmen brach die Erbitterung über die von M. geduldete Verletzung des Majestätsbriefes, sowie der Haß gegen den bigotten und intoleranten Ferdinand, in offene Empörung aus. (S. Dreißigjähriger Krieg.) M. hatte allerdings durch seine strenge Antwort auf zwei Bittschriften der Directoren des Defensionswerks zu Prag um Abstellung der schweren und langwierigen Religionsbedrückung, den Ausbruch beschleunigt. Die utraquistischen Stände hatten jedoch keineswegs die Absicht, von M. abzufallen, sondern blos die ihnen gehässigen Statthalter desselben, Ferdinand's Erbfolge und die Jesuiten zu beseitigen. M. wollte anfangs auf Clesel's Rath unterhandeln, und versprach am 18. Jun. 1618 den Majestätsbrief unverletzt zu erhalten; doch bat er zugleich den Herzog Maximilian von Baiern um Beistand. Die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian aber drangen auf sofortige Unterdrückung des Aufstandes. Sie beschuldigten den Cardinal Clesel, daß durch seine fehlerhaften Verwaltungsmaßregeln das Übel entstanden sei, und während der Kaiser an der Gicht darniederlag, ließen sie, ohne M. zu fragen, in Übereinstimmung mit dem span. Gesandten, den Cardinal am 20. Jul. 1618 gefangen nehmen und nach Tirol in das Schloß Ambras abführen. Nun erst sagten sie dem Kaiser, daß sie für gut gefunden hätten, den Mann unschädlich zu machen, der sein Vertrauen gemisbraucht und sie veruneinigt hätte. Der Kaiser erröthete und hüllte sich schweigend in sein Betttuch; die Kaiserin aber sagte: „Ich sehe wohl, daß mein Gemahl zu lange lebt", und starb aus Kummer am 14. Dec. 1618. Jetzt erhielt die erzherzogliche oder die Kriegspartei das Übergewicht, und behielt es auch nach des Erzherzogs Maximilian Tode am 2. Nov. 1618. Spanien rüstete sich, um Truppen nach Deutschland zu schicken; die Böhmen traten in Verbindung mit der Union und mit den Generalstaaten. Den Krieg selbst begann der kais. Hof im Aug. 1618; aber die Feldherren des Kaisers wurden zweimal geschlagen. Der Aufstand griff um sich; in Böhmen war, nachdem Pilsen am 21. Nov. gefallen, Budweis allein noch für den Kaiser, und die östr. Stände begünstigten in der Stille die Böhmen. Zwar foderte die Union im Oct. 1618 den Kaiser „zu gütlicher Handlung mit den Böhmen" auf, auch erboten sich der Herzog von Baiern und der Kurfürst von Sachsen zur Vermittelung; allein das Heer der Insurgenten, unter dem Grafen Thurn, brach in Östreich ein und das Kaiserhaus wankte. Mitten in dieser Bedrängniß starb M. zu Wien am 20. März 1619. Seine letzte Regierungshandlung war die Achtserklärung, welche er gegen den Eroberer von Pilsen, Ernst von Mansfeld, am 19. Febr. 1619 aussprach. M. besaß mehr Ehrgeiz als Fähigkeit, mehr Billigkeitsgefühl als sein Nachfolger Ferdinand, aber durch Unentschlossenheit und Schwäche verlor er das Vertrauen aller Parteien und verschuldete dadurch das Unglück, welches über Deutschland hereinbrach.

Matthias Corvinus, mit dem Beinamen der Große, König von Ungarn, der zweite Sohn des tapfern Hunnyad, bestieg 1458 als ein 16jähriger Jüngling den Thron Ungarns, nachdem er bis dahin durch die Feinde seines Vaters in Böhmen war gefangen gehalten worden. Mehre ungar. Große widersetzten sich seiner Wahl und luden Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen. Die Türken, diese Spaltungen benutzend, waren in Ungarn eingefallen und verheerten es. Aber sobald M. den Kaiser Friedrich gezwungen, ihm die Krone des h. Stephanus, deren sich jener bemächtigt hatte, und ohne welche M., nach der

abergläubigen Vorstellung des Volks, nur dem Namen nach König war, zurückzugeben, eilte er gegen die Türken herbei und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich in einem nicht gerechten Kriege gegen Georg Podiebrad Schlesiens, Mährens und der Lausitz, 1468—78, siegte gegen Polen, und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, einen Theil Östreichs nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn auch, seinen Unterthanen viele Lasten aufzulegen, wie er denn überhaupt mit großer Willkür regierte. Nichtsdestoweniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung, daß er die Wissenschaften nicht nur beförderte, sondern auch gern sich mit ihnen beschäftigte. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in Ofen zusammengebracht hatte, 20 Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Auf einem Reichstage, den er 1488 zu Ofen hielt, gab er mehre Gesetze gegen die Zweikämpfe, die Chicanen in den Processen und andere Misbräuche. Mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, starb er zu Wien 1490. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der sich umsonst bemühte, dem Vater auf dem Throne zu folgen. Sein Nachfolger ward König Wladislaw VII. von Böhmen.

Matthisson (Friedr. von), lyrischer Dichter, geb. 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg kurz nach dem Tode seines Vaters, welcher Feldprediger war, ward bis in sein 14. Jahr von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen, und besuchte dann die Schule zu Kloster-Bergen. Er studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, wurde hierauf Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau und nachher Hofmeister der jungen liefländ. Grafen Sievers, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Manheim aufhielt. Dann lebte er zwei Jahre bei seinem Freunde Bonstetten zu Nyon am Genfersee, ging 1790 als Erzieher nach Lyon in ein Handlungshaus und ward, als ihn nach vier Jahren Familienangelegenheiten wieder in die Heimat gerufen hatten, 1794 Lector und Reisegefährte der regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, mit der er in den folgenden Jahren Italien, die Schweiz und Tirol bereiste. Nach ihrem Tode trat er 1812 in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum geheimen Legationsrath, Mitglied der Hoftheateroberintendanz und Oberbibliothekar ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Im Gefolge der Familie des Herzogs Wilhelm von Würtemberg bereiste er 1819 noch einmal Italien. In der Zurückgezogenheit starb er zu Wörlitz am 12. Dec. 1831. M. war als lyrischer Dichter eine Zeit lang der Liebling des Publicums, und es läßt sich nicht leugnen, daß mehre seiner Gedichte, namentlich die, in denen er die Natur schildert, höchst anmuthig sind. Doch hat man mehr und mehr eingesehen, daß M. wol ein geschickter Versificator ist, daß ihm aber Phantasie und Innigkeit fehlen. Seine „Erinnerungen" (5 Bde., Zür. 1810—16) enthalten interessante Details über Örter und Gegenden, welche er theils flüchtig durchzog, theils auf längere Zeit zu seinem Aufenthalte wählte, und Nachrichten von berühmten Männern, die er kennen lernte. Eine Ausgabe letzter Hand von M.'s Schriften erschien in 6 Bänden (Zür. 1825), und „M.'s literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde" (4 Bde., Berl. 1832). Vgl. seine Selbstbiographie in den „Zeitgenossen", erste Reihe, Nr. 5, und „Briefe von Bonstetten an M.", herausgegeben von Füßli (Zür. 1827).

Mauerbrecher, s. Kriegsmaschinen.

Maulbeerbaum (der), Morus, ist in verschiedenen Arten im gemäßigten Asien zu Hause, deren mehre auch das europ. Klima vertragen. Der mit schwarzen Beeren wurde aus Persien, wegen seiner eßbaren Frucht, und der mit weißen Beeren aus China deshalb nach Europa verpflanzt, weil seine Blätter zur

Nahrung für die Seidenwürmer dienen. In mittägigen Ländern, in der Provence und Italien wird auch das Holz des weißen Maulbeerbaums zu allerhand Gefäßen für Flüſſigkeiten benutzt, weil es im Waſſer ſehr dauerhaft iſt. Die Rinden dieſer Bäume ſind zähe und können zu Stricken verarbeitet werden, die des chineſ. Papiermaulbeerbaums dienen in China und Japan zu Bereitung des Papiers. Vgl. Kettembeil's „Anweiſung über die Behandlung des weißen Maulbeerbaums, ſowie auch über die Erziehung der Seidenraupe" (Nordhauſen 1829).

Mauleſel oder Maulthier heißt ein Baſtard von Pferd und Eſel. Der von einem Mutterpferde erzeugte (Maulthier, mulus equus) iſt etwas größer und hat mehr den Bau des Pferdes als der von der Eſelin geborene (Mauleſel, equus hinnus); übrigens ſind ſie am Körper dem Pferde gleich und haben nur Ohren und Schweif mit dem Eſel gemein. Wegen ihres ſichern Ganges zieht man die Maulthiere in den Gebirgsgegenden zum Laſttragen den Pferden vor, auch ſonſt wol, weil ſie ſich mit geringerm Futter befriedigen laſſen. Beſonders geſchätzt ſind ſie in Spanien, wo viele aus Poitou eingeführt werden; die Ausführung hingegen iſt bei ſchwerer Strafe verboten. Aus ihren Häuten wird im Oriente der Chagrin gefertigt. Statt der Pferde bedienen ſich ihrer bei feierlichen Aufzügen der Papſt und die Cardinäle.

Maultrommel, ſ. Mundharmonica.

Maulwurf, ein zu den ſogenannten Inſektenfreſſern gehöriges Säugethier, lebt faſt beſtändig unter der Erde, wo es mit ſeinen breiten, ſtarken Vorderpfoten und Krallen Gänge gräbt, aus denen es nur zur Begattung, oder wenn es durch Waſſer vertrieben wird, herauskommt. Irrigerweiſe behauptete man ſonſt, daß der Maulwurf blind ſei; doch ſind ſeine Augen allerdings nicht größer als ein Stecknadelkopf, und in Italien findet man eine Art, deren Augen mit einem Fell überzogen ſind. Die Nahrung des Maulwurfs beſteht lediglich in Würmern, namentlich Regenwürmern, Inſekten und ihren Larven; ſeine Gänge gräbt er nur, um zu ſeiner Nahrung zu gelangen, deren er aber ſehr viele bedarf, wie man durch Verſuche gefunden hat. Iſt er ſchon außer der Erde ſehr geſchwind, ſo iſt er es noch viel mehr in ſeinen Gängen, wie der berühmte Maulwurfsfänger Lecourt dargethan hat, deſſen Erfahrungen Cadet de Vaux unter dem Titel: „Vom Maulwurf und ſeiner Vertilgung", öffentlich bekannt gemacht hat, welches Schriftchen die beſte Richtſchnur für Diejenigen abgibt, die wegen des vielen Wühlens und der dadurch verurſachten, der Wieſencultur nachtheiligen Erdhaufen die Maulwürfe zu entfernen wünſchen.

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de), berühmter Mathematiker, geb. zu St.-Malo 1697 von vornehmen Ältern, zeigte in ſeiner Jugend viele Neigung für Mathematik und Kriegswiſſenſchaften, und nahm 1718 Kriegsdienſte, nach einigen Jahren aber ſeinen Abſchied, um ſich ganz jenen Studien widmen zu können. Er wurde 1723 in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen, ging ſpäter nach London und nachher nach Baſel, wo er mit den berühmten Brüdern Bernoulli Freundſchaft ſchloß. Auf dieſer Reiſe faßte er neue Anſichten. Sein Ruf und ſeine Talente lenkten 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach Lappland ſchickte, um die Geſtalt der Erde zu beſtimmen: eine Unternehmung, die mit Überwindung unſaglicher Schwierigkeiten in einem Jahre glücklich ausgeführt wurde, und welche M. in ſeinem Werke „De la figure de la terre, déterminée par les observations de Maupertuis, Clairaut, Camus etc." (Par. 1738, mit Kpf.) ebenſo unterhaltend als belehrend beſchrieben hat. Nachdem M. mit ſeinen Collegen glücklich nach Frankreich zurückgekehrt, folgte er 1740 dem Rufe Friedrich II. nach Berlin, um die Präſidentenſtelle und die Direction bei der berliner Akademie zu übernehmen. Er folgte dem Könige ins Feld und ward in der Schlacht von Molwitz gefangen genommen, in Wien jedoch vom Kaiſer ſehr ehrenvoll aufgenommen und ihm er-

laubt, nach Berlin zurückzukehren. Als er nachher Frankreich wieder besuchte, hofften seine Freunde ihn fest zu halten; doch er ging wieder nach Preußen, was er später vielfach bereuete, da er bei allen Wohlthaten und Vertrauen, welches der König ihm schenkte, sich doch in Preußen nicht wohlbefinden konnte. Auch kam er in mehre Streitigkeiten, vornehmlich über einen Aufsatz in den Memoiren der berliner Akademie (1746), die Gesetze der Bewegung und Ruhe nach dem metaphysischen Princip der kleinsten Wirkung betreffend, welchen Professor König in Franeker angriff und die Idee dazu Leibnitz beilegte. Mehre Schriften waren die Folge dieser literarischen Fehde, in die sich auch Voltaire mischte, der anfänglich mit M. in freundschaftlicher Verbindung sich seinen Schüler genannt hatte, nun aber denselben Mann, den er 1738 als ein erhabenes Genie, einen Archimedes, einen Colombo in Entdeckungen gepriesen, als einen bizarren Kopf und unsinnigen Philosophen verschrie. Obgleich Friedrich II. den frivolen Voltaire dem ernsten Mathematiker vorzog, zumal da Letzterer nie in die damals am preuß. Hofe zur Mode gewordene Philosophie einstimmen wollte, so empörte doch Voltaire's gemeines Betragen den König so sehr, daß Voltaire sich zuletzt genöthigt sah, Berlin zu verlassen. M. schickte ihm noch eine Ausfoderung, die dieser mit Spott beantwortete. Brustbeschwerden und Blutauswurf bewogen M. 1756 abermals nach Frankreich zu reisen. Im J. 1758 begab er sich nach Basel, wo er am 27. Jul. 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli starb. Bei außerordentlicher Lebhaftigkeit, verbunden mit seiner Art sich zu kleiden, hatte er ein sehr sonderbares Äußere. Er war höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Doch eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, mürrischer, herrischer Charakter und das allzu große Bestreben emporzukommen, schadeten ihm. Als Schriftsteller ist er geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und paradox. Seine Werke, theils philosophischen, theils mathematischen Inhalts, erschienen in 4 Bänden (Lyon 1756). Eine interessante „Lettre de M. à Mde. de Vertillac" wurde 1828 von der „Société des bibliophiles franç.", aber nur in 28 Exemplaren gedruckt.

Mauren, eine Classe der Bewohner des westl. Afrika, besonders der Reiche Fez und Marokko, sind arab. Ursprungs, strenge Mohammedaner, leben in den Städten und beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel. Die Römer, mit denen sie viele blutige Kriege führten, nannten sie Mauros und das von ihnen bewohnte Land **Mauritanien**. In der Folge kam dieses Land unter die Herrschaft der Vandalen, deren König Genserich 429 ein mächtiges Reich stiftete, das aber 534 durch Belisar zerstört wurde. Als die Sarazenen (Araber) ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch über diesen Theil Afrikas ausbreiteten, wurde er nun durch einen Statthalter des Khalifen von Damaskus regiert. Diese Araber oder Sarazenen, welche die span. Geschichtschreiber los Moros (Mauros) nannten, weil sie in dem alten Mauritanien wohnten, benutzten die Unordnungen in dem Reiche der Westgothen und unterwarfen sich 711—713 ganz **Spanien** (s. d.), mit Ausnahme eines kleinen Theils. Sie brachten Wissenschaften und Künste nach Spanien, und noch jetzt findet man in diesem Lande merkwürdige Überreste davon. Während der größte Theil des übrigen Europa in Barbarei versunken war, blühten bei den Mauren in Spanien Gelehrsamkeit und Künste. Aber die Theilung des Landes unter verschiedene Regenten und ihre Uneinigkeiten schwächten sie so, daß sie den unaufhörlichen Angriffen der Regenten der neu entstandenen christlichen Königreiche in Spanien nicht mehr widerstehen konnten und zuletzt blos auf das Königreich Granada eingeschränkt wurden. Ferdinand der Katholische eroberte nach einem zehnjährigen Kriege 1491 auch dieses und machte dadurch der beinahe 800jährigen Herrschaft der Mauren in Spanien ein Ende. Ein Theil der Mauren ging nach Afrika, die meisten aber blieben in Spanien, wo sie größtentheils das Äußerliche des Christenthums annahmen und unter dem Namen

Moriscos als fleißige, ruhige Unterthanen lebten, bis Philipp II. in seinem grausamen Eifer für das Christenthum ihren gänzlichen Untergang beschloß. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten 1571 einen bewaffneten Aufstand der Moriscos in Granada zur Folge, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben vertrieben wurden. Neue Verfolgungen, ebenfalls aus übertriebenem Religionseifer, mußten sie unter Philipp III. erdulden, dem es gelang, sie gänzlich aus Spanien zu entfernen. Fast eine Million Morisken ging nach Afrika über. Da sie die geschicktesten und arbeitsamsten Einwohner Spaniens waren, so verfiel nicht nur der Ackerbau fast gänzlich, sondern man kann überhaupt die Vertreibung der Morisken als eine der Hauptursachen von dem Verfalle Spaniens ansehen. Vgl. Conde's nach arab. Handschriften dargestellte „Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien" (deutsch, 3 Bde., Karlsr. 1824 fg.) und Viardet's „Essai sur l'histoire des Arabes et des Mores d'Espagne" (2 Bde., Par. 1832).

Maurepas (Phelipeaux, Graf von), geb. 1701, wurde schon in seinem 26. Jahre Minister des Seewesens in Frankreich. Auf seinen Vorschlag ernannte der Cardinal Fleury Amelot zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der nichts Wichtiges ohne M. unternahm, und in der Folge leitete M. selbst die auswärtigen Angelegenheiten; doch ohne Plan und Voraussicht hing er vom Augenblick ab, wiewol er ein glückliches Fassungsvermögen und Gedächtniß besaß. Durch den Einfluß der Pompadour, auf die er ein anzügliches Gedicht gemacht haben sollte, ward er 1749 nach Bourges verwiesen. Seit 30 J. von den Staatsgeschäften entfernt, hatte er die nöthigen Verwaltungskenntnisse verloren, wenn sie ihm je eigen gewesen waren, als er 1774 von Ludwig XVI. zurückberufen, wieder in das Ministerium trat. Mit dem Leichtsinn seines frühern Alters verband er nun die Schwachheit eines Greises. Doch besaß er bis zu seinem Tode, am 21. Nov. 1781, das Vertrauen des Königs, hatte aber nicht die Kraft, den Ursachen der Zerrüttungen, die Frankreich bald nachher trafen, abzuhelfen. Einige Verbesserungen im Seewesen und Schiffbau sind Alles, was ihm Frankreich verdankt. Anziehend, wiewol nachlässig geschrieben, sind seine „Mémoires", verfaßt von Salé und herausgegeben von Soulavie.

Mauritius, s. Isle de France.

Maurokordatos, eine Fanariotenfamilie, stammt von Kaufleuten aus Scios ab. Nikolaus M., ein Arzt, wurde Dragoman und bewies sich unter Anderm bei den karlowitzer Friedensverhandlungen 1699 als einen ausgezeichneten Diplomaten. Sein Sohn, Nik. M., wurde 1716 zum Hospodar der Walachei und Moldau ernannt. Konstantin M., der 1735 Hospodar wurde, schaffte die Sklaverei ab und machte sich durch gute Gesetze und Einrichtungen, besonders durch die Einführung des Maisbaues, um das Land verdient. Sein Nachkomme, Alexander M., vermählt mit der Prinzessin Smaragda Morusi, ein geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann, wurde beim Ausbruche der griech. Insurrection, obschon er keinen Theil daran genommen, verhaftet, seines Vermögens beraubt und nach Angora verwiesen; seine Gattin und Töchter aber wurden der Roheit der Soldaten preisgegeben, sodaß die eine seiner Töchter, eine der schönsten Griechinnen, vor Verzweiflung starb. Sein Sohn, Fürst Alexander M., geb. 1787, gehört zu den vorwurfsfreiesten und gebildetsten Hauptführern der griech. Sache, für die er vorzüglich Englands Theilnahme zu gewinnen suchte. Schon als Kind zeigte er einen hellen Geist, und sein Sinn für ernste Studien, verbunden mit einem kräftigen Körper, entwickelte bald in ihm den tüchtigen Mann. Noch jung folgte er seinem Oheim, dem Fürsten Karadja, nach der Walachei, wo er mehre Aufträge zur Zufriedenheit desselben ausführte, und begleitete ihn auch, als er im Auslande Sicherheit zu suchen genöthigt war. Er lebte hierauf eine Zeit lang in der Schweiz, dann in Italien, wo er an seiner Ausbildung als Staatsmann und Krieger thätig arbeitete. Aufgefodert von

Alex. Kantakuzenos, an dem Kampfe Theil zu nehmen, schiffte er sich 1821 in Marseille mit einigen franz. Offizieren nach Griechenland ein und fand im Peloponnes die ehrenvollste Aufnahme. Von Demetrius Ypsilantis nach Ätolien gesandt, gelang es ihm, die entzweiten Gemüther zu vereinigen und die tapfern Sulioten für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Auf dem Congresse zu Argos überzeugte er die Primaten und Kapitanis von der Nothwendigkeit einer festen Centralregierung, wurde nebst einigen Andern von Demetrius Ypsilantis, als dieser den Congreß verließ, mit Entwerfung des Unabhängigkeitsbeschlusses und der einstweiligen Regierungsform beauftragt und vom Congresse zu Epidauros, den er zur Annahme und Bekanntmachung (1. Jan. 1822) der provisorischen Constitution bewog, zum Präsidenten der vollziehenden Gewalt erwählt. Er eröffnete sofort eine Anleihe von 5 Mill. Piaster und erließ dann das Blockadedecret der türk. Häfen. Als Stratarch, mit dem Oberbefehle auf sechs Monate bekleidet, zog er durch den Peloponnes nach Ätolien, wo er am 5. Jun. 1822 bei Missolunghi ans Land stieg. Der Feldzug in Epirus endigte mit dem unglücklichen Treffen bei Peta; doch rettete M. den Peloponnes durch die ebenso entschlossene als kluge Vertheidigung des unhaltbaren Missolunghi vom Nov. 1822 bis zum Jan. 1823. Durch die Partei des Kolokotronis und Demetrius Ypsilantis angefeindet, kehrte er zurück, wurde ungeachtet seiner Weigerung 1823 wieder zum Proedros des vollziehenden Rathes gewählt, legte aber am $^{14}/_{26}$. Jul. zu Tripolizza sein Amt nieder und zog sich, da die ihm feindliche Partei sogar sein Leben bedrohte, nach Hydra zurück. Hier bewog er die Navarchen, mit einer Flotte Missolunghi zu entsetzen, und übernahm dann aufs Neue den Oberbefehl in Westhellas. Als damals Lord Byron nach Missolunghi kam, trat er mit diesem in nähere Verbindung, dessen Ansichten aber sich mit denen des Obersten Leicester Stanhope sehr kreuzten. Durch die von ihm getroffenen Maßregeln vereitelte er 1824 die Plane des Omer Vrione, der zum dritten Male Ätolien und Akarnanien zu erobern hoffte. Als aber Kolokotronis gegen die Regierung in Napoli die Waffen erhob und, nachdem er verhaftet worden war, in Folge einer Empörung der Moreoten freigegeben werden mußte, zog sich M. immer mehr aus dem öffentlichen Leben zurück, oder bekleidete nur bisweilen eine untergeordnete Stelle und gab bei der Organisation der Regierungsbehörden im Oct. 1829 seine Entlassung. Unter der Regentschaft des Königs Otto wurde M. Minister und leitete anfangs provisorisch neben den Finanzen das Kriegswesen, bis er im Oct. 1833 als Minister des Auswärtigen, der Marine und des kön. Hauses an die Spitze des Ministeriums trat. Als solcher ordnete er die diplomatischen Handelsverbindungen mit den europ. Staaten. Bei der Veränderung im Ministerium, welche in Folge der Spaltung in der Regentschaft eintrat, wurde M. Gesandter an den Höfen zu München und Berlin, welchen Posten er im Sept. 1834 antrat.

Maurus (Rabanus), ein deutscher Gelehrter aus dem Zeitalter Karl's des Großen, hoch verdient um die erste Bildung der Deutschen, war aus Mainz gebürtig, empfing seinen Unterricht im Benedictinerkloster zu Fulda und ging in der Folge nach Tours, um seine Studien unter Alcuin zu vollenden. Nach seiner Rückkehr, 804, wurde er Vorsteher der Klosterschule in Fulda, aus welcher viele ausgezeichnete Gelehrte hervorgingen, wie Walafried Strabo, Otfried u. A. Nach manchen Widerwärtigkeiten, mit denen die Verbreiter des Lichts in finstern Jahrhunderten immer zu kämpfen gehabt haben, wurde er 822 zum Abt von Fulda geweiht, und während der 20 Jahre, in denen er diese Würde bekleidete, stieg der wohlthätige Einfluß seiner gelehrten Schule und seiner echt christlicher Kirchenzucht. Misvergnügt über die Unruhen der Zeit, wollte er sein Leben als Einsiedler beschließen, aber König Ludwig der Deutsche vermochte ihn, 847 als Erzbischof von Mainz wieder in Thätigkeit zu treten. In dieser Würde starb er 856. Seine lat. Schriften, größtentheils theologischen Inhalts, sind 1627

in Fol. zu Köln erschienen. Für die Ausbreitung und Bildung der deutschen Sprache war er sehr thätig und setzte es durch, daß deutsch gepredigt werden sollte. Auch verfaßte er ein lat.-deutsches Glossar über die Bibel, welches sich in mehren Handschriften erhalten und in Schilter's „Thesaurus" und Eckardt's „Commentar. de rebus Francorum" abgedruckt, ein wichtiges Denkmal für die älteste deutsche Sprache ist.

Maury (Jean Siffrein), Cardinal, einer der ausgezeichnetsten geistlichen und politischen Redner Frankreichs, geb. 26. Jun. 1746 zu Vaurias, trat nach geendigten Studien in den geistlichen Stand und erwarb sich bald einen solchen Ruf, besonders als Kanzelredner, daß er einer der kön. Cabinetsprediger, Prior von Lyon und Abt von Frenada ward. Mehre seiner Schriften, unter andern sein „Eloge funèbre du Dauphin", „Eloge de Stanislas", „Eloge de Charles V", sein meisterhafter „Panégyrique de St.-Vincent de Paule", der „Panégyrique de St.-Louis", „Panégyrique de St.-Augustin" und andere oratorische und kritische Werke machten ihn schon vor der Revolution rühmlichst bekannt, und die franz. Akademie wählte ihn zu ihrem Mitgliede. Zum Deputirten der Geistlichkeit von Peronne 1789 in die Nationalversammlung gewählt, bewies er sich als erklärten Widersacher der neuen Staatstheorie. Mirabeau fand in ihm seinen gewichtigsten Gegner und der Klerus den tüchtigsten Vertreter. M.'s Logik, die auch Sophistenkünste nicht verschmähte, war unwiderstehlich und unerschöpflich an Gründen und Gegengründen; seine Ausfälle trafen stets; trotz seiner Heftigkeit, mit der er mehrmals die ganze Assemblée zu beleidigen wagte, verließ ihn die Besonnenheit nie, und wenn sein Muth, mit dem er nicht nur der Majorität der Versammlung, sondern auch den thatsächlichen Drohungen des aufgereizten Volkes trotzte, ihn zuweilen in Gefahr brachte, so behielt er doch stets Geistesgegenwart genug, um sich durch ein Bonmot zu retten. Als ihm einst das schreckliche Wort: „A la lanterne!" nachschallte, drehte er sich kaltblütig um und sagte zum Pöbel: „Vous n'en serez plus éclairés". Gleich beim Beginn der Nationalversammlung widersetzte sich M. aufs heftigste der Vereinigung der drei Stände, und als diese dennoch bewirkt wurde, verließ er Versailles. Er wurde zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der Nationalversammlung wieder freigelassen und erschien bald wieder. Er war es, der sich am standhaftesten (am 13. u. 30. Oct.) der Maßregel widersetzte, welche die Güter des Klerus zur Disposition der Nation stellte und dieser dagegen die Cultuskosten übertrug. Er war es auch, der gegen Ende des Apr. 1790 der Versammlung vorschlug, sich aufzulösen, damit die Nation neu wählen könnte. Wie falsch indeß die Hoffnung war, die Nation werde bei einer neuen Wahl Deputirte von monarchischern Grundsätzen wählen, bewies das Ergebniß der Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung. Am 19. Jun. sprach er für Beibehaltung des Adels und am 10. Jul. erklärte er sich höchst energisch gegen die Deputirten von Avignon, denen er als Abgeordneten einer Mörderbande ewige Verfolgung schwur. Der Verlauf der Revolution zwang M. zur Auswanderung; er ging nach Rom, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Der Papst gab ihm den bischöflichen Titel und schickte ihn als apostolischen Nuntius zur Krönung Franz II. nach Frankfurt; bald darauf ernannte er ihn zum Bischof von Nicäa und am 21. Febr. 1798 zum Cardinal. Als indeß der erste Consul sich die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, leistete Napoleon die Huldigung und war bei der Salbung desselben, 1804, des Papstes Assistent. Im J. 1808 nahm er vom Kaiser die Ernennung zum Erzbischofe von Paris an, mußte aber, da der Papst diese Promotion, weil sie von Napoleon ausgegangen war, nicht genehmigt hatte, bei der Restauration seinen Sitz verlassen. Er wandte sich nach Rom, wo er auf der Engelsburg gefangen gehalten wurde, bis er daselbst am 10. Mai 1817 starb. M.'s Schriften verdienen das classische Ansehen, welches sie in Frankreich behaupten, und sind sehr oft gedruckt, unter An-

derm im J. 1828, in sechs verschiedenen Ausgaben. Von hohem Werthe ist sein „Essai sur l'éloquence de la chaire" (beste Ausgabe, 3 Bde., Par. 1828). Seine „Oeuvres choisies", worin auch seine Reden in der Nationalversammlung enthalten sind, erschienen in 5 Bdn., Par. 1827. Vgl. seines Neffen L. S. Maury „Vie du cardinal M." (Par. 1827).

Maus (die) ist eine bekannte Gattung der Nagethiere, mit einer großen Menge Arten, von denen mehre den Menschen wegen ihrer starken Vermehrung und großen Gefräßigkeit schädlich werden. Dahin gehören, außer der Hausmaus, die Hausratte, Wanderratte und Feldmaus. Die Hausmaus, meist dunkelgrau von Farbe, doch auch als Kakerlake, nämlich ganz weiß mit rothen Augen vorkommend, ist ursprünglich in Europa heimisch, findet sich aber jetzt, durch Schiffe verbreitet, fast überall. Ihre Vermehrung ist sehr groß, da sie des Jahres vier bis fünf, oft sogar sieben Junge wirft. Größere Verwüstungen als diese richtet die Hausratte an, welche 8 Zoll lang ist und einen ebenso langen Schwanz hat, da sie selbst durch die stärksten Mauern sich hindurcharbeitet, nur wenige Katzen den Ratten, weil sie sehr beißig sind, nachstellen, und namentlich die alten nicht leicht in irgend eine Falle oder an eine vergiftete Lockspeise gehen. Beide aber, die Hausratte sowol als die Hausmaus, werden von der Wanderratte vertrieben, die auch bedeutend stärker ist, da sie 10 Z. mißt und einen 8 Z. langen Schwanz hat. Es ist ein äußerst böses, beißiges Thier, das sogar gegen den Menschen sich zur Wehre setzt, in Hühnerhöfen jungem und altem Federvieh gefährlich wird, und öfters sogar Kindern in der Wiege. Sie ist noch viel schwerer zu tilgen, da sie sehr vorsichtig ist und sich durchaus keine Katze an sie wagt. Die Feldmäuse, oben rothgrau, mit sehr langen Ohren, erscheinen oft in so großer Menge, daß sie den Ertrag der Ernten schmälern.

Mäusethurm bei Bingen am Rhein, bekannt durch die Sage, welche sich an den Namen des Erzbischofs von Mainz, Hatto II. (s. d.) knüpft, wurde nach urkundlichen Nachrichten erst zu Anfange des 13. Jahrh. unter dem Erzbischof Seyfried als Zollthurm angelegt und erhielt seinen Namen nicht von den Mäusen, sondern von dem daselbst aufgepflanzten Geschütz, welches Muserie hieß.

Mausolēum, das Denkmal, welches die Königin Artemisia (s. d.) ihrem Gemahl Mausolus zu Halikarnaß errichten ließ.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jak.), einer der bemerkenswerthesten Anhänger und Vertheidiger des Physiokratismus, auch als militairischer Schriftsteller und als Übersetzer bekannt, geb. zu Leipzig am 8. März 1743, kam 1756 nach Braunschweig, wo sein Vater als Professor der franz. Sprache am Carolinum angestellt wurde. Er sollte die Rechte studiren, interessirte sich aber mehr für Sprachstudium, Zeichnen und Mathematik, und hegte, obgleich schwächlich und verwachsen, viel Neigung für den Militairstand, weshalb er auch im siebenjährigen Kriege als Ingenieur in hanöv. Dienste trat. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied und ging nach seines Vaters Wunsche nach Leipzig, um dort die Rechte zu studiren, was er jedoch bald aufgab. Er wurde 1766 Collaborator an der Schule zu Ilefeld und bald darauf Weg- und Brückeningenieur und, nachdem er erstere Stelle aufgegeben, Lehrer der Kriegsbaukunst bei dem Carolinum in Kassel. Bei Errichtung des Cadettencorps erhielt er die Stelle eines Hauptmanns und 1785 ward er zu Braunschweig als Major, und später als Oberstlieutenant bei dem Ingenieurcorps und als Lehrer bei dem Carolinum angestellt. Hier wurde er Mirabeau's Bewunderer und Freund und ging lebhaft in dessen Plan ein, gemeinschaftlich mit ihm ein politisch-philosophisches Werk über den preuß. Staat zu schreiben, dem er alle seine Muße widmete und zu welchem Mirabeau von Berlin aus ihm posttäglich Materialien sandte. Die franz. Revolution veranlaßte

ihn, sich lebhaft für Freiheit und Gleichheit zu erklären, wodurch er in mancherlei Unannehmlichkeiten verwickelt wurde. In dem Pasquill: „Bahrdt mit der eisernen Stirn", derb und unanständig angegriffen, zog er sich durch die öffentliche Behauptung, daß diese Schrift von Zimmermann herrühre, neuen Verdruß zu. Er starb zu Braunschweig am 11. Jan. 1794. Mit Übergehung seiner Übersetzungen des Raynal, Turgot und Arioſto, gedenken wir nur seiner „Physiokratischen Briefe (an Dohm) oder Vertheidigung der wahren staatswirthschaftlichen Gesetze" (Braunschw. 1780); „Einleitung in die militairischen Wissenschaften" (Braunschw. 1783); seiner „Schilderung der preuß. Monarchie unter Friedrich II.", die Mirabeau in Paris unter seinem Namen erscheinen ließ, und die M. nachmals neu bearbeitete (4 Bde., Braunschw. 1793—95) und der „Geschichte Ferdinand's, Herzogs von Braunschweig" (2 Bde., Braunschw. 1794).

Maxen, ein Dorf im meißn. Kreise des Königreichs Sachsen, ist in der Geschichte des siebenjährigen Krieges dadurch bekannt, daß in dessen Nähe, besonders bei dem benachbarten Hausdorf, der preuß. General Fink (s. d.), den Friedrich II. mit 12,000 M. von Freiberg entsendet hatte, von den Östreichern unter Daun eingeschlossen und am 21. Nov. 1759 gezwungen wurde sich zu ergeben. Unweit des Dorfes sind gute Marmorbrüche, welche zum Bau der katholischen Kirche in Dresden viel Marmor lieferten, jetzt aber nur Steine zu Kalk geben.

Maxime ist Das, was ein Individuum zum Grundsatze seines Handelns macht, und es kann dieser subjective Grundsatz entweder mit dem objectiven Princip des Guten übereinstimmen, inwiefern wir von einer reinen oder sittlichen Maxime reden, oder er kann rein subjectiv sein und von selbstischen Trieben und Zwecken ausgehen. Kant's Ausdruck des obersten Sittengesetzes gebietet, so zu handeln, daß die Maxime des Willens, welcher dieses Handeln bestimmt, als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne; daß also das subjective Princip mit dem objectiven in Übereinstimmung sei. (S. Kategorischer Imperativ.)

Maximilian I., einer der verdienstvollsten deutschen Kaiser, 1493 — 1519, Sohn und Nachfolger Friedrich III., geb. 1459, vermählte sich 1477 mit Maria von Burgund, der Erbin Herzogs Karl des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Karl V. und Ferdinand I., zeugte. Er wurde 1486 zum röm. König erwählt und bestieg den Kaiserthron unter sehr ungünstigen Umständen. Deutschland war während der Regierung des unthätigen Friedrich III. in Verwirrung und Kraftlosigkeit versunken; M. hatte zwar durch jene Heirath die Besitzungen Karl's des Kühnen an das Haus Östreich gebracht, aber bei der geringen Unterstützung, die er von seinem Vater erhielt, konnte er sie gegen Ludwig XI., König von Frankreich, nicht behaupten, welcher ihm Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund entriß. Ebenso mußte er es geschehen lassen, daß Karl VIII., der mit seiner Tochter Margarethe verlobt war, durch Gewalt und List Anna von Bretagne, mit der sich M. nach dem Tode seiner ersten Gemahlin verlobt hatte, und die ihm bereits durch Procuratur angetraut war, zu seiner Gemahlin machte. Er vermählte sich hierauf 1494 mit Blanca Sforza von Mailand. M. selbst war unternehmend, staatsklug, edel, uneigennützig und persönlich tapfer; dennoch verfehlte er oft durch unzeitige Hitze und durch Mangel an Beharrlichkeit die besten Plane und verlor bei schlechter Verwaltung der Finanzen, welche beständigen Geldmangel verursachte, nicht selten die Früchte großer und glücklicher Thaten. Zwar gelang es ihm, die Türken, welche 1493 einen Einfall wagten, zurückzuschlagen und sie sein ganzes Leben hindurch von seinen Erblanden abzuhalten; dagegen konnte er nicht hindern, daß sich die Schweiz nach einem 1498 und 1499 unglücklich geführten Kriege vom deutschen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwig XII., Königs von Frankreich, Macht in Italien einzuschränken und ihn zur Aufgebung seiner Ansprüche auf Mailand zu zwingen, veranlaßte unaufhörliche Kriege, ohne ihm den Besitz Mailands zu sichern. Ebenso verun-

glückte das große Bündniß, welches er 1508 zu Cambray mit Spanien, Frankreich, Mantua, Modena und dem Papste wider die Republik Venedig geschlossen. (S. Ligue.) M. zog endlich selbst gegen Frankreich zu Felde und trat sogar, um Geld zu erlangen, dem aufs Neue triumphirenden Venedig Verona gegen 200,000 Dukaten ab. Ruhmvoller sind seine Thaten im Innern des deutschen Reichs, das seit drei Jahrh. ein Schauplatz der Barbarei und der Gesetzlosigkeit gewesen war. Was seine Vorfahren so lange vergebens versucht hatten, das vollbrachte M. Schon 1495 machte er auf dem Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden, der allen Befehdungen ein Ziel setzte, den innern Unruhen und Gewaltthätigkeiten größtentheils ein Ende. Um der Mangelhaftigkeit der deutschen Rechte und den großen Justizmisbräuchen abzuhelfen, nahm er auf demselben Reichstage das röm. und kanonische Recht als subsidiarische Entscheidungsquellen auf und stiftete das Reichskammergericht als höchsten Gerichtshof. Auch schaffte er die ungeheuern Misbräuche der westfäl. oder Femgerichte ab, obgleich er ihre gänzliche Aufhebung nicht zu Stande bringen konnte. Die Einrichtung der deutschen Kreise, welche den Frieden und die Sicherheit im Innern befestigen sollte, rührt von ihm her. Ferner errichtete M. zuerst stehende Truppen unter dem Namen Lanzknechte, verbesserte das grobe Geschütz, gab vortreffliche Policeigesetze, bildete die Verfassung der Reichstage mehr aus, führte Posten und andere gemeinnützige Einrichtungen ein, liebte und beförderte die Wissenschaften und wendete bedeutende Summen auf Unterstützung der Künstler und Gelehrten, wozu er oft die reichen Fugger in Anspruch nahm; auch sorgte er für die Universitäten zu Wien und Ingolstadt und stiftete auf der erstern eine Professur der Dichtkunst. M. selbst war Dichter; er hatte eine umständliche, aber romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. Davon war die Hälfte seit 1512 fertig; 1514 befahl er seinem Geheimschreiber Treitzsaurwein von Erntreitz: „das Buch mit Schrift und Gemel in Ordnung zu bringen". Nach dem Tode des Kaisers wurde das Buch vergessen, und die vollendeten Formen blieben vermuthlich in den Händen der Künstler. Erst in neuerer Zeit wurden diese zu Grätz aufgefunden und dem Druck übergeben unter dem Titel: „Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaisers Maximilian I., von Max. Treitzsaurwein auf dessen Angaben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten" (Wien 1775, Fol.). Lange Zeit wurde M. auch für den Verfasser des Theuerdank (s. d.) gehalten, dessen Held er ist; doch ist es jetzt entschieden, daß sein Secretair Pfinzing, vielleicht mit Vorwissen M.'s, dieses Buch verfaßt hat. M. starb zu Wels in Oberöstreich am 12. Jan. 1519 und wurde in Wienerisch-Neustadt begraben. Ferdinand I. errichtete ihm zu Innsbruck ein schönes Denkmal. M.'s Nachfolger, nach einem kurzen Zwischenreiche, war sein Enkel, Karl V.

Maximilian II., deutscher Kaiser, 1564—76, der Sohn und Nachfolger Ferdinand I., geb. zu Wien 1527, ward 1561 zum röm. Könige gewählt und war das Muster eines weisen, klugen und gütigen Regenten. In der Jugend hatte er durch den Unterricht, welchen er genoß, mehre protestantische Glaubenslehren als wahr erkannt und angenommen, ohne sich jedoch zu denselben zu bekennen; auch gab er seinen Erbunterthanen größere Religionsfreiheiten, war überall duldsam und bestätigte 1566 den Religionsfrieden. Ungarn war das einzige Land, welches M. bei seinem Regierungsantritte im Kriege fand. Des Fürsten von Siebenbürgen, Johann Sigismund's, Ansprüche auf dieses Land zu unterstützen, ließ der türk. Kaiser, Soliman II., seine Heere gegen M. marschiren, doch der Tod desselben endigte den Krieg 1567, indem sein Nachfolger Selim mit M. einen achtjährigen Waffenstillstand schloß. Da sich M. nicht in den niederländ. Krieg gegen Spanien mischte, erhielt er dem Reiche den Frieden, der nur durch die Grumbach'schen Händel und durch den Kurfürsten von Trier vor-

übergehend gestört wurde. M. erklärte Grumbach (s. d.) und später auch den Herzog von Sachsen-Gotha, Johann Friedrich (s. d.), in die Reichsacht und trug dem Kurfürsten von Sachsen, August, die Vollstreckung derselben auf; jener wurde 1567 mit dem Leben bestraft, dieser zu lebenslänglicher Haft nach Wienerisch-Neustadt gebracht. Den Kurfürsten von Trier, der die Freiheiten seiner Unterthanen bedrohte, wußte M. auf gütlichem Wege anderes Sinnes zu machen. Als Selim 1576 den Krieg erneuert, starb M. in demselben Jahre zu Regensburg am 12. Oct. Von seiner Gemahlin, Maria, einer Tochter Kaiser Karl V., hatte er, außer zwei Töchtern, sechs Söhne, welche alle unbeerbt starben. Der älteste, Rudolf (s. Rudolf II.), folgte ihm nicht allein in der Kaiserwürde, sondern auch in den gesammten östr. Erblanden, welches vermuthen läßt, daß M. das Recht der Erstgeburt im Hause Östreich eingeführt habe. Sein vierter Sohn war Matthias (s. d.), der ebenfalls Kaiser wurde.

Maximilian I. oder der Große, Kurfürst von Baiern, 1596—1651, Sohn Herzogs Wilhelm V., geb. 17. Apr. 1573 zu Landshut, brachte daselbst seine Jugend zu, lernte die lat., franz. und ital. Sprache fertig sprechen, verstand auch die span., studirte bis 1591 zu Ingolstadt, machte mehre Reisen und trat 1596 die Regierung des Herzogthums Ober- und Niederbaiern an, welche ihm sein erst 1626 verstorbener Vater aus Frömmigkeitseifer abtrat. Von der Natur mit trefflichen Geistes- und Herzensgaben ausgerüstet, gebildet durch strenges Studium und durchdrungen von dem Wunsche, der Vater seines Volks zu sein, hätte M. Baiern bei Ruhe von außen auf die höchste Stufe von Macht und Blüte erheben können. Auch hatte er schon die Schulden seines Landes getilgt. Allein die fortdauernden Religionszwiste, verbunden mit Östreichs Streben nach Unabhängigkeit, führten den dreißigjährigen Krieg herbei und brachten Baiern um einen Theil der schönsten Früchte, die es von M.'s weiser Regierung zu erwarten hatte. Kaiser Rudolf II. übertrug ihm 1607 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwerth, welche dadurch unter bair. Oberherrschaft kam, trotz der nachdrücklichen Verwendung der evangelischen Stände, welche 1610 zu Halle in Schwaben, unter Friedrich V. von der Pfalz, eine Union bildeten. Hierauf wählte die durch M. zu Stande gekommene katholische Ligue denselben zu ihrem Oberhaupte. Er verband sich mit dem Kaiser Ferdinand II. gegen Friedrich V., brachte Oberöstreich zum Gehorsam, siegte auf dem weißen Berge 1620 und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Der Kaiser gab ihm die Kurwürde und, zur Vergütung für 13 Mill. Gldn. Kriegskosten, 1623 und 1628, die Erblande des unglücklichen Friedrich von der Pfalz. M.'s Feldherr Tilly besiegte Friedrich's Vertheidiger in Deutschland und nöthigte Dänemark 1629 zum Frieden. Allein nach Tilly's Niederlage bei Leipzig, 1631, rückte Gustav Adolf 1632 nach Baiern, nahm Donauwerth und München in Besitz, mußte aber, von Wallenstein genöthigt, sich nach Nürnberg und Sachsen zurückziehen. Nachher drang Bernhard von Weimar in das Land ein. Zuletzt behaupteten die Franzosen und Schweden so sehr die Oberhand in Baiern, daß sich M. 1647 zur Neutralität bequemen mußte; sein Land ward aber, weil er den Waffenstillstand von Ulm 1647 aufkündigte, mehr als zuvor verwüstet. Der westfäl. Friede, 1648, gewährte ihm die Oberpfalz, die Grafschaft Cham und die Kurwürde nebst dem Erztruchseßamt. Während dieses Kriegs war M. dennoch für das Aufblühen seines Staats rastlos besorgt, er baute die Residenz, das Zeughaus und das Josephsspital in München, legte daselbst den Hofgarten an, zog 1616 die merkwürdige Sooleleitung von Reichenhall nach Traunstein, baute die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim und Heidelberg, und ließ dem Kaiser Ludwig in der Frauenkirche zu München ein prächtiges Denkmal errichten. Er starb am 27. Sept. 1651 zu Ingolstadt. Merkwürdig ist die von M. für seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand (1651—1679) aufgesetzte „Anleitung zur Regierungskunst", die lat. und

deutsch, mit alten und neuen Parallelstellen erläutert, von Aretin (Würzb. 1822) herausgegeben wurde. Vgl. Wolf's „Geschichte M. I." fortgesetzt von Breyer (3 Bde., Münch. 1807—9).

Maximilian Emanuel, Kurfürst von Baiern, 1679—1726, der Sohn des Kurfürsten Ferdinand, geb. 11. Jul. 1662, folgte seinem Vater unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg. Nach seinem Regierungsantritte zog er 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 M. zu Hülfe und focht gegen Östreichs Feinde nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein mit großem Ruhm. Seine Vermählung mit des Kaisers Leopold I. Tochter, Maria Antonia, gab ihm einige Ansprüche auf die span. Erbfolge, doch hinderte ihn der Tod seines Sohnes, 1699, sie geltend zu machen. Da auch Östreich ihm viele Ursachen zu Kaltsinn gegeben hatte, so verband er sich beim Ausbruche des span. Erbfolgekriegs mit Frankreich, räumte die span. Niederlande, deren Statthalter er war, franz. Kriegsvölkern ein und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Allein nach zwei verlorenen Schlachten, 1704, auf dem Schellenberge und bei Höchstädt, mußte er sein Land verlassen und ward 1706 nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, der ebenfalls auf franz. Seite getreten war, vom Kaiser Joseph I. in die Acht erklärt, welche auch, trotz der von Seiten des Fürstenraths, dessen Einwilligung dazu nicht begehrt worden war, eingelegten Protestation, erst im badener Frieden, 1714, wo er zugleich seine sämmtlichen Länder zurückerhielt, aufgehoben wurde. Im J. 1717 schickte er dem Hause Östreich ein Hülfscorps unter dem Kurprinzen wider die Türken. Mit der Pfalz verglich er sich 1724 wegen der Reichsverweſung, die nun von Beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Er starb am 26. Febr. 1726. Sein Nachfolger war sein Sohn Karl Albrecht, 1726—45, der unter dem Namem Karl VII. (s. d.) deutscher Kaiser ward.

Maximilian Joseph III., Kurfürst von Baiern, 1745—77, Sohn des Kurfürsten Karl Albrecht, geb. 28. März 1727, versuchte nach dem plötzlichen Absterben seines Vaters, der nach des Kaisers Karl VI. Tode Ansprüche auf die östr. Staaten machte, noch einmal gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia das Glück der Waffen und entsagte, da ihm der Erfolg nicht günstig war, in dem Frieden zu Fuessen, am 22. Apr. 1745, allen seinen Ansprüchen auf Östreich, wogegen er seine verlorenen Länder zurückerhielt. Seine erste Angelegenheit war nun, durch Einschränkung des Hofstaats, durch Einziehung eines Theils seiner Truppen und durch die Überlassung eines andern Theils derselben an die Seemächte, überhaupt durch strenge und weise Staatswirthschaft, dem erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden 1749 durch eine Commission untersucht, welche Mittel zu ihrer Tilgung ausfindig machen sollte. Die Fabriken wurden emporgebracht, und kein Staatsdiener durfte sich in Tücher kleiden, die nicht im Lande verfertigt waren. Eine neue Gerichtsordnung wurde 1758 eingeführt und der Ackerbau durch gute Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Auch die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert, und 1760 ward die Akademie der Wissenschaften in München gestiftet. Bei aller Anhänglichkeit des Kurfürsten für die katholische Kirche verminderte er doch die Klöster, gestattete den Protestanten in München die Ausübung ihres Gottesdienstes und war einer der ersten Fürsten, welche das Aufhebungsbreve der Jesuiten vollzogen. Als man ihm einst eine Liste sogenannter Freigeister überreichte mit der Bitte, diese gefährlichen Leute zu entfernen, antwortete er: „Grade die besten Köpfe", und warf das Papier ins Feuer. Er starb als das Opfer ungeschickter ärztlicher Behandlung an den Kinderblattern, am 30. Dec. 1777. Mit ihm erlosch die jüngere Hauptlinie des Hauses Wittelsbach, und seine

Länder fielen an die sulzbachische, damals kurpfälzische Linie, aus welcher ihm Karl Theodor (s. d.) in der Regierung folgte.

Maximilian I. (Joseph), Kurfürst von Baiern seit 1799 und König 1806—25, ward am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, östr. Feldmarschall, seine Mutter, Franziska, die Tochter des Pfalzgrafen Johann Karl von Sulzbach. Im sechsten J. seines Alters kam er nach Zweibrücken unter die Aufsicht des Herzogs Christian, ward 1777 als franz. Oberst zu Strasburg seinem Regimente vorgestellt und 1778 zum Generalmajor erhoben. Nach mehren Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution in Strasburg, worauf er nach Manheim ging. Als sein Bruder Karl II., Herzog von Zweibrücken, 1795 starb, folgte er ihm in der Regierung, und nach dem Erlöschen des pfalz-sulzbachischen Stammes durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor, 1799, ward er Kurfürst von Baiern. Auf eigne Kosten ließ er 1802 das sogenannte Donaumoos zwischen Ingolstadt und Neuburg urbar machen und zog neue Ansiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, ein Verein gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der praktischen Landwirthschaft war, zur Erleichterung des Verkehrs zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt, Kanäle gegraben und Flüsse eingedämmt. Um seinem Lande die Verheerungen des Kriegs zu ersparen, verband sich M. 1805 mit Frankreich und nahm hierauf am 1. Jan. 1806 den Königstitel an. Kräftig griff er jetzt ein, um seinem Volke Einheit und weise Gesetze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, schon 1802 verbessert, erhielt eine noch zweckmäßigere Einrichtung. Die Verschiedenheit der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten wurden 1807 vernichtet, die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gegen Misgriffe durch die Domanial-, Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, und der Staatsdienst durch Dienstpragmatik gesichert. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geheimen Rathscollegiums durch das organische Edict im J. 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der Generalkreiscommissariate, 1808 und 1810, und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Außerdem wurden 1808 das Familienschutzgeld und das Postwesen geordnet, eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesetzt und 1811 modificirt, die Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen 1811 unterworfen, und um die in den frühern Kriegen aufgehäuften Lasten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derselben angeordnet. Der protestantischen und reformirten Kirche wurde 1803 neben der katholischen freie Übung ihres Cultus gestattet. Fast noch größere Verdienste erwarb sich M. durch Beförderung des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste. Die aus den aufgehobenen Klöstern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fonds für die Besoldung der Lehrer, und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt, die Universitäten zu Landshut, Erlangen und Würzburg zweckmäßig organisirt, Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt und für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 neue errichtet. Die Akademie der Wissenschaften zu München wurde 1807 vervollkommnet und ihr jährlicher Etat auf 80,000 Gldn. festgesetzt, 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet und für die Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigne Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Um alle diese Einrichtungen für die Folgezeit zu sichern, wurden sie in die Verfassungsurkunde aufgenommen, welche er am 26. Mai 1818 seinem Lande gab, nachdem er zuvor den bisher dirigirenden Minister Montgelas (s. d.), welcher der Einführung der Constitution abgeneigt war, entlassen hatte. Obschon Napoleon den bair. Staat ganz für sich zu gewinnen und dessen Regenten durch die Bande der Verwandtschaft an sich zu fesseln gesucht hatte, so verkannte doch M. nicht das

wahre Interesse der Deutschen, und sein Übertritt zur allgemeinen Sache durch den Vertrag zu Ried vom 8. Oct. 1813 war von wichtigen Folgen. (S. Baiern.) Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten zeichneten M.'s Charakter sowol im öffentlichen als im Privatleben aus. Rührend war es zu sehen, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebte, wie das Volk voll patriotischer Begeisterung überall, wo er sich zeigte, froh und jubelnd sich zu ihm drängte und ihn als Vater liebte und verehrte. Er starb zu München am 13. Oct. 1825, und ihm folgte sein Sohn Ludwig I. (s. d.). Vgl. Böttiger's Biographie M.'s in den „Zeitgenossen", dritte Reihe, Nr. 5, und „Charakterzüge aus dem Leben M.'s" (Münch. 1827).

Maximilian (Franz Xaver Joseph), letzter Kurfürst von Köln, 1784—94, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, kön. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Östreich, der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria Theresia, geb. 1756, war einer der edelsten Fürsten. Er durchreiste als Jüngling von 18 J. unter der Leitung des Grafen v. Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien, und focht in dem bair. Erbfolgekriege unter seinem Bruder. Für den geistlichen Stand bestimmt, ward er schon 1769 seinem Oheim, dem Prinzen Karl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister, und 1780 dem Kurfürsten und Erzbischof von Köln und Bischof zu Münster als Coadjutor adjungirt, und erlangte 1780 die erstere, 1784 die letztern Würden. Sein Bestreben, den Wohlstand seiner Länder, deren Finanzen, Policei und Justizwesen sehr in Unordnung gerathen waren, wiederherzustellen, gelang, unter Mitwirkung seines Ministers, v. Waldenfels, durch Fleiß, Ordnungsliebe, redliche und sparsame Verwaltung der Finanzen, Besetzung der Ämter mit würdigen Männern und durch sein eignes Beispiel. Er war ein weiser, wohlthätiger, Talent und Verdienst großmüthig unterstützender und belohnender Mann, besonders ein Gönner der Gelehrten und Künstler, denn er war selbst ein Kenner und Freund der Wissenschaften. Die Universität Bonn erweiterte er durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den kostbarsten und ausgezeichnetsten Werken, deren öffentliche Benutzung er begünstigte. Dagegen lebte er in seinem Hauswesen sehr einfach und haushälterisch. Keinem Unterthan war der Zutritt zu ihm verwehrt; Allen schenkte er gleiche Aufmerksamkeit und sprach sich gegen Jedermann mit liebenswürdiger Offenheit aus. Seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft originell und naiv. Er sprach mehre Sprachen sehr fertig, war mit den besten Erzeugnissen der Literatur vertraut, liebte die Musik und spielte selbst einige Instrumente. Seinen Sinn für schöne Natur bezeugten seine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg. Als der franz. Revolutionskrieg ausbrach, beobachtete er mit weiser Vorsicht für das Beste seines Landes die strengste Neutralität und nahm keinen Theil an der Sache der Emigrirten; sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbste 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, und ging nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen, wo er, unter dem Schutze der preuß. Neutralität, sicher war. Im Frühling 1800 begab er sich nach Wien und starb am 27. Jul. 1801 zu Hetzendorf. Vgl. Dohm's „Denkwürdigkeiten u. s. w." (Bd. 1) und Seida's „Maximilian Franz, letzter Kurfürst v. Köln" (Nürnb. 1803).

Maximilian (Alex. Phil.), Prinz von Neuwied, berühmt durch seine Reisen, geb. zu Neuwied am 23. Sept. 1782, Bruder des regierenden Fürsten August von Wied-Neuwied, stand früher in preuß. Diensten, aus denen er 1814 als Major seine Entlassung nahm. In der Umgebung seines Stammsitzes hatte er die Natur in ihren wunderbaren Formen und Erzeugungen, die schon dort so groß und räthselhaft sich zeigt, liebgewonnen und beschlossen, aufgeregt durch den Ruhm Alex. von Humboldt's, wie Dieser, diejenigen Länder der Erde zu erforschen, die bis-

her nur durch Sagen gekannt waren. Doch die politischen Verhältnisse ließen ihn erst nach der Befreiung Deutschlands seinen Plan zur Ausführung bringen. Unter Vorbereitungen darauf verlebte er die Zeit bis 1813 meist an der Seite seiner Mutter, Luise, geb. Gräfin von Witgenstein-Berleburg, gest. 1823, die zu den gebildetsten Frauen Deutschlands gehörte. Im J. 1813 reiste er nach England, und von da nach Brasilien. Von Rio Janeiro aus ging er, begleitet von zwei Landsleuten, Fellow und Freyreiß, und mehren Bewaffneten, versehen mit Allem, was zum Einsammeln der Naturalien gehörte, nach Cabo-Frio und von hier nach Villa S.-Salvador dos Campos dos Goaytacasas; doch die Feindseligkeiten der kriegerischen Botocuden, über welche er die ersten genauen Nachrichten gab, und der Patachos zwangen ihn von Morro d'Arara im Sommer 1816 sich nach Villa-Viçoza zu begeben. Nur Anfälle der Wilden und endemische Krankheiten bestimmten ihn, nach Caravalles, dann weiter nach Sta.-Cruz und Villa-Belmonte zu gehen, auf welchem Wege er Jauassema berührte, wo die einzigen Spuren einer menschlichen Vorzeit in diesen weiten Landstrichen angetroffen werden. Der Wunsch, weniger besuchte Gegenden kennen zu lernen, trieb ihn vom Flusse Belmonte nordwärts, quer durch die Waldungen, wo sie erst mit der Axt sich Bahn brechen mußten, bis zu den Grenzen von Minas-Geraes. Eine durch das Klima bewirkte Unpäßlichkeit bestimmte ihn, von dort aus quer durch den Sertam die Rückreise nach Bahia anzutreten, die durch einen Überfall und eine dreitägige Gefangenschaft in Nazareth, in Folge eines Misverständnisses, gestört und verzögert wurde. Dieser Unfall, verbunden mit mancherlei Verlusten, trug dazu bei, daß er am 10. Mai 1817 sich nach Lissabon einschiffte, um von da nach der Heimat zurückzukehren. Ein Theil seiner reichen Sammlungen war vor ihm bereits in Europa eingetroffen. Seine mit allem Prunke ausgestattete „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—17" (2 Bde., Frankf. 1819—20, mit Atlas in Fol.) ist ein Zeugniß seines Muthes und der Umsicht, womit er das Land längs der Ostküste Brasiliens vom 13—23° S. B. erforscht, und enthält Beweise seines Eifers für die Wissenschaft. Auch finden sich mehre Abhandlungen über naturhistorische Gegenstände in den Verhandlungen der kais. Leopoldin.-Karolin. Akademie der Naturforscher (Bd. 12, Bonn 1824). Sehr schätzbar und trefflich ausgestattet sind seine „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens" (15 Lieferungen, Weim. 1823—31) und „Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens" (4 Bde., Weim. 1824—33). Eine neue Reise unternahm er 1833 nach Nordamerika, über deren Ergebnisse aber bis jetzt noch nichts vorliegt.

Maximilianische Thürme, so genannt nach ihrem Erfinder, dem Erzherzog Maximilian von Este, sind ein Befestigungsmittel der neuesten Zeit, welches am rechten Orte angewendet von ausnehmender Wichtigkeit sein dürfte. Ein solcher Thurm hat bei 80 F. Durchmesser 30 F. Höhe und ein Souterrain von 10 F., in welchem die Munition aufbewahrt wird und ein Brunnen angebracht ist. Er zerfällt in drei gleich hohe Stockwerke, von denen das unterste Vorräthe enthält, das mittlere zur Wohnung für die Besatzung dient und in dem obern eine Anzahl Wurfgeschütze sich befindet; auf der Platteforme stehen zehn 16pfündige Kanonen, mit so eigenthümlich zweckmäßiger Affutirung, daß die an sich sehr erleichterte Bedienung auch durch die Enge des Raumes kein Hinderniß findet. Ein Graben umgibt den Thurm, und jenseit desselben ein Erdmantel von gleicher Höhe mit dem Gebäude. Die Erbauungskosten sollen nicht über 40,000 Gulden Conventionsmünze betragen. Was nun die passive Widerstandsfähigkeit eines solchen Thurms betrifft, so ist es beinahe bloßer Zufall, wenn auf die gewöhnlichen Entfernungen ein Kreis von 80 F. Durchmesser durch Verticalfeuer getroffen wird, das directe ist aber aus demselben Grunde bei der geringen Höhe und wegen des Erdmantels fast eben so wenig zu fürchten. Die active Widerstandsfähigkeit beruht auf dem Feuer aus bequem zu bedienenden schweren Ka-

libern und dem Umstande, daß der geringe Aufwand gestattet, die Thürme nur auf die wirksame Tragweite des Sechzehnpfünders auseinander zu legen und so gegenseitige Vertheidigung zu erzeugen. Die erste Anwendung dieser Thürme ist durch die östr. Regierung bei Linz (s. d.) gemacht worden.

Maximum, d. i. das Größte, nennt man diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung stattfindet oder stattfinden soll. So wurde zur Zeit der franz. Revolution für alle Lebensmittel ein höchster Preis, über den sie nicht verkauft werden durften, bestimmt, und dieser hieß das Maximum. Doch zeigte sich diese Maßregel, die anfangs sehr heilsam schien, für Landwirthschaft und Handel so nachtheilig, daß man sie abschaffte. — In der Mathematik, wo von dem Begriffe des Größten und Kleinsten (maximi et minimi) eine fruchtbare Anwendung gemacht wird, versteht man unter dem größten oder kleinsten Werthe einer veränderlichen Größe denjenigen, welcher größer oder kleiner ist als ein in der Reihe der Werthe dieser Größe vorangehender oder nachfolgender, so nahe auch beide an jenem größten oder kleinsten Werthe genommen werden. Demnach kann eine Function auch mehre Maxima und Minima haben. Die senkrechten, auf dem Kreisdurchmesser, als Achse der Abscissen, genommenen Ordinaten des Halbkreises z. B. wachsen successiv bis zum Mittelpunkte, wo sie dem Radius gleich werden und nun ein solches Maximum ihres Werthes erlangt haben. Die Frage nach den Umständen des Maximi oder Minimi, deren Beantwortung besonders die Differential-, bei einzelnen, schwierigern Problemen aber auch die Variationsrechnung (s. d.) übernimmt, ist oft von der größten Wichtigkeit. Wollte man, um dies an einem Falle deutlich zu machen, wissen, wie eine Zahl, z. B. 8, getheilt werden muß, damit das Product der Theile ein Maximum werde, so zeigt die Methode de maximis et minimis, daß dies durch Halbirung der Zahl erhalten werde, denn 4 mal 4 macht 16, 3 mal 5 aber erst 15, 2 mal 6 erst 12 u. s. w., sodaß also, unserer obigen Erklärung gemäß, in der Reihe der successiv erhaltenen Werthe 16 das Maximum ist. Hierher gehört z. B. die Frage, welches ist die Curve, auf welcher ein Körper von einem gegebenen Punkte aus bis zu einer gegebenen Linie in der kürzesten Zeit fällt? Welches ist das Viereck, das bei einem gegebenen Umfange die größte Fläche einschließt? Welcher geometrische Körper hat bei gleichem körperlichen Inhalt die kleinste Oberfläche? u. s. w. Vorzügliche Ausbildung dankt diese Lehre, deren Spuren schon in des Apollonius Werken über die Kegelschnitte zu finden sind, den Gebrüdern Bernoulli, Newton und Maclaurin. Besonders lichtvoll wurde sie aber von Euler und später von Lagrange vorgetragen. Der Schluß, auf welchem die Auffindung des Maximi und Minimi beruht, ist im Allgemeinen der, daß der Werth einer Function in der Gegend jener Werthe der ihr zu Grunde liegenden Veränderlichen, für welche die Function ein Maximum oder Minimum wird, für unendlich kleine Änderungen der veränderlichen Größen, keine Änderung erleidet. Sucht man daher mittels der Differentialrechnung Ausdrücke für die der Änderung der Veränderlichen entsprechenden Änderungen des Werthes der Function, und setzt diese Ausdrücke $= 0$, so erhält man Gleichungen, aus denen man unmittelbar diejenigen Werthe der Veränderlichen findet, für welche die genannte Function ein Maximum oder Minimum wird.

Maximus Tyrius, ein platonischer Philosoph, gebürtig aus Tyrus, lebte in Rom im 2. Jahrh. n. Chr. Wir besitzen von ihm noch 41 Abhandlungen und Reden, die von sehr untergeordnetem Werthe sind und blos ihres Stoffes wegen Beachtung verdienen. Sie wurden zuerst von Stephanus (Par. 1557), dann von Heinsius (Leyden 1607), Davis (Cambridge 1703), Ward (Lond. 1740) und Reiske (Lpz. 1774) herausgegeben.

Mayer (Joh. Tob.), ein berühmter Astronom, geb. zu Marbach im Würtembergischen am 17 Febr. 1723, und zu Eßlingen in Dürftigkeit erzogen,

bildete ſich ganz allein durch Privatfleiß zum Mathematiker, und war ſchon durch mehre ſchriftſtelleriſche Verſuche in dieſem Fache, z. B. „Allgemeine Methode zur Auflöſung geometr. Probleme" (Eßlingen 1741), bekannt, als er in die Homann'ſche Officin nach Nürnberg kam und ſich durch Verbeſſerung der Landkarten verdient machte. Nebenher verſäumte er ſeine übrige wiſſenſchaftliche Bildung nicht und erwarb ſich z. B. im lat. Styl eine Eleganz, die ihm, in ſeinem Verhältniſſe, doppelt zur Ehre gereicht. Dieſe mehrfachen Verdienſte bewirkten 1750 ſeinen Ruf als Profeſſor der Mathematik nach Göttingen, wo er auch von der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften als Mitglied aufgenommen wurde. Um dieſe Zeit beſchäftigte die Mondstheorie, behufs der Erfindung der Länge zur See, die Aſtronomen. M. überwand alle bisherige Schwierigkeiten und machte ſeinen Namen unſterblich durch ſeine Mondstafeln, nach welchen man den Ort des Mondes für jeden Zeitpunkt bis auf eine Minute genau beſtimmen kann. Er ſtarb am 20. Febr. 1762 zu Göttingen und erſt ſeine Erben erhielten, als einen Theil des von dem engl. Parlamente für Erfindung der Länge zur See ausgeſetzten Preiſes, 3000 Pf. Sterl. Zu M.'s übrigen Verdienſten um die Aſtronomie gehören: die Verbeſſerung der Winkelmeßinſtrumente, die Einführung des nachher von Borda noch vervollkommneten Multiplicationskreiſes, die Theorie der Refractionen und Finſterniſſe, die Fixſternverzeichniſſe u. ſ. w. Seine Hauptwerke ſind „Theoria lunae juxta systema Newtonianum" (Lond. 1767, 4) und „Tabulae motuum solis et lunae" (Lond. 1770). Aus ſeinen hinterlaſſenen Manuſcripten, welche auf dem Obſervatorium zu Göttingen verwahrt werden, gab Lichtenberg „Opera inedita" (Gött. 1774 Fol.) heraus. — Sein Sohn, Joh. Tob. M., geb. zu Göttingen 1752, ward 1780 Profeſſor der Mathematik und Phyſik in Altdorf, 1786 in Erlangen, 1790 in Göttingen, und ſtarb daſelbſt am 30. Nov. 1830. Seine vorzüglichen Schriften ſind „Unterricht zur praktiſchen Geometrie" (5 Bde., 4. Aufl., Gött. 1814—20); „Anfangsgründe der Naturlehre" (5. Aufl., Gött. 1823) und „Lehrbuch der höhern Analyſis" (2 Bde., Gött. 1819).

Mayr (Simon), geb. 1763 zu Mendorf unweit Ingolſtadt in Oberbaiern, erhielt durch ſeinen Vater, welcher Organiſt daſelbſt war, den erſten muſikaliſchen Unterricht. Da er nach des Vaters Willen ſtudiren ſollte, ſo bezog er die Univerſität, ward aber durch Neigung ſehr bald ganz der Muſik zugeführt. In einem Alter von 25 Jahren kam er nach Bergamo und fand an dem Grafen Peſenti einen Gönner, der ihm die Mittel verſchaffte, in Venedig, unter Leitung des Kapellmeiſters Bertoni, das Studium der Muſik fortſetzen zu können. Nach dem Tode ſeines Wohlthäters ſah er ſich genöthigt, die theatraliſche Laufbahn zu wählen. Im J. 1802 ward er Kapellmeiſter der Kirche Sta.-Maria Maggiore in Bergamo, wo er auch eine Unione filarmonica ſtiftete. Er machte lange Zeit, vorzüglich bis 1812, faſt allein Aufſehen und hat das Verdienſt, die deutſche Harmonie in die ital. Muſik übertragen zu haben. Man hat von ihm eine große Anzahl ernſthafter und komiſcher Opern, Oratorien, Cantaten u. ſ. w. Unter ſeinen ernſthaften Opern haben am meiſten Ruf: „Lodoisca", „Misteri Eleusini", „La Ginevra di Scozia" (1803), Adelasio ed Aleramo" (1807), „La rosa biancha e la rosa rossa", und „Medea in Corinto". Weniger glücklich war er im Komiſchen.

Mazarin (Jules), Cardinal und Ludwig XIV. Principalminiſter, geb. zu Piſcina in Abruzzo, nach Andern zu Rom 1602, von adeliger Herkunft, ſtudirte zu Alcala de Henares die Rechte und nahm hierauf unter den päpſtlichen Truppen Kriegsdienſte. Er ſtand als Capitain bei ſeinem Corps im Veltlin, als er im Auftrage des Generals Torquato Conti den Waffenſtillſtand zu Rivalta am 14. Sept. 1630 zwiſchen den franz., ſpan. und kaiſ. Generalen unterhandelte. Damals ſtellte ihn der Nuntius Bagni Ludwig XIII. und dem Cardinal Richelieu als einen ausgezeichneten Mann vor. Als der Krieg über die Erbſchaft des Herzogthums Mantua ausgebrochen war, hatte M. als päpſtlicher Miniſter mehre Zu-

sammenkünfte mit Richelieu und begab sich selbst nach Grenoble zu Ludwig XIII. Vermöge seiner Verbindungen mit Frankreich und Spanien war er zum Unterhändler zwischen Beiden geschickt. Hierbei erwarb er sich die Freundschaft Richelieu's, und Ludwig XIII. ließ ihn 1641 von Urban VIII. zum Cardinal erheben, worauf er Mitglied des Staatsraths wurde. Richelieu empfahl ihn sterbend dem Könige so dringend, daß dieser ihn in seinem Testamente zum Mitgliede des Regentschaftsraths ernannte. Nach Ludwig XIII. Tode, 1643, übertrug ihm die Königin Anna von Östreich, als Regentin, die Stelle eines ersten Ministers. M. wurde damals für den Geliebten der Königin gehalten, und Einige haben aus dieser Vertraulichkeit den Ursprung der Eisernen Maske (s. d.) ableiten wollen. Er trat anfangs mit vieler Bescheidenheit und Einfachheit auf, allein dessenungeachtet bildete sich eine mächtige Partei gegen ihn. Man haßte ihn schon als Ausländer auf dem höchsten Posten und machte seine Person, Sitten und schlechte Aussprache lächerlich. Überdies seufzte das Volk unter schweren Abgaben. Endlich brach der Bürgerkrieg (s. Fronde) aus, der die Königin nöthigte, nebst dem König und dem Minister, welchen das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe ächtete, nach St.-Germain zu flüchten, bis 1649 eine Vergleichung der Königin mit dem Parlamente zu Stande kam. Allein der Prinz Condé, dem der Staat diese Aussöhnung verdankte, zeigte allen Parteien wenig Mäßigung. Er machte M. lächerlich, wo er nur konnte, behandelte die Königin mit Trotz und verhöhnte die Regierung. M. bewog daher die Königin, Condé nebst seinem Bruder, dem Prinzen Conti und dem Herzog von Longueville verhaften zu lassen. Allein das Parlament erließ 1651 einen Beschluß, der M. aus dem Reiche verbannte und den Hof nöthigte, die Prinzen freizugeben. M. flüchtete erst nach Lüttich, dann nach Köln; doch auch von dort regierte er den Hof und Frankreich. Als der König volljährig geworden, rief er M. im Febr. 1652 zurück, der, von einem kleinen Heere von 7000 M. begleitet, das er auf eigne Kosten aufgestellt hatte, in Paris einzog. Auf die erste Nachricht seiner Rückkehr erneuerte das Parlament seine Beschlüsse, verbannte M. und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Zugleich begann der Prinz Condé, mit den Spaniern im Bunde, den Krieg gegen den König, dessen Heer Turenne befehligte, sodaß sich M. endlich genöthigt sah, aufs Neue den Hof zu verlassen. Er begab sich nach Sedan, doch sobald die Ruhe wiederhergestellt war, rief ihn auch der König im Febr. 1653 nach Paris zurück. Ludwig XIV. nahm ihn wie einen Vater, das Volk wie einen Herrn auf. Die Prinzen, die Gesandten und das Parlament eilten ihm aufzuwarten. Darauf wurden die Unruhen in den Provinzen ganz gedämpft, und Condé, der sich in die span. Niederlande geflüchtet hatte, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt. Nun setzte M. den Krieg gegen Spanien mit verdoppelter Anstrengung fort und verband sich dazu mit Cromwell 1656. Dadurch bewirkte er für Frankreich einen rühmlichen Frieden, den er selbst 1659 unterhandelte und welchem die Vermählung des Königs mit der Infantin von Spanien folgte. Beide Verhandlungen machten M.'s Politik die größte Ehre. Jetzt war er mächtiger als je; er trat mit kön. Pomp auf; außer seinen Trabanten folgte ihm eine Compagnie der Musketiergarde. Dagegen verlor die Königin Mutter ihr Ansehen. Übrigens that M. in dieser Zeit der Ruhe nichts für Rechtspflege, Handel, Seemacht und Finanzen. Die acht Jahre seiner unbeschränkten Herrschaft bezeichnet nicht eine einzige rühmliche Anstalt, denn das Collége des quatre nations war eine Verfügung seines Testaments. Die Finanzen verwaltete er wie der Intendant eines verschuldeten Herrn. Er häufte mehr als 200 Mill. auf, wobei er oft Mittel gebrauchte, die eines ehrlichen Mannes unwürdig sind. Dies beunruhigte ihn, als er sein Ende herannahen fühlte. Daher rieth ihm Colbert, dem Könige eine Schenkung mit seinem gesammten Vermögen zu machen, der sie ihm unfehlbar zurückgeben würde. Der König nahm die Schenkung an, und schon fing M. an

ängstlich zu werden, als der König sie ihm nach Verlauf von drei Tagen zurückgab. M. starb am 9. März 1661 und hinterließ als Erben den Marquis La-Meilleraie, welcher seine Nichte Hortense Mancini heirathete und den Titel Herzog von Mazarin annahm. Außerdem hatte er einen Neffen, den Herzog von Nevers, und vier andere Nichten, welche der Prinz von Conti, der Connetable Colonna, der Herzog von Mercoeur und der Herzog von Bouillon heiratheten. M.'s Talente waren nicht hervorstechend genug, um seine Herrschsucht, Habsucht, Furchtsamkeit, List und Kleinmuth zu verdecken. Sein größtes Verdienst war die Kunst zu unterhandeln. Er besaß ganz die dazu nöthige Feinheit, Geschmeidigkeit und Menschenkenntniß und zeigte sie im westfäl. und pyrenäischen Frieden. Er brachte Elsaß an Frankreich und sah es vielleicht voraus, daß Frankreich einst über Spanien gebieten könnte. Das Äußere M.'s war sehr einnehmend. Mit der schönsten Gesichtsbildung verband er den heitersten Ton im Umgange, welcher ihm Alle gewann, denen er gefallen wollte. Sein Herz war kalt, ohne Haß und ohne Freundschaft. Seine unbewegliche Ruhe konnte keine Leidenschaft stören, und Niemand konnte ihm ein Geheimniß entlocken. Gegen Privatpersonen vergaß er oft, was er versprochen, aber Staatsverträge hielt er gewissenhaft, um die Achtung gegen Frankreich, die Richelieu verscherzt hatte, wiederherzustellen. Seine „Lettres, où l'on voit les négociations pour la paix des Pyrénées" (2 Bde., Par. 1745, 12.) wurde öfter gedruckt. Vgl. Aubery's „Histoire du Card. M." (4 Bde., Amst. 1751), und Richard's „Parallèle du Card. Richelieu et du Card. M." (Amst. 1716).

Mazeppa (Johann), Hetman der Kosacken, in Podolien geboren, stammte aus einer armen adeligen poln. Familie. Er wurde bei Johann Kasimir Page, der das Wohlleben und die Frauen, aber auch die Künste und die Literatur liebte, und erhielt dadurch Gelegenheit, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Ein Abenteuer wurde der Grund seiner spätern Erhebung. Ein poln. Edelmann nämlich überraschte M. bei seiner Gemahlin. In seiner Rache ließ er ihn nackt auf ein wildes Pferd binden und gab ihn seinem Schicksale preis. Das Pferd war aus der Ukraine und richtete dahin seinen Lauf. Einige Bauern nahmen sich des Unglücklichen an; es wurde ihm wohl unter ihnen, und ihr kriegerisches Nomadenleben sagte ihm zu. Er machte sich durch Gewandtheit, Körperstärke und Tapferkeit bemerkbar und beliebt. Seiner Kenntnisse und Einsichten wegen ward er Secretair und Adjutant des Hetman Samoilowitz, und 1687 an dessen Stelle erwählt. Auch gewann er das Vertrauen Peter's des Großen, der ihn mit Würden überhäufte. Zum Fürsten der Ukraine erhoben, entschloß er sich, ebenso unruhig als thätig, aus der ihm lästigen, untergeordneten Stelle herauszutreten. Er näherte sich Karl XII., der damals Polen einen König gegeben hatte, suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Zars zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Diese und andere Ränke, welche M. gegen Peter eingeleitet hatte, wurden endlich dem Letztern durch Kotschubey, Kosackengeneral, und Isra, Obersten von Pultawa, entdeckt. Peter maß jedoch diesen Beschuldigungen keinen Glauben bei, schickte die beiden Ankläger M. selbst zur Bestrafung zu, der die Frechheit hatte, sie hinrichten zu lassen. Als endlich Peter die Augen geöffnet wurden, ließ er viele Anhänger M.'s einziehen und hinrichten, ihn selbst aber im Bildniß aufhängen. Mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern wendete sich M. nun zu Karl XII. und hatte großen Antheil an dem verunglückten Zuge in die Ukraine. Nach der Niederlage bei Pultawa flüchtete er sich 1709 nach Bender, wo er noch in demselben Jahre gestorben sein soll. Lord Byron hat M. zum Helden eines seiner schönsten Gedichte gemacht.

Mazzola (Francesco), genannt il Parmegiano oder Parmegianino, einer der berühmtesten Maler der lombard. Schule, geb. zu Parma 1503, war ein Sohn des Malers Filippo Mazzola, mit dem Beinamen dell' Erbette Sein

Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, verschaffte ihm den Unterricht seiner Oheime und seines Landsmanns Marmitta. In seinem 16. Jahre vollendete er die Taufe Christi, ein Gemälde (jetzt im Palaste des Grafen Sanvitali), das von seinem ungemeinen Talente zeugt. Correggio's Anwesenheit in Parma, um 1521, machte ihn mit dem Style dieses Meisters bekannt. Um 1522 malte er unter Anderm eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Hieronymus und Bernardin von Feltri, ein ausgezeichnetes Gemälde (im Kloster della Nunziata), das aber durch Zeit und ungeschickte Hände gelitten hat. In Rom, welches er 1523 in der Hoffnung besuchte, dem Papste Clemens VII. Proben seiner Talente zu geben, machte der Anblick der Werke Rafael's den tiefsten Eindruck auf ihn, dessen Folgen sich auch in seinen spätern Werken zeigten, indem er sich von nun an eine Manier bildete, welche Correggio's Grazie und Rafael's Ausdruck zu vereinigen suchte, weshalb man ihn auch den kleinen Rafael, il Rafaellino, nannte. Bei der Einnahme Roms im J. 1527 erlitt er bedeutende Verluste, ging hierauf nach Bologna, wo ihm der Kupferstecher Fantuzzi, gewöhnlich Antonio da Trento genannt, mehre seiner Handzeichnungen entwendete, welche später in der Sammlung des Grafen Arundel wiedergefunden und vom Grafen Zanetti nach Italien gebracht wurden. Von Letzterm wurden sie 1749, bewunderungswürdig in Holz geschnitten und in mehren Platten farbig abgedruckt, herausgegeben, nach Art der frühern Blätter in Helldunkel. Zu den ausgezeichnetsten Gemälden, welche M. in Bologna arbeitete, gehört der h. Rochus für die Kirche des h. Petronius, die jetzt in der dresdener Galerie befindliche Madonna della rosa, welche er aus einer Venus zur Madonna umgestaltet hatte, und die h. Margaretha. Später ging er in sein Vaterland zurück, arbeitete den Cupido, welcher Bogen schnitzt, und begann dann die neu erbaute Kirche della Steccata mit mehren Gemälden auszuschmücken. Doch seine Gesundheit hatte sehr gelitten, sodaß ihm das Arbeiten sehr schwer wurde. Als die Aufseher des Baus seine Nachlässigkeit bemerkten, ließen sie ihn, da er bereits im Voraus eine Summe erhalten hatte, ins Gefängniß setzen. Zwar gaben sie ihn auf die wiederholte Versicherung, die Arbeit zu vollenden, wieder frei; doch M., über diese Behandlung empört, entfloh nach Casalmaggiore, wo er 1540 starb. Seine Arbeiten, vorzüglich Staffelbilder, sind außerordentlich selten. An seinen Gemälden lobt man die Grazie der Figuren, besonders in den Köpfen und Drapirungen. Algarotti und Mengs tadeln an ihm, daß er oft nach einer gesuchten Grazie gestrebt habe, und Fiorillo tadelt an seinen Gemälden den Misbrauch der Schlangenlinien, sowie das Einwickeln der Glieder. Seine Figuren sind etwas lang; dagegen rühmt man die Leichtigkeit, mit welcher er seine Compositionen entwarf und den kühnen Pinselstrich, tadelt hingegen seine Geziertheit, daß er zu oft gegen die Proportion gefehlt und die Natur zu wenig zu Rathe gezogen habe. Mit Unrecht hat man ihn sonst als Erfinder der Ätzkunst angesehen, die schon von A. Dürer geübt, in Italien jedoch zuerst von M. angewandt wurde, dessen Blätter hohe Auszeichnung verdienen. Er hatte mehre und sehr geniale Schüler, deren Arbeiten oft mit den seinigen verwechselt werden. Girolamo Mazzola suchte ihn zu erreichen und vollendete einige seiner Gemälde.

Méchain (Pierre Franç. André), Astronom, geb. 16. Aug. 1744 zu Laon, kam 1772 nach Paris, wo Lalande sich seiner annahm, machte sich 1781 durch die Entdeckung und Berechnung zweier Kometen bekannt, und gehörte zu Denen, welche die ersten Überschläge wegen der muthmaßlichen Bahn des kurz vorher entdeckten Planeten Uranus entwarfen. Sein Ruf stieg, als er 1782 den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 gesetzten Preis gewann. Seitdem entdeckte M. elf Kometen, deren Bahnen er auch berechnete, wie denn überhaupt keine wichtige Erscheinung am Himmel ihm entging. Seine Beobachtungen legte er in der „Connaissance des temps" nieder, die er seit

1788—94 herausgab. Als die constituirende Versammlung die Einführung eines neuen Maßsystems verordnet hatte, das auf den Erdmeridian gegründet sein sollte, war M. einer der Astronomen, die den Meridianbogen zwischen Dünkirchen und Barcelona messen sollten. Er bekam auf seinen Antheil an dieser schwierigen Operation die zwischen Barcelona und Rhodez liegende Gegend, wo noch nie Meridianmessungen vorgenommen worden waren; dabei hatte er noch mit großen aus den damaligen politischen Verhältnissen entspringenden Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die span. Regierung nicht nur die Fortsetzung seiner Trianguli-rung verhinderte, sondern auch ihn eine Zeit lang seiner Freiheit beraubte. Erst 1803 konnte er zu seinen Arbeiten zurückkehren, um sie bis zu den balearischen Inseln fortzusetzen. Er starb am 12. Sept. 1804 zu Valencia am gelben Fieber, ein Opfer seines unermüdlichen Eifers für seine Wissenschaft. Außer seinen Abhandlungen in der „Connaissance des temps" und seinen Denkschriften über verschiedene Kometen findet man auch in der von Delambre herausgegebenen „Base du système métrique décimal" (3 Bde., Par. 1806—10) die Ergebnisse seiner Beobachtungen.

Mechanik ist der Theil der angewandten Mathematik (s. d.), wo vornehmlich Kräfte und Wirkungen als mathematische Größen betrachtet und behandelt werden. Aller Materie wohnen ursprünglich Kräfte bei; sie äußern sich durch Wirkungen, und man vermag von der Größe der einen auf die Größe der andern zu schließen, und umgekehrt; sie lassen sich messen oder berechnen. Eine Wirkung der Kraft ist Veränderung des Orts im Raume oder Bewegung. Je nachdem man nun dieses ins Auge faßt, nennt man die Lehre von der bestimmbaren Bewegung im Allgemeinen auch Mechanik, sowie die Lehre von der meßbaren Kraft Dynamik (s. d.). Es befinden sich aber auch die Kräfte in einer beständigen Wechselwirkung, bald bewegend, bald widerstrebend, und bewirken entweder, was wir Ruhe, Stillstand, Gleichgewicht nennen (s. Statik), oder wiederum Bewegung; davon handelt die Mechanik im engern Sinne. Bei flüssigen Körpern werden jedoch diese Lehren in der Hydrostatik und Hydraulik und bei luftförmigen Materien in der Aërometrie oder Pneumatik abgehandelt. Die Anwendung der mechanischen Lehren wird auch, besonders wenn die Hülfsmittel in Betracht kommen, durch welche Kräfte und Wirkungen erhöht werden können, technische Mechanik, Maschinenlehre genannt. Unstreitig hat sich der menschliche Verstand nirgend in so erstaunlicher Schärfe gezeigt, als in der Anwendung der höhern mathematischen Lehren und Calculs auf die bewegenden Kräfte. Geschah aber gleich die wissenschaftliche Ausbildung erst in spätern Zeiten, so finden wir doch schon sehr früh die Kenntniß der einfachen mechanischen Werkzeuge, wie Hebel, Winde, Flaschenzug, Keil u. s. w., und den Gebrauch von Maschinen beim Bau- und Kriegswesen der Alten, durch welche oft die größten Erfolge hervorgebracht wurden. In den Schriften des Aristoteles trifft man bereits Spuren, wenngleich dunkel, von mechanischen Lehren. Archimedes erklärt die Eigenschaften des Hebels und hat die Lehre vom Schwerpunkte, von der Schraube, vom Flaschenzuge begründet. Doch scheint man bis zum 16. Jahrh. nicht weiter darüber gedacht zu haben. Erst um 1577 versuchte der Marquis Guido Ubaldi die Mechanik wissenschaftlich zu betrachten und alle Maschinen auf den Hebel zurückzuführen; weiter ging der Italiener Benedetti. Stevinus, ein Niederländer, stellte 1586 Systeme der Statik und Hydrostatik auf, und der Römer Valerius bildete die Lehre vom Schwerpunkte weiter aus. Galilei legte den Grund zu der Lehre von der Schwerkraft, welche Torricelli erläuterte. Den wichtigsten Fortschritt veranlaßte Newton (s. d.), nächst ihm Leibnitz und Joh. und Dan. Bernoulli. Die Gesetze der Bewegung des Pendels, durch Galilei aufgestellt, erklärte besonders Huyghens, der auch die Mechanik durch wichtige Entdeckungen bereicherte. Er löste das

Problem des Centrums der Oscillation zuerſt und ſtellte mit Wallis und Wren die Geſetze der Colliſion auf. Borelli erklärte die Lehren von der Percuſſion, Varignon die vom Gleichgewichte. Mariotte bearbeitete die Mechanik wiſſenſchaftlich für die Franzoſen, d'Alembert, Euler und d'Arcy die Dynamik. Lagrange's „Mécanique analytique" iſt das wichtigſte Werk über die Mechanik, beſonders durch ſyſtematiſche Darſtellung; nächſt ihm leiſteten Vorzügliches unter den Deutſchen Lambert, Käſtner, Karſten, Langsdorf, Eytelwein und v. Baader, und unter den Franzoſen und Engländern Bezout, Prony, Francoeur, Carnot, Robiſon, Gregory, Playfair u. A.

Mechaniſch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anſtoß, ohne innere Bewegung bewirkt wird. (S. Maſchine.) Man ſetzt das Mechaniſche aber auch dem Dynamiſchen und dem Organiſchen entgegen. Eine mechaniſche Erklärung des Lebens der Dinge nennt man eine ſolche, welche durch äußere Verhältniſſe, durch Zuſammenſetzung und Trennung, wie z. B. die Atomiſtiker, die von Innen ausgehende Entwickelung zu erklären meint. Mechaniſche Künſte ſind, den äſthetiſchen entgegengeſetzt, ſolche, deren Erzeugniſſe nicht auf freier Thätigkeit der Phantaſie beruhen, ſondern hauptſächlich dem Verſtand und der äußern Fertigkeit ihren Urſprung verdanken und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem phyſiſchen Bedürfniſſe dienen, insbeſondere die Hervorbringung mechaniſcher Werkzeuge bezwecken. Letztere ſind ſolche Kunſterzeugniſſe, welche nach mathematiſchen und phyſikaliſchen Geſetzen verfertigt und angewendet werden, z. B. Cirkel, Maßſtäbe, Luftpumpen, muſikaliſche Inſtrumente u. ſ. w.; insbeſondere aber Maſchinen im eigentlichen Sinne, d. i. künſtlich zuſammengeſetzte Werkzeuge. Mechanismus heißt daher der Bau oder die innere Einrichtung einer Maſchine, als ſolcher.

Mecheln, franz. Malines, der Hauptort eines Bezirks in der belg. Provinz Antwerpen an der Dyle, zwiſchen Löwen, Brüſſel und Antwerpen, eine ſchöne Stadt von 22,000 Einw., mit breiten Gaſſen und anſehnlichen Gebäuden, der Sitz eines Erzbiſchofs, der ſonſt den Titel als Primas der Niederlande führte, gab der alten Grafſchaft Mecheln den Namen und gehörte zum ehemaligen öſtr. Brabant. Sehenswerthe Gebäude ſind das Zeughaus mit der Stückgießerei, das Rathhaus, die Hauptkirche mit ihrem 348 F. hohen Thurme, das Beguinenhaus, worin gegen 800 Frauen unterhalten werden, das Leihhaus und der erzbiſchöfliche Palaſt. Die Stadt hat eine katholiſche Univerſität, welche am 4. Nov. 1834 eröffnet wurde, eine Malerakademie, wichtige Spitzenmanufacturen, viele große Hut-, Wollbecken-, Tuch-, Leder-, Tapeten- und andere Fabriken und bedeutende Bierbrauereien. Bei hoher Flut können ſelbſt ſchwer beladene Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen.

Mecheln oder Mecken (Iſrael von), Vater und Sohn, Maler, Goldſchmiede und Kupferſtecher, lebten im 15. Jahrh. Der Sohn, geb. zu Bocholt bei Mecheln, hatte in der Kupferſtechkunſt Franz von Bocholt zum Lehrer und lebte ſpäter zu Bocholt, wo er um 1503 ſtarb. Beider Kupferſtiche ſind ſehr ſelten und geſucht; ſie tragen noch das Gepräge des ſteifen und unbeholfenen Geſchmacks, ſowie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perſpective, wodurch ſich die damalige Kunſtperiode charakteriſirt. Stehen auch ihre Arbeiten in Hinſicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt denen des Martin Schön beiweitem nach, ſo ſind ſie doch wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung und für die Geſchichte der Kunſt ſchätzbar. Ob der ältere Iſrael von Mecheln der Iſrael von Meckenen ſei, von welchem die deutſchen Kunſtſammlungen, beſonders die der Gebrüder Boiſſerée, und die Moritzkapelle in Nürnberg ausgezeichnete Bilder beſitzen, iſt noch nicht ermittelt.

Mechitariſten, eine Congregation armeniſcher Chriſten auf der Inſel S.-Lazaro, ungefähr eine Stunde von Venedig, wurde von dem Armenier Me-

chitar, geb. 1676 zu Konſtantinopel, am 8. Sept. 1701 geſtiftet und zwar zu dem Zwecke, die armeniſche Nationalliteratur zu heben und die Kenntniß der altarmen. Sprache zu beleben und zu verbreiten. In Konſtantinopel dem armen. Patriarchen verdächtig geworden, ließ der Stifter ſeine Schüler nach Morea gehen und erhielt 1703 von der venetian. Regierung, unter welcher Morea damals ſtand, die Erlaubniß, zu Modon ein Kloſter und eine Kirche zu erbauen. Um dieſe Zeit trat er zu den mit der katholiſchen Kirche unirten Armeniern über, worauf 1712 die Congregation, die nun eine dem Benedictinerorden nachgebildete Regel erhielt, von Clemens XI. beſtätigt wurde. Der Krieg zwiſchen den Venetianern und Türken nöthigte die Glieder derſelben 1715 nach Venedig zu flüchten, wo ſie 1717, als ihr Kloſter und ihre Kirche zu Modon durch die Türken zerſtört worden war, durch den Senat die Inſel S.-Lazaro geſchenkt erhielten. Von allen Seiten floß ihr Unterſtützung zu, ſodaß Kirche und Kloſter ſehr bald aufgeführt werden konnten. Ihr Abt Mechitar ſtarb am 16. Apr. 1749; ihm folgte Stephan Melkonean aus Konſtantinopel, dieſem Akonzio Biurer, geb. 1740 in Siebenbürgen, der den Titel eines Erzbiſchofs von Sunik erhielt und 1824 ſtarb, und dieſem Placidus Sukias Somal. Die Congregation beſchäftigt ſich fortwährend mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen, hat eine Akademie, welche aus allen Gliedern des Ordens beſteht, die den Grad eines Doctors erlangt haben, und auch Auswärtige als Ehrenmitglieder aufnimmt, und beſitzt eine eigne Buchdruckerei, aus welcher eine Menge zum Theil ſehr großer Werke hervorgegangen ſind. — Auch in Wien iſt eine Mechitariſtencongregation, welche ſich nächſt literariſchen Beſchäftigungen der Jugendbildung widmet und den Verlag gemeinnütziger Schriften beſorgt.

Meckel, eine um Anatomie und Medicin hochverdiente Familie. — Joh. Friedr. M., der Ältere, geſt. 1774, erwarb ſich durch mehre in den Schriften der berliner Akademie befindliche Abhandlungen, namentlich durch ſeine Diſſertation: „De quinto pare nervorum cerebri" (Gött. 1748), den Ruhm eines der erſten Anatomen, die je gelebt haben. — Sein Sohn, Phil. Friedr. M., geſt. 1803 als Profeſſor der Chirurgie und Entbindungskunſt zu Halle, verband den Ruhm eines wiſſenſchaftlichen Lehrers mit dem eines vielbeſchäftigten und glücklichen Praktikers. — Des Letztern Sohn, Joh. Friedr. M., der Jüngere, geb. zu Halle am 17. Oct. 1781, machte ſich ſchon durch ſeine Inauguraldiſſertation „De conditionibus cordis abnormibus" rühmlichſt bekannt, unternahm dann eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Deutſchland, Italien und Frankreich und widmete ſich vorzugsweiſe dem Studium der comparativen Anatomie, für welche er in Deutſchland unſtreitig das Meiſte geleiſtet hat. Er ſtarb als Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie zu Halle am 31. Oct. 1833. Unter ſeinen Schriften zeichnen wir aus die Überſetzung von Cuvier's „Vergleichender Anatomie" (4 Bde., Lpz. 1809—10), welche in den Anmerkungen einen Schatz der ſeltenſten Kenntniſſe enthält, der dieſelbe weit über das Original ſtellt; ſeine „Beiträge zur vergleichenden Anatomie" (2 Bde., Lpz. 1809—13), reich an eigenthümlichen und ſcharfſinnigen Anſichten, und das „Syſtem der vergleichenden Anatomie" (6 Bde., Halle 1821—33); ferner das „Handbuch der pathologiſchen Anatomie" (3 Bde., Lpz. 1812—18), das „Handbuch der menſchlichen Anatomie" (4 Bde., Halle 1815—20), die „Tabulae anatomico-pathologicae" (4 Hefte, Lpz. 1817—26, Fol.), die „Descriptio monstrorum" (Lpz. 1826, 4.) u. a. Schriften. Alle zeugen von dem unermüdlichſten Fleiße bei den mühſamſten Unterſuchungen, von ſeltenem Scharfſinn in Aufſtellung von Vergleichungen und Combinationen und tiefer Einſicht in die Bildungsgeſetze des Lebens. Eine von ihm mit Glück empiriſch nachgewieſene Idee war die, daß der menſchliche Organismus bei ſeiner Bildung ſtufenweiſe ſich entwickele, und dieſe Stufen bleibenden Bildungen der Thierclaſſen entſprechen, wie er auch in den ſogenannten Misgeburten nur Hemmungsbildungen oder ein Stehenbleiben auf niedern Bildungsſtufen erkannte.

Einzig in Deutschland, als Privatbesitz, war sein anatomisches Museum, welches sein Großvater gestiftet, sein Vater erweitert, er selbst aber mit unschätzbaren Beiträgen, namentlich für vergleichende Anatomie, durch Ankäufe und seltene Präparate bereichert hat.

Mecklenburg, Großherzogthum im ehemaligen niedersächs. Kreise, grenzt ostwärts an Pommern, südwärts an die Mark Brandenburg, westwärts an Lüneburg, Lauenburg und Lübeck, und nordwärts an die Ostsee und ist gegenwärtig in die beiden Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz getheilt. Das Land hat einen Flächeninhalt von 254 □M. mit 531,400 Einw. (ohne Ratzeburg), keine Berge, aber viele Seen und Wälder, in einigen Gegenden Sandstriche, und ist im Ganzen fruchtbar, besonders für Getreidebau und Viehzucht. In M.-Schwerin gibt es 62 Landseen von mindestens ¼ Meile Länge, außerdem viele kleine; der größte, der Müritzsee, ist 3¾ M. lang, 1¾ M. breit; der Malchinersee hat malerische Umgebungen. In M.-Strelitz hat der Kreis Stargard allein 53 Seen von mindestens ¼ M. Länge; der größte ist der Tollensee. Hauptflüsse sind die Warnow und die Elde, welche durch mehre Seen geht, die Stör aufnimmt und bei Dömitz in die Elbe fällt. Ausfuhrartikel sind: Getreide, Erbsen, Futterkräuter, Wolle, Pferde, Vieh, Butter u. s. w. In Sülz ist ein Salzwerk; sonst hat das Land an Mineralien nur Kalk, Gyps, Braunkohlen und Torf. Vor der Völkerwanderung bewohnten die Küsten der Ostsee im heutigen M. Heruler und Vandalen, denen, als sie dem Zuge der Völker nach S. folgten, slawische (wendische) Stämme von O. her folgten. Zwei der mächtigsten von diesen Stämmen, die Obotriten und Wilzen, standen in verjährter Feindschaft. Erstere, welche zur Zeit Karl's des Großen aus den eigentlichen Obotriten im westl. M., den Polaben in Ratzeburg und Lauenburg und den Wagriern in Holstein bestanden, überwanden um 782 die Wilzen im östl. M. zwischen der Warnow und Peene. Seitdem hatte der obotritische König eine Art Obergewalt über die wilzischen Fürsten der Redarier, Kessiner, Circipaner und Tollenser. Die Bekehrung und Unterwerfung der Slawen verursachte langwierige und verheerende Kriege. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern, eroberte endlich das Land und verwüstete es dergestalt, daß die wenigen noch übrigen Einwohner keine neuen Versuche, die Religion ihrer Väter und die angestammte Freiheit zu behaupten, wagen durften. Nachher versöhnte sich Heinrich mit dem wendischen Fürsten Pribislav, nachdem dieser ein Christ geworden, vermählte seine Tochter Mathilde mit Heinrich Burewin, dem Sohne des Pribislav, und räumte dem Vater 1167 seine Erbländer, mit Ausschluß der Grafschaften Schwerin und Danneberg und der Bisthümer Schwerin und Ratzeburg, unter dem Namen eines Fürstenthums wieder ein. Pribislav wurde 1170 zum deutschen Reichsfürsten erklärt und ist der obotritische Stammvater der nachfolgenden mecklenburg. Fürsten, der einzigen in Europa von slawischer Abkunft. Den Namen Mecklenburg nahmen sie von dem alten obotrit. Hauptorte Meklinborg an, jetzt ein Dorf zwischen Wismar und Brüel. Unter den Nachfolgern Heinrich Burewin's wurde das Land 1226 getheilt, woraus vielfältige Familienzwiste entsprangen. So entstanden nach dem Tode Heinrich Burewin II. durch die Theilung unter seine Söhne die vier Linien von M., Güstrow, Rostock und Parchim, wovon jedoch die beiden letztern bald erloschen. Johann, Theologus genannt, gest. 1264, welcher M. erhielt, wurde von der pariser Universität zum Doctor der Theologie creirt. Sein Enkel, Heinrich der Löwe, 1302 — 29, brachte durch seine Gemahlin, des Markgrafen Albrecht zu Brandenburg Tochter, die Herrschaft Stargard als ein Heirathsgut an sein Haus. Heinrich's Söhne, Albrecht und Johann, stifteten die Linien zu Stargard und zu Schwerin, und wurden 1340 vom Kaiser Karl IV. zu Herzogen erhoben. Als 1436 die güstrow-

sche Linie erloschen und 1471 Ulrich II., Herzog zu Stargard, gestorben war, wurde Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrecht's, Herr von ganz M. Kurbrandenburg aber bestritt die Erbfolge, und zu Wittstock wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Heinrich die ganze Erbschaft behielt, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen der mecklenburg. Herzoge das ganze Land erben sollte. Heinrich's des Fetten Enkel, Adolf Friedr. I. und Joh. Albert II., stifteten die Linien Schwerin und Güstrow. Beide wurden 1627 vom Kaiser Ferdinand II., wegen ihres Bündnisses mit Dänemark, entsetzt, und Wallenstein zum Herzog von Mecklenburg ernannt; allein schon 1632 setzte Gustav Adolf die rechtmäßigen Fürsten wieder ein. In der schwerinischen Linie stifteten nach dem Tode Adolf Friedr. I. seine nachgeborenen Söhne die Nebenlinien Grabow und Strelitz; der erstgeborene Sohn, Christian Ludwig, folgte in Schwerin. Im westfäl. Frieden wurden von der schwerin. Linie der Krone Schweden die Stadt Wismar und die Ämter Pöhl und Neukloster abgetreten; als Entschädigung erhielten die Herzoge die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniter-Commenthureien Mirow und Nemerow. Als 1692 Herzog Christian Ludwig ohne Kinder starb, entstand über die Nachfolge unter den Nebenlinien Grabow und Strelitz zwischen Friedr. Wilh. und Adolf Friedr. II. ein Streit, der dadurch noch vermehrt wurde, daß 1695 auch die güstrowsche Linie ausstarb. In dem Vergleiche zu Hamburg wurde endlich 1701 beschlossen, daß die ältere Linie von Grabow Schwerin und Güstrow, Herzog Adolf Friedr. zu Strelitz aber das Fürstenthum Ratzeburg, die Herrschaft Stargard nebst Mirow und Nemerow, ingleichen eine jährliche Pension von 9000 Speciesthalern erhalten sollte. Auch wurde das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Auf Friedr. Wilh., den Stifter der neuen schweriner Linie, folgte 1713 sein Bruder, Karl Leopold, der wegen Beeinträchtigung der Stände durch eine kais. Commission 1728 der Regierung entsetzt wurde. Statt seiner wurde sein Bruder, Christian Ludwig, Administrator des Landes. Der Versuch Karl Leopold's, sich der Regierung gewaltsam wieder zu bemächtigen, schlug fehl. Nach seinem Tode, 1747, wurde Christian Ludwig II. regierender Herzog. Ihm folgte 1756 sein Sohn Friedrich, und diesem 1785 sein Brudersohn, der jetzige Großherzog Franz Friedrich, geb. 10. Sept. 1756, vermählt mit Luise, Prinzessin von Sachsen-Gotha, welche 1808 starb. Er erkaufte 1803 durch den Vertrag mit Schweden die im westfäl. Frieden abgetretenen Ämter und die Stadt Wismar für 1,200,000 Thlr. und vereinigte sie wieder mit Schwerin. Auch wurden ihm im Reichsdeputationsschlusse von 1803 sieben lübeckische Dörfer als Entschädigung für zwei protestantische Kanonikate im Dom zu Strasburg zuerkannt, auf welche er im osnabrücker Frieden eine Anwartschaft erhalten hatte. In der strelitzischen Linie folgte dem Herzog Adolf Friedr. II. sein Sohn Adolf Friedr. III., diesem seines Bruders Sohn, Adolf Friedr. IV. und diesem 1794 sein Bruder, Herzog Karl Ludwig Friedrich, gest. 6. Nov. 1816. Sein Nachfolger ward sein Sohn Georg Friedrich Karl, geb. 12. Aug. 1779 und vermählt mit der Prinzessin von Hessen-Kassel, Luise, welche ihm am 17. Oct. 1819 den Erbgroßherzog, Friedr. Wilh., gebar. Sein Bruder, der Herzog Karl Friedr. Aug., geb. 30. Nov. 1785, ist preuß. General und Präsident des Staatsraths. Beide Großherzogthümer traten 1807 zum Rheinbunde, dem beide am 25. März 1813 wieder entsagten, nahmen 1815 den großherzoglichen Titel an und haben beim Bundestage im engern Rathe zusammen eine Stimme. Sie führen ein gemeinschaftliches Wappen und beide den Titel: Großherzog von M., Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr. Ihre Lande stehen durch Hausverträge von 1701 und 1755 in genauer Verbindung, deren Landstände einen Körper, die alte Landesunion, bilden. Auch besitzen beide Herzoge gemeinschaftlich mit den Ständen das Oberappellationsgericht zu Parchim. Im Übrigen herrschen beide Häuser

ganz unabhängig voneinander. Die herrschende Kirche ist die protestantische. Erst 1820 wurde in M. die ziemlich strenge Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit aufgehoben, jedoch „unbeschadet anderweitigen wechselseitigen Übereinkommens". M.-Schwerin hat auf 224 □M. 460,600 Bewohner, darunter 3150 Juden, in 41 Städten, 11 Marktflecken und 2001 Dörfern. Der Herzog besitzt davon an Domainen 95 □M., mit 990 Ortschaften. Die Staatseinkünfte betragen über 2,300,000 Gldn.; die Staatsschulden, mit Einschluß der mecklenburg-strelitzischen, 9½ Mill. Gldn. Die Hauptstadt ist Schwerin (s. d.), die Residenz Ludwigslust mit 4700 Einw. und sehr reizenden Anlagen. Im Plenum der Bundesversammlung hat es zwei Stimmen und als Bundescontingent stellt es 3580 M. Das Großherzogthum M.-Strelitz, 36 □M., wovon 6½ auf das Fürstenthum Ratzeburg kommen, hat 84,000 Einw. und 500,000 Gldn. Staatseinkünfte. Es stellt zum Bundesheere 717 M. und hat bei den Plenarversammlungen des deutschen Bundes eine Stimme. Die Hauptstadt und Residenz ist Neustrelitz mit 5800 Einw., Rostock (s. d.) der Sitz des Handels und der Landesuniversität. Vgl. Hempel's „Geographische Beschreibung der Großherzogthümer M.-Schwerin und Strelitz" (Neustrelitz 1829); Rudloff's „Handbuch der mecklenburg. Geschichte" (3 Bde., Rost. 1781—1822) und Lützow's „Pragmatische Geschichte von M." (2 Bde., Berl. 1827—31).

Medaille, abgeleitet von metallum, heißt in der Sprache der Numismatiker jedes Schaustück, das nicht mit den charakteristischen Zeichen des Geldes und der Umlaufsmünze ausgeprägt ist. Während jene als Tauschmittel die Zeichen der Autorität tragen, unter der sie hervorgegangen, die Angabe des Metallgehaltes u. s. w., haben Medaillen, wie man jetzt das Wort versteht, die Bestimmung, besondere Ereignisse durch die Mittel der Prägkunst dauernd zu bezeichnen. Unbezweifelt hat es auch in der alten Zeit schon Schaustücke und Denkmünzen dieser Art gegeben, nur ist es schwerer, dort ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen, da der Kunstsinn der alten Völker auch der Münze des täglichen Verkehrs gern einen künstlerischen Schmuck gab. Bei den Römern tritt das Verhältniß zwischen solchen Schaustücken und den Currentmünzen augenfälliger hervor. Die erstern sind größer, meist von geringerm Metall, aber künstlerisch reich angeordnet. Wegen ihres verhältnißmäßigen Umfanges hat man sie bei den Italienern große Münzen, medaglioni, genannt, woraus der jetzige Name entstanden. In Italien bemerkt man die frühesten Spuren von künstlichern Nachahmungen alter Muster zu Verherrlichung neuer Anlässe (Marcus da Sesto 1363). Später folgten die Münzschneider der Carreri zu Padua, die eine Menge Nachfolger weckten; doch erst um 1439 machte Victor Pisano diese Kunstfertigkeit durch vielgesuchte Werke beliebter. Noch bis gegen das Ende des 15. Jahrh. war es Sitte, diese meist sehr umfänglichen Schaustücke nur zu gießen. Später ward es gewöhnlicher, sie zu prägen, wie man mit vollkommener Technik es noch jetzt zu thun gewohnt ist. Durch die Franzosen unter Ludwig XIV., der vielleicht den Einfluß der holländ. Medaillen auf die Stimmung seiner Gegner erkannt hatte, wurden ganze Schaustückreihen Mode, und die Zeit Napoleon's hat erwiesen, wie geistreich die Geschichte in diesen Schaumünzen zusammengefaßt werden kann. Doch fehlt noch viel, daß alle neuere Medaillen den Ansprüchen, die Gatterer in Bezug auf Bild und Schrift als Grundfoderungen aufstellte, genügen. Nur zu häufig vergaß man, daß Medaillen, wenn sie Kunstwerke sein sollen, durch ihr Bild den Gedanken vollständig, deutlich und in schöner Form aussprechen müssen, und daß die Inschrift, durch gnomische Kürze ins Ohr fallend, dem bildlich hingestellten Gedanken nur eine neue, prägnantere Beziehung hinzufüge. Nur diese untergeordnete Bedeutung kann der Inschrift zukommen, da das Bild an und für sich selbst vollkommen ausreicht. Völlig unstatthaft sind die alten Bezeichnun-

gen, wonach man das Bild als Körper, die Inſchrift als Seele unterſchied. Eine Folge dieſes Misverſtändniſſes war, daß Leib und Seele nichts taugten, daß man ſchlecht erfundene Inſchriften, die jeder Blechſchmied in einer Fläche anzubringen weiß, ſtatt der Medaillenbilder gab, und zufrieden mit jeder Art von Ausführung. Dinge darzuſtellen beabſichtigte, die gar nicht im Bereiche der Reliefſculptur liegen. Durch richtigere Beobachtung Deſſen, was die Eigenthümlichkeit der alten, beſonders griech. Münzen, ausmacht, iſt man in neuerer Zeit auf ein beſſeres Verfahren zurückgekommen, und mehre unter Denon's Leitung in Paris geprägte Medaillen, viele in Deutſchland erſchienene, einige ital. und engl. gehören zu den beachtenswerthen Schauſtücken. Unter den deutſchen Medailleurs und Graveurs nennen wir Abramſon (ſ. d.) und Loos (ſ. d.). Der Papſt Leo XII. ließ durch den Stempelſchneider Nicol. Cerbara Medaillen drei Zoll im Durchmeſſer, auf ital. Künſtler ſchneiden, und zwar zuerſt auf die drei Repräſentanten der röm., florent. und bologneſ. Schule: auf Rafael (1827), Michel Angelo (1828) und Annibale Carracci (1829). Mit Anfertigung des Stempels für die große Waterloomedaille, beinahe 4 Zoll im Durchmeſſer, ward 1830 der berühmte ital. Stempelſchneider Piſtrucci beauftragt. Die Gewohnheit, Denkmünzen (ſ. d.) oder Schauſtücke anzuhängen, iſt ſehr alt. Vgl. Mionnet's „Description de médailles antiques, grecq. et rom." (6 Bde., Par. 1806—13), der er ſpäter Supplemente folgen ließ (Par. 1819); Köhler's „Hiſtoriſche Münzbeluſtigungen" (24 Bde., Nürnb. 1729—65, 4.) und Lochner's „Sammlung merkwürdiger Medaillen" (8 Bde., Nürnb. 1737—44, 4.).

Medēa, die Tochter des Königs Äetes von Kolchis, deren zauberhaftes Weſen man ſchon dadurch andeuten wollte, daß Manche ihr die Hekate zur Mutter gaben, iſt beſonders durch ihre Verbindung mit Jaſon (ſ. d.) merkwürdig. Dem Zuge der Argonauten folgend kam ſie mit ihm nach Jolkos, als er am Pelias Rache zu nehmen beſchloß, weil dieſer des Abweſenden Ältern und Brüder hatte ermorden laſſen. Dies gelang durch M.'s Liſt, welche des Pelias Töchter überredete, den Vater zu ſchlachten, damit ſie ihn verjüngen könne. Mehre Monumente ſtellen M. bei den Peliaden dar und ſind berühmt geworden durch gelehrte Erläuterungen; allein die einzelnen Angaben ſind ſchwer zu vereinigen, denn örtliche Sagen gaben dem Einzelnen häufig abweichende Wendungen. Gewöhnlich wird erzählt, daß M. mit Jaſon, nachdem ſie ihn in allen Gefahren unterſtützt hatte, zehn Jahre in glücklicher Ehe lebte, bis die Reize der Tochter des Königs Kreon, Glauke oder Kreuſa, eine neue Leidenſchaft in ihm entzündeten, und ſie von ihm verſtoßen wurde. Nach Andern trennte ſich Jaſon von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländiſche Giftmiſcherin zur Gattin habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung ſann ſie auf Rache. Sie ſandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitgeſchenk, welches, als dieſe es anlegte, ſie mit einer verzehrenden Flamme umgab, ſodaß ſie des qualvollſten Todes ſtarb. Nach Andern ließ ſie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldene Krone von ihren Stiefſöhnen zum Geſchenk bringen. Kreon's Palaſt legte ſie durch einen Feuerregen in Aſche, ihre beiden mit Jaſon erzeugten Kinder ermordete ſie, beſtieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab ſie ſich zum Hercules, nach Andern zum König Ägeus nach Athen, mit dem ſie den Medos zeugte. Auch von hier ward ſie als Zauberin verbannt. Endlich kehrte ſie in ihre Heimat zurück, wo ſie ihren Vater, den ſein Bruder Perſes entthront hatte, wieder einſetzte, und ſtarb. Nach ſpätern Erzählungen ſöhnte ſie ſich mit Jaſon aus und ward von den Kolchiern göttlich verehrt. Medos ſoll das Reich ſeines Großvaters in Beſitz genommen und es nach ſich Medien genannt haben. M. war ſehr oft der Gegenſtand der tragiſchen wie der bildenden Kunſt und ihre fremdartige mediſche Kleidung wurde benutzt, die Zauberinnen zu bezeichnen. Des Äſchylus und Ovid Tragödien dieſes Namens ſind verloren, ſo auch des Sophokles „Kolchides"; nur des Euripides

„Medea", sowie die des Seneca sind noch vorhanden. Neuerdings hat sie Grillparzer wieder auf die tragische Bühne gebracht. Auch führt ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini diesen Namen.

Mediante, Media oder Mittelton des Dreiklangs, wird in der Musik die Terz genannt.

Mediateur oder Vermittler heißt im Völkerrechte eine Macht, welche das gestörte Einverständniß zwischen andern Mächten durch Unterhandlung herzustellen und besonders den Frieden zu unterhandeln oder zu stiften sucht. Die Mediation ist wesentlich verschieden von der schiedsrichterlichen Entscheidung, wenn sich beide feindliche Mächte dem Ausspruche einer neutralen Macht im Voraus unterwerfen. (S. **Austrägalinstanz**.) Bei der Mediation, wo beide feindliche Mächte einverstanden sind, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrer vermittelnden Mächte anzuhören, sind sie darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Vermittelung nachgesucht; oft aber bieten auch benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte ihre Vermittelung an, damit der Krieg zwischen jenen sie nicht zuletzt selbst in den Kampf verwickele. Dies kann z. B. bei verbündeten Höfen der Fall sein; auch thut es wol ein neutraler Staat, wenn er glaubt, der schwächere möchte überwunden werden, und der siegende Theil dadurch seine Macht, zum Nachtheile des politischen Gleichgewichts, vergrößern. Aus dieser Rücksicht ist Frankreich sehr oft, in den Kriegen der Pforte mit Rußland und Östreich, für die Pforte als Vermittler aufgetreten. Auf den Congressen zu Laibach und Verona hat die Vermittelung von Streitigkeiten zwischen Volk und Thron die Form einer bewaffneten Dazwischenkunft (s. **Intervention**) angenommen; die neuesten Formen dieser Art von Vermittelung zeigen das von Canning zu Stande gebrachte londoner Bündniß vom 6. Jul. 1827, „zur Pacification Griechenlands" und die Conferenzen über die Trennung Belgiens von Holland.

Mediatisirung. Als 1806 das deutsche Reich, dessen Einheit und Kraft schon längst gebrochen war, auch dem Namen nach aufhörte, wäre es in der That unmöglich gewesen, eine solche Zahl kleiner Souverainetäten, als in Schwaben, Franken, Baiern und am Rheine auch nach den Säcularisationen von 1803 noch übrig waren, nebeneinander bestehen zu lassen. Es war ein Werk der Nothwendigkeit und der Pflicht gegen die Unterthanen, sie in größere Massen zusammenzuziehen, und man fand in der ältern Geschichte des Reichs gute Muster, wie kleinere Stände aus unmittelbaren Angehörigen des Reichs zu mittelbaren, d. h. landsässigen Gutsherren geworden waren. Damals nannte man dies: eximiren, d. h. aus der Steuerrolle des Reichs herausnehmen und entweder den bisherigen Beitrag an ihrer Stelle bezahlen (exemtio cum onere) oder nicht, weil er schon in dem eignen Matricularanschlage des Eximirenden enthalten war (exemtio sine onere). Das Verzeichniß der auf diese Weise schon früher eximirten Reichsstände ist besonders in den östr. Landen sehr ansehnlich. Was die Sache 1806 verhaßt machte, war theils der Mangel eines Princips, indem größere Besitzungen, z. B. die fürstenbergischen mit 74,000 Einw., die leiningischen mit 83,000 Einw. mediatisirt wurden, während viel kleinere ihre Souverainetät behielten, theils aber auch die Art und Weise, wie die rechtlichen Verhältnisse der bisherigen Souverains gegen ihre neuen Landesherren bestimmt wurden. Wie unvermeidlich aber die Sache an sich war, zeigte sich 1815, als man es nicht nur unmöglich fand, die bisherigen Mediatisirungen wieder zurückzunehmen, sondern noch neue, wie Salm, Isenburg und von der Leyen, hinzuthat. Doch hat man durch den 14. Art. der deutschen Bundesacte für einen festen Rechtszustand der Mediatisirten gesorgt. (S. **Standesherren**.)

Mediceer werden zuerst in der florentin. Geschichte zu Anfange des 13. Jahrh. erwähnt. Schon damals erschienen sie als reich und bedeutend, doch als un-

längst nur durch Handel zum Wohlstande gelangt, und wußten sich so klug zu benehmen, daß sie sehr bald zu den Familien gehörten, aus welchen die Bürgeroligarchie in Florenz bestand. Sie hauptsächlich trugen zur Berufung Walther's von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber seiner Gewalt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente und unter andern Giovanni dei Medici, weil er Lucca gegen die Pisaner nicht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen sich deshalb mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, die zwar verrathen, aber vom Herzoge, welcher großmüthig erscheinen wollte, nicht untersucht wurde. Als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern desselben und fortan bei allen öffentlichen Angelegenheiten sehr thätig. Da aber nach der Vertreibung des Herzogs die Altadeligen, nachdem sie seit 50 Jahren von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeschlossen gewesen waren, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, war es hauptsächlich Alamanno dei M., der Älteste seines Geschlechts, welcher das Volk zu den Waffen rief und den Adel verjagte. In den nächsten Jahrzehnden, wo Florenz durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Ammonizionen (wie man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwande des Ghibellinismus nannte) zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bartolommeo dei M., ließ sich sogar 1360 in eine Verschwörung gegen die Albizzi'sche Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen traf, dadurch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder Salvestro dei M., welcher Magistratsperson war, vertraute. Salvestro setzte, 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden, und als in der Folge die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, gewann er das große Ansehen, das zu dem von nun an immer mehr steigenden Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergange, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Übermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungestört in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozzi, Scali und Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie wie diese nach der Herrschaft der Republik. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des republikanischen Parteigeistes. In einem Aufstande des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, 1393, drang der ungestüme Haufe in Veri dei M., Salvestro's Sohn und damaliges Haupt der Familie, sein Anführer zu werden und die Signoria zur Gewährung ihrer Foderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können; aber er bediente sich seines Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung und stillte den Aufruhr. Als jedoch die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Veri's Vermittelung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Misvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich ein Freund der Medici erlaubt hatte, um alle Medici der von Salvestro abstammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen Antonio dei M., machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, 1397 den Versuch zurückzukehren und das Regiment an sich zu reißen. Allein, obschon sie in die Stadt eindrangen, fanden sie doch keinen Beistand und mußten sich in die Kirche Sta.-Reparata flüchten, wo sie theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand 1400 unter den florentin. Verbannten in der Lombardei angezettelt und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurde wieder das Haus Medici bis auf Wenige verbannt. Doch diese

Wenigen, welche fortfuhren, sich durch glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, wußten den Flor ihres Hauses von Neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei M. war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn und endlich im Sept. und Oct. 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergebens aber hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition; vielmehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb am 20. Febr. 1429. Von seinen Söhnen Cosimo und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer; dieser war der Stammvater der Großherzoge von Toscana.

Cosimo oder Cosmus dei M. hatte schon 1416 in der Signoria gesessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei etwas unternahm, so bildete er doch bald durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichthum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts versäumte, sie zu schwächen. Obgleich dies nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei M. am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. Endlich verhaftet vermochte er nur durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß ein Jahr nachher eine Signoria, die allein aus ihnen bestand, Cosimo zurückrief und Rinaldo und dessen Anhänger verbannte. Durch diesen Sieg ward die Partei der Medici die herrschende. Gleichwol verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur einige Verdächtige ließ er 1442 verbannen. Auch als der verdiente Neri Capponi sich seiner Politik widersetzte, wußte er denselben durch Gunstbezeigungen für sich zu gewinnen. Immer in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, liebte er Andere zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte er seit 1458 die Republik durch Luca Pitti, selbst im Hintergrunde bleibend. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Überfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argyropulos, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen; denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann oder minder wachsamer Staatsmann zu sein. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern; aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florent. Bürger. Mit gleicher Klugheit leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem Cosimo Alles gethan, was seines Hauses Macht befestigen konnte, starb er am 17. Nov. 1464. Sein Vetter, der kluge Bernardo dei M., der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so vieles Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni dei M. waren vor ihm gestorben; sein anderer Sohn Pietro aber schien wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupte geeignet.

Pietro dei M. verscherzte gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath des Diotisalvi Neroni, die Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarice, aus dem edeln Hause der Orsini, beim Volke erwachsene Un-

gunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit den wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zur Veränderung der Regierung beschlossen sie den Pietro auf seinem Landhause zu Careggi zu tödten und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Doch der Anschlag ward dem Pietro entdeckt, worauf er im Aug. 1466 mit einer zahlreichen Schar Bewaffneter nach Florenz zog. Da hierauf Luca Pitti sich mit Pietro aussöhnte, das Volk aber durchaus nichts gegen die Mediceische Partei unternehmen wollte, so sahen sich die Häupter der unzufriedenen Partei genöthigt, aus Florenz zu flüchten. Von nun an wurden die Medici allmächtig; da aber der immer kranke Pietro die Willkürlichkeiten aller Art, welche seine Freunde übten, zu hindern nicht im Stande war, ging er damit um, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bändigen, als der Tod ihn am 2. Dec. 1469 übereilte. Die geheimen Feinde der Medici glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturze des mächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach den Medici, einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen endlich, am 2. Mai 1478, in der Kirche Sta.-Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworene, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich bewaffnete, mit dem Tode, und das Haus Pazzi (s. d.) mit seinem Sturze büßen.

Lorenzo von M., nun alleiniges Haupt seines Hauses und in dem Vorsteheramte der Republik mehr als je befestigt, führte solches würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz zunächst gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er durch einen Besuch den König von Neapel selbst, der bisher der erbittertste Feind der Florentiner gewesen, sich zum herzlichsten Freunde und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treulosen Venetianer. Überhaupt brachte er durch seine so redliche als kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstandes gewährte. Große Unglücksfälle nöthigten ihn, den Handel, welchen die Medici noch immer fortgeführt hatten, aufzugeben und beim öffentlichen Schatze große Summen zu borgen; dennoch blieb er, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, reich genug, um große Herrschaften anzukaufen und nicht nur diese mit prächtigen Palästen, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. Während des langen Friedens, den seine Klugheit der Republik sicherte, ließ er in Florenz glänzende Volksfeste feiern, sich selbst aber umgab er mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Angelo Montepulciano (Angelus Politianus), Cristoforo Landini, und vor Allen den großen Pico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und seine kön. Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosimo gestiftete, an Handschriften reiche Mediceische Bibliothek und eröffnete eine Schule der zeichnenden Künste in einem eigens dazu eingerichteten Gebäude. Ein Gönner aller Derer, die sich zu seiner Zeit in Florenz durch große Talente auszeichneten, erhielt er den Beinamen des Prächtigen. Geehrt von allen Königen Europas, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er am 8. April 1492. Vgl. Fabroni's „Vita Laurentii M." (2 Bde., Pisa 1784, 4.) und Roscoe's „The life of Lor. M." (deutsch von Syren-

gel, Berl. 1797). Die „Opere di Lorenzo di M., detto il Magnifico" (4 Bde., 4.), welche zu Florenz 1826 auf Kosten des Großherzogs Leopold II. in einer Prachtausgabe erschienen, sind die erste vollständige Sammlung der Gedichte dieses berühmten Fürsten.

Lorenzo hinterließ drei Söhne, Pietro, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem 14. Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X. (s. d.), und Giuliano. Pietro, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden mit Frankreich zu Sarzanella, 1494, sich den Florentinern verhaßt gemacht. Er ward der Regierung entsetzt und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Nach mehren Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand Pietro 1504 in der Schlacht am Garigliano, wo er beim franz. Heere war, in diesem Flusse den Tod. Erst 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Giovanni, in Folge eines Aufstandes, der in Florenz ausbrach, die Wiederaufnahme in seiner Vaterstadt, und als er bald darauf Papst wurde, erhob er seine Familie wieder zu dem alten Glanze. Pietro's Sohn, Lorenzo, vom Papste zum Herzog von Urbino ernannt, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürstlichen Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Als aber nach seinem Tode, 1519, unter Alessandro's, seines Vetters (nach Einigen seines Bastards) Verwaltung, 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (nach Einigen Alessandro's Vater) unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, als 1533 Katharina, Lorenzo's Tochter, Heinrich II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussehen. Zwar schienen die Florentiner sogar ihre alte Freiheit wiedergewinnen zu wollen, denn sie verjagten 1527 den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte 1531 Kaiser Karl V. Florenz, setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz und vermählte ihn mit seiner natürlichen Tochter Margaretha. Wegen seiner Leutseligkeit ward er bei der Nation beliebt; doch zuletzt ergab er sich einer zügellosen Lebensweise.

Alessandro war der erste unabhängige Herzog von Florenz und der letzte Abkömmling des großen Cosimo. Nachdem er von Lorenzo dei M., aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie, 1537 ermordet worden war, machten die Florentiner zwar noch einen Versuch, die Republik herzustellen; aber von Neuem griff Karl V. ein, und sein Machtwort beförderte Cosimo I., aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie, zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor Allem angelegen sein, die Strozzi, Erbfeinde seines Hauses, 1554 gänzlich zu vertilgen. Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St.-Stephan. Er war ein eifriger Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Maler und vermehrte fortdauernd die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentin. und der Zeichnungsakademie (1562). Sein „Viaggio per l'alta Italia, descritto da Fil. Pizzichi" gab mit neuen Erläuterungen Moreni (Flor. 1828) heraus. Nachdem er sich mit Hülfe der Spanier 1557 auch zum Herrn von Siena gemacht und durch mehre andere Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert hatte, ließ er sich 1569 vom Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben; aber erst sein Sohn

und Nachfolger Franz erlangte 1575 vom Kaiser Maximilian II., dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung dieses Titels. Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello (s. d.), von dem Senat ihrer Vaterstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrich IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig von Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbene, den Handel aufgegeben; selbst als Fürsten trieben ihn Cosimo I., Franz und dessen Bruder, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künste, sowie des Letztern Sohn Cosimo II.; Franz sogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüte, und daran sowol als an der feinen Politik, besonders bei dem bedenklichen Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrh. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo II. Sohn, der 1621 in einem Alter von 11 Jahren zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch sie der päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Väter, sich Spanien und Östreich in die Arme zu werfen: eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten Mediceischen Schatze zu ziehen. Ferdinand II. regierte 49, und sein mönchisch erzogener, zur Regierung ganz unfähiger Sohn, Cosimo III., 53 Jahre, 1670—1723. Unter ihrer Regierung gerieth Toscana durch ungeheure Staatsschulden und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstandes in die traurigste Lage. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, Cosimo III. Sohn, der Letzte seines ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb am 9. Jul. 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, zufolge der eventuellen Bestimmung des wiener Friedens von 1735, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana, nachmals Kaiser Franz I., traf mit der Schwester Joh. Gasto's, der verwitweten Kurfürstin von der Pfalz, Anna, der Letzten des Mediceischen Namens, gest. 1743, einen Vergleich, wodurch er sämmtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden und kunstfördernden Ahnen gesammelt, an sich brachte, und unter der Regierung seines Sohnes, Leopold, erholte sich Toscana von seinem mehr als hundertjährigen Verfalle. Vgl. Pompeo Litta's „Famiglie celebri italiane" (Heft. 17. Mail. 1828). — Von einem jüngern Zweige der Medici, der fürstlichen Familie Ottajano, der sich schon im 13. Jahrh. trennte, stammte der berühmte Staatsminister des Königs beider Sicilien, Don Luigi, gewöhnlich Ritter Medici genannt. Er war im J. 1760 geboren, machte sich schon als Acton's (s. d.) Nachfolger seit 1805 durch Verbesserung der Finanzverwaltung verdient, wurde 1815 Policeiminister, überdies noch 1818 Finanzminister, später auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Oberstthofmeister und starb am 25. Jan. 1830.

Medicin oder Arzneigelahrtheit ist die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Äußerungen an den Individuen, und die Kunst, dieselben in ihrem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten oder in denselben zurückzuführen. Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sei, als welche nebeneinander und mit wechselseitigem Einflusse aufeinander bestehen, von denen aber keine eine unbedingte Herrschaft über die andere ausüben darf. Nur insofern überhaupt der Verstand vor der praktischen Seite sich den Vorrang zueignet, insofern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden,

daß die Kunst von der Wissenschaft abhänge. Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sei, und man hat diese Bezeichnung zu anmaßend gefunden, ja es haben Einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und allerdings läßt es sich nicht leugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch lange nicht erreicht sei; denn vielfältig sind noch die Widersprüche über diesen oder jenen Grundsatz derselben; viel ist noch in den einzelnen Theilen zu erforschen; oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorherging, und fort und fort werden neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannt sein müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Ähnlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln, selbst des besten Arztes, zu einem blos empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Übeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung des Kunstzwecks beinahe in jedem einzelnen Falle. Aber auch Das, was man bis jetzt in der Medicin erkannt hat, ist des Namens einer Wissenschaft wol schon werth; nicht minder würde der Arzt, der, daß die Medicin eine Kunst sei, nicht anerkennen will, sich selbst zum Handwerker erniedrigen. Wird der Begriff des Wortes Medicin (obgleich willkürlich) über die einzelnen Zweige derselben gesetzt, so muß er auch alle diese einzelnen Zweige derselben in sich enthalten. Daher sind Gesundheit, Krankheit und Heilung die Gegenstände derselben, aber keiner ist aus sich selbst zu erkennen, auch sind sie nicht voneinander abzuleiten; sie bestehen nebeneinander und müssen demnach von etwas Höherem, Allgemeinerem abgeleitet werden; dies aber ist die Idee des Lebens. Sind wir nun bis zu dieser Idee vorgedrungen, die alle Eigenschaften eines wissenschaftlichen Princips hat, so wird dieselbe, um ganz erkannt zu werden, nothwendig auch nach allen Richtungen hin verfolgt werden müssen, und es erweitert sich dadurch das Feld der Medicin um ein Bedeutendes. Jedoch sind nicht alle Äußerungen des Lebens gleich bedeutend für die Medicin; sie verfolgt vorzugsweise nur die Lebensrichtung, die sich auf irgend ein besonderes Individuum oder (bei Volkskrankheiten) eine größere Zahl von Individuen bezieht, auf die nämlich, auf welche die Medicin als Kunst wirken will. Was aber für die Wissenschaft als Idee erscheint, das wird für die Kunst Ideal, und sie bemüht sich, selbiges zu verwirklichen; ihr Zweck ist es, das Leben in seinem vollkommensten Zustande zu erhalten oder in denselben zurückzuführen. Soll diese Zusammensetzung von Wissenschaft und Kunst, die wir in der Medicin wahrnehmen, in einiger Vollkommenheit auch beim Einzelnen ausgebildet werden, so müssen alle Geisteskräfte, welche auf Erkenntniß wirken, in Thätigkeit gesetzt werden. Zuerst aber tritt die sinnliche Thätigkeit auf und bemerkt eine zahllose Menge bunt sich durchkreuzender Gegenstände der mannichfaltigsten Art. Sie sollen indeß nicht bei einer bloßen Wahrnehmung stehen bleiben, sie sollen die Beobachtung begründen, welche dann entsteht, wenn der Verstand die Aufmerksamkeit der Sinne fesselt und ihr eine bestimmte Richtung gibt. Hier tritt Freiheit und Willkür schon in den Sinnen hervor, die bei der Wahrnehmung nicht bemerkt wird. Wer beobachtet, der sucht Erscheinungen, vermuthet in denselben schon etwas Höheres, und strebt die Verbindung der Erscheinungen nachzuweisen. Die Beobachtung ist auch als die wahre Grundlage der Medicin anzusehen, die fort und fort die Kunst und Wissenschaft bereichert, wenn sie von der rechten Art, d. h. wenn sie vernünftig ist, wenn nicht irgend eine vorgefaßte Meinung den Blick trübt oder seine Richtung allzu fest bestimmt. Sind eine Menge Beobachtungen gesammelt und angehäuft, dann sucht der Verstand Ordnung in diese Mannichfaltigkeit zu bringen, bildet allgemeine Begriffe und wendet sie auf die beobachteten Erscheinungen wieder an.

Abſtraction und Reflexion treten hinzu und ſind auch in der Medicin willkommen, erzeugen Klarheit, Beſtimmtheit und Ordnung und wirken wohlthätig auf die Beobachtung ein, die von ihnen immer aufs Neue erregt wird. Aber auch die Vernunft macht ihre Rechte geltend. Aus der Vernunft entſpringen die Ideen, die das Leben erleuchten und alles Einzelne ſo begründen, daß etwas ſie weiter Begründendes nicht gedacht werden kann; jede von ihnen erſcheint als ein Ganzes, weil ſie in ſich ſelbſt begründet ſind und aus ſich ſelbſt entſtehen; die äußern Dinge können ſie erwecken und zum Bewußtſein bringen, ſie mußten aber ſchon da ſein, um erweckt werden zu können. Arm iſt das Leben, das nicht von Ideen erhellt wird, todt die Wiſſenſchaft, die nicht auf einer Idee beruht, in der nicht irgend eine Idee durchgeführt wird. Sie wird aber dadurch zum Princip einer Wiſſenſchaft, daß der Verſtand ſie beachtet, ſie von den übrigen abſondert und ſie darſtellt. Daß für die mediciniſche Wiſſenſchaft die Idee des Lebens die durchzuführende ſei, iſt bereits erwähnt worden; und eben indem der Verſtand dieſe beachtet und ſie mittels ſeiner Abſtraction auf die einzelnen Erſcheinungen überträgt, entſteht die Wiſſenſchaft der Medicin, und indem Das, was wir praktiſche Vernunft nennen, die Idee zu verwirklichen bemüht iſt, entſteht die Kunſt derſelben.

Bei dieſer Verſchiedenartigkeit der Quellen war es leicht möglich, daß die Medicin auf mannichfaltige Weiſe bearbeitet wurde; und ein Jeder iſt auch jetzt noch geneigt, in der Hauptanſicht derſelben ſich nach ſeiner Individualität zu richten. Bald wird der ſinnlichen Beobachtung (Empirismus), bald den abſtracten Begriffen des Verſtandes (Dogmatismus, Eklekticismus und Skepticismus), bald endlich der Vernunft (Rationalismus) die Oberherrſchaft eingeräumt. Der Empirismus bleibt in ſeinem roheſten Zuſtande blos bei der Erſcheinung ſtehen, und behauptet wol gar, man könne nicht weiter, man ſolle nichts Anders als ſehen, und nach dem Geſehenen handeln. Der rohe Empiriker gibt Mittel in einer Krankheit, weil er gehört oder ſelbſt beobachtet hat, daß ſie in ähnlichen Fällen genützt haben; er gibt ſie, ohne weitere Betrachtungen anzuſtellen und ohne andere Gründe zu haben. Wird der Empirismus dem Verſtande untergeordnet, dann wird er der geläuterte genannt; dieſer ſtützt ſich in ſeinem beſſern Zuſtande auf den Begriff der Cauſalität, als welcher zur Unterſcheidung der Erſcheinungen gebraucht wird. Auf dieſe Weiſe werden die Heilungsverſuche ſchon mehr begründet und individualiſirt, und die Gründe, dieſes oder jenes Mittel anzuwenden, näher beſtimmt. Aber des menſchlichen Geiſtes vollkommen würdig wird erſt dann der Empirismus, wenn er ſich auch der Vernunft unterwirft (der rationelle Empirismus); denn ſo erſt wird die Beobachtung wahrhaft geadelt, vor Abwegen bewahrt, zu welchen der Verſtand unfehlbar Veranlaſſung gibt, und ſo wird ſie in ihrer Reinheit erhalten, die durch Einfluß des Verſtandes immer getrübt und geſtört wird. Der rationelle Empiriker nur ſchätzt die Beobachtungen, aber er überſchätzt ſie nicht; er ſieht in den Erſcheinungen etwas Höheres; ihm wird die Erſcheinung erſt Erſcheinung, da ſie von dem rohen Empiriker für die Sache ſelbſt gehalten wurde.

Ebenſo wie der Empirismus, erſcheint auch die Verſtandesanſicht der Medicin unter drei Geſtalten, am reinſten jedoch in dem Dogmatismus. Irgend ein abſtracter Begriff, er mag nun durch wirkliche Beobachtung und Abſtraction von derſelben gewonnen ſein, oder blos hypothetiſch vorausgeſetzt werden, irgend ein Abſtractum wird hier als Grundſatz hingeſtellt, damit von demſelben die einzelnen Erſcheinungen abgeleitet und aus demſelben, wie man ſagt, erklärt werden. So entſtanden die Syſteme der Medicin, die ſich vervielfältigen, weil verſchiedene Begriffe ſo gehandhabt werden können, und von denen doch eins das andere auszuſchließen und zu verdrängen beſtrebt iſt, weil der Verſtand es nicht begreifen kann, wie ſie nebeneinander beſtehen können, und die endlich in ihrer Trennung dadurch möglich wurden, weil die eigenthümliche Natur des Organis-

mus die Verwechselung der Ursache mit der Wirkung so leicht zuläßt. Sowie aber die Erscheinungen auf die drei Classen der mechanischen, chemischen und dynamischen zurückgeführt werden, so zerfallen auch die ärztlichen Systeme in mechanische, chemische und dynamische. Die mechanische Ansicht des Organismus bildete sich am reinsten, aber auch am einseitigsten in dem Systeme der Jatromathematiker (s. d.) aus, welches durch Harvey's große Entdeckung und durch des Descartes Philosophie veranlaßt und von Keill, Sauvages, Bernoulli, Hamberger u. A. bearbeitet wurde, die durch mathematische Berechnungen und durch die äußere Gestalt der Organe die gesunden und kranken Functionen zu erklären suchten. Auch in der Solidartheorie, welche alle Lebenserscheinungen in die festen Theile verweist und die Säfte für den Organismus nur als etwas Äußeres hinstellt, herrscht die mechanische Ansicht noch vor, wenn auch noch von Solidartheoretikern zum Theil andere Grundsätze zu Hülfe genommen wurden. Unter den festen Theilen sollten es endlich die Nerven vorzüglich sein, die alle Lebenserscheinungen bewirken, doch schließt sich die daraus hervorgehende Nerventheorie schon an die dynamische Ansicht des Organismus an. Dieser zufolge sind es Kräfte, zu denen man nicht selten die Eigenschaften der Materie erhob, und unter welchen man diese oder jene Äußerung des Lebens, als Ursache gedacht, verstand; Kräfte sind es, die alle Lebenserscheinungen hervorbringen. Galenus, noch mehr aber die Galeniker, nahmen beinahe so viel Kräfte an, als es Functionen gibt, und diese wurden endlich von einer Lebenskraft abgeleitet, die alle Veränderungen bedingen sollte. Bald ward es auch die Seele, die Alles im Körper hervorbringe, bald ein räthselhaftes Wesen, Archeus genannt, das die Stelle der später aufgestellten Lebenskraft einnahm. In der größten Reinheit und Strenge, aber auch in der unbefriedigendsten Einseitigkeit wurde von J. Brown (s. d.) diese dynamische Ansicht des Organismus durchgeführt. In allen auf solchen Grund gebauten Systemen aber blieb das Körperliche des Organismus unberührt. Nachdem in den neuern Zeiten die Chemie große Fortschritte gemacht hatte, suchte man diese zu benutzen, um die Mischung des Körpers zu erklären. Doch auch schon früher hatte die Beobachtung gezeigt, daß der Organismus aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt sei, und manche von ihnen waren auch als hypothetische Ursachen aller Erscheinungen an demselben aufgestellt worden. Da nun aber alle Mischung in dem flüssigen Zustande vor sich geht, so räumten die Jatrochemiker den Säften des Körpers den Vorzug vor den festen Theilen ein, und es entstand so die Humoralpathologie, die unter den mannichfaltigsten Formen von Hippokrates bis auf unsere Zeiten aufgestellt worden ist. — Der Eklekticismus, der auf dem Standpunkte der Empirie die dogmatischen, durch den Verstand geschaffenen Systeme betrachtet und benutzt, sucht von jeder Theorie das Gute zu benutzen. Höher aufstrebend erblicken wir den Skepticismus, aber auch noch befangen in der Region des Verstandes. Das Unbefriedigende jener Wissenschaft, die in dem Verstande allein wurzelt, erkennt er, und wagt es nicht, sich über dieselbe zu erheben, zweifelt daher lieber an der Wissenschaft überhaupt und ihrer Möglichkeit. Auch er hat sich unter den philosophischen Ärzten bisweilen, obwol seltener als jene andere Betrachtungsweise, gezeigt.

Wol hat sich in manchem Kopfe schon eine Vernunftansicht (Rationalismus) der Naturwissenschaft und Medicin geregt; wol öfter sind Ideen aus dem Schooße der Vernunft genommen, unter verschiedenen Namen ausgesprochen, mit mannichfaltigen Bildern ausgeschmückt und verglichen worden. Aber die Nachfolger blieben beim Wort und Bilde stehen und erhoben sich nicht zu der Idee, zu Dem, was bezeichnet werden sollte; oder man trug die Vernunftidee unmittelbar und nicht durch die Deduction und Abstraction auf die Erfahrung, die sich wol fügen mußte, über, und stellte so religiöse und mystische Systeme auf; oder man begnügte sich wol gar mit der erreichten Höhe und war stolz genug, nicht wieder

herabzusteigen in das Gebiet der Empirie, und es wurde die gepriesene Allseitigkeit eine wahre Indifferenz gegen alle Mannichfaltigkeit. So ist denn Wissenschaft und Kunst der Medicin seit mehr als 2000 J. bearbeitet worden und hat endlich eine solche Ausdehnung erhalten, daß es nothwendig wurde, sie in mehre Zweige (Doctrinen) zu theilen.

Zunächst ist es die Aufgabe 1) der allgemeinen philosophischen Naturwissenschaft, die auch wol Metaphysik der Natur, Naturphilosophie genannt wurde, die Idee des Lebens selbst aufzufassen. Gott und die Natur, Thätigkeit und Sein, Zeit und Raum, Kraft und Materie müssen hier ihre Betrachtung finden. In dieser Betrachtung werden die einzelnen Erscheinungen, die sich als Äußerungen des Lebens zeigen, begründet; diese selbst lassen sich auf mechanische, chemische und dynamische zurückbringen. Die beiden ersten Classen beziehen sich vorzugsweise auf den Raum, und zwar die mechanischen auf den äußern, die chemischen auf den innern Raum, die letztere auf die Zeit. Und es ist 2) die Physik, welche die Betrachtung der mechanischen (Größe, Form, Gestalt, Dichtigkeit, Ausdehnung, Theilbarkeit und Undurchdringlichkeit) und der dynamischen (Bewegung, Cohäsion, Adhäsion, Schwere, Magnetismus, Elektricität, Galvanismus, Schall, Wärme und Licht) bestimmt; dahingegen 3) die Chemie die Mischung, oder die sogenannten chemischen Erscheinungen betrachtet. Beide aber können nur durch Beobachtung und Versuche die Erscheinung selbst kennen lernen, beide sind daher als blos empirische Doctrinen der philosophischen Naturwissenschaft gewissermaßen entgegengesetzt, oder sie erscheinen vielmehr als die empirischen Theile derselben, die in ihr ihre Begründung und Erklärung finden müssen. Es äußert sich aber das Urleben in verschiedenen größern oder kleinern Kreisen, die zur Begründung verschiedener Doctrinen führen. Insofern seine Äußerungen im großen Weltganzen betrachtet werden, erhalten wir 4) die Kosmologie, gewöhnlich Astronomie genannt, und Kosmogenie, von denen jene nur zur Kenntniß der Gestirne, ihres Standes gegeneinander und ihrer Bewegung führt, diese aber besteht in bloßen Hypothesen und Ahnungen. Mannichfaltigere Kenntnisse gewährt dagegen 5) die Geologie und Geogenie, weil der Kreis kleiner ist und der menschlichen Individualität näher liegt. Als Theile der erstern sind die Atmosphärologie, Hygrologie und Mineralogie aufgestellt worden; denn unter der dreifachen Form des Luftigen, Tropfbarflüssigen und Starren erscheinen die Theile der Erde. Aber auf derselben und zwar auf der äußern Rinde derselben, Humus genannt, den man als ein in sich geschlossenes Ganzes gar wol betrachten kann und muß, erblicken wir eine unzählige Menge Individuen, welchen ein eigenthümliches Leben zukommt. Sie sind in zwei große Classen, in die der Pflanzen und Thiere, getrennt. 6) Die Phytologie oder Botanik betrachtet das individuelle Leben der Pflanzen und dessen Erscheinungen, die sich sämmtlich auf die Materie, auf die Hervorbringung und Erhaltung derselben beziehen. Höher steigert sich das Leben in den Thieren, in denen außer den vegetativen Lebensäußerungen (Functionen) die eigentlich thierischen, irritable nämlich und sensible, beobachtet werden. Die Doctrin, die von ihnen handelt, 7) die Zoologie, faßt die vergleichende Anatomie und Physiologie und die Naturgeschichte oder äußere Beschreibung der Thiere als Theile in sich. Alle diese Wissenschaften sind zwar für den Arzt nöthig und nützlich, haben auf die eigentlich medicinischen Doctrinen einen großen Einfluß, gehören jedoch, streng genommen, nicht zu der Medicin; sie mußten aber hier erwähnt werden, um alle Zweige kennen zu lernen, welche die Uridee der Medicin, die Idee des Lebens, treibt. Ist nun aber der Mensch das Individuum, an welchem die Medicin die Äußerungen der Idee des Lebens erkennen will, ist er es, den sie, als Kunst, im vollkommensten Zustande erhalten will, so werden natürlich alle die Wissenschaften, di- den Menschen betrachten, in einer nähern Beziehung zu ihr stehen. So nament-

lich 8) Anthropologie oder Naturgeschichte des Menschen, welche die Eigenthümlichkeiten des Menschen und seine Verschiedenheit von den Thieren, das Vorkommen und die Verbreitung des Menschen auf der Erde und die daher rührende Verschiedenheit der Racen betrachtet; 9) die Psychologie, welche die geistigen Lebenserscheinungen am Menschen kennen lehrt; 10) die Somatologie, gewöhnlich Anatomie genannt, welche die Gestalt und Lage der Organe durch ein künstliches Öffnen des Leichnams entdeckt, und in ihren einzelnen Theilen, als Osteologie die Knochen, als Syndesmologie die Bänder, als Myologie die Muskeln, als Splanchnologie die Eingeweide, als Angiologie die Gefäße, als Neurologie die Nerven, als Adenologie die Drüsen beschreibt; 11) die organische Physik, in welcher die mechanischen Erscheinungen des menschlichen Körpers (Schwere, Druck, Flächen, Größe, Gestalt u. s. w.); 12) die Anthropochemie, in welcher die Mischung der einzelnen Theile gelehrt wird; und 13) die Physiologie, welche alle die genannten Erscheinungen in Vereinigung miteinander und mit den dynamischen, die ihr Eigenthum sind, betrachtet, sie zugleich als Äußerungen des Lebens erkennt, und dieses in ihnen allen nachzuweisen hat. In dieser erkennen wir die Grundlage aller der Wissenschaften, die im strengsten Sinne zur Medicin gerechnet werden, und die wir jetzt aufstellen wollen. Sie stützen sich aber auf den dreifachen Zustand, in welchem uns das Leben erscheint: auf die Gesundheit, Krankheit und Heilung. Die Wissenschaft nämlich von der Gesundheit, ihrem Wesen, ihren ursächlichen Momenten oder Bedingungen und ihren Zeichen wird 14) Hygiene genannt, und 15) Diätetik, wenn aus jener Sätze hergeleitet und als Regeln des Verhaltens hingestellt werden, sodaß jene eine reinere Wissenschaft ist, diese aber auch einen Kunstzweck fördert, deren besondere Formen die Makrobiotik (s. d.), Eubiotik, Polybiotik und Prophylaktik sind; 16) Pathologie (s. d.) dagegen wird die Lehre von der Krankheit, ihrem Wesen, ihrer Entstehungsart und ihren Erscheinungen genannt. Aber es erscheint die Krankheit, obwol sie ihrem Wesen nach nur Eine ist, unter sehr mannichfaltigen Gestalten und Formen, die gewöhnlich Krankheitsformen oder auch einzelne Krankheiten genannt werden. Von diesen, ihren Ursachen und Symptomen handelt 17) die Nosologie, und ist insbesondere bemüht, durch Eintheilung aus diesem Mannichfaltigen ein Ganzes zu bilden, ein sogenanntes nosologisches System aufzustellen. 18) Die pathologische Anatomie gibt Kunde von den mechanischen und Structurveränderungen und 19) die pathologische Chemie, wenn sie einst existiren wird, von den Mischungsabweichungen der Theile in dem krankhaften Zustande. 20) Die Anamnestik ist die Kunst, aus den vorhergegangenen Ursachen der Krankheit auf den gegenwärtigen Zustand zu schließen; 21) die Semiotik, die Kunst, aus den Symptomen auf den Krankheitszustand, und 22) die Diagnostik und Prognostik, die Kunst, aus der Vergangenheit und Gegenwart die Natur und den Ausgang der Krankheit zu errathen. (Die von 17 bis 22 aufgeführten Disciplinen lassen sich auch theils der Pathologie, theils der Therapie unterordnen. 23) Therapie ist die Lehre von der Heilung der Krankheit, d. h. von dem Wesen, den Zeichen und den Ursachen der Heilung, und sie erhält, indem sie dies leistet, gewöhnlich noch das Beiwort der allgemeinen Therapie; 24) die specielle Therapie handelt von den einzelnen Krankheiten und ihrer Heilung. Ihr stehen zur Seite und greifen mannichfaltig in sie ein: 25) die psychische Heilkunde, die sich mit den Geistesstörungen und der Art und Weise, durch Einwirkung auf den Geist zur Heilung der Krankheiten überhaupt beizutragen, befaßt; 26) die Chirurgie, welche die mechanischen Krankheiten und die Art und Weise, durch mechanische Mittel Krankheiten zu heilen, betrachtet, und endlich 27) die Entbindungskunst, welche die Erleichterung und Beförderung des Geburtsgeschäfts zum Zwecke hat. 28) Die Pharmakologie gibt den Begriff eines Arzneimittels und von einem

jeden einzelnen Mittel die äußern Eigenschaften und die Wirkungsart auf den Organismus an; an diese schließt sich 29) die Pharmacie, welche die einfachen Mittel aufzubewahren und die zusammengesetzten, die immer in der Officin vorräthig (officinell) sein sollen, zuzubereiten lehrt; und 30) das Formulare an, als die Anweisung, in welcher Form die Arzneimittel am zweckmäßigsten verordnet werden. 31) Die Klinik oder medicinische Praxis benutzt die Ergebnisse aller dieser Doctrinen und macht von ihnen Anwendung, verliert aber dabei die wissenschaftliche Form und stellt vielmehr Kunstregeln auf. Endlich aber wird die Medicin auf sich selbst bezogen und die Art und Weise ihrer Ausbildung erforscht 32) in der Geschichte und Literaturgeschichte derselben; oder sie wird auf den Staat und das Wohl der Bürger im Ganzen bezogen, und wird dann 33) Staatsarzneikunde genannt, die in die medicinische Policei und gerichtliche Medicin zerfällt; oder 34) man sucht auch Laien Dieses und Jenes aus der Medicin mitzutheilen und stellt dann eine populaire Medicin auf, von der die Hebammenlehre den wichtigsten Theil ausmacht.

Schon die historische Kenntniß dieser so zahlreichen Doctrinen setzt mancherlei Talente und Vorkenntnisse voraus; aber die praktische Anwendung der hier erhaltenen Lehren oder die Ausübung der medicinischen Kunst erfodert noch mehr. Was die Vorkenntnisse angeht, so bestehen sie vorzüglich in der Kenntniß der beiden alten gelehrten und einiger andern Sprachen, in der Bekanntschaft mit der Geschichte, Mathematik und Philosophie. Es tragen diese Wissenschaften theils dazu bei, den Geist des Menschen auszubilden, theils ist auch ihr Inhalt selbst für den Arzt von Wichtigkeit, und bald Mittel zur ärztlichen Bildung selbst, bald selbst ein Stützpunkt derselben. Die Zeit des akademischen Cursus ist wenigstens auf 4—5 Jahre zu bestimmen, und es dürfte folgender Studienplan nicht unzweckmäßig erscheinen: Im ersten Halbjahre, welches am besten zu Ostern anfängt und vorzugsweise vorbereitend sein soll, ist fortzusetzen: a) das Sprachstudium und ein kritisches Collegium über einen lat. und griech. Classiker zu hören; b) das Studium der schönen Künste und Ästhetik; c) Studium der Philosophie, nach der gewöhnlichen Einrichtung über Logik und Metaphysik zu hören an die sich das Studium der philosophischen Systeme, vorzüglich der neuesten Zeit, anschließen muß; d) Mathematik; e) Botanik, die keine großen Vorkenntnisse voraussetzt; f) Osteologie und Syndesmologie; g) medicinische Encyklopädie und Methodologie, von Einigen auch Propädeutik genannt. Das zweite Halbjahr ist: a) die Anatomie und das Studium des menschlichen Körpers im gesunden Zustande als Hauptwissenschaft, daneben muß aber auch b) Physik, c) Chemie, d) allgemeine Naturgeschichte und e) allgemeine philosophische Naturwissenschaft (als Vorbereitung zur Physiologie) studirt werden. Überdies kann über die Logik und Metaphysik noch einmal oder über eine andere philosophische Doctrin (Moralphilosophie, Ästhetik) oder über Geschichte noch ein Collegium gehört werden. Im dritten Halbjahre ist: a) Physiologie die Hauptwissenschaft; außerdem sind zu studiren b) Psychologie, c) Anthropologie, d) Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, e) Hygiene, f) Mineralogie, g) Wiederholung der Anatomie in einem Examinatorium und h) Wiederholung oder Fortsetzung der Botanik. Im vierten Halbjahre, welches der Kenntniß des Lebens im kranken Zustande und der Mittel gegen diesen Zustand bestimmt ist, machen a) die Pathologie und b) die Heilmittellehre die Hauptwissenschaften aus. Dabei müssen die Übungen c) im anatomischen Präpariren fortgesetzt; auch kann d) die psychische Heilkunde gehört werden; e) die Physiologie aber ist, und zwar am besten in disputatorischer Form, zu wiederholen. Übrigens dürfte noch Zeit übrig sein, ein philosophisches oder historisches Collegium zu besuchen. Im fünften und sechsten Halbjahre, die der Betrachtung des Lebens zum Zwecke der Heilung vorzüglich gewidmet sind, machen a) die allgemeine und specielle Therapie, b) die Chirurgie, c) die Lehre von der

Entbindungskunst die Hauptwissenschaften aus. Damit ist aber auch d) das Studium der Pharmacie, e) die Lehre vom Formulare, Receptirkunst, f) die Staatsarzneikunde, gerichtliche Medicin und medicinische Policei, g) die Geschichte und Literatur der Medicin zu verbinden und h) das Disputatorium, das sich jetzt auch auf pathologische Gegenstände ausdehnt, fortzusetzen. i) Die Nosologie und nosologischen Systeme; k) Semiotik und l) pathologische Anatomie können dem Privatstudium überlassen bleiben. Das siebente, achte und, wenn es möglich ist, die Studienzeit so lange auszudehnen, auch das neunte und zehnte Halbjahr sind nun endlich der praktischen Übung selbst bestimmt, und es ist diese zu erhalten a) in einem Spitalklinikum; b) in einem Poliklinikum; c) in einem chirurgischen Klinikum, und d) im Gebärhause. Überdies wird jetzt auch noch ein oder das andere Collegium, das früher nicht gehört werden konnte, nachgeholt, die Übungen im Schreiben und Disputiren werden fortgesetzt und die Specimina ausgearbeitet. Wer so die Zeit des akademischen Lebens zweckmäßig eintheilt und gewissenhaft benutzt, wird aus derselben gehörig vorbereitet in das bürgerliche Leben eintreten. (S. Arzt.)

Die Geschichte der Medicin ist für den Arzt selbst nicht weniger lehrreich als für den philosophischen Forscher der Menschengeschichte überhaupt, weil so allgemein über den Erdkreis verbreitet zu sein und so tief in das Körperliche und Geistige des Menschen einzugreifen, sich kein anderer Zweig menschlichen Wissens und Könnens rühmen darf, als die Medicin. Es theilt sich die Geschichte der Medicin in die pragmatische und in die Literargeschichte derselben, worüber noch die Geschichte der Entwickelung der Krankheiten des Menschengeschlechts einen besondern, wenig bearbeiteten Theil ausmacht. Durch die Nothwendigkeit und den natürlichen Antrieb an mehren Orten zugleich erzeugt, kennt die Medicin kein bestimmtes Vaterland, und wir sehen die Anfänge ihrer wissenschaftlichen Ausbildung auch vorzugsweise bei jenen Völkern, welche am frühesten die Wissenschaften überhaupt gepflegt haben; so erscheint sie als Geheimniß der ägypt. Priester, so in Griechenland ebenfalls geheimnißvoll in Tempeln gepflegt und als erbliches Familiengeheimniß des Priesterordens der Asklepiaden. Aus diesem Orden ging Hippokrates (s. d.) aus Kos hervor, der, gestützt auf diese Familienüberlieferungen und auf die Annalen der priesterlichen Heilanstalten, die Medicin in eine freie Wissenschaft und Kunst umschuf und den Grund zu ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung legte. Seine Lehre verschmolz unter seinen nächsten Nachfolgern mit der Platonischen Philosophie zur sogenannten ältern dogmatischen Schule. In Alexandria, wo auch die Medicin bearbeitet wurde, artete sie bald in bloße Dialektik und Büchergelehrsamkeit aus, weshalb auch bald darauf die empirische (286 v. Chr.), die methodische (100 v. Chr.), die pneumatische (68 n. Chr.), und endlich die Alles verschmelzende eklektische Schule (81 n. Chr.) entstanden. Ein schöpferischer Geist voll umfassender Gelehrsamkeit war nöthig, um diesem verwirrten Zustande der medicinischen Wissenschaft ein Ende zu machen, und ein solcher Mann erschien wirklich in Galenus (s. d.) von Pergamos; sein System erhielt eine fast ungetheilte Herrschaft, die sich das ganze Mittelalter hindurch bis in das 16. Jahrh. herein erhielt. Inzwischen griffen im 7. Jahrh. n. Chr. die Araber, auf Galen fußend, in die Wissenschaft der Medicin ein, gestalteten dieselbe und ließen sie wenigstens in praktischer und pharmakologischer Hinsicht nicht ohne Vermehrung und Verbesserung. Ihren Glanz erreichte die arab. Medicin unter Avicenna, geb. 980, der für einige Zeit selbst mehr galt als Galenus, aber dennoch später wieder diesem in der allgemeinen Meinung weichen mußte. Die abendländ. Medicin beginnt mit der vielleicht schon im 9. Jahrh. bestehenden, später erst (1143 u. 1238) bestätigten Schule zu Salerno, wo nach Grundsätzen griech. Ärzte Medicin gelehrt wurde. Das übrige Mittelalter hindurch bestand eine Galenisch-arabische, größten-

„Verſuch einer allgemeinen mediciniſch-praktiſchen Geographie" (3 Bde., Lpz. 1792—95) und Schnurrer's „Geographiſche Noſologie" (Stuttg. 1813).

Mediciniſche Policei, ſ. Policei (mediciniſche).

Mediciniſche Rechtsgelehrtheit (jurisprudentia medica) nennt man zuweilen die gerichtliche Medicin; genau genommen aber verſteht man darunter diejenigen juriſtiſchen Kenntniſſe, welche der Arzt beſitzen muß, um ſeine Antworten auf eine dem Zwecke der Gerichte angemeſſene Weiſe zu geben. Vgl. Wildbergs „Verſuch einer mediciniſchen Rechtsgelehrtheit" (Lpz. 1826).

Mediciniſche Topographie heißt die Beſchreibung der einzelnen Orte mit beſonderer Rückſicht auf die Umſtände, welche einen Einfluß auf die Entſtehung, Veränderung und die Behandlung der Krankheiten haben. Sie beſtimmt zuerſt die geographiſche Lage des Orts, die Lage, Form und Höhe der etwa vorhandenen Berge, die Beſchaffenheit der Thäler mit Berückſichtigung der Himmelsgegend, die Wälder in der Nähe, deren Baumarten, Ausbreitung und Dichtigkeit, da hieraus die Richtung der vorherrſchenden Winde ſich ergibt, welche ſo einflußreich auf die Entſtehung der Krankheiten ſind. Sie nimmt ſodann Rückſicht auf die Flüſſe und Kanäle ſowol als das Quellwaſſer und die chemiſchen Beſtandtheile deſſelben; ebenſo auf die Beſchaffenheit des Bodens, die Temperatur und Witterung und alle Einzelnheiten, welche die Bauart der Häuſer, ihre Höhe und Einrichtung, die Richtung und Form der Straßen, die Gewohnheiten, Sitten, Lebensart, Beſchäftigung und Vergnügen der Einwohner betreffen, da hieraus ſich der Schluß auf die vorherrſchenden Krankheiten und deren zweckmäßige Behandlung von ſelbſt ergibt. Vgl. Metzler's „Leitfaden zur Abfaſſung mediciniſcher Topographien" (Freiburg 1814).

Medien, die größte und wichtigſte Provinz des perſ. Reichs, deren Grenzen gegen O. Hyrkanien und Parthien, gegen S. Perſis und Suſiana, gegen W. Aſſyrien und Armenien, gegen N. das kaſpiſche Meer waren, gehörte, wie Hammer annimmt, zu Aria oder Eriene des Send, dem Mederlande im weiteſten Sinne, welches an das alte **Baktrien**, jetzt **Balkh** (ſ. d.) grenzte, und umfaßte das heutige Iran, Aderbidſchan, Ghilan und die weſtl. Hälfte von Maganderan. Vermöge ſeiner Gebirge von Natur feſt, von ſtreitbaren Männern bewohnt und zum Theil wohl angebaut, war es ſchon vor der perſ. Periode ein unabhängiges Reich. Seine Geſchichte beginnt mit Dejoces, der, nach Herodot, die Meder in Dörfern und Städten vereinigte, an Geſetze gewöhnte und unter andern Ekbatana erbaut haben ſoll. Durch Ninus, den Stifter der aſſyr. Monarchie, ward es erobert, doch nach der Zertrümmerung der aſſyr. Herrſchaft gelang es einem Statthalter der Provinz, M. aufs Neue unabhängig zu machen, und bald ward es das mächtigſte unter den Reichen, welche aus der aſſyr. Monarchie entſprungen waren. Nach den Sagen des Herodot hebt mit einem jüngern Dejoces eine bis auf Cyrus ununterbrochen fortgehende Reihe mediſcher Könige zu Ekbatana an, 700—560 v. Chr., deren letzte Phraortes, Kyaxares und Aſtyages waren. Über die damalige Verbindung M.'s mit Baktrien und Indien iſt nichts Gewiſſes bekannt. Durch **Cyrus** (ſ. d.) wurden die Meder den Perſern unterworfen, welche jene bisher wegen ihrer Armuth für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; bald aber wurden die Beſiegten die Lehrer der Sieger, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, ſondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach Cyrus blieb M. in unzertrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des perſ. Reichs; nur die nordweſtl. Striche, welche vor Cyrus zu Aſſyrien gehört zu haben ſcheinen, riſſen ſich auf einige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die perſ. Monarchie erobert hatte, gab er M. einen inländiſchen Statthalter, Namens Atropates. Dieſer behauptete ſich in den nördl. Gebirgsgegenden, auch als nach Alexander's Tode M. ſeinen eignen macedoniſchen Statthalter erhielt. Er vererbte ſeine Würde auf die Nachkommen, welche unge-

achtet ihrer gefährlichen Nachbarn, der Parther, Armenier und Römer, theils durch Nachgiebigkeit, theils mit bewaffneter Hand, ſich unabhängig zu erhalten wußten. Zur Zeit der erſten röm. Kaiſer war das Land noch unabhängig, nachher kam es unter die Herrſchaft der Parther. Damals beſtand es aus dem ſüdl. eigentlichen Medien, auch Großmedien genannt, mit der Hauptſtadt Ekbatana; aus dem Lande des Atropates, Atropatene, und aus den nördl. Strichen längs der Küſte des kaſp. Meeres, Nordmedien.

Medīna, auch Medinet ennebi, d. h. die Stadt des Propheten, genannt, in der arab. Provinz Hedſchas, von ungefähr 1200 Familien bewohnt, iſt berühmt durch Mohammed's Flucht (15. Jul. 622), von welcher die Mohammedaner ihre Zeitrechnung beginnen, und durch Mohammed's und der erſten Khalifen Gräber. Der angeblich noch unverſehrte Leichnam des Propheten befindet ſich in der von ihm ſelbſt erbauten, prächtigen Moſchee in einem Sarge von weißem Marmor, welcher zwiſchen den Särgen der Khalifen Abubekr und Omar auf der Erde ſteht und mit koſtbaren Teppichen bedeckt iſt. Die Wache dabei verſehen 40 ſchwarze Verſchnittene. Die ſonſt aus den Geſchenken frommer Pilger in der Moſchee aufgehäuften bedeutenden Schätze durften vom Sultan nur im Falle eines Religionskrieges angegriffen werden. M. ſtand unter dem Sherif von Mekka (ſ. d.), der einen Statthalter und eine Beſatzung dahin ſchickte, bis die Landſchaft Hedſchas von Mohammed Ali, Vicekönig von Ägypten, unterworfen wurde.

Medūſa, eine von den drei Gorgonen (ſ. d.), ward von der Minerva, in deren Tempel der durch ihre Schönheit gefeſſelte Neptun, wie die ſpätere Sage erzählt, dieſelbe umarmt hatte, in ein abſchreckendes Scheuſal mit Schlangenhaaren verwandelt und ihren Augen die Kraft beigelegt, Jeden, der ſie anſah, in Stein zu verwandeln. Mit Hülfe des Mercur und der Minerva ward ſie von Perſeus getödtet. Die griech. Kunſt verwandelte das häßliche Meduſenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit. Über die Umwandlung, welche der Begriff der ſchreckenden M. durch Dichter und Künſtler erfuhr, gibt mit einem Verſuche, die Sage auf natürliche Grundlagen zurückzuführen, treffliche Belehrungen Levezow's Schrift „Über die Entwickelung des Gorgonenideals in der Poeſie und bildenden Kunſt der Alten" (Berl. 1833):

Medūſen ſind Thiere von ſehr niedriger Organiſation, zu den Zoophyten gehörend, von denen ſich ein allgemeiner Charakter kaum angeben läßt, da ſie in der äußern und innern Bildung außerordentlich voneinander abweichen. Alle ſind Seethiere und leben nur im Waſſer, oft ausgezeichnet gefärbt und wie aus Eis gebildet. Die eigentlichen Meduſen kann man ſich ungefähr vorſtellen als eine nach oben gewölbte Scheibe, von deren unterer flacherer Seite und Rande Anhängſel von ſehr verſchiedener Bildung, Enden, Franſen, Schnüre, Lappen u. ſ. w. herabhängen, welche das Thier nach Belieben bewegt, die ihm zum Schwimmen und zum Fangen ſeiner Nahrung dienen. Andere zu den Meduſen gezählte Thiere haben die Geſtalt von Bändern, oder von Blätterguirlanden, zwiſchen welchen Blättern wieder Schnüre, Fäden u. ſ. w. eingefügt ſind. Die gewöhnlichſten Farben der Meduſen ſind blau, roth und gelb in verſchiedenen Abſtufungen, ſodaß man dieſelben, nächſt den Korallen, die Zierde des Meers nennen kann. Mehre erregen, wenn man ſie anfaßt, beſonders mittels der Spitzen ihrer Anhängſel, ein brennendes Gefühl auf der Haut, begleitet mit Röthe und Geſchwulſt, weshalb ſie auch den Namen Meer- oder Seeneſſeln erhalten haben; andere, beſonders die kleinern Arten, leuchten im Dunkeln und tragen bei zu dem ſogenannten Leuchten des Meers. Hinſichtlich der Größe ſind ſie ſehr verſchieden; man findet ſie mikroſkopiſch klein, oft aber auch mehre Fuß im Durchmeſſer groß. Die Ernährungsart derſelben kennt man noch nicht genau; bei manchen hat man noch nicht einmal eine Mundöffnung entdecken können; mehre der größern aber haben eine ſolche auf der untern Seite der Scheibe, in der man

nicht selten ziemlich große Fische fand, welche wahrscheinlich durch eine eigne auflösende Flüssigkeit verdaut werden, da Kauorgane irgend einer Art nicht vorhanden sind. Die Medusen finden sich ziemlich in allen Meeren, doch scheinen die größten im Norden heimisch zu sein.

Meer heißt im Allgemeinen die gesammte Masse salzigen Wassers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, ungefähr $6^1/_2$ Mill. □M., bedeckt. Einen gewissen Theil dieser Masse bezeichnet man durch Beinamen, z. B. atlantisches, indisches, mittelländ. Meer, Eismeer, Südmeer u. s. w. Das Übermaß des Wassers auf der Erde scheint nöthig zu sein zur Unterhaltung der Quellen und Flüsse, sowie des chemischen Processes in der Atmosphäre. Denn unaufhörlich erheben sich Dünste aus dem Meere, welche die Atmosphäre erfüllen, als Wolken über die ganze Erdfläche getrieben werden und in Regen herabfallen, und unaufhörlich saugt das Meer eine Menge mephitischer Gasarten dafür aus der Luft ein, die sich ohne diesen Proceß anhäufen und der Gesundheit nachtheilig sein würden. Daß ehemals das Meer einen viel größern Theil der Erdoberfläche bedeckte, beweisen unwiderlegliche Thatsachen. Das Becken, worin das Meer enthalten ist, läßt sich in Rücksicht seines Grundes und in Rücksicht seines Randes (der Ufer, Küsten und Gestade) betrachten. Der Meeresgrund ist ebenso wie die Oberfläche des festen Landes großen Unebenheiten unterworfen. Man findet auf ihm abwechselnd Triebsand, lehmigen, thonigen, steinigen und kalkigen Grund. Bei Marseille enthält der Meeresboden den schönsten Marmor. Anderwärts gibt es Lager von Muscheln und andern Schalwürmern, oder Berge von Korallen; ferner finden sich Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und sogar süße Quellen in der Meerestiefe. Wol mag es Stellen geben, die ebenso tief unter dem Niveau des Wassers liegen als die Höhe der höchsten Berge des festen Landes beträgt. Die Inseln und Klippen, welche über die Meeresfläche hervorragen, kann man als die höchsten Spitzen der Meeresgebirge, und Inselgruppen oder Archipelage als die Spitzen ganzer Gebirgsketten ansehen. Es darf daher nicht auffallen, daß das Meer an manchen Stellen von den Seefahrern als unergründlich tief angegeben wird, da man auf dem festen Lande auch keine Taue von solcher Länge anwenden könnte, die bis auf die Spitzen der höchsten Berge reichten. Daß aber die Tiefe an manchen Stellen sehr groß sein müsse, beweisen viele Erfahrungen; so fand Forster unter dem Äquator mit 1500 F., und Capitain Phipps im atlant. Meere mit 4680 F. noch keinen Grund, welche letztere wol die größte bisher gemessene Tiefe des Meers sein mag. Die Ränder oder Ufer des Meers pflegt man, wenn sie hoch sind, Küsten, die flachen aber Gestade oder Strand zu nennen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westl. schot. Inseln. Es ragt 600 Faden senkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief ist. Die Ufer von Norwegen sind bei sehr tiefem Grunde des Meers fast durchgängig steil; die holländ. dagegen sehr niedrig und flach. Die Temperatur des Meerwassers an der Oberfläche hängt mit der Temperatur der Luft zusammen, nur ist die Veränderlichkeit derselben beim Wasser nicht so groß als bei der Luft. Es nimmt daher die Temperatur des Meers ebenso wie jene der Luft vom Pole gegen den Äquator zu, obwol locale Verhältnisse auch hier manche Anomalie bewirken. Auch ist die Temperatur nach der Tiefe verschieden. Die Kälte des Meerwassers nimmt um so mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Versicherung der Taucher ist sie in der Tiefe von 100 F. fast unerträglich. An und für sich scheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung stellt es sich dem Auge in einer blaulich-grünen Farbe dar, welche man deshalb auch meergrün nennt. Forster und A. leiten diese Farbe aus dem Widerscheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß bei trübem Himmel das Meer graulich erscheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andere Farben, die von der Beschaffenheit des Bodens, beigemischten Substanzen u. s. w.

herrühren. Die tiefsten Stellen des Weltmeers sind dunkelblau; flächere heller. Gegen den Nordpol sieht das Meer schwärzlicher, in der heißen Zone brauner aus. Eine besonders röthliche Farbe zeigt sich im arab. Meerbusen und im Meerbusen von Kalifornien, weswegen beide auch das rothe Meer genannt werden. Ein zufällig rothes Ansehen des Meers, welches wahrscheinlich von Insekten hervorgebracht wurde, ist mehrmals in der Gegend der Mündung des Rio de la Plata beobachtet worden. Auch wird das Meer an den Mündungen großer Flüsse, welche viel Schlamm bei sich führen, auf große Strecken gelb gefärbt. Der Geschmack des Seewassers ist nicht nur salzig, sondern zugleich ölig, bitterlich und so ekelhaft, daß es durchaus nicht genossen werden kann und augenblicklich Erbrechen erregt. Dabei ist es auch ungesund, weil unaufhörlich eine Menge thierischer und vegetabilischer Substanzen darin verfaulen. Selbst zum Waschen ist es unbrauchbar, und auf den Schiffen reinigt man nur das gröbste Zeuch darin. Durch Destillation kann es jedoch für den Nothfall trinkbar gemacht werden, zu welchem Behufe der Engländer Irving eine eigne Maschine erfand. Nach chemischer Zerlegung enthält das Seewasser süßes Wasser, Küchensalz, ein aus Salzsäure und Bittererde bestehendes Mittelsalz, etwas Gyps und Kalkerde, welche Bestandtheile durch kohlensaures Gas in Auflösung erhalten werden. Der Grad der Salzigkeit des Seewassers ist nicht nur an verschiedenen Stellen, sondern auch an einerlei Orten nicht gleich. In einem Pfunde Seewasser findet man ein bis vier Loth Salz. Die Bitterkeit des Meerwassers ist in der Tiefe geringer als an der Oberfläche. Das Salz verhindert die Fäulniß des Seewassers keineswegs; die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß es leicht fault, wenn es z. B. im Schiffsraume stehen bleibt. Es stinkt alsdann unerträglich und verursacht gefährliche Krankheiten. Auch fault im Seewasser Alles leichter und schneller als in reinem Wasser. Durch das Verdünsten kann man das Salz aus dem Seewasser scheiden, und man bedient sich dieses Mittels, um Salz zu gewinnen, häufig in heißen Ländern. Die specifische Schwere des Seewassers ist verschieden, je nachdem es mehr oder weniger Salztheile enthält. Die untern Schichten sind salziger als die obern und haben daher eine größere specifische Schwere. Nach Einigen soll das Seewasser 45 mal schwerer sein als das süße Wasser. Daraus erklärt sich, daß Seeschiffe ungleich größere Lasten führen können als Flußschiffe. Eine merkwürdige Erscheinung ist das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt und von Forster aus drei verschiedenen Ursachen erklärt wird. Zuweilen leuchtet nämlich blos die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt, was Forster von der aus Reibung des Schiffes am Wasser, bei der schnellen Bewegung, erregten Elektricität herleitet, und welches Buffon's Versuche bestätigen; öfters leuchten aber alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, was, besonders zur Zeit der Windstillen, phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Stoffen zuzuschreiben ist, wie Erfahrungen bewiesen; endlich scheint zuweilen das ganze Meer mit funkelnden Sternen übersäet zu sein, wobei nicht nur die Oberfläche, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt, und die Fische wie aus Feuer gebildet scheinen, was, wie mehre Versuche dargethan haben, von leuchtenden Seewürmern herrühren dürfte. (S. Mollusken.)

Das Meerwasser muß zwar, vermöge seiner Natur, als Flüssigkeit fast allenthalben einerlei Höhe haben, indeß leidet dies doch durch die Schwerkraft oder Anziehungskraft der Erde, die unter und bei den Polen stärker wirkt als unter dem Äquator und in der Nähe desselben, Abänderungen. Dieselbe Ursache, welche die Abplattung an den Polen bewirkte, muß auch ein beständiges Andringen des Wassers gegen den Äquator hin veranlassen, mithin das Wasser unter dem Äquator höher stehen als unter den Polen und selbst einen Wasserberg bilden, gegen den die höchsten Berge des festen Landes in nichts verschwinden, der aber das feste Land aus dem Grunde nicht überschwemmt, weil dieses unter dem Äquator auch höher

ist. Ein anderer Umstand, welcher von einem ungleichen Stande des Wassers zeugt, ist der, daß unter den vom Lande eingeschlossenen Meerbusen einige niedriger sind als andere. So ist die Nordsee tiefer als die Ostsee, das deutsche Meer höher als das harlemer und die Zuidersee, das rothe Meer höher als das mittelländische. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Verschiedenheit der Wassermassen, welche den Meeren durch die Ströme zugeführt werden. Noch beträchtlicher wird die Gleichheit der Meeresoberfläche durch die Bewegung aufgehoben, welche das Meer aus mehr als einer Ursache erleidet. Auch wenn es von keinen Winden bewegt wird, befindet es sich in Thätigkeit durch den Umschwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne. Aus diesen drei Ursachen entsteht eine dreifache Bewegung: die Wellenbewegung, die Strombewegung und die Ebbe und Flut. Die Wellenbewegung entsteht durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasserfläche und stört dadurch auch auf dieser das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßene Theil über den nächstliegenden, dieser wird niedergedrückt, es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen großen Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, sodaß sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Dieser Zustand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, ist schrecklicher und gefahrvoller als der Sturm selbst. Die Strombewegung besteht darin, daß das Meer in gewissen Gegenden, auch ohne Wind, nach einer bestimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des freiliegenden Meers auf der ganzen Erde ist die beständige Strömung von O. nach W. An mehren Orten, wo sich Widerstand findet, nimmt sie eine andere Richtung. So läuft an den peruanischen Küsten das Wasser von S. nach N., am Vorgebirge der guten Hoffnung sogar von W. nach O., also grade in entgegengesetzter Richtung. Die Haupturſache dieser Strömung ist der Umschwung der Erde um ihre Achse. Außer dieser allgemeinen Strömung trifft man im Meere noch andere an, welche durch die erwähnte Verschiedenheit des Wasserstandes in den einzelnen Meeren veranlaßt werden, indem das höher stehende Wasser nach dem niedrigen zu abfließt. In gewissen Gegenden gibt es auch periodische Ströme im Meere, d. h. solche, die zu gewissen Zeiten östl., zu andern westl. laufen. Sie bekommen ihre Richtung durch Winde, wenn sie auch nicht immer einerlei Strich mit ihnen halten. Ihre Länge, Breite, Geschwindigkeit, Abweichung von dem Striche des Windes hängt von der örtlichen Beschaffenheit der Gegend ab. Noch gehören zu den Bewegungen des Meers die Strudel oder Wirbel, welche entstehen, wenn das Wasser in entgegengesetzten Richtungen gegeneinander getrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Maalstrom an den norweg. Küsten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten so furchtbar schildern, sind für die jetzige Schiffahrtskunde unbedeutend. Eine gewisse Bewegung des Meers wird endlich durch die hineinstürzenden Ströme vom Lande her verursacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merkbar sind. Die Ebbe und Flut (s. d.) endlich ist eine zweimal des Tages regelmäßig zu bestimmten Zeiten wiederkehrende Bewegung des Meers. — Meerbusen (sinus, ital. golfo) heißt ein schmaler Theil des Meers, welcher sich tief in das feste Land hineinkrümmt. Er unterscheidet sich von den Buchten und Baien blos dadurch, daß er größer ist als diese. — Meerenge (Bosporus, frētum), auch Straße, Kanal oder Sund genannt, ist ein schmaler Durchgang

des Meers zwischen zwei Ländern, oder zwischen dem festen Lande und einer Insel, oder zwischen zwei Inseln.

Meereslänge, s. Länge.

Meergötter, göttliche Wesen, welche die Phantasie der Griechen, die Alles belebte, nach den verschiedenen Erscheinungen, welche das Meer darbietet, individuell ausbildete, waren insgesammt dem Poseidon oder Neptun untergeordnet. Die wichtigsten sind Okeanos, der Beherrscher des äußern Meers, und dessen weibliche Nachkommen (Okeaniden), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen, d. i. weibliche Genien der Gewässer, bekannt sind, und Tethys, seine Schwester und Gattin; ferner Pontus, der Beherrscher des innern Meers, und dessen Gattin, die Okeanide Doris, nebst ihren 50 Töchtern, den weissagenden Nereiden, unter welchen Galatea und Thetis (Mutter des Achilles) hervorragen, und vorzüglich Amphitrite, des Neptun Gemahlin; ferner der Sohn Neptun's, Triton, und die Tritonen; und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaukos, Palämon, Leukothea und Melicertes oder Palämon, bei den Römern Portumnus genannt, das Klippenungeheuer Scylla, die täuschenden Sirenen (Töchter des Stromgottes Achelous) und die Stromgötter (männliche Nachkommen des Okeanos). Man bildete die Meeresgottheiten mit mannichfaltigen, von den Erscheinungen des Wassers hergenommenen Abzeichen, z. B. die Tritonen auf Seemuscheln blasend, mit Fischleibern u. s. w., und gab den Untergottheiten der Gewässer meergraue Haare, Schilfkränze u. s. w.

Meerkatzen wurden besonders sonst die langschwänzigen Affen der alten Welt genannt, weil sie über das Meer aus Afrika kamen. Man kennt von ihnen eine Menge Arten, unter denen die gewöhnlichste der Callithrix ist, welcher durch gelblichgrüne Farbe und schwarzes Gesicht sich auszeichnet.

Meerman (Johann), Herr von Dalem und Vuren, als Mensch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichnet, geb. im Haag am 1. Nov. 1753, aus einem alten, angesehenen Geschlechte, war der einzige Sohn des als Herausgeber des „Thesaurus juris civilis et canonici" und der „Origines typographicae" rühmlich bekannten und in den deutschen Reichsfreiherrnstand erhobenen Gerhard M., und erhielt in seiner Geburtsstadt und in Rotterdam den ersten Unterricht. Kaum 10 Jahre alt, übersetzte er Molière's „Mariage forcé" und ließ diese Arbeit ohne des Vaters Wissen drucken. Er studirte hierauf in Leyden, Leipzig und zu Göttingen, wo er sich Heyne's dauernde Freundschaft erwarb, bereiste England, Italien, Frankreich und den größten Theil Deutschlands und erwarb sich 1774 zu Leyden die juristische Doctorwürde. Eine neue Reise nach England, Schottland und Irland, Deutschland, Italien und den nord. Reichen unternahm er 1787 und gab später über seine Reisen sehr ausführliche und genaue Berichte. In der letzten Zeit der Herrschaft Napoleon's nach Paris gerufen, war er drei Jahre franz. Senator. Nach der Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und starb am 19. Aug. 1816 als der Letzte seines Geschlechts. Außer seinen zahlreichen Schriften, besonders historischen und staatsrechtlichen Inhalts, hatte er als Director der Künste und Wissenschaften auch ein großes Verdienst bei der Bearbeitung der „Jaarboeken van Wetenschappen en Kunsten in het Koningryk Holland over de Jaren 1806—7" (1809—10). Zuletzt beschäftigte ihn die Herausgabe von Jean Vandenesse's „Histoire des voyages faits par l'empereur Charles V. depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort", die er mit Anmerkungen begleitete. Auch übersetzte er Klopstock's „Messias" ins Holländische (4 Bde., Haag 1803—15, 4.). Seine Witwe, selbst eine geschätzte Dichterin, hat sein Leben beschrieben. M.'s auserlesene Bibliothek, deren fortdauernden Besitz seiner Vaterstadt zu sichern eine Menge Umstände verhinderte und deren Katalog eine literarische Merkwürdigkeit ist, wurde 1824 im Haag verauctionirt, und gewährte einen Ertrag von 171,000 holländ. Gldn.

Meerrettig (Cochlearia armoracia), eine im wärmern Europa und in Deutschland einheimische Pflanze mit großer, starker, ästiger, kriechender Wurzel, gehört zur Familie der kreuzblütigen Gewächse, d. h. zu denen, deren Blumen aus vier Kelch- und vier einander kreuzweis entgegengesetzten Blumenblättern besteht und deren Frucht eine Schote ist. Alle Gewächse dieser im Äußern sehr übereinstimmenden und artenreichen Familie zeichnen sich durch ein flüchtig scharfes Princip von eigenthümlicher Natur aus, das in vorzüglichem Grade im Samen des Senfs, in den Blättern und Stengeln der Brunnen- und Gartenkresse, des Löffelkrauts, in der Wurzel des Rettigs und Meerrettigs vorhanden ist und diesen Gewächstheilen den eigenthümlichen Geschmack ertheilt. Diese Schärfe, welche alle Kohlarten zu gesunden Nahrungsmitteln macht, verhindert oder heilt die unter dem Namen Scorbut bekannte Krankheit, welche zum Theil von ungesunden und schwerverdaulichen Speisen, und deshalb häufig auf Schiffen, aber bei Mangel auch auf dem Lande entsteht. Es ist demnach der Genuß des Meerrettigs und der früher genannten Pflanzen als nützlich und die Gesundheit erhaltend anzurathen. Im Senfsamen und im Meerrettig ist diese Schärfe so concentrirt, daß man diese Pflanzentheile benutzt, um auf der Haut Röthe hervorzubringen, und die frische geriebene Wurzel des Meerrettigs ist im Herbste und im Winter den Senfteigen vorzuziehen, da sie die Haut weit schneller röthet.

Meerschaum, eine Gattung Talkerde, welche man erst in neuern Zeiten näher kennen gelernt hat, ist ein weißgelbliches oder blaß-isabellfarbenes, fettiges, seifenartig anzufühlendes und zähes Mineral, das einen feinerdigen, matten Bruch hat, sehr weich und leicht ist und sich zerschneiden läßt. Es besteht aus gleichen Theilen Kieselerde und Bittererde und hat seinen Namen von der schwammigen Beschaffenheit, wodurch man ehemals verleitet wurde, es für einen verhärteten Schaum des Meerwassers zu halten. Es wird in Griechenland in der Gegend von Thiva oder Stives, sonst Theben, gegraben; nach Niebuhr auch in Kleinasien, nicht weit von Koniah oder Ikonium, und bricht daselbst in einer grauschieferigen, 6 F. mächtigen Kalkkluft in nicht starken Adern. Auch in Spanien bei Madrid, dann in Frankreich am Montmartre und an andern Orten wird Meerschaum gefunden. Frisch gegraben ist er weiß, zähe, fast wie Wachs, verhärtet sich aber in der Luft bald zu solcher Masse, die zum Verfertigen der Tabackspfeifenköpfe tauglich, dann gebohrt und geschnitten wird. Auch werden aus der noch frischen Erde Pfeifenköpfe gebildet, indem man diese in Formen, in welche mancherlei Figuren geschnitten sind, preßt und nachdem dieses geschehen, die Löcher hineinbohrt. Diese gepreßten Pfeifenköpfe werden besonders in Konstantinopel noch verschiedentlich gefärbt und dann durch griech. Kaufleute nach der Moldau und Walachei, nach Siebenbürgen, Ungarn, Brody und Tarnopol, und nach Deutschland versendet. Die Hauptniederlage türk. Meerschaumpfeifenköpfe ist zu Triest; auch gibt es deren in Wien. Der größte Theil dieser Köpfe kann aber nicht geschnitten, sondern blos gereinigt, ausgebessert, polirt und gesotten werden. Nur die großen und unvollkommenen Stücke und der ungeformte Meerschaum sind zu schneiden. Die ausgezeichnetsten geschnittenen Meerschaumpfeifenköpfe liefern Nürnberg, Fürth, Lemgo, Schmalkalden, Leipzig, Dresden, Hamburg und Lübeck. Auch bringt man rohen Meerschaum über Triest und Semlin zum Handel, aus welchem in deutschen Fabriken ebenfalls Köpfe geformt werden. Die aus dem Abgange des Meerschaums geformten Köpfe, was zuerst Christoph Dreiß zu Suhl versuchte, kommen den echten an Dauerhaftigkeit nicht gleich, und die von bloßem Gyps verfertigten kann man daran erkennen, daß sie, wenn man mit einer Silbermünze darüberhinfährt, einen bleistiftähnlichen Streif annehmen, was der echte Meerschaum nicht thut.

Meerschwein (das) ist eine Art Delphin und zwar das kleinste der walfischartigen Thiere. Es wird nur 4—5 F. lang, ist aber dennoch wegen sei-

ner Räubereien sehr gefürchtet, lebt in großen Gesellschaften beieinander und findet sich in allen Meeren. Seine Farbe ist oben einfach schwarz und unten weiß; im Maule hat es auf jeder Seite über 20 schneidende Zähne. — Meerschweinchen (cavia) wird auch ein kleines Nagethier genannt, das ursprünglich aus Südamerika stammt, hie und da aber in Europa wegen seiner gelb, schwarz und weißen Färbung als Hausthier gepflegt wird.

Meerzwiebel, oder Squille (Scilla maritima), eine an den Küsten des Mittelmeers, des atlant. und stillen Oceans häufig wachsende Pflanze, hat eine sehr große, eiförmige Zwiebelwurzel, welche aus breiten fleischigen Schuppen gebildet und außen mit dünnen, dunkelbraunen Häuten bedeckt ist. Diese Zwiebel wird oft mehre Pfund schwer und treibt im Sommer einen einfachen, stielrunden, zwei bis drei F. langen Blütenschaft, welcher gegen die Spitze hin mit weißen, sternförmigen, gestielten Blumen besetzt ist. Erst nachdem die Pflanze verblüht hat, kommen die breiten lanzettlichen, 12—18 Z. langen Blätter aus der Mitte der Zwiebel hervor. Die gesonderten und bei gelinder Wärme getrockneten Zwiebelschuppen sind ein sehr wichtiges Arzneimittel, das bei Stockungen im Unterleibe, Wassersucht u. s. w. häufig angewendet wird.

Megara, im Alterthume die Hauptstadt von Megaris, dem kleinsten Staate in Griechenland, der an Attika, Korinth und das Meer grenzte, ist jetzt der Hauptort der Provinz gleiches Namens in dem Departement Attika des Königreichs Griechenland. Sie liegt auf dem Isthmus, ist gegenwärtig der Sitz eines Bischofs und hat 2000 Einw. Im pers. und peloponnes. Kriege war M. reich und mächtig. Daselbst stiftete Euklides (s. d.) die megarische Schule, die auch die dialektische und erische, d. h. streitsüchtige, genannt wird. Ihr gehören die Dialektiker Eubulides, Alexinos und dessen Schüler Diodorus mit dem Beinamen Kronos, Philo und vornehmlich Stilpon aus Megara an. Ihr Bestreben ging nämlich dahin, die Widersprüche in den gewöhnlichen Vorstellungs- und Ausdrucksweisen hervorzuheben, während sie nur das Gute als das unveränderlich Seiende setzten und die eleatische Dialektik auf die Einheit des Guten übertrugen. In M. war nach des Kapodistrias Ermordung die contrerevolutionnaire Versammlung unter Koletti, welche im März 1832 die Regierung des Augustin Kapodistrias stürzte und sich Nauplias bemächtigte. Vgl. Reinganum: „Das alte Megaris" (Berl. 1825, mit 2 Kpf.).

Megära, eine der Furien, s. Eumeniden.

Megaskop nennt man ein Sonnenmikroskop, wie es für ziemlich große Gegenstände eingerichtet ist.

Mehemet Ali Pascha, s. Mohammed (Vicekönig von Ägypten).

Mehl ist die feine staubartige weiße Substanz, die man aus dem Inhalte der Getreidekörner durch das Mahlen auf der Mühle erhält, wo sie zermalmt und dann, mittels des Siebens durch Beutel von feinem Tuch, in Mehl und Kleien geschieden werden, und ihrer nährenden Eigenschaften wegen zu Brei, Brot und verschiedenem andern Backwerk benutzt. Die Hauptbestandtheile des Mehles sind Kleber (Gluten) und Stärkemehl (Satzmehl, Amidon). Unter den verschiedenen Getreidearten werden am häufigsten zu Mehl benutzt: Weizen, Spelt (Dinkel), Roggen, Gerste und Buchweizen; seltener Hafer, Mais, Erbsen, Bohnen und Wicken. Gutes Mehl kann nur aus reinen, gesunden und vollkommenen Körnern auf gutgestellten Mühlen gewonnen werden, und muß weiß, trocken und frei von Geruch sein. Nur so beschaffen ist es zu gutem Gebäck geeignet, und nur dann läßt es sich lange aufbewahren, nämlich an einem trockenen Orte, sodaß es sich weder erhitzt noch dumpfig oder vom Ungeziefer beschädigt wird. Mit Mehl wird ein starker Handel in mehren Gegenden Englands, z. B. Esser, Kent, Norfolk, Suffolk, Stockton und York, auch in Archangel, Petersburg, Danzig, Amsterdam, Hamburg, Bremen, Triest, Fiume, Bordeaux, Nantes, Livorne,

Barcelona u. s. w. getrieben. Besonders schönes Mehl kommt auch aus Nordamerika, Canada mit eingeschlossen, wo man in dessen Bereitung durch zweckmäßige, auch bei uns theilweise, jedoch noch höchst selten, nachgeahmte Einrichtungen bei den Mahlmühlen, das Trockenmahlen, die Bürstenbeutel u. s. w. sehr weit gekommen ist. — Das Kraftmehl (Ammelmehl, weiße Stärke) wird entweder aus aufgequelltem, zerquetschtem und in Wasser ausgedrücktem Weizen, auch wol andern mehlartigen Körnern, Früchten, oder, und zwar jetzt meistentheils, aus geriebenen und in Wasser ausgedrückten Kartoffeln gewonnen. Nachdem es sich in der Flüssigkeit gesetzt hat und diese abgegossen worden ist, wird es in Stücke geschnitten und an der Luft getrocknet. Wird diese Stärke zermalmt und in feines Mehl verwandelt, so erhält man das Biscuitmehl, Kartoffelmehl u. s. w., das sich von dem durch Mahlen gewonnenen Getreidemehl dadurch unterscheidet, daß es keinen Kleber enthält und deshalb minder nahrhaft ist.

Mehlthau ist eine schleimige, verschieden gefärbte, mehr oder weniger flüssige Substanz, die sich auf den Blättern der Pflanzen zeigt und das Verwelken derselben gewöhnlich zur Folge hat. Er wird für kleine Schimmelpilze angesehen, die parasitisch auf den Pflanzen wuchern und sie aussaugen, nach Andern aber ist er von Blattläusen darauf abgesetzt, welche vorher unter der Oberhaut der Blätter genistet haben. Eine besondere Art des Mehlthaus ist der Honigthau. (S. Honig.)

Méhul (Etienne Henri), ein berühmter Componist, geb. 1763 in Givet in den Ardennen, erhielt von dem dasigen Organisten den ersten Unterricht, ward schon in seinem 10. J. Organist, dann Adjunct in der Abtei Valledieu, und studirte daselbst bei einem geschickten deutschen Contrapunktisten, Hanser, die Composition. Im 16. J. kam er nach Paris und wurde von einem damals berühmten Meister, Edelmann, im Clavierspiel unterrichtet. Zwei Jahre später verschaffte ihm der Zufall die Freundschaft Gluck's, der ihn besonders in den philosophischen und poetischen Theil der Tonkunst einweihte. Nachdem er seit 1791 durch mehre Opern und andere Compositionen sich großen Beifall erworben, ward er 1795 Professor der Musik am Nationalinstitut und später einer der drei Inspectoren des Unterrichts und Professor am Conservatorium der Musik. Er starb zu Paris 1818. Von seinen Opern führen wir an: „Une folie" (deutsch, „Die beiden Füchse, oder Je toller je besser"); „Hélène"; „L'irato"; „Les aveugles de Tolède"; „Josephe en Egypte" und „Valentine von Mailand", die erst von seinem Neffen Daussoigne beendigt wurde. Zugethan den Grundsätzen der Revolution, componirte er mehre Volksgesänge, unter denen der „Chant du départ", „Chant de victoire" und „Chant de retour" zu den ausgezeichnetsten in ihrer Art gehören und von dem größten Effect sind. Auch schrieb er Symphonien und Ouverturen, z. B. die beliebte Jagdouverture zu „Le jeune Henri". Streben nach Wahrheit und Charakteristik ist in allen seinen Werken unverkennbar. Im J. 1835 beschloß seine Vaterstadt, ihm ein Denkmal zu errichten.

Meibom ist der Name mehrer gelehrten Deutschen. — Heinr. M., der Ältere, geb. 1555 zu Lemgo, gest. 1625 als Professor der Poesie und Geschichte zu Helmstedt, machte sich durch seine Schriften um die deutsche Geschichte verdient. — Sein Sohn, Joh. Heinr. M., ein gelehrter Arzt, geb. 27. Aug. 1590 in Helmstedt, gest. 16. Mai 1655 zu Lübeck, gab außer mehren medicinischen Schriften eine „Vita Maecenatis" heraus. — Größere Berühmtheit, als Beide, erlangte des Letztern Sohn Heinr. M., geb. in Lübeck 1638. Er studirte in Helmstedt und auf einigen holländ. Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Frankreich und Italien, ward 1661 in Helmstedt Professor der Medicin, 1678 der Geschichte und Dichtkunst und starb daselbst 1700. In der Anatomie erhält sich sein Andenken durch die nach ihm genannten Meibom'schen Drüsen, Schleimdrüsen der Augenlider, welche die sogenannte Augenbutter ab-

sondern, ferner durch seine vortrefflichen Untersuchungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs, und des Thränenganges, und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge (Meibom'sches Loch) und der benachbarten Warzen. Seine zahlreichen Schriften sind sehr geschätzt, vorzüglich die historischen, welche meistentheils Deutschland betreffen. Unter Anderm gab er heraus „Rerum German. scriptores" (3 Bde., Helmst. 1688, Fol.). — Ein Verwandter des Vorigen, Markus M., geb. 1630 in Tönningen, war ein guter Philolog. Er beschäftigte sich vorzüglich mit der Musik der Alten und gab 1652 eine lat. Übersetzung der alten Schriftsteller über die Musik, „Antiquae musicae scriptores septem graec. et lat." (2 Bde., Amst. 4.) mit Noten und einer allgemeinen Vorrede heraus, welche er der Königin Christine von Schweden zueignete. An deren Hof berufen, fand diese an seinen Beschreibungen der alten Musik so viel Beifall, daß sie, um einen anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschreibung der griech. fertigen ließ und M. bewog, in dem damit veranstalteten Concert eine griech. Arie zu singen, wozu der Prof. Naudäus einen griech. Tanz tanzen sollte. Doch kaum hatte M. zu singen begonnen, als die ganze Versammlung in ein helles Gelächter ausbrach. M. wüthend darüber sprang auf und gab Bourdelot, dem Leibarzt und Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf verließ er Stockholm und ging nach Kopenhagen, wo er gut aufgenommen und zum kön. Rath und Professor am Gymnasium zu Sorõe ernannt wurde. Hernach kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Allein seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn in so viele Zwistigkeiten, daß er diese Stelle niederlegte und sich nach Amsterdam als Professor der Geschichte bei der dortigen Schule begab. Doch auch hier veruneinigte er sich mit dem Bürgermeister, ward entlassen, reiste dann nach Frankreich und England, kehrte endlich nach Amsterdam zurück und starb daselbst 1711. Er schrieb „De veteri fabrica triremium" (Amst. 1671) und gab den Vitruv und Diogenes Laërtius heraus; auch wollte er den hebr. Text der Bibel verbessern, der nach seiner Behauptung voll Fehler sein sollte.

Meil (Joh. Wilh.), Zeichner und Kupferstecher, einer der gelehrtesten Künstler seiner Zeit, geb. 23. Oct. 1733 zu Altenburg, wo sein Vater Hofbildhauer war, widmete sich zu Baireuth und Leipzig den Wissenschaften, bis 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunstwerke sein Talent für die bildenden Künste weckte, das er von nun an, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, selbst auszubilden suchte. Unablässig im Zeichnen und Radiren sich übend, schuf er sich auf diese Weise eine eigne Manier in letzterm, welche ihm unter den berühmten Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er alle seine Ideen mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf und mit einer bis dahin nicht gekannten Sauberkeit in kleinen lieblichen Gestalten ausführte. Anfangs zeichnete er für Decorateurs und Juweliere, legte sich dann aber fast ausschließlich auf das Antike. Die ganze Sammlung seiner reizenden Vignetten, welche die vorzüglichsten deutschen Schriften zieren, beträgt über ein halbes Tausend. Zu den gelungensten gehören seine meisterhaften Blätter zu Engel's „Mimik" und „Sebaldus Nothanker", welche beweisen, wie vortrefflich er physiognomische Charaktere darzustellen wußte, und zu Gellert's „Fabeln". Dabei besaß er eine genaue Kenntniß der Costume der alten und mittlern Zeit und hat sich deshalb durch Angabe richtiger und geschmackvoller Zeichnungen auch um das Theater zu Berlin großes Verdienst erworben. Er starb als Vicedirector der Akademie der Künste zu Berlin am 2. Febr. 1805.

Meile, ein Längenmaß weiter Entfernungen, hat seinen Namen von mille, d. h. tausend, weil die röm. Meile 1000 geometrische Schritte, jeden zu 5 röm. Fußen, ausmachte. Die Länge der Meilen ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Geographischer Meilen, deren jede 23,642, nach Andern 23,661

rheinländ. F. oder 1½ Stunde, rechnet man 15 auf einen Äquatorgrad; der geographischen wird die deutsche Meile gleichgeachtet, wiewol sie eigentlich etwas größer ist und gewöhnlich auf 2 Stunden Wegs oder 12,000 Schritte berechnet wird. Die preuß. Postmeile beträgt 24,000 rhnl. F. und eine sächs. Meile von 2 Stunden hat 16,000 dresdner Ellen oder 34,000 leipziger Fuß. Außerdem rechnet man auf einen Äquatorgrad 10 norweg., 10⅔ dän. und schwed., 13½ ungar., 19⅔ niederländ. (Stunden), 20 gemeine span., 26⅔ castil., 22 poln., 25 gemeine franz., 60 ital. wie auch geographische engl., 66⅔ türk. (Berri), 69½ engl., 104½ russ. (Werste) und 250 chines. (Li) Meilen. Eine engl. Meile hat 5135 rhein. Schuh, und eine geogr. Meile 4⅗ engl. Meilen. Die Seemeilen sind etwas verschieden, indem 17½ span. und 20 franz., engl. und niederländ. (Leagues) so viel als 15 deutsche Meilen betragen.

Meiler, s. Verkohlung.

Meinberg, ein Badeort in der Grafschaft Lippe-Detmold, mit einem an Kohlensäure sehr reichen Eisenwasser, einem salzhaltigen Schwefelwasser und einer Salzquelle, welche sowol zum Trinken, wie zum Baden benutzt werden, wird besonders von solchen Kranken besucht, welche die stärkern Eisenquellen nicht vertragen, oder eine mehr auflösende Heilmethode fodern. Vgl. Gellhaus „Über die Mineralquellen zu M." (Lemgo 1820.)

Meineid (perjurium) ist die eidliche Versicherung einer den Schwörenden als unwahr bekannten Thatsache. Gegenwärtig, wo man Niemand gestattet, einem Andern eine eidliche Versicherung eigenmächtig (außergerichtlich) abzunehmen, kann auch nur bei gerichtlichen Eiden von einem Meineide die Rede sein, welcher auch nur dann vorhanden ist, wenn Jemand wissentlich etwas Falsches beschwört. Man nimmt dabei auch meist an, daß nur bei einem mit allen Feierlichkeiten geschworenen (gelehrten) Eide ein Meineid vorkommen könne (nach vorgängiger Verwarnung vor dem Meineid), obgleich auch die minder feierliche eidliche Versicherung (an Eides statt; mit den Worten: „So wahr mir Gott helfe"; Handgelöbniß, ohne Aufhebung der Finger) unter dem Schutze der strafenden Gerechtigkeit stehen muß. Ein eigentlicher Meineid kann nur mit Bewußtsein und Vorsatz begangen werden; doch auch die Unterlassung gehöriger Aufmerksamkeit bei dem Eide (culposer falscher Eid) ist strafbar. Der Eidesbruch, d. h. die Verletzung eines eidlich gegebenen Versprechens, ist auch nicht Meineid, im eigentlichen Sinne. Der Meineid begreift die zwei Hauptfälle unter sich: 1) falscher Eid in Civilsachen, welcher mit öffentlicher Arbeit (Zuchthaus) bestraft wird (ehedem mit Abhauung der beiden vordern Finger der rechten Hand); 2) falsches Zeugniß in Criminalsachen, welches, wenn dadurch ein Unschuldiger verurtheilt worden ist, mit der Strafe, welche Jenen getroffen hat, zu ahnden ist. Diese kann also bis zur Todesstrafe gehen.

Meinhard (Joh. N.), eigentlich Gemeinhard, welchen Namen er aber in Italien in Meinhard veränderte, ein Mann, der bei großer Bescheidenheit eine ungemeine Belesenheit, besonders im Fache der schönen Wissenschaften, und eine ausgebreitete Sprachkenntniß besaß, war am 11. Sept. 1727 zu Erlangen geboren. Der Theologie bestimmt, ging er 1746 nach Helmstedt, entsagte ihr aber aus natürlicher Abneigung gegen Zwang und aus Begierde die Welt zu sehen. Er wurde 1748 Hauslehrer in Liefland, bereiste 1751 Holland, setzte seit 1752 seine Sprachstudien in Göttingen fort und ging 1755 wieder nach Liefland. Nach seiner Rückkehr 1759 promovirte er zu Helmstedt und wollte daselbst Vorlesungen über die schönen Wissenschaften halten; doch sein unstäter Geist trieb ihn sehr bald von dort weg nach Hamburg, um Zachariä kennen zu lernen. Mit ihm kehrte er nachmals nach Braunschweig zurück, wo er seine „Versuche über den Charakter der besten ital. Dichter" (Braunschw. 1763, Fol.; neue Aufl., 2 Bde., 1774, 8.), welche von Jagemann fortgesetzt wurden, herausgab, die noch jetzt als ein Haupt-

werk über diesen Gegenstand zu betrachten sind. Täglich im Umgange mit Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt u. A., vergaß er eine Zeit lang seine Hypochondrie, aber nach einem Jahre kehrte das Übel verstärkt zurück. Dies bewog ihn, nach Leipzig zu gehen, wo er Gellert's und Weiße's Umgang genoß. Auf den Rath seiner Freunde begleitete er 1763 einen jungen Grafen Moltke auf seinen Reisen durch Frankreich, Italien und England, wurde 1765 in Berlin mit Ramler, Lessing, Nicolai, Mendelssohn u. A. bekannt, kehrte, nachdem er seiner Verpflichtung sich entledigt, nach Braunschweig zurück und ging sodann nach Erfurt, wo er beinahe zwei Jahre fast ohne alle Bekanntschaft in einem Gasthause lebte. Im J. 1767 ging er wieder nach Berlin, wo er am 15. Jun. dess. Jahres starb.

Meiningen, Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums **Sachsen-Meiningen-Hildburghausen** (s. d.), in einem Thale der Werra, ist der Sitz der Landescollegien und hat 4500 Einw. In dem Residenzschlosse Elisabethenburg befinden sich die Bibliothek mit 24,000 Bänden und verschiedene Kunstsammlungen, auch das Gesammtarchiv der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Die Stadt hat ein Gymnasium (Bernhardinum), eine Bürgerschule und bedeutende Barchentmanufacturen.

Meißen, die zweite Stadt des gleichnamigen Kreises im Königreiche Sachsen, mit 6500 Einw., am Flüßchen Meise oder Mist, auf und zwischen Hügeln am linken Ufer der Elbe erbaut, über welche hier wahrscheinlich schon im 11. Jahrh. eine Brücke führte, die aber 1547, 1757 und am 13. März 1813 aus Rücksichten kriegerischer Vertheidigung abgebrochen wurde, ist eine der ältesten Städte Sachsens und die Wiege der Markgrafen von M. Sie ward vom König Heinrich I. als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen gegen die unterjochten Slawen seit 928 erbaut. Sein Sohn Otto I. vollendete die Anlage durch die Erbauung des Doms und die Stiftung eines Bisthums, dessen Sitz die Stadt von 968 bis zur Reformation war. Von den alten, auch von Heinrich I. angelegten Befestigungen sind nur noch wenige Überreste vorhanden. Die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem aus der nicht ganz genau zu bestimmenden Zeit der ersten Erbauung herstammenden Thurme, der in einer 60 F. hohen Spitzsäule von durchbrochener Arbeit endet, ist reich an Denkmälern aus sehr früher Zeit. An dieselbe stößt die um 1425 von dem ersten Kurfürsten von Sachsen aus dem meißnischen Hause, Friedrich dem Streitbaren, zum Erbbegräbniß seines Stammes erbaute Fürstenkapelle, mit einem ehernen Grabmale des Stifters. Das an die Domkirche angrenzende Schloß, Albrechtsburg, war vor Zeiten die gemeinschaftliche Residenz des Markgrafen, Burggrafen und Bischofs von M.; doch schon im 13. Jahrh. verlegten die Markgrafen ihren Sitz nach Dresden, die 1436 das Burggrafthum M. und 1581 auch die Besitzungen des Bischofs von M. an sich brachten. Das Schloß wurde 1471 fast ganz neu erbaut, und es befindet sich darin seit 1710 die Porzellanfabrik. (S. **Böttger**.) Die vom Kurfürsten Moritz 1543 gestiftete Fürstenschule, welche noch immer ihren Ruf behauptet, ist in den Gebäuden des ehemaligen Afrakloſters, auf einem Berge, den eine im 13. Jahrh. erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge verbindet. Zum Wohlstande trägt insbesondere auch der Weinbau bei, zu dessen Beförderung seit 1799 in M. eine Weinbaugesellschaft besteht. — In dem anmuthigen, wegen des Vorkommens von Pechstein geognostisch merkwürdigen **Trübischthale** in der Nähe M.'s liegt das Buschbad, eine gegen Ende des vorigen Jahrh. gefaßte Heilquelle. Vgl. Reinhard, „Die Stadt M., ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten und Umgegend" (Meiß. 1829, mit Kpf.); Ursinus, „Geschichte der Domkirche zu M." (Dresd. 1782, 4.) und Ebert, „Der Dom zu M.", herausgegeben von Klemm (Meiß. 1835, mit Kpf.).

Meißner (Aug. Gottlieb), ein sehr fruchtbarer deutscher Schriftsteller,

dessen Werke eine Zeit lang zu den gelesensten in Deutschland gehörten, war zu Bautzen in der Oberlausitz am 4. Nov. 1753 geboren und studirte von 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Nachmals wurde er Kanzellist beim geheimen Consilium, später geheimer Archivsregistrator zu Dresden und gewann ganz besonders die Gunst des damaligen Ministers von Wurmb. Eine Reise durch einen Theil der östr. und deutschen Staaten verschaffte ihm 1785 den Ruf als Professor der Ästhetik und classischen Literatur nach Prag. Im J. 1805 ward er nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten zu Fulda, wo er am 20. Febr. 1807 starb. Seine Vorliebe für das Theater hatte die Bekanntschaft mit Engel entschieden, der ihn vielleicht auch veranlaßte, zuerst sich in Operetten nach dem Französischen für die Seiler'sche Schauspielergesellschaft zu versuchen. Unter seinen selbständigen Arbeiten für die Bühne ist sein „Johann von Schwaben" (Lpz. 1780) die vorzüglichste. Mit Kanzler war er 1783—85 Herausgeber der Quartalschrift „Für ältere Literatur und neuere Lecture", und 1793—95 gab er die Monatsschrift „Apollo" heraus. Die bekanntesten seiner historischen Romane sind die „Skizzen" (14 Sammlungen, Lpz. 1778—96), prosaische Aufsätze verschiedenen Inhalts, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. s. w. enthaltend; „Alcibiades" (4 Bde., Lpz. 1781—88); „Bianca Capello" (2 Bde., Lpz. 1785) und „Epaminondas" (2 Bde., Prag 1798—1801). Außerdem schrieb er „Leben des Julius Cäsar" (2 Bde., Berl. 1799—1800), fortgesetzt und vollendet von Haken (2 Bde., Frankf. 1811—12) und „Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's" (2 Bde., Prag 1803—8). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Kuffner (36 Bde., Wien 1813—14). Sie empfehlen sich durch eine blühende Einbildungskraft, leichte Sprache, Anmuth und Witz und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstriche von Galanterie, obgleich man ihnen auf der andern Seite auch gezierten Ausdruck, spielenden Witz und leere Declamation, ja sogar Verstöße wider die Grammatik zum Vorwurfe macht.

Meister (Leonhard), dessen poetische und historische Schriften der verdienten Vergessenheit anheim gefallen sind, während seine Arbeiten über die deutsche Sprache und Literatur noch immer Beachtung verdienen, ward zu Nefftenbach bei Zürich am 12. Nov. 1741 geboren, und kam nach seines Vaters Tode, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich, wo Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer seine Lehrer wurden, und nächst der classischen Literatur besonders Geschichte und schöne Wissenschaft ihn anzogen. Die Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, verleitete ihn bei dem Beifalle, welchen seine Schriften in der Lesewelt fanden, zur Flüchtigkeit, und sein unruhiger Geist führte für ihn ein wechselvolles Leben herbei. Er ward 1773 Professor der Geschichte an der Kunstschule zu Zürich, 1791 aber Pfarrer zu St.-Jakob daselbst. Durch die politischen Ereignisse 1799 in die Archive des helvetischen Vollziehungsdirectoriums geführt, sehnte er sich sehr bald wieder nach Ruhe und nahm schon 1800 wieder die Pfarre zu Lagnau am Fuße des Albis an. Einige Jahre später legte er jedoch auch dieses Amt wieder nieder, um sich ausschließend den Wissenschaften und dem Unterrichte junger Leute zu widmen, die er zu sich in Pension nahm. Als ihm aber auch dieses nicht behagte, wurde er Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er am 18. Oct. 1811 starb. Unter seinen Schriften, die bei aller Flüchtigkeit doch durchgehends eignes Urtheil, freies Denken und einen reichen Schatz von Kenntnissen beurkunden, erwähnen wir „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur" (2 Bde., Heidelb. 1780); „Berühmte Männer Helvetiens" (3 Bde., Zür. 1782—93); „Berühmte Züricher" (2 Bde., Bas. 1782); „Charakteristik deutscher Dichter" (3 Bde., Zür. 1785—93) und „Hauptepochen der deutschen Sprache" (Manh. 1787).

Meistersänger. Der deutsche Adel, der im 13. Jahrh. in sorgsamer

Ausbildung und eifriger Förderung deutscher Dichtkunst gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des 14. fast ganz auf, an dieser edeln friedlichen Beschäftigung Geschmack zu finden, und ergab sich von Neuem dem kriegerischen Leben in mannichfachen Fehden. Nur hinter den Mauern der Städte konnten damals friedliche Künste und Gewerbe blühen, die bis auf die neuesten Zeiten ihr Eigenthum geblieben sind. In jenen Zeiten allgemeiner Regellosigkeit und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung sich eine desto festere und strengere Regel erwählt. So hatten sich überall die Leute Eines Gewerbes in eine Zunft vereinigt, gewisse unverbrüchliche und mit ängstlicher Pünktlichkeit ausgedachte Gesetze gegeben, damit selbst der Schein der überall herrschenden und von ihnen so gehaßten Gesetzlosigkeit unter ihnen nicht aufkommen könnte. Einem solchen Zwange mußten sich nicht nur die eigentlichen Handwerke, sondern auch die freien, schönen Künste in den Städten fügen. So erging es auch der Dichtkunst. Die ehrsamen, stillen Bürger und Handwerker, besonders der Reichsstädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und poetischen Erzählungen der Minnesänger zu lesen; bald fielen diejenigen unter ihnen, die in sich einiges Talent fühlten, darauf, sie nachzuahmen und neben ihren Handwerken auch fleißig zu dichten. Kaum hatten mehre dieser Versmacher einander gefunden und sich mitgetheilt, so konnte es nicht fehlen, daß sie in eine ordentliche Zunft zusammentraten. Die alten Minnesänger waren, ihrer Meinung nach, ihre Vorgänger und Zunftgenossen. Sie nannten in spätern Zeiten gewöhnlich zwölf größtentheils ältere Dichter des Wartburgkrieges, die sogenannten zwölf Meister, als die Stifter ihres Vereins und führten denselben bis in die Zeit Kaiser Otto des Großen hinauf. Geschichtlich ist es dagegen, daß Kaiser Karl IV. ihnen einen Freiheitsbrief und Wappen gab. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldenen Zeit weniger im Inhalt als in der Form zu Vorbildern, wie sie denn überhaupt diese für das eigentliche Wesen der Poesie hielten und von dem Unterschiede zwischen einem poetischen und prosaischen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der untergeordnete Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchste der Dichtkunst. Ihrem stillen frommen Bürgersinne sagten weder die Minnelieder noch die großen romantischen Gedichte der vorhergehenden Jahrh. zu; es beschränkten sich ihre Versuche im Lyrischen auf geistliche Lieder und im Epischen auf gereimte Erzählungen biblischer Geschichten, woneben sie mit deutschem Ernste das eigentliche Lehrgedicht besonders liebten und übten. In der Form aber, in den Versmaßen und der Prosodie suchten sie sich streng an die Weise der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abgeleiteten Regeln, die zu unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch später durch erfinderische Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die Tabulatur. Nach dieser bestand jedes Lied (Bar) aus mehren Abtheilungen von beliebiger Anzahl (Gesätze), jedes Gesätz aber aus zwei Stollen (Strophe und Antistrophe), die nach derselben Melodie zu singen waren; nach jedem Gesätze folgte ein Abgesang von anderm Versmaß und neuer Melodie; den Beschluß machte jedes Mal wieder ein einzelner Stoll, nach der Melodie des letzten Gesätzes. Es wurde in diesen Liedern ferner auf gehörige Abwechselung der weiblichen (klingenden) und männlichen (stumpfen) Reime gesehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimlosen Zeilen (Weisen), zumal am Ende, verstattet, und eine Schönheit. Zu strenger Bewahrung der Reinheit in Sprache und Prosodie hatte die Zunft ein langes Verzeichniß hart verpönter Hauptfehler, deren gewöhnlich 32 genannt werden, und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meistersänger war übrigens auf Singen berechnet; wer ein neues Versmaß erfand, erdachte auch zugleich eine neue Melodie, und Beides ward unter dem Namen der Weise oder des Tons begriffen. Solcher Weisen gab es eine große Menge, bis zu Strophen von 30 und mehr Versen. Sie waren

durch die sonderbarsten Namen bezeichnet, als die Beerweis, die Brundelweis, der Blutton, die spitzige Pfeilweis, die Blasii Luftweis, die gelbe Lilienweis, die englische Zinnweis, die blutglänzende Drahtweis und dergleichen scheinbar sinnlose, wol zufälligen Veranlassungen zuzuschreibende Benennungen mehr. Die Zunft hatte gewisse Vorsteher, welche Merker genannt wurden, weil sie auf die Fehler in Dichtung und Gesang zu merken und sie mit Geld zu bestrafen hatten. Die Meistersänger hielten wie andere Zünfte ihre Zusammenkünfte auf ihrer Herberge oder Zeche; pflegten aber auch öffentliche Singübungen (Singschulen) in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Nachmittags, zu halten. Zu Nürnberg, wo sie die Singschule in der Katharinenkirche hielten, luden sie zu einer solchen Übung durch öffentlich ausgehängte, mit schönen Sinnbildern verzierte Tafeln ein. Der Anfang wurde mit dem Freisingen gemacht, wo Jeder, der auch nicht Meistersänger war, auftreten durfte, auch in der Wahl der Gegenstände mehr Freiheit gelassen, aber weder Lob noch Tadel, weder Preise noch Strafen ausgetheilt wurden. Sodann begann das Hauptsingen, welches die Meistersänger allein blos von Gegenständen aus der heiligen Schrift hielten und der Beurtheilung der Merker unterwerfen mußten. Diese saßen auf einem Gerüste am Altar an einem Tische, der durch einen Vorhang verdeckt war. Dieser Platz hieß das Gemerke. Der erste der vier Merker gab Acht, ob das Gesungene der aufgeschlagen vor ihm liegenden Bibel gemäß sei, der zweite auf die Prosodie, der dritte auf die Reime und der vierte auf die Melodie. Alle zeichneten die bemerkten Fehler fleißig auf, und Dem, der am fehlerfreiesten (glattesten) gesungen, ertheilten sie den Preis. Er erhielt zur Zierde das Gehänge, eine Schnur oder Kette, woran Münzen hingen, auf deren einer, welche ein Geschenk des Hans Sachs war, man den König David abgebildet sah. Daher hieß der Sieger seit Hans Sachs der König-Davidgewinner. Er hatte das Recht, das nächste Mal mit im Gemerke zu sitzen und auf Befragen seine Stimme zu geben. Der es nach ihm am besten gemacht, wurde mit einem Kranze von künstlichen Blumen geziert. Er stand in der nächsten Versammlung an der Kirchthür und nahm von den Zuhörern Geld ein. Wer einmal das Kleinod gewonnen, hatte das Recht, Lehrlinge der Meistersingekunst zu ziehen. Dafür ward aber nie Lehrgeld genommen, sondern blos die Fortpflanzung der Kunst dabei beabsichtigt. Nach ausgestandener, unbestimmter Lehrzeit wurde der Lehrling auf der Zeche in die Zunft aufgenommen und sodann, wenn er einige Zeit in den Schulen mit Beifall gesungen, auf Verlangen gefreit, d. i. zum Meister gemacht. Die Zünfte der Meistersänger, oder, wie sie sich aus Bescheidenheit lieber nannten, der Liebhaber des deutschen Meistergesangs, bildeten sich am Ende des 14. Jahrh. zuerst in Mainz, Strasburg, Augsburg, und bestanden in mehren Reichsstädten bis weit ins 17., in Nürnberg bis ins 18. Jahrh. Der größte dichterische Geist unter den Meistersängern war unstreitig Hans Sachs (s. d.); nächst ihm sind die berühmtesten: Heinrich von Mißen, genannt Frauenlob (s. d.), Meister Regenbogen, ein Schmied; Meister Hadlaub und Muscablut.

Mekka oder die heilige Stadt, bei den Arabern Om el Kora, d. h. Mutter der Städte, der Geburtsort Mohammed's, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben diese Stadt zu besuchen, liegt in der arab. Provinz Hedschas, sechs Stunden vom arab. Meerbusen, in einer unfruchtbaren, von Bergen umgebenen Ebene. Die Hauptstraßen sind ziemlich regelmäßig, und die Häuser, sämmtlich von Stein, nähern sich dem ind. und pers. Style. Die Stadt ist offen; doch wird sie durch drei Castelle geschützt. Sonst hatte sie über 100,000 Einw., jetzt kaum 34,000. In ihre sowie in der Stadt Medina Nähe dürfen weder Juden noch Christen kommen. Als Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Ägypten und Italien, wird sie jährlich von vielen Karavanen von Pilgern und Kaufleuten besucht. Alle Producte Indiens und Persiens werden hier zum Kaufe ausgeboten. Sonst brachten zahlreiche Karava-

nen aus allen Theilen des Morgenlandes reichliche Gaben nach der heiligen Stadt; doch haben diese frommen Spenden fast ganz aufgehört, da sich jährlich die Zahl der Pilger theils wegen Abnahme des religiösen Eifers, theils wegen der Streifereien der Wahabiten vermindert. Zu M. befindet sich in einer großen Moschee die heilige Kaaba, ein altes 34 Fuß hohes arab. Gebäude, von welchem Mohammed vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündflut zerstört und durch Abraham und Ismael wiederhergestellt worden sei, in der Absicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war. Dieser Stein soll, nach der Meinung der Mohammedaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieses Tempels überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergossen, schwarz geworden sein. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenstande der Richtung des Gesichts während des Gebets, und die Pilgrime berühren und küssen ihn mit großer Ehrfurcht, wodurch er ganz ungleich geworden ist. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Die Kaaba hat eine silberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden sind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur drei Mal geöffnet, ein Mal für die Männer, das andere Mal für die Frauen und das dritte Mal, um das Haus Gottes zu waschen und zu reinigen. Von Außen wird sie alle Jahre mit einem neuen schwarzen Seidenzeuche umhängt, in welchem Sprüche aus dem Koran mit Gold eingenäht sind. Die Einkünfte der Kaaba sind beträchtlich, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuser, Ländereien, Grundzinsen u. s. w. gewidmet sind, und zum Dienste bei derselben sind 40 schwarze Verschnittene als Wächter und Aufwärter angestellt. Die Stadt mit ihrem Gebiete steht unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mohammed's ist und der Sherif von M. heißt. Sie wurde 1803 durch die Wahabiten erobert, bald aber wieder befreit und steht jetzt unter der Herrschaft des Vicekönigs von Ägypten, mit einer Besatzung von 3000 M. Vgl. Burckhardt's „Travels in Arabia etc." (Lond. 1829, 4.).

Mela (Pomponius), ein röm. Geograph, von Einigen für einen Sohn des Rhetor Seneca, von Andern für den Enkel des Philosophen M. Seneca gehalten, lebte um die Mitte des ersten Jahrh. v. Chr. und schrieb unter dem Kaiser Claudius ein geographisches Compendium in drei Büchern: „De situ orbis", nach des Eratosthenes System gearbeitet, kurz, reichhaltig und in körniger, selten gezierter Sprache. Die erste Ausgabe erschien zu Mailand 1471, 4.; unter den spätern sind zu bemerken die von Is. Voß (Haag 1658, 4.), Jak. Gronov (Leyd. 1685 und 1696), Abr. Gronov (Leyd. 1722 und 1748), Kapp (Hof 1774 und 1781), Tzschucke (7 Bde., Lpz. 1807) und Weichert (Lpz. 1816).

Melampus, in der spätern griech. Staatengeschichte berühmt als Arzt und Wahrsager, war der Sohn des Amythaon und der Idomenea und Bruder des Bias. Ein Paar Schlangen, welche er jung in seinen Schutz genommen und aufgezogen hatte, sollen ihm einst, während er schlief, seine Ohren geleckt und dadurch bewirkt haben, daß er die Stimmen der Vögel und Holzwürmer verstand, und Alles, was diese den Menschen über die Zukunft andeuteten, ihnen entdecken konnte. Da sein Bruder Bias die schöne Pero, welche er liebte, von deren Vater, Neleus, König von Pylos, nur unter der Bedingung bekommen sollte, daß er demselben die Rinderheerde des Iphikles, eines thessalischen Fürsten, als Brautgabe bringe, so versuchte M. die Heerde zu rauben und wußte, als er hierbei gefangen ward, durch seine Seherkünste den Iphikles so für sich einzunehmen, daß er ihm nicht nur die Freiheit, sondern auch, für Bias, die Rinder schenkte. Hier-

auf heirathete er Iphianasse, die Tochter des Prötus, Königs von Argos, und erhielt mit ihr den dritten Theil des Königreichs. Die spätere Dichtung verehrte in ihm den Erfinder der Zauberei durch Besprechung und zeichnete darum seine Nachkommen aus.

Melancholie, unterschieden von melancholischem Temperament, ist eine psychische oder Seelenkrankheit, welche das Gemüth insbesondere betrifft. Sie besteht darin, daß die Vorstellung eines trauererweckenden Gegenstandes sich des Gemüths eines Menschen so ausschließlich bemächtigt, daß ihm allmälig die richtige Ansicht der ganzen übrigen Welt entschwindet, und die andern Seelenthätigkeiten in ihren Verrichtungen gestört werden. Die traurigen Affecte bringen eine schwächende, ja gleichsam lähmende Wirkung in der Seele hervor. Steigen sie bis zu dem Grade, daß die Vernunft sie nicht mehr beherrschen kann, so wird dieser Zustand Trübsinn oder Schwermuth, wobei aber noch die Freiheit des Bewußtseins besteht und der Mensch seinen Zustand kennt. Geht jedoch auch die Freiheit des Bewußtseins verloren und wird der Zustand anhaltend, so entsteht Melancholie. Der Melancholische hat die Welt außer sich verloren und lebt nur in sich; in dem Cirkel einer fixirten Vorstellung dreht er sich herum; wie bezaubert vermag er diesem engen Kreise nicht zu entfliehen; außerhalb desselben ist für ihn Alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der eines ewigen, grenzenlosen Unglücks, das ihn treffe, lebt in ihm und nagt an seinem Innersten. Da die Melancholie ursprünglich vom Gemüth ausgeht, so können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von statten gehen, nur nicht mit Freiheit und Bewußtsein. In den Handlungen des Kranken kann Überlegung und Thatkraft sein, nur geschieht die Überlegung unter falschen Voraussetzungen, und es fehlt die Lust zu handeln. Nach ihren Ursachen unterscheidet man mehre Arten der Melancholie. Eine sehr gewöhnliche Ursache ist unglückliche Liebe. Eine andere Art der Melancholie ist die religiöse, in welcher die Kranken irrige Vorstellungen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. s. w. fixiren. Endlich gibt es auch eine sogenannte unstäte Melancholie, bei welcher die Kranken die Menschen fliehen, einsame, meist traurige Orte besuchen, des Nachts unter Gräbern umherschwärmen, ohne sich eines bestimmten Zwecks bewußt zu sein. Der Verlauf der Melancholie ist verschieden; manchmal dauert sie eine Reihe von Jahren. Zuweilen vergeht sie von selbst oder wird durch Kunst geheilt, öfter geht sie entweder in andere Arten von Seelenkrankheit oder in körperliche Krankheiten, Brustwassersucht, Lungensucht, Hirnwassersucht, Schlagfluß u. s. w. über. Unter die erregenden Ursachen der Melancholie zählte man sonst mehre körperliche Übel, besonders auch den Überfluß an schwarzer Galle im Magen und deren Übergang in das Blut, woher auch von den alten Ärzten ihr der Name Schwarzgallsucht (von μελας, schwarz, und χολη, die Galle) beigelegt wurde. Es können mehre körperliche Übel durch Schwächung des Nervensystems, Andrang des Bluts nach dem Herzen, Überfluß an dickem Blute überhaupt, als entfernte Ursachen dazu mitwirken. In Hinsicht auf das rechtliche Verhältniß kann dem Melancholischen keine Folge seiner Handlungen zugerechnet, und er demnach keinem Strafgesetze unterworfen werden. Zuweilen jedoch ist es außerordentlich schwer, den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem seine Handlungen betrachtet werden müssen, zu fassen, indem ein Melancholischer oft dem Anscheine nach vernünftig spricht, selbst mit Überlegung handelt und doch in Rücksicht seiner fixen Idee die Herrschaft der Vernunft und Freiheit seines Bewußtseins verloren hat, auch die Übergänge in diesen Zustand so mannichfaltig sind.

Melanchthon (Philipp) oder Melanthon, Luther's Mitarbeiter an der Reformation, ward am 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rheine, im jetzigen Großherzogthume Baden, geboren. Von seinem Vater, George Schwarzerd, welcher Rüstmeister des Pfalzgrafen war und 1507 starb, und von seiner Mutter, Barbara, einer Verwandtin des Humanisten Reuchlin, ging

der Geist einer strengen Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit auf ihn über. Seltene Geistesfähigkeiten zeichneten ihn frühzeitig aus, und die schnellen Fortschritte in den alten Sprachen, durch die er sich als Knabe auf der Schule zu Pforzheim hervorthat, gewannen ihm Reuchlin's besondere Neigung. Auf dessen Anrathen verwandelte er, nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit, seinen Namen Schwarzerd in den griech. Melanchthon und ging schon 1510 auf die Universität zu Heidelberg. Hier eilte er in den philologischen und philosophischen Studien allen Andern so voran, daß er bereits das Jahr darauf Baccalaureus der Philosophie und Instructor einiger jungen Grafen werden konnte. Da man jedoch hier wegen seiner Jugend ihm die Magisterwürde nicht ertheilen wollte, ging er 1512 nach Tübingen, wo er sich, neben seinen bisherigen Studien, besonders der Theologie widmete und 1514, nach erlangter Magisterwürde, Vorlesungen über griech. und lat. Schriftsteller hielt. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse bewies er um diese Zeit durch die Herausgabe einer griech. Grammatik. Sein geistvoller Vortrag als akademischer Lehrer erwarb ihm bald allgemeine Achtung, und der große Erasmus selbst gab ihm 1518 das Lob einer ungemeinen Belesenheit, genauen Kenntniß des classischen Alterthums und beredten geschmackvollen Schreibart. Tübingen betrauerte daher den Verlust seiner vorzüglichsten Zierde, als M., auf Reuchlin's Empfehlung, einen Ruf als Professor der griech. Sprache und Literatur nach Wittenberg erhielt, dem er 1518 folgte. Wittenberg wurde durch ihn nicht weniger als durch Luther's Ruhm die Schule der Nation. Sein aufgeklärter Geist entschied sich bald für die Sache der wiedererweckten evangelischen Wahrheit, und sein durch classische Bildung gereiftes Urtheil, sein Scharfsinn als Philosoph und Exeget, die ungemeine Bestimmtheit und Ordnung in seinen Begriffen, die über Alles, was er behandelte, Licht und Anmuth zu verbreiten wußte, die Behutsamkeit, mit der sein durchdringender Verstand vom Zweifel zur Wahrheit fortschritt, und der standhafte Eifer, mit dem er die gefundene Wahrheit festhielt und vertheidigte, haben in ihrer seltenen Vereinigung unstreitig ebenso viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luther's Thatkraft, Feuer und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leisteten. M.'s Überlegenheit als Gelehrter, sein sanfter, freundlicher Charakter, die Mäßigung und Gerechtigkeit, mit der er auch die Gegenpartei behandelte, machten ihn vorzüglich zum Vermittler geschickt; Niemand wußte besser als er Luther's Härten zu mildern und die neue Lehre mit der unbefangensten Wahrheitsliebe und verständlichsten Klarheit auch der Überzeugung Derer zu empfehlen, die dagegen eingenommen waren. Dieses Verdienst erwarb er sich besonders durch seine „**Loci communes rerum theologicarum**" (Witt. 1521, 4.; neueste Ausg. von Augusti, Lpz. 1821), ein Werk, das zu einer zugleich wissenschaftlichen und faßlichen Darstellung der christlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller protestantischen Bearbeitungen der Dogmatik wurde. Vgl. Strobel's „Versuch einer Literargeschichte von M.'s **Loci theologici**" (Altd. und Nürnb. 1776). Unmittelbar in die Kirchenverfassung Sachsens griffen seine 1527 auf Befehl des Kurfürsten abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächs. Kirchen eine Instruction über die Lehre, die dem Volke vorgetragen, und über die Veränderung der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, die nun angeordnet werden sollten, an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation gegen den Schluß des Reichstags zu Speier, der seiner Partei den Namen gab, und bewundernswürdig ist die Sicherheit der religiösen Überzeugung, die er neben einer jeder Rücksicht Genüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der Augsburgischen Confession (s. d.) bewies. Dieses Meisterwerk, das die Protestanten als ihr erstes symbolisches Buch verehren, und die bald darauf entworfene Apologie der augsburgischen Con-

fession trugen den Ruhm seines Namens durch ganz Europa, und wenn auch Franz I. es nicht ganz ernstlich meinen mochte, da er ihn 1535 zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berief, so war doch sowol diese als auch die bald darauf erfolgte Einladung M.'s nach England ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung seiner großen Verdienste. Er folgte indeß, durch politische Gründe zurückgehalten, keiner von beiden Einladungen; dagegen fanden sich andere Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Angelegenheiten seiner Glaubenspartei Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, ward er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuspruch Luther's, der ihm in freundschaftlicher Besorgniß nacheilte, brachte ihn wieder zu Kräften. Da indeß das beschlossene Religionsgespräch zu Hagenau nicht zu Stande kam, ging M. 1541 nach Worms und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichsverhandlungen mit den Katholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte die Weisheit und Mäßigung, die er hier bewies, wegen der Gegenwirkung des päpstlichen Legaten, den Frieden, den er so sehnlich wünschte, nicht herbeiführen, und während die Billigen unter den Katholiken ihn bei dieser Gelegenheit aufs Neue hochschätzen lernten; mußte er von seiner eignen Partei bittere Vorwürfe über die von ihm mit reiflicher Überlegung und Vorsicht gewagten Schritte zur Vereinigung hören. Ebenso ging es ihm, da er, vom Kurfürsten Hermann von Köln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die katholischen Behörden einzuleiten suchte. Indeß hat weder Luther noch sonst einer seiner Freunde, die sein edles Herz und seine aufrichtige Frömmigkeit kannten, an der Reinheit seiner Absichten und an seiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel M. auch bisweilen von Luther's Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden, in einem Sinne und Glauben einigen Männer hielt ununterbrochen bis zu Luther's Tode aus, den M. kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal, aus dem die Wärme der Liebe und Ehrfurcht ebenso sehr als die Wahrheitsliebe spricht, noch im Grabe ehrte.

Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen hatte, fiel nun M. zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm seine einzige Stütze und den Wiederhersteller der Universität nach dem schmalkaldischen Kriege, in welchem er bald hierhin bald dahin flüchtete und sich einige Zeit in Weimar aufhielt; auch der neue Kurfürst Moritz zeichnete ihn aus und that in Religionssachen nichts ohne seinen Rath. Doch grade daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, sich diesem der protestantischen Kirche verdächtig gewordenen Fürsten zu unterwerfen, und daß die protestantischen Völker dennoch fortfuhren, ihn als einen Stifter ihres Glaubens zu achten, konnten ihm einige Theologen, die gern allein die Erben von Luther's Ruhm geworden wären, nicht vergeben. Sie griffen seine Lehrsätze an und machten seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte M. schon bei jenen Verhandlungen mit den Katholiken gezeigt, daß ihm mancher alte Gebrauch und selbst eine bedingte Anerkennung des päpstlichen Ansehens nicht so gefährlich schien als Luther'n; auch war die allmälige Annäherung seiner Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahle an die schweizerische Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der offene, keiner Verstellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der augsburg. Confession vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden und Freunden gerügt worden; und daß er sowol in den spätern Ausgaben seiner „Locorum theolog." als auch in andern öffentlichen Schriften die Lehre von der Rechtfertigung bestimmter und nach seiner wohlbegründeten Überzeugung schriftmäßiger erklärte, und durch die Behauptung, der freie Wille des Menschen müsse und könne bei seiner Besserung mitwirken, seine Abweichung von dem Augustinischen System unumwunden gestand, konnten Alle wissen, die seine Schriften mit Aufmerksamkeit lasen. Unstreitig hatte seine Ge-

wohnheit, immer weiter zu forschen und seine Überzeugung immer mehr zu berichtigen, einen noch größern Antheil an dieser Veränderung als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden, wenn er auch aus letzterm Grunde seine Worte oft milder stellte, als die eifrigen Anhänger Luther's wünschten. Daß er aber aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem wesentlichen Punkte der evangelischen Wahrheit etwas vergeben hätte, ist nicht zu erweisen. Und Niemanden wird es jetzt beikommen, ihn zu tadeln wegen seines Bestrebens, ein Werk, das doch erst im Werden war, zu verbessern und zu vervollkommnen. Die Einführung des augsburger Interims in Sachsen, welche M. nach langer Berathung endlich 1549 unter Bedingungen zugab, welche die Gefahr eines Rückfalls in die alten Misbräuche hinlänglich abwehrten, schien den Eiferern die beste Veranlassung, ihn anzufechten. Die ärgerliche adiaphoristische Fehde über die mehre oder mindere Wichtigkeit der gleichgültigen und nachzulassenden Nebendinge in der Religionsübung, worein Flacius ihn alsbald verwickelte, die Beschwerden, welche Osiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob, und endlich die synergistischen Streitigkeiten über jene Mitwirkung des freien Willens bei der Besserung, die ihm Flacius noch kurz vor seinem Tode anhing, häuften eine so große Menge Kränkungen über den durch vielfache Arbeiten geschwächten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er seines Ruhms und selbst der schönen Hoffnung, für die er gelebt hatte, in seinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er nicht Ursache zu bedauern, daß der Krieg des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser seine Theilnahme am Concilium zu Trident, wohin er im Jan. 1552 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte; auch schlug die 1554 zu Naumburg veranstaltete Untersuchung über seine Rechtgläubigkeit zu seiner vollkommenen Rechtfertigung aus; doch war die hier gestiftete Versöhnung mit seinen Feinden nur scheinbar, und er mußte ihre Gegenwirkung auch in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Vergleich mit den Katholiken machte, erkennen. Die Einigkeit der Kirche war daher M.'s letzter Wunsch, als er am 19. Apr. 1560 zu Wittenberg starb. Ihn überlebte ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste seines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meisten ähnliche und theuere erstgeborene Tochter Anna starb schon 1547, seine Gattin 1557. Das schwache, ängstliche Gemüth dieser sonst guten, liebevollen Frau hatte seine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgend lieber als unter den Seinigen. In den ersten Jahren seiner Ehe sah man ihn seine Kinder wiegen und in ihrem Kreise arbeiten. Bescheidenheit und Demuth verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn zum ersten Male sah, hätte in der beinahe kleinen Gestalt, die bei seiner strengen Mäßigkeit und Arbeitsamkeit immer mager blieb, den großen Reformator gesucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geist an, den diese Hülle umschloß, und erheiterten, wenn er sprach, sein ganzes Angesicht. So hat ihn Lukas Kranach in seinen Gemälden aufgefaßt. Frohe Scherze wechselten in seiner Unterhaltung mit den scharfsinnigsten Bemerkungen, und Niemand ging ohne Belehrung und Erquickung von ihm. Gern sah er Gesellschaft an seinem Tische, und Dürftige fanden bei ihm so reichliche Unterstützung, daß er bisweilen selbst in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorkommenden Wohlwollen, welches der Grundzug seines Charakters war, umfaßte er Alles, was sich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall sein Herz sprechen; Frömmigkeit, edle Einfalt und Unschuld der Sitten, Großmuth und Redlichkeit waren ihm so natürlich, daß es ihm schwer wurde, irgend einem Menschen etwas Anderes zuzutrauen; vielfältig getäuscht und gemisbraucht, lernte er erst spät die Ränke und unedeln Leidenschaften kennen, die sich seinen besten Absichten so oft in den Weg stellten. Dieser arglose, milde Charakter machte ihn

zum Gegenstande der innigsten Liebe und Ergebenheit seiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europas strömten Studirende nach Wittenberg, um ihn zu hören, und der Geist der Gründlichkeit und unbefangenen Forschung, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach seinem Tode wohlthätig fort, sowie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unvergeßlich sind. Auch hat er besonders durch seine häufig aufgelegten und wohlgeschriebenen lat. Lehrbücher über Rhetorik und Philosophie, z. B. „De dialectica"; „De anima"; „Epitome philosophiae moralis" u. s. w. die wissenschaftliche Bildung der Deutschen gefördert und den Ehrentitel „Praeceptor Germaniae" mit Recht verdient. Wenn daher gewaltigere Kräfte und größere Thaten ihm die erste Stelle unter den berühmten Männern seines Jahrh. streitig machen, so wird er doch immer in den Augen der gerechten Nachwelt der liebenswürdigste, reinste und gelehrteste bleiben. Sein Leben beschrieb sein Freund Joach. Camerarius und das „Verzeichniß der Schriften M.'s" lieferte Rotermund (Brem. 1814). Seine „Opera" (5 Bde., Bas. 1541) enthalten seine sämmtlichen theologischen, philosophischen und philologischen Schriften, mit Ausnahme seiner Reden; nicht einmal die theologischen vollständig enthält die von Peucer besorgte Ausgabe seiner „Opera" (4 Bde., Witt. 1562—64, Fol.). Von der vollständigen Ausgabe der Schriften M.'s in dem „Corpus reformatorum" ist bis jetzt nur Bd. 1 (Halle 1835, 4.) erschienen; M.'s „Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl" gab Köthe heraus (6 Bde., Lpz. 1829).

Melbourne (Will. Lamb, Viscount), erster Lord des Schatzes oder erster Minister des brit. Reichs, geb. 15. März 1779, der älteste Sohn des 1828 verstorbenen Sir Peniston Lamb, der 1770 zum Lord Melbourne erhoben und 1815 Pair wurde, erhielt seine Bildung in Eton und studirte in Oxford. Gleich bei seinem ersten Auftreten im Parlamente, wo er zur Whigpartei gehörte, lenkte er durch die Gewandtheit, mit welcher er sprach, die Aufmerksamkeit auf sich. Zum ersten Secretair für Irland ernannt, fand er zwei Jahre hindurch Gelegenheit, sich mannichfache Geschäftskenntnisse zu erwerben. Als Lord Grey (s. d.) 1830 an die Spitze der Verwaltung kam, wurde M. Minister des Innern, mußte aber zunächst, da das Land durch Brandstiftung, Mord und Gesetzlosigkeit beunruhigt wurde, auf Herstellung der Ordnung und des Ansehens der Gesetze sich beschränken. Es gelang ihm, die fast über ganz England verbreiteten Arbeiterunionen, welche höhern Lohn bei weniger Arbeitsstunden erzwingen wollten, unschädlich zu machen und die Gesetze aufrecht zu halten. Als Grey, nachdem er die Reformbill durchgesetzt, da er bei Durchführung derselben mittels Abstellung alter Misbräuche sich in große Schwierigkeiten verwickelt sah, im Jul. 1832 seine Entlassung nahm, wurde M. mit der Zusammensetzung des neuen Ministeriums beauftragt und trat am 15. Jul. 1834 an die Spitze des Ministeriums. Lord Duncannon wurde Staatssecretair des Innern und Lord Althorp trat als Kanzler wieder in das Ministerium. Schon am 17. Jul. erklärte M. dem Oberhause, daß die Regierung die irische Zwangsbill nicht weiter verfolgen, sondern im Unterhause in neuer Gestalt vorlegen wolle. Dies geschah am 18. Jul., worauf sie im Unterhause am 26. und im Oberhause am 30. angenommen wurde. Dagegen ward die Bill wegen Zulassung der Dissenters zu den akademischen Graden, welche im Unterhause durchgegangen war, am 1. Aug. vom Oberhause verworfen. Das Ministerium hatte keinen festen Halt. Lord Carlisle hatte am 28. Jul. sein Amt als Lord Siegelbewahrer niedergelegt und Lord Mulgrave zum Nachfolger erhalten. Im Unterhause war am 30. Jul. O'Connell's Amendement zur irischen Zehntenbill durchgegangen, kraft dessen die Zehnten abgeschafft, und statt dessen drei Fünftheile des bisherigen Betrags derselben von den Grundbesitzern an die Zehnteneigenthümer bezahlt werden sollen; doch die ganze Bill ward vom Oberhause am 11. Aug. verworfen. Hierauf erfolgte am 15. Aug. die Prorogation

des Parlaments. Die Parteien im Lande selbst sprachen sich jetzt bei mehren Anlässen sehr heftig aus; die Conservativen für Peel, die gemäßigten Whigs für Grey, die Radicalen für Durham. Alle kamen darin überein, M. besitze nicht jene Kraft, welche das Staatsschiff durch die Klippen der Reform und die Untiefen des Alten hindurchzusteuern vermöge. Auch Lord Brougham verlor das Vertrauen der Whigs und des Königs. Da nun Lord Althorp, der bisher die Majorität des Unterhauses gelenkt, nach dem Tode seines Vaters, des Lord Spencer, am 10. Oct. 1834, als Erbe desselben in das Oberhaus eintrat, so verlor das Melbourne'sche Cabinet seine letzte Stütze. Der König entließ daher dasselbe am 14. Nov. 1834 und beauftragte den Herzog von Wellington mit der Bildung eines neuen. Allein das Peel-Wellington'sche Ministerium verlor in dem neugewählten, am 19. Febr. 1835 versammelten Parlamente mehre Male die Mehrheit der Stimmen, und als Lord John Russel das Princip, den Überschuß der Einkünfte der irischen Kirche, der nicht durch die geistliche Sorge für deren Mitglieder in Anspruch genommen werde, zum allgemeinen Volksunterricht für alle Classen, ohne Unterschied des religiösen Glaubens, zu verwenden, am 2. und am 7. Apr. 1835 durchsetzte, erklärten die Minister am folgenden Tage ihre Resignation. Am 18. Apr. kam das neue Whigcabinet zu Stande. M. ward erster Lord des Schatzes; Präsident des geheimen Raths, Lord Lansdowne; erster Lord der Admiralität, Lord Auckland; Staatssecretair des Innern, Lord John Russel; Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Palmerston; Kanzler der Schatzkammer, Spring-Rice; Secretair des Kriegs, Lord Howick; Staatssecretair der Colonien, Grant, jetzt Baron Glenelgh; Präsident des Handelsamts, Poullet Thompson; geheimer Siegelbewahrer und Aufseher der Forsten, Lord Duncannon; Präsident der ostind. Controle, Hobhouse, und Kanzler des Herzogthums Lancaster, Lord Holland. Unter den nicht zum Cabinet gehörigen Ernennungen waren für das Ministerium M.'s besonders wichtig: der Lordlieutenant von Irland, Graf Mulgrave; der Lordkanzler von Irland, Lord Plunkett, und der erste Staatssecretair für Irland, Lord Morpeth. Das große Siegel, welches früher, unter Grey und M., Brougham als Lordkanzler geführt hatte, wurde einer Commission anvertraut. Das neue Melbourn'sche Cabinet war entschiedener und in sich einiger als das frühere; aber die Toryblätter warfen ihm vor, daß es unter dem Einflusse der Radicalen und namentlich O'Connell's stehe. Seine Aufgabe ist sehr schwierig. Am 12. Mai 1835 begann das prorogirte Parlament seine Sitzungen wieder, und noch hat sich die Majorität für den Minister nicht festgestellt. — M.'s älterer Bruder, Sir Frederik James Lamb, war früher Gesandter in Frankfurt, dann in Madrid, bis er die Botschafterstelle in Wien erhielt. — Der jüngere Bruder, George Lamb, Mitglied des Hauses der Gemeinen, war Unterstaatssecretair im Ministerium des Innern. — M.'s Gemahlin, Lady Caroline Lamb, geb. 13. Nov. 1785, die einzige Tochter des Grafen Besborough, wurde unter den Augen ihrer Großmutter, der Gräfin Spencer, erzogen und erhielt einen ausgezeichneten Unterricht, der selbst die Sprachen des classischen Alterthums umfaßte. Schwärmerischer Hang, Reizbarkeit des Gefühls, Sträuben gegen den Zwang der Sitte, waren früh hervortretende eigenthümliche Züge ihres Charakters. Die Neigung zur Literatur befreundete sie mit M., der sich 1805 mit ihr vermählte. Als sie Lord Byron nach der Rückkehr von seiner ersten Reise kennen gelernt, bildete sich zwischen ihnen ein trauliches Verhältniß, das zwar nach drei Jahren abgebrochen wurde, von dessen schmerzlichem Eindrucke sie sich aber nie wieder erholen konnte. Ziemlich abgeschieden lebte sie mehre Jahre meist auf dem Landgute ihres Schwiegervaters zu Brocket-Hall und trennte sich endlich ganz von ihrem Gemahl, der jedoch bis zu ihrem Tode in freundschaftlicher Verbindung mit ihr blieb und stets der Gegenstand ihrer Hochachtung war. Schwer erkrankt begab sie sich 1827 nach London, wo sie am

25. Jan. 1828 starb. Von ihren Romanen erschienen im Druck „Glenarvon", „Graham Hamilton" und „Ada Reis" (3 Bde., Lond. 1822).

Melchisedek, d. h. König der Gerechtigkeit, Herrscher von Salem (Jerusalem), der Stadt des Friedens, das er zuerst begründet haben soll, zugleich ein Priester Gottes, ist aus der Geschichte Abraham's bekannt, dem er, als dieser aus einer Fehde siegreich zurückkehrt, mit Brot und Wein entgegenzieht, ihn segnet und Gott für den Sieg dankt (1. Mos. 14, 18.). Von ihm glaubte man auf eine in der vorchristlichen Welt übliche Verbindung der priesterlichen Würde mit der königlichen schließen zu dürfen. Der Fromme sieht in M. ein Vorbild Jesu und hat darin das Ansehen des Briefes an die Hebräer für sich. Ohne allen Grund war die Annahme der Hierakiten, daß M. der heilige Geist sei. — Die Melchisedekiten, eine von Hierax, einem christlichen Gelehrten in Ägypten, gegen Ende des 3. Jahrh. gestiftete ketzerische Sekte, die durch ihre allegorischen Auslegungen der Bibel, durch das Gebot der Enthaltung von der ehelichen Beiwohnung, durch den Glauben, das Amt Christi habe nur in der Verkündigung einer strengern Sittenlehre bestanden, wie überhaupt durch eine gewagte Auflösung christlicher Lehrsätze in sinnbildliche Redensarten von der orthodoxen Kirche abwich, gingen sehr bald wieder unter.

Melchiten, im Syrischen so viel wie Königliche, hießen im 6. und 7. Jahrh. diejenigen oriental. Christen, die sich, dem Willen des Kaisers gemäß, den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlungen unterwarfen. Später erscheint dieser Name schwankend, wie die Orthodoxie selbst. Neuerdings ward er von Reisebeschreibern den Jakobiten in Mesopotamien und den mit der röm. Kirche unirten Kopten in Ägypten beigelegt.

Melchthal (Arnold von), so genannt nach seinem Wohnort im Canton Unterwalden, ist einer der Gründer der schweizer. Freiheit. Als der Landvogt Albrecht's von Östreich seinem Vater, einem reichen Gutsbesitzer, ein Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen ließ, und der Knecht des Zwingherrn dabei äußerte: „Die Bauern mögen selber den Pflug ziehen, wenn sie Brot haben wollen", konnte sich M. nicht halten, schlug nach dem Knechte und verwundete ihn. Um der Rache des Landvogts zu entgehen, flüchtete er; doch dieser hielt sich an den Vater und ließ diesem die Augen ausstechen. Jetzt verband sich M. mit seinen Freunden Walther Fürst und Werner Stauffacher, und alle Drei beschworen, nebst dreißig von ihnen mitgebrachten Männern, in der Nacht auf die Mittwoch vor Martini, 1307, auf dem Rütli am Waldstädtersee den Bund zur Rettung des Vaterlandes. Jeder verpflichtete sich, in seinem Canton die Sache des Volkes zu vertheidigen und es mit dem Beirath der Gemeinden um jeden Preis in den Genuß seiner Freiheit zu setzen. Dabei aber ward ausdrücklich verabredet, den Grafen von Habsburg in seinen Gütern und Rechten nicht zu schädigen, sich nicht vom deutschen Reiche zu trennen, noch auch den Äbten und Edeln zu verweigern, was ihnen gebührte. Es sollte so viel als möglich vermieden werden, das Blut der Landvögte zu vergießen, da die Verbündeten nur das Verlangen hegten, sich selber und ihren Nachkommen die von den Altvordern ererbte Freiheit zu sichern. Der Tag der Freiheit erschien mit dem 1. Jan. 1308.

Meleāger war der Sohn des Königs von Kalydonien, Öneus, nach Andern des Mars und der Althäa. Nach seiner Geburt erschienen bei seiner Mutter die Parzen und bestimmten sein Schicksal. Klotho weissagte ihm Großmuth, Lachesis Tapferkeit, und Atropos, daß er nicht eher sterben, als bis der auf dem Herde liegende Brand verzehrt sein werde. Sogleich nahm seine Mutter den Brand aus dem Feuer und hob ihn sorgfältig auf. M. zeigte sich bald als Held, wohnte dem Argonautenzuge bei, gewann in den vom Akastus angestellten Leichenspielen den Preis mit dem Wurfspieße und zeichnete sich ganz besonders bei der kalydonischen Jagd (s. Kalydon) aus. Der Eber ward erlegt, und M. schenkte die

Haut deſſelben, als den vornehmſten Preis, ſeiner geliebten Atalanta, welche dem Eber die erſte Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden ſich die Brüder ſeiner Mutter, Idrus, Plexippus und Lynkeus, beleidigt und raubten der nach Arkadien heimkehrenden Atalanta gewaltſam die Haut. M., der ſie durch Güte nicht bewegen konnte, die Haut zurückzugeben, tödtete alle Drei. Im Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder ergriff Althäa den verhängnißvollen Brand und warf ihn ins Feuer, worauf M. unter fürchterlichen Schmerzen ſtarb. Auch finden ſich andere Sagen über ſein Schickſal. Mehre Bildwerke, die auf ſeinen Mythus Bezug haben, ſind aus dem Alterthume auf uns gekommen.

Meleager aus Syrien, ſ. Anthologie.

Melēda oder Milit, eine Inſel im dalmatiſchen Kreiſe Raguſa, von 1¾ □M. mit 600 Einw., durch den Kanal gleiches Namens von der Halbinſel Sabioncello getrennt, gebirgig, aber reich an Wein, Öl und Fiſchen, wurde vor einigen Jahren durch die knallenden Töne berühmt, welche man daſelbſt in der Luft vernahm und zu deren Unterſuchung eine eigne Commiſſion dorthin entſendet wurde. Über die Ergebniſſe berichtete Partſch (Wien 1826).

Meletiāner heißen in der Kirchengeſchichte die Anhänger des Biſchofs Meletius zu Lykon in Ägypten, der 306 wegen Wiederaufnahme gefallener Chriſten und wegen willkürlich verrichteter Ordination mit dem Biſchof Peter von Alexandrien in Zwieſpalt gerieth, deſſen Metropolitanrechte über Ägypten nicht anerkannte und ſich hierauf an die Spitze Gleichgeſinnter ſtellte, die er die Kirche der Märtyrer nannte. Obſchon das Concilium zu Nicäa dem M. die Verwaltung des biſchöflichen Amts unterſagte, und er ſelbſt 326 ſtarb, ſo dauerte doch die Spaltung unter der ägypt. Geiſtlichkeit bis gegen Ende des 4. Jahrh. fort. — Meletianer heißen auch Die, welche den 360 zum Biſchof von Melitene in Armenien erwählten, ſeiner Orthodoxie wegen aber vertriebenen Meletius als rechtmäßig anerkannten, der unter Julian zurückberufen wurde und 381 ſtarb. Zwar erloſch gleich nach ſeinem Tode dieſer Sektenname; allein die Spaltung dauerte noch lange fort.

Melicertes, eigentlich ein phöniz. Gott, Melekkart, d. h. König der Stadt, der zu Tyrus verehrt wurde, war nach der griech. Mythe ein Sohn der Ino oder Leukothea, welcher mit ſeiner Mutter, als dieſe, von der Juno verfolgt, ins Meer ſprang, in eine Meergottheit verwandelt wurde und als ſolche den Namen Palämon erhielt. (S. Athamas und Ino.) Die Seefahrenden verehrten M. als einen ſchützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weshalb er auch von den Römern Portumnus (ſ. d.) oder Hafengott genannt wurde. Philoſtratus beſchreibt ein Bild, wo den Melicertes Palämon ein Delphin an das Land trägt, und ſo zeigen ihn auch mehre Bildwerke. Seinen Cultus am Iſthmus begründete Siſyphus.

Melilotenklee oder Steinklee (Melilotus officinalis) iſt eine in feuchten Gebüſchen, an Ufern und Wegen häufig wachſende zweijährige Pflanze, welche von Linné zum Klee gerechnet wurde. Sie hat einen aufrechten, 4—5 F. hohen, ſehr äſtigen Stengel, gedreitſtehende Blätter und lange, einfache Trauben bildende kleine gelbe Blüten. Das Kraut und die Blüten entwickeln beim Trocknen einen ſtarken, bleibenden und eigenthümlichen Geruch, wodurch ſie Inſekten abzuhalten geeignet werden, weshalb man ſie in Pelzwerk und Kleidungsſtücke legt. In der Medicin findet ſie jetzt nur noch äußerlich als erweichendes und ſchmerzſtillendes Mittel in Breiumſchlägen und Pflaſtern Anwendung.

Melioration und Melioriren, d. h. Verbeſſerung und verbeſſern, im Gegenſatz der Deterioration oder Verſchlechterung, gebraucht man in der Ökonomie von einzelnen Grundſtücken oder ganzen Wirthſchaften, wenn ſie durch Fleiß, Koſtenaufwand und zweckmäßige Einrichtungen in einen beſſern Zuſtand verſetzt werden, ſodaß ſie auf die Dauer einen höhern Ertrag als vorher abwerfen können.

Melismatisch wird diejenige Art des Gesanges genannt, bei welcher auf eine Sylbe des Textes mehre Töne gesungen werden, entgegengesetzt dem sogenannten syllabischen Gesange, bei welchem jede Sylbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. Hierdurch wird ein umfassenderer Rhythmus in den Gesang eingeführt als der Sprachrhythmus ist. Der syllabische Gesang wird im Recitativ und im Choral unvermischt gebraucht, der melismatische hingegen, welcher in den übrigen für den Gesang bestimmten Tonstücken vorkommt, erscheint jedesmal mit dem syllabischen Gesange vermischt. Dann heißt auch melismatischer Gesang ein verzierter Gesang, und melismatisch, was zur Verzierung des Gesanges gehört; melismatisch heißen endlich auch leichte, einfache Gesangmelodien.

Melissus aus Samos, ein griech. Philosoph, der sich als Staatsmann und Feldherr zur See um sein Vaterland verdient machte, lebte um 444 v. Chr. und trug in einer Schrift in gebundener Rede eleatische Ansichten vor; doch wich er von Parmenides ab. Dieser dachte sich das eine Sein als intelligibel und begrenzt, und gab die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, wie sie uns die Sinne darstellen, zu; M. dagegen stellte das Seiende als ewig und grenzenlos, unbeweglich und untheilbar, aber materiell vor und verwarf die Gültigkeit der Erfahrungen durch die Sinne als leeren Schein. Auch behauptete er, daß sich von den Göttern nichts wissen lasse.

Melodie heißt im Allgemeinen die successive Tonverbindung; im Besondern eine Reihe Töne, die dem Ohre durch ihre Folge und Abwechselung nach bestimmter Höhe und Tiefe angenehm erscheint; im eingeschränkten Sinne des Worts auch der Gesang irgend eines bestimmten Musik- oder Singstücks, auf welche man hindeuten will (wenn man sagt, eine Melodie). Durch die Melodie, im Allgemeinen genommen, will vorzüglich der Componist die Gemüthsstimmung, welche er zu schildern sich vorgenommen hat, ausdrücken. Dies geschieht in mehrstimmigen Musikwerken vorzüglich durch die Hauptmelodie oder Hauptstimme, welcher die übrigen Stimmen mit ihrer Melodie untergeordnet sind. Schon hieraus folgt, daß die Melodie das Wesentlichste jedes Tonstücks sei, und daß ihr die Harmonie als Ausdrucksmittel der Gefühle untergeordnet sein müsse. Die Musik hat den Gesang als ihre vornehmste Aufgabe zum steten Ziele. Die Elemente, wodurch der Componist in den Stand gesetzt wird, mittels melodischer Verbindung der Töne ein schönes Spiel der Empfindungen auszudrücken, sind die Verschiedenheiten der Töne an sich und die Verschiedenheit des Fortschreitens von einem Ton zum andern. Hierzu gesellt sich noch die Verschiedenheit der Bewegung (das Rhythmische). In allen diesen Beziehungen muß die Melodie den Äußerungen der zu schildernden Empfindungen angemessen sein und wiederum auf die Empfindungen wirken können. Melodie und Rhythmus sind die vorzüglichsten Mittel, das Gemüth in Empfindung zu versetzen, und wo jene fehlen, da ist die höchste Reinheit der Harmonie unwirksam. Das eigentliche Wesen der Melodie besteht einzig und allein in dem Ausdruck. Sie muß allemal irgend eine innere Empfindung schildern, und Jeder, der sie hört, muß sich einbilden, er höre die Sprache eines Menschen, der, von einer gewissen Empfindung durchdrungen, diese an den Tag zu legen strebt. Insofern nun aber diese Melodie in den Händen des Componisten ein Werk der Kunst und des Geschmacks ist, muß sie auch ein Ganzes ausmachen, in welchem die mannichfaltigen Mittel zu einer vollkommenen Einheit verbunden sind. Dieses Ganze muß eine gefällige Form haben und sowol überhaupt als in seinen einzelnen Theilen so beschaffen sein, daß das Ohr des Zuhörers zur fortdauernden, beständigen Aufmerksamkeit gereizt werde und sich ohne Anstoß und Zerstreuung den Eindrücken, die es empfängt, mit Lust überlassen könne. Jeder Gesang, der diese Eigenschaften hat, ist gut. Die verschiedenen besondern Eigenschaften aber, welche einer guten Melodie eigen sein müssen, sind folgende. Zuerst ist unbedingt nothwendig, daß ein Haupt- oder Grundton darin

herrſche; ferner ſind von großer Bedeutung die Verſchiedenheit der Tonfortſchritte und der Rhythmus (ſ. d.). Der gefühlvolle Ausdruck wird durch ſchnelle oder langſame Bewegung, durch den graden oder ungraden Takt und die daraus entſtehenden verſchiedenen Accente, durch die beſondere Art oder Anzahl der einzelnen Theile des Taktes, durch die Vertheilung der Töne in dem Takte nach ihrer Länge und Kürze, und endlich durch das Verhältniß der Einſchnitte und Abſchnitte gegeneinander beſtimmt. Ferner muß eine gute Melodie ſingbar oder ſpielbar und, nach Beſchaffenheit ihrer Art, leicht von dem Gehör aufzufaſſen ſein. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende des Geſanges kommt oft von der Art der Fortſchreitung her, und bei dieſer iſt zu merken, daß man, ſo lange der Ausdruck der darzuſtellenden Empfindung keine Ausweichung fodert, bei der Tonleiter des angenommenen Tons bleibe. Denn die diatoniſche Tonleiter iſt in jedem Intervalle dem Ohre die faßlichſte. Die Eigenſchaft einer guten Geſangsmelodie insbeſondere beſteht in der Nothwendigkeit, den Ausdruck eines Textes ſo viel als möglich wiederzugeben. Hat der Componiſt Gefühl und Übung, ſo werden ihm Bewegung und Takt, wie ſie der Empfindung des Textes angemeſſen ſind, ſchon von ſelbſt einfallen; allein den ſchicklichſten Rhythmus und die beſten Einſchnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen muſikaliſch geweſen iſt, oft ſehr ſchwer werden. Da die Einſchnitte und Perioden mit denen, die im Texte ſind, übereinkommen müſſen, ſo muß er, wo dieſe gegen das Ebenmaß der Muſik ſtreiten, ſich mit Wiederholungen und Verſetzungen einzelner Worte zu helfen ſuchen. Höchſt zweckwidrig ſind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verſtande und nicht der Empfindung vorlegt; noch unſtatthafter aber Schilderungen einzelner Worte, welche dem Ausdrucke des ganzen Textes widerſprechen. Endlich iſt noch anzumerken, daß gewiſſe Fehler gegen die Natur des Taktes die Melodien höchſt unangenehm und widrig machen, z. B. wenn Diſſonanzen auf Takttheile angebracht werden, welche dieſelben nicht vertragen. Beim Vortrag der Melodie iſt auf Stärke und Schwäche, Schleifung und Abſtoßen der Töne, ſowie auf alle die vorerwähnten Punkte zuſammengenommen Rückſicht zu nehmen. Nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, daß der Menſch durch Nachahmung der Vögel auf die Melodie oder den Geſang gekommen ſei; der Geſang ſcheint vielmehr ein allmäliges Erzeugniß des Menſchen zu ſein, denn die einzelnen Töne, woraus der Geſang gebildet wird, ſind Äußerungen lebhafter Gefühle, welche dem Menſchen die Natur oft auch wider ſeinen Willen auspreßt. Mit der Wiederholung leidenſchaftlicher Töne eine gewiſſe gleichförmige Bewegung des Körpers zu verbinden, iſt eine Erſcheinung, die wir nicht ſelten an Kindern und rohen erwachſenen Menſchen bemerken. (S. Takt.) So läßt ſich einigermaßen der Urſprung der Melodie erklären, den man als eine in beſtimmter gleichförmiger Bewegung fortfließende Folge gefühlvoller Töne beſtimmen kann. Geſang oder Melodie kann übrigens nicht allein durch die menſchliche Stimme, ſondern auch auf den Inſtrumenten hervorgebracht werden. Doch der Geſang der menſchlichen Stimme iſt der urſprünglichſte und vollkommenſte, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, jedem Ton auf das genaueſte die beſondere Abſtufung, die der Affect erfodert, geben kann. Da nun in der Melodie die mit unwiderſtehlicher Kraft belebten Töne liegen, die man als Äußerungen einer empfindenden Seele erkennt, ſo hat der Geſang vor allen andern Werken der Kunſt den Vorzug, daß er Gefühle zu erwecken im Stande iſt.

Melodrāma iſt ein kleines halbmuſikaliſches Drama oder diejenige Art des Dramatiſchen, wo der declamatoriſche Vortrag einzelner geſprochener Sätze durch Inſtrumentalmuſik unterbrochen wird, und wo dieſe Anwendung der Muſik nur theilweiſe in einem Drama vorkommt, da redet man vom Melodramatiſchen. Es heißt Monodrama, wenn nur eine Perſon thätig iſt, Duodrama wenn deren zwei oder mehre vorkommen. Die Erfindung wird Rouſſeau zuge-

ſchrieben, durch deſſen „Pygmalion" veranlaßt, Brandes die Gerſtenberg'ſche Cantate „Ariadne" und nachher Gotter die „Medea" bearbeiteten, welche beide von Benda mit Muſik begleitet wurden. Bei dem ungemeſſenen Beifalle, welchen dieſe beiden Melodramen zur Zeit ihrer Erſcheinung erhielten, ſcheint es faſt befremdend, daß dieſe Gattung ſpäter ſo wenig Nachahmer gefunden und ſich der Geſchmack daran bald verloren hat. Betrachten wir aber zunächſt den mechaniſchen Bau der vorhandenen Melodramen in poetiſcher Hinſicht, ſo finden wir, daß eine einzige Perſon außer Stande iſt, eine dramatiſche Handlung zu beginnen, an das zu erregende Intereſſe nothwendig geknüpfte Verwickelungen durchzuführen und endlich zur vollkommenen Befriedigung der Zuſchauer in ſich harmoniſch zu beenden. Um einer ſolchen Schwierigkeit in Etwas zu begegnen, ſucht man den Melodramen eine durchaus lyriſche Haltung zu geben; allein hieraus entſtand wieder der grelle Widerſpruch, daß wir ſtets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß die Handlungen, durch welche ſie erzeugt werden, zu unſerer anſchaulichen Kenntniß gelangen. Etwas beſſer verhält es ſich zwar mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Perſonen die Möglichkeit, eine dramatiſche Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, ſchon größer iſt. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfodert, da die mechaniſchen Hülfsmittel immer noch ſehr beſchränkt ſind. Hierzu kommt noch eine andere Schwierigkeit. Man glaubte nämlich, dieſen Melodramen einen ernſten Charakter geben zu müſſen, um dem Componiſten hinlängliche Veranlaſſung zur Schilderung der Gefühle und Leidenſchaften zu geben. Da aber der ernſte Charakter einer ſolchen lyriſchen Handlung durch Mangel an äußerer Bewegung nothwendig ſehr beengt ſein muß, und dieſer Mangel an Bewegung durch die ebenſo nothwendig beſchränkte Handlung einer oder zweier Perſonen nicht gehoben werden kann, ſo dürfte ein ernſter Inhalt für dieſe Art dramatiſcher Arbeiten als durchaus unſtatthaft erſcheinen. Was nun die Verbindung betrifft, welche im Melodram zwiſchen Poeſie und Muſik ſtattfindet, ſo ſoll eine ſolche Anwendung der Muſik den Zweck haben, den Ausdruck des Sprechenden zu verſtärken. Wenn aber dieſe Verſtärkung weſentlich und durch die Natur der Empfindungen gefodert iſt, warum geht dieſe Verſtärkung nicht unmittelbar von Demjenigen aus, welcher dieſe Empfindungen äußert, oder mit andern Worten, warum wird die Rede nicht überhaupt Geſang? Die begleitende Inſtrumentalmuſik kann ja hier nur der Reflex der Empfindungen des Sprechenden ſein; wie kann aber dieſer Reflex ſtärker werden als die Empfindung ſelbſt? Nur Ein Fall möchte denkbar ſein, in welchem Muſik mit geſprochener Rede ſich verbinden kann, nämlich der, wo die Inſtrumentalmuſik die Eindrücke der Natur und Umgebung auf den Sprechenden und Handelnden darſtellt. Allein die Muſik hat in der Schilderung der Naturgegenſtände ein ſehr beſchränktes Gebiet, und da der Menſch an ſich über den Naturerſcheinungen ſteht, ſo würde das Melodramatiſche nur da vollkommen gerechtfertigt ſein, wo die Natur als ein Übermächtiges, zauberiſch Überwältigendes erſcheint, oder Geiſtererſcheinungen in die poetiſche Wirklichkeit treten, wie dies z. B. in der Scene der Wolfsſchlucht im „Freiſchütz" der Fall iſt. Was nun aber das Abwechſeln zwiſchen Inſtrumentalmuſik und Declamation anlangt, ſo wird durch daſſelbe die Ausbildung beider und ein befriedigender Totaleindruck fortwährend verhindert. Der Melodramendichter glaubt meiſt, dem Componiſten nicht genug Gelegenheit zur Entwickelung ſeiner Kunſt zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen ſich untereinander ſelbſt beſtreiten läßt. Dadurch entſteht ein ſolcher Mangel an Einheit in der muſikaliſchen Darſtellung, daß faſt jede muſikaliſche Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verſchiedenen und ſich oft vernichtenden Charakter zur Erſcheinung bringt. Aus allen dieſen Gründen geht hervor, daß das ſogenannte Melodrama, insbeſondere ſeines muſikaliſchen Theils wegen, für eine gänzlich unnatürliche und deshalb unſtatthafte Gattung dramatiſcher Erzeugniſſe zu erklären iſt.

Die neuern, von den Boulevards in Paris ausgehenden Melodramen, z. B. „Die Waise und der Mörder", „Der Galeerensklave" u. s. w., sind rohe Schauspiele, in welchen nur zuweilen das Melodramatische eingemischt ist, um den Effect zu steigern; dessenungeachtet aber haben sie in neuerer Zeit wieder lebhaften Beifall gefunden.

Melōne (Cucumis Melo), nach der griech. Insel Melos benannt, ist eine kürbisartige Garten- und Feldfrucht von angenehmem, süßgewürzhaftem Geschmack. Sie ist ursprünglich in Asien heimisch und will in Deutschland kaum im Freien gedeihen. Sehr große, wohlschmeckende Melonen erbaut man in der Gegend um Astrachan. In den deutschen Gärten werden besonders zwei Arten gezogen, die Kantalupen mit plattrunden, warzigen, unförmlichen Früchten von schwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird, und die Netzmelone, die mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnschaliger ist und früher reift als jene. Außerdem rechnet man hierher eine Kürbisart, die Wassermelone (Cucurbita citrullus), welche besonders bei Hatwan in Ungarn von vorzüglicher Größe und Güte gebaut wird und deren Saft man mit Wein vermischt genießt. Vgl. Jacquin des Ältern „Monographie complète du melon" (Par. 1833, mit Kpf.).

Melöplast ist eine in Frankreich erfundene Methode des Unterrichts in der Musik, welche Galin und dessen Nachfolger, Ph. de Geslin, in dem „Cours analytique de musique" (Par. 1824) beschrieben haben.

Melos bedeutet im Griechischen so viel als Glied; ferner Strophe, Vers; endlich Melodie, Gesang, Gesangspoesie, daher melisch so viel als lyrisch. (S. Lyrik.)

Melos, jetzt Milo, eine der 22 Cykladen im griech. Archipel, welche das zehnte Departement des Königreichs Griechenland bilden, zählt auf ungefähr 3 □M. gegen 7000 Einw., die sich theils zur griech., theils zur katholischen Kirche bekennen. Der vulkanische Boden, reich an eisen- und schwefelhaltigen Quellen und unterirdischem Feuer, wirkt äußerst günstig auf die Vegetation und gibt den Weinen, Feigen und Melonen einen vorzüglichen Geschmack, ist aber nachtheilig für die Gesundheit der Menschen. Ausgeführt werden Alaun, Schwefel, Wolle, Ziegenkäse, Weizen, Melonen, Wein u. s. w. M. ist das Vaterland des Philosophen Diagoras. — Nachdem im Mai 1821 eine Abtheilung der griech. Flotte eine türk. Corvette von 32 Kanonen und eine Kriegsbrigg im Hafen von M. überfiel und die Mannschaft niederhieb, schlossen sich die Bewohner der Insel der Insurrection an. Die Hauptstadt Milo, der Sitz eines griech. und eines katholischen Bischofs, hat den geräumigsten Hafen im Archipel. In der Nähe derselben finden sich die prächtigen Überreste eines marmornen Amphitheaters, welches der jetzige König von Baiern, Ludwig I., kaufte, um die dortigen Antiken für seine Sammlung zu erhalten. Nicht weit davon fand 1820 ein griech. Landmann unter dem Boden einer Nische eine Statue der Venus nebst drei Hermen (3 Fuß hoch), welche der franz. Gesandte in Konstantinopel, Marquis de la Rivière, kaufte und dem Könige von Frankreich schenkte. Diese sogenannte Venus von Melos, von den Franzosen la femme du Torse genannt, steht jetzt im kön. Museum zu Paris. Sie ist vom schönsten feinkörnigen parischen Marmor (Grechetto genannt), dem man die Farbe des Elfenbeins gegeben hat, und hat, obschon sie etwas nach der linken Seite geneigt ist, 6 F. 3 Zoll Höhe. Sie war zwar zerbrochen und sehr beschädigt, schon im Alterthume zweimal restaurirt, doch der Kopf nie vom Leibe getrennt. Am besten erhalten sind die mittlern Theile, Brust und Leib. Ein faltenreiches Gewand verhüllt die untern Theile, sodaß nur ein Fuß sichtbar wird. Gehörte die dabei gefundene Inschrift dazu, so wäre sie das Werk eines Künstlers aus Antiochia am Mäander. Weil sie den Apfel hält, der bei keiner andern Statue der Venus vorkommt, scheint sie eine Venus victrix und

nach der nackten Venus des Praxiteles (der knidiſchen) gebildet zu ſein. Beſchreibungen derſelben lieferten Graf Clarac und Quatremère de Quincy (Par. 1821). Nach des Letztern, jedoch unwahrſcheinlicher, Meinung gehören die Hand mit dem Apfel und die Hermen nicht zur Statue.

Melpomĕne, die Muſe des Trauerſpiels, wird mit einer ernſthaften Maske, in der Rechten eine Keule haltend, abgebildet; ſo wenigſtens zeigen ſie ambraciſche Münzen und erhaltene Denkmale. (S. Muſen.)

Meluſīne (die ſchöne), an deren Namen ſich ein Märchen knüpft, welches mehrfache Bearbeitung veranlaßt hat, war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon, nach Andern ſtammte ſie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelſus macht ſie zu einer Nymphe; die Meiſten aber bezeichnen ſie als eine mächtige Fee, die ſich mit einem Fürſten aus dem Hauſe Luſignan vermählte. Sie hatte Menſchengeſtalt, mußte jedoch an gewiſſen Tagen des Monats halb als Menſch und halb als Fiſch erſcheinen, wo ſie dann ſorgfältig vor ihrem Gemahl und ihren Hausleuten ſich verborgen hielt. Doch eines Tages trat ihr Gemahl, der zu neugierig war und gern wiſſen wollte, was M. in ihrer Zurückgezogenheit vornehme, unvermuthet ins Zimmer und erblickte ſie in einem Waſſergefäß in einer Geſtalt, worin er ſie noch nicht kannte. Ohne ihm Zeit zu laſſen, ſein Erſtaunen auszudrücken, ſtieß ſie, ſobald ſie ſich entdeckt ſah, einen lauten Schrei aus und verſchwand. So oft nachher ein Glied des Hauſes Luſignan von einem Unfall bedroht war, oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weiſe ſterben ſollte, erſchien ſie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schloſſes Luſignan, das ſie hatte bauen laſſen, und ließ dort Seufzer und Wehklagen hören. Als aber der Thurm 1574 abgebrochen wurde, verſchwand ſie auf immer.

Melville (Andrew), einer der gelehrteſten und eifrigſten Beförderer der Reformation in Schottland, ward am 1. Aug. 1545 in der ſchot. Grafſchaft Forfar geboren und ging, nachdem er ſeine Vorbildung auf der Univerſität zu St.-Andrew's erhalten, 19 J. alt nach Paris, wo er ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete und ſich als Lehrer der Rhetorik auszeichnete. Drei Jahre ſpäter begab er ſich nach Genf, um Theologie zu ſtudiren, und erhielt bald nach ſeiner Ankunft die erledigte Lehrerſtelle der Philologie, gab jedoch 1574 ſein Amt auf und kehrte nach Schottland zurück. Zum Vorſtand der Univerſität Glasgow ernannt, führte er einen neuen Studienplan ein, gründete eine öffentliche Bibliothek und machte ſich durch ſeine 1574 in Baſel gedruckte metriſche Überſetzung des Geſangs Moſes' rühmlich bekannt. Sein Amt als Lehrer der Theologie berechtigte ihn zur Mitgliedſchaft in den kirchlichen Verwaltungsbehörden, und er war ſeitdem eifrig bemüht, die früher in Schottland eingeführte biſchöfliche Kirchenverfaſſung zu verdrängen und die freien presbyterianiſchen Verfaſſungsformen, deren Vorzüge er in Genf kennen gelernt hatte, zur Grundlage der Kirchenverwaltung zu machen. Er entwarf als Mitglied der Generalverſammlung der höchſten Kirchenbehörde den 1578 angenommenen Plan zu der neuen Einrichtung und war ſeitdem der ſtandhafteſte Vertheidiger der presbyterianiſchen Verfaſſung. Zu gleicher Zeit wurde nach ſeinem Plane die Verfaſſung der Univerſitäten St.-Andrew's, Glasgow und Aberdeen verbeſſert und eins der drei Collegien zu St.-Andrew's 1579 in eine theologiſche Lehranſtalt umgewandelt, als deren erſter Lehrer er ſeit 1580 eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Auch als Prediger wirkte er mit allgemeiner Anerkennung, aber die unerſchrockene Freimüthigkeit, womit er gegen die verderbten Sitten ſeiner Zeit ſich erhob, machte ihm Feinde unter einflußreichen Männern, welche ihn bei Jakob VI. verleumdeten, der gegen den Verfechter der ihm verhaßten presbyterianiſchen Verfaſſung eingenommen war. M. wurde wegen einiger für hochverrätheriſch erklärten Äußerungen in einer ſeiner Predigten zur Verantwortung gezogen und trotz den vorgebrachten Beweiſen ſeiner Unſchuld zu Ge-

fängnißstrafe verurtheilt. Er floh nach England, kehrte aber nach ungefähr zwei Jahren mit andern Verbannten nach Schottland zurück und wurde wieder in sein Lehramt eingesetzt. Es gelang ihm endlich 1592, eine Parlamentsacte zu bewirken, welche die Verwaltung der Kirche durch die Generalversammlung, die Provinzialsynoden, Presbyterien und Kirchspielversammlungen festsetzte und die Grundlage der noch bestehenden Kirchenverfassung wurde. (S. Schottland.) Die von dem Könige und den Anhängern der bischöflichen Kirche ausgegangene Gegenwirkung vereitelte jedoch den vollständigen Sieg der Presbyterianer; die Bemühungen, das bischöfliche Kirchenregiment wiederherzustellen, wurden erneut, und nachdem Jakob VI. 1603 den engl. Thron bestiegen hatte, wurde M. einige Jahre später mit andern presbyterianischen Geistlichen nach London berufen, um an Verhandlungen über kirchliche Angelegenheiten Theil zu nehmen. Die Pracht des Gottesdienstes in der kön. Kapelle, dem er mit seinen Gefährten beiwohnen mußte, verleitete ihn zu einem Epigramm, das jenes Gepränge mit den katholischen Feierlichkeiten verglich. Vor dem engl. Staatsrath angeklagt, ward er zum Gefängniß verurtheilt und saß lange unter harten Entbehrungen im Tower, bis ihm nach zehn Monaten ein gesunderes und geräumigeres Gefängniß und die Erlaubniß gegeben wurde, zu schreiben und sich mit seinen Freunden zu unterhalten. Hier arbeitete er an einer Übersetzung der Psalmen in lat. Versen, wovon er 1610 eine Probe herausgab. Nach vierjähriger Haft erhielt er auf die Fürbitte des Herzogs von Bouillon seine Freiheit und wurde zum Lehrer der Theologie auf der protestantischen Universität zu Sedan ernannt. Obgleich seine Gesundheit durch die Leiden langer Gefangenschaft erschüttert war, so schrieb und wirkte er doch mit der Kraft und dem Feuer seiner Jugend für die Befestigung der Kirchenverfassung, die aber erst nach seinem Tode unerschütterlich gegründet ward. Er starb 1622. Vgl. M'Crie's „Life of Andrew M." (Edinb. 1819).

Membran, eigentlich so viel wie Haut (s. d.), dann eine Handschrift auf Pergament. (S. Manuscripte.)

Memel, Kreisstadt des Regierungsbezirks Königsberg im Königreiche Preußen, an der Mündung der Dange in das kurische Haff, die nördlichste Stadt in Preußen, 122 M. von Berlin, nicht weit von der russ. Grenze, der Sitz eines Landraths, eines Hauptzollamts, eines Land-, Stadt- und Seegerichts, hat 7800 Einw., eine Navigations- und andere Schulen, Bernstein-, Seifen-, Branntweinfabriken u. s. w., Schiffbau und bedeutenden Handel, besonders mit England. Der Hafen, in welchem jährlich über 700 Schiffe ein- und ebenso viel auslaufen, ist gut, sicher und wird durch die Citadelle vertheidigt. Vor demselben liegt auf einem Sandhügel ein 73 F. hoher Leuchtthurm. Außer Getreide, Hanf und Häuten wird besonders guter Leinsamen und Holz aus Lithauen ausgeführt. Im J. 1807 wählte der preuß. Hof diese Stadt zu seinem einstweiligen Aufenthalte. — Memel ist auch der deutsche Name des Flusses Niemen (s. d.).

Memling oder Hemling (Hans), einer der vorzüglichsten alt-niederdeutschen Maler, war an poetischer Erfindungsgabe wol der ausgezeichnetste unter allen Nachfolgern der Gebrüder van Eyck. Die Niederländer schreiben ihn Memling oder Memmelink, die Italiener Memelino; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er ursprünglich Hemling geheißen und einer Familie aus Konstanz angehört habe. Über seine Lebensumstände ist nur wenig bekannt. Einige halten ihn für einen unmittelbaren Schüler des Joh. van Eyck, Andere glauben nach einer Stelle des Vasari, daß er bei Roger von Brügge in der Schule gewesen. Nach Descamps soll er als armer kranker Soldat in das Johannisspital zu Brügge gekommen, daselbst geraume Zeit verpflegt worden sein und nach seiner Genesung mehre noch daselbst befindliche Werke gefertigt haben. Man nimmt an, dies sei im J. 1477 nach der Schlacht bei Nancy geschehen, in wel-

cher M. unter Karl dem Kühnen von Burgund mit gefochten habe. Die Werke, die von ihm in den Niederlanden übrig waren und nun zum Theil in auswärtige Sammlungen zerstreut sind, zeugen von einer höchst gewandten, anhaltenden und lange dauernden Thätigkeit; in seinen letzten Jahren scheint er nach Spanien gegangen zu sein, da in der Karthause von Miraflores von 1496—99, und im Dom zu Palencia noch 1509 ein Gemälde von einem Juan Flamenco und Juan de Flandes gemalt wurde, die mit M.'s Werken in den Niederlanden verglichen werden. Das Eigenthümliche seines Talents besteht in der Gabe, jede Geschichte deutlich und anmuthig durch Figuren zu erzählen, in einem stillen, religiösen, fast schwermüthigen Ausdruck jeder Empfindung und in der zartesten und vollendetsten Technik, die mit gewandter und edler, wenn auch noch magerer Zeichnung die größte Kraft und Naturwahrheit des Colorits verbindet. Die Figuren seiner Ölgemälde sind meist klein und miniaturartig; auch hat er mehre Manuscripte mit Miniaturen in Wasserfarbe verziert. Die schönsten Ölgemälde von ihm sind im Johannisspital zu Brügge: der Kasten der h. Ursula, die Vermählung der h. Katharina, mit zwei Flügeln, und die Anbetung der heiligen drei Könige; in der Akademie daselbst: die Taufe Christi und der h. Christoph; in der ehemaligen Boisserée'schen Sammlung: ein Christuskopf, die sieben Frauen der Maria, die Anbetung der Könige mit dem h. Christoph und Johannes, das Manna und Abraham und Melchisedek. Unter seinen Miniaturen sind besonders die in dem Breviarium des Cardinals Grimani auf der St.-Marcusbibliothek in Venedig merkwürdig. Vgl. Keverberg, „Ursula Princesse brittannique" (Gent 1818), und Johanna Schopenhauer, „Joh. v. Eyck und seine Nachfolger" (Frankf. 1822, Bd. 4 und 5 der „Sämmtlichen Schriften", 24 Bde., Lpz. 1829—32).

Memnon, der Sage nach ein Sohn des Tithon und der Aurora und Bruder des Emathion, war, wie Einige annehmen, König der Äthiopier, nach Andern der Assyrer. Sein ägypt. Name scheint in den hieroglyphischen Inschriften Mai-aman, d. h. Freund des Aman, welcher bei den Ägyptern einer der vornehmsten Götter war, geschrieben zu sein. Zu Abydos in Ägypten erbaute M. einen prächtigen Palast und ein Labyrinth, einen andern Palast zu Susa in Persien, welche Stadt von ihm auch den Beinamen Memnonia führte. Priamus, König von Troja, wußte ihn durch das Geschenk eines goldenen Weinstocks zu bewegen, ihm gegen die Griechen zu Hülfe zu kommen; er verrichtete dabei mehre tapfere Thaten und verwundete selbst den Achilles, wurde aber endlich von demselben erlegt. Auf Bitten der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren, ließ Jupiter aus seiner Asche eine unzählige Menge Vögel, die sogenannten Memnonsvögel, entstehen, welche jährlich zu seinem Grabe zurückkehrten, hier mit einander kämpften und so gleichsam Leichenspiele zu seinem Andenken feierten. Nach seinem Tode ward er als Heros verehrt. An vielen Orten Asiens und Ägyptens gab es Memnonia, d. h. Städte und Mausoleen, von deren Ausdehnung und Pracht uns das in der Gegend von Kurnah gefundene einen ungefähren Begriff gibt. In seinen wesentlichen Theilen stimmt dieses mit dem von Diodor beschriebenen Osymandrion, wie durch die, gegen Letronne's Zweifel beigebrachten Gründe bestimmter erwiesen ist. In der Nähe dieses Memnoniums standen die beiden Kolosse, deren einen die Griechen, als er zerstört war und man einen wahrscheinlich durch die Spannung der Luft hervorgebrachten Klang bemerkte, als Sohn der Morgenröthe bezeichneten. Ausschmückend erzählte man, daß der Koloß, wenn die Sonne aufgehe und ihn bescheine, einen fröhlichen, und wenn sie untergehe, einen traurigen Klang von sich gebe. Ja man erzählte sogar, daß er Thränen vergossen und Orakelsprüche in sieben Versen ausgesprochen habe. Dieser Klang ließ sich bis ins 4. Jahrh. n. Chr. vernehmen, wo eine vielleicht durch Probus unternommene Restauration dem Wunder ein Ende gemacht zu haben scheint, wenn der von Wilkinson bemerkte Stein keine Täuschung ist. Die

Zeugnisse der Alten über Memnonsstimme und die am restaurirten Koloß gefundenen Inschriften erklärt am besten Letronne in der Schrift „Sur la statue vocale de Memnon" (Par. 1833), die frühern Versuche von Jacobs in den „Vermischten Schriften" (Bd. 3) berichtigend. Letzterer hielt alle Königs- und Todtenpaläste in ganz Asien für Memnonien. In dem brit. Museum befindet sich seit 1818 der Kopf einer Memnonsstatue, welche Belzoni in den Königsgräbern bei Theben auffand und die man den jungen Memnon zu nennen pflegt.

Memoire, als eine Art der Staatsschriften, bezeichnet eine schriftliche Auseinandersetzung oder Darstellung, sowol des blos factischen Hergangs als auch der Gründe irgend eines Rechts, bei welcher keine Förmlichkeit, wie Anrede, Unterschrift und Besiegelung nöthig ist, sondern welcher nur die Überschrift: Pro memoria, oder: Zu Gedenken, gegeben wird. Solche Auseinandersetzungen werden auch zuweilen in Processen in England und Frankreich übergeben, um den Richtern einen Leitfaden für die mündlichen Vorträge zu geben; der deutsche Proceß gestattet sie in der Regel nicht. In der Staatspraxis zwischen den Regierungen und den verschiedenen Autoritäten des Staats werden die Memoires auch wol in Form von Umschreiben abgefaßt, meist aber diese Form nur zur Mittheilung der Darstellungen gebraucht.

Memoiren oder **Denkwürdigkeiten** nennt man schriftliche Mittheilungen über Zeitbegebenheiten, meist von Augenzeugen und zwar zur Erinnerung für sich selbst aufgesetzt. Es wird dabei vorausgesetzt, daß der Mittheilende selbst entweder thätigen Antheil an den von ihm geschilderten Ereignissen genommen oder doch den handelnden Hauptpersonen nahe genug gestanden habe, um wohlunterrichtet sein zu können. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die meisten Memoiren von Staatsmännern (Königen, Ministern und Gesandten), Generalen, Hofleuten, Secretairen oder Vertrauten der Großen, Hofdamen u. s. w. herrühren; wesentlich ist indeß dies keineswegs, und es sind auch Memoiren von Gelehrten, Künstlern, Ärzten; ja in neuern Zeiten sogar von Personen sehr zweideutigen Rufes, z. B. von Vidocq, erschienen. Die Memoiren zerfallen also in historische, politische, militairische, biographische, literarische u. s. w. Von den eigentlichen geschichtlichen Darstellungen unterscheiden sie sich dadurch, daß der Verfasser von Memoiren nur Erlebtes darstellt, wogegen der Historiker seinen Stoff nur im seltensten Falle aus seinem Gedächtnisse, sondern meist aus fremden Quellen schöpft, auch nach einem andern Plane arbeiten muß als der Memoirenschreiber, der sein eignes Ich zum Mittelpunkte seiner Erzählungen macht und, was Form und Styl betrifft, weit größere Freiheiten hat als der Historiker. Die Memoiren, welche seit dem Mittelalter einen überaus wichtigen Theil der historischen und politischen Literatur bilden, liefern dem Geschichtsforscher anziehende Einzelheiten, entdecken oft die geheimsten Triebfedern des Geschehenen, dringen in einzelne, oft als kleinlich oder unbedeutend in allgemeinen Geschichtsbüchern übergangene oder kaum mit furchtsamer Vorsicht durch Winke angedeutete Umstände ein, entwickeln geheime Anschläge oder Entwürfe, von denen blos das Endergebniß in die Geschichte aufgenommen zu werden pflegt, und dürfen unter gewissen Beschränkungen auf einen hohen Grad von Wichtigkeit und Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Nicht weniger sind sie angenehm durch die in ihnen sich aussprechende Individualität des Schreibenden und durch seine Art, Personen und Begebenheiten zu betrachten, gesetzt auch, daß diese einseitig, beschränkt, ja selbst parteiisch sein sollte, was einmal in der Natur solcher Schriften liegt; dazu ist den bessern Werken dieser Art eine Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung möglich, welche selbst den bessern Historikern nicht immer eigen ist. Urtheilt aber ein Memoirenschreiber befangen, sieht er die Menschen und Dinge schief an, so ist dieser und andere Fehler bei ihm nicht von so großer Schädlichkeit wie bei einem Historiker, der sich auf

einen allgemeinen Standpunkt ſtellt und von da aus die Anſicht der Objecte liebt. Die Glaubwürdigkeit der Memoiren betreffend, ſo ſind diejenigen, welche erſt nach dem Tode des Verfaſſers herauskommen, ihre Authenticität vorausgeſetzt, die glaubwürdigern. Als die älteſten Memoiren betrachtet man gewöhnlich Cäſar's Berichte von ſeinen Feldzügen; aus dem Mittelalter kann man unter andern des Biſchofs Ditmar Chronik hierher rechnen; ihr eigentliches Vaterland iſt aber, wie dieſes ſchon aus dem Namen Memoire hervorgeht, Frankreich, in deſſen hiſtoriſcher Literatur ſie eine überaus wichtige Rolle ſpielen. Sie ſind im eigentlichen Sinne des Wortes zahllos, und wie viel Mittelmäßiges ſich auch darunter befindet, ſo kann man doch ſagen, daß die Memoiren eine der werthvollſten Partien der franz. Literatur bilden. Die Franzoſen haben in ihnen einen wahren Schatz für ihre Geſchichte; auch ſind bei ihnen die wichtigſten aus älterer und neuerer Zeit in ſchönen, großen Sammlungen vereinigt, wodurch Studium wie Beſitz weſentlich erleichtert werden. Indem wir an das ähnliche Werk Buchon's „Collection des chroniques nationales franç. du 13me au 16me siècles (4 Bde., Par. 1824 fg.), nur beiläufig erinnern, nennen wir von eigentlichen Memoirenſammlungen Guizot's „Mémoires relatifs à l'histoire de France jusqu'au 13me siècle" (31 Bde., Par. 1823 fg.); Petitot's „Collection complète des Mémoires relatifs à l'histoire de France depuis le règne de Philippe Auguste jusqu'au commencement du 17me siècle (52 Bde., Par. 1819 fg.), und deſſelben „Collection etc. depuis Henri IV. jusqu'à la paix de Paris, conclue en 1763 (72 Bde., Par. 1820 fg.), durch welche Sammlungen die übrigens höchſt ſchätzbare „Collection universelle de Mémoires" (Lond. u. Par. 1785 fg.), von welcher Schiller eine deutſche Überſetzung veranſtaltete, entbehrlich, ſowie die von Soulavie ſeit 1788 nicht ohne Willkür zuſammengetragene Sammlung durch zwei neuere Collectionen, Saint-Albin Berville's und J. Fr. Barrière's „Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de la révolution franç." (30 Bde., Par. 1822—28), und die bei Ladvocat erſchienenen „Mémoires des contemporains" (Par. 1828 fg.) überflüſſig gemacht worden iſt. Auch beſorgte Guizot eine „Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution d'Angleterre" (26 Bde., Par. 1823 fg.). Die Anzahl der Memoiren in Frankreich erklärt ſich aus dem Nationalcharakter des Franzoſen. Von jeher gefiel und gelang ihm die feine Beobachtung, beſonders der Charaktere und Sitten, im öffentlichen wie im Privatleben. Selten fortgeriſſen von der Gewalt einer großen Idee, ſelten ergriffen vom begeiſternden Intereſſe für eine große Weltbegebenheit, bei der nicht ſowol gewiſſe merkwürdige Perſonen, als der Fortſchritt eines Volks in Betracht kommt, immer mehr mit dem Einzelnen als mit dem Allgemeinen beſchäftigt, und dabei voll Talent, das Intereſſante zu entdecken, auch wo es ſich verbirgt, und es klar und gefällig abzuzeichnen, ſo vom Nationalcharakter ſelbſt zu dieſer eignen Art von hiſtoriſcher Autorſchaft berufen, mußten die franz. Memoirenſchreiber bald Alles übertreffen, was ſich von ähnlichen Werken in andern Literaturen findet. Am ſubtilſten bildete ſich, je mehr der franz. Intriguengeiſt ſelbſt mit der Verfeinerung der Sitten fortrückte, die Gattung der Memoiren aus, deren weſentlicher Inhalt die hiſtoriſch-pſychologiſche Analyſe von Hofintriguen und Cabalen iſt. Dennoch hat die fortgeſetzte Lecture dieſer Memoiren, beſonders derjenigen aus dem 17. und 18. Jahrh., etwas Peinliches, da die meiſten den Hof und Hofklatſchereien ſchildern und nur wenige aus dieſem engen Kreiſe einen Blick hinaus in das Leben der Nation eröffnen. Als der Chorführer der franz. Memoirenſchreiber ſteht der treffliche Joinville (ſ. d.) da, geſt. 1319. Lange Zeit unerreichtes Muſter, fand er in Chriſtine de Piſan, geſt. 1415, die Memoiren über Karl V. Regierung, und Olivier de la Marche, der nach 1460 unter Ludwig XI. ſchrieb, kaum Nebenbuhler, bis er durch Philippe de Comines (ſ. d.), geſt. 1515, übertroffen wurde. Claude de Seyſſel ſetzte dieſen durch ſeine Memoiren zur Geſchichte Lud-

wig XII. gewiſſermaßen fort. Martin du Bellay's, durch ihre kraftvolle Darſtellung und den in ihnen ausgeſprochenen Nationalſinn merkwürdige „Mémoires" (Par. 1569, Fol.) gehen von 1513—16. Des als Kanonikus von Beaujeu 1590 verſtorbenen Guillaume Paradin „Memoriae nostrae libri VI" (Lyon 1548, Fol.; franz. 1558) enthalten in gefälliger Sprache viel Merkwürdiges und weniger Bekanntes. Blaiſe de Montluc, der in ſeiner Jugend Theil an den Bürgerkriegen genommen und jeder Partei gedient hatte, beſchrieb die Ereigniſſe von 1521—69. Seine „Mémoires", ein ſchauervolles Denkmal damaliger Verwilderung, wurden von Heinrich IV. die Soldatenbibel genannt. Durch politiſche Redlichkeit in höchſter Vollendung, ſicheres Urtheil und kräftig männliche Darſtellung glänzt Michel de Caſtelnau, geſt. 1590, deſſen „Mémoires" von 1559—70 reichen. Anziehend und elegant, weiblich fein und naiv beſchrieb Margarethe von Valois (ſ. d.), Heinrich IV. Gemahlin, die Geſchichte ihres Hofs von 1561—81. Ihr Geiſtes- und Zeitgenoſſe Brantôme (ſ. d.), geſt. 1614, hat „Mémoires" hinterlaſſen, die ihres obſcönen Inhalts wegen berüchtigt ſind. Für Heinrich IV. Geſchichte ſind ſeines Miniſters Sully (ſ. d.) „Mémoires" und des Erzbiſchofs von Paris Péréfixe „Histoire de Henri IV." wichtig. Phil. de Mornay, Seigneur du Pleſſis, geſt. 1623, ſchrieb gehaltvolle „Mémoires" (4 Bde., Par. 1824), die auch durch guten Styl ſich empfehlen. Théod. Agrippe d'Aubigné, geſt. 1630, beſchrieb freimüthig die Zeitgeſchichte. Von hohem Werthe ſind die „Mémoires" Heinrichs, Herzogs von Rohan (ſ. d.), geſt. 1638, den Verlauf der von ihm geleiteten bürgerlichen Unruhen, 1611—29, wahrhaft und in trefflicher Sprache darſtellend. Die Geſchichte der Fronde iſt Hauptinhalt der ausgezeichneten „Mémoires" des Cardinals Retz (ſ. d.), welcher geiſtreiche ariſtokratiſche Demagog in ihnen ſein Treiben mit beiſpielloſer Offenherzigkeit ſchildert. Von faſt gleichem Werth und Inhalt ſind die „Mémoires" von François VI., Herzog von Larochefoucault (ſ. d.), auch im Styl meiſterhaft. Seit Ludwig XIV. ſchwillt die Memoirenliteratur immer mehr an; wir können nur noch die Gipfel bezeichnen. Louis de Rouvroy, Herzog von Saint-Simon (ſ. d.), geſt. 1755, ſchrieb überaus reichhaltige, den Zeitgeiſt treu abſpiegelnde „Mémoires", die bis 1723 reichen. Mehr oder weniger für die Geſchichte ihrer Zeit wichtig ſind die „Mémoires" von Condé, de l'Etoile, Lequien de la Neufville, Bouillon, La Vieilleville, Simon Goulart, Cayet, Villeroi, Turenne, Villars, Herzog d'Eſtrées, Henri de Campion, de Ramſay, Désormeaux, Raguenet, La Fare, Bordeaux, Arnauld, Teſſé, Court de Gébelin, Tourville, Perrault, Mad. de Caylus, Charl. Eliſab. de Bavière, Staal, Bret, Dourmenil, Mad. Maintenon, Breteuil, Richelieu, Graf de Saint-Germain u. A. Duclos (ſ. d.), geſt. 1772, ſchrieb freimüthig, ſittlich ſtreng „Mémoires secrets sur la fin du règne de Louis XIV et sur la régence". Unter den biographiſchen „Mémoires" des vorigen Jahrh. ſind Rouſſeau's (ſ. d.) „Confessions" ausgezeichnet; unter den für Geſchichte der Literatur und des geſellſchaftlichen Zuſtandes wichtigen nehmen die Correſpondenzen von Grimm und Diderot, Laharpe, die „Mémoires" der Mad. d'Epinay, die von Suard, Marmontel, Morellet den erſten Rang ein. Was die „Mémoires" aus der Periode von 1789—1835 anbelangt, ſo verweiſen wir in Beziehung auf diejenigen, deren Hauptgegenſtand Napoleon iſt, auf die Art. Bonaparte und Manuſcripte. Am wichtigſten möchten hier ferner ſein die „Mémoires" der Mad. Campan (ſ. d.), des Père L'Enfant und die von Mirabeau, Bailly, Lafayette, Necker, Mounier, Lally-Tolendal, Marquis de Rochambeau, Marquis de Montesquiou, Robespierre, Briſſot, Rabaut de Saint-Etienne, Louvet de Couvray, Carnot, Mad. Roland, Condorcet, Charl. Barbaroux, Saint-Juſt, Camille Desmoulins, Cléry, Fréron, Garat, Thibaudeau, Gohier, Fouché, Bauſſet, Mad. Staël, der Herzogin von Abrantes

u. ſ. w. Sehr viele Generale aus Napoleon's Zeit haben ebenfalls ihre „Mémoires" geſchrieben, wie Berthier, Ney, Rapp, Savary u. A., früher ſchon Dumouriez. Außer dieſen vorherrſchend politiſchen „Mémoires" ſind zu erwähnen die von Mad. Genlis, Mad. de Créqui, der Fürſtin Salm „Mes soixante années" (Par. 1833), die „Mémoires" von Linguet, Riouffe, Rivarol, Mallet du Pan, Beaumarchais, dem Fürſten von Ligne, dem Herzog von Levis, Arnault, dem Herzog von Gaeta, Ségur's des Ältern „Souvenirs" und Nodier's „Souvenirs" u. ſ. w. Die Ereigniſſe in der Vendée beſchrieb maleriſch die Marquiſe Laroche-Jacquelein; merkwürdige Unterhandlungen und Reiſen für die Sache der Bourbons Fauche-Borel. Leider wird die hiſtoriſche Kritik und der Gebrauch der Mémoiren für wiſſenſchaftliche Zwecke nicht ſelten erſchwert durch gedungene Verarbeitung eines die Neugierde reizenden Stoffes in Mémoirenform. Nur genauere Kenntniß der pariſer Zuſtände kann hier vor Irrthum ſchützen. So ſind die „Mémoires d'une contemporaine" (8 Bde.) nur zum Theil von Mad. Elſenina Vanayl de Yongh, die ſich auch Ida de St.-Elme nennt, geſchrieben; als der erſte Theil dieſer „Mémoires" den gehofften Abſatz fand, ließ der Verleger die folgenden durch mehre Autoren ſchreiben. Ähnliche Bewandtniß hat es mit den viel beſprochenen „Mémoires d'une femme de qualité", die mit O. D. C. unterzeichnet ſind, um ſie Mad. Olympe du Cayla zuzuſchreiben, obgleich ſie noch nicht ganz als untergeſchoben zu erklären ſind, da zu viele Dinge darin vorkommen, deren Wahrheit verbürgt iſt. So redigirte L'Héritier Vidocq's „Mémoires". Vom größten Intereſſe dürften Chateaubriand's und Talleyrand's „Mémoires" werden, die aber erſt nach dem Tode dieſer Männer erſcheinen ſollen.

In der deutſchen Literatur ſind Denkwürdigkeiten dieſer Art eine Seltenheit. Zu den anziehendſten ſind zu rechnen die der Markgräfin von Baireuth, einer Schweſter Friedrich's des Großen, urſprünglich in franz. Sprache geſchrieben, und zu den wichtigſten die von Friedrich dem Großen ſelbſt; ferner ſind zu erwähnen Maſſenbach's (ſ. d.) Arbeiten. Dohm's (ſ. d.) übrigens höchſt ſchätzbare „Denkwürdigkeiten" können nicht hierher gerechnet werden, da ſie nur aus zuſammengereihten hiſtoriſchen Aufſätzen über Begebenheiten unſerer Zeit beſtehen, an welchen Dohm entweder geringern oder größern Theil genommen oder über ſolche Forſchungen angeſtellt hat. Dagegen hat Gagern unter dem Titel: „Mein Antheil an der Politik", Memoiren herausgegeben, die über manche Begebenheiten der neueſten Zeit intereſſante Aufſchlüſſe geben. Auch werden kurze gelehrte Abhandlungen, beſonders die in gelehrten Geſellſchaften vorgeleſenen Denkſchriften „Mémoires" genannt; bekannt ſind in dieſer Beziehung die „Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres" und andere Sammlungen.

Memoriren, ſ. Gedächtniß.

Memphis, ehemals die Hauptſtadt Mittelägyptens, nächſt Theben die Hauptſtadt Ägyptens und die zweite Reſidenz der ältern Könige, auf der Weſtſeite des Nils gelegen, wird als eine Colonie von Theben angeſehen und war ein mächtiger, eine Zeit lang ſogar der herrſchende Prieſterſtaat in Ägypten. Als Erbauer derſelben wird Menes genannt. Die Stadt war groß, reich und prächtig, namentlich mit mehren Tempeln, z. B. des Phtha, und Paläſten geziert. Nach und nach aber ſank ſie von ihrer Höhe herab, und im 7. Jahrh. eroberten und zerſtörten ſie die Sarazenen. Zwiſchen ihren Trümmern ſoll das Dorf Moniet Rahinet entſtanden ſein.

Menage (Ägid oder Gilles), von Bayle der Varro des 17. Jahrh. genannt, geb. zu Angers 1613, wurde nach Vollendung ſeiner früh begonnenen Studien kön. Sachwalter an ſeines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juriſtiſche Laufbahn, ſeinem Vater dieſen Poſten zurück. Er trat hierauf in den geiſtlichen Stand, bekam einige Pfründen, widmete ſich ganz dem Studium der ſchönen Künſte und bezog das Kloſter Notre-Dame, wo er eine ge-

lehrte Gesellschaft stiftete, der er deshalb, weil sie Mittwochs zusammenkam, den Namen Mercuriales, d. i. Mittwochsversammlung, gab. Dieselbe bestand gegen 40 Jahre. M. besaß viele Kenntnisse und ein ungeheures Gedächtniß. Seine Gedichte in ital. Sprache verschafften ihm die Aufnahme in die Akademie della Crusca. Auch würde er in der franz. Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in seinem „Requête des dictionnaires", einer satirischen Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter, das Dictionnaire der Akademie spöttisch angegriffen hätte. Überhaupt hatte er die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten, und sein Leben war ein beständiger Krieg. Er starb 1692. Sein „Dictionnaire étymologique de la langue franç." (Par. 1650, 4.; beste Ausg. von Jault, 2 Bde., Par. 1750, Fol.) und seine „Origini della lingua ital." (Genf 1669 und 1685, Fol.) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungener Etymologien. Seine Ausgabe des Diogenes Laërtius (Lond. 1664, Fol.) ist mit sehr geschätzten Bemerkungen begleitet. Seine lat., ital., griech. und franz. Poesien sind ziemlich werthlos. Nach seinem Tode erschienen „Menagiana", erst in einem Bande (Par. 1693, 12.), dann in 4 Bändchen, von Monnoye besorgt (3. Aufl., Par. 1715, 12.), eine Sammlung von einzelnen Zügen aus seinen Gesprächen, deren Werth sehr ungleich ist.

Menander, der berühmteste unter den griech. Dichtern der sogenannten neuen Komödie, geb. zu Athen 342 v. Chr., soll sich in einem Alter von 52 J. aus Verdruß über den größern Beifall, den sein Nebenbuhler Philemon erhielt, ersäuft haben. Die Vortrefflichkeit seiner Komödien, deren Anzahl sich auf mehr als 100 belief, erwarb ihm bei den Griechen den Beinamen eines Fürsten des neuern Lustspiels, und es ist sehr zu bedauern, daß wir außer einigen Bruchstücken, die nebst denen des Philemon von Leclerc (Amst. 1709), in Brunck's „Poetis gnomicis" und von Meinecke (Berl. 1823) herausgegeben wurden, nichts von ihm übrig haben. Er wurde von Terenz häufig nachgebildet, und dessen Lustspiele müssen uns einen Begriff von Dem geben, was die Alten in M., dem Repräsentanten der feinen Grazie, bewunderten.

Mendelssohn, s. Moses Mendelssohn.

Mendōza (Don Diego Hurtado de), span. Classiker, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr unter Karl V., geb. zu Granada 1503 oder 1504, hatte kaum die Universität Salamanca verlassen, als ihn Karl V. als Gesandten nach Venedig schickte. Später ging er als kais. Bevollmächtigter auf die tridentin. Kirchenversammlung und 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof, wo er in ganz Italien alle Diejenigen verfolgte und unterdrückte, welche noch einige Liebe zu der alten Freiheit ihres Vaterlandes zu erkennen gaben. Als Generalcapitain und Statthalter von Siena unterwarf er diese Republik der Herrschaft des Cosmus I. Medici, unter span. Lehnshoheit, und unterdrückte allen Sinn der Toscaner für Volksrecht und Freiheit. Verhaßt den Liberalen, verabscheut von Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte er nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er sowol durch Gewaltmisbrauch als durch seine Liebesabenteuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, wo Karl V., ermüdet von den wiederholten Klagen seiner ital. Unterthanen, ihn zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war M. in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griech. Manuscripte und Alterthümer, eifrig beschäftigt. Er sandte Gelehrte auf den Berg Athos, um in dem dortigen Kloster alte Handschriften aufzusuchen; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehen, in welchem er am Hofe Soliman's stand. Nach Karl V. Abdankung lebte er an Philipp II. Hofe, bis ein Streit wegen eines Liebeshandels mit einem Nebenbuhler ihn 1568 ins Gefängniß brachte, worauf er nach Granada verwiesen wurde. Hier beobachtete er den Gang des Aufstandes der Mauren in dem

Alpujarra-Gebirge und schrieb die Geschichte desselben, eins der ausgezeichnetsten span. Geschichtswerke. Er starb zu Valladolid 1575. Seine Bibliothek ist jetzt eine der Zierden des Escorials. In seinen poetischen Episteln gab M. seinem Vaterlande das erste gute Muster für dieses Fach. Seinen Sonetten fehlt bei edlem Ausdruck Anmuth und Wohllaut, und seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. In den Formen der span. Poesie, in den redondillas, quintillas und villancicos, übertraf er frühere Dichter an Feinheit des Ausdrucks. Seinen Satiren oder burlescas wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaiker machte er Epoche durch seinen komischen Roman: „Vida de Lazarillo de Tormes" (Taragona 1536, 12.; fortgesetzt von de Luna, Saragossa 1652, 12.; deutsch von Keil, Gotha 1810), den er als Student schrieb, und sein Geschichtswerk „Guerra de Granada etc.," welches erst 1610 in Druck kommen durfte, unverstümmelt aber zuerst zu Valencia (1776, 4.) erschien. Letzterer ist den Geschichtswerken des Sallust und Tacitus nicht unähnlich, die Erzählung einfach und der Ausdruck bisweilen fast zu gewählt.

Menedēmus, aus Eretria auf Euböa, Stifter der eretrischen Philosophenschule, welche einen Zweig der Sokratischen Schule und nach Einigen eine Fortsetzung der elischen bildete, nie aber eine Bedeutenheit erlangte, war ein Schüler des Plato und Stilpo von Megara. Er schrieb nur den einfachen bejahenden Sätzen Wahrheit zu und im Praktischen drang er, wie überhaupt die Megariker, auf die Einheit des Guten.

Menelāus, ein Sohn oder Enkel des Atreus, der Bruder des Agamemnon, erhielt vom Tyndareus, mit dessen Tochter Helena er sich vermählt hatte, das Königreich Sparta. Er befand sich auf Kreta, um seines mütterlichen Großvaters Kretus Verlassenschaft zu theilen, als Paris ihm seine reizende Gemahlin Helena mit einem Theile seines Schatzes und einigen Sklavinnen entführte und nach Troja brachte. Auf die Nachricht davon begab sich M. mit dem Palamedes nach Troja, um Genugthuung zu fodern, und da diese verweigert wurde, foderte er die griech. Fürsten auf, ihrem Versprechen gemäß die Beleidigung zu rächen. Er selbst führte 60 Schiffe nach Troja und zeigte sich als einen tapfern Streiter. Homer gibt ihm einen Beinamen wegen seines lauten Rufs in der Schlacht, und schildert ihn als sanft, tapfer und weise. Nach der Eroberung Trojas nahm M. die Helena wieder zu sich, um mit ihr die Rückkehr in sein Vaterland anzutreten; doch acht Jahre mußte er umherirren, ehe er seine Heimat erreichte. Er kam zunächst nach Tenedos, dann nach Lesbos und Euböa; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönizien, Ägypten und Libyen landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Insel Pharus an der ägypt. Küste der alte Proteus, den er mit Hülfe der Eidothea, seiner Tochter, im Schlafe überfiel, auf welchem Wege er heimgelangen müsse. Dieser prophezeite ihm zugleich, daß er nicht sterben, sondern als ein Götterheld und Helena's Gemahl lebendig ins Elysium werde versetzt werden. — Menelaus ist auch der Name eines röm. Mathematikers und Astronomen, dessen in Rom beobachtete Sternbedeckungen Ptolemäus bei seinen Berechnungen benutzte. Wir besitzen noch seine „Sphaericorum libri III.", die von Halley (Oxf. 1738) herausgegeben wurden.

Menestrels, Menetriers, s. Provenzalen und Troubadour.

Mengs (Ant. Rafael), einer der ausgezeichnetsten Künstler und Kunstschriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Aussig in Böhmen am 12. März 1728, wurde schon vom 6. J. an durch seinen Vater, Israel M., einen mittelmäßigen Künstler, der in Dänemark geboren als Maler an den Hof August III. nach Dresden kam, im Zeichnen und einige Jahre später auch im Öl-, Miniatur- und Emailmalen unterrichtet. Höchst tyrannisch von ihm behandelt, hatte sich M. bereits die ersten Regeln der Kunst zu eigen gemacht, als er demselben 1741 nach Rom folgen mußte. Fortwährend unter der Leitung des Vaters ging er von den Mei-

sterwerken der alten Sculptur zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo über, und hierdurch vorbereitet fing er endlich an, Rafael in seinen unerreichten Werken zu studiren. Hierbei aber hatte er nicht die geringste Freiheit des Willens. Er wurde früh vom Vater zu seinem Muster hingeführt und mußte hier, mit Wasser und Brot nothdürftig versehen, aushalten, bis er von ihm wieder abgeholt wurde, worauf ein strenges Examen über die Studien des verflossenen Tages folgte. Bei einer so sklavischen Erziehung war es natürlich, daß M. für die äußere Welt schüchtern und völlig ungebildet blieb, was auch in der Folge für ihn und seine Familie auf manche Weise nachtheilig wurde. Er kehrte 1744 mit seinem Vater nach Dresden zurück, wurde von König August III. zum Hofmaler ernannt, bedingte sich jedoch aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn der Vater ebenfalls begleitete. Seit 1748 trat er mit eignen größern Compositionen auf, die ungetheilten Beifall erhielten. Besonders vortrefflich war eine heilige Familie, die er dort aufstellte, und merkwürdig deshalb, weil er sich in das schöne Bauermädchen, welches im Beisein der Mutter ihm zum Modell diente, verliebte, zur katholischen Kirche übertrat und sie heirathete. Im J. 1749 kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom, behielt aber des Sohnes ganze Baarschaft und Haushalt. In Dresden ernannte ihn der König zum ersten Hofmaler und als 1751 die katholische Kirche eingeweiht werden sollte, erhielt er Auftrag zur Fertigung des Gemäldes auf dem Hochaltar, und auf sein Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daselbst zu arbeiten. Nach seiner Ankunft in Rom übernahm er indessen für Lord Percy die Verfertigung einer Copie von Rafael's Schule von Athen. Noch mehr aber ward die Vollendung des Altarblattes dadurch verzögert, daß in Folge des siebenjährigen Krieges sein Gehalt ausblieb. Im J. 1754 übernahm er die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol an. Dann übertrugen ihm die Cölestinermönche, 1757, die Decke in S.-Eusebio zu malen; doch fand diese seine erste Frescoarbeit wegen ihrer dem Zeitgeiste zuwiderlaufenden Einfachheit in der Composition nicht allgemeinen Beifall. Später malte er für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde, den Apollo und die Musen darstellend, ferner für Privatpersonen verschiedene Ölgemälde, eine Kleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalene u. s. w. Ein junger Engländer, Webb, dem er seine Ideen über die Kunst mittheilte, gab diese in seinen „Untersuchungen über die Schönheit" (Zür. 1771) für die seinigen aus und machte sich mittels dieses Plagiats berühmt. Im J. 1761 folgte M. einem Rufe des Königs Karl III. nach Spanien, unternahm mehre Arbeiten für denselben und trug bald über seine heftigsten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und Tiepolo, einen Venetianer, den Sieg davon. Erst hier vollendete er seine Himmelfahrt Christi für den Hochaltar zu Dresden. Unter seinen übrigen dort ausgeführten Werken verdienen eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme besondere Auszeichnung. Auch machte er sich um die dortige Akademie verdient, bis die Ränke seiner Gegner ihn nöthigten, sich 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien seine Gesundheit herzustellen. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Florenz kam er in Rom an und malte unter Anderem daselbst für den Papst ein großes allegorisches Deckengemälde in der Camera de' papiri, einem Zimmer der vaticanischen Bibliothek. Nach drei Jahren kehrte er nach Madrid zurück und arbeitete den Plafond im Speisesaale des Königs, darstellend die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms, der sein Hauptwerk wurde. Seiner Gesundheit wegen begab er sich 1776 wieder nach Rom, verlor dort 1778 seine Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, und folgte ihr am 29. Jun. 1779 im Tode, den er dadurch, daß er zu einem Quacksalber seine Zuflucht nahm, beschleunigte. An der Seite seiner Gattin wurde er in S.-Michele Grande beigesetzt. Der Ritter Azara ließ ihm ein prächtiges Denkmal an Rafael's Seite, und die Kaiserin von Rußland ein anderes

in der Peterskirche errichten. Von seinen 20 Kindern überlebten ihn sieben. M. war von mittler Größe, hager, in seiner Jugend von schöner Gesichtsbildung; sein Temperament war lebhaft, sogar heftig, dessenungeachtet besaß er eine ungemeine Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Sein Wohlthätigkeitssinn, die Unterstützungen junger Künstler, die sorgfältige Erziehung seiner Kinder, seine Liebe für die Kunst, die ihn bewog, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse, von denen er eine Sammlung der kön. Akademie in Madrid schenkte, eine andere in Dresden sich befindet, Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, endlich auch seine vornehme Lebensart hatten, als er starb, die großen Summen, die er verdiente, aufgezehrt; doch seiner Familie nahmen sich seine Freunde und Verehrer an. Seine Composition und Gruppirung ist höchst einfach, edel und studirt, vielleicht auch zuweilen gesucht; seine Zeichnung immer richtig, gewählt und ideal. Im Ausdrucke hatte er stets Rafael zum Vorbild und darin eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, wie denn auch sein Geschmack in den Gewändern und Nebensachen von tiefem Studium der Natur und seiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, besonders in Frescogemälden, ist vortrefflich, auch in seinen besten Ölgemälden kräftig, klar und oft in Tizian's Geschmack. Er impastirte stark und malte mit einem leichten fertigen Pinsel; dennoch sind seine Farben eng ineinander verschmolzen. Seine meisten Werke sind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies. Obgleich seine vortrefflichsten Arbeiten, die Fresken, sich in Spanien und in Rom befinden, so besitzt doch auch Deutschland, vornehmlich an dem Altarblatt in der katholischen Kirche zu Dresden, und an kleinern Bildern in derselben Kirche, der Madonna col bambino und Jakob's Traum, ferner in dem Amor, der in Pastell ausgeführt ist, einige seiner Hauptwerke. Höchst belehrend sind auch seine Schriften in ital., span., franz. und deutscher Sprache, die ital. von Azara (2 Bde. Parma 1780, 4.) und deutsch von Prange (3 Bde. Halle, 1786) herausgegeben wurden und bei deren Ausarbeitung ihn sein Freund Winckelmann sehr unterstützte. M. hatte noch zwei Schwestern, welche unter der strengen Anleitung ihres Vaters sich zu geschickten Miniaturmalerinnen bildeten. Die eine derselben, Therese Concordia, heirathete den Maler Antonio de Maron, aus Wien geb., einen braven Schüler ihres Vaters, und starb zu Rom am 10. Oct. 1806.

Meng-tsü, von den Jesuiten Mencius genannt, ein berühmter chines. Sittenlehrer und Schriftsteller, lebte etwas später als Confucius, im 4. Jahrh. v. Chr. Er ward mit großer Sorgfalt durch seine verwitwete Mutter Tschang-schi erzogen, sodaß sie in dieser Hinsicht als Muster bei den Chinesen gilt, studirte früh die heiligen Bücher oder King der Chinesen, und ward unter die Schüler des Tsü-sse aufgenommen, welcher des Confucius Enkel war. China bestand damals aus mehren kleinen, voneinander unabhängigen Staaten; vergebens suchte er bei mehren Beherrschern derselben Aufnahme; zwar nahm ihn der Fürst Hoeï-wang in dem Staate Liang freundlich auf; gab jedoch wenig auf ihn, da er meinte, daß seine Sittenlehren für die damaligen Zeitverhältnisse nicht angemessen seien. Da die chines. Fürsten nur darauf dachten, durch Eroberung ihr Gebiet zu erweitern, und der Wohlfahrt der Unterthanen nur geringe Fürsorge angedeihen ließen, so war es das Bestreben des M., sie hierüber eines Bessern zu belehren. Als er aber sah, daß er im Staatsdienste nicht werde wirksam sein können, so kehrte er in seine Heimat zurück, versammelte einen kleinen Kreis von Schülern um sich, ordnete die von Confucius gesammelten Bücher Schi-King und Schu-king, schrieb selbst ein moralisch-politisches Werk, und starb hochbetagt ungefähr 314 v. Chr. Das eben erwähnte Werk des M. steht in hohem Ansehen bei den Chinesen, und wird zu den Sse-schu, d. i. vier Büchern, gerechnet, welch-

nächst den heiligen Büchern den ersten Rang behaupten. Es enthält theils Aussprüche, theils Unterredungen des M. mit andern Personen über moralische und politische Gegenstände, rügt mit der größten Freimüthigkeit und Furchtlosigkeit die verderblichen Richtungen seines Zeitalters auch an den vornehmsten Ständen, und deckt an ihren verkehrten Grundsätzen deren Verächtlichkeit und Lächerlichkeit auf. Der Kaiser Hung-wu, Stifter der Dynastie Ming, gerieth daher einst, als er in den Werke des M. las, in heftigen Zorn darüber, daß derselbe mit solcher Rücksichtslosigkeit von den Fürsten rede, und befahl, daß alle dem Andenken des M. bis dahin bewilligten Ehrenbezeigungen abgeschafft würden; doch der gelehrte und freimüthige Thsiang-tang überzeugte den Kaiser davon, daß der Wahrheit die höchste Rücksicht gebühre, und M. behielt sein früheres Ansehen ungeschmälert. Den Text dieses Werkes mit lat. wörtlicher Übersetzung gab der Sinologe Stanislas Julien (Par. 1824) heraus, und eine sehr freie und weitschweifige lat. Übersetzung lieferte früher der Jesuit Franz Noël unter dem Titel „Imperii sinensis libri classici sex" (Prag 1711).

Meninski (Franz a Mesgnien), dessen Wörterbuch und Grammatik noch immer die Hauptwerke für das Studium der türk. Sprache sind, wurde in Lothringen 1623 geboren, studirte zu Rom und begleitete in einem Alter von 30 Jahren aus Neigung den poln. Gesandten nach Konstantinopel. Hier erwarb er sich eine so vollkommene Kenntniß der türk. Sprache, daß er zum ersten Dolmetscher bei der Gesandtschaft und später zum Gesandten ernannt wurde. Er erhielt das poln. Indigenat und verwandelte nun seinen Familiennamen Menin in Meninski. Schon 1661 aber trat er in die Dienste des Kaisers und wurde erster kais. Dolmetscher der orient. Sprachen in Wien. Er machte 1669 eine Reise nach Jerusalem, wurde dort in den Orden der Ritter des heiligen Grabes aufgenommen und starb 1698. An seinen „Thesaurus linguarum orient. sive Lexicon arab.-pers.-turc." (3 Bde. Wien 1680, Fol.) schließen sich seine „Linguarum orient., turc., arab., pers. institutiones sive grammatica turc." und das „Complementum thesauri linguarum orient. sive Onomasticum lat.-turc.-arab.-pers." als vierter und fünfter Band (Wien 1680, Fol.) an. Einen besondern Abdruck der Grammatik besorgte Kollar (Wien 1756, 4.) und eine neue Ausgabe des Lexikons Jenisch und Klezl (4 Bde., Wien 1780—1802, Fol.).

Mennige (minium) oder Bleizinnober ist rother Bleikalk, der als Farbe, Glasur und zu arzneilichen Zwecken benutzt und besonders zu Rollhofen in der Pfalz, zu Chesterfield und Wicklesworth in Derbyshire und zu Zschopau in Sachsen gebrannt wird. Man schlemmt das durch 16stündiges Glühen des Bleis in dem Mennigofen erhaltene Massicot oder Bleigelb, trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige ist hochgelbroth und schuppig pulverig, aber gleich dem Bleie ein schleichendes Gift. Häufig wird sie mit Ziegelmehl verfälscht.

Menno (Simons), der einzige Mann, der zur Zeit der Reformation in den Niederlanden als Stifter einer christlichen Religionsgesellschaft auftrat, die sich bis jetzt erhalten hat, wurde 1496 zu Witmarsum in Friesland geboren. Wiewol er in wissenschaftlicher Hinsicht den großen Reformatoren Deutschlands und der Schweiz keineswegs an die Seite gesetzt werden kann, so muß man doch gestehen, daß seine Bekanntschaft mit den alten Sprachen, seine Vertrautheit mit der Bibel und den Kirchenvätern, sowie auch sein Scharfsinn auf eine für seine Zeit sorgfältige Bildung zum geistlichen Stande hindeuten. Im J. 1524 trat er in denselben, und bekleidete einige Jahre die Stelle eines Priesters, anfangs in dem benachbarten Dorfe Pinjum, nachher in seinem Geburtsorte. Da das leere Formelwesen der katholischen Kirche ihn nicht befriedigte, so suchte er die Unruhe seines Gemüthes durch das Lesen der Bibel zu stillen; doch dies blieb ohne den erwünschten Erfolg, ja seine Unruhe wurde noch größer, nachdem er die heilige Schrift

zu Rathe gezogen hatte. Endlich entschloß er sich, die Fessel des Gewissenszwanges zu zerbrechen und sich von der Kirche gänzlich loszusagen. Dies geschah 1536. Durch das freie und selbständige Lesen der Bibel auf das geistliche Element im Christenthume zurückgeführt, und von der Schriftmäßigkeit der Taufe der Erwachsenen überzeugt, schloß er sich an die Taufgesinnten an, die damals in den Niederlanden unter dem Namen der Wiedertäufer sich als eine eigne Religionspartei zu zeigen anfingen, und wurde von Obbo Philips, einem Abgesandten der früheren noch reinen münsterschen Taufgesinnten, nebst dessen Bruder Dirk Philips, seinem nachherigen kräftigen Gehülfen und Mitarbeiter, zu Leeuwarden getauft und als Lehrer und Bischof in Gröningen angestellt. Sein eigentlicher Aufenthalt blieb Friesland; doch durchwanderte er verschiedene Provinzen von Holland und Norddeutschland, und drang bis nach Liefland und Gothland in Schweden, in der Absicht, die zerstreuten Haufen der damaligen Taufgesinnten zu geordneten Gemeinden zu vereinigen. Um sich den Verfolgungen in seinem Vaterlande zu entziehen, flüchtete er sich nach Wismar, wo er eine Zeit lang verweilte und das „Colloquium Wismariense" hielt, was Joh. Wigand in seinem Werke: „De Anabaptismo" (Lpz. 1582, 4.) aufbewahrt hat. Zuletzt ließ er sich in der Herrschaft Fresenburg bei Oldeslohe im Holsteinischen nieder. Hier genoß er nicht nur Freiheit und Schutz bei der milden Denkart des regierenden Herrn, der früher in niederl. Kriegsdiensten gestanden und die Taufgesinnten von einer vortheilhaften Seite kennen gelernt hatte, sondern erhielt auch hier die Vergünstigung, eine eigne Druckerei zu errichten, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, seine eignen Schriften zu verbreiten. Er brachte hier nebst seiner Frau und seinen Kindern den Rest seines Lebens zu; seine letzte Wanderung, die er von dort aus antrat, war seine fruchtlose Reise nach Köln zur Beschwichtigung der entstandenen Streitigkeiten mit den hochdeutschen Taufgesinnten über den kirchlichen Bann. Er starb 1561. Sein freimüthiges Auftreten für die Wahrheit, die er erkannt zu haben glaubte, beurkundet einen unabhängigen Geist; sein Wirken athmet einen regen Eifer für ein geläutertes praktisches Christenthum, während er sich in den mancherlei Spaltungen seiner Anhänger, vorzüglich über den kirchlichen Bann, stets zur Milde, Duldsamkeit und Verträglichkeit hinneigte. Seine zahlreichen Schriften wurden nachher von seinen Anhängern gesammelt (Amst. 1600; vollständiger, Amst. 1646, 4.; am vollständigsten, Amst. 1681, Fol.). Ihr Inhalt ist meist polemisch und ascetisch; sie ermangeln aller stylistischen Zierde, zeichnen sich aber aus durch eindringliche Kraft und Wärme der Rede. Die eigenthümlichen Glaubenslehren M.'s können auf folgende Punkte zurückgeführt werden: Die Lehre von der christlichen Kirche als einer Gemeinschaft der Heiligen auf Erden, dem Hauptpunkte, von dem er in der Feststellung seiner übrigen Glaubens- und Sittenlehren ausging; die Schriftmäßigkeit von der Taufe der Erwachsenen mit Ausschließung der Kindertaufe, und die Meinung, daß die Menschwerdung des Sohnes Gottes als eine ohne körperliche Mitwirkung Maria's in ihrem Mutterleibe erfolgte unmittelbare Schöpfung zu betrachten sei. In der Pflichtenlehre beschränkte er sich auf die Unzulässigkeit des Eidschwörens für den Christen; auf das Unerlaubte alles gewaltthätigen Widerstandes bei Verfolgungen des Glaubens wegen, und auf die Verpflichtung des Christen, sich durch Demuth, Einfalt und Reinheit der Sitten von der Welt zu unterscheiden, und nicht nach hohen Dingen zu trachten. Seine Nachfolger wurden nach ihm gewöhnlich Mennoniten genannt. (S. Taufgesinnte.)

Menologium ist ungefähr in der griech. Kirche Das, was Martyrologium in der katholischen ist. (S. Märtyrer.)

Menou (Jacq. Franç., Baron v.), franz. General, geb. 1750 zu Boussay in Touraine, stammte aus einem alten Geschlechte, trat früh in Kriegsdienste und war beim Ausbruche der Revolution Maréchal de Camp. Im J. 1789 von

dem Adel seiner Provinz zum Abgeordneten bei den Reichsständen gewählt, war er einer der heftigsten Gegner der Parlamente, und eifrig bemüht, die Auflösung des alten Heers und die Bildung eines neuen zu befördern. Als der Ausbruch des Kriegs drohte, trug er viel zur Bewaffnung der Nationalgarde bei. Nach der verglückten Flucht des Königs nach Varennes suchte er mit einigen Freunden den Thron wieder zu erheben. Er focht 1793 gegen die Vendée, und ungeachtet Henri de Laroche-Jacquelein ihn entscheidend schlug, so zeigte er doch so viel Tapferkeit, daß die gegen ihn von Robespierre erhobene Anklage ohne Folgen blieb. Bei dem Aufstande der Vorstadt St.-Antoine gegen den Convent, im Mai 1795, befehligte er die Linientruppen und bezwang die Empörer, weigerte sich jedoch, gegen den Willen der Commissarien des Convents, die Vorstadt anzuzünden. Auch bei dem Aufstande im Oct. dess. J., als die Section Lepelletier sich gegen den Convent erhob und die Nationalgarde sich weigerte, nach der ergangenen Auffoderung die Waffen zu strecken, sondern sich in Vertheidigung setzte, wollte M., der die Linientruppen anführte, es nicht zugeben, daß die Nationalgarden angegriffen würden. Seit dieser Zeit lebte M. zurückgezogen, bis Bonaparte bei Eröffnung des Feldzugs gegen Ägypten ihn zum Divisionschef ernannte. Während des ganzen Krieges zeigte er viel Tapferkeit. In Rosette heirathete er die Tochter eines reichen Einwohners und nahm mit dem mohammed. Glauben den Namen Abdallah Jakob Menou an. Nach Kleber's Tode, 1800, erhielt er den Oberbefehl, erregte sich aber sowol durch seine Anhänglichkeit an den Islam wie durch seine Verwaltung viele Feinde. Bei der Landung der Engländer unter Abercrombie, 1801, geschlagen, zog er sich mit den Trümmern des Heers nach Alexandrien zurück, wo er den heftigsten Widerstand leistete. Immer mehr mit vielen seiner Offiziere sich verfeindend, war er endlich genöthigt, mehre derselben, unter ihnen namentlich den General Regnier, nach Frankreich zurückzuschicken, um den unaufhörlichen Zwistigkeiten Einhalt zu thun Als er selbst in Folge der Capitulation Ägypten räumen mußte, ging er 1802 nach Frankreich. Napoleon ernannte ihn später zum Gouverneur von Piemont, wo er sich allgemeine Achtung erwarb, während er in Ägypten, zumal in der letzten Zeit, auf eine Weise sich benahm, die ihn nur verächtlich machen konnte. In der Folge Gouverneur von Venedig, starb er daselbst am 10. Aug. 1810.

Mensch. Unter den organisirten Wesen der Erde gebührt dem Menschen der erste Rang. Durch seinen Körper, in welchem wir ein Bild der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch seine geistigen Kräfte ragt er weit über alle seine Mitgeschöpfe hervor. Der Mensch gehört in die Classe der Säugethiere, deren erste Ordnung er einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterscheiden ihn von den übrigen Säugethieren, selbst von den menschenähnlichen Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich ist. Daß er hingegen dem Menschen natürlich sei, beweist der ganze Bau seines Körpers. Die Beine sind viel länger als die Arme; das Gelenk am Ellbogen biegt sich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauche der Hände und Arme nützlich sein kann. Ferner sind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und stärker als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die festen zusammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Fersenbein zeigen die Bestimmung desselben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dagegen die kleinere, biegsamere und weniger feste Handwurzel augenscheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet ist. Insonderheit aber schickt sich der Bau des Rückgraths nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine desselben sind breiter als die obern, weil sie bei der aufrechten Stellung eine größere Last zu tragen haben als jene, und das Band, welches im Nacken den Kopf mit dem Rückgrathe verbindet, ist viel schwächer als bei Thieren. Ein auffallendes Unterscheidungsmerkmal des Menschen ist das stark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern

Schneidezähne ist ebenfalls nur dem Menschen eigen; ebenso der Gebrauch zweier Hände mit vollkommen ausgebildeten Fingern. Mehr als alles Dies aber zeigt die Sprache oder das Vermögen das Menschen, seine Gedanken durch artikulirte Töne zu bezeichnen und mitzutheilen, daß ihm vor den übrigen Geschöpfen der Vorrang gebühre. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orang Outang gänzlich, sodaß an die Möglichkeit, diesem Thiere Sprache beizubringen, gar nicht zu denken ist. Außerdem lassen sich noch mehre Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren auffinden. Dahin gehört seine späte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menschen allein angehöre, ist zweifelhaft.

Was die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Menschen untereinander selbst betrifft, so ist es bekannt, daß es beträchtliche Verschiedenheiten unter ihnen in den verschiedenen Himmelsstrichen gibt, welche die verschiedenen Racen des Menschengeschlechts begründen, während dieses selbst nur eine einzige Gattung ausmacht. Fragen wir nach den Gründen der Verschiedenheit der Menschenracen, so kann wol nicht das Klima allein sie bewirkt haben. Nach Schubert's interessanter Ansicht in der „Geschichte der Seele" war es vorzüglich der freiere oder beschränktere Wechselverkehr des Menschen mit andern Menschen, welcher die Gesammtform der Völkerphysiognomien oder den Unterschied der sogenannten Menschenracen erzeugte. Die Bestimmung der Menschenracen hat jedoch wegen der unmerklichen Übergänge der einen in die andere manche Schwierigkeiten. Lawrence und Blumenbach erklären sich gegen eine ursprüngliche Verschiedenheit der Menschen. Cuvier, Schlosser u. A. nehmen drei Menschenstämme an: den kaukasischen, richtiger den indo-germanischen, den mongolischen und den äthiopischen. Blumenbach (s. d.) unterscheidet nach den Schädelformen fünf Hauptracen: 1) die kaukasische Race, welche er für den Urstamm hält. Hierher rechnet man alle Europäer, mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die westl. Asiaten diesseit des Oby, des kasp. Sees, des Ganges, und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieser Race soll sein: eine weißere Hautfarbe mit einem Gemisch von Roth auf den Wangen, der wohlgebildete Schädel nebst der schönsten Gesichtsform nach europ. Begriffen, und die Abwesenheit der Kennzeichen anderer Racen. 2) Die mongolische Race. Sie begreift die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malaien, die finnischen Völker in Europa, die Eskimos im nördl. Amerika von der Beringsstraße bis Labrador. Die Menschen dieser Race sehen meist weizengelb aus, haben weniges, straffes, schwarzes Haar, ein plattes Gesicht, enggeschlitzte Augenlider und seitwärts hervorragende Backenknochen. 3) Die äthiopische Race mit hervorragenden Kiefern. Hierzu rechnet man die übrigen Afrikaner, besonders die Neger. 4) Die amerikanische Race, welche den Übergang von der kaukasischen zur mongolischen machen soll. Zu ihr gehören, die Eskimos ausgenommen, alle ursprüngliche Bewohner des übrigen Amerika. Hauptunterscheidungszeichen derselben sind: die Kupferfarbe, ein schlichtes, straffes, schwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Gesicht mit starken Zügen. Den Übergang von der kaukasischen zur äthiopischen macht 5) die malaiische Race. Sie umfaßt die Bewohner der meisten ostind. Inseln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten schwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Nase und einen großen Mund. Desmoulins unterscheidet in seiner „Histoire naturelle des races humaines" 16 Arten, Bory de St.-Vincent in seinem „L'homme" (Par. 1825) 15 Arten. Vgl. Edward „Des caractères physiologiques des races humaines considérées dans leurs rapports avec l'histoire" (Par. 1829) und besonders Choulant's „Drei anthropologische Vorlesungen" (Lpz. 1834), Nr. II. „Über die Naturgeschichte des Menschen". Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die weißen Menschen in der Regel ein verschieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die schwarzen hingegen

immer ein schwarzes wollartiges Haar haben. Wenn sich weiße Menschen mit Negern vermischen, so entsteht daraus eine halbschlächtige Race. Die Farbe der braunen und schwarzen Menschen hat nicht in dem Oberhäutchen, sondern in der darunterliegenden schleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die Ursache dieser dunklern Farbe ist unstreitig die Sonnenhitze; aber wie diese eine solche Wirkung hervorbringe, ist noch unentschieden. Möglich ist, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsstrich in der Nähe des Äquators nach mehren Generationen die schwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn sie ihr Geschlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten. Noch weniger als die Farbe kann die verschiedene Größe der Menschen für einen Grund ihrer Gattungsverschiedenheit gelten. Daß die Menschen unter den Polen kleiner sind, stimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte dem Wachsthum ungünstig ist. Was den Sexual- oder Geschlechtsunterschied der Menschengattungen betrifft, so zeigt er sich in der Organisation noch auffallender als bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel kleiner, schwächer und zarter, und die festen Theile des weiblichen Körpers sind weniger hart und stark. Das Blut in demselben ist wässeriger, die Muskeln sind kleiner und lockerer und die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers ist nach Verhältniß schlaffer und mit mehr Fett versehen; aus diesem Grunde erscheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüste zeigt sich der auffallendste Unterschied in dem Bau des Beckens, welches beträchtlich weiter ist. Auch sind die weiblichen Schlüsselbeine grader, die Rippen dünner und die ganze Brusthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geistigen Fähigkeiten findet zwischen Mann und Weib der größte Unterschied statt. (S. Geschlecht.)

Daß der menschliche Körper nach den Regeln des Ebenmaßes gebaut sei, fällt in die Augen; vollkommen symmetrisch ist aber nur die äußere Gestalt, von dem innern Bau ist es allein der Kopf, weniger die Brust, gar nicht der Bauch. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegeneinander pflegt man nach Kopf- oder Gesichtslängen zu bestimmen. Zehn Gesichtslängen betragen grade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menschenkörpers. Wenn man die Arme horizontal ausstreckt, so pflegen die Spitzen der Mittelfinger so weit voneinander abzustehen, als der Körper hoch ist. Übrigens rechnet man nach Gesichtslängen: vom Kinn bis in die Halsgrube $^1/_2$; Länge des Nackens 1; von der Halsgrube bis zur Herzgrube 1; von der Herzgrube bis zum Nabel $1^1/_2$; vom Nabel bis zu den Geschlechtstheilen 1; die Länge des Arms vom Achselgelenk bis in die Beugung des Ellbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand $1^1/_2$; Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger $^1/_2$; Länge des Mittelfingers $^1/_2$; also Länge der ganzen Hand 1; von der Hüfte bis zur Mitte der Kniekehle 3; von da bis zur Ferse $2^2/_3$; Länge des Plattfußes (der sechste Theil des ganzen Körpers) $1^2/_3$; beim Weibe sind diese Verhältnisse etwas verschieden. Hier ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer, und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile ist wegen des mehren oder mindern Fleisches unbestimmter als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern ist der Kopf größer als bei Erwachsenen, und alle Glieder sind gegen ihre Länge breiter. Ein gesunder Mensch von mittlerer Constitution wiegt gegen 150, ein neugeborenes Kind von gewöhnlicher Größe zwischen 6—8 Pf. Die Geschichte des menschlichen Lebens zerfällt nach gewissen natürlichen Veränderungen, die in demselben erfolgen, in vier Perioden. (S. Alter.) Die Natur hat den Menschen nicht, wie die meisten Thiere, auf ein gewisses Klima beschränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatz angewiesen. Der heißeste Erdstrich unter dem Äquator kann so gut wie der beeiste Pol sein Vaterland sein. Zwar verändert sich der Mensch in mancher Hinsicht, im Ganzen aber behält er seine edle Form und das

Vermögen, an Einsichten zu wachsen. Indeß scheint doch ein gemäßigtes Klima der Veredelung und Ausbildung des Menschen am günstigsten zu sein. Ein brennendes Klima erschlafft ihn und hemmt seine Thätigkeit; ebenso bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, seine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel ist dem Menschen Alles angewiesen, was das Thier- und Pflanzenreich Genießbares erzeugt. (S. Nahrungsmittel.)

Als ein mit Geisteskräften ausgerüstetes Wesen besitzt der Mensch nicht blos einige Anlagen des Thieres in einem vorzüglichern, der Natur des Thieres nicht eigenthümlichen Grade, sondern Vernunft- und Sprachvermögen ausschließlich. Er ist ein fühlendes, begehrendes Wesen. Hat sein Gefühl das Verlangen angeregt, so ruft dieses das Denkvermögen auf, die entsprechenden Mittel zu Befriedigung des Verlangens anzuzeigen. Er ist ein verständiges Wesen, insofern er diese anerkennt; ein vernünftiges, wenn er die Zwecke der Vernunft erkennt und durch sein Handeln verwirklicht. In letzterer Hinsicht und in sofern er sich zur Vollziehung von Zwecken entschließt, erscheint er auch als ein wollendes Wesen. Ob er dem Triebe der Sinnlichkeit oder dem Gesetze der Vernunft folge, ist seiner Freiheit überlassen; allein es ist ein Etwas in ihm, welches ihm sagt, daß er dem Gesetze der Vernunft folgen solle, nämlich das Gewissen, durch welches der Mensch als ein sittliches, moralisches Wesen erscheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gutem und Bösem, Tugend und Laster hat. So steht er als Bürger zweier Welten da, der sinnlichen um ihn und der übersinnlichen in ihm, die ihn auf eine höhere Bestimmung hinweist, als er in diesem Leben erreichen kann. Denn sollte er, für dessen Fortschreiten im Wahren und Guten keine Grenzen abzusehen sind, mit dem Tode aufhören? Der Tod erstreckt sich blos auf seinen gegenwärtigen Organismus, der seiner Natur nach den Gesetzen der Sinnenwelt unterworfen ist; auf die einer unendlichen Vervollkommnung fähige, übersinnliche, geistige Kraft in ihm, die wir im Gegensatz des Körpers Seele nennen, gründet sich der Glaube an Unsterblichkeit des Menschen. Demnach vereint der Mensch Sinnes- und Geistwelt; jener gehört er durch den sinnlichen Trieb, dieser durch das übersinnliche Gesetz der Vernunft an; jener durch Begierden, dieser durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengesetz der Vernunft in seinen Willen aufnimmt, oder es daraus verdrängt, kann er schon in diesem Leben ein Engel oder Teufel werden. Auf jenen beiden Eigenschaften beruht auch sein geselliges Verhältniß. Der Mensch tritt unter Menschen, wird erst Glied einer Familie, und mit ihr Glied eines größeren Ganzen, Staatsbürger. Endlich steht der Mensch auch in einem Verhältniß zu dem höchsten Wesen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn fesseln; er ist auch ein religiöses Wesen. (S. Bestimmung des Menschen.) Vgl. Seiler's „Naturlehre des Menschen, mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie, für Künstler u. s. w." (Dresd. 1826, mit Kupf., Fol.); Jam. Cowles Prichard „Researches into the physical history of Mankind" (2 Bde., Lond. 1826); Choulant's „Anthropologie oder Lehre von der Natur des Menschen" (Dresd. 1828); Lacepède's „Les âges de la nature et histoire de l'espèce humaine" (2 Bde., Par. 1830) und desselben „Histoire naturelle de l'homme" (Par. 1827).

Menschenbildung ist die höchste Aufgabe der Erziehung, welcher die Theorie alle besondere Foderungen, die der Staat, das Gewerbe, die Kunst und Wissenschaft an den Pädagogen machen mögen, billig unterordnet, ohne befürchten zu dürfen, daß irgend eins dieser Gebiete des wirklichen Lebens und der menschlichen Thätigkeit dabei verliere. Schon die Alten beabsichtigten eine Bildung zur Humanität, und die Idee derselben ist nie untergegangen (s. Bildung und Human), wenngleich die Völker im Aufstreben zur Bildung den Menschen oft

über dem Bürger aus den Augen verloren haben, und der hergebrachte Unterschied der Stände die Ausführung dieser Idee auf die Erziehung der Freien und Edeln einzuschränken pflegte. Dem 18. Jahrh. war es vorbehalten, das Recht der Bildung zur Humanität für Menschen aus allen Volksclassen in Anspruch zu nehmen, und von Rousseau bis auf Pestalozzi haben die liberalern Erziehungstheorien darauf gedrungen, daß jedem Kinde vor Allem zu Entwickelung seiner gesammten Menschenkraft und zur moralischen Reife geholfen werde, ehe es in einen besondern Stand und Beruf eintritt. Wie schön und herzerhebend aber auch diese Idee sich in der Theorie darstellen läßt, so darf man doch nur in das Einzelne der Praxis eingehen und ihre Anwendung in einem bestimmten Falle versuchen, um einzusehen, wie vielen fast vernichtenden Beschränkungen sie in der Ausführung unterliegt. Schon durch seine Geburt gehört das Kind nicht blos der Gattung (der Menschheit), sondern auch zugleich einer bestimmten Classe, einem gewissen Stande an. Unter dem Einflusse der besondern Lebensart und Ansichten des Standes seiner Ältern wächst es heran, und wer weiß nicht, wie sehr durch diesen die Richtung des kindlichen Gemüths meist für das ganze Leben entscheidenden Umstand das rein Menschliche in ihm verkümmert wird. Mögen die Ältern noch so sehr von der Idee einer absoluten Menschenbildung durchdrungen und noch so sorgfältig auf ihre Ausführung bedacht sein, es wird selbst ihnen, wenn sie einmal in der Gesellschaft eine bestimmte Stelle einnehmen, nicht gelingen, den Einfluß unvermeidlicher Umgebungen, die in die Sphäre dieser besondern Lebensart und Ansicht hineinziehen, von ihrem Kinde gänzlich abzuwehren. Noch viel weniger wird der Lehrer und Erzieher, dem das Kind als ein von Natur eigen geartetes, durch besondere Verhältnisse bestimmtes und dadurch der reinen Menschheit schon in etwas entfremdetes Subject zugeführt wird, in der kurzen Bildungsperiode, die es unter seiner Leitung durchschreiten darf, im Stande sein, alle jene frühern Eindrücke zu verwischen und die Idee der Erziehung zum reinen Menschen an ihm auszuführen. Dabei fahren jene äußern Umgebungen, die nur sehr selten nach der Idee des Erziehers geregelt werden können, immerwährend fort, verwirrend auf das Kind zu wirken, und ihre Gewalt ist viel eindringender als die geistige Macht der Schule. Auch von der Schule selbst wird mehr als Menschenbildung gefodert; sie soll nach dem Willen der Ältern und den Zwecken des Staats gemäß ihre Zöglinge für bestimmte bürgerliche Verhältnisse bilden und frühzeitig an die herkömmlichen Formen der Gesellschaft gewöhnen. Alle bestehende öffentliche Bildungsanstalten sind nach dieser Foderung eingerichtet und auf besondere Verhältnisse und Stände berechnet. Es bestehen Gelehrtenschulen, Ritterakademien, Handlungsschulen, Bürgerschulen, Armenschulen, Landschulen u. s. w.; aber Anstalten für die Bildung zum Menschen überhaupt sind noch von keinem Staate gegründet worden; denn jeder glaubt der Idee der Menschenbildung, so weit sie ihn angeht, Genüge zu leisten, wenn er Das, was jedem Menschen nach dem gegenwärtigen Standpunkte der gebildeten Völker zu wissen und zu können nöthig ist, in den Elementarschulen lehren läßt und zur Grundlage der Bildung für alle Stände macht. Der Mensch erscheint als allgemeiner nur im Besondern. Mehr kann man daher auch billigerweise von der öffentlichen Erziehung nicht verlangen, und selbst die häusliche oder Institutserziehung, die sich in der Regel noch leichter nach einer Theorie ordnen läßt, wird sich begnügen müssen, durch eine planmäßige Aufeinanderfolge von Übungen die Kräfte des Kindes im Gleichgewichte zu entwickeln und durch die Anwendung passender, zur Selbstthätigkeit anregender Methoden den Lehrstoff, dessen Auswahl von der künftigen Bestimmung des Kindes abhängt, zu seinem Eigenthume zu machen. Die Bildung zum Menschen aber, die zur Reife und sittlichen Vollkommenheit im Denken und Handeln führt, kann nie das Werk einer absichtlichen Erziehung sein. Der Zeit-

punkt, in dem der Mensch gewöhnlich zum freien Gebrauche aller seiner Kräfte und zum vollen Besitze der Würde seines Geschlechts gelangt, liegt außer dem Bereich pädagogischer Einwirkungen. Das vielgestaltige Leben, die Noth, der Drang der Pflicht und Ehre, die Reibung mit Andern, sowie die Kraft der sittlichen Gefühle und Grundsätze des Individuums selbst vollenden früher oder später, was die Erziehungskunst nur zu wecken und in Gang zu setzen vermag. Eben daher soll diese Kunst, mit Kindern welches Standes und welcher künftigen Bestimmung sie es auch zu thun habe, durch Zucht, Gewöhnung und Unterricht, wie durch lebendiges Beispiel auf Entwickelung des rein Menschlichen hinarbeiten, und was dem widerstrebt, so viel sie vermag, abwehren und unschädlich machen.

Menschendarstellung ist im weitern Sinne die Kunst des Historikers und des Dichters (s. Geschichte und Charakter); im engern bezeichnete zuerst Iffland damit die Kunst des Schauspielers, weil er damit zugleich einer zu wenig geachteten Kunst neue Würde zu ertheilen hoffte. Die Menschendarstellung betrifft das Innere desselben, den Gang der Leidenschaften, die hohe, einfache, starke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Erzeugung der Übergänge, welche in der Seele wechseln und allmälig zum Ziele führen; sie ist eine Kunst und zeigt sich durch Sprache in der Declamation (s. d.), durch Ausdruck des Gesichts in der Mimik (s. d.) und durch entsprechendes Halten und Tragen des Körpers in der Action (s. d.) und Gesticulation (s. d.).

Menschenkenntniß. Sobald der Mensch zum deutlichen Bewußtsein seines Daseins und Wirkens erwacht, gibt es keine Fragen von höherer Wichtigkeit für ihn als die: Was bin ich? Wozu bin ich da? Was wird aus mir? Wer sich nie diese Fragen mit Sorgsamkeit zu beantworten versucht hat, der hat noch nicht in der Welt als Mensch gelebt, und kann sich nicht rühmen, je der Weisheit Stimme vernommen zu haben; denn er ermangelt gänzlich jenes reinen Interesse, das den forschenden Geist in die Arme der Weisheit führt, die man mit Recht als das Licht und die Führerin des Lebens preist. Wer ihrer entbehrt, wandelt im Dunkeln und muß die Zügel des Lebens der blindwaltenden Neigung anvertrauen. Als ein Fremdling verläßt er endlich eine Welt, in der er selbst sich fremd geblieben ist. Der Mensch lebt aber hier auch unter Menschen und mit Menschen; er soll wirken auf sie, und diese auf ihn; beide haben Ansprüche aneinander zu machen; ihre Ansprüche und Handlungen durchkreuzen sich; Wirkung erzeugt Gegenwirkung: wie soll er sich verhalten? Von der richtigen Beantwortung dieser Frage hängt nur allzu oft Glück, Ruhe und Zufriedenheit unsers Lebens, Gelingen oder Mislingen unserer Pläne, Erreichung oder Verfehlung unserer Zwecke ab. Der Zauberstab, durch den die großen Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tausenden lenkten, sie auf ihren Wink zur Freude oder zum Kummer, zu rascher That oder Unterlassung stimmten, heißt — Menschenkenntniß. Wo man diese erlerne, ist demnach eine sehr angelegentliche Frage. Nicht mit Unrecht weiset man Den, der sich für das Leben bilden und von den Vorschriften der Philosophie einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen lernen will, an die Geschichte; den Maßstab aber, welchen man an die Personen der Geschichte und ihre Handlungen und alle die einzelnen Fälle, die hier vorkommen, legen muß, und den die Geschichte nicht selbst geben kann, erhält man durch die Anthropologie, welche die Charakteristik der Menschennatur im Allgemeinen, und nach ihren besondern Richtungen in einzelnen Menschenclassen gibt. In jener erlangt man also Kenntniß des Menschen; diese führt zur Kenntniß der Menschen, d. i. der Richtung und Beschaffenheit, wie die allgemeine Menschennatur sich in einzelnen Wesen dieser Gattung zeigt. Dieses ist es aber, was man eigentlich unter Menschenkenntniß versteht. Der Wunsch und das Bedürfniß der Menschen, sich selbst und Andere genauer kennen zu lernen, wurde Veranlassung

mancher Abwege und Irrthümer. Oft suchte man z. B. durch Studium körperlicher Eigenheiten zur Kenntniß des innern Menschen zu gelangen. Solchen Bestrebungen hatte früher die Physiognomik und die Kranioskopie ihren Ursprung zu verdanken. Tiefer geht die Menschenkenntniß, welche den innern Charakter des Menschen erforscht. Denn um die Verschiedenheiten unter den Menschen genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen, muß man stets Rücksicht nehmen auf Naturell, Temperament, Geist, Herz, Gemüth, Gesinnung und Charakter. In allen diesen zeigen sich die größten Mannichfaltigkeiten, hervorgebracht durch Verschiedenheit des Alters, Geschlechts, Standes, der Lebensart und des Klimas. Die Schriften über Anthropologie und Psychologie lehren aber nur theoretische Menschenkenntniß, die man jedoch nicht für überflüssig halten darf; denn sie gibt Bestimmtheit, Sicherheit, Richtigkeit und Genauigkeit. Den Blick fürs Praktische schärfen die Dichter, vornehmlich die dramatischen, die Geschichtschreiber, Biographen und gute Charakteristiker. Durch sie wird unsere Kenntniß lebendiger, anschaulicher und zur Anwendung vorbereitet; doch können auch sie die eigne Beobachtung nicht entbehrlich machen. Nur durch Umgang lernt man Menschen kennen; aber ein einseitiger Umgang macht die Menschenkenntniß einseitig. Wo es aber darauf ankommt, zu wissen, was man von Diesem oder Jenem zu erwarten, und wie man ihn zu behandeln habe, da bleibt des Beobachters Hauptrücksicht stets die Neigung des Menschen. Hier ist die meiste Schwierigkeit; den Mann von Charakter erkennt man jedoch bald, wenn nicht etwa Umstände seine Klugheit nöthigen, einen andern als den graden Weg einzuschlagen. Wer durch anhaltende, vielgeübte, scharfe Beobachtung sich eine Fertigkeit erworben hat, Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu beurtheilen, der ist der echte, praktische Menschenkenner; solche Menschenkenntniß ist aber nur die Frucht der Erfahrung.

Menschenracen, s. Mensch.

Menschenraub (plagium) ist ein Verbrechen, welches in seiner ursprünglichen Bedeutung nur da begangen werden kann, wo es Sklaverei gibt, indem es darin besteht, einen freien Menschen widerrechtlich zum Sklaven zu machen. In Deutschland konnte es also in diesem eigentlichen Sinne nicht vorkommen, aber wol können analoge Vergehungen, wie ehemals die Werber und sogenannte Seelenverkäufer häufig begingen, noch gedacht werden. Von dem Verbrechen der Entführung (raptus) unterscheidet sich der Menschenraub dadurch, daß bei jener die Befriedigung sinnlicher Liebe der Zweck ist. Die Fälle, in welchen Menschen ihrer Freiheit beraubt werden, ohne sie in eigentliche Sklaverei zu bringen, fallen unter das Verbrechen der Gewalt (crimen vis). Die Strafe des Menschenraubes war nach röm. Rechte der Tod durch das Schwert, und darauf können die analogen Vergehen, wo die Rechtsverletzung größer ist als bloße Gewalt, auch wol mit härtern Strafen als denen des Verbrechens der Gewalt an Personen belegt werden. Solche Fälle sind z. B. Stehlen der Kinder, um sie zum Betteln, Seiltanzen zu misbrauchen, gesetzwidriges Einsperren in Klöster, Zwang zum Schiffsdienst, und Festhalten von Personen durch Räuber, um Lösung und Begnadigung zu erpressen.

Menschenrechte. Dem Menschen kommen in der Gemeinschaft mit andern unstreitig gewisse und sehr wichtige Rechte blos darum zu, weil er Mensch, d. i. ein von der Gottheit zur höhern Ausbildung berufenes, mit Vernunft und Freiheit des Willens begabtes Wesen ist. Er braucht diese Rechte nicht zu erwerben, sie sind ihm von der Natur verliehen oder angeboren; er kann sie nicht verlieren, ihnen selbst durch seinen eignen Willen nicht entsagen, sie sind unveräußerlich und unzertrennlich mit seinem Wesen verbunden. Kein Mensch kann jemals auf eine rechtsbeständige Weise das Eigenthum, die Sache eines Andern

sein. Die Sklaverei ist in allen ihren Abstufungen, von der strengen des Alterthums und der weit grausamern der Neger in Westindien bis zu der deutschen Hörigkeit und Erbunterthänigkeit eine entschiedene Ungerechtigkeit und durch keine Scheingründe zu rechtfertigen. Das Christenthum hat den Greueln der Sklaverei nicht nur in Europa ein Ende gemacht; auch andere Welttheile, obschon erst nach mehren hundert Jahren, sind dieser großen Wohlthat theilhaftig geworden. Wenn man einmal anfängt, die menschliche Würde auch in dem Geringsten zu achten, so ist davon nicht blos persönliche Freiheit, sondern auch rechtliche Gleichheit und Fähigkeit zu Allem, wozu die Natur dem Einzelnen die Kraft gegeben hat, die unmittelbare Folge, welcher sich kein Staat entziehen kann, wenn er seine höhere Bestimmung erfüllen und die Würde des Rechtsstaates behaupten will. Es war daher ein sehr zweckmäßiger Gedanke, dem Entwurfe des neuen Staatsgrundgesetzes in Frankreich die allgemeinen Grundsätze vorauszuschicken, welche die Grundlage des öffentlichen Rechts machen sollten, und daraus entstand die bekannte „Declaration des droits de l'homme". Die Übertreibungen, Misverständnisse und zum Theil ungereimten und abscheulichen Anwendungen, welche davon gemacht wurden, können die in jener Declaration enthaltenen Wahrheiten nicht aufheben, und diese sind an dem Greuel der Revolution völlig unschuldig. Wie zweckmäßig es aber sei, dergleichen Hauptsätze auszusprechen, zeigen die neuern Verfassungsurkunden, welche fast ohne Ausnahme auch dergleichen allgemeine Bestimmungen enthalten. Darin liegt also auch nicht der Charakter des Revolutionnairen, wiewol sich leicht erklären läßt, warum der Egoismus grade das Streben nach fester rechtlicher Ordnung mit diesem Namen brandmarkt. In der Verfassung vom 15. Nov. 1799 (J. VIII) blieb die Declaration der Menschenrechte zum ersten Male weg; das Wesentliche derselben wurde aber in der Charte Ludwig XVIII. wieder aufgenommen. — Die Gesellschaft der Menschenrechte ist einer von den Vereinen, welche seit 1830 nicht blos rechtliche Ordnung, welche der Zweck jeder Staatsform ist, sondern eine demokratische Verfassung in Frankreich wiederherzustellen suchten und die Declaration von 1791 zu ihrem Symbol und politischen Glaubensbekenntniß genommen hatten. Seit dem Gesetz über die Associationen ist sie in Frankreich nicht mehr öffentlich hervorgetreten.

Menschheit bezeichnet sowol das menschliche Geschlecht, oder die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit, wie die menschliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles Das, was man in dem Worte Humanität zu befassen suchte. Nirgend ist diese Unbestimmtheit der Bedeutung auffallender, als wenn von Geschichte der Menschheit geredet wird, von welcher es sehr verschiedene Vorstellungen gibt. Meiners suchte zuerst Begriff, Inhalt und Grenzen derselben zu bestimmen, und erklärte sie für eine Wissenschaft, in welcher, nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und vormaligen Zustand der Erde und über die ältesten Wohnsitze der Menschen, die allmälige Verbreitung derselben über alle Theile der Erde, sammt den ursprünglichen Verschiedenheiten der Völker in der Bildung des Körpers, den Anlagen des Geistes und Herzens auseinandergesetzt, und dann die verschiedenen Grade der Bildung, die Nahrungsmittel und Getränke, Wohnungen und Kleidungen, Putz und merkwürdige Gewohnheiten, Erziehung der Kinder und Behandlung der Weiber, Regierungsformen und Gesetze, Sitten und Begriffe von Wohlstand und Anstand, Ehre und Schande, endlich die Meinungen und Kenntnisse aller Völker, besonders der unaufgeklärten und halbgebildeten, beschrieben und miteinander verglichen werden. Diese Geschichte der Menschheit würde aber nichts Anderes sein als eine Naturgeschichte der Menschenspecies, mit Culturgeschichte und Ethnographie vermischt. Nach Andern ist die Geschichte der Menschheit gleichbedeutend mit Dem, was man sonst Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts genannt hat, zu welcher sich die Geschichten der Wissenschaften und Künste, der Erfindungen, Verfassungen.

Religionen u. s. w. wie Theile zum Ganzen verhalten. Noch Andere behaupten, die Geschichte der Menschheit verhalte sich zur Culturgeschichte, wie die Universal- zur Specialgeschichte. In der Culturgeschichte, sagen sie, wird untersucht, was die Menschen durch Ausbildung der einzelnen Arten der Cultur geworden sind; in der Geschichte der Menschheit wird dargestellt, was das menschliche Geschlecht als Gattung, und wie sie es geworden ist. Das menschliche Geschlecht wird hierbei betrachtet als ein sich fortbildendes Ganzes, welches bestimmt ist, nach einem Vernunftideal zu streben, von dessen Erreichung seine Würde und seine menschliche Glückseligkeit abhängig gemacht ist. Die Bedingungen hierzu liegen in der Natur des Menschen, in seinen körperlichen, geistigen, moralischen und ästhetischen Bedürfnissen, und somit ist die Geschichte der Menschheit im Grunde nichts Anderes als eine Entwickelungsgeschichte der Anlagen der menschlichen Natur in ihrem Fortschreiten zu einem Vernunftideal des menschlichen Zustandes. Auf diesem Wege bemerken wir mehre Epochen der menschlichen Entwickelungsgeschichte; denn der Mensch beginnt mit dem instinctmäßigen Leben, geht von diesem zur Vermenschlichung über, schreitet fort zur Verfeinerung und soll den Punkt der Versittlichung erreichen. Hier allein ist Menschheit; vorher gab es nur Thierheit oder Menschlichkeiten. Geschichte der Menschheit in diesem Sinne wäre eigentlich Geschichte des Menschenthums, welche zeigt, wie weit, wann, wo und auf welchen Stufen das menschliche Geschlecht als eine perfectible Gattung sinnlicher Vernunftwesen sich dem der Würde und dem Charakter seiner höhern Natur angemessenen Vernunftideal seines Zustandes genähert habe oder von ihm entfernt sei. Noch besitzen wir keine Geschichte dieser Art, welche von einem festen philosophischen Standpunkte aus die Facta, in welchen sich die Menschheit ausgeprägt, auffaßte; allein schätzbare Vorarbeiten und Beiträge haben Iselin, Home, Falconer, Ferguson, Millar, Goguet, Montesquieu, Meiners, Woltmann, Pestalozzi, Eggers u. A. geliefert, und Herder's „Ideen über die Philosophie der Geschichte der Menschheit" werden noch geraume Zeit das Hauptwerk in dieser Art bleiben. Eine solche Geschichte, gleichsam als Ergebniß und Blüte der Weltgeschichte, zweckmäßig dargestellt, ist auf jeden Fall ein höchst ersprießliches Werk, indem es für jede Gegenwart den Maßstab liefert. Vgl. außerdem Schmidt-Phiseldeck, „Das Menschengeschlecht auf seinem gegenwärtigen Standpunkte" (Kopenh. 1827) und mehre Abhandlungen in Kant's „Vermischten Schriften" (Bd. 2).

Menschikoff (Alexander), gewöhnlich Menzikoff, Herzog von Ingermanland, russ. Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. 1674, war der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Moskau. Nach Einigen entdeckte er als Bäckerbursche in Moskau dem Zar eine Verschwörung der Strelitzen, und eröffnete sich dadurch die Bahn, welche ihn zu den höchsten Ehrenstellen führte. Nach Andern war es **Lefort** (s. d.), den des Knaben munteres Wesen bestimmte, ihn zu seinem Bedienten zu machen, und als er dessen durchdringenden Verstand bemerkte, beschloß er, ihn für den Dienst des Staats zu bilden, womit der gelehrige M. in wenig Jahren so ganz vertraut wurde, daß ihm Peter nach Lefort's Tode die Stelle dieses Günstlings einräumte. So groß aber auch das Vertrauen war, das der Zar ihm bewies, indem er nichts ohne seinen Rath unternahm, so fehlte es doch auch nicht an Veranlassung zum Misfallen. Gewinnsucht verleitete M. zu manchen Veruntreuungen, die seine Feinde dem Kaiser zu hinterbringen nicht unterließen. Dreimal unterlag er den strengsten Untersuchungen, ward zu Geldbußen verurtheilt und für kleinere Vergehen von Peter auf der Stelle gezüchtigt. Daß er aber dennoch stets über seine Ankläger siegte, war großentheils Katharina's Werk, deren Vortheil er um des seinigen willen nie aus den Augen ließ. Von Peter zu den höchsten Würden erhoben und von den auswärtigen Höfen mit Auszeichnungen überhäuft, selbst zum deutschen Reichsfürsten ernannt, war er es besonders, der nach Peter's Tode **Katharina** (s. d.) auf den Thron hob, um

durch sie zu herrschen. Mit kühner und sicherer Hand ergriff er nach ihrem Tode, unter Peter II., die Zügel der Regierung und übte die unumschränkteste Gewalt, als er 1727 plötzlich von dieser Höhe herabstürzte. Sein Geiz hatte ihn nämlich verleitet, eine Summe Geldes, die der Kaiser für seine Schwester bestimmt, zu unterschlagen. Der Kaiser, durch die Einflüsterungen der Dolgorucki schon gegen ihn eingenommen, verurtheilte ihn zu ewiger Verbannung nach Sibirien. Sein Vermögen aber, das außer ansehnlichen Gütern mit 100,000 Bauern aus 3 Mill. an Juwelen, Kostbarkeiten und baarem Gelde bestand, wurde eingezogen. Im Sept. 1727 reiste der noch vor Kurzem allgemein gefürchtete M., der auf dem Punkte stand, durch Verheirathung seiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern nach Beresow ab, wo er in die tiefste Schwermuth versunken, sodaß er in der letztern Zeit gar nicht mehr sprach und nichts als kaltes Wasser genoß, sein kummervolles Leben im Nov. 1729 beschloß. M. vereinigte große Fehler mit großen Vorzügen. Er war eigennützig und habsüchtig, ehrgeizig und herrschsüchtig, unversöhnlich und grausam, aber auch gütig, tapfer, reich an Kenntnissen, großer Ansichten und Plane fähig und in ihrer Ausführung ausdauernd. Bleibend sind seine Verdienste um die Bildung des russ. Volks, die Aufnahme des Handels, der Künste und Wissenschaften, sowie des Bergbaues, die Vervollkommnung der Kriegszucht und die Gründung des Ansehens der russ. Monarchie im Auslande.

Menstruation oder monatliche Reinigung, auch das Monatliche oder die Regeln genannt, heißt jene den Frauen und auch einigen weiblichen Thieren eigenthümliche Blutausscheidung durch die Geschlechtsorgane, welche mit der Entwickelung der Mannbarkeit eintritt und bis zu Ende der zeugungsfähigen Jahre periodisch wiederkehrt. Sie beurkundet am zuverlässigsten die eingetretene Empfänglichkeit des Weibes für die Einwirkung der Zeugungskraft des Mannes, verräth gewissermaßen körperlich das Bedürfniß des Weibes nach Schwängerung und ist übrigens so innig mit der ganzen Natur des Weibes verwebt, daß ihr nicht nur die Frauen aller Menschenracen, Länder und Stände unterworfen sind, sondern überhaupt auch die Gesundheit des mannbaren Weibes bei Unregelmäßigkeiten derselben nicht lange ungestört bleibt. Durch sie entledigt sich der Körper seines überschüssigen Nahrungsstoffes, so lange dieser nicht seiner Bestimmung gemäß zur Ausbildung der Frucht verwendet wird. Ihr erstes Erscheinen, das häufig mit mannichfachen Beschwerden verbunden ist, naturgemäß aber ohne alle krankhafte Zufälle stattfinden soll, fällt in den gemäßigten Klimaten in das 13.—20. Lebensjahr; in den heißern um einige Jahre früher und in den kältern später. Der Blutabgang dauert mehr oder weniger stark drei bis vier, oft aber auch acht Tage, hört dann von selbst auf und kehrt hierauf alle vier Wochen, oft mit dem Tage, regelmäßig zurück. Doch gibt es auch Frauen, welche alle drei Wochen, ja alle 14 Tage menstruiren. Die Menge des in der genannten Zeit tropfenweise ausfließenden Blutes richtet sich hauptsächlich nach der körperlichen Constitution, Lebensweise u. s. w. Städterinnen, zumal wenn sie vielleicht eine verweichlichende Erziehung erhalten haben und ein mehr müßiges Leben führen, verlieren in der Regel durch die Menstruation mehr Blut als Mädchen und Frauen auf dem Lande und sind außerdem einer Menge Beschwerden ausgesetzt, welche letztere nicht kennen. Insbesondere gesellen sich bei ihnen gern Schleimausfluß, Schmerzen, Krämpfe, Mattigkeitsgefühl u. s. w. hinzu. Bei eintretender Schwangerschaft verschwindet die Menstruation entweder sogleich und völlig, was der gewöhnlichere Fall ist, oder sie kehrt während der ersten Monate nach stattgefundener Empfängniß noch einige Male, aber schwächer, zurück, hört dann erst ganz auf zu fließen und stellt sich nicht eher wieder ein als nach Beendigung des Säugens. Abgesehen von solchen Unterbrechungen, die auch in Folge von Krankheiten eintreten können, währt der monatliche Blutabgang so lange fort, als die Zeugungsfähigkeit des

Weibes dauert, und verſchwindet naturgemäß erſt mit dieſer für immer. Dies geſchieht am gewöhnlichſten in den vierziger Lebensjahren, und zwar in der Regel im Verhältniß zur Zeit ſeines erſten Erſcheinens. Wie aber Klima, körperliche Conſtitution, Lebensweiſe u. ſ. w. ihren Einfluß auf früheres oder ſpäteres Erſcheinen der Menſtruation ausüben, ſo bedingen ſie auch zum Theil das naturgemäße Aufhören derſelben. Die Menſtruation bietet eine Menge Abweichungen dar, welche ſtets mehr oder weniger auf das übrige Befinden des Weibes einwirken, und kann ſo die Quelle ſehr verſchiedenartiger Krankheiten werden, weshalb man bei Störungen dieſer ſo höchſt wichtigen und einflußreichen Verrichtung des weiblichen Körpers ärztlichen Rath und ärztliche Hülfe nicht verabſäumen ſollte.

Menſur oder **Maß** bedeutet in der Muſik häufig ſo viel als Zeitmaß, aber auch das mathematiſche Verhältniß der muſikaliſchen Töne. Die Inſtrumentmacher nennen Menſur diejenige mathematiſche Eintheilung, nach welcher ſie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Steges, überhaupt die Verhältniſſe der weſentlichen Theile des Inſtruments beſtimmen, oder dieſe Verhältniſſe ſelbſt; beim Orgelbau dasjenige Maß, nach welchem die Länge und Weite der Orgelpfeifen ausgemittelt wird, oder die Proportion der Pfeifen in Anſehung der Länge und Weite bei einem gegebenen Tone. Man ſagt daher, eine Orgelſtimme habe enge Menſur, wenn die Pfeifen enge, aber deſto länger ſind und bei dem Clavier, der Geige u. ſ. w. redet man von einer guten oder ſchlechten, langen oder kurzen Menſur. Die kleine Menſur der Inſtrumente hängt mit der erhöhten Stimmung des Orcheſters zuſammen. In der Fechtkunſt iſt Menſur die gehörige Entfernung der Fechtenden; in der Bildhauerkunſt das Maß, nach welchem die Theile des Modells auf dem Blocke mit Cirkel und Bleiloth aufgetragen werden.

Menſuralgeſang nannte man in den ältern Zeiten diejenige Muſik, bei welcher alle Noten nach einem genau beſtimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, zum Unterſchiede von der Choralmuſik, die in keiner ſtrengen Taktbewegung vorgetragen wird. Übrigens pflegt man den alten und den neuen Menſuralgeſang zu unterſcheiden. Der alte, der ſchon von den Griechen ausgeübt wurde und ſich bis in das 13. Jahrh. erhielt, hat nur zwei verſchiedene Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, ſodaß jede lange Sylbe des Textes einen Ton bekam, der grade noch einmal ſo viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Sylbe. Der neue Menſuralgeſang, deſſen Erfinder man nicht kannte und den beſonders Franco von Köln vervollkommnete, welcher die Zeichen für das Zeitmaß genauer beſtimmte und anwendete, iſt nichts Anderes als unſer jetziger Figuralgeſang, in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Takten mit Unterabtheilungen verändert werden kann.

Mentor, der Sohn des Alcimus, war der vertraute Freund des Ulyſſes, der ihm bei ſeiner Abreiſe nach Troja die Sorge für ſein Hausweſen anvertraute, und Lehrer des Telemachus, den er zur Tugend und Weisheit anleitete. Sein Name wurde ſpäter zum Appellativum, welches einen Lehrer und Führer der Jünglinge bezeichnet.

Menu oder richtiger **Manus**, gilt in der ind. Sage als Stammvater des Menſchengeſchlechts. Ihm wird das älteſte Geſetzbuch der Indier zugeſchrieben, welches in Sanſkritſprache noch vorhanden iſt. Die Zeit der Abfaſſung deſſelben läßt ſich nicht genau beſtimmen, fällt aber höchſt wahrſcheinlich mehre Jahrhunderte v. Chr. Es führt den Titel „Manawa dharmasastra", d. i. Manus' Rechtsbuch, oder „Manu-sanhita", d. i. Manus' Sammlung, und zerfällt in zwölf Bücher, welche das öffentliche und das Privatrecht enthalten, als von Gott gebotene Pflichten. Es beginnt mit einer Sage von der Schöpfung der Welt, und entwickelt dann die verſchiedenen Pflichten der vier Stände, der Prieſter, Krieger, Arbeiter und Diener. Zuerſt handelt es ab den Unterricht, die Erziehung und Pflichten eines Schülers der Gotteskunde; dann die Geſetze der Ehe und die hoch-

zeitlichen Gebräuche; die Verordnungen für die großen Sacramente oder heiligen Ceremonien; die verschiedenen Arten den Lebensunterhalt zu erwerben und die Pflichten der Familienväter; die Vorschriften über erlaubte und verbotene Speisen und Reinigung der Personen und Gefäße; die Vorschriften für die Frauen; die Andachtsübungen der Einsiedler; die Pflichten des Königs; die Gesetze für die rechtliche Entscheidung der Streitigkeiten; die Vernehmung der Zeugen und das Verhör, und die Erbschaften; die Verbote des Spiels und die Bestrafungen der Verbrechen. Zuletzt handelt es von den Seelenwanderungen in diesem Weltall, und der endlichen Wonne, welche guten Handlungen folgt. In Betreff der politischen und bürgerlichen Autorität räumt es dem Priesterstande einen außerordentlichen Einfluß ein. Zu den Hauptverbrechen zählt es Mord, Ehebruch, Trunkenheit, Glücksspiel, Austreten aus dem erblichen Stande, Zerstörung öffentlicher Gebäude und Anlagen, Münzverfälschung, Misbrauch der öffentlichen Gewalt, Verletzung der Priester, Büßenden, Ackerbauer und Frauen, die Zurückhaltung des Lohns des Arbeiters, die Verunreinigung der heiligen Orte und die Vernachlässigung des Gastes. Die Bestrafung steigt nach Maßgabe des Standes des Thäters oder des Verletzten; was die höhern Stände verbrechen, oder erleiden, erfodert größere Sühnung. Bei den Strafen liegt häufig der Gedanke der Wiedervergeltung zum Grunde; dem Diebe werden die Finger abgehauen, der Zerstörer einer Schleuse wird ersäuft. Körperliche Züchtigungen können mit Geld abgekauft werden, und hierbei zahlen die höhern Stände weniger als die niedern. Eine der schärfsten Strafen ist die Ausstoßung aus dem Stande; sie ist gewöhnlich mit Landesverweisung verbunden, und dem Geächteten wird ein Hundefuß vor die Stirn gezeichnet. Die Zeugen werden vereidigt und an das künftige Leben erinnert. Manche Ausdrücke dieser Gesetze geben ein frühes Zeitalter zu erkennen; der Buddhismus erscheint darin als erst im Keime vorhanden; die Mythologie ist wenig ausgebildet und das Verbrennen der Witwen wird nicht darin geboten. Die Gesetze sind in rhythmischen Distichen abgefaßt. Eine große Anzahl Wjâkhjânas oder Commentare, und Nibandhanagrantha oder Überarbeitungen desselben lieferten ind. Gelehrte. Eine engl. Übersetzung gab Jones (Lond. 1796; deutsch von Hüttner, Wien 1797) heraus; der Originaltext, begleitet von dem ind. Commentare des Kulluka Bhatta, erschien zu Kalkutta 1813; den bloßen Text, ohne Commentar, lieferte Haughton (Lond. 1822) und denselben mit franz. Übersetzung Loiseleur Delongchamps (Strasb. 1830).

Menuet (der) ist ein kleines, zum Tanzen eingerichtetes Tonstück im Dreivierteltakt, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Takten besteht. Öfters kommt noch ein Trio, auch **Menuetto secondo** genannt, hinzu, ebenfalls aus zwei Theilen bestehend, welches dieselbe Bewegung und denselben Rhythmus behält, und nach dessen Beendigung der Menuet wiederholt wird. Der musikalische Charakter der oder richtiger des Menuet ist reizender Anstand, mit edler Einfachheit verbunden; daher abgemessene, langsamere Bewegung und Vermeiden aller harten Ausweichungen. Der den Menuet begleitende Tanz, **die Menuet**, ein franz. Nationaltanz, soll aus der Provinz Poitou stammen und ursprünglich eine schnellere Bewegung gehabt haben. Lully, 1603—87, soll der Erfinder derselben sein, und Ludwig XIV. 1660 die erste Menuet zu Versailles getanzt haben. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie am Hofe erst ihren graziösen Charakter annahm. In den Symphonien und Quartetten erscheint der Menuet in verschiedenen Charakteren.

Menzel (Friedr. Wilh.), Kanzlist, mit dem Titel Geheimer Secretair in dem kön. Cabinet zu Dresden, trug durch Verrath viel zu dem beschleunigten Ausbruche des siebenjährigen Krieges bei. Friedrich II. hatte nämlich Grund zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden Unterhandlungen gegen ihn gepflogen wurden, und gab deswegen seinem Gesandten am

sächs. Hofe den Auftrag, ihm darüber Licht zu verschaffen. Ein Zufall machte denselben mit M. bekannt, den Sucht zu glänzen und Hang zu einem verschwenderischen Leben in Verlegenheiten gestürzt und sogar eine Kasse anzugreifen verführt hatten. Durch ein größeres Verbrechen hoffte sich der Unglückliche zu retten und lieferte für große Summen dem preuß. Gesandten Abschriften von der geheimen Correspondenz, welche zwischen Sachsen, Rußland und Östreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Zwar erwachte sein Gewissen; allein er war um so unglücklicher, da er nicht mehr umkehren konnte, indem er sich dadurch des ihm vom Gesandten im Entdeckungsfall zugesicherten Schutzes verlustig gemacht haben würde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die Spur. M. selbst überraschte die Nachricht von der Entdeckung seiner Verrätherei in einer fröhlichen Gesellschaft; er wollte sich durch die Flucht retten, kam aber nur bis Prag, wo er auf Requisition des sächs. Hofes festgenommen und erst nach Brünn, hierauf aber nach Abschluß des hubertsburger Friedens nach der Bergfeste Königstein gebracht wurde. Hier lebte er 33 J. lang, namentlich die erste Zeit, in sehr strenger Haft; nur in der letzten Zeit seines Lebens wurde dem Unglücklichen sein Geschick etwas erleichtert; er erhielt bessere Nahrung und die Erlaubniß, sich dann und wann an freier Luft bewegen zu dürfen; auch nahm man ihm die schweren Ketten und Sperreisen ab, welche er viele Jahre lang hatte tragen müssen. Er starb im Mai 1796 in einem Alter von 70 Jahren.

Menzel (Karl Adolf), Consistorialrath, Prorector und Professor in Breslau, geb. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien, vorbereitet auf dem Elisabethanum zu Breslau, widmete sich auf der Universität zu Halle seit 1802 fast ausschließend allgemeinern Studien auf dem autodidaktischen Wege, da die Theologie, für die er sich bestimmt hatte, oder vielmehr der damals in ihr waltende Geist ihn nicht anzog. Nachdem er hierauf mehre Jahre als Privaterzieher theils auf der niederschles. Herrschaft Wartenberg, theils in Breslau und Liegnitz gelebt hatte, kam er 1809 als Professor an das Elisabethanum, wo er 1814 zu seiner jetzigen Stelle aufrückte und zugleich zum Rhediger'schen Bibliothekariat befördert wurde. Seine frühesten schriftstellerischen Arbeiten waren die „Topographische Chronik von Breslau" (2 Bde., 1805—7, 4.) und die „Geschichte Schlesiens" (3 Bde., Bresl. 1808—10, 4.), die aber beide, ungeachtet ihrer sonstigen Zweckdienlichkeit, den höhern Foderungen, welche an eine Provinzialgeschichte gestellt werden, nicht entsprechen. In seiner „Geschichte der Deutschen" (8 Bde., Bresl. 1815—23, 4.), die bis zum Tode Maximilian I. reicht, strebte er nach Volksmäßigkeit im höhern Sinne, und lieferte, wenn er auch zuweilen seine Betrachtungen von einem einseitig bedingten Standpunkte aus machte, ein Werk, welches alle Achtung verdiente. An sie schließt sich an seine „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte" (6 Bde., Bresl. 1826—35). Auch lieferte er als Fortsetzung und Schluß der Becker'schen Weltgeschichte die „Geschichte der neuern Zeit seit dem Tode Friedrich II." (2 Bde., Berl. 1824). Durch seine Schlußrede: „Über die Undeutschheit des neuen Deutschthums" (Bresl. 1818) ward er in einen großen Streit mit den Freunden des Turnwesens verwickelt.

Menzel (Wolfgang), geb. 21. Jun. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, kam erst 1814 auf das Elisabethanum nach Breslau und studirte seit 1818 in Jena und Bonn Philosophie. Im J. 1820 ging er nach der Schweiz und wurde in Aarau erster Lehrer an der Stadtschule, wendete sich aber 1825 nach Heidelberg und noch in demselben Jahre nach Stuttgart, wo er mit Cotta in Verbindung trat. Als Deputirter des Oberamts Bahlingen in die Ständeversammlung von 1833 gewählt, schloß er sich an Schott, Uhland und Pfizer an, weit entfernt sich an die Spitze einer Zwischenpartei zu stellen, welche Absicht ihm Einige unterschoben. In der literarischen Welt machte er sich zuerst bekannt durch die „Streck-

verse" (Heidelb. 1823), welche eine Fülle von originellen Lebens- und Kunstansichten, von Poesie und Witz enthalten, und durch die „Europäischen Blätter" (Zür. 1824), in welchen er zuerst den schonungslosen Vernichtungskampf gegen die hohle Form in der Poesie und gegen gepriesene Nullitäten der deutschen Literatur eröffnete, zugleich aber durch seine Polemik gegen die Göthe'sche Schule sich zu den Verehrern Göthe's in ein kriegerisches Verhältniß setzte. Hierauf erschien seine „Geschichte der Deutschen" (3 Bde., Zür. 1827; 2. Aufl. in einem Bande, 1834 fg., 4.), bestimmt für das größere Publicum und die Schulen. In der derselben vorangeschickten Vorrede erklärte er sich über seine organische Ansicht der Geschichte, und rechtfertigte sich über die Punkte, wo ihm die innere Wahrheit der Sachen einige Abweichung von der Darstellungsweise seiner Vorgänger anbefohlen. Bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Voß und Creuzer schrieb er die kleine Schrift: „Voß und die Symbolik" (Stuttg. 1825), durch welche er sich den Haß Voß's und seiner Anhänger zuzog. In Stuttgart übernahm er seit 1825 die Redaction des „Literaturblatts", ohne sich jedoch anfangs zu nennen. Durch den polemischen Theil seines Werkes, „Die deutsche Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1828), in welchem er die Originalität und Universalität seines Geistes auf eine glänzende Weise beurkundete, rief er von vielen Seiten heftige Angriffe hervor. Inzwischen blieb M. beharrlich auf seiner Bahn und verschaffte sich durch die planmäßige Umgestaltung des „Literaturblatts" einen Waffenplatz für seine Ansicht, von welchem aus er sich nicht nur vertheidigte, sondern auch angriff. Als Dichter ist M. hauptsächlich in den zwei geist- und phantasiereichen, auch in der Form meisterhaften Märchen „Rübezahl" und „Narcissus" (Stuttg. 1829—30) aufgetreten. Seine „Reise nach Östreich" (Stuttg. 1831) schildert wahrhaft und treffend den Nationalcharakter der Östreicher und namentlich der Wiener, sowie die dortigen literarischen Verhältnisse. Interessant und verdienstlich ist auch sein „Taschenbuch der neuesten Geschichte" (5 Bde., Stuttg. 1829—35, 12.).

Menzikoff (Alexander), s. **Menschikoff**.

Mephitisch wird jede Luftart genannt, in welcher kein Licht und Feuer brennt, und welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödtlich zu wirken. Die Benennung kommt von dem lat. Mephitis, d. h. Schwefelgeruch, her, unter welchem Namen auch zu Rom eine Göttin als die Schützerin wider böse und schädliche Ausdünstungen verehrt wurde. Die Luftarten, welche hierher gehören, haben entweder gar keinen Antheil von Sauerstoffgas oder doch zu wenig, als daß er sich wirksam zeigen könnte. Man nennt daher mephitisch das kohlensaure Gas in Kellern, wo Bier oder Wein in Gährung liegt; das Schwefel- und Wasserstoffgas, z. B. in manchen unterirdischen Höhlen, bei Schwefelbädern; die Luft in lange verschlossen gewesenen Gewölben, Kellern, Gefängnissen, auch in Orten, wo viele Menschen in einem engen verschlossenen Raume sich befinden, der Antheil von Sauerstoffgas in der Luft verzehrt, und diese dagegen mit kohlensaurem Gas und andern Ausdünstungen angefüllt wird u. s. w.

Meran, eine Stadt am Passeyer, im Passeyerthale, in dem Etschkreise der östr. Grafschaft Tirol, mit 2200 Einw., einem Gymnasium und Fräuleinstift, war im Mittelalter der Sitz der mächtigen Grafen von Andechs, deren Besitzungen, welche an der Etsch und am Inn in Tirol lagen, durch Kaiser Friedrich I., 1180, zum Herzogthume Merane erhoben wurden. Die Herzoge von M. erweiterten sehr bald die Grenzen desselben, starben jedoch schon 1248 mit Otto V. aus, worauf ihre Besitzungen zerstückelt wurden. In der Nähe von M. wächst ein guter Wein, Hochschütter genannt. Auch liegt unfern von M. das alte Schloß Tirol, gewöhnlich Terioli genannt.

Mercantilsystem oder **Handelssystem** ist ein zuerst in Frankreich von Colbert auf die Bahn gebrachtes und seitdem fast in allen andern Ländern nachgeahmtes System der Staatswirthschaft, welches von dem Grundsatze aus-

geht, daß in den edeln Metallen allein der Nationalreichthum bestehe, und daß es, um ein Volk reich und wohlhabend zu machen, lediglich darauf ankomme, die Mittel zu entdecken, wodurch der Vorrath von edelm Metall bei demselben möglichst vermehrt werden könne. Als vorzüglichstes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks empfiehlt dieses System die Sorgfalt für eine vortheilhafte Handelsbilanz (s. d.), welche darin besteht, daß die Nation an die andern, mit welchen sie in Verkehr steht, einen größern Waarenwerth absetzt als sie ihnen abnimmt, weil alsdann, dieser Theorie zufolge, der Überfluß in edelm Metall vergütet werden muß. Um aber zu einer möglichst vortheilhaften Handelsbilanz zu gelangen, schlägt es vor: 1) Hemmung der Einfuhr solcher fremden Waaren zum einheimischen Verbrauch, die sich im Lande selbst erzeugen und verfertigen lassen, und fast aller Arten von Waaren aus solchen Ländern, mit welchen der Handel eine nachtheilige Bilanz herbeizuführen droht; 2) Begünstigung der Einfuhr solcher rohen Stoffe, welche das Land gar nicht oder wenigstens nicht in hinlänglicher Menge liefern kann, und die, durch einheimischen Fleiß veredelt, theils den Eingang fremder Waaren gleicher Art zum einheimischen Verbrauch hindern, mithin einen größern Abfluß von Metallmünze ersparen, theils auswärts verkauft werden und sonach mehr Metallmünze, als sie dem Lande gekostet haben, wieder hineinbringen können; 3) Begünstigung der Ausfuhr aller Waaren, fremder sowol, deren Einfuhr zu erlauben man für rathsam erachtet, als vornehmlich einheimischer; 4) Hemmung der Ausfuhr solcher rohen Stoffe, die sich zu Fabrikaten für den einheimischen Bedarf oder für den auswärtigen Absatz benutzen lassen; und 5) Begünstigung des activen Handels vor dem passiven, des directen vor dem indirecten und des Eigenhandels vor dem Speditionsverkehr. Was die Hemmungen betrifft, deren sich dieses System zur Erlangung einer vortheilhaften Handelsbilanz bedient, so bestehen dieselben entweder in gänzlichen Verboten oder in verbotähnlichen Auflagen, nämlich solchen, welche die Verminderung der Einfuhr oder Ausfuhr, worauf sie gelegt sind, zur Absicht haben. Die Begünstigungen aber sind: 1) Vergütungen an Accise, die auf einheimische oder fremde Waaren bei deren inländischem Verbrauche gelegt, ganz oder zum Theil erstattet wird, wenn die Waaren außer Landes gehen, und an Zöllen, die von eingeführten fremden Waaren entrichtet und bei der Wiederausfuhr derselben zum Theil oder ganz zurückgegeben werden; 2) Prämien, womit man solchen Handelszweigen oder solchen Arten von Fabriken, die man begünstigen will, aufzuhelfen sucht, und 3) Vorrechte; diese sind zwiefacher Art, sofern nämlich für die Nation durch einen Handelsvertrag in einem fremden Gebiete mäßigere Zollsätze und überhaupt größere Vortheile, sowol beim Ankaufe der dortigen als beim Absatze ihrer eignen Waaren, ausgewirkt werden, als andern Nationen bewilligt worden sind; oder insofern der Nation durch Stiftung von Colonien und durch Erwerbung von Besitzthümern in andern Welttheilen für den Handelsverkehr mit diesen Nebenländern ein Monopol zugesichert wird.

Die Unhaltbarkeit des Mercantilsystems geht aus der Falschheit seines Grundsatzes hervor; es ist nämlich nicht das edle Metall allein, was den Nationalreichthum bildet, und nicht derjenige Handel allein ist einer Nation vortheilhaft, welcher derselben edles Metall zuführt. Der Reichthum besteht vielmehr in allen Dingen, welche Werth haben und fähig sind, Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen; nicht darum sind Länder arm, weil sie wenig edles Metall besitzen, sondern weil sie arm sind, fehlt es ihnen an edlem Metalle. Der Wohlstand des Volkes besteht namentlich nicht in der Quantität der im Lande befindlichen Güter, sondern in der richtigen Vertheilung und in dem richtigen Verhältniß zwischen Arbeit und Lohn und zwischen Erwerb und Bedarf. Die falsche Würdigung der edlen Metalle und des Handels, welche aus dem Mercantilsysteme hervorgegangen, hat so unglückliche Wirkungen gehabt, daß man das

System selbst mit Recht als die schrecklichste Geißel des 18. Jahrh. betrachten kann. Zu den vorzüglichsten Wirkungen dieser Art gehören: die Erschwerung des Verkehrs der eignen Nation mit Fremden, die Begünstigung des städtischen Gewerbfleißes auf Kosten des ländlichen, die Beförderung des auswärtigen Handels auf Kosten des innern, die Nationaleifersucht der Völker, die Unterdrückung der Colonien und das Streben nach Begünstigung im auswärtigen Verkehr durch Ausschließung und Einschränkung anderer Völker, desgleichen die Eingehung darauf abzielender Handelsverträge. Als mittelbare Folge von dem Allen müssen wir die Empörung der unterdrückten Colonien oder Provinzen im letzten Jahrh., sowie die Befeindungen der Staaten und fast alle Kriege der neuern Zeit betrachten. Den Bemühungen der Physiokraten und später des Briten Adam Smith und seiner Anhänger ist es zwar geglückt, die Theorie der Staatswirthschaft von den vielen Irrthümern wieder zu reinigen, welche das Mercantilsystem in dieselbe gebracht hatte; aber diese Irrthümer waren bereits so allgemein verbreitet, daß noch gegenwärtig fast überall die Vorschriften jenes verderblichen Systems befolgt werden. Insbesondere haben Friedrich der Große durch dessen Einführung in seinen Staaten, sowie Lord Chatam und sein berühmter Sohn Pitt durch Begünstigung desselben in Großbritannien viel zur Verbreitung und Begründung dieses Systems beigetragen. Sowie jedoch dieses System zuerst in England seine Ausbildung erhalten hat, so scheint es, daß ihm auch zuerst daselbst der Untergang bereitet werde. Da nämlich die engl. Minister, besonders Huskisson, Robinson, Canning und Grey eingesehen haben, daß das Mercantilsystem die erwarteten Vortheile nicht gewähre, so haben sie schon jetzt viele Verbote aufgehoben. Die Einfuhr mehrer fremden Waaren ist gestattet, und die hohen Einfuhrzölle sind sehr ermäßigt worden. Insbesondere arbeitete Liverpool's und Canning's Ministerium daran, einen Hauptbestandtheil jenes Mercantilsystems, welcher in der engl. Kornbill (s. d.) besteht, abzuändern und nach und nach dem fremden Getreide den freien Zugang auf dem engl. Markte zu gestatten, was ihnen aber nur zum Theil gelang.

Mercator (Gerhard), Mathematiker und Geograph, geb. zu Rupelmonde in Flandern am 5. März 1512, studirte zu Löwen besonders Mathematik und machte, obgleich ganz sein eigner Lehrer, große Fortschritte. Später trat er als Kosmograph in die Dienste des Herzogs von Jülich, beschäftigte sich mit dem Studium der Theologie und starb zu Duisburg am 2. Dec. 1594. Seine theologischen Schriften sind vergessen; aber seine Verdienste um die Geographie, deren Ansichten er zuerst durch Graphik und Mechanik versinnlichte, sowie er sie durch genauere Bestimmungen der Lage und Beschaffenheit der Länder erweiterte, machen sein Andenken unsterblich. Sein vorzüglichstes Verdienst besteht in der Verbesserung der Seekarten, die hauptsächlich in Folgendem beruht. Wenn der Schiffer, um zu einem gegebenen Orte zu gelangen, immer nach derselben Himmelsgegend segelt oder alle Meridiane unter demselben Winkel durchschneidet, so ist der Weg, den das Schiff zurücklegt, eine krumme Linie, die unter dem Namen der loxodromischen Linie bekannt ist. Da es aber dem Schiffer unbequem ist, diese Linie mit ihren spiralförmigen Windungen auf den gewöhnlichen Karten zu verzeichnen, so ließ schon Heinrich von Portugal die Seekarten so einrichten, daß die Meridiane derselben grade und unter sich parallele Linien vorstellen. Allein diese Karten hatten den Nachtheil, daß ihre Parallelgrade durchaus gleich groß waren, da sie doch in der That gegen den Pol zu abnehmen, und daß ferner die grade Linie, welche man zwischen zwei Orten in diesen Karten zieht, nicht genau mit dem Wege des Schiffes übereinstimmte. M. war der Erste, der diesem Fehler dadurch abzuhelfen rieth, daß man in den Karten die Meridiangrade gegen die Pole zu wachsen ließ, aber er konnte noch nicht das Gesetz dieses Wachsthumes bestimmen. Dieses zeigte erst Wright in seinem Werke „Certain errors in navigation" (Lond. 1599).

Diese Entwerfungsart der Karten nennt man Mercator's Projection. M., der auch die Kupferstechkunst erlernt hatte, verfertigte selbst einen großen Atlas und mehre große Globen, deren besonders einer, für Kaiser Karl V. bestimmt, von vorzüglicher Schönheit war. Wir haben von ihm noch zwei Werke: „De usu annuli astronomici" und „Meditationes cosmographicae." — Auch sein Sohn Bártholomäus M. machte sich als astronomischer Schriftsteller bekannt.

Mercier (Louis Sebastian), der Verfasser des „Tableau de Paris" und anderer Schriften, die ihm in der franz. Literatur einen ehrenvollen Rang verschafft haben, ein geistreicher, liebenswürdiger Sonderling, war zu Paris am 6. Jun. 1740 geboren und vor der Revolution Advocat beim pariser Parlament. Sich zu den Grundsätzen der Revolution mit Interesse hinneigend, wurde er in den Convent, wo er zur gemäßigten, und in den Rath der Fünfhundert gewählt, wo er zur republikanischen Partei gezählt wurde. Auch ward er bei der ersten Zusammensetzung des Nationalinstituts zu dessen Mitgliede ernannt. Er starb zu Paris am 25. Apr. 1814. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er die Grille, Newton und Kopernicus widerlegen und eine neue Theorie des Planetensystems in Gang bringen zu wollen. Von seinen Schriften verdienen „L'an 2440" (Par. 1772), worin er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt, und das erwähnte „Tableau de Paris" (12 Bde., Amst. 1782—88; deutsch v. Walch, 8 Bde., Lpz. 1783—84) besonders ausgezeichnet zu werden, welches mit vielem Geiste, feinem und echtem Humor und oft schlagendem Witze geschrieben, die Sitten und den Charakter der Franzosen, insbesondere der Pariser, wie Beides vor der Revolution war, schildernd, von der schärfsten Beobachtungsgabe zeugt, und in dieser Rücksicht noch immer studirt zu werden verdient. Eine neue Folge dieses Werks, „Le nouveau Paris" (5 Bde., Par. 1797; deutsch von Cramer, Braunschw. 1799), welche die Pariser, wie sie durch die Revolution geworden, darstellen sollte, machte weniger Glück und steht in jeder Hinsicht dem ersten Werke nach, obgleich es einige meisterhaft entworfene Capitel enthält. Mit Interesse lesen sich auch noch jetzt sein „Bonnet de nuit" (4 Bde. Par. 1784) und „Bonnet de matin" (2 Bde., Par. 1786). Von seinen zahlreichen Theaterstücken, welche unter dem Titel „Théâtre" (4 Bde., Amst. 1778—84) erschienen und sämmtlich eine moralische Tendenz haben, hat sich blos „Der Essighändler" in Deutschland durch Iffland's Bearbeitung und Darstellung auf dem Repertoire erhalten.

Mercur, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maja, einer Tochter des Atlas, ward der Sage nach in Arkadien geboren. Schon in der vierten Stunde nach seiner Geburt verließ er die Wiege und erfand die Lyra, die er sorgfältig in der Wiege verbarg, als er mit Einbruch der Nacht nach Pierien wanderte, wo er von den heiligen Heerden der Götter 50 Rinder stahl, die er erst hin und her trieb, damit die Spuren sich verwirren möchten, dann, selbst rücklings gehend, rücklings hinwegführte, und nachdem er am Alpheosstrom zwei derselben geschlachtet, an dem durch Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer gebraten und einen Theil den Göttern geopfert hatte, in einer Grotte verbarg. Vom Apollo deshalb zur Rede gestellt, leugnete er vor diesem nicht minder, wie später vor Jupiter die That. Doch dieser durchschaute die Schalkheit des Knaben, zürnte ihm aber nicht, sondern lächelte freundlich seiner Klugheit und befahl ihm, den Ort anzuzeigen, wo die Rinder verborgen wären. Um sich vor neuen Ränken zu sichern, band ihm Apollo die Hände, doch die Fesseln fielen ab, und statt dessen standen die Rinder paarweise aneinander gebunden. Den Apollo zu versöhnen, begann jetzt M. die Lyra zu spielen, und entzückte diesen dermaßen, daß er den Erfinder um sein Instrument bat, von ihm die Kunst des Gebrauchs lernte und ihm dafür eine Geißel gab, die fortan gemeinschaftlichen Heerden zu weiden. In noch größeres Erstaunen versetzte er Apollo, als er den Flöten ihre Stimme gab. Beide schlossen hier-

auf folgenden Vertrag. M. versprach, dem Apollo nie seine Lyra oder seinen Bogen zu entwenden und nie seiner Wohnung zu nahen; dieser gab ihm dagegen den goldenen Friedensstab, Caduceus (s. d.). Ursprünglich ein Gott des der Erde entkeimenden Segens fand M. seine entsprechende Bildung in dem einfachen Pfahle mit angefügtem Zeichen der Befruchtung (Hermen); doch lag es nahe, daß der Begriff dieses Gottes in den allgemeineren des Gottes überging, der durch Verkehr und Handel Gewinn schafft. Er war der Schutzherr der Herolde, unter deren eigenthümlicher Gestalt, mit spitzem Bart, langen Haarflechten, Reisehut, Fußflügeln, ihn die ältere Kunst in der leichten Chlamys als kräftigen Mann uns immer zeigt. Später ward es gewöhnlicher, ihn so zu bilden, wie er als Vorsteher der Gymnasien gedacht werden mußte, die von jeher unter dem Schutze des Gedeihengebers standen. Die ausgebildetste jugendliche Gewandtheit, verbunden mit feiner Schalkheit in der eigenthümlichen griech. (attischen) Jünglingstracht bezeichnet diese edeln Bildungen, denen man oft die besondern Andeutungen der Redegewandtheit (Hermes Logios) beifügte. M., der Götterbote und Götterherold, bedurfte ja dieser Beredtsamkeit, die er in allen seinen Aufträgen, besonders in seinen eignen zahlreichen Liebeshändeln geltend machte. Immer ist er der Vermittler und als Erfolg dieser durch das Kerykeion, den Hermesstab, und den Reisehut bezeichneten Thätigkeit gab ihm die röm. Bildnerei als Attribut einen Beutel. In nur wenigen Werken erscheint er als Geleiter der Seelen (Psychopompos), denn sein Geschäft war es, Kinder zu den ersten Pflegerinnen zu bringen und die Abgelebten zum Orcus zu führen. M. ward in allen griech. Städten verehrt; der Hauptsitz seiner Verehrung aber war Arkadien. Seine Feste hießen Hermäa und wurden auf verschiedene Weise gefeiert. In Rom hatte er mehre Tempel, und sein Fest wurde am 15. Mai, welcher Monat von seiner Mutter Maja den Namen führen soll, gefeiert. An diesem Feste brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Das Vorstechende in seinem Charakter ist das Kraftvolle und Gewandte. Gekräuselt liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund sind klein; seine Stellungen, er mag stehen oder sitzen, sind immer einfach und bequem; der Kopf vorgesenkt und der Blick bedächtig. In seinem schönen kräftigen Körperbau sieht man den Erfinder der Gymnastik, in dem Stande, in der Geberdung und Miene den Besonnenen, Schlauen, Freundlichen, dem es leicht wird, Alles zu unterhandeln, Jeden zu gewinnen, Alles mit Behendigkeit zu vollführen. In dem Ideal des M. ist das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geistiger Gewandtheit wundersam vereinigt. Er ist entweder ganz nackt oder nur mit der Chlamys dargestellt. Selten hat er diese ordentlich umgenommen, sondern blos über die Schulter geworfen oder um den Arm gewickelt. Den Kopf trägt er bald bloß, bald hat er daran ein Paar über den Schläfen befestigte Flügel, bald ist ihm der Hut aufgesetzt, an welchem zuweilen die Flügel angebracht sind (petasus). Der Hut, welcher hauptsächlich den Wanderer bezeichnet, hat in den Bildwerken einen flachen Kopf und eine schmale Krämpe; auf Vasenzeichnungen kommt er aber auch mit breiter hängender Krämpe und spitzem Kopfe vor. Sind die Flügel nicht an einer Schnur um den Kopf oder Hut befestigt, so sieht man sie entweder an den Knöcheln oder an den Sohlen angebracht, oder auch blos am Caduceus. Als Symbole gab ihm die bildende Kunst den Hahn, um Wachsamkeit oder Streitlust; die Schildkröte, um seine Erfindung der Lyra, den Beutel, um den Gott des Handels, Widder und Patera, um den Anordner der religiösen Gebräuche und Opfer anzudeuten. — Über den Planeten dieses Namens s. Planeten, und über das Metall s. Queckſilber.

Mercuriāle hieß ehemals die Versammlung der franz. Parlamente, welche sie am ersten Mittwoch (dies Mercurii) nach den großen Ferien hielten, um die Mängel in der Rechtspflege und besonders im Geschäftsgange des Gerichts

ſelbſt zu beſprechen und über die Verbeſſerung zu beſchließen. Den Vortrag hatte, von Sitzung zu Sitzung wechſelnd, der erſte Präſident und der Generalkronanwalt. Die an dieſem Tage gehaltenen Reden hießen deshalb Mercurialen, mit welchem Namen man ſpäter überhaupt Rügen und Verweiſe belegte.

Mercurialmittel und Mercurialſalze, ſ. Queckſilbermittel und Queckſilber.

Mercy (Franz de), einer der größten Generale während des dreißigjährigen Kriegs, geb. zu Longwy in Lothringen, ſchwang ſich im Dienſte des Kurfürſten von Baiern von Grad zu Grad empor. Nachdem er 1643 den General Ranzau bei Tuttlingen geſchlagen, befehligte er als kurbair. Generallieutenant und kaiſ. Feldmarſchall ein vereinigtes Heer, nahm Rothweil und Überlingen weg, eroberte das Jahr darauf das wichtige Freiburg und bezog in deſſen Nähe ein feſtes Lager. Hier von dem berühmten Condé angegriffen, ward er nach einem dreitägigen Kampfe zum Rückzuge gezwungen, auf welchem ihn der Marſchall Turenne beunruhigte, dennoch aber keine Vortheile über ihn erhalten konnte. Am 5. Mai (25. Apr.) 1645 ſchlug er Turenne bei Mergentheim, fand aber ſchon am 3. Aug. (24. Jul.) deſſ. J. in dem Treffen bei Allersheim unweit Nördlingen ſeinen Tod. Er wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt, und der Stein, welcher ſein Grab deckte, erhielt die Inſchrift: „Sta viator, heroom calcas!" (Weile, Wanderer, du ſtehſt auf dem Grab eines Helden.) — Sein Enkel, Florimond Claude de M., geb. in Lothringen 1666, trat 1682 in die Dienſte des Kaiſers Leopold I. und zeichnete ſich zuerſt als Freiwilliger bei der Vertheidigung von Wien gegen die Türken aus. Seine Tapferkeit, namentlich in der Schlacht von Zenta, 1697, erwarb ihm die Stelle eines Majors. Mit gleicher Auszeichnung diente er in Italien, wo er unter Anderm 1701 bei Borgoforte mit 300 Reitern ſechs Escadrons feindlicher Cavalerie in die Flucht ſchlug. Auch am Rhein machte er ſich als kühner Anführer der Reiterei berühmt, insbeſondere in der Schlacht von Friedlingen. Er ſtürmte 1705 die Linien von Pfaffenhofen und zwang die Franzoſen, ſich unter die Kanonen von Strasburg zurückzuziehen; 1706 deckte er durch geſchickte Manoeuvres Landau, welches er mit neuen Mundvorräthen und Truppen verſah, und am 24. Sept. 1707 ſchlug er den franz. General Vivans bei Offenburg; als er aber 1709 zu tief ins Elſaß eingedrungen war, ward er von dem bei Rumersheim verſchanzten franz. General Dubourg am 26. Aug. gänzlich geſchlagen. Später zum Feldmarſchall ernannt, erhielt er 1716 das Commando eines Theils der Armee gegen die Türken und hatte Antheil an den Siegen von Peterwardein und Belgrad. Ebenſo ruhmvoll führte er 1719 das Obercommando in Sicilien gegen die Spanier. Während des folgenden Friedens machte er ſich um die Cultur des Banats verdient. Im J. 1734 ging er als Oberfeldherr nach Italien und beſetzte das Herzogthum Parma, ward aber am 29. Jun., als er den Angriff bei Croiſetta in Perſon leiten und eben den Befehl zur Schlacht geben wollte, erſchoſſen. Seine Leiche wurde in Reggio beerdigt. Da M. keine Kinder hatte und das mit dem Grafentitel belegte Lehen Mercy in Lothringen ſeiner Familie erhalten wollte, ſo vererbte er ſeinen Namen an einen Verwandten, den Grafen Antoine v. Argenteau, der gleichfalls in öſtr. Dienſte trat und ſich in den Feldzügen in Ungarn, Baiern und im Elſaß, ſowie 1746—48 in den Niederlanden auszeichnete und 1767 als Generalgouverneur in Eſſeck ſtarb.

Mergel, ſ. Kalk.

Mergentheim oder Mergenthal, urſprünglich Marienthal genannt, ein Städtchen im würtemberg. Jaxtkreiſe mit 2500 Einw., einem Gymnaſium, Kloſter und kön. Schloſſe, war ſonſt mit ſeinen Umgebungen die bedeutendſte der elf Balleien des deutſchen Ordens, 10 □M. mit 32,000 Einw. Seit 1527 war ſie der Sitz der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, die in dem dabei gelegenen

Schlosse Neuhaus, in welchem sich jetzt ein Oberamt befindet, residirten. In der Nähe von M. wurden am 5. Mai (24. Apr.) 1645 die Franzosen unter Turenne von den Östreichern unter Mercy geschlagen.

Merian ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie. Matthäus M. der Ältere, geb. zu Basel 1593, lernte bei Dietrich Meyer in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, der nachmals sein Schwiegervater wurde, hielt sich längere Zeit in Paris auf, ließ sich dann in Frankfurt am Main nieder, trieb einen starken Kunsthandel und starb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete sehr sauber und fleißig mit der Radirnadel. Berühmt sind besonders seine Abbildungen der wichtigsten Städte Europa's, besonders Deutschland's, die er mit ihren Beschreibungen in vielen Foliobänden, und die Abbildungen in den amerikan. Reisebeschreibungen, die er mit de Bry herausgab. Die von ihm nach der Natur gezeichneten Städteansichten, insonderheit die perspectivischen, sind meisterhaft. Auch hat er Geschichten, Landschaften, Schlachten, Jagden und andere Vorstellungen geätzt; doch hier erhob er sich nicht über die prosaische Auffassung. — Sein jüngerer Sohn, Kaspar M., übte die Ätzkunst, wiewol nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters; der ältere, Matthäus M. der Jüngere, geb. zu Basel 1621, war ein guter Künstler in wohlgetroffenen, gutgemalten Bildnissen. Er hatte bei Joachim v. Sandrart und Anton van Dyk gelernt, um 1644 zu Rom studirt, und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. s. w. bereist. — Des Letztern Sohn, Joh. Matthäus M., ein geschickter Bildnißmaler, starb zu Frankf. 1716. — Des ältern Matthäus M. Tochter war die berühmte Künstlerin Maria Sibylla M., verehelichte Graf, geb. zu Frankfurt am Main 1647. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jak. Morrels oder Marrel und bei Abr. Mignon, und erlangte einen großen Ruf durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken, kriechende und fliegende Insekten aller Art in Wasserfarben, meist auf Pergament malte. Aus Liebe zu diesem Fache machte sie von Holland aus, wohin sie sich mit ihren zwei Töchtern aus Religionseifer begeben hatte, eine Reise nach Surinam, um die Verwandlungen der dortigen Insekten zu beobachten. Sie verweilte hier zwei Jahre und zeichnete eine Menge Gewürme, Pflanzen und Früchte auf Pergament, die in der That nichts zu wünschen übrig lassen. Sie starb zu Amsterdam 1717. Unter der großen Zahl ihrer hinterlassenen Werke, deren Kupfer sie selbst gestochen hat, bemerken wir nur „Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung" (2 Bde., Nürnb. 1679 und Frankf. 1683, 4.; holländ. Amst. 1783 und lat. Amst. 1717, 4.); „De Europische Insecten" (Amst. 1730, Fol.; franz. von Marret, ebenfalls Amst. 1730, Fol.); und „Metamorphosis insectorum Surinamensium ofte Verandering der Surinaamsche Insecten" (lat. und holländ., Amst., Fol.). Insbesondere geschätzt sind die von ihr selbst colorirten Exemplare, welche in Holland, wo sie noch am ersten vorkommen, zu außerordentlich hohen Preisen verkauft werden. Eine der bedeutendsten Sammlungen ihrer Zeichnungen befindet sich im Cabinet der kön. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg. — Der Philosoph, Joh. Bernh. M., der in seinen philosophischen Abhandlungen die Lehre Wolf's bestritt, war zu Liestall im Canton Basel am 28. Sept. 1723 geboren, studirte in Basel, bildete sich auf Reisen und wurde, auf Maupertuis' Empfehlung, 1748 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1771 Director der Classe der schönen Wissenschaften und nach Formey's Tode auch beständiger Secretair. Er starb zu Berlin am 12. Febr. 1807.

Meridian oder Mittagskreis. Der Kreis, welcher durch die beiden Pole und durch das Zenith, also auch durch das Nadir eines Ortes der Erde geht, heißt der Meridian oder Mittagskreis dieses Ortes. Derselbe steht demnach auf dem Äquator und zugleich auf dem Horizonte senkrecht. Man nennt ihn Mit-

tagskreis, weil die Sonne und jedes Gestirn die Hälfte seines täglichen Laufes um die Erde vollendet hat, wenn es in denselben tritt. Er theilt die Himmelskugel in zwei Hälften, in die östl. und westl. Halbkugel. Es ist für einen Ort Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt, und alle diejenigen Orte der Erde, welche unter demselben Meridiane liegen, haben zu gleicher Zeit Mittag. Alle Orte, welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge, und derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erste Meridian. (S. Länge, geographische.) Jeder Mittagskreis wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geographischen Breite. Der Meridian hat auch die Eigenschaft, daß die Gestirne, sobald sie in ihn treten, nicht nur ihren halben Tagbogen zurückgelegt, sondern auch ihre größte Höhe erreicht haben. Dieses zu benutzen, stellen die Astronomen ihre Höhenkreise (s. d.) so auf, daß das um eine horizontale Achse bewegliche Fernrohr sich nur, und zwar genau in der Ebene des Meridians, auf- und abbewegen läßt. Einen so aufgestellten Höhenkreis nennt man einen Meridiankreis, und er dient sowol zur genauen Beobachtung der Zeit, wo das Gestirn den Meridian passirte, als auch zur Messung der jener Zeit entsprechenden, größten von dem Gestirne erreichbaren Höhe. Diese mit der äußersten Sorgfalt gearbeiteten und aufgestellten Meridiankreise werden stets die Hauptinstrumente der Sternwarten bleiben, indem sich die an ihnen angestellten Beobachtungen, sowol durch Einfachheit der Beobachtung und Rechnung, als auch durch Genauigkeit, vor allen andern auszeichnen. Als Erfinder derselben kann der dän. Astronom Roemer betrachtet werden.

Meridianmessung. Die Größe der Erde genau zu kennen, ist nicht nur für die Astronomie und Geographie von großer Wichtigkeit, sondern für jeden Gebildeten von hohem Interesse. Mit dem Maßstabe oder der Meßkette läßt sich dies nicht thun, und man muß daher zu andern Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Glücklicher Weise erleichtert die kugelförmige Gestalt der Erde dieses schwierige Geschäft. Um aber den Umfang einer Kugel zu finden, ist es nicht nöthig, den ganzen Umfang unmittelbar zu messen, da man durch die Messung eines bestimmten Theiles desselben auch zum Ziele gelangt. Angenommen, man hätte gefunden, daß 10 Grade von dem Umfange einer Kugel die Länge von 38 Klaftern haben, so geht daraus hervor, daß der ganze Umfang 1368 Klafter betragen werde. Um also den Umfang der Erde zu bestimmen, wird man die Länge eines bestimmten Theiles von einem größten Kreise der Erdkugel messen. Ganz vorzüglich hierzu sich eignende größte Kreise sind die Meridiane, weshalb man eine solche Messung auch eine Meridianmessung nennt. Die Meridianmessung zerfällt demnach in den geodätischen und den astronomischen Theil. Nachdem der Astronom vorher die Richtung des Meridianes, d. i. die Richtung, in welcher gemessen werden soll, genau angegeben, dann aber die Größe des zu messenden Bogens (in Graden, Minuten, Secunden) und die Endpunkte desselben auf der Erde auf das Genaueste bestimmt hat, muß der Geodät sodann, nachdem er sich auf der Erde eine hinreichend große Basis unmittelbar mit der Meßstange gemessen hat, die von dem Astronomen bezeichnete Richtung durch Verbindung von Dreiecken (s. Triangulirung) so verfolgen, daß er aus denselben die Länge des bezeichneten Bogens zu berechnen im Stande ist. Eine solche Messung dient nicht nur blos zur Bestimmung der Größe der Erde, sondern auch zur Bestimmung ihrer Gestalt. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Erde keine vollkommene, sondern eine an ihren Polen abgeplattete Kugel (s. Abplattung) oder, was noch richtiger ist, eine Ellipsoide sei. Ist nun dieses der Fall, so wird die Länge der Meridiangrade zunehmen müssen, je mehr man sich den Polen nähert, und genaue Messungen einiger Meridiangrade im hohen Norden und in der Gegend des Äqua-

tors werden auch das Verhältniß des Äquatorialhalbmessers zum Polarhalbmessers, d. i. die Abplattung der Erde kennen lehren. Der Erste, der eine Meridianmessung zur Bestimmung der Größe der Erde unternahm, war Eratosthenes. Nach ihm war es Posidonius, der eine neue Bestimmung des Erdumfanges zu geben versuchte; doch weder dieses noch jenes, wie überhaupt alle ältere Bestimmungen sind zu gebrauchen. Auch die im 18. Jahrh. von Cassini und Lacaille in Europa und Amerika unternommenen Meridianmessungen führten zu keinem Ziele. Endlich veranlaßte der allgemeine Wunsch einer Maßreform, der sich in den letzten Jahren vor der Revolution in Frankreich aussprach, die größte bisher unternommene Messung durch Méchain und Delambre und seit 1808 durch Arago und Biot. Es wurde der Bogen zwischen Formentera und Dünkirchen, der 12° 22′ 13″.39 beträgt, gemessen und = 705188.8 Toisen gefunden. Später unternahmen ebenfalls franz. Geometer eine Meridianmessung, jedoch von geringerem Umfange und nicht besonderer Genauigkeit, in Lappland an den Ufern der Torneäelf, und in den neuesten Zeiten haben die Russen eine ausgedehnte Messung der Art begonnen, deren oberste Leitung dem Staatsrath Struve übertragen ist. Das Resultat aus den vorzüglichsten dieser Messungen ist folgendes: Länge des mittleren Erdgrades = 57008.7 Toisen; Durchmesser des Äquators = 3271773.0 Toisen; Polardurchmesser der Erde = 3260940.0 Toisen, und Abplattung der Erde = $^1/_{302.0}$, wobei die Länge des Erdgrades etwa um 4 Toisen fehlerhaft sein dürfte.

Merinos, im Spanischen Ovejas merinas, d. h. Schafe mit feiner Wolle, denn Merina bedeutet feine ausgesuchte Wolle, sind eine in Spanien einheimisch gewordene und von da aus in mehre europ. Länder verpflanzte Schafrace, die sich von andern Schafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle auszeichnet. Diese Schafe stammen aus der Berberei, woher sie Peter IV., König von Aragonien, gegen die Mitte des 14. Jahrh., und später der Cardinal Ximenes, nach Spanien kommen ließen. Man berechnete vor dem letzten Kriege die Anzahl der Merinos daselbst gegen 5 Mill., die im Durchschnitt jährlich 125—130,000 Ctnr. Wolle lieferten. Weil diese Schafe auf den Gebirgen fast ganz Spaniens weiden, und um die Zeit, wenn gewöhnlich ihre Wanderung eintritt, aus Gewohnheit und Naturtrieb, eine sichtbare Unruhe bezeigen, nennt man sie auch wandernde Schafe (tras humantes), während die andern, ursprünglich span., deren Anzahl man auf 3 Mill. schätzt, und die größtentheils eine gröbere Wolle haben, stehende oder Stallschafe heißen. Anfangs waren diese Heerden ein ausschließendes Eigenthum der Könige; doch nach und nach wurden sie verkauft. Die letzte Heerde von 40,000 Stück verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata, so daß sie jetzt ganz dem Adel und den Klöstern gehören. Das Weidegeld, welches für die Huthungen der Schafe bezahlt wird, ist sehr mäßig. Auf dem Marsche waren sie sonst berechtigt, auf allen Huthungen zu weiden, und es mußte ihnen überall eine ungefähr 40 Ruthen breite Straße zu ihrem Wege eingeräumt werden. Schon in der ersten Hälfte d. 18. Jahrh. wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen, Preußen und Östreich verpflanzt. (S. Schafzucht.) Seit einigen Jahren sind sie aus Sachsen auch nach Rußland, vorzüglich in die Gegend von Odessa, verpflanzt worden, wie denn die anhalt-köthensche Colonie Askanianowa in Taurien ebenfalls durch Schafzucht blühend wird. Vergl. Wagner, „Über Merinos-Schafzucht, mit Berücksichtigung nördl. Gegenden" (Königsb. 1828). — Ein glatter, geköperter Serge von gezwirntem Gespinnst, Merino genannt, ward erst in neuerer Zeit als ein bedeutender Handelsartikel, den früher die engl. Fabriken in bester Qualität lieferten, bis die deutschen ihnen den Rang streitig machten.

Merlin, mit dem Beinamen Ambrosius der Zauberer, der Sohn

eines Dämon und der Tochter eines Königs von England, welche in einem Kloster von Vaer-Merlin Nonne war, soll der Sage nach im 6. Jahrh. in Nordbritannien oder Kaledonien gelebt haben und zu Carmarthen geboren sein. M. ward von seinem Vater in allen Wissenschaften unterrichtet und lernte von ihm die Wunder verrichten, welche die Fabelgeschichte Englands ihm zuschreibt. Er war der größte Weise und Mathematiker seiner Zeit, der Rathgeber und Freund von vier engl. Königen, Vortigern, Ambrosius, Uther-Pendragon und Artus, dem Stifter der Tafelrunde. Vortigern beschloß auf den Rath seiner Magiker einen uneinnehmbaren Thurm zu erbauen, um sich gegen die Sachsen zu sichern; aber kaum war der Grund dazu gelegt worden, als in einer Nacht die Erde ihn verschlang. Die Magiker sagten dem König, er müsse die Grundsteine, um ihnen Festigkeit zu geben, mit dem Blut eines Kindes benetzen, das ohne Vater geboren sei. Nach vielen Nachforschungen brachte man den jungen M. zum König. Als M. den Ausspruch der Magiker vernommen, stritt er mit ihnen und zeigte ihnen an, daß unter dem Grunde des Thurms ein großer See, und unter dem See zwei wüthende Drachen seien, ein rother, der die Engländer, und ein weißer, der die Sachsen vorstelle. Man grub nach, und die beiden Drachen waren nicht sobald gefunden, als sie einen schrecklichen Kampf begannen, worüber M. zu weinen und seine Weissagungen hinsichtlich Englands kund zu thun begann. Zu den Zauberwerken, welche von M. erzählt werden, gehört, daß er, als Uther-Pendragon sich in die schöne Ingerne verliebte, dem Könige die Gestalt ihres Mannes verliehen und so den Genuß der Geliebten verschafft; daß er Felsen von Irland nach England versetzt habe, welche die Gestalt von Riesen angenommen und tanzend eine Trophäe für den König Ambrosius gebildet hätten; und daß er endlich auf einem Schiffe von Glas den Sachsen entronnen sei. Er starb auf der Insel Bardsey. Vgl. „Merlin's life, his propheties and predictions." (Lond. 1813) und „Geschichte des Zauberers Merlin" in Schlegel's „Sammlung romantischer Dichtungen" (Bd. 5).

Merŏë, Staat des alten Äthiopiens im nordöstl. Afrika, auf einer fruchtbaren, von Sandwüsten umgebenen Halbinsel, welche westwärts der Astapus oder Bahr el Abiad, eigentlich Nil, und ostwärts der Astaboras, jetzt Atbar Tacazze, einschließen, bildet gegenwärtig die Landschaft Shendy oder Chandy, welche einen Theil Nubiens ausmacht. Die gleichnamige Hauptstadt dieses alten Staates lag etwas unterhalb dem jetzigen Chandy; doch auf dem ganzen Landstriche von Chandy bis Gerri zeigen sich die Trümmer der alten Bauwerke. Die Hauptgruppen werden jetzt mit den Namen Assur, Naga und Messuna belegt, welche letztere wahrscheinlich die Überreste des berühmten Orakeltempels des Jupiter Ammon sind. Der uralte Priesterstaat M. war nach Herodot ein Negerstaat, und ist der einzige Staat dieses Stammvolkes, von dem wir Nachrichten besitzen, daß er bedeutende Fortschritte zur geistigen Ausbildung gemacht habe. Er hatte nämlich eine feste Verfassung, Regierung, Gesetze und Religion. Die Regierung war in den Händen eines Priesterstammes, welcher aus seiner Mitte den König wählte, der durchaus nach der bestimmten Vorschrift der Gesetze leben und handeln mußte. Die Priester zu M. konnten dem Könige im Namen der Götter den Tod anbefehlen, und er mußte gehorchen. Mit ihm theilten seine Freunde oder Minister alle Schicksale, selbst den Tod. Erst Ergamenes, König zu M. im 3. Jahrh. v. Chr., machte sich von dieser drückenden Priesterherrschaft durch Ermordung der damaligen Priester am goldenen Tempel frei. M. war der Hauptsitz des großen Karavanenhandels zwischen Äthiopien, Ägypten, Arabien, dem nördlichen Afrika und Indien, und mehre Colonien gingen von dort aus. Unter Anderm soll durch eine solche Colonie der erste gebildete Staat in Ägypten, der zu Theben, angelegt worden sein, welcher als Karavanenplatz in steter Verbindung mit M. blieb und auch von einer Priesterkaste regiert wurde. Diese Kaste, die von hellerer Farbe war als

die übrigen, stammte wahrscheinlich aus Indien, von wo überhaupt M. und die äthiop. Küsten ihre ersten Bewohner erhalten haben sollen. Auch Ammonium war ein kleiner Priesterstaat mit einem Könige, den Ägypter und Äthiopier von M. aus gestiftet hatten. M. und Axum in Abyssinien, das ebenfalls eine Colonie von M. gewesen zu sein scheint, blieben die Hauptsitze des südl. Völkerverkehrs bis zu den Zeiten der Araber. Von ihrer frühen religiösen und bürgerlichen Cultur zeugen die noch vorhandenen Denkmäler der Baukunst und andere Spuren. Vgl. Cailliaud's „Voyage à M., au fleuve blanc etc. en 1819—22" (3 Bde. Par. 1824, nebst Kpf. u. Karten, 2 Bde., Fol.).

Merŏpe, die Gemahlin des Kresphontes, Königs von Messenien, sah sich durch Polyphontes, der sich an die Spitze der Großen gestellt hatte, der Herrschaft und ihrer Kinder beraubt. Nur ihren jüngsten Sohn hatte sie heimlich bei einem Gastfreunde in Ätolien verborgen; seiner habhaft zu werden war ein Hauptbestreben des Polyphontes. Er setzte Preise für dessen Mörder aus, die M.'s Sohn, der bei Euripides Kresphontes, bei Andern Äpytus heißt, als er glücklich das Jünglingsalter erreicht, selbst zu erwerben beschloß, indem er sich zugleich mit der Absicht, der Rächer der Seinen zu werden, als sein eigner Mörder bei Polyphontes darstellte. Die Mutter, besorgt wegen dieses Wagnisses, hatte, als er es unternommen, Boten entsandt, ihr über den Ausgang Auskunft zu bringen. Sie brachten die Nachricht, daß der Sohn verschwunden, welche die Mutter, in der Überzeugung, daß er von Polyphontes ermordet sei, zu dem Entschlusse vermochte, diesen im Schlafe zu ermorden. Schon war sie im Begriffe, ihren Entschluß auszuführen, als sie ihren Sohn erkannte, mit dem sie nun gemeinschaftlich des Polyphontes Untergang berieth. Zum Schein bot sie diesem Versöhnung an und versprach ihm seine Liebe zu erwiedern. Sogleich ordnete Polyphontes Dankopfer an, ward aber am Altare durch Äpytus ermordet, der sich hierdurch die väterliche Herrschaft wiedererwarb. Euripides hatte diese Geschichte zu einem Trauerspiele „Kresphontes" benutzt, und unter dem Namen der „Merope" haben sie Voltaire, Maffei u. A. bearbeitet.

Merovinger, s. Frankreich.

Mersch (Van der), Anführer der brabantischen Patrioten im J. 1789, ward zu Meenen in Westflandern geboren. Zuerst in franz. Diensten, stand er unter Chevret und erwarb sich den Beinamen des tapfern Flamländers; hierauf trat er in östr. Dienste, die er als Oberstlieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Hier lebte er, geehrt von seinen Mitbürgern, in ruhiger Muße, bis die mit Östreichs Verwaltung Misvergnügten 1789 sich in Breda versammelten. M. schloß sich sogleich an und erhielt das Commando eines schnell zusammengerafften Haufens, mit welchem man sich der Macht des Kaiserhauses entgegenstellen wollte. Er sah das Gefährliche des Unternehmens ein, da seine Streitkräfte denen des Gegners nicht gewachsen waren, und durch die Unentschlossenheit und das Auswandern der reichsten und angesehensten Belgier dem Volke der Muth genommen wurde. Nur ein rasches und energisches Handeln konnte einen günstigen Erfolg gewähren, und schnell rückte er daher mit seinen völlig undisciplinirten Truppen aus Holland nach Brabant vor. Er besiegte die Östreicher bei Hoogstraaten unweit Antwerpen, wodurch der Muth seiner Partei ungemein gehoben wurde. Doch von größerer Wichtigkeit war das Treffen in und um Turnhout, wo den Patrioten die Artillerie und Bagage der Östreicher in die Hände fiel. Nachdem M. auch Gent und Brüssel eingenommen, ward er zum General en chef der sämmtlichen belg. Truppen ernannt. Als aber van der Noot und van Eupen auf die Versammlung der Volksrepräsentanten Einfluß erlangten, fing man an, die Gelder, welche zur Bezahlung der Truppen und zur Bestreitung anderer öffentlicher Ausgaben zusammengebracht worden waren, zu vergeuden. Mistrauen und Zänkereien traten an die Stelle bisheriger Einigkeit, und die Vorstellungen, welche M.

bei der Regierung dagegen eingab, dienten nur dazu, ihn verhaßt und verdächtig zu machen. Bei der Spannung, welche zwischen ihm und den Behörden herrschte, dachte man darauf, ihn vom Commando zu entfernen, was jedoch wegen der Liebe der Truppen zu ihm kein leichtes Unternehmen war; man fing daher damit an, einen Preußen, den General Schönfeld, an die Spitze eines andern Corps zu stellen, sodaß nunmehr zwei Armeen sogen. Vaterlandsvertheidiger in Brabant waren, die sich einander selbst zu bekriegen drohten. Endlich wurde M. verhaftet, vor Gericht gestellt und in die Citadelle von Antwerpen gebracht, wo er festgehalten wurde, bis die Östreicher das Land wieder besetzten. Er starb am 14. Sept. 1792 auf seinem Gute bei Meenen.

Merseburg, die Hauptstadt im gleichnamigen Kreise und Regierungsbezirke (188¾ □ M. mit 605,000 Einw.) der preuß. Provinz Sachsen, der Sitz der Bezirks- und Provinzialregierung, eines Kreisamts und Domcapitels, liegt an der Saale, über welche hier eine steinerne Brücke führt, und hat 9000 Einw. Die Stadt ist alt und schlecht gebaut; berühmt aber die Domkirche mit vier schönen Thürmen und einer der größten Orgeln; in ihr liegt der Bischof Ditmar begraben, gest. 1018, einer der besten Chronisten des Mittelalters. M. hat ein gutes Gymnasium, ein Hebammeninstitut, mehre fromme Anstalten, z. B. das deutsche Haus, ursprünglich für Kinder der 1813—15 gefallenen Krieger, jetzt ein Waisenhaus, und einige Fabriken. Weit und breit wurde namentlich sonst das merseburger Bier versendet. — M. war früher ein Hochstift, das 965 von Kaiser Otto I. gegründet wurde. Sehr früh suchten sich die Bischöfe von der sächs. Landesherrlichkeit loszumachen; doch gelang ihnen das nie vollständig. Als die Reformation im Stifte Eingang fand, kam es 1544 durch Postulation an Herzog August von Sachsen, erhielt zwar nach der Schlacht bei Mühlberg wieder einen katholischen Bischof, fiel aber nach dessen Tode wieder an Kursachsen. Hierauf wurde 1561 der unmündige Sohn des Kurfürsten August, Alexander, Administrator. Stifter der herzoglichen Linie Sachsen-Merseburg ward 1653 Christian, der dritte Sohn Joh. Georg I.; doch erlosch dieselbe schon 1738, worauf das Domcapitel mit dem Kurfürsten von Sachsen den Vergleich schloß, künftig stets den Kurfürsten von Sachsen als Administrator zu postuliren, wogegen dieser versprach, das Capitel im Besitze seiner Rechte zu erhalten. So blieb es, bis 1815 das Stift aufgehoben und fast ganz zu Preußen geschlagen wurde. In der Nähe von M. liegt das durch die Hunnenschlacht merkwürdige Keuschberg (s. d.).

Mesmer (Franz Anton), ein Arzt, der durch Entdeckung des thierischen Magnetismus und Ausbildung einer darauf gegründeten Lehre und Heilmethode berühmt geworden ist, ward am 23. Mai 1733 zu Itzmang am untern Bodensee in Oberschwaben geboren und ist demnach kein Schweizer, sondern ein Deutscher. Er studirte zu Wien die Arzneiwissenschaft, ward 1766 Doctor und versuchte seit 1772 Curen mit dem Mineralmagnete, unterstützt von dem Pater Hell, der ihm künstliche Magnete dazu bereitete, erklärte aber bald, daß nicht diese Magnete das Wirksame dabei seien, sondern die aus seiner Hand ausströmende Heilkraft. Im J. 1775 ließ er sein „Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetcur" erscheinen und schickte Theses an die berühmtesten Akademien Europas, die ihn aber sämmtlich keiner Antwort würdigten. In Wien wußte er sich durch seine vorgeblichen Curen in Ansehen zu setzen, fand es aber für gerathen, als ein Betrug mit einem angeblich sehend gemachten Mädchen entdeckt und stadtkundig wurde, sich 1778 nach Paris zu begeben, wo er vergebens sich bemühte, die Akademie der Wissenschaften für sein System zu gewinnen. Indessen fand er einen gläubigen Schüler an dem Arzte d'Eslon, der sich auch zu seinem Vertheidiger aufwarf. Er versuchte sein Glück bei dem großen Haufen und nahm den zuversichtlichen Ton eines begeisterten Sehers an. Sein Geheimniß bei Heilung von Krankheiten zu entdecken, ließ er weder für die Summe von 20,000 Livres,

welche die franz. Regierung ihm bot, noch durch die Subscription von 100 Actien, jede zu 100 Louisd'or, sich bewegen, die Bergasse, einer seiner eifrigsten Anhänger, eröffnet hatte. Vielmehr hüllte er sein Verfahren in ein noch geheimnißvolleres Dunkel und vermehrte dadurch die Menge seiner Bewunderer. Die großen Versammlungen in seiner Behausung, die dabei, namentlich in den Krisenzimmern, vorgefallenen Unordnungen und das allgemeine Aufsehen, das sie machten, bewog endlich die Regierung, zur Untersuchung des Mesmer'schen Heilverfahrens eine Commission niederzusetzen. Dieselbe bestand aus Majault, Sallin, Darcet, Guillotin, Franklin, Leroi, Bailly, Bory und Lavoisier, und erklärte in ihrem von Bailly abgefaßten Berichte, daß das Ganze blos auf den Wirkungen der Phantasie und auf Täuschung beruhe. Einen ähnlichen Bericht gab auch die Société de médecine bei der Regierung ein. Beide wurden öffentlich bekannt gemacht und hierdurch M.'s Ansehen in Paris gänzlich untergraben. Er ging zunächst nach England, dann nach Deutschland, zuletzt in die Schweiz nach Meersburg am Bodensee, wo seine Schwester an einen Kaufmann verheirathet war, und starb daselbst am 5. März 1815. Vor seinem Tode hatte er noch die Freude, daß sein wunderliches System unter dem Namen „Mesmerismus" (Berl. 1814) von einem seiner Verehrer in Deutschland herausgegeben und angepriesen wurde, nachdem sich schon längst Niemand mehr darum bekümmert hatte.

Mesopotamien oder das Land zwischen den Flüssen, bei den Arabern El-Dschesira oder die Insel, nannten die Griechen die große vom Euphrat und Tigris eingeschlossene Landschaft, die im N. der Taurus und Masius begrenzte. Die Nordhälfte war gebirgig und an Getreide, Wein und Viehweiden fruchtbar; die südl. aber eben, dürr und unfruchtbar. Von den Städten nennen wir Charran oder Charrä, Edessa, Zoba (Nisibis), Antiochia, Mygdoniä und Singara. Von jeher lebten hier Ansässige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Mesopotamier erwuchsen aus den Chaldäern, dem Urvolke, aus Kuschiten, die unter Nimrod die Städte Edessa und Nisibis erbauten, und aus semitischen Abkömmlingen des Stammes Thara. Diese bewohnten anfangs die Gegend um Ur Chasdim, dann in und um Haran oder Charrä; aber mit der Zeit breiteten sie sich im ganzen Lande, sogar in Chaldäa und Syrien aus, sodaß die Kuschiten ihnen entweder weichen oder sich unterwerfen mußten. Anfangs war es ein Theil von Nimrod's Reiche. Nach einem Zeitraume von mehr als 700 Jahren, um 2000 v. Chr., kommt Kusan Rischataim als König von M. vor, der seine Herrschaft über den Euphrat ausbreitete und dem die Israeliten, die schon in Palästina sich festgesetzt hatten, acht Jahre lang Tribut bezahlen mußten. Im goldenen Zeitalter der assyr. Macht, 790 v. Chr., ward M. diesem Reiche unterthan und erlitt die Schicksale seiner nachmaligen Bezwinger. Trajan unterwarf es zwar 100 n. Chr. den Römern; aber die Perser ließen sie nicht lange im ungestörten Besitze. Als endlich die Araber 651 auf den Trümmern des sassanidischen Reichs ein neues bildeten, mußte auch M. diesen Stürmen gehorchen. Im J. 1040 fiel es den Seldschuken in die Hände und mußte seit dieser Zeit einen großen Wechsel seiner Beherrscher erfahren. Es wurde 1218 von Dschingis-Khan, 1360 durch Tur-Ali-Beg, 1400 durch Tamerlan erobert und 1514 von Ismael Sophi dem pers. Reiche einverleibt. Die Perser mußten 1554 mehr als die Hälfte davon den Türken abtreten, und obgleich sie 1613 den verlorenen Theil wieder an sich brachten, so konnten sie doch zuletzt Amurad IV. übermächtigen Andrang nicht aushalten, welcher nebst mehren Provinzen auch diese 1637 mit seinem Reiche vereinigte. Theile des alten M. sind die jetzigen türk. Ejalets Basrah, Bagdad, Mossul, Diarbekr und Rakka. Vgl. Buckingham's „Travels in M." (Lond. 1827, 4.) mit einer genauen Karte von M.

Messa di voce, im Gesang das allmälige Anschwellen und Abnehmen der Töne, findet statt bei Noten von längerer Dauer, insbesondere auf Fermaten

und bei Vorbereitung einer Cadenz, darf aber nicht zu häufig vorkommen. Nach der Länge der Noten richtet sich die Gradation im piano, crescendo, forte und decrescendo. Bei kürzern Tönen findet geringere Gradation statt.

Messalianer oder Eucheten, d. h. Betbrüder, auch Enthusiasten oder Pneumatiker, hießen die Glieder einer ketzerischen Sekte, die um 360 zuerst in Mesopotamien entstand und unter Adelphius, einem ihrer Lehrer, noch im 4. Jahrh. nach Syrien kam. Sie war eine Ausgeburt röm. Schwärmerei und pietistischen Dunkels. Die Messalianer hielten das Gebet für eine unablässig fortzusetzende Übung, der sie alle Wirkungen zuschrieben, welche die von ihnen geringgeschätzten Sacramente und gottesdienstlichen Handlungen für gläubige Christen haben sollen. Sie arbeiteten nicht, nährten sich durch Betteln und ergaben sich am liebsten einer träumerischen Beschaulichkeit. Sie wurden unzüchtiger Ausschweifungen und wunderlicher Verzuckungen beschuldigt, rühmten sich der göttlichen Offenbarungen und Erscheinungen und verachteten das herrschende Kirchenthum. Ungeachtet der Gegenanstalten und Verbannungsbefehle der Concilien, Kaiser und Bischöfe, erhielten sich Messalianer beiderlei Geschlechts, obwol nicht zahlreich, unter den oriental. Christen bis zum Ende des 7. Jahrh. Die ohne Grund mit ihnen verwechselten neuen Messalianer oder Bogomilen sind den Paulicianern (s. d.) näher verwandt.

Messalina (Valeria), die Gemahlin des röm. Kaisers Claudius und Tochter des Messala Barbatus, hat den Ruf hinterlassen, an Frechheit die schamlosesten Weiber aller Zeitalter übertroffen zu haben. Mit Allen, die zum Hause des Kaisers gehörten, gleichviel, welchen Ranges und Standes sie waren, pflegte sie Umgang. Nicht zufrieden, sich selbst der Schande preiszugeben, zwang sie die edelsten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ähnliche Ausschweifungen zu begehen, und strafte Diejenigen, die ihr nicht willfahren wollten, mit dem Tode. Endlich wagte sie sogar, sich bei Lebzeiten ihres Gemahls mit dem Cajus Silius, einem Senator, öffentlich zu vermählen. Narcissus, ein Freigelassener und Günstling des Kaisers, ehedem selbst ein Liebhaber der M., entdeckte jenem, der eben von Rom abwesend war, diese neue Schandthat seiner Gemahlin. Da aber dieser mit ihrer Bestrafung zögerte und Narcissus einsah, daß sein eignes Leben auf dem Spiel stehe, wenn es der Kaiserin gelingen sollte, sich bei ihrem schwachen Gemahl wieder in Gunst zu setzen, so gab er selbst einigen Vertrauten Befehl, sie heimlich zu ermorden, 46 n. Chr. — Statilia M. war die dritte Gemahlin des Nero, dessen Tod sie in den Privatstand zurückversetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredtsamkeit und der schönen Künste und erwarb sich einigen Ruf darin.

Messe, im Lateinischen missa, hieß zuerst in der röm. Kirche die ganze Abendmahlshandlung. Diese Benennung rührte daher, daß man die Feier des Abendmahls in den öffentlichen Versammlungshäusern oder Kirchen auf den allgemeinen Gottesdienst folgen ließ, und die Beendigung des Letztern Jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Theil nehmen wollte, dadurch ankündigte, daß ein Kirchendiener die Worte rief: Ite, missa est (scilicet concio), d. h. Geht, die Versammlung ist entlassen. Durch ein Misverständniß ward nun die folgende Handlung selbst missa und nachher durch Verstümmelung Messe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der röm.-katholischen Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: Messe lesen), oder auch die Einsegnung (Consecration) des Brots und Weins versteht, wodurch diese in den Leib und das Blut Christi verwandelt und so als ein Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Letzteres ist der eigentliche Sinn der Messe in weiterer Bedeutung. Papst Gregor der Große, gest. um 604, bildete die Meßgebräuche aus. Da die Messe zugleich eine sinnbildliche Vorstellung

des Leidens Jesu sein sollte, so mußten die Handlungen des Priesters und jeder Theil seines Dienstes auf die besondern Umstände der Passion anspielen, wobei auch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Messe, wie sie in der röm.-katholischen Kirche stattfindet, wird in drei Theile getheilt: 1) das Offertorium (s. d.); 2) die Wandlung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3) die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit dieser Feierlichkeit verbunden, so wird sie gewöhnlich Hochamt genannt. Nach den Graden der Feierlichkeit und der Zahl der dabei ministrirenden Personen wird sie eingetheilt in hohe oder große und niedrige Messe, zu welcher auch die stille, wo die Gebete nicht laut abgesungen, sondern still gelesen werden, und die Handmessen, welche täglich gelesen werden und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, gehören. Erstere wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diakons und Subdiakons gehalten; sie ist noch feierlicher, wenn sie vom Bischof gehalten wird. Die feierlichste Messe aber ist die päpstliche. Auch sind die Messen nach den Festen verschieden, an welchen sie gehalten werden, z. B. die Messen der Heiligen, sowie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie angestellt werden. So wird die Heiligegeistmesse bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen gehalten und bei derselben der Gesang Veni creator spiritus angestimmt, als Flehen um Erleuchtung. Eine besondere Art sind die Seelenmessen und Todtenmessen, mittels deren die Seelen der Gestorbenen dem Fegefeuer entrissen oder wenigstens ihre Qualen gelindert werden sollen. Sie werden von den Sterbenden oder ihren Verwandten bestellt und wurden früher mit Vermächtnissen an Kirchen und Geistliche sehr reichlich belohnt. Die Todtenmessen (missa pro defunctis) haben ihre besondern Feierlichkeiten. (S. Exequien und Requiem.) Die sogenannte trockene Messe wird auf der See gelesen, weil man bei derselben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem consecrirten Weine verschüttet werde. Die Einrichtung der Messe in der griech. Kirche weicht von der röm. ab. Endlich ist auch die Zeit der Messe verschieden; zu den außerordentlichen Messen gehören die, welche in der römischen Kirche um Mitternacht gehalten werden, z. B. in der Christnacht. — Messe oder Misse nennt man dann auch die musikalische Composition der während des Hochamts in der katholischen Kirche oder während der kirchlichen Messe zu singenden Worte. Dieser Text besteht 1) aus dem Kyrie eleison; Christe eleison; 2) aus dem Gloria in excelsis Deo, wozu noch einige Anrufungen kommen, z. B. Laudamus te etc.; Gratias agimus tibi etc.; Domine deus rex coelestis etc.; Qui tollis peccata etc.; Cum sancto spiritu; ferner 3) aus dem Credo oder apostolischen Glaubensbekenntnisse; 4) dem Sanctus und Hosianna; 5) dem Benedictus und 6) dem Agnus dei u. s. w. Die Bestandtheile des Textes werden, wie dies hieraus hervorgeht, durch den Gang, welchen der Cultus der Messe nimmt, bestimmt, und der Inhalt besteht aus Anrufungen und Zwischengesängen der Gemeinde. Die Aufgabe, diesen Text zu einer zusammenhängenden musikalischen Composition zu bilden, ist nicht gering und selten gelöst worden, wie oft auch dieser Text componirt worden ist; denn viele Componisten haben blos den musikalischen Effect im Auge gehabt und die kirchliche Bedeutung wenig berücksichtigt. Unter den alten Compositionen ist die Missa papae Marcelli berühmt; als neuere Componisten der Missen: Jos. und Mich. Haydn, Mozart, Naumann, Schuster, Vogler, Winter, Cherubini, Hummel, Seyfried, Eybler, Tomaschek, Fr. Schneider u. A.

Meßbücher oder Missalen heißen die Bücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten der katholischen Kirche enthalten.

Meßgewand, die beim Messelesen vor dem Altare gebräuchliche Kleidung

des katholischen Priesters, hat nach der verschiedenen Zeit fünferlei Farben. Sie ist weiß vom Christabend bis mit Octava epiphaniae, wie auch in den Messen de Spiritu S., de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Paschate; roth vom Pfingsttheiligabend bis auf den folgenden Sonnabend, wie auch in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, das Johannisfest ausgenommen; grün von der Octava epiphaniae bis zu Septuagesimae; violet vom ersten Advent bis zum Christabend, auch in der Fastenzeit; schwarz am sechsten Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelenmessen.

Messen (Handels=). Da bei feierlichen Kirchenmessen gewöhnlich viele Menschen zusammenkamen, so gab dies Gelegenheit zu Verkehr und Handel, woraus Jahrmärkte entstanden, die man Messen nennt, wenn sie sich theils durch größern Umfang der Geschäfte, theils durch längere Dauer, theils endlich durch gewisse Vorrechte, die ihnen zugestanden werden, unterscheiden. Sie werden, besonders an den drei Hauptmeßorten Deutschlands, zu Leipzig, Frankfurt a. M. und Braunschweig, feierlich ein= und ausgeläutet und theilen sich in die Vor=, Meß= und Zahlwoche. Bei kleinern Messen, wie Frankfurt a. d. O., Breslau, Kassel, Naumburg, schränkt sich diese Abtheilung auf wenige Tage ein. Die Meßfreiheiten bestehen außer den gewöhnlichen Marktfreiheiten hauptsächlich in der Befreiung von aller Verkümmerung in Schuldsachen, ausgenommen der Schuldner wäre der Entweichung verdächtig, hätte ein Verbrechen begangen, die Schuld erst auf der Messe contrahirt, wollte sich ungeachtet des Verbots ohne Zahlung heimlich wegbegeben oder hätte endlich auf die Meßfreiheit Verzicht geleistet. Auch darf zur Meßzeit jeder Bürger und Einwohner in seinem Hause das Gastrecht ausüben und speisen. Die Messen sind nebst den Jahrmärkten ein wichtiges Mittel zur Belebung des Geldumlaufs und des Handels. Auch in Mexico, Portobello und Havana, ferner zu Alessandria und Sinigaglia in Italien, zu Lyon und Beaucaire in Frankreich, zu Botzen in Tirol, zu Zurzach in der Schweiz, zu Nischnei=Nowgorod in Rußland, zu Warschau und an vielen andern Orten werden jährlich Messen gehalten. Die leipziger und braunschweiger Messen sind besonders wichtig für die nördl. Länder Europas, die frankfurter mehr für die südlichen. In Leipzig beginnt die Neujahrsmesse am 1. Jan., die Jubilate= oder Ostermesse am Mittag des Sonntags Jubilate, und die Michaelismesse am Sonntage nach dem 29. Sept. Jede dauert drei Wochen; am bedeutendsten ist die Ostermesse; von geringer Bedeutung dagegen die Neujahrsmesse. Erstere hat vor allen andern Messen noch Das voraus, daß in dieser Zeit daselbst die deutschen Buchhändler ihre jährliche Abrechnung halten. Frankfurt am Main hat die Oster= und Herbstmesse, und Braunschweig die Licht= und Laurentiimesse. (S. Welthandel.)

Meßkatalog (Leipziger). Nach Erfindung der Buchdruckerkunst besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst und machten ihren Verlag durch einzelne Kataloge bekannt, von welchen der älteste bis jetzt entdeckte der des augsburger Druckers Joh. Bämler um 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte, und die Büchermessen zu Frankfurt am Main der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 zuerst auf den Gedanken, jede Messe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Die gute Aufnahme desselben bewog auch andere Buchhändler, sowol zu Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichnisse zu liefern, obgleich neben denselben das Willer'sche, welches man noch 1610 findet, regelmäßig fortgesetzt wurde. Eine Überarbeitung der sämmtlichen von 1564—92 gedruckten einzelnen Kataloge erschien zu Frankfurt 1592, 4., und eine ähnliche Sammlung von 1593—1600 zu Leipzig 1600, 4. Von 1600—16 erschienen diese Verzeichnisse, obgleich die frankfurter noch eine Zeit lang unter kais. Privilegium herauskamen (das letzte bekannte ist von 1616), mit sächs. Privilegium bei Albr. Lamberg zu Leipzig, wor=

auf der Verlag derselben an den dasigen Buchhändler Henning Große, dann an dessen Nachkommen, und endlich auf die Weidmann'sche Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortsetzt. Die frühere systematische Einrichtung desselben ist später mit der alphabetischen vertauscht und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt worden. Zur Verbesserung dieser Verzeichnisse ist zwar Vieles erinnert, wie denn unter Anderm Friedrich Roch im „Allgemeinen literarischen Anzeiger", 1797, eine neue Bearbeitung des Ostermeßkatalogs dieses Jahres als Muster lieferte, und allerdings auch Einiges gethan worden; allein bis auf die Gegenwart entsprechen sie keineswegs den Anfoderungen, welche der Literator und Bibliograph, und selbst auch der einsichtsvollere Buchhändler, an sie zu machen berechtigt ist.

Messenien, die fruchtbarste Landschaft im Peloponnes, welche jährlich zwei reiche Weizenernten gibt, hatte seit 369 v. Chr. Messene (jetzt Mawra Matia) mit der Bergfestung Ithome zur Hauptstadt; ihre Hafenstädte waren Mothone (Modon), Korone (Koron) und Pylos (Navarino) mit der Festung Pherä (Kalamata). Messenischer Meerbusen hieß sonst der Golf von Koron. Ein Zweig des Gebirges Taygetus trennte M. von Sparta. Berühmt sind die Kriege der Spartaner mit den Messeniern, die von jenen um ihres fruchtbaren Landes willen beneidet wurden. In dem ersten, 743—724 v. Chr., fielen die Spartaner, verbunden mit den Athenern, in M. ein, ohne den Vorschlag des Königs der Messenier, ihre Streitigkeiten durch die Amphiktyonen oder den Areopag schlichten zu lassen, anzunehmen. Zwanzig Jahre vertheidigten die Messenier sich tapfer unter ihrem König Aristodemus, aus dem Hause der Äpytiden, der, um den delphischen Orakelspruch zu erfüllen, welcher den Messeniern Sieg versprach, wenn eine Jungfrau aus dem Hause der Äpytiden als freiwilliges Opfer fiele, seine Tochter zum Opfer bot, und als deren Geliebter dieselbe für schwanger erklärte, zürnend erstach, öffnen und opfern ließ. Die Messenier siegten darauf einige Zeit, wurden aber nach Eroberung ihrer Feste Ithome bezwungen. Nach fast 40 J. erhoben sich die Messenier wieder, um sich unabhängig zu machen, und es begann 685 v. Chr. der zweite messenische Krieg, welcher, ungeachtet des Heldenmuthes ihres jugendlichen Anführers Aristomenes, mit ihrer Unterjochung endigte. Ein Theil der damals ausgewanderten Messenier soll um 668 v. Chr. die Colonie Messana (jetzt Messina) in dem alten Zankle an der Meerenge von Sicilien gegründet haben. Nach 200jähriger Knechtschaft griffen die Heloten und Messenier, als ein Erdbeben Sparta verwüstet hatte, zu den Waffen. Dieser dritte messenische Krieg dauerte zehn Jahre, 465—455, worauf die besiegten Messenier den Peloponnes räumen mußten. Epaminondas rief sie zurück; sie bauten M. 369 wieder auf und behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis sie unter die Herrschaft der Römer kamen. Auch unterjocht und in der Verbannung hatten die Messenier ihre alten Sitten, Gebräuche und Sprache bewahrt. (S. Delavigne.)

Messerschmid (Franz Xaver), Bildhauer, geb. 20. Aug. 1732 zu Wiesensteig, einem damals bair., jetzt würtemberg. Städtchen, der Sohn eines Weißgerbers, erhielt seine Bildung in München und dann in der Kunstakademie zu Wien, wo er sein erstes bedeutendes Werk, die 7 F. hohe Bildsäule der Kaiserin Maria Theresia, in ungar. Kleidung, welche im Belvedere steht, lieferte. Von Wien aus ging er 1763 nach Rom, wo er das Crucifix des Angelo in Alabaster täuschend nachbildete und ein Pferd ohne Haut ausarbeitete, wovon ein Metallguß im Kunstcabinet zu Stockholm sich befindet, erhielt hierauf einen Ruf nach Paris, dem er aber nicht folgte, und wurde dann in Wien als Professor an der Kunstakademie angestellt. Er verfertigte hier die Statue Franz I., im Belvedere, ferner Johannes und Maria am Kreuze, zu St.-Stephan, legte aber später die Professur nieder und erhielt eine jährliche Pension, die er nicht annehmen wollte, weil er noch durch Arbeiten seinen Bedarf verdienen zu können glaubte. Er begab sich nach

Wiesensteig, wo er 18 seiner Charakterbüsten ausarbeitete, wurde hierauf in München als Hofbildhauer angestellt, blieb aber daselbst nur ein halbes Jahr, lehnte einen Ruf nach Berlin ab und ging wieder nach Wien. Endlich wählte er Presburg zum Aufenthalte, lebte daselbst gemeinschaftlich mit einem seiner Brüder und verfertigte außer den Charakterbüsten, 49 an der Zahl, noch die Büste des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen aus genueser Marmor, und die Gräfin Philippine Bathyani aus carrarischem Marmor. Er starb 1784. M. hatte im Leben manche Laune; er liebte die Einsamkeit und entzog sich den Menschen, die er wohl kannte, denn wenig Künstler haben mit solcher Wahrheit und Kraft die mannichfaltigsten menschlichen Empfindungen, Gefühle und Leidenschaften auszudrücken gewußt.

Messias bezeichnet im Hebräischen einen Gesalbten oder König. Vornehmlich ward von den Juden derjenige König Messias genannt, von welchem sie erwarteten, daß er sie von der Herrschaft der Fremden befreien, zu dem herrschenden Volke erheben und ein goldenes Zeitalter herbeiführen werde. An die unter seinem Volke herrschenden messianischen Erwartungen knüpfte der Stifter des Christenthums seine Lehre an, und sie wurden der Grund, auf welchem die Kirche erstand. Allein Jesus Christus erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt, sondern ein moralisches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend sei, und veredelte auf diese Weise die messianischen Ideen seiner Zeitgenossen, und wenn er sich selbst den Messias nannte, so wollte er damit nichts Anderes sagen, als daß er der von Gott gesandte, den Völkern verheißene Stifter eines moralischen Reichs, d. h. der Kirche sei. Viele der frühern Christen aber konnten sich von den messianischen Erwartungen des Judenthums nicht trennen, und es entstand aus der Vermischung derselben mit christlichen Ideen der in der alten Kirche weit verbreitete **Chiliasmus** (s. d.).

Messier (Charl.), franz. Astronom, geb. zu Badauville in Lothringen am 26. Jun. 1730, kam 20 J. alt nach Paris, wo der Astronom Delille ihn zum Abschreiben und Kartenzeichnen brauchte. Auf Delille's Empfehlung erhielt er, da er durch rastlosen Fleiß gründliche astronomische Kenntnisse sich erworben hatte, nach wenigen Jahren die Stelle eines Commis beim Kartendepot, und schon 1758 übertrug man ihm die Beobachtung eines Kometen, welcher die Astronomen beschäftigte. So war er auch einer der Ersten, welche den von Halley für 1759 angekündigten Kometen auffanden und den neu entdeckten Planeten Uranus sorgfältig verfolgten. Überhaupt entdeckte er eine Menge Irrsterne. In seinem Privatleben war M. einfach, gutmüthig und heiter bei fast stets beschränkten Umständen. Wegen seiner Vorliebe, die Bahnen der Kometen zu beobachten, nannten ihn seine Freunde scherzweise le furet de comète. M.'s Leistungen erregen Erstaunen, wenn man bedenkt, daß, bei der Beschränkung seiner Mittel, ein Teleskop, ein Quadrant und ein Pendel die einzigen Instrumente waren, welche ihm zu Diensten standen. Durch sein ungemein scharfes Auge entdeckte er gewöhnlich früher als andere Astronomen die aufgesuchten Gegenstände. In Berechnungen war er weniger geübt als im Beobachten, dem er sich auch fast ausschließend widmete. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution hatte er durch einen Fall einen Arm und einen Schenkel gebrochen, weshalb er über ein Jahr alle Arbeiten einstellen mußte. Kaum hergestellt und im Begriff sein Observatorium wieder zu besuchen, das ihm, als Marineastronom, anvertraut worden war, verlor er in Folge der Staatserschütterungen sowol seinen Gehalt als die ihm von der Akademie bewilligte Gratification, und kam dadurch in die bedrängteste Lage. Dessenungeachtet setzte er selbst während der Schreckenszeit seine Beobachtungen fort. In fast alle europ. Akademien schon aufgenommen, ward er nach wiederhergestellter Ordnung in Frankreich Mitglied des Instituts und des Längenbureaus. Große Augenschwäche, die aber erst in seinem 82 J. eintrat, hinderte ihn, seine Papiere zu

ordnen, was um so mehr zu bedauern ist, da er alle seine, fast immer höchst genauen Beobachtungen niederzuschreiben pflegte. Er starb am 12. Apr. 1817. Was von ihm im Druck erschienen ist, findet sich meist in den Jahrbüchern der Akademie und in der „Connaissance des temps".

Messina, in den frühesten Zeiten Zankle, dann Messana genannt, eine sehr alte, wahrscheinlich von messenischen Colonisten um 668 v. Chr. neugegründete Stadt, dem Range nach die zweite in Sicilien, im Val Demona, Hauptstadt der Intendanz gleiches Namens, hat eine reizende Lage am Faro di Messina, eine starke Citadelle und sechs Forts. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, hat vier Vorstädte, eine Domkirche mit einem schönen Platze vor derselben, viele andere Kirchen und Paläste, zwei große Hospitäler, einen zum Freihafen erklärten, geräumigen und sichern Hafen und 70,000 Einw., welche einen bedeutenden Handel mit sicil. Erzeugnissen und sehr starke Seidenweberei treiben. Jährlich wird im Aug. eine stark besuchte Messe gehalten. Im Jahre 1743 ward die Stadt durch die Pest heimgesucht, und 1783 ein großer Theil derselben durch Erdbeben gänzlich zerstört. Seitdem größtentheils nach einem regelmäßigen Plane wiederaufgebaut, ward sie wieder furchtbar verwüstet durch die Überschwemmung im J. 1823.

Messing, eine bekannte Metallegirung, ward in früherer Zeit ohne Ausnahme und wird auch jetzt noch zum großen Theil durch den Zusatz von calcinirtem, gemahlenem und mit Kohle beschicktem Galmei zum reguliniſchen Kupfer, durch Schmelzen in Tiegeln dargestellt. Die Öfen zum Messingschmelzen sind runde Tiegelöfen, auf deren Rost gewöhnlich sieben Tiegel (auf ihren Unterlagen ruhend) im Kreise umherstehen, und ein achter größerer in der Mitte, um die in den sieben Tiegeln geschmolzene Beschickung in sich aufzunehmen und den Guß aus einem einzigen Tiegel erfolgen lassen zu können. Der ganze Ofen wird mit Kohlen angefüllt, welche brennend die Tiegel umgeben. Das durch das erste Schmelzen erhaltene Messing ist noch unrein, mit Kohlen, Zinkasche und Galmei gemengt; man nennt es Arco und schmelzt es mit Messingabfällen und mit einem Zusatz von etwas Kupfer und Galmei von Neuem ein, gießt die geschmolzene Masse dann aber in eine Form, welche durch große und schwere Steine gebildet wird, in Stücke von 80—100 Pfund Schwere. Dieses Tafelmessing wird entweder unter Walzwerken zu Blech ausgewalzt oder unter den Tieſhämmern zu Kesseln und andern Küchengeräthen ausgeschmiedet, in Streifen zerschnitten und auf den Drahtzügen zu Draht verarbeitet. Viel leichter geschieht jetzt die Anfertigung des Messings durch unmittelbares Zusammenschmelzen des Kupfers mit dem Zink.

Messis (Quintin), genannt der Hufschmied von Antwerpen, ein ausgezeichneter Maler der alt-niederländ. Schule, geb. zu Antwerpen 1450, soll bis zu seinem 20. Jahre das Schmiedehandwerk getrieben und erst durch die Liebe zu einem Mädchen veranlaßt worden sein, Maler zu werden, worauf auch die Inschrift seines Denkmals an der Kathedralkirche zu Antwerpen hinzudeuten scheint. Vor dem berühmten Thurme dieser Kirche steht der künstlich ausgearbeitete Ziehbrunnen, welchen M. mit dem Hammer geschmiedet hat; die künstlichen Zierrathen an demselben haben im Laufe der Zeit nicht wenig gelitten. Die Gemälde des M. sind in der Zeichnung sehr richtig und eine treue Nachahmung der Natur; die Behandlung derselben ist fleißig, frei, scharf, und die Nebendinge sind sowol in der Farbe als in dem Fleiß der Ausführung der Hauptsache nicht untergeordnet. Sein vorzüglichstes Bild ist ein Altargemälde, die Grablegung Christi, mit seinen beiden Seitenflügeln, die Marter Johannes des Evangelisten und die Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers, gemalt für die Kathedrale in Antwerpen, welches letztere jetzt in dem Museum von Antwerpen aufgestellt ist. Die meisten größern Gemäldegalerien besitzen Arbeiten dieses Meisters oder rühmen sich wenigstens deren zu besitzen, da dieselben mehrfach copirt worden sind. Dies gilt namentlich von den beiden Geldwechslern (Geizigen oder Wucherern), ein

Bild, das man fast allenthalben antrifft. Das beste Exemplar dieses, wie es am wahrscheinlichsten ist, von M. öfters wiederholten Bildes, befindet sich in Windsor, wie denn überhaupt in England noch mehre der vorzüglichern Bilder des M. aufbewahrt werden. Seine Zeichnungen sind von großer Seltenheit. M. starb in seiner Vaterstadt 1529. Sein Bild, ein Basrelief, befindet sich bei seinem Denkmale zu Antwerpen und das Ölbild in der Galerie zu Florenz. — Sein Sohn, Joh. M., war gleichfalls Maler. Von ihm ist unter Anderm der Evangelist Matthäus gemalt, den die Galerie zu Schleisheim bewahrt. — Ob der berühmte niederländ. Kupferstecher Cornelius Metsis, der sich auch Cor. Met zeichnet, ein Sohn des Vorigen und Enkel des Quintin M. sei, ist ungewiß.

Messungen werden angestellt, um beträchtliche Raumgrößen auszumitteln. Hierher gehören vornehmlich die astronomischen Messungen der Größen, Entfernungen und Bahnen der Weltkörper; die geographischen Gradmessungen (s. d.) zur richtigern Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde; die Höhenmessungen (s. d.) zur genauern Kenntniß der Unebenheiten der Erdoberfläche; das geographische und topographische Vermessen der Länder und Provinzen; das Feldmessen (s. d.). Das Vermessungsgeschäft macht einen sehr wichtigen Theil der angewandten Mathematik aus, den man auch die Meßkunst, die praktische Geometrie oder die Geodäsie zu nennen pflegt. Es erfodert eine tüchtige Kenntniß der reinmathematischen Lehren, besonders der Geometrie und Trigonometrie, eine Fertigkeit im Gebrauch der Hülfsmittel, d. h. der Meßinstrumente, und in Anwendung der höhern mathematischen Formeln und Sätze, um die Ergebnisse der Messung mit den Instrumenten durch Berechnung zu prüfen, zu vergleichen oder überhaupt schärfer und kürzer zu entwickeln. Das Ausmessen eines Feldes oder einer Fläche von geringerm Umfang ist einfach und geschieht nach geometrischen Sätzen mit Hülfe einer Meßkette oder der Meßstäbe, auf denen eine gewisse Anzahl in Fuße abgetheilter Ruthen bezeichnet sind. Hat das zu vermessende Stück mehr als drei Seiten, so lehrt die Geometrie es in Dreiecke zu zerlegen, diese auszumessen und ihren Inhalt zu berechnen. Auch bedient man sich beim Feldmessen gewöhnlich der sogenannten Boussole, um die Winkel zu bestimmen. Da, wo es nicht auf Schärfe, sondern nur auf ungefähre Größe und Gestalt abgesehen ist, schreitet man die Linien gleichförmig aus und schätzt die Entfernungen und Winkel nach dem Augenmaße, was bei mehrer Übung oft ziemlich genaue Resultate gibt. Allein das übliche Verfahren beim Feldmessen würde bei größern Fluren oder Districten für das Ganze keine Genauigkeit ergeben, wenn es in den einzelnen Theilen auch noch so richtig ausfällt. Hier muß in der zu vermessenden Gegend eine möglichst lange, grade Linie (Standlinie) äußerst genau gemessen und als Basis für ein System von Dreiecken angenommen werden, deren Scheitelpunkte ausgezeichnete, leicht erkennbare Gegenstände, wie Thurmspitzen, Schornsteine, Bäume u. s. w., und in deren Ermangelung besonders aufgerichtete Signalstangen (Jalons) abgeben, und deren Lagen sodann entweder durch Winkelmeßinstrumente und trigonometrische Berechnungen bestimmt oder durch Operationen auf dem Meßtischchen gefunden werden. Alle diese Punkte oder Dreiecke bilden gewissermaßen ein Netz, und zwar ist das durch Construction erhaltene dem in der Natur im mathematischen Sinne ähnlich, aber verjüngt, d. h. die gleichliegenden Winkel der Dreiecke sind in der Construction und in der Gegend einander gleich, die gleichliegenden Seiten hingegen stehen im Verhältniß, welches ein angenommener verjüngter Maßstab jedesmal bestimmt. Es springt ins Auge, daß sich durch dieses Verfahren, und indem man die Fächer des erwähnten Netzes gleichmäßig mit Vermessung der Gegenstände in der Natur, welche darin liegen, ausfüllt, nicht allein ein vollkommen ähnliches Bild der Gegend im Grundriß erhalten, sondern auch der Flächeninhalt derselben auf das genaueste berechnen läßt. Man nennt dieses Geschäft auch das Aufnehmen einer Gegend, und wenn

es, wie bei dem Militair häufig vorkommt, ohne Beihülfe der Instrumente, nur nach dem Augenmaße geschieht, weniger um die Größe als hauptsächlich um ein ungefähres Bild zu erhalten, das Aufnehmen à coup d'oeil. Je weiter und umfassender aber der zu vermessende Raum wird, desto verwickelter und zusammengesetzter wird auch das Dreiecksystem oder das Netz. S. Trianguliren.) Deshalb werden bei Landesvermessungen, wo schon die sphäroidische Gestalt der Erde in Betracht gezogen werden muß, auch astronomische Vorarbeiten, genauere Winkelmeßinstrumente, z. B. Astrolabien, Theodolite, Spiegelsextanten und Theilungskreise, der Reflector u. s. w., endlich mancherlei Anstalten nöthig, besonders die Errichtung von Signalstangen. Es müssen Orte, wenigstens 30 M. voneinander entfernt, astronomisch nach ihrer Länge und Breite genau bestimmt und ihre Mittagslinien auf dem Boden bemerkt werden. Diese Punkte bilden sodann das Hauptnetz, welches sich auf eine große Basis stützt, die sowol durch genaue Messung als auch aus trigonometrischen Berechnungen oder durch sorgfältiges Trianguliren entstanden, wo möglich in Einem Meridian gelegen und astronomisch orientirt und geprüft ist. In jedes große Dreieck des Hauptnetzes wird nun ein System von kleinern Dreiecken gelegt, das Ganze dann in Quadratsectionen getheilt, sodaß in jede etliche der trigonometrischen Netzpunkte fallen, um der Special- oder Detailvermessung als Richt-, Anhalt- oder Prüfungspunkte zu dienen. Zur Specialvermessung bedient man sich des Meßtisches (s. d.). Vgl. Becker: „Das Aufnehmen mit dem Meßtische, im Sinne der Lehmann'schen Lehrart" (Dresd. 1827).

Mestizen, im Spanischen Mestizos, wahrscheinlich von dem lat. mixtus, nennt man in Südamerika und Westindien Diejenigen, welche von einem europ. Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abstammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Gesichtsfarbe als die Europäer und wenig Barthaare, wurden früher von den Spaniern sehr zurückgesetzt und machten die dritte Classe der Bewohner des span. Amerika aus. — Auch nennt man in der Landwirthschaft diejenigen Schafe Mestizen, die aus einer Paarung feiner span. mit gröbern Landschafen hervorgegangen sind.

Meßtisch, ein sehr einfaches, für den Feldmesser unentbehrliches Instrument, welches Joh. Prätorius, gest. 1616 als Pastor zu Altdorf, erfunden haben soll. Es ist ein kleines mit drei beweglichen Füßen versehenes Tischchen, dessen Platte, die, zugleich als Zeichnenbret dienend, mit Papier überzogen wird, mittels dreier Schrauben horizontal gestellt werden kann. Um von dem Nutzen und Gebrauch desselben eine beiläufige Idee zu geben, nehmen wir an, es sei ein Feld, das die Form eines Dreiecks hat, zu vermessen. Dieses zu bewerkstelligen, muß der Geometer zuerst in die Ecke des Feldes Pfähle oder Stangen einschlagen, die ihm als Signalzeichen dienen. Den Meßtisch, ungefähr in der Mitte des Feldes, stellt er horizontal, steckt in das Zeichnenbret eine Nadel ein, und bezeichnet sich überdies den Punkt auf dem Felde, über welchem diese Nadel steht. Ist dieses geschehen, so legt er an die genannte Nadel sein Diopter (s. d.) an, und visirt damit auf eines der Signalzeichen an den Ecken des Feldes, d. h. er pointirt dasselbe. Hierauf zieht er an der der Nadel zugekehrten Seite des Lineals eine Linie, läßt die Entfernung des genannten Zeichens von dem Punkte, über welchem die Nadel sich befindet, mit der Kette messen und trägt sie mit Hülfe eines Cirkels, nach einem verjüngten Maßstabe, auf die Linie auf. Auf dieselbe Weise verfährt er mit den andern Signalzeichen oder Ecken des Feldes, und verbindet dann, wenn sie alle aufgetragen sind, die verzeichneten Endpunkte durch grade Linien, wodurch er eine Zeichnung erhält, die dem Grundrisse in der Natur vollkommen ähnlich und zu jedweder Berechnung desselben geschickt ist. Vgl. Mayer's „Unterricht zur praktischen Geometrie" (4. Aufl., 5 Bde., Gött. 1814—15).

Metalle sind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache Naturkörper. Sie sind

undurchsichtig, besitzen einen eignen spiegelnden Glanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das elektrische Fluidum, sind im Wasser unauflöslich, haben in der Regel ein großes specifisches Gewicht, sind mehr oder weniger dehnbar, schmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, absorbiren dabei in der Regel den Sauerstoff der Luft und verwandeln sich in pulverige Massen, d. i. Oxyde, und bilden, auf irgend eine Weise mit Sauerstoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflösungen Schwefelalkalien und blausaure Verbindungen meist farbige, seltener weiße Niederschläge bewirken. Sie finden sich in der Natur entweder gediegen, d. i. ohne Beimischung, oder verlarvt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerstoff verbunden, oder endlich mit Säuren neutralisirt, d. h. im Zustande der Salze. Wir kennen gegenwärtig 26 eigentliche Metalle und 13 Metalloide. Die Eintheilung in Ganz- und Halbmetalle hat man wegen ihrer Unbestimmtheit verworfen. Dagegen bringt John die metallischen Körper unter folgende Classen: I. Metalloide: A) alkalische Metalle, welche sich durch Oxydation in Alkalien verwandeln: 1) Kalium oder Potassium, 2) Natronium oder Sodium, 3) Ammonium, 4) Baryum, 5) Strontium, 6) Calcium und 7) Talcium oder Magnium; B) erdige Metalle, welche durch Oxydation Erden werden: 8) Silicium, 9) Zirconium, 10) Yttrium oder Gadolinum, 11) Glycynum oder Beryllium, 12) Tantalum oder Columbium und 13) Aluminium oder Argillium; II. eigentliche Metalle: A) edle Metalle, welche weder in niedriger noch in der höchsten Temperatur merklich oxydirt werden, das Wasser nicht zersetzen, und deren Oxyde für sich reducirbar sind: 1) Platin, 2) Gold, 3) Silber, 4) Palladium, 5) Rhodium und 6) Iridium; B) Übergangsmetalle, welche sich dadurch von den vorhergehenden unterscheiden, daß sie bei hoher Temperatur, obgleich höchst unmerklich und langsam, oxydirt werden: 7) Nickel, 8) Osmium und 9) Quecksilber; C) gemeine Metalle, welche bei irgend einer Temperatur an der Luft leicht oxydirbar, aber ohne Reducirmittel nicht wiederherzustellen sind: α) Metalle, welche durch Oxydation nicht Säuren bilden: a) höchst strengflüssige und nur in dem höchsten und anhaltendsten Grade der Weißglühhitze schmelzbare Metalle: 10) Titan, 11) Cerer, welche beide jedoch noch nicht wirklich geschmolzen sind, 12) Wolfram oder Scheel, 13) Uran und 14) Mangan; b) etwas weniger strengflüssige oder in der Weißglühhitze leicht schmelzende Metalle: 15) Kobalt, 16) Eisen und 17) Kupfer; c) leichtflüssige, und zwar nicht flüchtige: 18) Zinn und 19) Blei, oder flüchtige: 20) Tellur, 21) Antimonium, 22) Wismuth und 23) Zink; β) Metalle, welche durch Oxydation Säuren bilden, und zwar flüchtige: 24) Arsenik, oder sehr strengflüssige: 25) Chromium und 26) Molybdän.

Unter allen Körpern in der Natur werfen die Metalle das Licht am vollkommensten zurück, weshalb man auch den ihnen eigenthümlichen Glanz Metallglanz genannt hat. In sehr verschiedenem Grade besitzen sie die Eigenschaft der Dehnbarkeit und Streckbarkeit, wodurch sie besonders in den Künsten in hohem Grade brauchbar werden. Eigentlich ist diese Eigenschaft bis jetzt nur an 16 Metallen bemerkt worden, indeß ist zu erwarten, daß man sie auch bei den übrigen, sich spröde erweisenden Metallen, wenigstens in einem geringern Grade, auffinden werde. Kein Metall ist bis jetzt zerlegt worden; indeß liegt es keineswegs außer den Grenzen der Möglichkeit, vielmehr ist die Zerlegung des Ammoniums der erste Schritt dazu. Mit der Zerlegung der Metalle würde auch ihre Zusammensetzung oder Verfertigung, welche das Problem der Alchymisten ist, gegeben sein. Die Härte kommt den Metallen nur in geringem Grade zu; doch kann dieselbe durch gewisse Behandlung, Legirung und Verbindung mit andern Stoffen sehr vermehrt werden. Je größer die Biegsamkeit oder Elasticität der Metalle zugleich mit der Härte ist, desto heller und stärker ist der Klang, den sie beim Anschlagen verursa-

chen. Einige erregen beim Reiben einen eigenthümlichen Geruch, andere wirken auf das Geſchmacksorgan; aber Beides geſchieht auf eine den Metallen ganz eigenthümliche Art. Durch die Wärme ſind die Metalle in hohem Grade ausdehnbar, und dieſe Dehnbarkeit findet bis zum Schmelzen gleichförmig bei ihnen ſtatt. Der Schmelzpunkt der Metalle iſt ſehr abweichend, doch kann er nur bei den leichtflüſſigen genau beſtimmt werden. Einige ſind bis jetzt noch unſchmelzbar geblieben. Durch Legirung kann die Schmelzbarkeit einiger Metalle vermehrt werden. Nur drei Metalle, nämlich Eiſen, Nickel und Kobalt, ſind des Magnetismus fähig. Sie ſind die beſten Wärme- und Elektricitätsleiter und erregen, zu zwei in Berührung gebracht, in ungleich höherm Grade die entgegengeſetzten Elektricitäten als andere ungleichartige Stoffe. Die Metalle haben eine große Verwandtſchaft zum Sauerſtoff; einige abſorbiren ihn ſchon in gewöhnlicher, andere in erhöhter Temperatur; einige am begierigſten, wenn das Sauerſtoffgas in Waſſer aufgelöſt iſt, und ſie zerſetzen zugleich das Waſſer in der gewöhnlichen Temperatur; andere erſt in der Rothglühhitze. Die edeln Metalle zerſetzen weder das Waſſer noch abſorbiren ſie den Sauerſtoff der Luft. Alle Metalle oxydiren ſich bei Behandlung mit Säuren, wobei entweder das Waſſer oder die Säure zerſetzt wird. Durch dieſe Aufnahme von Sauerſtoff verwandeln ſich die Metalle in Metallkalke oder Metalloxyde.

Metalliques, Scheine für klingende Münze, iſt ein Ausdruck, welchen zuerſt das franz. Directorium bei den 1797 ausgegebenen rescriptions métalliques brauchte. Dann erhielten dieſen Namen die öſtr. Staatsobligationen, welche auf Conventionsmünze ausgeſtellt und darin verzinſet wurden, im Gegenſatz der in Papiergeld verzinsten und realiſirten. In der Folge machte man auch bei den Staatspapieren anderer Länder dieſen Unterſchied und nannte z. B. die ruſſ. Staatspapiere, welche auf Silberrubel lauten und in Silbermünze verzinſet werden, **Metalliques**, im Gegenſatz der Papiere, die auf Banco-Aſſignationen lauten und in ſolchen verzinſet werden.

Metallkalk, ſ. Calciniren.

Metallmohr (moire métallique), bei den Engländern verkryſtalliſirtes Zinn genannt, deſſen man ſich ſtatt des lackirten Blechs zu zierlichen Geräthen bedient, wird dadurch gewonnen, daß man verzinntes Eiſenblech der Einwirkung einer Säure oder eines Salzes, wie Ätzlauge, Salpeterſäure und Salpeterſalzſäure, ausſetzt, wo dann die gleichförmig glänzende Oberfläche ſich verliert und an deren Stelle eine kryſtalliniſche Zeichnung tritt, welche mattere und glänzendere Stellen zeigt. Schmelzt man den Zinnüberzug von Neuem über einem Kohlenfeuer, oder nur ſtellenweiſe mittels glühenden Löthkolbens, ſo iſt man durch die Wahl der Umſtände des Erkaltens, z. B. mit Waſſer, Öl und andern kalten Körpern, im Stande, die Kryſtalliſation kleiner und mannichfaltiger zu machen. Das Metallmohr ward von einem Franzoſen in Brüſſel erfunden und dann in London und von Allard in Paris 1818 verbeſſert.

Metallnadeln, ſ. Perkinismus.

Metalloide heißen die metalliſchen Subſtanzen, die aus Alkalien und Erden gewonnen werden. (S. Metalle.)

Metalloxyde, ſ. Calciniren.

Metallurgie oder **metallurgiſche Chemie** heißt derjenige Theil der Chemie, welcher die Lehre von den Verbindungen und Scheidungen der Metalle vorträgt. — **Metallurgiſche Probirkunde** oder **metallurgiſche Hüttenkunde** iſt die Anwendung der metallurgiſchen Grundſätze auf die Ausſcheidung der Metalle aus ihren natürlichen Verbindungen.

Metamorphoſe, d. h. Verwandlung oder Umgeſtaltung, wird in der Naturkunde, z. B. von der verpuppten Raupe geſagt, die ſich in einen Schmetterling verwandelt. — **Metamorphoſen** iſt auch der Titel eines Gedichts des

Ovid (s. d.), worin er die Mythologie poetisch verarbeitete, und zwar deshalb, weil er jede seiner Erzählungen mit einer Verwandlung schließt.

Metapher heißt derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache, vermöge dessen man einen Gegenstand durch Vorstellungen, welche von einem ihm ähnlichen hergenommen sind, anschaulicher, lebendiger und kräftiger zu schildern sucht. Sie beruht demnach auf einer Vergleichung, wodurch die abstracte oder gewöhnliche Vorstellung Gestalt gewinnt. Von der Metapher im engern Sinne unterscheidet man metaphorische Prädicate. Bei diesen bleibt der Hauptbegriff unverändert, und nur die zu beschreibenden Eigenschaften werden mit ähnlichen Vorstellungen vertauscht, welche vergrößernd und verstärkend für die Einbildungskraft wirken und das Gefühl lebhafter aussprechen sollen, z. B. „beschwingte Eile", „frostige Warnungen", „der Fluß schleicht". Bei der Metapher im engern Sinne aber wird statt der Hauptvorstellung die ähnliche gesetzt, „der Lenz des Lebens", „die Wolken der Seele" u. s. w. In Hinsicht auf die Vergleichungspunkte überhaupt kann es eine dreifache Metapher geben: 1) eine solche, welche das Sinnliche vergeistigt, z. B. „der zürnende Sturm"; 2) die das Geistige verkörpert, z. B. „aus der Nacht des Grabes leuchten die Sterne seines Verdienstes", und 3) die das Ähnliche derselben Sphäre auf einen gewissen Gegenstand überträgt, z. B. „der silberne Mond", „das Licht des Leibes". Die erste Art geht in die Personification über. Vorzugsweise wird die zweite Art Metapher genannt und als eine abgekürzte Allegorie (s. d.) angesehen. Die letztere Art ist ein abgekürztes Gleichniß. Übrigens ist Kürze und Kraft des Ausdrucks ein Hauptvorzug der Metapher, und die Neuheit derselben zeigt den originellen Witz. Die Metapher ist endlich ein Erzeugniß des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetorischen, dramatischen und lyrischen Style mehr als das Gleichniß angehört; aber auch das Maß in Anwendung derselben zeigt den geschmackvollen Redner und Dichter. Metaphorisch nennt man oft den bildlichen Ausdruck überhaupt, insbesondere aber den, welcher eine Metapher enthält.

Metaphrāse nennt man die Übertragung eines Gedichts in Prosa.

Metaphysik, auch Transscendentalphilosophie oder rein speculative Philosophie genannt, ist die Hauptwissenschaft der theoretischen Philosophie, deren Gegenstand die übersinnliche (metaphysische) Erkenntniß sein soll. Den griech. Namen soll diese Wissenschaft zufällig erhalten haben; gewiß ist es aber, daß Aristoteles in den Büchern, welche später die Überschrift erhielten, aus welcher durch Zusammenziehung dieser Name entstanden ist, auch diejenigen Gegenstände behandelt, welche von jeher den Hauptinhalt dieses theoretischen Theils der Philosophie ausmachten, und der nicht von der Form der Erkenntniß, sondern von dem Wesen und den höchsten Gegenständen derselben oder von den materialen Principien der Erkenntniß selbst handelt und deshalb auch vorzüglich im Gegensatze der Logik, als einer formalen Wissenschaft, Materialphilosophie, im Gegensatze der empirischen Naturlehre insbesondere Metaphysik genannt worden ist. Dieser ist auch in dem Maße Haupttheil der Philosophie, daß alle Verschiedenheit der philosophischen Ansichten hauptsächlich von der Verschiedenheit der Metaphysik abhängig ist. Daher nannte man sie auch sonst die erste und vornehmste Philosophie, und der Name Metaphysiker wird oft mit Philosoph gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptsächlich kommt es bei allem Philosophiren darauf an, was man für das Grundwesen der Dinge, und wie man eine Erkenntniß desselben für möglich hält; auch sind hiernach die Systeme der Metaphysik und überhaupt der Philosophie selbst verschieden. Seit Wolf, der ihr die systematische Form gab, theilte man sie in metaphysische Ontologie, Kosmologie und metaphysische Theologie; in ersterer ging man von den abstractesten Begriffen des Seins aus, um

aus denſelben nachher das Weſen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant (ſ. d.) ſetzte an die Stelle der Metaphyſik nur eine Kritik derſelben, worin ihm ſeine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphyſik der Natur und der Sitten redet. Indeſſen konnte ſich das Bedürfniß des Geiſtes, eine höhere, philoſophiſche Weltanſicht zu gewinnen, mit einem Reſultate doch nicht beruhigen, welches die Erfahrungserkenntniß für das Gewiſſeſte hält, und es traten daher bald nach Kant neue Syſteme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphyſik durch tiefere Unterſuchungen einzunehmen trachteten. So Fichte's Wiſſenſchaftslehre und Schelling's Identitätslehre, welche den alten Gegenſatz des Aprioriſchen und Aposteriorischen, auf welchen die frühere Metaphyſik ſich ſtützte, in der intellectuellen Anſchauung ausgeglichen meinte; und endlich Hegel's Wiſſenſchaft des Begriffs, der ſich ſelbſt zur Realität entwickelt. In der neueſten Zeit haben Mehre ſich wieder des Namens der Metaphyſik bedient; Einige verſtehen darunter aber nur eine von der formalen Denklehre verſchiedene philoſophiſche Erkenntnißlehre. Weil die Metaphyſik die ſchwerſten philoſophiſchen Unterſuchungen enthält, ſo hat auch hierdurch der Ausdruck metaphyſiſch die Nebenbedeutung des ſchwer zu Durchdringenden, Tiefſinnigen und über die gemeine Anſicht Erhabenen erhalten, worüber ſich der gemeine Verſtand eines Urtheils enthalten ſoll.

Metaſtāſe heißt in der Pathologie die Verſetzung des Krankheitsſtoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), claſſiſcher ital. Dichter, geb. zu Aſſiſi 1698, hieß eigentlich Trapaſſi und war der Sohn eines gemeinen Soldaten. Seine Liebe für die Poeſie entwickelte ſich früh, beſonders durch das Leſen des Taſſo. Schon als Knabe verrieth er ſein poetiſches Talent durch Reimen und Improviſiren; allein er mußte Letzteres, ſeines angegriffenen Nervenſyſtems wegen, bald aufgeben. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der ſein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu ſich, nannte ihn, ins Griech. überſetzt, Metaſtaſio und trug nicht nur die größte Sorgfalt für ſeine Erziehung, ſondern hinterließ ihm auch, als er 1717 ſtarb, ſein ganzes Vermögen. M. überließ ſich nun ganz ſeiner Neigung für die Poeſie, und unter der Leitung der damals berühmten Sängerin Maria Romanina, nachherigen Bulgarelli, ward er der Schöpfer des neuern ital. Singſpiels. Mit der „Didone abbandonata", welche 1724 zu Neapel mit Sarti's Muſik aufgeführt wurde, und in welcher er ſein eignes Verhältniß mit der erwähnten Sängerin geſchildert haben ſoll, betrat er ſeine Laufbahn als lyriſch-dramatiſcher Dichter und machte ſich bald ſo berühmt, daß ihn 1729 Kaiſer Karl VI. nach Wien berief, zu ſeinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Feſt ſtatt, das er nicht durch ſeine Verſe verſchönerte. Selbſt König Ferdinand VI. von Spanien, der ſeine Opern durch Farinelli's Geſang liebgewann, ſandte dem Dichter ein ſchmeichelhaftes Geſchenk. Die äußern Auszeichnungen jedoch, die Karl VI. und Maria Thereſia ihm ertheilen wollten, lehnte M. ab. Er ſtarb am 12. Apr. 1782. Die wichtigſten Werke M.'s ſind ſeine Opern und muſikaliſchen Cantaten. Die beſten Ausgaben ſeiner „Opere" ſind die zu Paris (12 Bde., 1780—82) und zu Mantua (20 Bde., 1816—20, 12.); „Opere postume" erſchienen zu Wien (3 Bde., 1795, 4.). Die Vorzüge, wodurch M. bei den Italienern claſſiſch geworden iſt, ſind die vollkommenſte Reinheit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache; insbeſondere der Wohllaut, die Leichtigkeit und der Rhythmus ſeiner Arien, Canzonetten und Lieder. Seine Lieder, womit die Perſonen abgehen, ſind faſt immer der gediegenſte muſikaliſche Ausdruck einer Gemüthsſtimmung, der ſich geben läßt. Aber er ſchildert die Leidenſchaft nur nach ganz allgemeinen Beſtimmungen: ſein Pathos iſt geläutert ſowol von allem charakteriſtiſchen als contemplativen Gehalt. M. iſt durchgehends muſikaliſch, aber

ganz und gar nicht malerisch. Zu dem Glücke, das M. in ganz Europa und besonders an den Höfen gemacht, hat es hauptsächlich beigetragen, daß er nicht blos vermöge seines Amts, sondern auch durch seine Manier ein Hofdichter war. Auf der Bühne haben sich nur wenige Opern des M. erhalten.

Metelino, s. Lesbos.

Metellus (Quintus Cäcilius) erhielt den Beinamen **Macedonicus** wegen der Besiegung der macedon. Kronbewerber und der gänzlichen Unterjochung Macedoniens, das fortan röm. Provinz blieb. Er wurde dann zum Consul erwählt und führte ebenso glücklich den Krieg in Spanien gegen Viriatus, worauf er 132 v. Chr. das Amt eines Censors verwaltete. Er starb in hohem Alter und hinterließ vier Söhne, die sämmtlich die höchsten Staatswürden bekleidet hatten oder noch bekleideten. — **Quintus Cäcilius M.**, genannt **Numidicus** wegen seiner glücklichen Führung des Kriegs im J. 109 v. Chr. gegen den numidischen Fürsten Jugurtha, wird vom Sallust als ein ungemein thätiger, verständiger und tapferer Heerführer und als ein unbescholtener und edler, wenn auch auf seine patrizische Herkunft etwas stolzer Mann geschildert. Dem Marius, der sich von ihm beleidigt glaubte und der ihn mit unversöhnlichem Hasse verfolgte, gelang es endlich, ihn zu nöthigen, daß er Rom verließ und nach Smyrna ging. Er wurde jedoch auf die ehrenvollste Weise zurückgerufen, und sein Einzug in Rom glich einem Triumphe. — Sein Sohn gleiches Namens, der sich im Bundesgenossenkriege und gegen Sertorius in Lusitanien auszeichnete, erhielt den Beinamen **Pius** wegen der kindlichen Liebe, die er durch die flehentlichen Bitten um die Zurückberufung seines Vaters an den Tag legte, und war im J. 80 v. Chr. mit Sulla Consul.

Metempsychōse und **Metensomatosis**, s. Seelenwanderung.

Meteōre, im weitern und wissenschaftlichen Sinne heißen alle Erscheinungen, welche vorübergehenden Veränderungen in der Atmosphäre ihren Ursprung verdanken, z. B. Wolken, Nebel, Schnee, Regen, Regenbogen, Morgen- und Abendröthe, Höfe um Sonne und Mond, Sternschnuppen und Feuerkugeln; im gewöhnlichen engern Sinne blos die seltenern Erscheinungen letzterer Art, welche sich durch etwas Auffallendes auszeichnen.

Meteorologie ist die Lehre von den Veränderungen, welche in unserer Atmosphäre vorgehen, und schließt insofern die **Witterungskunde** ein oder läßt sich selbst damit für gleichbedeutend nehmen, da Witterung im Grunde nichts Anderes als der jedesmalige Zustand der Atmosphäre ist. Der Hauptzweck der Meteorologie als Wissenschaft nach ihrem jetzigen Standpunkte ist, das Gesetzmäßige in dem scheinbar Regellosen und Schwankenden aufzufinden und darzustellen, was die Erscheinungen in der Atmosphäre darbieten, dagegen sie sich auf eine Vorausbestimmung des Wetters, worin man früher ihre Hauptaufgabe suchte, so gut als gar nicht einläßt oder höchstens einige Andeutungen in dieser Hinsicht gibt, da zu etwas Mehrem die bis jetzt vorliegenden Data nicht hinreichen. Um ein Beispiel der Art zu geben, wie sie ihren Gegenstand behandelt, so scheint eine oberflächliche Beobachtung zu lehren, daß die durch die Höhe des Barometerstandes angezeigte Größe des Luftdrucks auf ganz regellose Weise wechselt. Wenn man jedoch tägliche Beobachtungen über den Barometerstand mehre Jahre hindurch regelmäßig fortsetzt, wie dieses auf allen Observatorien und auch von manchen Privatpersonen geschieht, dann aus den, an gleichen Tagen oder zu gleichen Stunden angestellten Beobachtungen mehre Jahre das Mittel zieht, wodurch sich die Unregelmäßigkeiten der einzelnen Jahre oder Jahreszeiten ausgleichen, so ergibt sich eine gewisse Regelmäßigkeit in dem Gange der Barometerveränderungen. Man findet, daß der Barometerstand des Tages zweimal abwechselnd steigt und wieder fällt, oder mit andern Worten, zwei tägliche Maxima und

zwei tägliche Minima hat, von denen die ersten in Deutschland im Mittel aller Jahreszeiten auf früh um 10 Uhr und Abends um 10 Uhr, die letzten früh um 4 Uhr und Nachmittags um 4½ Uhr fallen, deren Zeit sich jedoch sowol mit der Jahreszeit als der Lage des Beobachtungsortes etwas ändert. Nun bietet es schon einen sehr ausgedehnten Gegenstand der Forschung dar, die Größe und die Zeit dieser täglichen Maxima oder Minima für alle Jahreszeiten und alle Orte auf der Erdoberfläche genau zu bestimmen, was nur durch sehr lange Zeit und durch an vielen Orten gleichzeitig von Verschiedenen angestellte Beobachtungen möglich ist. Abgesehen von jenen täglichen Veränderungen steht aber auch das Barometer im Mittel vieler Beobachtungen in gewissen Monaten stets höher als in andern; es findet ein Jahresmaximum und Jahresminimum statt, was sich ebenfalls nach der geographischen Lage der Orte verändert, und es wird ein neuer Gegenstand der Meteorologie sein, die Gesetze dieses jährlichen Ganges der Barometerveränderungen ebenso wie die des täglichen für alle Orte der Erdoberfläche festzustellen und in Zusammenhang mit andern Erscheinungen zu bringen. Noch mehr, auch die Abhängigkeit des Barometerstandes oder Luftdrucks von dem Stande des Mondes, von der Beschaffenheit der Luftfeuchtigkeit, der Richtung des Windes, der Höhe des Beobachtungsortes über der Meeresfläche bietet Gegenstände einer sehr umfassenden Forschung dar. Bedenkt man weiter, daß eine Behandlung von nicht minderem Umfange auch die Gesetze des täglichen, jährlichen und örtlichen Wechsels der Temperatur, der Luftfeuchtigkeit, der Windesrichtung und Windesstärke, der atmosphärischen Elektricität, der Wolkenerzeugung, der wässerigen Niederschläge aus der Atmosphäre, wie Regen, Schnee und Hagel u. s. w. erfodern, so wird man sich eine Vorstellung von der Größe der Aufgabe machen können, welche der Meteorologie vorliegt, und begreifen, daß sie ihre langsamen Fortschritte nur dem unermüdlichen Zusammenwirken einer großen Anzahl fleißiger Forscher verdanken kann. Die neuere Zeit hat in dieser Hinsicht zum Bewundern viel geleistet, theils durch Beförderung neuer oder Verbesserung der frühern Instrumente, mittels deren sich genaue Beobachtungen über die Veränderungen in der Atmosphäre anstellen lassen, theils richtigere Methoden in Anwendung derselben, theils bessere Combination und größere Vervielfältigung der Beobachtungen nach Zeit, Ort und Personen, theils endlich eine geschicktere Benutzung und Berechnung dieser Beobachtungen, um Schlüsse daraus zu gewinnen. Die berühmtesten unter den neuesten Meteorologen sind: August, Bouvard, Brandes, gest. 17. Mai 1834, Brewster, v. Buch, Carlini, Dove, Erman d. J., Flauguergues, Alex. v. Humboldt, Ideler, Kämtz, Kupffer, Lampadius, Schön, Schouw und Siber, größtentheils Deutsche. Vgl. Kämtz's, „Lehrbuch der Meteorologie" (2 Bde., Halle 1831 — 32).

Meteorsteine, auch **Meteorolithen**, **Aerolithen**, **Uranolithen**, von den Alten Bätylien genannt, sind vom Himmel herabfallende, steinartige Massen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden auf die Erde herabgeführt werden. Letztere erscheinen plötzlich in der Atmosphäre, bewegen sich mit einer reißenden Geschwindigkeit, bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn, und zerplatzen nach einem kurzen Glanze mit einem starken Knalle oft in einer sehr großen Höhe in mehre Stücke, welche, noch heiß, mit einer schwarzen Kruste überzogen, mit einer solchen Gewalt herabfallen, daß sie häufig mehre Fuß in die Erde eindringen. Dieser so lange für eine Fabel gehaltene Steinregen der Alten ist erst in neuern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allen Zweifel gesetzt. Die Bestandtheile sind bei allen Meteorsteinen im Allgemeinen dieselben, nämlich: Eisen (17 — 83 Proc.), Kieselerde (in der Regel zwischen 30 und 50 Proc.), Magnesia, Nickel, Chrom, Mangan, Schwefel, Kalk, Thon, selten etwas Natron, Wasser, Kohle und Salzsäure; neuerdings fand man darin auch Kupfer und Molybdän. Die Größe und Menge der herabgefallenen Steine ist sehr

verschieden, von einigen Loth bis zu mehren hundert Pfunden. Bei Aigle z. B. fielen gegen 2000 Stück, die Steine von Ensisheim und Verona wogen 200 — 300 Pfund, und ein bei Aegos Potamos gefallener soll die Größe eines Fuders gehabt haben. Außer den eigentlichen Meteorsteinen von der angegebenen zusammengesetzten Beschaffenheit fallen in seltenen Fällen große Massen gediegenen Eisens, sogenanntes Meteoreisen, herab, deren einige nach historischen Beweisen diesen Ursprung haben, andere wegen der Ähnlichkeit ihrer Gestalt und Bestandtheile, desgleichen wegen ihrer isolirten Lage, dafür gehalten werden. Sie bestehen im Allgemeinen aus weichem, nickelhaltigem, blasigem und mit Olivin in ihren Höhlungen angefülltem Eisen und bilden wahrhaft ungeheure Massen. So ist z. B. die von Pallas 1772 am Jenisei in Sibirien gefundene 1600 Pf., die von Bougainville am Platafluſſe entdeckte 100,000 Pf., die von New-Orleans nach New-York geschickte 3000 Pf. und die brasilische 14,000 Pfund schwer; doch gibt es auch kleinere, wie die bei Hradschina in Kroatien 1751 gefallene, welche blos 71 Pf. schwer ist. Über den Ursprung der Meteorsteine hat man vier Hypothesen aufgestellt, wonach sie für tellurischer, atmosphärischer, lunarischer oder kosmischer Natur erklärt wurden. Einige nämlich, z. B. die beiden Physiker Deluc, hielten sie für Auswürfe der Erdvulkane, deren Wurfkraft aber zum Emporschleudern solcher Massen bis zu solchen Höhen und in solche Weiten unzureichend ist. Mayer, Diruf, Patrin und viele Andere sahen in ihnen Gebilde, welche sich durch unbekannte chemische Processe in der Atmosphäre erzeugen; allein diese Hypothese findet, abgesehen von andern Schwierigkeiten, in der großen Feinheit der obern Atmosphäre, über deren muthmaßliche Grenze die Feuerkugeln hinausgehen, ein nicht zu beseitigendes Hinderniß. Olbers äußerte zuerst 1795 die Idee, daß Auswürfe von Mondsvulkanen bei uns anlangen könnten, und als 1802 Laplace diese Meinung über die Meteorsteine aussprach, fand sie vielen Beifall und mehre Geometer zeigten durch Rechnung die Möglichkeit solcher Wurfkräfte. In der That würde bei günstiger Lage des Mondes gegen die Erde eine schwere Masse, die aus ersterm mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 8293 F. in einer Secunde oder ungefähr der fünffachen Geschwindigkeit einer 24pfündigen Kanonenkugel ausgeschleudert würde, in einem Zeitraum von etwa 70 Stunden auf unsere Erde gelangen können und eine Fallgeschwindigkeit von ungefähr 34,000 F. in einer Secunde haben. Wenn man jedoch die Menge der günstigsten Bedingungen bedenkt, welche insgesammt zusammentreffen müßten, wenn ein nach willkürlicher Richtung vom Monde ausgeworfener Körper grade in den Anziehungsbereich der Erde gelangen sollte, so bleibt bei der großen Menge der Meteorsteine kaum eine andere Hypothese übrig, als sie mit Chladni (1819) für kosmisch zu halten, d. h. für Massen, welche, entweder als Bruchstücke eines größern Planeten oder als selbständige kleine planetare Körper im Weltraum herumfliegen und wenn sie der Erde auf ihrer Bahn zu nahe kommen, von ihr vermöge der Anziehungskraft ihrer Masse herabgerissen werden. Vorzüglich wichtig über Meteorsteine ist Chladni's Werk: „Über Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen" (Wien 1819), sowie dessen Verzeichnisse von Meteorsteinfällen in Gilbert's „Annalen der Physik". Die Literatur der neuern Abhandlungen über Meteorsteinfälle findet sich in Fechner's „Repertorium der Experimentalphysik", Bd. 3. — Eine schöne Sammlung von Meteorsteinen vermachte Chladni der Universität zu Berlin.

Meth oder **Meht**, ein weinartiges Getränk, welches hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt ist, wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung gewonnen und zwar in desto besserer Qualität, je besser der Honig ist, den man dazu nimmt. Auch gibt man ihm durch Zusatz von allerhand Obst, z. B. Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren u. s. w., durch Gewürz und Kräuter größere Annehmlichkeit. Die passendste Zeit zur Bereitung desselben sind die Hunds-

tage. Je älter er wird, deſto mehr gewinnt er an Stärke und Lieblichkeit. Als Handelsartikel iſt er insbeſondere für Ungarn von Bedeutung.

Methode bezeichnet im allgemeinſten Sinne ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, welches angewendet wird, um zu einem gewiſſen Ziele zu gelangen. Die wahre Methode entſpricht den Naturgeſetzen und iſt doch Form der Freiheit. Sie gehört im ſtrengſten Sinne der Wiſſenſchaft an und gibt der Behandlung der Erkenntniſſe den wiſſenſchaftlichen Charakter. Gleichwol iſt die ſtrenge oder ſyſtematiſche Methode im Allgemeinen wenig beliebt, und Schriftſteller, die über ſpeculative Wiſſenſchaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der ſyſtematiſchen Darſtellung die fragmentariſche vorgezogen, die aber nur dann den wiſſenſchaftlichen Charakter behaupten kann, wenn ein methodiſches Denken aus ihr hervorleuchtet, wie z. B. in Platner's „Aphorismen". Die wiſſenſchaftlichen Schriftſteller bedienen ſich, nach Maßgabe ihres Zweckes und der Wiſſenſchaft, die ſie behandeln, verſchiedener Methoden. Die ſcheinbar ſtrengſte iſt die mathematiſche oder Euklideiſche, die den vorzutragenden Lehren durch eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Erklärungen, Schlüſſen und Beweiſen die größte Anſchaulichkeit zu geben vermag. Sie iſt aber nur für eine Wiſſenſchaft, die es, wie die Mathematik, blos mit formalen Größen zu thun hat und gewiſſe Begriffe als ausgemacht vorausſetzen darf, anwendbar, obſchon Chriſtian Wolf die Meinung aufbrachte, daß keine ſtrenge Wiſſenſchaft eine andere als die mathematiſche Methode, die er auch rationell nannte, haben dürfe. Als verſchiedene Methoden in Rückſicht des Fortſchreitens der Sätze einer Wiſſenſchaft unterſcheidet man die analytiſche oder zergliedernde, welche von dem Beſondern ausgeht und die Gründe und Elemente der Begriffe ſucht, und die ſynthetiſche, welche aus den Gründen oder Elementen das Zuſammengeſetzte ableitet. Durch jene erhebt man ſich alſo zu Principien, durch dieſe entwickelt man die gewonnenen. Jene dient mehr der Erwerbung, dieſe mehr der Ausbildung und Aufſtellung der Wiſſenſchaft. In Hinſicht der Philoſophie unterſcheidet man neuerdings die unzureichende Reflexionsmethode, welche ihren Gegenſtand als unmittelbar oder durch Beobachtung gegeben annimmt und auf ihn die logiſche Form anwendet, von der ſpeculativen oder immanenten Methode, deren Verfahren aus der Sache ſelbſt, dem Begriffe, hervorgeht. Nach Hegel iſt die Methode der ſich explicirende Begriff ſelbſt; denn der Begriff enthält die Natur des Gegenſtandes, und Erkenntniß des Gegenſtandes iſt Entwickelung Deſſen, was in dem Begriffe enthalten iſt. Von der Methode der Bildung einer Wiſſenſchaft iſt ferner die Methode des Vortrags zu unterſcheiden. Populair iſt eine Methode, wenn ſie nur vom Bekannten und Individuellen ausgeht. Populair muß überhaupt diejenige Methode ſein, deren man ſich beim Unterrichte der Jugend bedient. Was hierbei die äußere Form des Vortrags betrifft, ſo iſt die akroamatiſche Methode, d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein ſpricht, nur für ſchon gebildete Zuhörer und für den akademiſchen Unterricht geeignet; beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber hat die erotematiſche Methode, d. h. die abfragende, welche die Abhandlung des Lehrſtoffs mittels eines Geſprächs zwiſchen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Hiſtoriſche Lehrſtoffe laſſen freilich nur ſolche Fragen zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenſchaft abfodert, ob er die gehörte oder geleſene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wiſſenſchaften aber, deren Gründe in der menſchlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, iſt die katechetiſche Methode die geeignetſte. Dieſe Methode nämlich nimmt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anſpruch, damit der abzuhandelnde Lehrſtoff aus ſeinen Antworten ſelbſt erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geſchieht dies durch eine Fortſetzung nothwendig auseinander folgender Urtheile und Schlüſſe und kann an eine vorgeſchriebene Reihefolge formaler

Übungen, wie es Pestalozzi in seiner Anschauungslehre (s. d.) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfodert eine freiere Bewegung der katechetischen Methode, bei der das Positive dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbsterzeugen des Lehrstoffs von ihm verlangt werden darf, wo es denselben durch eignes Nachdenken zu finden vermag. Auch verdient das Katechisiren dann erst den Namen der Sokratischen Methode, wenn der Lehrstoff im Gespräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen selbst gefunden wird, der Lehrer aber durch seine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet und es in bestimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenstand erhält. Überhaupt erfodert jede Kunst und Wissenschaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menschlichen Geiste gegründete Methode, oder Art und Weise, wie sie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden soll, und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenstand gibt, wird allemal diejenige, bei der sich die Schüler denselben am gründlichsten und ehesten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und stärken können, den Vorzug haben. Denn darin müssen die Methoden für Unterrichtsgegenstände aller Art miteinander übereinstimmen, daß sie den Lehrling in Stand setzen, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er lernen soll, durch eigne Thätigkeit zu erwerben, da nur das Selbsterworbene ganz unser wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweiset; auch darf es ihr nicht blos darum zu thun sein, ihrem Zöglinge eine Menge Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, wie die Lehrmethoden Bell's und Lancaster's (s. d.) thun, sondern sie soll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum besonnenen, seiner selbst mächtigen, geistig gesunden und kraftvollen Menschen bilden. Dies beabsichtigt insonderheit Pestalozzi's (s. d.) Methode, deren eigenthümliches Wesen Sachverständige in dem pädagogischen Grundsatze finden, bei dem Unterrichte der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menschlichen Erkenntniß auszugehen, die Lehrstoffe, so weit es ihre Natur gestattet, durch die eigne, zum Fortschreiten nach festen Regeln anzuhaltende Thätigkeit des Zöglings bilden zu lassen, und dadurch die innere Stärkung und Erhöhung seiner Geisteskräfte bis zu dem möglich höchsten Grade zu bringen. Seine Methode wird in der Geschichte der Erziehungsmethoden immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen als der Philanthropismus, dessen Methoden das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten. Durch ihren Ernst hat sie viel dazu beigetragen, diesem Unwesen Einhalt zu thun und den der neuern Unterrichtsweise fremd gewordenen Geist der Gründlichkeit wieder in Kraft zu setzen; doch hat sie die Aufgabe, eine untrügliche Methode, die unter allen Umständen für jeden Lehrer und Lehrstoff die beste sein müsse, zu erfinden, nicht gelöst, die überhaupt nicht lösbar zu sein scheint, da wol die Theorie unbedingte Grundsätze aufstellen, die Praxis aber nur so viel davon gebrauchen kann, als den Umständen und Personen, von denen sie abhängt, angemessen ist. Der Privatunterricht erfodert andere Methoden als der öffentliche, und eine und dieselbe Methode, die an verschiedenen Orten in Anwendung kommt, wird sich immer nach der Persönlichkeit der Lehrer und nach den geistigen Bedürfnissen und Fähigkeiten ihrer Schüler verschieden gestalten. Am wenigsten scheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehl erzwingen zu wollen, da das Gelingen auch der besten Methode hauptsächlich von dem Grade der Geschicklichkeit, Überzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die sie anwenden sollen, und für Solche, denen Lust und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, diejenige Methode die zweckmäßigste ist, welche sie schon inne haben.

Methodisten nannte man zuerst diejenigen Schriftsteller der katholischen Kirche, welche im 17. Jahrh. den Streit mit den Protestanten durch neuersonnene dialektische Methoden abzukürzen und ihre Gegner in Nachtheil zu stellen wußten.

Später erhielten diesen Namen die Mitglieder einer Religionsgesellschaft, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. im Schooße der engl. Kirche entstand. Einige junge Theologen zu Oxford vereinigten sich nämlich um 1720 zu frommen Übungen und strengern Sitten; besonders beabsichtigten sie eine genauere Beobachtung der Vorschriften des N. T., als damals in der engl. Kirche gebräuchlich war, und widmeten sich Werken der Liebe. Andersgesinnte sagten daher, sie hätten eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden, und nannten sie scherzweise Methodisten: ein Name, der bald zur Bezeichnung dieser neuen Gesellschaft allgemein gebräuchlich und von ihr selbst angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern zeichneten sich John Wesley (s. d.), der Stifter dieses frommen Bundes, und der 1732 beigetretene Georg Whitefield (s. d.) durch Talent, Eifer und Ansehen aus. Wesley ging mit drei andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er als Heidenbekehrer zwei Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete und, durch die Verbindung mit den Herrnhutern angeregt, bei seiner Rückkehr nach England beschloß, jene kleine Gesellschaft nach Art der Brüdergemeine zu erweitern und einzurichten. Whitefield's Predigten hatten das Volk an mehren Orten auf ein solches Unternehmen vorbereitet. Bald sammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathause Erbauungsstunden hielt. Da aber die Geistlichkeit der bischöflichen Kirche den methodistischen Predigern, welche ohne bestimmte Anstellung das Volk durch Predigten für ihre Lehre und Verbindung zu gewinnen suchten, die Kanzel verbot, und der Zulauf bei ihren Vorträgen so groß wurde, daß jede Kirche ihnen zu klein schien, fingen sie an, im Freien zu predigen. Der eigne Charakter dieser Feldpredigten, die sich von den trockenen moralischen Abhandlungen, welche man in der bischöflichen Kirche zu hören gewohnt war, durch allgemeine Verständlichkeit, Nachdruck und religiöse Begeisterung auszeichneten und das durch die Lauigkeit und den Skepticismus der engl. Geistlichkeit von den Kanzeln fast verdrängte Thema vom natürlichen Verderben des Menschen, von der Versöhnung durch Jesum den Gekreuzigten, von der Buße und Wiedergeburt, mit aller Gewalt der Beredtsamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel wieder zur Sprache brachten, mußte den Anhang der Methodisten schnell vermehren. Das Feldpredigen stellten sie jedoch bald ein und bauten sich eigne Bethäuser, die sie Tabernakel nennen. Da die Regierung dem Unternehmen der Methodisten kein Hinderniß in den Weg legte, schritten sie ungestört zur Errichtung einer Kirchenverfassung, die, obgleich das gute Vernehmen mit den Herrnhutern schon 1739 aufgehört hatte, doch zum Theil nach dem Muster der Brüdergemeine, und selbst als innerer Streit über die Gnadenwahl 1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer (die sich zu dem calvinistischen Particularismus bekennen) von den Wesleyanern (die, wie die Arminianer oder Remonstranten, eine allgemeine Vorherbestimmung zur Seligkeit annehmen) verursachte, in beiden Parteien zu Stande kam. Die Zahl der 39 Artikel der bischöflichen Kirche haben sie durch Auslassungen auf 25 herabgesetzt und nehmen nur das apostolische Glaubensbekenntniß an. Ihre Liturgie ist das Rituale der bischöflichen Kirche, nur beobachten sie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen sanften und angenehmen Vortrag der Kirchengesänge, in denen beide Geschlechter abwechseln, mehr Sorgfalt und geben überhaupt der Andacht öfter Nahrung als diese. An den Wochentagen versammeln sie sich früh vor und Abends nach 6 Uhr zum Gottesdienste im Tabernakel und beobachten die Sonntagsfeier sehr genau. Monatlich ein Mal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields bei London zur Feier des Stiftungsfestes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zusammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht sind die Gemeinden in Classen von 10 — 20 Mitgliedern, und diese wieder nach den Geschlechtern in kleinere Gesellschaften (bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen.

mit der Seelsorge beauftragten Vorsteher wöchentlich zusammenkommt. Alle Bands und Classen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinschaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen sich die Methodisten noch in Stehende, deren Glaube und Wiedergeburt schon durch Ausdauer bewährt ist, und Gefallene, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeschlagen sind und in eignen Betstunden aufs Neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Bescheinigung ihrer von den Vorstehern anerkannten Frömmigkeit, die aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müssen. Neu eintretende Mitglieder erhalten eine gedruckte Sittenordnung zur Nachachtung, deren Übertretung Verweisung, Bann und endlich Ausschließung aus der Gemeinde nach sich zieht. Geleitet werden die Gemeinden von den Bischöfen, Predigern und Gehülfen oder Laienpredigern, die, weil selten gelehrte Theologen zu ihnen übergehen, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Besoldung, die sie von der Gemeinde erhalten, ihr Gewerbe fortsetzen dürfen, auch keine besondere geistliche Tracht haben. Den Predigern stehen in jeder Gemeinde sieben Älteste zur Besorgung der bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten, die Vorsteher der Classen und Bands und die Krankenbesucher zur Seite. Die Conferenz besteht aus einer gewissen Anzahl Prediger, die sich jährlich versammeln, um die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft zu berathen. Die Gemeinden haben eigne Schullehrer, und zu Kingswood bei Bristol besteht eine von Wesley gegründete Bildungsanstalt für methodistische Prediger. Alle diese Diener der Gesellschaft wurden ehedem von den Predigern allein durch das Loos gewählt. Als aber nach Wesley's Tode, 1791, unter seinen Anhängern die Frage entstand, ob man nicht das Abendmahl, das sie bisher nach Wesley's Willen in den Versammlungen der bischöflichen Kirche genossen hatten, in den eignen Tabernakeln halten und sich gänzlich von dieser Kirche lossagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abstimmung, sondern wieder durchs Loos entschieden, bildete sich unter dem Namen der neuen Methodisten eine besondere Partei unter den Wesleyanern, die 1796 ein aus Predigern und Laien zusammengesetztes Kirchendirectorium bildete und jetzt zahlreicher ist als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Unstreitig hat der Methodismus, wenn auch mit manchen Unregelmäßigkeiten und schwärmerischen Ausschweifungen verbunden, auf die Erweckung des religiösen Lebens in England großen Einfluß gehabt und wesentlich dazu beigetragen, die bischöfliche Kirche aus ihrer Erstarrung aufzuwecken und die Dissenters zu kräftigern und vereinigten Anstrengungen zu ermuntern. Die Zahl der Methodisten von allen drei Gattungen ist in Großbritannien sehr bedeutend und immer wachsend, wiewol sie größtentheils aus den untern Volksclassen besteht. Anfänglich verfolgt und geschmäht, verbreiteten sie sich nicht nur in ihrer Heimat, sondern gründeten auch Missionen in den entlegensten Theilen der Welt, unter den Sklaven in Westindien und unter den Wilden auf den Südseeinseln. Das Eigenthümliche ihres Glaubens besteht darin, daß sie auf die positiven Lehren des Christenthums einen größern Werth legen, als die engl. Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menschen für das Werk augenblicklicher starker Gemüthsbewegung halten. Auch glauben sie durch diese geistliche Wiedergeburt oder den Durchbruch eine größere sittliche Vollkommenheit erlangen zu können, als den Menschen möglich scheint. Das große Verdienst, die niedern Volksclassen zur Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht sie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und sie werden unter die ruhigsten, nützlichsten und wohlthätigsten Bürger gerechnet.

Die Methodisten in Nordamerika sind zwar Wesleyaner, unterscheiden sich aber von den brit. Gemeinden auf mehrfache Weise. Wesley richtete seine Blicke früh auf die amerikan. Colonien, und schon 1766 gründeten methodistische Prediger aus Irland eine Gemeinde in Neuyork. Sie nahm so sehr zu, daß sie zwei Jahre später ein Bethaus anlegte. Die erste Conferenz der amerikan. Methodisten ward

1773 zu Philadelphia unter dem Vorsitze Thomas Rankin's gehalten, dem Wesley die Oberaufsicht über die Gemeinden in den Colonien übergeben hatte. Nach der Revolution sandte Wesley, 1784, einen seiner Jünger nach Amerika, welcher in einer Versammlung zu Baltimore einen Oberaufseher oder Bischof der amerikan. Gemeinde einsetzte und zugleich 12 Prediger zu Ältesten ernannte. Seitdem ist die bischöfliche Verfassung in Amerika eingeführt, und die Methodisten heißen die methodistische Episkopalkirche. Sie besteht aus Diakonen, Aeltesten und Bischöfen. Jeder, der sich vom heil. Geiste ergriffen glaubt, wendet sich an seinen Prediger und erhält von ihm, wenn er tauglich befunden wird, die Erlaubniß, zu ermahnen. Hat er seine Befähigung auf diese Weise einige Zeit bewährt, so erhält er von der örtlichen Predigerconferenz die Erlaubniß, in einer Gemeinde aufzutreten, oder kann auch von der jährlichen Conferenz zum reisenden Prediger ernannt werden. Wenn er zwei Jahre lang gereiset ist, wird er Diakon und zwei Jahre später Ältester. Die Prediger in den Gemeinden sind wie in England Laien, die nur Sonntags predigen. Die jährliche Conferenz besteht aus allen reisenden Predigern. Die Generalconferenz bilden die Abgeordneten der jährlichen Conferenzen; sie wird von 4 zu 4 Jahren gehalten und hat die Macht, Anordnungen für die Gemeinden zu machen. Die Gemeinden werden wie in England in Classen und Bands eingetheilt. Jedes Band besteht aus drei bis vier Mitgliedern, die besonderes Vertrauen zueinander zieht; sie müssen aber insgesammt Männer oder Frauen, alle verheirathet oder unverheirathet zu sein. Im J. 1831 zählte man über 513,000 Mitglieder der Methodistengemeinde in Amerika, mit 2010 Predigern, und die Zahl derjenigen, die methodistische Prediger hören, ward auf 1 Mill. angenommen. Auch wurde 1831 ein methodistisches Seminar zu Middletown in Connecticut eröffnet. Durch die Predigten des Irländers Shady-Lands kam um die Mitte des 18. Jahrh. in Amerika eine neue Gattung des Methodismus unter dem Namen des neuen Lichtes auf, welche die seltsamsten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und in deren Versammlungen die tollsten Ausschweifungen der religiösen Schwärmerei vorkommen. Vgl. Crowther's „Portraiture of methodisme, or the history of the Wesleyan methodists" (Lond. 1816).

Methodologie oder **Methodik** ist die Anweisung zur methodischen oder planmäßigen Erlernung oder zum Vortrage einer bestimmten Wissenschaft. Man pflegt sie häufig mit der Encyklopädie der Wissenschaft, von deren Methode sie handelt, zu verbinden. Es gibt sonach keine allgemeine Methodologie, man müßte denn die logische Lehre von der Methode so nennen wollen, weil in der Anwendung der Denkgesetze alle Wissenschaften zusammentreffen. In der Kant'schen Schule nennt man Methodenlehre, im Gegensatze der Elementarlehre, den Theil einer Wissenschaft, welcher es mit Behandlung der durch die Elementarlehre aufgefundenen Elemente derselben zu thun hat. In der Logik insbesondere hat man seit Kant denjenigen Theil dieser Wissenschaft logische Methodenlehre genannt, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur wissenschaftlichen Vollkommenheit zu erheben. — Die Methodologie oder Methodik des akademischen Studiums aber ist eine anleitende Verständigung über den Zweck des akademischen Studiums und eine Anleitung zur Einrichtung desselben, und wird auch **Hodegetik** genannt. Vgl. Scheidler's „Grundriß der Hodegetik" (Jen. 1832), und Mußmann's „Vorlesungen über das Studium der Wissenschaften und Künste auf der Universität" (Halle 1832).

Metis oder **Mäetes**, die Mutter der Athene, eine Tochter des Oceanus und der Tethys, war die Kundigste unter den Göttern und Menschen. Ritter leitet von ihr den Namen des mäotischen Sees ab und setzt ihr Heiligthum an die Mündung des Borysthenes, wo sie als Mutter verehrt wurde.

Metonymie ist in der Rhetorik diejenige Redefigur, vermöge deren Ver-

hältnißbegriffe vertauscht und folglich Vorstellungen durch den Namen anderer, die mit ihnen im Verhältnisse stehen, bezeichnet werden. Solche Verhältnißbegriffe sind nun aber Sache und Eigenschaft, Ursache und Wirkung, Vorhergehendes und Nachfolgendes, Stoff und Product, Zeichen und Bezeichnetes, Raum und darin Enthaltenes. So wird in dem Ausdrucke: die Thräne der Freude, die Eigenschaft statt der Sache (hier des Subjects, des Freudigen) gesetzt. So sind die Ausdrücke: Ehrfurcht haben vor grauen Haaren, sich empfehlen, statt weggehen, Ölzweig statt Frieden, Scepter statt Regierung u. s. w. Tropen, in welchen die obengenannten Verhältnisse vertauscht werden.

Metōpen heißen diejenigen Vertiefungen, welche in der dorischen Säulenordnung zwischen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen übrigbleiben und wahrscheinlich in den ältesten Zeiten offen gelassen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelassen, aber öfters mit erhobener Bildhauerarbeit verziert wurden. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Triglyphen und Metopen dürfte leicht die Hauptursache gewesen sein, warum man sie bei der ionischen und korinthischen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorspringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Fries, welcher ein leichteres und zierlicheres Ansehen hatte.

Mètre, die Einheit des neufranz. Längenmaßes, ist gleich 3 par. Fuß 11,296 Linien oder 3,186,199 preuß. Fuß Duodecimalmaß. Diese Länge kommt dem Zehnmillimètretheile eines Viertheils des Erdmeridians gleich und wird nach dem Decimalsystem wieder eingetheilt. Ein Mètre enthält demnach 10 Decimètres. ein Decimètre 10 Centimètres, ein Centimètre 10 Millimètres. Dies ganze Maßsystem führt den Namen des mètrischen Systems. (S. **Französisches Decimalsystem.**)

Metrik ist die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus, als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der gebräuchlichen Versarten, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind; gewöhnlich aber versteht man darunter nur die Theorie der Verskunst. (S. **Rhythmus** und **Vers**.) Die Werke der Alten über die Rhythmik, namentlich des Aristoxenus und Heliodor, sind verloren gegangen, und was die Scholiasten und Grammatiker darüber mittheilen, geschieht nur in gelegentlichen untergeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später suchte man zwar das Getrennte in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, aber die Versuche scheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein System zu bilden. Dies war der neuern Zeit aufbehalten. Der große Bentley ahnete zuerst das Rechte, wie seine Abhandlung über die Versmaße des Terenz beweist. Nach ihm stellten Brunck und Reiz gute Forschungen über die Metrik an, aber erst der gelehrte Hermann entwickelte seit 1796 auf dem Wege, den die kritische Philosophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die allgemeinen Grundsätze der neuen Wissenschaft und mit besonderer Beziehung auf die griech. und röm. Versification. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung sind seine „Elementae doctrinae metricae" (Lpz. 1816), aus denen er eine „Epitome doctrinae metricae" (Lpz. 1818) lieferte. Allein schon Bernhardi hatte an Hermann's Theorie den Mangel einer musikalischen Grundlage gerügt, welchen zuerst Apel in seiner „Metrik" (2 Bde., Lpz. 1814—16) mit ebenso viel Scharfsinn als Sachkenntniß gehoben hat.

Metrologie ist soviel wie die Maß- und Gewichtkunde. Metrologische Tafeln sind solche, in welchen die verschiedenen Maße und Gewichte verglichen werden.

Metrŏmĕter oder **Metronom**, s. **Taktmesser**.

Metropŏlis, eigentlich Mutterstadt, im Gegensatze der Colonialstädte, hieß in Griechenland die Hauptstadt einer Provinz und in Asien überhaupt jede

größere Stadt. Daher erhielten auch die Erzbischöfe, welche in den größten Städten ihre Sitze hatten, den Titel Metropolit oder Metropolitan, und die erzbischöfliche Haupt- oder Mutterkirche hieß Metropolitankirche.

Metrum heißt im Allgemeinen soviel als Maß oder Takt, in der Dichtkunst das Versmaß. (S. Rhythmus.)

Mette, abgeleitet vom lat. matutina, heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der katholischen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. Christmette.

Metternich ist ein sehr altes rheinländisches, ursprünglich jülichsches Dynastengeschlecht, welches dem deutschen Reiche im 16. und 17. Jahrh. drei Kurfürsten gab, zwei von Mainz und einen von Trier, und schon im Freiherrnstande, vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde, das Sitz- und Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen ausübte. Von den zwölf Linien dieser Familie ist nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilstein, vorhanden, welche 1679 die reichsgräfliche und am 30. Jun. 1803 die reichsfürstliche Würde erhielt. Winneburg und Beilstein, im ehemaligen Kurfürstenthum Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie M., nachdem das Haus Winneburg und Beilstein ausgestorben war, im Anfange des 17. Jahrh. durch die Begünstigung des Kurfürsten von Trier, Lothar von M., 1599—1623. Die Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein blieben, nebst andern unmittelbaren reichsritterschaftlichen Herrschaften und Gütern jenseit des Rheins, im Besitze des Hauses M., bis solche 1801 an Frankreich kamen. Zur Entschädigung dafür erhielt die Familie M. 1803 die Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben, welche nachmals als Landesherrschaft den Namen Fürstenthum Winneburg von dem schönen Schlosse dieses Namens erhielt, 1806 mediatisirt und an Würtemberg abgetreten und am 5. März 1825 an den König von Würtemberg verkauft wurde, zu dessen unmittelbaren Domainen sie seitdem gehört. Gegenwärtig besitzt die Familie M. in Böhmen die Herrschaften Königswart, Plaß, Ammon, Markusgrün und Miltigau; Kogetein in Mähren und die Kaunitz'schen Allodialgüter; ferner am Rhein die Güter Gramme, Bronbach, Oberehe und Reinhardsstein und endlich das Schloß und Gut Johannisberg im Rheingau unter nassauischer Landeshoheit. Der jetzige Standesherr ist der Fürst Clemens von Metternich (s. d.). Sein Vater, Georg von M., geb. zu Koblenz 1746, war seit 1773 kais. außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Kurhöfen von Mainz, Trier und Köln und am westfäl. Kreise, 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopold II., 1791 dirigirender Minister in den Niederlanden, unter dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christine, hierauf 1793 und 1794, nach der Wiedereroberung Belgiens, unter dem Erzherzog Karl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweiten Male verloren gingen. Bei dem rastädter Congresse war er östr. Principalcommissarius, und 1810 verwaltete er, in Abwesenheit seines Sohnes, provisorisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er war vermählt mit Beatrix Aloisia, Gräfin von Kagenegg, und starb am 11. Aug. 1818.

Metternich (Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von), Herzog von Portella, östr. Haus-, Hof- und Staatskanzler, geb. 15. Mai 1773 zu Koblenz, studirte seit 1788 zu Strasburg, und versah bei der Krönung des Kaisers Leopold II. das Amt eines Ceremonienmeisters. Dann studirte er bis 1794 die Rechte zu Mainz, machte eine Reise nach England, ging nach Wien, wurde Gesandter im Haag und vermählte sich 1795 mit der Gräfin Eleonore von Kaunitz, Enkelin des berühmten Ministers und Allodialerbin der Herrschaft Austerlitz. Seine diplomatische Laufbahn eröffnete er auf dem rastädter Friedenscongresse als Gesandter des westfäl. Grafencollegiums. Er wurde 1801 östr. Gesandter in Dresden, war im Winter 1803—4 in Berlin, als der dritte Coalitionskrieg

ausbrach, und ging 1806 als Botschafter nach Paris. Als solcher schloß er am 10. Oct. 1807 zu Fontainebleau die Übereinkunft, welche den Isonzo zur Grenze gegen das Königreich Italien machte. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen Östreich und Frankreich, 1809, wurden ihm die Pässe verweigert, die er erst kurz vor der Schlacht bei Wagram erhielt, worauf er nach Wien und dann an das kais. Hoflager zu Komorn eilte. Als Graf von Stadion am 9. Jul. seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten niederlegte, ward M. zum Staatsminister und am 8. Oct. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er leitete die Friedensverhandlungen zu Ungarisch-Altenburg mit dem franz. Minister Champagny und begleitete dann die Kaiserin Marie Luise nach Paris. Seine Bemühungen, als er Napoleon 1812 in Dresden sah, den Ausbruch eines neuen Kriegs im Norden zu verhindern, scheiterten an dessen stolzen Entwürfen. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Verträge und Verpflichtungen, sowie der Rücksichten, welche die Familienverbindung erfoderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht dazustehen, wo Europa Östreichs Hülfe erwartete. Das Geschäft der bewaffneten Vermittlung Östreichs, welche nach einer Zusammenkunft M.'s mit dem Kaiser Alexander zu Opotschna an der böhm.-schles. Grenze im Jun. 1813 von Rußland und Preußen, und zufolge des mit Napoleon zu Dresden am 30. Jun. unterzeichneten Vertrags auch von Frankreich anerkannt wurde, führte er in Prag. Als aber mit dem peremtorischen Termine, am 10. Aug., das Friedensgeschäft noch nicht begonnen hatte, so verfaßte M. in der Nacht vom 10. zum 11. Aug. die Kriegserklärung Östreichs gegen Frankreich, und schon am Morgen des 11. überschritten die russ.-preuß. Heere die böhm.-schles. Grenze. Hierauf brachte M. in Reichenbach und in Teplitz, wo er am 9. Sept. 1813 die Quadrupelallianz unterzeichnete, jene feste Verbindung mit den Alliirten zu Stande. Am Abend der Völkerschlacht von Leipzig ertheilte Kaiser Franz ihm die östr. Fürstenwürde für sich und seine Nachkommen. Frankfurt, Freiburg, Basel, Langres und Chaumont waren nun Zeugen der diplomatischen Thätigkeit M.'s. Während des Congresses zu Chatillon leitete er die Verhandlungen im Hauptquartiere des Kaisers, und von Dijon aus die mit dem Grafen von Artois, der in Nancy eingetroffen war. Dann begab er sich nach Paris, unterzeichnete die mit Napoleon bereits geschlossene Übereinkunft von Fontainebleau, hierauf den Frieden vom 30. Mai, und erhielt sodann eine Sendung nach England, wo ihm die Universität Oxford die Doctorwürde verlieh. Bei Eröffnung des Congresses zu Wien übertrugen ihm die versammelten Minister einstimmig den Vorsitz. Hierauf unterhandelte er nebst Talleyrand und Wellington mit dem Könige von Sachsen in Presburg, um den Frieden zwischen Sachsen und Preußen durch Gebietsabtretungen zu bewirken, dann als östr. Bevollmächtigter den zweiten pariser Frieden am 20. Nov. 1815 und im folgenden Jahre zu Mailand den Vertrag mit Baiern. Im J. 1817 verhandelte er mit dem röm. Stuhle, war 1818 östr. Bevollmächtigter auf dem Congresse zu Aachen, führte 1819 den Vorsitz bei dem Congresse zu Karlsbad, und leitete dann zu Wien 1820 die Ministerialverhandlungen zur Vervollständigung der deutschen Bundesacte, hierauf die zu Troppau und Laibach. Im J. 1821 zum Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt, ging er auf eine Einladung des Königs von England nach Hanover, und war hierauf mit der Leitung der Verhandlungen in Wien und auf dem Congresse zu Verona beauftragt. Nach dem Tode des Staats- und Conferenzministers, Grafen Karl Zichy, erhielt er im Oct. 1826 das Präsidium der Ministerialconferenzen für die innern Angelegenheiten, und nach des Kaisers Franz I. Tode, am 2. März 1835, blieb er im Besitze aller seiner Ämter und seines vollen Einflusses. So glänzt M.'s Name in allen Staatsverhandlungen, welche die neue Gestaltung Europas und die Herstellung der alten Ordnung betrafen, und M.'s Ministerium ist die Epoche der glänzendsten Machtbegründung Östreichs. Mit der ihm eignen Umsicht wußte er seit der franz.

Juliusrevolution, 1830, den Frieden von Europa zu sichern und Östreichs Übergewicht in Italien zu behaupten. Seine Politik ist conservativ, daher hat er jede Verletzung des Völkerrechts in der Schweiz mit Nachdruck in die Schranken der Verträge zurückgewiesen und bei allen großen Veränderungen in Belgien, Griechenland und auf der pyrenäischen Halbinsel die Würde des östr. Cabinets auf keine Weise compromittirt. Immer inniger schloß er sich an Rußland und Preußen, je enger Frankreich und Großbritannien sich vereinigten. Mitten unter den großen Ansprüchen der Gegenwart nahm er, der Zukunft stets eingedenk, an den innern Angelegenheiten, der Herstellung der Finanzen, sowie der Verbesserung in allen Zweigen der Verwaltung den wirksamsten Antheil. Er stand umfassenden Unternehmungen zu Gunsten der Nothleidenden thätig vor und beförderte unter den großen Elementen des Staats und Kriegs auch vaterländische Wissenschaft und Kunst. Wie Kaunitz der Stifter, so war M. der Wiederhersteller der Akademie der bildenden Künste in Wien. Das östr. Alterthum, die Geschichte und die Diplomatik waren stets vorzügliche Gegenstände seiner Sorgfalt. Im Anerkenntnisse seiner ungemeinen Verdienste um den östr. Staat beschenkte ihn sowie den Fürsten Karl von Schwarzenberg der Kaiser Franz im Mai 1814 in Paris mit dem Rechte, das östr. und lothring. Wappenzeichen in das erste Feld seines Familienwappens aufzunehmen. Der König beider Sicilien erhob ihn im Febr. 1816 zum Herzog, mit einer Dotation von 60,000 neapolit. Ducati in Grundgütern, und gab ihm am 1. Aug. 1818 den Titel eines Herzogs von Portella. Auch erhielt er für sich und seine Nachkommen, nach Abgang des Mannsstammes auch der weiblichen, nach Erstgeburtsrecht, durch die Schenkungsurkunde vom 1. Aug. 1816 von dem Kaiser Franz das Erbeigenthum des Schlosses und Gutes Johannisberg mit Vorbehalt des Rückfalls an Östreich. Der König von Spanien verlieh ihm die Grandezza erster Classe mit dem Herzogstitel, und mit Ausnahme des engl. Kniebandordens ist er Ritter aller ersten europ. Orden. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, gest. 19. März 1819, vermählte er sich 1827 mit der Freiin von Leykam, die zur Gräfin von Beilstein erhoben wurde und 1829 starb, und 1831 zum dritten Male mit der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris, geb. 1805. Von seinen Kindern leben zwei Töchter aus der ersten und eine aus der dritten Ehe; ein Sohn, Richard, geb. 1829, aus der zweiten, und ein anderer, Paul, aus der dritten Ehe. Vgl. über seine Lebensgeschichte Hormayr's und Mednyanski's „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte" (1827).

Metz, ein sehr starke Festung mit drei Citadellen und Hauptstadt des franz. Moseldepartements, am Einflusse der Seille in die Mosel, sonst eine freie Reichsstadt, 1552 aber von franz. Truppen besetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten, hat 45,000 Einw. Es fehlt nicht an graden und gut gepflasterten Straßen, schönen Häusern und mehren öffentlichen Plätzen; doch ist im Ganzen die Stadt altmodisch gebaut. Sehenswerth sind der Dom, das Schauspielhaus und die Intendantur. M. ist der Sitz eines Präfecten, des Stabes der dritten Militairdivision, eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Besançon steht, eines Lyceums, einer vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule und einer Gesellschaft der Wissenschaften und Künste. Außer wichtigen Gewerken in Kattun, Zitz, Barchent und Wollenzeuchen findet man daselbst viele Gerbereien und Färbereien. Auch treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel mit Landeserzeugnissen und bauen viel Obst. Jährlich wird im Mai eine Messe gehalten. Ein Stunde von der Stadt, auf beiden Ufern der Mosel, befinden sich die Trümmer einer großen röm. Wasserleitung, von dem Volke die Teufelsbrücke genannt. Die im J. 1822 in der alten Citadelle gefundenen Alterthümer dieser im hohen Alterthum und unter den Merovingern berühmten Stadt hat Devilly (Metz 1823) beschrieben.

Metzu (Gabriel), Maler, geb. 1615 in Leyden, nahm sich Dow, Terburg und van Mieris zu Mustern und starb zu Amsterdam, wo er sich gewöhnlich

aufhielt, 1650. Er malte besonders Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Genrebilder aus der vornehmen Welt, Frauen mit Früchten, Chemiker in ihren Laboratorien, Ärzte bei ihren Kranken u. s. w. Er war ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur, und seine Manier frei und gefällig. Die Harmonie der Farben wußte er so gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demselben einen rothen Vorhang in Ansehung der Stoffe leicht unterscheiden kann, ohne in den Farben einen großen Absatz wahrzunehmen. Seine Bilder, unter denen der Gemüsemarkt zu Amsterdam eines der vorzüglichsten ist, sind selten, weil er langsam arbeitete, aber sehr geschätzt. Seine berühmtesten Schüler sind J. van Geel und van der Meer, genannt der delftsche Meer.

Meudon, ein Flecken in der Nähe von Paris, unfern der Seine, ist besonders des kön. Schlosses wegen berühmt, welches, wenn es auch noch nicht zu Cäsar's Zeiten gestanden haben sollte, wie Einige behaupten, doch sehr alt ist. Im 17. Jahr. gehörte dasselbe dem Minister Louvois, der den von der Herzogin von Etampes, Anna de Pisselu (der Geliebten Franz I.), angelegten Park erweitern ließ und das Schloß der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu ihren Sitzungen einräumte. Nach Louvois' Tode kaufte es Ludwig XIV. und schenkte es dem Dauphin (Ludwig XV.), welcher neben dem alten von Philibert Delorme erbauten Gebäude einen neuen Palast aufführen und durch Lenotre (s. d.) den Garten verschönern ließ. Unter Ludwig XVI. bewohnten Marie Antoinette und der Dauphin, sowie nach dessen Tode sein Bruder, der junge Herzog von der Normandie und nachherige Dauphin (Ludwig XVII.) das Schloß, welches mit dem Fall des Königshauses aufhörte ein Vergnügungsort zu sein und vom Wohlfahrtsausschusse, am 20. Oct. 1793, die Bestimmung erhielt, dem Nationalinstitut zur Vorbereitung nützlicher Erfindungen zu dienen. Um aber die Arbeiten, welche hier betrieben wurden, und deren Zweck mehrentheils Vervollkommnung der zum Kriege nöthigen Dinge war, desto sicherer ausführen zu können, umgab man dasselbe und einen Theil des Parks mit tiefen und breiten Gräben und Erdwällen. Unter andern wurden hier die bei der Schlacht von Fleurus 1794 angewendeten Luftballons verfertigt. Im März 1795 brannte das alte Schloß ganz ab. Unter Napoleon's Herrschaft wurde das Schloß von M. seiner ersten Bestimmung zurückgegeben, aufs prachtvollste eingerichtet und von dem Kaiser hernach seinem Sohne so lange zum Aufenthaltsort angewiesen, als derselbe noch die Brust erhielt. Während Napoleon's Feldzuge nach Rußland bewohnte die Kaiserin mit ihrem Sohne das Schloß, das nun wieder eine Domaine der kön. Krone von Frankreich geworden ist. Für die Bewohner des Fleckens M. ist theils der Weinbau, theils die Arbeit in den reichhaltigen Kreidebrüchen Haupterwerb. Diese Kreide wird im Handel gewöhnlich blanc de Meudon genannt. Die Brüche selbst ziehen sich von M. aus längs der Seine, oft hart an deren Ufer, über Moulineaux, wo der Haupteingang dazu ist, bis nahe an Sèvres hin. Die Höhlen, welche hier in den ungemein tief liegenden Kreidelagern theils von der Natur, theils durch die Hand der Menschen gebildet worden sind, geben beim Scheine der Fackeln einen pittoresken Anblick, und die Ausbeute an oft sehr schönen Versteinerungen und andern Formationen vermehrt das Interesse dieser Gegend auch noch in mineralogischer Hinsicht.

Meulen (Ant. Franz. van der), Schlachtenmaler, geb. zu Brüssel 1634 von reichen Ältern, hatte Peter Snayers, einen Maler von Ruf, zum Lehrer, übertraf ihn aber sehr bald. Einige Arbeiten M.'s, die nach Frankreich gekommen waren, hatten Lebrun auf ihn aufmerksam gemacht, worauf Colbert ihn mit einem Gehalt von 2000 Livres und freier Wohnung zu der Gobelinmanufactur berief. Sein Talent als Schlachtenmaler empfahl ihn Ludwig XIV., der ihn stets in sein Gefolge nahm, wenn er ins Feld zog, und nicht selten ihm selbst die Gegenstände anwies, die er durch den Pinsel verewigt wünschte. So fand M. Gelegenheit,

sich immer mehr in seinem Fache zu vervollkommnen, und erhielt bald, namentlich wegen der Wahrheit und des Ausdrucks, welchen er seinen Arbeiten zu geben wußte, den Ruf als einer der vorzüglichsten Schlachtenmaler, wie er sich denn auch in der Genre- und Landschaftsmalerei auszeichnete. Unter die berühmtesten seiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig XIV. in eine eroberte Stadt; der Einzug dieses Königs in Arras; die Belagerung von Mastricht; ein Ritter, welcher, ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer spricht, die eben ihre Guitarre stimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand, und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man von ihm viele trefflich gearbeitete Ansichten der kön. Schlösser in Frankreich und mehre Arbeiten, die er zum Behuf der Gobelinmanufactur lieferte. Besonders glücklich war er in dem Ausdruck, den er seinen Pferden zu geben wußte. Dies bewog denn auch seinen Freund Lebrun, dessen Nichte er heirathete, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Die vorzüglichsten Bilder von ihm finden sich im Schlosse zu Marly und im Refectorium der Invaliden zu Paris. Durch die berühmtesten Kupferstecher seiner Zeit ist eine Reihe von 152 Platten nach M.'s Gemälden gestochen worden, unter denen sich die von seinem Schüler Bauduin auszeichnen, welche den 16. — 18. Band der unter dem Titel „Cabinet du Roi" bekannten Kupfersammlung bilden. M. wurde 1673 Mitglied der Akademie und starb 1690. Unter seinen Schülern ist J. van Huchtenburg der berühmteste.

Meursius (Johannes) der Ältere, eigentlich de Meurs, Philolog und Alterthumsforscher, geb. 1579 zu Losduineu beim Haag, entwickelte sehr früh und schnell seine außerordentlichen Anlagen. Er studirte zu Leyden Philologie, und die erste Aufgabe, die er sich in diesem Studium stellte, war die Erklärung des dunkelsten griech. Dichters, des Lykophron (Leyd. 1597). Nach Vollendung seines akademischen Cursus bereiste er als Führer der Söhne des Großpensionnairs Oldenbarneveldt einen großen Theil Europas, erhielt bei seiner Rückkehr, 1610, die Professur der Geschichte in Leyden, im folgenden Jahren die der griech. Sprache und wurde sodann auf mehrfache Weise von den Generalstaaten ausgezeichnet. Doch Oldenbarneveldt's Hinrichtung stellte auch den stillen und ränkelosen M. den Verfolgungen der Parteisucht bloß. Von dem Könige von Dänemark berufen, lehrte er an der Akademie von Soroe und starb daselbst 1639. M. gehört zu den fleißigsten Arbeitern, besonders in dem Felde der griech. und röm. Alterthümer, die er, obgleich nur in Monographien, fast in ihrem ganzen Umfange behandelte. Die meisten derselben finden sich gesammelt in Gronov's „Thesaurus antiquitatum graec." und in des Grävius „Thesaurus antiquitatum rom.". Außerdem sind zu erwähnen sein „Glossarium graeco-barbarum" (Leyd. 1614, 4.) und seine „Athenae batavae" (Leyd. 1625, 4). Eine vollständige Sammlung seiner Schriften besorgte Lami (12 Bde. Flor. 1741—63, Fol.). — Sein Sohn, Johannes M., der Jüngere, geb. zu Leyden 1613, folgte seinem Vater nach Dänemark und studirte unter dessen Leitung mit fast ebenso glänzendem Erfolge wie jener; doch ein früher Tod entriß ihn 1653 den Wissenschaften, die er durch mehre gründliche antiquarische Abhandlungen bereichert hat. — An den unter seinem Namen erschienenen skandalösen „Elegantiae latinae" (zuerst ohne Jahr und Ort und öfter, beste Ausg., Leyd. 1757, 12.), die den Franzosen Chorier zu Grenoble zum Verfasser haben, hatte er nicht den entferntesten Antheil.

Meusel (Joh. Georg), ein äußerst fleißiger Gelehrter, der sich besonders um die Kunst- und Literaturgeschichte vorzügliche Verdienste erwarb, geb. 1743 zu Eyrichshof im fränkischen Rittercanton Baunach, wo sein Vater Cantor war, besuchte die Rathsschule und das akademische Gymnasium zu Koburg, bezog 1764 die Universität Göttingen, wo er Mitglied des historischen Instituts und des philologischen Seminariums wurde, und wandte sich darauf 1766 nach Halle, wo

er Vorlesungen hielt, bis er 1769 als Professor der Geschichte nach Erfurt berufen wurde. In gleicher Eigenschaft 1780 nach Erlangen versetzt, starb er daselbst als geheimer Hofrath am 19. Sept. 1820. Die Menge seiner Schriften ist ein Beweis des ernsten Fleißes und der Vielseitigkeit seiner gelehrten Thätigkeit. Sein „Gelehrtes Deutschland" (18 Bde., Lemgo 1796—1821) wurde von Lindner beendigt (Bd. 19—21, Lemgo 1823—27), der auch Ergänzungen lieferte (Bd. 22—23, Lemgo 1829—34). Wie dieses sind auch sein „Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller" (15 Bde. Lpz. 1802—16) und seine nicht beendigte Bearbeitung von B. G. Struv's „Bibliotheca historica" (Lpz. 1782—1804) in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Punkte derselben bearbeitet hatte, größere Sammlungen unternahm. Dahin gehören sein „Deutsches Künstlerlexikon" (2 Bde., Lemgo 1778, neue Aufl., 3 Bde., 1808—9); „Miscellaneen artistischen Inhalts", (30 Hefte, Erf. 1779—87); „Museum für Künstler und Kunstliebhaber" (18 Stück, Manh. 1787—92); „Neues Museum u. s. w." (4 St., Lpz. 1794—95); „Neue Miscellaneen artist. Inhalts" (14 St., Lpz. 1795—1803) und das „Archiv für Künstler und Kunstliebhaber", (4 Stück, Dresd. 1803—8). Um die Statistik, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, hat er sich durch seine „Anleitung zur Kenntniß der europ. Staatenhistorie" (5. Aufl., Lpz. 1816), „Literatur der Statistik" (2 Bde., Lpz. 1806—7) und durch sein „Lehrbuch der Statistik" (4. Aufl., Lpz. 1817), sowie um die allgemeine Geschichte durch mehre Journale und Sammlungen verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in seiner „Geschichte von Frankreich" (als 35.—39. Theil der „Allgemeinen Welthistorie") und in seinem „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit" (1.—3. Abthl., 1799 fg.) auch als Geschichtschreiber auf, indem besonders in dem letzten Werke der große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffes werden lassen.

Meuterei heißt das Aufregen Anderer zu einer Empörung, indem man seine Unzufriedenheit gegen sie ausspricht und sie verleitet, sich gegen die bestehende Ordnung und ihre Obrigkeit aufzulehnen. Die in solchen Umtrieben Befangenen heißen **Meuterer**, und ihr Verbrechen wird im Kriege und auf der See jedesmal auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Mexico, oder die Union der mexican. Bundesstaaten (Estados unidos mexicanos), 76,211 □ M. mit 7,700,000 Einw., das ehemalige Vicekönigreich Neuspanien, grenzt gegen N. an die Vereinigten Staaten, gegen S. an die Republik von Mittelamerika, gegen O. an die Vereinigten Staaten und an den mexicanischen Meerbusen und gegen W. an das Süd- oder stille Meer. Neuspanien überhaupt begriff die Länder Alt- und Neumexico und Kalifornien. Die span. Seefahrer Solis und Pinzon entdeckten zuerst 1508 Yucatan, während Grijalva 1518 die Ostküste von Neuspanien auffand. Im J. 1519 landete **Cortez** (s. d.) da, wo jetzt Veracruz steht, eroberte M. und bis 1521 das ganze Reich, und entdeckte 1534 Neukalifornien. Seit 1540 wurde nun M. von Vicekönigen regiert, die in der Regel alle fünf Jahre wechselten, bis 1810 die Unruhen begannen. (S. **Südamerikanische Revolution**.) Alex. v. Humboldt war der Erste, dem es gelang, den Schleier zu lüften, der auf diesem Wunderlande lag. Die Geschichte M.'s beginnt mit der Einwanderung der Azteken und der Tolteken im 7. Jahrh. n. Chr. Von dem alten Anahuac, wie M. in den frühesten Zeiten hieß, sieht man nur noch die Überreste einer räthselhaft kunstreichen Vorzeit, deren Gebilde auf die Priestercultur des alten Ägyptens und auf die Seezüge der alten Phönizier und Karthager hinweisen. Andere Denkmäler scheinen der Zeit vom 7.—12. Jahrh. anzuhören. Die Sternkunde der alten Mexicaner scheint

auf Überlieferung beruht zu haben. Sie zählten im Jahre 18 Monate, jeden zu 20 Tagen, und noch 5 Ergänzungstage, und hatten auf diese Weise, wie die alten Ägypter, ein Jahr von 365 Tagen. Nach 52 solcher Jahre schalteten sie 13 Tage ein, wodurch sie ein richtiges Julianisches Jahr erhielten.

Schon durch die Sicherheit seiner Lage ist M., welches durch zwei Meere, im S. und W., durch breite Ströme und Wildnisse im O. und N., gegen feindlichen Einbruch geschützt ist und an einen hohen Bergwall sich anlehnt, der Südamerika und Colombia durch die schmale Landzunge Darien mit Guatemala verbindet, zur Unabhängigkeit berufen. Es fehlt an Landungsplätzen, Häfen und sichern Rheden für Kriegsschiffe sowol an der Küste der Südsee wie am mexican. Golf. Die wenigen Häfen, dort San-Blas, Acapulco und Huatlan, hier die Insel S.-Juan de Ulloa, ein den Nordstürmen offener Ankerplatz für die Stadt Vera-Cruz, werden durch starke Festungswerke vertheidigt. Die Ufer sind seicht, das dürre Küstenland wenig bevölkert und angebaut, die Strommündungen aber durch Sanddämme gesperrt. Weder der Fluß Alvarado noch die Häfen von Tampico oder Sotto-Marina können Schiffe aufnehmen, die mehr als 10 F. im Wasser gehen. Der einzige Punkt, welcher bei einem Eroberungsplane von Europa her als der Schlüssel zu den ausgebreiteten Gebieten, welche den Meerbusen von M. einschließen, betrachtet werden kann, ist die nahe, bei dem stets günstigen Winde für Truppensendungen kaum einige Tage entfernte Havana, die wegen ihrer Lage an dem westl. Ende von Cuba den Zugang von M. zwischen Cap Catoche und Cap Antonio, sowie den Ausgang zwischen diesem und Cap Florida, beherrscht. M. selbst erhebt sich in drei Stufen über das Meer. Den obern Raum nimmt die ungeheure, trockene und kahle Hochebene der Anden ein, die im S. 6000—8500 F. hoch über dem Meere sich lagert, aus welcher Gruppen vulkanischer Berge und einzelne Gipfel mit ewigem Schnee bis zu einer Höhe von 17,000 F. emporsteigen, und von welcher niedrige Strecken Landes nach beiden Meeren abfallen. Gegen N. hin nimmt diese Bergfläche an Breite zu und an Höhe ab, bis sie, etwa 650 M. von ihrer südl. Grenze, nur noch eine Höhe von etlichen 100 F. über dem Meere behält, wo sie aber von mehren hohen Bergketten durchschnitten ist, die sich bis in den tiefsten N. hinaufziehen. Diese Bergfläche ist bei kalter, rauher Luft meist unfruchtbar und in manchen Bezirken mit salzigen Stoffen bedeckt; nur nach S. zu wird sie fruchtbarer und gesunder, obwol sie hier der Wolkenregion nahe und daher, wie die Stadt Xalapa, beinahe stets in Nebel eingehüllt ist. Desto fruchtbarer an Getreide, Wein und Früchten sind die niedrigen, hügelreichen, noch immer 4—5000 F. über dem Meere sich ausbreitenden Landstriche der mittlern Abdachung, wo die Luft gemäßigt und sehr gesund ist. Hier liegen, von stark bevölkerten Dörfern umgeben, die großen Städte Mexico (s. d.), Guadalaxara, Guanaxuato, Valladolid, Luis Potosi, Puebla de los Angelos (das alte Tlascala), Queretaro und Guaxaca. In diesen Landstrichen gibt es große Ebenen, wo der Ertrag des nicht gedüngten Weizenbodens selten geringer als 50fach und häufig 80fach ist. Mais gewährt manchmal 100, wol auch 300 Körner für eins. Die Ernte eines Jahres reicht für den Bedarf von zwei Jahren hin. In den Niederungen ist die Fruchtbarkeit so groß, daß bei Familien, welche sich von Mais nähren, die Bedürfnisse einer Familie für ein ganzes Jahr dadurch gedeckt werden können, daß ein Mann einen einzigen Tag lang arbeitet. Ebenso reich an Ertrag als leicht ist der Anbau des Pisangbaums, der Maniok, der indischen Feige u. s. w. Über die niedrigste Abdachung des Landes in der Küstennähe hat die Tropennatur die ganze Fülle ihres Reichthums ausgeschüttet; aber diese Küstenstriche sind heiß und feucht, daher ungesund und, zumal bei der Untheilbarkeit der großen Besitzungen, weniger angebaut und bevölkert. Wo Zucker-, Kaffee- und Baumwollpflanzungen halb Europa versorgen könnten, da weiden zahlreiche Heerden Hornvieh. Um Veracruz ist der Sandboden ohne Bäume und Gras, und die

Luft ungesund. Unter vielen naturhistorischen Merkwürdigkeiten M.'s erwähnen wir nur den sogenannten Händebaum, dessen Früchte einer menschlichen Hand ähnlich sind, und die Pflanze Maguey, aus deren Blättern der sogenannte Paraguay-Thee, und in eignen Fabriken auch ein gutes Papier bereitet wird. Die Kraft der Vegetation zeigt sich in den riesenartigen Palmen, in den Bananen, Paupas, Avocatas, Anonas u. s. w. Dagegen ist der wilde Hund von M. kaum so groß als eine Ratte. In den Umgebungen des Sees von M. sind die ursprünglich schwimmenden Gärten (Chinampas), welche zu kleinen Inseln geworden, die Blumen-, Frucht- und Küchengärten M.'s bilden.

Die Bevölkerung des mexikan. Staatenvereins zerfiel vor der Revolution in folgende Classen: 1) Die weißen Europäer, die sich 1821 zu der ganzen Zahl der Einwohner kaum noch wie 1:100 verhielten. Sie bildeten eine Art Aristokratie, bekleideten die höchsten Ämter im Staat und in der Kirche und verheiratheten sich nur mit Creolinnen. Gleichen Rang mit ihnen behaupteten aus Stolz auf ihre europ. Abkunft: 2) die weißen Creolen, die etwa den sechsten Theil der Bevölkerung ausmachen, und zu denen nicht nur die reichsten, sondern auch die gebildetsten Bürger M.'s gehören, welche jedoch größtentheils in Europa und durch Reisen diese Bildung erlangt haben. Aus ihrer Mitte waren die meisten Mitglieder der Universität, der mineralogischen und chemischen Schule, der größere Theil der Offiziere, Weltgeistlichen und Advocaten; allein zu den höhern Ämtern oder zu Bisthümern konnten sie nicht gelangen. Die adeligen Familien lebten vor der Revolution mit fürstlichem Aufwande; der Gutsherr indian. Dörfer hielt auf seinem Landsitze Handwerker und Waarenlager. Die Städter trieben ihre Gewerbe mit ungeheurem Gewinn und hatten reichen Antheil an dem Ertrage der Bergwerke. Überall herrschte span. Prunksucht mit abenteuerlicher Überladung. Die Creolen waren überdies der Spielsucht ergeben. 3) Die gemischten Classen stammen von der Verbindung der Weißen mit Indianern und Negern her. Jeder Grad hatte bisher, nach seiner hellern oder dunklern Farbe, seine eigne Benennung und bestimmte Rangstufe, wie die Zambo, Mulatto, Quarteron u. s. w. Sie bilden die Masse der Dienstboten, Handwerker, Soldaten, Fuhrleute u. s. w., und machen etwa zwei Sechstheile der Bevölkerung aus. 4) Die eingeborenen Indianer, fast drei Siebentheile der ganzen Nation, sprechen fast alle spanisch, haben aber in ihren alten Dörfern und Städten ihre ursprüngliche Absonderung in verschiedene Stämme und Sprachen erhalten. Nach Humboldt gibt es 20 verschiedene mexican. Sprachen, von denen 14 eigne Grammatiken und Wörterbücher haben. Die Indianer sind eifrige katholische Christen und überlassen sich ganz der Leitung ihrer Priester, welche nebst den Kaziken, den eingeborenen Obrigkeiten, die Gemeindeverwaltung haben. Sie leben vom Feldbau, sind unwissend und theilweise träge und schmuzig, genießen wenig und schlechte Pflanzenspeisen, gehen ärmlich gekleidet und wohnen eng beisammen in kleinen Rohrhütten, ohne Wände. Alle sind frei, haben Eigenthum, und können weder zur Arbeit gezwungen, noch verkauft, noch in andere Gegenden versetzt werden. Ihrer Gesundheit schadet der häufige Genuß eines berauschenden Getränks, Pulque genannt, das aus einer Art Cactus bereitet wird. Durch lange Tyrannei unterdrückt und von den Creolen, gegen die sie nur Furcht und Haß haben, verachtet, sind sie anscheinend dumm und gleichgültig, aber tief verschlagen und in plötzlich erregter Leidenschaft schrecklich. Als sie auf den Ruf eines Priesters 1810 sich empörten, hatten sie keine andere Waffe als den Bogen und die Wurfschlinge. An Zucht und Ordnung war bei ihnen nicht zu denken, und aus Furcht vor dem Bannfluche, welchen der Erzbischof von M. über sie aussprach, liefen sie wieder auseinander. Afrikanische Negersklaven gibt es in M. wenig, höchstens 10,000, die meist mit Indianerinnen verheirathet sind. So ist die mexican. Nation in Sitten, Sprache und

Bildung vierfach unter sich getrennt. Was sie vereinigt, ist die röm.-katholische Religion, insbesondere die Verehrung der h. Jungfrau von Guadeloupe, der Schutzheiligen von M., und der Haß gegen Altspanien.

Der leichte Anbau fruchtreicher Pflanzen und der gänzliche Mangel an Schulen erhielt bisher die Mexicaner in dem Zustande der Rohheit. Es fehlte an Capitalien; gewisse Zweige, wie der Wein- und der Olivenbau, waren zu Gunsten des Monopols des Mutterlandes verboten, und der Tabak, ebenfalls kön. Monopol, auf einen kleinen Landstrich beschränkt. Cacao wird auch jetzt noch nicht gebaut, sondern aus Guayaquil gezogen; zwei Drittel des Indigo, den Veracruz ausführt, kommen aus Guatemala. Flachs- und Hanfbau, Maulbeerbaumpflanzungen und Seidenzucht sind noch nicht eingeführt. Auch fehlt es an Kräften für den Zuckerbau, weil es bei dem Mangel an Landstraßen, Kanälen und schiffbaren Flüssen zu viel kostet, ihn zu Markte zu schaffen. Hat doch sogar der einträglichste und M. eigenthümliche Zweig des Feldbaus, der der Cochenille, welche die Indianer in der Provinz Oaxaca ziehen, sonst an 500,000 Pf. jährl., jetzt sehr abgenommen. Ob die acht deutschen Ansiedelungen zu Mirador, welche Sartorius und Lavater auf dem östl. Gebirgsabhange, 20 St. von Veracruz, vor einigen Jahren gegründet haben, gedeihen und landwirthschaftliche Industrie verbreiten werden, ist noch sehr zweifelhaft. Die mexican. Bergwerke geben zwar auf den Centner Erz nur 3—4 Unzen reines Silber; allein es finden sich in M. reiche Gänge von einer Mächtigkeit und Länge, wie man in keinem andern Theile der Welt kennt, die zu Anfange des 19. Jahrh. jährlich 23 Mill. Piaster an Werth lieferten. Der Bergmaschinenbau war sehr unvollkommen, bis Engländer und Deutsche seit 1824 den in der Revolution verfallenen Bergbau wieder aufnahmen. Für die großen von dem elberfelder Bergwerksvereine auf den Bergbau in M. verwendeten Summen ist demselben erst 1834 Ersatz und Ausbeute geworden. Feldbau ist die Hauptquelle des Reichthums von M.; allein bei der schlechten Verwaltung haben Land und Volk, ungeachtet des 300jährigen innern und äußern Friedens, dessen M., einige kurze Volkstumulte ausgenommen, sich erfreute, zu keinem Wohlstande gelangen können. Es fehlte an Verkehr und Geldumlauf. Industrie und Handel waren früher von dem Mercantilintereſſe des Mutterlandes gelähmt. Die 1824 erfolgte Abbrechung jeder Art von Verbindung mit Spanien beschränkte zwar den unmittelbaren Verkehr mit Cuba auf Schleichhandel; indessen haben Amerikaner und Briten den Zwischenhandel an sich gezogen.

So fühlbar aber auch der Mangel an freier Bewegung in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, und so drückend die Last war von Misbräuchen aller Art bei der höhern Regierung wie bei der untern Verwaltung, so brach dennoch der Aufstand zuerst nicht unter den Creolen aus. Vielmehr zeugt es für den ruhigen und rechtlichen Sinn der Mehrzahl unter ihnen, daß Hidalgo 1810 blos Indianer fand, die seinem Rufe folgten, und daß bis 1820 fortwährend nur Geistliche durch ihren Anhang unter den Indianern die Anführer wurden und blieben. Bei der fast allgemeinen Erschlaffung der Creolen hätte es in M. nie zu Unruhen kommen können, wenn nicht die dortigen Spanier größtentheils verächtliche Geschöpfe des Friedensfürsten gewesen wären, und wenn nicht mit der span. Junta zu Sevilla und Cadiz die nachfolgende kön. und die Cortesregierung in Zwangsbefehlen gegen die Colonien gewetteifert hätten. Die Grausamkeit des Kampfes reizte die Eingeborenen noch mehr auf. Endlich mußten die Spanier in M., weil sie von dem Mutterlande nicht ergänzt, dadurch aber immer schwächer wurden, den Creolen die Selbstbewaffnung gestatten. Jede Gemeinde, Stadt und Provinz sorgte nun selbst für ihren Schutz. Es entstanden aus den Provinzialmilizen Provinzialverwaltungen, aus diesen aber Provinzialregierungen und Provinzialcongresse, was nothwendig zu dem Föderativsystem hinführte. Dies Alles, sowie der freiere Verkehr mit Briten und Nordamerikanern hat den mexican. Gutsherren und

Bürgern Selbständigkeit gegeben, und das Wort Independencia war seit 1820 die allgemeine Losung. Die ersten Helden, welche als Opfer des Vaterlandes für dieses Wort fielen, waren Hidalgo, Allendo, Morelos, Aldama, Ximenes, Bravo, Matamoros, Mina, Moreno und Rosales. Allein erst nach Iturbide's (s. d.) Sturz vollendete der Congreß das Werk der Constitution vom 16. Dec. 1823, welche am 4. Oct. 1824 in Wirksamkeit trat. Nachdem er im Sept. 1824 den General Vittoria zum Präsidenten erwählt und den Sklavenhandel vom 13. Jan. 1825 an durch ein Gesetz abgeschafft hatte, erklärte er am 29. Dec. 1824 seine Sitzung für geschlossen. Mit diesem Tage begann die verfassungsmäßige Regierung des mexican. Bundesstaates, der damals aus 15 souverainen Staaten bestand. Die Unabhängigkeit derselben wurde zuerst von den Vereinigten Staaten und am 1. Jan. 1825 von Großbritannien, hierauf von Portugal, Brasilien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark und Preußen anerkannt. Später trat Frankreich in Handelsverbindungen mit M. und ernannte Handelscommissarien. Auch der Papst Leo XII. erließ am 29. Jun. 1825 ein Schreiben an das „Erlauchte Haupt der Regierung", an den Präsidenten Vittoria, worin er, ohne sich in die politischen Angelegenheiten zu mischen, nur die kirchlichen des neuen Bundesstaates unter seine Obhut nahm. Spanien widerstand den Vorstellungen Englands und dem Rathe Frankreichs, die Unabhängigkeit M.'s unter vortheilhaften Bedingungen anzuerkennen. Es verlor den letzten Punkt, den es noch in diesem Reiche besaß, die Feste S.-Juan de Ulloa, deren tapferer Vertheidiger, Coppinger, ein Irländer, wegen Mangels an Allem am 19. Nov. 1825 capituliren mußte. Eine Menge geborener Spanier blieben im Dienste der Republik. Alles war in Eintracht und Ruhe, als ein encyklisches Schreiben des Papstes Leo, der die Independenten ermahnte, sich wieder dem Mutterlande zu unterwerfen, unruhige Bewegungen unter den Spaniern und dem Klerus veranlaßte. Ein Mönch, Arenas, versuchte Ferdinand's absolute Herrschaft wieder zu begründen. Er wurde verhaftet, zum Tode verurtheilt und starb im Gefängnisse an Gift, im Febr. 1827. Hierauf suspendirte der Föderalcongreß durch das Decret vom 14. Mai 1827 alle Spanier von jeder Anstellung so lange, bis das Mutterland die Unabhängigkeit M.'s anerkannt haben würde. Mehre Provinziallegislaturen beschlossen die Vertreibung aller unverheiratheten europ. Spanier. Um diese Zeit nahmen die Parteien der aristokratischen und der demokratischen Independenten die aus der engl. Freimaurerei bekannten Namen an; jene nannten sich Escoseses, diese Yorkinos. Jene wünschten einen Prinzen des Hauses Spanien auf dem Throne von M. zu sehen; an sie schlossen sich die europ. Spanier und die Centralisten an, welche statt der Föderation eine Centralregierung vorzogen. Sie gewannen unter dem Vicepräsidenten General Bravo eine Zeit lang die Oberhand; allein die Yorkinos, für welche auch der amerik. Gesandte Poinsett Partei nahm, siegten unter dem General Guerrero, im Jan. 1828; Bravo wurde gefangen und deportirt, erhielt jedoch später vom Congreß die Erlaubniß zur Rückkehr. Nun erfolgte ein Verbannungsdecret gegen die Altspanier, und die einflußreichsten mußten das Gebiet der Republik räumen. Die Wahl des neuen Präsidenten fiel am 1. Sept. auf den verdienstvollen Kriegsminister Pedrazza; denn nur acht Legislaturen, darunter die von M., hatten für Guerrero gestimmt. Dies erbitterte die Yorkinos, welche jenen für einen Aristokraten hielten. Sie griffen zu den Waffen und Santana trat an ihre Spitze. Am 2. Dec. 1828 wurden die Parteien in der Hauptstadt handgemein; am 4. blieb der Sieg den Yorkinos, und der Pöbel plünderte drei Tage lang die Häuser der Escoseses und Spanier. Pedrazza hatte sich geflüchtet, legte die Präsidentenstelle nieder, begab sich im Febr. 1829 nach England und dann nach Frankreich, von wo er 1832 nach M. zurückkehrte. Zu seinem Nachfolger wurde Guerrero gewählt; Bustamente wurde Vicepräsident, General Santana Kriegsminister, und die Yorkinos

erhielten die Verwaltungsstellen. Der Congreß bestätigte am 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl und promulgirte am 20. März ein Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme und für immer verbannte. Damals sollen an 22,000 Spanier M. verlassen und ihr Vermögen mitgenommen haben; es blieben blos einige Militairs und diejenigen Seeleute, welche 1825 das span. Linienschiff Asia (jetzt der Congreß) ausgeliefert hatten. Unterdessen hatte Spanien, zum Theil mit dem Gelde der Verbannten, eine Expedition zur Wiedereroberung M.'s in Havana ausgerüstet und dem Brigadegeneral Barradas den Oberbefehl über die Truppen gegeben. Die Expeditionstruppen, ungefähr 34,000 M., landeten am 24.—27. Jul. bei Punta de Xeres, 4 M. von Tampico, und bemächtigten sich dieser Stadt am 7. Aug., wurden aber von Santana eingeschlossen, sodaß Barradas sich genöthigt sah, am 11. Sept. 1829 zu capituliren, Waffen, Fahnen und Kriegsvorräthe auszuliefern, Tampico zu räumen und sich nach Havana wieder einzuschiffen. Zwei Monate später brach gegen den unwissenden und als Mestize verhaßten Präsidenten Guerrero eine Verschwörung aus, an deren Spitze der Vicepräsident Bustamente stand. In M. selbst bemächtigten sich die Anhänger Bustamente's am 22. Dec. des Regierungspalastes; Guerrero dankte ab und zog sich mit seinen Getreuen in die südlichen Provinzen. Der am 1. Jan. 1830 versammelte Congreß wählte Bustamente zum Präsidenten. Guerrero versuchte zwar im Jul. dieses Jahres sich wieder an die Spitze der Republik zu stellen; vom General Bravo geschlagen und gefangen, ward er vom Obersten Vittoria, der ihn nach der Hauptstadt bringen sollte, befreit, aber im Nov. nochmals geschlagen, durch Verrath gefangen und nach kriegsgerichtlichem Urtheil am 17. Febr. 1831 zu Oaxaca erschossen. Dasselbe Schicksal hatte der Oberst Vittoria im Sept. 1830 zu Puebla gehabt. Bustamente stellte nun die Ordnung wieder her; allein er beleidigte die Patrioten, indem er das Decret, welches die Spanier verbannte, im Sept. 1831 aufhob und aristokratisch regierte. Santana stellte sich im Jan. 1832 an die Spitze einer Insurrection und proclamirte Pedrazza als den rechtmäßigen Präsidenten, für den sich auch die Mehrheit der Staaten erklärte. Nach mehren Gefechten entschied Santana's Sieg über Bustamente bei Puebla am 1. und 2. Oct. 1832 den Kampf. Bustamente schloß mit Pedrazza und Santana eine Übereinkunft, nach welcher Pedrazza Präsident bis zum 1. Apr. 1833 bleiben und für alle Ereignisse seit 1828 eine allgemeine Amnestie eintreten sollte. Am 2. Jan. 1833 rückte Santana's Heer in M. ein, und Pedrazza bezog den Nationalpalast. Im März 1833 wurde Santana zum Präsidenten, und der Arzt, Valentin Gomez Farias, zum Vicepräsidenten gewählt. Die liberale Partei schien nach vierjährigem Kampfe obgesiegt zu haben; allein die Geistlichkeit und die in M. ansässigen Spanier waren nach wie vor die Gegner der republikanischen Regierung, und setzten Alles in Bewegung, um die durch den Congreß beschlossene Reform des geistlichen und Militairstandes rückgängig zu machen. Der Vicepräsident Farias stand an der Spitze der Reformistenpartei, welche insbesondere den Gesetzentwurf zur Einziehung der Klostergüter für die Staatskasse betrieb, um einen Tilgungsfonds für die Staatsschuld zu bilden, nachdem bereits ein Gesetz die kirchlichen Gelübde der Klostergeistlichkeit beiderlei Geschlechts für aufgehoben erklärt und die Zwangspflicht zur Bezahlung der Zehnten abgeschafft hatte. Santana's persönlicher Charakter erschien dabei in einem zweideutigen Lichte, sodaß man ihm Schuld gab, er begünstige im Geheimen die Ansprüche des Klerus und des Militairs, wodurch er sich den Weg zur Dictatur und Kaiserwürde bahnen wolle; wenigstens blieb er längere Zeit neutral, indem er wegen Kränklichkeit sich von allen Geschäften entfernt hielt und auf dem Lande lebte. Als nun General Bravo in den südl. Provinzen eine Insurrection bewirkte und der vom Congreß verbannte Bischof von Puebla nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch einen Theil der Truppen und vorzüglich die Bürgergarden aufregte, entstanden in mehren Provinzen,

im Anfange des J. 1834, aufrührerische Bewegungen; die altkirchliche Partei erließ im Mai zu Puebla einen Aufruf zur Aufrechthaltung der ausschließlichen katholischen Religion und zur Herstellung der alten Kirchendisciplin. Die Verbündeten stellten den Gouverneur von Puebla an ihre Spitze, und es schien, als ob der Bürgerkrieg aufs Neue ausbrechen sollte. Allein General Bravo wurde vom General Vittoria geschlagen; auch war die aristokratisch-theokratische Partei in dem mexican. Volke selbst nicht stark genug, um die Staatsform verändern zu können. Unter diesen Umständen erließ Santana am 20. Apr. 1834 zu seiner Vertheidigung gegen die ihm gemachten Beschuldigungen eine Proclamation und trat im Mai wieder an die Spitze der Regierung. Er widersetzte sich der Einziehung des Klostereigenthums, und hierüber ging der Congreß auseinander. Die Gerüchte, daß Santana nach der Kaiserwürde strebe, erneuerten sich, und als der Congreß im Jan. 1835 wieder eröffnet war, fand Santana sich bewogen, demselben am 2. Febr. seine Resignation einzureichen, worauf der General Don Miguel Baragan zu seinem Nachfolger erwählt, die Vicepräsidentschaft aber ganz abgeschafft wurde. Es erschien hierauf eine allgemeine Amnestie für alle vom 27. Sept. 1831 bis zum 4. Jan. 1835 begangene politische Verbrechen und der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Don Luis Alaman, wurde mit Aufträgen der mexican. Regierung nach Madrid geschickt, wo über die Anerkennung der Freistaaten des span. Amerika unterhandelt und ein freier Handel hergestellt werden soll, für welchen überhaupt der mexican. Congreß schon 1833 und 1834 sehr liberale Zolleinrichtungen getroffen hatte. In Innern des Landes sorgt die Regierung für die Befestigung ihrer Gewalt; denn noch dauert die Aufregung in den Provinzen fort, wobei die Localmilizen gewöhnlich den Ausbruch der Unruhen befördern. So hat im Febr. 1835 der Haß der Mexicaner gegen die Fremden, namentlich gegen die Nordamerikaner, denen sie einen schädlichen Einfluß auf die politischen und religiösen Institutionen des Landes, auch Beeinträchtigung der inländischen Industrie Schuld geben, sich durch einen sogenannten Pronunciamento (Erklärung) geäußert, worin das Volk verlangte, daß alle Bürger der Vereinigten Staaten aus der Republik vertrieben werden sollten; die Offiziere einiger Garnisonen in den Provinzen nahmen an dieser Bewegung Theil, auch benahm sich sonst das Militair gegen die Einwohner sehr gewaltthätig. Überdies zeigte sich in einigen Provinzen die Absicht, sich von Mexico zu trennen und für unabhängig zu erklären. Es wurde daher vom Congreß beschlossen, die Localmiliz in allen Staaten zu entwaffnen und die regulairen Truppen zu vermehren. Ein Aufstand der Garnison des Forts S.-Juan de Ulloa am 11. März 1835 wurde nach wenig Tagen unterdrückt. Eine neue revolutionnaire Bewegung brach im S. unter General Alvarez aus, den die vier Staaten: Zacatecas, S.-Luis, Morelia und Durango, zum Präsidenten der Republik ausriefen.

Die Union von M. hat sich eine Föderativverfassung wie die von Nordamerika gegeben. Sie besteht aus 20 Staaten und fünf Gebieten; der 21. Staat ist die Bundesstadt M. mit ihrem Gebiete. Die Grenzen gegen die Vereinigten Staaten sind durch den Vertrag vom 12. Jan. 1828, der zu Washington am 5. Apr. 1832 ratificirt wurde, bestimmt. Ein Congreß von Repräsentanten der einzelnen Staaten, der sich in eine Deputirtenkammer und einen Senat theilt, steht an der Spitze der Legislation, ein Präsident, der alle vier Jahre neu gewählt wird, an der Spitze der vollziehenden Gewalt. Die richterliche Gewalt ist unabhängig. Die Regierung kann keinen Krieg erklären ohne die Einwilligung des Generalcongresses. In einer außerordentlichen Sitzung des Congresses wurden 1825 die Gerichtshöfe, die Preßfreiheit, das Zoll- und Schuldenwesen bestimmt. Auch ward ein Bundesvertrag mit der Republik Colombia 1825 abgeschlossen, durch den sich beide Republiken verpflichteten, Spanien keine Entschädigung wegen seiner verlorenen Hoheit zuzugestehen. Der Handels- und Schifffahrtsvertrag mit

Großbritannien kam erst 1827 völlig zu Stande. Jeder einzelne Staat der Union hat seinen Congreß, seinen politischen Chef, seine Localsteuern und seine Militairmacht. Die apostolisch-röm.-katholische Religion ist die Landesreligion; doch hat sich der Congreß im Mai 1833 vom Papste losgesagt. Es gibt jetzt einen Erzbischof und neun Bischöfe, 1190 Kirchspiele mit 3670 Weltgeistlichen. Die vorzüglichsten Unterrichtsanstalten sind die drei Gymnasien zu M., Guanaxuato und eins im Staate S.-Luis. Die Staatsausgaben betrugen nach dem Budget vom 1. Jul. 1830 bis dahin 1831 beinahe 17½ M. Piaster und überstiegen die Einnahmen um beinahe 5 Mill.; doch soll dieses Deficit später gedeckt worden sein. Die Staatsschuld von 150 Mill. Gulden ist durch die Zinsrückstände seit 1827 sehr angewachsen. Die bewaffnete Macht besteht aus 23,500 M. regulairen Truppen und 37,600 M. Landwehr; die Marine aus einem Linienschiff, einer Fregatte, 10 Corvetten, 6 Briggs, 4 Goeletten und einem Stationsschiff.

Der Staat Mexico, mit der Hauptstadt Tlalpa, die übrigens unbedeutend ist, zählt auf 1486 □M. 1,050,000 Einw. Die Bundeshauptstadt Mexico, mit 170,000 Einw., welche mit ihrem Gebiete den Distritto federal mit 250,000 Einw. bildet, die prächtigste Stadt Amerikas, der Sitz der Regierung, des Congresses und Erzbischofs, liegt 1240 F. hoch an zwei Seen, die gegen 30 St. im Umkreise und schwimmende Gärten (Chinampas) haben, in einem von schneebedeckten Vulkanen umgebenen Thale, wo ein ewiger Frühling herrscht. Sie bildet ein Viereck und hat schnurgrade Straßen, fast durchgehends niedrige Häuser, da sie durch Erdbeben ebenso häufig leidet, wie durch Ueberschwemmungen, keine Thore und keine Wälle. Zwei große Wasserleitungen führen ihr gesundes Wasser zu. Es bestehen daselbst eine Universität, eine Akademie der schönen Künste, eine Bergwerksschule, ein botanischer Garten und andere Anstalten. Unter den 29 Kirchen ist die 500 F. lange Domkirche zu erwähnen, erbaut auf den Trümmern eines alten Tempels; auf dem großen Platze, an welchem der Palast des Präsidenten steht, ist die kolossale Bildsäule Karl IV. aufgestellt. In der dasigen Münze sind seit dem 16. Jahrh. über 6½ Milliarden Gold und Silber geprägt worden. Als der Mittelpunkt des Handels zwischen Amerika, Europa und Ostindien zählt M. sehr reiche Kaufleute. Unter den Handwerkern sind die Gold- und Silberschmiede die vorzüglichsten. In der Nähe von M. sieht man die Überreste mehrer, nicht hohlen Pyramiden, Götterwohnungen genannt, deren größte, das Sonnenhaus, noch jetzt eine Base von 643 F. Länge und eine Höhe von 171 F. hat, und deren Seiten bis auf eine Abweichung von 52 Minuten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet sind. Die alte Geschichte M.'s hat Ant. de Solis geschrieben (neue Ausg. 4 Bde., Madr. 1825); ferner sind zu vergleichen die „Antiquities of M.", gemessen und beschrieben von Dupaix und erklärt von Aglio (4 Bde., Lond. 1829 fg., Fol.), die historischen Denkwürdigkeiten über die mexican. Revolution in span. Sprache von Guerra und Cancelada; Pablo de Mendibil's „Resumen historico de la revolucion Mexicana" (Lond. 1827), Ward, „Mexico in 1827" (2 Bde., 1828), in statistischer Hinsicht werthvoll; Bullock's „Six months residence and travels in M. etc. 1823" (Lond. 1824), nicht durchgehends glaubwürdig; Hall's „Extracts from a journal written on the coasts of Chile, Peru and M. in the years 1820—22" (2 Bde., Edinb. 1824) und Humboldt's „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne" (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1827).

Meyer (Joh. Heinr.), ein verdienter Alterthumsforscher und Kenner der Kunst, Göthe's vertrauter Freund, geb. zu Stäfa am Züchersee am 16. März 1759, widmete sich der Malerei und hielt sich 1784—88 zu seiner weitern Ausbildung in Italien auf. Hier schloß er den Freundschaftsbund mit Göthe, dem bald auch Tischbein angehörte, und lernte in Neapel, wo sich damals die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar aufhielt, Herder und andere Weimaraner

kennen. Nach seiner Rückkehr aus Italien lebte er in der Schweiz, bis ihn Göthe 1792 nach Weimar zog, wo er an der neueingerichteten Zeichnenschule eine Professur erhielt und mit Göthe immer enger sich vereinte. Im J. 1795 reiste er abermals nach Italien, wurde aber 1797 durch den Einmarsch der Franzosen zur Rückkehr nach der Schweiz veranlaßt. Die Entwendung seiner Papiere während der Kriegsunruhen im J. 1806 gab seinen Studien eine ganz andere Richtung. Er wurde 1807 Director der Zeichnenakademie und stand derselben bis zu seinem Tode vor, welcher am 14. Oct. 1832 erfolgte. Zu einer Armenstiftung in Weimar legirte er 20,000 Thlr.; dieselbe soll den Namen „Meyer-Amalienstiftung" führen; Amalie von Koppenfels hieß nämlich seine am 21. Apr. 1825 verstorbene Gattin. Mit Fernow verband er sich zur Herausgabe von Winckelmann's Werken, die er nach dessen Tode, mit Joh. Schulze (8 Bde., Dresd. 1808—17) herausgab. Resultate eigner Forschung enthält seine „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" (Dresd. 1824). Auch ein großer Theil der Anzeigen und Beurtheilungen in Göthe's Journal „Kunst und Alterthum" haben ihn zum Verfasser.

Meyer (Friedr. Joh. Lorenz), Präses des Domcapitels in Hamburg, geb. zu Hamburg am 22. Jan. 1760, studirte in Göttingen, machte seit 1782 Reisen in der Schweiz, Italien und Frankreich, war Mitglied der Deputation von Lübeck und Hamburg 1796 an das franz. Directorium und 1801 an den Oberconsul. Seiner Vaterstadt hat er besonders als Mitglied der hamburg. patriot. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe vielfach genützt. Deutschland achtet ihn als Schriftsteller im Fache der Länder- und Völkerkunde, Kunstgeschichte u. s. w. Noch sind seine „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg" (Hamb. 1800—4), „Darstellungen aus Italien" (Hamb. 1792) und „Fragmente aus Paris" (2 Bde., 2. Aufl., Hamb. 1798) in gutem Andenken. Seine „Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs" (2 Aufl., Hamb. 1803) enthalten interessante Beiträge zur Geschichte von Bonaparte's ersten Regentenjahren. In ihnen, wie in seinen „Darstellungen aus Norddeutschland" (Hamb. 1816), den „Brieffragmenten vom Taunus, Rhein, Neckar und Main" (Hamb. 1822) und den „Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt" (Hamb. 1829) hat er sich als Welt- und Menschenkenner, als geistreichen Beobachter und Darsteller bewährt.

Meyer (Joh. Friedr. von), seit 1824 Präsident der gesetzgebenden Versammlung zu Frankfurt am Main, besonders durch seine gemüthvollen religiösen Schriften bekannt, geb. zu Frankfurt am 12. Sept. 1772, der Sohn eines Großhändlers, dessen Familie Joseph II. in den Adelstand erhob, studirte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann 1790 fg. in Göttingen die Rechte, Philologie und Geschichte, hierauf in Leipzig und ging 1794 nach Wetzlar, um dort den Reichsproceß zu studiren. Er wurde 1795 fürstlich-salm-kyrburgischer Kammerdirector, fand sich aber durch die Veränderungen in Deutschland, 1802, bewogen, nach Frankfurt zu gehen, wo er in diplomatischen und andern Geschäften sehr thätig und von 1807 an Rath und Beisitzer des Stadtgerichts war. Im J. 1816 ward er zum Senator gewählt und zum evangelisch-lutherischen Consistorium, sowie zu andern Stadtämtern deputirt, bis er 1821 auf die Schöffenbank rückte und zum Syndicus und Appellationsrath ernannt wurde. Fortwährend neben seinem Berufe mit Wissenschaft und Kunst beschäftigt, schrieb er das epische Gedicht „Tobias" und Anderes, wandte sich aber seit 1801 zu theologischen Studien. Er übersetzte einige philosophische Bücher des Cicero und Xenophon's „Cyropädie" (2. Aufl. 1824), schrieb den „Lichtboten", den „Hades, ein Beitrag zur Theorie der Geisterkunde" (Frankf. 1810), zur Vertheidigung Jung-Stilling's die „Bibeldeutungen" (Frankf. 1812) u. s. w., weshalb er jetzt Hebräisch für sich lernte und das A. und N. T. im Grundtexte durchlas. Auch als Theilnehmer und Präsident der frankfurter Bibelgesellschaft wirkte er

mit zur Beförderung des geoffenbarten christlichen Glaubens. Sein Hauptwerk ist „Die Bibel in berichtigter Übersetzung, mit kurzen Anmerkungen" (3 Bde., Hamb. 1819; 2. Aufl. 1822). Ferner sind zu erwähnen seine „Blätter für höhere Wahrheit" (6 Samml., Frankf. 1820—26) und die „Wahrnehmungen einer Seherin" (Frankf. 1827). M. ist Doctor der Rechte und erhielt 1821 von Erlangen aus auch das Diplom als Doctor der Theologie.

Meyer (Jonas David), einer der berühmtesten niederländ. Rechtsgelehrten, geb. zu Arnheim in Geldern am 15. Sept. 1780, studirte in Amsterdam und Leyden und prakticirte dann als Advocat am Gerichtshofe erster Instanz zu Amsterdam. Seit 1811 bekleidete er mehre wichtige Stellen in der Rechtspflege und bei der neuen Staatseinrichtung, war 1813 Mitglied der provisorischen Regierung, nahm aber seine Entlassung und lebte wieder als Advocat in Amsterdam, wo er die Sache des Exkönigs Ludwig Napoleon gegen den König der Niederlande führte. Er ward Präsident der zweiten Classe des niederländ. Instituts und Mitglied des israelit. Consistorium. In der Literatur der Politik, der Gesetzgebung und Rechtspflege behauptet er eine ausgezeichnete Stelle, besonders durch gelehrte Abhandlungen in den Denkschriften des Instituts, und durch sein schätzbares Werk „Esprit, origine et progrès des institut. judiciaires etc." (6 Bde., Haag 1819—23). Von seinen mosaischen Glaubensgenossen, wie von seinen Landsleuten allgemein geachtet, starb er am 5. Dec. 1834.

Meyerbeer, s. Beer (Meyer).

Mézerai (Franç. Eudes de), Historiograph von Frankreich, geb. 1610 zu Ry bei Falaise in der Normandie, entlehnte den Namen de Mézerai von einem bei Ry gelegenen Dorfe dieses Namens, als er in Paris anfing, von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber bald mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Später erhielt er die Stelle eines Richtoffiziers bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm und sich in das Collége Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuscripte vergrub. Der Cardinal Richelieu, der von seinen unbemittelten Umständen und seinem Vorsatz, eine Geschichte von Frankreich zu schreiben, gehört hatte, schickte ihm 900 Livres und ward sein Gönner. Nachdem der erste Theil seiner „Histoire de France" (3 Bde., Par. 1643—51) erschienen, erhielt er den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Der 2. und 3. Th. erschienen 1646 und 1651. Er ward 1648 Mitglied der franz. Akademie und 1675 deren beständiger Secretair. Auch war er Mitarbeiter am „Dictionnaire de l'Académie". Der Auszug aus seinem großen Geschichtswerke „Abrégé chronologique de l'histoire de France" (3 Bde., Par. 1668, 4.; 6 Bde., Amsterd. 1673, 12.) ist viel besser als das Hauptwerk. Da er darin eine Geschichte des Ursprungs aller franz. Abgaben mit freimüthigen Bemerkungen gab, stellte ihn darüber der Minister Colbert zur Rede. M. versprach Abänderungen in der nächsten Ausgabe, da aber diese nur schwache Milderungen waren und den Zusatz hatten, daß er sie gezwungen mache, entzog ihm Colbert deshalb seine Pension. Freie, oft derbe Äußerung Dessen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmsten Züge seines durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht uninteressanten Charakters. Seine Lebensbeschreibung von Laroque steht vor der amsterdamer Ausgabe seines „Abrégé chronologique". Seine Schriften tragen seinen Charakter; keinen witzigen Einfall unterdrückend, erzählt M. chronologisch im echten Nationaltone, dabei mit sichtbarem Bestreben, in rhetorischer Hinsicht die Alten nachzuahmen, die Geschichte Frankreichs so gut, als man sie damals kannte. Sein Styl ist, wenn auch nicht immer der Würde der Geschichte angemessen, doch nichts weniger als gemein; er ist im Gegentheil kräftig, präcis, gefällig und ganze Partieen seiner Geschichte, namentlich mehre Reden, die er

nach der Weise der Alten seinen Helden in den Mund legt, sind vortrefflich. Dagegen nahm er sich Ungenauigkeit gar nicht übel; seine große Geschichte ist voll davon, weniger der Auszug. Er starb zu Paris 1683.

Mézières, Hauptstadt des franz. Departements der Ardennen, auf einer Insel in der Maas, eine Festung zweiten Ranges, mit einer Citadelle auf der Ostseite der Stadt und von dem nahen Charleville nur durch einen mit Bäumen bepflanzten Damm getrennt, galt im Mittelalter für einen der festesten Plätze Frankreichs und beherrscht noch gegenwärtig die Maas. Sie ist der Sitz eines Präfecten und der Departementsregierung, einer Handelskammer, des Gouverneurs der zweiten Militairdivision, hat eine Militairschule, eine Ackerbaugesellschaft, mehre Leinwand- und Gewehrfabriken und 4000 Einw. Bekannt ist M. besonders durch den Ritter Bayard, der dieselbe 1525 gegen Kaiser Karl V. auf das Tapferste vertheidigte.

Mezza voce, abgekürzt m. v., d. h. mit halber Stimme, ist in der Musik die Andeutung eines gedämpften Vortrags.

Mezzotinto nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Übergange zweier Farben ineinander entstehen. Statt Mezzotinten sagt man oft auch Mittelfarben und bisweilen halbe Farben, gebrochene Farben, im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen sie gemischt sind, oder überhaupt Tinten. In der Kupferstecherkunst ist die Mezzotinto-Manier gleichbedeutend mit derjenigen, welche wir gewöhnlich schwarze Kunst nennen.

Miako, die heilige Stadt der Japaner, die Residenz des Dairi oder geistlichen Kaisers, auf der Insel Nippon, hat lange, grade, aber sehr enge Straßen mit Thoren und viele schöne Gebäude, darunter die Burg des Dairi und die vielen Paläste der Vasallenfürsten. Sie ist der Sitz der Gelehrsamkeit, Künste und Gewerbe und zählt gegen 530,000 Einw. Die Wohnung des Dairi bildet einen eignen Stadttheil, der 2½ M. im Umfange hat, und neben derselben erhebt sich ein ungeheurer Thurm. Unter den Buddhatempeln zeichnet sich besonders einer mit der kolossalen Statue des Buddha aus vergoldetem Holze und mit der größten bekannten Glocke der Erde aus, in welchem sich 33,333 Idole befinden sollen. Das Innere dieses Tempels ist mit farbigen Marmorplatten gepflastert und das Schiff wird von 96 Säulen aus Cedernholz getragen. In M. werden alle japan. Münzen geprägt und auch die meisten Bücher gedruckt. Der Dairi hat stets eine Art Akademie um sich versammelt, deren Mitglieder auch alljährig den kais. Almanach ausarbeiten müssen.

Miasma, d. i. Verunreinigung, wird in der Lehre von den ansteckenden und epidemischen Krankheiten in verschiedener Bedeutung gebraucht. Bei einigen Schriftstellern ist es mit Contagium gleichbedeutend, bei andern bezeichnet es den Ansteckungsstoff der chronischen Krankheiten, in andern den Ansteckungsstoff, der sich in die Atmosphäre verbreitet und da durch dieselbe einwirkt (sonst auch flüchtiges Contagium genannt); wieder Andere verstehen darunter das Vehikel des Ansteckungsstoffes, z. B. den Eiter der Blattern, welcher den eigentlichen Ansteckungsstoff in sich enthält; endlich werden von Andern die eigenthümlichen Stoffe, welche sich in der Atmosphäre befinden, ihren Ursprung theils der Fäulniß thierischer und vegetabilischer Körper, theils der Ausdünstung der erstern verdanken und specifische Krankheiten erzeugen, darunter verstanden. Am richtigsten setzt man Miasma dem Contagium entgegen und nennt Miasma alle Krankheitsgifte, die nicht in lebenden organischen Körpern erzeugt worden sind, sondern auf andere Weise in die atmosphärische Luft gelangten.

Miaulis (Andreas Vokas), Admiral der griech. Flotte, geb. zu Negroponte 1772 von Ältern niedern Standes, begann seine Laufbahn als gemeiner Schiffer und erhielt den Namen Miaulis von einem Fahrzeuge dieses Namens. Allmälig hatte er sich ein kleines Vermögen erworben, das er jedoch dadurch ver-

lor, daß er ſich dem Geſchwader des Lampros Kanzonis anſchloß, welches ſeit den Zeiten der Kaiſerin Katharina II. den Kampf für die Unabhängigkeit allein fortſetzte, endlich aber der türk. Übermacht unterlag. Doch M. wußte dieſen Verluſt zu erſetzen, indem er während der franz. Revolution zu wiederholten Malen, ungeachtet der engl. Blockade, von Odeſſa aus in franz. und ſpan. Häfen mit Getreideladungen einlief und dort zu ungeheuern Preiſen verkaufte. Er ließ ſich ſpäter auf Hydra nieder und erbaute ein größeres Fahrzeug; doch ein Schiffbruch an der portugieſ. Küſte brachte ihn um all ſein erworbenes Gut. Nichtsdeſtoweniger erholte er ſich auch von dieſem Schlage, ward unter die Primaten von Hydra aufgenommen und erhielt einen bedeutenden Einfluß auf die gemeinſamen Angelegenheiten dieſer Inſel. Obſchon er beim Aufſtande 1821 zögerte, ſich anzuſchließen, ſo that er dies doch dann mit um ſo mehr Enthuſiasmus, ſobald er über Zweck und Art des Aufſtandes im Klaren war. Er ſchloß ſich der ſchnell ausgerüſteten hydriotiſchen Flotte an und erhielt 1822 den Oberbefehl über dieſelbe, deſſen er ſich ſogleich durch den Sieg bei Patras über die feindliche Flotte würdig zu machen ſuchte. Auch im J. 1823 ward er wieder zum Befehlshaber der geſammten Flotte erwählt, und ſeine kühnſte That als ſolcher im J. 1825 war die Verbrennung der türk. Flotte im Hafen von Modon. Die Art und Weiſe des Benehmens des Lords Cochrane, welche gar nicht mit der des M. ſtimmte, gaben Letzterm 1827 die Veranlaſſung, das Commando der Flotte niederzulegen. Er lebte hierauf theils zu Poros, theils zu Hydra ohne weitere Theilnahme am Staatsdienſte, bis nach dem Siege bei Navarin die Verhältniſſe in Griechenland ſich änderten, der Präſident Kapodiſtrias anlangte und Cochrane Griechenland verließ. M. übernahm von Neuem den Oberbefehl über die Flotte, und der Präſident, der ſich bemühte, ihn für die Regierung zu gewinnen, ernannte ihn gegen Ende des J. 1829 zum Chef und Oberaufſeher des Kriegshafens von Poros. Deſſenungeachtet trat M. auf die Seite der Oppoſition und räumte den Gegnern nie das Geringſte ein, ſobald es zum Nachtheil deſſen ſchien, was er für Recht erkannt hatte. Später ward er Mitglied der Commiſſion, welche die Regierung der Inſel Hydra übernahm, und war dann ſelbſt bei der Deputation, welche 1831 mit dem Präſidenten einen verſöhnenden Vergleich verſuchte. Da dieſer aber nicht zu Stande kam, ſtellte er ſich an die Spitze der Hydrioten, bemächtigte ſich der im Hafen von Poros liegenden Schiffe und gab, von allen Seiten bedrängt, am 13. Aug. dieſelben der Vernichtung durch Feuer preis, worauf er ſich nach Hydra zog. Noch war der Proceß deshalb gegen ihn nicht eingeleitet, als die Ermordung des Präſidenten den Dingen eine unerwartete Wendung gab. Hydra erklärte ſich zu jeder Ausgleichung bereit und M. wurde 1832 zum Oberadmiral ernannt. (S. Griechenland.) Nach der Wahl des Prinzen Otto zum Könige von Griechenland und der Flucht des Auguſtin Kapodiſtrias ward M. nebſt zwei andern Freiheitshelden erwählt, um als Abgeordneter der Nation dem jungen Könige die Huldigung darzubringen. Mit der Leitung der Seemacht beauftragt, gehört er zu den kräftigſten Stützen des neuerrichteten griech. Königthrons.

Micha, einer der zwölf kleinen Propheten des A. T., war gebürtig aus der Stadt Mareſa im Stamme Juda und lebte unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das von ihm vorhandene Buch enthält drei Strafreden, an Iſrael und Juda gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache wider die herrſchende Abgötterei eifert. An die Worte des frommen Zornes ſchließen ſich, nach prophetiſcher Weiſe, Worte des Troſtes und Hinweiſungen auf eine glücklichere Zukunft. In Feinheit des Umriſſes und in Erhabenheit ſtreitet er mit ſeinem Zeitgenoſſen Jeſaias um den Rang.

Michael iſt einer der drei im A. T. erwähnten Erzengel. Ihm insbeſondere, zugleich aber allen übrigen Engeln, wurde, wie es heißt, ſchon auf der Synode zu Laon, 829, das Feſt gewidmet, welches noch jetzt am 29. Sept.

gefeiert wird. Zugleich wird das Michaelisfest als Abschluß des dritten Quartals betrachtet.

Michaelis (Joh. Benj.), ein früh verstorbener deutscher Dichter, ward am 31. Dec. 1746 zu Zittau geboren, wo sein Vater ein völlig verarmter Handelsmann war. Ein Lehrer am dasigen Gymnasium, Namens Schneider, nahm sich des armen Jünglings an, entflammte ihn für die griech. und röm. Dichter und machte ihn auch mit den Schriften der damals ästhetisch gebietenden Franzosen bekannt. Der Ruhm, welchen zu jener Zeit Klotz mit lat. Gedichten einerntete, reizte M. zu gleichen Versuchen, nachdem er schon früher in deutschen Versen sich versucht hatte. Durch ein Gesuch um ein Stipendium, welches er 1763 der Kurfürstin in Dresden überreichen ließ, ward er mit einer geistreichen Dame bekannt, auf deren Veranlassung er an den damals mächtigen Gottsched ein Geburtstagsgedicht sendete. Dieser gab ihm hierauf das Versprechen freier Wohnung und freien Tisches, und M. ging nun 1764, ohne Geld und weitere Aussicht, nach Leipzig, um Medicin zu studiren. Doch seine Dürftigkeit und sein Widerwille gegen das erwählte Studium führten ihn aufs Neue zur Dichtkunst. Indeß gerieth er bei der größten Sparsamkeit doch in Schulden, die bis auf 30 Thlr. anwuchsen. Man rieth ihm, einen Roman zu schreiben; allein die Gläubiger wurden täglich ungestümer und der Roman täglich schlechter. Endlich griff er zu seinen Gedichten und trug eine Sammlung Fabeln, Lieder und Satiren zum Buchhändler Heinsius, welcher ihm dafür zwei Louisdor gab. Durch diese Sammlung wurde er mit Öser und Weiße bekannt, welche sich nun seiner annahmen. Eine Baurede, welche er für den Zimmermeister des neuen Theaters machte, fand allgemeinen Beifall. Häufig wurden ihm einträgliche Aufträge von Gelegenheitsgedichten; zugleich erhielt er das große Silverstein'sche Stipendium; doch dieses verpflichtete ihn zum medicinischen Studium. In dieser Zeit lernte er Gleim, Gellert und Garve kennen. Endlich konnte er dem Ekel des ihm aufgelegten Studiums nicht länger widerstehen und sah sich genöthigt, dem Stipendium zu entsagen. Der Dürftigkeit wiederum preisgegeben, gab er die Sammlung „Einzelne Gedichte" (Lpz. 1769) heraus. Hierauf erhielt er 1770 durch Ebeling den Ruf nach Hamburg, zur Redaction des „Correspondenten"; doch übernahm er nur den literarischen Theil. Da ihm aber Ärger aller Art sehr bald das Geschäft verleidete, so gab er es auf, um bei der Seiler'schen Gesellschaft für die Bühne zu arbeiten. Goldene Berge wurden ihm verheißen, aber nur Trübsal und allerlei Noth ihm gewährt. Endlich fesselten ihn Gleim's und Georg Jacobi's Freundschaft an Halberstadt bis an seinen Tod, am 30. Sept. 1772. Alle Urtheile über M. stimmen darin überein, daß seine Satiren Juvenal's Feuer und des Persius finstere Laune athmen, daß er zur Horazischen Epistel in Deutschland glücklich die Bahn gebrochen, daß in seinen Operetten, poetischen Briefen, Fabeln und Epigrammen der Ausdruck kräftig, kühn, der Vers leicht und voll Wohlklang, der Witz treffend und die Erzählung voll glücklicher Laune und Wendung sei. Seine sämmtlichen Handschriften, zum Theil noch ungedruckt, werden in Gleim's Archive zu Halberstadt aufbewahrt. Die vollständigste Sammlung seiner Gedichte erschien zu Gießen (2 Bde., 1780) und in Wien (4 Bde., 1791).

Michaelis (Joh. Dav.), berühmt als Theolog und Orientalist, geb. 27. Febr. 1717 zu Halle, wo sein Vater, Christian Benedict, als Professor sich in denselben Wissenschaften, wie der Sohn, auszeichnete, besuchte die Schule des hallischen Waisenhauses und unternahm, nachdem er promovirt hatte, eine Reise nach England und durch Holland. Zurückgekehrt ins Vaterland, setzte er nicht allein seine Studien eifrig fort, sondern übernahm auch nach dem Tode des Prof. Ludwig die Anfertigung eines wissenschaftlich geordneten Katalogs der Universitätsbibliothek zu Halle. Durch den Freiherrn von Münchhausen erhielt er 1745 den Ruf als Professor der Philosophie nach Göttingen, wo er 1751 mit

Haller die Ausarbeitung der Grundgesetze der damals errichteten kön. Societät der Wissenschaften übernahm, deren Secretair und nachheriger Director er eine Zeit lang war, bis er die Stelle wegen Mishelligkeiten mit einem seiner Collegen niederlegte und aus der Gesellschaft trat. Von 1753 — 70 versah er die Direction und Mitredaction der „Göttinger gelehrten Anzeigen", sowie auch von 1761— 63 die Function eines Bibliothekars bei der Universität, und unterzog sich zugleich von 1761 an freiwillig und ohne Vergütung der Führung des philologischen Seminariums. Während der Unruhen des siebenjährigen Krieges beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten zu einer Entdeckungsreise in Arabien, die nachher von Niebuhr (s. d.) unternommen wurde. Übrigens sah man M. in der letzten Zeit seines Lebens fast nur auf dem Katheder oder am Schreibtisch. Er starb, bis an seinen Tod ununterbrochen thätig, am 22. Aug. 1791, und hinterließ den Ruhm eines ebenso rechtschaffenen als gelehrten Mannes. Sein Wirken für biblische Grammatik, Geschichte und Exegese war groß, und mehre seiner Schriften, von denen wir nur seine „Einleitung in die göttlichen Schriften des Alten Bundes" (2 Bde., Gött. 1750, 4.; neue Aufl. 1787 — 88); sein „Mosaisches Recht" (6 Bde., Frankf. 1770—75; 2. Aufl. 5 Bde., 1776—80), und seine „Moral", herausgegeben von Stäudlin (3 Bde., Gött. 1792—1823), erwähnen wollen, sichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Bei der Erklärung der biblischen Bücher zeigte M. eine größere Stärke in der Sacherläuterung, besonders durch Benutzung der von den neuern Reisenden über den Orient gelieferten Nachrichten, als in der Spracherklärung. Die Akademien von London und Paris ernannten M. zu ihrem Mitgliede, und der deutsche Kaiser verlieh ihm den Titel eines kais. Rathes; auch ward er 1787 zum Geheimrath ernannt. Heyne und Eichhorn widmeten ihm Gedächtnißschriften, die seinen Werth in jeder Beziehung zeigen. Auch besitzen wir von M. eine „Selbstbiographie". — Sein Sohn, Christian Friedr. M., gest. als Professor zu Marburg 1814, zeichnete sich als gelehrter Arzt aus. Von seinem Geiste und seinen Kenntnissen zeugen mehre von ihm herausgegebene medicinische und chirurgische Schriften.

Michaud (Jos.), ein ausgezeichneter Historiker, geb. zu Bourg-en Bresse 1771, kam in seinem 20. Jahre nach Paris, wo er sich durch eine Reihe kecker Journalartikel bemerklich und den Republikanern so verdächtig machte, daß er 1795 auf Befehl des Conventsmitgliedes Bourdon de L'Oise zu Chartres ergriffen, und wegen Aufruhrstiftung zum Tode verurtheilt wurde. Einem seiner Freunde gelang es, die Cassation des Urtheils zu bewirken; M. kehrte nach Paris zurück, wo er eifriger als je seine royalistischen Gesinnungen aussprach, das noch jetzt bestehende und von ihm redigirte Journal „La Quotidienne" gründete und in demselben das Directorium schonungslos angriff. Mit mehren andern Journalisten, Fontanes, Bertin, Fiévée, Lacretelle u. s. w., 1797 zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, wozu vielleicht seine Schmähschrift gegen Chénier und Röderer: „Petite dispute entre deux grands hommes" (Par. 1797, 12.) mitgewirkt, war er abermals so glücklich, sich der Verfolgung zu entziehen; er floh ins Juragebirge und schrieb hier sein berühmtes descriptives Gedicht: „Le printemps d'un proscrit" (Par. 1804; vermehrt, Par. 1827). Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück, wo er sich mit historischen Forschungen und der Journalistik beschäftigte. Seine vorzüglichsten Werke sind seine „Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder Aly et de Tippoo-Saïb" (2 Bde., Par. 1801); die „Histoire des Croisades" (3 Bde., Par. 1812 — 17; 4. Ausg., 6 Bde., 1825 — 30; deutsch von Ungewitter und Förster, 6 Bde., Quedlinb. 1827 — 32), die bei vielen Mängeln doch ein historisches Meisterwerk genannt werden kann, und die dazu gehörige „Bibliothèque des croisades" (4 Bde., Par. 1830), welche Auszüge aus den Quellenschriftstellern der Kreuzzüge enthält. Seit 1811 unterstützte er auch sei-

nen Bruder Louis Gabr. M. bei der Herausgabe der „Biographie universelle". Obgleich M. während der kais. Regierung mit den Bourbons in fortwährender Verbindung blieb, so ließen doch die Gedichte, die er auf Napoleon, den König von Rom u. s. w. bekannt machte, dies keineswegs vermuthen. Er wurde 1812 in die franz. Akademie aufgenommen, nach der Rückkehr der Bourbons Censor und Vorleser des Königs, 1816 auch zum Deputirten gewählt und zeichnete sich in der Kammer mehr durch seine ultraroyalistischen Ansichten als durch Beredtsamkeit aus. Seinem Hasse gegen Napoleon ließ er vollen Lauf in seiner „Histoire des 15 semaines, ou le dernier règne de Bonaparte 1815" (Par. 1816). Sein neuestes Werk, die noch nicht beendigte „Correspondance d'Orient" (Par. 1830), ist die Frucht einer während der Expedition nach Algier unternommenen Reise nach Afrika und Kleinasien.

Michaux (André), Reisender und Botaniker, geb. 1746 auf dem Pachthofe Sartory bei Versailles, wo sein Vater Landwirthschaft trieb, widmete sich derselben Beschäftigung, suchte sich aber zugleich wissenschaftlich auszubilden, und verheirathete sich früh. Der Tod seiner Gattin rief ihn indeß bald aus diesem glücklichen Dasein heraus. Er wendete sich nach Paris, wo ihm der berühmte Lemonnier zuerst Geschmack an botanischen Forschungen mittheilte. Von jetzt an besuchte M. täglich den kön. Pflanzengarten und wohnte den Vorlesungen des Naturforschers B. de Jussieu bei, wodurch er sich bald so weit vervollkommnete, daß er mit Lamarck und Thouin eine wissenschaftliche Reise, erst nach Auvergne, dann in die Pyrenäen und nach Spanien unternehmen konnte. Durch Lemonnier's Verwendung erhielt er hierauf die Erlaubniß, den 1782 an den pers. Hof gesandten Consul Rousseau begleiten zu dürfen. M. verweilte zwei Jahre in jenen Gegenden und kehrte 1785 nach vielen Gefahren, bereichert mit schätzbaren Sammlungen von Pflanzen und Samen, nach Frankreich zurück. Man bestimmte ihn nun nach Nordamerika, um in der Nähe von Neuyork eine Art von Entrepot zur Cultur junger Bäume anzulegen, die dann nach Frankreich in die Baumschule von Rambouillet verpflanzt werden sollten. M. reiste im Herbste 1785 dahin ab, untersuchte Neujersey, Pennsylvanien, Maryland u. s. w. und gründete zu Charlestown eine ähnliche Anlage wie die zu Neuyork; auch die Floridas und die Ufer des St.-Georg- und St.-Jamesflusses wurden von ihm durchforscht, und als endlich die Revolution in seinem Vaterlande ihn aller Unterstützung beraubte, negocirte er bei ihm gewogen gewordenen amerikan. Handelshäusern die nöthigen Fonds, um seine Untersuchungen wo möglich bis an die Gestade der Hudsonsbai ausdehnen zu können. Dies gelang ihm jedoch nur zum Theil, indem er durch die Widerspenstigkeit seiner Führer in jenen rauhen Gegenden gezwungen wurde, unweit des Zieles umzukehren. Später ertheilte ihm der Minister des republikanischen Frankreichs den Auftrag, Luisiana zu untersuchen. So wurden von ihm die Alleghanygebirge und die Ufer des Ohio bis Louisville, und später auch Virginien, die Gestade des Mississippi und das Land Illinois besucht. Im J. 1796 kehrte er nach Europa zurück, verlor aber an den holländ. Küsten durch Schiffbruch einen großen Theil seiner Sammlungen. Zur Vermehrung seines Schmerzes fand er durch die revolutionnaire Zerstörungswuth seine aus Amerika herübergesandten Baumstämme vernichtet und in Rambouillet von 60,000 Stämmen nur noch wenige übrig. Sein rückständiger Gehalt ward ihm nicht ausgezahlt und selbst sein eignes Vermögen ging fast ganz verloren. Dennoch fuhr M. fort, mit Eifer seinem Fache zu leben und die fast ganz zerstörten Anlagen von Rambouillet möglichst wiederherzustellen. Als endlich 1800 die Expedition unter Baudin nach Neuholland ausgerüstet wurde, schiffte er sich auf Antrag der Regierung ein, untersuchte die Pflanzenwelt auf Teneriffa und Isle de France, trennte sich von Baudin und ging nach Madagaskar. Hier unterlag er aber dem Einflusse des Klima und starb im Nov. 1802. Seine „Histoire des chênes de l'Amérique" (Par. 1801, Fol.)

und ſeine „Flora borealis-americ.“ (2 Bde., Par. 1803; neue Aufl. 1820) ſind Werke von ausgezeichnetem Werthe. Sein Sohn, André M., gab die „Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale“ (3 Bde., Par. 1810—13) heraus.

Michel Angelo, ſ. Angelo (Michel).

Michigan, ein zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehöriges Gebiet, begreift die Halbinſel zwiſchen dem Michiganſee im W., dem Huronen- und Eriſee im O., den Staaten Ohio und Indiana im S. und der Straße Michillimakinak im N. Es umfaßt gegen 8000 □M. und wird von einem breiten Bergrücken durchſchnitten; der übrige Boden iſt eben und ſtark bewaldet und eignet ſich zum Anbau weit mehr als Obercanada. Das Klima iſt gar nicht ſo rauh, wie man erwarten ſollte, und eignet ſich beſonders zum Getreidebau. Die Bewohner, nach der Zählung von 1830 ungefähr 31,000, beſtehen aus den Nachkommen der erſten franz. Anſiedler unter Ludwig XIV. und aus Indianern. Der Hauptort des Gebiets iſt Detroit mit 2500 Einw. Vergl. Bromme, „Michigan, eine geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſche Skizze“ (Baltimore 1834).

Mickiewicz (Adam), einer der vorzüglichſten unter den neuern poln. Dichtern, geb. 1798 in Lithauen von adeligen aber armen Ältern, erhielt ſeine erſte Bildung zu Nowogrodek, kam dann auf das Gymnaſium nach Minsk, bezog 1815 die Univerſität Wilna und erhielt einige Jahre ſpäter eine Lehrerſtelle an der Schule zu Kowno. Bei glänzenden Talenten und angeſtrengtem Fleiße hatte er ſich einen ſchönen Schatz von Kenntniſſen erworben; der Keim des ſchlummernden poetiſchen Talentes aber war in ihm durch die Liebe zu der Schweſter eines ſeiner Freunde in Wilna erweckt worden. Als dieſe, da ungleiche Verhältniſſe die Liebenden trennten, einem Andern ihre Hand reichte, ſchilderte M. ſeine unglückliche Liebe in dem Gedichte „Dziady“, d. h. die Todtenfeier. Nachdem er zu Wilna 1822 die erſte Sammlung ſeiner zerſtreuten Gedichte herausgegeben hatte, trafen auch ihn 1823 die Proſcriptionsmaßregeln, welche gegen die Univerſität Wilna ergriffen wurden. Er wurde längere Zeit feſtgehalten und als man keine Beweiſe einer Verſchwörung auffinden konnte, aus Verdacht nebſt vielen Andern in das Innere Rußlands verwieſen. In der Verbannung machte er eine Reiſe nach der Krim und dichtete am Ufer des ſchwarzen Meeres die trefflichen Sonette, durch die er ſich die Gunſt des Militairgouverneurs von Moskau, Fürſten Gallizin, erwarb, der ihn, ſeitdem M. 1826 in Moskau angelangt, in ſeinem Gefolge zu bleiben befahl und unter deſſen Patronat die Sonette gedruckt wurden (deutſch von Schwab im „Deutſchen Muſenalmanach“ 1833). Im Gefolge Gallizin's erregte er durch ſeine Gabe des Improviſirens in Petersburg ungemeines Aufſehen. Daſelbſt ließ er 1828 ſein epiſches Gedicht „Konrad Wallenrod“ (deutſch von Kannegießer, Lpz. 1834) erſcheinen, das faſt zu einem Nationalepos der Polen geworden iſt. Nächſt ſeinen Romanzen und Balladen wurde von ſeinen übrigen Gedichten die „Ode an die Jugend“ dadurch berühmt, daß die letzten Worte derſelben am 30. Nov. 1830 an das Rathhaus zu Warſchau geſchrieben, von der begeiſterten Volksmaſſe tauſendſtimmig wiederholt und als ein glückliches Vorzeichen angeſehen wurden. Das widrige Geſchick des Dichters erhöhte die Theilnahme an ſeinen Geſängen. Endlich gelang es ſeinen Verehrern, für ihn die Erlaubniß zu einer Reiſe ins Ausland auszuwirken. Er durchreiſte Deutſchland, Frankreich, und war in Italien, als 1830 die poln. Revolution ausbrach. Im J. 1831 lebte er in Dresden und begab ſich hierauf im Sommer 1832 nach Paris, wo er noch in demſelben Jahre einen Theil ſeiner neueſten Dichtungen, welche die frühern an poetiſchem Werthe noch übertreffen, als vierten Band der dort unter dem Titel „Poezye“ (3 Bde., 1828) erſchienenen Ausgabe ſeiner ſämmtlichen frühern Poeſien herausgab. Das Vorwort gibt einen geiſtreichen Überblick der poetiſchen Literatur des neuern Europas, worin M. auch ſeine Vertrautheit mit der deutſchen

Literatur an den Tag legt. Das Schicksal seines Vaterlandes gab seinem Geiste in neuester Zeit eine vorherrschende politische Richtung, die er in der Schrift „Ksiegi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego" (Par. 1832) darlegte, welche in einer der biblischen Sprache nachgebildeten Prosa Polens Bestimmung in der Vergangenheit und Zukunft schildert und unter dem Titel „Die Bücher des poln. Volkes und der poln. Pilgerschaft" (1833) auch ins Deutsche übertragen wurde. Sein neuestes Werk ist „Pan Tadeusz", d. h. Herr Thaddeus (Par. 1834), ein episches Gedicht.

Midas ist der bei den phrygischen Königen herkömmliche Name, an den der Mythus eine Menge von Märchen geknüpft hat, die jedoch sämmtlich sehr neue Gewährsmänner haben. Eins läßt ihn schon von der Kindheit auf zu großem Reichthum bestimmt sein, und durch Bacchus Gunst ihm den unverständigen Wunsch gewähren, daß Alles, was er berühre, zu Gold werde. Nur dadurch sei er von der lästigen Wohlthat befreit worden, daß er sich auf Bacchus Befehl im Pactolus gewaschen, der seitdem Gold geführt habe. Eine andere Sage macht ihn zum Schiedsrichter zwischen Apollo und Pan über den Vorzug der Syrinx vor der Lyra, wo sein Ausspruch zu Gunsten der Syrinx ihm den lästigen Ohrenschmuck zuzog, der M., den alten Stammheros der Phrygier, zum Sprüchwort gemacht hat. Die weitere Ausschmückung dieses Geschichtchens, wie es durch einen Barbier, der das Geheimniß nicht auf dem Herzen behalten konnte, in eine Grube sei verrathen worden, deren verhüllendes Schilf es sich endlich zugeflüstert, gehört den griech. Komikern an, die in Scherzen über die Midasohren unerschöpflich waren. Den Zusammenhang der Sage von M. mit den geschichtlichen Königen Phrygiens hat gelehrt und geistreich Osann nachzuweisen gesucht in der Schrift: „M. oder Erklärungsversuch der erweislich ältesten griech. Inschrift" (Lpz. und Darmst. 1830, 4.).

Middelburg, die Hauptstadt der niederländ. Provinz Zeeland, auf der Insel Walcheren, ist befestigt und gut gebaut und hat 14,700 Einw. Durch einen Kanal, der die schwersten Kauffahrteischiffe trägt und bei der Schanze Ramekens auf der Ostseite der Insel, wo der eigentliche Hafen der Stadt liegt, endet, steht sie mit der Westerschelde und durch einen andern mit Vliessingen in Verbindung. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich vortheilhaft aus das Rathhaus im goth. Style, die Peterskirche und die Abteikirche mit einem Denkmale des deutschen Königs Wilhelm und seines Bruders Florens. In M. bestehen eine Gesellschaft der Wissenschaften, eine zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst und eine naturforschende Gesellschaft. Die Einwohner treiben außer einiger Lein- und Tuchweberei vorzüglich Handel mit Korn, Krapp, Garn und Butter.

Middleton (Conyers), geb. 27. Dec. 1683 zu Richmond in der Grafschaft York, der Sohn eines Geistlichen, studirte in Cambridge, wo er später Professor und Universitätsbibliothekar ward. Er reiste 1724, theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um seinen Hang nach antiquarischen Kenntnissen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber schon 1725 nach England zurück, weil der große Aufwand, den er zur Ehre seiner Nation in Rom machen zu müssen glaubte, seine Vermögensumstände zerrüttet hatte. Sein Leben war eine Kette literarischer Fehden; auch hat nicht leicht ein Gelehrter mehr Flugschriften geschrieben und veranlaßt als er. Er starb zu Cambridge am 28. Jul. 1760. Sein Hauptwerk ist „The history of the life of Cicero" (2 Bde., Lond. 1741, 4., und 3 Bde., Lond. 1801). Unstreitig nimmt M. eine der ersten Stellen unter den Biographen ein, obgleich sein Styl der Reinheit und Bestimmtheit ermangelt. Seine übrigen, größtentheils theologischen und antiquarischen Schriften sind zusammengedruckt unter dem Titel: „Miscellaneous works etc." (4 Bde., Lond. 1752—57. 4.). Seine Streitigkeiten mit Bentley, der ihn, wegen seiner Liebe zur Musik, den

Fiedler nannte, veranlaßten ihn zu der Schrift: „Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately published by Rich. Bentley, for a new edition of the greek Testament and latin version" (Lond. 1721), wodurch Bentley bewogen wurde, sein Vorhaben, eine kritische Ausgabe des N. T. zu liefern, aufzugeben. M.'s freimüthige Untersuchungen über die in der christlichen Kirche seit den ältesten Zeiten vorausgesetzten Wunderkräfte zogen ihm den Vorwurf des Unglaubens zu und verwickelten ihn in viele Streitigkeiten.

Midianiter, ein Volk, das sich endlich unter dem der Araber verlor, hatten Midian, einen Sohn Abraham's, zum Stammvater und scheinen ursprünglich im Westen des Gebirges Sinai vorzugsweise ihren Sitz gehabt zu haben. Später hatten sie die Gegend südöstl. von Kanaan inne und scheinen sich in mehre abgesonderte Stämme getheilt zu haben. Sie waren Nomaden, trieben Handel, insbesondere nach Ägypten und bekannten sich zum Glauben Abraham's, wurden aber später wieder Götzendiener.

Miene, s. Geberde.

Mienenspiel, s. Mimik.

Mierevelt (Michael Janson), ein berühmter Portraitmaler, geb. zu Delft 1568, der Sohn eines Goldschmieds, bildete sich unter Anton von Montfort, genannt Blocklandt. Er war Mennonit, von sehr liebenswürdigem Charakter und starb zu Delft 1641. Die Zahl der von ihm gelieferten Portraits ist ungemein groß; auch ließ er sich dieselben sehr theuer bezahlen. Sein älterer Sohn, Peter M., ist ebenfalls als Maler geschätzt.

Mieris (Franz van), der Ältere, das Haupt einer berühmten holländ. Künstlerfamilie, dessen Genrebilder zu den ausgezeichnetsten in dieser Gattung gehören, geb. zu Leyden 1635, genoß von frühester Jugend an im Zeichnen den Unterricht J. Toorenvliet's, obschon sein Vater ihn für etwas Anderes als zum Maler bestimmt hatte und sich erst durch die schnellen Fortschritte, die der Sohn besonders nachher in der Schule Dow's machte, dessen liebster Schüler er war, bewegen ließ, seine Zustimmung zu geben. Zwar folgte M. später dem Rathe seiner Freunde, welche die Besorgniß hegten, daß er sich zu sehr an die kleine Malerei gewöhnen möge, und begab sich zu van Tempel; allein sehr bald kehrte er wieder zu seinem Freund Dow zurück, vor dem ihm Einige sogar in Hinsicht der Wahl seiner Darstellungen, der correcten Zeichnung, des frischern Colorits und der leichtern Art zu malen, den Vorzug geben. Seine Bilder, meist Darstellungen aus dem geselligen und häuslichen Leben der Vornehmern, wurden schon bei Lebzeiten des Künstlers zu sehr hohen Preisen bezahlt, und ihr Werth hat sich im Laufe der Zeit nur erhöht. M. schätzte jede Stunde seiner Zeit einen Dukaten, kannte aber nur wenig den Werth des Geldes, verschwendete es mit seinem Freunde, dem berühmten J. Steen, in Trinkgelagen und Ausschweifungen und war wie dieser stets arm und in Schulden. Dabei war er äußerst gutmüthig. Als er einst bei dunkler Nacht, in der Trunkenheit auf dem Heimwege in eine Grube fiel, in welcher er unfehlbar umgekommen wäre, wenn ihn nicht ein armer Schuhflicker gerettet hätte, schenkte er diesem eins seiner kleinen Gemälde, welches Jener, da er ihn selbst auf den Werth desselben aufmerksam gemacht hatte, mit 800 Gulden bezahlt erhielt. Der erwähnte Unfall hatte jedoch M. so geschadet, daß er kurze Zeit darauf, 1681, starb. Seine Zeichnungen, meist in Kreide und Tusche, zuweilen auf Pergament, sind ebenso selten als seine Gemälde, welche letztere zu den schönsten Zierden mehrer öffentlichen und Privatgalerien seines Vaterlandes, sowie der Galerien zu München, Dresden und Petersburg gehören. Die besten Stiche nach M. hat J. G. Wille geliefert, das Portrait desselben sein Freund und Schüler Moor radirt. Unter seinen übrigen Schülern waren die vorzüglichsten seine beiden Söhne Joh. und Wilh. van M., sowie J. van Eyck; aber Alle sind ihm untergeordnet geblieben. — Wilhelm van M., der Jün-

gere, Sohn und Schüler des Vorigen, geb. zu Leyden 1662, war weniger erfinderisch als sein Vater, malte auch nicht mit solcher Leichtigkeit wie dieser; ersetzte aber diese Mängel durch fleißige, fast ängstliche Vollendung seiner Gemälde. Wie mehre holländ. Meister des letzten Viertels des 17. Jahrh. lieferte er auch Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Seine Bilder sind geschätzt wie nicht minder seine Zeichnungen, vorzüglich die in Kreide und Tusche sauber auf Pergament ausgeführten, welchen fast der Vorzug vor den Ölbildern zugestanden werden muß. M. selbst hat zwei Blätter radirt, Thetis und der Centaur Chiron, und die Muse Erato, doch wird letzteres wohl mit mehr Recht seinem Sohne Franz van M. beigelegt. M. starb, als Mensch und Künstler hochgeachtet, 1747. — Joh. van M., der ältere Sohn des Franz van M., ebenfalls ein ausgezeichneter Künstler, soll nach Italien gegangen und zu Rom in seinem 30. Jahre 1690 gestorben sein. Seine Gemälde bestehen meist in Bildnissen von bedeutender Größe. — Franz van M., genannt der Junge, Enkel des berühmten Franz van M. und Sohn des Wilh. von M., war ein oft glücklicher Nachahmer der Werke seines Vaters und Großvaters; mehr aber ist er als Historiker durch seine „Historie der Nederlandsche Vorsten" (3 Bde., Haag 1732—35, Fol.) und „Groot Charterboek der Graaven van Holland, Zeeland en Vriesland" (4 Bde., Lpz. 1753—56, Fol.), in welchen Werken die Münzen nach seinen Zeichnungen gestochen wurden, bekannt. Auch radirte er einige kleine Blätter. Er starb 1763 und hinterließ unvollendet die Geschichte seiner Vaterstadt Leyden, sodaß nur ein Band erschienen ist.

Miethvertrag ist im Allgemeinen der Vertrag, durch welchen man Jemanden den Gebrauch einer nicht verzehrbaren Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Preises verspricht. Im erstern Falle heißt der Miethvertrag locatio conductio rerum und schließt auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen Jemand Gebrauch und Nutzung eines Landguts oder einer gewissen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Miethmann oder Abmiether (conductor) ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, darf aber ohne Übereinkunft mit dem Vermiether deren Gebrauch nicht Andern überlassen, wodurch Aftermiethe (sublocatio) entsteht. Vermiether oder Verpachter kann nur sein, wer über eine Sache als Eigenthümer verfügen kann oder den Niesbrauch derselben hat. Er kann vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache, weder weil er sie selbst braucht noch weil er sie verkauft hat, entziehen. Der Kauf bricht die Miethe unbedingt nicht. Der Miethmann ist zu Entrichtung des Miethzinses (locarium) verpflichtet, wenn er auch durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Ein Nachlaß ist Sache der Billigkeit. Der Miethvertrag über Dienste (locatio conductio operarum) heißt auch Lohnvertrag; Verdingungsvertrag aber (locatio conductio operis), wenn man sich zur Verfertigung eines Werkes, einer Arbeit Jemanden (dem Unternehmer, Besteller) verbindlich macht; Dienstvertrag, wenn Dienste bestimmter Art, z. B. häusliche Dienste, auf gewisse Zeit gegen einen Lohn (merces) versprochen werden. Der Dingende oder Miethende kann die versprochenen Dienste in Person fodern, der Gedungene dagegen den Lohn, auch wenn der Dingende seiner Dienste nicht mehr bedarf. Dies sind die allgemeinen Grundsätze des Rechts über dieses Verhältniß. Die positiven Rechte bestimmen dieselben theils näher, theils weichen sie auch zuweilen von denselben ab, wie z. B. in dem Grundsatze: Kauf bricht Miethe". S. Aug. Mackensen's „Anleitung zur Verfertigung und Prüfung der Pachtanschläge von Landgütern" (Hanover 1823).

Mignard (Pierre), Maler, geb. 1610 zu Troyes, hieß eigentlich More; doch nahm schon sein Vater, welcher aus England stammte, jenen Namen an. Er

sollte anfangs Medicin studiren, ward aber, da er großes Talent für die Kunst zeigte, von seinem Vater in die Schule des Jean Boucher in Bourges gebracht. In seinem 15. Jahre malte er schon die Schloßkapelle zu Coubert en Brie aus, besuchte dann die Schule des berühmten Vouet und ging 1636 nach Rom, wo er sich nach Rafael's und Tizian's Meisterwerken bildete, weshalb man ihn auch Mignard le Romain nannte. Bald zeichnete er sich hier durch historische Gemälde und Portraits, worunter sich die Bildnisse der Päpste Urban VIII. und Alexander VII. befinden, aufs vortheilhafteste aus. Auch malte er später in Venedig eine Menge Portraits. Im J. 1658 durch Colbert in die Dienste Ludwig XIV. berufen, ward er das Haupt der Akademie S.-Luca und nach dem Tode Lebrun's, mit dem er in immerwährender Feindschaft gestanden hatte, an dessen Stelle zum ersten kön. Hofmaler ernannt. Während dieser Zeit führte er eine der größten Arbeiten al fresco, welche Frankreich besitzt, aus, nämlich die Kuppel von Val de Grace. Auch schmückte er den großen Saal zu St.-Cloud mit Vorstellungen aus der Mythologie, unternahm mehre Arbeiten in Versailles, malte viele Portraits, besonders das des Königs u. s. w. Daher wurden ihm auch, außer den obgedachten Stellen, noch die Direction der kön. Kunstsammlungen, der Malerakademie und der Manufactur der Gobelins anvertraut. Er starb 1695. Wenn auch M. in Hinsicht auf Erfindung und Zusammensetzung nicht zu den tiefen und originellen Genies gehört, so lassen doch die Anmuth und Lieblichkeit, welche in seinen Gemälden, besonders in seinen Madonnen, die man Mignarden nennt, herrschen, das Glänzende und Harmonische seines Colorits und die Leichtigkeit seines Pinsels viele Mängel übersehen, die man in seinen Bildern in Hinsicht auf Zeichnung, Tiefe des Gefühls u. s. w. findet, und es gebührt ihm der Rang eines der größten Maler der franz. Schule mit vollem Rechte. Merkwürdig war sein Talent, andere Meister zu copiren und nachzuahmen. So täuschte er unter Andern selbst seinen Widersacher Lebrun durch eine in Guido's Geschmack gemalte Magdalene. Auch gibt es von ihm einige radirte Blätter.

Mignon (Abraham), einer der berühmtesten Blumen-, Früchte- und Stilllebenmaler, geb. um 1640 zu Frankfurt am Main, wo sein Vater Kaufmann war, kam, als dieser 1647 fallirte, in das Haus des Blumenmalers Jak. Marrel oder Moreel von Utrecht und machte unter dessen Leitung solche Fortschritte, daß ihn dieser mit sich nach Utrecht nahm und ihn zu dem berühmten J. D. van Heem brachte, bei welchem er einige Zeit blieb und einen solchen Grad der Vollkommenheit erreichte, daß er, wenn er auch seinen Meister nicht übertraf, ihm wenigstens gleichzustellen ist. Äußerst geschmackvoll in der Wahl der Blumen, wußte er sie wohl zu ordnen und mit überaus natürlichen Insekten zu zieren. Seine Fliegen und Schmetterlinge scheinen zu fliegen, der Thau auf seinen Blumen und die dadurch hervorgebrachten Perlen sind der Natur so getreu, daß man versucht wird, sie hinwegzuwischen. Seine Gemälde, die sich in den meisten Galerien vorfinden, werden, wie bei seinen Lebzeiten, noch jetzt in hohen Preisen gehalten. Aus Liebe zu seiner Mütter, die in Wetzlar lebte, verließ er Holland und hielt sich bei ihr bis zu deren Tode auf. Er starb 1679. Neben dem berühmten Merian waren seine beiden Töchter seine vorzüglichsten Schüler.

Migräne (Hemicrania) ist ein empfindlicher Kopfschmerz, der nur eine Seite des Kopfs befällt und meist rheumatischen und gichtischen Ursprungs ist, oft aber auch von Unverdaulichkeiten im Magen herrühren kann, welche nervenschwachen Personen einen heftigen und unangenehmen Reiz auf die Magennerven erregen, der sich bis in den Kopf (s. d.) fortpflanzt.

Miguel (Dom), Usurpator Portugals, geb. zu Lissabon am 26. Oct. 1802, der dritte Sohn des Königs Johann VI. und der Infantin von Spanien Charlotte Joachime, wuchs in Brasilien 1808—21 zuchtlos auf, Liebling und Werkzeug seiner herrschsüchtigen Mutter, die ihn an die Spitze der absolutistisch-

theokratischen Partei stellte, als der Oberst Sampayo am 29. Mai 1823 die Constitution umstürzte. (S. Portugal.) Diese Partei wollte den schwachen König, wo nicht einsperren und absetzen, wenigstens beherrschen. Deshalb ward am 1. März 1824 der treue Diener desselben, der alte Marquis von Loulé, ermordet, und am 30. Apr. ließ der Infant-Generalissimus die Minister verhaften und den Vater im Palaste bewachen. Dieser aber fand Gelegenheit, auf ein engl. Kriegsschiff zu flüchten; M. bat um Gnade und wurde am 12. Mai verbannt. Unter dem Namen eines Herzogs von Beja begab er sich über Paris nach Wien, wo er seine frühere unbändige Lebensweise fortsetzte. Nach dem Tode seines Vaters, 1826, sah die Partei der Königin in ihm den legitimen Erben der Krone Portugals, welche Dom Pedro, als Beherrscher eines fremden Reichs, nicht tragen könne. Letzterer betrachtete sich jedoch als Nachfolger, gab Portugal am 26. Apr. 1826 eine Constitution, entsagte darauf, am 2. Mai, der Krone zu Gunsten seiner ältesten Tochter Donna Maria da Gloria (s. d.) und bestimmte derselben M. zum Gemahl, der bis zur Volljährigkeit der Königin auch Regent sein sollte. M. genehmigte Alles, beschwor die Constitution, verlobte sich mit seiner Nichte und ward darauf am 3. Jul. 1827 von Dom Pedro zum Regenten von Portugal ernannt. Im Febr. 1828 langte er in Lissabon an und übernahm die Regentschaft aus den Händen seiner Schwester Isabella. Doch die Partei der Königin hatte bereits Alles zur Herstellung der absoluten Gewalt und zur Erhebung des Infanten auf den Thron vorbereitet. M. löste daher die versammelten constitutionnellen Cortes am 13. März auf, berief durch Decret vom 3. Mai die sogenannten alten Cortes nach drei Ständen, und ließ sich von denselben am 25. Jun. zum legitimen König von Portugal ernennen. Hierauf nahm er am 30. Jun. 1828 den Königstitel und die Huldigung an. Der engl. Einfluß war, nach Canning's Tode, in Portugal vernichtet, und somit auch der Schutz der constitutionnellen Sache. Die Anhänger derselben suchten vergeblich in Porto sich zu behaupten. Dom Pedro erklärte zwar seinen Bruder aller Rechte für verlustig und hob die Verlobung auf; allein M.'s Waffen siegten, und die Getreuen der Königin Donna Maria zogen sich über London nach Terceira und Rio Janeiro zurück. Der Usurpator aber folgte ganz der Leitung seiner Partei. Diese und die Königin, gest. am 6. Jan. 1830 zu Queluz, unterdrückten jetzt den Liberalismus durch ein Schreckenssystem, welches M. mit wilder Lust und Tyrannenlaune vollzog. Er mishandelte selbst seine Schwestern, ließ seinen Günstling, den von ihm zum Baron von Queluz erhobenen Barbier, verhaften, stieß gerichtliche Urtheile um und beging die grobsinnlichsten Ausschweifungen. Jagd und Stiergefechte, Maitressen, Hunde und Pferde waren seine Kurzweil. Nicht einmal im Felde zeigte er Muth und Thätigkeit. Doch handelte seine Partei consequenter als Dom Pedro. Dennoch gelang es dem Letztern, von Terceira aus Porto am 9. Jul. 1832 zu erobern. Nach einem wechselvollen Kampfe wurde Lissabon am 24. Jul. 1833 von den Truppen der Königin besetzt, worauf Donna Maria am 22. Sept. 1833 daselbst ihren Einzug hielt. Nun erklärten sich England und, nach Ferdinand VII. von Spanien Tode, auch Spanien für Donna Maria, und ein span. Truppencorps unter Rodil vereinigte sich am 3. Mai 1834 mit dem portug. Heere. Endlich nach Villaflor's Siege bei Asseiceira unweit Thomar, am 16. Mai 1834, mußte M. seine letzte Stellung bei Santarem räumen, und zog sich, nebst seinem Begleiter, dem span. Kronprätendenten Don Carlos, nach Evora, wo ihm durch den schnellen Marsch der span.-portug. Truppen der Rückzug nach Elvas abgeschnitten wurde. Er mußte daher die von Don Pedro ihm gebotenen Bedingungen annehmen und unterzeichnete am 26. Mai 1834 zu Evora die Capitulation, nach welcher er allen Ansprüchen auf den Thron von Portugal entsagte, die Ruhe Portugals nie wieder zu stören und die Halbinsel nie wieder zu betreten versprach, die Kronjuwelen herausgab und nach seiner eigenen Wahl auf einem

engl. Kriegsschiffe in Sines am 1. Jun. sich einschiffte. Er landete mit seinen Begleitern am 23. Jun. in Genua, wo er gegen die von ihm in Evora unterzeichnete Acte protestirte. Er verlor deshalb das ihm in Portugal zugesicherte Jahrgeld von 60 Contos de Reis (ungefähr 100,000 Thlr.) und sein ihm vorbehaltenes Privatvermögen ward mit Beschlag belegt. Seit dem 4. Sept. 1834 hält er sich bald in Rom, bald in Genua, meist jedoch in Rom auf, wo die röm. Curie ihn fortwährend als König von Portugal betrachtet. Die Erlaubniß, nach Wien kommen zu dürfen, wurde ihm versagt. Während er durch kirchliche Andachten die Augen des Volks und sich selbst mit Jagd- und andern Vergnügungen beschäftigt, streifen einzelne Miguelistische Guerillas in Portugal plündernd umher; allein in Lissabon und Porto ist der Name Miguel verhaßt, und eine blutige Rache traf mehr als einen seiner Anhänger.

Mikrokosmus, d. h. die kleine Welt, nennt man oft den Menschen, insofern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen an ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum. (S. Mensch.)

Mikrometer ist ein Instrument zur Abmessung sehr kleiner Größen, welches insgemein bei Fernröhren und Vergrößerungsgläsern angebracht wird. Gascoigne fiel um 1640 zuerst darauf, solche bei astronomischen Fernröhren zur Messung der scheinbaren Planetendurchmesser u. dgl. anzuwenden, und viele spätere Physiker haben dazu manche sehr voneinander abweichende Vorschläge gemacht. Kirch zu Berlin erfand 1679 den Schraubenmikrometer, bei welchem die Fäden, zwischen die der zu messende Gegenstand gestellt wird, mittels zweier sehr feiner Schrauben einander genähert und wieder entfernt und die geschehenen Umdrehungen (Schraubengänge) gezählt werden können. Cassini empfahl das astronomische Netz, welches aus unbeweglichen, im Brennpuukte des Objectivs gitterförmig ausgespannten Fäden von bekannter Entfernung besteht. Der einfachste aller astronomischen Mikrometer ist das das Gesichtsfeld begrenzende Diaphragma (s. d.) selbst, wenn es genau kreisförmig abgedreht ist; bequemer für die Beobachtungen aber der Kreismikrometer (s. d.). Dechales und Zahn empfahlen Mikrometer aus Gittern von Linien auf Glas, die man mit dem Diamant schneidet, und zwar in solcher Feinheit, daß sie kaum $^1/_{200}$ einer Linie breit werden, und daß ihre Abstände $^1/_{10}$ bis $^1/_{20}$ einer Linie betragen, sodaß ein bloßes Auge solche nicht zu erkennen vermag. Ähnliche Mikrometer, wie diese letztere, werden noch immer in Verbindung mit Mikroskopen zur Messung sehr kleiner linearer Ausdehnungen, z. B. der Dicke eines Menschenhaars u. s. w., mit vielem Vortheil gebraucht.

Mikroskop oder Vergrößerungsglas ist ein optisches Instrument, welches dazu dient, Gegenstände, die wegen ihrer Kleinheit einem gewöhnlichen Auge ganz verschwinden oder undeutlich erscheinen, sichtbar oder deutlich zu machen. Die einfachen Mikroskope sind einzelne Glaslinsen von geringer Brennweite (s. Linsengläser) mit einer Einfassung von Horn, Knochen oder Metall und einem bequemen Handgriffe. Beträgt ihre Brennweite einige Zolle, so nennt man sie Koupen (s. d.). Die Wirkung eines einfachen Mikroskops oder einer erhabenen Linse überhaupt beruht darauf, daß man den Gegenstand, um ihn größer zu erblicken, dem Auge näher bringen, aber zugleich deutlich genug sehen kann. Je kürzer nun die Brennweite eines einfachen Mikroskops ist, desto mehr muß es den Gegenstand vergrößern. Eine Linse von $^1/_{20}$ Zoll Brennweite vergrößert 160 Mal, weil sie den Gegenstand dem Auge gleichsam 160 Mal näher bringt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Da aber die Sehweite nicht für jedes Auge einerlei ist, so muß auch der Abstand des Glases sowol vom Auge als vom Gegenstande selbst verschieden sein. Kurzsichtige rücken daher das Glas dem Gegenstande näher als Weitsichtige. Merkwürdig ist das von Stephan Gray erfundene Wassermikroskop, wo man einen Wassertropfen, der die Glas-

linse vertritt, mit einer Nadel aufnimmt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt. Die zusammengesetzten Mikroskope mit zwei Gläsern sind den Fernröhren ähnlich und bestehen aus zwei Convergläsern, wovon das eine die Objectivlinse, das andere das Augenglas heißt. Ein solches Mikroskop hat zwei Röhren, an deren beiden Enden die Gläser angebracht sind, die sich willkürlich in einander schieben lassen. Auf diese Weise kann man mit einerlei Instrumenten verschiedene Grade der Vergrößerung hervorbringen; indeß finden auch hier Grenzen statt, über welche hinaus die Vergrößerung nicht getrieben werden kann, weil sonst wegen der Farbenzerstreuung und der Abweichung, welche die Gestalt der Gläser verursacht, sowie wegen Mangels an Helligkeit Undeutlichkeit entsteht. Dieses zu vermeiden, bediente sich der berühmte Lieberkühn eines metallenen Hohlspiegels, dessen hohle Fläche er dem Augenglase entgegenkehrte, weshalb man die so verbesserten Mikroskope Lieberkühn'sche nennt. Der zu betrachtende Gegenstand muß vor dem Spiegel in einer solchen Entfernung befindlich sein, daß sein vergrößertes Bild aus dem Spiegel in den Brennpunkt des Augenglases fällt. Der Gegenstand, den man mit Erfolg durch ein solches Spiegelmikroskop betrachten will, muß aber sehr klein und dabei völlig durchsichtig sein, weil er sonst das Licht auffängt und ebenfalls Undeutlichkeit veranlaßt. Doch auch diesen Übelständen hat man auszuweichen gesucht und unter den in dieser Beziehung verbesserten Spiegelmikroskopen ist das von Amici erfundene beiweitem das vorzüglichste. Es besteht im Wesentlichen aus zwei Metallspiegeln, die sich in einem horizontalen Rohre befinden, und aus einem Ocularglase. Der größere Spiegel ist hohl, elliptisch gekrümmt, hat einen gleichen Durchmesser mit dem Rohre, befindet sich am Ende desselben, und ist so gestellt, daß seine Achse mit der des Rohrs zusammenfällt. Der andere Spiegel ist eben, sehr klein, unter 45° gegen die Achse des Rohrs geneigt, so gestellt, daß seine Mitte in der Achse liegt, mit der spiegelnden Fläche nach unten gekehrt gegen eine Öffnung im Rohre, unter welcher sich der Objectträger befindet. Zur Beleuchtung des Objects dient ein Hohlspiegel. Das wohlbeleuchtete Object sendet die Strahlen durch die Öffnung auf den Planspiegel, der sie auf den elliptischen Hohlspiegel zurückwirft, und dieser macht am andern Ende des Rohrs ein Bild, das man mit dem Ocularglase ansehen kann. Dieses Instrument gewährt eine starke Vergrößerung und scharfe, farbenlose Begrenzung der Bilder; jedoch muß man diese Vortheile oft bei starken Vergrößerungen mit Aufopferung der Lichtstärke erkaufen. Je nach dem Gegenstande, von dem die Mikroskope ihr Licht erhalten, unterscheidet man Sonnen- und Lampenmikroskope. Das Sonnenmikroskop besteht aus zwei Converlinsen, von denen die dem Auge zugekehrte eine sehr kurze Brennweite hat. Der Gegenstand wird zwischen beide Linsen gestellt, und meist auf einer vor dem Ocularglase in bestimmter Entfernung angebrachten weißen Tafel aufgefangen, wo er bedeutend vergrößert erscheint. Zur Beleuchtung des Objectes dient die zweite Linse, auf welche man mittels eines kleinen Spiegels Sonnenlicht leitet, welches gebrochen und vereinigt auf das im Brennpunkte befindliche Object fällt. Von dem Sonnenmikroskope unterscheidet sich das Lampenmikroskop im Wesentlichen nur dadurch, daß es, statt von der Sonne, von einer starken Lampe die Beleuchtung erhält. Beide Mikroskope geben zwar starke Vergrößerungen, aber keineswegs deutliche Bilder. Wer der erste Erfinder des Mikroskops sei, ist unbekannt; das einfache wurde wahrscheinlich kurz nach Erfindung der Linsen, wenn nicht früher, (Wassermikroskop) erfunden; das zusammengesetzte aber soll Drebbel erfunden haben. Die vorzüglichsten Mikroskope verfertigt gegenwärtig der Optiker Plößl in Wien. Noch muß bemerkt werden, daß, wenn von Vergrößerung durch das Mikroskop die Rede ist, nur gewöhnlich die Vergrößerung in der Fläche verstanden wird, die man erhält, wenn man die Vergrößerung in linearer Ausdehnung mit sich selbst multiplicirt.

Milben sind kleine, zum Theil fast mikroskopische Thierchen, welche sonst zu den Insekten gezählt wurden, von diesen aber schon dadurch sich unterscheiden, daß bei ihnen Kopf, Brust und Leib meist in ein Stück verwachsen sind, und daß sie nur im Jugendzustand sechs, erwachsen aber acht Füße haben. Sie pflanzen sich, und zwar in großer Menge, durch Eier fort und scheinen im Allgemeinen nur von verdorbenen Substanzen vegetabilischen und animalischen Ursprungs zu leben. Eine der bekanntesten Arten ist die **Käsemilbe**, welche im alten trockenen Käse lebt. Ihr ähnlich ist eine andere Art, welche im Mehl und altem Brote lebt. Auch werden von Milben viele Thiere geplagt. Eine der merkwürdigsten Arten, über welche die Gelehrten noch gar nicht einig sind, ist die sogenannte **Krätzmilbe**, die, wie Einige annehmen, in den Krätzpusteln lebt. Noch streitiger ist, ob sie erst in Folge der Krätze entstehe oder ob durch sie die Krätze erzeugt wird. Neuerdings wurde sie in Paris, zuerst von den medicinischen Eleven Ranucci und Albin Gras, wieder aufgefunden, und nach mehrfacher Beobachtung wenigstens ihre Verschiedenheit von der Käsemilbe und der Roßmilbe dargethan. Eine andere Art Milben wird in Gewächshäusern schädlich, indem sie mit einem ganz feinen Netze die Gewächse überzieht und dabei die Blätter anfrißt, in Folge dessen diese nach und nach absterben. Eine der größten Arten, von schöner sammetrother Farbe, findet sich im Sommer auf der Erde in Gärten herumlaufend. Der hier und da sogenannte Holzbock ist eine kleine platte Milbe mit einem glänzenden Schilde hinter dem Kopfe. Er hält sich besonders in Wäldern auf und kriecht an Menschen und Thiere, bohrt sich tief in die Haut ein, schwillt vom eingesogenen Blut bisweilen zur Größe einer kleinen Bohne an und veranlaßt böse Geschwüre, wenn man ihn ausreißt, während er von selbst abfällt, wenn man ihn mit Öl bestreicht. Eine ähnliche Art gibt es in Südamerika, wo sie den Reisenden sehr beschwerlich wird. In Persien findet sich eine Milbe, deren Stich lange Zeit für giftig und lebensgefährlich gehalten wurde; doch haben neuere Untersuchungen die Übertreibung dieser Sage nachgewiesen. Auch leben viele Milben im Wasser.

Milch wird von den Weibchen aller Säugethiere in besondern Organen abgesondert und dient zur ersten Nahrung für ihre Jungen. Die für den Menschen wichtigste Milch ist die der Kuh, weshalb auch die Chemiker sich mit Untersuchung derselben am meisten beschäftigt haben. Die Milch läßt sich in Rahm, käsigen Bestandtheil und Molken zerlegen. Der Rahm sammelt sich als eine dicke Flüssigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeit lang ruhig steht, und kann davon abgeschöpft werden. Die käsigen Theile sondern sich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und die Molken bleiben zurück. Der Rahm ist ein inniges Gemenge von Butter, Käse und Molken. Die erstere wird durch mechanisches Schlagen des Rahms abgesondert, und die zurückbleibende Flüssigkeit, die Buttermilch, enthält noch Käse und Molken. Die Molken sind eine dünne, durchsichtige Flüssigkeit von gelbgrüner Farbe und angenehm süßlichem Geschmacke. Werden sie allmälig verdampft, so krystallisirt sich **Milchzucker** (s. d.). Die Milch ist beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Tataren bereiten deshalb aus der Pferdemilch nicht blos ein angenehm säuerliches Getränk, Kumüß genannt, sondern auch eine geistige und berauschende Flüssigkeit, und die Kalmücken brennen aus Milch sogar Branntwein (Arki). Die Milch ein und derselben Thierart bietet, unter verschiedenen Umständen, bei denselben Individuen und noch mehr bei verschiedenen mancherlei Modificationen dar. Sie ist verschieden nach den Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, vorzüglich aber nach dem Genusse der Nahrungsmittel. Mit der Kuhmilch kommt die Milch der übrigen Thiere in ihren Bestandtheilen mehr oder weniger überein. Die Frauenmilch enthält weniger Käse, aber mehr Milchzucker als Kuhmilch, und ihr butteriger Bestandtheil ist mit dem käsigen so verbunden, daß sie keine Butter liefert. Der Säuregehalt nimmt zu bei vieler vegetabilischer Nahrung, das Kali

aber bei vieler animalischer Kost. Auf den Geruch, Geschmack und auf die Färbung der Milch wirken mehre Pflanzen. Mit dem Alter der Jungen nimmt der Käse- und Butterreichthum der Milch zu. Das elektrische Fluidum befördert das Gerinnen der Milch; Alkalien dagegen verhindern in der frischen Milch als Zusatz ihr Gerinnen, ja sie lösen sogar den gefällten käsigen Niederschlag wieder auf. Die Eselsmilch hat mehr Rahm, weniger käsige Bestandtheile und mehr Milchzucker als Kuhmilch; Ziegen- und vorzüglich Schafmilch kommen dieser jedoch am nächsten. Auch in der Medicin und selbst in den Künsten findet die Milch vortheilhafte Anwendung.

Milchsaft, s. Chylus.

Milchstein, s. Galaktit.

Milchstraße, auch **Jakobsstraße**, wird der lichtweiße Streifen genannt, der sich fast in der Lage eines größten Kreises um die ganze Himmelskugel erstreckt. Sie geht durch mehre Sternbilder, z. B. die Kassiopeia, den Perseus, den südl. Theil des Fuhrmanns und andere, und ist in dem Schiffe am hellsten. Schon Demokrit soll behauptet haben, daß sie der vereinte Glanz einer unermeßlichen Menge von Fixsternen sei, die, ihrer großen Entfernung wegen, nicht einzeln gesehen werden können. Die griech. Mythologie hielt sie für die Straße, auf welcher die Götter sich dem Palaste des Vaters des Himmels und der Erde näherten. Herschel war der Erste, dem es gelang, durch seine Fernröhre die Milchstraße in kleine Strrne aufzulösen, und sich zu überzeugen, daß jede Stelle desto sternreicher sei, je glänzender sie dem bloßen Auge erscheint. Die ganze regelmäßigen Gestalt dieser Lichtstraße zeigt uns, daß die unzähligen Sterne, aus welchen sie besteht, ein für sich bestehendes zusammengehörendes Ganze bilden, und ihre Ähnlichkeit mit einem größten Kreise beweist, daß unser Sonnensystem, welches mit allen seinen Tausenden von Planeten und Kometen doch nur einen sehr kleinen Theil jenes Sternensystems ausmacht, nahe bei dem Mittelpunkte der Milchstraße liegen muß, weil wir sie, wenn wir weit außerhalb derselben ständen, nur in der Gestalt eines mehr oder weniger kleinen Kreises sehen könnten. Da wir immer mehre und mehre Sterne sehen, je näher wir jenem größten Kreise der Milchstraße kommen, so muß man annehmen, daß jenes Sternsystem nicht die Gestalt einer Kugel, sondern vielmehr die einer Linse hat. Vgl. Bode in seiner „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" (9. Aufl., Berlin 1823).

Milchzucker ist ein süßlich-erdiger, krystallinischer, weißer Stoff, den man durch Verdampfen der abgeklärten süßen Molken erhält. Er hat mehr Kohlen- und weniger Sauerstoff als der Rohrzucker und wird theils in Pulverform, theils in Auflösungen als Brustmittel angewendet, dient auch gegenwärtig den Homöopathikern zum Vehikel ihrer Arzneien. In den Handel kommt er besonders aus der Schweiz und aus andern Milchländern.

Mileagh, Mile, Mileadh, auch **Mileas-Espain** (Milesius Hispanus) ist der Name eines Helden und Eroberers, an welchen die Bewohner Irlands ihre Sagen und Urgeschichte knüpfen. Der Cyklus dieser Sagen reicht in die allerfrühesten Zeiten. Nach den mönchischen Chronikenschreibern soll M. der Beiname des Stammvaters aller irländ. Dynasten gewesen sein und so viel bedeutet haben als span. Krieger, oder der aus Spanien gekommene Held. Sein eigentlicher Name, heißt es, war Gollamh, Sohn von Bile, Sohn von Breogan; die Druiden und Barden lassen ihn von einem scythisch-phöniz. Könige, Phönius-Farsa, abstammen, dessen Nachkommen nach vielen Abenteuern und Kriegszügen mit einem Theil ihres Volks, Gadelas oder Gadelianer genannt, in Spanien landeten, wo Breogan, der Großvater von M., das Land Gallegos oder das heutige Galicien eroberte und eine Stadt baute, die er Brigan (Brigantium, das heutige Coruña) nannte. Nach Breogan herrschte Bile, dessen Sohn Gollamh gewaltige Heldenthaten verrichtete, das Gebiet seines Vaters über Asturien und Biscaya aus-

dehnte, hierauf ins Morgenland zog, sich mit der Tochter des scythisch-phöniz. Königs, seines Verwandten, verband, in Ägypten dem Pharao Nectanebus gegen die Äthiopier beistand, hierauf nach Spanien zurückkehrte, den Thron seines Vaters einnahm und in 54 offenen Feldschlachten die Feinde seines Volks schlug, weshalb er den Beinamen Mileagh-Espain erhielt. Da indeß die Gadelas durch diese vielen Kriege zu sehr geschwächt worden waren, um ferner mit Glück ihren Gegnern widerstehen zu können, so versammelte M. die Ältesten der Stämme, und man beschloß, auf den Rath des Druiden Armegyn, eines Sohns M.'s, ein anderes Vaterland im Westen aufzusuchen. Unter Anführung von M.'s Oheim, Ith, segelte hierauf eine Abtheilung von Gadelassen ab, und als sie an den Küsten von Irland (1300 v. Chr.) landete, pflanzte Ith daselbst seine Paniere auf, gerieth jedoch bald mit einem Theile der Bewohner, die sich Danain nannten, während der andere, die Fir-Bolgs, auch Belgen genannt, ihm beistanden, in Händel und fiel im Kampfe. Sein Sohn, Lugadh, kehrte mit dem Reste der Mannschaft und der Leiche des Vaters nach Spanien zurück, wo das Volk Blutrache für die Erschlagenen zu nehmen beschloß. Nach den ältesten Sagen gingen 75 Segel, nach Andern 150 unter Anführung der 8 Söhne M.'s, denen wieder acht Enkel und sieben Vettern folgten, in die See. Allein an den Küsten der westl. Inseln gingen im Sturme so viele Schiffe unter, daß mehr als die Hälfte Volks und fünf Söhne M.'s umkamen. Nur drei, der Druide Armegyn, Heber und Heremon, mit ihren Verwandten, Leuten und Schiffen entrannen, die nun mit den Fir-Bolgs verbunden, die Danain bekriegten, die drei Söhne des Königs Kearmada erschlugen und die westl. Insel, fortan Hibernien, Jerne, Invernien, Erin, auch Irin genannt, sich unterwarfen und also theilten, daß Heber den nördl. und Heremon den südl. Theil derselben empfing, denn Armegyn, als Geweihter der Gottheit, nahm kein Land. Unter ihnen regierten die kleinen Häuptlinge der Danain und Fir-Bolgs als Lehnsleute der Herrscher über ihre Hintersassen fort; wer jedoch den eingedrungenen Eroberern nicht gehorchen wollte, ward außer Land, nach Britannien, gebracht oder niedergehauen. Bald darauf entspann sich zwischen den Brüdern ein Krieg, der erst mit dem Tode Heber's endigte, worauf Heremon als erster König von ganz Irland und Stifter der Dynastie Mileagh auftrat, die von ihm bis auf den König Turlogh-ô-Connor, welcher 1166 n. Chr. starb, das Land beherrschte, und die in einer Menge verwandtschaftlicher Nebenzweige so zahlreich wurde, daß sie alle andere Häuptlingsfamilien verdrängte und so zum Besitz aller Allodial- und Lehnländereien kam. Diese später ausgeschmückten Sagen scheinen ihren Ursprung einem irländ. Priester, Namens Sedulius, zu verdanken, der im 8. Jahrh. Bischof in Spanien war, und um die Neider, die dem Fremdling abhold waren, zum Schweigen zu bringen, die Stammverwandtschaft der Irländer und Spanier zu beweisen suchte. Daß ihnen theilweise Wahrheit zu Grunde liegt, scheinen auch viele noch in Irland gebräuchliche Benennungen von Orten u. dgl., z. B. Moy-Ith, die Ebene von Ith u. s. w., anzudeuten. Ein 1327 von Donal-ô-Neill, der sich selbst König von Ultonien und, durch Erbrecht seit undenklichen Zeiten, Herrscher von ganz Ibernien nennt, an den Papst Johann XXII. geschriebener Brief gibt sogar unter Anderm in Bezug auf den Einfall M.'s in Irland an, daß von da bis auf die Zeit des h. Patrik, der um 435 lebte, 3500 Jahre verflossen wären. Wahrscheinlich wird in jenen Sagen uns die Überlieferung von der Einwanderung der Galen aufbewahrt. (S. Irland.)

Milet, am Mäander, das ionische Athen und, nach Ephesus und Smyrna, die berühmteste und wichtigste Handelsstadt Joniens in Kleinasien, gewann sehr früh Reichthum und Macht, gründete eine bedeutende Anzahl Colonien und führte lange und kostspielige Kriege mit den lydischen Königen. Nach Lydiens Eroberung durch Cyrus ward auch M., wie ganz Jonien, unterworfen. Mit vieler Gnade behandelt, blieb sie unter der pers. Oberherrschaft, obgleich innere Unruhen sie öf-

ters zerrütteten, in ihrem Wohlstande bis zu dem unglücklichen ionischen Kriege, in welchem sie, 494 v. Chr., von Grund aus zerstört wurde. Die Einwohner bauten sie zwar wieder auf, aber ihr altes Ansehen konnte sie nicht wieder erlangen. M. war das Vaterland des Thales, des Anaximander, des Redners Äschines und der berühmten Aspasia. Bekannt waren im Alterthum die milesi. Wollenwaaren. Auch von der spätern osman. Stadt, welche an der Stelle des alten M. entstand, sind nur noch wenige Überreste vorhanden, doch führt der Ort noch immer den Namen Palat oder die Paläste. — Nach der Stadt Milet wurden bei den Griechen die einer wahren Geschichte ähnlichen Erzählungen, überhaupt die Romane (s. d.), milesische Märchen genannt.

Militair, s. Heer.

Militairakademien, s. Militairschulen.

Militairärzte werden diejenigen Ärzte und Wundärzte genannt, welche in Friedens- wie in Kriegszeiten vom Staate ausschließlich zur Behandlung kranker oder verwundeter Soldaten verpflichtet sind, zu diesem Behufe meist in besondern Unterrichtsanstalten herangebildet, von Staatswegen geprüft, angestellt und besoldet werden. Trotz des in die Augen fallenden Nutzens und der Nothwendigkeit einer besondern Fürsorge des Staats für seine erkrankten oder verwundeten Krieger, verdankt das Militairmedicinalwesen in seiner jetzigen Ausbildung und Vollkommenheit doch erst der neueren Zeit seine Entstehung. Die Griechen wußten von Feldärzten noch nichts; bei ihnen mußten sich die Krieger mit der Hülfe begnügen, die sie sich selbst gegenseitig zu gewähren vermochten; weshalb sie sich einige Kenntniß der Behandlung der Wunden und Krankheiten zu verschaffen suchten, ohne darum, selbst wenn sie ihrer darin erlangten Erfahrung halber von ihren Kampfgenossen vielfach zu Rathe gezogen wurden, aufzuhören, die Waffen zu tragen. Erst bei den Römern, die bei ihren fortwährenden Kriegen zu einer größeren Berücksichtigung der Verwundeten genöthigt wurden, finden sich sogenannte Medici vulnerarii, die später unter Augustus, trotz der allgemeinen Misachtung des ärztlichen Standes, das röm. Bürgerrecht, die equestrische Würde und Befreiung von allen öffentlichen Lasten und Abgaben erhielten. Allein mit den Römern verliert sich auch diese erste Spur von Militairchirurgie. Erst im 13. Jahrh. n. Chr. finden wir wieder Militairchirurgen erwähnt. Als nämlich Jean Pitard Ludwig IX. von Frankreich auf seinem Kreuzzuge begleitete, nahm er eine Anzahl Chirurgen mit, die jedoch meist dem geistlichen Stande angehörten und das Heilungsgeschäft neben ihren geistlichen Verrichtungen besorgten. Indeß auch dies hatte eine vom Staate ausgehende Versorgung der kriegführenden Heere mit Ärzten noch nicht zur Folge. Die Könige und großen Herren ließen sich von ihren Medicis oder Physicis oder auch Geistlichen in den Krieg begleiten, die dann für die geistliche und leibliche Wohlfahrt zugleich zu sorgen hatten; aber wenn sie sich auch gelegentlich eines verwundeten Offiziers oder Soldaten des Heers annahmen, wenigstens nicht dazu verpflichtet waren. Selbst die nach Erfindung des Schießpulvers vervielfachten und ärztlicher Hülfe mehr als bisher bedürfenden Verwundungen führten noch nicht zur Einrichtung eines doch nun kaum entbehrlichen Kriegsheilwesens. Den ersten Grund dazu legte eigentlich Heinrich IV. von Frankreich, indem er bei der Belagerung von Amiens das erste Militairspital errichtete. Darauf stellte Ludwig XIII. bei jedem Regiment einen Chirurgien-major an, gründete stehende Militairspitäler und selbst Ambulancen. Während der öfteren Kriege Ludwig XIV. gedieh das Militairmedicinalwesen immer mehr, die Feldärzte wurden ein integrirender Bestandtheil der Armee, die Zahl der stehenden und fliegenden Feldlazarethe nahm immer zu, und bald gab es keinen ausgezeichneten Chirurgen mehr, der nicht in dem Heere gedient hätte. Ludwig XV. und XVI. gründeten Unterrichtsanstalten für Militairärzte zu Besançon, Lille, Nancy, Strasburg u. s. w., denen ausgezeichnete Männer vorstanden. Eine noch höhere Ausbildung und Vervoll-

kommnung erlangte aber das Kriegsheilwesen unter der Herrschaft Napoleon's. Seine neue Art Krieg zu führen machte neue und höhere Anforderungen an die Militairchirurgie und eine Menge Veränderungen nothwendig, so entstanden z. B. die Ambulances volantes, die Brancardiers u. s. w. Deutschland folgte erst später dem Beispiele Frankreichs. Von allen Staaten desselben scheint Preußen mit Begründung einer besondern Militairmedicinalpflege den Anfang gemacht zu haben. In dem Heere des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm gab es bereits Compagnie- und Regimentschirurgen. König Friedrich Wilhelm I. gründete zu Berlin eine Unterrichtsanstalt zur Bildung von sogenannten Medico-Chirurgen, namentlich aber von Feldärzten; Friedrich der Große erweiterte dieselbe, sandte die Zöglinge derselben zu ihrer höhern Ausbildung als künftige Regimentsärzte nach Paris und Strasburg und ließ selbst franz. Chirurgen kommen. Dessenungeachtet blieb das Heer, abgesehen von einzelnen ausgezeichneten Männern, welche nach Kräften wirkten, immer noch sehr schlecht versorgt. Unterdeß entstanden nach dem Vorbilde des berliner Collegium medico- chirurgicum ähnliche Anstalten 1784 zu Wien, die später nach Kaiser Joseph II. benannte medicinisch-chirurgische Akademie; 1785 eine chirurgische für das Heer und die Flotte bestimmte Akademie zu Kopenhagen, gleichzeitig die medicinisch-chirurgische Militairschule zu Petersburg, 1798 ein Collegium medico-chirurgicum zu Dresden, außerdem noch zu Berlin 1795 die chirurgische Pepinière. Länger als irgendwo blieb aber in England das Militairmedicinalwesen unvollkommen, und erst die neueste Zeit hat es dem anderer Länder nahe gebracht, obgleich England in der Mitte des vorigen Jahrh. einen ausgezeichneten Armeearzt an Pringle besaß. Was nun die gegenwärtige Organisation des Militairmedicinalwesens in den verschiedenen Staaten Europas anlangt, so bietet sie je nach den einzelnen Staaten mannichfache, doch im Wesentlichen wenig von einander abweichende Modificationen dar, ist aber eine andere während des Friedens als im Kriege, indem letzterer einen Aufwand an Menschen, Apparaten u. s. w. nöthig macht, der in Friedenszeiten von Überfluß sein würde, außerdem aber eine Menge von Vorkehrungen, deren Ausführung durch die von dem Kriege herbeigeführten Verhältnisse oft ungemein schwierig wird. Das zu dem gesammten Kriegsheilwesen gehörige Personal zerfällt in das ärztliche, ökonomische und policeiliche und steht unter Oberaufsicht des Kriegsministeriums und der besondern Leitung entweder eines Comité von Generalstabsärzten oder der eines Einzelnen. Dieser oberste Vorstand stellt das ganze militairärztliche Personale an, sorgt für die Einrichtung der Lazarethe und andern Heil- und Sanitätsanstalten, und erläßt Verordnungen, die sich auf Verhütung und Beseitigung von Krankheiten bei dem Heere beziehen. An genannten Vorstand schließen sich die für größere Armeeabtheilungen bestimmten Ärzte, denen die Aufsicht über die zu dem betreffenden Truppentheile gehörigen Ärzte und Krankenanstalten und die Pflicht obliegt, für zweckgemäße Ausführung der von dem Vorstande erlassenen allgemeinen Verordnungen zu sorgen. Diese dirigirenden Ärzte haben im Frieden nur ausnahmsweise als Consiliarii mit der unmittelbaren Behandlung der Kranken etwas zu thun, dagegen im Kriege, vor Schlachten, Verbandplätze und Ambulancen einzurichten und in diesen selbst thätig zu sein. Eigentlich behandelnde Ärzte sind die an den Spitälern und bei den einzelnen Truppentheilen angestellten, wie die Garnisons-, Regiments- und Bataillons-Ärzte. Ihnen sind Unterwundärzte (Compagniechirurgen) in verschiedener Anzahl untergeordnet, die theils in die Lazarethe, theils zu den Regimentern vertheilt werden, den Oberärzten als Gehülfen dienen und ihre Wirksamkeit in der Regel auf die Ausübung der sogenannten kleinen Chirurgie zu beschränken haben. Außer allen diesen dem ärztlichen Stande angehörigen Individuen bedürfen wohleingerichtete Militairspitäler noch hinreichend qualificirter Verwaltungs- und Policeibeamten, insbesondere aber tüchtiger Krankenwärter. Damit aber nicht etwa Mangel an den nöthigen Arzneien die Wirk-

samkeit ärztlicher Hülfe lähme, sorgt der Staat dafür, daß deren stets eine hinreichende Quantität in einem zum Verbrauch vollkommen vorbereiteten Zustande vorhanden sei, und kauft sie, im Fall nicht besondere Lazarethapotheken mit den dazu gehörigen Pharmaceuten eingerichtet sind, im Nothfall aus den städtischen Apotheken an. Bricht nun ein Krieg aus, so erhält die Wirksamkeit der bei dem Heere angestellten Ärzte und Wundärzte eine weit größere Bedeutung und Ausdehnung, als sie im Frieden haben konnte. Die bei den einzelnen Armeeabtheilungen, Regimentern, Bataillons und Compagnien angestellten Ärzte und Chirurgen begleiten die Truppen auf dem Marsche, in das Lager und in die Schlacht, wo sie ihnen ohne Rücksicht auf Gefahr und Strapatzen die etwa erforderliche Hülfe leisten, darum aber auch die nöthigsten Arzneien, Instrumente und Verbandstücke stets bei sich führen müssen. Steht eine Schlacht bevor, so liegt den an der Spitze des gesammten Kriegsheilwesens stehenden Oberfeldärzten die Pflicht ob, für die Auswahl schicklicher Verbandplätze Sorge zu tragen. Diese dienen dazu, den Verwundeten die erste und dringendste Hülfe angedeihen zu lassen, sie zu verbinden und solche Operationen an ihnen zu vollziehen, die keinen Aufschub gestatten, und müssen theils hinter dem Hauptcorps außer der Schußweite, theils hinter der Reserve gelegen sein, freilich aber oft auch dem Gange der Schlacht entsprechend ihren Platz wechseln. Aus diesem Grunde müssen denn auch die Ärzte sammt dem ihnen nöthigen Apparate der Bewegung der Armee rasch folgen. Die zu diesem Zwecke von Larrey eingeführten **Ambulances volantes** bestanden aus Ärzten aller Grade, Apothekern, Krankenwärtern u. s. w., welche sämmtlich beritten und mit zwei- oder vierrädrigen Wagen zum Transporte der Verwundeten versehen waren. Letzterer ist ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit; denn ohne zweckmäßige Transportmittel für die Verwundeten können Verbandplätze, wenn sie auch noch so gut angelegt sind, ihren Zweck nur zum Theil oder gar nicht erfüllen. Vorschläge mannichfacher Art sind deshalb von jeher gemacht worden. Percy verwendete zum Fortschaffen der Verwundeten aus der Reihe der Kämpfenden die sogenannten **Brancardiers** oder Blessirtenträger, die in besondere Compagnien formirt und mit Lanzen bewaffnet waren, die ihnen mit den nöthigen Fußgestellen und Segeltüchern, welche sie auf ihren Tornistern trugen, zu schneller Zusammensetzung von Tragbahren dienten. Außer den erwähnten Verbandplätzen werden aber für die im Felde stehenden Truppen auch noch die eigentlichen **Ambulances**, wandernde Feldlazarethe (so genannt, weil sie den Bewegungen der Armee beständig folgen sollen) errichtet, und zwar in einer nicht zu großen Entfernung von dem im Kampfe begriffenen Heertheile, etwa einen Tagemarsch von den Verbandplätzen, und ebenfalls mit einem besondern ärztlichen, ökonomischen und policeilichen Personal, sowie mit einem hinlänglichen Vorrathe an Arzneien, Instrumenten, Verbandstücken, Lagerstätten u. s. w. versehen. Hierher werden vorzüglich die schwer blessirten Militairs, am besten durch die **Brancardiers**, gebracht, aufs Neue und sorgfältiger verbunden, als dies in der Nähe des Feindes möglich war, und diejenigen Operationen an ihnen vollzogen, die auf dem Schlachtfelde nicht vorgenommen, oder aufgeschoben werden konnten. Aus diesen **Ambulances** bringt man dann die Verwundeten, wenn sie nur irgend fortzuschaffen sind, zu ihrer völligen Heilung in die Hauptfeldlazarethe, die sich gewöhnlich einige Tagemärsche im Rücken der Armee befinden und ganz die Einrichtung größerer, auch im Frieden bestehender Spitäler haben.

Militaircolonien sind der Idee nach sehr alt. Verschieden von den Militaircolonien Alexander's von Macedonien und der alten Römer, sowie von dem Grenzinstitute des östr. Kaiserthums und von den eingetheilten Truppen in Schweden, hat die russ. Regierung in ihren Militaircolonien den Anfang gemacht, mittels Ansiedelung ganzer Regimenter in bestimmten Bezirken, unter einer besondern militairisch-bürgerlich-policeilichen Verwaltung, den Stand der Kronbauern

mit dem Stande der beſoldeten Krieger ſo zu verſchmelzen, daß der Beruf beider Stände an Grund und Boden durch Fleiß und Zucht gefeſſelt, dadurch aber, zugleich mit Gewinn für Anbau, Bevölkerung und Cultur, die ſtehende Macht des Reichs vermehrt, und ohne das Einkommen des Staats zu vermindern, durch Wegfall des Soldes ein Beträchtliches in den Staatsausgaben erſpart wird. Urheber dieſes Syſtems war der General der Artillerie, Graf Araktſchejeff. Als der Kaiſer Alexander nach Beendigung des letzten franz. Kriegs Vorſchläge verlangte, wie die großen Koſten des ſtehenden Heeres vermindert werden könnten, rieth Araktſchejeff, die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren, militairiſche Dörfer nach einem beſtimmten Plane zu erbauen, jedem Hauſe eine gewiſſe Zahl Morgen Landes anzuweiſen und ein Geſetzbuch für dieſe Anſtalt zu entwerfen. Der Soldat ſollte als Kronbauer, und der Kronbauer ſollte als Soldat durch Feldbau zu ſeinem Unterhalte beitragen, die ganze männliche Bevölkerung der Coloniſtendörfer aber in den Waffen geübt und als Reſerve zum Felddienſte genommen werden. Auf dieſe Weiſe glaubte er die ganzen Streitkräfte Rußlands längs der Grenzen Polens, der Türkei und nicht weit vom Kaukaſus in Militaircolonien zuſammenzudrängen, durch welche nicht nur die Landescultur und Bevölkerung befördert und die Familien der ins Feld ziehenden Soldaten verſorgt würden, ſondern auch der Krieger ſelbſt in Friedenszeiten, im Umgange mit Weib und Kind und in der Bekanntſchaft mit dem eignen Herde, Anhänglichkeit an das Vaterland gewänne. Zuerſt wurden ſolche Colonien in dem Gouvernement Nowgorod gegründet, indem man Soldaten in die Wirthſchaften gewiſſer Dörfer legte, die Kroneigenthum waren, und die Bauern ſelbſt allmälig dem militairiſchen Zwange unterwarf, daß man ihnen das Kopfhaar abſchnitt und den Bart abſchor, den Reſervemann aber ſo in den Waffen übte, daß er an die Stelle des einquartierten Soldaten, wenn dieſer ſtarb, im Felde blieb oder invalid wurde, eintreten konnte. Unruhige Auftritte, die Folge davon, wurden bald unterdrückt, und das Syſtem bildete ſich immer mehr aus. So hatte Rußland 1824 bereits vom balt. Meere bis zum ſchwarzen längs der weſtl. Grenzen des Reichs, in den Gouvernements Nowgorod, Cherſon, Charkow, Ekaterinoslaw, eine Art von Militairſtamm gegründet, und zählte in den Militaircolonien 400,000 männliche Bewohner, darunter 40,000 Reiter. Seit der Revolte eines Theil der Garden im J. 1825 hat jedoch die Regierung das Syſtem, die ganze Armee zu coloniſiren, aufgegeben. Der Oberbefehlshaber aller Colonien im Reiche, Graf Araktſchejeff, wurde entlaſſen, ging auf Reiſen und iſt vor einigen Jahren geſtorben. Die bereits beſtehenden Militaircolonien wurden zwar erhalten, erfuhren aber weſentliche Veränderungen.

Militairgrenze, ein Landſtrich der öſtr. Monarchie, von 863 □M. mit 1,072,700 Einw., welcher ſich 227 Meilen längs der ungar. und ſiebenbürg. Grenzen, ſo weit ſie das türk. Gebiet berühren, erſtreckt und ſeine eigne militairiſche Verfaſſung hat, indem die Bewohner deſſelben ſtehende Soldaten und Bauern zugleich ſind. Sie haben von dem Staate das erbliche Nutzeigenthum der Ländereien gegen die Bedingung gewiſſer Leiſtungen erhalten, worunter der Kriegsdienſt obenan ſteht, und bilden einen ununterbrochen bewachten Grenzcordon gegen die Türken. Der Staat hat in dieſer Einrichtung ein ſtets bereites Kriegsheer, das demſelben in Friedenszeiten nichts koſtet. Der wirkliche Stand des dienenden Grenzmilitairs beträgt in Friedenszeiten 45,000 M.; im J. 1815 belief es ſich aber auf mehr als 62,000 M. Dieſes geübte, disciplinirte Militair beſchützt, ohne Sold zu empfangen, ſein eignes Grenzland ſowol gegen feindliche Angriffe als auch gegen das Eindringen der Peſt, und dient, gegen gewöhnlichen Sold, ſeinem Staate als Krieger gegen andere Länder. Im dreißigjährigen, im öſtr. Erbfolgekriege und im ſiebenjährigen Kriege wurden die Dienſte der Grenzer wichtig; aber noch mehr leiſteten ſie in allen Türkenkriegen. Die Militairgrenze hat auch eine ihrem Zwecke gemäße militairiſche Einrichtung in Hinſicht auf ihre Verwaltung.

Die höchste Provinzstelle ist das Generalcommando; unter demselben stehen im Lande selbst die Regimentscommandos, welche die Districtsbehörden vorstellen und nicht nur alle reinmilitairische Verrichtungen leiten, sondern auch alle politische, ökonomische und Justizgeschäfte besorgen. Eingetheilt wird das östr. Militairgrenzland in fünf Generalate, nämlich, 1) in das der beiden vereinigten Grenzprovinzen Karlstadt und Warasdin; 2) in das der kroatischen und der Banalgrenze; 3) in das peterwardeiner oder slawonische; 4) in das banater oder ungarische, und 5) in das siebenbürger Generalat. In dem karlstädter und warasdiner Generalate sind die vorzüglichsten Orte: Karlobago, Zengh und Bellowar; in dem Banal-Generalate: Petrinia und Kostainicza; in dem peterwardeiner oder slawonischen Generalate: Alt- und Neugradiska, Peterwardein, Karlowitz und Semlin, wohin auch der Distrikt der Tschaikisten (s. d.) gehört; in dem ungar.-banatischen Generalate: Pancsowa, Weißkirchen und Karansebes. Nächst dem Ackerbau und der Viehzucht ist der Wein- und Obstbau sehr ausgebreitet; auch werden Flachs, Hanf und Taback gebaut. Der Färbersumach, die Färberscharte und der Bohnenbaum sind hier einheimisch, und in einigen Districten werden häufig Krapp, Waid, Saflor und Süßholz gezogen. Der Gewerbfleiß ist auf einer niedern Stufe; am stärksten werden die Flachsbereitung, die Spinnerei, Weberei, besonders die Färberei und die Verfertigung mannichfaltiger Holzwaaren betrieben. Außer den vier Hauptnationen, welche das Grenzland bewohnen, den Slawen, die am zahlreichsten sind, den Wlachen, den Ungarn und Szeklern und den Deutschen, gibt es wenigstens noch ebenso viele Nationalverschiedenheiten. Die Mehrzahl sind Anhänger der nicht-unirten griech. Kirche; ein anderer großer Theil bekennt sich zur katholischen Kirche; außerdem gibt es Bekenner der griech.-katholischen, der reformirten und protestantischen Kirche und Unitarier. Was die Geschichte der Länder der Militairgrenze betrifft, so gehörten sie in der Römerzeit theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zu dem dacischen Reiche, und theilten die spätern Schicksale jener Gegenden. Siegmund von Ungarn machte durch die Errichtung des zengher Capitanats den Anfang der Militairgrenze. Noch mehr wurde diese Einrichtung fortgebildet, als der ungar. König Ludwig II. in der Mitte des 16. Jahrh. seinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Östreich, die festesten Plätze Kroatiens, um sie auf eigne Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Damals scheint auch bereits die Grenze in zwei Hauptdistricte getheilt gewesen zu sein. Die kroatische Grenzprovinz war die erste, welche entstand; die übrigen Grenzländer in Slawonien, Ungarn und Siebenbürgen sind viel später entstanden und die siebenbürg. Militairgrenze am spätesten. Vgl. Hietzinger, „Statistik der Militairgrenze des östr. Kaiserthums" (Wien 1822).

Militairkarten sind solche, welche die speciellen Eigenschaften des Terrains zu einer vollständigen Übersicht desselben möglichst genau anzeigen. Auf ihnen findet man daher alle kleinere Flüsse und Bäche, mit ihren Durch- und Übergängen, die Verbindungswege, die Feldbüsche, die verschiedenen Gattungen Mühlen, alle Gebäude zum Unterkommen, wie zur Vertheidigung u. s. w. Eine neue Bahn in dieser Hinsicht betraten de la Rozière, der Adjutant der Marschalls Broglio, und der preuß. Ingenieurmajor Petri. Die Specialkarte des Erstern ist die einzige, auf welcher bei allen Städten und Dörfern die Zahl der Feuerstellen angegeben ist, und Letzterer bemerkte, durch den großen Maßstab begünstigt, auf seinen Karten nicht nur jedes einzelne Haus, sondern zeichnete auch die Berge, die vorher allgemein nur als Erdhaufen dargestellt wurden, nach ihrem Umfange. Besonders rasch schritt in der Folgezeit des siebenjährigen Kriegs die Darstellungskunst des Terrains vorwärts. Beweise davon geben Ferrari's Karte von den Niederlanden, und Müller's Tableau der Siege Friedrich's, an die sich nachher Cassini's Karte von Frankreich und viele andere anschlossen. Keller's

Karte der Schweiz ist die einzige, die, wie es zum Feldgebrauch nothwendig ist ohne Verletzung der Schrift zerschnitten und auf Leinwand gezogen werden kann.

Militairmusik, Musik für Krieger, war schon in den frühesten Zeiten gebräuchlich, überall beliebt und von allen Völkern, die sich kriegerisch auszeichneten, gepflegt. Selbst die Wilden haben mindestens Lärminstrumente und Kriegsgesang. Die Veränderungen im Wesen der Taktik und der Tonkunst veränderten nothwendig auch die Kriegsmusik. Immer aber diente sie zur Belebung des Muthes; keinesweges allein, nicht einmal beim Marsch, um den Soldaten das Tritthalten zu erleichtern, was nur ein untergeordneter Zweck ist. Der Marsch selbst ist nur ein wichtiger Theil dieser Musik und erst gegen die Zeit des dreißigjährigen Krieges eingeführt worden. Auch in der Militairmusik haben sich die Deutschen vor andern Völkern ausgezeichnet; bedeutend ist sie in neuern Zeiten gehoben worden, insbesondere durch Verbesserungen und Vermehrung der musikalischen Instrumente, von denen folgende dazu gehören: verschiedene Flöten, Clarinetten, Hoboen, Fagotte, Trompeten, gewöhnliche und chromatische, Hörner, Bassethörner, Posaunen, Serpent und die noch nicht überall eingeführte Ophikleide, wozu noch Pauken, Trommeln, Becken und Triangel kommen. Die Militairmusikstücke erhalten den Namen Harmoniemusik, und die Musiker, die diese aufführen, heißen gewöhnlich bei der Infanterie Hoboisten, bei der Reiterei Trompeter. Die neuern künstlichen Trompeten verhelfen zu künstlichern Ausführungen, dennoch ist der Klang der alten einfachen Trompeten weit kriegerischer, sodaß ein Corps solcher Trompeter mit einfachen Instrumenten einen außerordentlichen Eindruck macht. Die Schützen führen allerlei Blechinstrumente, als Trompeten und Hörner verschiedener Art, dazu Posaunen. Ausgezeichnet sind die östr., preuß. und sächs. Militairmusik. Unter den lebenden Componisten für Militairmusik sind die bekanntesten: F. Ulrich, K. F. Müller, Hinkel, A. Neithardt, Fr. Weller, J. Küffner, J. H. Walch, Karl Meyer u. s. w. Einen Anfang zu einer Geschichte der Militairmusik hat Schneider in der „Musikalisch-kritischen Bibliothek" (Bd. 4.) gemacht.

Militairökonomie begreift Alles, was zur Herbeischaffung und Erhaltung der Streitmittel, der passiven wie der activen, gehört, wie Herstellung der Armee, gleichviel ob durch Conscription, allgemeine Verpflichtung der Einwohner zum Kriegsdienst oder freie Werbung, Remonte, Ausrüstung mit allem Zubehör u. s. w. Zur Erhaltung des kriegsfähigen Zustandes gehören die Verpflegung mit Sold und Lebensmitteln, die Wiederherstellung des Verlorenen oder schadhaft Gewordenen, die Versorgung der Kranken und Verwundeten u. s. w. Ehedem verwaltete jeder Capitain das Ökonomische seiner Compagnie und zog dafür den Sold der beurlaubten Soldaten; dies System ward jedoch seit der franz. Revolution durch die fortwährend geführten Kriege unhaltbar und der Staat genöthigt, die Verwaltung seiner Kriegsheere selbst zu übernehmen, indem man zugleich auf möglichste Ersparniß dachte. Früher schon hatte Östreich dasselbe gethan, und das Ökonomiesystem des Heers auf das vollständigste ausgebildet. Außer den Schriften von Ribbentrop, Hübler und Cancrin ist noch zu vergl. Odier's „Cours d'études sur l'administration militaire" (7 Bde., Par. 1824).

Militairorden für im Kriege erworbene Verdienste statt der früher gewöhnlichen goldenen Ketten mit Schaumünzen, oder Belohnungen in baarem Gelde, sind eine Erfindung des 17. Jahrh., wo auf des Kriegsministers Louvois Antrag Ludwig XIV. im J. 1693 den Ludwigsorden stiftete und denselben 1719 auf 26 Großkreuze, 64 Comthure und eine unbestimmte Anzahl Ritter setzte, die in der letztern Zeit auf 15,000 gestiegen sein soll. Die ältesten Ritter bekamen zugleich Jahrgehalte von 200—6000 Livres. Ludwig XV. verband damit einen Orden du mérite militaire, welchen die protestantischen Offiziere des franz. Heers erhielten, weil nur Katholiken den Ludwigsorden erhalten konnten. Auch hier

bekamen jährlich zwei Großkreuze jeder 4000 Livres, vier Comthure jeder 3000 Livres und die ältesten Ritter 200—800 Livres. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen stiftete 1736 den St.-Heinrichsorden, der 1766 erneuert wurde, und Friedrich der Große 1740 den Orden pour le mérite, der weder besondere Statuten noch einen Pensionsfonds hatte. Bald darauf, 1748, ward in Schweden der schon im 12. Jahrh. in Liefland gestiftete Schwertorden, der 1562 mit dem letzten Großmeister von Kettler erloschen war, als ein Militairorden erneuert. Neben ihm besteht gegenwärtig noch eine goldene Verdienstmedaille als Belohnung der vor dem Feinde bewiesenen Bravour. Der Maria-Theresiaorden ward von der östr. Kaiserin dieses Namens 1757 zum Andenken des Siegs bei Kollin gestiftet und hat die Eigenthümlichkeit, daß er von dem Canditaten begehrt und die That, welche denselben dazu berechtigt, durch 6 Offiziere oder 12 gemeine Soldaten bezeugt werden muß. Er ist reich dotirt; die Großkreuze bekommen jährlich 1500 Guld.; 100 Ritter der ersten Classe 400 Guld. und ebenso viele der zweiten Classe 200 Guld. Im J. 1759 stiftete der Herzog von Würtemberg den St.-Karlsorden für seine Offiziere, der als Militairverdienstorden vom Könige Friedrich I. erneuert wurde; 1769 der Landgraf von Hessen den Orden pour la vertu militaire, und die russ. Kaiserin den für Verdienst und Tapferkeit, für welchen jährlich 40,000 Rubel ausgesetzt waren und dessen Ritter 18 Jahre zur See oder 25 Jahre zu Lande gedient haben mußten. Auf diese folgte 1803 der Max-Josephorden in Baiern und mehre andere, unter denen besonders zwei hervortreten, der von Bonaparte als erster Consul an die Stelle des ehemaligen Ludwigskreuzes gesetzte Orden der Ehrenlegion, 1802, dessen Motto: „Honneur et patrie", ihn nicht allein für den Krieg, sondern auch für das Verdienst im Frieden bestimmte, obgleich ihn während der zehn thatenreichen Jahre des Kaiserreichs die Armee vorzüglich in Anspruch nahm, und dann das eiserne Kreuz der Preußen in zwei Classen, das seinen Ursprung dem Befreiungskriege verdankt und von dem gemeinen Soldaten wie von dem General verdient und erworben wird.

Militairschulen. Man muß Militairakademien von Cadettenhäusern und Militairspecialschulen unterscheiden. Die Militairakademie ist eine höhere Lehranstalt für die wissenschaftliche Bildung angehender Offiziere, in der der Unterricht von Professoren und Offizieren in akademischer Form ertheilt wird. Zu den Militairspecialschulen gehören die Artillerie- und Ingenieurakademien, welche gewöhnlich in einer Anstalt vereinigt sind. (S. Artillerie und Ingenieure.) Cadettenhäuser sind militairische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, in welchen meist Offiziersöhne und junge Adelige, auf Kosten des Staats, unter militairischen Formen, in den gewöhnlichen Schulkenntnissen überhaupt, in den obern Classen aber insbesondere für den Dienst im Felde unterrichtet und in dem Gebrauche der Waffen geübt werden. Soll jedoch das Heer ein Nationalheer sein, so darf die Offiziersbildung nicht einseitig, sondern sie muß national sein. Sie wird dies, wenn Bürger und Offizier eine Grundbildung erhalten, wo bei jenem die gymnastische Bildung den kriegerischen, bei diesem die geistige Bildung den zeitgemäßen Charakter annimmt. Daß übrigens Cadettenhäuser nicht ausschließend Feldherren oder tapfere Krieger bilden, lehrt die Geschichte aller Völker. Rom und Griechenland kannten sie nicht; Frankreich hat sie zuerst eingeführt; doch hatte man bereits in mehren Residenzen Cadettencompagnien, als Ludwig XV. 1751 die école royale militaire für 500 junge Edelleute vom 8.—11. Jahre gründete. Die Grundeinrichtung derselben ist im Wesentlichen bei allen ähnlichen Anstalten dieselbe geblieben. Vgl. „Recueil d'édits, déclarations, réglemens et ordonnances du roi, concernant l'hôtel de l'école royale militaire" (Par. 1762). Die militairischen Specialschulen sollten in polytechnische Schulen umgebildet werden, wie die pariser seit 1796, und aus verschiedenen Abtheilungen bestehen,

nach den verschiedenen Zweigen des auf mathematischen Grundkenntnissen beruhenden Staatsdienstes. (S. Polytechnik.) Zu den vorzüglichsten Militairschulen in Deutschland gehören die östr., preuß., sächs. und bair. Cadettenhäuser und Militairakademien. Die russ. Militairerziehungsanstalten haben unter der Leitung des Generalmajors von Klinger wichtige Verbesserungen erhalten. Vgl. Örtel's „Winke für angehende Offiziere bei ihrem Übertritt aus Erziehungsanstalten in das praktische Leben und in größere Selbständigkeit" (Lpz. 1832).

Militairstrafen gegen die Übertreter der Kriegsgesetze waren in der frühern Zeit sehr strenge. Stockschläge für geringere Vergehen, das Beil für größere, waren bei den Römern eingeführt; die Landsknechte wurden in späterer Zeit durch die Spieße gejagt, d. h. die Soldaten bildeten eine Gasse, in welche der Verbrecher gebracht und von den zu beiden Seiten Stehenden erstochen ward, und die Schützen wurden erschossen. Das Erstere gab nachher Veranlassung zu dem sogenannten Gassenlaufen. Hier standen, gewöhnlich 200 M., in zwei Reihen, zwischen denen der Missethäter mit entblößtem Oberleibe auf- und ablief und von den Soldaten mit Ruthen gehauen ward. Die Zahl seiner Gänge war dabei vorgeschrieben: gewöhnlich sechs bis zehn, auch wol zwei oder drei Tage hintereinander, wenn jene auf 16—24 anstieg. Nach und nach fing man jedoch an, gelindere Strafen anzuwenden. Die Spießruthen verschwanden überall und großentheils auch die Stockschläge; an ihre Stelle trat Gefängniß oder Arrest mit verschiedenen Modificationen nach der Größe des Vergehens. Der strengste Arrest ist der auf einem scharfen Lattenboden, ohne Schuh und mit leichter Bekleidung, sodaß der Arrestant nicht ohne Schmerzen stehen, sitzen oder liegen kann. Er wird deshalb nur zwei bis drei Tage angewendet und nach Verlauf derselben jedesmal dem Arrestanten ein Tag freigelassen, wenn ihm eine längere Strafzeit zuerkannt ist. Ein geringerer Grad des Arrestes ist Entziehung der Gesellschaft und der warmen Kost (bei Brot und Wasser); der geringste endlich der Stubenarrest oder das Verbot, seine Wohnung zu verlassen, womit gewöhnlich nur Offiziere oder Unteroffiziere belegt werden. Andere Strafen für geringere Vergehen aus Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit sind: mit angezogenem Gewehre auf einer Stelle stehen, während die Andern exerciren; mit umgewandter Montirung marschiren, und das Gewehrtragen. Letzteres besteht darin, daß Der, welcher sich das Vergehen hat zu Schulden kommen lassen, zwei umgekehrte Gewehre, über welche noch ein drittes querherüber gebunden wird, tragen muß; auch werden ihm sehr oft zwei 24pfündige Kugeln oder Bomben an einer Stange hängend, oder vier Sättel oder mehre Mäntel zu tragen gegeben. Deserteurs, die nicht wieder zu erlangen sind, werden in contumaciam zum Galgen verurtheilt und ihre Namen an denselben genagelt. Der Schandpfahl und das Eselreiten, früher sehr übliche Strafen, sind jetzt abgeschafft.

Militairverfassung nennt man die Einrichtung, welche ein Staat seinen Heeren gibt, namentlich in Hinsicht auf das Verhältniß der Stärke des Heers zu den Kräften des Staats, die Grundsätze der Ergänzung und die allgemeine Form der Streitmittel, Zucht u. s. w. Die Masse Soldaten, welche Frankreich seit 1792 ins Feld stellte, nöthigte fast alle europ. Herrscher, die ersterwähnte Rücksicht ganz außer Augen zu setzen, und erst später konnte man an den Militairetat denken, um die Überspannung der ungeheuern Armeen, deren erhöhten Kriegsetat man überall beibehielt, möglichst mit dem Zustande der erschöpften Länder zu vereinigen. Es fand daher die zur augenblicklichen Verstärkung der Heere bestimmte leichte Landwehr so großen Beifall, daß sie an vielen Orten als bleibend in den Staatsorganismus aufgenommen wurde. Unter welchen Formen man nun auch die Streitkräfte aufstellen möge, so gilt doch dafür der allgemeine Grundsatz, daß jede Militairverfassung wesentlich nur darauf gerichtet sein könne, die Aufstellung einer hinlänglichen Macht gegen äußere Gefahr mit der möglichsten

Schonung der innern Verhältnisse zu vereinigen. Diese Aufgabe, die bei dem jetzigen Stande der Heere sehr schwierig bleibt, ist übrigens der verschiedensten Modificationen fähig. Da nämlich der verschiedene Stand der Bildung, der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, selbst die Landes- und Volksart verschiedene Maßnehmungen erheischen, so haben unstreitig z. B. Diejenigen, welche als einziges Heil allgemeine, unbedingte Verpflichtung zum Kriegsdienst anpreisen und dabei Sparta und Rom als Muster anführen, vergessen, daß die Spartaner ihre Heloten, die Römer Sklaven hatten, die in des Hausherrn Abwesenheit, eingeschüchtert wie sie waren, auch unter dem Regimente einer Frau ihre Pflicht thaten und den Boden bebauten, sodaß die Arme der Bürger und ihre Aufsicht zur Noth entbehrt werden konnten. Je weiter der wahre oder eingebildete Bedarf an Streitmitteln das Maß Dessen überschreitet, was der Staat eigentlich leisten kann, desto schwieriger wird auch die Feststellung der Ergänzung sein, und der Sache nach wird, wie die Dinge jetzt stehen, die Conscription doch beibehalten werden, wenn auch unter andern Benennungen, da die Werbung, bei der gegenwärtigen Stärke der Heere, viel zu kostspielig und in keinem Falle hinreichend sein würde. Was endlich die Formen der Militaireinrichtungen, die Kriegszucht u. s. w. betrifft, so versteht es sich auch bei ihnen von selbst, daß nur da etwas Ersprießliches zu hoffen sei, wo das Naturell des Volkes und seine Eigenthümlichkeiten berücksichtigt werden; denn ein russ. Heer bedarf anderer Einrichtungen und Zuchtgesetze als ein preuß., und Kroaten und Tiroler mögen nicht in Linienregimenter gesteckt sein, wie dies bei jenen Joseph II., bei diesen Baiern zu ihrem Nachtheil erfuhren.

Militairwissenschaften, s. **Kriegswissenschaften**.

Militairisches Aufnehmen oder **Croquiren** heißt die Kunst, die Beschaffenheit eines Terrains mittels gemessener, auch wol blos nach dem Augenmaß geschätzter Entfernungen der Gegenstände dergestalt in Grundlage und auf einem Plane darzustellen, daß eine Kriegsunternehmung in Hinsicht des Entwurfs und der Dispositionen darauf begründet werden kann. Von selbst leuchtet es ein, daß man sich zu diesen Messungen nur solcher geometrischer Instrumente bedienen kann, die mit den wenigsten Beschwerden transportirt und gebraucht werden können. Obgleich der sogenannte Meßtisch (planchette) dieser Bedingung nicht ganz zu entsprechen scheint, so hat doch der sächs. Major Lehmann ihm, und nicht ohne Grund, vor allen andern Instrumenten den Vorzug gegeben und ihn mit so viel Glück und Umsicht gehandhabt, daß die von ihm gelieferten Aufnahmen wol seinen Namen stets unvergeßlich machen und seinen Nachfolgern als treffliche Muster dienen werden. Sehr bequem ist auch die Orientirbouſſole mit oder ohne Dioptern, die bei einiger Übung leicht zu entbehren sind, auch durch zwei mit Knöpfen versehene Nähnadeln ersetzt werden, und eine Schreibtafel, deren Pergamentblätter in Vierecke nach dem Verhältniß von 300—400 Schritte getheilt sind, an denen die Diagonale 500 Schritte ist. Das Eintragen der gemessenen oder geschätzten Entfernungen wird dadurch außerordentlich erleichtert und die verfertigten Pläne erlangen bei schneller Verfertigung dennoch die nöthige Genauigkeit. Nur muß man die innere Beschaffenheit des Bodens berücksichtigen, weil die Trappgebirge, Basalt u. s. w. durch ihre eigenthümliche Anziehungskraft bisweilen eine Abweichung der Magnetnadel veranlassen, die bis zu 70° steigen kann. König Gustav Adolf von Schweden scheint diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben; von seinem Quartiermeisterstabe ließ er bei jedem Unternehmen das Terrain aufnehmen und zeichnen. Seinem Beispiele folgten die Franzosen, wie dies die topographische Karte des Elsasses von Turenne's Adjutanten, Beaurain, beweist. Auch König Friedrich I. von Preußen ließ 1704 durch seine Feldmesser die aufgenommenen Risse so zeichnen,

daß sie für den Kriegsgebrauch zu topographischen Karten zusammengestoßen werden konnten.

Milizen heißen die blos für den Krieg zusammenberufenen und bewaffneten Einwohner eines Landes, die nach beendigtem Kriege wieder zu ihren Wohnungen zurückkehren. Aus Milizen bestand die ganze Kriegsmacht Nordamerikas, als es gegen das Mutterland sich empörte.

Miller (Joh. Mart.), ein ebensowol als Romanenschriftsteller wie als Liederdichter und Kanzelredner verdienter Mann, geb. zu Ulm am 3. Dec. 1750, erhielt durch seinen Vater, welcher Prediger am Münster und Professor der oriental. Sprachen am Gymnasium war, eine treffliche Vorbereitung zur Universität und ging 1770 nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen. Hier gehörte er zu dem Dichterbunde, den mit ihm Bürger, Voß, Hölty, Leisewitz, die Brüder Stolberg und Andere bildeten. Nachdem er kurze Zeit Leipzig besucht hatte, kehrte er 1775 nach Ulm zurück, ward Vicar der obern Classe des Gymnasiums, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folgenden Jahre Professor am Gymnasium zu Ulm Im J. 1797 erhielt er die Professur der katechetischen Theologie, nachdem er schon 1783 Prediger am Münster geworden war, ward 1804 Consistorialrath in Ulm und 1809 Stadt- und Districtsdekan und erster Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche mit Beibehaltung jenes Titels, bis er 1810, als Ulm an Würtemberg fiel, wieder als Prediger ins Münster kam. Der König von Würtemberg übertrug ihm 1810 das Dekanat Ulm und ertheilte ihm den Charakter eines geistlichen Raths. Als solcher starb er zu Ulm am 21. Jun. 1814. Seine Romane: „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit" (Ulm 1776), „Briefwechsel dreier akademischen Freunde" (2 Sammlungen, Ulm 1776—77), und vor allen „Siegwart" (2 Bde., Ulm 1776; 2. Aufl., 3 Bde., 1777), haben ihn selbst im Auslande bekannt gemacht. Der unterscheidende Charakter seiner Romane ist tugendhafte Liebe, oft mit einem religiösen Anstrich, die lauterste Moral, einfache Darstellung und ein leichter, natürlicher Styl. Die Vorwürfe, die man ihnen macht, sind eine ungehörige Wortfülle, einseitige Welterfahrung, flache Charakterschilderung, Einförmigkeit in den Beschreibungen, besonders aber schwärmerische, weichliche, weinerliche, zuweilen andächtelnde Empfindsamkeit bei einer gewissen matten Traurigkeit. Indessen sind diese Fehler nicht hinderlich gewesen, seinen Schriften zu ihrer Zeit bei der Lesewelt Eingang und Bewunderung zu verschaffen; insbesondere hat „Siegwart" in der Denk- und Empfindungsweise eines großen Theils unserer Nation, am meisten des weiblichen, ganz eigentlich Epoche gemacht und viele Nachahmungen veranlaßt. Zwar ist die sogenannte Siegwart'sche Periode längst vorüber, allein ihre Wirkungen waren ziemlich lange sowol in der literarischen als in der socialen Welt bemerkbar, und noch jetzt erinnern daran die Ausdrücke: Siegwart'sche Liebe, Siegwartisiren u. s. w. Ausgezeichneter war M. als lyrischer Dichter. Seine „Gedichte" (Ulm 1783), insbesondere seine Elegien und Lieder empfahlen sich durch sanfte Frömmigkeit und zarte Liebe, durch Natürlichkeit, Leichtigkeit, Wärme und durch Gefälligkeit der Versification und Sprache. Mehre derselben sind Volkslieder geworden; dahin gehören namentlich: „Bei Nektar und Ambrosia u. s. w."; „Das ganze Dorf versammelt sich u. s. w."; „Es leben die Alten u. s. w."; „Traurig sehen wir uns an u. s. w." M.'s „Predigten" (3 Bde., Lpz. 1776—84) athmen den Geist und das Gefühl echter Religiosität und Sittlichkeit, und zeichnen sich aus durch eine gemeinfaßliche Beredtsamkeit und durch eine einfachwürdige und herzliche Sprache. Er war ein edler, liebenswürdiger, anspruchsloser Mann, der bei einem großen Hange zur Gemächlichkeit doch immer gemeinnützig zu werden strebte. Vgl. über ihn „Zeitgenossen"; erste Reihe, Nr. 13.

Millevoye (Charl. Hubert), einer der anmuthigsten franz. Dichter, geb. zu Abbeville am 24 März 1782, zeigte schon früh die entschiedensten Anlagen

zur Poesie und lieferte in einem Alter von 13 Jahren Gedichte für verschiedene Sammlungen. Nachdem er die Rechte studirt, widmete er sich dem Buchhandel, alle seine Mußestunden aber dem Drange seines poetischen Geistes. Seine Gesundheit untergruben die Vergnügungen des pariser Lebens; er starb 1816. Seine Werke erschienen mehrmals; zu den „Oeuvres complètes, précédées d'une notice biographique et littéraire" (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1827) gehören noch die „Oeuvres inédites" (3 Aufl., Par. 1827). Besonders sind zu erwähnen sein schönes Lehrgedicht: „L'amour maternel", worin namentlich die rührende Episode der Lionne de Florence anspricht, das beschreibende Gedicht „Belzunce ou la peste de Marseille" und die durch jene liebenswürdige Nachlässigkeit, welche die Franzosen abandon nennen, ausgezeichneten Elegien. Nicht ohne Werth sind auch seine beiden epischen Gedichte „Charlemagne à Pavie" und „Alfred". M. war ein Geistesgenosse von Legouvé (s. d.), und was von dessen Poesien gilt, kann man ohne sonderliche Einschränkung von den seinigen sagen.

Milliarde ist so viel als 1000 Millionen, und Milliasse = 1000 Milliarden oder 100,000 Millionen.

Milliare, ein franz. Flächenmaß, ist $^1/_{10}$ Centiare oder $^1/_{100}$ Deciare oder $^1/_{1000}$ Are groß = $136^1/_3$ par. □Zoll = 1 □Fuß $2^7/_{40}$ □Zoll rheinl. = 1 □F. $1^1/_4$ □Zoll wiener Maß. — Milligramme ist ein franz. Gewicht von $^1/_{10}$ Centigramme oder $^1/_{100}$ Decigramme oder $^1/_{1000}$ Gramme = $^1/_{50}$ holl. Aß = $^1/_{62}$ preuß. Grän = $^1/_{30}$ wiener Gran. — Millilitre, das franz. Maß für trockene und flüssige Sachen ist der 10. Theil eines Centilitre, der 100. eines Decilitre und der 1000. eines Litre = $^1/_{20}$ par. Cubikzoll, und für trockene Sachen = $^3/_{10000}$ preuß. Metze = $^1/_{5000}$ wiener Becher, für Flüssigkeiten = $^1/_{1250}$ preuß. Quart = $^1/_{1430}$ wiener Maß. — Millimètre, das franz. Längenmaß, ist $^1/_{10}$ Centimètre oder $^1/_{100}$ Decimètre oder $^1/_{1000}$ Mètre groß = $^{11}/_{25}$ par. Linien = $^6/_{20}$ rheinl. Linien. — Millistère ist ein franz. Körpermaß, von welchem 10 einen Centistère, 100 einen Decistère und 1000 einen Stère oder Kilolitre bilden; folglich hat der Millistère dieselbe Größe wie der Litre (s. d.).

Millin (Auguste-Aubin), einer der gelehrtesten und geschmackvollsten Archäologen Frankreichs, geb. zu Paris am 14. Jul. 1759, stammte aus der angesehenen Familie Millin de Grandmaison. Er studirte anfangs Naturgeschichte, dann Philologie, endlich Mythologie. Früher ein eifriger Anhänger der republikanischen Grundsätze, schrieb er den „Almanac républicain" und mehre andere republikanische Schriften, die er jedoch nachmals nicht in das Verzeichniß seiner Schriften aufgenommen wissen wollte. Während der Schreckensregierung war er einige Zeit eingekerkert, und unter dem Directorium verlor er durch Reduction der Renten sein Vermögen, sodaß er sich genöthigt sah, eine Stelle im Bureau des öffentlichen Unterrichts anzunehmen. Nachher wurde er Professor an der Centralschule des Departements der Seine, dann Professor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und der Ehrenlegion und nach dem Tode Barthélemy's Conservateur des Antiken- und Medaillencabinets der kais., später kön. Bibliothek. Unter Napoleon's Regierung machte er zwei archäologische Reisen, eine 1807 in das südl. Frankreich, die andere 1811 nach Italien. In letzterer Abwesenheit verbrannten ihm durch die Bosheit eines Dieners fast alle seine Sammlungen. Er starb zu Paris 1818. Durch sein „Magasin encyclopédique" (122 Bde., Par. 1795—1816) und die „Annales encyclopédiques" (12 Bde., Par. 1817—18), durch das „Dictionnaire des beaux arts" (3 Bde., Par. 1806) und die „Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués" (2 Bde., Par. 1802—6, 4.) machte er die Franzosen mit der Gründlichkeit der Deutschen bekannt; um die Archäologie aber machte er sich verdient durch seine „Peintures des vases antiques" (Par. 1808—10, Fol.), die „Galérie mythologique" (2 Bde., Par. 1811) und die Beschreibung mehrer Münzen und Me-

daillen, und um die Kunstgeschichte seines Vaterlandes durch seine „Voyage dans les départemens du midi de la France" (5 Bde., Par. 1807—11); die „Histoire métallique de la révolution franç." (Par. 1806, 4.) und die „Metallic history of Napoleon" (Lond. 1819, 4.). Seine Lehrbücher über das Studium der Antike, Münzkunde, Gemmenkunde und Mythologie bieten, wenn sie auch nichts Neues enthalten, eine gute Übersicht dieser Zweige der Kunst und Wissenschaft dar. Interessant ist seine „Description des tombeaux de Canosa" (Par. 1816, Fol.). Seine letzte Arbeit war die „Description d'une mosaique antique du Musée Pio-Clémentin à Rome" (Par. 1819, Fol.). In den letzten Jahren ließ er seine Werke auf eigne Kosten drucken und besorgte selbst den Absatz derselben. Mit großer Gefälligkeit war er namentlich bereit, Fremden die ihm anvertrauten Schätze zu zeigen. Er war nie verheirathet, und da er wenig Ursache hatte, mit seinen Verwandten zufrieden zu sein, so vermachte er den größten Theil seines Vermögens seiner Freundin, der Gräfin de Lassolais. Vgl. über ihn „Zeitgenossen"; erste Reihe, Nr. 15.

Millot (Claude Franç. Xavier), der Lehrer des Herzogs von Enghien, bekannt als Verfasser historischer Unterrichtsschriften, ward am 5. März 1726 zu Ornans in der Franche-Comté geboren. Nach geendetem Studium trat er in den Orden der Jesuiten und wurde Professor der Rhetorik am Collegium dieser Congregation zu Lyon. Eine Rede zu Ehren Montesquieu's, die 1757 den Preis von der Akademie von Dijon erhielt, zog ihm den Haß seiner Obern zu, was ihn veranlaßte, seine Stelle aufzugeben, worauf ihn Montazet, der damalige Erzbischof von Lyon, zu seinem Vicar ernannte. Da er jedoch einsah, daß er zum Kanzelredner nicht passe, widmete er sich ganz dem Studium der Geschichte. Die von ihm verfaßten geschichtlichen Lehrbücher fanden großen Beifall, und empfohlen an den Minister Marquis de Felino in Parma, ward er Professor der Geschichte an dem von diesem in Parma damals errichteten Collegium für junge Adelige. Er bekleidete dieses Amt, bis Felino sich zurückzuziehen genöthigt war, kehrte dann nach Frankreich zurück, wo er zum Lohne für sein edles Benehmen bei dieser Gelegenheit vom Hofe eine Pension von 4000 Livres, in der Akademie 1777 eine Stelle erhielt und später Erzieher des jungen Herzogs von Enghien wurde. Als solcher starb er am 21. März 1785. M.'s persönlicher Charakter wird gelobt; als Historiker ist er ganz unbedeutend und in seiner einseitigen Zeit ungebührlich überschätzt worden. Sein Styl ist correct und elegant, aber ohne alle positive Vorzüge. Seine historischen Darstellungen sind in hohem Grade flach und bei einem trügerischen Anschein von Unparteilichkeit wesentlich indifferent. Er hatte mannichfaltige Kenntnisse, nur keine der Geschichte würdige Weltanschauung. Unter seinen Werken nennen wir die „Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV" (3 Bde.); „Elémens de l'histoire d'Angleterre depuis son origine sous les Romains jusqu'à George II" (3 Bde.) und „Elémens de l'histoire universelle" (9 Bde.); zusammen unter dem Titel „Elémens d'histoire générale ancienne et moderne" (15 Bde., Par. 1800; neue fortgeführte Ausg., 12 Bde., Par. 1820; deutsch von Christiani, Bd. 1—11, Lpz. 1777—89, fortgesetzt von Brorson, Bd. 12—13, Lpz. 1807); ferner seine „Histoire des Troubadours" (3 Bde., Par. 1774) nach St.-Palaye's Handschriften bearbeitet, in neuerer Zeit durch bessere Werke überflüssig gemacht; die „Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV" und „Histoire philosophique de l'homme". Die unter seinem Namen erschienenen „Elémens de l'histoire de l'Allemagne" (Par. 1807) sind untergeschoben.

Milner (John), einer der gelehrtesten und einflußreichsten katholischen Theologen in England, wurde 1752 zu London geboren, in dem Seminar zu Douay zum geistlichen Stande vorgebildet und nach seiner Rückkehr 1779 zum Pfarrer in Wincheſter ernannt. Bald fand er Gelegenheit, als hartnäckiger Ver-

fechter der katholischen Hierarchie und Kirchendisciplin aufzutreten. Nicht lange nach den ersten Rechtsgewährungen, welche die brit. Katholiken durch die Aufhebung der alten Strafgesetze erhielten (s. Emancipation), bildete sich in ihrer Mitte eine Opposition gegen die kirchliche Gewalt, und es wurde von den Katholiken, die sich zu dieser Ansicht bekannten, ein Ausschuß zur Förderung und Leitung der Angelegenheiten der Katholiken in England auf fünf Jahre erwählt, welcher darauf einen von den Katholiken als Bürgschaft ihrer loyalen Gesinnungen dem Staate zu leistenden Eid vorschlug. Die vier apostolischen Vicare in England verwarfen in einem encyklischen Schreiben diese Eidesformel als den Kirchengesetzen zuwider. Diese Misbilligung aber veranlaßte den 1787 erneuerten Ausschuß, in einigen Flugschriften, blue books genannt, weil sie in blaues Papier geheftet waren und keinen eigentlichen Titel hatten, seine antihierarchischen Ansichten zu vertheidigen. In einer derselben wurde gegen die gegenwärtigen und alle künftigen Entscheidungen der Bischöfe als Eingriffe in die natürlichen, bürgerlichen und religiösen Rechte der Katholiken protestirt, und ein Mitglied des Ausschusses verfocht in besondern Schriften die Behauptung, daß den katholischen Geistlichen und Laien das Recht zustehe, ihre Bischöfe zu wählen. M. bekämpfte diese Meinung lebhaft in drei Schriften, besonders in der letzten unter dem Titel: „Ecclesiastical democracy detected". Dieser Streit dauerte mehre Jahre, hatte auf die Parlamentsverhandlungen über die Emancipation vielen Einfluß und gab Anlaß zu einem Zwiespalt zwischen den Häuptern der katholischen Kirche in Irland, welche die alte Kirchendisciplin verfochten, und einer ansehnlichen Partei der Katholiken in England, die sich die protestirenden katholischen Dissenters nannte, und deren Wortführer der Ausschuß war. M.'s Opposition in seiner Schrift „Facts relating to the present contest among the roman catholics" (Lond. 1791) hatte den Erfolg, daß die Bill zur Abhülfe der Beschwerden der Katholiken, in welche die Eidesformel des Ausschusses aufgenommen war, nicht durchging, der irländ. Eid von 1778 an deren Stelle gesetzt und der Ausschuß von der Regierung genöthigt wurde, den Namen der protestirenden katholischen Dissenters aufzugeben. Während dieser Streitigkeiten war M. auch auf einem andern literarischen Gebiete thätig und gab schätzbare Beiträge zur Geschichte der kirchlichen Baukunst, die er (1798) mit seiner „Dissertation on the modern style of altering cathedrals" bei Gelegenheit der geschmacklosen Veränderungen in der Domkirche zu Salisbury, begann. Darauf folgte sein Hauptwerk über diesen Gegenstand „The history, civil and ecclesiastical, and survey of the antiquities of Winchester" (Lond. 1798), dem sein „Treatise on the ecclesiastical architecture of England during the middle ages" (Lond. 1811) sich anschloß. Einige polemische Äußerungen in jenem Werke erweckten ihm neue Gegner, die ihm den Vorwurf machten, daß sein Buch nur das Vehikel einer Apologie des Papstthums und einer Schmähung des Protestantismus sei, und selbst ein katholischer Geistlicher tadelte seine Heftigkeit. Unter seinen politisch-polemischen Schriften machte besonders Aufsehen „Case of conscience solved" (Lond. 1801, 2. Aufl. 1807), worin er zu zeigen suchte, daß die Emancipation der Katholiken mit dem Krönungseid vereinbar sei. Er wurde 1803 apostolischer Vicar in dem sogenannten mittelländ. District, einem 15 Grafschaften Englands umfassenden Sprengel, wo die katholischen Dissenters ihren Hauptsitz hatten. Er besuchte 1807 Irland, um die in England gegen die irländ. Katholiken und ihre Geistlichkeit erhobenen Anklagen an Ort und Stelle zu untersuchen, und das Ergebniß seiner Beobachtungen ward in der interessanten Schrift: „An inquiry into certain vulgar opinions concerning the catholic inhabitants and antiquities of Ireland" (Lond. 1808) niedergelegt. Die irländischen Bischöfe ernannten ihn zu derselben Zeit zu ihrem Geschäftsführer in England. Bei den neuen Verhandlungen über die Emancipation stritt er, einstimmig mit der irländ. Geistlichkeit, gegen das Veto, welches dem Könige hin-

sichtlich der Ernennung der katholischen Bischöfe gegeben werden sollte. Es scheint, daß M. den Wortführern der Katholiken im Parlamente in dieser Beziehung Hoffnungen gegeben habe, die er öffentlich ableugnete. In der dadurch erregten lebhaften Fehde schrieb er mehre Flugschriften, unter welchen „An elucidation of the veto" (1810) seine Ansichten am umfassendsten darlegte. Der Widerspruch, den er mit den irländ. Bischöfen gegen die Grundsätze der 1813 ins Parlament gebrachten Bill erhoben und der ihm neue Vorwürfe von den Katholiken in England zugezogen hatte, gab ihm Veranlassung, 1814 nach Rom zu reisen, wo man zwar seine Bemühungen für die Vertheidigung der Hierarchie anerkannte, aber ihn doch zur Mäßigung ermahnte. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, bei den erneuerten Verhandlungen über die Emancipation sich gegen alle zu gewährenden Bürgschaften zu erklären. In seiner Schrift „The end of religious controversy" (Lond. 1818) stellte er die Lehrmeinungen der katholischen Kirche im Gegensatze der protestantischen Ansichten auf, und wurde dadurch in neue Streitigkeiten mit auswärtigen Gegnern verwickelt. Er starb am 19. Apr. 1826 zu Wolverhampton.

Milo von Kroton, einer der berühmtesten griech. Athleten, welcher sechsmal in den olympischen Spielen den Sieg davontrug, war ein Schüler des Pythagoras. Einst wollte der Tempel, in welchem Pythagoras lehrte, einstürzen. M. ergriff die Hauptsäule und verhinderte dadurch den Einsturz so lange, bis alle Anwesende sich gerettet hatten. Ein andermal trug er auf seinen Schultern einen gewaltigen Stier zum Opfer und tödtete ihn mit einem Faustschlage. Doch das allzugroße Vertrauen auf seine Stärke ward auch die Ursache seines Todes. Indem er einst im Walde einen starken Baumstamm, den man mit Keilen vergebens zu spalten versucht hatte, auseinanderbrechen wollte, versagten ihm seine Kräfte. Da die Keile, welche den Spalt auseinanderhielten, bereits herausgefallen waren, so blieb er mit den Händen eingeklemmt, und wurde, da ihm Niemand zu Hülfe kam, von wilden Thieren zerrissen. Die Pythagoräer dagegen erzählten, daß er in seinem Hause zu Kroton von Cylo verfolgt, eingeschlossen und verbrannt worden sei.

Miloſch Obrenowicz, Fürst der Serbier, s. **Serbien**.

Milreis, eine portugies. Rechnungsmünze, gilt 1 Thlr. 13 Gr. Cour., etwas mehr als zwei Cruſaden à 17 Gr. 9 Pf. — Ein Conto Reis (conto de reaes) sind eine Million Reis oder 1000 Milreis = c. 1550 Thlr.

Miltiädes, ein athenienſ. Feldherr, lebte um 500 v. Chr. Er hatte bereits eine athenienſ. Colonie glücklich nach dem Cherſonnes geführt und verschiedene Inſeln im Archipelagus ſeinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Unterjochung Griechenlands heranzog. M., Ariſtides und Themiſtokles feuerten die vor der Übermacht des Feindes zagenden Athenienſer zur Gegenwehr an. Jeder der 10 Stämme ſtellte 1000 M. unter einem Anführer. Dieſes kleine Heer rückte 490 v. Chr. in die Ebene von Marathon, wo 1000 M. Fußvolk, welche Platää als Bundesgenoſſen abgeſchickt hatte, dazu ſtießen. M. rieth zum Angriff, Ariſtides und einige andere Anführer unterſtützten ihn; andere dagegen wollten die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten. Der Oberfeldherr Kallimachus gab endlich den Ausſchlag, und es wurde der Angriff beſchloſſen. Der Oberbefehl, welcher unter den Feldherren wechſelte, wurde von allen dem M. überlaſſen, der jedoch keinen Gebrauch davon machte, ſondern den Tag abwartete, der ihn geſetzmäßig an die Spitze des Heeres rief. Sobald dieſer erſchien, ſtellte er an dem Fuße eines Berges in einem mit Bäumen beſetzten Felde ſeine Truppen, welche die Reiterei aufhalten ſollten, in Schlachtordnung. Die Platäer ſtanden auf dem linken Flügel, Kallimachus befehligte den rechten, Ariſtides und Themiſtokles das Mitteltreffen. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perſer widerſtanden mit Ruhe, aber hartnäckig, bis nach einem mehrſtündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Im Mittel-

punkte aber befand sich Datis, der pers. Feldherr, mit seinen besten Truppen und bedrängte Aristides und Themistokles hart, als er, von den Griechen auch im Rücken angegriffen, seine Vortheile aufzugeben gezwungen wurde. Jetzt ward die Niederlage allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte sich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil ebenfalls in die Hände fiel. Die Perser verloren 6400, die Athenienser 192 M.; M. selbst war verwundet. So glorreich dieser Sieg war, so hätte er doch ohne die Thätigkeit des M. Athen in Unglück bringen können. Datis wollte auf seinem Rückzuge Athen selbst überfallen, und schon umsegelte seine Flotte das Vorgebirge Sunium, als M. Nachricht davon erhielt, mit dem Heere sogleich aufbrach und zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um den Feind zur Rückkehr nach den Küsten Asiens zu zwingen. M. ward zwar von den Athenienſern hoch geehrt, bald aber auch beneidet und verfolgt. Seine Feinde stellten vor, er könne leicht in Versuchung kommen, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Eine unglückliche Unternehmung, deren Urheber er war, erleichterte ihren Sieg. Er hatte nämlich verlangt, ihm eine Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen, und versprochen, mit selbiger die Athenienser in den Besitz großer Reichthümer und Vortheile zu setzen. Vermuthlich war seine Absicht, die pers. Küstenstädte zu plündern und die Inseln des ägäischen Meers, die es mit den Persern gehalten hatten, zu bestrafen. Allein sein Angriff auf Paros mislang; er ward zum Ersatze der Kosten verurtheilt und starb an seinen Wunden im Gefängniß.

Milton (John), einer der größten engl. Dichter, geb. in London am 9. Dec. 1608, war der Sohn eines Notars und wurde wegen seines Übertritts zur protestantischen Kirche von seinem Vater, einem eifrigen Katholiken, enterbt. Schon in seinem 17. Jahre begann er seine Studien in Cambridge, wo er sich bald durch seine großen Fortschritte und seine lat. Dichtungen auszeichnete, aber auch in seinen engl. Gedichten schon den tiefen religiösen Ernst und den Freiheitssinn verrieth, die in den spätern so bezeichnend und ergreifend hervortreten. Seinen Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, gab er auf, weil er sich nicht zu der Unterschrift der in der bischöflichen Kirche herkömmlichen Glaubenseide verstehen konnte. Nach dem Abschiede von der Hochschule, der letzte Student in England, der eine körperliche Züchtigung erlitt, lebte er mehre Jahre in seines Vaters Hause, wo er sich eifrig dem Studium der classischen Literatur widmete, und wahrscheinlich seine ausgezeichneten Gedichte „Allegro" und „Penseroso" schrieb, welche die Weltansicht des Fröhlichen und des Schwermüthigen geistreich darstellen und beide erst 1645 in seinen gesammelten engl. und lat. Jugendgedichten gedruckt wurden; gewiß aber gehören in jene Zeit seine Maske „Comus" und die Dichtung" „Lycidas" auf den Tod eines Freundes. Er besuchte 1638 Paris und reiste dann über Florenz und Rom, wo er Galilei im Gefängnisse der Inquisition besuchte, nach Neapel. Seine Fertigkeit in der lat. Sprache und Verskunst empfahlen ihn ebenso sehr als seine ital. Sonette, und nie war ein ausländischer Gelehrter mit solcher Auszeichnung in Italien behandelt worden, obgleich er seine freien Ansichten nicht verhehlte. Seinen Plan, Sicilien und Griechenland zu besuchen, gab er wegen der in seinem Vaterlande ausgebrochenen Bewegungen auf. Nach seiner Rückkehr erzog er in London die Söhne seiner Schwester und unterrichtete gleichzeitig mit ihnen andere junge Leute, die er in einer Lehranstalt vereinigte. Diese Beschäftigung ließ ihm Zeit, sich in die damals verhandelten Streitfragen einzumischen, und in Bezug auf die Nothwendigkeit einer Reform der engl. Kirche gab er 1641 einige freimüthige Aufsätze über Kirchenverwaltung heraus, welche ihm Gegner unter den engl. Bischöfen erweckten. Seine 1643 geschlossene Ehe mit der Tochter eines eifrigen Royalisten war nicht glücklich; seine junge Frau verließ ihn noch im ersten Monate. M. gab hierauf drei theologische Abhandlungen über Ehe und Ehescheidung heraus, und dachte daran, seine Grundsätze

über die rechtlichen Ursachen der Scheidung vor dem Gerichte geltend zu machen, als seine Frau durch ihre Ältern, die in dem bei den republikanischen Machthabern angesehenen Schwiegersohne einen Beschützer zu finden hofften, bewogen wurde, reuig zu ihm zurückzukehren. Wohlwollend nahm er sie auf und gab auch ihren verdächtigen Angehörigen eine Zuflucht in seinem Hause. Im J. 1644 schrieb er seine berühmte Schrift über die Erziehung, und als die herrschende presbyterianische Partei die Fesseln der Presse nicht löste, ließ er seine dem Parlament überreichte kräftige Rede „Areopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing" drucken. Die Hinrichtung Karl I. vertheidigte er in seiner Schrift „The tenure of Kings and magistrates". Von Cromwell zum Geheimschreiber des Staatsraths für lat. Ausfertigungen ernannt, unternahm er eine Widerlegung der Karl I. zugeschriebenen Schrift „Ikon Basilike", die er unter dem Titel „Iconoclastes" herausgab. Dann trat er 1651 gegen Saumaise's (Salmasius) Vertheidigung Karl I. („Defensio regis") in die Schranken mit seiner beredten, wenn auch von Parteihaß gefärbten „Defensio pro populo anglicano", die ihm einen großen Ruf in der Heimat und im Auslande erwarb. Nichts verräth, daß er sich aus eigennützigen Rücksichten der republikanischen Partei angeschlossen habe, der er mit feurigem Eifer für die Freiheit anhing. Er hielt, wie es scheint, Cromwell's Herrschaft für nöthig, den Sieg des Republikanismus zu sichern, und in seiner Lobrede auf den Protector vergaß er nicht, ihn kräftig zu ermahnen, als Machthaber die Freiheit des Volks zu schützen. Die Anstrengungen, welche jene Arbeiten ihm kosteten, zogen ihm eine Augenkrankheit zu, die bald in unheilbare Blindheit überging. Dieses Unglück hielt ihn nicht ab, sein Amt zu verwalten und seine Studien fortzusetzen. Er unterrichtete seine Töchter im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, um sich in ihnen Gehülfinnen bei seinen literarischen Arbeiten zu erziehen. Eine zweite Vertheidigung des engl. Volks gegen den Angriff des Franzosen Dumoulin erschien 1652. Nach Cromwell's Tode bekämpfte er die zunehmende Stimmung für die Wiederherstellung des Königthums in den Flugschriften „Upon the model of commonwealth" und „Ready and easy way to establish a free commonwealth". Nach der Restauration verbarg er sich einige Zeit, und obgleich seine „Defensio" und sein „Iconoclastes" von Henkershand verbrannt wurden, so blieb er doch ungekränkt, da er in der Amnestieverordnung nicht unter die Ausnahmen gekommen war. Er wendete sich nun wieder zur Poesie, und durch seinen Zustand und die politischen Verhältnisse zur Ruhe und Einsamkeit gezwungen, dichtete er, 47 Jahre alt und schon seit einigen Jahren ganz blind, „The paradise lost", das er 1665 vollendete (Lond. 1667, 4.; deutsch von Bodmer, Zür. 1732 und öfters, von Bürde, Braunschw. 1793 und Bresl. 1823, und von Pries, Rostock 1807). Lange hatte diese Dichtung gegen den Zeitgeschmack und den politischen Haß, der den Dichter nach der Restauration verfolgte, zu kämpfen, ehe sie sich Bahn machen konnte. Das „Verlorene Paradies" zeigt, wie alle Dichtungen M.'s, seinen Charakter, indem es seine kirchlich religiösen Ansichten und seine politischen Grundsätze abspiegelt. Der Plan des Gedichts ist mehr dramatisch als episch angelegt, und das Ganze hat eine vorherrschende didaktische Richtung; es ist eine neue Art Dichtung, die nicht aus dem beschränkten Gesichtspunkte des Fachwerks beurtheilt werden kann, in welches die Theorie die Erzeugnisse des dichterischen Geistes ordnet. In der Art, wie M. seinen Gegenstand behandelt, zeigt sich die Originalität des Gedichts, und nirgend erscheint er als ein größerer Meister in der poetischen Beredtsamkeit. M.'s zweites Gedicht in epischer Form, „Paradise regained" (Lond. 1670), gründet sich auf die biblische Erzählung von der Versuchung des Heilands, und noch entschiedener als in dem ersten tritt hier der didaktische Zweck hervor, indem der Dichter den Gedanken entwickelt, daß der Versucher dem Menschen seit dem Opfer des Erlösers nicht mehr gefährlich sein könne. Erreicht es auch weder in der Erfindung noch in

der Ausführung das „Verlorene Paradies", so steht es doch nicht so tief, als es einige Kritiker gestellt haben. M.'s Trauerspiel „Samson agonistes", nach dem Muster der Alten angelegt, hat glänzende Beschreibungen und einige trefflich gezeichnete Charaktere, aber kein dramatisches Interesse, da die Handlung von der didaktischen Richtung gehemmt wird. Höheren dramatischen Werth hat die erwähnte Jugendarbeit „Comus", die Garrick 1750 wieder auf die Bühne brachte, um von dem Ertrage der Vorstellung eine damals lebende Enkelin des Dichters zu unterstützen. Unter M.'s prosaischen Werken in engl. Sprache sind die politischen Streitschriften, mit Ausnahme der „Areopagitica", durch den Styl nicht ausgezeichnet. Seine Geschichte Englands, die er früh begann und nach seiner Erblindung fortsetzte, eine Übersicht, die nur bis auf die normannische Eroberung reicht, zeigt blos in der Geschichte Alfred's das Talent M.'s zu historischer Darstellung. Seine letzten Arbeiten waren seine Logik, die er 1672 herausgab, einige 1673 gedruckte Abhandlungen über wahre Religion, Ketzerei, Duldung und die Mittel zur Verhinderung der Ausbreitung des Katholicismus, und eine Sammlung seiner lat. Briefe. Er starb im Nov. 1674. Der damalige Dechant von Westminster, Bischof Spratt, verweigerte die Erlaubniß, ihm ein Denkmal in der Kirche zu setzen, das erst 1737 errichtet wurde. M. hatte eine heitere Stimmung, und so heftig er im Streite war, so wohlwollend und freundlich zeigte er sich im geselligen Verkehr. Er lebte mäßig und einfach, und seine Erholungen bestanden nur in der Beschäftigung mit Musik und in der Unterhaltung mit seinen Freunden. Seine poetischen Werke wurden von Thomas Newton (4 Bde., Lond. 1761), am vollständigsten von Hawkins (4 Bde., Oxf. 1824) und von Todd (3. Aufl., 6 Bde., Lond. 1826) gesammelt. Erläuterungen dazu gaben Bentley, Newton, Pearce, Richardson und Warton. Seine Geschichte Englands und andere prosaische Werke finden sich in den „Historical, political, and miscellaneous works" (2 Bde., Lond. 1750) und in „The prose works" von Fletcher (Lond. 1833), wo auch seine lat. Schriften und seine Staatsbriefe abgedruckt sind. Eine Ausgabe seiner prosaischen und poetischen Schriften in Einem Bande erschien Lond. 1834. Sein Leben erzählen, außer Newton in der angeführten Ausgabe, Johnson mit bitterer Parteilichkeit in seinen Biographien, William Hayley's „Life of M." (Lond. 1796, 4.) und Symey's „Life of M." (Lond. 1833), wo die Streitigkeiten über die Echtheit des 1825 in der Handschrift aufgefundenen Werks „De doctrina christiana", das Sumner (Lond. 1826, wieder abgedruckt, Lpz. 1827) herausgab, erzählt werden.

Milz ist das an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falschen Rippen der linken Seite umschließen, liegende Eingeweide, welches ungefähr um fünf Theile kleiner als die Leber, von länglich runder Form ist, und dessen Gewicht, nach Verhältniß des Alters des Menschen, von 6—15 Unzen beträgt. Die äußere Fläche der Milz ist gewölbt und dem Zwerchfell (Zwerchmuskel) zugekehrt, die innere flach ausgehöhlt und dem Magen zugewandt. Sie ist mit der Bauchhaut gänzlich umgeben, die durch verschiedene Verdoppelungen Bänder bildet, mit denen das obere Ende der Milz an den Zwerchmuskel, und die innere Fläche an den Magen befestigt ist. Das Innere der Milz besteht aus einem so blutreichen Gewebe, daß es blauroth durch die sehr zarten Häute durchschimmert. Zwischen dem zelligen Gewebe der Milz laufen die Zweige der Blutgefäße, deren Ästchen sich selbst in die Zellen zu öffnen scheinen. In die Milz geht eine nach Verhältniß anderer Eingeweide sehr starke Schlagader, die noch vor ihrem Eingange sich in mehre Äste abtheilt, welche an der innern Fläche in die Substanz der Milz eindringen und sich hier auf das vielfachste verästeln. Die das Blut zurückführende Milzvene ist viel stärker als die Arterie, im Verhältniß wie eins zu fünf; sie setzt durch ihre Verbindung mit der Gekrösader den Stamm der Pfortader zusammen, welche sich in die Leber zur Bereitung der Galle begibt. Von der Milzarterie gehen

auch mehre Äſte zu dem Magen (ſ. d.), die ſogenannten kurzen Blutgefäße (vasa brevia), und verſorgen dieſen mit Blut. Außer der Zeit der Verdauung iſt die Milz ſchlaff und weniger mit Blut angefüllt; wahrſcheinlich geht alsdann durch die kurzen Gefäße mehr Blut zu dem Magen, um häufigern Magenſaft zum Vorrath abzuſondern. Iſt der Magen mit Speiſen angefüllt, ſo ſtrömt das Blut in größerer Menge nach der Milz und dehnt ſie ſo aus, daß ſie geſpannt, glatt und glänzend erſcheint. In dieſer Zeit iſt ihre Thätigkeit vorzüglich erhöht. Das Blut erleidet vermöge der eigenthümlichen Lebensthätigkeit der Milz eine eigne Verwandlung zum Behuf der Gallebereitung in der Leber, indem es viel dünner und wäſſeriger iſt als anderes Venenblut, insbeſondere als das dickere, ſchwärzere und fettigere Pfortaderblut. Da die Milz ein ſo außerordentlich blutreiches Organ iſt, ſo findet ſehr oft krankhafte Anhäufung des Blutes ſtatt, welche zunächſt übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu ſehr verdünnt, der Magenſaft zu ſehr geſäuert und zu beſtändiger Magenſäure, zu Magenkrämpfen und ſchlechter Verdauung Veranlaſſung gegeben wird. Die Milz kann ſogar in entzündlichen Zuſtand übergehen, welcher ſeines langſamen und weniger lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zuſtände geben Veranlaſſung zu Stockung des Blutes in der Milz und Auftreibung derſelben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht und Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe der Milzentzündung, oft auch die Entſcheidung derſelben anzeigt und jederzeit ein ſehr gefährlicher Zuſtand iſt. Die Milz kann aber auch in einen Zuſtand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dick und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeſchwerden, ſchlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angſt, Druck in der Herzgrube, Stockung der Galle in den Lebergängen, Stockungen in der Milz ſelbſt, Verhärtungen und dergleichen entſtehen. Vgl. Heuſinger „Über den Bau und die Verrichtung der Milz" (Eiſenach 1817) und Deſſen „Betrachtungen über Entzündung und Vergrößerung der Milz" (Eiſenach 1820).

Milzbrand oder **Milzſeuche** iſt eine höchſt gefährliche, gewöhnlich ſehr raſch verlaufende Krankheit, beſonders des Rindviehs, die ſich durch eine eigenthümliche Veränderung der Blutmaſſe mit auffallender Neigung zum Brande einzelner Gebilde, außerdem aber durch eine große Veränderlichkeit ihrer Symptome charakteriſirt, vorzugsweiſe in der heißen Jahreszeit und in ſumpfigen Gegenden vorkommt und deshalb auch den Namen **Sommerſeuche** und **Sumpffieber** erhalten hat. Sie befällt vorzugsweiſe die am beſten genährten und kräftigſten Thiere und tödtet ſie in der Regel ſchnell. Durch innige Berührung wird ſie für alle Thiere ohne Ausnahme anſteckend und unter gewiſſen Umſtänden ſelbſt dem Menſchen gefährlich. Die Erſcheinungen, unter denen ſich der Milzbrand darſtellt, ſind ſehr mannichfaltig; doch unterſcheidet man bei Rindern hauptſächlich drei Formen deſſelben: den ſehr ſchnell verlaufenden, den langſamer verlaufenden und den, bei welchem ſich Knoten und Beulen bilden. Bei der erſtern Art ſtürzen die Thiere meiſt plötzlich todt zu Boden, ohne daß vorher krankhafte Erſcheinungen an ihnen zu bemerken geweſen wären, oder wenigſtens nachdem ſie kurze Zeit brüllend und mit hochgehobenem Schweife umher und blind auf Alles losgerannt ſind. Bei dem langſamer verlaufenden Milzbrande, der gewöhnlich von 24 Stunden bis zu acht Tagen und länger dauert, verfallen die Thiere in einen fieberhaften Zuſtand, zeigen eine große Lebendigkeit, die ſich bis zur Wildheit ſteigert, verlieren die Freßluſt, hören auf wiederzukäuen, bekommen eine trockne Naſe, trocknes Maul, brennend heiße Hörner, Ohren und Klauen, trägen, mit Blut vermiſchten Miſtabgang und ſchnappen ängſtlich nach Luft, bis endlich, oft aber auch unter andern Erſcheinungen, an verſchiedenen Theilen des Körpers Brandpuſteln, welche aufbrechen und verjauchen, oder Windgeſchwülſte ſich bilden, typhöſe Zufälle eintreten und der Tod erfolgt. Nur wenn die gezogenen Haarſeile ſehr ſtark eitern und

so lange das weggelassene Blut noch gerinnt, ist ihre Erhaltung zu hoffen. Die dritte Form des Milzbrandes, die sich vorzüglich durch Knoten- und Beulenbildung charakterisirt und deshalb auch Knotenkrankheit, Karbunkelkrankheit, Beulensucht genannt wird, verläuft am langsamsten und hat das Eigenthümliche, daß die rundlichen Beulen zwar an allen Theilen des Körpers, am häufigsten an den zelligen und drüsenreichen Partien desselben vorkommen, aber nicht eitern. Ein der letzterwähnten Krankheit nah verwandtes Leiden ist der Zungenkrebs oder die milzbrandige Maulseuche der Rinder. Bei Pferden, Schafen und andern Thieren ist der Milzbrand, wenn auch seinem Wesen nach dieselbe Krankheit, doch in den Erscheinungen anders gestaltet. Pferde, welche von ihm befallen werden, beginnen sogleich heftig zu fiebern und fallen gewöhnlich nach ein- bis achttägiger Dauer der Krankheit. Schafe, bei denen der Milzbrand unter der Benennung Blutseuche, Blutstaupe oder Blutkrankheit vorkommt, bleiben plötzlich wie erstarrt stehen, schwanken, verfallen endlich in Zuckungen und sterben ebenfalls unter typhösen Erscheinungen. Wesentlich tragen zur Entstehung des Milzbrandes bei: anhaltende Dürre mit abwechselnd schwülen und kalten Tagen, das Weiden auf überschwemmt gewesenen Triften, der Genuß verschlämmten und verdorbenen, mit Mehl-, Honigthau verunreinigten Futters, gährenden, faulenden Wassers, plötzliche Änderung der Fütterung und Mangel an reinem Wasser. Ist die Krankheit ausgebrochen, so müssen die erkrankten Thiere von den gesunden getrennt, in besondern Schuppen von besondern Wärtern gepflegt und, wenn sie gefallen sind, nebst Allem, was etwa mit ihren Auswurfsstoffen beschmuzt ist, sorgfältig vergraben werden. Die gesunden Thiere aber müssen gesundes Futter, reines und gesalzenes Wasser erhalten, auf andere Weiden, auch ein- oder zweimal täglich ins Wasser gebracht werden. Das Fleisch des am Milzbrande gefallenen Viehes darf unter keiner Bedingung verkauft werden, da der Genuß desselben tödtliche Folgen hat. Überhaupt müssen sich Menschen, welche mit solchem Vieh zu thun haben, außerordentlich in Acht nehmen, wenn sie sich mit Auswurfsstoffen desselben beschmuzen, sogleich mit Seifenwasser reinigen, namentlich aber vor Verletzungen hüten, und wenn sie sich deren dennoch zugezogen haben und etwas Geifer, Blut u. s. w. milzbrandkranker Thiere in dieselben gekommen ist, diese augenblicklich mit Urin, Salz- oder Seifenwasser auswaschen oder noch besser ausbrennen, weil sonst schnell tödtlich werdende Brandbeulen entstehen.

Mimen nannten die Griechen kleine Dramen oder dramatische Spiele, welche nicht kunstmäßig ausgebildet waren, aber den Zweck hatten, eine poetische Schilderung der Wirklichkeit zu geben. Sie bestanden oft nur aus einzelnen, besonders komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, und wurden besonders bei Gastmählern vorgestellt; einige indessen scheinen auch auf die Bühne gekommen zu sein. Davon verschieden waren die Mimen des Sophron aus Syrakus (um 420 v. Chr.), dialogisirte Lebensgemälde in rhythmisch-dorischer Prosa. Theokrit ahmte sie in seinen „Idyllen" nach, und ein Gleiches sagen einige Nachrichten der Alten von Plato. Bei den Römern waren die Mimen ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch ausgelassenen Scherz das Volk belustigten; erst nach und nach wurden sie kunstgerecht bearbeitet und durch Monologe und Dialoge ergänzt. Auch die Künstler, welche dieselben darstellten, hießen Mimen; verschieden von den Pantomimen (s. d.), die Alles durch Geberden darstellten. Als Mimographen, d. h. Dichter solcher Mimen, sind Decimus Laberius (50 v. Chr.) und Publius Syrus, sein Zeitgenosse, bekannt. Vgl. Ziegler „De mimis Romanorum" (Gött. 1789). — Gegenwärtig nennen wir einen Mimen jeden mimischen, d. i. solchen Künstler, der durch Geberden darstellt, mithin auch den Schauspieler.

Mimik ist die Kunst, durch Geberden (s. d.) im weitern Sinne die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Sie be-

schränkt sich auf die Darstellung des Menschlichen, weil ihr Darstellungsmittel der menschliche Körper selbst in seinen durch Willkür hervorzubringenden und unmittelbar erscheinenden Zuständen ist. Sie dient aber auch der lebendigen Mittheilung überhaupt und ist in gewissem Umfange schon dem Redner wichtig und unentbehrlich. Sie ist schöne Kunst, indem sie von Poesie abhängig ist und entweder den Vortrag eines Gedichts begleitet oder einen poetischen Gedanken überhaupt ohne Rede ausführt. Die erstere Art der Mimik aber schließt sich den verschiedenen Dichtungsarten, nach deren besonderm Charakter, an und ist daher mit der sprachlichen Darstellungskunst oder Declamation (s. d.) genau verbunden. Sie ist insofern bei dem Vortrag didaktischer und erzählender Gedichte im Ganzen ruhiger; bewegter im lyrischen Gebiete; aber ihren größten Wirkungskreis erhält sie bei der Darstellung der dramatischen Poesie. Hier macht sie einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, sowie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deshalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt und sich größtentheils auf der Schaubühne zeigt. Hier nämlich soll die Objectivität der Darstellung über die Subjectivität des Darstellers herrschen, und der Darstellende soll als ein Anderer erscheinen. Hierauf beruht der genaue Begriff der Action (s. d.). Wenn wir die Mittel, welche dem Mimen zu Gebote stehen, genauer in Erwägung ziehen, so sind es die Gestalt selbst und ihre Haltung, Stellung und Gang, und vorzüglich Bewegung der Hände und Mienen, sowie im Äußern die Drapirung, welche verbunden angewendet werden müssen, um die Zustände der Ruhe und Bewegung (des Affects) und deren Übergänge bestimmt auszudrücken. In letzterer wird sich der Mime die Antike zum Muster nehmen; doch darf er nicht vergessen, daß er es mit einer auf Bewegung beruhenden Kunst zu thun hat, welche das Plastische in Leben und Bewegung übertragen muß. Das erste unerlaßliche Erforderniß des Mimen ist ein von häßlichen oder bedeutungslosen Angewöhnungen freier Gebrauch eines wohlgestalteten und beweglichen Körpers, wozu eine regelmäßige, mechanische Übung und gebildeter Umgang verhelfen kann; das zweite und höhere die Kenntniß der mannichfaltigen Gemüthszustände und ihrer eigenthümlichen Ausdrücke, das dritte das Talent, diese Mittel zur Ausführung einer Situation oder eines Charakters und einer Handlung nach einem poetischen Ideale anzuwenden, worin die eigentliche Darstellungsgabe des Mimen beruht. Die zweite selbständige, aber in Hinsicht ihres Inhalts beschränktere Art der Mimik ist die Pantomimik. (S. Pantomime.)

Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinne plastisch, die der Neuern ist mehr malerisch. Die Mimik der Griechen und Römer nämlich diente zur Veranschaulichung der abgeschlossenen, selbständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, selbst durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Übrigens war die Mimik bei den Griechen mit Declamation und Musik auf der einen und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden. Ihre Mimen waren meist Darstellungen von Mythen, oder kriegerischen Inhalts. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen; vor Allen war Roscius berühmt; auch wurde bei ihnen die Pantomime ausgebildet. Die Italiener haben ein ausgezeichnetes mimisches Talent bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, welches sich z. B. in der Buffonerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemälde sehr unterstützt wurde. Vgl. Engels „Ideen zu einer Mimik" (2 Bde., Berl. 1785); Seckendorf's (genannt Patrik Peale) „Grundform der Toga" (Gött. 1812); „Kritik der Kunst" (Gött. 1812); „Vorlesungen über die bildende Kunst des Alterthums und der neuern Zeit" (Aarau 1814), und insbesondere „Vorlesungen über Declamation und Mimik" (Braunschw. 1816); Klingemann's „Vorlesungen für Schauspieler" des Engländers

Gilb. Austin „Chironomia etc." (deutsch im Auszuge, Lpz. 1818); Seidel's „Charinomos" (Bd. 1, Magdeb. 1825), und über die Mimik des Redners insbesondere Cludius' „Grundriß der körperlichen Beredtsamkeit" (Hamb. 1792).

Mimnermus, ein berühmter griech. Musiker und lyrischer Dichter aus Kolophon, lebte um 600 v. Chr. und wird für den Erfinder der elegischen Gattung gehalten. Seine erotischen Elegien, von denen sich nur Bruchstücke erhalten haben, in den Sammlungen von Stephanus, Brunck, Gaisford und Boissonade stehen und von Bach (Lpz. 1826) besonders herausgegeben wurden, zeichnen sich durch einschmeichelnde Milde und üppige Weichheit aus.

Mimōsa Sensitiva, s. Sinnpflanze.

Mina, ein Getreidemaß in einigen Gegenden Ober- und Mittelitaliens, ist gewöhnlich 5897 par. Cubikzoll groß. In der Lombardei wird die Mina nach dem neuen metrischen Systeme zu allen Hohlmaßen gebraucht. Sie ist der zehnte Theil einer Soma oder eines Hectolitre und enthält 10 Pinten oder 100 Coppi = 504⅛ par. Cubikzoll = 5⅝ preuß. Metze = 39¾ wiener Becher. Als Flüssigkeitsmaß ist sie = 8¾ preuß. Quart = 7 wiener Maß. Als Handelsgewicht zu Alexandria in Ägypten beträgt sie 1 Pfd. 19 Loth 3 Quentchen preuß. oder 1 Pfd. 11 Loth ⅔ Quentchen wiener Gewicht.

Mina (Francisco Espoz y), geb. 1784 in einem kleinen Dorfe bei Pampelona, aus einer ziemlich wohlhabenden Familie stammend, machte sich zuerst bekannt, als er 1811 an der Stelle seines Neffen, Xavier M., der gefangen worden war, die Führung des von diesem geworbenen Guerrillahaufens übernahm, und wurde bald ein Schrecken der Franzosen und deren Anhänger. Tapfer, unermüdlich, mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart ausgerüstet, schwächte er in kleinen Kriegen die Streitkräfte der Feinde in Navarra, Alava und Aragon. Seine Kundschafter bedienten ihn so gut, daß er nie überfallen ward, und war er bedroht, so zerstreuten sich seine Scharen auf ein Zeichen, um sich in wenigen Stunden wieder zu sammeln und den Angriff zu erneuern. Die Franzosen warfen 25,000 M. nach Navarra, allein M. behauptete am Ende das Land. Die Regentschaft ernannte ihn 1811 zum Obersten und 1813 zum Brigadegeneral. An der Spitze von 11,000 M. Fußvolk und 2500 Reitern half er Pampelona einschließen, eroberte Saragossa, Monzon und andere Orte, und als der Friede geschlossen wurde, stand er vor St.-Jean Pied de Port. Nach der Rückkehr Ferdinand VII. bemühte er sich vergebens, den König zur Berufung der Cortes zu bewegen, und wurde außer Activität gesetzt. Mit seinem Neffen faßte er 1814 den Entschluß, die durch die Cortes 1812 gegründete Verfassung wiederherzustellen, sammelte seine Guerrillas, die der neue Generalcapitain von Navarra aufgelöst hatte, rückte im Sept. 1814 mitten im Frieden vor die Festung Pampelona, wo sein Neffe die Offiziere eines Regiments für ihre Plane gewonnen, sah sich aber wegen der Muthlosigkeit seiner Schar genöthigt, nach Frankreich zu flüchten. In Paris wurde er nicht lange nach seiner Ankunft durch einen Policeibeamten verhaftet, den der spanische Gesandte zu dieser Widerrechtlichkeit verleitet hatte, auf Ludwig XVIII. Befehl aber freigegeben und ihm ein Jahrgeld gewährt. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, lehnte M. dessen Anträge ab, ging nach Genf und lebte darauf ruhig in Frankreich. Als aber 1820 das span. Heer in Cadiz die Fahne des Aufstandes erhob, eilte er nach Navarra, sammelte abermals seine Guerrillas und zog gegen Pampelona, wo bereits die Constitution angenommen worden war. Er wurde 1821 zum Generalcapitain von Navarra ernannt, machte sich aber durch strenge militairische Verwaltung viele Widersacher und erhielt, als diese seine Absetzung verlangten, den Oberbefehl in Galicien. Auch hier glaubte er mit Strenge verfahren zu müssen, je größer die Schwierigkeiten waren, welche die Freunde der alten Ordnung der Dinge ihm entgegensetzten, und mußte deshalb im Dec. 1821 in die Verbannung nach Siguenza gehen. Nach dem Siege der Liberalen über die

Absolutisten im Jul. 1822 erhielt er als Generalcapitain von Catalonien den Oberbefehl gegen die sogenannte Glaubensarmee, die bereits eine Regentschaft in Seu d'Urgel eingesetzt hatte und ihm überlegen war. Er bemächtigte sich am 23. Sept. 1822 der von der Besatzung verlassenen Stadt Castell-Follit, ließ die Verwundeten erschießen, den Pfarrer, die Mönche und die Einwohner decimiren, die Stadt plündern, niederbrennen und schleifen. Auch den Bischof von Vich ließ er als einen Feind der Verfassung niederschießen. Endlich griff er die Glaubensarmee am 29. Nov. 1822 so ungestüm an, daß er sie in die Flucht schlug und über die Pyrenäen vertrieb. Er wurde 1823 Generallieutenant und eroberte im Febr. die Festung Seu d'Urgel. Als die Franzosen im Apr. 1823 in Catalonien einrückten, führte er den kleinen Krieg, worin er ein Meister war, mit Glück. An der Spitze von 5000 M. wußte er durch geschickte Bewegungen auf jeden Punkt zu gelangen, wo er den Franzosen Nachtheile zufügen konnte, und oft geschlagen, trat er immer nach seinen Niederlagen wieder hervor und griff an oder bedrohte die Franzosen auf ihren schwachen Seiten. Von einer Krankheit genesen, die ihn mehre Monate zur Unthätigkeit zwang, machte er im Oct. 1823 einen Ausfall aus Barcelona, als er aber die im südl. Spanien vorgefallenen Ereignisse erfuhr und sich überzeugt hatte, daß ein längerer Widerstand vergeblich sein würde, bot er dem Marschall Moncey die Übergabe der Stadt an. Er erhielt am 2. Nov. 1823 günstige Bedingungen für sich und seine Anhänger, verließ Spanien an Bord eines franz. Schiffes und ward in Plymouth und in London, wo er im Dec. 1823 ankam, mit Auszeichnung aufgenommen. Seitdem lebte er in England und Frankreich. Nach der franz. Juliusrevolution, 1830, stellte er sich an die Spitze span. Flüchtlinge und ging über die Pyrenäen. Doch die Zwietracht unter der constitutionnellen Partei schwächte seinen Einfluß so sehr, daß es ihm nicht möglich war, Einheit in sein Unternehmen zu bringen. Als seine Anhänger auf Kampf in offenem Felde bestanden, und als sie ihn begonnen, eine Niederlage erlitten, wurden sie nur durch M.'s geschickte Führung von gänzlicher Vernichtung gerettet. Der Hauptgegenstand der Verfolgung, erreichte er unter Beschwerden und Gefahren der furchtbarsten Art die franz. Grenze und kehrte 1831 nach London zurück. Hier lebte er zurückgezogen bis Ende 1833. Als nämlich in Vittoria und Navarra ein Aufstand zu Gunsten des Don Carlos ausgebrochen war, als die baskischen Provinzen aufstanden und Don Carlos selbst am 10. Jul. 1834 zu den Insurgenten sich begeben hatte, begab sich M. in die Nähe des Kriegsschauplatzes nach Bayonne, ward von der span. Regierung amnestirt, in seinen alten Rang wieder eingesetzt und, nachdem die Generale Castaños, Sarsfield, Valdez und Rodil die Insurrection vergebens bekämpft hatten, am 23. Sept. 1834 zum Oberbefehlshaber der span. Nordarmee und zum Generalcapitain von Navarra ernannt. Wegen Kränklichkeit konnte er jedoch erst am 30. Oct. in Pampelona eintreffen, wo er am 4. Nov. das Commando übernahm und eine Proclamation erließ, die aber keine Begeisterung für ihn hervorrief. Unter ihm befehligten Oraa, Iriarte, Espartero, Lorenzo, Jauregui, Cordova u. A., die fast immer geschlagen wurden und nur Transporte in die festen Plätze bringen konnten. Er selbst, unfähig, Strapazen zu ertragen, zeigte sich nur selten im Felde. Doch behauptete er Elisondo persönlich und führte im Febr. und März 1835 Convoys nach Pampelona. Durch die strengsten Maßregeln gegen die Anhänger der Insurrection und durch grausame Tagesbefehle fachte er den Bürgerkrieg immer heftiger an. So ließ er am 14. März das Dorf Lecaroz in Navarra verbrennen und je den fünften Bewohner erschießen. Als endlich das brit. Ministerium, um dem grausamen Kriege Einhalt zu thun, den General Elliot nach dem nördl. Spanien sandte, hatte M., ehe dieser eintraf, bereits in Pampelona am 18. Apr. 1835 wegen Kränklichkeit das Commando niedergelegt. An seine Stelle trat der Kriegsminister General Valdez; er selbst begab sich nach dem franz. Gesundbrunnen Cambo und dann nach Montpellier,

um seine Gesundheit herzustellen. Sein Talent als Feldherr hat der Erfolg des Feldzugs gegen die insurgirten Provinzen nicht bewährt. Vgl. „Zeitgenossen", neue Reihe, Nr. XI. — Sein Neffe, Xavier M., war 1789 geboren. Als Student der Theologie in Saragossa sammelte er einen Guerrillahaufen, an dessen Spitze er mehre kühne Unternehmungen gegen die Franzosen ausführte, bis er 1811 gefangen wurde. Erst nach Napoleon's Sturze durfte er aus Frankreich nach Spanien zurückkehren, wo er mit seinem Onkel zur Ausführung des Plans, die Verfassung der Cortes von 1812 wiederherzustellen, verbunden, sich nach Pampelona begab und die Offiziere eines dortigen Regiments für sich zu gewinnen wußte. Als sein Onkel zur entscheidenden Stunde, wo dessen Guerrillas auf den bereits angelegten Leitern die Wälle der Festung ersteigen sollten, nicht erschien, fand er noch Zeit, mit den Verschworenen aus Pampelona zu entkommen und die franz. Grenze zu erreichen. In Frankreich verhaftet, bald aber wieder in Freiheit gesetzt, schiffte er sich nach England ein, wo er von der Regierung einen Jahrgehalt erhielt und durch Freiheitsfreunde in den Stand gesetzt wurde, sich nach Mexico einzuschiffen, um dort gegen Spanien zu kämpfen. Als er dort im Nov. 1816 gelandet, begann er an der Spitze eines kleinen Haufens den Kampf. Zwar mehrte sich die Zahl seiner Anhänger sehr bald durch Creolen und Indianer; doch an Zucht und Ausdauer waren sie nicht zu gewöhnen. Nur unter großen Beschwerden gelang es ihm, durch Überfälle kleine Vortheile zu gewinnen. Durch einen treulosen Freund verrathen, fiel er endlich in die Gewalt der Spanier und wurde im Nov. 1817 im Lager von Los Romedios erschossen.

Mincio, ein bedeutender Fluß im Mailändischen, entspringt in Tirol, führt anfangs den Namen Sarca, geht unter diesem in den Gardasee, den er als Mincio wieder verläßt, und fällt bei Governolo in den Po, nachdem er in den Niederungen von Mantua den obern und untern See gebildet.

Mind (Gottfr.), in der Schweiz der „Berner Friedli" genannt, in der Kunst der „Katzenrafael", weil seine Katzenblätter alle frühern an Vortrefflichkeit übertrafen, ward 1768 zu Bern geboren, wo sein Vater, ein Formschneider aus Lipisch in Oberungarn, in einer Papiermanufactur Arbeiter war. Als ein armer, ganz vernachlässigter Knabe fand M. bei einem deutschen Landschaftzeichner Legel Theilnahme und zeichnete nach dessen Vorlegeblättern und nach Ridinger Löwen, dann nach der Natur Ziegen, Schafe und Katzen, die er auch in Holz schnitzte. Acht Jahre alt kam er in Pestalozzi's Anstalt für arme Knaben, wo Zeichnen seine einzige Beschäftigung war. Dann lernte er bei dem Landschaftmaler Siegm. Freudenberger in Bern coloriren und arbeitete in der Folge bei dessen Witwe. In Allem unwissend, außer im Zeichnen, lebte der häßlich gebildete Friedli fast nur im Umgange mit Katzen. Auch ergötzte er sich sehr an den Bären im Bärengarten zu Bern, die eine besondere Zuneigung zu ihm hatten und vertraulich herbeieilten, sobald er sich am Graben sehen ließ. Er starb zu Bern nach einem sehr jammervollen Leben am 7. Nov. 1814. Außer seinen Katzen zeichnete er auch Gruppen spielender Knaben und Betteljungen wahrhaft geistreich und ergötzlich. M. zeichnete selten nach der Natur oder er that es nur mit wenigen Strichen; seine Einbildungskraft war so stark, daß, wenn er etwas genau betrachtet hatte, dieses seinem Gedächtniß sich so fest einprägte, daß er es zu Hause und oft geraume Zeit nachher auf das Genaueste wiederzugeben vermochte. Nach seinem Tode wurden seine Zeichnungen zu hohen Preisen, besonders nach England, verkauft. Viele derselben sind täuschend copirt. Vgl. „Zehn (lithogr.) Blätter Katzengruppen von Gottfr. M., nebst einer Nachricht von dessen Leben" (Lpz. 1827, Querfol.), und „Neujahrsgeschenk der züricher Künstlergesellschaft" (Zür. 1816, 4.).

Minden, ein vormaliges Bisthum im westfäl. Kreise, welches im westfäl. Frieden 1648 säcularisirt wurde und als ein Fürstenthum an Kurbrandenburg

kam, gehörte seit 1807 zu dem Königreiche Westfalen, wurde 1814 von Preußen wieder in Besitz genommen und bildet jetzt nebst Paderborn, Korvei, Ravensberg, Rietberg, Rheda und Gütersloh einen der drei Regierungsbezirke der Provinz Westfalen, welcher von der Hauptstadt Minden den Namen führt. Die Hauptstadt Minden mit 9000 Einw., der Sitz der Regierung, des Kreisamtes, Land- und Stadtgerichts, liegt in einer angenehmen Gegend an der Weser, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt und wodurch die Porta Westphalica (westfäl. Pforte) gebildet wird. Ueber die Weser führt eine 600 F. lange und 24 F. breite steinerne Brücke. Die Stadt ist jetzt wieder befestigt; die Häuser sind größtentheils massiv, aber altmodisch, die Straßen enge und unregelmäßig; ein schöner Platz ist der mit Bäumen bepflanzte Domhof. Unter den sechs Kirchen zeichnet sich die Domkirche durch ihre Größe und solide Bauart aus. Das Domcapitel hat katholische und lutherische Mitglieder. Außer dem Gymnasium und einem Schullehrerseminarium gibt es daselbst ein freiweltliches protestantisches Fräuleinstift und mehre wohlthätige Vereine. Unter den Fabriken ist die Zuckersiederei beträchtlich. Auch hat die Stadt Branntweinbrennereien und bedeutenden Handel auf der Weser. Kaiser Konrad II. hielt in M. 1026 einen Reichstag, um seinen Sohn Heinrich III. zum röm. König wählen zu lassen. Wegen der 1529 eingeführten Reformation ward die Stadt 1538 geächtet und 1547 vom Kaiser Karl V. erobert. Ein Gleiches geschah 1626 von Tilly und 1634 vom Herzog Georg von Lüneburg. Im J. 1757 von den Franzosen besetzt, ward sie 1758 von den hanöv. Truppen, 1759 aber wieder von dem Marschall Broglio eingenommen. Durch die Bewegungen des Herzogs Ferdinand bewogen, hatten hierauf die Franzosen unter Contades sich westl. von M., 85,000 M. stark, aufgestellt, die Cavalerie in der Mitte und die Infanterie auf beiden Flügeln, und wurden am 1. Aug. 1759 von dem Herzoge mit 40,000 M. angegriffen. Als nun die Cavalerie den Rücken wandte, kam auch die franz. Infanterie in Unordnung. Sie zog sich aber, von Broglio gedeckt, über die Barthe zurück, weil der Lord Sackville den ihm zweimal gegebenen Befehl des Herzogs, mit der Reiterei anzugreifen, nicht befolgte. Die Franzosen verloren 8000 M., mit Einschluß von 3000 Gefangenen, und 25 Geschütze; die Verbündeten 1500 M.

Mine (eine) betrug bei den Griechen als Münze 100 Silberdrachmen oder 6000 Kupferdrachmen, gegen 22 Thlr. 12 Gr., als Gewicht 28 Loth 2 Quentchen 69 1/3 As.

Minelli (Joh.) oder **Min-Elli**, geb. zu Rotterdam 1625, gest. als Rector der Schule daselbst 1683, besorgte fast von allen röm. Classikern Ausgaben mit kurzen, oft sehr oberflächlichen Bemerkungen, die bei bequemen Lesern, namentlich im Auslande, so großen Beifall fanden, daß nachmals von Andern zahlreiche Ausgaben ad modum Minellii, d. h. nach der Art und Weise M.'s, erschienen. Da diese letztern zum größten Theil in ihren Anmerkungen Übersetzungen des Textes gaben und deshalb auf den Schulen großen Eingang fanden, so wurde der Ausdruck ad modum Minellii sprüchwörtlich und gleichbedeutend mit Eselsbrücke.

Minen, als unterirdische Gänge gegen eine belagerte Stadt, waren schon den Alten bekannt. Nach Erfindung des Schießpulvers füllte man einen neben diesen Gängen ausgegrabenen Raum, die Kammer, damit an, um die über ihr befindlichen Festungswerke oder die stürmenden Feinde in die Luft zu sprengen. Oft ist jedoch die Festung selbst mit **Gegenminen**, d. h. unterirdischen Gängen, welche sich unter den Walltheilen einer Festung befinden, versehen, und der Belagerer sieht sich zum unterirdischen Kriege genöthigt. Er treibt daher aus der dritten oder vierten Parallele einen 3 F. weiten und 4 1/2 F. hohen Gang (Galerie) gegen den zu sprengenden Punkt, dessen Lage und Abstand vorher geometrisch bestimmt wird. Am Ende bekommt dieser Gang als **Minenast** (rameau) kleinere Dimensionen von 2 F. Weite, 3 F. Höhe, und endigt sich durch eine Wendung

an der Kammer, deren Größe durch die Pulvermenge bestimmt wird, womit die Mine geladen werden soll. Weil der Erdboden selten fest genug ist, daher während der Arbeit einrollen und die Arbeiter verschütten könnte, so werden die Galerien von drei zu drei Fuß mit 4—5 Zoll starken Rahmen ausgesetzt, hinter die man Bretstücke einschiebt. Bei geringerer Weite der Schachte und Galerien setzt man sie blos mit Rahmen von Dielen (Schurzwerk, von den Franzosen Chassis à la Hollandoise genannt) aus. Die Kammer wird gleichmäßig ausgeschalt, die Ladung aber, wenn der Boden feucht ist, in einen bisweilen in- und auswendig gut verpichten Kasten geschüttet, bei sehr starken Ladungen hingegen blos in Säcken zu 63 Pf. auf untergelegte Breter und trocknes Stroh gelegt. Der Pulverkasten hat im Deckel oder an der Seite ein Loch mit einer zwei Zoll weiten Röhre (den Kastenzünder), durch welche die Pulverwurst aus dichtem Drell, einen halben Zoll dick, mit feinem Jagdpulver gefüllt, gezogen und in einer bedeckten, öfters gepichten viereckigen Leitrinne (auget) drei F. unter der Erdfläche bis an den Minenherd geführt wird, woselbst die Mine gezündet werden soll, wenn sie durch quer hinter die Rahmen oder Thürgerüste gelegte und angespreizte Bohlen verriegelt und bis auf 1½ der Entfernung des nächsten hohlen Raumes oder der Erdoberfläche von der Kammer mit Erde und Rasen verdämmt (besetzt) ist, um das Ausblasen der Mine (das wirkungslose Entweichen des durch die Verpuffung des Pulvers erzeugten Gases) zu verhindern. Ehemals hielt man das Besetzen der Minen für unerlaßlich; neuere Erfahrungen, schon von Belidor und van der Lahr gemacht, haben gelehrt, daß die Schnelligkeit der Entzündung und Ausdehnung des Pulvers, sowie der Widerstand der Atmosphäre gegen dieselbe mit der angewandten Pulvermenge wächst, und daß die Besetzung zum Theil oder ganz erspart werden kann. Das Zünden der Mine geschieht 1) am sichersten und kürzesten durch einen in das hintere Ende der Pulverwurst gebundenen Bombenzünder, der aber bei der Vertheidigung den Nachtheil hat, den Gang mit einem sehr stinkenden mephitischen Dunste zu erfüllen; 2) mittels des Pfaffen (moine), eines 2—3 Z. langen Stücks Zündschwamm, durch einen über die aufgeschnittene Pulverwurst gelegten Bogen Doppelpapier geschoben und angesteckt. Ein gleich großes, ebenfalls brennendes Stück desselben Schwammes dient dem zündenden Minirer als Zeiger (témoin), um den Moment des Spielens der Mine zu erkennen; 3) durch die Mausefalle oder das Zündkästchen (souricière), ein unten offenes Kästchen, auf dem stark mit Mehlpulver bestreuten Ende der Zündwurst stehend, oben mit einem Schieber, der mittels einer etwa 200 Schritt langen Schnur herausgezogen, den auf ihn gelegten Luntenstern (zwei kreuzweise übereinander gebundene und an ihren vier Enden angezündete Stückchen Lunte) auf das Pulver hinabfallen läßt; 4) durch die Zündmaus, wobei ein Stückchen brennende Lunte mittels einer doppelten Schnur in der glatt gehobelten Leitrinne bis an den Pulverkasten gezogen wird. Diese Erfindung verursacht zwar wegen der fehlenden Zündwurst weniger Rauch, ist dagegen dem Versagen unterworfen. Andere vorgeschlagene Zündungen, z. B. ein Percussionsschloß, Pyrophor u. s. w. entbehren der Zuverlässigkeit, oder einer einfachen, leicht herzustellenden Verfertigung. Die ersten Versuche über die Stärke der Ladungen sind die tournay'schen, von Vauban und Meyrigny 1686, bei denen man 26,800 Pf. Pulver verbrannte, um auf den unrichtigen Grundsatz zu kommen, daß die Stärke der Ladungen auf die Größe der von ihnen herausgeworfenen Trichter keinen Einfluß habe. Belidor war es, der zuerst eine richtigere Minentheorie auf die mit der Pulvermasse steigenden Wirkungen ihrer sich nach allen Seiten ausdehnenden Kraft begründete. Er nannte diese Kraft, insofern sie nicht nur einen Trichter bildete, sondern sich noch weit unter der Erde ausbreitete, Alles um sich her zerstörend, eine Dunst- oder Druckkugel (globe de compression), die nachher der

preuß. Major Lefebvre bei der Belagerung von Schweidnitz 1762 anwendete und dadurch die Übergabe der Festung bewirkte. Die Minen sind demnach entweder 1) einfache, deren Trichterhalbmesser der Entfernung der Minenkammer von der Erdoberfläche gleich, deren horizontaler Seitendruck aber 1½ Radius der Wirkungssphäre, d. h. der aus dem Mittelpunkte der Kammer nach dem Rande des Trichters gezogenen Linie, ist; 2) überladene, die bei derselben Linie des geringsten Widerstandes das Vier- bis Sechsfache derselben zum Durchmesser des Trichters haben. Diese Minen werden gewöhnlich zum Angriffe der Festungen angewendet. Werden sie unmittelbar von der Erdoberfläche als ein Brunnen (Schacht) niedergegraben, und die Ladungen in oder neben demselben in eine besondere Kammer 10—12 F. tief gelegt, so bekommen sie den Namen der Schachtminen, deren Gebrauch Mouzé zuerst versucht, Gillot, Hoyer und Hauser aber empfohlen haben. Eine andere Gattung überladener Minen sind die Demolirungsminen, zu Sprengung einzelner Festungswerke nach ihrem Verluste bestimmt, damit der Belagerer keine Vortheile zum leichtern Angriffe von ihnen hat. 3) Die schwach geladenen Vertheidigungsminen des Belagerten sollen keinen Trichter auswerfen, um dem Feinde durch ihr Spiel kein Logement zu bilden. Zu ihnen gehören daher auch die Quetscher (camouflets) mit sehr schwachen Ladungen von 30—60 Pf. Pulver, die in einem mit Eisen beschlagenen Kasten bereit gehalten, nahe bei dem sich heranarbeitenden Feinde verriegelt, mit Sandsäcken schnell besetzt und gezündet werden, um den feindlichen Gang einzudrücken und den Minirer in seinem Loche zu ersticken. Statt ihrer bediente man sich ehemals bloßer Dampfminen von 2—6 Pf. Pulver in einer papiernen Patrone, die man dem sehr nahen Feinde durch ein mit dem Erdbohrer gemachtes Loch entgegenschob. 4) Die Fladderminen mit 30—120 Pf. Pulverladung, oder Bombenkasten zur Verstärkung der Feldschanzen, sind Schachtminen, etwa 60 Schritt vor dem Schanzgraben angelegt, und zwar die einfachen 6—10 F., die doppelten übereinander 6 und 12 F. in der Erde. Bei dem Steinsprengen in Bergwerken hat man durch einen Zusatz von trockenen Sägespänen die Stärke der Explosion erhöht, bei den Minenladungen jedoch nicht denselben Erfolg erhalten. Ungleich wirksamer war die Vermischung des aus dem Verbrennen des Pulvers entwickelten Gases mit atmosphärischer Luft, indem man die Ladung mit einem verhältnißmäßigen leeren Raume umschloß. So lange dieser das 32fache Volumen der Ladung nicht überstieg, war die Kraft im Zunehmen, nahm aber darüber hinaus wieder ab. — Die erste Anwendung von dem Sprengen durch Pulverminen soll 1487 in Italien gegen das Schloß Serezanella gemacht worden sein, jedoch ohne Erfolg. Besser gelang drei Jahre später eine zweite gegen das Schloß S.-Giorgio auf der Insel Cefalonia. Gleiches geschah durch Pedro Navarro, 1503, bei dem Angriffe der beiden Schlösser, welche den Eingang des Hafens von Neapel bewahren. Seitdem wurden sie sehr häufig bei den Belagerungen angewendet, um die Mauern niederzulegen und sich einen Eingang in die Festung zu bahnen. Die Russen bedienten sich der stark überladenen Minen zum Angriffe der türk. Festungen Ismail, Dezakow und Bender; so auch die Östreicher 1793 gegen Valenciennes und in neuerer Zeit die Engländer gegen Bhurtpore in Indien.

Mineral, von Einigen synonym mit Fossil genommen, welches Wort jedoch zweckmäßiger auf die Versteinerungen angewendet wird, nennt man jeden mechanisch einfachen, starren oder tropfbar flüssigen, unorganischen Naturkörper. Die gasigen Stoffe gehören den Atmosphärilien an, und auch die Zahl der tropfbar flüssigen, zu den Mineralien gezählten, ist gering. Derjenige Theil der Naturgeschichte, welcher sich mit den Mineralien, oder dem Mineralreiche beschäftigt, heißt **Mineralogie**. Im weitern Sinne genommen, zerfällt diese Wissenschaft in mehre Abtheilungen. 1) Die **Mineralogie** im engern, eigentlichen Sinne oder die **Oryktognosie** ist die wissenschaftliche Erforschung

und Darstellung der unmittelbar an den Mineralien haftenden und ihnen eigenthümlich angehörenden Verhältnisse oder ihrer Eigenschaften. 2) Die Geologie (s. d.) oder Geognosie betrachtet vorzüglich die Verhältnisse des Zusammenvorkommens der Mineralien und ihrer gegenseitigen räumlichen Verknüpfung u. s. w. 3) Die technische oder ökonomische Mineralogie oder die Lithurgik handelt von der Anwendung der Mineralien in den Künsten und Gewerben. Die Eigenschaften der Mineralien sind theils morphologisch, sofern sie die Gestalt, theils physikalisch, sofern sie die Qualitäten, theils chemisch, sofern sie die Stoffverhältnisse betreffen. Bei einer wissenschaftlichen Behandlung der Mineralogie darf keine dieser Eigenschaften vernachlässigt werden; und es sind daher Mathematik, Physik und Chemie unumgänglich nothwendige Hülfswissenschaften der Mineralogie. Was nun die Morphologie der Mineralien anlangt, so zerfallen sie in krystallisirte und unkrystallisirte. Ist ein Mineral krystallisirbar, d. h. besitzt es die Kraft, sich nach eigenthümlichen Gesetzen regelmäßig zu gestalten, so heißt es ein krystallinisches Mineral; ist ein solches nach Außen hin von symmetrisch gelegenen Flächen begrenzt, so heißt es ein krystallisirtes Mineral oder ein Krystall. Die Krystalle sind die Individuen des Mineralreichs, Mineralien von selbständiger, ursprünglicher und wesentlicher Gestalt. Die Krystalle sind von ebenen Flächen begrenzt; zwei sich schneidende Flächen bilden eine Kante, drei oder mehre in einem Punkt zusammentreffende Flächen eine Ecke. Obwol die Verschiedenheit der Krystalle groß ist, so lassen sie sich doch auf eine geringe Anzahl Gruppen, die man Krystallsysteme nennt, zusammenfassen. Jede Gruppe wird durch gewisse allgemeine Verhältnisse der in ihnen vorkommenden Formen charakterisirt, und nie können Formen von verschiedenen Systemen zusammen vorkommen. Den Hauptcharakter bilden die Achsen. So nennt man gewisse Linien in jeder einfachen, d. h. aus gleichnamigen Flächen bestehenden Form, die durch den Mittelpunkt derselben gehen und um welche die Flächen symmetrisch vertheilt sind. Jede einfache Form hat deren stets mehre, welche bald die entgegengesetzten Ecken, oder die Mittelpunkte entgegengesetzter Flächen oder Kanten verbinden, und vom Mittelpunkte der Form in zwei gleiche Theile getheilt werden. Ein jedes System hat eine Grundform, d. h. eine solche, auf welche die Flächen aller übrigen Formen, die man dann Abänderungsflächen nennt, bezogen werden können, indem sie Abstumpfungen, Zuschärfungen und Zuspitzungen an der Grundform bilden. Man unterscheidet jetzt sechs Krystallsysteme: I. Das regulaire, tessularische oder tesserale System hat folgende höchst symmetrische Formen, die durch drei gleichartige und untereinander rechtwinkelige Achsen charakterisirt werden: das Oktaeder, die Grundform, bestehend aus acht gleichseitigen Dreiecken, kommt am Flußspath, Alaun und Magneteisenstein vor; der Würfel oder das Hexaeder, bestehend aus sechs Quadraten, am Flußspath, Steinsalz und Schwefelkies; das Dodekaeder, bestehend aus zwölf Rhomben, besonders am Granat; das Leuzitoeder, ein aus 24 symmetrischen Trapezoiden bestehender Körper, beim Leuzit, beim Golde und am Silber; das Pyramidenoktaeder, bestehend aus 24 gleichschenkeligen Dreiecken, von denen je drei über einer Oktaederfläche liegen, beim Diamant; der Pyramidenwürfel, ebenfalls aus 24 gleichschenkeligen Dreiecken, von denen je vier über einer Würfelfläche liegen, beim Golde; das Hexakisoktaeder, aus 48 ungleichseitigen Dreiecken bestehend, von denen je sechs über einer Oktaederfläche liegen, selbständig nur am Diamant; das Tetraeder, der Hälftflächner von dem Oktaeder, aus vier gleichseitigen Dreiecken bestehend, an der Zinkblende; das Pyramidentetraeder, aus zwölf gleichschenkeligen Dreiecken, von denen je drei über einer Tetraederfläche liegen, und das Pentagon oder Schwefelkiesdodekaeder, der Hälftflächner des Pyramidenwürfels, sodaß über jeder Würfelfläche eine Zuschärfung liegt. Die Flächen sind symmetrische

Fünfecke. Endlich kommen auch von dem Pyramidenoktaeder, Pyramidenwürfel und Hexakisoktaeder Hälftflächner vor. Alle diese verschiedenen (mechanisch) einfachen Körper sind auf sehr verschiedenartige Weise miteinander verbunden. II. Das zwei- und einachsige, pyramidale oder tetragonale System wird durch drei Achsen charakterisirt, die rechtwinkelig, von denen zwei untereinander gleichartig, gegen die dritte aber ungleichartig sind. Die hauptsächlichsten Formen sind: die Quadratoktaeder, die Grundformen, bestehend aus acht gleichschenkeligen Dreiecken; die beiden gleichartigen Achsen liegen horizontal, die ungleichartige steht senkrecht. Die Form kommt am Zirkon selbständig vor. Es gibt viele Quadratoktaeder, die häufig in einem Verhältniß zueinander stehen; so stumpft z. B. das eine die Endkanten des andern gradezu ab, oder es bildet eine stumpfere Zuspitzung. Die gerade Abstumpfung der Endspitzen des Oktaeders bildet die grade Endfläche, die grade Abstumpfung der Seitenkanten rechtwinkelig vierseitige Prismen. Auch kommen achtseitige Pyramiden oder Dioktaeder und achtseitige Prismen, sowie Hälftflächner von dem Oktaeder und Dioktaeder vor. III. Das drei- und einachsige, rhomboedrische, oder hexagonale System ist durch vier Achsen charakterisirt, von denen drei untereinander gleichartig sind und sich unter Winkeln von 60° schneiden, die vierte und gleichartige aber, welche als senkrechtstehend angenommen wird, rechtwinkelig sich schneidet. Man unterscheidet bei diesem System eine vollzählige und eine halbzählige Abtheilung. In der erstern ist das Hexagondodekaeder die Grundform, die beim Quarz häufig selbständig auftritt. Es besteht aus zwölf gleichschenkeligen Dreiecken und bildet eine doppelt sechsseitige Pyramide. Von der Menge solcher theils spitzern, theils stumpfern Formen bilden die graden Abstumpfungen der Endspitzen die grade Endfläche, und die grade Abstumpfung der Seitenkanten sechsseitige Prismen. Auch Didodekaeder oder zwölfseitige Prismen kommen vor. Die Grundgestalt der halbzähligen Abtheilung dieses Systems ist das Rhomboeder oder der Hälftflächner von dem Hexagondodekaeder, welches beim Kalkspath sehr häufig ist und aus sechs Rhomben besteht. Es gibt eine große Menge von Rhomboedern, stumpfere und schärfere. Die grade Abstumpfung ihrer Seitenkanten bildet ebenfalls sechsseitige Prismen. Häufig kommen, besonders beim Kalkspath, auch Dreiunddreikantner, d. h. sechsseitige Doppelpyramiden mit abwechselnd schärfern und stumpfern Endkanten und mit im Zickzack liegenden Seitenkanten vor. IV. Das ein- und einachsige, orthotype oder rhombische System wird durch drei untereinander rechtwinkelige, sämmtlich ungleichartige Achsen charakterisirt. Die Grundgestalten sind Rhombenoktaeder, d. h. aus acht ungleichseitigen Dreiecken bestehende Körper, deren es eine große Menge gibt. Durch Abstumpfung der Seitenkanten dieser entstehen verticale, durch Abstumpfung der Endkanten horizontale rhombische Prismen, durch Abstumpfung der Endecken die grade Endfläche, durch Abstumpfung der Seitenecken Seitenflächen, die rechte Winkel miteinander bilden. Dieses System ist das am häufigsten erscheinende und findet sich beim Topas, Schwerspath, Strahlkies u. s. w. V. Das zwei- und eingliedrige, hemiorthotype oder monoklinoedrische System wird durch drei Achsen charakterisirt, die alle ungleichartig und von denen zwei unter einem schiefen Winkel zueinander geneigt sind, die dritte aber einen rechten Winkel mit den beiden andern macht. Die Grundgestalten sind zwei- und eingliedrige Oktaeder, die aus acht ungleichseitigen Dreiecken bestehen und deren es ebenfalls eine unendliche Reihe gibt. Sie bestehen aus zweierlei Flächenpaaren, von denen das obere vordere und untere hintere und das untere vordere und obere hintere einander gleich sind. Die Abstumpfung der Seitenkanten gibt rhombische vierseitige Prismen, die der Endkanten horizontale, von denen die nach einer Richtung zu liegenden aus zweierlei Flächen bestehen. Die Abstumpfungen der Ecken sind denen bei dem vorhergehenden System gleich. Beispiele von diesem Systeme liefern der Feldspath, die Horn-

blende, der Augit u. s. w. VI. Das ein- und eingliedrige, anorthotype oder triklinoedrische System wird durch drei ungleichartige Achsen charakterisirt, die sich sämmtlich unter schiefen Winkeln schneiden. Die Grundgestalt bilden ein- und eingliedrige Oktaeder, die aus viererlei Flächen bestehen und deren es ebenfalls viele geben kann. Die aus der Abstumpfung der Seiten- und Endkanten erfolgenden Prismen bestehen aus zweierlei Flächen. Die graden Abstumpfungen der Ecken sind dreierlei. Formen dieses unsymmetrischen und verwickelten Systems sind nicht häufig; Beispiele geben der Axinit und der Kupfervitriol. Oft sind zwei und mehre einfache Krystallgestalten nach einer bestimmten Regel an und durcheinander gewachsen, so daß sie ein einziges Ganzes bilden. Beide Individuen besitzen einige Theile gemeinschaftlich, während andere Theile halb dem einen, halb dem andern Krystall angehören. Solche Bildungen sind sehr häufig; man nennt sie Zwillings-, Drillings-, Vierlingskrystalle u. s. w., je nachdem zwei, drei, vier und mehre Individuen miteinander verwachsen sind, und erkennt sie häufig an einer rinnenartigen Vertiefung, welche die Kanten derselben bilden. Bisher haben wir vorausgesetzt, daß die Flächen der Krystalle vollkommene Ebenen seien und daß sich alle gleichartigen Flächen einer Form oder Combination in gleicher Entfernung vom Mittelpunkt derselben befinden; allein solche ideale Regelmäßigkeit wird in der Natur wol niemals gefunden. Die ursprünglich gleichartigen Flächen sind meist ungleich ausgedehnt, oder sie sind unvollzählig, haben unvollständige Umrisse, gekrümmte, gestreifte, drusige und rauhe Flächen, sind zerschnitten, zerfressen, durchlöchert, ausgehöhlt u. s. w. Beständig sind dagegen die gegenseitige Lage der Flächen und die daraus hervorgehenden Kantenwinkel, welche durch eigenthümliche Instrumente, sogenannte Goniometer, welche theils auf blos mechanischen, theils auf optischen Grundsätzen beruhen, gemessen werden. Die Individuen sind aber nicht immer regelmäßig ausgebildet, sondern erscheinen oft als körnige, stängliche, faserige oder strahlige oder schalige Aggregate, oder in nachahmenden Gestalten, nierenförmig, traubig, staudenförmig, tropfsteinartig u. s. w. Auch bilden die Aggregate unregelmäßige derbe Massen, oder sind eingesprengt; ebenso erscheinen sie als sogenannte Pseudomorphosen oder Afterkrystalle, indem die Theilchen der ursprünglichen Substanz nach und nach von andern ersetzt worden sind, auf gleiche Weise wie vegetabilische und animalische Theile durch Mineralien ersetzt werden und diese die Formen von jenen annehmen. Endlich finden sich manche Mineralien auch in Platten, angeflogen, in Kugeln, die oft hohl sind, in Knollen und in mehr oder weniger abgerundeten Geschieben. Vgl. über Krystallographie Hausmann „Über die Formen der leblosen Natur" (Gött. 1821); Naumann's „Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie" (2 Bde., Lpz. 1830); Kupffer's „Handbuch der rechnenden Krystallonomie" (Petersb. 1831) und Rohr, „Elemente der Krystallographie" (Berl. 1833).

Nachdem wir die wichtigsten, von der Gestalt entlehnten Eigenschaften betrachtet haben, wenden wir uns zu den physikalischen. Manche Mineralien zerfallen beim Daraufschlagen in Stücke, die von glatten und ebenen Flächen begrenzt sind; man nennt diese Eigenschaft die Theilbarkeit oder Spaltbarkeit, und die auf diese Weise erhaltene Form die Theilungsgestalt. So wird man beim Zerschlagen eines Stücks Kalkspath stets stumpfwinkelige Rhomboeder erhalten. Die Theilungsflächen sind immer der einen oder der andern Krystallfläche parallel. Nicht immer kommen die Theilungsflächen in gleicher Anzahl vor und lassen sich auch nicht immer mit gleicher Leichtigkeit erlangen. Jedoch ist die Theilbarkeit bei den verschiedenen Varietäten einer Gattung weit beständiger als die äußere Krystallform und daher auch viel allgemeiner als Unterscheidungsmerkmal zwischen verschiedenen Gattungen anwendbar. Theilt sich aber ein Mineral beim Zerschlagen in mehr oder minder unregelmäßige Flächen, so wird sein Bruch sichtbar, der seiner Beschaffenheit nach entweder muschlig, eben, uneben, splitterig, hakig oder

erdig ist. Nicht selten gibt es aber außer den Theilungsflächen noch Richtungen, in denen sich ein Mineral leichter zerschlagen läßt, als in andern, die dann aber immer schon durch eine wirkliche Trennung bezeichnet sind. Man nennt diese Trennungsflächen Ablosungen (Zusammensetzungsflächen), und unterscheidet schalige, stängliche und körnige Zusammensetzung. Im Bereiche der Lichteigenschaften betrachtet man bei den Mineralien nicht nur die Reflexion, sondern auch die Refraction des Lichts. Den Grad der Vollkommenheit der Reflexion nennt man den Glanz und stellt Metallglanz und Diamantglanz als Extreme einander entgegen. Dazwischen liegen der halbmetallische Glanz, der Perlmutter-, Glas- und Fettglanz. Bei geringem Glanze nennt man das Mineral schimmernd und das glanzlose matt. Ebenso betrachtet man die Farbe des reflectirten Lichts, und unterscheidet danach farblose (weiße), metallisch und nicht metallisch gefärbte Mineralien. Die vorzüglichsten metallischen Farben sind: zinnweiß, silberweiß, bleigrau, speisgelb, messinggelb, goldgelb, tombackgelb, kupferroth, stahlgrau und eisenschwarz. Die vorzüglichsten nichtmetallischen Farben: schnee- und milchweiß, perl-, rauch- und aschgrau, sammet-, pech- und rabenschwarz, lasur-, viol-, lavendel-, berliner-, smalte- und himmelblau, span-, seladon-, berg-, lauch-, smaragd-, apfel-, gras-, pistaz-, spargel-, oliven-, öl- und zeisiggrün, schwefel-, stroh-, honig-, citron-, ocker-, wein-, isabell- und pomeranzengelb, morgen-, hyazinth-, ziegel-, scharlach-, blut-, fleisch-, karmin-, cochenill-, rosen-, karmosin-, pfirsichblüt-, kolombin-, kirschroth, nelken-, haar-, kastanien-, holz- und leberbraun. Zu den Farbenerscheinungen gehören noch das Farbenspiel, das Farbenwandeln und der Lichtschein mancher Mineralien. Hinsichtlich des Grades von Vollkommenheit, womit das Licht refrangirt wird, unterscheidet man durchsichtige, halbdurchsichtige, durchscheinende und undurchsichtige Mineralien. Das Licht kann ungefärbt und gefärbt durch die Körper dringen. In den durchsichtigen und unkrystallinischen Mineralien wird das Licht immer nur in einer Richtung gebrochen (einfache Strahlenbrechung), in den krystallinischen aber bald in einer, bald in zwei Richtungen (doppelte Strahlenbrechung). Die krystallinischen Körper einfacher Strahlenbrechung gehören dem regulairen Krystallsystem an; die krystallinischen Körper doppelter Strahlenbrechung den übrigen Systemen. Diese letztern lassen jedoch entweder in einer oder in zwei Richtungen den Lichtstrahl ungespalten durchgehen. Man nennt sie deshalb einachsige oder zweiachsige Körper. Die einachsigen doppeltbrechenden gehören den zwei- und ein- und den drei- und einachsigen, die zweiachsig doppeltbrechenden den ein- und einachsigen, zwei- und eingliederigen und ein- und eingliederigen Krystallsystemen an. Durch die Wärme wird die Form der Mineralien verändert. Krystalle dehnen sich in einer Richtung aus, ziehen sich in einer andern zusammen und ändern dadurch ihre Dimensionen. Zuweilen tritt aber auch mit der Temperaturänderung die Krystallform in ein anderes System über, ohne daß der Krystall zuerst in einen flüssigen Zustand übergeht. Endlich zerstört die Wärme bei den meisten Mineralien den Aggregatzustand und macht sie flüssig oder luftartig (schmelzbare und flüchtige Mineralien). Der Aggregatzustand ist nicht bei allen Mineralien gleich; einige sind flüssig, wie das Queckſilber, die meisten fest. Diese zeigen sowol der Qualität als der Quantität nach ein verschiedenes Verhalten, wenn man sie von Außen gewaltsam zu trennen versucht. Man bezeichnet die verschiedenen Qualitäten mit spröde, milde, geschmeidig, je nachdem man einen Körper zu Pulver zerreiben, oder mit dem Hammer ausplatten kann. Das Zusammenhangsverhältniß, quantitativ betrachtet, nennt man den Härtegrad. Man vergleicht den verschiedenen Härtegrad aller Mineralkörper mit dem von zehn, ihrer Härte nach (möglichst) gleich abgestuften, Mineralien. Diese sind vom wenigst harten an: Talk, Steinsalz, Kalkspath, Flußspath, Apatit (Glas), Feldspath, Quarz, Topas, Korund und Diamant. Ein anderes wichtiges Kennzeichen ist

das specifische Gewicht oder die Eigenschwere; zur Bestimmung derselben, d. h. des Verhältnisses zwischen den Gewichten verschiedener Mineralien, bei Gleichheit ihres Volums, bedient man sich der hydrostatischen Wage oder des von Nicholson erfundenen Aräometers. Das reine (destillirte) Wasser dient bei diesen Versuchen als Einheit, und die Vergleichung seines absoluten Gewichtes mit dem des zu wiegenden Minerals, in Beziehung auf einen beiden gemeinsamen Umfang, gibt die gesuchte Eigenschwere. Bei gelinder Erwärmung zeigen sich die elektrischen Eigenschaften der Mineralien. Nicht alle aber sind thermoelektrisch, sondern vornehmlich die, welche auch einen entsprechenden Gegensatz in der Ausbildung der Form darbieten. Bei steigender Temperatur erhalten bestimmte, entgegengesetzte Stellen des Krystalls die beiden Elektricitäten, bei sinkender Temperatur vertauschen sich an denselben Stellen die elektrischen Pole. Constante Temperatur erzeugt keine Elektricität. Auch durch Reibung werden sehr viele Mineralkörper elektrisch, und zwar entweder positiv (Kalkspath) oder negativ (Schwefel). Die magnetischen Eigenschaften kommen nur sehr wenigen Mineralien, nämlich manchen Eisenerzen zu. Der Magnetismus erscheint im natürlichen Zustande der Mineralien als polarer, doch ohne Beziehung zur Krystallform, in unregelmäßiger, oft sehr verworrener Lage in den einzelnen Stücken des Minerals. Der Geschmack, der Geruch, das Anhängen an der Zunge, das fette und magere Anfühlen sind beschränkte und werthlose Kennzeichen, die deshalb hier weiter keiner speciellen Erwähnung bedürfen.

Nächst den morphologischen und physikalischen Kennzeichen sind die der Stoffbeschaffenheit oder die chemischen die wichtigsten. Die Grundstoffe oder Elemente (s. d.) bilden die Mischung aller Mineralkörper. Die wenigsten Mineralien bestehen nur aus einem Grundstoffe, die meisten enthalten deren mehre. Es ist bezeichnend für die Mischung eines unorganischen Naturkörpers, daß er nur aus zwei Grundstoffen oder aus mehren Verbindungen von zwei Grundstoffen zusammengesetzt ist. Die wenigen Mineralien, welche aus mehr als zwei Grundstoffen oder aus Verbindungen von mehr als zwei Grundstoffen bestehen, stammen offenbar von einer frühern, untergegangenen organischen Schöpfung. Durch die Vereinigung zweier oder mehrer Grundstoffe entstehen Körper, die mit ganz andern Eigenschaften begabt sind, als die Stoffe vor der Vereinigung besaßen. Meist verbinden sich zwei Grundstoffe zu mehren voneinander ganz verschiedenen Verbindungen. Jede dieser Verbindungen enthält die beiden Grundstoffe in einem andern Mengenverhältniß (relativer Gewichtsmenge). Diese Mengenverhältnisse sind aber bei denselben Grundstoffen auch immer dieselben. Also nicht allein verschiedene Grundstoffe geben in ihrer Verbindung verschiedene Körper, sondern auch dieselben Grundstoffe in verschiedenen Mengenverhältnissen. Die Mengenverhältnisse, in denen zwei Grundstoffe sich miteinander vereinigen, stehen untereinander in einem sehr einfachen Verhältnisse. Man sieht dies am auffallendsten, wenn man die Menge des einen Grundstoffes in allen Verbindungen sich gleichbleibend annimmt, und nun die Mengen des andern dagegen untersucht. Diese stehen dann in einem sehr einfachen Zahlenverhältnisse, das man in ganzen Zahlen ausdrücken kann. — Man nimmt gewöhnlich bei mehren Verbindungen zweier Grundstoffe eine an als bestehend aus einer Verbindungseinheit (Atom) des einen Grundstoffs mit einem Atom des andern. Die andern Verbindungen werden dann aus einem oder mehren Atomen des einen, mit mehren oder einem Atom des andern Grundstoffes bestehen. Die Atome der beiden Grundstoffe werden sich zu einander verhalten wie die Gewichtsmengen derselben in derjenigen Verbindung, die man als aus einem Atom von jedem bestehend annahm. Untersucht man Verbindungen eines Grundstoffes mit allen andern quantitativ, so wird man im Stande sein, die Gewichtsmengen aller Stoffe zu finden, in denen sie sich mit jenem vereinigen. Zu dem allgemeinen Vergleichungsstoffe hat man den Sauerstoff gewählt und seine Gewichtsmenge

= 100 gesetzt. Die Gewichtsmengen der übrigen werden dann in derselben Gewichtseinheit ausgedrückt. Man erhält auf diese Weise eine Reihe von Zahlen, welche die Gewichtsmengen bezeichnen, in denen sich die Grundstoffe mit dem Sauerstoffe auf der Verbindungsstufe, die aus Atomen bestehend angenommen wurde, vereinigen. Man nennt diese Zahlen die Verbindungs- oder Atomgewichte der Grundstoffe. Verbindungen von zwei Grundstoffen können sich wiederum miteinander vereinigen. Insofern sich zwei Verbindungen in mehr als einem Quantitätsverhältnisse vereinigen können, nimmt man auch hier Atome an, die man dann zum Unterschiede der frühern zusammengesetzte Atome nennt; so auch zusammengesetzte Atomgewichte. Wird eine Verbindung von zwei Grundstoffen durch die galvanische Säule zerlegt, so begibt sich der eine Stoff zum positiven, der andere zum negativen Pole. Man unterscheidet daher elektropositive und elektronegative Stoffe. Ein Stoff kann sich gegen einen andern positiv, gegen einen dritten aber negativ verhalten. Der elektrochemische Charakter der Stoffe ist also blos relativ. Nur zwei Stoffe haben unbedingten elektrochemischen Charakter, nämlich Sauerstoff (elektronegativ) und Kalium (elektropositiv), als die beiden äußersten Punkte der ganzen Reihe elektrochemischer Stoffe. Die übrigen sind, je nachdem sie mit andern entgegengesetzt elektrochemischen in Berührung treten, negativ oder positiv. Alle Grundstoffe können sich mit Sauerstoff verbinden; man nennt diese Verbindungen Oxyde, und sie sind ebenfalls entweder elektronegativ oder elektropositiv. Jene nennt man Säuren, diese Basen. Durch Verbindung einer Säure mit einer Basis erhält man ein Salz. Durch die Vereinigung zweier Salze mit derselben Säure oder mit derselben Basis entsteht ein Doppelsalz. Die meisten Mineralien gehören hierher. Das Wasser verbindet sich mit Säuren oder Oxyden zu Hydraten und mit Salzen als Krystallwasser. Der Schwefel bildet in Verbindung mit Metallen die Schwefelmetalle. Auf ähnliche Weise treten auch die elektronegativen Metalle mit den elektropositiven zu natürlichen Legirungen in Verbindung. Form und Mischung der Mineralkörper stehen zuweilen in einem sehr merkwürdigen Zusammenhange. Mineralien der verschiedenartigsten Zusammensetzung krystallisiren in Formen des regulairen Krystallsystems, ohne daß irgend eine Analogie in ihrer Mischung nachweisbar wäre. Kommen aber zwei Mineralgattungen der andern Krystallsysteme in ihrer Form sich sehr nahe, so steht jedesmal die Mischung beider auch in einer nahen Beziehung zueinander und umgekehrt. Es ist dies z. B. beim Witherit, Strontianit, Arragonit und Weißbleierz, beim Schwerspath, Strontspath und Bleivitriol der Fall. Man nennt solche Substanzen isomorph und das Verhältniß den Isomorphismus. Jede Mischung kann aber auch mehre, voneinander unabhängige, Formen annehmen, wie z. B. der kohlensaure Kalk in dem Kalkspath und Arragonit. Man nennt solche Körper Dimorphe. Ein verschiedener Wassergehalt bewirkt häufig, daß eine Verbindung zwei ganz verschiedene, nicht auf einander beziehbare, Formen annimmt. Von großer Wichtigkeit für die Erforschung der chemischen Beschaffenheit der Mineralkörper ist das Löthrohr, welche Lehre besonders von Berzelius in der Schrift „Über die Anwendung des Löthrohrs in der Chemie und Mineralogie" (2. Aufl., Nürnb. 1828) ausgebildet worden ist. Für den allgemeinen Theil der Mineralogie ist ein wichtiges Werk Hausmann's „Einleitung in die Mineralogie" (Gött. 1828).

Ehe wir uns zu den wichtigsten, jetzt herrschenden Systemen, d. h. zu der Ordnung wenden, in welcher die zu beschreibenden und zu sammelnden Mineralien aneinander gereiht oder classificirt werden, wollen wir erst einige historische Bemerkungen voranschicken. Im Alterthume war man in der Mineralogie sehr zurück; man kannte nur wenige Mineralien und diese sehr unvollkommen. Im Mittelalter machte die Wissenschaft auch nur geringe Fortschritte. Georg Agricola (s. d.) zu Anfange des 16. Jahrh. war der Erste, der die Mineralogie wissenschaft-

lich behandelte. Mit Becher, in der Mitte des 17. Jahrh., beginnt die Periode der chemischen Mineralogie; in seine Fußtapfen traten Henckel und Pott. Wallerius, der College Linné's, wandte die von Letzterm aufgestellten Grundsätze für die naturhistorische Systematik, auf die Mineralogie an. Sein „Systema mineralogicum" (1772) war beiweitem das beste Werk der damaligen Zeit. Gleichzeitig mit ihm lebte Cronstedt, schwed. Bergmeister; sein zuerst 1758 erschienenes Werk hat ganz außerordentlich viel zur Förderung der Mineralogie beigetragen. Er berücksichtigte sowol das chemische als auch das äußere Verhalten der Mineralkörper, und trug besonders zur Ausbildung der Lehre von den äußern Kennzeichen bei. Seine Methode hatte besonders eine praktische Tendenz. Werner (s. d.) erwarb sich durch seinen ausgezeichneten mündlichen Vortrag und durch die populaire, wenige Hülfskenntnisse voraussetzende Art seiner Behandlung der Wissenschaft viele Anhänger. Sein größtes Verdienst erwarb er sich durch Bearbeitung der Lehre von den äußern Kennzeichen. Er begriff unter seiner Mineralogie, die er Oryktognosie nannte, die Lehre von den sinnlich wahrnehmbaren Verhältnissen und Eigenschaften der sichtlich nicht gemengten Mineralien. Seine Methode ist weniger durch eigne Schriften als durch die Mittheilungen seiner Schüler verbreitet worden. Das Hauptwerk unter diesen vielen Schriften ist: Hoffmann's „Handbuch der Mineralogie", fortgesetzt von Breithaupt (4 Bde., Freib. 1811—18). Karsten, gest. 1810, auch ein Schüler Werner's, schlug einen etwas andern Weg ein und richtete sich bei dem System nach den vorwaltenden Bestandtheilen der Mineralien. Eine ganz neue Bahn in der systematischen Bearbeitung der Mineralogie brach Hauy (s. d.). Nachdem von ihm der mathematische Zusammenhang unter den Krystallisationen der Mineralien von gleicher Mischung aufgefunden worden, gelangte er zu einer sichern Grundlage des Mineralsystems. Sein „Traité de Minéralogie" nebst dem „Traité de Crystallographie" (neue Aufl., 6 Bde., Par. 1822) umfaßt eine vollständige systematische Bearbeitung der Mineralogie, die durch wissenschaftliche Strenge und tieferes Eindringen in das Wesen der Mineralkörper alle frühern Bearbeitungen weit übertraf.

Im Allgemeinen unterscheidet man künstliche und natürliche Systeme und versteht unter erstern solche, deren Classificationsprincip nur das eine oder das andere Merkmal oder wenige Eigenschaften berücksichtigt; unter letztern solche, deren Princip auf eine größere Summe von Merkmalen, auf die natürliche Verwandtschaft der Körper sich gründet. Die Systeme sind entweder vorzugsweise auf die äußeren oder auf die chemischen Kennzeichen begründet, und man unterscheidet daher sogenannte naturhistorische und chemische Systeme. Unter erstern ist das des Professors Mohs (s. d.) zu Wien das wichtigste. Derselbe fodert, daß die Mineralogie, gemäß den systematischen Grundsätzen der Zoologie und Botanik, oder der Naturgeschichte überhaupt behandelt, und dafür eine in ihren Begriffen scharf umschriebene und gedrängte Charakteristik und Kennzeichenlehre aufgestellt werden müsse. Ein sehr wesentlicher Theil derselben sei eine Krystallographie, durch die es möglich werde, mit einem Worte eine fast grenzenlose Mannichfaltigkeit von Gestalten auszudrücken, ohne doch, wenn die Verhältnisse zueinander genau bestimmt sind, auch nur einen Schein von Verwirrung herbeizuführen. Als Mittel hierzu dient ihr die Aufstellung weniger, weiter oben angegebener, Grundgestalten, die Ableitung anderer Formen aus jenen, nach geometrischen Progressionen, die Betrachtung der Verhältnisse, unter welchen sie mit einander in Verbindung treten, und eine eigene Bezeichnung, durch Zeichen, welche Alles kurz und deutlich ausdrückt. Aber auch alle übrigen Theile der Mineralogie, mit Ausnahme des Chemischen, sind von Mohs mit scharf forschendem Blick untersucht, das Überflüssige aus denselben entfernt, das Brauchbare geordnet, das Mangelhafte verbessert, die Lücken ausgefüllt und endlich alle Theile nach den Gesetzen der Logik wissenschaftlich zu einem Ganzen verbunden worden. Die Mineralien zerfallen, ohne Rücksicht auf

ihre chemischen Bestandtheile, nach einigen vorzüglichen naturhistorischen Kennzeichen in Classen, Ordnungen, Geschlechter und Arten. Zu letztern (Gattungen, Species) gehören nach Mohs alle Mineralien, welche in ihrer Krystallgestalt und Theilbarkeit, Härte und specifischem Gewicht übereinstimmen. Die Classen und Ordnungen sind folgende: I. Classe mit den Ordnungen: Gase, Wasser, Säuren nnd Salze. II. Classe mit den Ordnungen: Haloide, Baryte, Kerate, Malachite, Glimmer, Spathe, Gemmen, Erze, Metalle, Kiese, Glanze, Blenden und Schwefel; III. Classe mit den Ordnungen: Harze und Kohlen. Bei diesem Systeme sind die obersten Abtheilungen nur nach dem eigenthümlichen Gewicht, dem Geruch, Geschmack und dem Zusammenhange entworfen; in den untersten Abtheilungen werden vorzüglich die Gestalt, die Härte und einige andere Eigenschaften berücksichtigt, die chemische Analyse bei denselben aber nur als ein Zusatz angegeben. Die Mohs'sche Methode zeichnet sich durch strenge Consequenz aus und hat zu der Erweiterung der Mineralogie sehr viel beigetragen. Auch hat er eine eigenthümliche, systematische Nomenclatur. Das Hauptwerk von Mohs ist sein „Grundriß der Mineralogie" (2 Bde., Dresd. 1822—24). Als eine Umarbeitung des ersten Bandes dieses Werkes kann man seine „Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs" (Wien 1832) betrachten. Zu denen, welche das Mohs'sche System mit gewissen Modificationen angenommen haben, gehört Jameson (s. d.) in seinem „System of Mineralogy" (3. Aufl., 3 Bde., Edinb. 1819) und Rob. Allan in dem „Manual of Mineralogy" (Edinb. 1834). Auch Breithaupt in der „Charakteristik des Mineralsystems", 3. Aufl., Dresd. 1832), hat versucht, nach ähnlichen Grundsätzen ein Mineralsystem zu bilden. Im Allgemeinen haben die naturhistorischen Systeme wenig Anhänger gefunden. Berzelius (s. d.), der die Mineralogie als ein Excerpt der Chemie betrachtet wissen will, hat auf die elektrochemische Theorie und die Lehre von den bestimmten Proportionen der Mischung ein rein wissenschaftliches Mineralsystem gegründet, welches sich ebenso sehr durch Einfachheit und Bestimmtheit des Classificationsprincips, als durch eine consequente Durchführung auszeichnet. Die Mineralien sind nach ihren elektronegativen Bestandtheilen zusammengestellt und zuvörderst in zwei Classen getheilt: I. Mineralien, die nach dem Princip für die Zusammensetzung der unorganischen Natur, und II. solche, die nach dem Princip der organischen Natur zusammengesetzt sind. Die erste Classe umfaßt 18 Familien, welche von der elektropositivsten zu der elektronegativsten aufeinander folgen, nämlich die des Eisens, Kupfers, Wismuths, Silbers, Queckſilbers, Palladiums, Platins, Osmiums, Goldes, Tellurs, Antimons, Arseniks, Kohlenstoffs, Stickstoffs, Selens, Schwefels, Sauerstoffs und Chlors. Von diesen enthalten die acht ersten nur eine oder einige Gattungen, deren Anzahl sich bei den folgenden vermehrt und alle oxydirten Mineralien in sich begreift. Die zweite Classe enthält die Harze, Bitumen, Kohlen und Honigstein. Eine Methode, die den Zusammenhang zwischen der Mischung und dem Äußern berücksichtigt, hat zuerst Gmelin angewendet und Leonhard in seinem „Handbuche der Oryktognosie" (2. Aufl., Heidelb. 1826) und den „Grundzügen der Oryktognosie" (2. Aufl., Heidelb. 1833), sowie Naumann in seinem „Lehrbuche der Mineralogie" (Berl. 1828) benutzt. Auch Beudant hat bei seinem „Traité élémentaire de Mineralogie" (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1830—32) ähnliche Principien vor Augen gehabt, deren Hauptpunkte folgende sind: 1) das elektronegative Element in einer jeden Verbindung ertheilt derselben seinen Charakter öfter, als das positive Element, folglich hat man mehr Grund, die Körper nach ihrem elektronegativen Bestandtheil zu classificiren; 2) die elementaren Substanzen zerfallen in drei große Classen, nämlich in die Gazolyte, Leucolyte und Chroïcolyte, je nachdem sie Gase, ungefärbte oder gefärbte Auflösungen bilden. Auch die Gestalt der chemischen Formeln wird berücksichtigt, weshalb z. B. die Familie der Sulphurete oder Schwefel

metalle in einfache und in doppelte oder mehrfache zerfällt. Zu den vortrefflichsten Versuchen eines sowol auf äußeren als auf chemischen Kennzeichen beruhenden Systems gehört das von Weiß (s. d.) aufgestellte und von Hartmann in dem „Lehrbuche der Mineralogie" (Nürnb. 1835) benutzte. Es besteht aus sieben Ordnungen und aus 37 Familien, von welchen die ersten nach dem chemischen, die letztern nach dem chemischen und naturhistorischen Charakter zugleich gebildet sind. Abgesehen von diesen künstlichen Ordnungen, ist das Weiß'sche System ein vollkommen natürliches. Bei der Bildung der Familien sind gewisse geologisch wichtige Gattungen, wie z. B. Quarz, Feldspath, Glimmer, Hornblende, Kalkspath, Schwerspath, Steinsalz, Spatheisenstein, Schwefelkies, Bleiglanz u. s. w., als Hauptglieder hervorgehoben und andere, ihnen am nächsten verwandte minder wichtige angereihet. Überall jedoch, wo solche geologisch bedeutsame Gattungen nicht vorhanden sind, hat er sich, ohne anderweitige Rücksicht, an die Übereinstimmung im naturhistorischen und chemischen Charakter gehalten. Die Ordnungen des Systemes sind: oxydische und salinische Steine, oxydische und salinische Erze, gediegene und geschwefelte Metalle und Inflammabilien. Das Bestreben der meisten neuern Systematiker geht auf eine Näherung der chemischen und naturhistorischen Methode hinaus, indem sich gezeigt hat, daß weder die eine noch die andere für sich allein zu einer genügenden Classification führen kann.

Mineralwässer nennt man, obschon alle Fluß- und Brunnenwässer mineralische und gasförmige Bestandtheile enthalten, vorzugsweise nur solche Wässer, die deren genug enthalten, um eine eigenthümliche arzneiliche Wirkung auf den menschlichen Organismus zu äußern. Die Mineralwässer werden entweder nach ihren physischen Eigenschaften, namentlich ihrer Temperatur, in kalte und warme, deren letztere man auch Thermen nennt, oder nach den in ihnen vorwaltenden Bestandtheilen unterschieden; in welcher Hinsicht man namentlich die vorzugsweise kohlensäurehaltigen Wässer oder Säuerlinge, die Schwefelwässer, in welchen Schwefelwasserstoff der vorwaltende Bestandtheil ist, die Eisenwässer, welche Eisen in großer Menge enthalten und die salinischen Wässer im weitern Sinne, welche hauptsächlich durch ihren Gehalt an Alkali- und Erdsalzen wirksam sind, unterscheidet. Unter den salinischen Wässern nennt man Soolen solche, die sich durch einen großen Gehalt an Kochsalz auszeichnen, und Bitterwässer, die viel schwefelsaure Magnesia oder Bittersalz enthalten. Über die Entstehung der Mineralquellen sind die Physiker und Geologen noch nicht ganz einig. Die natürlichste Ansicht ist immer die, die Bestandtheile, welche sie enthalten, von der Beschaffenheit des Bodens abzuleiten, aus welchem sie entspringen, und man hat keineswegs nöthig, unbekannte galvanische oder gar organische Processe zu ihrer Bildung zu Hülfe zu nehmen, wie unter Andern Wurzer und Steffens gethan haben. Allerdings scheint nach jener Ansicht für den ersten Augenblick schwer erklärlich, warum der Vorrath auflöslicher Materialien, durch welche jene Quellen fließen sollen, sich nicht mit der Zeit erschöpft. In Aachen und Burtscheid geben die Quellen täglich 6000—10,000 Pfd. Salze, in Karlsbad der Sprudel allein in einem Jahre 113,293 Pfd. Glaubersalz, 746,885 Pfd. Natron, 238,209 Pfd. Kochsalz u. s. w., die andern karlsbader Quellen zusammen mindestens ebenso viel. Indeß, selbst wenn man für Karlsbad die doppelte Menge des unstreitig zu gering angegebenen Quantums annimmt, findet man bei genauer Berechnung, daß dies in 1000 Jahren blos einen Cubus von noch nicht 400 F. an trockenem Salz ausmachen würde, was unstreitig für die Dimensionen der Natur von keiner großen Bedeutung ist. Die Entstehung der heißen Mineralquellen steht jedenfalls im Zusammenhange mit vulkanischen Herden unter der Erde, wie schon daraus erhellt, daß man während vulkanischer Ausbrüche oder Erdbeben, selbst wenn sie an entfernten Orten stattfanden, häufig, wiewol nicht allgemein, auffallende Veränderungen in heißen Quellen beobachtet, als Stocken der Quelle und nach-

herigen stärkern Wasserzufluß, sowie Veränderungen in Farbe, Geschmack und Temperatur. Vgl. Bley's „Taschenbuch für Ärzte, Chemiker und Badereisende, die Bestandtheile und physischen Eigenschaften der vorzüglichern Mineralquellen Deutschlands, der Schweiz und angrenzenden Länder nach den neuesten und besten Analysen derselben enthaltend" (Lpz. 1831), und Hufeland's „Praktische Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands" (3. Aufl., Berl. 1831).

Die neuere Chemie hat zu so genauen und sichern Methoden, die Bestandtheile der natürlichen Mineralwässer auszumitteln, geführt, daß selbst Stoffe, die nur in höchst geringen Spuren darin enthalten sind, durch ihre Verfahrungsweisen entdeckt zu werden vermögen. Wenn man nun nicht die durch keine beweisende Thatsache gerechtfertigte Voraussetzung hegen will, daß uns unbekannte unwägbare Agentien oder ein Verbindungszustand der Bestandtheile, der durch andere als chemische Processe erzeugt und unterhalten wird, die arzneiliche Wirksamkeit der natürlichen Mineralwässer bedinge, so wird man die begründete Hoffnung hegen können, daß man durch Zusammenmischen der Stoffe, die in ihnen vorgefunden worden sind, genau nach den Verhältnissen, in denen sie darin vorkommen, und unter den Bedingungen, die zu ihrer Verbindung erfoderlich sind, künstliche Producte erzeugen könne, die sich in chemischen, physikalischen und arzneilichen Eigenschaften den natürlichen Mineralwässern genau gleich verhalten. Diese Aufgabe, zu deren Lösung früher wegen unvollständiger Kenntniß der Bestandtheile der Mineralwässer und ihres Verbindungszustandes nur sehr grobe Annäherungen stattfanden, ist in neuerer Zeit in Bezug auf die beliebtesten Mineralwässer auf sehr befriedigende Weise von Struve in Dresden gelöst worden. Seine Anstalt, die nur mit Hülfe gründlicher chemischer Kenntnisse ins Leben treten konnte und sehr mannichfaltiger Apparate bedarf, zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Abtheilungen. Die Aufgabe der einen ist, mit einer gegebenen Menge reinen Wassers alle die Bestandtheile, keinen ausgeschlossen, und in der Menge und Eigenthümlichkeit zu verbinden, wie sie die Prüfung auf chemischem Wege und die Vergleichung der natürlichen Wässer mit den künstlichen an die Hand gegeben hat. Als Kennzeichen gelungener Erfolge genügt hierbei nicht blos die Darstellung der nämlichen Producte in Quantität und Qualität, welche die chemische Untersuchung in den natürlichen Wässern findet; Geschmack und Geruch müssen auf gleiche Weise übereinstimmen; die Art, wie die Gasarten sich entfernen, ob langsam oder schnell, in großen Blasen und stürmisch oder in kleinen Bläschen und längere Zeit hindurch dauernd, die Zeit- und Reihenverhältnisse, in welchen sich Eisen, Kalk, Talk in Verbindung mit Kieselerde oder ohne dieselbe allmälig aus der Verbindung trennen, müssen die gleichen sein. Da jedoch ein Mineralwasser in der geöffneten Flasche sich um so mehr von seiner Eigenthümlichkeit entfernt, je reicher es an Bestandtheilen, Gas und Erdarten, und je mehr die Flasche geleert ist, so bedurfte es noch einer zweiten Anstalt, Das, was in der Bereitungsanstalt gewonnen worden, bis zu dem Augenblicke zu sichern und zu erhalten, wo es genossen wird. Diese Aufgabe löst die zweite Abtheilung, die Erhaltungs- und Schenkanstalt. Sie vertritt Das, was in der Natur durch die ununterbrochene Erneuerung der Quellen, durch stetes Zuströmen neuer Massen bewirkt wird; durch sie ist es namentlich gelungen, den so leicht zerstörbaren Charakter der warmen und heißen Wässer bis zum Augenblicke ihres Genusses in seiner Vollkommenheit zu erhalten. Die Struve'sche Anstalt hat nicht nur in Dresden sehr viel Theilnahme gefunden, sondern es sind auch seit 1822 in Leipzig, Berlin, Warschau, Brighton, Moskau und an andern Orten unter der Leitung des ersten Unternehmers ähnliche Anstalten errichtet worden. Vgl. Struve, „Über die Nachbildung der natürlichen Heilquellen" (2 Hefte, Dresd. 1824—26); Kreysig, „Über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Ems, Eger, Marienbad, Pyrmont und Spaa" (Lpz. 1825; 2. Aufl.

1828), und Hertz, „Die künstlichen Mineralwässer in ihrem Verhältnisse zu den natürlichen" (Berl. 1830).

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene oder Athenäa, ist unter den Gottheiten des Olymps eine der vorzüglichsten, deren Verehrung nach einer schon von Plato ausgesprochenen Meinung aus Ägypten stammt. In allen den mannichfaltigen Vorstellungen ihres Mythus scheint unverkennbar, daß sie als ein dem höchsten Äther verwandtes, Licht und Wärme verbreitendes, dann auch feindseliges Grauen vernichtendes Wesen, als eine Jungfrau aus himmlischer Höhe in den ältesten attischen Religionsbegriffen aufgefaßt ward. Geistreich hat dies Ottfr. Müller in seiner Schrift „De Minerva Poliadis sacris et aede in arce Athenarum" (Gött. 1820) erwiesen. Die Fabel erzählt: Als Jupiter nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrschaft gelangt war, erkor er sich zur ersten Genossin die Metis, eine Tochter des Okeanos. Ein Orakelspruch der Gäa und des Uranus aber hatte ihm geweissagt, daß Metis zuerst eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher ihm die Herrschaft zu entreißen bestimmt sei. Diesem Schicksale zu entgehen, suchte er sich ihrer mit List und Schmeichelei zu bemächtigen, und verschlang sie mit der noch ungeborenen M. Als nun die Zeit ihrer Geburt herankam, empfand Jupiter einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er sich vom Vulcan den Kopf spalten ließ, worauf die Göttin fröhlich und in voller Rüstung herausprang. Als weise Kriegerin, im Gegensatz des wilden, blutdürstigen, rohen Mars, tritt sie zuerst in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenschlachten besiegte sie den Pallas und Enceladus. In den Kriegen der Sterblichen ist sie die stete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Sie leitet Hercules zu dem Olymp empor, lehrt Bellerophon den Pegasus zähmen und die Chimära besiegen, begleitet Perseus auf seinem Zuge gegen die Gorgonen, schenkt dem Tydeus Unsterblichkeit, ist dem Achilles freundlich, begleitet den Ulysses, schützt dessen Gattin und geleitet seinen Sohn in der Gestalt Mentor's. Ebenso begünstigte sie die Erfinder von Kriegswerkzeugen; sie baute die Argo und lehrte den Epeus das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert ward. Ferner erscheint sie als Beschützerin der Künste des Friedens und zeigt sich da zuerst als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Webestuhl, die Spindel, die malerische Nadel finden wir in ihrer Hand, und sowie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus selbst bereiten, so arbeitet sie die Gewänder der Göttinnen, weshalb ihr der Beiname Ergane gegeben ward. Von den blos weiblichen Kunstfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedliche Beschäftigungen der Menschen über, bei welchen der thätige und erfinderische Geist sich zeigte. Jeder Künstler, der mechanische wie der bildende, stand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute sich der Philosoph wie der Redner und Dichter. Da zu dem vollkommenen Glücke, welches die erfinderische Thätigkeit des Geistes gewähren soll, auch die Gesundheit gehört, so erscheint sie auch unter den heilenden Göttern und wird als solche Päonia genannt. In allen diesen Beziehungen ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst, letzterer jedoch nur, insofern Erfindung und Denkkraft dabei in Anspruch genommen werden. Athen, die Stadt der Wissenschaft und Kunst, war ihr Lieblingsaufenthalt. Auch wird M. als die Erfinderin der Flöte genannt; da sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, warf sie dieselbe von sich und belegte Den mit dem härtesten Fluche, der sie aufnehmen würde. Dieser Fluch ging an Marsyas (s. d.) in Erfüllung. Die Liebe verschmähend, weihte sie sich einer ewigen Jungfrauschaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tiresias, der sie im Bade belauschte, erblindete. — Mit diesem Charakter des reinen, besonnenen Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Ihre älteste Darstellung, welche die Palladien zeigten,

von denen auf Vasen, Gemmen und Münzen uns Wiederholungen erhalten sind, ging durch Phidias' Schule zu Athen in jenes Ideal reiner und thatkräftiger Jungfräulichkeit über, das wir in so vielen trefflichen Bildwerken schauen. Schon die ältesten Bildner gaben ihr häufig neben den Waffen Rocken und Spindel, oftmals auch die Lampe. Helm, Schild, Lanze und Ägis, die in ältern Kunstwerken weit den Körper der mannhaften Jungfrau beschirmt, sind die steten Attribute der kampfgerüsteten Göttin. Manche Seiten ihres Mythus hat nur die ältere Kunst, manche vorzugsweise die spätere aufgefaßt; so die Pflege des Erichthonius. Am Parthenon hatte Phidias in den Giebelfeldern östl. M.'s Geburt, westl. ihren Streit mit Poseidon angebracht und dadurch das Vorbild für die reichsten Auffassungen ihres Mythus gegeben. Durch Phidias wurde das Käuzchen, die Mitbewohnerin der Burg, der Pallas stete Begleiterin. Ganz Attika, besonders aber Athen, ward ihr geheiligt, und sie hatte hier viele Tempel. (S. Parthenon.) Ihre glänzendsten Feste zu Athen waren die Panathenäen. Ein anderes Fest war die feierliche Abwaschung ihrer Bildsäule zu Athen, hauptsächlich aber zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Wasser von den Händen keuscher Jungfrauen geschah. Die Römer verehrten sie anfangs blos als Kriegsgöttin (Bellona), später ward sie eine Hauptschutzgöttin Roms. Ihr war nebst Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Capitol geweiht, und ihr Fest wurde jährlich unter dem Namen Quinquatrus fünf Tage lang gefeiert.

Mingotti (Katharina), eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen, ward 1728 zu Neapel von deutschen Ältern geboren. Nach dem Tode ihres Vaters, der in östr. Militairdiensten stand, kam sie in ein Ursulinerinnenkloster. Hier machte die Musik einen solchen Eindruck auf sie, daß sie die Äbtissin mit Thränen bat, ihr musikalischen Unterricht geben zu lassen, damit sie auch im Chor mitsingen könnte. Die Äbtissin willfahrte ihr, und sie erhielt täglich eine halbe Stunde Unterricht. Vierzehn Jahre alt kehrte sie zu ihrer Mutter zurück und verheirathete sich einige Jahre darauf, gegen ihre Neigung, um sich einer noch verhaßtern Lage zu entreißen, mit dem schon bejahrten Venetianer Mingotti, welcher Unternehmer der Oper zu Dresden war. Sogleich bei ihrem Auftreten in Dresden erregte sie das allgemeinste Aufsehen und ward sofort am Theater angestellt. Bald verbreitete sich ihr Ruf durch ganz Europa. Sie folgte einer Einladung nach Neapel und fand auch dort den ungetheiltesten Beifall. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden, 1748, fand sie Hasse an der Spitze der Kapelle, welcher ihrem Gesange Schwierigkeiten in den Weg zu legen wußte, die sie jedoch so vollkommen löste, daß ihre Feinde und selbst die berühmte Faustina verstummten. Unter der Direction des berühmten Farinelli ging sie 1751 nach Spanien, wo sie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, besuchte Paris und London und kehrte dann nach Italien zurück; doch betrachtete sie, so lange der König August lebte, Dresden als ihre Heimat. Nach seinem Tode 1763 ließ sie sich in München nieder, wo sie als Hofsängerin eine Pension genoß und starb 1807 zu Neuburg an der Donau bei ihrem Sohne, dem Forstinspector Sam. v. Buckingham. Sie war im Umgange lebhaft und unterhaltend, sprach mehre neuere Sprachen und bezauberte bis in ihr Alter durch den Ausdruck ihres Gesanges.

Mingrelien, eine an Tscherkessien und das schwarze Meer grenzende Provinz im südl. Rußland, welche zu der Statthalterschaft Imerethi gehört, umfaßt ungefähr 106 □M. mit 70,000 Einw., welche sich Kadzariai nennen. Sie waren ehedem wegen des Sklavenhandels sehr berüchtigt, indem sie selbst ihre Weiber, die Greise und Kinder feilboten, und stehen noch jetzt auf einer sehr niedern Stufe der Bildung. Sie bekennen sich fast allgemein zur griech. Kirche und sind, obschon sie unter einem eignen despotischen Fürsten, der den Titel „Fürst des schwarzen Meers" führt, stehen, seit dem Frieden zwischen Persien und Rußland im J. 1813 russ. Unterthanen.

Miniaturmalerei heißt diejenige Art der Waſſermalerei, bei welcher man die Gummifarben mit der bloßen Pinſelſpitze aufträgt, was man punktiren (pointiller) nennt. Sie unterſcheidet ſich von den andern Arten der Malerei dadurch, daß ſie weit feiner iſt, und daß ſie daher im Kleinen, meiſt auf Pergament und Elfenbein, angewendet wird. Daher hat der Ausdruck Miniaturbild oder ein Bild en miniature auch die Bedeutung eines kleinen Bildes. Den Grund des Pergaments oder Papiers ſpart man dabei oft zu den höchſten Lichtern auf. Die beſten Farben dazu ſind die, welche am wenigſten Körper haben, z. B. der Karmin, der Ultramarin, die Lacke u. ſ. w. Um ſie ſehr fein zu erhalten, werden ſie in vielem Waſſer aufgelöſt, dann abgegoſſen und getrocknet. Wegen der feinen Punkte, aus denen die Miniaturmalereien beſtehen, und welche ſo reinlich nebeneinander geſetzt werden müſſen, daß ſie vertrieben und gleichſam miteinander vereinigt ſcheinen, erfodern ſie die meiſte Zeit. Dergleichen kommen ſchon aus dem 9. und 10. Jahrh. als Verzierungen der Handſchriften in Italien, Frankreich und Deutſchland vor. Vgl. Rive's „Essai sur l'art de vérifier l'âge des miniatures peintes dans les manuscrits" (Par. 1782, Fol.). Überhaupt war die Miniaturmalerei eine Beſchäftigung der Mönche, und wie man jene illuminare nannte, ſo erhielten dieſe den Namen illuminatores oder miniatores, weil man ſich gewöhnlich der rothen Farbe (minium) bediente. Andere jedoch leiten den Namen von pictura minuta ab. Sie blühte in dieſer Art vorzüglich im 14. Jahrh. unter Karl V. in Frankreich, wo ſie zuerſt ausgeübt wurde, und erreichte noch unter Karl VIII. und Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, kam aber nach Erfindung der Buchdruckerkunſt und des Lumpenpapiers und durch das Emporkommen der Kupferſtechkunſt in Verfall. In der neuern Zeit hat man ſie vorzüglich zum Portrait angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neuern Zeit waren Mengs, Chodowiecki, Füger, Weſtermann und Shelly. Vgl. Violet's „Anweiſung zur Miniaturmalerei" (Par. 1782; deutſch Hof 1793); d'Arlais de Montamy's „Abhandlung von den Farben zum Porzellan- und Miniaturmalen" (Par. 1765, 12.; deutſch Strasb. 1769) und Melignan's „Traité sur la peinture en miniature" (Par. 1818, 12.).

Minimen oder mindeſte Brüder des h. Franz von Paula (ſ. d.), daher auch Pauliner oder Paulaner genannt, ein Mönchsorden, wurde in der Mitte des 15. Jahrh. geſtiftet, ſiedelte ſich ſeit 1493 in allen Ländern an und hatte ſpäter, namentlich in Frankreich, auch einige Frauenklöſter. Den Ruf einer vorzüglichen Heiligkeit verdanken die Minimen ihrem ſtrengen Faſten, da ſie nichts als Brot, Früchte und Waſſer genießen dürfen. Ihre Kleidung iſt ſchwarz und, wie bei den Franziskanern, mit Leibriemen und Geißeln verſehen; ihr Leben iſt ganz der ſtillen Andacht gewidmet. Sie gehörten zu den Bettelorden und beſaßen im 18. Jahrh. 450 Klöſter in 30 Provinzen. Ihr Stammkloſter im Neapolitaniſchen, wo ſie Paolotti heißen, erhielten ſie 1815 von Ferdinand IV. wiedergeſchenkt.

Miniſter, Staatsſecretairs oder wirkliche geheime Räthe heißen diejenigen oberſten Staatsbeamten, welche unmittelbar die Beſchlüſſe des Staatsoberhauptes, des Monarchen, oder der höchſten Regierungsautorität, des Präſidenten in den Vereinigten amerikan. Staaten, vorbereiten, einholen und den nachgeordneten Behörden zur Vollziehung zufertigen. Im Allgemeinen iſt daher dem Miniſter keine eigentliche Staatsgewalt übertragen; ſeine Macht beſteht blos in dem Vertrauen des Souverains oder in Republiken des oberſten Regierungsbeamten, und in der geſetzlichen Nothwendigkeit, worin ſich dieſer in den conſtitutionnellen Staaten befindet, ſich bei allen Regierungshandlungen eines verantwortlichen Beamten zu bedienen, und es iſt nur zufällig, wenn das Oberhaupt des Staats den Miniſtern die Entſcheidung mancher Geſchäfte überhaupt, ſodaß kein Vortrag im

Einzelnen nöthig iſt, überträgt. Auch werden dergleichen Miniſterialverordnungen und Verfügungen in rechtlichem Sinne als unmittelbare und eigne Befehle des Staatsoberhaupts angeſehen, haben dieſelbe Kraft und werden deshalb mit der Formel: „Ad mandatum speciale" oder „Auf Specialbefehl" unterzeichnet. Wird aber einem Miniſter in Fällen der Abweſenheit oder Krankheit des Fürſten ein allgemeiner Auftrag zu Theil, ſo kann jene Formel nicht gebraucht werden; ſondern es muß heißen: „Vermöge erhaltenen Auftrags" und dieſer Auftrag muß öffentlich bekannt gemacht werden. In einigen Staaten, z. B. Frankreich, brauchten die Miniſter ſtets den Namen des Königs, welcher mit einem Stempel aufgedruckt wurde, und fügten hinzu: „Pour le roi le ministre —". Jetzt wird es aber gebräuchlich, Alles, was der Monarch nicht ſelbſt unterzeichnet und der Miniſter contraſignirt, im Namen der Miniſter auszufertigen, und zwar theils im Namen des Miniſteriums, oder im Namen der einzelnen Departemensminiſterien; was aber in der rechtlichen Stellung der Miniſter an ſich nichts ändert, die immer nur Räthe und Organe des Monarchen bleiben und keine ſelbſtändige Autorität haben. Davon iſt es nur eine ſcheinbare Abweichung, wenn mit den Miniſterien gewiſſe andere Ämter verbunden ſind, wie in England das Amt des Lordkanzlers, des Kanzlers der Lehnskammer, des Lord Schatzmeiſters u. ſ. w. Denn die hiermit verknüpften Amtsattribute geben zwar dem Miniſter eine ſelbſtändige Staatsautorität, die er aber nicht als ſolcher hat, oder geben ihm das Recht, an den Berathungen der Miniſter Theil zu nehmen. Aus dieſer Stellung der Miniſter folgt nothwendigerweiſe, daß in der monarchiſchen Verfaſſung der Souverain nicht nur die freie Wahl ſeiner Miniſter hat, weil dieſe ſein perſönliches Zutrauen vorausſetzt, ſondern daß ihm auch die Entlaſſung derſelben völlig frei ſteht und ſie daher ſchlechthin amovibel ſind. Dies erkennen auch alle neuere Conſtitutionen an. Daß er aber dabei nur Männer wählen oder beibehalten kann welche zugleich das öffentliche Zutrauen beſitzen, iſt eine factiſche, keine rechtliche Nothwendigkeit, denn ein Miniſter, welcher in der conſtitutionnellen Monarchie ſich nicht die Mehrheit in den ſtändiſchen Verſammlungen zu verſchaffen weiß, kann auf die Dauer keine nützliche Dienſte leiſten. Wie viel Miniſter in einem Staate ſein ſollen, hängt von der Größe deſſelben und dem Umfange der Geſchäfte ab; die Departements ſind zwar auch in den kleinern Staaten dieſelben; denn Juſtiz, Finanzen, Kriegsweſen, öffentlicher Unterricht, Verkehr mit fremden Staaten, innere Verwaltung und kirchliche Angelegenheiten kommen überall vor; allein es iſt nicht für ein jedes ein beſonderer Miniſter erfoderlich. Die Provinzialminiſter, d. h. diejenigen, welche für eine Provinz allen verſchiedenen Departements vorſtehen, kommen kaum mehr vor, außer unter beſondern Umſtänden, wo ſie mehr Statthalter und Vicekönige als Miniſter ſind, z. B. der Lordlieutenant in Irland und der Generalgouverneur in Oſtindien. Ebenſo ſind Miniſter ohne Departement der Sache nach keine Miniſter, ſondern es iſt dies nur eine Würde ohne Amtsbefugniſſe und Verantwortlichkeit. Der wichtigſte Punkt iſt die Miniſterverantwortlichkeit ſowol dem Staatsoberhaupte als dem Volke gegenüber, und es iſt nicht richtig, wenn man dieſe blos auf die conſtitutionnellen Staaten beſchränken will. Denn auch in der uneingeſchränkten Monarchie gilt der Grundſatz, daß der Miniſter für alle Handlungen, welche mit ſeinem Rathe vorgenommen worden ſind, d. h. ſo ziemlich für Alles, was während ſeines Miniſteriums geſchehen iſt, verantwortlich iſt, indem er, ſobald er gewahr wird, daß etwas nicht zu Rechtfertigendes in ſeinem Geſchäftsbezirke geſchieht, Vorſtellungen machen, und wenn ſie nicht Gehör finden, zurücktreten muß. Daher kann auch die Verantwortlichkeit eines Miniſters durch ſogenannte Abſolutorien, d. h. das Zeugniß des Souverains, daß Alles auf ſeinen Befehl geſchehen ſei, nicht aufgehoben werden; denn eben den Befehl, wenn etwas Geſetzwidriges darin war, mußte der Miniſter verhindern, und man ſetzt rechtlich voraus, daß es an den gehörigen Gegenvorſtellungen

gefehlt habe, weil der Wille des Fürſten immer für rein und rechtsgemäß gehalten wird. Das conſtitutionnelle Staatsrecht ſtellt nur genauere Regeln über die Fälle der Verantwortlichkeit auf, iſt aber bis jetzt damit noch nicht weit gekommen; in Frankreich ſind zehn bis zwölf Entwürfe darüber vergeblich vorgelegt worden. In England hat das Parlament die Sache ganz in der Hand. Ob die verſchiedenen Miniſter ein Collegium bilden ſollen, welches alle wichtigern Angelegenheiten und alle Principien ſelbſt für die einzelnen Departements gemeinſchaftlich zu berathen und nach Stimmenmehrheit zu beſchließen hat, iſt neuerdings ſehr in Frage gekommen. Unleugbar iſt es, daß in dem Miniſterium Einheit der Anſicht und organiſcher Zuſammenhang herrſchen muß, und daraus entſpringt allerdings eine gewiſſe Solidarität aller Miniſter. Ebenſo unbeſtritten iſt es aber auch, daß dieſe Solidarität nicht dem Ganzen einen andern Charakter geben und die Autorität des Staatsoberhaupts untergraben darf. Der Präſident des Miniſteriums (Premierminiſter) iſt aber auch nicht mit einem Principalminiſter (Ministrissimus) zu verwechſeln, welcher letztere dann vorhanden iſt, wenn der Souverain ſeine Autorität einem einzigen Manne anvertraut, deſſen Anſichten ſich alle andere Miniſter unterwerfen müſſen. Die Verantwortlichkeit und die Natur der Sache bringen es endlich mit ſich, daß dem Miniſter in ſeinem Departement eine gewiſſe Selbſtändigkeit eingeräumt werden muß, und daß eine gute Verwaltung unmöglich wird, wenn der Souverain perſönlich in die Details der Verwaltung befehlend eingreift, ſtatt ſich mit der Beaufſichtigung derſelben zu begnügen, oder wenn er neben den Miniſtern noch andere geheime Rathgeber hat, die mehr bei ihm gelten als die Miniſter. Die Grenzlinie läßt ſich aber nicht im Allgemeinen ziehen, ſondern iſt nach den Umſtänden zu beſtimmen.

Miniſterialen, ſ. Lehnsweſen.

Miniſterialpartei heißt in England und in allen den Ländern, welche repräſentative Verfaſſungen haben, die politiſche Partei, welche im Parlament oder in den Kammern die Maßregeln der Miniſter unterſtützt und ſolche bei den Verhandlungen ſelbſt ſowol aus dem beſten Geſichtspunkte darzuſtellen ſucht, als beim Abſtimmen über Alles, was dem Miniſterium angenehm iſt und von dieſem gewünſcht wird, ſich für daſſelbe erklärt. Da ohne Stimmenmehrheit im Parlament oder in den Kammern in einem conſtitutionnellen Staate kein Miniſterium ſich erhalten kann, ſo iſt es natürlich, daß das jedesmalige Miniſterium ſich dieſe Stimmenmehrheit zu erwerben und zu ſichern ſucht. An Mitteln dazu kann es einem Miniſterium beſonders da nicht fehlen, wo die Beſetzung aller öffentlichen Stellen, die im weiteſten Umfange zum Staatsdienſt erfoderlich ſind, von der Regierung abhängt, und dieſe das Recht hat, darin nach Willkür Veränderungen, Ab- und Verſetzungen vorzunehmen. In England wird nicht minder wirkſam das Syſtem der Verleihung von Sinecuren und der Ariſtokratismus der der Regierung einmal ergebenen Familien zu demſelben Zwecke angewandt. Auch iſt die Art der Wahlen der Repräſentanten in Frankreich wie in England zur Bildung einer Miniſterialpartei ebenfalls günſtig.

Minne, ein altdeutſches Wort, ward erſt überhaupt von Liebe und Freundſchaft, auch von göttlicher Liebe gebraucht. Dann bekam es bei den deutſchen Dichtern des Mittelalters eine emphatiſche Bedeutung, nämlich die der edeln, treuen und glücklichen Geſchlechtsliebe, die Walther von der Vogelweide auch hohe Minne nennt und von der niedern unterſcheidet. Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume, beſonders der Deutſchen, ſehr edel gefaßt, und ſchon damals hat ſich die Liebe bei den deutſchen Dichtern viel reiner, inniger und idealiſcher ausgeſprochen, als z. B. bei den Franzoſen.

Minnegerichte, ſ. Liebeshöfe.

Minneſänger heißen die deutſchen Dichter des Mittelalters von dem

Hauptinhalt ihrer Lieder; nur erst in neuerer Zeit hat man den Namen der Meistersänger (s. d.) auch auf sie ausgedehnt. Sonst hießen sie wol auch schwäbische Dichter, weil diese Mundart in ihren Gedichten vorherrscht; denn als zu Anfange des 12. Jahrh. die Kunst des Gesanges in Deutschland aufblühte, fand sie in der fügsamen und wohllautenden schwäb. Mundart ein willkommenes Mittel des Ausdrucks und an den kunstliebenden Hohenstaufen eine fördernde Pflege. Im engern Sinne versteht man jedoch darunter nur die lyrischen Dichter, die Sänger der Minnelieder. Die Minnesänger waren meist Ritter oder doch Edelleute, die das poetische, zwischen Krieg, Andacht und Liebe getheilte Leben der Ritterschaft zum Singen begeisterte. Sie lebten und sangen besonders an den Höfen kunstliebender deutscher Fürsten, wie Kaiser Friedrich II., Herzog Leopold IV. von Östreich, des Königs Wenzel von Böhmen, des Herzogs Heinrich von Breslau, Heinrich's von Anhalt, des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen, des Landgrafen Hermann von Thüringen; und das ritterliche Leben, die fröhliche Festlichkeit und die feine Sitte jener Hoflager gab ihren Gedichten Zartheit und Pracht, Beredtheit und Zierlichkeit. Doch schied sich gleich anfangs von der höfischen Dichtung durch kenntliche Merkmale die Volksdichtung, die im Epischen mehr der heimischen Sage treu blieb, während jene hauptsächlich fremde Sagenkreise behandelte und im Lyrischen durch einen Reichthum der mannichfaltigsten Weisen und Töne höhern Ansprüchen zu genügen suchte. An jenen Höfen wurden auch zur Ergötzung der Fürsten und der Frauen Wettstreite, nach dem Beispiel der provenzalischen Troubadours, gehalten, welche aber in Deutschland öfters ziemlich ernstlich gemeint sein mochten, wie der freilich zum Theil sagenhafte Krieg auf der Wartburg im J. 1207, und von der Eifersucht der Dichter, die um die Gunst und die Gaben der Fürsten wetteifernd buhlten, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen auch Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehen und ihre Lieder hören zu lassen, während andere wohlhabendere und kriegerische Ritter das Leben zwischen ritterlichen und dichterischen Beschäftigungen theilten und mit beiden abwechselnd den Frauen zu gefallen suchten, wovon Ulrich's von Lichtenstein in seinem „Frauendienst" (herausgegeben von Tieck, Tüb. 1812) geschildertes Leben statt aller Beispiele ist. Ja, nicht wenig Könige und Fürsten und viele Grafen und Herren liebten es, die Frauen ihrer Minne selbst zärtlich zu besingen und sich, wenn sie vom Waffendienste feierten, mit Dichten und Gesang zu erfreuen. Da jene Poesie, den Dichtern und dem Geiste nach, wahre Ritterpoesie war, so darf es nicht befremden, in den weltlichen Liedern jener Zeit vor Allem die Minne, und neben und in ihr den Frühling, in unerschöpflichen Variationen besungen zu finden; wie dagegen die episch-romantischen Dichtungen jener Zeit, der Natur des Epos zufolge, das ganze Leben und Wesen der Ritterschaft, die Lebenslust und die Andacht, die Tapferkeit und die Liebesschwärmerei, die unruhige Leidenschaftlichkeit, den kecken Stolz und wieder die züchtige Ehrbarkeit, die liebenswürdige Bescheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und Liebesabenteuer, ihre Turniere und Wallfahrten, ihre Trauer und ihren Jubel mit den lebhaftesten Farben uns vorführen. Doch bot zu jenen lyrischen Gedichten nicht die Liebe allein den Stoff; auch Gefühle anderer Art, die in der religiösen Anschauung, den persönlichen Verhältnissen und politischen Zuständen der Zeit ihre Quelle hatten, wurden in ihnen häufig und auf die mannichfaltigste Weise behandelt. Von so eigenthümlicher und so echter, inniger Begeisterung die Werke jener Dichter zeigen, so haben sie doch, die Lyriker der Form, die Epiker auch dem Stoffe nach, viel von wälschen (franz.) Dichtern (Troubadouren und Trouveren) entlehnt. Der äußere Charakter der Lieder ist eine höchst kunstreiche und dabei kindlich spielende Verschlingung, Verschränkung, Vervielfachung der Reime und Assonanzen. Dabei sind die Lieder so mannichfaltig in Versmaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechselung in ihren

Melodien schließen und die Unerschöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weisen zum Aussprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren fast alle Dichter, Componisten und Sänger ihrer Lieder zugleich, daher sie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler und Spielleute heißen. Die bedeutendste Sammlung dieser kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir besitzen, und die zwischen 1400 — 1500 Lieder von 140 Dichtern enthält, ist die Manesse'sche Sammlung (s. d.). Der älteste bekannte dieser Liederdichter, um 1180, ist Heinrich von Veldeck; nicht minder trefflich und beliebt als Liederdichter waren Walther von der Vogelweide, Reimar der Alte, Reimar v. Zweter, Ulrich von Lichtenstein, Wolfram v. Eschenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich v. Morungen, Gottfried v. Strasburg u. A., die alle zu Ende des 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. lebten; zu den letzten vorzüglichen Dichtern aus dem Ende des 13. Jahrh. gehören Konrad von Würzburg und Johann Hadloub. (S. Deutsche Poesie.) Den Verfall der Ritterschaft, das Aufhören der Kreuzzüge, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters und die Vertauschung der süßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trockenen Überlegung der neuern überlebte der deutsche Minnegesang nicht; im Anfange des 14. Jahrh. hören wir nur noch wenige der ältern Minnesinger würdige Stimmen, die bald ganz verhallen. Dichtkunst und Gesang fielen in diesem Jahrh., von dem Adel, der aufs Neue verwilderte, verlassen, den Bürgern der Städte anheim, die sie nicht anders als handwerksmäßig zu treiben wußten. (S. Meistersänger.)

Minorat heißt das hier und da gebräuchliche Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut annehmen und seine Geschwister mit Geld abfinden kann.

Minorca, die kleinere der Balearen (s. d.), die zum span. Königreiche Majorca gehören, zählt auf 15 □M. 31,000 Einw. Diese beschäftigen sich mit Acker-, Wein- und Ölbau und mit dem Handel, der, als die Insel noch unter engl. Herrschaft war, lebhafter als jetzt betrieben wurde. Fische, Wein, Salz, Wolle, Honig, Kapern, Käse und Obst gibt es im Überfluß; dagegen reicht das Getreide nicht für das Bedürfniß hin. Die Hauptstadt Puerto-Mahon mit 6000 Einw., auf der Südwestseite, hat einen guten und durch das Fort S.-Carlos vertheidigten Hafen. Der Besitz dieser Insel ist namentlich wegen des Handels im mittelländ. Meere wichtig; daher nahmen sie die Engländer im span. Erbfolgekriege, 1708, angeblich für Karl III., in Besitz, denen sie auch im utrechter Frieden verblieb. Im J. 1756 ward sie durch die Franzosen erobert, der engl. Admiral Byng (s. d.) aber, der sie nicht entsetzt hatte, deshalb zum Tode verurtheilt. Im Frieden 1763 kam sie wieder an England; 1782 ward sie von den vereinigten franz.-span. Truppen in drei Tagen erobert, 1783 förmlich an Spanien abgetreten, 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von Amiens, 1802, aber zurückgegeben.

Minorennität (minor aetas), oder Minderjährigkeit. Da der Mensch nicht mit voller Reife des Verstandes und Charakters auf die Welt kommt, sondern erst durch vollendetes Wachsthum und Erziehung entwickelt werden muß, so kann er auch bis zu dieser völligen Ausbildung in der bürgerlichen Gesellschaft sich nicht selbst überlassen werden. Die Stadien, welche der Mensch von seinem Eintritt in die Welt bis zu seiner vollkommenen Reife zu durchlaufen hat, sind bei den Völkern und einzelnen Individuen sehr verschieden; die bürgerliche Gesellschaft kann sich aber nicht auf Prüfung der Einzelnen einlassen, wiewol in einiger Beziehung das Wehrhaftmachen hierher gehört, sondern sie muß aus der Erfahrung gewisse Grenzen bestimmen, welche bis auf seltene Ausnahmen zutreffen. Das röm. Recht nimmt folgende Perioden an: 1) die Kindheit (infantia) bis zum 7. Jahre; 2) die körperliche Unreifheit, Impubertät oder Unmündigkeit, welche bei Knaben mit dem 14. Jahre, bei Mädchen mit dem 12. Jahre endigt, und in die Mündigkeit

(pubertas) übergeht. Das Kind kann sich durch seinen Willen gar nicht verpflichten, obwol Verpflichtungen, die von selbst aus einer rechtlichen Ursache entstehen (ex re), auch bei dem Kinde eintreten. Es muß, wenn es nicht in väterlicher Gewalt steht, durch Vormünder vertreten werden. Das Kind ist nicht zurechnungsfähig; es kann gezüchtigt, nicht aber bürgerlich gestraft werden. Der Unmündige steht nur etwas selbständiger; er kann Rechte erwerben, aber sich zu nichts verbindlich machen. Er macht sich durch Unvorsichtigkeit (culpa) und verbrecherischen Vorsatz (dolus) verantwortlich; wenn die Bosheit groß ist, tritt auch wol eine bürgerliche Bestrafung ein. Aber auch er muß noch einen Vormund (tutor) haben, der für ihn handelt. Der Mündige kann schon gültige Willenshandlungen vornehmen, kann insbesondere seinen Consens zu einer Ehe geben und sein Testament machen. Er ist zurechnungsfähig und wegen seiner unerlaubten Handlungen der gesetzlichen Strafe unterworfen. Er ist fähig, Lehngüter zu besitzen, und die Lehnsdienste zu verrichten, muß daher auch die Beleihung suchen. Allein das röm. Recht kommt doch seiner Unerfahrenheit (minor aetas, Minderjährigkeit) zu Hülfe; es ordnet ihm einen Beistand zu (curator), welcher vornehmlich sein Vermögen verwaltet, sodaß er dann ohne diesen in Vermögenssachen nichts thun kann. Es gibt ihm das Recht, alle Geschäfte, wodurch er während seiner Minderjährigkeit in Schaden gekommen ist, in den ersten vier Jahren nach erlangter Großjährigkeit wieder rückgängig zu machen oder Restitution in integrum zu suchen. 3) Das Alter der völligen Reife (major aetas, Großjährigkeit oder Volljährigkeit) tritt nach röm. Rechte mit dem zurückgelegten 25. Jahre ein, wo auch die Curatel aufhört, und der Mensch die vollen Rechte des Bürgers erhält. Zu Ablegung eines eidlichen Zeugnisses in Criminalsachen fodert das röm. Recht 20 Jahre; die neuern Gesetzgebungen lassen meist mit dem 18. Jahre die Eidesmündigkeit (auch in bürgerlichen Rechtssachen, zu Leistung des Unterthaneneides u. s. w.) eintreten. Das neuere Recht hat fast allgemein den Unterschied zwischen Tutel und Curatel aufgehoben, dagegen aber läßt es die Großjährigkeit früher eintreten, Preußen und Östreich mit zurückgelegtem 24. Jahre; Sachsen, Frankreich, England mit zurückgelegtem 21. Jahre. Die Großjährigkeit der regierenden Fürsten nimmt noch früher ihren Anfang; bei den Kurfürsten nach der goldenen Bulle mit dem erfüllten 18. Jahre, was auf die Großherzoge angewendet wird. Einzelnen Minderjährigen wird wol auf Verlangen das Recht der Großjährigkeit (venia aetatis) von der obervormundschaftlichen Behörde ertheilt.

Minoriten, s. Franziskaner.

Minos, ein Gesammtname, an den Jahrhunderte Bedeutsames angeknüpft haben, war, der Sage nach, ein Sohn der Europa und des Jupiter. Nachdem er seine Herrschaft zur See und auf den Inseln des Mittelmeers begründet, unternahm er einen Zug nach Sicilien, wo er seinen Tod fand. Er soll die Seeräubereien aufgehoben und überhaupt sehr weise Gesetze gegeben haben, die er alle neun Jahre in einer Höhle des Berges Ida von Jupiter erhielt. Durch letztere Angabe scheinen ihm zu Ehren gefeierte, neunjährig wiederkehrende Feste angedeutet. Die nachhomerische Zeit machte ihn zugleich mit Äakus und Rhadamanthus zum Richter der Unterwelt. Alle Drei saßen am Eingange des Schattenreichs am Throne des Pluto, und M. als der oberste Richter sprach die Endurtheile. Mehre Minos zu unterscheiden hat Höck in dem Werke „Kreta" (3 Bde., Gött. 1823—29) als unstatthaft dargethan.

Minotaurus war der Sage nach ein Sohn der Pasiphaë, der Gemahlin des Minos, und eines Stiers. Er hatte Menschengestalt mit einem Stierkopfe und nährte sich von Menschenfleisch, weshalb Minos ihn in das vom Dädalus erbaute Labyrinth sperrte und ihm anfangs Verbrecher, nachher die von Athen jährlich als Tribut zu liefernden Jünglinge und Mädchen zur Speise vorwarf, bis endlich Theseus (s. d.), der sich unter diese Jünglinge gemischt hatte, durch

Ariadne, des Minos Tochter, belehrt und ausgerüstet, ihn tödtete und die Athenienser von diesem Tribut befreite. Diese Fabel ist unstreitig attischen Ursprungs und weist auf astronomische Deutungen hin, da M. auf Kreta Asterios hieß.

Minsk, eine Statthalterschaft des europ. Rußland, die besonders durch den Rückzug der franz. Armee im J. 1812 denkwürdig wurde und bis zum J. 1793 zum Königreich Polen gehörte, hat einen Flächenraum von 1887 □M. und 1,205,000 Einw. Sie ist ziemlich eben, im N. und O. mit vielen Waldungen, in denen noch Auerochsen, Wölfe, Luchse, wilde Katzen u. s. w. hausen, im S. mit Morästen bedeckt und nur im W. für Getreidebau geeignet. Das Klima ist sehr kalt, und kümmerlich nähren sich ihre Bewohner, die aus Kleinrussen, Lithauern, Polen, Juden, auch Tataren und Armeniern bestehen, welche Letztere einigen Handel mit wilden, wegen ihrer Schnelligkeit gerühmten Pferden, mit Leder und Wollwaaren treiben. Die Hauptstadt gleiches Namens, am Swislocz, einem Nebenflusse der Bereszina, der Sitz der Behörden, eines Archimandriten und katholischen Bischofs, sowie eines Gymnasiums, zählt ungefähr 20,000 Einw., die sich zum Theil mit Handel beschäftigen, der durch eine daselbst gehaltene Messe unterstützt wird.

Minstrels, s. Troubadour.

Minucius Felix, der Verfasser einer noch vorhandenen Apologie des Christenthums, die man lange Zeit dem Arnobius beilegte, war von Geburt ein Afrikaner und lebte zu Anfange des 3. Jahrh. Seine Apologie führt den Titel „Octavius" und ist in Form eines Dialogs abgefaßt. Sie enthält hinsichtlich der Ansichten des Verfassers vom Christenthume wenig Eigenthümliches, hat aber im Vortrage und in der Sprache manche Vorzüge vor den andern Apologien. Sie wurde zuerst mit dem Arnobius zu Rom 1543, Fol., dann von Balduin (Heidelb. 1560), Cellar (Halle 1699), Davisius (Canterbury 1707), Gronov (Leyden 1709), und Lindner (Langensalze 1760, 2. Aufl., 1773) herausgegeben.

Minus ist ein Kunstwort der Mathematik, welches anzeigt, daß die Größe, welcher es vorgesetzt wird, von einer andern hinweggenommen werden muß. Das Zeichen dafür ist ein liegender Strich (—). Bei der Lehre von den entgegengesetzten (positiven und negativen) Größen bezeichnet man durch dieses Zeichen die negativen Größen, während man den positiven Größen das Zeichen +, oder auch gar kein Zeichen vorsetzt.

Minūte ist überhaupt der 60. Theil eines Grades oder einer Stunde. In der Malerei und Zeichnenkunst nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, Minuten, deren 48 auf eine Kopflänge gehen. In der Baukunst ist die Minute der 30. Theil eines Modells. — Minutenglas ist eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft und besonders auf den Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

Minutŏli (Heinr., Freih. Menu v.), bekannt als Alterthumsforscher und durch seine Reise nach Ägypten, geb. zu Genf am 12. Mai 1772, stammt aus einer savoyischen Familie. In preuß. Kriegsdiensten, in den Rheinfeldzügen bei Bitsch im Arme schwer verwundet, ward er als Generalmajor zu dem Cadettencorps in Berlin versetzt, wo seine Thätigkeit und seine Kenntnisse die Beachtung des Königs so sehr gewannen, daß er zum Gouverneur des Prinzen Karl, des Sohnes des Königs, erhoben ward. Da er zugleich mit vieler Liebe und Umsicht das Fach der Alterthumswissenschaften umfaßte und durch einzelne Schriften bereicherte, so erhielt er die Leitung der wissenschaftlichen Reise nach Ägypten, die der König 1820 ausrüsten ließ. Nachdem sich M. kurz vorher mit einer Gräfin v. Schulenburg verheirathet hatte verließ er Triest am 17. Aug. 1820 und kam am 7. Sept. in Alexandrien an Während Frau v. M. nach Kairo ging, sollte der Zug über Derna und Bengasi nach den Ruinen von Kyrene (s. d.) unternommen werden, war aber durch die Wüste einer der gestörtesten, die je unternommen wurden.

Die Begleiter M.'s waren der Professor Liman, als Architekt, der aber erst später bei ihm eintraf, die Naturforscher Hemprich und Ehrenberg, der Orientalist Scholz, die ital. Ingenieuroffiziere Voltrini und Gruoc und einige Andere. Der Pascha Mohammed Ali gab M. und dessen Begleitern Empfehlungen und Pässe und eine Bedeckung von 30 Beduinen unter einem Scheikh. Doch schon auf dem Zuge nach Parätonium zeigte sich der Araber Treulosigkeit, und des Scheikhs Benehmen zwang M., nach siebenwöchentlichem Aufenthalt in der Wüste bei Bir-El-Kor umzukehren. Über Siwah ging er hierauf nach Kairo, von da nach Theben, und dann bis Assuan. Von dort nahm er seinen Rückweg über Damiette nach Alexandrien, wo er sich nach Triest einschiffte und über Italien im Aug. 1822 nach Berlin zurückkehrte. Auf der Reise waren Liman, Gruoc, Hemprich (s. d.), und sechs andere seiner Begleiter gestorben. Ein großer Theil seiner Sammlungen ging an den Küsten des deutschen Meeres im Schiffbruche verloren; ein anderer noch immer sehr bedeutender Theil kam von Triest zu Lande nach Berlin und macht nebst M.'s übrigen Sammlungen, welche der König für 22,000 Thlr. ankaufte, eine der kön. Kunstkammern aus. Es befinden sich darunter Mumien von Menschen und Thieren, ägypt. Hausgötter aus Granit, Skarabäen und eine bedeutende Anzahl Papyrusrollen mit Abbildungen und Hieroglyphen. Nach Beendigung der Reise ward M. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und erhielt, als er um seinen Abschied nachsuchte, den Charakter als Generallieutenant. Vgl. „M.'s Reise zu dem Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten," herausgegeben von Tölken (Berl. 1824, 4., mit Kpf.) nebst „Nachtrag u. s. w." (Berl. 1827), und der Frau von M. „Souvenirs d'Egypte", herausgegeben von Raoul-Rochette (2 Bde., Par. 1826; deutsch von W. von Gersdorf, Lpz. 1829).

Minze ist der Name einer Gewächsgattung, die Linné mit Mentha bezeichnet hat und die zur Familie der lippenblütigen Gewächse gehört. Sie unterscheidet sich von verwandten Gattungen dadurch, daß ihre röhrige Blumenkrone vier ziemlich gleiche Zipfel des Saumes hat und daß die vier vorhandenen Staubfäden von ziemlich gleicher Länge sind. Die meisten Arten sind reich mit einem aromatisch riechenden, ätherischen Öle versehen, wodurch sie arzneikräftig werden. Die vorzüglichsten sind: die Pfefferminze (M. piperita) mit eigenthümlichem Geruche, welche häufig als Arznei bei Unterleibsbeschwerden und in neuerer Zeit besonders gegen die asiatische Cholera gebraucht wurde. Sie ist in England einheimisch und wird in Deutschland in Gärten und auf Feldern angebaut. Mittels des Pfefferminzöls bereitet man die im Munde Kühlung erzeugenden Plätzchen, Branntweine und Liqueurs. Die Krauseminze (M. crispa) ist weniger kräftig als die vorige Art und hat auch einen andern Geruch und Geschmack. Der Polei (M. pulegium), welcher gleichfalls hierher gehört, ist äußerst starkriechend und reich an ätherischem Öle, wird aber wegen seiner Verwechselung mit unwirksamen Arten selten gebraucht.

Miquelets heißen die Bergbewohner der südl. Pyrenäen, in Catalonien und in den franz. Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskammes, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind meist Hirten, Jäger, Köhler u. s. w., dabei kriegerisch und räuberisch. Sie geleiten die Reisenden auf den Gebirgswegen, lassen sich aber ihren Schutz sehr theuer bezahlen. Im Kriege sind sie gefährliche Parteigänger, die oft rottenweise in Frankreich einfallen. Im Kriege Spaniens gegen Napoleon machten sie sich den franz. Heeren in Catalonien besonders durch ihre Überfälle furchtbar.

Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von). Dieser hochbegabte Mann hat während der kurzen Dauer seiner politischen Thätigkeit als Mitglied der franz. Nationalversammlung so mächtig auf den Gang der Ereignisse seiner Zeit eingewirkt, daß man nicht mit Unrecht von ihm gesagt hat, es sei un-

möglich, zu bestimmen, ob seine Geburt oder sein früher Tod das größere Unglück für die franz. Monarchie gewesen sei. Man hat M. sehr verschieden beurtheilt; gewiß ist es, daß man nicht den gewöhnlichen Maßstab an ihn legen darf; er ist mehr als ein einzelner Mensch, er ist eine Epoche. Das Urtheil über den Geist und Charakter der letzten Hälfte des 18. Jahrh. wird auch das Urtheil über M. sein. Ein Mann wie er wäre in den besseren Zeiten Roms einer der Gracchen, in Zeiten des Verfalls ein Catilina gewesen; in der Periode der Fronde würde er einem Retz (s. d.) den Vorrang streitig gemacht haben; in einer sinkenden Monarchie, in einer lasterhaften Zeit, einem durchaus verderbten Stande angehörig, konnte er sich nur durch die Zahl und Größe seiner Ausschweifungen bemerklich machen. Sobald durch Einberufung der ersten Nationalversammlung seinen gebundenen Kräften eine Thätigkeit gestattet wurde, begann M.'s Wirksamkeit; ein Mann wie er wartete nur auf eine Gelegenheit, um ein großer Mann zu werden. — M. ward am 9. März 1749 auf dem Schlosse Bignon bei Nemours geboren und stammte aus einer alten Familie. Sein Vater war der Physiokrat, Marquis de M., gest. zu Paris am 13. Febr. 1789, ein Mann, der trotz seines Buchs „L'ami des hommes", welches ihn bei den Philanthropen in Frankreich, Italien und Deutschland zu seiner Zeit sehr berühmt machte, ein verderbter, gemein lasterhafter Mensch war und dabei so tyrannisch, daß er gegen seine Familie nach und nach 54 lettres de cachet auswirkte, von denen 17 allein gegen seinen ältern Sohn, Honoré, ergingen. Die Natur gab diesem zu herrlichen Geistesanlagen den Körperbau eines Athleten bei auffallender Häßlichkeit; kein Wunder, daß, als er der Gewalt sinnlicher Leidenschaften anheimfiel, diese wie Riesen wirkten. Wenn überhaupt die Erziehung im vorigen Jahrh. bei der vorherrschend materialistischen Denkart aller idealen Elemente entbehrte, so kam bei M. noch der Nebenumstand hinzu, daß ein sonst geistreicher Lehrer üble Einflüsse auf denselben nicht abhalten konnte. Mit dem 14. J. wurde M. in eine Militairschule gebracht, wo er nicht ohne Nutzen den Unterricht des berühmten Lagrange in der Mathematik genoß. Auch beschäftigte er sich mit Poesie, und die Lecture Locke's gewöhnte ihn zum systematischen Denken. Im 18. J. wurde M. Cavalerieoffizier, und da er nun einmal sich auszeichnen mußte, hatte er bald den Ruhm, die wüstesten seiner Cameraden zu übertreffen. Endlich verliebte er sich, und seine Liebe trug alle Kennzeichen der Eigenheiten seines Charakters. Da er den Zorn seines Vaters, der diese Neigung unerbittlich verfolgte, nicht achtete, so griff dieser zu seinem gewöhnlichen Mittel; eine lettre de cachet brachte den Sohn in die Festung auf der Insel Rhé, und der Vater dachte sogar darauf, denselben nach den holländ. Colonien zu schicken. So lernte M., der von seiner ersten Jugend an vom Despotismus seines Vaters wie von den Gesetzen zu leiden hatte und ein volles Drittel seines Lebens in den verschiedenen Staatsgefängnissen zubringen mußte, den Despotismus glühend hassen. Nachdem es M.'s Verwandten gelungen, den Vater zu besänftigen, erlaubte dieser dem Sohne 1769, an dem Feldzuge nach Corsica Theil zu nehmen. M. diente mit Auszeichnung und erwarb sich den Grad eines Hauptmanns; da aber sein Vater ihm keine Compagnie kaufen wollte, so sah er sich genöthigt, aus dem Militair auszuscheiden. Er kehrte in die Provinz zurück und heirathete 1771 die Tochter des Marquis von Marignan zu Aix, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. Indeß gerieth er bei seiner Lebensweise in kurzer Zeit in bedeutende Schulden. Sein Vater ließ ihn deshalb durch das Châtelet von Paris für einen Verschwender erklären, das Urtheil stellte ihn unter Curatel und gleichzeitig bekam er Stadtarrest. Trotz dieser Umstände lebte er mit seiner Frau auf gutem Fuße, bis er im Mai 1774 einen galanten Briefwechsel derselben entdeckte. Da jedoch die Vorwürfe wahrscheinlich beiderseitig waren, so fand sehr bald wieder eine Vereinigung statt. Als aber M. in demselben Jahre den ihm angewiesenen Aufenthalt eigenmächtig verließ, brachte ihn ein neu ausgewirkter Verhaftsbefehl in das Schloß If, und 1775 befand er sich

als Gefangener auf dem Schlosse Joux bei Pontarlier in der Franchecomté. Hier beendigte er seinen berühmten „Essai sur le despotisme" (gedruckt in Holland 1776), ein durch hinreißende, fast Rousseau'sche Darstellung ausgezeichneter Ausbruch seines schwer gekränkten Freiheitsgefühls. In Joux lernte M. Sophie de Ruffei, die 19jährige Gattin des 79jährigen Präsidenten Lemonnier kennen, und Beide entbrannten in heftiger Liebe zu einander. Als aber der Commandant von Joux, ein gewisser St.-Maurice, der früher selbst Versuche auf die schöne Frau gemacht hatte und sich nun überflügelt sah, hiervon in Kenntniß gesetzt wurde, so blieb M. nichts übrig als die Flucht zu ergreifen, wozu ihm Malesherbes rieth, der damals sein Ministerium abgab. Sophie folgte ihm; als Flüchtlinge lebten sie eine Zeit lang in der Schweiz und gingen dann nach Holland, wo M. sich von schriftstellerischen Arbeiten ernährte (1776—77). Während dieser Zeit hatte in Frankreich der beleidigte Ehemann gegen M. auf Entführung geklagt; das Parlament von Besançon sprach gegen denselben das Todesurtheil aus und ließ sein Bildniß an den Galgen schlagen. Jetzt sann auch M.'s Vater auf neue Züchtigung für den Sohn und bewirkte, daß man einen Policeidiener mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftsbefehl nach Holland schickte. M. wurde gewarnt; doch die wenigen Augenblicke, die er verlor, um für die Sicherheit seiner Sophie zu sorgen, beraubten Beide ihrer Freiheit; ohne Einspruch der holländ. Regierung wurden sie im Mai 1777 verhaftet. M. ward in den Donjon von Vincennes, die hochschwangere Sophie in das St.-Clarenkloster zu Gien gebracht. In der nun folgenden beinahe dreijährigen Gefangenschaft schrieb M. eine Reihe leidenschaftlich begeisterter, schwärmerisch zärtlicher Briefe an seine Sophie, glühend wie die Briefe in Rousseau's „Heloise", wahrer als sie, auch darin ein Bild ihrer Zeit, daß man in ihnen das Schönste und Reinste oft neben dem Obscönsten auf demselben Blatte findet. Sie erschienen unter dem Titel „Lettres originales de M., écrites du Donjon de Vincennes pendant les années 1779—80, (4 Bde., 1792; neue Aufl. von Manuel 1820). Auch entstand in diesem Gefängniß sein männlichkräftiger „Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'état" (2 Bde., Hamb. 1782). M.'s lange Einkerkerung ermüdete endlich die Verfolgung. Seine Vertheidigungsschrift gegen seinen Vater war ein Meisterstück der Beredtsamkeit und Logik. Auch die Richter sahen ein, daß dieser bei seinem anerkannt schlechten Charakter sich nur von Haß und Rache leiten ließ, und gaben dem Sohne 1780 die Freiheit. Nachdem er kurze Zeit bei seinem Vater zugebracht, ging er nach Pontarlier, wo er sich als Gefangener stellte. Durch seine meisterhafte Vertheidigung gelang es ihm 1782, die Aufhebung des früher gegen ihn erlassenen Todesurtheils zu bewirken; zugleich erhielt Sophie ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Hierauf ging M. nach Aix, um sich wo möglich mit seiner Frau auszusöhnen. Diese aber drang auf Scheidung und gewann den Proceß, der für beide Theile wenig ehrenvoll war. In M.'s Leben beginnt jetzt ein neuer Abschnitt; hatte er bis dahin nur durch seine Ausschweifungen und Unfälle Aufmerksamkeit erregt, so reihte er sich nun den Schriftstellern an, welche die öffentliche Meinung von Europa auf Das, was damals Noth that, hinlenkten. Die acht Jahre von 1781 bis zur Einberufung der Nationalversammlung waren gewissermaßen M.'s politische Vorschule. Seine in dieser Zeit verfaßten Schriften sind zahlreich und blieben nicht ohne großen Einfluß auf das Volk. Im J. 1784 lebte M. in London. Er war Mitarbeiter am „Courrier de l'Europe" und in Gemeinschaft mit Chamfort schrieb er hier seine „Considérations sur l'ordre de Cincinnatus" (Lond. 1784). Er misbilligte einen Orden in einer Republik, und die Nordamerikaner haben auf seinen Rath gehört. Nach Paris zurückgekehrt, zeigte er durch mehre Broschüren, besonders über Gegenstände der Finanzverwaltung, daß er Adam Smith wohl studirt habe und ihm Nichts fremd sei, was das öffentliche Wohl angehe. Um ihn von Paris zu entfernen, gab ihm Calonne einen geheimen Auftrag nach Berlin, wo

er Preußens neues Administrativsystem kennen lernen sollte. Die Briefe, welche M. in Folge dieses Auftrags an den Minister schrieb, erschienen wahrscheinlich ohne M.'s Theilnahme, unter dem Titel „Histoire secrète de la cour de Berlin" (3 Bde., 1789, 12.) und wurden auf Befehl Ludwig XVI. dem preuß. Hofe zu Gefallen von Henkershand verbrannt. Während seines sechsmonatlichen Aufenthalts in Berlin sammelte M. auch, unterstützt von seinem Freunde Mauvillon, die Materialien zu seinem Werke: „De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand" (4 Bde., 4. oder 8 Bde., Lond. 1788; deutsch von Mauvillon und Blankenburg, 4 Bde., Braunschw. und Lpz. 1794—96), das jetzt, obgleich es treffliche Partien, unter Anderm eine bewunderte Schilderung Friedrich II. enthält, vergessen ist. Die Folge hat bewiesen, daß M.'s ungünstige Beurtheilung des von Friedrich eingeführten Regierungsmechanismus, welcher damals selbst die Kundigen blendete, aus richtiger Betrachtung der Dinge hervorgegangen war, und so das politische Urtheil M.'s gerechtfertigt. Seit 1787 nach Frankreich zurückgekehrt, gab M. daselbst noch einige Gelegenheitsschriften heraus, wie „Dénonciation de l'agiotage au roi" (1787), „Lettres sur l'invasion des provinces unies" (1787) und „Avis aux Bataves sur le Stadthouderat", (1788), deren erste einen neuen Verhaftsbefehl gegen ihn hervorrief, dessen Wirkungen er sich jedoch zu entziehen wußte. Mit der Zusammenberufung der Reichsstände beginnt M.'s dritte Lebensperiode, die Zeit seiner praktischen politischen Wirksamkeit. Er ging nach seinem Geburtsorte Aix und trat als Candidat auf. Seine Standesgenossen verschmähten ihn. Da entäußerte er sich factisch seines Adels, indem er einen Tuchladen kaufte und sich zum Mitglied des Tiersétat machte. Dieser wußte M.'s Talente besser zu schätzen; zwei Städte, Marseille und Aix, wählten ihn zu ihrem Deputirten, und M. entschied sich für die letztere. So kam er nach Versailles und kaum hatte er einige Mal in der Assemblée gesprochen, so hatte er auch das Übergewicht und die Herrschaft erlangt, welche dem Genie gebührt. Mit den mannichfachsten, ausgebreitetsten Kenntnissen vereinigte er das entschiedenste Rednertalent, so daß ihm die folgenreichste Einwirkung auf Verstand, Gefühl und Einbildungskraft seiner Zuhörer nie mislingen konnte. Er erschien wie ein Tribun. In gefährlichen Umständen zeigte er die Gewalt der Rede, womit man die Gemüther beherrscht und unterjocht; in schwierigen Discussionen bestimmte seine Meinung den Entschluß der Majorität; oft mit einem Worte schlug er seine Gegner nieder. Er war der wahre Souverain der Assemblée und seine Popularität im Volke unermeßlich. Man hat ihm Unrecht gethan, indem man ihn zu einer Partei rechnet, er selber für seine Person bildete eine Partei und seine Anhänger hatte er überall, in der Versammlung, in der Stadt, und selbst am Hofe; Jeder war es, an den er eben das Wort richtete. Wie wunderbar, wie elektrisirend seine Reden gewirkt, muß man in gleichzeitigen Mémoires lesen. Sein Name wird bei jeder wichtigen Verhandlung der Nationalversammlung genannt; doch nur einige Hauptpunkte können wir hier hervorheben. M. war weit entfernt von den republikanischen Theorien vieler seiner Collegen. Allerdings wollte er die Gewalt des Monarchen beschränken, dem Adel die dem Ganzen schädlichen Vorrechte nehmen und diesen Stand angemessener organisirt und zum Gesammtvolke in ein richtigeres Verhältniß gebracht wissen; volle Demokratie aber war ihm zuwider, wie er denn auch von der Constitution des Jahres 1791 sagte, daß sie für eine Monarchie zu republikanisch, für eine Republik aber der König darin überflüssig sei. Manche seiner Angriffe sind aus persönlicher Erbitterung über frühere Leiden zu erklären und manche andere mit M.'s politischen Grundsätzen streitende Handlungen erklären sich aus seiner Abneigung gegen Necker und Lafayette. Wie tief aber auch M. im Verlauf des Jahres 1789 den König gekränkt haben mochte, da die kühnsten Beschlüsse der Assemblée meist M. zum Urheber hatten, die kön. Familie und ihre Rathgeber sahen doch zuletzt ein, daß, wenn irgend Einer, nur M. sie ret-

ten und der Vermittler zwiſchen den Anſprüchen der Krone und des Landes ſein könne. So leitete man denn, nachdem ein früheres plumpes Anerbieten von Seiten des Hofes, wo man M. für Geld zum Schweigen bringen wollte, abgelehnt worden war, Unterhandlungen ein; ein deutſcher Prinz machte den Agenten der Königin, und M. ließ ſich dieſer vorſtellen. Sobald der König hinzutrat, bat ihn M. ſogleich, ihm zu ſagen, ob er hoffe, ſeine vorige Gewalt wiederhergeſtellt zu ſehen, in welchem Falle er ihm keinen Dienſt erzeigen könne. Als der König dies verneinte, ſagte ihm M. ſeinen Beiſtand zu. Es wird immer problematiſch bleiben, ob M., ſelbſt wenn der Hof ſich ſeiner Leitung ohne Rückhalt anvertraut hätte, die Sache der Monarchie würde haben retten können; daß jede Rettung bei der Kopfloſigkeit des Königs und ſeiner Räthe unmöglich ſein mußte, iſt deſto gewiſſer. Der Hof bezahlte nach dieſer Unterredung, die zu Anfange 1790 ſtattfand, M.'s enorme Schulden und zahlte ihm monatlich 6000 Franken. Leidenſchaftliche Geſchichtſchreiber haben hier von Beſtechung geredet, als wenn es ein Verbrechen wäre, dem Könige und dem Lande gleichzeitig zu dienen. Seine Überzeugung hatte M. nicht verkauft, und ſo fuhr er auch fort, gegen das Miniſterium zu reden, wo dieſes ſeiner Meinung nach im Unrechte war. Wie ſehr auch M. nach Popularität ſtrebte, ſo fürchtete er doch nicht, ſie für ſeine Überzeugung aufs Spiel zu ſetzen; bei den Verhandlungen über die kön. Sanction und den Geſetzesvorſchlag gegen die Emigration bewies er dies. Er ſagte damals das berühmt gewordene Wort: „Auch ich bin im Triumph getragen worden; aber nicht erſt heute, ſchon lange weiß ich, daß vom Capitol zum tarpejiſchen Felſen nur ein Schritt iſt." Zu ſpät ſah er voraus, welche Greuel die Freiheit Frankreichs verunſtalten würden. „Die Gemeinen", ſagte er zu Dumont, „haben den König regieren wollen, anſtatt durch ihn zu regieren. Bald aber werden weder er, der König, noch ſie mehr regieren. Eine ſchändliche Partei wird ſie Alle beherrſchen und Frankreich mit Greuel bedecken." Am 2. Febr. 1791 wurde M. zum Präſidenten der Nationalverſammlung gewählt; doch nicht lange ſollte er dieſe Ehre genießen. Übertriebene Anſtrengungen, dazu frühere und fortgeſetzte Ausſchweifungen hatten ſeine Geſundheit zerrüttet; er ſtarb nach kurzer Krankheit am 2. Apr. 1791. Sein Tod verſetzte nicht nur ganz Paris und Frankreich, er verſetzte auch den Hof in Trauer. Mehr als 100,000 Menſchen begleiteten ihn auf ſeinem letzten Wege nach der Genovevakirche, die ſeit jener Zeit das Pantheon heißt. Zwar mußte ſeine Aſche im J. 1794 auf Robespierre's Vorſchlag Marat Platz machen; der erſte Conſul ließ dagegen 1800 ſeine Bildſäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Galerie der Tuilerien errichten. Außer den bereits angeführten Schriften haben wir noch die Ausgaben zu nennen, die man von ſeinen Reden veranſtaltet hat: „M. peint par lui-même" (4 Bde., Par. 1791) und „Collection complète des travaux de M. l'ainé à l'assemblée nationale", herausgegeben von Méjean (5 Bde., Par. 1791). In Barthe's Ausgabe der „Orateurs franç." bilden die „Discours et opinions de M." (Par. 1820) den 1—3. Band. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke beſorgte Mérilhou (9 Bde., Par. 1825—27). Als Schriftſteller gehört M. nicht in die erſte Claſſe. Als Redner kann man ihn weder mit Cicero noch mit Demoſthenes, noch mit Pitt oder Fox vergleichen. Sein Genie beſtand in politiſchem Scharfblick, Menſchenkenntniß und dem Talente, Alles, was er wiſſen mußte, ſchnell in ſein Eigenthum zu verwandeln. Viele ſeiner Reden und Entwürfe ſind nicht von ihm, ſondern von Dumont, Duroverai, Clavieres u. A. Über ſein Leben enthalten vollſtändige Nachrichten die „Mémoires sur M. et son époque, sa vie littéraire et privée" (4 Bde., Par. 1824) die „Souvenirs sur M. et sur les deux premières assemblées législatives" von Dumont, herausgegeben von Duval (Par. 1832), und das intereſſante und reichhaltige Werk ſeines Adoptivſohns Montigny, „Mémoires bio-

graphiques, littéraires et politiques de M.", mit einer Einleitung von Victor Hugo (6 Bde., Par. 1833—34).

Miranda (Don Francisco), der erste Gründer der Freiheit im span. Amerika, geb. in Caracas, stammte aus einer alten span. Familie. Sein Großvater war Gouverneur der Provinz Caracas. Als Jüngling durchwanderte er Amerika zu Fuß, um es kennen zu lernen, und ward hierauf Oberst im span. Heere. Er focht als Freiwilliger im nordamerikan. Kriege und bereiste nachher England, Frankreich und Italien zu Fuß, auch Altspanien, das er glühend haßte, und aufs Neue, in militairischer Hinsicht, Süd- und Nordamerika. Im J. 1789 befand er sich in Petersburg; doch der Ausbruch der franz. Revolution bewog ihn, sich nach Paris zu begeben. Hier erhielt er eine Sendung an den Minister Pitt, ward zum Generalmajor ernannt und befehligte als zweiter Befehlshaber unter Dumouriez in Champagne 1792 und in Belgien. Als Dumouriez gegen Holland vordrang, erhielt er den Auftrag, Mastricht zu belagern, mußte aber, von dem General Valence zu wenig unterstützt, die Belagerung aufheben. Bei Neerwinden befehligte er den linken Flügel und ward von Dumouriez beschuldigt, den Verlust der Schlacht herbeigeführt zu haben; doch rechtfertigte er sich deshalb durch eine gründliche Vertheidigungsschrift. Gleich Dumouriez hatte er sich damals gegen die Partei der Jakobiner erklärt. Jetzt erschien ihm Dumouriez selbst verdächtig, und er theilte seinem Freunde Pétion, der Mitglied des Wohlfahrtsausschusses war, seine Besorgnisse mit. Dies schützte ihn vor der Anklage, und man gab ihm den Auftrag, Dumouriez (s. d.) zu verhaften. Als aber darauf der Berg die Girondisten vernichtet hatte, ward auch M. vor das Revolutionstribunal gestellt; jedoch rettete ihm Thomas Payne's Beredtsamkeit das Leben. Nach Robespierre's Sturz kam er wieder in Freiheit, bis er auf Befehl des Directoriums 1795 von Neuem verhaftet wurde. Als Ausländer sollte er verbannt werden; allein er machte sein Recht als franz. Bürger geltend und lebte eine Zeit lang im Verborgenen, bis das Directorium ihn nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilte, und da er nach England entflohen war, 1799 auf die Emigrantenliste setzen ließ. Im J. 1803 kehrte er nach Paris zurück, ward jedoch abermals, weil er sich in Verbindungen gegen den ersten Consul eingelassen haben sollte, verbannt. Jetzt beschloß er die Ausführung des längst gefaßten Gedankens, die span. Herschaft auf dem festen Lande von Amerika zu stürzen. In dieser Absicht begab er sich nach Jamaica und Trinidad, hierauf nach Neuyork, wo er 1806, im Geheimen von England unterstützt, mit einer Summe von 60,000 Pf. St. drei Schiffe ausrüstete und 900 entschlossene Männer zu Befreiung seines Vaterlandes Caracas vereinigte. Allein die Spanier eroberten am 28. Apr. 1806 zwei seiner Schiffe; mit dem dritten entfloh er. Von seinen geheimen Freunden unterstützt, bewerkstelligte er zwar am 1. Aug. d. J. eine neue Landung in Venezuela; sein Aufruf zur Freiheit machte aber so wenig Eindruck auf das Volk, daß er sich schon am 13. wieder einschiffen mußte. Erst gegen Ende des J. 1810 gelang es ihm, die Fahne der Freiheit in Caracas aufzupflanzen. (S. Südamerika.) Nach mehren Triumphen und noch größern Unfällen, verfolgt vom Hasse der Priester und gedrängt durch Finanznoth, Abfall und Verrätherei, sah er sich zuletzt genöthigt, mit dem span. General Monteverde die Capitulation vom 26. Aug. 1812 abzuschließen, gegen deren Inhalt ihn der span. General treuloserweise als einen Gefangenen behandelte. Man brachte ihn nach Spanien in das Gefängniß La Caraca, den furchtbarsten Kerker der Inquisition bei Cadiz, in welchem er nach einer vierjährigen harten Einsperrung starb. M. war ein wohlgebildeter Mann, voll Kraft und Feuer, nach Thaten dürstend, im Wollen fest, im Handeln kühn; dabei von ausgebreiteten Kenntnissen. Obwol er in seinem politischen Verhalten in Venezuela jakobinische Formen nachahmte, so hat er doch ohne Selbstsucht, aus reinem Eifer für die Sache, einem großen Ziele mit ebenso

viel Beharrlichkeit als Geist und Muth, Vermögen, Kraft, Glück und selbst das Leben geweiht.

Mirandŏla (Joh. Pico von) s. Pico (Joh.).

Misanthrŏpie, Menschenscheu oder Menschenhaß ist weniger eine Krankheit als vielmehr eine bloße Anlage dazu, die nicht in dem Gemüthe, sondern in dem Geiste des Menschen ihre Wurzel hat, und läßt immer auf eine gewisse Schwäche des Geistes, namentlich des Urtheils, schließen. Sie wird im gewöhnlichen Leben oft mit der Melancholie verwechselt, muß aber von dieser wohl unterschieden werden, wenn sie gleich in diese übergehen kann und häufig mit ihr, wie mit manchen andern Seelenstörungen, verbunden vorkommt. Sie ist nur dem reifen Mannesalter, vorzüglich aber dem Greisenalter eigen. Menschen, die wenig Gelegenheit gehabt haben, ihr Urtheil zu bilden, welche die Welt und ihre Verhältnisse immer nur aus Einem, oft sogar falschen Gesichtspunkte betrachten, dabei eine lebhafte Einbildungskraft besitzen, solche, die mit dem sogenannten gallichten oder auch sanguinischen Temperamente begabt sind, zeigen eine vorzügliche Anlage zur Misanthropie, die zunächst in der Regel durch die Einwirkung anhaltender Widerwärtigkeiten und unglücklicher Lebensverhältnisse, insbesondere aber durch bittere Erfahrungen rücksichtlich der Denk- und Handlungsweise ihrer Nebenmenschen herbeigeführt wird. Wie es scheint, kann sie aber auch unter dem Einflusse einer erblichen Anlage ohne hinreichende äußere Veranlassung entstehen. Misanthropen sind leicht zum Zorn, Haß, zur Rache, zu gewaltthätigen Handlungen aufzureizen, ermangeln aber dessenungeachtet gewöhnlich wirklicher Energie des Charakters. Bleiben sie sich selbst überlassen, so steigert sich ihr Übel durch sich selbst fast bis zur Unheilbarkeit. In der Mehrzahl der Fälle sind sie nur durch eine verständige psychische Behandlung dahin zu bringen, daß sie wieder Freude am Leben und Geschmack an ihren Nebenmenschen finden; zuweilen bedarf es aber auch arzneilicher Einwirkungen.

Miscellanĕen war früher, sowie gegenwärtig Miscellen, häufig der Titel für Schriften vermischten Inhalts.

Mischna, s. Talmud.

Miserēre, d. h. erbarme dich, wird ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, welcher in der Vulgata anfängt: Miserere mei domine, genannt. Besonders berühmt ist davon die Composition des Allegri (s. d.). Miserere nennt man auch das Bild des gekreuzigten sterbenden Heilandes.

Miserēre (das) oder die Darmgicht ist eine Krankheit, die ihren Grund darin hat, daß der freie Durchgang durch den Verdauungskanal entweder durch Verengerung, Ineinanderschiebung, Verschlingung einer Partie des Dünn- oder Dickdarms, durch Einklemmung einer in einem Bruche befindlichen Darmschlinge oder endlich durch Ansammlung verhärteten Darmkoths, zusammengeballter Würmer oder anderer fremder Körper verschlossen ist. Sie gibt sich durch mehr oder weniger heftige, anfänglich auf eine bestimmte Stelle des Unterleibes beschränkte, später über den ganzen Umfang desselben verbreitete Schmerzen, hartnäckige Leibesverstopfung, faulichten Geschmack im Munde, Übelkeiten, anhaltendes Erbrechen, durch welches Alles, endlich auch Koth und selbst die etwa gegebenen Klystiere ausgeworfen werden, und durch Durst zu erkennen, wobei in der Regel der Puls sehr häufig und zusammengezogen ist und die Haut sich mit kalten, klebrigen Schweißen bedeckt, und nimmt in den meisten Fällen einen tödtlichen Ausgang.

Misericordĭa nannte man in den Klöstern Das, was wider die Ordensregeln den Mönchen gegeben würde; auch der Ort, wo sie diese Bewilligungen genossen; Misericordiă, die Stühle, worauf alte und schwache Geistliche beim Gottesdienste saßen, indeß die rüstigern stehend fungirten. — Misericordias domini ist der zweite Sonntag nach Ostern, an dem der Gottesdienst mit den Worten: Misericordias domini cantabo in aeternum, anfing.

Misgeburt oder **Monstrosität** bezeichnet diejenige Beschaffenheit eines Organismus, bei welcher derselbe entweder in seiner Gesammtheit oder in einzelnen Theilen von der seiner Art eigenthümlichen Form abweicht, eine Beschaffenheit, die, um den Begriff der Misgeburt zu constituiren, durchaus angeboren sein muß, also nicht erst nach der Geburt durch Krankheit oder Verletzung erworben sein kann und auf quantitativen oder qualitativen Abweichungen des sogenannten Bildungstriebes, der Form und Gestalt gebenden Lebenskraft, beruht. Die Fehler dieser ursprünglichen Bildungsthätigkeit lassen sich am besten in drei Hauptclassen ordnen; sie charakterisiren sich nämlich entweder durch abnorme Steigerung der bildenden Thätigkeit, oder durch normwidrige Beeinträchtigung, oder endlich durch fehlerhafte Richtung, wahrhafte Verirrung derselben. In die erste Classe gehören diejenigen Misbildungen, die sich durch eine die Norm überschreitende Zahl und Größe der Theile oder durch das Vorhandensein ganz neuer außerordentlicher Gebilde auszeichnen (Doppelmisgeburten, Hände mit sechs Fingern u. s. w.); in die zweite diejenigen, bei denen das Gegentheil stattfindet, wo irgend ein Theil, eine Organenreihe gänzlich fehlt oder nur sehr unvollkommen und mangelhaft entwickelt ist, wo Organe, die im regelmäßigen Zustande getrennt sein sollen, verschmolzen sind, oder umgekehrt, wenn sie früher vermöge ihrer naturgemäßen Entwickelungsstufen getrennt waren, sich später aber zu einem Ganzen vereinigen sollen, getrennt bleiben. Dies sind die sogenannten Bildungshemmungen, d. h. Formfehler, die durch Stehenbleiben auf einer frühern Entwickelungsstufe entstanden sind und also Zustände in sich begreifen, die in einer frühern Periode vollkommen normal waren. Diese Classe bietet die zahlreichsten Fälle dar. Die dritte machen diejenigen Bildungsfehler aus, bei welchen eine fehlerhafte Lage, Stellung eines oder mehrer Organe, eine naturwidrige Beziehung derselben untereinander statt hat. Sie sind oft sehr merkwürdiger und wunderbarer Art. So hat man z. B. das Herz zuweilen in der rechten Seite der Brust gefunden. Als eine besondere, vierte Classe betrachten Manche noch die sogenannten Zwitterbildungen, bei welchen scheinbar eine Verschmelzung beider Geschlechter in einem Individuum stattfindet und häufig eine sichere Geschlechtsbestimmung großen Schwierigkeiten unterliegt. Alle die genannten Bildungsfehler sind nicht, wie es früher oft geschehen ist, als bloße Naturspiele zu betrachten, sondern richten sich, wie die Untersuchungen der neuesten Zeit dargethan haben, ebenfalls nach bestimmten Naturgesetzen, wenngleich diese noch nicht für alle Fälle mit Bestimmtheit haben nachgewiesen werden können. Das Leben außer dem Mutterleibe kann bei ihnen entweder fortbestehen oder nicht; sie sind der ärztlichen Kunst zugänglich und heilbar, oder unheilbar.

Misheirath (mesalliance, disparagium). Schon im alten Rom gab es einen solchen Unterschied der Stände, daß Heirathen zwischen ihnen gesetzwidrig waren. Bei den german. Völkern aber, von welchen die neuen europ. Staaten gegründet wurden, findet sich zwar schon früh eine edle regierende Familie, sonst aber sind alle Freie einander gleich, bis auf die erworbenen Verschiedenheiten der Würde, und nur Unfreie stehen ihnen mit mehr oder weniger scharfer Absonderung gegenüber. Zwischen Freien und Unfreien findet keine Ehe statt, besonders verbieten die ältern Gesetze den Töchtern der Freien, Frau eines Leibeignen zu werden. Später entstand auch unter den Freien ein erblicher Standesunterschied zwischen Adel und Gemeinen, der aber doch nur reichsgesetzlich bis in die neueste Zeit eine Unterabtheilung des Standes der Freien bildet, während aus den alten regierenden Geschlechtern der hohe Adel hervorgegangen ist und sich durch eine große Zahl emporgestiegener Familien vermehrt hat. Sonderbar ist es, daß der niedere Adel sich zum größten Theil aus dem Stande unfreier Dienstleute (der hof- und kriegsdienstpflichtigen Ministerialen) über die gemeinen Freien emporgehoben hat, so weit, daß auch die Grenzlinie zwischen ihnen und dem hohen (regierenden) Adel

unsicher geworden ist. Auf der andern Seite ist auch nach und nach das Gebiet der Unfreiheit immer mehr verengert worden und beinahe verschwunden. Keins der andern neueurop. Völker hat diese Unterschiede so scharf und lange festgehalten als die Deutschen und, wie sie, durch den Rechtssatz: das Kind folgt der ärgern Hand, die Rechte des angeborenen Standes auch von der Mutter abhängig gemacht. Man verweigerte den Kindern eines Mannes vom hohen Adel Rang und Erbfolge, wenn sie von einer Mutter aus geringerm Stande geboren waren. Die Theilungen der Länder, wodurch die Zahl der erbberechtigten Agnaten so sehr vermehrt worden war, hatten die Folge, daß jeder Fehler der Geburt mit Eifersucht bewacht und benutzt wurde. Der niedere Adel konnte sich zwar nie ganz von dem Stande der gemeinen Freien losmachen, welchem er wesentlich angehört, und welcher sich durch Amt und Würde (die Doctorwürde) leicht über ihn erhob; er konnte die Kinder eines adeligen Vaters mit der unadeligen Mutter nicht vom Stande, Lehn und Erbe des Vaters ausschließen; aber er brachte es doch in einigen Verhältnissen seit dem 16. Jahrh. dahin, daß eine auch von der Mutter Seite adelige Abkunft erfodert wurde (in den Stiftern, Orden, Hofämtern, einigen landständischen Corporationen), ohne daß doch jemals die Ehe zwischen Adeligen und Gemeinfreien für eine ungleiche oder Misheirath hätte gehalten werden können. Aber auch bei dem hohen Adel wurde der Begriff dadurch sehr schwierig, daß die Grenzen desselben zwischen den Classen der wirklich regierenden Fürsten und Grafen als den einzigen dazu Gehörigen, dann zwischen den bloßen Titularfürsten und Grafen und zwischen den Grafen und Freiherren und dem alten Adel unsicher geworden waren. Daher die nie endenden Streitigkeiten über den eigentlichen Begriff der Misheirathen, dessen gesetzliche Bestimmung selbst in der kais. Wahlcapitulation vergeblich versprochen wurde. Liebe und Sinnlichkeit haben oft diese Schranken durchbrochen, und Pütter in seinem Werke „Über Misheirathen deutscher Fürsten und Grafen" (Gött. 1796) führt eine lange Reihe mitunter sonderbarer und merkwürdiger Fälle theils unstreitiger, theils bestrittener Misheirathen auf, welche oft die fürstlichen Familien Deutschlands, ja selbst den kais. Hof, die Reichsgerichte und den Reichstag in große Bewegung gesetzt haben. Den Familienverträgen, wodurch der Begriff standesmäßiger Ehen enger, als herkömmlich war, gezogen werden sollte, indem man z. B. Ehen der neufürstlichen und reichsgräflichen Familien mit freiherrlichen für ungleich erklärte, versagte der Kaiser regelmäßig die Bestätigung. Durch die Auflösung des deutschen Reichs ist diese Angelegenheit blos Landessache geworden, und nur den ehemals reichsständischen Häusern kann nach der deutschen Bundesacte (Art. 14) die Ebenbürtigkeit mit den souverainen Familien nicht mehr entzogen werden. Ebenbürtigkeit der Ehe wird in der bair., würtemberg. und hess. Verfassungsurkunde als Bedingung der Successionsfähigkeit anerkannt. Andere Verfassungen übergehen diesen Punkt mit Stillschweigen oder berufen sich auf die vorhandenen Familienverträge und Observanzen. Vgl. „Über die Ansprüche der Krone Baiern an Landestheile des Großherzogthums Baden (Manh. 1828), auch Heffter's „Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrechte" (Bonn 1829).

Misögyn oder **Weiberfeind** wird Derjenige genannt, welcher in allen Frauen und Mädchen ohne Ausnahme, wenn auch nicht menschliche Wesen niederer Art, doch Geschöpfe zu sehen glaubt, die, voller Fehler und Mängel, nur zur Qual der Männer geschaffen sein sollen, und sie deshalb fürchtet, flieht und anfeindet. Mögen auch in einzelnen Fällen bittere Erfahrungen zu einem so seltsamen Widerwillen gegen ein ganzes Geschlecht Veranlassung gegeben haben, so ist er doch immer eine Ungerechtigkeit gegen die Natur und verräth stets eine gewisse Schwäche des Urtheils. Gar oft aber ist dieser Haß eine Folge unnatürlicher Ausschweifungen oder zügelloser, bis zur Übersättigung getriebener Befriedigung der Geschlechtslust, zuweilen der Begleiter einer selbstverschuldeten Impotenz, und beraubt Denjenigen, der von ihm befallen ist, aller der Annehmlichkeiten, welche

der Umgang mit Frauen und Mädchen dem gefühlvollen Manne gewährt. Castraten, Eunuchen, Onanisten, Päderasten, Sodomiten sind zumeist Weiberfeinde, und nur in außerordentlich seltenen Fällen mögen eine besondere körperliche Constitution mit Neigung zur Melancholie, verkehrte Erziehung, religiöse Vorurtheile u. s. w. die Schuld einer so thörichten Abneigung tragen.

Misolögie, eigentlich Vernunfthaß, beschränkt sich gewöhnlich auf den Haß gegen die philosophirende Vernunft, da es Verrücktheit anzeigen würde, wenn der Misolog die Vernunft überhaupt hassen wollte.

Mispel nennt man die Frucht eines in Deutschland einheimischen Strauchs (Mespilus germanica), welche erst genießbar wird, nachdem sie eine Zeit lang nach dem Abpflücken gelegen hat und weich geworden ist. Sie ist birnförmig, braun und mit den stehenbleibenden Zipfeln des Kelchs gekrönt, schmeckt anfangs herb und zusammenziehend und wird erst durch das Liegen zuckerhaltig.

Missälen oder **Missalbuchstaben** nennt man die größten Buchstaben, weil ehemals die Missalen oder Meßbücher damit geschrieben und gedruckt wurden.

Misse, s. **Messe**.

Missionen wurden vorzugsweise die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristliche Völker unternommenen Sendungen christlicher Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen Christen, entweder aus eignem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgesehen von wenigen einzelnen Fällen, ist das Christenthum stets nicht durch die Waffen, sondern durch die sanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Auch die deutsche Kirche ward durch solche Glaubensboten, welche man später Missionare nannte, namentlich durch Bonifacius, im 8. Jahrh. gegründet. In den letzten Jahrhunderten geschah von Seiten der katholischen Kirche, welche auch solche Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten christlichen Parteien zu ihrer Gemeinschaft zurückzuführen, **Missionen** nannte, mehr für das Missionswerk als von der protestantischen. Zu diesem Zwecke dienen die in Rom 1622 gestiftete Propaganda und das 1627 errichtete Collegium de propaganda fide daselbst. Die in gleicher Absicht 1653 begründete Congregation in Paris wurde 1828 aufgehoben. Die merkwürdigsten Missionen der katholischen Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan. Vgl. „Nouvelles lettres édifiantes des missions de la Chine et des Indes orientales" (5 Bde., Par. 1818—20; zweite Ausg. unter dem Titel „Choix des lettres édifiantes, écrites des missions étrangères" (Par. 1824) und Dubois „Letters on the state of christianity in India etc.; deutsch von Hoffmann, mit einer Vorrede von Röhr, Neust. a. d. Orla 1824). Andere wichtige Missionen waren die nach Brasilien, Mexico, den Andenländern und Paraguay. Unter den protestantischen Völkern haben sich zuerst die Briten, dann die Dänen und die Deutschen um das Missionswerk verdient gemacht. In England bestätigte schon 1647 eine Parlamentsacte die Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums in fremden Ländern. Ihr folgte 1698 die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß. Dann entstand 1704 die von Friedrich IV., König von Dänemark, reich ausgestattete dän.-hallische Missionsgesellschaft, bei der sich Ziegenbalg, Franke, Knapp u. A. Verdienste erwarben. A. Herm. Franke legte in Halle den ersten Grund zur Bildung von Missionarien. Ziegenbalg gründete die erste Gemeinde 1707, und die ersten Berichte erschienen zu Halle 1718. Die Brüdergemeine begann 1732 ihr Missionswesen, und ihre Heidenboten suchten selbst die Polarvölker auf. Zu den seit frühern Zeiten in England vorhandenen Missionsanstalten gesellte sich 1794 die große Missionsgesellschaft, welche christliche Prediger nach Südafrika und Australien sandte; auch wurde zu Malakka 1808 eine anglo-chinesische Mission und 1818 ein anglo-chinesisches Collegium gegrün-

det. Da die Engländer in dem Christenthume das wirksamste Mittel der Civilisation, vorzüglich in den Colonien, sehen, so kommt die brit. Staatskunst in der Erreichung dieses Zwecks dem Eifer der Missionsgesellschaften entgegen. Unter den 55 religiösen Gesellschaften Englands gab es 1) die erwähnte große, 1794 gegründete Missionsgesellschaft für alle Welttheile; 2) die Kirchenmissionsgesellschaft für Afrika und Ostindien; 3) die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, welche sich früher blos auf Nordamerika beschränkte; 4) die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in den schot. Hochländern seit 1709; 5) die inländische Missionargesellschaft seit 1819; 6) die londoner herrnhuter Verbrüderung; 7) Wesley's Missionargesellschaft; 8) die Baptisten-Missionargesellschaft, seit 1792; 9) die Missions- und Betbüchergesellschaft der neuen Jerusalemkirche seit 1721; 10) die Missionsgesellschaft für das feste Land seit 1818; 11) die londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden, und die Damengesellschaft in der bischöflichen Judenkapelle; 12) der Missionar-Predigerverein, seit 1823 aus Edinburg nach London verpflanzt. Zu den bedeutendsten Missionsgesellschaften in den Vereinigten Staaten, die seit einigen Jahrzehenden in die Beförderung des Christenthums thätig eingegriffen haben, gehören: 1) die amerik. Anstalt für Missionen im Auslande, gestiftet 1810; 2) die Missionsanstalt der Baptisten für das Ausland, gestiftet 1814; 3) Missionsanstalt der Generalversammlung (der Presbyterianer), gestiftet 1818; 4) die methodistische Missionsanstalt, gestiftet 1819; 5) die amerikan. inländische Missionsgesellschaft, gestiftet 1830. Das Einkommen der verschiedenen Missions-, Bibel- und Tractatengesellschaften betrug 1830 schon 500,000 Dollars. Überhaupt wurden seit 1701—1817 von 11 protestantischen Missionsgesellschaften elf Missionen, fünf in England, eine in Schottland, eine in Dänemark, eine in Deutschland, die der Brüdergemeine, drei in den Vereinigten Staaten, gegründet, die 1819 zusammen 439 Missionare zählten, wovon die meisten zur Brüdergemeine gehörten; 303 dieser Missionare wurden von den brit., 85 von den deutschen und 37 von den nordamerik. Gesellschaften unterhalten; außerdem versorgten sie noch eine große Zahl Ärzte, Pachter, Arbeitsleute und die Familien derselben. Über 150 Missionare arbeiteten in Asien, über 70 in Afrika und über 200 in Amerika. Schon 1824 stieg die Zahl sämmtlicher Missionare über 500. Auch in Paris begründete die protestantische Kirche, Reformirte und Lutheraner gemeinschaftlich, eine Missionsgesellschaft, deren Zweck nicht sowol Heidenbekehrung als vielmehr Unterweisung armer Kinder war. In Deutschland, wo die Brüdergemeine die meisten Glaubensboten für ihre und andere Missionen erzieht, gibt es besondere Vereine zur Bildung von Missionaren in Berlin, Basel und an andern Orten, welche durch freiwillige Beiträge die Kosten der Unterweisung bestreiten. Der vom Könige von Preußen im Nov. 1823 bestätigte berliner Missionsverein zählte damals über 300 beitragende Mitglieder. Auch die brit. Gesellschaften unterhalten eine Anstalt, in welcher Missionare gebildet werden, auf Sierra-Leone. Unter den Mitteln, deren sich die Missionsgesellschaften und ähnliche Vereine zur Erreichung ihres Zwecks bedienen, ist eins der wichtigsten die Übersetzung der Bibel und deren Verbreitung. (S. Bibelgesellschaften.) Obgleich nun in der Art wie die Missionen thätig sind, besonders in Ostindien, noch Manches zweckwidrig ist, so hat dennoch die stillwirkende Kraft des Christenthums sich in vielen Landstrichen auf eine außerordentliche Art bewiesen. Unter den Missionen der Brüdergemeine (s. d.) ist die bei den Kalmückenstämmen versuchte zu erwähnen. Gesellschaften zur Bekehrung der Juden zum Christenthume wurden zu London, Berlin, Petersburg, Dresden, Breslau, Minden, Königsberg, Posen u. s. w. gestiftet. Mehr als 30 Missionsgesellschaften und Hülfs-Missionsvereine stehen gegenwärtig mit dem basler evangelischen Missionsvereine in Verbindung. In St.-Gallen befindet sich ein besonderer Frauen-Mis-

sionsverein. Die 1816 zu Basel gestiftete größere Missionsschule bildet ihre Zöglinge nicht nur für die engl. und niederländ. Missionsanstalten, sondern der dortige Verein unterhält auch seit 1822 auf eigne Kosten Glaubensboten in der von ihm gegründeten Missionsstation am kaspischen und schwarzen Meere. Auch aus der 1800 in Berlin unter der Leitung des Predigers Jänicke entstandenen Missionsschule gingen viele Missionare hervor. In Rußland fanden die Missionare von Seiten der Regierung viele Unterstützung, und auch in Persien breitete sich das Christenthum immer mehr aus. Kräftig wirkte dafür in neuester Zeit in Westindien, Nordamerika und im südl. Afrika die mährische Brüdergemeine. Vgl. Knapp's „Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten in Ostindien" (Halle 1824), die verschiedenen „Missionsberichte"; Lord's „History of Missions" und Brown's „History of the propagation of Christianity".

Missisippi oder **St.-Louis**, einer der größten Ströme Nordamerikas, der ganz den Vereinigten Staaten angehört, deren Westgrenze er zum Theil bildet, entspringt aus verschiedenen Seen, wird in der Mitte seines Laufes beträchtlich, ist dann, einen einzigen Wasserfall bei St.-Anton ausgenommen, völlig schiffbar, nimmt die großen Flüsse Missuri, Ohio, den rothen Fluß und viele kleine auf und ergießt sich, nach einem Laufe von 640 Meilen, unterhalb Neuorleans in den mexicanischen Meerbusen. Seine Ufer sind fast überall fruchtbar und durch den Handel und die Dampfschiffahrt belebt. Die angebauten Ländereien, welche zwischen den Mündungen der vorerwähnten drei Flüsse in diesen Strom liegen, bilden den **Staat Missisippi**, der 1817 in die Union aufgenommen wurde und auf ungefähr 9600 □M. gegen 137,000 Einw. zählt, darunter etwa 33,000 Sklaven und freie Farbige. Derselbe ist in 21 Grafschaften getheilt und sendet zum Congreß zwei Senatoren und zwei Repräsentanten. Die bedeutendste Stadt ist Natchez am Missisippi mit 3500 Einw. Eine Universität besteht zu Shieldsborough, und ein Collegium wurde 1802 zu Washington gestiftet und 1829 militairisch organisirt, wie denn überhaupt von Seiten des Staats für das Schulwesen sehr viel gethan wird. Die Choktaws und Chikasaws, welche sich Gebiete vorbehielten, haben gegen Entschädigung darauf verzichtet und siedeln sich seit 1832 allmälig jenseit des Missisippi an. An diesem Flusse liegt auch **Luisiana** (s. d.), wohin im Anfange des 18. Jahrh. die von Law in Frankreich auf Actien gegründete Missisippi-Gesellschaft Handel treiben wollte. Vgl. Schoolkraft's „Journal of travels etc. to the sources of M. 1820" (Albany 1821, m. Kpf.), Beltrami's „Pilgrimage in Europa and America" (2 Bde., Lond. 1828) und Flint's „Geogr. and hist. of the western states, or the Missisippi valley" (2 Bde., Cincinnati 1829).

Missolunghi oder **Missolonghi**, eine im griech. Freiheitskampfe berühmt gewordene Stadt, der Hauptwaffenplatz der Hellenen in Westhellas, von diesen auch Klein-Venedig genannt, liegt, von Morästen umgeben, auf einer durch Anschwemmungen gebildeten Landzunge, in einer Meerebene, an einer seichten Bai, westl. vom Eingange in den Golf von Patras und vom Ausflusse des Evenus (jetzt Fidaris), östl. von der Mündung des Achelous (jetzt Aspro Potamo) in dem jetzigen Departement Akarnanien und Ätolien. Ein Bollwerk des westl. Griechenlands schützte M. bei dem Kampfe mit Epirus den Peloponnes, so lange die Türken Patras, Lepanto und die kleinen Dardanellen besaßen. In einer Bucht des Golfs von Patras, auf einer Insel liegt das ebenfalls befestigte **Anatoliko**. Beiden Plätzen kann man sich nur mit Fischerkähnen nähern; die Ankerplätze für größere Fahrzeuge sind 4—5 Meilen davon entfernt. Vor 1804 zählte M., das durch einen jeden Nachmittag wehenden Nordostwind vor der verpestenden Luft der Lagunen und Moräste geschützt wird, an 4000 Einw., darunter reiche Kaufleute und Schiffsherren, von denen die meisten des Kriegs wegen

ausgewandert sind. Damals regierte es sich selbst nach eignen Gesetzen und entrichtete dem Pascha von Negroponte nur den gewöhnlichen Kopfzins, fiel aber 1804 in die Gewalt des Ali Pascha. Schon am 7. Jun. 1821 erhoben sich M. und Anatoliko für die Sache der Freiheit. Im J. 1822 warf sich der Oberbefehlshaber, Fürst Maurokordatos, als die Türken den Peloponnes bedrohten, am 5. Nov. mit 380 M. und mit 22 Sulioten unter Markos Bozzaris in das damals unhaltbare, fast entvölkerte M., das er, nebst Anatoliko, gegen Omer Vrione, Pascha von Janina, und Rutschuk Pascha vertheidigte, bis am 23. Nov. griech. Schiffe den Platz von der Seeseite entsetzten und ihn mit Truppen verstärkten, worauf Maurokordatos mehre Stürme abschlug und die Türken zwang, am 6. Jan. 1823 die Belagerung aufzuheben. Seitdem wurde M. nebst Anatoliko besser befestigt, sodaß es zu den festesten Plätzen des freien Griechenlands gehörte. Eine zweite Belagerung von 59 Tagen bestand M. in den letzten Monaten des Jahres 1823, als Mustaï Pascha von Skodra, nebst Omer Vrione, zu Lande, und algierische Schiffe zur See, den Platz einschlossen, welchen Konstantin Bozzaris, der Bruder des Helden von Karpinitzi, vertheidigte, bis Maurokordatos mit hydriotischen Schiffen herbeieilte und die Pest im Lager der Feinde solche Verheerungen anrichtete, daß sie abzuziehen sich genöthigt sahen. Hierauf zog 1825 der Seraskier Reschid Pascha mit 35,000 M. vor M. Der tapfere Noto Bozzaris, der Oheim des Markos Bozzaris, leitete aber die Vertheidigung so glücklich, daß alle Angriffe vergeblich waren, und auch der am 2. Aug. 1825 und an den folgenden Tagen von der Flotte des Kapudan Pascha unterstützte Sturm des Seraskiers auf die durch ein 40tägiges Bombardement sehr beschädigten Wälle des Platzes abgeschlagen wurde. Nunmehr nahm auch Ibrahim Pascha mit dem ägypt.-europ. Heere an der Belagerung Theil. Alle Stürme waren jedoch fruchtlos. Endlich fiel M. in Schutt und Trümmer, nachdem die heldenmüthige Besatzung, vom äußersten Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf gezwungen, am 22. Apr. (4. Mai n. St.) 1826 Abends nach 8 Uhr sich durch die Belagerer durchgeschlagen, der in die Stadt zurückgedrängte Theil aber die Minen angezündet und sich nebst den eingedrungenen Ägyptern und Türken in die Luft gesprengt hatte. Vgl. Aug. Fabre's „Histoire du siège de M." (Par. 1826). Erst am 18. Mai 1829 wurden Anatoliko und M. von den Griechen mit Capitulation wieder eingenommen. In M. sind die Gräber des Mainotten Cyriako Jatrani, des Sulioten Markos Bozzaris und des Grafen Normann, sowie das Mausoleum, welches das Herz des Lords Byron einschließt.

Missūri, einer der größten Ströme Nordamerikas, entspringt aus den drei Quellenflüssen Jefferson, Madison und Galatin, ist tief und reißend, über 700 M. weit schiffbar und vereinigt sich endlich mit dem Mississippi. Er gibt dem **Staate Missuri** den Namen, der auf 13,000 □M. 118,000 freie weiße Einw. zählt, nebst 25,000 Sklaven, welche die schweren Arbeiten besorgen müssen, und welcher 1820 in den Staatenbund aufgenommen wurde. Derselbe besteht zum größern Theil aus einer Grasebene, auf welcher Büffelheerden bis zu 10,000 Stück weiden. Er hat unermeßliche Kohlenlager und vieles Steinsalz. Zum Congresse sendet der Staat zwei Senatoren und zwei Deputirte. An der Spitze desselben steht der Gouverneur. Die gesetzgebende Versammlung besteht aus dem Senat und dem Hause der Repräsentanten, welche alle zwei Jahre gewählt werden. Die Districte sind in Stadtgebiete getheilt, in denen ein selbsterwählter Friedensrichter die Policei verwaltet. Der Proceßgang ist höchst einfach; alle gerichtliche Verhandlungen sind mündlich und öffentlich. Den Richtern steht die Jury zur Seite. Die Hauptstadt ist Jefferson, die volkreichste Stadt St.-Louis oder Pancore mit 10,600 Einw., welche bedeutenden Handel und Schiffahrt treiben.

Mistel (Viscum album) ist ein Strauch von ein bis zwei Fuß Höhe, welcher parasitisch auf verschiedenen Bäumen wächst und mit seiner Wurzel tief in das

Holz derselben bringt. Sein Stamm hat gabelartig-zweitheilige Äste mit zwei einander gegenüberstehenden, ungestielten, immergrünen Blättern an der Spitze. Die Blüten stehen an der Spitze in den Theilungen der Äste und hinterlassen weiße mit klebrigem Safte erfüllte Beeren. Besonders diese Beeren, aber auch die übrigen Theile des Strauchs werden zur Bereitung des Vogelleims benutzt. Nach der Lehre der Druiden (s. d.) war die Mistel das Heiligste in der Natur und ward von ihnen als eine Universalmedicin betrachtet.

Mitau, russ. Gouvernement von 473 □M. mit 600,000 Einw., bildete sonst das Herzogthum Kurland und Semgallen. Die Hauptstadt desselben gleiches Namens, im Lettischen Jelgawa, an dem Bache Drixe, der unfern davon in den Aafluß fällt, und an dem 1822 vollendeten Jakobkanal, der die Stadt mit Wasser versorgt, ward 1272 von Konrad von Medem erbaut. Sie ist mit alten Wällen umgeben, zählt gegen 16,300 Einw., darunter über 2700 Juden, hat 10 Kirchen aller Confessionen, ein Gymnasium, gestiftet 1775, zu welchem ein Museum und die Sternwarte gehört, eine Bibliothek und eine besondere Freimaurerbibliothek, ein physikalisches Cabinet, mehre gut eingerichtete Schulen und andere wohlthätige Anstalten. Außerhalb der Stadt liegt das schöne, aber nicht ausgebaute ehemalige Residenzschloß der Herzoge von Kurland, welches jetzt als Caserne benutzt wird.

Mitbelehnschaft, s. Gesammte Hand.

Mitesser oder Zehrwürmer (comedones) werden die in Gestalt kleiner Würmer durch Druck aus den Poren der Haut hervorzudrängenden festgewordenen Aussonderungsstoffe der in der Haut befindlichen kleinen Talgdrüsen genannt, welche im gesundheitsgemäßen Zustande in tropfbarflüssiger oder gasiger Form ausgeschieden werden sollen, zuweilen aber ins Stocken gerathen, eine abnorme Consistenz und dann die erwähnte Gestalt annehmen, zuweilen auch die krankhaft veränderten Talgdrüsen selbst. Diese wurmförmigen, an ihrer Spitze durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft gewöhnlich schwärzlich gefärbten Gebilde wurden ehemals für wirkliche, unter der Haut befindliche und daselbst lebende Würmer gehalten, die Jucken, Unruhe, Schlaflosigkeit und endlich eine Art Abzehrung veranlassen sollten. Genauere Untersuchungen haben indeß die Nichtexistenz solcher Würmer außer Zweifel gesetzt. Die Mitesser zeigen sich fast ausschließlich im Gesicht und vorzugsweise an der Stirn, entstehen in der Regel unter Begünstigung einer mangelhaften Hautpflege durch öftere Störungen der gesundheitsgemäßen Hautausdünstung und geben zuweilen zum Entstehen kleiner entzündeter, später eiternder und dann wieder vertrocknender Pustelchen Veranlassung. Am sichersten hindert man ihre Entwickelung durch sorgfältiges Reinhalten der Haut und durch öfteres Waschen und Baden.

Mitgabe, Mitgift, s. Aussteuer.

Mithras ist der Name einer pers. Gottheit, welche in den alten Zendbüchern eine große Rolle spielt. Man scheint darunter den Venusplaneten verstanden zu haben, wie auch Herodot angibt und von Rhode in der „Heiligen Sage des Zendvolkes" (Frankf. 1820) wahrscheinlich gemacht worden ist. Dagegen sollen nach Strabo die Perser unter Mithras die Sonne verstanden haben, und allerdings bezeichnet im Neupersischen das Wort Miher, welches höchst wahrscheinlich von Mithras abstammt, nur die Sonne. Doch ist vielleicht erst später dieser Name auf die Sonne übertragen worden. Besonders unter Aurelian gewann der schon längst im röm. Reiche verbreitete Mithrascultus auch hier an Ausdehnung, und in vielen Provinzen, auch in Deutschland, z. B. in Heddenheim, finden sich Mithrasdenkmäler, d. h. bildliche Darstellungen, welche sich auf den Mithrascultus beziehen. Gewöhnlich erblickt man darauf den Mithras als einen Mann, welcher mit einem Dolche einen Stier ersticht, und zu seiner Seite Abendstern und Morgenstern. Die neuesten Untersuchungen über den Mithrascultus wurden

von Kreuzer, Zoega, Silvestre de Sacy und Hammer angestellt. Eine übersichtliche Zusammenstellung der Mithrasdenkmäler gaben Lajard und später Müller in seiner übrigens sehr unbedeutenden Schrift „Mithras" (Wiesbaden 1833).

Mithridates, der Name mehrer Könige in Pontus, unter denen Mithridates VI. oder der Große der berühmteste war. Dreizehn Jahr alt bestieg er 124 v. Chr., nach der Ermordung seines Vaters, den Thron und ließ bald nachher seine Mutter, die ihm zur Mitregentin verordnet war, weil sie nebst seinem Lehrer Anschläge gegen sein Leben gemacht, ins Gefängniß bringen, wo sie auch starb. Seinen gegen alle Beschwerden abgehärteten Körper soll er durch Gewöhnung sogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben, weshalb ein vorgebliches Gegengift den Namen Mithridat erhielt. Ebenso ist er wegen seiner Sprachkenntniß, denn er soll 22 Sprachen gesprochen haben, zum Sprüchwort geworden. Mündig unternahm er eine Reise durch Asien, theils um die Gebräuche, Gesetze, Sitten und Sprachen der Einw. kennen zu lernen, theils um die Länder seiner Nachbarn, die er sich zu unterwerfen strebte, auszukundschaften. Nach drei Jahren kehrte er zurück und bestrafte seine ihm indessen untreu gewordene Gemahlin, die ihn zu vergiften gesucht hatte, mit dem Tode. Hierauf überfiel er Paphlagonien und theilte es mit seinem Bundesgenossen, dem Könige von Bithynien. Vergebens drohten ihm die Römer, welche das Land für frei erklärt hatten, mit einem Kriege. M. bemächtigte sich vielmehr auch des unter röm. Schutze stehenden Galatiens. Dann richtete er sein Augenmerk auf Kappadocien. Da er aber die Macht des Ariarathes, welcher dieses Land besaß, und dessen genaue Verbindung mit den Römern fürchtete, ließ er ihn meuchelmörderisch umbringen. Zu gleicher Zeit fiel Nikomedes, König von Bithynien, in Kappadocien ein, vertrieb den Sohn des ermordeten Königs und vermählte sich mit Laodice, der hinterlassenen Witwe, einer Schwester des M. Dieser nahm hiervon Gelegenheit, in Kappadocien einzufallen, eroberte es und setzte, gegen seinen anfänglichen Plan, seinen Neffen wieder auf den Thron. Bald aber nöthigte er den jungen Fürsten durch entehrende Foderungen zu einer Kriegserklärung. Beide zogen ungefähr mit gleichen Heeresmassen gegeneinander aus. M. bot den Frieden an, lud den jungen Fürsten zu einer Unterredung ein und erstach ihn im Angesichte beider Heere, worauf er sich des Landes fast ohne alle Gegenwehr bemächtigte. Nikomedes verabredete jetzt mit seiner Gemahlin, einen Jüngling für den dritten Sohn des Ariarathes auszugeben und diesen die Römer um Hülfe anflehen zu lassen. M., von Allem unterrichtet, bediente sich desselben Betrugs, indem er den Römern zu beweisen suchte, daß der junge Fürst, dem er Kappadocien übergab (welches sein eigner Sohn war, dem er den Namen Ariarathes gegeben), der rechtmäßige Sohn des Ariarathes sei. Die Römer, welche den doppelten Betrug entdeckten, nahmen dem M. Kappadocien und dem Nikomedes Paphlagonien, und die Kappadocier wählten Ariobarzanes zum Könige. Kaum aber hatte Sylla Asien verlassen, als M. mit Beistand des Königs von Armenien, Tigranes, seinen Sohn in Kappadocien wiedereinsetzte. Zugleich nahm er Bithynien weg und gab das Land seinem Bruder Sokrates Christos. Bald setzten jedoch die Römer Alles wieder in den vorigen Stand. M. rüstete sich daher gegen Rom selbst und brach plötzlich gegen Kappadocien und Bithynien zugleich los. Seine Kriegsmacht bestand aus 250,000 M. Fußvolk, 50,000 Reitern, 130 Sichelwagen und 400 Schiffen; die der Römer mit den bithynischen Hülfsvölkern war nicht viel geringer. M. eröffnete den Krieg mit Glück, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der röm. Flotte weg; dann fielen Phrygien, Karien, Mysien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien und alle Länder bis an Jonien in seine Gewalt. Die röm. Feldherren Oppius und Aquilius wurden ihm von den Einwohnern von Laodicea und Lesbos ausgeliefert, und er ließ Letzterm zu Pergamus geschmolzenes Gold in den Hals gießen, die Habsucht der Römer da-

mit verspottend. Auch die asiat. Freistaaten Magnesia, Mitylene, Ephesus u. s. w. öffneten ihm ihre Thore, und er brachte so große Schätze zusammen, daß er seine Heere fünf Jahre lang damit unterhalten konnte. Die röm. Bürger, welche in Kleinasien wohnten, ließ er sammt ihren Weibern und Kindern umbringen, und Appian gibt die Zahl der Ermordeten auf 80,000, Dionysius aber auf 150,000 an. Hierauf eroberte er die Inseln des ägäischen Meers; Rhodus widerstand jedoch so kräftig, daß er nach Pergamus zurückkehrte. Von hier schickte er seinen Oberfeldherrn Archelaus mit 120,000 M. nach Griechenland; Athen fiel durch Verrath, andere Plätze wurden erobert, und sein Feldherr Metrophanes verwüstete Euböa. Auf die Nachricht, daß derselbe einen bedeutenden Verlust erlitten, ließ M. seinen Sohn Ariarathes mit einem mächtigen Heere in Macedonien einfallen, welches nebst Thrazien in Kurzem bezwungen wurde. Allenthalben waren seine Waffen siegreich, bis endlich die Römer zu kräftigen Maßregeln schritten. Sylla begab sich im Herbst 87 v. Chr. als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang 86 v. Chr. Athen durch Hunger, rieb des Archelaus Heer bei Chäronea auf und befreite ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück unterwarf Fimbria Kleinasien und belagerte in der Festung Pitane den M. selbst, der sich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontische Flotte ward zweimal vom Lucullus geschlagen. So von allen Seiten bedrängt, trug M. dem Archelaus auf, Frieden zu schließen, den Sylla 84 v. Chr. unter harten Bedingungen bewilligte. M. wurde auf sein väterliches Reich Pontus beschränkt, mußte den Römern 80 bemannte Kriegsschiffe überliefern und 2000 Talente zahlen. Kaum aber hatte Sylla 83 v. Chr. Asien verlassen, als M. die Kolchier angriff und sich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Der röm. Feldherr Muräna, der in Pontus eingefallen war, wurde geschlagen, und schon hatten sich viele Städte Asiens für M. erklärt, als, vom Dictator Sylla gesandt, Aulus Gabinius in Asien erschien. Kappadocien wurde M. geräumt, dagegen unterwarf er 82 v. Chr. die Bosporer, und kaum hatte er Sylla's Tod, 78 v. Chr., erfahren, als er die Wiedereroberung der abgetretenen Provinzen beschloß und, um Rom zu beschäftigen, mit Sertorius, dem Haupte der Marianischen Partei in Spanien, sich verband. Auf seinen Antrieb fiel sein Schwiegersohn Tigranes, König von Armenien, in Kappadocien ein, während er selbst, nach Paphlagoniens Unterwerfung, Bithynien und die Provinz Asien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt unvermeidlich. Die Consuln Lucullus und Cotta zogen gegen M., dieser als Befehlshaber der Flotte, jener als Oberfeldherr der Landmacht. Cotta war nicht glücklich; Lucullus hingegen vermied vorsichtig eine Hauptschlacht gegen den überlegenen Feind, erfocht aber mehre so bedeutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in Pontus stand. Während er aber Amisus belagerte, sammelte M. ein Heer und erfocht damit einen ansehnlichen Sieg; doch wußte Lucullus das Verlorene wiederzugewinnen, und bald sah M. sich genöthigt, als sein eignes Heer sich wider ihn empörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar aufnahm, aber von sich entfernt hielt. Lucullus, der inzwischen ganz Pontus in eine röm. Provinz verwandelt hatte, foderte die Auslieferung des M., welche aber Tigranes ablehnte. Da jedoch Tigranes voraussah, daß man sich mit dieser Antwort nicht beruhigen werde, verabredete er mit M., daß dieser mit 10,000 M. nach Pontus gehen, dort ein Heer versammeln und mit demselben zurückkehren solle, ehe noch Lucullus, der Sinope belagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet schnell, und Lucullus schlug den Tigranes vor seiner Vereinigung mit dem M. Tigranes sammelte jedoch ein neues Heer, welches M. nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar seine Fortschritte durch einen Sieg, allein während des Winters verstärkte M. seine Macht, und bald schlug er die Unterfeldherren des Lucullus aufs Haupt, worauf er sich nach Kleinarmenien wandte, um sich mit Tigranes zu vereinigen. Unter-

dessen hatte an des Lucullus Stelle der Consul Manius Acilius Glabrio den Oberbefehl erhalten. Die mit diesem Wechsel verbundene Verwirrung benutzten die verbündeten Könige, um sich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Kappadocien und Kleinarmenien zu unterwerfen. Da trat Pompejus an die Spitze der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptschlacht gesucht hatte, schloß er M. in seinem Lager, nicht weit vom Euphrat, ein. Dieser schlug sich zwar durch, ward aber verfolgt, in einem engen Thale angegriffen und bei Nikopolis, 66 v. Chr., gänzlich geschlagen. Nur mit 800 Reitern entkam er selbst. Da Tigranes ihn nicht aufnehmen wollte, ging er nach Kolchis; aber Pompejus folgte ihm, und M. flüchtete sich in das Gebiet eines scythischen Fürsten. Man hielt ihn für todt, als er plötzlich wieder in Pontus erschien, Truppen sammelte, zugleich aber dem Pompejus Friedensvorschläge machte. Da sie sich nicht vereinigen konnten, begann der Krieg aufs Neue. Die Macht der Römer in Pontus war gering, und M. machte Fortschritte. Bald aber empörten sich die Einwohner; seine Nachbarn versagten ihm ihren Beistand. Dennoch schlug sein unbeugsamer Sinn die von Pompejus angebotenen Friedensbedingungen aus. Er tödtete seinen Sohn Machares, machte sich zum Könige des Bosporus und entwarf den kühnen Plan, an der Spitze seines Heers zu den Galliern, an die er Gesandte abgeschickt hatte, vorzudringen und vereint mit ihnen in Italien einzubrechen. Als er sich aber am Bosporus Cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze sein eigner Sohn Pharnazes stand. Da nichts die Aufrührer zur Pflicht zurückführen konnte, stürzte sich M., weil genommenes Gift wirkungslos blieb, 64 v. Chr. in sein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden.

Mitlauter, s. Consonanten.

Mittag heißt diejenige der vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unserer nördl. Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. — **Mittag** oder **Mittagszeit** ist der Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den **Meridian** (s. d.) oder **Mittagskreis** eines Orts tritt. Die Astronomen fangen den Tag von Mittag an und zählen nacheinander 24 Stunden bis zum nächsten Mittag fort; die bürgerliche Zeitrechnung hingegen in Deutschland und den mehrsten europ. Ländern fängt in dem Augenblicke der Mitternacht den Tag an. Von dem wahren ist der mittlere Mittag verschieden; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser, und ist nur viermal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Mittelpunkt- oder **Zeitgleichung** (s. d.) gibt den Unterschied an. — **Mittagsfläche** heißt die Ebene, welche durch die Scheitellinie und Weltachse gedacht wird und auf der Ebene sowol des Horizonts als des Äquators senkrecht steht. — **Mittagshöhe** nennt man die Höhe eines Sterns, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist. — **Mittagslinie** ist die Durchschnittslinie der Mittagsfläche, d. h. der Ebene des Meridians mit dem Horizonte. Der Schatten eines senkrecht gestellten Stabes fällt in dem Augenblicke des wahren Mittags in die Mittagslinie und ist somit, wenn die Mittagslinie genau verzeichnet ist, die einfachste Sonnenuhr. Die Mittagslinie wird zu astronomischen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig zeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht stellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Zu astronomischem und geographischem Gebrauche hat man die Mittagslinie gewisser Örter durch ganze Länder fortgezogen. Eine solche Verlängerung der Mittagslinie der pariser Sternwarte unternahm zuerst Picard; Jean Dom. Cassini setzte sie bis Collioure, und Jacq. Cassini, Miraldi und Lahire bis Dünkirchen fort, folglich durch einen Bogen von 8° 31′ 6½″ des Mittagskreises der Erde. (S. **Meridianmessung**.) Auch hat man Mittags-

linien mit einem Gnomon (s. d.) versehen. — Mittagspunkt, in der Schifferſprache Südpunkt, iſt der Durchſchnittspunkt des Mittagskreiſes mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt. — Mittagsrohr, auch Paſſageinſtrument genannt, iſt ein Fernrohr, welches ſich auf einer horizontalen Achſe genau in der Ebene des Meridians bewegt, und beſtimmt iſt, die Zeit des Durchganges der Sonne und der Geſtirne durch den Meridian zu beobachten, um daraus entweder den Stand der Uhr, oder wenn dieſer genau bekannt iſt, die Rectaſcenſion der Geſtirne zu berechnen.

Mittelalter nennt man die Jahrhunderte vom Untergange des weſtröm. Reichs, oder im engern Sinne, von Karl dem Großen bis zur Reformation. Wenn das Alterthum, die Zeit vorherrſchender ſinnlicher Empfänglichkeit, mit der Kindheit des Menſchen verglichen, dagegen die neuere Zeit, wegen ihrer ſittlichen Richtung und überwiegenden Neigung zur Überlegung, das Mannesalter der Menſchheit genannt worden iſt, ſo dürfte das Mittelalter den Jünglingsjahren des Menſchen zu vergleichen ſein, nicht nur wegen ſeiner Stellung zwiſchen der alten und neuen Zeit, ſondern ganz eigentlich zufolge ſeines Weſens; denn was dem Jüngling eigen iſt, ſtolzes Gefühl der perſönlichen Kraft und trotziges Vertrauen darauf auf der einen, hohe Reizbarkeit des Gemüths und leicht bis zur Begeiſterung geſteigerte Empfänglichkeit für hohe Ideen auf der andern Seite, das zeichnete ganz eigenthümlich das Mittelalter aus. Nachdem die Selbſtſucht des Alterthums in der röm. Univerſalbespotie und die Sinnlichkeit deſſelben in der Üppigkeit der Welthauptſtadt ihre äußerſte, ſich ſelbſt vernichtende Höhe erreicht hatten, da ſchleppte das Menſchengeſchlecht durch mehre Jahrhunderte hindurch ein charakterloſes Halbleben, bis die Bewohner, welche aus Norden über das Abendland ſich ausbreiteten, eine Epoche eröffneten, die man, doch nur einſeitig, dem Heldenalter einzelner Völker des Alterthums vergleichen könnte; denn zu dem muthigen Trotz auf eigne Kraft und der friſchen Leidenſchaftlichkeit, die jene allein charakteriſirten, beſaßen dieſe noch jenen Feuereifer für das Hohe und Heilige, der die Geſchichte des Mittelalters ſo anziehend macht. Jene beiden Hauptzüge der damaligen Menſchheit geben die Erklärung der vielen hervorſtechenden, ſo ganz ausſchließend eigenthümlichen Erſcheinungen jener Zeit, und zwar beſſer als die gewöhnlich zu hoch angeſchlagene Verſchmelzung des barbariſchen Charakters mit dem der Römer; denn die neuen Bedürfniſſe, welche die Deutſchen durch die Römer kennen gelernt, haben nur die Äußerungen ihres Weſens, nicht dieſes ſelbſt, beſtimmt. Dies gilt ſelbſt von der einflußreichſten Gabe, welche die Nordländer von Rom empfingen, dem Chriſtenthum. Trotz auf eigne Kraft, eiferſüchtige Überſchätzung perſönlicher Freiheit waren die Quellen des Lehnsweſens und des Fauſtrechts wie des ſtädtiſchen Lebens und der Gilden und Zünfte; die Begeiſterung jener Zeit war die Quelle der lieblichen und hohen Poeſie, die damals geblüht, ſowie ſie auf der andern Seite das Mönchsweſen und die Ausbildung des Prieſterregiments möglich machte. Beide Hauptmomente in ihrer innigen Vermählung erzeugten die wunderbare Erſcheinung der Ritterſchaft. Wie der Deutſche von jeher es als ein heiliges Recht betrachtet habe, ſich überall durch eigne Kraft ſelbſt zu helfen, wie er deswegen gegen richterlichen Zwang die hartnäckigſte Abneigung bewahrt und wie darum in den Abendländern ſpät, in einigen nie, eine ordentliche bürgerliche Verfaſſung ſich habe ausbilden können; wie vielmehr im Mittelalter jeder Gewaltige, der Obrigkeit zum Trotz, der Vortheile ſeiner Übermacht nach Gutdünken ſich bedient, und, was ſeine Fauſt vermocht, für Recht geachtet habe, iſt im Art. Landfrieden gezeigt, in dem Art. Lehnsweſen aber dargeſtellt worden, wie in jenen Zeiten Jeder, der ſeine Sicherheit bewahren wollte, eines Schutzherrn, Jeder, der eine gewiſſe Macht zu behaupten dachte, einer Menge Anhänger und Helfer bedurfte, wie daher die Lehnsverhältniſſe bald über die Völ-

ker sich ausbreiteten und an die Stelle der Staatsgewalt traten, welche in jener Zeit nur dem Namen nach bestand; wie endlich während des Mittelalters der Kampf der oberlehnsherrlichen Macht gegen die Anmaßungen und Rechte der Vasallen nach und nach die heutigen Formen unserer Staaten erzeugte. Die Neigung zum freiwilligen Hingeben an eine geliebte Person oder Idee, die wir dort als dem Lehnswesen förderlich vorstellten, steht keineswegs im Widerspruche mit der Hauptveranlassung desselben, der Sucht nach Ungebundenheit. Diese machte das Lehnswesen nothwendig, jene möglich und wirklich. Es erfüllte die europ. Staaten mit einer Menge reicher und durch Heere von Vasallen mächtiger, oder durch gewaltige Lehnsherren gedeckter Länderbesitzer, die, zugleich stets gerüstete Krieger, in ihrem Stolze kein Gesetz kannten als das selbstgeschaffene der Ehre, und alle Nichtbegüterte, alle Nichtkrieger, als eine unedle, zum Dulden und Gehorchen geschaffene Menschenclasse verachteten. Sollte diese Classe unter solchen wohnen können, ohne ihnen leibeigen zu werden, so mußte Vereinigung der Kräfte das Gegengewicht herstellen, welches der Einzelne nicht zu halten vermochte, und unter deren Schutz Gewerbfleiß und beweglicher Reichthum dem Länderbesitze sich gegenüberstellen. Diese Nothwendigkeit brachte die Städte hervor.

Kleine Anbaue, anfangs unter dem Schutz und der vogteilichen Regierung derselben Grafen, Bischöfe und Äbte, denen sie später so furchtbar wurden, entstanden und erhoben sich besonders im 11. Jahrh. durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß zu einem Wohlstande, der sie in den Stand setzte, bald die Freiheit zu erkaufen, bald zu erzwingen. Sie blieben dabei nicht stehen, sondern begannen kleine Staaten im großen Staate zu bilden; ja die meisten durften es wagen, Niemand außer Kaiser und Reich über sich anzuerkennen. Starke hohe Mauern, der damaligen Kriegskunst undurchdringliche Bollwerke, bewahrten, nebst der Tapferkeit der Bürger, der Städte Freiheit und schieden sie von den Tyrannen des Landes; wohlgeordnete bürgerliche Verfassung sicherte Ruhe und Wohlfahrt im Innern, während Handel und Gewerbe diese Anstalten durch Anhäufung gedie-

genen Reichthums begründeten. Selbst viele vom Adel lockte der Wohlstand der Städte und die Bequemlichkeit, die sie darboten, sich darin niederzulassen, ja sie geizten danach, in diesem Gemeinwesen obrigkeitliche Ämter zu bekleiden, und bald rissen sie diese in vielen Städten allein an sich. So rief der Geist der Vereinzelung und des stolzen Selbstvertrauens seinen Gegensatz hervor, das System der Verbindungen und Gemeinwesen. Je loser in einem Lande die Staatsverbindung war, und je unerträglicher der Übermuth der Großen, zu desto größerm Flor und zu desto ansehnlicherer Macht sehen wir Städte sich erheben, wie denn in Deutschland und Italien diese Republiken selbst dem Kaiser furchtbar wurden. In Aragonien war der dritte Stand schon im 12. Jahrh. völlig ausgebildet, in England erzwangen die Städte, mit den Baronen verbunden, schon 1215 die Magna Charta, und in Frankreich hoben sie sich dadurch, daß Ludwig der Dicke und seine Nachfolger, besonders, 200 J. nach ihm, Philipp der Schöne, ihrer Politik gemäß fanden, sie gegen die Großen in Schutz zu nehmen und sich durch sie gegen diese zu stärken. Aber nie gelangten die Städte dieser Länder zu der Macht, welche die deutschen und ital. besaßen. Was einzelne Städte nicht vermochten, ward durch Verbindungen mehrer bewirkt; so entstanden in Italien der lombard. Bund und in Deutschland der hanseatische, rheinische und schwäbische. Unter dem Schutze solcher Mächte und hinter der Friedigung städtischer Mauern hatten alle Künste und Gewerbe und jede Art der Bildung des Geistes ein fröhliches Gedeihen. Die wichtigsten Erfindungen rühren von Bürgern jener kleinen Freistaaten her oder sind doch durch den Gewerbs- und Handelsgeist derselben veranlaßt. Mit den Verfassungen, denen des Alterthums ähnlich, schien auch dessen Geist wieder aufgelebt und alle Tugenden und Laster Athens und Spartas und Roms findet man besonders in den Freistaaten Italiens wieder. Aber auch die

Gemeinheiten blieben im Innern von dem Einflusse des trotzigen Zeitgeistes, dem sie entgegenstrebten, nicht frei. Die überwiegende Macht Einzelner wurde durch diesen Geist doppelt furchtbar und nöthigte die schwächern Bürger, sich ebenfalls zu Bewahrung ihrer Rechte zu verbinden. Dergleichen Gesellschaften, die gewöhnlich von Leuten eines Gewerbes eingegangen wurden und neben der Sicherheit nach Außen auch Erhaltung der innern Ordnung in jener regellosen unbändigen Zeit zum zweiten Hauptzweck hatten, nannte man Gilden oder Zünfte (arti), die durch Zunftmeister vertreten wurden. Die strengste Verfassung schien damals zu Erreichung jener Zwecke nothwendig. Nur durch Aushalten gewisser Lehrjahre und Fortrücken durch gewisse Grade konnte man Zunftglied werden; doch erkauften später für Geld auch Andere die Aufnahme in eine Zunft, deren Handierung sie weder kannten noch ausübten. Denn die Zünfte wurden im 14. Jahrh. so stark und mächtig, daß sie die Stadtregierungen, die bis dahin eingewanderte Adelige fast allein in Händen gehabt, fast überall ausschließlich an sich rissen. Der Adel, so weit er nach diesen Umwälzungen in den Städten blieb, wahrte sich ebenfalls durch Zusammentreten in nähere Verbindung (Geschlechtergesellschaften), und der Landadel bildete große Bündnisse gegen die Macht der Städte. (S. Landfrieden.) Überhaupt wurde das Gildenwesen, das den Bessern das einzige Gegenmittel gegen die Unordnung der Zeit schien, so allgemein, daß man fast nirgend Menschen von gleicher Bestimmung und Lebensart antraf, die sich nicht enger verbunden und gewisse Gesetze und Ordnungen unter sich beliebt hätten. Selbst die Wissenschaften mußten in der Universitätsverfassung, in dem Durchlaufen akademischer Grade, diesem Geiste huldigen, und selbst die freien Künste legten sich im spätern Mittelalter den Zunftzwang an (s. Meistersänger), wodurch denn freilich Wissenschaften wie Künste hinter der Vollkommenheit, die das freie Leben der Städte ihnen zu verbürgen schien, weit zurückblieben. Ebenso hatte auch die Ritterschaft alle Eigenheiten zünftiger Verfassung. Der Krieg war das Gewerbe des Adels. Wer von dem Adel nicht Ritter war, durfte keine Lanze führen und auch keine Reiterei befehligen, und nur jahrelanger Kriegsdienst als Knecht oder Knappe gab Anspruch auf den Ritterschlag. Aber Knecht, Ritter und Bannerherr waren erfüllt von demselben Geiste der Ehre, des Stolzes, der Liebe und der Andacht. Wie sehr auch die Ehre dem kraftstolzen Germanen das Höchste war, so waren jene feurigen Menschen doch nicht weniger durchdrungen von liebevoller Hingebung an die Religion und von gleichsam religiöser Liebe und Ehrfurcht für die Frauen. (S. Ritterwesen.) Die Begeisterung des Mittelalters für die Religion erzeugte Wirkungen, deren Möglichkeit uns schwer begreiflich ist. Hier sehen wir Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen in der kräftigsten Lebensblüte in finstere Mauern sich einschließen oder in wilde Einöden sich zurückziehen, um ihre Lebenszeit mit Beten und Kasteiungen zuzubringen; wir sehen jährlich Tausende barfuß und fastend viele hundert Meilen weit über Land und Meer pilgern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; wir sehen von Menschenalter zu Menschenalter Hunderttausende mit Kreuz und Schwert ebendahin wallen, um mit Todesgefahr jene heilige Stätte den Ungläubigen zu entreißen. Ausnehmend geeignet war diese schwärmerische Hingebung der Gemüther, die rohe Kraft jener Zeit zu mildern; aber eigennützige Menschen wußten sie auch zu selbstsüchtigen Zwecken trefflich zu benutzen. Der Gewissenszwang und die Ketzer- und Judenermordungen, der üppige Glanz des päpstlichen Hofes und die ganze Maschine der Hierarchie wurden die traurigen Früchte dieses Misbrauches. Dem weltlichen Arm gegenüber, dem das Lehnswesen allein Festigkeit und Beweglichkeit verlieh, bildete der Papst aus Erzbischöfen, Bischöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgeneralen, Provinzialen, Äbten und Mönchen ein ungeheures Heer, unüberwindlich durch seine Macht über die Gewissen und durch die geistlichen Waffen, die ihm und seinem Haupte zu Gebote standen. Nach

Aller Glauben im Besitze der Gewalt, für diese und jene Welt glücklich und unglücklich zu machen, auf Ewigkeit zu binden und zu lösen, beherrschte der Papst unumschränkt die Gemüther der Christen. Alle Könige der Abendländer erkannten ihn für den Statthalter Christi; viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, fast alle gehorsam und unterthänig, oder in kurzer Frist unglückliche Opfer des nichtigen Kampfes gegen die Überlegenheit. In jener Zeit, wo man in den wenigsten Ländern daran dachte, die Fürsten durch Staatsgrundgesetze zu binden, wo sie, nach dem Geiste der Zeit, Alles wagten, was sie vermochten, war es unschätzbarer Gewinn, daß der Papst Jahrhunderte lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaßungen stand; aber die Üppigkeit, Grausamkeit, Herrschgier und Verfinsterungssucht der Geistlichkeit blieb ein Schandfleck des sonst an herrlichen Erscheinungen so reichen Mittelalters. Vergebens strebten durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten Kirche Begeisterte, wie Arnold von Brescia und die Waldenser, Wicleff, Huß und seine Anhänger, die Hierarchie zu stürzen; sie fanden bei ihren Zeitgenossen, der Übermacht der Kirche zu gewohnt und zur Geistesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör und größtentheils in ihrem edeln Streben schmählichen Untergang. Neuen Feinden wußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzusetzen; Bettelorden und Inquisition mußten das aufdämmernde Licht des 13. Jahrh. verhindern, in das Reich der Finsterniß zu dringen; Bannstrahlen und Interdicte erhielten die Christenheit in Furcht und Zittern, bis endlich, als die Zeichen der Zeit, allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wissenschaften, eine verständigere Ordnung in den Monarchien und Abkühlung der religiösen Schwärmerei, schon verkündeten, daß das Mittelalter zum Ende sich neige, Luther die Mündigsprechung Europas feierlich vollzog.

Jene Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeisterung und Andacht mußte eine poetische Zeit sein. Namentlich wurden die Ritter durch ihr zwischen Krieg und Liebe, festlicher Pracht und religiösen Übungen getheiltes Leben auf poetische Lebensansichten geleitet. Daher sehen wir vom 12. Jahrh. an zuerst unter den Rittern Dichter auftreten. Im südl. Frankreich, wo das Ritterwesen sich zuerst ausbildete, zeigten sich die ersten Funken der neuern Poesie; die provenzalischen Troubadours, die meist an dem Hofe der Berengare zu Toulouse sangen, sind ihre Väter. Bald sangen ihnen die franz. Trouvères (ménétriers) und die deutschen Minnesinger (s. d.) in ihren Muttersprachen nach, die Italiener anfangs, aus Mistrauen gegen ihre lingua volgare, in der provenzal., und die Engländer, aus gleichem Grunde, in der franz. Sprache. Aber bald bildeten auch bei diesen die Minstrels eine Nationalpoesie, und die Italiener gewannen etwas später, seit Dante die toscan. Mundart zu Ehren gebracht, durch weitere Ausbildung derselben einen hohen poetischen Ruhm. In Spanien war die catalonische Poesie Eins mit der provenzal., die castil. aber und die portugies. mehr von den Arabern entlehnt. Neben der lyrischen Poesie bildete sich auch die epische in Kraft und Umfang aus. Das Ahnungsvolle, das Geheimnißvolle, wovon sie durchdrungen ist, berechtigt uns, diese Epik unter dem Namen der Romantik (s. Romantisch) von der alten zu unterscheiden. Die episch-romantischen Dichtungen des Mittelalters bewegen sich hauptsächlich in drei Fabelkreisen. Nur Italien blieb ihnen fremd; denn diesem galt für Alles Dante. Der erste und echt deutsche unter jenen Fabelkreisen ist der der Nibelungen, und was von Siegfried, Etzel, Dietrich von Bern, Otnit, Hug- und Wolfdietrich und andern Helden aus den Zeiten den Völkerwanderung dazu gehört. Diesem zunächst stehen die gleich alten Fabeln vom brit. König Artus, seiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, die nach alten brit. oder kymrischen Sagen in Frankreich besungen und von deutschen Dichtern nachgesungen wurden, und wohin Titurel, Parzival, Tristan, Iwain, Lohengrin, Gawain, Daniel von Blumenthal, der Zauberer Merlin u. A. gehören. Zu diesen beiden kam noch der

dritte, ursprünglich franz. Fabelkreis von Karl dem Großen und seinen Pairs, von Roland, dem Zauberer Malegys, den vier Haimonskindern. Den Spaniern eigenthümlich und zu keinem dieser drei Kreise gehörig ist der Roman von Amadis von Gallien. Außer diesen Stoffen verarbeitete die Poesie des Mittelalters auch historische Begebenheiten der ältern und neuern Zeit, besonders Alexander des Großen Thaten und die Kreuzzüge, auch biblische Geschichten und sogar die Stoffe der ältern Epopöen Homer's und Virgil's zu neuen Dichterwerken von freilich nicht gleichem Werth. Mochte es aber an politischen Ursachen, oder, wie wir glauben, an dem Verfall der Ritterschaft, der Pflegerin dieser Poesie, und überhaupt an dem zunehmenden Schwinden der Kindheit vor dem herannahenden Mannesalter liegen, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters waren der Poesie im höchsten Grade ungünstig. Die Gesänge verstummten in Deutschland, Frankreich und Spanien schon vom 14. Jahrh. an fast ganz; nur Italien hatte nun erst seinen Petrarca und Boccaccio, England seinen Chaucer. Wenn in jenen drei unendlich reichhaltigen Kreisen keine Fabel gewesen war, die im 13. Jahrh. nicht von Mehren um die Wette bearbeitet worden wäre; wenn die Manesse'sche Sammlung allein von 140 Dichtern dieses Jahrh. über 1400 Minnelieder enthält, so stand dagegen seit dem 14. unter den Rittern fast gar kein einziger Dichter mehr auf; die epischen Dichtungen der Alten wurden über prosaische Romane, in denen man ihre Fabeln verwässert hatte, vergessen, und die Lyrik fiel in Frankreich und Deutschland in die Hände der Meistersänger (s. d.), die durch Regelzwang und zünftige Strenge ein Scheinleben derselben zu erhalten sich bemühten. So blieb es auch im 15. Jahrh., das, gleichsam nur den großen Weltbegebenheiten, die sich vorbereiteten, aufhorchend und den Kämpfen, die ihnen vorhergingen, sowie der kalten Überlegung, die sie erzeugte, hingegeben, fern war von der fröhlich unbefangenen Selbstbetrachtung und Umschauung poetischer Zeiten. Erst am Ende des Mittelalters, als der frühere Dichtergeist nur noch in der Erinnerung lebte, rief Ariosto die Fabeln von den Pairs des großen Karl aus der Sphäre der Kindermärchen wieder in die Dichtkunst, und Spanien und England erhielten jetzt erst in Cervantes und Shakspeare neue Nationalpoesie. Doch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen diesen schöpferischen, ihre Stoffe beherrschenden Geistern, welche die ganze Seele in ihre Dichtungen ausströmten, sodaß man nicht weiß, ob man mehr das Gemüth, in dem sie gefühlt, die Phantasie, in der sie gebildet, oder den Verstand, in dem sie geordnet sind, bewundern soll, und deren humoristische, oft ironische Nebentendenz die Söhne der neuern Zeit sogleich verkündet, und zwischen jenen kindlichen Sängern des Mittelalters, welche die Welt nahmen wie sie war, und, mehr Organe der Volkspoesie als selbständige Dichter, treuherzig aus voller Brust ertönen ließen, was der Verstand dem Gemüthe unwillkürlich folgsam nachsprach.

Unter den bildenden Künsten des Mittelalters zeichnet sich besonders die Baukunst aus durch völlige Eigenthümlichkeit. Wenn in den herrlichsten Bauwerken des Alterthums die Form des ersten rohen Wohnhauses unverkennbar ist, wenn sie nur als eine Befriedigung des Bedürfnisses unter schöner gefälliger Form erscheinen und nichts sein wollen als eben schöne Gebäude, so liegt dagegen das Wesen der gothischen oder mittelalterlichen Baukunst (s. Baukunst) in einer tiefen großen Idee, die sie wahrhaft darstellt und symbolisirt. Die tiefere Idee, die in der architektonischen Vereinigung der Erhabenheit großer Massen und der sorgsamsten Zierlichkeit im Einzelnen sich deutlich ausspricht, war die Darstellung des Weltalls selbst. Die andern Künste, die erst im 14. und 15. Jahrh. aus Griechenland ins Abendland kamen, sah das Mittelalter in ihrem schönen Aufblühen am Niederrhein und in Italien. (S. Deutsche Malerei, Italienische Baukunst und Italienische Malerei). Die schwächste Seite des Mittelalters ist die wissenschaftliche. So wollte es aber der jugendliche Geist jener Zeit; denn

jene einzig auf Thaten gerichtete Menschen taugten schlecht zum anhaltenden Studium. Die Bemühungen, die Karl der Große der Beförderung wissenschaftlichen Strebens und der Volksbildung widmete, wirkten kaum seine Lebenszeit hindurch; den sie waren nicht an der Zeit. Mehre Jahrhunderte lang nach ihm fiel es dem Germanen nicht ein, daß über die Kunde, seine Lanze zu führen und sein Roß zu leiten, irgend eine Kenntniß ihm noch frommen könne. Diese Barbarei ging so weit, daß die meisten Laien kaum lesen oder schreiben konnten. Wer dieses gelernt, galt für einen bedeutenden Gelehrten, und wer, zu seltener Ausnahme, mehre Kenntnisse, besonders etwa in der Mathematik und Naturkunde, sich erworben, der lief Gefahr, als Zauberer oder Hexenmeister verbrannt zu werden. Die Mönche allein wurden durch Einsamkeit und Langweile, sowie durch das Bedürfniß einiger Kunde der lat. Sprache, welches der röm. Ritus mit sich brachte, zu einer Art von wissenschaftlicher Beschäftigung getrieben, zu der sie in Dom- und Klosterschulen angeleitet wurden. Aber ihre literarischen Arbeiten beschränkten sich auf das Abschreiben alter Schriftsteller, doch mehr noch der Kirchenväter, und ihre Hervorbringungen auf meist magere gedankenlose Chroniken damaliger Ereignisse. Gleichwol sind wir ihnen Dank schuldig. Durch ihren Fleiß sind die kostbaren Überreste des Alterthums, Materialien und Anregungen zu neuer Bildung, wenigstens größtentheils uns erhalten worden, und aus ihren Jahrbüchern schöpfen wir die einzige Kunde von den Begebenheiten und Sitten damaliger Zeit. Übrigens brachte die allen Völkern des Abendlandes gemeinsame lat. Literatur nicht blos in der Kirche, sondern auch in der Gelehrsamkeit, im wissenschaftlichen Unterrichte und in den Staatsgeschäften eine gewisse Übereinstimmung des öffentlichen Lebens hervor, welche auf Verkehr und Bildung vielfach einwirkte.

Das Morgenland hat in dem Sinne wie Europa kein Mittelalter; doch machte daselbst der Islam (s. d.) und die Arabische Literatur (s. d.) Epoche. Ebenso kennt das griech. Kaiserthum, die schwache langweilige Fortsetzung des röm., kein Mittelalter. Daher ist die todte Wissenschaft der dortigen Gelehrten der gegenwärtigen Betrachtung so lange fremd, bis sie, auf den edeln Stamm des Abendlandes gepfropft, neue herrliche Früchte trägt. Wie aber der Gang des Weltgeistes keine entschiedene Einseitigkeit lange erträgt, so ward im 11. Jahrh. auch in Europa das Bedürfniß zu denken wieder gefühlt, der Geschmack an den Wissenschaften hier und da, zum Theil von den Klöstern aus, meist aber später durch den Gewerbfleiß des Bürgerstandes wieder erweckt, und die Studien erhielten in der Folge durch Heinrich II. von England, die Hohenstaufen, Ludwig den Heiligen, die Alfonsos und andre geistreiche Fürsten Aufmunterung. Von dieser Zeit an fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an einzelnen ausgezeichneten Männern, in denen die Kälte ihrer Zeitgenossen gegen die Wissenschaften den Feuereifer für dieselben nur verstärkte. Indeß fühlte man das Bedürfniß, die Glaubens- und Kirchenlehre gegen Ungläubige und Ketzer zu vertheidigen und zu beweisen. Dies führte auf die Schärfung des Geistes durch Dialektik; hierdurch bildete sich kirchliche Dogmatik oder Theologie, aus welcher sich nachher die Philosophie entwickelte. Wie in der scholastischen Theologie die Kirchenlehre als Autorität früher angesehen wurde, so gewann das röm. Gesetzbuch im Gebiete des Rechts bald eine ähnliche Autorität, sodaß die Rechtsgelehrten damaliger Zeit nicht müde wurden, es zu studiren, auswendig zu lernen und es mit Glossen und Erläuterungen zu versehen. Ebenso machten es die Philosophen mit dem Aristoteles, für den das Mittelalter, obgleich es ihn nur aus arab. Übertragungen oder vielmehr Umschmelzungen kannte, eine unbegrenzte Verehrung hatte. Das eigentliche Hinderniß weiterer Fortschritte aber war, daß man über jene Commentare, Glossen und Compendien die Quellen selbst vernachlässigte. Als aus den Vereinigungen der Gelehrten an einem Orte sich die Universitäten bildeten, trugen sie, wie in der erwähnten, dem Flor der Wissenschaften so hinderlichen, zünftigen Form,

auch in dieser ausschließend dialektischen Richtung ganz das Gepräge ihrer Zeit. Nur Jurisprudenz, Theologie und was man Philosophie nannte, oder besser, die Kunst, über alles Dieses spitzfindig zu disputiren, wurde gelehrt, und besonders seit der Mitte des 12. Jahrh. verhallten diese, im vorigen durch ernstliches Quellenstudium auf bessere Wege gebrachten Wissenschaften ganz in das leere Schellengeläute scholastischer Sophisterei. Die Arzneikunde wurde nur von einigen Arabern und den Salernitanern, die von ihnen gelernt, auf eine etwas bedeutende Weise getrieben; sonst war sie eine Sklavin der Astrologie und ein Gegenstand der Speculation so scham- als kenntnißloser Betrüger, größtentheils jüd. Nation. Die Philologie hatte zu Lanfrank's und Abälard's Zeiten eine glückliche Periode, ward aber im 11. und 12. Jahrh. ganz vergessen. Ungeachtet dieser unfruchtbaren Behandlung der Wissenschaften standen die Gelehrten in hoher Achtung, und der höchste akademische Grad ward der Ritterwürde gleichgeschätzt. Die Universitäten ihrerseits zeigten sich solcher Ehre würdig durch Stolz und Unabhängigkeitsgeist gegen Päpste und Fürsten. Bei aller Werthlosigkeit hatte die Disputirsucht jener Zeit doch das Verdienst, unter dem Vorwande der Katheder-freiheit den Vortrag und das Behaupten von Wahrheiten, welche die Hierarchie scheuen mußte, möglich zu machen, und sie ist durch Luther's in Wittenberg angeschlagene Sätze eine unbedeutende Veranlassung und Bedingung der Kirchenverbesserung und somit des neuern Lichts in der Gelehrsamkeit geworden. Doch hat nicht die Reformation allein zu einem höhern wissenschaftlichen Streben und zur Freiheit im Denken das Zeichen gegeben; sie selbst ward vielmehr aus diesem Streben und dieser Freiheit erzeugt, die schon einige Menschenalter früher aufgewacht, durch die aus Konstantinopel geflüchteten Griechen und die Buchdruckerkunst, durch gute Köpfe und wissenschaftliebende Große Italiens meist ausgebildet, und selbst in Deutschland in der Brüderschaft von Deventer, in Weßel, Erasmus, Celtes, Reuchlin u. A. erschienen waren. Aber mit dieser Männer Erscheinung, mit dem Aufgange der glänzenden Sonne neuer Aufklärung ging das romantische Zwielicht des Mittelalters zu Ende.

In der Geschichte der Mittelalters gibt es folgende Hauptepochen. Auf die Bildung der einzelnen germann. Staaten, zunächst nach der Völkerwanderung, folgte nach einigen Jahrhunderten die Universalmonarchie Karl des Großen. Sie hatte kurzen Bestand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Christenheit unter einem geistlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrschaft des neu erweckten röm. Kaiserthums: eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Die ferneren Hauptmomente der Geschichte des Mittelalters sind die neuen Gestaltungen der europ. Staaten nach dem Falle der Karolinger; die Verheerungszüge neuer Barbaren, der Saracenen im S., der Normänner im N. und W., der Ungarn im O., deren aller die german. Kraft endlich Meister wird; die Begründung von Colonien in Frankreich, Italien und England durch die Normänner, von denen vornehmlich der Rittergeist ausging, der ganz Europa durchdrang; die Verbreitung des Christenthums in den slawischen Ländern; die Zerrüttung der Christenheit in den Kämpfen zwischen dem geistlichen und weltlichen Arme; die Verherrlichung der Idee ihrer Einheit sowie des Ritterthums in den Kreuzzügen; die Entstehung der Städte und des dritten Standes; der orient. Handel über Italien in den Westen und durch die Hanse in den Norden; das Verderbniß der Geistlichkeit in zwei Epochen, nach Karl dem Großen und nach Gregor VII.; die Entstehung der Bettelorden und die Einführung der Inquisition; der Verfall des kais. Ansehens in Deutschland und Italien; die Zerrüttung dieser Länder durch das Faustrecht und die Festigkeit, welche andre Reiche dadurch gewannen; das Aufblühen neuer Kunst und Wissenschaft; die Begründung der Universitäten; die Erniedrigung der Päpste durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und das große Schisma; die Concilien zu Konstanz und Basel; der Unter-

gang des griech. Kaiserthums, der einerseits Bedrohung des Abendlandes durch die Türken, andererseits Verbreitung byzantin. Gelehrsamkeit zur Folge hatte; die Erfindung der Buchdruckerkunst; die Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Ostindien und endlich die Reformation. Vgl. Rühs' „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (Berl. 1818); Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" (6 Bde., Lpz. 1823—25); Rehm's „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (3 Bde., Marb. 1820—33) und dessen „Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen" (Kassel 1831); Leo's „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters" (Halle 1830); Hallam's „Geschichtliche Darstellung des Zustandes von Europa im Mittelalter", a. d. Engl. von Halem (2 Bde., Lpz. 1820); Berington's „Literary history of the middle ages etc." (Lond. 1814); Tillier's „Geschichte der europ. Menschheit im Mittelalter" (4 Bde., Frankf. a. M. 1829); „Annales du moyen âge" (8 Bde., Par. 1825), welche bis 800 reichen; Hüllmann's „Städtewesen des Mittelalters" (4 Bde., Bonn 1825—29); Savigny's „Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter" (4 Bde., Heidelb. 1816—26) und über das Mittelalter Italiens Sismondi's „Histoire des républiques ital. etc." (16 Bde. 3. Aufl., Par. 1825).

Mittelamerika. Die Republik der **Vereinigten Staaten von Mittelamerika** (Estados federados de Centro-America) entstand ohne Blutvergießen, als sich die Conföderation von Guatemala, San-Salvador u. s. w. am 21. Sept. 1821 für unabhängig von Spanien erklärte und am 10. Jul. 1823 von dem mexican. Bundesstaate trennte, worauf sie sich als unabhängiger Bundesstaat eine der nordamerikan. ähnliche Verfassung gab. Schon am 15. Sept. 1821 hatte Guatemala eine provisorische Regierung errichtet; die Unabhängigkeitserklärung der Republik aber ist vom 1. Jul. 1823 datirt. Ihr politisches und Handelsinteresse ist gänzlich verschieden von den Interessen der Republiken Mexico und Colombia, zwischen welchen beiden in der Mitte sie auf den hohen Tropenländern der Anden (8° 46′—17° 51′ N. B.) an dem atlant. und an dem Australocean liegt. In jenen fallen zwölf, in diesen elf schiffbare Flüsse. Sie begreift fünf Provinzen: Guatemala, welche den Hauptbestandtheil bildet, Nicaragua, Honduras, San-Salvador und Costarica, zusammen 12,555 □M., mit 2 Mill. Bewohnern in 10 Städten, 19 Villas und über 500 Dörf., ohne die Orte der freien Volksstämme. Die Regierung besteht aus einem Präsidenten (seit 20. Oct. 1830 General Morazan), einem Vicepräsidenten, 11 Senatoren, die das Oberhaus bilden, und aus der Kammer der Repräsentanten oder dem Bundescongreß, welcher 46 Mitglieder zählt. Die katholische Religion ist die herrschende, und jeder andere Cultus verboten. Die Sklaverei ist aufgehoben; die europ. Spanier und alle Ausländer haben gleiche Rechte mit den Eingeborenen; doch verbot die Regierung am 7. Jul. 1828 allen Verkehr mit den Spaniern und selbst die Einfuhr span. Producte. In Rücksicht des Handels befolgt man in Guatemala weit liberalere Grundsätze, als in den übrigen jungen Freistaaten. Die Flagge der Union besteht aus drei verschiedenfarbigen Streifen mit drei Vulkanen, welche die drei größten Provinzen, Guatemala, Honduras und Nicaragua, bezeichnen, unter einem Regenbogen und der Aufschrift. Dios, Union, Libertad. Die Einkünfte betragen gegen 2 Mill. Gldn., die Staatsschuld über 14 Mill. — Die Hauptstadt **Guatemala** la nueva mit 40,000 Einw., und das Land Guatemala, welches Cortes durch Christoval de Olid 1523 und durch Alvarado 1524 in Besitz nehmen ließ, haben den Namen von dem Aztekenworte Guanhtemali, d. h. faules Holz, der inländischen Bezeichnung des Campecheholzes. Cortes legte die Städte Guatemala la vieja, jetzt mit 8000 Einw., und San-Salvador mit 40,000 Einw. an. Keine Colonie hat Spanien weniger Blut gekostet als das Vicekönigreich Guatemala; aber in keiner hatte es auch einen so edeln Missionar, als Las-Casas war. Der Boden ist vulkanisch, üppig fruchtbar und erzeugt den besten Indigo. Für den

Welthandel kann der See Nicaragua, welcher 168 □M. groß ist, wichtig werden, weil er durch den schiffbaren S.-Juan mit dem atlant. Ocean zusammenhängt, und der von der holländ. Compagnie unternommene Kanal zur Verbindung dieses Meeres mit dem Australocean durch ihn sein Wasser erhalten soll. An seinen Ufern liegen mehre Vulkane. Die alte Bevölkerung des Landes hat sehr abgenommen. Merkwürdig sind die Ruinen von Huehuetlapallan (s. d.). Die bekehrten Indianer heißen Ladiños, die übrigen Barbaros oder Bravos. Zwei Landstriche (Taguzgalpa und Tolagalpa), die zu der Union gehören und von den Europäern nie unterworfen waren, sind von den unabhängigen Moscos oder Mosquitos und andern Stämmen bewohnt. Die nach ihnen benannte Mosquitoküste bis zum Vorgebirge Gracias a Dios hat der Congreß von Colombia 1824 für einen Bestandtheil des Gebiets von Colombia erklärt. Ein Theil jener Küste, die Landschaft Poyais (s. d.), mit der Hauptstadt gleiches Namens hatte der schot. Abenteurer Mac-Gregor zu einem besondern Staate erhoben. In Folge eines blutigen Bürgerkrieges im J. 1828 wechselten die Inhaber der vollziehenden Gewalt, bis 1830 der General Morazan Präsident wurde. Eine genaue Beschreibung Guatemalas lieferte ein Eingeborener, Dom. Juarros (engl. von Baily: „Statistical and commercial history of G.", Lond. 1823). Außerdem vergl. D. Francia de Fuente's „Geschichte von Guatemala vor und nach der span. Eroberung"; Henderson's „Account of the british settlement of Honduras etc." (Lond. 1811) und Thompson's „Narrative of an official visit (1824) to Guatemala" (Lond. 1829).

Mittelbegriff (terminus medius) heißt in einem Schlusse (s. d.) derjenige Begriff, durch welchen das Subject eines Urtheils dem Prädicat untergeordnet wird, demnach ein Begriff, in welchem Subject und Prädicat identisch sind.

Mittelfarben und Mitteltinten, s. Mezzotinto und Schatten.

Mittelländische Meer (das), so genannt von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika, ein 40,000 □M. großes Becken, hängt im W. mit dem atlant. Ocean durch die 7 M. lange und 2 M. breite Meerenge von Gibraltar zusammen, in deren Mitte man einen starken Strom aus dem Ocean in das mittelländ. Meer bemerkt. Da das mittelländ. Meer noch außer jener Strömung eine ungeheure Menge Wasser durch den Ebro, die Rhone, den Po, die Donau, den Dniestr, Dniepr, Don, Kuban, Nil und viele andere kleinere Flüsse empfängt, die sich in dasselbe ergießen, so wird es Allen räthselhaft, wo die Menge Wasser bleibe, da das Meer keine Zunahme leidet, auch, wenn es merklich höher würde, sich mit Macht in den Ocean ergießen müßte, um das Gleichgewicht herzustellen. Die Sage von einem Abflusse des mittelländ. Meeres in den Ocean in der Tiefe ist eine bloße Fabel; am wahrscheinlichsten dürfte es sein, daß es sich seines Überflusses durch eine ungewöhnlich starke Ausdünstung entledige, die durch einen unter dem Boden dieses Meeres befindlichen großen Feuerherd verursacht wird. Daß aber ein solcher vorhanden sei, scheinen die vielen vulkanischen Ausbrüche in demselben und um dasselbe hinlänglich zu beweisen. Theile des mittelländ. Meeres sind: das etrurische Meer, das adriat. Meer, der syrtische Busen, das ägäische oder griech. Meer (Archipelagus), die Meerenge der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmara oder die Propontis, die Straße von Konstantinopel oder der Bosporus, das schwarze Meer, das asowsche oder das faule Meer. Da das mittelländ. Meer die längste Küstenerstreckung an seiner Nordseite und dort auch die meisten Busen und Inseln hat, so bietet es den Bewohnern Europas mehr Gelegenheit zum Verkehr und mehr Vortheile als den Bewohnern Afrikas dar. Es ist sehr tief, und hat an manchen Stellen 500—800, ja bis 980 Faden oder 4880 F. Tiefe. Ursprünglich scheinen es mehre kleine Meere gewesen zu sein, die sich mit

der Zeit durch Durchbrechung von Landengen zu einem großen Meere vereinigten; denn es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß Europa und Afrika bei Gibraltar und Sicilien zusammenhingen. Diesen Zusammenhang scheint die Untiefe dieses Meeres bei Sicilien, wo es an einigen Stellen nur 40, ja sogar nur 13 Faden tief ist, noch wahrscheinlicher zu machen. Vermöge seiner natürlichen Lage hat es veränderliche Winde und eine schwache Ebbe und Flut. Vgl. Steel's „Chart of the Mediterranean" (Lond. 1823). Der Gesetzentwurf der franz. Regierung, von Marseille nach Konstantinopel Dampfschiffahrt einzurichten, wobei die Fahrt in Durchschnitt auf 21 Tage berechnet wird, ward im Mai 1835 von den Kammern angenommen.

Mittelpunkt, s. Centrum.

Mittelsalze, s. Neutralsalze.

Mittelstimmen heißen in der Tonkunst diejenigen Stimmen (s. d.), welche zwischen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen und so die Harmonie gleichsam ausfüllen; beim mehrstimmigen Gesange sind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor, in der Instrumentalmusik gewöhnlich die zweite Violine und die Viola.

Mittermaier (Karl Jos. Anton), bad. Geheimrath und Professor der Rechtswissenschaft zu Heidelberg, geb. 5. Aug. 1787, studirte zu Landshut und Heidelberg, trat 1809 zu Landshut als Privatdocent auf und wurde 1811 Professor daselbst. Im J. 1819 folgte er einem Ruf nach Bonn, von wo er 1821 nach Heidelberg ging. Bei den Wahlen zum Landtag von 1831 erwählte ihn die Stadt Bruchsal zum Abgeordneten in die Volkskammer. In dieser Eigenschaft eröffnete er sich eine einflußreiche Wirksamkeit für Gesetzgebung und constitutionnelles Staatsleben, und zeichnete sich namentlich durch eine unermüdliche Thätigkeit aus, indem er in den zwei letzten Monaten des Landtags, doppelt in Anspruch genommen, zwischen Karlsruhe und Heidelberg hin und her reisend, zugleich seine Vorlesungen in Heidelberg hielt. Unter seinen Motionen sind die Anträge auf Aufhebung der sogenannten Administrativjustiz, auf Abschaffung der Stockschläge als angeblichen Erforschungsmittels der Wahrheit und auf einen von allen Staatsangehörigen zu leistenden, mit dem Huldigungseide zu verbindenden Verfassungseid bemerkenswerth. Besondere Verdienste erwarb sich M. um die Gemeindeordnung als Mitglied und Berichterstatter der Commission, sowie als Vermittler in Betreff der zu wiederholten Malen zwischen beiden Kammern hin- und hergewiesenen Streitpunkte mit der Adelskammer. Zu der neuen Civilproceßordnung mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens hatte er schon vor den parlamentarischen Verhandlungen wesentlich mitgewirkt, da er als Mitglied in der zu deren Entwerfen berufenen Gesetzgebungscommission saß. Als Präsident einer der fünf Abtheilungen der Kammer nahm M. Theil an der im Sept. 1831 gegebenen Erklärung derselben an die Regierung: ohne Preßfreiheit kein Budget. Als in der Sitzung vom 13. Oct. vor Eröffnung der Discussion über das Budget Welcker sich mit dem Antrag erhob, das Budget gar nicht zu erörtern, bis die zugesagten Gesetzentwürfe vorgelegt sein würden, nahm M. unmittelbar nach Welcker das Wort und stellte den Antrag modificirt dahin, die Erörterung zwar vorzunehmen, die Abstimmung über das Ganze aber, d. h. die eigentliche Verwilligung, bis zur Erfüllung jener Zusagen zurückzuhalten, welchem Vorschlag sich die Kammer auch anschloß. Überhaupt galt M. mit Duttlinger mehr für das Organ der Gemäßigten, während Rotteck und Itzstein die äußerste Linke, Welcker das deutsch-nationale Element repräsentirten, und wenn daher seine Stimme sich für irgend eine entschiedene Maßregel miterhob, so konnte man mit Sicherheit annehmen, daß der Ausschlag keinem Zweifel mehr unterliege. Als Redner ist M. ausgezeichnet durch einen schönen Vortrag, Einfachheit und Klarheit des Gedankens und fließende Leichtigkeit. In Beziehung auf die Verhand-

lungen über die Preßfreiheit verdient noch bemerkt zu werden, daß sich M. bei dieser Gelegenheit zu Gunsten der Geschwornengerichte aussprach, und ausdrücklich seine, gegen frühere in Schriften, z. B. „Die öffentliche und mündliche Strafrechtspflege und das Geschworenengericht" (Landsh. 1819), niedergelegte Ansichten vollständig geänderte Überzeugung erklärte. Auf dem Landtage von 1833 sowie 1835 zur Präsidentenwürde mit vorgeschlagen, ward er von der Regierung gewählt. So bewährte M. auch in den Reihen der Volksvertreter den Ruf, den er sich als Gelehrter und Schriftsteller erworben. Die Hauptrichtungen, in welchen er für die Rechtswissenschaft eine rühmliche Thätigkeit gezeigt hat, betreffen das deutsche Privatrecht und die Theorie des Processes. Unter seinen Schriften erwähnen wir die „Einleitung in das Studium des german. Rechts" (Landsh. 1812); das „Lehrbuch des deutschen Privatrechts" (Landsh. 1821), das später durch die „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" ersetzt wurde, welche in der vierten umgearbeiteten Ausgabe (2 Bde., Landsh. 1831) auch das Handelsrecht, Wechsel- und Seerecht umfassen und zu den vorzüglichsten Darstellungen dieser juristischen Disciplin gehören; sein Werk: „Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß, in Vergleichung mit dem preuß. und franz. Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Civilgesetzgebung" (Bonn 1820), dem ein erster, zweiter und dritter „Beitrag" (1822—23) folgten; das „Handbuch des peinlichen Processes" (2 Bde., Heidelb. 1810—12), umgearbeitet unter dem Titel: „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzbücher", (Heidelb. 1832); seine „Theorie des Beweises im peinlichen Processe" (2 Bde., Darmst. 1821), die „Anleitung zur Vertheidigungskunst im dreifachen Criminalprocesse (2. Ausg., Landsh. 1820) und die „Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocesse, nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher in Vergleichung mit den Ansichten des engl. und franz. Strafverfahrens" (Darmst. 1834). Mit Zachariä gibt er die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes" (Heidelb. 1829 fg.), mit Löhr, Thibaut und Andern das „Archiv für die civilistische Praxis" (Heidelb. 1818 fg.) und mit Abegg, Wächter und Andern das „Neue Archiv des Criminalrechts" (Halle 1817 fg.) heraus.

Mitternacht oder Mitternachtsgegend, in der Schifferſprache **Norden** genannt, ist der dem Mittage, von dem sie um 12 Stunden verschieden ist, grade entgegengesetzte Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den tiefsten Stand unter dem Horizont eines Orts erreicht, indem sie zum zweitenmal in den Meridian tritt. Von diesem Augenblick an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung und der astronomischen Rechnung der Franzosen seinen Anfang. — **Mitternachtspunkt** oder **Nordpunkt** ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin.

Mitylēne, s. Lesbos.

Mnemōnik oder Gedächtnißkunst, nennt man gewöhnlich die Kunst, der Kraft des Gedächtnisses durch besondere Methoden zu Hülfe zu kommen. Diese Methoden sind nach der Wahl der Mittel, die man dabei anwendet, verschieden. So bedienen sich Einige der äußern Gegenstände (Topologie), welche am meisten in die Augen fallen, oder willkürlich entworfener Bilder (Symbolik) und Schemate, welchen sie die Gegenstände in einer gewissen Ordnung anknüpfen, Andere hingegen der Zahlen. Was das erstere dieser Mittel betrifft, so ist es z. B. für einen Redner, um alle Theile seiner Rede genau im Gedächtnisse zu behalten, allerdings zweckmäßig, wenn er vorher den Ort genau anschaut, wo er diese Rede halten soll, hier die auffallendsten physischen Gegenstände bemerkt und an den Anblick eines jeden derselben, z. B. an die gegenüberstehenden Pfeiler der Kirche im Geiste einen Theil seiner Rede knüpft. denn so wird ihm nach dem Gesetze der Ideenassociation

jeder Gegenstand seiner Rede leichter gegenwärtig sein. Was die Methoden betrifft, gewisse Zahlen im Gedächtnisse zu behalten, so gibt es deren mehre. Unter Andern hat man vorgeschlagen, gewisse Worte so zu bilden, daß sie, nach einer vorausbestimmten Bedeutung der Buchstaben als Zahlen, zugleich auch eine Zahl anzeigen. Die Umbildung der Worte geschieht gewöhnlich an ihren Endungen. Man entwirft z. B. folgendes Schema:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Will man nun z. B. seinem Gedächtniß einprägen, daß Julius Cäsar 46 Jahre v. Chr. die Oberherrschaft über Rom erlangt, so verändere man den Namen Julius in Julios. Da nun dies als der Endsylbe, nach vorstehendem Schema, die Zahl 46 gibt, so wird man sich bei dem Namen Julios zugleich auch immer an diese Hauptzahl erinnern. Will man nicht vergessen, daß Alexander der Große seine Herrschaft im J. 331 v. Chr. stiftete, so sage man statt Alexander Alexita, wo dann das ita nach vorliegendem Schema die Zahl 331 gibt. Alles dieses sind jedoch nur Specialmethoden, um das Gedächtniß für gewisse Gegenstände und in gewissen Fällen zu unterstützen. Andere haben versucht, eine Mnemonik von umfassenderer Art nach allgemeinen Grundsätzen zu bilden. Indessen hat noch kein Versuch dieser Art etwas Vorzügliches geleistet, und bis jetzt haben alle Diejenigen, welche sich durch ein außerordentliches Gedächtniß ausgezeichnet haben, dieses blos der Natur und Übung, nicht einer künstlichen Methode zu verdanken gehabt. Die wahre Methode ist individuell; ein Jeder entwirft sich dieselbe nach seinem Bedürfniß, und sie ist natürlich, insofern sie auf einer richtigen Ansicht von der Bestimmung und den Gesetzen der Gedächtnißthätigkeit beruht und die freie Thätigkeit des Geistes nicht stört. (S. Gedächtniß.) Die Alten kannten die Mnemonik, und nach Einigen soll der griech. Dichter Simonides (s. d.) der Erfinder derselben sein. Die Pythagoräische Schule hält die Cultur des Gedächtnisses für einen wesentlichen Gegenstand der Bildung. Zu den Zeiten des Cicero war die Mnemonik auch unter den Römern bekannt; nach Quintilian's Zeiten aber kam sie wieder in Verfall. An ihrer Statt kam unter den Scholastikern die tabellarische Methode auf. Auch die „große Kunst" des Raimundus Lullus, welche eine schematische Verzeichnung der für gewisse Fächer des Denkens und Sprechens wesentlichen Begriffe enthielt, begriff eine Mnemonik mit. Konrad Celtes im 15. und Schenkel im 16. Jahrh. stellten die Mnemonik wieder her und bildeten sie aus. Auch in der neuesten Zeit haben sich verschiedene Gelehrte mit derselben beschäftigt. Vgl. Kästner's „Mnemonik, oder die Gedächtnißkunst der Alten" (Lpz. 1805); Aretin's „Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik" (Sulzb. 1810) und die „Mnemonik, oder praktische Gedächtnißkunst u. s. w. (Frankf. 1811).

Mnemosyne, eine Tochter des Uranus und der Gäa, eine Titanide, war, wie die Mythe erzählt, die Bildnerin des menschlichen Verstandes und besonders des Gedächtnisses (daher ihr Name), welche Geisteskraft vor Verbreitung der Schreibekunst vorzüglich wichtig war. Mit dem Jupiter zeugte sie in Pierien die neun Musen (s. d.), indem sie neun Nächte in seinen Armen ruhte.

Mnioch (Joh. Jak.), ein bekannter Dichter, trefflicher Improvisator, und in jeder Beziehung origineller Kopf, war zu Elbing in Preußen 1765 geboren, studirte in Jena, war dann einige Zeit in Halle Hauslehrer und ward 1790 Rector zu Neufahrwasser bei Danzig. Als er sich von hier wegen einer genialen Pasquinade entfernen mußte, fand er 1796 in Warschau eine Anstellung, wo er als erster Directionsrath der preuß. Lotteriedirection am 22. Febr. 1804 starb.

Schon als Knabe hatte er den drolligen Einfall, als er seinen Vater gedrückt und zurückgesetzt sah, sich in einem Schreiben unmittelbar an den König Friedrich zu wenden, worin er denselben mit Du anredete. Dem Könige gefiel die Bittschrift, und M.'s Vater ward geholfen. Als Student in Jena ließ er seine Hymne auf Friedrich drucken und sendete sie an denselben. Der König dankte ihm schriftlich, machte ihm aber bemerklich, wenn er wieder schriebe, seine Briefe zu frankiren. Sogleich packte M. den Betrag des Portos, ein Achtgroschenstück, ein und sendete dasselbe an den König mit der Zuschrift: „Sire, hier ist das Porto." Allmälig ward er mit mehren ausgezeichneten Männern bekannt und in Halle dichtete er manches originelle Lied. Wahrscheinlich war es zuerst seine Idee, mitten in dem Liede der Freude auch ein Wort des Ernstes zu dem Herzen zu reden. Bekannt ist in dieser Hinsicht besonders sein Lied vom Grabe: „Wir werden Alle Platz und Raum" u. s. w., sowie sein Maurerlied am Johannisfeste 1798. Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl. In seinem moralischen Charakter war Excentricität mit Schwäche gepaart. Sein persönlicher Umgang war höchst anziehend. Viele Gewandtheit im Ausdruck und große Regsamkeit seines Geistes und Gefühls befähigten ihn, als Improvisator Treffliches zu leisten. — Seine Gattin, Maria M., geb. zu Neufahrwasser 1777, eine namentlich durch ihn geistig hochgebildete Frau, starb zu Warschau 1796. Ihre geistvollen Aufsätze wurden von M. unter dem Titel „Zerstreute Blätter u. s. w." (Görl. 1800; 2. Aufl. 1821) herausgegeben und sind ein wahres Kleinod weiblichen Zartgefühls.

Moallakat, d. i. die Aufgehangenen, heißen die sieben arab. Gedichte aus der Zeit zunächst vor Mohammed, welche ihrer Vortrefflichkeit wegen zu Mekka öffentlich ausgehangen worden sein sollen. Sie schildern das Leben in der Wüste, die Fehden der arab. Stämme, Liebesabenteuer und geben ausführliche Beschreibungen der Kameele und Rosse. Eine engl. Übersetzung derselben gab Jones, die von Hartmann unter dem Titel: „Die hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel" (Münster 1802) ins Deutsche übertragen wurde. Die Originaltexte mit lat. Übersetzung sind von verschiedenen Gelehrten herausgegeben, z. B. die Moallaka des Tarafa von Reiske und später von Vullers (Bonn 1827), die des Amr ben Kulthum von Kosegarten (Jen. 1829), so auch die des Antar (s. d.).

Mobile Colonnen nennt man Truppenabtheilungen, welche ein Land seitwärts der Hauptstraßen durchstreifen, um Marodeurs aufzuheben, in welchem Falle sich dieselben durch irgend ein Abzeichen von den übrigen Truppen unterscheiden, Guerrillas zu zerstreuen, insurgirte Ortschaften wieder zur Ruhe zu bringen und die Schuldigen aufzugreifen und zu bestrafen. Sie bestehen nach den Umständen aus einem Offizier mit 20 M., oft aber auch aus ganzen Bataillonen. In neuester Zeit wurden sie besonders gegen die Insurgenten in Neapel und Piemont in Anwendung gebracht.

Mobiliarsteuer (contribution mobiliaire) ist eine Abgabe, welche von dem beweglichen Vermögen erhoben wird, also zu den directen und Vermögenssteuern gehört. Der Hauptgegenstand derselben sind die Activcapitalien der Staatsbürger; es werden aber auch andere Bestandtheile des beweglichen Vermögens darunter begriffen. Diese Art der Besteuerung kann sehr unpolitisch werden, wenn durch die Art ihrer Anlegung solche Gegenstände getroffen werden, deren Vermehrung großen Nutzen für den Staat hätte, z. B. der Viehbestand der Landwirthe. Sie streift auch in das Gebiet der Consumtions- und Luxussteuern hinüber, wenn sie gewisse Gattungen beweglicher Sachen, deren man sich leicht entäußern kann, besonders trifft, z. B. den Besitz von verarbeitetem Gold und Silber, Equipagen, Singvögel u. s. w.

Mobilien, bewegliche Güter, fahrende Habe oder Fahrniß. Alle äußere

Gegenstände, woran ein Besitz und Ausübung von Eigenthumsrechten möglich ist, theilen sich in bewegliche, welche von einem Orte zum andern gebracht werden können, und unbewegliche, welche mit dem Boden zusammenhängen, sodaß sie von demselben unbeschadet ihrer Substanz nicht getrennt werden können. Unter den beweglichen werden noch die Thiere als sich selbst bewegende (se moventes, Moventien) hervorgehoben. Die bloßen Foderungen und Rechte (Obligationen, Activcapitalien) fallen an sich gar nicht in diese Eintheilung, werden aber von den neuern Gesetzen und Ortsstatuten bald zu den beweglichen, bald zu den unbeweglichen gerechnet. Manche an sich bewegliche Sachen werden gleichfalls zu den unbeweglichen gezählt, wie Schiffe, große Waarenlager, Bibliotheken, wenigstens in einer oder der andern Beziehung. Zu den unbeweglichen gehören auch die an sich beweglichen Theile und Zubehörungen von Gebäuden und Grundstücken, z. B. Fenster, Thüren u. s. w., und die Rechte, welche an einer unbeweglichen Sache stattfinden, Zehnten, Hutungsrechte, Jagden, Reallasten, Zinsen und Gülten u. s. w. Auch Staatscapitalien können immobilisirt werden, wenn sie als unveräußerlich im Staatsschuldbuche bemerkt oder unablöslich auf Immobilien hypothecirt werden, wie Lehnsstämme. Der Unterschied zwischen Mobilien und Immobilien ist besonders im Erbrechte wichtig; Mobilien werden nach dem Rechte vererbt, welchem der Erblasser für seine Person unterworfen war; die Immobilien nach dem Rechte des Landes, wo sie liegen.

Modalität, abgeleitet von Modus, bezeichnet die Art und Weise, wie etwas existirt oder geschieht; oft aber wird auch die zufällige Bestimmung eines Gegenstandes so genannt. Die logische Modalität ist nach Kant diejenige Kategorie, welche das Verhältniß der Vorstellungen zum Verstande bestimmt. Es ist also die logische Modalität der Urtheile die Art und Weise des Fürwahrhaltens, mit welcher der Verstand die Verbindung der Begriffe in einem Urtheile denkt, ob er nämlich das Fürwahrhalten unbestimmt läßt, wie in problematischen Urtheilen, oder ob er es als bestimmt gibt, wie in assertorischen Urtheilen, oder ob er die Verbindung der Begriffe für wahr halten muß und das Gegentheil gar nicht denken kann, wie in apodiktischen Urtheilen. Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit heißen daher auch Momente der Modalität oder Modalitätsbegriffe. Eigentlich aber läßt sich durch das blos logische Verfahren, d. h. nach dem Gesetze der Identität und des Widerspruchs, die Wirklichkeit oder das Assertorische nicht erkennen. Das allgemeine Princip, welches jenen Formen zum Grunde liegt, ist dieses: Alles, was von uns erkannt werden soll, muß mit unserm Erkenntnißvermögen auf irgend eine Art verknüpft sein. Daraus folgt: was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinstimmt, oder was denkbar ist, d. h. dessen Begriff keinen Widerspruch enthält, ist möglich; was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zusammenhängt, ist wirklich, und Dasjenige, dessen Zusammenhang aus dem Wirklichen durch allgemeine Bedingungen der Erfahrung (durch das Mögliche) bestimmt ist, oder was ohne Widerspruch nicht geleugnet werden kann, ist nothwendig.

Mode, ein aus dem Lateinischen stammendes, im Deutschen ganz eingebürgertes Wort, bezeichnet im Allgemeinen den Begriff von Dem, was grade an einem Orte Sitte und Gewohnheit, sowol im Handeln als Benehmen, in der Art sich zu kleiden und zu wohnen, kurz, zu leben ist, im engern Sinne aber die grade herrschende Art sich zu tragen oder zu kleiden. Daß übrigens jedes Volk, auch das roheste, seine eignen Moden dem weitern Begriffe nach hat, ist ebenso bekannt als daß die Mode im beschränktern Sinne auch bei ihm herrscht, ihr Wechsel und ihre Ausdehnung aber von dem mehren oder mindern Grade der Bildung, der Industrie und des Reichthums eines Volks, sowie von der geographischen Lage und der politischen Einrichtung eines Landes abhängt. Je ärmer, uncultivirter, der Zahl nach beschränkter oder auch abgeschnittener von dem Weltver-

kehr ein Volk ist, je weniger wird bei ihm die Mode dem Wechsel unterworfen sein. Derselbe Fall wird auch eintreten, wo Despotie die freie Beweglichkeit hemmt, wie z. B. in den mehrsten asiat. Ländern, oder starres Festhalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen und feindliches Abschließen gegen alles Fremde, wie z. B. in China, den Geist einseitig macht und festbannt. Wo hingegen mildere Regierungsformen und Gesetzgebungen herrschen, wo der häufige und immerwährende Verkehr mit andern nahen und entfernten Nationen den Blick erweitert, wo endlich in Folge einheimischer Industrie der nationale Wohlstand blüht, da muß natürlich und folgerecht Art und Weise der Einzelnen zu leben, sich einzurichten, zu kleiden, zu schmücken u. s. w. den vielfachsten Wechsel haben, und es gehört daher die ganze Befangenheit und Schwerfälligkeit mancher sogenannten Philosophen dazu, um unbedingt das Anathema über die Mode zu sprechen. Sie belebt die Industrie und ist nur dann zu tadeln, wenn sie bis zur stutzerhaften Narrheit und so weit getrieben wird, daß darüber Wichtigeres versäumt, der Verfall des häuslichen Wohlstandes herbeigeführt und die Nebensache zur Hauptsache im Leben gemacht wird. Einen Beleg für die Spielereien, welche die Sucht eitler Personen, verbunden mit dem Speculationsgeiste der Handelsleute, im Reiche der Mode hervorgerufen haben, geben die oft seltsamen Formen und Schnitte der Kopfputze und Kleider, sowol bei Männern als bei Frauen, sowie die manchmal höchst lächerlichen Benennungen derselben und der Farben, welche grade getragen werden. Wir erinnern hierbei nur an die Hüte à la Ypsilantis, und à la Quiroga, an die Stiefeln à la Suwaroff, an die Uhrketten à la Nelson, an die Bänder und Schnallen à la Sonntag, an die Tücher à la Giraffe u. s. w. Als Geburtsland der Moden wurde früher immer Frankreich betrachtet; doch macht England dermalen nicht weniger Anspruch auf diese Ehre, und man muß gestehen, daß in der Bizarrerie und Verschrobenheit der Art sich zu kleiden, die brit. Elegants und Petitmaitres es den franz. in neuerer Zeit meist zuvorthun. Die der Mode ganz oder zum Theil gewidmeten Zeitschriften sind deutschen Ursprungs, angefangen in der Absicht, um die Erfindungen der pariser und londoner Schneider und Putzmacherinnen möglichst allgemein bekannt zu machen; erst später haben andere Länder diese Mode nachgemacht. Die erste Zeitschrift dieser Art: „Mode- und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch", erschien in Erfurt 1758; unter den jetzt bestehenden sind die vorzüglichsten die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode", das frankfurter „Journal des dames", die leipziger „Modenzeitung" und das pariser Wochenblatt: „Album des salons, ou Revue des modes et Galerie des moeurs".

Modell, Vorbild oder Musterbild, nennt man in der Malerei eine männliche oder weibliche Person, welche der Künstler nackt vor sich hinstellt, um sie zum Gegenstande seines Studiums zu machen; dann auch die zu gleichem Zwecke angewendete Gliederpuppe oder den **Gliedermann** (s. d.). Eine Nachbildung nach einem lebenden Modell heißt ein Act oder eine Akademie. In der Bildhauer- und Baukunst versteht man unter Modell einen künstlichen aus Thon, Gyps oder Wachs geformten Körper, der zum Vorbilde für denjenigen dient, welchen der Künstler aus einem härtern Stoffe zu bilden beabsichtigt, besonders wenn er im vorgegebenen Maßstabe (wie das architektonische Modell) zur Ausführung des größern dient. Hier ist also das Modell eigne Erfindung und Vorarbeit des Künstlers. Das Studium des Malers nach besondern Modellen kann und soll keinen andern Zweck haben, als die verschiedenen Formen und Bewegungen der lebenden Natur an beiden Geschlechtern nach Verschiedenheit des Alters, der Lage und Handlungen kennen zu lernen, das Auge dadurch zu schärfen und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommene mit Sicherheit, Wahrheit und Leichtigkeit darzustellen. Soll der Künstler diesen Zweck erreichen, so darf er sich nicht an ein einziges oder nur wenige Modelle halten, sondern muß die Natur in ihren man-

cherlei Vorbildern für Geschlecht, Alter und Charakter studiren. Hat der Künstler die Idee irgend einer Gestalt oder eines Charakters deutlich gedacht, so wird er dieselbe bei der Ausführung überall vorwalten lassen. Von Bauwerken, Mühlen, Brücken, Maschinen u. s. w. werden Modelle aus Holz oder Carton gefertigt, um das wechselseitige Verhältniß der einzelnen Theile gegeneinander besser prüfen zu können. Vauban ließ unter seiner Aufsicht für Ludwig XIV. von allen durch ihn neu- oder umgebauten Festungen Modelle fertigen, die, im Hôtel des Invalides aufgestellt, von den Verbündeten weggeführt wurden. Die an Preußen gefallenen sind in Berlin in einem besondern Gebäude aufgestellt. Auch gibt es Modelle von ganzen Gegenden und Ländern, so Pfyffer's (s. d.) Darstellung der schweizer Alpen und das in Weimar vorhandene Modell des Schlachtfeldes von Jena, welches von dem sächsischen Lieutenant Kuhlmann 1808 für den Herzog Karl August von Weimar aus Thon nachgebildet wurde. Eine andere Art Modelle antiker Gebäude, von Tempeln u. s. w., werden in Rom aus Kork geschnitten und verkauft. In Deutschland hat Dictus, Besitzer eines Gasthofs in dem Badeorte Neustadt-Eberswalde am Finowkanale, diese Kunst mit vielem Glück nachgeahmt.

Modĕna, das Herzogthum, mit Massa-Carrara (s. d.), liegt in der Lombardei, in der fruchtbaren Ebene, die der Panaro bewässert, und wird durch Parma, das lombard.-venetian. Königreich, den Kirchenstaat, Toscana, Lucca, Genua und das Meer begrenzt. Außer Massa-Carrara umfaßt es noch das Herzogthum Reggio und die Herrschaft Garfagnana, zusammen 98¾ □M. mit 379,000 Einw., darunter 1509 Juden. Gegen S. erhebt es sich zum Apennin, dessen Kamm im Monte Cimone bis zu 6778 F. aufsteigt. Unter den Flüssen ist nicht einer schiffbar. Die vorzüglichsten Producte sind Oliven, Wein und Seide; daher blühen Seidenfabriken und Seidenhandel, besonders in Reggio. Der Staat hat 1½ Mill. Gldn. Einkünfte und 700,000 Gldn. Schulden. Die Staatsverfassung ist ohne Stände absolut monarchisch und der Herzog, aus einer Seitenlinie des Hauses Östreich, vereinigt in sich die ganze gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Haupt- und Residenzstadt Modena, mit 22,000 Einw., ist schön gebaut und sehr reinlich. Die Gassen bestehen meist aus bedeckten Gängen. Das dasige herzogliche Schloß ist reich an herrlichen Gemälden und an andern Kunstsammlungen. Sie ist der Sitz eines Bischofs, einer Universität, einer Ritterakademie, einer Kunstschule, eines Collegium der Gesellschaft Jesu, die 1815 wiederhergestellt wurde, hat 34 Kirchen, zwei Dominikaner- und ein Benedictinerkloster. Geboren wurden daselbst der Archäolog Sigonius, der Geschichtsforscher Muratori und der Dichter Tassoni (s. d.). Die modenesische Bildergalerie kam durch Kauf 1746 an den Kurfürsten von Sachsen. Der letzte Herzog von M. aus dem Hause Este (s. d.) war Hercules III. Seine einzige Tochter und Erbin, Beatrix, vermählte er 1771 mit dem Erzherzog Ferdinand von Östreich, dem Bruder Joseph II. und Leopold II. Nachdem er beim Einrücken der Franzosen in Italien, 1796, die Flucht ergriffen und hierauf der Herrschaft seines Landes beraubt worden war, erhielt er im luneviller Frieden den Breisgau zur Entschädigung, den er seinem Schwiegersohne überließ, und starb 1803 zu Treviso. Der Erzherzog Ferdinand, der sich nun Herzog von Modena-Breisgau nannte, verlor den Breisgau durch den presburger Frieden 1805 und starb am 24. Dec. 1806. Sein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz IV., geb. 1779 und vermählt 1812 mit Beatrix, einer Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien, gelangte erst 1814 zum Besitze der großväterlichen Staaten, vermöge der seinem Vater vom Kaiser ertheilten eventuellen Belehnung, und ward durch den wiener Congreß darin bestätigt. Auch seine Mutter trat 1814 die Regierung ihres schon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Massa und Carrara wieder an, wozu der Congreß noch die Lehne in der Lunigiana fügte, die nebst dem Herzogthume bei ihrem Tode am 14. Nov.

1829 an ihren Sohn fielen. In der Provinz Treviso besitzt der Herzog die Fideicommißgüter des Hauses Obizzi, das mit dem Hause Este eines Stammes war, die jährlich 200,000 Gldn. einbringen. Überdies hat die Congreßacte, wenn Lucca wieder an Toscana fällt, gewisse Striche davon dem Hause Modena überwiesen. Nach dem Aussterben dieses Hauses aber fallen diese Staaten an Östreich. Der Herzog Franz IV. hat zwei Söhne, Franz, geb. 1. Jun. 1819, und Ferdinand, geb. 20. Jul. 1821, und zwei Töchter; von seinen Geschwistern leben noch die verwitwete Kurfürstin von Pfalzbaiern, geb. 1776; der Erzherzog Ferdinand, östr. General der Cavalerie und Generalgouverneur von Galizien, geb. 1781, und der Herzog Maximilian, östr. Generalfeldzeugmeister, geb. 1782. Franz IV. befolgte in neuester Zeit ein sehr strenges Reactionssystem, das der Fürst Canosa leitete; allein des Herzogs Vertrauter und Lenker der geheimen Policei, Ciro Menotti, war selbst einer der Hauptanführer des revolutionnairen Bundes. Als der Aufstand am 4. Febr. 1831 in M. ausbrach, hatte zwar der Herzog am Abende zuvor Menotti festnehmen lassen, sah sich aber, da sich die benachbarten Gebiete ebenfalls erhoben (s. Italien), genöthigt, nach Mantua zu flüchten. Als er mit seinen und den östr. Truppen am 9. März nach M. zurückgekehrt war, setzte er am 6. Apr. ein Gericht nieder, das unter dem Vorsitze des Advocaten Zerbini 107 Theilnehmer des Aufstandes zu den Galeeren und Menotti und Borelli zum Tode verurtheilte. Beide wurden hingerichtet; jene aber in Jesuitenklöster eingesperrt und ihr Vermögen confiscirt. Die Judenschaft verlor ihre bisherigen Berechtigungen und mußte eine Geldbuße erlegen. Auch erschien jetzt eine antirevolutionnaire Zeitung „Voce della verità"; Canosa leitete die Policei, und ein östr. Truppencorps lagerte in der Nähe M.'s. In Folge neuer Verschwörungsversuche gegen das Leben des Herzogs, denen man auf die Spur kam, wurde der Ritter Giuf. Ricci durch Kriegsgericht zum Strange verurtheilt und am 16. Jul. 1832 erschossen. Ebenso fanden 1833 mehre Verhaftungen und Verurtheilungen statt, da die Verschwörung der „Giovine Italia" auch in M. Theilnahme gefunden zu haben schien.

Moderato, d. h. gemäßigt, dient in der Musik zur Bezeichnung des Tempos.

Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode (s. d.), dem Geschmacke und dem Charakter der gegenwärtigen Zeit gemäß ist, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunst und Ästhetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. christlichen Zeit angehört, im Gegensatz des Antiken (s. d.). Am lebendigsten offenbart sich dieser Charakter in der romantischen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunst, vom 12. Jahrh. an, weshalb man auch das Romantische (s. d.) als den Geist der modernen Kunst angesehen hat. In der christlichen Kunst äußerte sich der Charakter einer von dem classischen Alterthume verschiedenen Zeit hauptsächlich dadurch, daß insbesondere die Poesie lyrischer und musikalischer, die Malerei unter den bildenden Künsten die herrschende, und die Tonkunst zu einer vorher noch nicht erreichten Vollendung erhoben ward. Eine neue Epoche, in welcher der romantische Charakter dem hellern Lichte des Verstandes und der Wissenschaft weicht, beginnt von der Zeit der Reformation und wird im Gegensatze der romantischen vorzugsweise modern genannt. Die Kunst nimmt in demselben die verschiedensten Richtungen, z. B. die moralische oder intellectuelle, historische oder bürgerliche, und behandelt die Stoffe der verschiedensten Zeiten, jedoch so, daß auch die Behandlung der Gegenstände des Alterthums den Charakter der neuern Zeit nicht verleugnen kann, welche oft zu sehr auf Rührung und Wirkung hingeht und einen elegischen Grundton hat. Überhaupt herrschen die mehr systematische Wissenschaft und die Gewerbe über der Kunst, weshalb dieselbe mehr ein Interesse der feiner gebildeten Stände und das Erzeugniß einzelner zerstreuter Genien geworden ist.

Modlin, eine ziemlich starke Festung in der Wojewodschaft Plock des Königreichs Polen, am Einflusse des Bug und der Narew in die Weichsel, von Napoleon angelegt, ward sowol im russ.-franz. Kriege, 1813, als während der poln. Insurrection im J. 1831 merkwürdig. Im Jan. 1813 von den Russen blockirt, ward sie durch den damaligen Commandanten, den General Daendels, erst am 25. Nov., nachdem Alles verloren und die Besatzung durch Hunger genöthigt war, übergeben. Heldenmüthig vertheidigte sie 1831 Ledochowski, bis er, nach dem Falle Warschau's, da sein Plan, dieselbe in die Luft zu sprengen, an der Schwäche der im Kriegsrathe befragten Generale scheiterte, sich nebst der Besatzung kriegsgefangen ergab.

Modon oder **Motun** (Methone), eine Stadt auf einem Vorgebirge der Halbinsel Morea, in der griech. Provinz Messenien, hat einen guten Hafen, aber kein Trinkwasser, und wurde in neuerer Zeit durch die Franzosen befestigt. In der Nähe derselben landete am 25. Febr. 1825 das Heer der Ägypter unter Ibrahim Pascha.

Modulation heißt im weitern Sinne die mannichfaltige und schickliche Abwechselung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die Tonführung überhaupt und die Folge von Accorden, im engern Sinne eine solche Tonführung, bei welcher ein musikalisches Stück sich aus einer Tonart in die andere bewegt (übergeht), oder dasjenige Verfahren, welches man eine Ausweichung nennt. Im letztern Falle wird also dadurch die Kunst bezeichnet, den Gesang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andere Tonarten, mittels schicklicher Ausweichungen, durchzuführen und dann wieder in den ersten, oder Hauptton, zurückzuleiten. In ganz kurzen Tonstücken, die nur aus einem Satze bestehen, oder auch in langen Stücken, wo man eine Zeit lang in dem Haupttone bleibt, ehe man in einen andern ausweicht, besteht die gute Modulation nur darin, daß man mit gehöriger Abwechselung und Mannichfaltigkeit Melodie und Harmonie eine Zeit lang in dem angenommenen Tone fortsetzt und am Ende darin schließt. Hierzu wird erfodert, daß gleich im Anfange der Accord durch den Klang seiner wesentlichen Töne, der Octave, Quinte und Terz, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Gesang, sowie die Harmonie, durch Töne der angenommenen Tonleiter (leitereigne Töne) durchgeführt, hingegen keine derselben fremde Töne, weder im Gesange noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei ist aber dennoch eine Mannichfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechselung empfinde. Man braucht deshalb nicht immer bei zwei oder drei Accorden zu verweilen oder sich in solchen Versetzungen zu wiederholen, viel weniger, ehe das Stück oder dessen erster Abschnitt beendigt worden, wieder in den Hauptton, von welchem man ausgegangen ist, zurückzukommen und in demselben zu schließen. Die Regel, daß man nur solche Töne hören lasse, die der angenommenen Tonleiter zugehören, ist so zu verstehen, daß die Berührung eines der Tonleiter fremden Tones nur gleichsam im Vorbeigehen stattfinde. Die Modulation im engern Sinne erfodert schon mehr Kenntniß der Harmonie. Sie besteht nämlich in der Kunst, längern Stücken durch öftere Abwechselung des Tones eine nothwendige Mannichfaltigkeit zu geben, und setzt voraus Kenntniß der Verwandtschaft der Tonarten und der sie verbindenden Leittöne. Da es nothwendig ist, in längern Stücken Gesang und Harmonie durch mehre Töne hindurchzuführen, zuletzt aber wieder in den Hauptton zurückzukehren, so ist hier nur noch zu bemerken, daß in Betreff einer solchen Modulation die Natur des Stücks in Betracht gezogen, überhaupt aber erwogen werden müsse, ob die Modulation blos eine gefällige Abwechselung zur Absicht habe, oder ob sie zur Unterstützung eines Ausdrucks dienen solle. Dergleichen Betrachtungen geben dem Componisten in besondern Fällen die Regeln seines Verhaltens an und zeigen ihm, wo er von dem Haupttone sich weit entfernen kann, oder wo er in dessen Nähe verweilen muß, ob er schnell und allenfalls mit einiger Härte in entfernte

Töne gehen dürfe, oder wo seine Ausweichungen sanfter und allmälig sein sollen. Denn Ausweichungen sind die wichtigsten Hülfsmittel des musikalischen Ausdrucks. In Stücken von sanftem und ruhigem Affect ist es nicht erlaubt, so oft auszuweichen als in denen, welche ungestüme und heftige Leidenschaften ausdrücken. Wo Alles, was zum Ausdrucke gehört, beobachtet wird, da muß auch die Modulation so durch den Ausdruck bestimmt werden, daß jeder einzelne melodische Gedanke in dem Tone vorkommt, der sich am besten für ihn schickt. Zärtliche und Schmerz ausdrückende Melodien sollten nur in Molltönen verweilen, und die muntern Durtöne, die in der Modulation des Zusammenhanges wegen nothwendig zu berühren sind, sollten gleich wieder verlassen werden. Das eigentlich Schwierige des Modulirens und die Kunst desselben besteht darin, einen Gesang nach einer gegebenen Modulation zu ordnen, von dieser nie anders als zur rechten Zeit zu weichen, zu ihr auf eine gute Art und ohne Härte wieder zurückzukehren, Veränderungen in der Modulation nur als Mittel zum Ausdruck und allenfalls zur nöthigen Abwechselung zu gebrauchen; eine Tonart hingegen, die man kaum hat hören lassen, sogleich wieder zu verlassen, ohne Grund und Ende herumzuschweifen, hin und her zu springen, um den Ort zu verändern, weil man sich da nicht zu halten weiß, wo man sich befindet; mit Einem Worte: zu moduliren blos um zu moduliren, heißt den Zweck der Kunst verfehlen und einen Reichthum an Erfindung affectiren, um dessen Mangel zu verbergen.

Modulus ist überhaupt Alles, was einen Maßstab abgibt, insbesondere bei Logarithmen, wo der Modulus das Verhältniß der Logarithmen in einem System, zu denen in dem natürlichen System, bei gleichen zugehörigen Zahlen angibt. Bezeichnet b die Grundzahl für ein künstliches System, so ist $\frac{1}{\log. nat. b}$ der Modulus für dasselbe, und man erhält alle künstlichen Logarithmen für dieses System, wenn man die natürlichen mit diesem Modulus multiplicirt. Für das Brigg'sche oder gemeine System ist der Modulus = 0,4342944819. In der Baukunst dient der Halbmesser einer Säule am Fuße als Maßstab für alle Theile, daher er hier auch der **Modul** heißt.

Mögelin, ein Dorf in der Nähe von Berlin, ist bekannt wegen der dasigen Akademie des Landbaues, mit einem ökonomisch-botanischen Garten, die von **Thaer** (s. d.) gestiftet und dann zur kön. Akademie erhoben wurde. In der Nähe desselben befinden sich ausgezeichnete wirthschaftliche Anlagen, eine kön. Stammschäferei und der Oderbruch. Vgl. Thaer, „Geschichte meiner Wirthschaft zu M." (Berl. 1815), und desselben „Mögelin'sche Annalen."

Möglich bezeichnet zuerst Das, was sich ohne Widerspruch in einem Begriffe vereinigen läßt. Dieser Nichtwiderspruch ist die formale, logische Möglichkeit, welche sich nach dem abstracten Gesetze der Identität richtet. (S. **Modalität**.) Dann bezeichnet es Das, was in die Existenz zu treten vermag. Dieses Können ist die reale Möglichkeit. Das blos Vorgestellte ist noch nicht wirklich, weshalb das logisch Mögliche wol in realer Hinsicht unmöglich sein kann, das logisch Unmögliche aber kann niemals ein real Mögliches sein. Die alte Logik sagte darum: „Von der Möglichkeit dürfe man nicht auf die Wirklichkeit, nämlich als auf etwas Nothwendiges, schließen." Gewiß ist aber das real oder wahrhaft Mögliche zugleich ein Wirkliches, nur noch nicht zu Dem entwickelt, was es sein kann.

Mogul oder **Großmogul** war der Titel der mongolischen Beherrscher von Hindostan, deren Dynastie 1525 durch den Fürsten Babur, einen Abkömmling Timur's, gestiftet wurde. Die Moguls residirten abwechselnd zu Dehli und Agra, vergrößerten ihre Macht bis mit Aureng-Zeyb, sanken aber dann in ihrem Ansehen, bis in dem letzten Viertel des 18. Jahrh. die Engländer ihrer Herrschaft ein Ende machten. Zwar führt noch ein Nachkomme Babur's, der seinen Sitz in der

Festung Allahabad hat, den Titel „Großmogul", wird aber streng von den Engländern bevormundet und hat von der Größe seiner Vorfahren nichts ererbt als den Besitz einiger wenigen Ländereien und den Jahrgehalt, welchen ihm die ostind. Compagnie bezahlt.

Mohácz, s. Mohatsch.

Mohammed, der Stifter einer Religion, die sich über einen großen Theil des Orients verbreitet hat, war ein Sprößling des arab. Stammes Koreish und der Familie Haschem, berühmt in ihrem Vaterlande als die Fürsten der heiligen Stadt Mekka und die Wächter der Kaaba, und wurde zu Mekka 569, nach Andern 571 n. Chr. geboren. Sein Großvater war Abdul Mottalib, ein reicher und edler Bürger; sein Vater hieß Abdallah und seine Mutter Amina. Da ihm der Vater frühzeitig starb und wenig Vermögen hinterließ, ward M. erst von seinem Großvater und nach dessen Tode von seinem ältesten Oheim, Abu Taleb, erzogen. Dieser, ein Kaufmann, bestimmte ihn für denselben Stand und nahm ihn auf einer Handelsreise nach Syrien mit sich. Bei dieser Gelegenheit besuchte er ein nestorianisches Kloster, wo besonders ein Mönch Eindrücke auf ihn machte, die für seine spätere Entwickelung vielleicht wichtig waren. Die mohammedan. Schriftsteller sind sehr weitläufig in ihren Beschreibungen von den bewundernswürdigen Geistes- und Körpereigenschaften, die ihren Propheten schon von Jugend auf auszeichneten; indeß theilte er die allgemeine Unwissenheit seiner Landsleute. Sein Oheim hatte ihn einer reichen Witwe, Namens Khadijah, zum Factor empfohlen; M. erwarb sich ihre Zufriedenheit so sehr, daß sie ihn heirathete und dadurch in eine gemächliche Lage versetzte. Sie war 15 Jahre älter als er, dennoch lebte er in glücklicher Ehe mit ihr und bezwang bis an ihren Tod die sinnlichen Neigungen, denen er später folgte. Noch als Kaufmann machte er eine zweite Reise nach Syrien, wo er wieder mit nestorianischen Mönchen Umgang hatte. Indeß scheint er von Jugend auf eine Neigung zu religiöser Beschaulichkeit gehabt zu haben; denn er pflegte alljährlich, während des Monats Ramadan, sich in eine Höhle bei Mekka zu begeben und dort einsam zu verweilen. Wann der Gedanke zu einer neuen Religion ihm in den Sinn gekommen, woher er, mitten unter einem götzendienerischen Volke, die Überzeugung von der Einheit Gottes genommen, und inwieweit er mit dem Ehrgeiz des prophetischen Charakters das Streben nach persönlicher Größe verband: dies sind Punkte, die wir nur durch Vermuthung aufklären können. Wahrscheinlich waren es die in dem alten arab. Heiligthume aufgestellten Götzenbilder, welche seinen Zorn entflammten und ihn zu dem Entschlusse brachten, den reinen Monotheismus, welchen Abraham gelehrt, wiederherzustellen. Mit dieser Behauptung trat er zuerst auf, als er im J. 609 in seinem 40. Lebensjahre seine vorgebliche Sendung mit der Bekehrung seiner Gattin Khadijah begann, der er eine Unterredung mit dem Engel Gabriel, von dem er für einen Apostel Gottes erklärt worden, mittheilte. Durch sie ward ihr Oheim oder Vetter, Waraka, gewonnen, der ein Christ und mit dem A. und N. Testamente genau bekannt gewesen sein soll. Auf diese folgten M.'s Diener Zeid, dem er die Freiheit schenkte, und sein junger Neffe, der feurige Ali. Sehr wichtig war der Beitritt Abubekr's, eines Mannes von achtungswerthem Charakter, der in großem Ansehen stand und zehn der vornehmsten Bürger von Mekka nachzog. Sie alle wurden von M. in den Lehren des Islam, d. h. Ergebung oder Frömmigkeit, wie die neue Religion vorzugsweise genannt ward, unterrichtet, die für allmälige Mittheilungen des göttlichen Willens, mittels des Engels Gabriel, ausgegeben und in den Koran (s. d.) gesammelt wurden. Als drei Jahre unter stillen Fortschritten verflossen waren, versammelte M. seine Verwandten vom Geschlechte Haschem zu einem Gastmahle, verkündigte ihnen offen seine prophetische Sendung und fragte, wer von ihnen das Amt seines Veziers oder ersten Ministers übernehmen wolle. Alles verstummte, bis der jugendliche

Ali mit dem ganzen Feuer der Begeisterung seine Bereitwilligkeit dazu und zugleich seinen Entschluß erklärte, Jeden, der seinem Meister sich zu widersetzen wage, niederzuschlagen. Umsonst mahnte sie von ihrem Beginnen Abu Taleb, der Vater Ali's, ab, der, wiewol er selbst unbekehrt blieb, der neuen Lehre dadurch sehr förderlich wurde, daß er M. gegen seine Feinde schützte und ihm in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht gewährte. Mehrmals ward M. von den Anhängern des Götzendienstes mit offener Gewalt angegriffen und gezwungen, seine Wohnung zu verändern; aber oft hatte er auch die Genugthuung, seine erbittertsten Feinde zu bekehren. Einen großen Verlust erlitt er im 10. Jahre seines Prophetenamts durch den Tod Abu Taleb's und der treuen Khadijah. Ihres Beistandes beraubt, war er genöthigt, sich auf einige Zeit nach der Stadt Tayef zu begeben. Dagegen fand er bei den Pilgrimen, welche die Kaaba besuchten, vielen Eingang und gewann unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In diese Zeit fällt M.'s berühmte nächtliche Reise in den Himmel auf dem Thiere Borak, unter Gabriel's Leitung, worüber der Koran dunkle Winke enthält. Im 12. Jahre breitete sich der Islam auch unter den Einwohnern von Yathreb (nachmals Medina) aus, deren mehre dem Propheten Treue schworen und ihren Beistand anboten. M. faßte jetzt den Entschluß, seinen Feinden Gewalt entgegenzusetzen. Diese, dadurch nur noch mehr erbittert, schlossen ein Bündniß, ihn zu ermorden; von der drohenden Gefahr unterrichtet, verließ er, allein von Abubekr begleitet, Mekka und verbarg sich nicht weit davon in einer Höhle. Drei Tage verweilte er hier unentdeckt und gelangte dann glücklich, wiewol nicht ohne Gefahr, nach Medina. Diese Begebenheit, am 15. Jul. 622, von welcher die Mohammedaner ihre Zeitrechnung anfangen, ist unter dem Namen der Hegira (s. d.) bekannt. In Medina fand M. die ehrenvollste Aufnahme, und viele seiner Anhänger folgten ihm dahin. M. nahm jetzt die fürstliche und priesterliche Würde an, vermählte sich mit Abubekr's Tochter, Aischa, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, seinen Entschluß, mit dem Schwerte seine Lehre zu verbreiten. Die Hoffnung auf Beute erhöhte noch den religiösen Eifer seiner Anhänger. Die erste große Kriegsthat, welche sie ausführten, war das Auffangen einer reichen Karavane, geführt von Abu sofjân, dem Oberhaupte der Koreischiten, mit einer starken Bedeckung. M. überfiel sie mit geringer Mannschaft im Thale Beder, schlug sie gänzlich und machte große Beute und eine Menge Gefangener. Andere günstige Unternehmungen folgten, aber im 3. Jahre der Hegira griff Abu sofjân mit 3000 Streitern M. mit 950 am Berge Ohud, unfern Medina, an. Ein erbitterter Kampf erfolgte, in welchem die moslemischen Waffen völlig unterlagen und der verwundete Prophet kaum das Leben rettete. Dieser Unfall erschütterte natürlich das Ansehen Desjenigen, dessen vorgeblich von Gott ihm gegebener Auftrag ihm den Sieg hätte sichern sollen. Dadurch indeß, daß er die Schuld den Sünden der Moslemin beimaß, den Gebliebenen ein mit allen sinnlichen Freuden und Genüssen ausgestattetes Paradies versprach und eine unbedingte Vorherbestimmung lehrte, gelang es ihm, das wankende Vertrauen wiederherzustellen. Er bedurfte desselben im folgenden Jahre, 625, wo Abu sofjân mit 10,000 M. vor Medina erschien. M. beschränkte sich klüglich auf die Vertheidigung; aber als nach 20tägiger Belagerung die unter sich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, führte er unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls die Seinen gegen den jüd. Stamm von Koreidha, der mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfestung des Siegers Willkür übergeben, der die blutigste Rache nahm, 6 — 700 Männer niedermachen und die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führen ließ. Einige Jahre später nahm er auch Khaibar, den Hauptsitz der jüd. Macht in Arabien, ein, wodurch er seinen Sieg über dies unglückliche Volk vollständig machte. Zu derselben Zeit breitete sich seine Lehre und sein An-

sehen unter den benachbarten Stämmen aus. Immer mehr erweiterten sich seine Ansichten, und im 7. Jahre der Flucht sandte er eine Einladung zur Annahme der neuen, durch ihn geschehenen Offenbarung des göttlichen Gesetzes an die vornehmsten, ihn umgebenden Fürsten, namentlich an Chosru Parviz, König von Persien, Heraklius, Kaiser von Konstantinopel, Mokawkas, Beherrscher von Ägypten, den König von Äthiopien und die Fürsten verschiedener Landschaften Arabiens. Die Aufnahme dieser Botschaft war verschieden nach der Macht und dem Stolze Derer, an die sie gerichtet war. Die Entfernten und Mächtigern achteten nicht darauf, dagegen hatten die Nähern und Schwächern, die von seiner wachsenden Macht hörten, seine Waffen zu fürchten. Vorzüglich wichtig war es ihm, nicht länger ein Verbannter von Mekka zu sein, der heiligen Stadt, auf welche die Verehrung der Araber ganz besonders gerichtet war. Er erschien daher an der Spitze von 1400 M. in der angeblichen Absicht, den Tempel von Mekka friedlich zu besuchen. Die Koreischiten widersetzten sich seinem Einzug und nöthigten ihn zu einem Vertrag. Nur drei Tage durften er und seine Anhänger, unbewaffnet, in der Kaaba ihre Andacht verrichten, am vierten Tage mußte er wieder abziehen. Dennoch gelang es ihm bei dieser Gelegenheit, drei Personen von großem Ansehen unter den Koreischiten und von noch größerm Ruhm unter den Moslemin, den Kaled, Amru und Othman, zu bekehren. Im 8. Jahre der Hegira rückte ein Heerhaufen M.'s unter Zeid's Anführung gegen die Stadt Muta in Palästina vor, wo der Statthalter des Kaisers Heraklius einen der moslemischen Abgesandten ermordet hatte. Zeid blieb, und nur der Muth Kaled's, der bei dieser Gelegenheit den Beinamen Schwert Gottes erhielt, hinderte die Niederlage. Ein unbesonnener Treubruch der Koreischiten gab M. erwünschte Gelegenheit, 10,000 wohlbewaffnete, von frommem Eifer begeisterte Krieger gegen Mekka zu führen. Die erschrockenen Koreischiten leisteten geringen Widerstand und erhielten nur unter der Bedingung, den Islam anzunehmen, Leben und Freiheit. Die Götzenbilder der Kaaba wurden zerstört, aber der schwarze Stein ward durch des Propheten andächtige Berührung aufs Neue Gegenstand der tiefsten Verehrung. Der Tempel ward das größte Heiligthum der Religion M.'s, und nur den Bekennern derselben ward der Eintritt in die heilige Stadt Mekka verstattet. Dies wichtige Ereigniß fand im 8. Jahre der Hegira statt. Die Zerstörung einiger berühmten Götzenbilder und die Unterwerfung verschiedener arab. Stämme beschäftigten zunächst die moslemischen Waffen. Im Thale Honain unweit Mekka, wo M. persönlich in große Gefahr kam, errang er nur nach den äußersten Anstrengungen den Sieg. Das folgende Jahr nennen die Mohammedaner das Jahr der Gesandtschaften, weil eine Menge arab. Stämme durch Abgeordnete ihre Unterwerfung und Bekehrung ankündigten. Jetzt beschloß M., an der Spitze von 30,000 M., worunter 10,000 Reiter waren, den feindlichen Planen des Kaisers Heraklius zuvorzukommen. Er rückte in Syrien bis Tabuk, auf dem halben Wege nach Damask, vor, kehrte jedoch nach Medina zurück und begnügte sich, den Kaiser schriftlich zur Annahme seiner Lehre aufzufodern. Nach seiner Rückkehr machte er ein neues Capitel des Koran bekannt, widerrief alle Verfügungen zu Gunsten der Götzendiener und vernichtete alle mit ihnen geschlossene Verträge. Er konnte jetzt als Herr von ganz Arabien angesehen werden, obgleich nicht alle Bewohner seine Religion angenommen hatten; vielmehr verstattete er den Christen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes gegen einen Tribut. Im 10. Jahre der Hegira unternahm M. die Abschiedswallfahrt nach Mekka; er war dabei mit dem höchsten Glanz umgeben und von 90,000, nach Andern von 150,000 Anhängern begleitet. Dies war aber zugleich die letzte glänzende Handlung seines Lebens. Er starb bald nach seiner Rückkehr nach Medina, in den Armen seiner Gemahlin Aischa, im 11. Jahre der Hegira, in seinem 63. Lebensjahre. Von allen seinen

Weibern hatte ihm nur die erste Kinder geboren, und von diesen überlebte ihn nur seine Tochter Fatima, die Gemahlin Ali's. Die mohammedan. Schriftsteller erheben ohne Zweifel mit Übertreibung die körperlichen und geistigen Eigenschaften ihres Propheten; indeß ist es sehr glaublich, daß er von einnehmender Majestät in der Erscheinung war und viel natürliche Beredtsamkeit mit einem entschlossenen und unternehmenden Geiste verband.

Die große und einfache Darstellung der Gottheit, welche M. gab, und die beredte Sprache, mit welcher er diese Darstellung vortrug, seine bittern Angriffe auf die Thorheiten der Polytheisten waren dazu geeignet, auf die Araber Eindruck zu machen. Seine Lehre bestand in folgenden Hauptpunkten: Es ist nur ein einziger Gott, welcher das Universum beherrscht; er will von den Menschen treu verehrt sein durch Tugend; Tugend besteht in Ergebung in den göttlichen Willen, andächtigem Gebete, Wohlthätigkeit gegen die Armen und Fremden, Redlichkeit, Keuschheit, Nüchternheit und Reinlichkeit, tapferer Vertheidigung der Sache Gottes bis in den Tod. Wer diese Pflichten erfüllt, ist ein Gläubiger und empfängt als Lohn das ewige Leben. Die Freude des ewigen Lebens besteht darin, daß die Gläubigen dann das Antlitz Gottes schauen; daher bei den moslemischen Völkern der Ausdruck gebräuchlich ist: Etwas um des Antlitzes Gottes willen thun. An andern Stellen des Koran schildert M. die Freude des ewigen Lebens unter dem Bilde eines ewig grünenden Gartens mit rieselnden Quellen, in welchem himmlische Jungfrauen mit blitzenden Augen weilen. Fortwährend behauptete er: Meine Lehre ist nur die alte Lehre, welche schon Abraham, der gemeinschaftliche Stammvater der Hebräer und der Araber, verbreitete. Auch Moses, David, Jesus waren göttliche Boten, welche die Wahrheit lehrten; aber ihre Anhänger haben deren Lehre entstellt; die Juden halten nicht mehr ihr Gesetz; die Christen sind Polytheisten geworden. Daher bin ich, als der letzte Bote, gesendet worden, um die Wahrheit siegreich zu machen. Durch Umgang mit Juden und Christen hatte er Manches von dem Inhalte der biblischen Bücher, aber mit rabbinischen Legenden vermischt, kennen gelernt, und dieses bringt er auch häufig im Koran an. Die gottesdienstlichen Übungen, welche er vorschrieb, waren einfach, aber beschwerlich, daher sie auch nur mit Widerstreben angenommen wurden; man kann nicht sagen, daß M. Alles so eingerichtet habe, daß den Sinnen geschmeichelt würde. Täglich muß der Gläubige fünfmal beten, und auch Nachts aus dem Schlafe sich dazu erheben; wiederholte Abwaschungen muß er verrichten, und zwar, wo das Wasser fehlt, mit Sand; den Monat Ramadan über muß er täglich bis Sonnenuntergang fasten; die Wallfahrt nach dem Heiligthum zu Mekka muß er unter sehr beschwerlichen Gebräuchen vollziehen; milde Gaben und Zehnten muß er von seinen besten Gütern abgeben. Die Polygamie, von welcher übrigens nur äußerst wenige Moslemen Gebrauch machen, stand bereits den heidnischen Arabern frei und war nichts dem Islam Eigenthümliches. M. sagte von sich selbst, er sei zwar von Gott gesendet, aber übrigens ein gewöhnlicher, sterblicher Mensch, welcher keine Wunder verrichten könne. Die Legenden von seinen Wundern findet man bei den späteren arab. Schriftstellern ausgebildet. Er begann sein Werk wahrscheinlich aus aufrichtiger Überzeugung, daß er den Monotheismus, als reinere Religion, verbreiten wolle; er verschmähte aber zur Erreichung seines Zweckes auch die gewöhnlichen, weltlichen Mittel nicht, und ließ sich nach und nach zu herrschsüchtigeren Zwecken hinleiten. In seinem Wandel zeigte er manche glänzende Eigenschaften, vermochte aber nicht, sich von Flecken rein zu erhalten; besonders bewies er sich in Beziehung auf die Frauen schwach. Der Koran, welcher unter seinem Nachfolger Abubekr gesammelt ward, enthält die größern Vorträge M.'s; die Sunna oder der Hadith, d. i. Überlieferung, viele einzelne, kürzere Aussprüche desselben, und Nachrichten über deren Veranlassung, welche zu seiner genaueren Charakteristik Vieles beitragen. Als die mos-

lemischen Araber sich der christlichen Provinzen bemächtigten, bewilligten sie den Christen überall Religionsduldung gegen Steuerzahlung, und übten also hier zur Annahme des Islam keinen unbedingten Zwang aus. In den meisten dieser Provinzen erhielt sich daher die christliche Kirche, obgleich beschränkt und in ungünstiger Lage. Die großen und lange dauernden Wirkungen, welche M.'s Unternehmen hervorbrachte, beweisen, daß ihm eine nachhaltige Kraft zum Grunde lag, und stellen den Urheber dieses Unternehmens in die Reihe der denkwürdigen Männer des Menschengeschlechtes. Vgl. Ölsner's „Mohammed" (Frankf. 1810); Taylor's „History of Mohammedanism" (Lond. 1834) und Reland's „Religio mohammedica" (Utrecht 1717).

Mohammed ist der Name vier türk. Kaiser oder Padischahs. — M. I., geb. 1374, mußte sich nach seines Vaters Bajazet I. Tode, gest. 1403, den Thron gegen seine Brüder Soliman I., gest. 1401, und Musa, gest. 1413, erkämpfen und starb 1421. — Mohammed II. (s. d.) regierte 1451—81. — M. III., geb. 1566, folgte 1595 seinem Vater Murad III., war ein furchtbarer Wütherich gegen seine Familie und grausam im Kriege gegen die Christen, die im Anfange seiner Regierung siegreich gegen ihn fochten. Er starb an der Pest zu Konstantinopel 1603. — Mohammed IV. (s. d.) regierte 1648—87.

Mohammed II., türk. Kaiser, mit dem Beinamen Bujuk, d. h. der Große, geb. zu Adrianopel 1430, folgte 1451 seinem Vater Murad II. Er erneuerte zwar den von seinem Vorfahren mit dem griech. Kaiser geschlossenen Frieden, faßte aber den Plan, die Eroberung des schon sehr geschwächten griech. Kaiserthums durch die Einnahme Konstantinopels zu vollenden. Die christlichen Mächte in Europa blieben müßige Zuschauer. Am 6. Apr. 1453 erschien M. vor Konstantinopel, das er zu Lande mit einem Heere von 300,000 kühnen Streitern und zu Wasser mit 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen zu belagern anfing. Die Belagerten hatten starke eiserne Ketten vor den Hafen gezogen und vertheidigten sich tapfer, ungeachtet sie der so sehr überlegenen Macht des Feindes nur etwa 10,000 M. entgegenzustellen hatten. Als aber M. einen Theil seiner Flotte über Land in den Hafen schaffen, eine Schiffbrücke schlagen und mit Kanonen besetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen nach einer 53tägigen Vertheidigung, und das morgenländ. Reich hatte ein Ende. Die Stadt ward am 29. Mai mit Sturm eingenommen und der Plünderung preisgegeben. Der Kaiser Konstantinus Drageses fiel gleich anfangs mit den Waffen in der Hand. Die zügellosen Sieger überließen sich allen Gräueln und Ausschweifungen. Während der Plünderung ward eine junge Fürstin, Namens Irene, vor M. gebracht. Ohne die Thränen und die Unschuld der Unglücklichen zu achten, überließ er sich drei Tage lang in ihren Armen den Ausschweifungen der rohesten Sinnlichkeit. Einige Janitscharen murrten, und ein Vezier wagte sogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Sogleich ließ M. die Gefangene holen, ergriff sie bei den Haaren und ermordete sie vor den Augen der Unzufriedenen mit den Worten: „Also behandelt M. die Liebe." Da M. Konstantinopel zum Hauptsitz seines Reichs bestimmte, so sicherte er nachmals den Griechen, um neue Einwohner hinzuziehen, völlige Religionsfreiheit zu und erlaubte ihnen, sich einen neuen Patriarchen zu wählen, dessen Würde er selbst noch mehr auszeichnete. So wurde die Stadt unter ihm bald wieder blühend. Er stellte die Festungswerke wieder her und ließ, zu mehrer Sicherheit, am Eingange des Hellespont die Dardanellen (s. d.) anlegen. M. setzte seine Eroberungen fort. Eine Zeit lang hemmte sie, mit einem nicht sehr zahlreichen Heer und durch die bergige Beschaffenheit seines Landes begünstigt, der Fürst von Albanien, Skanderbeg (s. d.). M. schloß Frieden mit ihm, und erst nach Skanderbeg's Tode, 1467, gelang es ihm, sich Albanien zu unterwerfen. Sein weiteres Vordringen in Ungarn hielt der berühmte Joh. Hunyades (s. d.) auf, der ihn 1456 nöthigte, die Belagerung von Belgrad

aufzuheben, bei welcher er 25,000 M. verloren hatte und selbst schwer verwundet worden war. Auch der Sohn Hunyad's, König Mathias Corvinus, hielt die Türken von Ungarn ab und entriß ihnen selbst Bosnien wieder. Dagegen eroberte M. in kurzer Zeit Serbien, Griechenland und den ganzen Peloponnes, die meisten Inseln im Archipel und das im Anfange des 13. Jahrh. an der Küste von Kleinasien zu Trapezunt errichtete griech. Kaiserthum der Komnenen. Die christlichen Mächte fingen an, wegen der Fortschritte dieser Eroberungen besorgt zu werden, und es wurde auf Veranlassung des Papstes Pius II. 1459 zu Mantua ein Kreuzzug gegen die Türken beschlossen, der aber wegen der schlechten Verfassung der meisten europ. Staaten unterblieb. Der Republik Venedig entriß M., außer mehren andern Besitzungen, 1470 Negroponte und den Genuesern 1474 Kaffa. Die öftern Kriege mit den Persern hinderten ihn, sein Kriegsglück gegen die christlichen Mächte weiter zu verfolgen. Zwar griff er 1480 die Insel Rhodus an, wurde aber von den Rittern mit großem Verluste zurückgetrieben. Hierauf wandte er seine Waffen gegen Italien, nahm Otranto ein und würde wahrscheinlich seine Eroberungen in diesem Lande weiter fortgesetzt haben, wenn nicht der Tod seinen Unternehmungen ein Ziel gesetzt hätte. Er starb 1481 auf einem Zuge gegen Persien. M. hatte, während seiner 29jährigen Regierung, 12 Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Auf sein Grab befahl er die Worte zu setzen: „Ich wollte Rhodus einnehmen und Italien erobern". Glänzende Eigenschaften und umfassender Ehrgeiz, besonnener Muth und glückliche Erfolge geben ihm Ansprüche auf den Namen eines großen Fürsten, während unmenschliche Grausamkeit, schändliche Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze ihn als Bösewicht charakterisiren. Er sprach Griechisch, Arabisch und Persisch, verstand Lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntniß in der Geographie und Mathematik und kannte die Geschichte der größten Männer des Alterthums. Kurz, er würde mit dem erhabensten Helden zu vergleichen sein, wenn seine Grausamkeiten nicht seinen Ruhm befleckt hätten.

Mohammed IV., türk. Kaiser, geb. 1642, ein unbedeutender Regent, wurde, nachdem sein Vater Ibrahim erdrosselt worden war, als Knabe von 7 J. auf den Thron erhoben. Seine Großmutter, ein herrschsüchtiges Weib, führte die Regierung, ward aber in einer Serailrevolution umgebracht. Hierauf kam der berühmte Großvezier Mohammed **Köprili** (s. d.) an die Spitze der Regierung. Ihm sowie seinem ebenso großen Sohne und Nachfolger, Ahmed Köprili, hatte das türk. Reich das Ansehen zu danken, in welchem es sich bis gegen das Ende des 17. Jahrh. erhielt. Jener wendete seine meiste Sorge auf die Herstellung der innern Ruhe des Reichs, weshalb auch der schon 1645 angefangene Krieg gegen die Venetianer nur schwach fortgesetzt ward, dieser dagegen unternahm 1667 die in der Kriegsgeschichte berühmt gewordene Belagerung der Insel **Kandia** (s. d.), deren Capitulation, nach 2 Jahren 4 Monaten, am 5. Sept. 1669, zugleich mit den Friedensbedingungen zwischen Venedig und den Türken, unterzeichnet wurde. In dem Kriege gegen Kaiser Leopold, welcher 1660 wegen Siebenbürgens ausgebrochen war, hatten die Türken bereits beträchtliche Fortschritte in Ungarn gemacht, als sie am 3. Aug. 1664 von Montecuculi bei St.-Gotthard völlig geschlagen wurden. Dessenungeachtet nahm Leopold, zum Erstaunen Aller, den von den Türken angebotenen 20jährigen, ihm unvortheilhaften Waffenstillstand zu Temeswar an. Noch nie hatten die Türken sich den Grenzen Deutschlands so sehr genähert als jetzt. Die Anarchie, welche unter dem König Michael in Polen herrschte, und die Unruhen der Kosacken veranlaßten 1672 einen Krieg der Türken gegen Polen, welches den Frieden unter schimpflichen Bedingungen erkaufen mußte. Doch sehr bald rächte Joh. Sobieski die Schmach seiner Nation, erzwang 1676 von den Türken einen ehrenvollen Frieden und trug auch das

Meiste zu dem Entsatze Wiens im J. 1683 bei. (S. Leopold I., deutscher Kaiser.) Da man alle bisher erfahrenen Unfälle der Weichlichkeit und Trägheit M.'s zuschrieb, so ward er, nachdem die Türken am 12. Aug. 1687 bei Mohatsch von dem Herzog Karl von Lothringen gänzlich geschlagen worden waren, noch in selbigem Jahre abgesetzt und starb im Gefängniß 1691.

Mohammed Ali oder Mehemet Ali, Vicekönig von Ägypten, ein Sohn des Aga Ibrahim, ward zu Kavala in Rumelien 1769 geboren. Von Jugend auf zeigte er außerordentlichen Scharfblick, ungewöhnliche Gewandtheit in allen körperlichen Übungen und einen brennenden Ehrgeiz. Der türk. Statthalter in Kavala gab dem armen, früh verwaisten Knaben die gewöhnliche Erziehung, denn Lesen und Schreiben lernte er erst als Pascha, dann eine Stelle und eine reiche Frau. Ein Kaufmann aus Marseille, Namens Lion, der in Kavala wohnte und sein Gönner war, flößte ihm Zuneigung zu der franz. Nation und religiöse Duldung ein. Sein erstes Geschäft, welches er unternahm, war Handel mit Taback, wie denn überhaupt Handelsunternehmungen ihn ausschließend beschäftigten, bis er im J. 1800 als Befehlshaber (Bimbaschi) des Contingents von Kavala gegen die Franzosen in Ägypten zog. Der Kapudan Pascha, Zeuge seiner Tapferkeit in dem Gefechte bei Rahmanieh gegen den General Lagrange, gab ihm einen höhern Posten, in welchem er sich die Zuneigung der albanes. Truppen erwarb. Dadurch gründete er, nachdem die Franzosen Ägypten geräumt hatten, in dem vieljährigen Kampfe der Paschas mit den Mamluken seinen militairischen Ruf; aber bald wurde der Statthalter Khurschid Pascha auf den ehrgeizigen M. eifersüchtig und bewirkte, um ihn zu entfernen, seine Ernennung zum Pascha von Salonichi. M.'s Ansehen war jedoch so groß, daß die Bewohner von Kairo für ihn 1804 zu den Waffen griffen, und daß die Ulemas und Scheikhs durch Abgeordnete dem Divan in Konstantinopel vorstellten, M. sei allein im Stande, die Ordnung und Ruhe in Ägypten, das Khurschid Pascha beraube und unterdrücke, wiederherzustellen. Zugleich übertrugen sie ihm die Macht eines Statthalters; allein der kluge M. lehnte die äußere Würde ab, während er im Geheimen die Sache leitete. Endlich bestätigte ihn die Pforte am 1. Apr. 1806 als Statthalter von Ägypten und erhob ihn zum Pascha von drei Roßschweifen. Durch die Ergebenheit seiner Albanesen und Frankreichs Einfluß behauptete er sich in diesem Posten, als die Pforte, durch England gewonnen, den Mamluken Elfy-Bei zum Statthalter von Ägypten bestimmt hatte. In kurzer Zeit brachte er das verwilderte Land in Ordnung, gewöhnte die zuchtlosen Truppen an Gehorsam, nöthigte die Engländer, welche im März 1807 Alexandrien besetzt hatten, nach mehren für sie unglücklichen Gefechten, Ägypten im Sept. zu verlassen, zwang hierauf die Mamluken-Beis zur Unterwerfung und ließ sie im März 1811 mit Ausnahme der franz. Mamluken bei einer feierlichen Veranlassung treulos ermorden, indem er ihnen geheime Ränke Schuld gab. Von dieser Zeit an herrschte Ruhe in Ägypten. Glorreich war der Feldzug gegen die Wahabis 1816 unter des Vicekönigs zweitem Sohne Ibrahim Pascha (s. d.); man entriß den Sektirern Mekka und Medina, eroberte ihre Hauptstadt Derejeh nach dreimonatlicher Belagerung am 13. Sept. 1818, zerstreute die Einwohner und schickte ihren Anführer gefangen nach Konstantinopel. Der Zug nach Nubien und Sennaar im J. 1820 und 1821, dem der franz. Reisende Cailliaud folgte, weil er Goldminen entdecken sollte, endigte 1822 mit der Ermordung des Anführers Ismael Pascha, des jüngsten Sohnes des Vicekönigs, in Sennaar 1822, und das ägypt. Heer nahm an den Einwohnern die blutigste Rache. Außer Nubien mußte auch noch Khordofan sich unterwerfen. Zu gleicher Zeit widmete M. der innern Verwaltung besondere Aufmerksamkeit. Armee und Flotte, Festungsbau und Verpflegung der Truppen wurden auf europ. Fuß eingerichtet, Telegraphen und Congreve'sche Raketen verfertigt; der Stand der Ulemas ward in besoldete Beamte

verwandelt, der Ackerbau erweitert, die Schaf- und Pferdezucht verbessert; Gewerbe und Handel blühten auf; Europäer fanden Schutz und Belohnung; gelehrte Reisende erhielten Unterstützung; Ismael Gibraltar und Andere wurden 1818 nach Europa gesandt, um Verbindungen anzuknüpfen; der Mahmudiekanal ward gebaut, um Alexandrien mit Kairo zu verbinden; Oliven- und Maulbeerbäume, die Ägypten bisher nicht hatte, wurden angepflanzt, Zucker- und Salpetersiedereien und Stückgießereien angelegt, Quarantaineanstalten errichtet, die Vaccine eingeführt, Schulen angelegt u. s. w. Briten, Franzosen und andere Nationen bewerben sich um M.'s Freundschaft. Die Pforte, den Übermächtigen fürchtend, welcher in dem Kampfe mit den Hellenen auf Kreta festen Fuß gefaßt hatte, ernannte ihn 1824 zum Oberanführer gegen die Griechen. M. schickte seinen Sohn Ibrahim an der Spitze eines Landungsheeres von 16,000 M. mit einer Flotte unter Ismael Gibraltar, um Morea zu erobern und eine Negercolonie daselbst zu gründen. Dieser ward zwar in mehren Seetreffen, zugleich mit der Flotte des Kapudan Pascha, im Sept. 1824 von dem griech. Admiral Miaulis und dem Branderführer Kanaris geschlagen; allein am 24. Febr. 1825 gelang es einer zweiten ägypt. Expedition, bei Modon zu landen und Navarin, Tripolizza und andere Orte zu erobern. Seitdem verheerte Ibrahim einen großen Theil Moreas und schickte die Einwohner als Sklaven nach Ägypten, bis im Oct. 1827 eine dritte Expedition des Vicekönigs in dem Hafen von Navarin von dem engl. Admiral Codrington und dem franz. Admiral de Rigny, in Folge des Pacificationsvertrags vom 6. Jul. 1827, blockirt, der Vicekönig selbst aber von den verbündeten Mächten aufgefodert ward, sich jeder Feindseligkeit gegen die Griechen zu enthalten. Als Ibrahim dies nicht that, ward die ägypt.-türk. Flotte im Hafen von Navarin am 20. Oct. vernichtet, und Ibrahim durch den in Alexandria am 8. Aug. 1828 geschlossenen Vertrag genöthigt, Morea zu räumen. (S. Griechenland.) Nach dem Frieden von Adrianopel gab die Schwäche der Pforte dem Vicekönig Veranlassung, seinen Plan der Unabhängigkeit durch die Eroberung Syriens auszuführen. Obgleich im J. 1831 geächtet, gelang es ihm doch, die Völker zu gewinnen, und nach dem Falle von Acre, am 27. Mai 1832, drang sein Sohn Ibrahim in Natolien ein. Der Sieg bei Konieh, am 21. Dec. 1832, entschied den Kampf. Die Pforte war verloren, hätte nicht Rußland dem Sultan ein Hülfsheer gesandt und zugleich mit England, Frankreich und Östreich den Frieden von Konieh vermittelt. Durch den sogenannten Amnestieferman vom 6. Mai 1833 wurde der Bann aufgehoben und M. in den Statthalterschaften von Ägypten, Abyssinien und Kreta bestätigt; auch erhielt er Syrien und sein Sohn Ibrahim die Pachtung von Adana. (S. Osmanisches Reich.) Seitdem hat M. die Küstenstädte Arabiens erobert und Yemen sich unterworfen. Allein seine Hülfsquellen scheinen erschöpft, Syrien droht mit Abfall und Empörung, die Pforte rüstet sich zu einem Krieg der Rache und die Pest verheert Ägypten. M. herrscht despotisch und ist unumschränkter Herr des Bodens und aller Erzeugnisse desselben; mit den Producten Ägyptens und selbst mit den über Ägypten kommenden ostind. Waaren treibt er das Monopol, an welchem nur wenige von ihm bestimmte Handlungshäuser Theil nehmen. In Ägypten beschützt er die Griechen wie die Franken, läßt junge Türken in Paris europäisch bilden und Christen besitzen sein Vertrauen; allein nichts verbürgt seinen Entwürfen Fortdauer und Bestand. Vgl. Mengin's „Histoire de l'Egypte sous le gouvernement de M. etc." (2 Bde., Par. 1823, mit einem Atlas und lithogr. Kpf., Fol.), und Herrmann, „Mehemet Ali, Pascha von Ägypten" (Lpz. 1833).

Mohatsch oder Mohácz, ein Marktflecken an der Donau, in der baranyer Gespanschaft Niederungarns, mit einem befestigten Schloß und 7700 Einw. (Ungarn, Deutschen und Raitzen), der Sitz eines griech. Protopopen

und eines katholischen Gymnasiums, ist in der Geschichte zweier Schlachten wegen denkwürdig. Im J. 1526 wurden daselbst die Ungarn durch die Türken in die Flucht geschlagen, auf welcher der König von Ungarn und Böhmen, Ludwig II., bei dem Dorfe Ezelje in einem Sumpfe erstickte. Merkwürdiger noch war die andere Schlacht, am 12. Aug. 1687, in welcher der Herzog Karl von Lothringen die Osmanen vollständig besiegte, worauf Ungarn von ihnen befreit und ein Erbreich wurde, Siebenbürgen aber Östreichs Hoheit anerkannte.

Mohawker, s. Irokesen.

Mohn, Mohnsamen, auch Magsamen heißen die kleinen Samenkörner des aus dem Oriente und Ägypten stammenden, in Gärten und Feldern verwildert vorkommenden Garten- und Feldmohns (Papaver officinale, oder P. somniferum), die derselbe in seinen großen, anfänglich fleischigen, bei dem Reifen aber hart und holzig werdenden Samenbehältnissen (den Mohnköpfen) verschließt. Gewöhnlich ist der Mohnsamen von blaugrauer oder weißer, seltner von bräunlicher, schwärzlicher oder gelblicher Farbe; der weiße von dem großköpfigen hohen Mohn mit weißer Blüte ist der beste, ihm am nächsten steht der blaugraue von Pflanzen derselben Größe. Er hat einen angenehmen, süßlichen Geschmack, ist fett, ölig und nahrhaft, und wird daher zu Suppen und Backwerk, auch bei heftigen Brustbeschwerden als Arznei gebraucht; seine Hauptbenutzung ist jedoch die auf Öl, das, kalt und mit Vorsicht gepreßt, als Speiseöl dem besten Olivenöl ziemlich gleich kommt und zum Malen vor allen andern Ölen den Vorzug verdient, weil es gut trocknet und den Farben nicht schadet. Die Mohnpflanze, von welcher dieser Samen kommt, nützt auch noch durch ihre Blumen, trocken als Brennmaterial und durch das Opium (s. d.), welches aus dem in ihren noch grünen Köpfen enthaltenen widerlich bitterlich schmeckenden Milchsaft gewonnen wird.

Mohn (Sigism.), Glasmaler, geb. zu Weißenfels 1760, erlernte in seiner Jugend das Tischlerhandwerk und wurde später Soldat. Nachdem er seinen Abschied erhalten, reiste er als Silhouetteur und stellte 1809 in Leipzig zum ersten Male seine Versuche in der Glasmalerei öffentlich auf, nachdem er sich viele Jahre damit beschäftigt hatte, auf starkes und feuerfestes Krystallglas mit eingebrannten Metallfarben zu malen. Später wendete er sich nach Dresden, wo er 1815 starb. Bei seinen Arabesken, Silhouetten, Portraits, Landschaften und Prospecten von mehren Städten, auch Nachbildungen größerer Gemälde, leistete er in Zeichnung, Perspective und Colorit das Mögliche. — Sein ältester Sohn, Gottlob Samuel, nicht minder berühmt als Glasmaler, besuchte 1812 die Akademie in Wien, wo er sich ausschließend mit der Glasmalerei beschäftigte und unter andern auch eine kais. Kapelle im Schlosse Laxenburg mit Malereien dieser Art ausstattete, und starb zu Laxenburg am 2. Nov. 1825. Unter mehren trefflichen Glasarbeiten hinterließ er ein Turnier mit den Wappen von 16 fürstl. und gräflichen Häusern, und die wiener Krystallglasfabrik hat Malereien von ihm von einer Nettigkeit und Eleganz, sowie von einer Kraft und Schönheit der Farben, die jeder gerechten Foderung Genüge leisten.

Mohr ist der Name der Bewohner der afrikan. Küste, von den Spaniern und Italienern Moros genannt. Oft wird das Wort Mohr auch als gleichbedeutend mit Neger genommen, jedoch mit Unrecht, weil jener allezeit von tief brauner, dieser von schwarzer Farbe ist.

Mohs (Friedr.), Professor der Mineralogie in Wien, geb. um 1774 zu Gernrode am Harz, verlor seinen Vater, welcher Kaufmann war, sehr früh und sollte die Geschäfte desselben fortführen. Allein sein Hang zu den Wissenschaften, besonders den mathematischen, hielt ihn davon zurück. Er studirte 1796—98 in Halle, sodann auf der Bergakademie zu Freiberg und fand sehr bald eine Anstellung in Anhalt-Bernburg, welche er aber verließ, um Antheil an der Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt in Dublin zu nehmen, die jedoch nicht zu Stande

kam, worauf er wieder nach Freiberg ging. Im J. 1802 war er in Wien, wo er die Beschreibung der Mineraliensammlung des Bankiers Van der Null übernahm, in der er (Wien 1804) zuerst seine naturhistorischen Ansichten niederlegte, welche er nachher weiter entwickelte. Sein Eifer für Geognosie und Bergbau veranlaßte ihn, Steiermark, Salzburg, Kärnthen, Krain, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. zu bereisen, worauf ihn die östr. Regierung 1810 beauftragte, die Gegenden im Passauischen, in Östreich und in Böhmen, wo Porzellanerde gegraben wird, genauer zu untersuchen. Nachdem er auf Anregung des Erzherzogs Johann, dem er hierdurch bekannt geworden war, 1811 eine neue Reise nach Steiermark unternommen hatte, ernannten ihn die Stände von Steiermark zum Professor der Mineralogie am Johanneum zu Grätz. Mit dem Grafen von Breuner aus Wien, der in Grätz sein Schüler gewesen, unternahm er 1817 eine Reise nach England. Seine Unterredungen mit dem Professor Jameson, den er schon in Freiberg hatte kennen lernen, hatten den Erfolg, daß dieser, der bereits über die Naturgeschichte des Mineralreichs mit M. ziemlich ähnlich dachte, dessen naturhistorische Methode annahm und sie in England einführte. (S. Mineralogie.) In Edinburg erhielt er den Ruf als Professor der Mineralogie, den er mit Genehmigung des Erzherzogs Johann annahm, und 1826 ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung der Mineralien" (Wien 1813); „Charaktere der Classen, Ordnungen, Geschlechter und Arten oder Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems" (Dresd. 1820; 2. Aufl. 1821); „Grundriß der Mineralogie" (2 Bde., Dresd. 1822—24), den sein Schüler Haidinger mit vielen Zusätzen ins Englische übersetzte (3 Bde., Edinb. 1825) und „Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs" (Wien 1832).

Moira (Graf von), s. Hastings (Francis Rawdon, Marquis von).

Moiren, s. Parzen.

Moiriren oder Wässern heißt den seidenen Zeuchen und Bändern mit der Moirirpresse ein flammiges, wässeriges, schillerndes, perlmutterartiges Ansehen geben. Zu dem Ende besprengt man sie mit Wasser, legt sie zickzackförmig zusammen, bringt zwischen jede Lage ein Blatt Papier oder dünne glatte Pappe und preßt sie zwischen zwei erhitzten Metallplatten oder Metallcylindern. — Auch hat man in neuerer Zeit angefangen, dem Weißbleche ein moirirtes Ansehen zu geben. (S. Metallmohr.)

Moitte (Jean Guill.), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 1747, entwickelte früh eine so ausgezeichnete Anlage zum Zeichnen, daß Pigal, damals der beste Bildhauer, sich ihn zum Schüler erbat. Aus Lemoyne's Schule ging er 1768, als sein David mit dem Haupte des Goliath den höchsten Preis erhalten hatte, nach Italien. Hier wählte er die Werke der alten Kunst zu seinen Vorbildern, versäumte aber doch die Natur nicht und erwarb sich dadurch jene Richtigkeit der Zeichnung, den Sinn für großartige Formen, die Gefälligkeit der Verhältnisse und die Angemessenheit der Gewänder, welche seine Arbeiten auszeichnen Als seine zerstörte Gesundheit ihn veranlaßte, 1773 Rom zu verlassen, ging er nach Frankreich, wo er sehr günstig aufgenommen wurde, bedeutend auf die Werke des Luxus einwirkte und sehr bald einen europ. Ruf erhielt. Seine Statue eines Opfernden verschaffte ihm 1783 die Aufnahme in die Akademie. Noch sieht man mehre Basreliefs von ihm an den Barrieren von Paris. Eine von Ludwig XVI. ihm aufgetragene Statue Cassini's, die man im Modell wegen der Bekleidung anfocht, führte er später vortrefflich aus. In der Revolution schmückte er das Pantheon in dem Fronton mit einem Relief: dem Vaterlande, das die Bürger- und Kriegertugenden ehrt, welche kolossale Arbeit in der neuern Zeit, da jenes Gebäude wieder St.-Genovefenkirche ward, abgenommen werden mußte, und ward darauf Mitglied des Nationalinstituts. Das Basrelief zum Denkmal

des General Desaix für die Kirche des Hospizes auf dem St.-Bernhard ist nicht von ihm, wie man behauptet hat, sondern von Boizot. Noch erwähnen wir das Relief: die Muse der Geschichte mit Moses und Numa zur Seite, zur Ausschmückung des Louvre, dessen äußere Verzierung ihm und Chaudet 1805 übergeben war; eine kleinere Reiterstatue Bonaparte's in Bronze, und: Krieger, die sich fürs Vaterland opfern, ein Relief, das sich in der Pairskammer befindet. Sehr nachtheilig wirkte der Tod seiner geistreichen, selbst als Künstlerin ausgezeichneten Gattin, Marie Adelaide Castillas, auf seine Gesundheit und selbst auf sein Talent. Er starb am 2. Mai 1810.

Mokka oder Mokha, eine Stadt am arab. Meerbusen in der Provinz Yemen, mit einem geräumigen Hafen und 5000 Einw., darunter 1500 Juden, gegenwärtig ein wichtiger Handelsplatz, welchen Kaufleute aus der Berberei, aus Aegypten, der Türkei und von fast allen andern Nationen besuchen, war bis ins 16. Jahrh., wo der Beherrscher von Yemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen störten, dahin zog, ein unbedeutendes Dorf. Die Europäer bringen vornehmlich ind. Waaren und Eisen dahin, und handeln dagegen Kaffee, der unter dem Namen Mokkakaffee bekannt ist und für den feinsten gehalten wird, obgleich zu Aden und Beith el Fakih fast noch größere Geschäfte mit diesem Artikel gemacht werden, ferner Aloe, Balsam, Gummi u. s. w. ein, welche Waaren jedoch, mit Ausnahme des Kaffee, meist aus Berbera von der afrikan. Küste Adel oder Ajan eingeführt werden. Am lebhaftesten ist der Handel in M. vom Mai bis zum Aug.; die größten Geschäfte machen die Engländer. Factisch ist seit 1833 der Vicekönig von Ägypten im Besitze von M.

Mola (Pietro Francesco), gewöhnlich Mola di Roma genannt, ein ital. Maler der bologneſ. Schule, geb. zu Coldre im Mailändischen 1620, der Sohn des Malers Giovanni Battista M., genoß den Unterricht Albani's und Giuſ. Ceſari's und ging dann nach Venedig. Hier bildete er sich aus des Albani und Guercino Manier einen eignen Styl und vervollkommnete sich besonders im Colorit. Durch des Letztern Neid sah er sich genöthigt nach Rom zu gehen, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Joseph's in der Galerie von Monte Cavallo malen ließ. Ludwig XIV. lud ihn an seinen Hof ein; doch aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili starb M. zu Rom 1665. Viele Frescobilder von ihm finden sich noch jetzt in Rom; auch malte er mehre treffliche Bilder in dem kön. Palaste zu Paris, unter Anderm den h. Johannes in der Wüste predigend, den h. Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und den Soldaten, der ihn verwundet, eine ägypt. Flucht und Tancred. Er arbeitete viel, zeichnete richtig und übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, und in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. — Der gleichzeitige Giovanni Battista M., vielleicht der Bruder des Vorigen, geb. 1621, gest. 1661, war ein vorzüglicher Landschaftsmaler. Dieser wie Jener hat auch geistreich radirt.

Molay (Jak. Bernh. v.), der letzte Großmeister der Templer, stammte von dem Geschlechte derer von Longeric und Raon aus Burgund. Er wurde sehr jung um 1265 in den Orden der Tempelherren aufgenommen, nach Palästina geschickt, wo er sich im Kampfe gegen die Ungläubigen hervorthat, und nach dem Tode des Großmeisters Wilh. von Beaujou, obschon er sich zu dieser Zeit nicht im Oriente befand, seiner Tapferkeit, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen, einstimmig zum Oberhaupte des Ordens erwählt. Als nach dem Falle von Ptolemais, 1291, der Tempelorden nach Cypern sich zurückziehen mußte, wo M. grade damals beschäftigt war, eine neue Ausrüstung gegen die Sarazenen zu betreiben, diese aber keinen Fortgang hatte, begab er sich, auf Einladung des Papstes und des Königs, 1306 nach Frankreich. Hier erwartete ihn ein schreckliches Schicksal. König Philipp und Papst Clemens V., begierig nach den Schätzen des Ordens

und darin einverstanden, ihn durch jedes Mittel zu unterdrücken, verhingen über die Tempelherren (s. d.) ein so furchtbares Gericht, daß in wenig Jahren der so reiche und mächtige Orden vernichtet, und viele von dessen Gliedern theils verbrannt, theils enthauptet wurden. Auch M. entging diesem Schicksal nicht. Anfänglich von Philipp mit der größten Freundschaft aufgenommen und sogar von ihm zur Übernahme der Pathenstelle bei einem Prinzen vom Geblüte eingeladen, ward er mit allen in Frankreich auf ihren Comthureien und Balleien zerstreut lebenden Rittern am 13. Oct. 1307 plötzlich verhaftet, vor ein gedungenes Gericht gestellt und nach jahrelangem Leiden im Kerker und den grausamsten Mishandlungen durch Tortur, am 18. März 1314, in Paris auf einer kleinen Insel in der Seine, auf derselben Stelle, wo später die Bildsäule Heinrich IV. stand, nebst dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jährigen Greise, bei langsamem Feuer verbrannt. Der neuern Zeit, namentlich dem Forschungseifer einiger Gelehrten, vorzüglich Raynouard's, war es vorbehalten, die nie erwiesenen Beschuldigungen, welche damals und auch später noch sowol dem Orden als M. gemacht wurden, und die nichts Anderes als muthwillige Verdrehungen und Unwahrheiten waren, welche sich die Tyrannei eines habsüchtigen Königs im Verbande mit der feilen Dienstfertigkeit Clemens V. auszustreuen erlaubte, in ihrer Nichtigkeit darzustellen.

Molbech (Christian), Secretair der kön. Bibliothek zu Kopenhagen und Professor der Literaturgeschichte an der Universität, bekannt durch seine ausgezeichneten Leistungen in der dän. Literatur, wurde in Soroe 1783 geboren. Er bereiste 1811 einige dän. Provinzen, 1812 Schweden und 1819 und 1820 Deutschland, Frankreich, England und Italien. Durch seine „Historie om Ditmarsker-Krigen" (Kopenh. 1813) und durch einige andere Arbeiten über vaterländische Geschichte, die sich durch gründliche Forschung und würdige Darstellung auszeichnen, lenkte er zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. Der Anfang zu einem umfassendern geschichtlichen Werke war seine „Kong Erik Plougpennings Historie" (Kopenh. 1821); doch ist bis jetzt keine Fortsetzung gefolgt. Früh fing er auch an mit seiner Muttersprache sich zu beschäftigen, indem er schon 1806 an der Redaction des von der dän. Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen Wörterbuchs Theil nahm, einige Buchstaben für dasselbe bearbeitete und 1813 ein orthographisches Handwörterbuch nebst einer Rechtschreibungslehre herausgab. Ein neues vollständiges dän. Wörterbuch (2 Bde., Kopenh. 1833) war die Frucht vieljähriger Forschung. Außerdem gab er 1825—28 drei der ältesten dän. Sprachdenkmale heraus, 1830—32 eine Anthologie der neuern dän. poetischen Literatur, mit Biographien und Charakteristiken der Dichter, 1831 Vorlesungen über die Geschichte der wissenschaftlichen Cultur und der Literatur der alten Welt, besonders des Orients, und 1832 Vorlesungen über die neuere dän. Poesie. In der Schrift „Über Bibliotheken, Bibliothekare und was man Bibliothekswissenschaft genannt hat" (Kopenh. 1829; deutsch von Ratjen, Lpz. 1833), behandelte er diese Gegenstände gründlich und umfassend. Eine Monatsschrift „Athene" gab er 1814—17 heraus und seit 1827 eine „Nordische Zeitschrift für Geschichte, Literatur und Kunst".

Molch, s. Salamander.

Moldau, der Hauptfluß Böhmens, entspringt auf dem böhmer Waldgebirge zwischen dem Bretterwalde, dem schwarzen Berge und Vogelsteine, an der bair. Grenze, nimmt die Malsch, Luschnitz, Wottawa, Sazawa, Beraunka, Ottawa und andere Flüsse auf, wird bei Hohenfurth schiffbar, von Budweis aus selbst für Kähne von 200—300 Ctr. Last, und fällt, nachdem er die Städte Rosenberg, Budweis, Moldauteyn, Prag und Weldrus berührt hat, bei Melnik in die hier noch kleine Elbe. Die Schiffbarkeit dieser beiden Flüsse hat die Idee einer Verbindung derselben mit der Donau durch die Eisenbahn von Budweis entstehen lassen, die seit 1827 in Ausführung kam.

Moldau, ein wie die Walachei (s. d.) durch Capitulationsverträge, welche Rußland im Frieden zu Adrianopel aufs Neue gesichert hat, unter die Oberlehnsherrlichkeit der Pforte gestelltes Fürstenthum, das von einem Hospodar regiert und im Innern unabhängig von der Pforte verwaltet wird, grenzt an das russ. Reich, die Buckowina, Siebenbürgen und die Walachei. Mit letzterer hat die Moldau fast stets gleiche Schicksale gehabt. Als die Römer Dacien erobert hatten, erhielten diese beiden Provinzen den Namen Dacia transalpina, d. h. das jenseit der Karpaten gelegene Dacien, und röm. Colonisten. Im 11. und 12. Jahrh. wohnten hier die Kumanen, und nach ihnen wurde das Land Kumanien genannt. Als diese 1239 nach Ungarn gingen, setzten sich die aus Thrazien angekommenn Wlachen hier fest, und nun kamen die Benennungen Walachei und Moldau (von dem Flusse Moldova) auf. Obgleich die Moldauer und Wlachen einerlei Ursprung und, einige Abweichungen in der Aussprache abgerechnet, einerlei Sprache haben, so herrscht doch zwischen beiden Völkern eine starke Abneigung. Die M. stand unter eignen Fürsten, die mit ihren Nachbarn öfter in Kriege verwickelt waren. Von 1310 an fielen die Türken wiederholt in das Land ein, aber erst 1529 übertrug Fürst Bogdan III. dem Sultan Soliman II. dasselbe zu Lehn und entrichtete Tribut. Später fingen die Türken an, die moldauischen Fürsten ganz willkürlich zu behandeln, sie nach Gefallen ein- und abzusetzen, und ertheilten endlich diese Würde einem Griechen. Allein nach dem Aufstande der Griechen 1821 wurden die Griechen von allen Regierungsstellen entfernt; die Pforte ernannte am 16. Jul. 1822 einen moldauischen Bojar, Joh. Stourza, und im J. 1834 Michael Stourza zum Hospodar. Nachdem schon seit langer Zeit ein Theil der untern Moldau, der an das schwarze Meer grenzt und unter dem Namen Bessarabien bekannt ist, den Moldauern von den Türken entrissen worden war, wurde 1777 ein Theil der obern Moldau, der seitdem Buckowina heißt, an Östreich abgetreten, und im Frieden zu Bukarescht von 1812 erhielt Rußland nicht nur das türk. Bessarabien, sondern auch einen andern beträchtlichen Theil der Moldau, sodaß nun der Pruth die Grenze bildet. Beide wurden zu einer Provinz, Bessarabien, vereinigt, die nunmehr einen Flächeninhalt von 891 □M. mit 870,000 Einw. hat. Bei dem Ausbruche des russ.-türk. Kriegs im J. 1828 wurde die Moldau nebst der Walachei von Rußland besetzt und blieb unter der Verwaltung des russ. Generals Kisseleff bis zum 11. Mai 1834. In Folge des Friedens zu Adrianopel, 1829, der jenen Krieg endigte, gehören jetzt alle Donauinseln, da, wo der Fluß die Grenze macht, zu Rußland; sie dürfen jedoch nicht bewohnt und befestigt werden. Ebenso wenig darf das rechte Donauufer, welches der Pforte verblieben ist, bewohnt werden. Rußland garantirt beiden Fürstenthümern freie Ausübung ihres Cultus, vollkommene Sicherheit, unabhängige Nationalverwaltung und eine vollkommene Handelsfreiheit.

Die Moldau hat gegenwärtig noch einen Flächeninhalt von 803 1/5 □M. und 450,000 Einw. Das Land wird vom Dniestr, der Donau und dem Pruth durchströmt und ist überaus fruchtbar; doch in Folge des Krieges und des Druckes zum Theil noch unangebaut. Vorzüglich sind die Viehweiden, überhaupt die Viehzucht jeder Art. Sonst wurden jährlich 10,000 Pferde und 40,000 fette Ochsen ausgeführt, die letztern nach Siebenbürgen oder durch Polen nach Danzig, wo sie als poln. Ochsen verkauft wurden. Außer den fetten Weiden liegt noch eine Ursache des Überflusses an Hornvieh darin, daß man hier kein junges Vieh schlachtet, sondern alles groß zieht. Schweine werden ebenfalls in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht ist bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht, wegen der vielen Lindenwälder. Viel Honig wird von hier nach Konstantinopel, das Wachs aber meist nach Venedig verkauft. Eine Landplage sind die Heuschrecken, die sich öfters sogar einige Jahre hier aufhalten. Der Reichthum des Landes an Mineralien und edeln Metallen wird nicht benutzt; blos einige Salzgruben, besonders

in der Gegend bei Okna, an der Grenze Siebenbürgens, werden bearbeitet. Die Sprache der Moldauer (die rumanische) ist ein Gemisch von Latein und Altslawischem und in mehren Mundarten in Bessarabien, Siebenbürgen und der Walachei verbreitet. Vgl. Stephan Marcella's „Russ.-rumanische Grammatik" (3 Bde., Petersb. 1827). Die Moldauer bekennen sich zur griech. Kirche; die Bauern sind nicht leibeigen, werden aber sowol von den Hospodaren, wie von dem Adel, den Bojaren, hart gedrückt und sind deshalb träge und im Ganzen von schlechtem Charakter. Der Handel ist ausschließend in den Händen der vielen Armenier, Griechen, Juden und Russen, die sich im Lande aufhalten. Haupt- und Residenzstadt ist Jassy (s. d.); eine andere ansehnliche Handelsstadt Galacz mit einem Hafen an der Donau, da, wo der Pruth in dieselbe fällt. Vgl. Wilkinson's „An account of the principalities of Valachie and Moldavie" (Lond. 1820; franz. von de la Roquette; 2. Aufl., Par. 1824).

Molé (Mathieu), Präsident des Parlaments von Paris, ein ausgezeichneter Staatsmann, geb. 1584, verwaltete dieses Amt während der Streitigkeiten der Fronde mit ebensoviel Ruhm, wie sein Vater, der gleichfalls Parlamentspräsident war, zur Zeit der Kämpfe der Ligue. Seine Rechtschaffenheit, Gewandtheit und Unerschrockenheit widerstand oft der Willkür, selbst unter dem despotischen Richelieu, und auch unter dem nicht weniger herrschsüchtigen, jedoch minder kraftvollen Mazarin wußte er sich die Achtung aller Parteien zu erhalten. Er war 1614 Generalprocureur geworden und wurde 1641 durch Richelieu selbst, dem er sich kurz zuvor in einer Streitsache mit dem Marschall von Marillac widersetzt hatte, zum Präsidenten des Parlaments ernannt. In dem Parteienkampfe der Fronde, der bald darauf ausbrach, vertrat er mit eben soviel Klugheit als Geschick die Interessen des Rechts und der Freiheit mit denen des von allen Seiten bedrohten Hofes, und sein Benehmen, als endlich Paris der Schauplatz tumultuarischer Bewegungen wurde, war so fest, würdevoll und muthig, daß ihm selbst die erbittertsten Gegner ihre Achtung nicht versagen konnten. Müde der Ränke jener Ehrsüchtigen, die nur Eigennutz und Ehrgeiz leiteten, legte er freiwillig sein Amt nieder, lehnte die Schadloshaltung, welche Anna von Östreich ihm durch Verschaffung des Cardinalshutes und seinem Sohne durch Ertheilung einer Staatssecretairstelle bot, ab, mußte aber sehr bald wieder an die Spitze treten, erlebte jedoch nicht das Ende jener unglückseligen Streitigkeiten, die erst, als die letzten Reste der Freiheiten des Parlaments und des Volks unter der despotischen Regierung Ludwig XIV. dahin schwanden, aufhörten. Er starb am 3. Jan. 1656 und hinterließ mehre Kinder. — Sein Enkel, Mathieu François M., bekleidete 100 Jahre später die Präsidentenwürde des pariser Parlaments und endete während der Revolution 1794 auf dem Blutgerüste. — Der Sohn des Letztern, Louis Mathieu, Graf von M., Pair von Frankreich, geb. 1780, ward 1806 Auditor beim Staatsrathe und dann Maître des Requetes. Die besondere Zufriedenheit Napoleon's erwarb er sich durch seinen Bericht über den Zustand der Juden in Frankreich. Er kam 1808 als Präfect nach Dijon, 1809 als Staatsrath nach Paris zurück und wurde noch in demselben Jahre Generaldirector der Landstraßen und Brücken. Im J. 1813 ernannte ihn Napoleon interimistisch zum Minister der Justiz und nach der Abdankung des Herzogs von Massa zum Siegelbewahrer, in welcher Eigenschaft er die Kaiserin Marie Luise nach Blois begleitete. Während der Restauration war er Municipalrath von Paris und während der hundert Tage weigerte er sich standhaft, irgend ein Amt anzunehmen, so sehr dies auch Napoleon wünschte. Nach der zweiten Restauration ward er wieder Staatsrath und Generaldirector der Landstraßen und Brücken, 1815 Pair und 1817 Minister des Seewesens. Seit 1822 gehörte er zur Opposition und erlangte durch seine Reden über die wichtigsten Angelegenheiten den Ruf eines der ausgezeichnetsten Redner Frankreichs. Weder unter Decazes noch unter Villèle er-

hielt er eine Anstellung; unter Martignac ward er Mitglied einer Untersuchungscommission über Landstraßen und Kanäle. Unter Polignac wendete er sich ganz von der Regierung ab. Nach der Julirevolution ward er Minister der auswärtigen Angelegenheiten und blieb auch, nachdem er aus dem Ministerium getreten war, ein treuer Anhänger des Königs. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen „Essais de morale et de politique" (Par. 1806) und „Observations sur le dernier budjet" (Par. 1822).

Molé (René Franç.), ein berühmter franz. Schauspieler, Mitglied des Instituts, wurde zu Paris am 25. Nov. 1734 geboren. Er sollte die Rechte studiren; allein seine Neigung fürs Theater machte ihn zum Schauspieler. Nach sorgfältigen Studien trat er 1754 auf dem Théâtre français in der Rolle des Britannicus auf; allein sein ausgezeichnetes Talent konnte die Unzulänglichkeit seiner Mittel für das tragische Fach nicht völlig verschwinden machen. Er wurde nicht angestellt, obschon das Publicum ihn günstig aufnahm, begann nun von Neuem seine Studien und erschien erst 1760 in der Rolle des Andronicus wieder auf der Bühne. Obschon vom Publicum mit Auszeichnung behandelt, verzögerte sich doch seine feste Anstellung noch ein volles Jahr. Allein die Tragödie war es nicht, in der M. seinen eigentlichen Ruhm finden sollte. Auf Anrathen seiner Freunde übernahm er, da er sich den Ton der guten Gesellschaft völlig zu eigen gemacht hatte, feinkomische Rollen. In diesen nun leistete er das Beste, was vielleicht je auf dem franz. Theater geleistet worden ist; er übertraf nicht allein seine Vorgänger, sondern blieb auch ohne Nachfolger in Hinsicht der Leichtigkeit, Wahrheit und Besonnenheit seines Spiels. Den Misanthropen Molière's soll er geistreicher aufgefaßt haben als dieser große Dichter und Schauspieler selbst. Seine berühmtesten Schülerinnen sind die Damen Doligny, Fanier und Candeille. Während der Schreckensherrschaft wurde er eine Zeit lang eingekerkert; später zum Mitglied des Instituts und zur Zeit des Kaiserreichs zum Lehrer der Declamation der Schule bei der Oper und Director der Schule beim Théâtre français ernannt. Außer mehren Abhandlungen über seine Kunst hat man einige Lobreden von ihm, unter denen sich das „Eloge de Mlle. d'Angeville" (Par. 1795) auszeichnet. Nachdem er sich noch in einem Alter von 60 Jahren verheirathet, starb er 1805. Vgl. seine von Etienne herausgegebenen „Mémoires, précédés d'une notice sur l'auteur" (Par. 1825).

Molecularkraft nennen die Physiker diejenige den kleinsten Theilen der Körper (molécules) inwohnende, theils anziehend, theils abstoßend wirkende, und nur auf die kleinsten Entfernungen sich erstreckende Kraft, welche durch Anziehung und Abstoßung den verschiedenen Aggregationszustand der Körper bestimmt. Für feste Körper wirkt sie anziehend, als Cohärenzkraft, und begründet die Stärke und Art des Zusammenhanges der Theile, sowie die Gestalt, welche das Ganze annimmt.

Molière (Jean-Bapt. Poquelin, genannt de), der berühmte franz. Lustspieldichter, wurde am 16. Jan. 1622 zu Paris geboren und von seinem Vater, der Tapezier in des Königs Diensten und zugleich Trödler war, für dieselbe Lebensweise bestimmt und deshalb in seiner Bildung ziemlich vernachlässigt. Erst in seinem 14. J. gelang es ihm, das Jesuitencollegium zu besuchen, wo er fünf Jahre blieb und unter Andern Gassendi's Unterricht genoß. Doch 1641 mußte er seine Studien abbrechen; sein Vater konnte hohen Alters wegen den Hof, der um diese Zeit nach Narbonne ging, nicht begleiten und trug dem Sohne seinen Dienst auf. Dieser aber, der von Jugend auf das Theater leidenschaftlich geliebt hatte, blieb nur für diese Reise in dem ihm nicht zusagenden Verhältnisse; nach Paris zurückgekehrt, verband er sich 1642 mit einer Schauspielertruppe und nahm nun den Namen Molière an. Indem er sich praktisch ausbildete und seine literarischen Kenntnisse durch fortgesetztes Studium ital. und span. Komiker, sowie des Plautus, Terenz und Rabelais erweiterte, führte ihn die Lage seiner Gesellschaft, der

es an guten Stücken mangelte, auf die Idee, diesem Mangel abzuhelfen. So schrieb er denn mehre Stücke, die in den Provinzialstädten, wo er spielte, gefielen und ihm einen Namen machten. Seine schriftstellerische Laufbahn beginnt indeß erst mit dem „L'étourdi" (1654), den er in Lyon aufführte. Das Stück hat zwar seine Mängel; allein die Wahrheit des Dialogs, der bei M. überhaupt in der Regel unübertrefflich ist, dabei die ergötzlichen Scenen, die aus der unerschöpflichen Gewandtheit eines Kammerdieners entstehen, der die Unbesonnenheiten seines Herrn unaufhörlich gut zu machen hat, rechtfertigen den entschiedenen Beifall, den das Stück beim Publicum fand. Mit gleichem Erfolge gab M. bald darauf in Bezières den „Dépit amoreux" und „Les précieuses ridicules", welche letztere Komödie pariser Zustände schildert; eine literarische Coterie nämlich, die in dem Hotel Rambouillet ihr bureau d'esprit hatte, fröhnte einer lächerlichen, pedantischen Schöngeisterei, gefiel sich in einem gezierten Jargon und, was das Ärgste war, setzte einige kleine, nun längst vergessene Autoren dem großen Corneille entgegen. Nachdem M. eine Zeitlang in den Provinzen umhergezogen war, auch in Grenoble und Toulouse gespielt hatte, wendete er sich 1658 nach Paris, indem sein alter Schulfreund, der Prinz de Conti, ihm die Erlaubniß, daselbst zu spielen, auswirkte. Er debutirte mit den „Précieuses ridicules", eine Keckheit, von deren Größe man sich nur bei vollkommener Kenntniß der damaligen Zustände einen richtigen Begriff machen kann. M. hatte sich indeß nicht verrechnet; was Viele undeutlich gedacht, sprach er aus; er brachte eine Coterie gegen sich auf, gewann aber den größten Theil des Publicums, und Ludwig XIV. war mit M. so zufrieden, daß er dessen Gesellschaft in seine Dienste nahm. M. wurde der Liebling des Königs, und es gereicht diesem Monarchen nicht zum kleinsten Ruhme, daß er den Schriftsteller, von welchem Boileau mit ebenso viel Einsicht als Bescheidenheit gestand, daß er sein Jahrhundert literarisch am glänzendsten verherrlicht habe, so zu ehren, seine literarische und sittliche Wirksamkeit zu würdigen und ihn gegen mannichfache Anfeindungen, die ihm seine aristophanische Freimüthigkeit nicht selten zuzog, fast durchgängig kräftig zu schützen wußte. Auch mit dem großen Condé, Larochefoucauld und andern Großen lebte M. in jener anständigen Vertraulichkeit, die eben so sehr den Rang als das Verdienst ehrt. Im Ganzen stellen M.'s Stücke ihn an die Spitze aller neuern komischen Dichter. Es offenbart sich in ihnen eine reiche Kenntniß des gesammten Menschenlebens, besonders des Thuns und Treibens der unteren Volksclassen, welche M. zu studiren nicht verschmähte. Übrigens scheint er seine Menschenkenntniß weniger erworben als gefunden zu haben. Alle seine Charaktere leben; einige sind Typen geworden, die Jeder kennt, und die Namen Tartufe und Harpagon scheinen bezeichnender als Heuchler und Geizhals. Auf seine Zeit und Umgebung hatte er einen unermeßlichen Einfluß; zwar entgingen ihm die stehenden Narrheiten der Menschen keineswegs und er hat sie so wahr als umsichtig geschildert; doch zog er diesen die Thorheiten und Albernheiten seiner Zeit vor, die er nach dem Leben, oft mit Benutzung einzelner Vorfälle und Züge aus der nächsten Umgebung, darstellte. Am schonungslosesten deckte er die Blößen der damaligen Sachwalter und Ärzte auf, und nicht minder hatten sich die gezierte Schöngeisterei, die devote Heuchelei und der baronisirte Bürger über seine Launen zu beklagen. Seine Sprache ist eigenthümlich plastisch, der Dialog unnachahmlich leicht und rasch, seine Versification trefflich und selbst wo seine Charakterschilderung in Caricatur übergeht, bleibt sie noch wahr und meisterhaft. Was aber M. selbst über Racine stellt, ist, daß kein franz. Dichter sich so frei von den Vorurtheilen seiner Zeit und Nation und dabei doch so ächtfranzösisch gezeigt hat, als er. Den größten, noch jetzt dauernden Ruhm unter seinen Stücken erhielten „L'école des femmes" (1662); „L'école des maris"; „Le Misanthrope", der anfangs lau aufgenommen, später aber nach seinem hohen Werthe geschätzt wurde, obschon sich nicht leugnen läßt, daß es

bessere Komödien und daß der fast tragische Kampf eines reinen Herzens mit der Heuchelei, wozu der gesellschaftliche Verkehr Jeden zwingt, vielleicht eher der Stoff zu einer Satire als zu einer Komödie war, und vor allen sein „Tartufe" (geschrieben 1664), der 1669 auf die Bühne kam. Die Schwierigkeiten, welche man der Aufführung dieser beißendsten aller Satiren auf die heuchlerische Devotion entgegenstellte, vermochte am Ende nur ein Machtwort des Königs zu heben, und selbst noch im 19. Jahrh. verbot am 18. Apr. 1825 die geistliche Behörde zu Rouen die Aufführung des „Tartufe". Von den in Prosa geschriebenen Stücken M.'s zeichnen sich „Le bourgeois-gentilhomme" und „L'avare" aus, und als Ausgeburten der üppigsten Laune seine herrlichen Possen „Le malade imaginaire", „Monsieur de Pourceaugnac" und „Le malade malgré lui". Dagegen sind mehre seiner Werke bloße Gelegenheitsstücke, auf Hofbefehl verfaßt, eilig hingeworfen und von geringem Kunstwerthe. Trotz aller Auffoderungen, das Theater zu verlassen und dann in die Akademie zu treten, blieb M. Schauspieler. Sein letztes Stück, in welchem er, obschon unpäßlich, auftrat, war „Le malade imaginaire"; er spielte darin den Argan; während er das „Juro" in dem burlesken Promotionsacte aussprach, befiel ihn ein Blutsturz, der nach wenigen Stunden, am 17. Febr. 1673, den Tod nach sich zog. Der Erzbischof von Paris verweigerte M. das kirchliche Begräbniß; allein durch des Königs Vermittelung ward er in der Stille in St.-Joseph beerdigt. Die Akademie ehrte sich 1778 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin:

„Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre."

in ihrem Sitzungssaale aufstellen ließ. Später wurde seine Asche in das Museum der franz. Denkmäler gebracht, wo sie sich in einer Urne befand, mit der einfachen Aufschrift: „M. est dans ce tombeau." Das Théâtre français, dem die meisten andern Theater folgen, feiert jährlich seinen Geburtstag dadurch, daß eins seiner Lustspiele gegeben wird, in welchem nur bedeutende Schauspieler, selbst in den geringen Rollen, auftreten; auch wird seine Büste mitten auf dem Theater aufgestellt und frisch bekränzt. Von den zahlreichen, jährlich sich mehrenden Ausgaben der Werke M.'s erwähnen wir als die vorzüglichsten, unter den ältern die amsterdamer (5 Bde., 1675, 12.) und unter den neuern die von Auger commentirte (9 Bde., Par. 1819), die von Nodier und die in einem Bande. Eine deutsche Übersetzung derselben lieferte Zschokke (6 Bd., Zür. 1805) und eine Übersetzung des „Tartufe" unter dem Titel „Der Betbruder" Unger (Berl. 1787). Vgl. Cailhava's „Etudes sur M." (Par. 1802) und J. Taschereau's „Histoire de la vie et des ouvrages de M." (Par. 1828).

Molīna (Ludw.) und **Molinisten**, s. **Gnade** und **Jansen** (Corn.).

Molīnos (Michael), s. **Quietismus**.

Molitor (Gabr. Joh. Jos. Graf von), Marschall und Pair von Frankreich, geb. 1770 zu Hayange in Moseldepartement, diente mit Auszeichnung in den Feldzügen 1792—1800 bei der Nord-, Mosel-, Rhein-, Donau- und Schweizerarmee, unter Hoche, Pichegru, Kleber, Moreau, Jourdan und Masséna, zuletzt als Brigadegeneral. Er befehligte 1800 den Rheinübergang zwischen Stein und Diesenhofen, besetzte später Tirol und Graubündten, führte 1805 als Divisionsgeneral Masséna's Vorhut in Italien, war dann Generalgouverneur in Dalmatien, entsetzte Ragusa und Cattaro, focht 1807 im Pommern gegen die Schweden, stand mit vor Greifswald, war hierauf bis 1808 Generalgouverneur von Schwedischpommern, wurde zum Grafen ernannt und erhielt reiche Dotationen. Im J. 1809 befehligte er eine Division bei Aspern und Wagram, 1810 in den Hansestädten und 1811 in Holland, von wo er 1813 unter Macdonald nach Frankreich sich zurückzog und hier das zweite Corps bis zu Ende des Feldzugs commandirte. Im J. 1823 führte er unter dem Herzog von Angoulême das zweite Corps der Pyrenäenarmee in Spanien, wo er Valencia, Murcia und Granada

besetzte, den General Balesteros schlug und nach dem Ende des Feldzugs von Ludwig XVIII. zum Marschall und Pair ernannt wurde.

Molken nennt man den wässerigen, von den käsigen und butterigen Bestandtheilen geschiedenen Theil der Milch, welcher eine ziemlich klare und helle Flüssigkeit von grünlich gelber Farbe und süßlichem Geschmacke darstellt, die sowol den in der Milch befindlichen Zucker als auch alle sonstigen in ihr vorhandenen Salze noch enthält. Man unterscheidet süße, saure und Arzneimolken. Sie werden auf verschiedene Art gewonnen. Um die süßen Molken zu bereiten, wird eine bestimmte Menge Milch (am gewöhnlichsten Kuhmilch, doch bedient man sich auch anderer) gekocht, und während sie aufwallt, etwas Saures, z. B. ein Stück sauren Kälbermagens, sogenannten Laabs, etwas Essig, Cremor Tartari u. dgl. zugesetzt, worauf die käsigen und butterigen Bestandtheile sich abscheiden und von den nun gebildeten Molken durch Seihen getrennt werden. Die sauren Molken gewinnt man meist durch freiwilliges Gerinnen der Milch. Die Arzneimolken, d. h. solche, die außer den wässerigen, zuckerigen und salzigen Bestandtheilen der Milch noch besondere arzneiliche Substanzen enthalten, werden bereitet, indem man zu der Milch, aus welcher man sie gewinnen will, dergleichen arzneiliche Stoffe, Kräuter, abführende Salze u. s. w. zusetzt; dahin gehören namentlich die sehr beliebten Kräuter-, Alaun-, Tamarindenmolken. Die Molken enthalten nur wenig nahrhafte Stoffe, besitzen aber erweichende, auflösende und gelind abführende Eigenschaften und werden deshalb sehr oft zur Erreichung von Heilzwecken angewendet. Man genießt sie zu diesem Behufe des Morgens nüchtern während eines Spazierganges im Freien. Die **Molkencuren** erweisen sich vorzüglich heilsam bei Reizzuständen und Stockungen in den Lungen, wenn sich Knoten (Tuberkeln) in diesen befinden und zu allerhand Brustbeschwerden Veranlassung geben, bei beginnender Lungensucht, Blutspucken, langwierigen Katarrhen u. s. w. In der Schweiz, z. B. auf dem Rigi, zu Appenzell, Unterlachen, Maieringen und an vielen Orten Deutschlands, z. B. Kreuth, gibt es besondere Molkencuranstalten, wo die Molken entweder rein für sich, oder mit Mineralwässern vermischt, oder auch mit Kräutern dargestellt getrunken und in ihrer Wirksamkeit durch den Genuß einer reinen Gebirgsluft und den Anblick einer schönen, großartigen Natur sehr unterstützt werden.

Moll, d. h. weich, bezeichnet in der Musik theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine oder weiche Terz aufwärts steigen und daher **Molltonarten** genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terz, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch **Mollaccorde** nennt. (S. Ton.)

Molla ist bei den Türken der Titel eines Oberrichters, der in den Städten und ganzen Districten die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit zu verwalten hat. Der Molla wird zur höhern Geistlichkeit gerechnet; unter ihm steht der Kadi; über ihm sind noch die Kadileskier, welche auch im Divan sitzen.

Möllendorf (Wichard Joach. Heinr. von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1724 zu Lindenberg in der Priegnitz, einem Gute seines Vaters, welcher bis 1739 Deichhauptmann in dieser Provinz war, besuchte die Ritterakademie zu Brandenburg, ward 1740 von Friedrich II. als Page angenommen und begleitete ihn im ersten schles. Feldzuge, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotusitz beiwohnte. Er wurde 1743 Fähnrich beim ersten Bataillon Leibgarde, 1744 Flügeladjutant des Königs und wohnte den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr bei, in welcher letztern er stark verwundet wurde. Nachdem er 1746 Hauptmann in dem Garderegiment geworden, wohnte er 1757 der Belagerung von Prag und der Schlacht bei Roßbach bei. Durch einen muthigen Angriff des Dorfes Leuthen hatte er Einfluß auf das Schicksal des Tags. Er war bei der Belagerung von Breslau, wurde 1758 Major und Commandeur des dritten Bataillons Garde, war bei dem Überfall von Hochkirchen gegenwärtig und erhielt 1760

das Commando des Garderegiments. Mit demselben focht er in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Oberstlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3. Nov. 1760 rieth er zu einem Manoeuvre, welches den Sieg entschied; doch wurde er dabei gefangen, aber im Anfange 1761 ausgewechselt und darauf zum Obersten ernannt. Im J. 1762, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit seiner Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf, ward zum Generalmajor und 1774 zum Generallieutenant erhoben. Im bair. Erbfolgekriege befehligte er unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen ein Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Unternehmung bei Bautzen ausführte. Als Gouverneur von Berlin wirkte er sehr auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten, die damals im Preußischen noch gar nicht berücksichtigt wurde. In den letzten Lebensjahren Friedrich des Großen war er oft dessen alleiniger Gesellschafter. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde er 1787 General der Infanterie und Feldmarschall. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich und stand deshalb 1791 gewissermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch erhielt er 1794 den Oberbefehl der preuß. Heere am Rhein, nachdem ihn der Herzog von Braunschweig niedergelegt hatte. Zwar eroberte M. am 23. Mai die franz. Verschanzungen bei Kaiserslautern; im Ganzen aber vermochte er der republikanischen Übermacht nicht zu widerstehen und ging ebenfalls wegen der östr. Verluste über den Rhein zurück. Obwol über 80 J. alt, folgte M. in dem Kriege von 1806 gegen seine Ansicht dem Rufe seines Königs, und gerieth nach der Schlacht von Jena zu Erfurt in franz. Gefangenschaft; doch wurde er mit der Achtung, die seinen Verdiensten und Jahren gebührte, behandelt und erhielt die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Er starb zu Havelberg, wo er Dompropst war, 1816.

Mollusken, oder **Weichthiere** haben kein gegliedertes Skelet und keinen Rückenmarkskanal, sondern ihre Nerven sind zerstreut, obwol in einen Gehirnknoten vereinigt. Sie sind mit einer schleimabsondernden Haut umgeben, die oft noch eine Art Verdoppelung, den sogenanten Mantel, bildet. Auch sind manche noch durch eine oder mehre harte Schalen geschützt (Schalthiere oder Conchylien), die sie aus einem eigenen, vom Mantel ausgeschwitzten Safte bilden. Die Bewegungsorgane fehlen ihnen entweder ganz oder bilden einen scheiben- oder zungenförmigen Fuß. Manche haben flossenartige Hautfortsätze oder Fangarme, einen deutlichen Kopf mit Fühlhörnern und Augen. Ihr Mund ist sehr verschieden gebildet. Man theilt sie in sechs Ordnungen: **Kephalopoden**, mit Kopf und Fangarmen, **Pteropoden**, mit Flossen, **Gasteropoden** mit einem fleischigen Fuß, auf dem sie kriechen, **Akephalen**, ohne Kopf, doch mit Mund, **Brachiopoden**, ebenso, aber mit gefranzten Armen, und **Kirrhopoden** mit gegliederten Armen. Zur ersten gehören die **Sepien**, der **Nautilus** mit seiner großen Schale, aus welcher Trinkgeschirre gemacht werden, und der **Papiernautilus**, der seine Schale als Schiff, seine Arme als Ruder benutzt und so auf der ruhigen See fährt. Zu den Gasteropoden gehören das **Seeohr**, mit einer Reihe Öffnungen am Rande, von denen man fälschlich glaubte, daß Perlen darin säßen, und die **Porzellanschnecken**, welche nebst den **Kegelschnecken** die schönsten Schalen haben, unter den letzteren der berühmte Admiral, dessen Schneckenschale ehemals mit 300—400 Thlrn. bezahlt wurde; die **Trompetenschnecke**, deren 1½ F. große Schale in den heißen Zonen als Hirten- und Kriegshorn benutzt wird; die berühmte, zarte **Wendeltreppe**, eine ehemals sehr theure Schale; die violette **Janthina**, welche einen färbenden Purpursaft von sich gibt, wegen welches von den Alten auch noch eine Art Trompeten- und Stachelschnecke aufgesucht wurden; ferner die sämmtlichen **Gartenschnecken**, darunter die eßbare **Weinbergsschnecke**, welche als Fastenspeise für manche Gegenden ein bedeutender Handelsartikel ist, sowie die nackte **Ackerschnecke**,

die sehr schädlich wird, und der sogenannte Seehase, im mittelländ. Meere, den man für giftig hält. Unter den Akephalen sind die sonderbaren Salpen und Ascidien merkwürdig, von denen mehre Individuen auf einem Stamm vereinigt sind. Demnächst gehören zu ihnen alle Muscheln, d. h. solche Mollusken, welche mit zwei kalkartigen Schalen (Muscheln) bedeckt sind. Von diesen sind vor allen wichtig: die Austern (s. d.), ferner die Perlenmuschel, in den ostind., neuholländ. und mexican. Meeren, welche die orientalischen Perlen liefert; die Seidenmuschel, welche lange grünlichbraune Bartfäden hat, die in der Levante und in Italien unter dem Namen Muschelseide zu kostbaren Geweben verarbeitet werden; die Flußperlenmuschel, in Deutschlands Flüssen, die ebenfalls Perlen liefert; die Malermuscheln, deren Schalen als Farbennäpfchen benutzt werden; die Riesenmuschel im indischen Oceane, deren Schale bis 500 Pf. schwer und das Thier von solcher Stärke ist, daß es damit Schiffstaue abkneipt; die eßbare Herzmuschel, an den europ. Küsten sehr häufig, sodaß Kalk aus der Schale gebrannt wird; die schöne Venusmuschel und der sogenannte Bohrwurm, der, mit seinen kleinen Schalen das Holzwerk der holländ. Dämme durchbohrend, schon oft gefährlich ward. Zu den Kirrhopoden gehören die Balanen (s. d.). Vgl. Martini's von Chemnitz fortgesetztes „Neues systematisches Conchyliencabinet" (12 Bde., Nürnb. 1769—95, 4., mit illum. Kupfern).

Molo heißt ein in einem Hafen und zwar in das Wasser hinein von Quadersteinen aufgeführter Damm, mit einem Eingange für die Schiffe, welcher mit einer Kette geschlossen werden kann. Ein solcher Molo hält nicht nur Sand und Schlamm vom Hafen ab, sondern sichert auch die Schiffe vor den Wellen und vor feindlichen Angriffen.

Moloch, ein von Moses (3. B., 18. Cap., V. 21) erwähntes Götzenbild mehrer morgenländ. Völker, unter welchem sie die Sonne verehrten und dem sie Menschenopfer darbrachten, war das metallene Bildniß eines Menschen mit einem Ochsenkopfe. Nachdem dasselbe mittels eines starken Feuers, das in einer unten befindlichen Öffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer bestimmten Kinder in die Arme des Götzen, wobei die Priester mit geräuschvollen Tonwerkzeugen das Angstgeschrei derselben übertäubten.

Molossus, s. Rhythmus.

Moltke ist der Name einer berühmten dän. Familie, aus welcher mehre Staatsmänner und Mäcenaten der Wissenschaften hervorgegangen sind. Adam Glob. Graf von M., geb. 1709, gest. 1792, war der vertraute Minister des Königs von Dänemark, Friedrich V., und Klopstock's Freund. Ebenso war Joachim Godske Graf von M. ein ausgezeichneter Staatsmann und Beschützer der Wissenschaften. Nachdem derselbe 1766 den Militairdienst wieder aufgegeben, widmete er sich in Kopenhagen der Rechtswissenschaft und studirte dann in Regensburg als Gesandtschaftssecretair das Staatsrecht. In Leipzig war er während seiner Studien Gellert's Hausgenosse und Ernesti's Liebling, machte hernach Reisen in Deutschland und Frankreich, stieg im Dienste seines Vaterlandes 1775 bis zum geheimen Staatsminister und wirkte als solcher insbesondere viel für die kön. Bibliothek. Nachdem er seit 1784 auf seinen Gütern ganz der Landwirthschaft gelebt, kehrte er in den letzten fünf Lebensjahren auf den Ruf seines Königs in den Staatsdienst zurück, in einer Zeit, die schlimmer für Dänemark war als je eine vorhergehende. Er fand Mittel, den Credit des Staats und seines Papiergeldes herzustellen, that viel für arme Gelehrte und Jünglinge, die ohne Mittel studirten, und meist im Stillen. Selbst Vater, opferte er 150,000 Thlr. seines Vermögens zur Unterstützung der Staatsdiener, die bei der Verschlechterung des Geldwesens schneller Hülfe bedurften, welche der Staat ihnen nicht geben konnte. M. starb am 5. Oct. 1818 und hinterließ blos an Legaten für die Wissenschaften und Schulen 300,000 Reichsbankthaler. Zwei Glieder dieser

Familie, Otto Joachim von M. und Adam Wilh. von M., bekleiden gegenwärtig geheime Staatsministerien in Dänemark.

Molukken, s. Gewürzinseln.

Molwitz, ein Dorf im preuß. Regierungsbezirk Breslau unweit Brieg, ist denkwürdig durch die Schlacht zwischen den Preußen und Östreichern am 10. Apr. 1741, welche, nachdem der Ausgang lange geschwankt hatte, durch die Anstrengung Schwerin's zum Vortheil der Preußen entschieden wurde. Friedrich II. wohnte ihr persönlich bei und gestand, daß er bis dahin den Krieg noch nicht verstanden und bedeutende Fehler gemacht habe, daß aber diese Schlacht für ihn und seine Truppen eine Schule gewesen sei.

Molybdän, s. Wasserblei.

Molyn (Peter), s. Tempesta.

Molza (Francesco Maria), ausgezeichnet unter den ital. Dichtern des zweiten Ranges, geb. zu Modena 1489, stammte aus einer angesehenen Familie, lebte meist zu Rom und stand mit den größten Gelehrten in freundschaftlicher Verbindung. Seine Talente würden ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wenn nicht seine Ausschweifungen ihm geschadet hätten. Er starb 1544. Unter seinen Poesien werden besonders die Stanzen auf das Portrait der Giulia Gonzaga und die „Ninfa Tiberina", ein poetisches Gemälde in Ottave rime, geschätzt. Sein „Capitolo in lode dei fichi", welches von Annibal Caro commentirt wurde, ist schmuzig. Auch als lat. Dichter hat sich M. vortheilhaft bekannt gemacht. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte erst Serassi (5 Bde., Bergamo 1747—54). Derselben ist eine weitläufige Biographie des Dichters beigegeben, und im zweiten Bande sind die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenossen von M., enthalten. — Seine Enkelin, Tarquinia M., geb. zu Modena am 17. Dec. 1547, verstand Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Geschichte, Musik u. s. w., schrieb Gedichte und stand an Alfons II. Hofe zu Ferrara in großem Ansehen. Tasso, Guarini und A. zogen sie bei ihren Werken zu Rathe, und Rom gab ihr das Bürgerrecht. Sie starb zu Modena am 8. Aug. 1617. Die Ausgabe ihrer „Opuscoli inediti", herausgegeben von Vandelli (Bergamo 1750) ist mit ihrer Lebensbeschreibung begleitet.

Moment ist im Allgemeinen mit Augenblick oder Zeitpunkt gleichbedeutend, sofern von etwas die Rede ist, was sich geschichtlich darstellt; in der bildenden Kunst aber versteht man den Augenblick der Handlung oder Begebenheit, welchen diejenigen Künste hervorheben müssen, die nur Das, was gleichzeitig geschieht, darstellen, das Vorher und Nachher aber, oder Ursachen und Wirkungen, nur andeuten können. Von dem Moment in der bildenden Kunst wird daher erfodert, daß er der bedeutendste und für die Anschauung angemessenste Punkt der Handlung sei; er ist Jenes, wenn er den Geist der Handlung am meisten darstellt, und Dieses, wenn in ihm die Handlung in die sichtbare Erscheinung tritt. Noch andere Anfoderungen als die Plastik macht die Malerei an den Moment; jene fodert einen durch Licht und Farbe ausgezeichneten, diese einen mehr in der Form und Gestaltung bedeutenden Moment. Anders wird auch der Moment von der Kupferstechkunst gefodert. In der Mechanik nennt man Moment einer Kraft das Product dieser Kraft in die Senkrechte, die aus einem gegebenen Punkte dieser Kraft gezogen worden. Und dieses Moment bezieht sich auf den gegebenen Punkt.

Momiers war ursprünglich der Spottname einer Sekte Separatisten in Genf, Waadt und andern Cantonen der Schweiz, wird aber schon seit längerer Zeit in Schriften und öffentlichen Verordnungen gebraucht. Dieselbe entstand 1813 aus den Conventikeln des Studenten Empeytaz. Nachdem Malan an die Spitze der Momiers getreten, knüpften sie mit den engl. Methodisten Verbindungen an, erbauten 1823 mit engl. Fonds ein Bethaus in Genf, trennten sich von der genfer Kirche und gründeten eine besondere „Orthodoxen-Kirche" daselbst.

Vgl. „Histoire véritable des Momiers de Génève" (Par. 1824) mit der „Geschichte der sogenannten Momiers" (Bas. 1825).

Momus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadelsucht und Satire, war nach Hesiodus ein Sohn der Nacht. Spätere geben ihm den Traum zum Vater. Mit schonungslosem Witze tadelt M. selbst die Götter. Besonders hat ihn Lucian zu Ehren gebracht. Die Anthologie beschreibt ihn als entkräfteten Greis.

Monaco, franz. Mourges, ein ital. Fürstenthum von $2^1/_2$ □M. mit 6800 Einw. in den drei Gemeinden Monaco, Meuton und Roque Brune, liegt an der Meeresküste, umgeben von der Grafschaft Nizza, ist sehr fruchtbar und reich an edeln Südfrüchten, Obst, besonders Olivenöl, und hat das befestigte Monaco mit 1200 Einw. und einem Hafen zur Hauptstadt. Im Besitze dieses Ländchens war seit den Zeiten Kaiser Otto I. die Familie Grimaldi. Dasselbe stand seit 1450 unter span. Schutze, und als 1641 der Fürst von M., Honoratus II., sein Land unter Frankreichs Schutz stellte, zog der König von Spanien die mailänd. und neapolitan. Lehngüter des Hauses Grimaldi ein, welches dafür von Ludwig XIV. durch das neuerrichtete Herzogthum Valentinois, das verbunden mit der Pairswürde vor der Revolution jährlich 270,000 Francs rentirte, entschädigt wurde. Das Haus Grimaldi erlosch im Mannsstamme 1731 mit Anton Grimaldi, dessen Tochter und Erbin 1715 mit Franz de Matignon, auf den der Titel Fürst von M. und Herzog von Valentinois nebst der mit letzterem verbundenen Pairswürde überging, vermählt wurde. Der Enkel desselben, Honoratus IV., verlor durch die franz. Revolution das Fürstenthum M., welches 1793 mit Frankreich vereinigt wurde. Im Frieden zu Paris, 1814, ward dasselbe unter den alten Verhältnissen zu Frankreich, an den Fürsten von M. zurückgegeben; doch der pariser Tractat von 20. Nov. 1815 trug dieses Schutzverhältniß auf Sardinien über. Letzteres erkannte durch die Declaration vom 8. Nov. 1817 die Souverainetät des Fürstenthums an, behielt sich aber das Recht vor, nach M. Garnison zu legen und den dortigen Platzcommandanten zu ernennen. Die Staatsform ist erbmonarchisch-absolut. Der jetzige Fürst, Honoratus V., folgte 1819 seinem Vater in der Regierung, hat ein jährliches Einkommen von 80,000 Francs und residirt zu Monaco, hält sich aber meist in Paris auf.

Monaden heißen in der alten Mathematik und Philosophie Einheiten; vornehmlich aber wurde der Ausdruck Monas von der ursprünglichen Einheit als Princip der Zahlen und der Dinge, wie z. B. von Pythagoras, gebraucht. **Leibnitz** (s. d.) verstand darunter die absolut einfachen Substanzen, auf welche er von der Betrachtung der Körper zurückschloß. In einer andern Gestalt hat **Herbart** (s. d.) die Monaden wieder in die Philosophie einzuführen versucht.

Monaldeschi (Marquis) wurde auf Befehl der Königin **Christine** von Schweden (s. d.) zu Fontainebleau am 10. Nov. 1657 hingerichtet.

Monarchie, d. h. Herrschaft eines Einzigen, ist der Aristokratie und der Demokratie entgegengesetzt, wo die oberste Gewalt, das handelnde Princip des Staats, sich in den Händen einer Auswahl oder aller Bürger befindet. Da auch die Monarchie nicht persönliche Zwecke und Genüsse des Monarchen, sondern die Herrschaft der Pflicht und des Gesetzes zum höchsten Ziele hat, so können Monarchie und Republik einander nicht entgegengesetzt werden; auch die Monarchie muß ein Gemeinwesen sein, d. h. jeder Einzelne muß sich in derselben seiner Würde als Mensch und integrirendes Glied der Staatsgesellschaft bewußt werden. Die Monarchie ruht auf dem Gesetze, wenn auch keine Formen in derselben vorhanden sind, durch welche das Gesetz von dem Willen des Herrschers unabhängig ist. Da aber in der unbeschränkten Monarchie keine andere Garantie für die Regierung nach Gesetzen gegeben ist als der zufällige Wille eines Einzelnen, so artet diese leicht in Despotie aus, und alle Völker haben

von jeher bis auf die neueste Zeit ihr Heil nur darin gefunden, daß gewisse gesetzliche Grundsätze und Einrichtungen von dem individuellen Willen des Regenten ausgenommen und zugleich Anstalten getroffen wurden, sie in regelmäßigem Gange zu erhalten. Dies gibt den Begriff der gesetzlich geordneten, beschränkten oder constitutionnellen Monarchie, sowie auch die Aristokratie und Demokratie constitutionnell geregelt sein müssen, wenn sie nicht gleichfalls zur Despotie oder Anarchie ausarten sollen. Zu einer solchen gesetzlichen Ordnung der Herrschaft gehört vornehmlich Trennung der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt von der regierenden, nicht so, daß Gesetzgebung und Gerichte ganz selbständig würden, wohl aber so, daß die Regierung zu einem neuen Gesetze die Zustimmung einer bedeutenden Zahl verständiger und redlicher Männer einholen muß, und das Urtheil über Recht und Unrecht nur nach der Idee der Gerechtigkeit, nicht nach zufälligen Zwecken gefällt wird und auch gegen die Regierung gefällt werden kann. So ist das monarchische Princip ganz richtig in der Schlußacte der wiener Ministerialconferenzen vom 15. Mai 1820 (Art. 57) beschrieben worden: „Die gesammte Staatsgewalt soll in der Hand des Staatsoberhaupts vereinigt bleiben, und er nur in der Ausübung einzelner Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden.“ Dadurch wird auch nicht ausgeschlossen, daß die Staatsgewalt selbst unter gewissen allgemeinen Regeln steht, und gewisse Dinge bestimmt werden, in welche sie, wie in innere Angelegenheiten der Kirche, Privatrechte der Bürger, grundgesetzliche Freiheiten und Anstalten, gar nicht oder nur unter besondern Bedingungen und Formen eingreifen kann. Alles Dieses verträgt sich nicht allein mit dem Wesen der Monarchie, sondern es ist ihr nothwendig, um sie vor innern Stürmen, vor Empörungen der Prätorianer, Janitscharen, Garden, vor Intriguen und gewaltsamen Kämpfen der Hofparteien zu bewahren, und um ihr eine Festigkeit des Bestehens, eine Regelmäßigkeit der Verwaltung zu geben, welche, indem sie über das Leben des einzelnen Monarchen hinausreicht, auch den Factionen die Veranlassung nimmt, sich an der Person des gegenwärtigen Herrschers zu vergreifen. Erblichkeit scheint zum Wesen der Monarchie zu gehören, wenigstens haben die Wahlmonarchien des neuern Europa sämmtlich bewiesen, daß bei dieser Wahl die Kraft der Regierung vernichtet und alle gesetzliche Ordnung, welche die Herrschaft zum Staat erhebt, unmöglich gemacht wird. Man hat oft gesagt, daß der Monarch in der constitutionnellen Monarchie nur erblicher Präsident der Gesetzgebung und obersten Verwaltung bleibe. Allein zwischen beiden findet immer noch ein wesentlicher und sehr großer Unterschied statt, indem der Präsident, wenn er nicht unter diesem Namen wirklicher Monarch ist, weder die Fülle der Gewalt noch die äußere Majestät besitzt, welche den Monarchen umgibt. Von der Monarchie, als Alleinherrschaft, welche insofern der Vielherrschaft entgegengesetzt ist, unterscheiden einige Neuere die Monokratie (s. d.) oder Alleinregierung und beziehen den Gegensatz zwischen ihr und der getheilten Ausübung der Gewalt, Synkratie (s. d.), alsdann auf die Art, wie die Gewalt, womit der Souverain bekleidet ist, entweder von ihm allein oder mit nothwendiger Theilnahme Anderer, z. B. Contrasignatur der Minister, Staatsräthe, Stände u. s. w., in Thätigkeit tritt. Die Monarchie wird auch als Autokratie (s. d.) oder Selbstherrschaft bezeichnet, wenn der Monarch nicht nur als einziger Inhaber, sondern auch in seiner Individualität als einzige Quelle aller Gewalt und alles Rechts betrachtet wird, welches Letztere er in der Wirklichkeit, so lange er selbst Mensch bleibt, nie sein kann.

Monat heißt im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um die Erde. Da der Umlauf des Mondes aus mehren Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehre Arten Monate. Betrachtet man nämlich die Zeit, binnen welcher der Mond wieder zu demselben Fixsterne zu gelangen scheint, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der siderische Monat genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte an ge-

rechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den periodischen Monat, der wegen des Vorrückens der Nachtgleiche kürzer als der siderische ist. Die Zeit, binnen welcher der ganze Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, ist der synodische Monat, welcher wegen des Vorrückens der Erde in der Bahn der längste sein muß. Der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben heißt der Knotenmonat; endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomalistische Monat. Kein einziger dieser verschiedenen Monate bleibt sich gleich, sondern dauert bald länger, bald kürzer. Die Länge einer jeden Art läßt sich daher nur in einer mittlern, d. h. in einer Zeitdauer angeben, welche zwischen der größten und kürzesten eines jeden Monats das Mittel hält. Lalande bestimmt auf diese Weise

den siderischen	Monat	auf	27	Tage	7	St.	43	Min.	12	Sec.
den periodischen	—	—	27	—	7	—	43	—	5	—
den synodischen	—	—	29	—	12	—	44	—	3	—
den Knotenmonat	—	—	27	—	5	—	6	—	56	—
den anomalistischen	—	—	27	—	13	—	18	—	35	—

Da zwölf Mondenwechsel fast ein Sonnenjahr ausmachen, so nennt man auch wol den zwölften Theil eines solchen (= 30 Tage, 10 St., 29 Min., 4 Sec.) einen Sonnenmonat. Endlich bedienen sich einige morgenländ. Völker, aus Unbekanntschaft mit der wahren Dauer des synodischen Monates, noch des sogenannten Erleuchtungsmonats, welchen sie von dem ersten Wiedersichtbarwerden nach dem Neumond bis wieder dahin rechnen. Da nächst Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist und die regelmäßige Wiederkehr derselben sich sehr bald bemerklich macht, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Die noch jetzt üblichen Monatsnamen stammen aus den ältesten Zeiten; die Monate Januar, März, Mai, Juni sollen ihre Namen von Janus, Mars, Maja und Juno erhalten haben, welchen vier Göttern im Anfange der genannten Monate bei den Römern geopfert wurde. Der Februar (s. d.) hat seinen Namen von februare, d. h. reinigen, und der April (s. d.) wahrscheinlich von aperire, d. h. öffnen. Die Namen September, October, November und December sind nach den Stellen benannt, welche sie bei den Römern einnahmen, da sie bei ihnen, die das Jahr mit dem Monat März anfingen, der siebente, achte, neunte und zehnte Monat waren. Deshalb hießen auch früher bei ihnen der Monat Juli und August, Quinctilis und Sextilis, d. h. der fünfte und sechste. Erst durch einen Senatsbeschluß wurde der Quinctilis dem Julius Cäsar zu Ehren Julius, und der Sextilis dem Octavian zu Ehren August genannt. Der Julius hatte ursprünglich 31, der August nur 30 Tage; da aber die Schmeichelei nicht zugeben wollte, daß Augustus dem Julius Cäsar nachstehe, so nahm man einen Tag aus dem Februar, und schaltete ihn dem August ein, sodaß der Februar nur 28 Tage behielt. Überhaupt wurde es unter den ersten Kaisern Sitte, ihre Namen durch den Kalender zu verewigen. So erhielt nach einem Senatsbeschluß der Monat April den Namen des Nero, der Mai den des Claudius, und bei Todesstrafe befahl Domitian, den October künftig Domitianus zu nennen. Karl der Große schlug sehr angemessene deutsche Namen vor, und die Franzosen wollten während der Republik ein Ähnliches in ihrer Sprache thun; allein alle Bemühung blieb vergebens, die durch so langen Gebrauch geheiligten Benennungen zu ändern.

Monboddo (James Burnett, Lord), ein durch seine sonderbaren Ansichten und eigenthümliche Lebensweise bekannter Mann, geb. 1714 zu Monboddo, dem Stammsitze seiner Familie, in der schot. Grafschaft Kincardine, stammte aus einem alten Geschlechte Schottlands, studirte die Rechte und wurde 1767 im ersten Gerichtshofe zu Edinburg angestellt. Neben seinen Amtsgeschäften widmete er sich

mit besonderm Eifer der Literatur der Griechen und Römer, deren Weisheit und Beredtsamkeit er jedoch in seinem Hauptwerke: „On the origine and progress of language" (1773; 2. Aufl., 6 Bde., Edinb. 1774—92; deutsch von C. A. Schmidt, mit einer Vorrede von Herder, 2 Bde., Riga 1784—85) überschätzte. Mußte man darin die Originalität des Verfassers bewundern, so fehlte es auch nicht an Rügen seiner Verirrungen. M. aber verfocht beharrlich seine Meinung in einem neuen Werke „Ancient metaphysic or the science of the Universals" (5 Bde., Edinb. 1778 fg.), worin er das Sonderbare seiner Ansichten noch weiter trieb. So sollte der Orang-Utang zur Gattung Mensch gehören und der Mangel an Sprache nur zufällig sein. In den Gerichtsferien lebte er auf seinen Gütern der Landwirthschaft und suchte seine Bauern und Pächter glücklicher und arbeitsamer zu machen. Oft reiste er nach London, aber immer zu Pferde, denn die Wagenfuhr schien ihm weibisch, weil die Griechen und die Römer sie nicht gekannt hatten. Er lebte sehr mäßig, war sehr religiös, bewegte sich viel, nahm viele Luft- und Wasserbäder und starb, als Gegenstand allgemeiner Achtung, zu Edinburg am 26. Mai 1799. Foote nannte ihn eine Elzevir'sche Ausgabe des Johnson.

Moncey (Bon Adrian Jeannot), Herzog von Conegliano, Marschall und Pair von Frankreich, geb. 1754 zu Besançon, Sohn eines Advocaten, liebte von Jugend auf den Waffendienst, fing an, die Rechte zu studiren, wurde aber 1774 abermals Soldat, war 1791 Capitain, zeichnete sich 1793 und 1794 in Spanien aus, und stieg bald bis zum Divisionsgeneral. Nach der Eroberung von St.-Sebastian erhielt er am 17. Aug. 1794 den Oberbefehl über die Westpyrenäenarmee, siegte bei Villa Nova, eroberte 1795 Navarra und unterzeichnete den Waffenstillstand von St.-Sebastian, auf welchen der Friede zu Basel folgte (22. Jul. 1795). Im J. 1800 führte er, unter dem Oberconsul Bonaparte, eine Colonne über den St.-Bernhard und zeichnete sich in Italien aus; 1801 wurde er Generalinspector der Gendarmerie, und 1804 Marschall, nahm seit 1808 an den Feldzügen in Spanien Theil, befehligte 1813 die Reservearmee des Nordens, 1814 die pariser Nationalgarde, und unterwarf sich nach dem Sturze Napoleon's Ludwig XVIII., der ihn zum Staatsminister und Pair ernannte. Auch Napoleon ertheilte ihm 1815 diese Würde, weshalb er sie nach der zweiten Restauration verlor. Er weigerte sich, bei dem Kriegsgerichte über Ney zu präsidiren (1815), verlor in Folge dieses seine Stellen und kam auf drei Monate in Arrest zu Ham. Später erlangte er seine Stellen, auch 1819 die Pairswürde wieder. In dem span. Feldzuge von 1823 hatte er die schwierigste Aufgabe, Catalonien zu unterwerfen, wo Milans und Mina (s. d.) den kleinen Krieg für die Sache der Constitution mit großer Geschicklichkeit und Hartnäckigkeit führten. M. drang mit dem vierten Armeecorps, 24,000 M. stark, und mit einer Abtheilung der span. Glaubensarmee (unter Eroles) im Apr. über Puycerda ein, besetzte Rosas, Gerona, eroberte Figueras am 29. Sept., Urgel am 2. Nov., auch Barcelona, das der tapfere General Rotten vertheidigte, durch eine für die Constitutionnellen ehrenvolle Capitulation, durch welche Mina freien Abzug erhielt. Im offenen Felde bestanden M. und seine Unterfeldherren manchen blutigen Kampf. Die Glaubenstruppen wurden stets geschlagen, M. selbst siegte zwar in den Gefechten bei Cervera am 25. Jul., mußte aber in dem Treffen bei Manresa am 14. Aug., und bei Tarragona zurückweichen; dagegen entschied das Gefecht bei Llers am 16. Sept. den Fall von Figueras. Später wurde M. Gouverneur der Invaliden in Paris.

Mönchslatein nennt man das Latein der Geistlichen und Mönche im Mittelalter, dessen Gebrauch nicht nur in der Kirche und in kirchlichen Angelegenheiten, sondern auch in der Geschichtschreibung und in politischen Verhandlungen allgemein war, als die neuern Sprachen sich noch nicht über den Verkehr des all-

täglichen Lebens ausgebildet hatten, und das eng begrenzte Gebiet der Gelehrsamkeit das ausschließliche Eigenthum des geistlichen Standes zu sein schien. Seit dem 3. Jahrh. n. Chr. wurde die alte röm. Sprache besonders durch Ausländer verdorben, die als röm. Schriftsteller zu glänzen versuchten; fremde Denkweise und verschrobener, schwülstiger Ausdruck bezeichnet besonders die afrikan. Latinität, in welcher die Kirchenväter Cyprianus und Tertullianus vorleuchtende Muster wurden. Das Eindringen östl. und nördl. Völker in das röm. Reich im 5. Jahrh. verbreitete unter sie das Christenthum, und zugleich die Sprache der Kirche, die, durch eine fehlerhafte lat. Übersetzung der heiligen Schrift bereits entstellt, in ihrem Munde einen völlig barbarischen Charakter annahm. Der Fanatismus verbot das Lesen der röm. Schriftsteller der blühenden Zeit, und selbst die scharfsinnigsten und gelehrtesten Männer der folgenden Jahrhunderte, die man mit den allgemeinen Namen der Scholiasten bezeichnet, nicht durch das Studium der einzigen Muster des schönen und gewählten Ausdrucks gebildet, trugen durch Behandlung philosophischer und theologischer Gegenstände, die den Alten fremd waren, in einer zu ihrem Zweck umgebildeten lat. Sprache zu der größern Entstellung derselben bei. Nicht anders behandelten dieselbe die Geschichtschreiber jener Zeit, die eine Menge Wörter der lombard., sächs., fränk. Mundarten dem lat. Idiom einverleibten, und selbst in den Formen und Wortfügungen sich die gröbsten Verstöße gegen die alte Grammatik verstatteten. Erst seit dem 14. Jahrh. erwachte in Italien wieder der Sinn für die ächte röm. Literatur, und der Eifer, sie auch in Form und Darstellung nachzuahmen. Es folgte die Zeit der sogenannten Ciceronianer, die bald auch in Frankreich und England Bewunderer und Nachfolger fanden. Die zu Ende des 15. Jahrh. begründeten Schulen in den Niederlanden und in Deutschland vollendeten das begonnene Werk. Männer wie Reuchlin und Erasmus wurden selbst Muster gewählten Ausdrucks; Ulrich v. Hutten und seine Freunde geißelten die Unwissenheit und den Dünkel der Mönche, die sich der siegenden Bildung in blindem Wahne widersetzten (s. **Epistolae obscurorum virorum**); die Reformation begründete sich durch das Studium der alten Sprachen, und die Zöglinge des Melanchthon und des Camerarius ließen in den neu ausgestatteten Schulen des protestantischen Deutschlands und der Nachbarländer dieses Studium, so sehr ihm die theologischen Zänkereien feindlich waren, nie wieder untergehen. — Das Hauptwerk über das Latein des Mittelalters ist des Dufresne „Glossarium mediae et infimae latinitatis", von dem ein Auszug unter dem Titel: „Glossarium manuale ad scriptores med. et infimae latin." (6 Bde., Hall. 1772—84) erschienen ist.

Mönchsschrift ist die deutsche, im gemeinen Leben übliche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handschriften des Mittelalters vom 13. — 16. Jahrh. geschrieben sind. In der diplomatischen Kunstsprache heißt sie eckige Minuskel, gothische oder neugothische Schrift. Sie ist der früher üblichen röm. oder runden Schrift entgegengesetzt und wurde nach der Erfindung der Buchdruckerkunst über anderthalbhundert Jahre häufig im Druck gebraucht, wo sie am reinsten und schönsten in der sogenannten Missaltype erscheint, bis sie in ausländischen Sprachen durch die röm. und in der deutschen durch die noch jetzt übliche Druck- und Schreibschrift, welche sich im Laufe des 16. Jahrh. aus ihr bildete, verdrängt wurde. In neuerer Zeit fingen die Engländer wieder an, sich ihrer, unter dem Namen **black letter**, bei Verzierungen und Prachtdrucken zu bedienen, und haben hierin in andern Ländern Nachahmung gefunden.

Mönchswesen findet man schon in der vorchristlichen Zeit, da die Neigung zum einsamen Leben mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen entstand und Bessergesinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, in der Einsamkeit einen Schutz gegen das andringende Böse suchten. Ob Henoch, weil er ein göttlich Leben führte, der erste Einsiedler gewesen sei, konnten

nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem ſtillen, zur Unthätigkeit und ſtillen Anſchauung geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, ſchon unter den früheſten Bewohnern des ſüdl. Aſiens der Keim jener älteſten oriental. Philoſophie, deren Richtung zum beſchaulichen, aus den Feſſeln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufſtrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer beſondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am beſten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menſchen büßen und, nach einer alten, im ganzen Orient verbreiteten Idee, die Gottheit verſöhnen könne. Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen ſich daher ſchon im vorchriſtlichen aſiat. Alterthume (ſ. Gymnoſophiſten), und noch jetzt ſind die Länder, die ſich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mohammed bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs oder Songeſſen, Talapoinen, Bonzen und Derwiſche, deren Schwärmereien und unſinnige Büßungen jedoch mehr heilige Schauſpiele und Mittel des Betrugs als Früchte der Frömmigkeit ſind. Auch das hebr. Volk hatte ſolche Gottgeweihte in ſeinen Nazaräern, denen Moſes beſondere Rechte zugeſtand, und das Leben der Eſſäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jeſu in Paläſtina und Ägypten blühten, war ganz nach der Idee von Abſonderung aus der Welt und von klöſterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man ſpäter in der beſſern Periode des chriſtlichen Mönchsweſens obwalten ſieht. Unter den Chriſten, deren Religion an ſich ſchon die Gegenſätze des Körperlichen und Geiſtigen ſcharf beſtimmt und die überdies ſeit dem 3. Jahrh. mit gnoſtiſchen und neuplatoniſchen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geſchwängert wurde, fing das einſame Leben ſchon im 4. Jahrh. an, Beifall zu finden. Seit dem 5. Jahrh. tritt das Mönchsweſen als ein kirchliches Inſtitut hervor, das ſich in mannichfaltigen Verzweigungen ausbildete und bis ins 17. Jahrh. an Einfluß auf Bildung und Sitten und an politiſcher Geltung wuchs. (S. Klöſter und Orden, geiſtliche.) Vgl. „Die Möncherei, oder geſchichtliche Darſtellung der Kloſterwelt" (3 Bde., Stuttg. 1820) und Dörings „Geſchichte der Mönchsorden" (2 Bdchn., Dresd. 1828).

Moncrif (Franç. Auguſtin Paradis de), franz. Dichter, ein Günſtling Ludwig XV., geb. zu Paris 1687, der Sohn des Rechtsgelehrten Paradis, erhielt den Zunamen de Moncrif von ſeinem Ältervater mütterlicher Seite, der ein Engländer war. Durch Geiſt und liebenswürdigen Charakter ausgezeichnet, erwarb ſich M. die Gunſt der Großen des Hofes. Durch Maurepas und den Großprior von Orleans in die vornehmſten Cirkel eingeführt, machte er ſich bald durch ſeine vielfachen Talente in der Poeſie, Muſik und ſelbſt in der mimiſchen Kunſt zur Seele der geſelligen Unterhaltung. Die Freundſchaft des Hauſes Argenſon vollendete ſein Glück. Er wurde erſt geheimer Secretair bei dem Grafen d'Argenſon, hierauf bei dem Grafen von Clermont, einem Prinzen vom Geblüte, und dann von Ludwig XV. erwählt, der Vertheiler ſeiner Geſchenke zu ſein. Später erhielt er, als Lector der Königin Maria Lesczynska, Zutritt bei Hofe. Als d'Argenſon Kriegsminiſter wurde, beförderte derſelbe M. zum Generalſecretair bei dieſem Bureau, der bereits 1733 zum Mitglied der Akademie ernannt wurde. Ebenſo vielfach wie ſeine Verbindungen mit Hof- und Staatsmännern, waren auch die mit den Gelehrten ſeiner Zeit; Marmontel, Grimm und beſonders Voltaire ſchätzten ihn. Dankbare Anhänglichkeit zeigte M. gegen den Gründer ſeines Glücks, den Grafen d'Argenſon, als dieſer in Ungnade fiel und aus der Hauptſtadt verwieſen wurde. Er begleitete ihn nicht allein auf ſeinen Landſitz d'Ormes, ſondern beſuchte ihn auch alle Jahre mehre Wochen lang, auf die Gefahr hin, dem Monarchen und der damals allmächtigen Pompadour zu misfallen. Von ſeinem bedeutenden Einkommen unterſtützte er nicht allein ſeine Verwandten aufs großmüthigſte, ſondern erwies auch vielen Unglücklichen bedeutende Wohl-

thaten. Er ſtarb am 13. Nov. 1770. Unter ſeinen Schriften iſt ſein: „Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire", in welchem er die Kunſt zu entwickeln ſucht, die ihm angeboren war und ſein Glück machte, am bekannteſten; ſeinem kleinen Romane „Les ames rivales" hat er den ind. Mythos der Metempſychoſe als Grundidee eingewebt. Unter ſeinen „Poésies diverses" zeichnen ſich die Romanzen aus, die er allein in Frankreich zu ſeiner Zeit mit Glück bearbeitete. Auch hat er Verſchiedenes für das Theater geſchrieben. Seine „Oeuvres" erſchienen in 2 Bdn., Par. 1796.

Mond (der), dieſer treue Begleiter der Erde, bewegt ſich binnen einem Monat (ſ. d.) um die Erde, und binnen $12^2/_3$ ſolcher Umläufe oder einem Jahre, ſammt der Erde, um die Sonne. Die Geſchwindigkeit, mit welcher er um die Erde läuft, iſt nur etwa der 30. Theil jener, womit die Erde und mit ihr der Mond ſich jährlich um die Sonne bewegt. Dieſe doppelte Bewegung des Mondes iſt ſehr zuſammengeſetzt, da ſeine Bahn nicht wie jene der Erde ein einfacher Kreis iſt, ſondern einer in 12—13 Knoten geſchlungenen Schnur gleicht, welche Knoten aber ſelbſt nach Millionen Jahren nie wieder auf dieſelben Punkte jener Schnur zurückfallen. Dieſe Lage des Mondes, welcher der Erde ſehr nahe, doch auch von der Sonne nicht zu weit entfernt, der Anziehung beider Körper unterworfen iſt, veranlaßt eine Menge Störungen, welche die Berechnung ſeiner Bahn ungemein erſchweren. Wäre die Sonne in der That unendlich weit von uns entfernt, ſo würde ſie auf Erde und Mond auf eine gleiche Weiſe wirken und könnte die relative Bewegung der beiden Himmelskörper nicht ändern. Da aber die Entfernung der Sonne, ſo groß ſie auch iſt, gegen die Entfernung des Mondes von der Erde noch nicht als unendlich groß betrachtet werden kann, ſo iſt der Mond bald mehr bald weniger von der Sonne entfernt als die Erde, woraus dann folgt, daß die Sonne ſtets mit veränderlicher Kraft und unter veränderlichen Winkeln auf dieſe beiden Körper wirkt, wodurch Ungleichheiten in der Bewegung veranlaßt werden, die von den verſchiedenen Lagen abhängen, welche Mond und Sonne nach und nach gegeneinander annehmen. Ohne auf die abſolute Lage des Mondes Rückſicht zu nehmen, bemerkt man ſchon in der bloßen Geſchwindigkeit deſſelben, in der ſtündlichen Änderung ſeiner Lage, eine Ausnahme von jener regelmäßigen Geſchwindigkeit, welche er nach dem Geſetze der reinen elliptiſchen Bewegung haben ſollte. Die wahre Geſchwindigkeit des Mondes wird nämlich nach den Beobachtungen immer größer, je näher der Mond ſelbſt den Syzygien (dem Neu- und Vollmonde) kömmt. In dieſen Punkten ſeiner Bahn ſelbſt erreicht ſie ihren größten, ſowie in den beiden Quadraturen ihren kleinſten Werth. Auch die Entfernungen des Mondes von der Erde ſind nicht mit der Theorie der reinen elliptiſchen Bewegung übereinſtimmend, denn nach den Beobachtungen ſind dieſe Entfernungen in den Syzygien immer kleiner und in den Quadraturen größer als ſie ſein ſollen. Die meiſten Störungen beziehen ſich aber auf die Länge, und unter ihnen iſt die unter dem Namen der Evection (ſ. d.) bekannte die größte. Außer dieſer großen Störung der Länge bemerkte man noch eine andere, die in den Syzygien und Quadraturen verſchwindet, in der Mitte zwiſchen dieſen Punkten aber, in den Octanten, ihren größten Werth von 2142″ erhält. Man nennt ſie die Variation. Endlich bemerkte man noch eine neue beträchtliche Ungleichheit des Mondes, indem man die Beobachtungen in den verſchiedenen Jahreszeiten verglich. Man fand nämlich, daß die beobachtete Länge des Mondes während der ſechs Monate, welche die Sonne braucht, von der Erdnähe in die Erdferne zu kommen, immer kleiner, in den andern ſechs Monaten aber größer als die berechnete war. Und der größte Werth dieſer Differenz ſtieg bis auf 671″. Dieſe Ungleichheit, deren Periode alſo ein Jahr iſt, nennt man die jährliche Gleichung. Sie und die Variation wurden von Tycho Brahe aus eignen Beobachtungen entdeckt. Nebſt dieſen Störungen des Mondes in ſeiner Bahn gibt es

noch viele andere Störungen desſelben, die aber viel zu klein ſind, um durch Beobachtungen entdeckt zu werden, und nur dann genauer beſtimmt werden können, wenn die Theorie darauf aufmerkſam gemacht und die günſtigſten Zeitpunkte zu ihrer Beobachtung kennen gelehrt hat. Merkwürdig iſt, daß der Mond durch dieſe Störungen uns Mittel an die Hand gibt, das ganze Sonnenſyſtem auszumeſſen, ohne uns ſelbſt von der Stelle zu rühren. So befindet ſich unter ſeinen Störungen eine, welche von der Sonnenparallaxe (ſ. Parallaxe) abhängig iſt und aus der daher mittels genauer Mondbeobachtungen die Parallaxe der Sonne, das wichtigſte Element der Aſtronomie, abgeleitet werden kann. Wirklich fand auch ſchon Tob. Mayer auf dieſe Art die Sonnenparallaxe = 7.″8, alſo genauer als man ſie früher kannte, und der Wahrheit ziemlich nahe. Eine andere Störungsgleichung ſchließt die Abplattung der Erde in ſich, und aus ihr fand man die Abplattung der Erde = 1/305, alſo beinahe daſſelbe, was die beſten Gradmeſſungen geben. Sowie alſo die beſtändig kreisförmige Form des Erdſchattens auf dem Monde, bei Mondfinſterniſſen, die kugelförmige Geſtalt der Erde kennen lehrte, ſo lehrt uns die erweiterte Theorie des Mondes dieſe Geſtalt genauer beſtimmen. Endlich iſt auch noch einer Störung des Mondes zu gedenken; dieſe bezieht ſich auf die mittlere Bewegung desſelben. Die Vergleichung der neuern Beobachtungen mit den älteſten dieſer Gattung hat das auffallende Reſultat gegeben, daß die mittlere Bewegung des Mondes um die Erde immer ſchneller, ſeine Umlaufszeit um die Erde daher immer kürzer werde. Dieſe Erſcheinung war erwieſen, und man erſchöpfte ſich in allerhand Vermuthungen über die Urſache derſelben. Dieſe mag nun ſein welche ſie wolle, ſehr traurig wäre es für die Erde, wenn die Geſchwindigkeit der Bewegung des Mondes immer zunehmen und die Umwälzungszeit um die Erde immer kürzer werden ſollte, weil dann ein Zuſammenſtürzen mit der Erde nur die einzige Folge ſein könnte. Allein auch hier war es wieder die Theorie, welche zeigte, daß dieſe Zunahme der Geſchwindigkeit auch nur eine periodiſche Störung ſei, und daß die Geſchwindigkeit des Mondes in ſeiner Bahn nach einer Anzahl von Jahren wieder abnehmen werde. Aus dieſem Allen geht hervor, wie ſchwer es iſt, Tafeln zu entwerfen, aus denen ſich der Ort des Mondes mit Genauigkeit berechnen ließe. Da aber ſolche für die Schiffahrt zur Beſtimmung der geographiſchen Länge von größtem Nutzen ſind, ſo haben das engl. Parlament und ſpäter die franz. Akademie auf die Berechnung ſolcher Tafeln große Preiſe ausgeſetzt, deren erſter von Tob. Mayer, der andere aber von Burckhardt und Bürg gewonnen wurde. In der neueſten Zeit hat Damoiſeau Tafeln herausgegeben, die ſich blos auf die Theorie gründen. Allein alle dieſe Tafeln ſtimmen mit den Erſcheinungen am Himmel bei weitem nicht ſo überein, wie dieſes bei den andern Planeten der Fall iſt.

Schon wenn wir den Mond mit freien Augen betrachten, ſehen wir auf ihm hellere und dunklere Theile, und da wir immer nur dieſelben Flecken erblicken, ſo reicht dieſes ſchon hin, zu beſtimmen, daß uns der Mond, eine kleine Ungleichheit abgerechnet, ſtets nur eine und dieſelbe Seite zukehrt. Aus dieſem folgt aber unmittelbar, daß ſich der Mond um ſeine Achſe dreht, und zwar in derſelben Zeit, in welcher er ſeinen Umlauf um die Erde vollendet, d. i. in beinahe 29 unſerer Tage. Dieſer an ſich ſo einfache und einleuchtende Satz hat einen heftigen Streit unter zweien der gelehrteſten Naturforſcher veranlaßt. Man kann ſich aber von ſeiner Richtigkeit auf folgende Art überzeugen. Man ſetze einen Stuhl mitten in ein Zimmer, und ſtelle ſich ſo, daß, indem man den Stuhl anſieht, man mit dem Rücken gegen ein Fenſter gekehrt iſt. Fängt man nun an, indem man jedoch dem Stuhle nie das Geſicht abwendet, im Kreiſe um denſelben herumzugehen, ſo wird man nach vollbrachtem halben Wege mit dem Geſichte auch gegen das Fenſter gekehrt ſein, folglich in Beziehung auf die erſte Stellung ſich zur Hälfte um ſeine eigne Achſe gedreht haben, woraus erſichtlich wird, daß man in derſelben Zeit,

die man braucht, um seinen Umlauf mit unverwandtem Gesichte um den Stuhl zu vollenden, sich einmal um die Achse drehen muß. Dasselbe ist beim Monde der Fall. Wenn es nun gleich im Allgemeinen wahr ist, daß uns der Mond immer dieselbe Seite zukehrt, so hat man doch wahrgenommen, daß sich diese der Erde zugekehrte Seite periodisch etwas verrückt, weil die in ihrer Mitte sichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr südl., auch mehr östl. und westl. treten. Diese Erscheinung nennt man das Wanken des Mondes oder die Libration in der Breite und in der Länge. Dasselbe hat seinen Grund in der gleichförmigen Achsendrehung und ungleichförmigen Geschwindigkeit des Mondes in seiner Bahn; weswegen wir uns bald mehr westl., bald mehr östl. von ihm befinden, als dieses der mittleren Bewegung zufolge sein sollte.

Der wahre Durchmesser des Mondes beträgt 480 geogr. Meilen, und sein Inhalt 58⅓ Millionen Cubikmeilen. Er ist daher 50mal kleiner als die Erde. Die Oberfläche des Mondes, welche 727,600 □M. beträgt, ist beinahe doppelt so groß als die des russ. Reiches. Die größte Entfernung des Mondes von der Erde ist beinahe gleich 55,000 und seine kleinste 48,000 M.; was im Vergleich gegen die 20 Mill. M. entfernte Sonne und noch weitern Planeten eine sehr geringe Entfernung ist. Ebendeshalb bietet uns die Oberfläche des Mondes Erscheinungen dar, die wir an keinem andern Himmelskörper zu beobachten Gelegenheit haben. Schon der erste Anblick des Mondes, auch nur durch ein schwaches Fernrohr, zeigt uns, daß seine Oberfläche mit Flecken aller Art übersäet ist. Diesen Mondflecken hat man der Bequemlichkeit und deutlichern Verständigung wegen verschiedene Namen beigelegt. Hevel gab zuerst auf seiner umständlichen Mondskarte denselben die Namen unserer Länder und Meere u. s. w. Die spätern Astronomen wollten jedoch damit nicht zufrieden sein, und ein span. Astronom suchte sie durch die Namen der Heiligen zu ersetzen, während Riccioli die besten Philosophen, an deren Spitze er sich selbst stellte, dazu vorschlug und, durch Zufall begünstigt, auch den Sieg davon trug, obschon Hevel's Vorschlag viel mehr für sich hatte. Gute Fernröhre lassen uns nämlich die hellern Flecken deutlich als Berge erkennen und zeigen uns sogar auch ihren Schatten, der immer auf der der Sonne entgegengesetzten Seite steht, und desto länger ist, je niedriger die Sonne für jene Berge steht, und beim Vollmonde beinahe ganz verschwindet, wo die Sonne über ihren Gipfeln steht. Das Auffallendste bei diesen Gebirgen ist ihre große Höhe; viele übertreffen selbst die höchsten Berge unserer Erde. Es gibt Berge in dem Monde, deren Höhe über 26,000 F. beträgt. Diese Mondgebirge sind nicht alle von gleicher Art. Man kann sie in zusammenhängende Bergadern und in isolirte Ringgebirge eintheilen. Bei den Bergadern erhebt sich ein Bergrücken weit über die Oberfläche des Mondes, und von ihm dehnen sich nach allen Seiten ganze Reihen Gebirge in die Ebene herab. Die Ringgebirge haben meist die Gestalt von Kreisen, von kreisförmigen ausgetrockneten Deichen, und sind rings mit einem erhabenen Walle umgeben, während ihre innere ebene, oft bedeutend große Fläche in ihrer Mitte gewöhnlich einen isolirten kegelförmigen Berg trägt. Vorzüglich merkwürdig scheinen die Ringgebirge zu sein, da man schon bei dem ersten Anblicke kaum zweifeln kann, daß sie vulkanischen Ursprunges sind. Da der größte Theil dieser Gebirge eine durchaus gleichförmige und regelmäßige Form hat, so scheinen sie auch eines gemeinschaftlichen Ursprungs und die Folge einer großen Katastrophe zu sein, welche sich zu derselben Zeit über die ganze Oberfläche ausgebreitet hat. Übrigens scheinen Ursachen ähnlicher Revolutionen noch jetzt im Monde zu herrschen. Wasser, wenigstens größere Gewässer, scheint es auf dem Monde nicht zu geben, denn Schröter konnte auch nicht die kleinste ebene Stelle auf der Oberfläche des Mondes finden. Ebenso scheint der Mond gar keine oder wenigstens eine sehr dünne Atmosphäre zu haben, weil Fixsterne, die seinem Rande sehr nahe kommen und endlich hinter ihm verschwinden, bis auf den letzten Augenblick im Lichte un-

geschwächt bleiben. Dieses steht auch mit dem Mangel der Meere und Flüsse sehr gut im Einklange.

Die Achse des Mondes steht beinahe senkrecht auf der Ebene der Mondsbahn, sodaß der Mond mit der Ekliptik den sehr kleinen Winkel von 1° 30′ bildet. Da aber der Wechsel der Jahreszeiten von jenem Winkel abhängt und dieser bei dem Monde beinahe verschwindet, so folgt, daß auf dem Monde kein Wechsel der Jahreszeiten statthat. Die Bewohner des Mondes, die beinahe am Äquator sind, haben die Sonne immer im Zenith, sowie die Bewohner der beiden Pole sie immer im Horizonte sehen; dort herrscht eine ewige Alles versengende Hitze, und hier eine immerwährende Alles erstarrende Kälte. Nicht weniger sonderbar sind auch die Tageszeiten auf dem Monde, wo der Tag, der Nacht stets gleich, 14¾ unserer Tage dauert. Auch der Anblick des gestirnten Himmels ist auf dem Monde von dem verschieden, den wir genießen. Die Bewohner des Mondes sehen Sonne und Gestirne nicht wie wir alle 24 Stunden, sondern nur, mit Ausnahme unserer Erde, alle 29 Tage einmal auf- und untergehen. Letztere erscheint ihnen 13mal größer als die Sonne in einem bläulichen Lichte, stets unbeweglich, den Bewohnern der Mitte im Scheitel, jenen der Pole im Horizonte stehend, und ändert nur wenig durch ein scheinbares Hin- und Herschwanken ihre Ruhe. Die Bewohner der uns abgewendeten Seite aber müssen dieses Schauspiels entbehren, sowie auch der Beleuchtung, welche die Erde der begünstigten Seite des Mondes gewährt. Dafür gewährt ihnen aber der Anblick des Fixsternhimmels, dessen Glanz wegen der schwachen Atmosphäre viel größer als bei uns sein muß, einen desto herrlichern Anblick. Der erwähnte Mangel der Atmosphäre, der Gewässer, der Jahreszeiten u. s. w. muß auf das vegetabilische und animalische Leben der Bewohner des Mondes Einflüsse äußern, von denen wir uns keine angemessene Vorstellung machen können, und über die sich um so weniger etwas Bestimmtes sagen läßt. So viel man nun auch durch die Bemühungen der Astronomen über die Oberfläche und Beschaffenheit des Mondes kennen gelernt hat, so war man doch noch nicht so glücklich gewesen, Spuren der Bewohntheit desselben zu entdecken. Zwar hat Gruithuisen in München Festungswerke, Kunststraßen und allerhand andere Sachen in demselben wahrgenommen; allein dieses bedarf noch der Bestätigung. Um von der Oberfläche des Mondes einen Gesammtüberblick und ein sicheres Mittel zur Wahrnehmung kommender Veränderungen zu haben, versuchten es Mehre schon in den frühesten Zeiten, Abbildungen derselben zu entwerfen. Vorzügliche Verdienste, wie überhaupt um die nähere Kenntniß, erwarb sich Schröter in seiner „Selenographie"; noch Ausgezeichneteres dagegen leistete Lohrmann in seiner „Topographie der sichtbaren Mondoberfläche" (Lpz. 1824, 4.).

Mondenjahr, s. Jahr.

Mondfinsterniß. Der Mond wird verfinstert, wenn die Erde dergestalt zwischen ihn und die Sonne tritt, daß sie ihm das Licht der letztern entzieht. Es scheint eine dunkle Scheibe von O. nach W. her, also in entgegengesetzter Richtung seiner für uns unmerklichen wahren Bewegung, über den Mond hinzugehen. Diese dunkle Scheibe ist nichts Anderes als der kegelförmige Schatten der Erdkugel, dessen Länge ungefähr 215 Erdhalbmesser beträgt, und dessen Durchmesser da, wo er den Mond trifft, die Größe des Mondes ungefähr dreimal übersteigt, woher es denn kommt, daß derselbe nicht nur gänzlich davon verfinstert werden, sondern auch eine Zeit lang darin unsichtbar bleiben kann. Man unterscheidet partielle Mondfinsternisse, wo nur ein Theil des Mondes verfinstert scheint; totale, wo die Mondscheibe einen Augenblick ganz verfinstert ist; totale mit Dauer, wo diese gänzliche Verfinsterung eine Zeit lang dauert, und centrale Mondfinsternisse, wo der Mittelpunkt des Durchschnitts des Erdschattenkegels mit dem Mittelpunkte des Mondes zusammenfällt. Eine Finsterniß der letzten Art kann 1¾ St. dauern. Aus den angegebenen Bedingungen der Mondverfinsterung ergibt sich, daß sie nur

zur Zeit des Vollmondes, wo sich die Erde zwischen Mond und Sonne befindet, statthaben kann, und dieses nur dann, wenn der Mond zur Zeit des Vollmondes sehr nahe bei seinem Knoten ist, weil sonst der Schatten der Erde mehr oder weniger weit über ihn hinweggeht. Man bestimmt die Größe einer Mondfinsterniß nach Zollen u. s. w., indem man die Mondscheibe in 12, Zolle genannte Theile, den Zoll aber wieder in 60 Minuten eintheilt. Eine totale Mondfinsterniß beträgt grade 12 Zoll; ist sie zugleich von Dauer, so rechnet man noch die Zolle hinzu, um welche sich der Mond weiter in den Erdschatten hineintaucht, und so kann es Finsternisse von 20 und mehr Zollen geben. Die Berechnung einer Mondfinsterniß ist mehr mühsam als schwer.

Mondflecken, s. Mond.

Mondgöttin, bei den Indiern Maja, bei den Assyrern Mylitta, bei den Phöniziern Astarte und in der Mehrzahl Astaroth, auch die syrische Mutter oder Göttin genannt, bezeichnete das weibliche oder gebärende Princip der Natur, sowie die Sonne das zeugende und männliche. Ihre Eigenschaften trugen die Ägypter auf die Isis über, die Griechen und Römer auf die Artemis oder Diana, von welcher Selene nur durch den bogenförmigen Schleier unterschieden zu sein pflegt. Häufig findet man sie auf Endymionreliefs. Da mit dem Monde die Magie von jeher in Verbindung getreten ist, so wurden auch die Mondgöttinnen als dämonische, zauberische Wesen angesehen.

Mondkalb (Mola) nennt man die falsche Frucht, die nicht zum selbständigen Leben gelangt und daher auch nicht gehörig ausgebildet, nur selten Spuren menschlicher Gestalt zeigt. Sie verursacht Zufälle, welche bisweilen eine so große Ähnlichkeit mit der wahren Schwangerschaft haben, daß sie nicht davon unterschieden werden können; nur nimmt der Leib schneller an Umfang zu, und die Ernährung des Körpers wird gestört; öfters kommen auch Blutflüsse, krampfhafte Beschwerden von dieser Ursache her. Nach längerer oder kürzerer Zeit treten wehenartige Zusammenziehungen des Uterus ein, und diese schaffen, nicht selten unter manchen Beschwerden und Gefahren, vorzüglich unter Blutstürzen, die falsche Frucht fort. Doch eine lange dauernde Schwäche und Neigung zu abzehrenden Krankheiten bleiben sehr oft zurück.

Mondphasen oder Mondsgestalten, die abwechselnden Gestalten der erleuchteten Mondscheibe, rühren von der Stellung her, welche der an sich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Bekanntlich sehen wir den Mond zu gewissen Zeiten gar nicht, zu andern Zeiten sichelförmig, bald als halbe Scheibe, und endlich ganz erleuchtet. Wenn sich der Mond zwischen der Sonne und Erde befindet oder mit der Sonne in Conjunction steht, so wendet er seine unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm sehen. Diese Mondgestalt heißt **Neumond**. Bald danach entfernt sich der Mond wieder von der Sonne, und ein kleiner Theil seiner erleuchteten Fläche wird am Abendhorizonte sichtbar. Am vierten Tage nach dem Neumonde ist er bereits 45° von der Sonne entfernt, und nun erscheint ein Theil seiner erleuchteten Fläche in Sichelgestalt mit der erhabenen Seite gegen die Sonne gekehrt. Von nun an entfernt sich der Mond mit jedem Tage mehr von der Sonne, nimmt seinen Weg immer mehr von W. nach O., erscheint daher Abends immer weiter gegen den östl. Horizont, und der erleuchtete sichelförmige Theil wird immer breiter. Nach ungefähr acht Tagen, vom Neumonde an gerechnet, ist er schon 90° von der Sonne entfernt, und nun stellt er sich als eine erleuchtete halbe Scheibe dar. In diesem Zustande wird er in den Kalendern das **erste Viertel** oder die erste Quadratur genannt. Sowie der Mond sich fortwährend von der Sonne entfernt, nimmt er immer mehr zu, d. h. sein erleuchteter Theil nähert sich immer mehr der Gestalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Sonne grade gegenüber steht und in vollem Lichte als völlig kreisrunde Scheibe erscheint. In dieser Gestalt

kehrt er seine erleuchtete Fläche uns zu, und wir nennen ihn Vollmond. Zu dieser Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht, und scheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Neumonde an bis zum Vollmonde wächst der uns zugekehrte erleuchtete Theil immer mehr und heißt daher zunehmender Mond. Von dem Tage des Vollmondes aber nimmt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengesetzten, d. h. von der Sonne abgekehrten Seite; zugleich nähert er sich der Sonne in eben dem Maße, wie er sich beim Zunehmen von ihr entfernte. Sieben bis acht Tage nach dem Vollmonde ist er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erscheint er auf der linken Seite halb erleuchtet, welches in der Kalendersprache das letzte Viertel oder die letzte Quadratur genannt wird. In dieser Gestalt geht er grade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er sich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der sichelförmigen Gestalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengesetzten Seite gekrümmt erscheint, geht immer später auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumonde an gerechnet, abermals der Sonne so nahe gekommen ist, daß er mit ihr in Conjunction tritt, und also der Neumond von Neuem beginnt. Von der Zeit des Vollmondes bis zum Neumonde heißt er der abnehmende Mond; der Neumond und der Vollmond werden auch Syzygien, und die ganze Erscheinung der Mondwechsel genannt. Sowol vor als nach dem Neumonde sehen wir auch mit bloßen Augen den dunkeln Theil der Mondscheibe durch ein blasses Licht erleuchtet, welches man das aschgraue Licht (la lumière cendre) des Mondes nennt. Die Angabe der Mondsviertel bildet einen Hauptgegenstand der Kalender. Sie voraus zu berechnen lehrt Littrow's „Kalendariographie" (Wien 1828).

Mondsüchtig nennt man Personen, die, gewöhnlich mit eintretendem Mondwechsel, im Schlaf aufstehen, gleichsam in einem lebhaften Traum umherwandeln und verschiedene Verrichtungen vornehmen, als wenn sie wirklich wachten. Ihre Augen sind dabei meist geschlossen, und auch wenn sie geöffnet sind, sehen sie doch nicht, wie das mancherlei Versuche bewiesen haben. Kaum zu glauben ist, was Mondsüchtige oder Nachtwandler unternehmen. So hat man Beispiele, daß Nachtwandler, ohne ein Auge zu öffnen, des Nachts aufstanden, nach einem Wirthshause gingen, dort aßen und tranken, richtig bezahlten, dann wieder nach Hause gingen und sich niederlegten. Andere bestiegen die gefährlichsten Höhen, z. B. zum Fenster hinaus auf das Dach, und kehrten glücklich wieder zurück. Die Mondsucht hat ihren Grund in einer krankhaften Beschaffenheit des Nervensystems, vermöge welcher ein natürliches, wahrscheinlich vom Einflusse des Mondes entwickeltes Schlafwachen eintritt. (S. Somnambulismus.) Wenn Mondsüchtige auf gefahrvollen Wegen wandeln, darf man sie nicht mit Gewalt oder durch Anrufen ihres Namens wecken, weil sie in der ersten Bestürzung leicht ein Unglück nehmen können. Rathsam dagegen ist es, das Bett derselben mit nassen Tüchern zu umlegen, weil sie durch das Gefühl der Kälte an den Füßen, wenn sie beim Heraussteigen auf das Tuch treten, zur Besinnung kommen und sich wieder niederlegen. Einer der merkwürdigsten Nachtwandler war Negretti in Vicenza, um die Mitte des 18. Jahrh.

Mondsviertel, s. Mondphasen.

Mondtafeln dienen dazu, den jedesmaligen Stand des Mondes am Himmel im Voraus zu berechnen. (S. Länge, geographische, und Mayer, Tobias.)

Mondwechsel, s. Mondphasen.

Monge (Gaspard), Graf v. Pelouse, einer der vorzüglichsten franz. Mathematiker, dem die beschreibende Geometrie ihre erste wissenschaftliche Bearbeitung und die analytische Geometrie wichtige Vervollkommnungen verdankt, geb. 1746, war der Sohn eines Gastwirths zu Beaune, und hatte sich bereits durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen bekannt gemacht

als die Revolution ausbrach. Durch Condorcet wurde er 1792 den Häuptern der republikanischen Partei bekannt. Nach dem Sturze des Throns (10. Aug. 1792) erhielt er die wichtige Stelle des Marineministers und, bei Servan's Abwesenheit, sogar das Portefeuille des Kriegs. Als Kriegsminister hatte er bei dem Processe Ludwig XVI. den traurigen Auftrag, das Decret des Convents in Vollziehung setzen zu müssen. Zwar nahm er schon nach sechs Wochen, am 12. Febr. 1793, seine Entlassung; allein am 17. Febr. wählte ihn der Convent wieder. Nicht ohne Gefahr legte er am 10. Apr. zum zweiten Male seine Stelle nieder, zog sich jetzt von den Geschäften zurück, um mit desto mehr Eifer sich den Wissenschaften zu widmen, die er besonders in dieser schrecklichen Zeit, wo Frankreich nur einem Lager glich und mehr als 1 Mill. Krieger hatte, auf die schnelle Fabrication aller Arten Vertheidigungsmittel anwendete, was ihn allein vor der Guillotine schützte. Durch ihn ward die Normal-, und dann die polytechnische Schule eingerichtet, nachdem er 1795 Mitglied des Nationalinstituts geworden war. In dem ersten ital. Feldzuge Bonaparte's war er Mitglied der Commission, welche in Italien die Kunstwerke zu bestimmen hatte, die nach Paris ins Nationalmuseum gebracht werden sollten. Er schloß sich hier an Bonaparte an, der ihm und Andern den Auftrag gab, mit Berthier den Frieden von Campo Formio dem Directorium zu überbringen. Bei dem Zuge nach Ägypten begleitete M. ebenfalls Bonaparte und ward eins der thätigsten Mitglieder des ägypt. Instituts. Auch war er einer der wenigen Erkorenen, welche Bonaparte nach Frankreich begleiteten, der ihn seitdem mit Vertrauen und Ehrenbezeigungen überhäufte. Er gab ihm 1804 die Senatorie Lüttich, und endlich 1815 die Pairswürde. Nach der Restauration wurde M. aus allen öffentlichen Verhältnissen und sogar aus dem Nationalinstitut entfernt, und starb am 28. Jul. 1818. Von seinen vielen Schriften nennen wir nur: „Traité élémentaire de statique" (Par. 1788 fg. und öfters; deutsch von Hahn, Berl. 1806); „Description de l'art de fabriquer les canons" (Par. 1794, 4.); „Application de l'analyse à la géométrie" (4. Aufl., Par. 1809) und „Géométrie descriptive" (Par. 1812; deutsch von Schreiber, Freiburg 1822). Vgl. seines Schüler's Dupin „Essai historique sur les services et les travaux scientifiques de Gasp. M."

Mongolei, eins der China unterwürfigen Länder, ist eine ungeheure Hochebene, die im N. vom asiat. Rußland, gegen O. von der Mandschurei, gegen N. und S. von China und Turfan, und gegen W. von Westturkhestan begrenzt wird und einen Flächenraum von 91,360 □M. haben soll. Der Boden ist zumeist steinicht und sandig, nur an den Ufern der Steppenflüsse mit schönen Weiden überzogen und für Ackerbau tauglich. Gegen China hin beginnen hier die dürren Flächen, welche die Mongolen Gobi, die Chinesen Schamo nennen. Die Zahl der Bewohner wird auf drei Mill. angegeben, meist Mongolen, Oelöten, Kirgisen und Sajagen. Die erstern bekennen sich zur Lehre des Fo, die Kirgisen sind Mohammedaner und die Sajagen Schamanen. Sie führen insgesammt ein nomadisches Leben, treiben aber doch mit den von ihnen verfertigten wollenen und baumwollenen Zeuchen durch Karavanen einigen Handel nach Rußland. Das ganze Land ist in vier Khanate: Dscharramongolei, Khalkasmongolei, Dschungarei und Koschotei eingetheilt. Ihnen stehen vier Khane vor, deren Macht aber sich fast nur auf die Vollstreckung der Befehle des chines. Kaisers beschränkt.

Die Mongolen, ursprünglich Bede genannt, ein großer Völkerstamm im nordöstl. Asien, traten im Mittelalter zweimal erobernd auf, verfielen aber schon seit dem Ende des 13. Jahrh. nach und nach in Unthätigkeit. Die mongol. Völker begreifen die Nachkommen des Hiong-nu, die als Hunnen, Khalkas, Kalmücken und Burjäten bekannt sind. Man hat sie häufig mit den südwestl. in Asien wohnenden Tataren verwechselt, mit denen sie jedoch nur die nomadische Lebensart

und die regellos wilde, blos auf Verwüstung gerichtete Weise Krieg zu führen gemein haben, übrigens aber von ihnen durch schmuzige Gesichtsfarbe, kleine Augen, sowie durch den ganzen Körperbau, Sprache und Sitten, wesentlich verschieden sind. Ihre frühere Geschichte ist dunkel. Im 13. Jahrh. verbreiteten sie ihre Eroberungen und Verheerungen, tief aus dem nördl. Asien her, über Rußland und einen Theil des übrigen Europa. Sie kamen aus der Gegend, welche sie noch jetzt zum Theil bewohnen, der Mongolei, nördl. von der chines. Mauer, zwischen der jetzigen Osttatarei und der Bucharei. Ihre Macht verdankten sie dem Genie eines außerordentlichen Mannes, des Dschingis-Khan (s. d.), der, anfangs blos Oberhaupt einer einzelnen mongol. Horde, die übrigen Horden nöthigte, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, und dann 1206 den kühnen Plan entwarf, die ganze Erde zu erobern. In kurzer Zeit unterjochte er zwei große tatarische Reiche im O. und W. Asiens, vernichtete in sechs Feldzügen die mächtige Monarchie der Sultane von Chowaresmien, welche Turkhestan und ganz Persien bis nach Indien hin beherrschten, und ließ während dieser Zeit durch einen Theil seiner Völker, unter der Anführung seines ältesten Sohnes, 1223 einen verwüstenden Einfall in Rußland ausführen. Nach Dschingis-Khan's Tode, 1227, setzten seine Söhne die Eroberungen fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Khalifat zu Bagdad und machten sich die seldschuckischen Sultane von Ikonium zinsbar. Ein mongol. Heer drang 1237 aufs Neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüstete einen großen Theil des Landes. Nachdem sich die Mongolen Rußland unterworfen hatten, drangen sie 1240 auch in Polen ein, verbrannten Krakau und gingen nach Schlesien bis Liegnitz, wo sie auf der Wahlstatt am 9. Apr. 1241 den Herzog Heinrich II. von Liegnitz in einer blutigen Schlacht besiegten. Darauf verwüsteten sie Mähren bis in die Umgegend von Brünn; doch widerstand ihnen Stramberg im prerauer Kreise, und Jarowslaw von Sternberg (s. d.) schlug sie am Berge Hostein, vor dem belagerten Olmütz. Aus Mangel an Unterhalt aber verließen sie bald die von ihnen verheerten Länder; doch war in Deutschland und selbst in Frankreich die Furcht vor ihnen so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete. Ein zweiter Grund, weshalb sie ihre Eroberungen nicht weiter ausdehnten, lag in den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Khans Oktai, des unmittelbaren Nachfolgers Dschingis-Khans, über die Thronfolge entstanden. Sie wurden indessen beseitigt und das Reich der Mongolen stand am Ende des 13. Jahrh. auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom chines. Meere und von Indien bis tief in Sibirien und bis an die Grenze Polens. Der Hauptsitz des großen oder Oberkhans war China; die andern Länder wurden von Unterkhans, die von Dschingis abstammten und mehr oder weniger von dem großen Khan abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten derselben waren die Khans von Kaptschack, die an der Wolga wohnten und die Geißel Rußlands waren (s. Kasan), und die von Dschagatai, welche von dem Oxus bis in die Tatarei wohnten. Allein diese Vertheilung des Reichs unter mehre Fürsten wurde die Veranlassung, daß die Macht der Mongolen im 14. Jahrh. immer mehr sank. Im 15. Jahrh. wurden verschiedene Horden dieser Nation von den Russen, deren Besieger sie früher gewesen waren, unterjocht oder vernichtet. In China war das Reich der Mongolen schon 1368 durch eine Revolution zerstört worden. Um 1360 trat aber aus dem Stamme der Dschagatai ein zweiter furchtbarer Eroberer auf, Timur (s. d.), gewöhnlich Tamerlan genannt. Von dunkler Herkunft schwang er sich, als die Dynastie der Mongolen von Dschagatai in Verfall gerathen war, durch Talent und Kühnheit zum Oberherrn der ganzen Nation auf und wählte 1369 die Stadt Samarkand zum Sitze seiner neuen Herrschaft. Nachdem er die übrigen mongol. Stämme, Persien, Mittelasien und Hindostan nacheinander unterjocht, griff er 1400 auch den bis dahin gegen die Christen in Europa siegreichen osman. Sultan Bajazet I., vor dem

Konstantinopel zitterte, in seinen Staaten in Natolien an. Die Schlacht bei Ancyra (Anguri), 1402, entschied gegen Bajazet; er erlitt eine gänzliche Niederlage und wurde Timur's Gefangener, der nun ganz Natolien eroberte und verwüstete. Nach Timur's Tode auf einem Zuge nach China, am 19. März 1405, zerfiel die Monarchie der Mongolen in mehre Staaten. Ein Nachkomme Timur's, Babur oder Baber, gründete 1519 in Indien eine neue mächtige Monarchie, die als das Reich des Großmoguls bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. ihre Selbständigkeit behauptete. (S. Hindostan.) Die noch jetzt vorhandenen mongol. Völkerschaften leben theils unter russ., theils unter chines. Herrschaft. Jene, die von dem Stamme der Kaptschaken übrig geblieben sind, wohnen, mit Kalmücken vermischt, in der Statthalterschaft Irkutzk; die andern, welche unter chines. Oberherrschaft stehen, in der Mongolei. Unter den Kalmücken, Burjäten und Oelöten haben sich historische Bruchstücke und Sagen über Dschingis und seine Nachfolger erhalten; auch sind größere historische Werke im Orient entdeckt und seit Kurzem in die europ. Literatur verpflanzt worden. Jedoch war den Mongolen die Schreibkunst bis zum 13. Jahrh. unbekannt. Eine Granittafel, die man in den Ruinen unweit Nertschinsk fand, mit einer von Schmidt in Petersburg entzifferten Inschrift in mongol. Sprache, ist das einzige Denkmal aus der Zeit Dschingis-Khans und zugleich das älteste Beispiel mongol. Schrift. Entwildert wurden die Mongolen besonders durch Einführung des Buddhismus und der Literatur aus Hindostan und Bengalen. Das erste mongol. und überhaupt das erste Geschichtswerk eines Buddhisten, des Mongolenfürsten Ssanang-Ssetsen Khungtaidschi, „Geschichte der Ostmongolen" gab Jos. Jak. Schmidt, im Original und deutsch auf kais. Kosten (Petersb. 1829, 4.) heraus. Babur's sehr anziehende, von ihm selbst verfaßte „Denkwürdigkeiten u. s. w." wurden von Leyden und Erskine ins Englische (Lond. 1826) und aus diesem durch Kaiser (Lpz. 1828) ins Deutsche übertragen. Eine mongol. Grammatik (Petersb. 1831) und ein mongol. Wörterbuch (Petersb. 1834) lieferte Schmidt, und der erste Lehrstuhl der mongol. Sprache ward 1832 in Kasan (s. d.) errichtet. Vgl. „Histoire des Mongols, depuis Tschinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lanc" (Par. 1824) und Schmidt's treffliche „Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, politischen und literar. Bildungsgeschichte der Mongolen und Tibeter" (Petersb. 1824), der auch Klaproth's sogenannte „Beleuchtung und Widerlegung" dieser Forschungen gründlich abgefertigt hat (Lpz. 1826).

Moniteur, genauer Gazette nationale, ou le Moniteur universel, eine Zeitung in Paris, die sowol über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalversammlung Rechenschaft abzulegen bestimmt war, begann mit dem 24. Nov. 1789, erschien täglich in einer Nummer, einen Foliobogen stark, oft auch mit Beilagen, und ward am 7. Nivose des J. VIII für ein officielles Blatt erklärt. Seitdem war sie das wichtigste und einzige officielle Blatt der franz. Regierung, das nur während der hundert Tage seinen officiellen Charakter verlor. Als Einleitung dazu erschien später: „Gazette nationale ou le Moniteur universel, commencé le 5 Mai 1789, précédé d'une introduction historique, contenant un abrégé des anciens états-généraux, des assemblées des notables et des principaux évènemens qui ont amené la révolution" (Par. IV., Fol.), redigirt von Thuan-Grandville, die in vielen Exemplaren ihrer Seltenheit wegen durch den „Avant-Moniteur etc." ersetzt sich findet, was jedoch ein bloßer Abdruck von Bailly's „Mémoires d'un témoin de la révolution" (3 Bde., Par. 1804) ist und die echte Einleitung keineswegs ersetzen kann. An der Redaction nahmen zu verschiedenen Zeiten Theil Ginguené, Grouvelle, Maret, Jourdan, Desmarest und Trouvé, der 1793 Rédacteur en chef war; Bertin war Rédacteur en chef du Moniteur royaliste de Gand 1815. Der Moniteur gewann sehr bald nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika einen

solchen Absatz, daß schon 1793 eine eigne Druckerei für denselben angelegt werden mußte. Seit dem 1. Jan. 1811 verlor er den Titel „Gazette nationale" und behielt blos den „Moniteur universel". Nach der Restauration unterschied man darin eine partie officielle und eine partie non officielle. Mag er auch als Ganzes betrachtet, ein sehr trauriges Bild gewähren, so bleibt er doch ein unentbehrliches Archiv für die neuere franz. Geschichte. Den wichtigsten Theil desselben bilden die Jahrgänge aus der franz. Revolutionsperiode und den ersten Zeiten der Republik. Der Jahrgang kostet 200 Francs. Vollständige, gutgehaltene Exemplare sind äußerst selten und werden in Auctionen zu sehr hohen Preisen verkauft (4000—5000 Francs). Die Jahre IV und V der Republik sind fast durchgehend auf sehr schlechtes grobes Papier gedruckt. Am seltensten sind die erwähnte echte Einleitung, die Jahre VII und VIII (1798 — 1800), von denen eine geringe Auflage gemacht wurde, und die Beilagen, die Brunet im „Manuel du libraire etc." (Bd. 3, S. 631) verzeichnet hat. Den Gebrauch des Moniteur erleichtern die „Tables chronologiques et alphabétiques du Moniteur universel" (8 Bde., Par. 1828) in drei Abtheilungen vom 5. Mai 1789 bis 1824, welche zusammen 320 Francs kosten. Von 1825 an erschien eine „Seconde série décennale de la Réstauration", welche jährlich 10 Francs kostet. — Nach dem Muster des franz. Moniteur entstanden auch in andern Staaten officielle Blätter unter diesem Titel, z. B. in Neapel, und in Deutschland der „Westfälische Moniteur".

Monk (George), Herzog von Albemarle, berühmt in der Geschichte der engl. Republik und der Restauration, geb. 6. Dec. 1608 zu Pothandge bei Torrington, stammte aus einer altadeligen, aber unbegüterten Familie. Ungefähr 16 Jahre alt, vertheidigte er seinen Vater, der Schulden halber verhaftet werden sollte, gegen den Sherif, verjagte Letztern mit Stockschlägen und mußte hierauf aus dem väterlichen Hause fliehen. Im Regimente seines Verwandten, Richard Grenville, machte er einen Seezug gegen die Spanier und erwarb sich während des Krieges in Flandern gute militairische Kenntnisse. Als Karl I. 1639 seinen unglücklichen Kriegszug gegen die empörten Schotten machte, ward M. als Obristlieutenant angestellt. Nach dem Ausbruche des Aufstandes in Irland ward er mit einer Heerabtheilung dahin gesandt und blieb dort als Gouverneur von Dublin, bis der Vicekönig, Marquis von Ormond, 1643 einen Vertrag mit den Aufrührern schloß, um dem mit dem Parlamente in offenen Streit gerathenen Karl I. beistehen zu können. Wegen Verdacht einer Hinneigung zum Parlament wurde M. außer Thätigkeit gesetzt, bald aber von Neuem als General bei der irländ. Brigade angestellt, mit welcher er 1644 von Fairfax gefangen wurde. Unter der Bedingung, sich der Sache des Covenant zu ergeben, erhielt er nach zwei Jahren seine Freiheit und ging nun abermals nach Irland, wo er nicht ohne Auszeichnung gegen die Partei des Königs focht, dennoch aber, da manche Unfälle die Republikaner in jenem Lande trafen, nur mit Mühe einer Verantwortlichkeit gegen das Parlament entging. Nach England zurückgekehrt, ward er nach der gänzlichen Niederlage der Anhänger des Königs von Cromwell als Generallieutenant und Commandeur der Artillerie angestellt. Als Cromwell nach England zurückging, übernahm M. den Oberbefehl in Schottland, kehrte aber 1652 nach England zurück, wurde Mitglied der Commissionen, welche an der Vereinigung der beiden Reiche Schottland und England arbeiteten, und focht unter dem Admiral Blake zur See gegen die Holländer. Mit der unter seinem Befehle stehenden Flottenabtheilung siegte er im Mai 1653 über den holländ. Admiral Tromp und zwei Monate darauf nochmals in einer offenen Seeschlacht, in welcher Tromp seinen Tod fand. Nach dem Frieden kehrte M. nach Schottland zurück, wo er an der Spitze des Heeres Cromwell's Herrschaft behauptete und die unruhigen Hochländer zügelte. Als der eifrigste Anhänger Cromwell's erklärte er sich auch für dessen Sohn und

Nachfolger, Richard. Erst 1660, nachdem Richard Cromwell das Protectorat niedergelegt hatte, dachte M. an seinen, wie Einige behaupten, stets gehegten Plan, die Stuarts auf den Thron zurückzuführen; doch handelte er hierbei mit so vieler Berücksichtigung aller obwaltenden Umstände und zeigte sich überhaupt bei der ganzen Unterhandlung so zweideutig, daß man mit Wahrscheinlichkeit schließen darf, es sei ihm nur darum zu thun gewesen, sich selbst bei dem Umschwunge der Dinge sicherzustellen. Als endlich Karl II. am 8. Mai 1660 feierlich in London als König ausgerufen wurde, war M. der Erste, welcher sich dem in Dover landenden Monarchen vorstellte, und Karl war auch so überzeugt, daß er seinen Thron dem Einflusse dieses Mannes verdanke, daß er ihn sogleich zum Ritter des Hosenbandes, zum Mitgliede des geheimen Rathes, zum Oberstallmeister, Kammerherrn, Schatzmeister und endlich zum Herzog von Albemarle und Gouverneur der Grafschaften Devonshire und Middlesex ernannte. Im J. 1666 befehligte M. unter dem Herzoge von York die siegreiche Flotte gegen die vereinigten Holländer und Franzosen. Er starb am 3. Jan. 1670. Sein unermeßliches Vermögen kam auf seinen einzigen Sohn, den die Geschichte nur insofern kennt, als er Schuld an der Niederlage war, welche die vereinigte engl.-holländ. Armee durch den Marschall Villars bei Denain 1712 erlitt. Auf Karl II. Befehl ward M. aufs Prachtvollste in der Westminsterabtei beerdigt, das ihm von der Dankbarkeit des Königs zuerkannte Denkmal aber erst ein halbes Jahrh. später errichtet. Nicht ohne Feldherrntalente, wußte M. die Umstände mit ziemlicher Weltklugheit zu benutzen und wurde in seinen Unternehmungen vom Glücke begünstigt.

Monk (Jak. Heinr.), ein berühmter engl. Philolog, Professor der griech. Sprache auf der Universität Cambridge, geb. 1782, erhielt seine Bildung in Cambridge, wo er des berühmten Porson's Nachfolger wurde. Er gab einige Trauerspiele des Euripides heraus und ordnete gemeinschaftlich mit **Blomfield** (s. d.) den kritischen Nachlaß seines Vorgängers, der unter dem Titel: „Ricardi Porsoni Adversaria" (Cambridge 1812) erschien. Mit Blomfield und Andern besorgte er das geschätzte „Museum criticum, or Cambridge classical researches", das seit 1831 eine neue Reihe unter dem Titel „The philological Museum" begonnen hat.

Monnier (Pierre Charl. Le), s. **Lemonnier**.

Monŏchord ist ein mit einer Saite (wovon auch der Name herrührt) bezogenes, hohles Instrument, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Elle lang und $\frac{1}{4}$ Elle breit, worauf mittels des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge gefunden und ausgemessen werden kann. Diese Saite nannten die Alten den Kanon. Auch pflegt man ein solches Instrument mit drei oder vier Saiten zu beziehen, um nach genau abgemessener Länge jeder Saite den Grundton mit seiner vollen Harmonie zu haben, sowie man auch dasselbe, um des bessern Klangs willen, mit einem Resonanzboden und mit Tasten zum Anschlagen versieht. Der Gebrauch dieses Instruments, dessen Erfindung dem Pythagoras zugeschrieben wird, welches aber Ptolemäus ohne Zweifel richtiger handhabte, dient besonders zur Berichtigung der Intervalle, deren Abstand weniger als einen halben Ton beträgt, wiewol die durch Verrückung obgedachter Stege hervorgebrachte Eintheilung der Saiten und die daraus entstehende Berechnung mehr dem Verstande einzuleuchten als durch ihren merklichen Abstand von Höhe und Tiefe dem Gehör bemerkbar zu werden scheint.

Monochrōmen oder **monochromatische Bilder**, d. h. einfarbige Bilder, sind die einfachste und älteste Art der Malerei. Man bediente sich hierbei in der frühesten Zeit besonders der rothen Farbe, als der auffallendsten, wie dies die ältesten Vasengemälde beweisen, welche entweder roth auf schwarzem Grunde oder schwarz auf rothem Grunde sind.

Monodrāma, s. **Melodrama**.

Monogămie bezeichnet die geſchlechtliche Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau, wie ſie dem wahren Begriffe der Ehe entſpricht. — In der Botanik bilden die **Monogamen** eine beſondere Ordnung des Linné'ſchen Syſtems.

Monŏgramm, Namenszug oder **Handzeichen** (signum, manus propria, chiffre) iſt, im diplomatiſchen Sinne genommen, eine Figur oder ein Schriftzug, welcher alle oder auch nur einige einzelne Buchſtaben eines oder mehrer, den Namen, Titel u. ſ. w. bezeichnender Worte, in verſchiedene Ordnung geſtellt, ausdrückt. Sie wurden auf Münzen, Fahnen, Wänden und Tapeten, Siegeln und in Urkunden angebracht, von welchen verſchiedenen Arten des Gebrauchs der auf Münzen der älteſte, und der in Urkunden, in welchen ſich nicht nur geiſtliche und weltliche Fürſten, ſondern auch Magiſtratsperſonen und Notare ihrer bedienten, der jüngſte war. Das erſte bis jetzt bekannte Monogramm iſt vom oſtgoth. König Theodorich (493—526); der beſtändige Gebrauch der Monogramme aber wurde erſt durch Karl des Großen Beiſpiel, der ſich ihrer ſtets bediente und ihnen eine beſſere Geſtalt gab, eingeführt und erhielt ſich in allen den Ländern, welche zu dem großen Frankenreiche gehört hatten, mehre Jahrhunderte, bis er vom 12. Jahrh. an, wegen des veränderten Geſchäftsganges, abkam. Am längſten ward er in Deutſchland beibehalten, wo er 1495 auf dem Reichstage zu Worms abgeſchafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieſer Art iſt für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtigkeit und bildet daher einen beſondern Theil der Diplomatik. Später hat man dieſes Wort auch auf alle und jede Namenſchiffren, Züge und ſonſtige Zeichen, mit welchen Künſtler, vorzüglich Maler und Kupferſtecher, ihre Arbeiten als die ihrigen bezeichnet haben, übertragen. Dieſe ſind aber oft trügeriſch nachgeahmt worden. Vgl. Joh. Chriſt's „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum" (Lpz. 1747) und Bruillot's „Dictionnaire des monogrammes" (Münch. 1817), welches dieſer in ſeiner „Table générale des monogrammes, chiffres etc." (Münch. 1820) ergänzte und berichtigte und neuerdings in einer gänzlich umgeſtalteten neuen Auflage (Münch. 1832—34) erſcheinen ließ. Die Alten nannten auch jeden Umriß, jede einfache Zeichnung Monogramm. (S. Malerei.)

Monogräphie nennt man eine Schrift, welche einen einzelnen Gegenſtand einer Wiſſenſchaft beſonders abhandelt. Man ſetzt voraus, daß ein ſolcher Gegenſtand in einer vollſtändigen Monographie nach allen Richtungen und Beziehungen und ganz im Detail betrachtet werde; doch darf dies nicht geſchehen, ohne auch die allgemeinen Beziehungen zu berühren, in welchen derſelbe mit der Wiſſenſchaft ſteht, aus welcher er entlehnt iſt. Die Monographien im ſtrengern Sinne ſind ein Erzeugniß der neuern Zeit, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſie der Wiſſenſchaft ſehr förderlich geweſen ſind und es auch künftig ſein werden, ſo lange man nicht über dem Beſondern das Allgemeine der Wiſſenſchaft aus den Augen verliert.

Monokotyledōnen oder **monokotyledoniſche Pflanzen** ſind ſolche Gewächſe, deren Keim, ein Beſtandtheil des Samens, nur einen Samenlappen oder Kotyledo (ſ. **Kotyledonarpflanzen**) hat. In ihrem äußern Anſehen und Form unterſcheiden ſich dieſe Gewächſe ebenſo wie durch ihre innere Structur und Bildung von den übrigen. Sie haben eine feine faſerige, oder knollige, oder Zwiebel-, ſelten eine holzige, veräſtete Wurzel. Der Stamm iſt gewöhnlich einfach, ſeltner äſtig und zeigt weder Rinde, noch Holz und Mark, ſondern beſteht vielmehr durchaus aus gleichem Zellgewebe und unregelmäßig dazwiſchen liegenden Gefäßbündeln. Er verdickt ſich, indem neue Gefäßbündel in der Mitte herabſteigen. Die Blätter ſind am Grunde meiſt ſcheidig und umfaſſen die Stengel. Sie haben einfache, gleichlaufende Adern, welche durch zarte Queradern verbunden werden. Die Zahl der Blütentheile iſt 3, 6, 9 oder 12, mit ſeltenen Ausnahmen. Die Blumenkrone iſt nie vorhanden und die häufig prächtigen

Umhüllungen der Geschlechtstheile, z. B. an der Tulpe, sind Kelche; oft aber fehlt auch der Kelch. Die Früchte sind meist ein- oder drei- oder sechsfächrig. Ueberhaupt waltet die Zahl drei und deren Vervielfältigung in den Blumen und Fruchttheilen vor. Die vorzüglichsten Gewächsfamilien dieser Abtheilung sind: die Gräser (Getreidearten), Scheingräser, Pfeffergewächse, Kolbengewächse, Nympheen und andere Wassergewächse, die Palmen (s. d.), Graslilien, Schwertlilien und lilienartigen Gewächse, die Orchideen und Bananen. Von den fossilen Überresten des Pflanzenreichs aus der Vorwelt gehört die beiweitem größere Zahl zu dieser Abtheilung; namentlich findet man häufig fossile Palmenstämme und zwar in sehr verschiedenen Gegenden der Erde.

Monokrătie bezeichnet Alleinherrschaft, ohne Mitwirkung der Nation (Synkratie) durch einen einzigen Herrscher (monarchische Autokratie), entgegengesetzt der Selbstherrschaft ohne nationale Theilnahme durch Mehre, der Polyarchie oder polyarchischen Autokratie.

Mondlog, d. i. Selbstgespräch, heißt im Schauspiel diejenige Scene oder Rede, in welcher eine einzelne Person für sich selbst spricht, und ist somit dem Dialoge (s. d.) entgegengesetzt. Um das Innere der handelnden Hauptpersonen genauer zu schildern und sowol die Triebfedern ihrer Handlungen als auch die Veränderungen, welche durch wichtige Ereignisse in ihnen hervorgebracht werden, darzustellen, dadurch aber den Zusammenhang der Handlung anschaulich zu machen, haben die dramatischen Dichter die Monologe erfunden. Als in der Kritik noch das Gesetz der äußern Wahrscheinlichkeit als Hauptnorm galt, war man geneigt, die Monologe überhaupt zu verdammen, obgleich man nicht umhin konnte, diesem oder jenem Monologe, wie z. B. dem im „Hamlet", aus andern Rücksichten Beifall zu schenken. Mögen aber auch die Monologe, streng genommen, in der Wirklichkeit nicht vorkommen, so muß die dramatische Kunst sich ihrer doch als Mittel bedienen, um ihre höhern Zwecke vollkommen zu erreichen. Zufolge des obigen Zweckes dürfen jedoch Monologe nur da eintreten, wo der Dramatiker durch den bloßen Dialog seinen Zweck gar nicht oder doch nicht vollkommen erreichen würde. Der Monolog darf daher nicht bloßer Lückenbüßer sein, sondern muß ebensowol die dialogischen Scenen verbinden als auch eine bedeutende Veränderung in dem innern Zustande der Person bezeichnen, welche als Ursache auf das Folgende einfließt, oder als Wirkung des Vorhergehenden angesehen werden kann. Er muß ferner auch in der Lage der sprechenden Person möglich sein. Nur unter diesen Bedingungen ist er seinem Inhalte nach ebensowol dramatisch als lyrisch zu nennen. Im Übrigen aber sind die Monologe darin verschieden, daß sie bald mehr Reflexion enthalten, bald mehr pathetischen Inhalts sind.

Monomänie nennen einige franz. Ärzte die Form des Wahnsinns, welche vorzugsweise auf einen einzelnen Gegenstand gerichtet ist, wie z. B. wenn der Kranke sich einbildet, er sei Gott, der heilige Geist u. s. w., öfter jedoch die Art Wahnsinn, welche den Kranken einem einzelnen Hange preisgibt, wie die Diebsmonomanie, Mordmonomanie u. s. w. Vgl. Bouvel, „Das gerichtliche Urtheil der Ärzte über zweifelhafte physische Zustände, insbesondere über Monomanie" (deutsch, Köln 1830).

Monophysiten heißen die Anhänger derjenigen christlichen Partei, die nach dem im 5. Jahrh. aufgekommenen und besonders in Ägypten geltenden Sprachgebrauche nur Eine (Mensch gewordene göttliche) Natur in der Person Christi annahm und die Orthodoxie dieses Sprachgebrauchs auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 449 zu behaupten wußte. Zwar wurden das Haupt derselben, Eutyches, Archimandrit zu Konstantinopel, und alle seine Anhänger auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt; doch konnte durch die noch jetzt im Occident geltende Bestimmung dieses Conciliums, daß in Christo zwei

Naturen ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Substanz vereinigt seien, der Streit nicht ausgemacht werden. Die asiat. und ägypt. Geistlichkeit war meist monophysitisch gesinnt, dagegen die occidental. den chalcedonischen Beschluß verfocht. Auch des Kaisers Zeno 482 erlassene Anordnung, Henotikon genannt, war nicht geeignet, sie zu versöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen über diese verschiedenen Ansichten veranlaßte die orthodoxe Kirche durch ihre Bannflüche, daß die Monophysiten sich förmlich von ihr absonderten. Diese Trennung erfolgte in der ersten Hälfte des 6. Jahrh., als der Schutz, den die Monophysiten bisher von Zeit zu Zeit noch am Hofe von Konstantinopel gefunden hatten, seit der festen Vereinigung des Kaisers Justinian mit der röm. Kirche aufhören mußte. Auch unter sich selbst blieben sie nicht einig. Schon 483 hatten sich die Akephalen (s. d.) abgesondert und bildeten den eigentlichen Kern des Monophysitismus. Neue Streitigkeiten erhoben sich unter ihnen 519 über die Frage: ob der Leib Christi verweslich sei oder nicht? Die Severiten, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen von Antiochien, Severus, der sich zu den Akephalen hielt, bejaheten sie; die Julianisten oder Gajaniten, Anhänger der Bischöfe Julianus und Gajanus, verneinten sie. Jene wurden daher Phthartolatrer (Corrupticolä oder Verweslichkeitsdiener), diese Aphthartodoketen (Unverweslichkeitslehrer), auch Phantasiasten genannt, welche wieder über die Frage: ob der Leib Christi erschaffen gewesen, in Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten, zerfielen. Die Severiten, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entstandenen Agnoeten, so genannt, weil sie Christo als Menschen die Allwissenheit absprachen, mit dem Banne. Um 560 kam gar ein Monophysit Askusnages und nach ihm Philoponus, der größte christliche Philosoph dieses Jahrhunderts, auf den Einfall, die drei Personen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Diese Tritheiten und ihre Anhänger waren selbst in den Augen ihrer Partei die ärgsten Ketzer und brachten ihr den Nachtheil, daß damals viele Monophysiten sich zu den Katholischen wandten. In Ägypten, Syrien und Mesopotamien blieben jedoch die monophysitischen Gemeinden die stärksten, erhielten durch ihre, ununterbrochen neben den kais. oder orthodoxen bestehenden, Patriarchen zu Alexandrien und zu Antiochien ihre kirchliche Ordnung und bildeten, nachdem der Syrer Jakob Baradai, gest. 558, ihre Religionsverfassung befestigt hatte, die selbständigen Kirchen der Jakobiten (s. d.) und Armenier (s. d.), die, von der griech. Kirche ebensowol als von der röm. getrennt, sich eben darum seit dem 7. Jahrh. auch unter der Herrschaft der Mohammedaner zu behaupten wußten. Außer ihrer eigenthümlichen Lehre von Einer Natur in Christo stimmten sie in den Hauptpunkten des Glaubens mit der griech. Kirche überein; auch ihr Gottesdienst ist dem griech. ähnlicher als dem röm., hat aber durch Nationalität und Aberglauben Abweichungen erhalten, welche sich am auffallendsten in der Religionsverfassung der Jakobiten in Ägypten zeigen. Eine vierte monophysitische Kirche ist die abyssinische, welche von den Kopten ihr geistliches Oberhaupt erhält. Verwandt mit dem monophysitischen Streite war die im Anfange des 7. Jahrh. angeregte Frage: ob die in Christo vereinigte Gottheit und Menschheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entstand ein Streit, den der Kaiser Constans durch seine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen suchte. Die Bestimmung der trullanischen Kirchenversammlung zu Konstantinopel (680), daß zwei Willen in Christo wirksam wären, weil er zwei Naturen habe, machte die Monotheleten zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Überresten die Sekte der Maroniten (s. d.) sich bildete.

Monŏpol, Alleinhandel oder Alleinverkauf, bezeichnet die Jemandem vom Staate ertheilte Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausschließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden sonst öfter als jetzt

ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufacturen und Fabriken, und zwar auf gewisse, bestimmte, oder, wie man sagt, auf ewige Zeiten. Nur Monopole der erstern Art lassen sich in gewissen Fällen, z. B. zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelsweges oder um neu anzulegende Fabriken oder neue wichtige Erfindungen in Gang zu bringen, vertheidigen; in der Regel aber sind sie ebenso ungerecht als nachtheilig. Die Patente auf neue Erfindungen sind nichts Anderes als Monopole auf bestimmte Jahre.

Monotheismus, die Anerkennung und Verehrung eines einzigen Gottes, ist dem Polytheismus oder der Vielgötterei entgegengesetzt. Sowol die Bibel wie die Überlieferungen der ältesten Völker lassen uns diese Religion, wenn auch nicht in vollkommener Entwickelung, als die älteste und ursprüngliche erkennen. Die mosaische Urkunde nämlich redet von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde. Selbst die heidnischen Religionen aber zeigen uns ein bewußtloses Hinstreben zur göttlichen Einheit, indem sie ein höchstes Wesen, das freilich meist keine wahre Persönlichkeit und daher auch keinen Tempeldienst hat, an die Spitze des Polytheismus stellen. So redet die alte Lehre der Braminen von einem einzigen göttlichen Wesen über den drei andern Hauptgöttern, welche gleichsam nur als die drei Hauptkräfte des einen höchsten Gottes angesehen werden, nämlich des Parabrama, und die Perser stellten über ihren Ormuzd und Ahriman noch Zeruane Akherene und das ewige Wort. Anderntheils sehen wir in diesen Mythologien die Götter sich erst allmälig vermehren, sowie der Mensch sich immer weiter in die Vielheit der sinnlichen Anschauung verlor. Aber auch abgesehen von diesen historischen Andeutungen, so ist der Mensch zur Wahrheit bestimmt, und die Wahrheit, nicht der Irrthum, der die Wahrheit schon voraussetzt, in seinen Überzeugungen das Ursprüngliche und Erste, weil jene einfach ist und ihre Strahlen überall verbreitet, wie das Licht, das die Welt durchströmt. Nur in der Auffassung der Wahrheit verirrten sich die Menschen, wenn sie die Gottheit entweder in Bildern oder in Begriffen zu denken versuchten. Ersteres war die frühere, die in der alten Welt verbreitete Verirrung, weil sich Sinn und Phantasie früher zur Herrschaft erheben, und daraus entsprang der in der alten Welt herrschende **Polytheismus**, der in der Vergötterung des Körperlichen sich äußerte, wobei nicht durch das heilige Wort der Allmacht, sondern durch Zeugungen Alles entstand und die Gottheit sich in der Mannichfaltigkeit der Kräfte der Natur und des Lebens vervielfältigend darstellte. Doch konnte auch in diesen Verirrungen die Wahrheit nicht ganz verschwinden. Spuren derselben erblicken wir in den oben angeführten Thatsachen, in den von dem Volksglauben abweichenden Lehren der heidnischen Philosophen, eines Sokrates, Plato und vieler spätern Platoniker, des ägypt. Philosophen Psammon, der, nach Plutarch im „Leben Alexander's", die mit dem Christenthume ganz übereinstimmende Lehre vortrug, daß Gott der allgemeine Vater aller Menschen sei, der sich die bessern derselben zu seinen Kindern wähle. Aber noch leuchtendere Spuren finden wir bei den Hebräern, welche trotz mannichfaltiger Verirrungen, zu welchen sie hauptsächlich durch das Heidenthum veranlaßt wurden, die Überlieferung von dem einzigen Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, aufbewahrten, bis sich aus ihrer noch etwas engherzigen Ansicht von dem Jehovah, den sie größtentheils nur als Stammgott des erkorenen Volkes betrachteten, der Welt entgegensetzten und verehrten, der reinere und umfassendere Monotheismus des Christenthums entwickelte, der den einen Gott als einen sich offenbarenden, mithin in die Welt und Menschheit eingehenden Geist betrachtet und damit das Menschenleben in allumfassender Liebe heiligt und vergeistigt.

Monothelēten, Anhänger der Lehrer von Einem Willen in Christo, s. **Maroniten**.

Monotŏnie oder **Eintönigkeit** nennt man den Mangel an Modulation in der menschlichen Stimme beim Sprechen oder Singen. Es ist dies ein Feh-

ler, weil die Beugungen und Wendungen der Stimme nach Verschiedenheit der Empfindungen und Vorstellungen verschieden sein müssen. Dieser Fehler, z. B. ein singender, schneidender, gezogener oder grader Ton im Reden, findet sich bei einzelnen Menschen wie bei ganzen Völkern, und ist gewöhnlich eine Folge der Unbiegsamkeit der Sprachwerkzeuge oder eines Mangels an lebhaftem Gefühl. Wenn diese Monotonie schon in der gewöhnlichen Rede unangenehm ist, so ist sie ein noch auffallenderer Fehler in der mündlichen Beredtsamkeit. Unter den politischen, gerichtlichen, geistlichen Rednern, Schauspielern und Declamatoren fallen die Kanzelredner am häufigsten in den Fehler der Monotonie, welcher am meisten auffällt, wenn er sich in der Einförmigkeit der Stimme beim Schlußfall der Perioden zeigt. Eine eigne Erscheinung ist es, daß alle Kinder in ihren ersten Leseübungen sich zur Monotonie hinneigen. In einer andern Bedeutung bezeichnet man durch Monotonie in den schönen Künsten eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände offenbart. Doch darf man Monotonie nicht überhaupt mit Einförmigkeit verwechseln; die letztere ist die fehlerhafte Einförmigkeit, d. h. diejenige, welche den Reiz der Mannichfaltigkeit überhaupt aufhebt und gewisse Wendungen, Bilder, Gedanken allzu oft willkürlich wiederkehren läßt. Im Grunde gibt es äußerst wenige Schriftsteller und Künstler, welche jene Vielseitigkeit des Genies besitzen, mit der man allein eine gewisse Monotonie vermeiden kann. Endlich wird dieser Ausdruck auch auf Gegenstände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet.

Monro, berühmter engl. Anatom und Chirurg, geb. zu London 1697, studirte in Edinburg und in London unter dem berühmten Cheselden, unternahm dann eine Reise durch Frankreich und Holland und genoß hierauf in Leyden den Unterricht Boerhaave's. Nach seiner Rückkehr von hier nach Edinburg wurde er 1719 an der dortigen chirurgischen Akademie angestellt und erlangte bald einen ausgebreiteten Ruf. Zu Gunsten seines Sohnes, Alexander, gab er 1759 die Professur der Anatomie auf und unterzog sich bis zu seinem Tode, welcher am 10. Jul. 1767 erfolgte, blos dem klinischen Unterrichte. Er war lange Zeit Secretair der kön. Gesellschaft zu Edinburg und gab als solcher deren „Medical essays and observations" (6 Bde., Edinb. 1732 fg.) heraus, welche viele werthvolle Abhandlungen von ihm selbst enthalten. Unter seinen übrigen Schriften erwähnen wir „Anatomy of human bones and nerves" (Lond. 1726 und öfter; deutsch von Krause, Lpz. 1761) und „Essay on comparative anatomy" (Lond. 1744; deutsch, Gött. 1790). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte sein Sohn Donald M. (Lond. 1781, neue Aufl. 1784, 4.; deutsch, Lpz. 1782). — M.'s Sohn, **Alexander M.**, war als Anatom nicht minder ausgezeichnet als der Vater, dem er 1759 als Professor an der medicinischen Akademie zu Edinburg folgte. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: „Essay on the dropsy" (Lond. 1756, 12.; deutsch von Krause, 1762); „Observations on the structure and functions of the nervous system" (Edinb. 1783, Fol.; deutsch von Sömmerring, Lpz. 1787, 4.) mit Kupf.; „Structure and physiology of fishes, explained and compared with those of man and other animals" (Edinb. 1785, Fol.; deutsch von Gottlob Schneider, Lpz. 1787, 4.) mit Kupf.; „Description of all the bursae muscosae of human body" (Edinb. 1788, Fol.; lat. und deutsch von Rosenmüller, Lpz. 1799, Fol.) mit Kupfern; „The morbid anatomy of the human gullet, the stomach and intestines" (Edinb. 1811, Fol.) mit Kupf.), und „Outlines of the anatomy of the human body in its sound and diseased state" (3 Bde., Lond. 1813, und 1 Bd. Kpf.). — Der Bruder des Letztern, **Donald M.**, geb. 1731, war eine Zeit lang Militairarzt und starb zu Edinburg im Jul. 1802. Ihm verdanken wir die Gesammtausgabe der Werke seines Vaters. Außerdem machte er sich bekannt durch die Schriften „Account of the diseases in the british military hospitals in Germany" (Lond. 1763); „On the mineral wa-

ters" (2 Bde., Lond. 1770) und „Medical and pharmaceutical chemistry and the materia medica" (2 Bde., Lond. 1779; deutsch von Hahnemann, 2 Bde., Lpz. 1794). — John M., ein engl. Arzt, geb. 1715, gest. 1783, den Einige zum Enkel Alexander M.'s machen, war der Enkel des Theologen Alexander M., geb. 1648, welcher früher Professor der Philosophie zu Aberdeen war und 1686 Vorsteher der Akademie zu Edinburg wurde, in der Revolution von 1688 diese Stelle verlor und als Prediger einer bischöflichen Gemeinde zu Edinburg 1713 starb.

Monroe (James), Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1817—25, geb. 28. Apr. 1758 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien, widmete sich der Rechtswissenschaft, trat aber schon 1776 in das Heer und zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten bis 1778 durch Tapferkeit aus. Darauf ging er wieder unter der Leitung seines Freundes Jefferson, des damaligen Gouverneurs von Virginien, zu dem Studium der Rechte über, vertheidigte aber als Freiwilliger unter der Miliz von Virginien sein Vaterland bei den feindlichen Einfällen während der nächsten Jahre. Er wurde 1782 zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung in Virginien erwählt und 1783 zum Congreß abgeordnet, dessen einflußreiches Mitglied er drei Jahre war. Nach der Gründung der neuen Verfassung der Vereinigten Staaten ward er 1790 Mitglied des Senats, in welchem er bis 1794 saß, wo er als Gesandter nach Frankreich ging. Als er 1796 durch den Präsidenten Washington zurückgerufen wurde, rechtfertigte er sein Benehmen durch die Veröffentlichung seines diplomatischen Briefwechsels. Nachdem er von 1799—1802 Gouverneur von Virginien gewesen, ging er 1803 abermals als Gesandter nach Paris, um die Unterhandlung über die Abtretung von Luisiana abzuschließen, begab sich bald nachher mit einem Auftrage seiner Regierung nach London und wurde 1804 als Gesandter nach Madrid geschickt. Die Unterhandlungen, die er 1806 in Verbindung mit William Pinkney in London eröffnete, um einen Vergleich mit der brit. Regierung über verschiedene, den Handel der Neutralen betreffende Streitfragen abzuschließen, blieben ohne Erfolg, und M. ging nach Amerika zurück, da er Aussicht hatte, Jefferson's Nachfolger in der Präsidentenwürde zu werden. Er gab jedoch die Bewerbung auf, wurde 1810 wieder zum Gouverneur von Virginien ernannt und 1811 unter Madison's Verwaltung Staatssecretair. Zugleich übernahm er das unter seinem frühern Vorstande vernachlässigte Kriegsministerium, wo er die eifrigsten Anstrengungen machte, die Vertheidigungsmittel des Staats zu verstärken. Als die Engländer 1814 Washington erobert und verbrannt hatten, erhielt M. den Oberbefehl über die Streitkräfte, widmete sich aber nach dem Frieden ausschließlich den Geschäften des Staatssecretariats, das nach der Verwaltungsorganisation der Vereinigten Staaten die auswärtigen und innern Angelegenheiten besorgt, bis er 1817 Madison's Nachfolger wurde. Einstimmig ward er 1821 wieder erwählt. Wie während seiner achtjährigen Verwaltung die Kräfte des jungen Staates sich entwickelt haben, wird in seinen meisterhaften Berichten an den Congreß mit Würde und Offenheit ausgesprochen. Er ging weiter als seine nächsten Vorgänger in der Verstärkung der Unionsregierung; er ermunterte das Heer, vermehrte die Seemacht und veranlaßte die Entsendung von Kriegsschiffen nach Westindien, in das mittelländ. Meer und an die afrikan. Küste, die den Offizieren Gelegenheit gab, sich zu bilden, die Zahl der Matrosen vermehrte und den amerik. Handel beschützte. Es wurden Vorarbeiten zu einer vollständigen Vertheidigung der Land- und Seegrenzen gemacht und an den nördl. und südl. Küsten Einrichtungen zur Aufnahme der Flotte in Kriegs- und Friedenszeiten vorbereitet. Während seiner Verwaltung ward Florida erworben, die Unabhängigkeit der span. und portug. Colonien anerkannt und der Entschluß der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesprochen, keine Einmischung europ. Mächte in die innern Angelegenheiten der südamerik. Staaten zu dulden. M. nahm die kräftigsten

Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und begünstigte den Handelsverkehr mit allen Völkern auf der Grundlage freier und vollkommener Gegenseitigkeit. Als er seine Würde niedergelegt hatte, verband er sich mit Jefferson und Madison, die neue Universität in Virginien zu gründen. Er führte den Vorsitz in der Urversammlung bei den Berathungen über das neue Grundgesetz dieses Staates und verwaltete an seinem Wohnorte das Amt eines Friedensrichters. Auch er starb, wie Adams und Jefferson, am Jahrestage der amerik. Unabhängigkeit zu Neuyork am 4. Jul. 1831. M. besaß einen kräftigen Geist, ein starkes Gemüth und einen lebendigen Thätigkeitstrieb. Als Präsident und als Bürger schlicht, Jedem zugänglich, im Denken sicher, im Handeln redlich, der demokratischen Partei ergeben, stand er in hoher Achtung bei seinen Mitbürgern, die sich auch dadurch bethätigte, daß ihm, als er nach der Niederlegung seiner Würde in bedrängten Umständen war, der Congreß freigebige Bewilligungen machte, um die Ansprüche zu befriedigen, die aus der Zeit seiner Verwaltung herrührten.

Mons oder Bergen, befestigte Hauptstadt der belg. Provinz Hennegau, liegt auf einer Anhöhe und am Flusse Trouille. Sie hat 21,000 Einw., ist der Sitz eines Gouverneurs und unter ihren öffentlichen Gebäuden zeichnen sich nächst einigen der sechs Pfarrkirchen das Schloß und das Rathhaus aus. Wichtig sind die Baumwollenspinnerei, die Baumwollenfabrikation und der Handel, besonders mit Getreide und Steinkohlen, auch ist daselbst eine Börse und ein Handelsgericht. In der Nähe sind bedeutende Steinkohlenbergwerke und ein Flintensteinbruch. Als Festung spielte die Stadt schon im großen niederländ. Kriege eine Rolle; durch den Beistand der Franzosen in die Hände Ludwig's von Nassau gekommen, ward sie 1572 von den Spaniern unter Friedrich von Toledo und Chiappone Vitellio belagert und eingenommen, die sich sowol gegen Coligny wie gegen den Prinzen von Oranien im Besitze derselben behaupteten. Später ward sie in den Kriegen Ludwig XIV. von Vauban am 8. Apr. 1691 erobert. Ein Gleiches geschah 1704 nach 25tägiger Belagerung durch den Prinzen von Oranien; endlich ward sie am 10. Jul. 1746 von den Franzosen unter dem Prinzen Conti dem niederländ. General, Prinzen von Hessen-Philippsthal, abgenommen.

Monsieur, mein Herr, war in Frankreich der Titel, welcher in der ältern bourbon. Linie, ohne allen Zusatz, dem ältesten oder einzigen Bruder des Königs zukam. Der letzte Monsieur war Karl X. vor seiner Thronbesteigung.

Monsigny (Pierre Alex.), ein beliebter Componist, den man als den Stifter der komischen Oper der Franzosen ansieht, war zu Fauquembery im Artois am 17. Oct. 1729 geboren. Sehr jung wurde er zu Paris in dem Rechnungsbureau der Geistlichkeit angestellt; allein plötzlich erwachte sein Talent für die Musik, als er einer Vorstellung der „Serva padrona" von Pergolesi beiwohnte. Er beschloß sich der Musik ausschließlich zu widmen und studirte die Composition unter Giannotti. Als ihn sein Lehrer entließ, überraschte er denselben beim Abschiede durch die Oper „Les aveux indiscrets", die er nach drei Jahren (1759) gänzlich umgearbeitet aufs Theater brachte. Durch den Beifall, welchen dieselbe fand, aufgemuntert, schrieb er im folgenden Jahre die Opern: „Le maître en droit" und „Le Cadi dupé" und durch die niedliche Oper „On ne s'avise jamais de tout" vollendete er 1761 die musikalische Revolution auf dem Théâtre de la foire, welches damals den Namen der ital. Oper annahm. Nach Grétry's Tode erhielt er dessen Stelle im Institut. Am 22. Sept. 1798, dem Neujahrstage der franz. Republik, ward er nebst Cherubini, Lesueur und Martini auf dem Marsfelde als ausgezeichneter Componist erst vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen und erhielt zugleich eine Pension auf Lebenszeit. Nach Piccini's Tode, 1800, wurde er dessen Nachfolger als Director am Conservatorium zu Paris. Er starb am 15. Jan. 1817. Nächst den erwähnten gehören zu seinen vorzüglichsten Opern: „Le roi et le fermier"; „Rose et Colas"; „Aline, reine de Golconde";

„L'isle sonnante"; „Le déserteur"; „Le faucon"; „Félix, ou l'enfant trouvé" und „La belle Arsène".

Monsoons, s. Moussons.

Monstranz oder Allerheiligstes heißt bei den Katholiken das in dem Tabernakel des großen Altars verschlossene, prachtvoll gearbeitete Gefäß von Gold, Silber oder anderm edeln Metall, wol auch mit Edelsteinen besetzt, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren, und jeder Katholik muß sie mit Kniebeugen verehren. (S. Messe.)

Monstrum ist überhaupt so viel als Misgeburt (s. d.). Monströsen Thieren legt man höchstens anatomischen oder physiologischen Werth bei; gewöhnlich sind sie ein Gegenstand des Ekels. Monströse Pflanzen (gefüllte Blumen) dagegen sind beliebte Seltenheiten, deren Erzeugung zu erzwingen die Blumisten alle Mühe anwenden.

Montague (Marie Wortley), Tochter des Herzogs Evelyn v. Kingston, geb. um 1690 zu Thoresby in Nottinghamshire, zeigte früh ungemeine Anlagen und nahm Theil an dem Unterrichte, den ihr Bruder in alten und neuen Sprachen erhielt. In ihrem 20. Jahre gab sie einen Beweis ihrer Kenntnisse durch die Übersetzung von Epiktet's „Enchiridion." Sie lebte sehr einsam ihren Studien, bis sie 1712 mit Edward Wortley Montague sich verheirathete, den sie 1716 auf seine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel begleitete. Nach ihrer Rückkehr erlangte sie viel Einfluß auf den Ton des Hofes und der Gesellschaft. Unter ihren Verehrern zeichneten sich aus Addison, Congreve und besonders Pope, der aber, wahrscheinlich aus gereizter Eitelkeit und wegen Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen, ihr bitterster Feind wurde. Ein bleibendes Verdienst erwarb sie sich durch die Verbreitung der bei den Türken gesehenen und an ihrem Sohne zuerst erprobten Einimpfung der Menschenblattern (s. Blattern), welche sie, trotz allem Widerstande des Vorurtheils, in England einzuführen wußte. Im J. 1739 entschloß sie sich, England zu verlassen, und obgleich manche ihr nachtheilige Gerüchte über ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl verbreitet wurden, so geschah doch dieser Schritt mit seiner Zustimmung, und ihr späterer Briefwechsel mit ihm verräth weder Empfindlichkeit noch das Gefühl erlittener Demüthigung. Sie hielt sich größtentheils in Italien auf, bis sie nach ihres Gemahls Tode, 1751, wieder nach England kam, wo sie 1762 starb. Ihre Gedichte sind höchst mittelmäßig, ausgezeichnet dagegen ihre während der Reisen von 1716—18 geschriebenen „Letters" (4 Bde., Lond. 1763—68), deren Glaubwürdigkeit, namentlich vom Ritter Tott, in dessen „Nachrichten über die Türken ꝛc." (Bd. 1.), in Zweifel gezogen wurde, die aber gehoben worden sind, seitdem M.'s Enkel, der Graf von Bute, ihre Werke unter dem Titel: „The letters and other works of the R. H. Lady Mary Wortley M." (6 Bde., Lond. 1803), nach den in Amsterdam niedergelegten Handschriften der Verfasserin erscheinen ließ. Ihr Sohn war der Sonderling Eduard Wortley M., geb. 1715 in Warncliffe-Lodge, bei Sheffield, seines Vaters Landgute. Als Liebling seiner Mutter, die ihm allen Willen ließ, ward er von Grund aus verdorben. Von der Westminsterschule entlief er dreimal: zuerst zu einem Schornsteinfeger, bei dem er auch die Essen kehrte; dann zu einem Fischer, mit dem er Fische durch die Straßen ausrief; endlich auf ein Schiff, das ihn als Schiffsjungen nach Spanien trug, wo er sich bei einem Maulthiertreiber verdingte. Nachdem der engl. Consul ihn in Cadix entdeckt und seinen Ältern zurückgesandt hatte, ward in Begleitung eines Hofmeisters auf Reisen gesandt und war nach seiner Rückkehr einige Jahre Mitglied des Parlaments. Aber die Unruhe trieb ihn fort, und er durchstreifte die Welt bis an seinen Tod. In Italien war er katholisch geworden, allein in der Türkei nahm er den Islam an und befolgte überall auf seinen Reisen die Gebräuche der Mohammedaner mit der pünktlichsten Ge-

wissenhaftigkeit. Er kleidete sich, saß, aß und trank auf oriental. Weise, trug einen langen Bart, ließ sich jederzeit beim Ausgehen, selbst am Tage, zwei brennende Fackeln vortragen, und durch einen kleinen Neger, der sein Diener und Pflegekind war, den Mantel nachtragen. Sein Lager war auf der Erde, seine Nahrung Reis, sein Getränk Wasser, sein Vergnügen Kaffee und Taback. Auch unterhielt er neben seiner gesetzmäßigen Frau noch einen Harem. Er war ein guter Gesellschafter und wußte auf eine eigene anziehende Weise heitere Laune, franz. Lebhaftigkeit und türk. Ernst in der Unterhaltung zu vereinen. Er starb 1776 auf dem Wege von Venedig nach England. Die Archäologie verdankt ihm einige schätzbare Bereicherungen. Außer verschiedenen, besonders den Orient betreffenden Abhandlungen hat man von ihm „Reflexions on the rise and the fall of the ancient republics" (Lond. 1759).

Montaigne (Michel Eyquem de), einer der geistreichsten franz. Schriftsteller, wurde am 28. Febr. 1533 auf dem Schlosse Montagne im Périgord geboren. Wie über sein ganzes Leben, so hat er auch über seine Erziehung die interessantesten Nachrichten mitgetheilt. Sein Vater hatte eigenthümliche und gesunde Ansichten. Von der Unzweckmäßigkeit der beim Unterrichte fremder Sprachen allgemein befolgten Methode überzeugt, übergab er seinen Sohn, bevor dieser noch angefangen hatte zu sprechen, einem deutschen Hofmeister, der, des Französischen unkundig, mit dem Kinde nur lateinisch sprach. M. erlernte auf diese Weise die lat. Sprache, wie er selber sagt, „ohne Kunst, ohne Buch, ohne Stock und ohne Thränen", und Muretus gestand, daß er den sechsjährigen Knaben anzureden fürchte. Auch das Griechische und Französische erlernte er mit derselben Leichtigkeit und auf ähnliche Weise. In seinem 10. Jahre kam er auf das Collegium zu Bordeaux, wo N. Grouchi, G. Buchanan und M. A. Muret seine Lehrer waren, und mit 13 Jahren hatte er seine Schulstudien beendigt. Sein Vater hatte ihn für ein richterliches Amt bestimmt, und M. arbeitete nun darauf hin. Nachmals verheirathete er sich mit Françoise de la Chassaigne, der Tochter eines Parlamentsraths zu Bordeaux, bekleidete eine Zeit lang ein ähnliches Amt, legte es aber aus Abneigung vor Geschäften bald nieder, indem er es vorzog, in würdiger Muße sich und seiner Ausbildung zu leben und den Menschen zu studiren. Er ging auf Reisen, besuchte Deutschland, die Schweiz, Italien, und wurde überall mit Auszeichnung aufgenommen. Nach Ablauf seiner Verwaltung (1582) ward er von seinen Mitbürgern in Angelegenheiten der Stadt an den Hof geschickt, und 1588 befand er sich noch unter den zu Blois versammelten Ständen, dann aber zog er sich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück, und als das Nachlassen der 1586 in Guienne ausgebrochenen Pest ihm die Rückkehr in sein Vaterland gestattete, ging er auf sein Schloß, welches in dem Bürgerkriege von den Liguisten geplündert worden war, während M. selbst von deren Gegnern verfolgt wurde. In der letzten Zeit seines Lebens litt er viel durch ein heftiges Stein- und Nierenübel, starb aber mit der Ruhe eines Weisen am 13. Sept. 1592. Die ersten zwei Bücher seiner „Essais" gab er schon 1580 zu Bordeaux heraus, die erste vollständige Originalausgabe aber erschien zu Paris 1595 in Fol. Von den unzähligen neueren Ausgaben sind die von Coste (5 Bde., Haag 1727, 12.), E. Johanneau (5 Bde., Par. 1818), und Victor Leclerc (Par. 1829) die besten; die beste deutsche Übersetzung besorgte Bode: „M.'s Gedanken und Meinungen" (6 Bde., Berl. 1793). Da M. in seinen „Essais" nichts geschildert hat als sich selbst, oder doch alle Dinge in Bezug auf sich selbst, so bilden sie eine Art psychologischer Mémoiren, und es gibt vielleicht keinen Schriftsteller, von dessen Gesammtcharakter die Nachwelt ein treueres Bild besäße als von M. Er war das erste Glied in der langen Kette von Denkern, welche die freie Prüfung dem Autoritätsglauben entgegengesetzt haben. Viele seiner Ideen über Erziehung, Gesetzgebung, Rechtsverwaltung u. s. w. sind erst in der neuern Zeit zur Ausführung gekommen. Seine politische und re-

ligiöse Indifferenz erklärt sich aus seiner Lage, und seine Geringschätzung der speculativen Philosophie aus den damaligen Zuständen. Mit gelehrter Bildung vertraut, reich an Welt- und Menschenkenntniß, genial unbefangen, las M. die Alten, den aus ihnen zusammengelesenen Stoff beurtheilte er verurtheilslos und mit eigenthümlicher Selbständigkeit; eine naive Eigenliebe, die thatsächlich, nie wörtlich eingestanden wird, ließ M. Alles auf sich beziehen, und so ergaben sich eine Reihe fruchtbarer Folgerungen und Belehrungen, in denen oft ein tiefer Sinn liegt; mit üppiger Laune werden die widersprechendsten Meinungen aufgestellt, besprochen und wieder verlassen; nichts wird geleugnet, Alles in Zweifel gestellt und dabei doch immer der praktische Gesichtspunkt festgehalten. Die natürliche, vertrauliche Sprache überrascht durch Reichthum, kernige Kraft und ansprechende Lebendigkeit. Der Styl scheint nachlässig, aber diese verführerische Nachlässigkeit ist nichts weniger als eine Folge gemeiner Hingebung des rhetorischen Ausdrucks an den Zufall; es ist die zarteste Grazie des Styls von strenger Selbstkritik begleitet. Die franz. Prosa verdankt ihm unendlich viel. Sonst ist seine Darstellung ungezwungen, er selber sagt „qu'elle ne va qu'à sauts et gambades." Man kann die „Essais" weniger ein Buch nennen als eine Unterhaltung eines geistreichen Mannes mit dem größeren Publicum. Wie leicht zu erwarten, hat ein Mann wie M., der von sich sagt: „je suis tantôt sage, tantôt libertin, tantôt vrai, tantôt menteur, chaste, impudique, puis prodigue, libéral et avare, et tout cela selon que je me vire", auch Gegner gefunden, unter denen Pascal und Malebranche die bedeutendsten waren. Wenn sie ihm Mangel an eigentlich religiösem Sinne und eine zum Epikureismus sich hinneigende Moral zum Vorwurf machen, so läßt sich dies nicht leugnen; da aber diese Richtungen, welche M. genommen, in den Verhältnissen seiner Zeit waren, so sind sie hierdurch größtentheils entschuldigt. Cardinal du Perron nannte die „Essais" das Brevier aller anständigen Leute, und seinem Urtheile werden auch kommende Jahrhunderte noch beistimmen.

Montalembert (Marce René, Marquis de), ein ausgezeichneter Ingenieur, geb. zu Angoulême am 15. Jul. 1714, trat mit seinem 18. Jahre in die Armee, machte den Feldzug von 1736 mit, zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus und erhielt dafür eine Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nach dem Frieden widmete er seine Muße den Wissenschaften und trat 1747 in die Akademie, deren „Mémoires" er mit vielen Aufsätzen bereicherte, die sich ebenso durch neue Ideen als durch einen reinen und zierlichen Styl auszeichnen. Während des siebenjährigen Kriegs war er von Frankreich bei den russ. und schwed. Heeren angestellt. Nachher wurde er nach Bretagne und der Insel Oleron geschickt, welche letztere er nach seinem System befestigte. (S. Festungsbau.) Als ein Anhänger der Revolution überließ er 1789 der Nationalversammlung die Pension, die ihm für den Verlust eines Auges war bewilligt worden. Der Aufwand, den er machte, erschöpfte endlich sein Vermögen, er mußte 1790 sein Gut in Angoumois verkaufen, erhielt Bezahlung in Assignaten und verlebte so den Rest seiner Tage in Dürftigkeit. Er bot mehre Male der Republik seine Arbeiten an; erschreckt jedoch durch die Fortschritte der Revolution ging er mit seiner Gattin nach England. Gleich darauf verließ er dieselbe, kam in dem stürmischsten Zeitpunkte nach Paris zurück und wurde verhaftet. Nachdem er seine Freiheit wiedererlangt hatte, ließ er seine Scheidung aussprechen und verheirathete sich wieder. Sowol der Convent im J. 1795, wie der Rath der Fünfhundert im J. 1796 erwähnten seiner Schriften auf eine ehrenvolle Weise, auch bewilligte ihm der Convent eine Unterstützung. M. starb am 26. März 1800. Sein Hauptwerk ist „La fortification perpendiculaire ou l'art défensif supérieur à l'offensif" (1776 fg.; neue Ausg., 11 Bde., Par. 1796), deutsch bearbeitet von Hoyer unter dem Titel „Die Vertheidigung stärker als der Angriff" (4 Bde., Berl. 1819).

Dasselbe verwickelte ihn in einen lebhaften Streit mit dem Ingenieurcorps, in dessen Namen d'Arcon mehre Schriften gegen M. schrieb, die aber von Diesem Wort für Wort widerlegt wurden. Außerdem ist seine „Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'à 1791" zu erwähnen. Auch hat er mehre kleine Komödien, wie „La statue", „La Bergère de qualité", „La Bohémienne" u. s. w., Erzählungen und Chansons hinterlassen.

Montanus, Bischof zu Pepuza in Phrygien, um die Mitte des 2. Jahrh., ein eben nicht gelehrter Mann, gab sich für den von Jesu verheißenen Parakleten (Tröster) aus, welcher das vollkommene Mannesalter des Christenthums oder die Reife der christlichen Tugend herbeiführen werde. In der Lehre wich er nur durch die Behauptung, daß alle wahre Christen Eingebungen des heiligen Geistes empfingen und Erscheinungen hätten, von der herrschenden Meinung ab; die chiliastischen Hoffnungen und die Neigung zum steifen Buchstabenglauben hatte er mit den judaisirenden Christen gemein, und auch die moralische Eigenthümlichkeit der nach diesen Grundsätzen von ihm gestifteten Sekte beschränkte sich auf größere Strenge in der äußerlichen Zucht, die sie in häufigen Fasten, in der Verachtung heidnischer Gelehrsamkeit und weltlicher Vergnügungen, in der Enthaltung von jeder zweiten Heirath und in der Willigkeit zum ehelosen Leben und zum Märtyrertode suchte. Seine Anhänger, die Montanisten, nannten im Dünkel ihrer höhern sittlichen Vollkommenheiten sich selbst Pneumatici, d. h. Geistiggesinnte; sonst hießen sie auch Pepuzianer oder Phrygier, weil Phrygien und überhaupt Kleinasien der Schauplatz ihrer schnellen Ausbreitung war. Tertullian, selbst Montanist, hat ihre mönchische Strenge vertheidigt; die mehr zur Gnosis geneigte alexandrinische Schule dagegen bestritt ihre Schwärmereien. Seit der Mitte des 4. Jahrh. werden sie nicht mehr erwähnt und scheinen sich nur in Gallien durch phrygische Colonisten noch einige Zeit erhalten zu haben.

Montbeillard oder Mömpelgard, eine der gewerbthätigsten kleinern Städte Frankreichs, an der Alaine im Departement Doubs, früher der Hauptort einer dem Hause Würtemberg gehörigen Grafschaft, ist gegenwärtig befestigt, hat 5000 Einw., die sich meist zur reformirten Kirche bekennen, ein Schloß auf einem hohen Felsen, das jetzt als Gefängniß benutzt wird, ein Gymnasium und eine Bibliothek mit vielen seltenen Handschriften. Sehr lebhaft wird in M. die Uhrenfabrikation betrieben, auch ist die Stadt eine wahre Pflanzschule von Erziehern und Erzieherinnen. In und bei M. werden häufig röm. Alterthümer aufgefunden.

Montblanc, der höchste europ. Berg (nach Saussure 14,676 F. über der Fläche des mittelländ. Meeres), dem der Monterosa am nächsten steht, gehört zu den grajischen Alpen, einer Kette der penninischen, und liegt mit seinen drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln in Savoyen zwischen den Thälern Chamouny und Entreves. Sein höchster mit einem festen Schneelager bedeckter Gipfel, wo man den Anblick von 350 Gletschern hat, ist ein schmaler Rücken, 150 F. lang und 50 F. breit, nach N. steil abgeschnitten, nach S. aber weniger, und wird in Savoyen Dos de Dromedare genannt. Seit 1760, wo Saussure einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg auf den Montblanc zu finden, ist er 18 Mal, und zwar acht Mal von Engländern bestiegen worden. Als der erste Besteiger desselben (8. Aug. 1786) wird der Doctor Pacard aus Chamouny angenommen, doch hatte schon vorher (im Jun. 1786) dessen Führer, Jacq. Balmat, den rechten Pfad gefunden und den höchsten Punkt erstiegen. Saussure selbst erstieg ihn, ebenfalls von Balmat geführt, am 3. Aug. 1787. In neuern Zeiten ward er am 19. Jun. 1819 von Howard und von Rousselaer aus Neuyork, am 26. Aug. 1825 von den Engländern Edm. Clark und Sherwill, am 24. Jul. 1827 von den Engländern Fellowes und Herwes, und am 18. Jul. 1834 von Chenal und Viallet aus Savoyen erstiegen. Gegenwärtig legt man die Reise auf

den Montblanc mit Gemächlichkeit binnen 50—60 Stunden zurück. Vgl. Sherwill, „A visit to the summit of Montblanc" (Lond. 1825), und „Taschenbuch für Reisende nach Chamouny und dem Montblanc" (Aarau 1828).

Montebello (Herzog von), s. Lannes (Jean).

Monte Casino, s. Casino.

Montecucŭli (Raimund v.), einer der ausgezeichnetsten Feldherren aller Zeiten, geb. im Modenesischen 1608, begann seine militairische Laufbahn als gemeiner Soldat der kais. Artillerie, welche damals sein Oheim, Ernst M., befehligte. Seine erste glänzende Waffenthat verrichtete er 1637, indem er an der Spitze von 2000 M. Cavalerie durch einen Eilmarsch 10,000 Schweden überfiel und ihnen alles Gepäck und Geschütz abnahm. Da aber Banèr, als er die Kunde hiervon erhielt, schnell herbeieilte und ihn ungestüm angriff, mußte er sich ergeben. Die Muße seiner zweijährigen Gefangenschaft benutzte M., durch beharrliches Studium seine militairischen Kenntnisse zu bereichern. Kaum hatte er seine Freiheit wiedererlangt, als er sich 1646 durch die Niederlage des Generals Wrangel bei Triebel in Schlesien rächte. Nach dem westfäl. Frieden ging M. nach Schweden und von da nach Modena, wo er der Vermählung des Herzogs beiwohnte und das Unglück hatte, in einem Carroussel seinen Freund, den Grafen Manzani zu tödten. Im J. 1657 zum Generaladjutanten ernannt, sandte ihn der Kaiser dem König Johann Kasimir von Polen gegen Rakoczy und die Schweden zu Hülfe. M. schlug die Siebenbürgen und entriß den Schweden Krakau. Als die Schweden darauf Dänemark angriffen, entriß er ihnen mehre Plätze und befreite Kopenhagen von der Landseite, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeigeführt hatten. Der Friede, der auf seine Siege folgte, ließ M. nicht lange müßig. Der Besieger Rakoczy's wurde dessen Beschützer gegen die Türken. Er zwang sie, Siebenbürgen zu verlassen und vereitelte durch eine weise Langsamkeit alle Unternehmungen eines furchtbaren Heeres bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St.-Gotthard am 10. Aug. 1664 erfechten halfen. Dieser Sieg führte zum Frieden, und M. wurde nun Präsident des kais. Kriegsraths. Als der Krieg zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche wieder ausgebrochen war, trat M. 1673 an die Spitze der kais. Truppen und hemmte durch die Einnahme von Bonn und die Vereinigung seines Heeres mit dem des Prinzen von Oranien, trotz Turenne und Condé, Ludwig XIV. Fortschritte. Zwar wurde ihm im folgenden Jahre der Oberbefehl genommen, doch schon 1675 erhielt er ihn wieder, um am Rheine Turenne die Spitze zu bieten. Beide, gleich groß als Feldherren, thaten vier Monate lang nichts, als einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über Das, was sein Gegner thun werde, nach Dem, was er an seiner Stelle thun würde: und sie täuschten sich nie. Im Begriff, eine Schlacht zu wagen, tödtete eine Kanonenkugel den franz. Feldherrn, und M. konnte nicht umhin, in dem Schreiben an den Kaiser, worin er den Tod seines großen Nebenbuhlers berichtete, den Verlust desselben zu beklagen. Nur der Prinz Condé konnte M. die Überlegenheit streitig machen, die ihm der Tod Turenne's gab. Zwar erlitt dieser am Rhein anfangs einige Verluste, allein bald hielt er den kais. Feldherrn, auf, welcher diesen letzten Feldzug als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden. M. verlebte den Rest seiner Tage am kais. Hofe im Umgange mit Gelehrten, beschützte die Wissenschaften und trug namentlich für Stiftung der Akademie für die Naturforschung bei. Er starb zu Linz am 16. Oct. 1680 in Folge einer Verwundung durch einen herabstürzenden Balken. M. verstand nicht nur Krieg zu führen, sondern auch gut darüber zu schreiben. Seine Mittheilungen über die Kriegskunst, über den Türkenkrieg und den Krieg von 1664 sind gelehrt und gründlich, kurz und deutlich. Sie wurden zuerst von Huyssen (Köln 1704), dann franz. (Par. 1712 und öfter, mit einem Commentar von Turpin de Crissé, 3 Bde., Par.

1769, 4.), und endlich im ital. Original von Ugo Foscolo (2 Bde., Mail. 1807, Fol.), und Grassi (2 Bde., Tur. 1821) herausgegeben. Auch hat man von M. Sonette. M.'s Umsicht bezeichnet das Anagramm seines Namens: Centum oculi.

Montefiascōne, eine Stadt in der päpstlichen Delegation Viterbo, am See Bolsano, auf einem Berge, der Sitz eines Bischofs, mit 3000 Einw., hat ausgezeichneten Weinbau. Bekannt ist besonders der hier erbaute angenehme Muscatellerwein, welchen den Namen Est, est, est führt, den er folgender Anekdote verdankt. Ein Edelmann ließ seinen Bedienten vorausreisen und an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fand, das Wort Est anschreiben. Um die Güte des Weins in M. besonders bemerklich zu machen, schrieb dieser an das dasige Thor: Est, est, est. Sein Herr blieb daselbst, trank sich zu Tode und erhielt nun durch seinen Diener die Grabschrift: Est, est, est, propter nimium est dominus meus mortuus est.

Montemayor (Jorge de), ein berühmter Dichter, geb. um 1520 in dem Städtchen Monte-Mayor oder Montemor in Portugal, wovon er den Namen annahm, verdankte dem Studium nichts, wurde aber dafür durch sein Talent entschädigt. Er verstand vollkommen mehre lebende Sprachen und übersetzte aus ihnen mit ebenso viel Leichtigkeit als Vollkommenheit. In seiner Jugend betrat er die militairische Laufbahn, obgleich seine Neigung ihn zur Musik und Poesie hinzog. Darauf begab er sich nach Castilien, ließ sich, von andern Erwerbsmitteln entblößt, als Sänger in die kön. Kapelle aufnehmen und begleitete Philipp II. auf seinen Reisen in Deutschland, Italien und den Niederlanden. Nach seiner Rückkehr scheint er in Leon gelebt zu haben. Später wurde er von der Königin Katharina, der Schwester Karl V., an ihren Hof berufen und starb um 1562. In Leon soll er seine berühmte „Diana" (erste Ausg. 1562; neueste Ausg., Madr. 1795 und 1802) gedichtet haben, durch welche er Erfinder des span. Schäferromans wurde. Er ließ sie unvollendet; sie wurde am besten von Gil Polo (s.d.) fortgesetzt und von Cervantes das schönste Muster ihrer Gattung genannt. Außerdem besitzen wir von ihm noch eine Gedichtsammlung „Cancionero" (Saragossa 1561, 12. und öfter) und die Werke des Troubadours Ausias March.

Montenegriner heißen die Bewohner des Gebirgsdistricts Montenegro, d. h. schwarzer Berg, im Sandschak Iskanderie des türk. Ejalets Rumeli. Ihr ringsum von hohen Bergen geschütztes Ländchen umfaßt 25 □M. mit 38,500 Einw. und ist in die Districte Katunska, Liepanska, Piewika, Rieka und Karnika getheilt. Die Montenegriner sind, wie die Sulioten, ein Stamm der Albanesen oder Arnauten. Von der Pforte nie bezwungen, haben sie sich seit 1795 von der türk. Herrschaft ganz freigemacht und genießen, wenn auch als Freistaat nicht anerkannt, die besondere Gunst Rußlands. Sie sind ein sehr rohes, räuberisches Volk, sprechen illyrisch, slawonisch, bekennen sich zur griech. Kirche und treiben nicht unbedeutenden Handel mit Vieh und Holz nach Cattaro. Die höchste Gewalt üben der Sveti Wladika (heiliger Statthalter), der Bischof von Montenegro, der aus den Mönchen des Klosters des h. Basil in Czettin oder Cettigne gewählt wird und daselbst seinen Sitz hat, und ein weltlicher Wladika, den der Bischof und die Volksvertreter erwählen und dessen Ansehen sehr unbedeutend ist. Ein Aufstand der Montenegriner, den der Abenteurer Steffano Piccolo 1767 veranlaßte, der sich für den russ. Kaiser Peter III. ausgab, wurde nur nach vielem Blutvergießen gedämpft. Große Verdienste, namentlich um die kräftige Erhebung des Volkes, hatte der Bischof Peter Petrovich, der 1770 erwählt wurde und 1830 starb.

Monterōsa, bei den Alten Mons Sylvius, nächst dem Montblanc die höchste unter den Alpen der Schweiz, ist ein Gebirgsstock, der die Spitze des rechten Winkels bildet, in welchem das östl. Ende der penninischen Alpenkette an die

hier nordwärts bis zum St.-Gotthard hinlaufende lepontische Alpenkette stößt. Er trennt Wallis von Italien und das Novaresische von Piemont. Von ihm laufen aus das Matterthal, das wilde Thal der Anza, das Thal der Sesia und das Lysthal. Von den Borromäischen Inseln im Lago maggiore gelangt man in neun Stunden nach Macugnaga, am Fuße der Gletscher des Monterosa. Der südl. Theil desselben, im N. des Gressonaythales, bildet einen breiten eisigen Felsenkamm, der in seiner Mitte, dem Lyskamm, am höchsten ist. Eine Menge Felsenkanten und Schluchten fallen von ihm südwärts und vereinigen sich im Lysgletscher, aus dem der Lysbach entspringt, der das Thal von Gressonay bewässert. Der westl. Kamm ist der kleine Montcervin. Den eisigen Felsenkamm des nördl. Monterosa bilden neun Spitzen, von denen fünf trigonometrisch gemessen sind. Die niedrigste Spitze ist die Vincentpyramide, genannt nach Vincent, der sie 1819 zuerst bestieg; die Parrotsspitze erhielt ihren Namen nach dem Naturforscher Parrot, der 1817 einen Theil des Monterosa bereiste; die Signalkuppe befindet sich im Mittelpunkte des Gebirges, und die Zumsteinsspitze, 13,952 F. hoch, wurde nach Jos. Zumstein so genannt, der 1819—22 fünf Reisen nach den Spitzen des Monterosa unternahm und zuerst den höchsten Gipfel desselben, welcher zu ersteigen ist, erreichte. Die höchste, unersteigliche Spitze ist ein jäher Fels mit zwei kleinen Hörnern, 270 F. höher als die Zumsteinsspitze und 14,222 F. über dem Meere. Der Gebirgsstock scheint, vorzüglich in seiner obern Hälfte, aus Glimmerschiefer zu bestehen, der hin und wieder mit Gneis abwechselt; er enthält Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenminen. Die letzte Erzhütte liegt 10,086 F. hoch auf dem ewigen Schnee. Granit findet man in größern Massen nur am Fuße des Berges. Winter- und Sommerroggen reift hier noch bei einer Höhe von 5500—6000 F.; der Weinstock im Sesiathale bis zu einer Höhe von 3090 F. Zwischen der Nord- und der Südseite findet sich ein Unterschied der verschiedenen Vegetationsgrenzen von beinahe 1000 F. Die Schneegrenze auf der Südseite ist 9500 F., die Grenze des Hochwaldes 7000 F. Auf der Süd- und Ostseite, selbst auf der Nordseite wohnen Oberwalliser deutschen Stammes; die Westseite aber ist unbewohnt. Vgl. Welden: „Der Monterosa; eine topographische und naturhistorische Skizze, nebst einem Anhange der von Zumstein gemachten Reisen zur Ersteigung seiner Gipfel" (Wien 1824), mit einer von Bonati in Mailand 1823 in Aquatintamanier gestochenen topographischen Karte und mehren Steinabdrücken.

Monte Santo, s. Athos.

Montespan (Françoise Athenais, Marquise de), geb. 1641 aus der Familie Rochechouart, eine der Geliebten Ludwig XIV., anfangs bekannt unter dem Namen Madame de Tonnay-Charante, nach einer Besitzung ihrer Familie, war weniger durch ihre Schönheit als durch ihre angenehme, heitere und natürliche Gemüthsart ausgezeichnet. Nachdem sie an den Marquis de Montespan verheirathet worden war, nahm sie die Herzogin de la Vallière in ihre Gesellschaft auf. Hier lernte sie Ludwig XIV. kennen, dessen Neigung für sich zu erregen sie eifrigst bemüht war. Obschon dieser spöttisch zur Madame de la Vallière sagte: „Sie möchte gern, daß ich sie liebte; aber ich werde es nicht thun", so wurde er doch nur zu bald von ihren Reizen gefesselt. Bald hatte M. die la Vallière aus der Gunst des Königs verdrängt, den sie nun ganz gebieterisch beherrschte. Doch sie liebte den König nur nach Launen, mehr als ihn das Geld; allmälig entfernten ihn ihre Herrschsucht und ihr Eigensinn von ihr, bis sie durch die Herzogin de Fontanges und durch die Marquise de Maintenon ganz verdrängt wurde. Auf Befehl Ludwig XIV. mußte sie 1680 den Hof verlassen und starb zu Bourbonne, wo sie die Bäder gebrauchen wollte, 1707. In den letzten Jahren ihres Lebens ertrug sie den Verlust der Gunst des Königs mit großer Standhaftigkeit, empfand Reue und ward selbst demüthig. Auf Verlangen ihres Beichtvaters versuchte sie eine Versöhnung mit ihrem Gemahl; doch dieser wollte durchaus nichts von ihr wissen;

deſſenungeachtet trauerte ſie um ſeinen Tod wie eine Witwe. Nach und nach widmete ſie ſich ganz der Sorge für die Armen; führte eine ſehr einfache Tafel ein und faſtete und betete immer eifriger. Dabei konnte ſie jedoch das Äußere einer Königin nicht verleugnen. Sie hatte in ihrem Zimmer einen einzigen Armſtuhl, wo ſie die Huldigungen der Großen, der Prinzen und Prinzeſſinnen empfing, ohne ihnen das Geleite zu geben. Reize, die ihr eigen waren, erhöht durch feine Höflichkeit und treffende Spiele des Witzes, milderten, was ihr Hochmuth Hartes haben konnte. Sie erhielt ihre Schönheit und Geſundheit bis zu den letzten Tagen; indeß glaubte ſie immer, ſie ſei krank. Sie hatte von ihrem Gemahl einen Sohn, der unter dem Namen Herzog von Antin bekannt iſt, und deſſen Nachkommenſchaft 1757 in ſeinem Enkel endigte. Vgl. „Mémoires de Mad. la Marq. de M." (2 Bde., Par. 1829).

Montesquieu (Charl. de Sécondat, Baron de la Brède et de), einer der berühmteſten philoſophiſch-politiſchen Schriftſteller der Franzoſen, ſtammte aus einer vornehmen Familie in Guienne und war am 18. Jan. 1689 auf dem Schloſſe ſeines Vaters Brède bei Bordeaux geboren. Sehr früh entwickelten ſich durch ſorgfältige Erziehung ſeine ausgezeichneten Geiſtesgaben. Er wurde 1714 Rath beim Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre ſpäter Präſident deſſelben. Sein erſtes Werk waren die berühmten „Lettres persanes" (1721; deutſch von Michaelis, Landshut 1803). Mit launigem Spotte beurtheilt darin ein Naturmenſch, unter der Maske eines Perſers, das damalige politiſche, geſellſchaftliche und literariſche Leben der Franzoſen. Ein geiſtreicheres Gemälde der franz. Sitten mit ihren Lächerlichkeiten und Thorheiten war noch nicht dageweſen; überdies vermehrte die ſinnreiche Einkleidung den Reiz des Buches, das auch durch Sprache und Darſtellung ausgezeichnet war. Obgleich er die franz Akademie in den „Lettres" keineswegs geſchont hatte, ſo ward er doch 1728 zum Mitglied derſelben erwählt, und würde noch früher aufgenommen worden ſein, wenn nicht der Cardinal Fleury wegen der Spöttereien über die chriſtliche Religion in den „Lettres persanes" gegen ihn eingenommen geweſen wäre. Um die Geſetzgebung und das Verfaſſungsweſen fremder Nationen, die er in ſeinem „Esprit des lois" darzuſtellen beabſichtigte, genauer kennen zu lernen, legte er 1726 ſeine Stelle nieder und begann einige Jahre ſpäter eine Reiſe durch Deutſchland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England. In letzterem Lande verweilte er zwei Jahre und ward in London in die kön. Societät der Wiſſenſchaften aufgenommen. Nach ſeiner Rückkehr auf ſein Schloß Brède ließ er die „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains" (1734; deutſch Altenb. 1786) erſcheinen, die vielleicht M.'s vollendetſtes Werk ſind und nicht mit Unrecht eine röm. Geſchichte für Philoſophen und Staatsmänner genannt werden. Ein Meiſterſtück waren die „Dialogues de Sylla et de Lysimaque" (1748), die er pſeudonym als Charles d'Outrepont herausgab. Nie hat ein Pſycholog, den Tacitus ausgenommen, ſo die Seele eines Despoten erforſchend zergliedert und ihre leiſeſten Regungen erlauſcht, als es in dieſen Dialogen geſchehen iſt. Nach langen Vorbereitungen erſchien endlich M.'s Hauptwerk, „Esprit des lois" (2 Bde., Genf 1749, 4.; deutſch von Hauswald, 3 Bde., Görl. 1804). Es war das erſte Werk, welches die Entwickelung geſetzlicher Einrichtungen und ihr Naturverhältniß zu örtlichen und geſellſchaftlichen Bedingungen in den verſchiedenen Ländern in einem großartigen Überblicke darzuſtellen verſuchte. Begeiſtert für Wahrheit und Recht, wenn auch Beides oft einſeitig auffaſſend, erhob M. durch dieſes Werk die Staatswiſſenſchaft zur Lieblingsbeſchäftigung des gebildeten Publicums und hat dieſe allerdings ſehr gefördert. Indem er aber in den weſentlichſten Dingen ſich nicht über ſein Jahrhundert erhob, die Bedeutſamkeit des religiöſen Moments im Leben der Menſchen, weil er Religion und Moral von Boden und Klima abhängig macht, verkannte, und beſonders das Chriſtenthum gering

schätzte, indem er ferner dem Rechts- und Pflichtgefühl in der Staatsmaschine eine untergeordnete Stellung anwies, und es bei vollkommenen Institutionen, welche zu ersinnen Sache des Verstandes ist, für fast entbehrlich hielt, indem er endlich die absolute Rechtsidee für den schlechthin verwerflichen Satz, daß des Volkes Wohl das höchste Gesetz, aufgab, ist sein System ein Gebäude geworden, das, auf einem schiefen Fundamente stehend, in allen seinen Theilen verschoben ist. Abgesehen aber von diesem Hauptfehler ist es in den Einzelnheiten nicht hoch genug zu schätzen. Einen geistreichen „Commentaire sur l'Esprit des lois" lieferte Destutt de Tracy (Par. 1819). Von M.'s übrigen Werken sind seine „Lettres familiaires" zu nennen; der „Temple de Gnide", eine Art Gedicht in Prosa, ist ein der Frivolität der damaligen Zeit dargebrachtes Opfer und seines Verfassers unwürdig. M. starb zu Paris am 10. Febr. 1755. Er war äußerst liebenswürdig; seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit blieben sich stets gleich. Wie sehr man auch seine Unterhaltung von allen Seiten suchte, so verbrachte er doch die meiste Zeit seines Lebens auf seinen Gütern; auch legte er nie den gasconischen Dialekt ganz ab. Obgleich er von Natur ökonomisch war, so verstand er doch auch großmüthig zu sein. Die Wohlthat, die er zu Marseille einem jungen Schiffer erzeigte, dessen in Sklaverei gefallenen Vater er auslöste, gab zu dem Schauspiele: „Le bienfait anonyme" Veranlassung und Stoff. Die Ausgaben der sämmtlichen Werke M.'s sind überaus zahlreich; als die besten sind zu erwähnen die londoner (3 Bde., 1759, 4.); die baseler (8 Bde., 1800), und unter den neuern die von Auger besorgte (8 Bde., Par. 1819) und die von Destutt de Tracy und Villemain (8 Bde., Par. 1827). Auch gibt es eine schöne Ausgabe in Einem Bande.

Montesquiou-Fézensac (Franç. Xav. Marc Antoine, Herzog von), franz. Staatsminister, geb. 1757, trat in den geistlichen Stand und war Abbé, als ihn die pariser Geistlichkeit 1789 zu ihrem Deputirten bei den Generalstaaten erwählte. Gemäßigt in seinen Grundsätzen, erklärte er im Namen des geistlichen Standes den Zutritt desselben zu der allgemeinen Nationalversammlung, deren Präsident er 1790 war. Er stimmte mit der antirevolutionnairen Partei und blieb in Verbindung mit dem Hofe. Als aber 1792 die Tuilerien angegriffen wurden, flüchtete er nach England. Das Revolutionstribunal verurtheilte ihn zum Tode; nachdem die Schreckenszeit vorüber war, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er nun den Agenten der Bourbons machte. Nach Napoleon's Sturze wurde er Mitglied der provisorischen Regierung und sodann von Ludwig XVIII. zum Minister des Innern ernannt. Bei Napoleon's Landung flüchtete er sich nach England und trat bei seiner Rückkehr von dort in den Privatstand. Er wurde 1816 Mitglied der Akademie und starb am 6. Febr. 1832. — Sein älterer Bruder, **Graf von M.**, franz. Generallieutenant, gest. 7. Febr. 1833, hinterließ als einzigen Sohn den jetzigen **Herzog von M.**, Generallieutenant und Pair von Frankreich. — Die **Gräfin von M.**, erste Erzieherin des jungen Napoleon und sehr geschätzt vom Kaiser, bekannt durch den Versuch im J. 1815, Napoleon's Gemahlin und Sohn aus Östreich nach Frankreich zurückzuführen, starb zu Paris am 30. Mai 1835.

Monteverde (Claudio), ital. Operncomponist, geb. zu Cremona um 1570, erlernte den Contrapunkt bei dem Kapellmeister Ingegneri zu Mantua. Er schrieb schulgerechte Kirchenstücke und geschätzte Madrigale, am meisten aber glänzte er als Operncomponist. Indem er sich mancher damals hart verpönter Freiheiten bediente, mußte er deshalb Anfeindungen erfahren, gab aber zugleich durch die Wirksamkeit seiner übrigens nicht hoch sich versteigenden Opern zu Forschungen und Versuchen Veranlassung, wodurch er seine Zeit förderte. Er wurde 1613 Kapellmeister an der St.-Markuskirche zu Venedig, 1620 Mitglied der Akademie zu Bologna und starb um 1650.

Montevideo, die Hauptstadt des gleichnamigen Departements und des südamerikan. Freistaats Uruguay (s. d.), an der Mündung des la Plata, hat den wichtigsten Hafen am östl. Ufer dieses Flusses. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut und hat etwa 12,000 Einw., welche mit Häuten, gesalzenem Fleisch und andern Landesproducten lebhaften Handel treiben.

Montezūma, der letzte Kaiser von Mexico, ehe dieses Reich von den Spaniern unterjocht wurde, folgte 1502 seinem Vater in der Herrschaft. Er war prachtliebend, religiös und in seinem Handeln sehr energisch. Als Cortez 1519 gelandet und mit seinem kleinen Heere bis in die Stadt Mexico eingedrungen, empfing ihn M., geblendet durch das Ungewöhnliche der Erscheinung dieser Fremdlinge, als seinen Gebieter. Als er jedoch nach und nach die menschliche Natur der Ankömmlinge erkannte, sann er auf deren Vernichtung, während er sie zugleich durch Freundschaftsbezeigungen sicher zu machen suchte. Um sich von der Sterblichkeit der Spanier zu überzeugen, ließ er eine Abtheilung derselben in Vera Cruz angreifen. Kaum hatte dies Cortez erfahren, so eilte er mit 50 seiner Soldaten zum Kaiser, bewog ihn durch Schmeicheleien und Drohungen, sich in seinen Palast zu begeben, ließ ihm Fesseln anlegen und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Karl V. anzuerkennen. Zum Zeichen seiner Unterwerfung zahlte M. einen Tribut von 600,000 Mark reinen Goldes. Die Mexicaner, darüber empört, einen Sklaven der Fremdlinge zum Herrscher zu haben, griffen zu den Waffen, und als M. durch seine Gegenwart den Aufruhr stillen wollte, ward er durch einen Steinwurf verwundet. Von den Spaniern in Schutz genommen, wurde er verbunden; doch untröstlich über die von seinen Unterthanen erlittene Beschimpfung riß er immer von Neuem den Verband ab und starb bald darauf, 1520. Er hinterließ zwei Söhne und drei Töchter, welche die christliche Religion annahmen. Der älteste Sohn erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von Montezuma. Ein Abkömmling desselben lebte seit 1821 in Paris und schiffte sich 1826 nach Mexico ein, um daselbst seine Angelegenheiten zu ordnen.

Montfaucon (Bernard de), Alterthumsforscher, geb. 16. Jan. 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc, widmete sich in seiner Jugend den Waffen, ließ sich aber nach dem Tode seiner Ältern, 1675, in die Congregation der Benedictiner von Saint-Maur aufnehmen. Mit gleichem Eifer umfaßte er die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebende Sprachen. Um die Alterthümer Italiens zu sehen und die ihm zu seinen Arbeiten nöthigen alten Handschriften zu untersuchen, unternahm er 1698 eine Reise dahin und wurde in Rom, wo er am längsten verweilte, vom Papst Innocenz XII. und den vornehmsten Prälaten mit großer Auszeichnung aufgenommen. Im J. 1701 nach Paris zurückgekehrt, widmete er sich nun bis an seinen Tod gelehrten Arbeiten, und es mag wol wenige Gelehrte geben, die ihm an Fleiß und Fruchtbarkeit an die Seite zu stellen sind; doch schrieb er zu viel, um seinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben. Das bleibendste Verdienst hat er als gelehrter Sammler. Er starb in der Abtei St.-Germain des Prés zu Paris am 19. Dec. 1741. Als seine Hauptwerke erwähnen wir das bis jetzt unübertroffene Meisterwerk „Palaeographia graeca" (Par. 1708, Fol., mit Kpf.); „L'antiquité expliquée et représentée en figures" nebst Supplementen (franz. und lat., 15 Bde., Par. 1719—24, Fol., mit Kpf.; deutsch im Auszuge von Schatz mit Anmerkungen von Semler, 2 Bde., Nürnb. 1757, Fol.; umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807, Fol.), wenn auch Spuren der Flüchtigkeit an sich tragend, doch eine unentbehrliche Materialiensammlung für den Alterthumsforscher; „Les monumens de la monarchie franç." (franz. und lat., 5 Bde., Par. 1729—33, Fol., mit Kpf.), eine höchst interessante Sammlung; „Diarium italicum" (Par. 1702, 4., mit Kpf.), enthaltend Beschreibungen alter Denkmäler und Nachrichten von vielen noch unbekannten griech. und

lat. Handschriften: ferner „Collectio nova patrum et scriptorum graec." (2 Bde., Par. 1706, Fol.); „Bibliotheca Coisliniana, olim Segueriana" (Par. 1715, Fol.) und „Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova" (2 Bde., Par. 1739, Fol.).

Montferrat, ein ehemals selbständiges Herzogthum, begrenzt von Piemont, Mailand und Genua, jetzt ein integrirender Theil des Königreichs Sardinien, bildet Theile der Provinzen Acqui und Casale im Fürstenthum Piemont, und hat auf ungefähr 50 □M. 175,000 Einw. In der Nähe der ehemaligen Hauptstadt Casale, wo 1640 die Franzosen die Spanier besiegten, liegt das alte Schloß Cuccaro, wo neuern Forschungen zufolge Christoph Colombo geboren wurde. M. war in frühern Zeiten ein Theil des röm., dann des longobard. und später des fränk. Reichs, und hatte bis zu Anfange des 14. Jahrh. eigne Markgrafen. Dann kam es durch Erbschaft an einen Seitenzweig des byzantin. Kaiserhauses und 1536 an Mantua. Erst nach der Ächtung Karl IV., Herzogs von Mantua, 1703, machte Savoyen seine Ansprüche auf M. geltend, die von Kaiser Leopold I. anerkannt wurden. Seitdem theilte das Herzogthum die Schicksale Savoyens.

Montgelas (Maximil. Jos., Graf v.), einer der bedeutendsten Staatsmänner Deutschlands, geb. zu München 1759, stammte aus einer savoyischen Familie, genannt Garnerin, Herren von Thuiller, Freiherren von Monte gelasio, die aber in Baiern eingebürgert war. Er studirte in Strasburg, wurde 1777 Hofrath in München, 1779 kurf. Kämmerer und Büchercensurrath und 1785 Hofcavalier des Herzogs Karl II. von Zweibrücken. Später trat er in die Dienste des Herzogs Maximilian Joseph, und als dieser 1799 Kurfürst von Pfalzbaiern wurde, bekam M. das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Von dieser Zeit an der Rathgeber seines Regenten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats, ward M. 1802 Commissair bei den Malteserordensverhandlungen mit Rußland, und im nämlichen Jahre zu dem pfalzneuburgischen Landtage beordert; 1803 mit der concentrirten Finanzverwaltung der kurf. Staaten beauftragt; 1806 zum Minister des Innern, dann zum Bevollmächtigten bei Schließung des Vertrags zwischen Baiern und Italien in Bezug auf Festsetzung der Militairlinien in dem ital. Tirol, als Grenze des Königreichs Italien; 1807 zum Commissair bei verabredeter Aufhebung des in den bair. und östr. Staaten auf das Vermögen der Privaten und bestehenden Stiftungen gelegten Sequesters; 1808 zum Bevollmächtigten bei der mit Östreich zu schließenden Übereinkunft über die freie Benutzung der Familien- oder Localstiftungen, 1809 zum Minister der Finanzen ernannt und 1810 in den Grafenstand erhoben. Da er für die Einführung einer Constitution wenig geneigt war, erhielt er 1817 mit einer Pension von 30,000 Gulden seine Entlassung und unternahm hierauf eine Reise durch die Schweiz und Savoyen. Als Mitglied in der ersten Kammer unter den erblichen Reichsräthen in der bair. Ständeversammlung, ward er 1831 zum Vicepräsidenten der Kammer der Reichsräthe erwählt.

Montgolfier (Jacq. Etienne), Erfinder des Aerostats (s. d.), geb. 5. Jan. 1745 zu Vidalontes-Annonai, wo sein Vater eine Papiermanufactur besaß, legte sich, sowie sein älterer Bruder, Jos. Mich. M., wider den Willen des Vaters, der gern Theologen und Rechtsgelehrte aus seinen Söhnen machen wollte, auf das Studium der Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie. Beide übernahmen, nachdem sie (besonders Joseph) mancherlei jugendliche Verirrungen bestanden hatten, die väterliche Papierfabrik, welche sie bald durch vorzügliche Leistungen und besonders durch die Erfindung des Velinpapiers auszeichneten. Ganz zufällig ward Etienne auf die Erfindung seiner Luftmaschine geführt, als er bemerkte, daß die von der Hitze verdünnte Luft einen

papiernen Deckel in die Höhe hob. Nachdem er dem Bruder seine Idee mittheilte, machten nun Beide wiederholte Versuche mit Ballons von grauem Papier, welche endlich die Entdeckung des unter dem Namen Montgolfiere bekannten Luftschiffs zur Folge hatte. Den ersten großen Versuch damit machten sie 1783 zu Annonai, und da dieser gelang, begab sich Etienne noch in demselben Jahre nach Paris, wo er, sowie in Versailles vor dem Hofe, das Experiment wiederholte, und zum Beweis, daß auch Menschen die Luftfahrt unternehmen könnten, mehre Thiere mit dem Ballon aufsteigen ließ. Beide Brüder wurden hierauf in die Akademie aufgenommen, und Etienne erhielt überdies eine Pension von 2000 Livres und einen Adelsbrief, den er jedoch insoweit zurückwies, daß er die dadurch ihm gewordenen Rechte auf seinen alten Vater übertrug. Er starb am 2. Aug. 1799, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens viel von den Stürmen der Revolution zu leiden gehabt hatte. — Sein Bruder Joseph Mich. M., geb. 1740, machte sich noch außerdem durch mehre eigne Erfindungen, besonders die der Wasserschraube (bélier hydraulique), welche das Wasser bis auf 60 F. hebt, und mehre Mittel zur Vervollkommnung des Papiers berühmt. Auch schrieb er früher über die aerostatische Maschine und die Luftreisen. Er zeichnete sich durch furchtlose Menschenliebe während der Revolution, durch Kaltblütigkeit, Leibesstärke und geistige Vorzüge aus. Als die Revolutionsstürme sein Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wartete die Wiederkehr der Ordnung ab, und fand die Belohnung seiner Verdienste, indem man ihn beim Bureau der Künste und Manufacturen, dann als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium anstellte und zum Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion ernannte. Er gab 1807 die erste Idee zu Errichtung einer Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie und starb am 26. Jun. 1810.

Montgomery (Gabriel, Graf von), ein franz. Ritter, berühmt durch seine Tapferkeit und durch seine Schicksale, ward in seiner Jugend die unschuldige Ursache an dem Tode Heinrich II., der in dem Turnier am 26. Jun. 1559, das bei der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige Philipp von Spanien gegeben wurde, nachdem er bereits mehre Lanzen gebrochen hatte, den jungen M., der damals Lieutenant der schot. Garde war, ausdrücklich auffoderte, mit ihm noch einen Gang zu machen. Der König hatte das Unglück, von der Lanze M.'s so heftig auf das Visir getroffen zu werden, daß dasselbe aufsprang und ein Splitter der Lanze in sein rechtes Auge drang. Er starb nach 11 Tagen, verbot aber, M. im geringsten wegen dieses Vorfalls zu beunruhigen. Dieser zog sich auf seine Güter in der Normandie zurück, ging sodann auf Reisen und kam zur Zeit der ersten bürgerlichen Kriege nach Frankreich zurück, wo er als eins der Häupter der Protestanten auftrat. Er vertheidigte 1562 Rouen mit hohem Muthe gegen das kön. Heer, und als die Stadt endlich erstürmt ward, flüchtete er sich nach Havre. Zur Zeit der Bartholomäusnacht 1572 war M. zu Paris, konnte sich jedoch, zeitig genug benachrichtigt, nach England retten. Im J. 1573 führte er eine bedeutende Flotte, welche er zum Theil selbst ausgerüstet hatte, zum Beistande von Larochelle herbei, das von den Katholiken belagert wurde, jedoch ohne Erfolg; darauf ging er nach der Normandie und verband sich mit dem protestantischen Adel dieser Provinz. Nach verschiedenen Gefechten wurde er genöthigt, sich in das Schloß Domfront zu werfen, wo der kön. General Mattignon ihn, nach einer tapfern Gegenwehr, am 27. Mai 1574 überwältigte und zum Gefangenen machte. Wider seinen Willen mußte Mattignon, auf Befehl der Katharina von Medici, den gefangenen M. nach Paris liefern, wo ihm der Proceß gemacht und er am 26. Jun. 1574 enthauptet wurde. Bei seiner Hinrichtung bewies er den größten Heldenmuth. Er hinterließ neun Söhne, insgesammt tapfere Krieger.

Monthölon (Charl. Tristan, Graf von), geb. 1783 zu Paris, diente seit 1797, und zwar seit 1807 als Oberster und Berthier's Adjutant, bei der

franz. leichten Reiterei in Italien, Deutschland und Polen. Die Tage von Austerlitz, Jena, Friedland, Wagram nannten ihn unter den Tapfern. Im J. 1811 ernannte ihn Napoleon zu seinem bevollmächtigten Minister beim Großherzoge von Würzburg, von wo er der franz. Regierung einen merkwürdigen Bericht über die innere Lage Deutschlands erstattete, und 1814 erhielt er den Oberbefehl im Departement der Loire. Er wollte dem Kaiser nach Elba folgen; doch dieser nahm es nicht an. Während der hundert Tage war er wieder Generaladjutant des Kaisers, nahm an den Schlachten von Ligny und Waterloo Theil, begleitete Napoleon nach St.-Helena, der ihn bei seinem Tode zum Vollstrecker seines Testaments ernannte, und kehrte hierauf nach Paris zurück, wo er nebst Gourgaud (s. d.) nach Napoleon's Dictaten die „Mémoires" desselben herausgab. Seitdem ist er durch die Processe wegen Vollziehung jenes Testaments und Auszahlung der Legate vielfach beschäftigt worden.

Monti (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, geb. bei Fusignano im Ferraresischen am 19. Febr. 1754, erhielt seine erste Bildung in Faenza, studirte dann zu Ferrara, begab sich 1778 nach Rom, wo er von Luigi Braschi, einem Neffen des Papstes, zum Secretair ernannt und in die Arcadia aufgenommen wurde. Durch Alfieri zum Wetteifer angefeuert, dichtete er die Tragödien „Galeotto Manfredi" und „Aristodemo", an denen man zwar eine glänzende Schreibart bewunderte, die Fabel aber zu gräßlich und unnatürlich fand und alle Handlung vermißte. Die Ermordung des franz. Gesandten Basseville zu Rom gab ihm Veranlassung zu dem durch glänzende Stellen ausgezeichneten Gedichte „Basvilliana", worin er sich als Nachahmer Dante's zeigte. Zwei andere Gedichte, die „Musogonia" und „Feroniade", sind in ihrer ursprünglichen Gestalt weniger bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzosen nach Rom kamen, unterdrückte der Verf. die erste Auflage und besorgte eine zweite, in der die früher gegen Bonaparte und dessen Heer gerichteten Schmähungen den verbündeten Fürsten zugetheilt wurden. M. hatte sich mit Ther. Pichler, der Tochter des bekannten Künstlers, verheirathet und war Vater einer nachmals an den Grafen Perticari vermählten Tochter; die Sorge für sie schien ihm eine Entschuldigung für die wankelmüthige Schwäche, mit der er den entgegenstehenden Parteien huldigte. Er wurde Secretair des Directoriums der cisalpinischen Republik in Mailand, und obschon man ihn anklagte, sich auf einer Sendung nach der Romagna wie ein neuer Verres betragen zu haben, so blieb er doch, da er in seinen Versen den Machthabern gewandt zu schmeicheln wußte, in seinem Amte. Der Feldzug Suwaroff's in Italien nöthigte ihn, nach Frankreich zu flüchten. In Paris entstand die Tragödie „Cajo Gracco" und das Gedicht auf Mascheroni's Tod, das aber auf den Wunsch seiner Freunde nur sehr gemäßigt dem Publicum übergeben ward. Nach der Schlacht von Marengo nach Italien zurückgekehrt, erhielt er einen Ruf als Professor der Beredtsamkeit nach Pavia. Bald indeß rief man ihn nach Mailand zurück, wo ihn Napoleon zum Beisitzer im Ministerium des Innern, zum Hofpoeten, Ritter der eisernen Krone und der Ehrenlegion, und zum Geschichtschreiber des Königreichs ernannte. Hierauf dichtete er die sechs ersten Gesänge seines „Bardo della selva nera" (1806). Außerdem erschien sein „Teseo", seine „Spada di Federico", die „Palingenesi", die Jerogamia", die „Api Panacridi". Aus Verdruß über den Tadel, welchen sein „Bardo" fand, begab er sich nach Neapel zu Joseph Bonaparte und ließ hier den siebenten Gesang des „Bardo" erscheinen, der aber nicht günstiger aufgenommen wurde. Später übersetzte er die Satiren des Juvenal, und ohne (nach seinem eignen Geständniß) Griechisch zu verstehen, die Iliade des Homer. Im J. 1815 dichtete er, im Auftrag der Stadt Mailand, eine Cantate für den Kaiser Franz, der dem greisen Dichter den Genuß seines Einkommens ließ. Unterstützt von seinem geliebten Giulio Perticari unternahm er den Kampf gegen die Crusca durch seine „Proposta" und wandte sich mit

jugendlicher Liebe zu Dante durch die Ausgabe des „Convito". Allein Perticari starb, und M. selbst sah seine Kräfte immer mehr hinwelken. Nachdem ihn im Apr. 1826 eine Lähmung getroffen, starb er zu Mailand am 13. Oct. 1828. M.'s „Opere inedite et rare" erschienen zu Mailand (3 Bde., 1832—33).

Montlosier (Franz Dominic Reynaud, Graf von), Pair von Frankreich, geb. zu Clermont in Auvergne 1755, begann seine politische Laufbahn erst im Anfange der franz. Revolution. Er wurde 1789 vom Adelstande zu Riom zum Deputirten bei den Generalstaaten ernannt und zeigte hier sogleich seine Abneigung gegen alle vorgeschlagenen Staatsverbesserungen. Bald begann er gegen Mirabeau aufzutreten und den Constitutionnellen heftig zu widersprechen. Er begriff so wenig wie die meisten andern Adeligen, welche Opfer an Vorrechten die Zeit verlange, vertheidigte so viel als möglich die Vorrechte der Krone und war nicht abgeneigt, ihr sogar eine Art unumschränkter Dictatur zuzugestehen. So blieb er stets in der aristokratischen Minorität, und als die Session geschlossen wurde, verließ er mit andern Emigranten Frankreich und begab sich nach Koblenz, konnte sich aber nicht lange mit den Hofleuten der ausgewanderten Prinzen vertragen und benutzte eine Sendung nach Holland, um von da aus Deutschland und England zu bereisen. Zu London gab er eine Zeitschrift, „Courrier de Londres", heraus, die zwar etwas freisinniger war als die Grundsätze anderer Emigrirten, sonst aber der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich widersprach. Im J. 1800 gab ihm die bourbon. Familie den sonderbaren Auftrag, sich nach Frankreich zu begeben und Bonaparte vorzuschlagen, ihr den Thron Frankreichs gegen eine Schadloshaltung mittels eines kleinen Fürstenthums in Italien wieder zu verschaffen. Kaum war er zu Calais ans Land gestiegen, als ihn die Policei verhaftete und nach Paris brachte, worauf er gleich wieder nach England abreisen mußte, jedoch soll er mit der damaligen Regierung einige heimliche Unterredungen gehabt haben, die ihn auf andere Gesinnung brachten; wenigstens bekam von dieser Zeit an der „Courrier de Londres" eine andere politische Richtung, weshalb die engl. Regierung dieses Blatt auch nicht mehr unterstützen wollte. Er erhielt hierauf Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukehren, und endigte dort seine Zeitschrift. Als Napoleon sich zum Kaiser ausrufen ließ, gab er M. eine einträgliche Stelle oder vielmehr eine Pension beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und trug ihm auf, eine politische Geschichte der alten franz. Monarchie abzufassen; später mußte er sogar mit Napoleon in Correspondenz treten, da es diesem darum zu thun war, Meinungen von Leuten verschiedener Parteien zu erfahren. Zuletzt bereiste er als Naturforscher Italien und kam erst nach dem Sturze Napoleon's nach Frankreich zurück. Hierauf gab er sein Werk über die Feudalmonarchie heraus, eine Staatsverfassung, die ihm auch damals noch vortrefflich schien, die aber keiner Partei gefiel, weshalb er sich auf sein Landgut in Auvergne zurückzog. Erst 1826 trat er wieder hervor und zwar auf eine auffallende Weise. Seiner Vorliebe zum alten Despotismus ungeachtet, wollte er doch nicht zugeben, daß die Geistlichkeit mit der Krone die Herrschaft theilte, und da ihm nun die Klerisei allzu mächtig zu werden anfing, so schrieb er sein berüchtigtes „Mémoire à consulter" gegen ein religiöses und politisches System, das dahin abzweckte, Religion, Gesellschaft und Thron zu untergraben. Obschon er in dieser Schrift den Adel als die Hauptstütze des Staats rühmte, so wurde doch dieselbe, da sie von einem warmen Anhänger der alten Monarchie herrührte, von der liberalen Partei außerordentlich gelobt und verschaffte dem Verfasser Zutritt zu den freisinnigen Gesellschaften. Er schrieb sogar mehre Aufsätze für den „Constitutionnel", damals dem am weitesten verbreiteten freisinnigen Journale in Frankreich. Die Regierung, hierüber aufgebracht, nahm ihm seine Pension. Doch M. fuhr nichtsdestoweniger fort, gegen die jesuitischen Umtriebe zu schreiben, und richtete in dieser Absicht eine Bittschrift an die Pairskammer. Diese nahm das Gesuch in Erwägung und sandte es dem Justizminister

zu, doch erst später erfolgte die bezweckte Entscheidung. Gegen Villèle äußerte sich M. unter Anderm in einer Flugschrift, daß, wenn er in der Pairskammer säße, er sich für verbunden halten würde, den Minister zum Tode zu verurtheilen. In der Folge gab er „Mémoires" (6 Bde., Par. 1829 fg.) heraus, worin seine altaristokratischen Ideen deutlich wieder hervortraten. Die Julirevolution im J. 1830, welche der Geistlichkeit ihren politischen Einfluß benahm, verminderte auch das Ansehen, das sich M. als ihr Gegner erworben hatte; er zog sich wiederum nach Auvergne zurück und lebte einige Zeit fast in der Verborgenheit. In der Pairskammer vertheidigte er im Jun. 1835 die Sklaverei. Außer seinem Hauptwerke „De la monarchie franç. depuis son établissement jusqu'à nos jours" (3 Bde., Par. 1814), mit fünf Fortsetzungen, welche die Monarchie der Bourbons nach ihrer Restauration betreffen, und außer einer Menge Flugschriften hat M. auch ein nicht unbedeutendes naturgeschichtliches Werk: „Essai sur la théorie des volcans d'Auvergne" (Par. 1789) herausgegeben. Außerdem ist noch seine Schrift „Des mystères de la vie humaine" (Par. 1830) zu erwähnen, die auch eine historische Notiz Montrol's über das Leben und die Werke des Verfassers enthält. M. hat einen kräftigen und blühenden Styl, und da er ein Mann ist, der seinen eignen Gang geht und Niemand nachbetet, so haben seine Schriften etwas Originelles, obschon man über sein Bemühen lächeln muß, in dem ganz umgestalteten Frankreich veraltete Einrichtungen wieder hervorrufen zu wollen.

Montmartre, Dorf und Anhöhe nahe bei Paris, wurden besonders durch die kriegerischen Ereignisse in den Jahren 1814 und 1815 berühmt. Nach Einigen soll einst ein Tempel des Mars auf dem Gipfel der Höhe gestanden, und diese daher den Namen Mons Martis erhalten haben, der, nachdem der heilige Dionysius und seine Jünger auf diesen Höhen den Tod erlitten hatten und an der Stelle des Götzentempels eine Kapelle erbaut worden war, in Mons martyrum verwandelt wurde. Im Kriege mit dem Frankenkönig Lothar, 978, ließ Kaiser Otto II. von der Höhe des M. durch eine Schar Mönche ein Hallelujah mit solcher Gewalt absingen, daß, wie die Chroniken jener Zeit erzählen, über das entsetzliche Gebrüll Lothar und ganz Paris in Schrecken geriethen. Burkhardt von Montmorency, dem die Hügelreihe gehörte, gründete daselbst 1096 ein Mönchskloster, welches, als diese Besitzung an die Königin Adelheid, die Gemahlin Ludwig des Dicken, fiel, durch diese 1133 in ein Nonnenkloster nach der Regel des h. Benedict umgeschaffen und reich begabt wurde. Bald jedoch rissen in demselben die zügellosesten Sitten ein, und die franz. Geschichte weiß, besonders in den Tagen der Ligue und Heinrich IV., viel von den Ausschweifungen aller Art zu berichten, die, nachdem die betagten Nonnen vor der Ankunft des ketzerischen Heeres nach Paris geflüchtet, von den jüngern Schwestern begangen wurden, welche am Ende ihr Kloster ganz verließen und mit dem Heere Heinrich IV. zogen. Später wurde das Kloster wiederhergestellt und bestand, bis es in der Revolution eingezogen wurde. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich einrückten, ließ Napoleon die Höhen von M. befestigen und übergab die Vertheidigung seinem Bruder Joseph. Im J. 1815 wurden die Werke zur Beschützung der Hauptstadt noch vermehrt, nach den Unfällen bei Waterloo aber nach einer tapfern Vertheidigung den Engländern übergeben. Der M. hat Kalk- und Gypsbrüche, die einen so reichen Ertrag geben, daß nicht allein ganz Paris damit versorgt, sondern auch noch viel davon verführt wird. Geologische Untersuchungen über die Höhen von M. haben Cuvier und Brogniart angestellt.

Montmirail, berühmt durch das Treffen am 11. Febr. 1814, s. Chatillon.

Montmorency, Cantonsstadt in dem herrlichen Thale gleiches Namens, vier St. von Paris, mit 1800 Einw., künstlichen Mineralbädern, welche den Namen d'Enghien führen, vielen Landhäusern und trefflicher Obstzucht, ist

in der literarischen Welt dadurch bekannt, daß sich Rousseau einige Zeit in dem Thale aufhielt und daselbst seinen „Emile" und seine „Nouvelle Héloise" schrieb, weshalb die Stadt auch während der Revolutionszeit Emile genannt wurde. Als eine Merkwürdigkeit ist auch das Schild des dasigen Gasthofs zum weißen Roß zu betrachten, welches der berühmte Gérard auf Bitten des Wirths, der den Künstler nicht kannte, gemalt hat. Das Schloß Montmorency, aus welchem das berühmte Geschlecht gleiches Namens abstammt, das zu den ältesten in Frankreich gehört, weshalb sich auch ein M. „le premier baron de la chrétienté" nannte, wurde von der Bande noire abgetragen. Vgl. „Les Montmorency de France et les Montmorency d'Irlande" (Par. 1828, 4.).

Montmorency (Anne de), Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherren des 16. Jahrh., geb. 1493, zeichnete sich unter Franz I. in den Kriegen gegen Karl V. aus und folgte ihm als Marschall nach Italien, wo er 1525 in der gegen seinen Rath gelieferten Schlacht bei Pavia nebst dem Könige zum Gefangenen gemacht wurde. Für die wichtigen Dienste, die er in der Folge dem Staate leistete, ertheilte ihm Franz 1538 die Würde eines Connetable. Doch verlor er später die Gunst des Königs, weil er diesem gerathen hatte, auf das Wort Karl V. zu vertrauen, der bei seiner Reise durch Frankreich die Rückgabe Mailands versprochen hatte. Unter Heinrich II. gewann M. sein ganzes Ansehen wieder und hatte den größten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. Dagegen haßte ihn die Königin Katharina von Medici, und unter Franz II. ging sein Einfluß ganz verloren. Die Unruhen, welche die Hugenotten erregten, veranlaßten, daß M. unter Karl IX. an den Hof zurückgerufen wurde. Er verband sich mit dem Herzog von Guise wider den Prinzen von Condé, der an der Spitze der Hugenotten stand; die Folge davon war ein bürgerlicher Krieg, der 1562 begann. In der Schlacht bei Dreux wurde M. von den Hugenotten, und sein Gegner, der Prinz von Condé, von den kön. Truppen gefangen. Nachdem M. im folgenden Jahre seine Freiheit wiedererhalten, erfocht er, als der zweite bürgerliche Krieg ausbrach, am 10. Nov. 1567 bei St.-Denis einen wichtigen Sieg über die Hugenotten, ward aber tödtlich verwundet und starb am 12. Nov.

Montmorency (Henri II., Herzog von), geb. 1595, ward in seinem 18. Jahre zum Admiral von Frankreich ernannt. Nachdem er die Calvinisten in Languedoc geschlagen und ihnen verschiedene feste Plätze entrissen hatte, besiegte er sie zur See bei der Insel Ré, die er ihnen wieder entriß. Im J. 1628 gewann er einen bedeutenden Vortheil über den Herzog von Rohan, den Anführer der Hugenotten, und 1630 führte er in dem mantuanischen Kriege den Heerbefehl in Piemont, wo er die Spanier unter dem Fürsten Doria schlug, obgleich sie ihm an Anzahl überlegen waren. Diesem Siege folgte die Aufhebung der Belagerung von Casal; sein Lohn war der Marschallstab. Jetzt glaubte der kühne M. der Gewalt Richelieu's Trotz bieten zu können. Gaston, Herzog von Orleans, gleich unzufrieden mit dem Cardinal, begab sich zu ihm nach Languedoc, und diese Provinz wurde der Schauplatz des Krieges. Der König schickte die Marschälle Laforce und Schönberg gegen die Rebellen. Bei Castelnaudary trafen beide Parteien auf einander; M., der die Seinigen anfeuern wollte, stürzte sich in die kön. Bataillone, ward verwundet und gefangen; Gaston aber blieb unthätig. Ganz Frankreich, das seiner Dienste, Tugenden und Triumphe gedachte, verlangte, daß die Strenge der Gesetze zu M.'s Gunsten gemildert würde; aber Richelieu hatte unwiderruflich dessen Untergang beschlossen. Er ließ ihm von dem Parlament von Toulouse den Proceß machen, und dieses verurtheilte ihn zum Tode. Der König milderte das Urtheil dahin, daß die Enthauptung nicht öffentlich geschehen sollte; worauf M. am 30. Oct. 1632 im Stadthause zu Toulouse hingerichtet wurde.

Montmorency (Matthieu, Herzog von Laval-), Pair von Frankreich,

geb. zu Paris am 10. Jul. 1766, diente im amerikan. Freiheitskriege, war Mitglied der Reichsstände 1789, vereinigte sich mit dem dritten Stande, stimmte mit der Mehrheit und verließ sein Vaterland, als die Constitution von 1791 vernichtet wurde. Er fand ein Asyl zu Coppet bei Frau v. Staël, die stets seine Freundin blieb. Nach dem 9. Thermidor kehrte er nach Paris zurück und lebte sehr zurückgezogen; dennoch blieb er den Machthabern verdächtig, auch dem Kaiser Napoleon, namentlich wegen seiner Verbindung mit der Frau von Staël. Im Apr. 1814 wurde er Adjutant des Grafen von Artois, begleitete die Herzogin von Angoulême 1815 nach Bordeaux und London, hierauf nach Gent, kehrte mit Ludwig XVIII. nach Paris zurück und wurde am 17. Aug. 1815 Pair von Frankreich. Jetzt stimmte er mit der Mehrheit, schloß sich an die rechte Seite an und wurde, nach der Entlassung der Minister Pasquier und Siméon, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Ministerialrathes. Als solcher ging er 1822 zu dem Congresse in Verona, beförderte den Krieg mit den span. Cortes 1823, zerfiel darüber mit Villèle und verlor sein Ministerium, welches sein Freund, der Vicomte Chateaubriand, erhielt, besaß aber fortwährend das Vertrauen des Königs, besonders auch Karl X. Er war ein Freund der Congregation von Montrouge, und zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt, als er am 25. März 1826 starb. Ohne Schriftsteller zu sein, war er Mitglied der franz. Akademie geworden. — Ein Herzog von Laval-Montmorency, Pair von Frankreich, Staatsminister und Mitglied des geheimen Raths, anfangs Botschafter in Madrid, dann in Rom, hierauf am östr. Hofe, schlug 1829 die Stelle eines Ministers Staatssecretairs der auswärtigen Angelegenheiten aus und ging im Oct. desselben Jahres als Botschafter nach London, wo aber nach der Juliusrevolution im J. 1830 der Fürst Talleyrand an seine Stelle trat. Als die franz. Pairskammer ihre Sitzungen wieder begann, gab er am 21. Aug. 1830 die Erklärung, daß er König Ludwig Philipp den Eid nicht leisten könne.

Montpellier, bei den Römern mons puellarum, Hauptstadt des franz. Departements Hérault, liegt in einer reizenden Gegend, zwischen den Flüssen Mosson und Lez, auf einer Anhöhe, welche ein angenehmes Thal umgibt. Sie ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Citadelle, 21 Kirchen und 35,900 Einw., worunter 5000 Reformirte. Die Vorstädte sind regelmäßig angelegt; aber die Stadt selbst ist ein Labyrinth von engen, steilen, winkligen und schmuzigen Gassen mit zum Theil altmodischen Häusern. Eine Zierde der Stadt ist der prächtige Spazierplatz Peyrou, einer der schönsten in Europa. Ihn bildet eine Terrasse am Gipfel eines sanften Hügels mit Baumreihen, einem Wasserbecken und einem Tempel, von wo aus man die Pyrenäen, die Alpen, das Meer und die Cevennen erblickt. Am Fuße des Peyrou läuft die Esplanade um die Stadt. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die Peterskirche, das Theater, der Concertsaal und das Gouvernementshaus; merkwürdig ist auch die drei Meilen lange Wasserleitung, welche M. mit Wasser versorgt. Die daselbst 1196 gestiftete Universität zählt über 1000 Studenten und hat drei Facultäten: die medicinische, welche von jeher berühmt war, die mathematische und die der schönen Wissenschaften. Zu der medicinischen Facultät gehört ein anatomisches Theater, welches 1000 Menschen fassen kann, und ein trefflicher botanischer Garten, der erste öffentliche in Frankreich, den Richer de Belleval unter Heinrich IV. anlegte. Ferner sind zu bemerken die öffentliche Bibliothek von 42,000 Bdn., das Museum, das Lyceum und mehre gelehrte Vereine. In den dasigen Fabriken verfertigt man jährlich über 3000 Ctnr. Grünspan, mehre chemische Producte, Liqueurs und wohlriechende Wasser, wozu die Thäler um M. die Kräuter liefern. Auch werden wollene Decken, gedruckte Flanelle, baumwollene Tücher, Siamoisen,

sämisches Leder u. s. w. verfertigt. Den bedeutenden Handel mit diesen Fabrikaten, Wein und Sämereien befördert der bis ans Meer führende Kanal Grave.

Montpensier (Anne Marie Louise von Orleans, bekannter unter dem Namen der Mademoiselle de) war 1627 zu Paris geboren. Ihr Vater, Gaston, Herzog von Orleans, ein sonderbarer, ungestümer und ränkevoller Fürst, vererbte seine Fehler auf seine Tochter. Sie nahm die Partei Condé's in den Kriegen der Fronde und hatte die Kühnheit, von der Bastille aus die Truppen Ludwig XIV. beschießen zu lassen. Diese gewaltsame Handlung machte ihr den König und den Hof für immer zu Feinden, die sich einer jeden Vermählung, welche sie annehmlich fand, widersetzten, und ihr dagegen solche Vorschläge machten, die sie ablehnen mußte. In einem Alter von 44 Jahren beschloß sie, ihre Hand dem Grafen Lauzun zu geben. Sie erhielt die Erlaubniß dazu und brachte demselben ein Vermögen von 20 Mill. Fr., vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu und das Palais Luxembourg zu. Auch behielt sie sich nichts vor, indem ihr die Idee schmeichelte, daß sie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Der Ehecontract war bereits geschlossen, als die Königin und der Prinz von Condé durch ihre Vorstellungen, wie sehr diese Verbindung die kön. Familie beeinträchtige, Ludwig XIV. bewogen, die schon gegebene Erlaubniß zurückzunehmen. Dies nöthigte die Liebenden, sich heimlich zu vermählen. Allein Lauzun, der sich gegen Frau von Montespan, der er seine Widerwärtigkeiten zuschrieb, Beleidigungen erlaubt hatte, wurde bald darauf nach Pignerol geführt, wo er zehn Jahre lang gefangen blieb. Nur unter der Bedingung, daß seine Gemahlin die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu dem Herzog von Maine abtrat, erhielt er seine Freiheit wieder, allein das Glück der nach langer Trennung Vereinigten war von sehr kurzer Dauer. Lauzun sah in seiner Gattin nur ein heftiges, eifersüchtiges, noch in ihrem Alter von jugendlicher Leidenschaft glühendes Weib, sie in ihm einen unbescheidenen, untreuen, undankbaren, wortbrüchigen Mann. Seine zunehmende Unverschämtheit erbitterte sie endlich so, daß sie ihm verbot, je wieder vor ihr zu erscheinen. Sie lebte jetzt zurückgezogen und starb 1693, wenig bedauert und fast vergessen. Man hat von ihr anziehende Memoiren.

Montrose (James Graham, Graf von), stammte aus dem Hause Stuart und begann seine kriegerische Laufbahn unter den schot. Garden in Frankreich und unter Gustav Adolf's Heer in Deutschland. Nach seiner Rückkehr, von den Anhängern des Königthums in Schottland vernachlässigt, trat er zur Partei des Covenants (s. d.), deren eifrigster Verfechter er wurde, stellte sich aber bald unter die Fahne des Königs Karl I., wie es scheint, aus gekränktem Ehrgeize, weil ihm Andere in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und im Felde den ersten Rang streitig machten. Er focht ruhmvoll in mehren Schlachten gegen die republikanische Partei unter Cromwell, und als er England verlassen hatte, faßte er den kühnen Gedanken, des Königs Macht in Schottland wiederherzustellen. Unter den ungünstigsten Umständen begann er im Sept. 1644 den Feldzug an' des Spitze einer kleinen Schar, und durch Hochländer verstärkt, erfocht er glänzende Siege, die er jedoch meist der Schwäche seiner Gegner verdankte, da es ihm bei aller Tapferkeit und Thätigkeit an wahrem Feldherrntalent fehlte. Selbst nach Unfällen wußte er sich durch Geistesgegenwart und Anstrengungen wieder zu erheben, aber auf seinem Kriegszuge aus den Bergen des Hochlandes an die Ufer des Clyde war er immer nur Herr des Gebietes, wo er siegte und oft mit wilder Grausamkeit den Sieg benutzte, ohne daß Festungen ihn deckten, und meist nach jedem Siege von seinen raubgierigen Kriegern verlassen, bis endlich 1645 die Schlacht bei Kilsyth ihn zum Herrn Schottlands zu machen schien. Karl I., bei Naseby geschlagen, wollte sich mit M. vereinigen, der aber im Sept. 1645 eine entscheidende Niederlage erlitt und von seinen eifersüchtigen Anhängern verlassen, von treulosen Freunden verrathen, in das Gebirge floh, um neue

Streitkräfte zu sammeln. Als Karl seine Zuflucht zu den Schottländern genommen hatte, sah er sich genöthigt, M. den Befehl zuzusenden, seine Kriegsvölker zu entlassen und in das Ausland zu gehen. M. gehorchte unwillig und überließ Schottland der Wuth der Parteien. Außer Stand, in England zu nützen, ging er nach Frankreich und von da nach Deutschland. Als Karl II., der in Holland lebte, einen mächtigen Anhang unter den Schottländern gewonnen hatte und über die ihm vorgelegten Bedingungen unterhandelte, erhielt M. heimlich von ihm den Auftrag, Anleihen im Auslande zu machen und Kriegsvölker zu werben, um das Land mit Waffengewalt zu unterwerfen. M., auf eine Wahrsagung vertrauend, die ihn den Wiederhersteller des Hauses Stuart genannt hatte, landete 1650 in Nordschottland, aber selbst die Anhänger des Königthums im Hochlande traten nicht unter seine Fahnen, weil sie unter den Ausländern, die ihn begleiteten, nicht fechten wollten. Seine kleine Schar erlag in dem ersten Gefechte mit dem Heere der schot. Machthaber. Er suchte sich in Bauernkleider zu verbergen, bis er endlich, durch Entbehrungen und Beschwerden erschöpft, von dem Schottländer Aston, der einst unter ihm gedient hatte und den von dem Parlamente ausgesetzten Preis gewinnen wollte, verrathen und an den schot. Heerführer ausgeliefert wurde. Man führte ihn nach Edinburg, wo er 1650 gehängt ward.

Montserrat, eine uralte, berühmte, am 28. Jul. 1812 von den Franzosen zum Theil zerstörte Benedictinerabei in der span. Provinz Catalonien, hat ihren Namen von den vielen, den Zacken einer Säge ähnlichen Spitzen des Berges, an und auf welchem sie liegt. Derselbe hat eine Höhe von 3800 F., und nicht Jeder dürfte im Stande sein, die gefährlichen, in den schroffen Fels gehauenen Stufen zu den 13 Einsiedeleien, welche einen Theil des Klosters ausmachen, zu erklimmen. Die jüngsten Mönche wohnen am höchsten und horsten, wie die Adler, 3—4000 F. hoch. Vom Kloster aus werden sie durch abgerichtete Maulesel mit Lebensmitteln versorgt, und nur an Festtagen versammeln sie sich zum gemeinschaftlichen Gottesdienst in der Klosterkirche. Manche dieser Einsiedeleien haben nicht mehr Raum, als die kümmerliche Hütte einnimmt, manche aber noch ein Gärtchen daneben; einige scheinen in der Luft zu hängen, und nur mittels Leitern und Brücken, über schauerliche Abgründe kann man zu ihnen gelangen. Immer weiter rücken die Bewohner derselben mit den Jahren herab in die dem Kloster näher liegenden Einsiedeleien, sowie deren Inhaber absterben, bis sie endlich in das Kloster selbst gelangen, wo die Gräber sind. Im J. 1827 war das Kloster der Hauptherd des karlistischen Aufstandes in Catalonien.

Montucci (Antonio), einer der ausgezeichnetsten Sinologen Europas, geb. zu Siena am 22. Mai 1769, studirte auf der dasigen Universität die Rechte, widmete sich aber zugleich mit ausdauerndem Eifer dem Studium der lebenden Sprachen. Er ward 1785 Professor der engl. Sprache am Collegium Tolomei; ging aber 1786 mit einigen Engländern nach Florenz, von wo er 1789 dem Josiah Wedgwood, als Lehrer der ital. Sprache in dessen Familie, nach Neuhetrurien in Staffordshire folgte. Er befand sich in London, als Lord Macartney 1792 vier junge Chinesen, Zöglinge der ital. Missionarien, die Latein verstanden, nach China mitnehmen wollte. M., der aus den Schriften Fourmont's die Sprache der Mandarinen zu lernen angefangen hatte, schrieb an die jungen Fremdlinge einen chines. Brief, kam dadurch mit ihnen in Verbindung, was seiner Sprachkenntniß sehr vortheilhaft war, und erhielt von ihnen das in Europa noch nicht vorhandene chines. Wörterbuch „Tching Tseu thoung" zum Geschenk. Hierauf beschäftigte ihn in London bis 1804 der Plan, ein besseres Lexikon der chines. Sprache auszuarbeiten. Um die Druckkosten zu erhalten, legte er seinen Prospectus mehren Akademien und Monarchen vor; doch der König von Preußen, dem er eine seiner Schriften über die chines. Literatur zugeschickt hatte, war der Einzige, der ihm antwortete. Diese Aufmunterung bestimmte ihn, England

zu verlassen; allein der Krieg von 1806 beraubte ihn aller Aussicht auf Unterstützung. Mit großem Muthe arbeitete er fort an seinem chines. Wörterbuche und gab dabei Unterricht in der engl. und ital. Sprache. Erst 1809 konnte er seinen ebenso kostbaren als seltenen, seitdem noch vermehrten chines. Sprachapparat aus Schottland nachkommen und nunmehr die zu seinem großen Wörterbuche erforderlichen Typen in Holz schneiden lassen. Binnen acht Jahren brachte er die Zahl derselben auf 20,000 Stück, ungefähr drei Viertel der ungeheuern Aufgabe; dann ließ er sich 1812 in Dresden nieder, wo er ebenfalls Sprachunterricht ertheilte und zugleich sein großes Typenwerk thätig fortsetzte, bis er nach Italien ging, wo er zu Siena im Sept. 1829 starb. Seine Sammlungen, darunter 30,000 chines. Typen, hatte er 1827 an die päpstliche Regierung verkauft. Als Schriftsteller hat sich M. außer den Schriften über chines. Sprache und Literatur, die zum Theil in engl. Sprache abgefaßt sind und in engl. Zeitschriften erschienen, durch Übersetzung ins Ital., durch ital. Chrestomathien, durch ein ital. und engl. Taschenwörterbuch und durch die Herausgabe ital. Classiker, vorzüglich dramatischer Dichter, bekannt gemacht.

Monumente, s. **Denkmale**.

Moor nennt man sumpfiges, morastiges Land mit einem schwarzen Boden, in welchem gewöhnlich Torf gegraben wird, und spricht von Hochmoor, wenn das Moor hoch liegt und blos Haide oder Strauchwerk trägt, im Gegensatz des niedrigen oder Leegmoors. Den schädlichen Einfluß des Moordampfs auf die Witterung hat besonders Fink in seinen „Naturhistorischen Bemerkungen" (Hanov. 1820) dargethan.

Moore (Sir John), brit. Feldherr, geb. 13. Nov. 1761 zu Glasgow, nahm, nachdem er eine Reise ins Ausland gemacht, Kriegsdienste und stieg sehr bald zu höhern Dienstgraden auf. Als Oberstlieutenant wurde er 1793 von Lord Hood beauftragt, wegen Übergabe der Insel Corsica an die Engländer mit Paoli zu unterhandeln, und befand sich unter dem engl. Corps, das unter General Dundas auf Corsica gelandet ward. Er eroberte nach großen Anstrengungen Fornelli, und bei der Erstürmung von Calvi drang er, obgleich gefährlich verwundet, an der Spitze seiner tapfern Grenadiere in den Platz. Hierauf unterwarf sich die ganze Insel, deren Vereinigung mit England eine Generalconsulta unter Paoli's Vorsitz beschloß. Im J. 1795 ging er als Oberster mit der Armee, unter Abercrombie, nach Westindien, unterwarf 1796 St.-Lucia und begleitete dann Abercrombie nach Holland, hatte aber, da diese Unternehmung mislang, weniger Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Als Generalmajor kam er zu dem zur Vertreibung der Franzosen nach Ägypten gesandten Heere unter Abercrombie, bei welchem er die Reserve befehligte. Kaum ans Land gestiegen, griff er die Franzosen an und warf sie nach Alexandria zurück. In dem Gefecht am 21. März, in welchem Abercrombie blieb, hatte M. mit der Reserve den Hauptangriff zu bestehen und wurde verwundet, doch konnte er wieder an der Belagerung von Kairo Theil nehmen. Hierauf lebte er einige Zeit in dem Kreise seiner Familie, bis er, als die Franzosen mit einem Angriff auf England drohten, den Befehl über ein in Kent zusammengezogenes Heer erhielt. Im J. 1805 übernahm er den Oberbefehl auf Sicilien; von dort nach Schweden geschickt, um dem jungen Könige zur Seite zu sein, ward er verhaftet, rettete sich aber durch die Flucht und ging sogleich nach seiner Ankunft in England, 1808, zur Unterstützung der Spanier mit einem Truppencorps nach Portugal. Unter ungeheuern Schwierigkeiten, da die Spanier nicht gemeinschaftlich mitwirkten, erreichte er am 14. Nov. Salamanca, vereinigte sich mit Baird, der von Galicien her vorrückte, zu Toro, stand am 22. Dec. zu Sahagun und beschloß, den Marschall Soult bei Saldaña anzugreifen, als die Nachricht von dem Anmarsche Napoleon's von Madrid her ihn veranlaßte, sogleich den Rückzug nach Coruña anzutreten. Selten hat ein Heer

mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf diesem Marsche. Mit dem Verluste des größten Theils ihrer Pferde und ihres Gepäckes kamen sie endlich am 16. Jan. 1809 vor Coruña an. Um die zum Einschiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegener Macht auf der Ferse folgende Soult zurückgeschlagen werden. M. stellte um Mittag seine Truppen in Schlachtordnung und vereitelte durch seine meisterhaften Anordnungen alle Angriffe der Franzosen. Allein in dem Augenblicke, wo er an der Spitze des 42. Regiments gegen den Feind vordrang, schmetterte ihn eine Kanonenkugel nieder. Er starb als Held mit der Beruhigung, gesiegt und sein Heer vom Untergange gerettet zu haben. Das Vaterland ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche, ein anderes errichtete ihm seine Vaterstadt Glasgow. In der von seinem Bruder, der auch M.'s Feldzug (Lond. 1809, 4.) beschrieben hat, herausgegebenen Biographie (Lond. 1834) wird M. sehr parteilich, gerecht aber hat ihn Napier in seiner „History of the war in the peninsula" (Bd. 2 und 3, Lond. 1832) gewürdigt.

Moore (Thomas), einer der berühmtesten unter den neuern engl. Dichtern, geb. 28. Mai 1780 zu Dublin, der Sohn eines dortigen Kaufmanns, erhielt durch Samuel Whyte, den Jugendlehrer des berühmten Sheridan, den ersten Unterricht und machte solche Fortschritte, daß er bereits im 12. Jahre der alten Sprachen völlig mächtig war, worauf er im 14. Jahre die Universität zu Dublin bezog. Er widmete sich dem Studium der Rechte und wurde dann Sachwalter. Nachdem er durch seine treffliche Übersetzung des Anakreon (Lond. 1800), die er in früher Jugend begonnen haben soll, seinen Ruf begründet hatte, gab er später eine Sammlung erotischer Gedichte unter dem Namen Thomas Little heraus, die durch den Reiz einer anmuthigen Phantasie den Beifall des Publicums gewann. Er erhielt die Stelle eines Schreibers bei dem Admiralitätsgericht auf den bermudischen Inseln, doch sagte ihm diese so wenig zu, daß er sie durch einen Stellvertreter verwalten ließ und eine Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika unternahm, wo er sich aber in seinen hohen Erwartungen sehr getäuscht fand. Unannehmlichkeiten, die ihm die unredliche Verwaltung seines Stellvertreters zuzog, bewogen ihn, sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. In sorgenfreier Muße lebte er seitdem bald in Dublin, bald in London oder zu Bowwood in Wiltshire, und später in Paris. Seine politischen Grundsätze, die ihn, besonders in Beziehung auf die Angelegenheiten seines gedrückten Vaterlandes und seiner Glaubensgenossen, der Katholiken, in die Reihe der Opposition führten, sprach er in mehren poetischen und prosaischen Schriften mit beißendem Witze aus, wozu die beiden Gedichte „Corruption and intolerance" (Lond. 1808) und „The sceptic" (Lond. 1809); ferner „A letter to the roman Catholics of Dublin" (Lond. 1810), besonders aber „Intercepted letters, or the Twopenny postbag" (Lond. 1810), ein heftiger Angriff gegen den Prinzen Regenten und mehre mächtige Tories, gehören. Dieser Satire, die M. wie andere ähnliche unter dem Namen Thomas Brown herausgab, kommt an Witz und bitterm Spott nur die spätere „The fudge Family in Paris" (Lond. 1818) gleich. Die „Fables for the holy Alliance" (Lond. 1823) gehören gleichfalls zu seinen beißendsten Satiren. M.'s Dichterruhm stieg besonders durch seine „Irish melodies", Texte zu den von Stevenson gesammelten irländ. Nationalmelodien, die, in einzelnen Lieferungen erschienen, zum Theil zu den schönsten engl. Dichtungen M.'s gehören. Ein Seitenstück dazu sind die „Sacred songs, duets and trios" (Lond. 1816) mit Musik von M. und Stevenson. Einen höhern Schwung nahm er in der morgenländ. Dichtung „Lalla Rookh" (Lond. 1817). Ein zweites Gedicht von oriental. Colorit ist „The loves of the angels" (Lond. 1823). Seit der Erscheinung seiner Erzählung „The Epicurean" (Lond. 1827) scheint M. das Gebiet der Dichtung verlassen und sich besonders dem Studium der Geschichte seines Vaterlandes zugewendet zu haben. Schon 1823 hatte er in seinen „Me-

moirs of the life of captain Rock" eine Schilderung von dem Zustande Irlands gegeben, die trotz der vorherrschenden Parteifarbe das von der engl. Regierung gegen die Irländer seit Jahrhunderten befolgte System wahr darstellt. Seine „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald" (2 Bde., Lond. 1831) sind ein schätzbarer Beitrag zur irländ. Geschichte. Dagegen hat die glänzende Sophistik, die er in seinen „Travels of an Irish gentleman in search of religion" (2 Bde., Lond. 1833) zeigt, mehre tüchtige Gegner gefunden. Seine „History of Ireland" in Lardner's „Cyclopedia", ist noch nicht vollendet. Auch gab er 1821 Sheridan's Werke heraus und schrieb 1825 dessen Biographie, die interessant, doch nicht ohne Mängel ist. Zu der Vernichtung der von seinem Freunde Byron ihm übergebenen handschriftlichen Denkwürdigkeiten gab er seine Einwilligung, ein Schritt, den er nicht genügend gerechtfertigt hat. Die 1830 von ihm herausgegebenen „Letters and Journals of Lord Byron with notices of his life" sind kein Ersatz für diesen Verlust und enthalten nur wenig von M.'s eigner Hand. M.'s Eigenheit als Dichter sind Anmuth des Ausdrucks und reiche Bildersprache; aber er hat mehr Witz als Phantasie, und ist mehr sinnreich als innig.

Moose (musci) machen in der Botanik die zweite Ordnung der 24. Classe oder der Kryptogamen aus. Die gemeine Sprache begreift darunter auch die Aftermoose, welche jedoch von den eigentlichen Moosen sehr verschieden sind. Obschon sich die Moose ihres einfachen Baues wegen allmälig nach der Grenze der unorganischen Körper zu neigen scheinen, so herrscht doch in ihrer Bildung eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit, besonders wenn man sie durch Vergrößerungsgläser betrachtet. Man bemerkt an ihnen die wesentlichen Theile einer Pflanze: Wurzel, Stengel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge, welche letztere erst durch die Bemühungen Hedwig's genauer bekannt wurden. So verschieden die einzelnen Gattungen unter sich gebildet sind, so unterscheiden sie sich doch von andern, ihnen zunächst ähnlichen Gewächsen dadurch, daß ihr Stiel mit Blättern besetzt ist, und die Wurzel eben da steht, wo sie sich an andern Pflanzen befindet. Die mehrsten bekannten Moose tragen büchsenartige verschlossene Kapseln, die wie kleine gestielte Knöpfchen erscheinen, über die noch ein Mützchen gestülpt ist. In denselben sind kleine grüne mikroskopische Samenkörnchen enthalten, welche mittels des kleinen spitzigen Deckels oder Huts, der die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsstoffe befruchtet werden. Dieser erzeugt sich in kleinen gestielten, walzen- oder spindelförmigen, netzartigen Körperchen, welche meist gesondert in den Blattwinkeln oder an der Spitze zwischen sternförmig gestellten Blättchen vorkommen und die man männliche Blüten nennt oder die von den erstern büchsenartigen Gebilden zusammen vorkommen. Sobald die in der Kapsel enthaltenen, fruchtbar gemachten Körnchen zur Reife gelangt sind, hebt sich der Deckel, und der Same wird verschüttet, um zu neuen Pflanzen entwickelt zu werden. Fast alle Moose haben eine sehr dauerhafte Natur; sie sind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün, gedeihen aber im Ganzen mehr in der Kälte als Hitze. Getrocknete Moose können nach vielen Jahren durch Feuchtigkeit scheinbar wieder belebt werden.

Morabiten, d. h. Fromme, ist der Plural des arab. Wortes Marbût oder Marabout, womit noch jetzt die nordafrikan. Araber in der Berberei und in Marokko einen frommen Einsiedler bezeichnen. In der arab. Geschichte versteht man unter Morabiten gewöhnlich einen besondern arab. Stamm, welcher diesen Namen angenommen und sich in dem jetzigen Gebiete von Marokko niedergelassen hatte, und eine aus diesem Stamme gegen 1075 n. Chr. hervorgegangene Dynastie, welche in Nordafrika und in Spanien einige Zeit sich behauptete. Span. Schriftsteller nennen diese Dynastie Al moravides, Andere auch Molathemiten, d. h. die Verschleierten. Stifter derselben war Abubekr ben omar, welcher durch die Eroberung der Stadt Segelmessa 1075 n. Chr. sein Reich gründete. Sein

Nachfolger Juſſuf ben taſchfin erbaute die Stadt Marokko und unterwarf ſich 1106 die arab. Provinzen Spaniens. Die Dynaſtie endete 1163 mit Iſhak ben ali, welchem Marokko durch die Dynaſtie der Almohaden entriſſen ward.

Moral, abgeleitet von dem lat. mores, d. h. Sitten, nennt man die Sittenlehre (im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit ſelbſt, indem man Moral ſtatt Moralität gebraucht), die als Pflichten- oder Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung genommen werden, aufgefaßt und dargeſtellt wird. Das Geſchäft der Ausmittelung der Geſetze für die menſchlichen Handlungen und Beſtrebungen in Beziehung auf die höhere Beſtimmung des Menſchen hat die Moralphiloſophie im engern Sinne oder die Metaphyſik der Sitten, wie ſie Kant nannte, auch praktiſche Philoſophie, weil ſie es mit den Vernunftgeſetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem das Begehren mit eingeſchloſſen iſt. Aus den Reſultaten der Moralphiloſophie läßt ſich nun philoſophiſche Moral ſelbſt aufſtellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menſchen gegebenen und mit freiem Willen zu erfüllenden Geſetze. Von der philoſophiſchen unterſcheidet ſich die theologiſche Moral oder chriſtliche Ethik, welche die Vorſchriften für das menſchliche Handeln als Lehre des Chriſtenthums darſtellt. Wird der Ausdruck Moralphiloſophie in weiterm Sinne als praktiſche Philoſophie genommen, ſo kann man ſie 1) in die Metaphyſik der Sitten, welche die Grundlagen und Bedingungen des vernünftigen Handelns überhaupt unterſucht und aus der moraliſchen Natur des Menſchen ableitet; von Einigen auch allgemeine praktiſche Philoſophie genannt, weil ſie die folgenden Unterſuchungen vorbereitet und begründet, indem ſie die Begriffe des praktiſchen Geſetzes und der moraliſchen Freiheit und die Begriffe von Pflicht, Tugend, Gut, Gewiſſen und moraliſchem Gefühl auseinanderſetzt; 2) in die Ethik oder Moral, im engern Sinne Tugendlehre, welche das tugendhafte Handeln oder die ſittliche Geſinnung insbeſondere zum Gegenſtande hat und auch die Aſcetik begreift, und 3) die philoſophiſche Rechtslehre oder das Naturrecht (ſ. d.) abtheilen. Wird dieſe Wiſſenſchaft in der höchſten Allgemeinheit dargeſtellt, wie ſie aus dem Weſen der Vernunft für alle vernünftige Weſen verbindend ſich ergibt, ſo nennt man ſie gewöhnlich die reine Moralphiloſophie; wird ſie dargeſtellt in beſonderer Beziehung auf die eigenthümliche Beſchaffenheit und Lage des Menſchen, die angewandte Moralphiloſophie, die ſich wieder in die allgemeine und beſondere eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder beſondern menſchlichen Verhältniſſe darin berückſichtigt werden. Mit dem Ausdrucke reine Moral bezeichnet man jedoch öfters auch eine ſolche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundſätze und Regeln aufſtellt, als die ſich in der That aus dem höchſten Grundſatze der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegenſatze ſolcher, wo die Moral auf die Sinnlichkeit, die Lieblingsneigungen und Leidenſchaften, den irdiſchen Vortheil und Gewinn Rückſicht nimmt. (S. Eudämonismus.) Zu beſtimmen, welches der höchſte Grundſatz der Sittlichkeit oder das Moralprincip (ſ. d.) ſei, iſt demnach für die Moralphiloſophie von höchſter Wichtigkeit. Sowie in den Moralprincipien und in den Grundſätzen, durch welche ſie ausgeſprochen werden, ſo findet auch in Hinſicht des Vorzugs, welchen man in der Moral entweder dem praktiſchen Begriffe der Pflicht, oder der Tugend, oder des Gutes gibt, wonach ſie Pflichtenlehre, oder Tugendlehre, oder Güterlehre in einem engern Sinne wird, eine große Verſchiedenheit ſtatt. Eine Prüfung dieſer Verſchiedenheiten in der Entwickelung der Moral enthalten Schleiermacher's „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre" (Berl. 1805), und Dreve's „Reſultate der philoſophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit" (Jena 1797). Die neueſten Darſtellungen der Moralphiloſophie ſind von Fries, Eſchenmayer, Schulze, de Wette, Eſſer, Droz, Elve-

nich, Michelet und Hegel. Letzterer unterschied zwischen Moralität und Sittlichkeit, verstand unter jener die gefoderte subjective Vernünftigkeit des Willens, unter dieser die objective Verwirklichung des freien Willens in Familie, Gesellschaft, Staat, und betrachtete Recht, Moral und Sittlichkeit als Stufen in der Entwickelung der Ethik. — In der Poetik nennt man häufig auch die Lehre, welche einem didaktischen Gedichte zum Grunde liegt, die Moral des Gedichts, z. B. bei einer Fabel.

Morāles (Christofero de), einer der ausgezeichnetsten Componisten seiner Zeit, der Vorläufer Palestrina's, gebürtig aus Sevilla, war unter Paul III. Sänger in der päpstlichen Kapelle. Seit 1543 finden sich mehre Arbeiten von ihm, z. B. Messen, Motetten, Magnificat und Lamentationen aus den Klagliedern des Jeremias in vermischten Sammlungen, welche zu Venedig erschienen. Seine Motette „Lamentabatur Jacob" wurde sonst jährlich am ersten Sonntage der Fasten in der päpstlichen Kapelle aufgeführt und wird noch jetzt in dem dortigen Archive aufbewahrt.

Morāles (Cristobal Perez), einer der berühmtesten span. Maler, geb. zu Badajoz 1509, gest. daselbst 1586, erhielt den Beinamen des Göttlichen, entweder wegen seiner trefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöse Gegenstände zur Bearbeitung erwählte; auch nannte man die Straße, wo er wohnte, nach seinem Namen. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er anfangs in großer Dürftigkeit, weil er seine Gemälde so fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Kühnheit des Pinsels, mit der fleißigsten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen seine Arbeiten vortheilhaft aus. Mehre seiner Gemälde werden in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada aufbewahrt.

Moralisch wird in seiner weitesten Bedeutung dem Physischen entgegengesetzt und bezeichnet alles Das, was durch die Gesetze der Freiheit bestimmt oder auf sie bezogen wird, oder das Praktische. In diesem Sinne ist Alles moralisch, was der Mensch mit Willkür und Freiheit thut. In einer engern Bedeutung heißt moralisch Das, was sich auf das Sittengesetz bezieht; in diesem Sinne sind Handlungen und Charaktere moralisch gut oder böse, je nachdem das Sittengesetz sie billigt oder verwirft. In der engsten Bedeutung heißt moralisch so viel als moralisch gut oder Das, was aus Liebe für das Gute, um der höhern Vollkommenheit willen geschieht.

Moralischer Beweis, richtiger moralischer oder praktischer Überzeugungsgrund, wird die Schlußfolge genannt, welche den sogenannten Vernunftglauben, dessen Begriff in der Kant'schen Schule aufgestellt wurde, aussprechen soll. Das Wesentliche desselben besteht darin, daß man die sittliche Aufgabe des Menschen (das Sollen) als das schlechthin Gewisse; Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit aber, als die vorausgesetzten Bedingungen, unter welchen diese Aufgabe stattfindet, also um dieser Aufgabe willen, für gewiß hält. Die Gottheit wird dadurch zu einer bloßen Vorstellung, welcher der Sittlichhandelnde Realität nur darum beilegt, weil er ihrer bedarf, um seine sittliche Gesinnung zu nähren. Wenn man auch sagen wollte, daß der moralische Glaubensgrund nicht den Glauben hervorbringen, sondern ein Versuch sein solle, den vorhandenen zu erklären, so wäre doch auch dieser Versuch einseitig, indem er nur von einer Seite der Vernunft, nämlich der sogenannten praktischen, ausgeht.

Moralprincip ist der Wahrheit nach der Grundbegriff und Mittelpunkt der Moral, der nicht blos an der Spitze steht, sondern auch sie durchdringt und nach allen Richtungen in ihr entwickelt wird, und auf diese Weise sowol Anfang als Ende oder Resultat ist. Oft versteht man darunter auch das Gesetz des sittlichen Handelns und den Grundsatz, durch welchen die Merkmale des Guten von dem Moralphilosophen ausgesprochen werden. Diejenigen, welche die Frei-

heit des Willens annehmen, — denn Die, welche den menschlichen Willen dem Mechanismus der Natur unterordnen, können eigentlich nicht von einem Moralprincip als praktischem Gesetze in letzterm Sinne sprechen — können entweder das von dem Menschen zu erreichende Gute als einen vollkommenen Zustand des Empfindungsvermögens ansehen und dasselbe in die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes setzen; dann stellen sie ein eudämonistisches Moralprincip auf; oder sie setzen dasselbe in die Befriedigung einer Idee der praktischen Vernunft und stellen so ein rationalistisches Princip auf. Eudämonismus und Rationalismus sind die beiden entgegengesetzten Ansichten der Moral, welche in verschiedene Gestalten ausgebildet werden und schon in der Geschichte der ältern Philosophie auftreten. Am entschiedensten stehen sie sich einander entgegen in der Epikurischen und stoischen Schule, von denen jene eine Glückseligkeitsmoral, diese eine Gesetzmoral und die Übereinstimmung des Geistes mit sich selbst als Moralprincip aufstellte. Dem Eudämonismus trat Kant (s. d.) durch seine Autonomie der praktischen Gesetzgebung und seine Pflichtenlehre entgegen, welche wie die stoische auf innern Zwang und Zwiespalt gebaut ist und das formelle Princip der Befolgung der Pflicht um der Pflicht willen aufstellt. Die Formeln, in welchen man das Sittengesetz ausspricht, und die man häufig auch Moralprincipe nennt, sind sehr verschieden; z. B. strebe nach Vollkommenheit; strebe nach Glückseligkeit; lebe naturgemäß; folge dem Gewissen; handle der menschlichen Würde gemäß; behandle die Menschheit nicht als Mittel; handle so, daß die Maxime deines Willens mit einem allgemeinen Gesetze für vernünftige Wesen übereinstimmt, welches Letztere die Kant'sche Formel ist. Hegel stellte zuerst die Ansicht auf, daß das Princip der Moral kein Einzelnes, sondern die Wahrheit aller einzelnen, einseitigen Moralprincipien sei und sich in der Bewegung des Denkens durch dieselben hindurch als wahrhaftes Princip zu rechtfertigen habe. Vgl. Garve's „Übersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre" (Bresl. 1798) und J. C. F. Meister „Über die Gründe der hohen Verschiedenheit der Philosophen im Ursatze der Sittenlehre ꝛc." (Züllichau 1812, 4.).

Moraspiel ist ein schon im Alterthume bekanntes, in Italien sehr gewöhnliches Spiel, welches darin besteht, daß Jemand eine oder beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern ausstreckt, und ein Anderer in demselben Augenblicke angibt, wie viel Finger jener nicht eingeschlagen hat.

Moräste bilden sich in thonartigem, lehmigem Boden, welcher wenig Fall hat und wo Bäume und Sträucher das Austrocknen hindern, durch allmäliges Ansammeln des Wassers, welches den Boden auflockert, mit dem sich die Überreste der an solchen Stellen üppig wachsenden Vegetabilien und der daselbst zahlreich vorhandenen Thiere aus den niedern Classen, welche wieder abgestorben unter Begünstigung der Wärme schnell in Fäulniß übergehen, vereinigen. Wegen der ununterbrochen in den Morästen vor sich gehenden Fäulnißprocesse haben dieselben auf die Gesundheit der Anwohnenden einen sehr nachtheiligen Einfluß. Belege hierzu geben die pontinischen Sümpfe in Italien, die Gegenden Ägyptens, welche der Nil überschwemmt, ganz Westindien, Holland, Ungarn, Polen, in Deutschland Hanover u. s. w. Obschon die eigenthümliche Beschaffenheit der Stoffe, welche der Gesundheit der Menschen so nachtheilig sind, noch nicht genau erforscht ist, so kann man doch annehmen, daß sie gasartig, dem Sauerstoffgas entgegengesetzt sind und vorzüglich aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff bestehen. Man faßt sie unter der Bezeichnung Sumpfluft (s. d.) oder Sumpfmiasma zusammen. Die Art und der Grad der Einwirkung auf den menschlichen Körper wird aber vorzüglich durch den Grad der Wärme modificirt, welcht zugleich vorhanden ist. Moräste, die gefroren sind, schaden gar nicht; bei mäßiger Wärme erzeugen sie Wechselfieber, welche leicht bösartig werden und stets sehr hartnäckig sind; bei höherm Wärmegrade bösartige, gastrische, gallige, schleimige, remittirende Fie-

ber und Ruhren; bei großer Hitze endlich die orientalische Pest, das gelbe Fieber und die Cholera, welche Krankheiten in morastigen Gegenden endemisch herrschen und unter begünstigenden Umständen leicht ansteckend werden. Überhaupt hat man beobachtet, daß bei allen Sumpfkrankheiten vorzüglich der Unterleib leidet. Auch die anscheinend gesunden Einwohner morastiger Gegenden haben ein elendes, dürftiges Ansehen, bleiben klein und sind schwach, blaß, schlecht genährt; ihre Geistesfähigkeiten werden niedergedrückt; ihre Gemüthsstimmung ist traurig und sinkt endlich zur Indifferenz. Im mildern Falle herrscht die lymphatische Constitution, im schlimmern die venöse unter bösen Modificationen vor. Am Nachtheiligsten wirkt die Sumpfluft auf Fremde. Die einzige sichere Abhülfe für so große Übel gewähren Wasserbaue zur Trockenlegung der Moräste.

Morāta (Fulvia Olympia), eine der gelehrtesten Frauen des 16. Jahrh., geb. zu Ferrara 1526, die Tochter des geachteten Dichters Fulvius Peregrinus Moratus, ward früh mit dem classischen Alterthum bekannt und hielt schon in ihrem 16. Jahre öffentliche Lehrvorträge zu Ferrara. Sie verheirathete sich später mit dem deutschen Arzte Andr. Gundler und zog mit ihm nach Schweinfurt, wo sie zur protestantischen Kirche übertrat. Bei der Plünderung Schweinfurt's durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg verlor sie ihre Bücher und ihr ganzes Vermögen und sah sich genöthigt, nach Hammelburg zu flüchten. Nachmals lebte sie zu Heidelberg und starb daselbst am 26. Oct. 1553. Sie dichtete mit warmem Gefühl in reiner und wohllautender Sprache. Außer einer Schrift über Homer besitzen wir von ihr eine Menge Dialoge, Briefe, Lobreden und Gedichte, vorzüglich Epigramme, in griech. und lat. Sprache, welche nach ihrem Tode von Cölius Secundus Curio unter dem Titel „Opuscula" (Bas. 1558 und öfter) herausgegeben wurden. Über ihr Leben schrieben Nolten (Frankf. 1731, 4. und 1775), Kartzschke (Zittau 1808, 4.), neuerdings anonym ein Engländer (Lond. 1834).

Moratin (Leandro Fernandez di), span. Dichter, bei den Arcadiern in Rom Inarco Celenio genannt, unter welchem Namen er die meisten seiner Schriften erscheinen ließ, geb. 1758 zu Madrid, erhielt unter der Leitung seines Vaters, Nicolas Fernandez di M., des ersten lyrischen Dichters der Spanier im 18. Jahrh., eine treffliche Erziehung. Kurz vor dessen Tode ward er unter erborgtem Namen um den von der span. Akademie ausgesetzten Preis, und sein Gedicht auf die Eroberung Granadas, dessen Mängel er selbst später am besten einsah, weshalb er es auch von der Sammlung seiner Werke ausschloß, erhielt eine ehrenvolle Erwähnung. Das zweite Gedicht, das er der Akademie 1782 vorlegte: „Loccion poetica", eine geistreiche Satire auf die damaligen Verirrungen der span. Poesie, erhielt den Nebenpreis. Später wandte sich M. der dramatischen Dichtkunst zu. Seinem ersten Lustspiel: „El viejo y la niña" (1787) folgten bald „El café", „El baron", La mojigata" und „El si de las niñas" (1805). Dieses letzte Stück, mit welchem M. seine dramatische Laufbahn schloß, wurde der Inquisition als ein anstößiges Werk angegeben, fand aber so allgemeinen Beifall, daß der Dichter gegen alle Verfolgungen geschützt blieb. Erhoben sich M.'s dramatische Werke auch nicht zu der höchsten Kunstvollendung, so zeichnen sie sich doch durch Einfachheit des Plans, geistreiche Charakterdarstellung, lebendigen Dialog so aus, daß er der Wiederhersteller der tief verfallenen span. Bühne wurde und mehren jüngern Dichtern eine glückliche Richtung gab. Als lyrischer Dichter erreichte er zwar seinen Vater weder in Originalität, noch in Kraft und Feuer, war aber dagegen glücklich in der Wahl patriotischer und bedeutender Gegenstände, und zeigte hohe Vollendung der metrischen Form. Unter seinen Idyllen, Sonetten und Episteln findet sich manches Ausgezeichnete, und als Satiriker machte er besonders durch das Gedicht „Las dias" Aufsehen. Durch den allwaltenden Godoy erhielt er zwei geistliche Pfründen, obgleich er nie die geistlichen Weihen empfangen hatte. Nach seiner Rückkehr von einer Reise durch Frankreich, Eng-

land, Italien und Deutschland ward er von Karl IV. zum Secretair bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Joseph Bonaparte machte ihn zu seinem Bibliothekar, und als dessen Herrschaft ihr Ende erreichte, lebte M. zurückgezogen in Valencia, bis ihn Elio's Verfolgungen zur Flucht nach Barcelona zwangen. Später ging er nach Bordeaux und 1827 nach Paris, wo er am 21. Jun. 1828 starb. In der letzten Zeit seines Lebens bearbeitete er eine Geschichte des spanischen Theaters, die er aber bei seinem Tode nur bis auf Lope de Vega's Tod hinabgeführt hatte. Nach seiner Verfügung sollten die zu der Fortsetzung dieses Werkes bestimmten handschriftlichen Materialien verbrannt werden, was auch geschah, nachdem man eine Abschrift davon genommen hatte. Eine Sammlung seiner „Obras dramaticas y liricas" (3 Bde., 1825) ließ er in Paris, und die „Obras postumas" seines Vaters in London (1825) erscheinen.

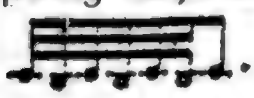
Moratorium oder Anstandsbrief (literae quinquennales) nennt man eine landesherrliche oder richterliche Verwilligung für einen Schuldner, daß er auf eine bestimmte Zeit von seinen Gläubigern nicht zur Bezahlung seiner Schuld gezwungen werden dürfe. Er muß zu dem Ende nachweisen, daß sein Unvermögen zu zahlen nur vorübergehend ist, indem es etwa von ungünstigen Zeitumständen, deren Besserung sich hoffen läßt, von der Schwierigkeit, bedeutende Waarenvorräthe zu Geld zu machen u. s. w., herbeigeführt wird, sodaß ein gezwungener und schleuniger Verkauf des Vermögens dem Schuldner beiweitem mehr schaden als dem Gläubiger nützen würde. Zugleich muß der Gläubiger gesichert werden, daß er nicht durch die ertheilte Nachsicht in größere Gefahr kommen werde, und es müssen die laufenden Zinsen pünktlich entrichtet werden. Unter solchen Bedingungen werden zuweilen ganzen Classen von Schuldnern, z. B. Gutsbesitzern einer durch Krieg oder andere allgemeine Calamitäten zerrütteten Provinz, allgemeine oder Generalmoratorien gegeben; einzelne Personen erhalten Specialmoratorien auch wol gegen einzelne Gläubiger. In manchen Ländern werden die Moratorien als landesherrliche Dispensationen und Gnadensachen behandelt, in andern sind sie den Gerichten zugewiesen.

Morcheln sind Pilze oder Schwämme mit einem hohlen Strunke, welcher einen gleichfalls hohlen, außen zellenartig gefalteten, braunen Hut trägt. Man unterscheidet mehre Arten: 1) Die gemeine Morchel (Morchella esculenta), welche sich dadurch von den andern Arten auszeichnet, daß der Strunk nicht in das Innere des Huts eindringt, und dieser mit seinen Rändern nicht glockenförmig über den erstern hängt, sondern rings um dem Rande mit ihm verwachsen ist. Die gemeine Morchel hat wieder mehre Abarten, die sich durch hellere oder dunklere Färbung und die Gestalt der offenen Zellen auf dem Hute unterscheiden. 2) Die Glockenmorchel (M. patula) hat eine glockenförmige, mit ihrem Rande nicht an den Strunk gewachsene Mütze. 3) Die Käppchenmorchel (M. Mitra) hat einen zwei bis vier Zoll hohen Strunk, der in seiner Mitte angeschwollen ist und eine verhältnißmäßig kleine Mütze trägt, welche etwa ein bis anderthalb Zoll hoch, und an ihrer dicksten Stelle ebenso stark im Durchmesser ist. Nach oben verschmälert sie sich in eine stumpfe Spitze und nach unten zieht sie sich so zusammen, daß sie mit ihrem Rande dicht an den Strunk anschließt, aber keineswegs mit ihm verwachsen ist. Der Strunk dringt bis zu ihrer Mitte in dieselbe ein und ist erst dort an sie angewachsen. 4) Die Früh- oder Stockmorchel gehört einer andern, den Morcheln nahe verwandten Gattung (Helvella) an. Sie enthält viel Fleisch und kommt der gemeinen Morchel an Güte gleich. Der Strunk ist über einen Zoll hoch und trägt eine Mütze von ein bis zwei Zoll Höhe, ein bis drei Zoll Breite, die von gelblich- oder schwarzbrauner Farbe, unregelmäßiger Gestalt und mit unregelmäßigen Runzeln überzogen ist. Außer den beschriebenen kennt man

noch mehre minder wichtige Arten. Alle sind eßbar und erscheinen gewöhnlich im Frühjahr in Laub- und Nadelhölzern auf kalkigem und thonigem Boden. Man bereitet sie frisch oder hebt sie getrocknet auf. Durchs Trocknen wird der faltige Hut schwarz.

Mord heißt die mit überlegtem Vorsatz unternommene und wirklich ausgeführte, gesetzwidrige Tödtung eines Menschen. An Thieren, Misgeburten ohne menschliche Gestalt und Anlage, an Todten, unreifen, des Lebens unfähigen Geburten kann kein Mord begangen werden; ebenso wenig nach frühern Ansichten an Geächteten. Eine Tödtung aus Pflicht und in gerechter Nothwehr ist kein Mord und überhaupt nicht strafbar. Zwischen der Tödtung aus reinem, unverschuldetem Zufall (homicidium fortuitum), wobei keine Zurechnung stattfindet, und der Tödtung mit kaltem, überlegtem Vorsatz (homicidium dolosum praemeditatum) liegen eine Reihe von Abstufungen, welche von einem geringen Grade der Strafbarkeit bis zum höchsten fortschreiten. Der nicht beabsichtigte Todtschlag aus bloßer Unvorsichtigkeit, mit Verletzung gemeiner oder vorgeschriebener Vorsichtsregeln, aber ohne alle Absicht zu tödten oder überhaupt zu schaden, hat schon mehre Grade der geringen oder groben Unvorsichtigkeit. Ein Todtschlag, welcher bei einer Handlung erfolgte, die schon an sich mit der Absicht zu schaden, zu verletzen, wehe zu thun, verknüpft war, wobei aber der Beschädigende den bestimmten Zweck nicht hatte, das Leben zu nehmen, ist immer noch ein blos verschuldeter Mord (homicidium culposum), aber schon weit strafbarer. Dem vorsätzlichen Todtschlage kommt es aber sehr nahe, wenn der Thäter vorsätzlich solche Handlungen unternahm, wobei er sich zwar der Absicht zu tödten nicht bestimmt bewußt war, welche aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge den Tod herbeiführen konnten, und wobei auch dieser Erfolg der Absicht des Thäters nicht entgegen war. Dies ist der berüchtigte indirecte Vorsatz, ein Handeln mit undeutlicher Vorstellung des Zwecks, doch mit dem Bewußtsein, daß der Tod wol eine Folge desselben sein könne. Alles dies nennen die Engländer manslaughter; doch werden Fälle der letztern Gattung wol auch als vorsätzlicher Todtschlag (murder) angesehen. Der vorsätzliche Todtschlag, begangen in Zorn und Jachheit des Gemüths, in leidenschaftlicher Hitze und der ersten Aufwallung des Affects (homicidium ex iracundia et calore animi) wird nach gemeinem deutschen Criminalrechte zwar auch mit dem Tode, aber doch gelinder als der eigentliche Mord, mit Überlegung und kaltem Blute ausgeführt, bestraft, mit dem Schwerte, da auf diesem das Rad steht. Mord aus Lebensüberdruß, aus religiöser Schwärmerei, aus partiellem Wahnsinn wird nicht als eigentlicher Mord behandelt, indem die Zurechnungsfähigkeit fehlt, die aber durch bloßen politischen Fanatismus und eine irrige Ansicht von Recht und Pflicht nicht aufgehoben wird. Manche Arten des Mordes werden durch die Art der Ausübung (gedungener Mord, oder Banditenmord, Gift- und Meuchelmord), durch den Zweck (Raubmord und Hochverrath) und durch den Gegenstand (Kindes-, Verwandten- und besonders Aeltermord) ausgezeichnet und härter bestraft. Vor dem weltlichen Gericht entschuldigt kein Zweck den Mord, wenn nicht Vertheidigung seiner selbst oder eines Andern in gesetzmäßigen Schranken erwiesen werden kann. Der Moralist mag darüber zuweilen eine andere Ansicht fassen, bei einer Corday, einem Virginius und Brutus, allein der Richter darf es nicht. — Mordbrenner ist der vorsätzliche Anstifter einer Feuersbrunst mit naheliegender Gefahr für das Leben anderer Menschen.

Mordant oder Mordent, bei den Franzosen pince, bezeichnet in der Tonkunst eine Spiel- oder Singmanier, welche darin besteht, daß man mit dem angegebenen Tone und dem unter demselben liegenden Tone schnell, aber so abwechselt, daß man wiederum zu dem ersten zurückkehrt. Der Mordant ist einfach oder kurz, wenn der untere Ton nur ein Mal gehört wird, und wird

dann so gezeichnet ⁓ (z. B. , ausgeführt), oder ein langer, doppelter Mordant, der nur bei längern Noten stattfinden kann, wenn jene Abwechselung mehrmals geschieht. Letztere wird bezeichnet ⁓ z. B. ; ausgeführt  .

Mordschläge sind drei bis vier Zoll lange Stücken Flintenlauf, die unten spitz zugeschmiedet und mit einem Zündloch versehen sind. Sie werden mit zwei oder drei Kugeln geladen und zwischen die Rippen der Carcassen und Brandkugeln eingeschlagen, um den Feind durch ihr Losschießen von dem Löschen jener Brandkörper abzuhalten.

Morēa ist der neuere Name des alten **Peloponnesos** (s. d.).

Moreau (Jean Michel), Maler und Kupferstecher, geb. zu Paris 1741, ein Schüler Le Lorrain's, folgte diesem, als derselbe zum Director der petersburger Kunstakademie berufen wurde, 1758 nach Petersburg. Nach Le Lorrain's Tode kehrte er 1760 nach Paris zurück, gab aber bei gänzlichem Mangel an eignem Vermögen die Malerei auf, erlernte unter Lebas die Kupferstechkunst und erlangte bald einen großen Ruf. Er wurde 1775 Mitglied der Malerakademie und kön. Cabinetszeichner, unternahm 1784 eine Reise nach Italien, die in seinen Kunstansichten und Arbeiten Epoche machte, und starb ungeachtet seines Fleißes in großer Dürftigkeit zu Paris am 30. Nov. 1814. M. lieferte Kupferstiche zum Homer, Thucydides, Marc Aurel, Virgil, Juvenal, Ovid, Corneille, Racine, Lafontaine, Regnard, Crébillon, Rousseau, Montesquieu, Marmontel, Raynal, Mably, Gresset, Barthélemy, Saint-Pierre, Voltaire, Molière (zu den letztern beiden in zwei verschiedenen Folgen, zusammen über 100 Blatt), zu Geßner's Schriften, zum N. T. und zur franz. Geschichte. Überhaupt beläuft sich die Zahl seiner zu Kupferstichen gefertigten Zeichnungen auf 2400 Blatt.

Moreau (Jean Victor), der Sieger von Hohenlinden, auch Frankreichs Coriolan genannt, geb. zu Morlaix im Departement Finisterre am 11. Aug. 1761, hatte zu Rennes die Rechte studirt. Im Mai 1788 trat er an die Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten für das Parlament und die Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Ministers auf. Als aber dieselben Stände aus Kastengeist sich weigerten, den kön. Befehl in Ansehung der von der Nation gefoderten Versammlung der Reichsstände zu vollziehen, da nöthigte M. sie im Namen der bewaffneten Bürger zum Nachgeben. Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. In der Nordarmee gab er zuerst bei der Schlacht von Neerwinden, am 18. März 1793, Beweise seines militairischen Talents und kam dann in Souham's Generalstab, unter Pichegru's Oberbefehl. Im Apr. 1794 ward er Divisionsgeneral und führte hierauf den rechten Flügel der Nordarmee über die zugefrorene Waal. Er verwarf die Blutbefehle Robespierre's und ahmte nie die Sprache der Sansculotten nach. Sein Ruhm als Feldherr blieb makellos von dem Tage an, wo er an die Spitze der Rhein- und Moselarmee trat (24. Apr. 1796), bis zu dem Tage, wo er durch den Waffenstillstand zu Steyer (25. Dec. 1800) den Frieden von Luneville seinem Vaterlande gab. Drei Mal führte er im Angesichte des Feindes das Heer über den Rhein: im Jun. 1796 bei Strasburg, im Apr. 1797 bei Diersheim und im Apr. 1800 bei Kehl und Breisach. Ebenso gewandt als kühn ging er über die Donau, den Lech und den Inn. Diese Übergänge und seine Rückzüge, im Oct. 1796 vom Lech bis Hüningen und im Mai 1799 von der Etsch bis Turin und Genua, stellten ihn ebenso sehr den größten Feldherren gleich als die Kunst seiner Märsche, die Umsicht seiner Entwürfe, die Kühnheit seiner Angriffe, die Vorsicht seiner Bewegungen und die Bestimmtheit seiner Anordnungen. Er rettete drei Mal Frankreichs Heer und bildete zwei Mal aus den

Trümmern des geschlagenen ein neues. Er schlug am 5. Jul. 1796 den General Latour bei Rastadt und am 9. Jul. den Erzherzog Karl bei Ettlingen, siegte am 2. Oct. auf seinem Rückzuge, von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 M. bei Biberach; drang durch das Höllenthal des Schwarzwaldes, und behauptete, selbst geschlagen, wie bei Emmendingen am 19. Oct. und bei Schliengen am 24. Oct., seinen Ruhm vor Kehl und Hüningen durch die wichtige Vertheidigung dieser schlecht befestigten Plätze. Dabei war M. menschlicher und uneigennütziger als irgend ein anderer Feldherr der Republik. Allein seine Mäßigung und seine Freundschaft für Pichegru machten ihn verdächtig; daher verlor er nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797) den Oberbefehl. Doch schon im Nov. 1798 sah das Directorium sich genöthigt, ihn als zweiten Generalinspector bei der ital. Armee unter Scherer wieder anzustellen. Zu spät übergab man ihm den Oberbefehl; mit einem geschlagenen Heere von 28,000 M. mußte er sich vor 80,000 Russen und Östreichern, welche Suwaroff anführte, nach Piemont und in das Genuesische zurückziehen. Er that dies so, daß er dem in Unteritalien abgeschnittenen Heere unter Macdonald den Rückzug sicherte, indem er selbst in den Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes vordrang und am 19., 20. und 21. Jun. in der Ebene von Marengo die Generale Bellegarde und Seckendorf schlug. Dadurch zog er Suwaroff von der Verfolgung des an der Trebia geschlagenen Macdonald ab und nahm hierauf, im Besitz der Bocchetta, bei Novi mit 14,000 M. eine Stellung, wo Macdonald mit den Trümmern seines Heeres ihn erreichen konnte. Er stellte hierauf die Armee wieder her, mußte aber den Oberbefehl an Joubert abgeben. Als dieser in der Schlacht bei Novi, am 15. Aug., blieb, stellten sich die franz. Generale einmüthig unter M.'s Oberbefehl, und nach 20stündigem Kampfe, in welchem er selbst verwundet wurde, sicherte er den Rückzug des Heeres. Hierauf ging M. nach Paris, wo Männer von Einfluß ihm damals die erste Stelle im Staate antrugen; doch er lehnte sie ab und unterstützte Bonaparte am 18. Brumaire, weil er sah, daß dieser die Mehrheit für sich hatte. Hierauf gab ihm Bonaparte den Befehl über die Rheinarmee, welche aber erst von Carnot und M. gebildet werden mußte. Mit ihr drang M. nach den Siegen bei Engen, am 3. Mai 1800, bei Möskirch am 5., bei Biberach am 9. Mai und bei Memmingen bis an den Lech vor, zwang den östr. Obergeneral Kray, die feste Stellung bei Ulm zu verlassen, ging über die Donau, schlug ihn bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg, drang bis Regensburg vor und besetzte München. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien und nöthigte den Feind, durch die Verträge zu Parsdorf und Hohenlinden, ihm Regensburg, den tiroler Paß Reitti, Philippsburg, Ulm und Ingolstadt zu übergeben. Nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes schlug er das östr. Heer unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden am 3. Dec., wo General Richepanse den Sieg entschied, ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis 10 Meilen von Wien vor und schloß mit dem Erzherzog Karl einen Waffenstillstand zu Steyer am 25. Dec., durch den er die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein und Scharnitz erhielt und den luneviller Frieden vorbereitete. Nach dem Frieden lebte er mit seiner Gemahlin, einer geb. Hulot, auf seinem Landgute Grosbois bei Paris von seinem rechtlich erworbenen Vermögen. Er vermied den Oberconsul, lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab und erklärte sich gegen Vertraute mit Offenheit über die Lage der Republik. Doch sprach er nie das Wort aus, das man so oft von ihm verlangte, nämlich das Wort der allgemeinen Erhebung zum Sturze des Unterdrückers. „Wir taugen nicht zu Verschwörungen", war seine Äußerung; „aber ich kenne einen Verschwörer, dem Bonaparte nicht entgehen wird, der ist er selbst! Er wird sich in seinen Thorheiten vernichten." So lebte M. schuld- und furchtlos; allein der Oberconsul haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigsten an die Spitze der Gegenpartei stellte, und umgab ihn deshalb mit Aufpassern.

Darauf zeigte ein Verbrecher, um sich von der Todesstrafe zu retten, an, Georges Cadoudal und Pichegru seien in Paris versteckt, und M. wisse darum. Auch hatte sich die geheime Policei einiger Briefe bemächtigt, die der Abbé David, der gemeinschaftliche Freund Pichegru's und M.'s, an Letztern geschrieben, um ihn mit Pichegru auszusöhnen, damit er dessen Ausstreichung von der Emigrantenliste befördern möchte. M.'s Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen. Nun ließ der Oberconsul M. sofort am 15. Febr. 1804 als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen. Zugleich verbreitete die Regierung die gehässigsten Beschuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei dem Heere, herabzusetzen; ein Senatsbeschluß vom 28. Febr. hob das Gericht der Geschworenen bei Untersuchungen von Hochverrath auf und verwies die Angeklagten an ein von der Regierung ernanntes Criminalgericht. Am 26. Mai wurden die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet, und die Anklageacte trug gegen Pichegru und Georges, als die Häupter der Verschwörung, und bei 42 Mitverschworenen auf die Todesstrafe an. Pichegru (s. d.) leugnete jede Verbindung mit Moreau, Georges und Andern; Georges dagegen gestand, er habe sein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollen, leugnete aber ebenfalls jede Verbindung mit M. Unterdessen hatte M. schon am 11. Apr. erklärt, Pichegru sei zweimal zu ihm gekommen, habe ihm beim zweiten Besuche einige Eröffnungen in Absicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlassen; eine dritte Unterredung habe nicht stattgefunden. Übrigens sagte kein Zeuge gegen M. aus, und kein schriftlicher Beweis ward gegen ihn aufgefunden. Die Anklage beruhte einzig auf widersprechenden und unzusammenhängenden Beschuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber schon im ersten öffentlichen Verhöre am 28. Mai ihre Aussagen als erzwungen oder entstellt zurücknahmen. Gleichwol bestand der Generalprocurator am 3. Jun. auf seiner Anklage, daß M. die Bourbons habe wiederherstellen oder sich der Dictatur anmaßen wollen. Die letztere Beschuldigung war einem Mitangeklagten, Namens Rolland, welchen Pichegru als Unterhändler an M. abgeschickt, von dem Staatsrath Réal bei dem Verhöre in den Mund gelegt worden. Rolland sagte nun aus, daß M. die Sache der Bourbons von sich gewiesen habe, weil er selbst nach der höchsten Würde strebe. Die öffentliche Meinung erklärte sich laut für M.'s Lossprechung, so auch die Generale Macdonald und Lecourbe; ja man drang sogar des Nachts in sein Gefängniß, um ihn mit Gewalt zu befreien. M. aber wollte nicht, daß auch nur ein Tropfen Bluts für ihn vergossen würde. Endlich ward nach 18stündiger Berathung am 10. Jun. das Urtheil gesprochen. Von zwölf Richtern erklärten sieben den General M. für unschuldig und frei; fünf aber für schuldig. Allein Savary, Réal und andere Boten gingen in der Nacht ab und zu, um den Richtern Napoleon's Willen anzuzeigen. M. durfte nicht losgesprochen werden; doch wagte es der Kaiser nicht, den edelsten Bürger Frankreichs zum Tode verurtheilen zu lassen. Also verurtheilte die Mehrheit der Richter M. zu zweijähriger Haft; nur Lecourbe, Rigoud und Dameuve beharrten bei ihrer Abstimmung für gänzliche Freisprechung. M. hörte ruhig das Urtheil und begab sich, ohne Wache, unter dem Rufe des Volkes: „Keine Haft, Freiheit für M.!" in das Gefängniß zurück. Der Kaiser beschloß hierauf, den gefürchteten Mann zu verbannen, und der Justizminister machte am 21. Jun. bekannt, der Kaiser habe M. die verlangte Erlaubniß ertheilt, nach Amerika zu gehen; doch dürfe er, ohne des Kaisers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder betreten. Savary brachte ihn nach Spanien, und M. schiffte sich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein, wohin ihm seine Gemahlin folgte. Nach mehren Reisen in den Freistaate kaufte er sich zu Morisville am Delaware unweit Philadelphia an. Den Winter über lebte er in Neuyork, im Sommer beschäftigten ihn Jagd, Fischerei und Landbau. Unter den wenigen Freunden, mit denen er umging, befand sich auch sein Adjutant, der Oberst Rapatel. Im Dec. 1811 verlor er durch

Brand sein Landhaus mit einer ausgewählten Bibliothek, und bald darauf starb sein Sohn. Um diese Zeit lud ihn sein Freund Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, nach Stockholm ein; allein M. konnte erst im Jun. 1813, auf des Kaisers Alexander Einladung, sich entschließen, seine Freistätte zu verlassen. Er landete am 26. Jul. 1813 in Gothenburg, kam am 7. Aug. in Stralsund an, wo er mit dem Kronprinzen zusammentraf, und ging hierauf über Berlin nach Prag, wo der Kaiser Alexander ihm einen Besuch machte. M. trat nicht in russ. Dienste, obwol er die Uniform eines kais. Generaladjutanten trug, ward von Alexander als Freund betrachtet und begleitete den Kaiser auf dem Marsche gegen Dresden. Hier zerschmetterte ihm am 27. Aug. 1813 auf der Höhe bei Recknitz eine franz. Kanonenkugel an der Seite Alexander's beide Beine. Ruhig ertrug er die Ablösung, ward über das Gebirge getragen und starb am 2. Sept. 1813 zu Laun in Böhmen. Seine abgelösten Beine wurden unter dem Denkmale beigesetzt, welches ihm Fürst Repnin, als Generalgouverneur von Sachsen, an der Stelle, wo er gefallen, am 4. Nov. 1814, an welchem Tage sein Leichnam in Petersburg feierlich beerdigt wurde, errichten ließ. Auf Befehl Ludwig XVIII. wurde M.'s Bildsäule 1819 auch in Paris aufgestellt. Seinen Säbel verehrte die Witwe seinem Freunde, dem Könige von Schweden. M. vereinigte in sich die einfache Größe der ersten Männer des Alterthums mit dem Reichthume neuer Bildung und mit der Anmuth des franz. Charakters. Vgl. Hasse „Victor Moreau und seine Todtenfeier" (Dresd. 1815).

Morellet (André), Abbé, geb. 7. März 1727 zu Lyon, der Sohn eines Papierhändlers, ging, nachdem er den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt genossen, nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte. Fleiß und gutes Betragen ließen ihn mannichfache Schwierigkeiten, die ihm aus seiner Dürftigkeit erwuchsen, überwinden. Er übernahm die Führung eines jungen Mannes, mit dem er eine Zeit lang das Collegium du Plessis bewohnte und dann Italien bereiste. In Rom machte er aus Nicolaus Eymeric's „Directorium inquisitorum" einen Auszug, den er später unter dem Titel „Manuel des inquisiteurs" (Par. 1762) erscheinen ließ, und erwarb sich dadurch die Gunst Diderot's, d'Alemberts, Voltaire's, Helvétius' und anderer damaligen Häupter der encyklopädistisch-philosophischen Schule. Obgleich den Genannten in keiner Hinsicht zu vergleichen, machte er sich doch, wenn auch in einer etwas untergeordneten literarischen Stellung, einen Namen unter ihnen, und wurde mit ihnen genannt. Bedeutsamer als seine literarische war indeß seine gesellschaftliche Stellung. Madame Geoffrin, deren Lobrede er auch geschrieben und von der er „Lettres" herausgegeben hat, Madame Necker, Helvétius, der Baron Holbach und einige andere Familien, deren Häuser damals den geistreichsten Köpfen zum Vereinigungspunkte dienten, sahen ihn täglich bei sich. In angenehmen Verhältnissen lebend schrieb er vor der Revolution nur Kleinigkeiten. Als Palissot die Encyklopädisten in einem bitter-satirischen Lustspiel „Les Philosophes" auf die Bühne gebracht hatte, schrieb er zu diesem Stücke eine sogenannte Vorrede. Palissot hatte die Philosophen nicht geschont und M. schonte diesen noch minder, charakterisirte ihn gradezu als einen Dieb und Betrüger und brachte sich dadurch auf ein halbes Jahr in die Bastille. Auf Malesherbe's Veranlassung gab er 1766 eine Übersetzung von Beccaria's „Dei delitti e delle pene" heraus, auch arbeitete er lange Jahre an einem „Dictionnaire de commerce". Im J. 1783 erhielt er eine Pension von 4000 Livres, indem sein persönlicher Einfluß auf den engl. Unterhändler, Lord Shelburne, günstig auf den Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und England gewirkt hatte, und im folgenden Jahre wurde er in die Akademie aufgenommen. Obgleich er die Revolution lange herbeigewünscht, so überraschte ihn doch der Gang derselben so sehr, daß er bald zu ihren Gegnern gehörte. Mehre seiner Broschüren, die er seit dieser Zeit über mancherlei Vorfälle

schrieb, verriethen einen edlen Muth und selbst sein Talent schien sich gesteigert zu haben. In dem „Cri des familles" sprach er für das Recht der Kinder der Hingerichteten auf das Erbtheil ihrer Ältern; nicht wenig wagte er auch durch seine „Cause des pères", worin er sich der Sache der Emigrirten annahm. Daß die Archive der Akademie bei der Aufhebung dieser Anstalten nicht untergingen, ist ihm größtentheils zu danken. Bei der ersten Organisation des Instituts wurde er übergangen; doch 1803 wurde er wieder in die Akademie gewählt. Auch ward er 1807 Mitglied des Corps législatif. Im J. 1815 hatte er das Unglück, durch einen Fall den Schenkelknochen zu brechen, dennoch fuhr er unermüdet in seinen Arbeiten fort, und noch 1818 gab er, 91 Jahre alt, seine „Mélanges de littérature et de philosophie du 18me siècle" (4 Bde.) heraus. Er starb am 12. Jan. 1819 und hinterließ den Ruhm, einer der liebenswürdigsten Männer seiner Zeit gewesen zu sein. Für die literarische und sociale Geschichte des 18. Jahrh. geben die „Mémoires inédits de M., suivis de sa correspondance avec M. le Cte. R. (öderer), avec un éloge historique" von Lemontey eine reiche Ausbeute. Zur Encyklopädie hat M. sehr viele Artikel geliefert; außerdem nennen wir noch seinen „Eloge de Marmontel". Vgl. Zeitgenossen; neue Reihe; Nr. X.

Morelli (Giacomo), der erste unter allen Bibliothekaren im umfassendsten Sinne des Wortes, geb. zu Venedig am 14. Apr. 1745, war das Kind armer Ältern, gegen deren Willen er den geistlichen Stand erwählte, so treu er auch sonst alle Sohnespflichten erfüllte. Den mangelhaften Schulunterricht, welchen er genossen, ergänzte er durch eignes Studium, und spät erst erlernte er die griech. und franz. Sprache. Durch sein anhaltendes Arbeiten auf der Zeniani'schen Bibliothek, lenkte er die Aufmerksamkeit des Bibliothekars, P. de Rubeis, auf sich, der ihm nun rathender Freund ward. Bei dem unermüdlichen Fleiße M.'s reichte die Zeniani'sche Bibliothek sehr bald für seine Studien nicht mehr aus, und er durchforschte hierauf auch die übrigen Büchersammlungen seiner Vaterstadt. Aus Liebe zur Unabhängigkeit lehnte er mehre vortheilhafte Anträge reicher Bibliophilen Venedigs ab; nur mit dem Patrizier Farsetti verband er sich näher, dessen Manuscriptensammlung er durch seine „Bibliotheca manuscr. del Bali T. G. Farsetti" (2 Bde., Ven. 1771—80, 12.), wozu spätere Nachträge kamen, bekannt machte. Darauf folgte seine „Dissertazione storica intorno alla pubblica libreria di S.-Marco" (Ven. 1774), worin er eine Menge literargeschichtlicher Fragen und Zweifel beantwortete und löste. Gleiches Verdienst wollte er sich um die Bibliothek der Akademie zu Padua erwerben, wohin er Farsetti begleitet hatte, aber durch Mittheilung seiner Papiere an den Historiographen der dasigen Lehranstalt, Fr. Colle, sind sie verloren gegangen. Zu seinem Verzeichnisse der Handschriften der Nani'schen Bibliothek (Ven. 1776, 4.) kam später das Verzeichniß der italien. Schon diese Werke hätten ausgereicht, ihm europ. Ruf zu verschaffen, doch noch größern Ruhm erwarb er sich als Bibliothekar an der St.-Marcusbibliothek seit 1778. Ihrer Vervollständigung mit allen Kräften beflissen, hatte er die Freude, sie durch die Zeitumstände mit Allem vermehrt zu sehen, was die Archive darboten, aber auch den Schmerz, die von den franz. Behörden angeordnete Verlegung der Sammlung aus ihrem berühmten alten Gebäude bewerkstelligen zu müssen, wobei ihn nur die Pracht und Bequemlichkeit des neuen Locals einigermaßen tröstete. Das Urtheil über M.'s kritischen Scharfsinn und sein Alles umfassendes Wissen festzustellen ist am meisten geeignet seine „Bibliotheca manuscripta graec. et lat.", wovon aber, ungeachtet der Menge des vorhandenen Materials, nur ein Band (Bassano 1802) erschien. Seine letzte Schrift waren die „Epistolae septem variae eruditionis" (Padua 1819). Geehrt durch den Orden der eisernen Krone, durch die Mitgliedschaft des franz. und lombard.-venetian. Nationalinstituts und durch die Liebe Aller, welche dem humanen Greise näher kamen, starb M. am 5. Mai 1819. Seine „Operette ora insieme raccolte con opuscoli di antich

scrittori" (3 Bde.) erschienen zu Venedig 1820. Vgl. Bettio's „Orazione recitata nelle solenne esequie celebrate nella chiesa patriarcale di Venezia" (Ven. 1819).

Moreri (Louis), ein sehr belesener franz. Literator, dem es aber an Geschmack und Phantasie fehlte, war der Erste, der die Idee eines allgemeinen biographischen und historischen Lexikons auffaßte und sie, soweit es damals möglich war, ausführte. Geb. zu Bagemont in der Provence, 1643, hatte er Theologie studirt, war fünf Jahre Controversprediger in Lyon und erhielt hierauf durch die Schwester des Bischofs von Apt, Gaillard de Lonjumeau, dem er die erste Ausgabe seines „Grand dictionnaire historique" (Lyon 1674; 20. Ausg. von Drouet, 10 Bde., Par. 1759, Fol.) widmete, eine vortheilhafte Stelle bei dem Staatssecretair Pomponne. Er starb zu Paris am 10. Jul. 1680. Im Laufe der Zeit ist sein „Dictionnaire" dermaßen umgearbeitet und vermehrt worden, daß es gar nicht mehr als das seinige zu erkennen ist.

Moresken, s. Grotesken.

Moreto (Augustin Moreto y Cavana), ein vorzüglicher dramat. Dichter, von dessen Leben nichts bekannt ist, als daß er unter besonderer Gunst des Königs Philipp IV. für das Theater, bald einzeln, bald mit andern Dichtern verbunden schrieb, später aber in den geistlichen Stand trat und die dichterische Laufbahn ganz aufgab. Im Lustspiel ziehen ihn Viele dem Calderon vor, wiewol sie Fehler im Plane und Incorrectheit an ihm tadeln. Bouterwek sagt von ihm: Einige seiner Stücke sind durch und durch komisch und zugleich Charakterstücke, wenngleich in der Form des span. Intriguenspiels. In seinem Lustspiele: „De fuera vendra, quien de casa nos echara" (Ein Fremder wird kommen, der uns aus dem Hause treibt) sind mehre Charaktere, freilich im Caricaturstyl, aber treffend und mit vieler komischen Kraft gezeichnet. Überhaupt nähert sich M. weit mehr als Calderon dem Terenz; aber sein Grazioso (der scherzhafte Bediente) macht zu oft fade Späße. Sein „Marques del Cigarral" ist fast wörtlich von Scarron in dem Fastnachtsspiele: „Don Japhet d'Arménie" übersetzt worden, sein noch ausgezeichneteres Intriguenstück: „No puede ser" (Es kann nicht sein) hat Dumaniant in dem Lustspiel: „Guerre ouverte" auf die franz. Bühne übertragen und Molière in seiner „Ecole des maris" benutzt, und sein beliebtes Lustspiel „El desden con el desden" wurde von Molière in seiner „Princesse d'Elide" nachgeahmt, durch West's (Schreivogel's) deutsche Bearbeitung unter dem Namen „Donna Diana, oder Stolz und Liebe" (1816) auf die deutsche Bühne gebracht und den Italienern durch Carlo Gozzi's „Principessa filosofa o il contraveleno" bekannt. Die „Comedias de M." erschienen zu Madrid 1654; vollständiger zu Valencia 1676 und 1677 (3 Bde., 4.).

Morgagni (Giambattista), einer der gelehrtesten Mediciner und Anatomen Italiens und der Begründer der pathologischen Anatomie, geb. 25. Febr. 1682 zu Forli im Kirchenstaate, studirte zu Bologna, wo der berühmte Valsalva sein Freund und Lehrer wurde. Bald zeichnete er sich in der Physik und Medicin, selbst in der Astronomie so aus, daß er seinem Lehrer bei dessen Vorlesungen helfen konnte. Vorzüglich legte sich M. auf das Studium der Anatomie und trat bereits im 24. J. mit einigen dahin einschlagenden und Aufsehen erregenden Abhandlungen auf. In Venedig und Padua, wo er sich mit Guglielmini und Lancisi verband, widmete er sich ganz dem Studium der vergleichenden Anatomie. Nachdem er hierauf einige Jahre in seiner Vaterstadt als ausübender Arzt zugebracht hatte, nahm er 1712 das ihm angetragene Lehramt als Professor der Medicin in Padua an und erlangte sehr bald als Anatom einen europ. Ruf. Er starb am 5. Nov. 1771. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Adversaria anatomica omnia" (Leyd. 1741, 4., und 1762, Fol.); „Opuscula miscellanea" (Ven. 1763, Fol., auch Neapel 1763, 4.); „Epistolae anatomicae XX." (Ven. 1764,

Fol.) und sein Hauptwerk: „De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis" (2 Bde., Padua 1765, Fol., und öfter; neueste Ausg., 6 Bde., Lpz. 1827—29, 12.; deutsch von Königsdörfer und Hermann, 5 Bde., Altenb. 1771—76). Seine „Opera omnia" (5 Bde., Ven. 1765, Fol.), unter denen sich auch einige kritisch-historische Abhandlungen befinden, gab sein Schüler Anton Larber heraus. Sein handschriftlicher Nachlaß, bestehend aus zwölf Kisten, wird in Parma aufbewahrt. Eine von ihm entdeckte kleine Öffnung an der Zungenwurzel und ein Muskel des Zapfens sind mit seinem Namen belegt worden.

Morgan (Lady), eine der ausgezeichnetsten brit. Schriftstellerinnen, ist die Tochter des Schauspielers Owenson zu Dublin, wo sie geboren ward, und machte sich zuerst durch einige Romane bekannt, welche die Sitten und Zustände Irlands geistreich darstellen, wie „Saint Clair, or the heiress of Desmond" und vorzüglich „The wild irisk girl" (deutsch, Lpz. 1809). Denselben Zweck verfolgten ihre „Patriotic sketches of Ireland". Nach ihrer Verheirathung mit dem Arzte Morgan, der die Ritterwürde erhielt, ward ihre schriftstellerische Thätigkeit noch fruchtbarer. Außer einigen Romanen, wie „The missionary", und den beiden irischen Sittengemälden „O'Donnel" und „Florence M'Carthy" (deutsch, Lpz. 1821) erhöhte sie ihren literarischen Ruhm vorzüglich durch „France" (2 Bde., Lond. 1817; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1825), eine der besten Schilderungen des neuesten Zustandes Frankreichs, ungeachtet ihre Urtheile nicht immer frei von Einseitigkeit sind. Ebenso großen Beifall als dieses Werk fand ihr „Italy" (2 Bde., Lond. 1822, 4.; deutsch, 4 Bde., Lpz. 1822—23). Beide wurden in Rom, Sardinien und Östreich verboten, und der Verfasserin ward der Eintritt in die östr. Staaten ausdrücklich untersagt. Später lebte sie in Dublin, wo sie 1824 „The life and times of Salvator Rosa" (deutsch, Dresd. 1824) schrieb, eine ihrer schwächsten Leistungen. Sie besuchte 1829 Belgien und Frankreich, wo sie ihr „Book of the boudoir" herausgab, das anziehende Anekdoten über sie selbst und viele interessante Einzelnheiten enthält. Ihr „France in 1829" (Lond. 1830; deutsch, Darmst. 1830) schildert lebendig den moralischen und politischen Zustand Frankreichs vor dem Ausbruche der Revolution. Als Romanschriftstellerin betrat sie wieder mit Glück das Gebiet irländ. Sittenschilderungen in „The O'Briens and O'Flahertys" und bewährte ihre geistreiche Darstellungsgabe auch in ihrem neuesten Roman „The princess or the Beguine" (3 Bde., Lond. 1835), worin sie die Zustände Belgiens anziehend schildert.

Morgana, s. Fata Morgana.

Morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem Salicam), abgeleitet von dem goth. Worte morgjan, d. h. abkürzen oder beschränken, auch Ehe zur linken Hand genannt, ist diejenige Ehe, bei welcher durch Ehepacten ausgemacht wird, daß die nicht ebenbürtige Frau und ihre Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen sein sollen. Nach dem preuß. Landrechte ist sie den Adeligen und kön. Räthen, nach dem gemeinen Rechte nur dem hohen Adel gestattet.

Morgarten, ein Berg an der Ostseite des Sees Egeri im schweizer. Canton Zug, wurde berühmt durch den Sieg der Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden über die Östreicher am 6. Dec. 1315. Die erwähnten Cantone hatten nämlich aus Haß gegen Östreich sich für den Kaiser Ludwig von Baiern erklärt, auf dessen Seite auch der Kurfürst von Mainz war. Friedrich von Östreich, Ludwig's Gegenkönig, sprach daher über sie die Acht aus, und der Bischof von Konstanz belegte sie mit dem Bann. Als nun Friedrich ein Heer von 20,000 M. unter dem Oberbefehl seines Bruders Leopold gegen die Waldstädte vorrücken ließ, besetzten die tapfern Waldstädter, die im Ganzen gegen 1600 M. stark waren, den schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge M. und dem Egerisee hinschlängelt, mit der Mehrzahl während der andere Theil an der Seite des steilen Berges sich aufstellte.

Kaum war Leopold's Heer in den engen Paß eingedrungen, so ließen die am Berge aufgestellten Schweizer die dort aufgehäuften Steinmassen herabrollen, brachten dadurch die Reiterei in Unordnung und richteten solche Verheerungen unter dem Feinde an, daß es dem untenstehenden Häuflein möglich ward, den vordringenden Theil des feindlichen Heeres größtentheils zu vernichten. Nur Wenige, unter ihnen Leopold, entrannen dem Tode. Hierauf verbanden sich nun die drei Cantone zu Brunnen am 8. Dec. 1315 auf immer, und ihnen schlossen sich bis zum J. 1513 nach und nach noch 10 Cantone an.

Morgen, Morgengegend oder Osten heißt diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Auch gebraucht man Morgen für gleichbedeutend mit Morgenzeit, worunter die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verstanden werden. — Der Morgenpunkt, bei den Schiffern Ostpunkt oder Osten, heißt der Durchschnittspunkt des Äquators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen. Die nach diesem Punkte hin liegende Gegend ist die Morgengegend. In den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. März und 23. Sept., geht die Sonne grade in dem Morgenpunkte auf, sowie sie in diesen Tagen genau in dem dem Morgenpunkte grade entgegengesetzten Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseit des Morgenpunktes nach N. hin, und im Winter diesseit desselben nach S. hin auf. Am längsten Tage ist ihr Aufgangspunkt am weitesten gegen N. und am kürzesten Tage am weitesten gegen S. entfernt. Diese jedesmalige Entfernung des aufgehenden Gestirns vom Morgenpunkte nennt man die Morgenweite.

Morgen oder ein Morgen Landes ist ein Feld- oder Ackermaß, welches ungefähr so viel umfaßt, als ein Mann mit einem Gespann in einem Tage bearbeiten kann. (S. Maß, Gewicht und Münzen.)

Morgengabe ist, nach gemeinem deutschen Privatrecht, das Geschenk, welches der neue Ehemann der Frau am Tage (Morgen) nach der Hochzeit macht und dessen freies Eigenthum folglich auf sie übergeht. Man nennt dieses die vertragsmäßige Morgengabe, insofern sie in einem Ehevertrage versprochen wird und aus demselben, obgleich sie in die Form eines Geschenks eingekleidet ist, auch rechtlich gefodert werden kann. Bei sogenannten unstandesmäßigen Ehen bekam sie die Frau gewöhnlich statt alles Übrigen und mußte durch dieselbe für sich und ihre Kinder sorgen. Schon in den ältesten Gesetzen der deutschen Nation kommen Spuren derselben vor. Sie fand gewöhnlich beim Adel, weniger unter dem Bürgerstande statt. Ihre Größe hing in der Regel vom Vertrage ab. Unter der gesetzlichen oder sächsischen Morgengabe aber verstand man gewisse Dinge, welche eine adelige Witwe nach dem Tode ihres Gemahls aus seinem Landgute nothwendig bekommen muß. Sie soll ihren Grund in einer falschen Erklärung des Sachsenspiegels haben, die aber durch neuere Gesetze und Herkommen bestätigt worden ist. Die wichtigsten jener Sachen sind: alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, Schafe und Gänse, zugelegtes Bauholz und nicht eingefügte Zaunstöcke. Selten wird die sächs. Morgengabe in Natur gegeben, sondern es vergleichen sich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewisse Geldsumme, die sie erhält. Durch das Gesetz vom 31. Jan. 1829 ward die Morgengabe, sowie die statutarische Erbportion, das Mußtheil der Witwen adeliger Erblasser und deren Recht, ein Leibgedinge zu fodern, im Königreiche Sachsen aufgehoben.

Morgenröthe, ein herrliches Phänomen am Osthimmel kurz vor dem Aufgange der Sonne, entsteht, wie die Abendröthe (s. d.), wahrscheinlich durch die Beugung der Lichtstrahlen; doch läßt sich mit Bestimmtheit die Ursache desselben nicht angeben. Nicht immer ist die Morgenröthe gleich schön, zuweilen ist sie ganz schwach, mitunter aber auch so stark, daß sie dem Nordlichte zu gleichen

scheint. Eine hochrothe oder feurige Morgenröthe wird als Vorbote eines trüben, regenhaften Tages angesehen und zwar deshalb, weil sie eine Wolkenmasse verkündigt, die für den anbrechenden Tag von O. nach W. über den Horizont heraufzieht.

Morgenstern, s. Lucifer.

Morghen (Rafael), einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher der neuern Zeit, geb. zu Portici bei Neapel am 14. Jun. 1761, stammte aus einer niederländ. Familie, die sich zuerst in Frankreich, dann in Florenz niederließ. Den ersten Unterricht in der Zeichnen- und Kupferstechkunst erhielt er durch seinen Vater, Philipp M., und dessen Bruder, Joh. Elias, welche Beide zu Neapel an dem Prachtwerke über die herculanischen Alterthümer arbeiteten. Insbesondere widmete er sich der Landschaftszeichnung und stach seit 1775 verschiedene Ansichten aus den Umgebungen Neapels, die er nach der Natur gezeichnet hatte. Um sich zu vervollkommnen, ging er 1778 nach Rom zu Joh. Volpato, bildete sich in dieses großen Meisters Schule, den er in der Folge übertraf, zum vollkommenen Künstler, verband sich mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten und heirathete 1781 dessen Tochter. Einem vortheilhaften Ruf nach Neapel, den er 1792 erhielt, zog er die Anstellung vor, welche ihm der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., 1793 als Professor der Kupferstechkunst an der Akademie der Künste zu Florenz gab. Von stiller, freundlicher Gemüthsart, lebte er sehr einfach, blos der Kunst und seinem häuslichen Glück, und starb zu Florenz am 8. Apr. 1833. Wir besitzen von ihm eine Menge vortrefflicher Stiche, meist nach berühmten Bildern gearbeitet. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören die Madonna della Seggiola und die Verklärung nach Rafael, die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto; der Herzog von Modena zu Pferde nach van Dyk; Aurora nach Guido; die Jagd der Diana nach Domenichino; der Tanz der Jahreszeiten nach Poussin; das Grabmal Clemens XIII. nach Canova und vor allen das Abendmahl nach Leonardo da Vinci (1800), dessen erste Abdrücke mit der Schrift, aber ohne das Komma nach dem Worte Vobis, ungemein theuer bezahlt werden. Andere ausgezeichnete Arbeiten von ihm sind: die Portraits von Dante, Petrarca, Arioſto, Tasso u. s. w. Die meisten Zeichnungen zu seinen Stichen machten Tofanelli und Mattrini. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Blätter, deren Zahl sich auf 254 beläuft, gab sein Schüler Palmerini heraus (3. Aufl., Flor. 1824). — M.'s Bruder, Antonio, hat Mehres mit ihm zugleich gearbeitet.

Morhof (Dan. Georg), ein berühmter Literator, geb. 6. Febr. 1639 zu Wismar, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte und die humanistischen Wissenschaften. Ein lat. Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs, das er 1659 verfertigte, erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, welche er nach seiner Zurückkunft von einer Reise nach Holland und England antrat, aber schon 1666 mit der der Rede- und Dichtkunst auf der neugestifteten Universität zu Kiel vertauschte. Nachdem er 1670 eine zweite Reise nach Holland und England unternommen, ward er nach seiner Rückkehr 1673 zugleich Professor der Geschichte, 1680 Bibliothekar und starb am 30. Jun. 1691 auf der Rückreise von Pyrmont, wohin er wegen seiner Kränklichkeit gegangen war, zu Lübeck. M. war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und gesundem Urtheile. Durch seinen „Polyhistor" (Lübeck 1688; 4. Ausg., 2 Bde., 1747, 4.) regte er in Deutschland zuerst ein vollständigeres und planmäßigeres Studium der Literaturgeschichte an, für welche dieses Werk lange Zeit die Hauptquelle war. Dasselbe enthält einen bedeutenden Reichthum literarischer Notizen aller Art, und wenn auch nicht alle Urtheile des Verfassers die Probe halten, und namentlich seine Ansichten von der Literargeschichte als Wissenschaft noch sehr dürftig sind, so ist es doch durch manchen methodologischen Wink auch für unsere Zeiten noch schätzbar. M.'s „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie sammt dessen deutschen Gedichten"

(Kiel 1682; 3. Aufl., Lüb. und Lpz. 1718) ist besonders in geschichtlicher Hinsicht wichtig, als ein erster Versuch, die deutsche Grammatik historisch zu begründen. Seine „Deutschen und lat. Gedichte" (Lüb. 1697) hingegen sind von geringem Belang. Eine Auswahl der erstern steht in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 8).

Morillo (Don Pablo), Graf von Carthagena, Generalcapitain von Galicien, geb. um das J. 1770 zu Fuente in der Provinz Toro, von niederer Herkunft, diente in der span. Marine, und machte sich in dem Kriege gegen Napoleon seit 1808 als Anführer einer Guerrilla in Murcia berühmt. Er stieg in den folgenden Feldzügen bis zum General und erkämpfte namentlich 1813 mehre Vortheile über die franz. Heere. Im Anfange des J. 1815 führte er eine Expedition von 10,000 M. nach Neugranada, um Südamerika wieder dem Mutterlande zu unterwerfen. Nach der Eroberung von Carthagena, am 5. Dec. 1815, und von Santa Fé de Bogota, im Jun. 1816, wo er die Republikaner blutig streng, ja grausam behandelte, mußte er seit 1817 vor **Bolivar's** (s. d.) Waffen in feste Plätze sich zurückziehen. Da seine allgemeine Amnestieerklärung zu Caraccas am 17. Sept. 1817 kein Vertrauen fand, so setzte er den Kampf bei ungleichen Mitteln mit großer Geschicklichkeit fort, mußte aber endlich mit Bolivar einen Waffenstillstand zu Truxillo am 26. Nov. 1820 abschließen, worauf er nach Spanien zurückkehrte. Hier war sein Benehmen während der Cortesverfassung sehr zweideutig; indessen that er den Ausschweifungen des revolutionairen Pöbels kräftig Einhalt. Er gehörte zu den Gemäßigten; auch schien er im J. 1823 als Generalcapitain von Asturien und Galicien und als Befehlshaber der Constitution ergeben zu sein; allein er blieb unthätig, erklärte sich am 26. Jun. gegen die von den Cortes in Sevilla ausgesprochene Suspension der kön. Macht, und schien eine vermittelnde Rolle spielen zu wollen. Gedrängt von dem franz. General Bourck, mußte er endlich die royalistische Regentschaft am 17. Jul. 1823 anerkennen, und überlieferte den Franzosen Galicien, unter der Bedingung, daß ihm und seinen Anhängern vollkommene Sicherheit der Personen, Rechte und Güter versprochen wurde. Wegen der in Folge der Restauration des absoluten Königs eintretenden Reaction suchte und fand M. in Frankreich, zu Tours und später in Paris Sicherheit und Schutz; die in Spanien erkauften Nationalgüter aber verlor er. Nach dem Tode Ferdinand VII. ward er, noch unter Zea's Ministerium, 1833, zurückgerufen und in seine Stelle als Generalcapitain von Galicien wieder eingesetzt. Hier hat er seitdem mehre karlistische Bewegungen unterdrückt, jedoch den im Jun. 1835 ihm an Valdez's Stelle angetragenen Oberbefehl der kön. Truppen in den insurgirten Provinzen wegen Kränklichkeit abgelehnt. Seine „Mémoires" (Par. 1826) enthalten schätzbare Beiträge zur Geschichte seines Lebens und der Vorfälle in Amerika.

Möris, ein See in Mittelägypten zwischen Arsinoe und Memphis, jetzt Birkat-el-Garum genannt, der mittels eines breiten Kanals mit dem Nil zusammenhing, war durch Kunst angelegt, um in den trockenen Monaten zur Beförderung der Schiffahrt und Bewässerung der Umgegend, in der Regenzeit aber zum Behälter des sonst unbenutzt in das Meer strömenden Wassers zu dienen. Er hat salziges Wasser, ist gegen sechs M. lang und aus seiner Mitte, wo sich jetzt eine kleine Insel befindet, erhoben sich zwei kolossale sitzende Bildsäulen. Der Ertrag desselben an Fischen, Schiffahrtzöllen u. s. w. soll ziemlich bedeutend gewesen sein. Noch steht er durch zwei in Felsen gehauene Kanäle mit dem Nil in Verbindung, von denen der eine aber fast immer wasserleer ist und deshalb auch Bahr Bela Ma, d. h. „Fluß ohne Wasser", heißt.

Moriscos, s. **Mauren**.

Moritz, Herzog, 1548—53 Kurfürst zu Sachsen (Albertinischer Linie), geb. 21. März 1521 zu Freiberg, zeigte schon in seiner Jugend große Talente,

verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter. Sein aufstrebender Geist wurde noch mehr geweckt, als er verschiedene deutsche Höfe besuchte, die den väterlichen an Glanz weit übertrafen. Nachdem er sich 1541 mit der Tochter Philipp's, Landgrafen von Hessen, vermählt, folgte er noch in demselben Jahre seinem Vater, dem Herzoge Heinrich dem Frommen, am 7. Aug., in der Regierung, zu einer Zeit, wo die Religionsstreitigkeiten Deutschlands Fürsten entzweit hatten. Tapfer focht er hierauf für Östreich gegen die Türken in Ungarn und gegen die Franzosen. Obgleich selbst ein Bekenner des Protestantismus, trennte er sich dennoch 1542 von dem (schmalkald.) Bunde der übrigen protestantischen Fürsten und schloß sich 1546 durch ein geheimes Bündniß näher an den Kaiser an, auf dessen Befehl er die Acht gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen (Ernestinischer Linie), der zugleich mit M.'s Schwiegervater des Bundesheeres Anführer war, vollzog und sich der Länder desselben bemächtigte. Hierauf ertheilte ihm der Kaiser, in Folge der wittenberger Capitulation, 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die sächsische Kurwürde und belehnte ihn mit dem größten Theile der Erbländer des abgesetzten und gefangenen Kurfürsten Joh. Friedrich. Jetzt glaubte Karl V. seinen Plan, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu vernichten und sich zum unumschränkten Beherrscher Deutschlands zu machen, sicher verfolgen zu können; aber wie künstlich er auch unter dem Scheine, die Katholiken zu beschützen, nur für sich handelte, so erkannte der in den krummen Gängen der Politik wohlerfahrene M. doch bald genug das eigentliche Ziel des herrschsüchtigen Kaisers. Da er einsah, daß ihm nur mit offener Gewalt zu widerstehen sei, so betrieb er seine Rüstungen 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, schloß mit König Heinrich II. von Frankreich und einigen deutschen Fürsten 1551 geheime Bündnisse, und wußte seine Maßregeln so geschickt zu nehmen, daß er den Kaiser, der zu Innsbruck am Podagra daniederlag, fast gefangen genommen hätte. Als Rechtfertigungsgrund dieser unerwarteten Fehde führte M. an, daß der Kaiser gegen sein feierliches Versprechen den Landgrafen Philipp von Hessen immer noch gefangen halte. Der Kaiser gab sogleich die gefangenen Fürsten frei, ließ durch seinen Bruder Ferdinand Vorschläge zur Aussöhnung thun und in Folge dieser Verhandlungen kam der Vertrag zu Passau am 31. Jul. 1552 zu Stande. M., der sich dadurch mit den Protestanten ausgesöhnt hatte, glaubte nun auch dem Kaiser einen Beweis seiner Anhänglichkeit geben zu müssen, und wohnte noch in demselben Jahre einem Zuge gegen die Türken bei. Da aber nichts ausgerichtet wurde, ging er nach Sachsen zurück. Bald darauf schlug er bei Sieversshausen, am 9. Jul. 1553, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, welcher den Vertrag von Passau nicht anerkannte und den Krieg aus Raubsucht fortsetzte; allein schon am 11. Jul. starb er an der in dieser Schlacht erhaltenen Wunde. M. besaß, außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlau die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente, die ihn zu einem der ersten deutschen Fürsten machen. Ungeachtet seiner kurzen Regierung verdankt ihm Sachsen viele nützliche Einrichtungen. Um die Wissenschaften erwarb er sich hohe Verdienste durch die Stiftung der Fürstenschulen und mancher nützlichen Institute der leipziger Universität. Ihm folgte sein Bruder August (s. d.).

Moritz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Sachsen als ausgezeichneter Feldherr, war der natürliche Sohn des Königs August II. von Polen und der Gräfin Aurora Maria von Königsmark und wurde wahrscheinlich zu Goslar am 28. Oct. 1696 geboren. Er zeigte früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke, der ihm als Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachsen ertheilte und ihn bald darauf zum Obersten eines neuerrichteten Kürassierregiments machte.

Die ersten Waffen trug er 1709 in Flandern unter Eugen und Marlborough, deren Lob er sich in dem Feldzuge von 1710 erwarb. Als im folgenden Jahre sein Vater Stralsund belagerte, durchschwamm er hier im Angesichte des Feindes die Meerenge Gellen. Nach diesem Feldzuge verheirathete ihn seine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben; doch die Ehe war nicht glücklich, da M. zu sehr das Vergnügen und den Wechsel liebte. Allein bei allen Ausschweifungen verlor er das Studium der Kriegskunst nicht aus den Augen. Im J 1717 nahm er in Ungarn unter Eugen an dem Kampfe gegen die Türken Theil und war bei der Belagerung von Belgrad. Nach dem Frieden ging er 1720 nach Frankreich, da er das gesellige Leben der Franzosen liebte. Hier studirte er Mathematik, Kriegs- und Befestigungskunst und Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte er es selbst nach der von ihm schon in seinem 16. Jahre erfundenen Methode. Im J. 1726 wählten die Stände von Kurland ihn zu ihrem Fürsten und die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, die Tochter des Zar Iwan Alexiewitsch, soll ihm damals Hoffnung auf ihre Hand gemacht haben. Doch Menschikoff, der nach dem Herzogthum strebte, schickte 800 M. Russen nach Mitau und ließ den neuen Herzog in seinem Palaste belagern. Dieser, obgleich er nur 60 Mann hatte, vertheidigte sich mit so großem Muthe, daß die Belagerung aufgehoben wurde, und die Russen entfernten sich. In jener Zeit ging er Frankreich um Unterstützung an Geld und Menschen an und erhielt damals durch seine Geliebte, die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur in Paris, die Summe von 40,000 Livres, die sie durch Versetzen aller ihrer Kostbarkeiten zusammengebracht hatte. Nach seiner Zurückkunft nach Frankreich beschäftigte sich M. wieder mit der Mathematik, und als nach dem Tode seines Vaters sein Halbbruder, der Kurfürst von Sachsen, ihm 1733 den Oberbefehl aller seiner Truppen anbot, zog er es vor, als Maréchal de Camp in dem franz. Heere zu dienen, und ging zur Armee des Marschalls von Berwick an dem Rhein, wo er in der Schlacht von Ettlingen, an der Spitze einer Grenadierabtheilung, den Sieg entschied. Mit gleicher Unerschrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg, 1734, mehre Angriffe aus und wurde hierauf Generallieutenant. Im östr. Erbfolgekriege nahm er am 26. Nov. 1741 Prag mit Sturm, und nachdem Eger einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert worden war, führte er die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück, wo er sich der Linien von Lauterburg bemächtigte. Im März 1744 wurde er Marschall von Frankreich; doch konnte er als Protestant nicht in dem Marschallstribunal seinen Sitz nehmen. Sein Feldzug in Flandern im J. 1744, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellt ihn an die Seite Turenne's, indem er den an Zahl überlegenen Feind in Unthätigkeit zu halten wußte; doch noch größern Ruhm brachte ihm das Jahr 1745. Im Jan. war zu Warschau zwischen der Königin von Ungarn, England und Holland ein Bündniß geschlossen worden. Trotz einer schweren Krankheit übernahm M. den Oberbefehl der franz. Armee in den Niederlanden. Bald nach Eröffnung des Feldzugs lieferte er die Schlacht bei Fontenay am 11. Mai 1745. Er schien dem Tode nahe, dennoch stieg er während des Gefechts zu Pferde; aber seine Schwäche ließ jeden Augenblick für sein Leben fürchten. Er gewann den Sieg, auf welchen die Einnahme von Tournai, Brügge, Gent, Oudenarde, Ostende, Ath und (28. Febr. 1746) Brüssel folgte. Hierauf ertheilte im Apr. der König dem Sieger von Fontenay das Naturalisationspatent, nach dem Siege von Raucour, am 11. Oct. 1746, schenkte er ihm sechs Kanonen; das Jahr darauf ernannte er ihn zum Marschall aller seiner Armeen, und nach dem Siege bei Lawfeld am 2. Jul. 1747 und der Einnahme von Bergen-op-Zoom am 16. Sept. zum Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden. Als M. im Apr. 1748 Mastricht belagerte, dessen Fall die Eroberung

Hollands zur Folge gehabt haben würde, bot die Republik den früher von ihr verweigerten Frieden an, der zu Aachen am 18. Oct. 1748 geſchloſſen wurde. M. zog ſich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlaſſen hatte, und machte von hier eine Reiſe nach Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollſten Auszeichnung behandelte. Nach ſeiner Rückkehr lebte er in der Geſellſchaft von Gelehrten, Künſtlern und Philoſophen, und ſtarb zu Chambord an einem Blutſturze am 30. Nov. 1750. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Strasburg in der proteſtantiſchen Kirche St.-Thomas beigeſetzt und ihm daſelbſt 1777 auf Ludwig XV. Befehl durch Pigalle ein Denkmal errichtet. Zum Erben hatte er den ſächſ. Grafen Frieſe eingeſetzt. Den Preis, welchen die franz. Akademie auf die Lobrede M.'s ſetzte, gewann Thomas. Als Grabſchrift für ihn ſchlug man vor:

Rome eut dans Fabius un guerrier politique;
Dans Annibal Carthage eut un chef héroique,
La France plus heureuse, eut dans ce fier Saxon
La tête du premier et le bras du second.

Viel weiß die Sage von chimäriſchen Planen zu erzählen, die ihn beſchäftigten. So ſoll er die Abſicht gehabt haben, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, ſich zum Könige von Corſica zu machen und ein Königreich in Amerika, namentlich in Braſilien, zu gründen. Seine „Reveries" (beſte Ausg., 2 Bde., Par. 1757, 4.) ſind ein Werk würdig eines Cäſar und Condé, keineswegs in einem fehlerfreien, aber in einem männlichen Tone geſchrieben und voll kühner und neuer Anſichten in der Kriegswiſſenſchaft, deren Gültigkeit erſt die ſpätere Zeit bewährt hat.

Moritz von Naſſau, Prinz von Oranien, nach Folard's Urtheil vielleicht der größte Infanteriegeneral ſeit den Zeiten der Römer, der Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien mit Anna, des Kurfürſten Moritz von Sachſen Tochter, geb. zu Dillenburg am 14. Nov. 1567, ſtudirte zu Leyden, als ſein Vater 1584 meuchelmörderiſch erſchoſſen wurde, worauf ihn in ſeinem 18. J. die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüſtet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen. Er nahm 1590 durch Überfall Breda, befreite darauf Geldern, Oberyſſel, Friesland und Gröningen von den Spaniern, und erhielt nun, nebſt dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen, zugleich die Statthalterſchaft von Geldern und Oberyſſel, während die von Friesland und Gröningen ſeinem Vetter, dem Grafen Wilhelm von Naſſau, zu Theil wurde. Überhaupt nahm M. den Spaniern, bis zu dem 1609 geſchloſſenen Waffenſtillſtande, gegen 40 Städte und mehre Feſtungen; er ſchlug ſie in drei Feldſchlachten, ungerechnet die Siege zur See, welche die republikaniſchen Viceadmirale an den ſpan. und flandr. Küſten erfochten. So wurde M. der Gegenſtand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volkes; auf dieſe baute ſein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrſchaft. Dazu benutzte er mit die theologiſchen Streitigkeiten der Arminianer und Gomariſten, oder der Remonſtranten und Contraremonſtranten. Er unterſtützte die Letztern mit großem Eifer, ja mit Gewaltthätigkeit (ſ. Oldenbarneveldt); allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteiſucht zu untergraben, ſah er ſich endlich doch genöthigt, von der Ausführung ſeiner Entwürfe abzuſtehen. Er ſtarb im Haag am 23. Apr. 1625 und hatte ſeinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Sein Leben war eine faſt nur durch den Waffenſtillſtand von 1609—21 unterbrochene Kette von Gefechten, Belagerungen und Siegen. Den Krieg verſtand er meiſterhaft und führte ihn als Held. Sein Heer galt für die erſte Schule der Kriegskunſt, und die von ihm gebildeten Krieger haben ſeinen Ruhm vermehrt. Er

hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt und erweiterte sie durch Anwendun eigner und fremder Erfindungen.

Moritz (Karl Philipp), ein genialer Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1757 zu Hameln von armen Ältern, wurde durch diese zu einem Hutmacher in die Lehre gebracht. Allein sein unruhiger Geist und seine Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen trieben ihn aus seiner Heimat. Nach mancherlei Schicksalen fand er endlich so viel Unterstützung, um zwei Jahre in Wittenberg studiren zu können. Doch betrieb er seine Studien sehr unregelmäßig und folgte dann einem Rufe Basedow's nach Dessau, wo er sich auch nur kurze Zeit gefiel. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerstelle zu erhalten, schlugen fehl; er war der Verzweiflung und dem Wahnsinne nahe, als er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle an dem grauen Kloster zu Berlin erhielt. Aber auch dieser Lage bald überdrüßig, unternahm er 1782 eine Reise nach England, die er, auf einem Spaziergange, ganz unvorbereitet antrat. Nach seiner Rückkehr überfiel ihn neuer Unmuth. Er sah sich in mancher Hoffnung getäuscht und glaubte tödtlich krank zu sein. Indeß genas er und erhielt 1784 eine außerordentliche Professur am berliner Gymnasium, hielt Vorlesungen über deutsche Sprache und schöne Wissenschaften und studirte eifrig Geschichte. Die Redaction der Voß'schen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er sich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte, und auch eine Reise in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, ward nur halb ausgeführt. Nach seiner Rückkehr faßte er eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu seltsamen Verirrungen und zu der Rolle eines zweiten Werther verleitete. Er wäre vielleicht im Stande gewesen, wie sein Vorbild zu enden, wenn nicht die längst ersehnte Reise nach Italien seinem Geiste eine andere Richtung gegeben hätte. Er trat sie 1786 an und verweilte zwei Jahre in Rom. Ungeachtet seiner Thätigkeit blieb dieser Aufenthalt doch ohne tiefern Gewinn für ihn, da er zu unvorbereitet und in seinen Studien zu unstät und phantastisch war. Göthe, der ihn hier kennen lernte, nahm sich seiner freundschaftlich an und machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf dessen Verwendung M. Mitglied der berliner Akademie wurde. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der Akademie der bildenden und mechanischen Künste; zugleich aber schloß er eine Ehe, die sehr unglücklich ausfiel. Er starb am 26. Jun. 1793. Ohne Einheit und festen Lebensplan war M. eigentlich nie zu einer klaren Anschauung seiner selbst und der Welt gekommen; sein ganzes Leben war eine Reihe von Inconsequenzen; ja man darf sagen, er lebte in einer steten Unwahrheit und machte fast immer den Schauspieler eines fremden Lebens. Seine zahlreichen Schriften, mythologischen, antiquarischen, psychologischen, grammatischen Inhalts, unter welchen die deutsche Prosodie den meisten Werth hat, ferner Reisebeschreibungen durch England und Italien u. s. w. tragen das Gepräge seines Geistes und sind zum Theil sehr anziehend und im Einzelnen belehrend. In den Romanen „Anton Reiser" (1785 fg.) und „Andreas Hartknopf" (1786 fg.) hat er sein Leben theilweise zu beschreiben versucht. Nicht unbemerkt darf bleiben, daß er der Erste war, der Jean Paul's Werth erkannte und den damals jungen Dichter auf seiner Laufbahn ermuthigte.

Moritzburg, ein kön. Schloß, im 18. Jahrh. häufig die Dianenburg genannt, liegt im meißner Kreise des Königreichs Sachsen, drei Stunden von Dresden, bei dem Flecken Eisenberg. Den vom Kurfürsten Moritz 1542 begonnenen Bau des Schlosses vollendete Kurfürst Christian I. 1589. Seitdem ward es erweitert und unter August dem Starken sehr verschönert, der, sowie sein Nachfolger, daselbst häufig festliche Jagden und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen hielt. Große Teiche, Waldungen, perspectivisch durchschnitten, ein Fasanengarten mit dem neuen Schlosse, die Menagerie, mehre schöne Privatgebäude und ein Park zur Hegung des Wildes bilden die Umgebungen des Schlosses,

welches wie eine Insel aus einem schönen Wasserspiegel sich erhebt. Außer sieben großen Sälen, einer Kapelle und mehren Gewölben enthält dasselbe über 200 Zimmer mit Geräthen und Wandbekleidung in altfranz. Geschmack. Der Tanzsaal, 24 Ellen lang, 30 E. breit und 24 E. hoch, ist mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltenen Geweihen von 24 — 50 Enden verziert. Überhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf die kön. Jagdfreude des 17. und 18. Jahrh. Unter mehren Gemälden findet sich auch eins von Lukas Kranach: die Hirschjagd in der annaburger Heide, mit 40 Personen nach dem Leben. Das neue Schloß, welches 1769 erbaut wurde, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teiches, der über eine Stunde im Umfange hat. An dem Hafendamme und Leuchtthurme lag sonst das Modell einer Fregatte. Außer dem großen Teiche gibt es bei M. noch 61 Teiche, welche sämmtlich sehr fischreich sind. Das Ganze ist von dem Friedewalde eingeschlossen.

Morlacken oder Morlachen, s. Dalmatien.

Mornay (Philippe de), Herr von Plessis-Morly, latinisirt Mornaeus, geb. zu Buhy oder Bisbuy in der Normandie 1549, wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, namentlich in der Theologie. Man bestimmte ihn der Kirche, allein seine Mutter, eine heimliche Protestantin, wußte ihn von der geistlichen Laufbahn abzuleiten. Nach der Bartholomäusnacht bereiste er Italien, Deutschland, die Niederlande und England. Mit seinem Degen und seiner Feder diente er hierauf dem Könige von Navarra, Heinrich IV., so lange dieser an der Spitze der protestantischen Partei stand. Er war dessen Gesandter bei der Königin Elisabeth, betrieb die Angelegenheiten seines Herrn, an den ihn wahre Freundschaft knüpfte, mit Treue und Glück, und wirkte aus allen Kräften mit, diesen Fürsten auf den Thron zu heben. Als aber Heinrich zur katholischen Kirche übertrat, zog er sich vom Hofe zurück, ohne daß darum der König aufhörte, ihn zu lieben. Seitdem war M. die Seele der Protestanten, deren Lehrsätze er mündlich und schriftlich verfocht. Im J. 1590 ernannte ihn Heinrich IV. zum Staatsrath und in der Folge zum kön. Rath und Statthalter von Saumur, wo er eine Akademie für seine Glaubensgenossen errichtete. Als er durch eine seiner Schriften über die Misbräuche der Messe die katholische Geistlichkeit aufgebracht hatte, wollte er seinen Gegnern nur in einer öffentlichen Conferenz antworten. Diese fand 1600 zu Fontainebleau statt; da es aber seinem Gegner, Duperron, Bischof von Evreux, theils durch überlegene Gelehrsamkeit, theils durch allerlei Kunstgriffe gelang, den Sieg davon zu tragen, so zog M. durch diesen nicht wohl überlegten Schritt den Protestanten bedeutenden Nachtheil zu. Als er später gegen Ludwig XIII. die Sache der Hugenotten führte und ihm sehr dringende Vorstellungen machte, um ihn von gewaltsamen Maßregeln abzuhalten, verlor er, ohne irgend etwas Anderes verschuldet zu haben, 1621 sein Gouvernement von Saumur. Er starb 1628. Ein schönes Denkmal hat ihm Voltaire in der „Henriade" gesetzt; weniger günstig beurtheilt ihn Huet, der ihm, wol nicht mit Unrecht, Mangel an gründlicher Gelehrsamkeit zum Vorwurf macht. Unter M.'s Schriften war „La vérité de la religion chrétienne" die geschätzteste; das meiste Aufsehen aber erregte „De l'instruction, usage et doctrine de l'eucharistie". Seine „Mémoires et correspondance pour servir à l'histoire de la réformation et des guerres civiles en France depuis 1571 jusqu'en 1623" (zuerst 1624; beste Ausg., 4 Bde., Par. 1824) sind ein überaus gehaltvoller Beitrag zur Geschichte Frankreichs und auch durch gediegene Sprache bemerkenswerth.

Morpheus, d. h. der Nachbildende, bei Ovid der Gott der Träume, dessen Name schon auf die Verkörperung eines abstracten Begriffs hinweist, konnte nur menschliche Gestalt annehmen; um Thiere nachzubilden, bedienten sich die Götter des Phobetor oder Ikelos, und um leblose Gegenstände darzustellen, des

Phantasus. Auf Reliefs findet man ihn als Greis und geflügelt, aus einem Horne schlafbringenden Duft ausgießend, dargestellt.

Morphium, franz. Morphine, ist ein in dem Opium enthaltenes, von Sertürner entdecktes Pflanzenalkaloid, das nach den vielfältigsten Untersuchungen für einen der eigentlich wirksamen Bestandtheile des Opiums erkannt wurde.

Morphologie bezeichnet die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Körper. Dem Worte wie der Sache nach ist die Morphologie zuerst von Göthe in die Reihe der technischen Ausdrücke in der Naturgeschichte aufgenommen worden, der darauf aufmerksam machte, wie alle und besonders die organischen Körper ihre Gestalt immerfort umbilden; wie sie in einer steten Bewegung sind; wie sie auch da, wo sie als ein Individuum erscheinen, doch nur aus mehren lebendigen Wesen bestehen, die für sich selbständig sind. Diese Wesen sind nach seiner Meinung entweder ursprünglich vorhanden, oder sie finden sich zu einander; sie trennen sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Production nach allen Seiten und auf alle Weise. Den Beweis führte er bei den Pflanzen durch die Fortpflanzung mittels der Absenker und Augen; wie bei diesen letztern, war ihm auch die Fortpflanzung durch den Samen nur eine Entwickelung vieler gleicher Individuen aus dem Schoße der Mutterpflanze. Bei den Thieren führte er als Beispiel die Infusionsthierchen an, wie sie bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, zerplatzen und eine Menge Körner ausschütten, in die sie wahrscheinlich bei dem naturgemäßen Gange sich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und auf solche Weise fortgepflanzt hätten. Auch dürfte hierher die Erfahrung gehören, welche man bei den Polypen (s. d.) und Regenwürmern gemacht hat, wo Zerschneidung neue gleiche Wesen schafft. Vgl. Göthe's „Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondere" (Tüb. 1817 fg.).

Morrison (Robert), ein protestantischer Missionar, geb. 5. Jan. 1782, wurde von der engl. Bibelgesellschaft nach Macao und Kanton gesendet, um das Chinesische zu erlernen und dann die heilige Schrift in diese Sprache zu übersetzen. Nachdem er am 4. Sept. 1807 in Macao angelangt, hatte er mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen, bis er 1809 eine Stelle in den Factoreien daselbst erhielt. Als Lord Amherst im J. 1816 nach China ging, begleitete er denselben und gab die Beschreibung dieser verunglückten Gesandtschaft heraus. Im Jahr 1818 errichtete er zu Malakka ein Anglo-chinese college für engl. und chines. Literatur und zur Verbreitung des Christenthums, dessen erster Präsident Milne ward. Nach 17jährigem Aufenthalte in China kehrte M. 1823 nach England zurück und brachte eine Sammlung von 10,000 Büchern in chines. Sprache mit sich dahin. Bereits im J. 1826 aber ging er wieder im Auftrage der ostind. Compagnie nach China, wo er sich längere Zeit in Macao aufhielt. Nach Milne's Tode ward er 1828 Präsident des Collegiums zu Malakka. Bei den Streitigkeiten der Engländer mit der chines. Regierung war M.'s Vermittlung stets vom größten Nutzen. Im Jul. 1834 begleitete er als Secretair und Dolmetscher den brit. Gesandten, Lord Napier, nach Kanton und starb daselbst am 1. Aug. 1834. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch seine „Horae sinicae" (Lond. 1812), seine „Chinesische Grammatik" (Serampore 1815, 4.) und sein „Chines.-engl. Wörterbuch" (2 Bde., Macao 1815 — 19. 4.) bewiesen. Gemeinschaftlich mit Milne lieferte er eine chines. Übersetzung des A. und N. T.; der des Neuen liegt eine unter Hodgson's Leitung von einem zur katholischen Religion bekehrten Chinesen 1737 und 1738 verfertigte Übersetzung, die sich handschriftlich im brit. Museum findet, zum Grunde.

Mörser (mortier), ein Geschütz, um bei Belagerungen steinerne Kugeln, oft von ungeheurer Größe, zu werfen, wurde im 15. Jahrh. erfunden, nachdem man angefangen hatte, aus dem groben Geschütze eiserne Kugeln zu schießen. Seit dem 16. Jahrh. fing man an, statt der steinernen Kugeln eiserne Hohlkugeln

(Bomben) aus den Mörsern zu schießen, und so hat man das Geschütz und das Geschoß bis auf die neuesten Zeiten beibehalten, wo beides eins der vornehmsten Angriffs- und Vertheidigungsmittel der Festungen geworden ist. Der Mörser ist ein nur sehr kurzes Geschütz, denn seine ganze Länge beträgt gewöhnlich nicht über drei Durchmesser der Mündung (Kaliber); er besteht äußerlich aus dem Mundstück, dem Mittelstück und dem Kammer- oder Bodenstück, an welchem letztern sich bei dem stehenden Mörser auch die Schildzapfen befinden, während sie bei dem hängenden Mörser an dem Mittelstück, oder zwischen diesem und dem Kammerstück angebracht sind. Die innere Aushöhlung des Mörsers zerfällt in den Flug, der die Bombe aufnimmt, und in die Kammer, in welche die, gegen das Gewicht der Bombe nur schwache, Ladung geschüttet wird. Sie hat häufig eine cylindrische Form, wo dann die Bombe über ihr auf dem Grunde des Fluges ruht. Neuerdings hat man jedoch angefangen, nach dem Beispiel der Sachsen, den Mörserkammern die Form eines umgekehrten, abgestumpften Kegels zu geben, dessen Grundfläche den Durchmesser des Fluges hat. Zu Erlangung sehr großer Wurfweite werden, besonders beim Seewesen, Mörser mit birnenförmigen Kammern gebraucht, die unten weiter sind als am Ansatz in dem Flug, damit das hier zusammengepreßte Gas mit desto größerer Gewalt gegen die Bombe wirkt. Allein der Rückstoß ist hier ebenfalls sehr heftig und zerstört nicht allein den Schemel, sondern zersprengt auch nicht selten den Mörser selbst. Die Mörser zerfallen übrigens in drei besondere Gattungen: Gewöhnliche Mörser, Stein- und Kartätschenmörser, und Coehorn- oder Handmörser. Die gewöhnlichen Mörser unterscheiden sich bei den meisten deutschen Artillerien nach dem Kaliber in 7-, 10-, 25- und 50pfündige, deren Bomben ungefähr das Doppelte dieser Zahlen wiegen. Bei der franz., span. und einigen andern Artillerien werden die Mörser nach dem Zollmaße des Mündungsdurchmessers 8-, 10- und 12zollige benannt, doch sind die letztern, wegen des schwierigen Transports und wegen der leichtern Zerstörbarkeit fast ganz außer Gebrauch. Nur in seltenen Fällen hat man sich größerer Mörser bedient; so die Franzosen der Commingen, deren Bomben 18 Zoll Durchmesser hatten, 500 Pf. wogen und in ihrem innern Raume eine Sprengladung von 48 Pf. Pulver aufnehmen konnten. Noch größer war der in Lüttich nach Pairhans' Vorschlage gegossene Mörser, der gegen die Citadelle von Antwerpen gebraucht ward und 14,000 Pf. wog, während die geladene Bombe ein Gewicht von 1000 Pf. hatte. Schwieriger Transport, Unbeweglichkeit, noch schwierigere Ladung, geringe Dauer und unsichere Wirkung werden immer der Anwendung solcher Ungeheuer entgegenstehen, die mehr auf die Einbildung der Belagerten wirken als wahren Nutzen schaffen. Die Steinmörser haben 13 Z. im Kaliber, und sind eigentlich bestimmt, die feindlichen Laufgräben und Lagerörter mit Steinen oder auf einen Hebespiegel gesetzten Handgranaten zu bewerfen. Statt beider hat man auch, nach Carnot's Vorschlag, eiserne Kartätschenkugeln anzuwenden versucht, die jedoch bei einem geringeren Gewichte als ein Pfund so gut als keine Wirkung leisten. Die Russen laden ihre Kartätschenmörser mit 198 Kugeln von $1^1/_{10}$ Pf. Gewicht, die mit Einschluß der blechernen Büchse 270 Pf. wiegen. Die Köhörner (Coehornmörser) sind kleine Mörser zu Handgranaten, von $3^1/_2$ Z. Durchmesser, besonders zur Vertheidigung des bedeckten Weges bestimmt. Alle diese Mörser liegen bei dem Gebrauche entweder auf einem starken eichenen Block oder Klotz, 4—7 F. lang, 2—3 F. breit und 2 F. hoch, oder zwischen zwei niedrigen, 9—11 Z. starken Wänden, durch Riegel und eiserne Querbolzen verbunden. Hat der Mörser an seinem untern Theile eine angegossene metallene Platte, sodaß er unter einem Winkel von 60—70° gegen den Horizont steht, so heißt er Fußmörser, doch bedient man sich dieser Art, weil ihre Elevation sich nicht ändern läßt, nur noch selten, etwa bei Feuerwerken, um Leuchtkugeln, mit Schwärmern gefüllt, zu werfen.

Mortalität und Mortalitätslisten, s. Sterblichkeit.

Mörtel, s. Kalk.

Mortier (Eduard Adolf Kasimir Jos.), Herzog von Treviso, Marschall und Pair von Frankreich, geb. 1768 zu Cambray, genoß eine sorgfältige Erziehung und betrat die militairische Laufbahn 1791 als Lieutenant in einem Carabinierregimente, hierauf wurde er Hauptmann eines Bataillons Freiwilliger des Norddepartements, zeichnete sich durch Tapferkeit und Muth aus in den Schlachten bei Quiberon, Jemappes, Neerwinden und Hondschooten, umging 1794 die Östreicher bei Altenkirchen und unterhandelte dann mit dem Kurfürsten die Übergabe von Mainz. Er wurde 1799 Brigade-, bald darauf Divisionsgeneral, erhielt am 15. März 1800 das Commando von Paris und zeigte seine Anhänglichkeit an Bonaparte, besonders nach dem verunglückten Versuch auf dessen Leben. Als die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England 1803 wieder ausbrachen, besetzte er das Kurfürstenthum Hanover. Nach der Rückkunft von dort ward er einer der vier Generale der Consulargarde und am 19. Mai 1804 Reichsmarschall. Im Sept. übernahm er den Oberbefehl einer Division der großen Armee, ging im Oct. auf das linke Donauufer und wurde in dem Gefechte vor Dürnstein von Kutusoff geschlagen. In dem Kriege mit Preußen nahm er am 1. Nov. 1806 das Kurfürstenthum Hessen in Besitz, zog sich durch Hanover an die Küsten der Ostsee, besetzte die Hansestädte und leitete die Feindseligkeiten gegen Schweden, bis Napoleon ihn gegen Ende des Feldzugs zur großen Armee berief, wo er an der Schlacht bei Friedland Theil nahm. Dann befehligte er in Spanien, wo er mit Lannes Saragossa nahm, die Spanier bei Ocaña schlug und Soult in seinen Operationen gegen Badajoz unterstützte. Ebenso hatte er in Rußland ein Commando und ward von Napoleon, nach dessen Ausmarsch aus Moskau, im Kreml mit dem Befehle zurückgelassen, ihn in die Luft zu sprengen. Bei Wiedereröffnung des Feldzugs im J. 1813 an die Spitze der jungen Garde gestellt, war er bei den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Dresden, Hanau und 1814 bei den verschiedenen andern in Frankreich, befehligte das Heer in der Schlacht bei Paris an 30. März, unter ihm der Herzog von Ragusa, und schloß die Capitulation von Paris am 31. März, Morgens 2 Uhr. Erst am 8. Apr. sandte er seine Zustimmung zur Entsetzung Napoleon's ein. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Er befand sich in Lille, als der König 1815 dorthin flüchtete, richtete für diesen das Lager bei Peronne ein, machte ihn jedoch zugleich mit der ungünstigen Stimmung der Garnison bekannt. Ludwig XVIII. ging deshalb nach Gent und M. trat nun wieder in Napoleon's Dienste, der ihm die Pairswürde bestätigte und die Aufsicht über die östl. Grenzfestungen übergab. Nach der zweiten Restauration wurde er aus der Pairsliste gestrichen, jedoch zum Befehlshaber der Militairdivision in Rouen ernannt. Nachdem er schon 1816 in die Deputirtenkammer erwählt worden war, ward er 1819 aufs Neue zum Pair ernannt. Nach der Thronbesteigung Ludwig Philipp's ging er 1832 als Botschafter nach Petersburg, wo er 1833 durch Maison abgelöst wurde. Er kehrte nach Paris zurück, wo er am 18. Nov. 1834, nachdem das dreitägige Ministerium des Herzogs von Bassano sich aufgelöst hatte, zum Kriegsminister und Präsidenten des Ministerraths ernannt wurde. Allein er war kein Redner, noch weniger war er fähig, dem doctrinairen Ministerium Kraft und Ansehen zu geben. Daher nahm er am 20. Febr. 1835 seine Entlassung, worauf am 12. März der Herzog von Broglie an die Spitze des Ministeriums trat und der Marschall Maison Kriegsminister wurde.

Mortificiren heißt in der Gerichtssprache für ungültig erklären. (S. Amortisiren.) Die Kirche versteht unter Mortificiren und Mortification die Ertödtung des Fleisches durch Kasteien, Geißeln, Fasten u. s. w.

Mortuarium oder todte Hand, s. Hand.

Morus (Thomas), Kanzler von England unter Heinrich VIII. und einer der Richter der Kingsbench, ausgezeichnet durch Staatskenntnisse und Rechtschaffenheit, ward zu London 1480 geboren und studirte zu Oxford. Wissenschaft und Tugend waren die einzigen Gegenstände seines Bestrebens. Wiewol ungern, begab er sich doch an den Hof, wo er sehr bald großes Ansehen erlangte und endlich das Amt eines Kanzlers im Herzogthume Lancaster erhielt. Heinrich VIII. übertrug ihm verschiedene Gesandtschaften; seine glänzenden Talente aber zeigte er besonders in den Berathschlagungen über den Frieden von Cambrai 1529, worauf er Großkanzler und Siegelbewahrer ward. Diesen Posten verwaltete er mit der strengsten Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, obschon er damals die Gunst des Königs im höchsten Grade besaß. Zum Beweise dieser Gunst empfing er das Reichssiegel, das vor ihm nie einem Weltlichen anvertraut worden war. Es blieb aber nur zwei und ein halbes Jahr in seinen Händen. Als Heinrich VIII. Leidenschaft für Anna Boleyn die Verbindung mit der röm. Kirche abbrach, legte M. 1533 sein Amt nieder und verweigerte beharrlich den Suprematseid zu leisten. Als man durch Überredung nichts über ihn vermochte, gebrauchte man Gewalt, setzte ihn ins Gefängniß und beraubte ihn selbst seiner Bücher. Doch weder seine Freunde noch seine Gattin vermochten ihn zu der Eidesleistung zu bewegen. Als sein Todesurtheil ausgesprochen war, schrieb er am Vorabend der Vollziehung an seine Tochter Margaretha einen Brief, der ganz seine christliche Fassung bewies. Denselben Gleichmuth zeigte er, als er am 6. Jul. 1535 das Blutgerüst bestieg. Er hinterließ folgende Werke: In der Schrift „Utopia" (1516, neueste Ausg., Glasg. 1750) stellte er sein Ideal einer Republik auf; außerdem besitzen wir von ihm die Geschichte Richard III. und Eduard V., eine lat. Übersetzung dreier Dialogen Lucian's, eine sehr heftige Schrift gegen Luther unter dem Namen Thom. Rosseux, einen Dialog: „Quod mors pro fide fugienda non sit", Briefe und Epigramme. Seine engl. Werke erschienen gesammelt zu London 1530 und dann 1557 (Fol.); eine lat. Ausgabe seiner „Opera omnia" (philosophica) zu Basel 1563 und zu London 1679 (2 Bde., Fol.). Ein ausführliches treues Gemälde von M. gibt sein vertrauter Freund Erasmus in den Briefen an Hutten, und sein Portrait hat Hans Holbein der Jüngere, den M. in seine Dienste nahm, mehrmals gemalt. M.'s Lebensgeschichte von seinem Schwiegersohne Roper geschrieben, ward unter der Regierung der Königin Elisabeth unterdrückt und erschien erst 1626. Auch sein Urenkel, Thom. More, beschrieb das Leben seines Ahnherrn (Lond. 1627). Vgl. Rudhart's „Thomas M." (Nürnb. 1829); James Mackintosh's „Life of Sir Thom. M." (Lond. 1830), und „Thomas M.", von der Prinzessin von Craon (2 Bde., Par. 1833).

Morus (Samuel Friedr. Nathanael), ein ausgezeichneter Theolog, geb. 30. Nov. 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, erhielt auf der dortigen Stadtschule seine erste wissenschaftliche Bildung und bezog 1754 die Universität zu Leipzig. Nachdem er sich daselbst 1760 habilitirt hatte, erhielt er 1768 eine außerordentliche Professur der Philosophie, ward 1771 ordentlicher Professor der griech. und lat. Sprache und 1780 Ephorus der kurfürstl. Stipendiaten zu Leipzig. In allen diesen Ämtern setzte er sein eignes Studium mit unermüdlichem Eifer fort, sodaß er 1782, beim Tode Ernesti's, eine Professur der Theologie übernehmen konnte, worauf er 1785 in die dritte und 1786 in die zweite theologische Professur einrückte. Er starb am 11. Nov. 1792. Es ist schwer, die einzelnen Eigenschaften dieses so geistig ausgebildeten und in seinen Verhältnissen als Mensch und Gelehrter so ausgezeichneten Mannes in der Betrachtung zu sondern. Denn eben darin bestand sein Hauptvorzug, daß Alles in ihm zu einem schönen moralischen Ganzen verbunden war. Seine gründlichen Kenntnisse in den philosophischen und theologischen Wissenschaften waren nicht leicht erworben, noch weniger durch ein ausgezeichnet glückliches Talent aufgefaßt, sondern die Frucht eines langen Fleißes und plan-

mäßigen Studiums. Es lag in seiner geistigen Anlage das Vermögen und d. Neigung, sich durch gründliches Wissen, sorgfältige Untersuchung und vorsichtige Prüfung ein Verdienst um die Wissenschaften zu erwerben, nicht aber durch Aufstellung neuer und kühner Gesichtspunkte oder durch lebhafte Vertheidigung gewagter Meinungen sich auszuzeichnen. Außer seinen Ausgaben röm. und griech. Classiker, wie des Isokrates, Xenophon, Plutarch, Antonin, Longin und Julius Cäsar sind besonders seine Übersetzung des „Briefes Pauli an die Römer" (Lpz. 1775), des „Briefes an die Hebräer" (Lpz. 1776, 3. Aufl. 1786), sowie seine „Epitome theologiae christianae" (Lpz. 1789; 2. Ausg., 1790; deutsch von Schneider 1795), wozu Hempel einen „Commentarius exegetico-historicus" (2 Bde., Lpz. 1797—98) lieferte, und die Sammlung seiner „Dissertationes theologicae et philologicae" (2 Bde., Lpz. 1787—94, 2. Aufl. 1798; deutsch von Reichel, 2 Bde., Lpz. 1793—94) zu erwähnen. Nach seinem Tode wurden seine „Akademischen Vorlesungen über die christliche Moral" von Voigt (2 Bde., Lpz. 1794); von Donat seine „Praelectiones in Jacobi et Petri epistolas" (Lpz. 1794) und „Praelectiones in evangelium Lucae" (Lpz. 1794); von Dindorf seine „Versio et explicatio actuum apostolicorum" (Lpz. 1794) und „Recensiones in evangelium Johannis" (2 Bde., Lpz. 1795); von Hempel seine „Praelectiones exegeticae in tres Johannis epistolas" (Lpz. 1796); von Eichstädt seine „Hermeneutica" (Bd. 1, Lpz. 1797); von Holzapfel seine „Erklärung der beiden Briefe Pauli an die Korinther" (Lpz. 1794); ferner seine „Erklärung des Briefs Pauli an die Römer und des Briefs Judä" (Lpz. 1794) und die „Acroases in epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios" (Lpz. 1795), und von Keil seine „Nachgelassenen Predigten" (3 Bde., Lpz. 1794—97) herausgegeben.

Morūsi ist der Name einer Fanariotenfamilie, die unter ihren Mitgliedern aufgeklärte Männer und mehre Opfer sultanischer Willkür zählt. Morusi, Hospodar der Moldau, ward bei der Pforte des Einverständnisses mit den Russen verdächtig und 1806 abgesetzt, mußte aber, kraft des Vertrags vom 24. Sept. 1802, von ihr wieder eingesetzt werden. Demetrius M., klug, thätig, unerschrocken, und voll glühender Liebe für sein Vaterland, entwarf ein Erziehungssystem für die Griechen und brachte durch seinen Einfluß auf den Divan dasselbe zur Ausführung. Er stiftete die Akademie von Kuru Cherme am Bosporus; auch trug er zur Gründung der Schulen von Scio und Ayvali bei. Ihm verdanken die Griechen das vollständigste griech. Lexikon, dessen erster Band von den Pressen des Patriarchen gedruckt war, als die Unruhen ausbrachen. Im J. 1812 begleitete er Ghaleb Effendi zum Congreß nach Bucharest als Dragoman. Man machte ihm die Abtretung der Provinzen zum Vorwurf; er konnte sich nach Rußland flüchten, allein er wollte sich rechtfertigen. Ghaleb Effendi versicherte ihm seinen Dank und seine Ergebenheit. Eine Ehrenwache begleitete ihn nach Schumna, wo der Großvezier im Lager stand. Kaum aber war er über die Schwelle des Veziers, so tödtete ihn die nämliche Wache, und sein Kopf ward nach Konstantinopel geschickt, wo sein Bruder Banajotti ebenfalls enthauptet wurde. Zwei seiner Neffen waren, als der Aufstand der Griechen ausbrach, im Dienste der Pforte; der eine, Namens Konstantin, als Dragoman, der andere beim Arsenal. Auch sie wurden Beide 1825 umgebracht. Konstantin's Gemahlin bewohnte mit ihren neun Kindern damals Therapia. Man wollte sich ihrer drei Söhne bemächtigen; allein die gewarnte Mutter verbarg sie in einer Cisterne; dann flüchtete sie sich mit den Kindern nach Galata und entkam auf einem ragusanischen Schiffe nach Odessa. Sie erhielt später vom Kaiser Alexander eine Pension, und ihre Söhne studirten in Paris. Der Eine derselben, Demetrius M., machte sich als Verfasser des „Gesanges der Sulioten" bekannt.

Morveau (Guyton de Louis Bernard, Baron), Chemiker, geb. zu Dijon am 4. Jan. 1737, machte sich 1773 durch die Entdeckung einer Luft

einigungsmethode bekannt, die jetzt überall mit dem glücklichsten Erfolge angewendet wird (s. Räuchern), und ward auch der Begründer der neuern chemischen Nomenclatur. Er war früher Generaladvocat beim Parlamente zu Dijon, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, beredt und rechtschaffen. Für sein Lieblingsfach, die Chemie, gründete er in Dijon einen Lehrstuhl, den er 13 J. lang selbst versah. Im J. 1791 wurde er Mitglied der Nationalversammlung, und später des Convents, wo er für den Tod Ludwig XVI. stimmte. In der Schlacht bei Fleurus stieg er in einem Ballon in die Luft. Er trat 1797 in den Privatstand zurück; wurde nachher Director der polytechnischen Schule, deren Mitgründer er gewesen, Mitglied des Instituts und Baron. Nach der Restauration verlor er alle seine Stellen und Würden und starb am 2. Jan. 1816. Seine „Description complète de ses procédés de désinfection" (Par. 1801) wurde von Pfaff ins Deutsche übersetzt (Kopenh. 1802).

Mosaik oder musivische Arbeit heißt die Art Malerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glas- und Marmorstücken, ja selbst Hölzern von verschiedener Farbe durch einen Kitt so fein und künstlich zusammengesetzt ist, daß man in einiger Entfernung sie mit dem Pinsel verfertigt glaubt. Die Ableitung des Namens ist zweifelhaft; das ital. musaico, sowie das franz. mosaïque, sind von dem Worte Musaikon entstanden, dessen sich die byzantin. Griechen bedienten, welche die Kunst nach Italien brachten; nicht viel Gewisseres wissen wir von der Erfindung und Geschichte dieser Kunst im Alterthume. Wahrscheinlich entstand sie im Morgenlande, erhielt aber bei den Griechen, welche sie Lithostrotie nannten, ihre Ausbildung und kam von diesen zu Sulla's Zeit zu den Römern. Unter allen in Italien und den meisten von den Römern besetzten Ländern ausgegrabenen Mosaiken steht gegenwärtig oben an das am 24. Oct. 1831 in der casa del Famo, oder in dem Göthe's-Hause aufgegrabene Schlachtgemälde, den Alexander und Darius darstellend. Als im 5. Jahrh. die Künste und Wissenschaften aus dem beunruhigten Italien flohen, erhielt sich auch diese Kunst unter den byzantin. Griechen und kam von ihnen zu Ende des 13. Jahrh. nach Italien zurück, wo sie vorzüglich im 15. und 16. Jahrh. auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, worauf Clemens VIII. zu Anfange des 17. Jahrh. die ganze innere Kuppel der Peterskirche mit solcher Arbeit schmücken ließ. Giambattista Calandra verbesserte die Mosaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehre nachfolgende Künstler wendeten diese Kunst an, Originalgemälde berühmter Meister zu copiren und dadurch in ihrer ursprünglichen Frische und Schönheit zu verewigen, denn eine fast unverwüstliche Dauer dieser Art Gemälde ist einer ihrer größten Vorzüge. Auf diese Weise erhielten sich des Guercino Marter der h. Petronilla und des Domenichino Abendmahl des sterbenden h. Hieronymus. Peter Paul von Christophoris legte zu Anfang des 18. Jahrh. zu Rom eine Kunstschule in Mosaik an und hat viele große Schüler erzogen, welche diese Kunst zu immer höherer Vollkommenheit brachten. Vor allen verdient hier Erwähnung die kolossale Mosaik nach dem Abendmahl des Leonardo da Vinci, in der Größe des Originals, die Napoleon ausführen ließ und die sich gegenwärtig in Wien befindet. In neuern Zeiten sind besonders zwei Arten der Mosaik berühmt, die römische und florentinische. Bei jener setzt man die Gemälde aus kleinen Steinen zusammen, wodurch man eine größere Feinheit und Mannichfaltigkeit erreicht und größere historische Gemälde verfertigen kann; die florentinische, welche sich größerer Steine bedient, ist ungleich mühsamer und kann nur kleine Gemälde darstellen. Mosaik in Holz nennen die Italiener Tansia oder Tarsia, die Franzosen Marqueterie (s. d.). Das mechanische Verfahren bei der Mosaik ist folgendes. Man legt einen Grund von starken Plattsteinen und klammert diese mit Eisen zusammen; dieser Grund wird von einer noch dickern Einfassung eingeschlossen und hierauf ein Kitt dick aufgetragen. In den weichen Kitt werden die Marmor- oder

Glasstücke, der auf demselben vorgezeichneten Figur gemäß, eingesetzt, wobei de Künstler das zu copirende Gemälde beständig vor Augen hat. Allmälig verhärte der Kitt so fest wie Stein, worauf nun das Werk polirt wird. In neuerer Zeit hat man die Erfindung gemacht, die Tafel mit dem Mosaikgemälde in zwei bis drei Platten quer durchzusägen und auf diese Weise das Gemälde zu vervielfältigen. Sollte daher Rauch, Schmuz oder sonst Etwas die Oberfläche verdorben haben, so braucht man ein solches Gemälde nur abschleifen zu lassen, um es wieder in seiner ursprünglichen Schönheit zu erhalten. Eine Art deutscher Mosaikmalerei wurde 1819 von Franz Xaver Fernbach, geb. zu Waldkirch im Breisgau, erfunden, der es durch das Studium der Mineralogie, Physik und Chemie in dieser ganz neuen Gattung bis zu der täuschendsten Nachahmung der Farbe, des Gefüges und Schillerns der Mineralkörper auf seinen Mosaikgemälden gebracht hat. Auch sind des Professor Blank zu Würzburg Mosaiken von Moos (vgl. dessen „Beschreibung seiner Mosaikgemälde", herausgegeben von Benkert, Würzb. 1820), sowie die Arbeiten der Gebrüder Catel in Stuck rühmlich bekannt.

Mosaïsche Religion, s. Moses.

Mosaïsches Recht oder **Mosaïsche Gesetzgebung** heißt der Inbegriff der Gesetze und Rechte, welche in den Schriften Mosis (im Pentateuch) enthalten sind. (S. Moses.) Die Verbindlichkeit des Mosaischen Rechts ist nach Erlöschung des jüd. Staats keine vollkommene mehr. Selbst die Juden sind an dasselbe nicht durchaus, sondern nur in religiöser und ceremonieller Hinsicht gebunden, worin die Rabbiner ihre Richter sind. In den christlichen Staaten sind nur einzelne Vorschriften desselben, namentlich die Ehe und die verbotenen Grade betreffend, beibehalten worden. Vgl. Michaelis' „Mosaisches Recht" (6 Bde., Frankf. 1775—1803).

Mosaisk, Kreisstadt im Gouvernement Moskau, an der Mündung der Moshaiska in die Moskwa, 12 M. von Moskau, mit 4000 Einw., ziemlich gut befestigt, wurde durch die Schlacht am 7. Sept. 1812 berühmt, die aber richtiger die Schlacht an der Moskwa (s. d.) heißt.

Moscati (Pietro), berühmt als Arzt und Staatsmann, wurde 1736 geboren. Für die Arzneiwissenschaften erzogen, war das Wissen nach allen Richtungen hin der Mittelpunkt seines jugendlichen Eifers. Die Ideen Rousseau's, selbst dessen Ansicht vom Naturzustande, erfaßte er mit so viel Lebhaftigkeit, daß er durch alle Gründe der Anatomie und der Physik den Leuten einreden wollte, auf vier Füßen zu gehen. Doch mag oft nur der Wunsch, die Geister aufzuregen, ihm bei seinen auffallenden Meinungen vor der Seele geschwebt haben. Jedes Unternehmen fördernd, das Wissenschaft und Kunst oder die Bildung seines Vaterlandes weiterbringen konnte, wurde er auch in die Unruhen der Revolution verflochten. Anfangs verfolgt, dann 1798 zu einem der Directoren und bald darauf zum Präsidenten der cisalpinischen Republik erhoben, ward er 1799 nach dem Eindringen der Russen und Oestreicher verhaftet, bei einer Krankheit des Erzherzogs Karl aber zu Rathe gezogen und freigelassen. Nach der Schlacht von Marengo trat er wieder in den Staatsdienst ein, wurde zu der Consulta in Lyon beschieden, durch welche Napoleon die cisalpinische Republik im Jan. 1802 in die italienische verwandelte, und war Mitglied der Staatsconsulta, die im März 1805 zu Paris dem Kaiser Napoleon die ital. Königskrone antrug. Hierauf wurde er Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italien, Mitglied des ital. Instituts, Präsident der ital. Akademie, Graf, Großwürdeträger des Ordens der eisernen Krone, und er war einer der Italiener, die bei Napoleon am meisten galten. Dasselbe Vertrauen schenkte ihm auch der Vicekönig Eugen. Ehren und Reichthum dienten aber dem edeln Manne nur dazu, die Wissenschaften zu pflegen und Die zu unterstützen, die sie betrieben. Sein Haus war eine Akademie, voll Bildungsmittel, Maschinen, Instrumente, anatomischer Prä-

:ate u. s. w., für Jeden offen, der davon Gebrauch machen wollte. Das Alexanderlyceum besitzt noch die kleine Sternwarte, die er auf dem Thurme einer aufgehobenen Kirche errichtet hatte. Für seine Freunde und Bekannten blieb er selbst in seinen hohen Würden der Arzt, sowie er überhaupt seinen Rath Niemand versagte. Seine gedruckten Schriften beschränken sich nur auf kleine Abhandlungen, Vorreden u. s. w. Im J. 1814 war M. einer der Senatoren, welche für die Erhebung des Vicekönigs zum Souverain des Königreichs Italien am eifrigsten sich erklärten. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er außer aller öffentlichen Thätigkeit zu. Er starb zu Mailand am 19. Jan. 1824.

Moschee, verstümmelt aus dem arab. Medsched, d. h. Anbetungsort, ist der Name der türk. Bethäuser. Im Äußern unterscheiden sich die Moscheen von andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets (Thürme) u. s. w. Sie sind viereckig und haben Vorhöfe mit Brunnen zum Abwaschen. Die Eingänge sind von Außen dergestalt mit Ketten verhangen, daß man nur gebückt hindurchkommen kann. Inwendig findet man keine Zierrathen, außer einigen Sprüchen des Koran, die an die weiße Wand geschrieben sind. Der Boden ist meist mit Tapeten belegt, ohne Stühle und Bänke. In einem Winkel gegen SO. ist ein Stuhl, auf welchem der Imam sitzt, wenn er das Gebet abliest. Nach der Gegend zu, wo Mekka liegt, ist eine Tafel oder ein Schrank in der Wand, worin gewöhnlich Abschriften des Koran liegen, zum Zeichen, daß nach dieser Gegend die Betenden ihren Blick richten sollen. Dieser heißt die Kebla. Unterschieden von den Moscheen sind die Dschami's, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienst wie auch die öffentliche Fürbitte für den Großherrn (Kutba) verrichtet wird. Die schönste unter den großherrlichen Moscheen in Konstantinopel ist die Sophienmoschee. In der Regel dürfen nur Bekenner des Islam die Moscheen betreten; doch wurde einem alten Herkommen zufolge, die Sophienmoschee jedem venetian. Gesandten und auch andern vornehmen Personen geöffnet. Die großherrlichen Moscheen sind mit öffentlichen Schulen (Mädrás), Hospitälern (Imárets), auch wol Küchen verbunden, wo für die Armen gekocht wird. Ihre Einkünfte sind auf gewisse Bezirke und Grundstücke angewiesen, deren Bewohner große Vorrechte haben.

Moscheles (Ignaz), einer der berühmtesten Pianofortespieler und beliebter Componist für das Pianoforte, der Sohn eines israelit. Kaufmanns, wurde zu Prag am 30. Mai 1794 geboren. Da er schon in früher Jugend große Neigung für die Musik zeigte, so übergab ihn sein Vater 1804 dem Unterrichte Friedr. Dionys Weber's, unter dessen Leitung sich sein Talent auf das Glücklichste entwickelte. Nachdem er seit 1806 in Privatcirkeln und öffentlichen Concerten aufgetreten war, ging er in seinem 14. J. nach Wien, um dort seine Bildung zu vollenden, hatte das Glück, in Albrechtsberger seinen Lehrer und in Salieri einen väterlichen Rathgeber zu finden, und entwickelte nun sein Kunsttalent mit Riesenschritten, wozu der Wetteifer mit andern großen Clavierspielern, welche sich damals in Wien aufhielten, nicht wenig beitrug. Nachdem er auf mehren Kunstreisen, unter andern in das nördl. Deutschland (1816 und 1817), großen Beifall eingeerntet, trat er 1820 seine Reise über Holland und Frankreich nach England an, wo er durch seine überraschende Kraft und Bravour, seinen feurigen, glänzenden Vortrag, seine interessanten effectreichen Compositionen und vor Allem durch sein glänzendes Talent, frei zu phantasiren, überall Bewunderung erregte. Erst 1823 kehrte er nach Deutschland zurück und trat in München und Wien auf; am letztern Orte zu gleicher Zeit mit seinem Freunde und Kunstrivalen Kalkbrenner (s. d.). Schon 1825 unternahm er eine neue Kunstreise nach England, bereiste dann wiederholt Deutschland, war 1830 in Schweden, von wo er wieder nach Paris ging, und fand fortwährend die anerkennendste Theilnahme. Die mechanische Vollendung im Pianofortespiel, welche M. als Mittel seiner Kunstübung so un-

verrückt im Auge hat, zeigt sich bei ihm nach zwei Seiten hin gleich groß; nämlich ebenso sehr im Glänzenden und Gewaltigen als im Hervorbringen des Zierlichsten und Niedlichsten. Er spielt mit ungemeiner Kraft, Dauer und Schnelligkeit und seine vollgriffigen Passagen und gewaltigen Sprünge zeigen eine ungewöhnliche Sicherheit und Rundung. Im Glänzenden und Kräftigen aber, wie im Zierlichen und Netten, verräth sich der höchste Fleiß der Ausarbeitung. Diese Kraft und Präcision seines Spiels machen dasselbe für den Vortrag des Majestätischen wie des Leichttändelnden und Scherzenden gleich geeignet. Weniger gelingt ihm das gehaltene, singende Adagio, und das Sentimentale scheint ihm fremd zu sein. Er ist originell in Passagen, und die Bildung derselben ist oft der Mittelpunkt seiner freien Phantasien, die darum auch zum großen Theil die Gestalt von Variationen annehmen. Allein immer ist er mit ganzer Aufmerksamkeit bei seinem Spiele gegenwärtig, und sein vortrefflicher Anschlag nimmt die Farbe aller Gemüthszustände an, in denen er gern verweilt. Seine Compositionen zeichnen sich durch Gediegenheit der Erfindung und kunstreiche Ausführung, insbesondere durch Gewandtheit der Instrumentirung aus, sind aber zum Theil äußerst schwer auszuführen. Unter den frühern sind, außer den beliebten Alexandersvariationen, anzuführen: die Sonate, welche er Beethoven gewidmet, die Sonate mélancolique, ein Sextett mit Pianoforte, die Allegri di bravura, ein vierhändiges Rondo und vierhändige Sonate, die brillanten Variationen über das Thema „Au clair de la lune" und „Jadis et aujourd'hui", und seine „Etudes". Außerdem hat er fünf Pianoforteconcerte geschrieben und zwar aus F-dur, Es-dur, nur für bedeutende Pianofortespieler ausführbar, aus G-moll, das phantasiereichste und gediegenste seiner Werke, aus E-dur und C-dur.

Moscherosch (Hans Mich.), eigentlich Kalbskopf, einer der vorzüglichern deutschen Schriftsteller des 17. Jahrh., geb. 5. März 1600 zu Wilstedt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (im Badischen), wo sein Vater Prediger war, studirte zu Strasburg, wurde 1624 Magister, 1626 Hauslehrer der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Kriechingen und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislaus von Croy zu Vinstingen an der Saar, von wo er in Folge der Kriegsunruhen, nachdem er sein ganzes Eigenthum verloren hatte, nach Strasburg flüchtete. Darauf wurde er schwed. Kriegsrath, und später auch Secretair und Fiscal zu Strasburg. Im J. 1656 vom Grafen Friedrich Kasimir von Hanau zu seinem Rath ernannt, erhielt er in der Folge das Präsidium bei der Kanzlei, der Kammer und dem Consistorium zu Hanau und starb zu Worms 1669. M. war seit 1645 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte, und zu seiner Zeit ein sehr beliebter Schriftsteller unter dem Namen Philander von Sittewald. Das Wichtigste, was wir von ihm haben, ist das satirische Werk: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philander's von Sittewald, das ist, Strafschriften Hans Michael Moscherosch von Wilstedt, in welcher aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel gestellt und gesehen werden u. s. w." (2 Bde., Strasb. 1650 und 1666—67). Dasselbe enthält 14 Geschichten, die zuerst einzeln erschienen. Frühere Gesammtausgaben derselben zu Frankfurt (7 Bde., 1745—47, 12.) und Leyden (7 Bde., 1646—47, 12.), welche ungleich mehr als die von M. besorgte enthalten, sind der Sache wie der Sprache nach von fremder Hand umgestaltet und wurden von dem Verfasser nicht anerkannt. M. hat zwar die Idee zu seinen Gesichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denselben blos nachgeahmt. Man erkennt darin viel eigenthümliche Laune, Weltkenntniß, Gutherzigkeit und einen Geist der Satire, der sich bald ernsthaft, bald komisch und burlesk äußert. Die Schreibart ist körnig und lebendig, wiewol nicht frei von den

Fe lern jener Zeit. Übrigens ist M. nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Quirinus M., der unter dem Namen Philander Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war und ein „Poetisches Blumenparadies" drucken ließ.

Moschus, ein griech. Idyllendichter aus Syrakus, war, wie sein Zeitgenosse Bion, ein Nachahmer des Theokrit, den sie jedoch durch Schmuck zu überbieten suchten. Die von ihm noch vorhandenen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen oder lyrische Herzensergießungen und hymnische Darstellungen als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien. Seine Gedichte sind gewöhnlich mit denen des Bion (s. d.) zusammengedruckt.

Moschus oder Bisam, s. Bisamthier.

Moscovade, s. Zucker.

Mosel (Moselle), die, ein Nebenfluß des Rheinstroms, entspringt in Frankreich am Berge Drumont in dem Vogesengebirge, nahe bei der Quelle der südl. fließenden Saone, wird bei Pont-à-Mousson schiffbar und ergießt sich bei Koblenz in den Rhein. Sie durchfließt die franz. Departements der Vogesen, der Meurthe und der Mosel, einen kleinen Theil des Großherzogthums Luxemburg und die preuß. Provinz Rheinland. Die Länge ihres Laufes, den sie überhaupt von S. nach N. nimmt, beträgt an 80 M.; ihre vornehmsten Nebenflüsse sind die Meurthe und die Saar. Von Metz bis Trier fließt sie in einem weiten Thale ohne Einschränkung fort; weiterhin aber verengt sich durch die Abzweigungen des Hundsrücks das Thal derselben; sie macht nun so große Krümmungen, daß sie zu ihrem Laufe von Trier bis Koblenz, der in grader Linie nur 22 Stunden beträgt, 49 Stunden braucht. Die mittlere Breite des Stroms ist zwischen Trier und Trarbach 430, zwischen Trarbach und Koblenz 595 F.; seine Tiefe zwischen 7—15 F. Gefährliche Stellen sind das Müdenloch und das Sommerloch, sowie die Felsen bei Briedern und Alff. Die Ufer der Mosel sind von Trier bis Koblenz äußerst anziehend, indem sie die mannichfaltigsten Ansichten gewähren. Eine der schönsten Moselgegenden ist die von Trarbach, wo Berge, Weinhügel und fruchtbare Thäler sich vereinigen, und mehre Waldbäche in die Mosel strömen. Die vornehmsten an der Mosel liegenden Städte auf ihrem ganzen Laufe sind Pont-à-Mousson, Metz, Thionville, Trier und Koblenz. Unter den Alten besang die Mosel der Dichter Ausonius (s. d.). Vgl. Klein's „Beschreibung des Moselthals" (Koblenz 1831).

Die Schiffahrt auf der Mosel ist zwar der Krümmungen und gefährlichen Stellen wegen langwierig und beschwerlich, aber dennoch für den Rheinhandel von großer Bedeutendheit. Die Moselschiffe (Traubertenkaine und Bohrnachen) sind äußerst stark gebaut, mit platten engen Böden, vorn spitz und rückwärts rund. Sie haben gewöhnlich 80 F. Länge und 20 F. Breite und tragen der Mehrzahl nach eine Last von 600—1000 Ctr. Schon zu Zeiten der Römer wollte man die Mosel mit der Saone (damals Araxis) durch einen Kanal verbinden, um die Truppensendungen in die Gegenden des Rheins zu erleichtern; allein die Ausführung wurde durch die Eifersucht eines röm. Legaten hintertrieben. Ein ähnlicher Plan soll 1598 unter der Regierung Heinrich IV. entworfen worden sein. Seitdem ist dieser Gegenstand nicht mehr zur Sprache gekommen. Gemeinschaftliche Bestimmungen für die Moselschiffahrt unter den betheiligten Uferstaaten fehlten in frühern Zeiten gänzlich. Während Napoleon's Herrschaft war Frankreich allein im Besitze des Stroms. Erst als in Folge des pariser Friedens von 1814 die Mosel wieder mehren Uferstaaten angehörte, wurden auf dem wiener Congresse die Artikel, welche in Hinsicht des Neckars, des Mains, der Maas und der Schelde festgesetzt wurden, auch auf die Mosel ausgedehnt, mit der besondern Beifügung, daß die Gebühren, welche fortdauernd zufolge der Decrete der franz. Regierung bestanden, nicht vermehrt werden sollten. Die vorzüglichsten Gegenstände, welche von der

Mosel herab in den Rhein geführt werden, sind: Dachschiefer, Holz, Holzkohle, Kalk, Apothekerwaaren, Branntwein, Steinkohlen, Gyps, Pottasche, Sal Lohrinden, Pfeifenerde, Glaswaaren, Schleifsteine, franz., vor Allem aber Moselweine. Die sogenannten metzer Nachen bringen auch geflochtene Körbe, Liqueurs und Confituren, die nicht selten bis Köln und Holland gehen. Die vornehmsten Artikel, welche aus dem Rheine in die Mosel geführt werden, sind: Stahl, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Colonialwaaren. Aus der Lahn gehen in die Mosel ungeheure Massen Gußeisen und namentlich auch Mineralwässer. Die eigentliche Flößerei auf der Mosel ist nicht bedeutend.

Moser (Joh. Jak.), einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, geb. zu Stuttgart 1701, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1717 die Universität Tübingen, wo er 1720 Licentiat und noch in demselben Jahre außerordentlicher Professor der Rechte wurde. Da er hier nicht viel Beifall fand, so ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher, auf sein Ansuchen, der Charakter eines herzoglich würtemberg. Regierungsraths ertheilt worden war. In Wien ward der Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, sein vorzüglicher Gönner. Da derselbe jedoch nichts für ihn wirken konnte, weil M. nicht katholisch werden wollte, so kehrte er nach dem Vaterlande zurück, verließ dasselbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kais. Hofes ansah, und ging aufs Neue nach Wien. Nachdem eine nochmalige Reise nach Würtemberg ihn überzeugt hatte, daß daselbst für ihn nichts zu hoffen sei; wendete er sich 1725 ganz nach Wien. Weil aber das würtemb. Ministerium von seinem Aufenthalte zu Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so ward er 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen und 1727 zum ordentlichen Professor der Rechte bei dem fürstlichen Collegium in Tübingen bestellt. Aus Ärgerniß über die mancherlei Anfechtungen von Seiten seiner Collegen legte er nach wenigen Jahren seine Stelle nieder; allein schon 1733 ward er von dem neuen Herzoge, Karl Alexander, in seine vorige Regierungsrathsstelle wieder eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preuß. Geheimraths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder vertauschte. Verschiedene Verdrießlichkeiten, besonders über eine vom König angeordnete burleske Disputation, bewogen ihn, 1739 auch diese Ämter niederzulegen. Hierauf lebte er zu Ebersdorf im reußischen Voigtlande sehr glücklich, bis die Ausbreitung der herrnhutischen Sekte an diesem Orte, welche ihn und seine Familie vom Abendmahl ausschlossen, ihn von hier vertrieb und bewog, 1747 die von dem Landgrafen zu Hessen-Homburg ihm angebotene Stelle als Geheimrath und Chef der Kanzlei anzunehmen. Doch wegen des Widerstandes, den er hier in der Ausführung seiner Kameral- und andern Grundsätze erfuhr, nahm er binnen Kurzem auch hier seine Entlassung und lebte seit 1749 zu Hanau, wo er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie anlegte, welche ihm seine Tage sehr angenehm machte. Nur der Ruf, den er 1751 als Landschaftsconsulent in sein Vaterland erhielt, konnte ihn vermögen, dieselbe aufzugeben. Trübe Jahre sollte er noch durchleben, ehe er zur Ruhe gelangte. Als in Würtemberg zwischen dem Herzog und den Landständen allerhand Irrungen und Streitigkeiten entstanden, und M., der die Sache der Landstände vertheidigte, für den Verfasser der wider den Herzog gerichteten Schriften gehalten wurde, ließ ihn dieser 1759 durch einen geheimen Cabinetssecretair nach Ludwigsburg berufen und kündigte ihm selbst den Festungsarrest an. Aus dem herzoglichen Zimmer ward er unter scharfer Bewachung nach Hohentwiel gebracht und dort in sehr harter Haft gehalten, in welcher ihm außer der Bibel, einem Predigt- und Gesangbuche weder Bücher noch Schreibmaterialien zugestanden wurden. Ohne ein einziges Mal während seiner Gefangenschaft verhört worden zu sein, mußte er 1764 auf Befehl des Reichshofraths losgelassen werden. Er begab sich nun wieder nach Stuttgart, wo ihn der Herzog

„icht nur für ſchuldlos erkannte, ſondern auch als Landſchaftsconſulenten wieder „inſetzte, wiewol er als ſolcher nachher wenig und ſeit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geſchäften nahm, ſondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen Penſion den Reſt ſeiner Tage größtentheils unter ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verlebte. Er ſtarb 1785. M.'s vielfache Erfahrungen, ausgebreitete Geſchäfte und weitläufige Verbindungen gaben ihm einen ſichern praktiſchen Blick, der gegen die ſchwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abſtach. Durch dieſen, ſowie durch ſeinen Sammlerfleiß, ſeine Freimüthigkeit, Gradheit und Ordnungsliebe gab er ſeinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts würdig macht, wenngleich ihm Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfſinn und eigentliche juriſtiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit abgingen. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verſchiedenartigſten Geſchäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen ſeines Lebens ſo unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war in der That Staunen erregend; die Zahl aller ſeiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: „Deutſches Staatsrecht" (50 Bde., nebſt 2 Bdn. Supplementen und 1 Bd. Regiſter, Nürnb. 1737—54, 4.); „Neues deutſches Staatsrecht" (21 Bde., Stuttg. und Frankf. 1761—75, 4.); „Deutſches Staatsarchiv" (13 Bde., Hanau und Frankf. 1751—57, 4.); „Grundriß der heutigen Staatsverfaſſung von Deutſchland" (Tüb. 1754) und mehre Schriften des poſitiven europ. Völkerrechts, welches er zuerſt in ein Syſtem brachte. Auch lieferte er ſeine eigne „Lebensbeſchreibung" (3. Aufl., 4 Bde., Frankf. und Lpz. 1777—83), in welcher beſonders die Erzählung, wie er ſich während ſeiner Haft die Zeit zu vertreiben ſuchte, ſehr anziehend iſt. — Sein Sohn, Friedrich Karl von M., geb. zu Stuttgart 1723, der ſich ebenfalls als Schriftſteller über das Staatsrecht durch ſeine mit großer Kenntniß der Staatsverhältniſſe verbundene Freimüthigkeit auszeichnete, war mehre Jahre Reichshofrath in Wien, dann Geheimrath und Miniſter in Heſſendarmſtadt, wurde aber plötzlich entlaſſen, lebte hierauf als Privatmann und ſtarb zu Ludwigsburg 1798. Unter ſeinen ebenfalls zahlreichen Schriften nennen wir als die vorzüglichſten: „Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts" (12 Bde., Frankf. 1751—65); „Sammlung von Reichshofrathsgutachten" (6 Bde., Frankf. 1752—54); „Sammlung der neueſten und wichtigſten Deductionen in deutſchen Staats- und Rechtsſachen" (9 Bde., Ebersdorf 1752—64); „Patriotiſche Gedanken von der Staatsfreigeiſterei" (1755); „Der Herr und der Diener" (1759); „Reliquien" (1767); „Patriotiſches Archiv" (12 Bde., Frankf. und Lpz. 1784—90); „Neues patriotiſches Archiv" (2 Bde., Manh. 1792) und „Geſchichte der Waldenſer" (Zür. 1798).

Möſer (Juſtus), ein geiſtreicher Staatsmann, mit Recht Deutſchlands Franklin genannt, geb. 1720 zu Osnabrück, wo ſein Vater Kanzleidirector und Conſiſtorialpräſident war, ſtudirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswiſſenſchaft. Doch das wichtigſte Studium für ſeinen Beobachtungsgeiſt war das offene Buch des menſchlichen Lebens. Zugleich bildete er ſeinen Geſchmack durch das Leſen der engl., franz. und ital. Claſſiker. Als Sachwalter nahm er ſich mit Wärme der unterdrückten Unſchuld an; er allein widerſtand der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück. Das Zutrauen ſeiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landſtände zum Secretair und zum Syndicus der Ritterſchaft. Sein edler Charakter ward vorzüglich erprobt in den Drangſalen des ſiebenjährigen Kriegs. Durch weiſe und redliche Thätigkeit erſparte er ſeinem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslaſten bedeutende Summen und gewann dadurch die Achtung des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. Einen ſeltenen Reichthum praktiſcher Erfahrung erwarb er ſich während ſeines Aufenthaltes in

London, wo er das Lieferungszahlgeſchäft für das von England beſoldete verbündete Heer betrieb. Überall im bürgerlichen Geſchäftsleben ſah er klar den innern Zuſammenhang des Zwecks und der Mittel; allein er dachte nicht blos, ſondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und ſein edles Herz erhielt ihn ſtets auf der Höhe des Weltbürgers und Menſchenfreundes. Als Schriftſteller hatte er ſich jene unnachahmlich heitere Laune eines hellen Kopfs und unbefangenen Sinnes zu eigen gemacht, die ſeinen Schriften claſſiſchen Werth gibt. Er war 20 Jahre hindurch, ſo lange die Minderjährigkeit des Prinzen von England, welcher als proteſtantiſcher Biſchof 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erſte Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen. Beider Vortheil aber war nicht immer ein und derſelbe, und nur M.'s ausgezeichnetes Talent, ſeine gründliche Geſchäftskenntniß und ſein Fleiß, verbunden mit unerſchütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn grade und tadelfrei durch alle Reibungen hindurch. Von 1762 an Juſtitiar beim Criminalgerichte in Osnabrück, und, nachdem er dieſe Stelle 1768 niedergelegt, bis zu ſeinem Tode geheimer Referendar bei der Regierung, nahm er nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung 1783 den Titel eines Geheimen Juſtizraths an. Er ſtarb am 7. Jan. 1794. So groß ſein Ruf in ſeinem Wirkungskreiſe war, ſo liebenswerth erſchien er in dem engern Kreiſe des Hauſes und der Geſellſchaft. Er war ein großer, ſtark und ebenmäßig gebauter Mann. Schon durch ſein Äußeres flößte er Achtung ein. Sein Gang war feſt und ſicher; ſein Weſen ernſt und freundlich; ſein Geſicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Er lachte ſelten, aber faſt immer ſchwebte auf ſeiner Stirn und um ſeinen Mund ein heiteres Lächeln. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pyrmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur geſunde Luft und geiſtig heiteres Geſpräch. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe beſiegen, indem er der Meinung war, daß die Natur ſelbſt das Übel niederkämpfe und deshalb nicht geſtört werden dürfe. Erſt in ſeiner letzten Krankheit erkannte er ſeinen Irrthum; er fühlte die Nähe ſeines Todes und ſagte, wiewol mit Gleichmuth: „Ich habe den Proceß verloren!" Ohne Schriftſtellerruhm zu ſuchen, fand ihn M. durch ſeine gründlichen, geiſtreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Bruſt und mit unerreichbarer Laune ſchrieb er über Fehler und Verbeſſerung der Sitten, über öffentliche Anſtalten, über Geſchichte, Staats- und bürgerliches Recht; und ſowol der innere Gehalt ſeiner Schriften als ſeine eigenthümliche Schreibart ſichern ihm unter den deutſchen Proſaiſten eine der erſten Stellen. Seine „Osnabrückiſche Geſchichte" (bis 1192, 2 Bde., Osnabrück 1768; 2. umgearbeitete Aufl., Berl. 1780; 3. unveränderte 1820) iſt voll von ſcharfſinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutſche Geſchichte manchen Aufſchluß geben, ſowie in ihr ein Muſter für fruchtbare Behandlung vaterländiſcher Geſchichte vorliegt. Den dritten Theil dieſes Meiſterwerks, mit Urkunden, gab aus des Verfaſſers handſchriftlichem Nachlaſſe Herbart von Bar (Berl. 1824) heraus. Als Nationalwerk verdienen M.'s „Patriotiſche Phantaſien" (zuerſt 1774 und von ſeiner Tochter J. W. J. von Voigt herausgegeben, 4 Bde.; 3. Aufl., Berl. 1804, mit M.'s Bildniß), insbeſondere von allen Denen geleſen zu werden, die für das Volk ſchreiben wollen. Sie entſtanden aus den Intelligenzblättern, welche M. für Osnabrück von 1766—82 ſchrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weiſe bekannt zu machen. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von ſeiner Gelehrſamkeit, Geſchäftskenntniß und Lecture zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft geſagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernſt aufheiterte, und das herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menſchliche ſich ausſprach. Seine „Vermiſchten Schriften" nebſt M.'s Leben,

herausgegeben von Fr. Nicolai (2 Bde., Berl. 1797—98) enthalten Aufſätze voll Laune und Menſchenkenntniß, z. B. „Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komiſchen" (für den Hanswurſt auf der Bühne, gegen Gottſched); „Über die deutſche Sprache und Literatur" (gegen Friedrich II.) u. ſ. w. Von der noch fortdauernden Dankbarkeit ſeiner Mitbürger wird in Kurzem ein ihm in ſeiner Vaterſtadt zu errichtendes Denkmal zeugen.

Moſes, der Geſetzgeber der Iſraeliten, wurde um 1600 v. Chr. in Ägypten geboren, zu einer Zeit, wo ſein Volk in harter Bedrückung lebte. Drei Monate nach ſeiner Geburt mußten ſein Vater Amram und ſeine Mutter Jochebeth, Beide vom Stamme Levi, zufolge eines kön. Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, den Säugling ausſetzen. Doch die luſtwandelnde Tochter des ägypt. Königs (Thermutis nennt ſie die Sage beim Joſephus) fand im wohlverwahrten Rohrkäſtchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmte ſich ſein und gab es, da deſſen naheſtehende Schweſter Mirjam die Mutter herbeirief, dieſer zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle ſeines unglücklichen Volks eingeflößt, und erſt als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königstochter zurück, die ihn den aus dem Waſſer Geretteten (Mo-ndſche im Ägyptiſchen, daher das hebr. Moſcheh) nannte und an Kindesſtatt annahm. Dadurch wurde er zum Prieſterſtande, zu dem die kön. Familie gehörte, eingeweiht und konnte nun als Prieſterlehrling zu allen Künſten und Wiſſenſchaften, die dieſer erſte Stand des Reichs in Myſterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchſte, was jene Zeit an Bildung und Einſicht beſaß, und daß M. ſich ihrer bemächtigte und noch tiefer als ſeine Lehrer in die Geheimniſſe ihrer Religion, Naturkunde, Geſetzgebung und Regierungskunſt eindrang, leuchtet aus ſeinen Thaten und Reden hervor. Von dem Feldzuge in Äthiopien, bei dem er in ſeinem 40. Lebensjahre als Anführer der Ägypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der beſiegten Prinzeſſin Tharbis erobert und dieſe zum Weibe genommen haben ſoll, ſpricht nur die jüd. Sage bei Joſephus. Indeß konnte M. im Glanze des Hofes ſein Volk nicht vergeſſen; beim Anblicke der Mishandlungen, die ein ägypt. Vogt ſich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte im Zorne den Aegypter um. Allein dieſe That wurde bekannt, und er entging den Nachſtellungen des Königs nur durch eine ſchnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitiſchen Hirtenfürſten und Prieſter, Aufnahme und erhielt deſſen Tochter Zipora, die er beim erſten Zuſammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten für ſich gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Pflegeſohn einer Königstochter die Heerden eines Arabers, und die Geſchichte ſagt nicht, daß er nach etwas Größerem getrachtet habe. Aber vorſchweben mußte ihm das Elend ſeines Volks, und nicht umſonſt konnte er auf dem ungewöhnlichſten Wege in das Heiligthum der ägypt. Weisheit geführt und mit den ſeltenſten Kräften und Kenntniſſen ausgeſtattet worden ſein. Sie beſchäftigten ſeinen Geiſt in der Einſamkeit, ſie deuteten ihm die Natur, die ihn, an Räthſeln und Wundern reich, mit Schrecken und Pracht in den Wüſten und Gebirgen Midians umgab, und erhoben ſein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte als ſeine Väter. Doch lange bildete ſich bei dieſem ſtillen Hirtenleben der Keim des größten Unternehmens in ſeiner Bruſt, ehe er hervorbrach und die Geſtalt eines tief durchdachten Plans annahm. M. hatte ſchon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe gibt, als dies durch eine unmittelbare Auffoderung Gottes geſchah. Am Horeb weidend, ſah er einſt einen Dornbuſch im Feuer, und forſchend, warum der Buſch nicht verbrenne, hörte er aus ihm die Stimme des Herrn, der ſich ihm als den Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's ankündigte und ihm befahl, ſein Volk aus Ägypten in das Land zu führen, das er den Erzvätern verheißen. Der Name Jehovah, unter dem ſich Gott ihm offenbarte, war ihm ſchon aus den

ägypt. Myſterien bekannt, und klar ward ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränderlichen, die dieſer Name in ſich ſchließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Beſorgniſſe der Vorſicht und Beſcheidenheit entſchloß er ſich, dieſem Rufe zu folgen, denn weislich dachte er daran, daß Pharao hart und ungläubig, er ſelbſt geächtet und ſein Volk roh und unfähig ſei, die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen ſollte, zu faſſen; daß man den Worten ſeines unberedten Mundes, den eine ſchwere Zunge im Sprechen hinderte, ohne ſinnliche Zeichen nicht glauben werde. Darum gab ihm Gott die Macht, ſeine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen, und ſtellte ihm ſeinen ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüſtet, kehrte M. im Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde, nach Ägypten zurück und ging, ein Greis von 80 Jahren, ans Werk.

Alle und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgeſehen, ſtellten ſich ihm hier entgegen. Zwar ward Aaron ſein Mund, und das Volk Iſrael mußte in ſeinen Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtſchaft ausgeartet, ſchwankte es zwiſchen Glauben und Zweifel. Umſonſt brachte er, nach Art der Eingeweihten, die Schlange als Zauberſtab in ſeiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunſt der ägypt. Weiſen ihm nicht nachzuthun wußte und für das Werk höherer Kräfte erkennen mußte; erſt die zehnte der verheerenden Landplagen, die dadurch über Ägypten kamen, das Hinſterben aller Erſtgeburt, bewog Pharao's verſtocktes Herz, die Hebräer ziehen zu laſſen. M. ſtellte ſich an ihre Spitze und führte ſie mit aller ihrer Habe aus Ägypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arab. Meerbuſen, in dem der treulos nachſetzende Pharao mit Mann und Roß ertrank. Doch dieſe Rettung von dem furchtbarſten Feinde war nur der Anfang ſeines Unternehmens; gährend wogte um ihn die rohe Maſſe eines Volks, das bis jetzt nur den Stecken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kannte. Der Mangel in der Wüſte erregte lautes Murren, das Zuſammenſtoßen mit feindlichen Beduinenvölkern blutige Kriege, die Eiferſucht neidiſcher Älteſten innere Empörungen wider den Führer; ſein Leben kam nicht ſelten in Gefahr, und die Macht, die ſein Beruf erfoderte, konnte er oft nur durch Zwang und ſchreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewundernswürdiger Weisheit, Kraft und Erfindſamkeit verfolgte er trotz alles Widerſtrebens ſeinen Plan, die ſtörriſche Menge zum geſitteten, frommen und ſelbſtändigen Volke zu machen. Er ſchaffte den Hungrigen Manna und öffnete den Durſtigen neue Quellen aus den Felſen Horebs, nicht als ein Zauberer mit betrüglichen Künſten, ſondern als ein Diener des Herrn der Natur, der ihm auf ſein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr wollte Moſes nicht angeſehen ſein; bei allen ſeinen Anordnungen berief er ſich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernſt väterlich an ſich ziehen und bilden wolle. Die Religion war der Geiſt des Geſetzes, das M. im dritten Monate nach dem Auszuge aus Ägypten zu verkündigen anfing. Angelangt am Berge Sinai in Arabien, ließ er das Volk ſich lagern; während er ſelbſt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel des Berges erſtieg, wo ihm, umringt von weithallendem Donner, unter den Schauern der Nähe Gottes kund ward, nach welchen Geſetzen Iſrael leben ſolle.

Auf den Glauben der Erzväter gebaut, waren dieſe Geſetze, welche M. dem iſraelit. Volke gab, mehr eine Herſtellung der einfachen Wahrheiten, durch die ſich die Urwelt zum Höchſten erhob, als eine neue Religion. M. hat das Verdienſt, ſie von Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin ſie unter den Händen abgöttiſcher Völker faſt untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfniſſen der aus einer Familie zum großen unbändigen Volke angewachſenen Hebräer ausgebildet zu haben. Der Hauptpunkt ſeiner Geſetzgebung iſt die Lehre, daß Jehovah, der einige Gott, der weder einen andern Gott neben ſich, noch ein ſinnliches Bild ſeines Weſens dulde, ſelbſt König ſeines Volkes ſein und es durch

Prieſter regieren wolle. Daher haben die Geſetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfaſſung und Rechtspflege, die Sitten- und Geſundheitspolizei der Hebräer beſtimmte, insgeſammt göttliches Anſehen und dauernde Gültigkeit. Überall von den Grundfoderungen der ſittlichen und ſinnlichen Natur des Menſchen ausgehend, ſind ſie auf die Eigenthümlichkeit des Volks, auf das Klima und die politiſche Lage des ihm zum Wohnorte beſtimmten Landes und auf den Plan der Vorſehung, es zum Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommener zu entwickelnden und einſt über das ganze Menſchengeſchlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermiſchung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein ſcharf abgeſchloſſener Gottesſtaat ſoll er abgeſondert von allen Nachbarvölkern, ſelbſtändig, frei und allein ſtehen. Sie nöthigen es durch feſtbeſtimmte, bis in die geringſten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und der geſelligen und häuslichen Verhältniſſe eingehende Vorſchriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speiſen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergeſſen iſt, zur Gewöhnung an die ſeinem Charakter und ſeiner religiöſen Beſtimmung angemeſſene Bildung. Sie legen ihm durch ein ſtreng geregeltes Ritual, das, aus tauſend an ſich kleinlichen und in die Sinne fallenden Gebräuchen zuſammengeſetzt, im Ganzen die erhabene Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darſtellt und bedeutſam von Handlung zu Handlung fortſchreitet, die Pflicht einer immerwährenden Geſchäftigkeit im Dienſte ſeines himmliſchen Königs auf. Dem Stamme Levi, dem M. angehörte, übertrug er die Verwaltung dieſes Dienſtes und die Aufſicht über die Beobachtung der Geſetze, und nicht ſeinen Söhnen, die er mit weiſer Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten ließ, ſondern dem Geſchlechte ſeines Bruders Aaron, das mit der oberſten Staatsgewalt bekleidete Hoheprieſterthum. Dieſem von allem Grundeigenthum ausgeſchloſſenen Stamme machte er die übrigen zwölf Stämme zehntpflichtig, untergab ſie eignen Stammälteſten und Richtern und ſicherte die Feſtigkeit ihres politiſchen Verbandes durch gemeinſam zu feiernde Feſte und durch ausſchließliche Einheit des Gottesdienſtes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebene, prächtig geſchmückte und im Innerſten nur dem Hohenprieſter zugängliche Wohnung Jehovah's, das einzige Heiligthum und, vermöge der ihm zufließenden Steuern, der Mittelpunkt alles Reichthums der Nation ward.

Dies ſind die Hauptpunkte der Geſetzgebung Moſis, die, wenn auch Züge ägypt. Bildung daraus hervorblicken, doch das Beſtreben, die Hebräer von den ägypt. Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen und zur politiſchen und religiöſen Selbſtändigkeit zu erheben, deutlich beurkundet und in Betracht der Zeit und Umſtände ihrer Entſtehung an Eigenthümlichkeit und Hoheit der Grundſätze, an Folgerichtigkeit, Nachdruck und Dauer und, was am meiſten für ihren göttlichen Urſprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die Geſetzgebungen Solon's und Lykurg's weit übertrifft. In ihr iſt keine ägypt. oder ind. Prieſtertheokratie, ſondern das Volk hat unter der Hand Gottes einen Kreis von Freiheit und Unabhängigkeit. Doch wurde die Vortrefflichkeit dieſer Geſetzgebung nicht ſogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Wegs nach Kanaan ſah er ſich durch neue Gährungen und Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüſte zurückzuführen, und 40 Jahre eines mühſeligen Umherziehens in derſelben mußten vergehen, harte Strafen, die ſein Geſetz dem Übertreter drohte, mußten mit eiſerner Strenge vollzogen werden, Alle, die im Mannesalter aus Ägypten gezogen waren, mußten abſterben, ehe das Geſetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachſenen Geſchlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde. M., der mit Sorgen, Beſchwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, durfte

ſelbſt um eines einzigen Zweifels willen, den er ſich im Gedränge der Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen laſſen, die vollkommene Ausführung ſeiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Feldherrn Joſua zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und von dem Volke feierlich Abſchied genommen hatte, beſtieg er einen Berg in Peräa jenſeit des Jordans, von dem er das gelobte Land, das er ſelbſt nicht betreten ſollte, überſchaute und ſein mühevolles Leben im 120. Jahre beſchloß. Der abergläubiſchen Verehrung ſeiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und Niemand kennt die Stätte ſeines Grabes. Das herrlichſte Denkmal ſeines Geiſtes und ſeiner Verdienſte enthalten die Bücher, die unter ſeinem Namen an der Spitze des A. T. ſtehen. Weil darin ſein eigner Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer ſpätern Zeit angehört, weil ferner das Material, auf das er ſchrieb, Stein war, auf welchem Schriften von ſo großem Umfange, wie die Moſaiſchen Schriften ſind, ſchwerlich aufbewahrt werden könnten, ſo mußte die Kritik allerdings ihre Abfaſſung und Anordnung in die fünf Bücher, woher im Griechiſchen ihr Name Pentateuchos ſtammt, einem ſpätern Schriftſteller aus dem Zeitalter David's oder Salomo's zuſchreiben. Dennoch bleibt es immer ſehr wahrſcheinlich, daß M. die Nachrichten von der Geſchichte der Urwelt, die das erſte Buch (Geneſis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die zehn Gebote und die Beſchreibung des Zugs der Iſraeliten durch die arab. Wüſte im zweiten (Exodus) und vierten Buche (Numeri), und ſolche Geſetze, die er der unſichern Sage nicht überlaſſen konnte, in dieſen beiden, dem dritten (Leviticus) und fünften Buche (Deuteronomium) ſelbſt aufgeſchrieben hat; doch läßt ſich hierüber nichts Genaues, ins Einzelne Gehendes ermitteln. Die Sammlung dieſer Bruchſtücke, ihre Einkleidung, Verbindung und Ergänzung aus vorhandenen Überlieferungen mag das Werk einer ſpätern Zeit ſein, die ſich aber ebenfalls nicht genau angeben läßt. Vgl. Ilgen's „Urkunde des jeruſalemiſchen Tempelarchivs" (Halle 1797); Vater's „Commentar über den Pentateuch" (Halle 1805); Ewald's „Compoſition der Geneſis" (Braunſchw. 1823) und Ranke's „Unterſuchungen über den Pentateuch" (Erlang. 1834). (S. Bibel und Bibliſche Einleitung.) Vergebens hat die Kritik der neueſten Zeit ſich bemüht, den Inhalt dieſer Bücher in den Nebel der mythiſchen Dichtung zu ſtellen. Dem Unbefangenen haben ſie die Geltung einer hiſtoriſchen Wirklichkeit, und er überzeugt ſich bald, daß nur M., und auch dieſer nur, um das Geſchehene treu zu berichten, jene Nachrichten mittheilen konnte, die in ihrer veralteten Sprache, in ihrer einfachen und kräftigen Darſtellungsweiſe, in ihrer innern Naturwahrheit und Einfalt das Gepräge ihrer Echtheit an ſich tragen. Wie hätten auch die Generationen von mehr als drei Jahrtauſenden nach einem Märchen ihre Verfaſſungen ordnen und die zehn Grundgebote aller Religion und Moral, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und Kirchengeſetze von einem Andern annehmen mögen als von dem erhabenen Geſandten Gottes, den in der Geſchichte der Menſchheit unter allen ſeinen Heroen und Wohlthätern nur Einer verdunkelt. Vgl. W. F. Hufnagel, „Moſeh, wie er ſich ſelbſt zeichnet in ſeinen fünf Büchern Geſchichte" (Frankf. 1822).

Moſes Mendelsſohn, ein berühmter jüd. Philoſoph, war zu Deſſau am 10. Sept. 1729 (nach jüd. Zeitrechnung am 12. Elul 5489) geboren. Sein Vater Mendel, welcher daſelbſt eine Elementarſchule hielt, gab ihm trotz ſeiner Armuth eine gute Erziehung, unterrichtete ihn in der hebr. Sprache und den Anfangsgründen der jüd. Gelehrſamkeit und ließ ihn im Talmud von dem Rabbiner Dav. Fränkel und Andern unterrichten. Übrigens bildete ſich M. geiſtig aus durch fleißiges Leſen des A. T., namentlich des poetiſchen Theils deſſelben, und durch eignes Beſtreben. Das Werk des Maimonides „More Nebochim" regte ihn zuerſt zur Unterſuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart an. Durch zu an-

haltendes Studiren verfiel er in eine Nervenkrankheit, welche, da ſie nachläſſig behandelt wurde, eine Rückgratskrümmung zur Folge hatte und M.'s Geſundheit für immer ſchwächte. Da ſein Vater ihn nicht ferner unterſtützen konnte, ſo wanderte er 1745 nach Berlin, wo er mehre Jahre in äußerſter Dürftigkeit lebte. Gleiches Schickſal führte ihn mit Iſrael Moſes, einem armen Schulmeiſter aus Galizien, zuſammen, der ein tiefſinniger Denker und großer Mathematiker war, wegen ſeiner Freimüthigkeit aber allenthalben verfolgt, recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Durch ihn ward in M. der Trieb zur Mathematik geweckt, deren genaueres Studium ſeinen Verſtand ungemein ſchärfte und ausbildete. Ein junger jüd. Arzt, Namens Kiſch aus Prag, unterrichtete ihn im Lateiniſchen, und durch den Doctor Aaron Salomon Gumperz bekam er ſeit 1748 Gelegenheit, mit der neueſten Literatur, insbeſondere mit Leibnitz's und Wolf's damals herrſchender Philoſophie, bekannt zu werden. Überdies lernte er mehre talentvolle Jünglinge kennen, deren Umgang ihm vortheilhaft war. So lebte M. der Wiſſenſchaft ohne andere Aufmunterung, als die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte, und ohne einen gewiſſen Unterhalt, bis ein reicher jüd. Seidenfabrikant zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher ſeiner Kinder, dann zum Aufſeher, ſeit 1750 zum Factor und endlich zum Theilnehmer ſeiner Fabrik machte. Unter ſeinen Glaubensgenoſſen wie unter den Chriſten gewannen ihm ſeine Lebensweisheit und ſein edler Charakter eine ausgebreitete Achtung. Als ein vortrefflicher Schachſpieler ward er 1754 auch mit Leſſing bekannt, was auf ſeine Bildung und vorzüglich auf ſeine Darſtellung den vortheilhafteſten Einfluß hatte. Beide haben auch die wenig geleſene Schrift: „Pope, ein Metaphyſiker" (Danzig 1755) gemeinſchaftlich gearbeitet. Jetzt wurde nun die Philoſophie M.'s Hauptbeſchäftigung. Er ließ die „Briefe über die Empfindungen" (Berl. 1755), die er aber ſchon 1750 verfaßt hatte, erſcheinen, und ſie zeichneten ſich durch Reinheit und Natürlichkeit der Darſtellung aus. Ihnen folgte die Überſetzung von Rouſſeau's Abhandlung „Von dem Urſprunge der Ungleichheit unter den Menſchen". Um dieſe Zeit trat er mit Abbt und Sulzer, ſeit 1761 mit Nicolai in genauere Verbindung, und die Abbt'ſche Correſpondenz iſt ein herrliches Denkmal der Freundſchaft und Vertraulichkeit dieſer trefflichen Männer. Auch nahm er nun thätigen Antheil an der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften", an den „Briefen, die neueſte Literatur betreffend", und lieferte für die erſten Bände der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek" einige vorzügliche Recenſionen. Er erhielt den von der berliner Akademie 1763 auf die Beantwortung der Frage „Über die Evidenz der metaphyſiſchen Wiſſenſchaften" geſetzten Preis; deſſenungeachtet ſtrich Friedrich der Große M.'s Namen aus der Liſte der neu zu erwählenden Mitglieder, auf welche ihn nach Merian's und Sulzer's Vorſchlage die Akademie einſtimmig geſetzt hatte. „Nur dann würde es mich ſchmerzen", bemerkte M., „wenn die Akademie mich nicht hätte aufnehmen wollen." Durch die Herausgabe ſeines „Phädon, oder über die Unſterblichkeit der Seele" (Berl. 1767 und öfter), worin er die Beweisgründe für die Unſterblichkeit mit vorzüglicher Hinſicht auf Sokratiſche Philoſophie aus der moraliſchen Natur entlehnte, machte er ſich weltberühmt. Ohne Originalphiloſoph zu ſein, gehörte M. zu den ausgezeichnetſten Denkern ſeiner Zeit und war ebenſo ſehr durch Scharfſinn und Thätigkeit als durch ſeine Beſcheidenheit, Rechtſchaffenheit und Sanftmuth verehrungswerth. Die Auffoderungen und dringenden Vorſtellungen Lavater's, der ihn dem Chriſtenthume gewinnen wollte, wußte M. mit zarter Feinheit abzulehnen; aber der Verdruß, ſich auf eine ſo unerwartete Weiſe angegriffen zu ſehen, zog ihm eine ſchwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In ſeinem „Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum" (Berl. 1783) legte er der Welt die trefflichſten Ideen vor, die zum Theil deswegen ſo ſchief verſtanden wurden, weil ſie Vorurtheile ſeiner Stammesgenoſſen, die ſeit Jahrhunderten befeſtigt waren

gradezu angriffen. M. zeigte sich stets als freidenkenden Mann, der mittels einer liberalen Auffassung der Urkunden des A. T. die Grundsätze der natürlichen Religion, welche er durch philosophische Reflexion sich angeeignet hatte, in Gestalt der ehrwürdigsten Vorzeit gekleidet, wiederzufinden glaubte, und deshalb auch äußerlich dem Ceremonialgesetze seiner Stammesgenossen anhing, ohne eine andere Religion zu verachten. Die Anfangsgründe seines philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, welche er in den Morgenstunden seinem ältesten Sohne und einigen andern Jünglingen auseinandersetzte, gab er unter dem Titel „Morgenstunden" (Berl. 1785) heraus, deren Fortsetzung sein baldiges Ende verhinderte. Als er die an ihn gerichtete Schrift F. H. Jacobi's: „Über die Lehre des Spinoza", erhielt, glaubte er seinen dahingeschiedenen Freund Lessing gegen die Beschuldigung, ein Anhänger des Spinozismus gewesen zu sein, vertheidigen zu müssen. Ohne Rücksicht auf seine erschöpften Kräfte eilte er, den ersten Eindruck der Jacobi'schen Beschuldigung durch die Schrift: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings", zu vertilgen. Er befand sich in einem so gereizten Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben, am 4. Jan. 1786, ein Ende zu machen. „M.'s Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn" (Lpz. 1831) gab Heinemann heraus. Deutschland hat M. um so williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwältigen hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philosophischen Untersuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philosophischen Dialoge machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben dem Plato und Xenophon nachbildete. Insbesondere hat er vortheilhaft auf die Bildung seiner Glaubensgenossen gewirkt. Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an seine „Philosophischen Schriften" (2 Bde., Berl. 1761—71); sein Buch „Über die Rettung der Juden" (Berl. 1782) und seine Übersetzung der fünf Bücher Mosis und der Psalmen. Jacobi machte M.'s Briefe über den von ihm angeregten Gegenstand bekannt. Am 10. Sept. 1829 wurde M.'s Gedächtnißfest zu Dessau, Berlin und Altona gefeiert. Vgl. Salomon's „Denkmal zur Erinnerung an M." (Hamb. 1829).

Mosheim (Joh. Lorenz), einer der berühmtesten deutschen Theologen, aus einem steiermärkischen Geschlechte entsprossen, geb. 1694 zu Lübeck, studirte zu Kiel, ward daselbst 1718 Magister und 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät. Der Ruf seines Vortrags als akademischer Lehrer, Prediger und Schriftsteller verschaffte ihm ehrenvolle Dienstanträge, die er aber ablehnte, bis er 1723 als Professor der Theologie nach Helmstedt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde. Nachdem er später noch das Generalinspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltet, ward er 1747 Kanzler der Universität zu Göttingen, wo er 1755 starb. Große Verdienste um alle Theile der theologischen Wissenschaften sichern seinem Namen eine bleibende Stelle in der Literatur. Er war der Wiederhersteller der Kirchengeschichte. Neben der Zuverlässigkeit gab er ihr eine pragmatische Gestalt und verbesserte Arnold's nicht allzu glücklich gerathenen Versuch. In der Ketzergeschichte war er gleichsam ein neuer Schöpfer; er wußte die künstlichen Systeme aus den Lehren der Ketzer zusammenzusetzen; wenn er dabei irrte, so geschah es aus reinem Eifer für die Sache. Sein Hauptwerk in diesem Fache sind die „Institutiones historiae ecclesiasticae" (Helmst. 1755, neue Aufl. 1764, 4.; deutsch von Einem, 9 Bde., Lpz. 1769—78, und vermehrt und fortgesetzt von J. Rud. Schlegel, 7 Bde., Heilbr. 1786—96). Außerdem gehören hierher seine „Institutiones historiae christianae majores" (1. Abth., 2. Aufl., Helmst. 1763, 4.) und „De rebus christianorum ante Constantinum commentarii" (Helmst. 1753, 4.). Seine „Sittenlehre der heiligen Schrift", fortgesetzt von J. Peter

Miller (4. Aufl., 9 Bde., Helmst. 1753—83, 4.) bleibt wegen ihrer Vollständigkeit und wegen ihrer durchaus praktischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung ein vorzügliches Werk, war aber im Plane zu weitläufig angelegt und in der Ausführung zu wortreich gerathen. Auch in der Kanzelberedtsamkeit machte M. theils durch seine „Anweisung, erbaulich zu predigen", herausgegeben von Windheim (2. Aufl., Erlang. 1771), vornehmlich aber durch seine für die Zeit ihrer Erscheinung musterhaften „Heiligen Reden" (3 Bde., Hamb. 1732 fg., neue Aufl. 1765) solche Epoche, daß man ihn den Vater der neuern deutschen Kanzelberedtsamkeit nannte, sowie er überhaupt um die didaktische Prosa der Deutschen große Verdienste hat. Er vereinigte Gründlichkeit und Gemeinverständlichkeit, Feuer und Rührung, Reichthum und Eleganz. Auch der Auslegungskunst der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leistete er wichtige Dienste. Seine lat. Schreibart ist schön, und sein akademischer Vortrag floß ohne Anstoß, blos mit Beihülfe einiger wenigen Zeilen, unaufhörlich fort. Auch sein moralischer Charakter war alles Lobes werth.

Moskau oder Moskwa, die alte und erste Hauptstadt des russ. Reichs, noch jetzt die Krönungsstadt, einst auch die Residenz der Zaren, bis Peter der Große Petersburg dazu erhob, liegt an der Moskwa und Neglina, in einer fruchtbaren und reich angebauten Gegend, 104 M. von Petersburg, und besteht aus fünf Haupttheilen: dem Kreml (s. d.), Kitaigorod, Beloigorod, Semlänoigorod und den 30 Sloboden oder Vorstädten. Sie ist der Sitz zweier Erzbischöfe, verschiedener hoher Reichscollegien, mehrer Erziehungs- und wissenschaftlicher Anstalten, sowie der wichtigsten Fabriken und Manufacturen des Reichs; fortdauernd der Mittelpunkt des gesammten innern Handels und ein Stapelort für ungeheure Vorräthe von Waaren aller Art, und deshalb sowol wie als Aufenthaltsort des hohen russ. Adels, welcher hier, vom Hofe unabhängig, besonders den Winter verlebt, eine der reichsten und prächtigsten Städte der Welt, in welcher sich die Nationalsitten und der Volkscharakter noch am reinsten erhalten haben und die durch die Ereignisse im J. 1812 eine universalhistorische Bedeutung gewonnen hat. M. hat gegenwärtig über 10,000 Häuser, darunter über 2000 steinerne, sieben Hauptkirchen, 21 Klöster, 245 griech., zwei katholische, drei protestantische und zwei engl. Kirchen, drei armenische Bethäuser und eine türk. Moschee. Statt der Kirche, die Christo dem Erlöser geheiligt werden sollte und wozu Alexander auf den Worobjewsbergen am 24. Oct. 1817 den Grundstein legte, befahl der Kaiser Nikolaus ein großes Krankenhaus zu bauen. Andere ausgezeichnete Gebäude sind die prachtvollen Kaufhöfe (Gostinnoi-Dwor), die neue Rüstkammer, das Universitätsgebäude, das Exercierhaus, 568 F. lang, 170 F. breit und 44 F. hoch, erbaut von den franz. Generälen Betancourt und Charbonnier, in welchem 2000 M. Infanterie und 1000 M. Cavalerie zugleich exerciren können, der Justizpalast mit einem Saale, der 300 F. lang, 100 F. breit und ebenso hoch ist, und das petrowskische Theater, mit einem Saale von 70 F. Höhe und 77 F. Länge, welches für 3000 Personen bequeme Plätze hat. Die Zahl der Bewohner belief sich im J. 1834 auf 316,000, davon gehörten gegen 19,300 zum Adel und über 6200 zum geistlichen Stande; 56,000 beiderlei Geschlechts waren leibeigne Diener des Adels, über 62,000 leibeigne Personen aus dem Bauernstande und etwa 52,000 Kronbauern und Kronbäuerinnen. Mit der 1755 errichteten, im Sept. 1813 wieder eröffneten Universität, welche gegen 1000 Studirende zählt, stehen in Verbindung ein Gymnasium, ein pädagogisches Institut und Seminar, ein chirurgisches und ein Hebammeninstitut, ein Klinikum; ferner Loder's anatomisches Cabinet, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, ein Entbindungshaus, eine Bibliothek von 36,000 Bänden, eine Sternwarte, ein botanischer Garten, eine Naturaliensammlung, eine Sammlung von Modellen und Maschinen, Münzen und Medaillen, zwölf Buchdruckereien u. s. w. Unter der Aufsicht der

Univerſität ſtehen eine adelige Penſionsanſtalt, ein mit dieſer verbundenes Gymnaſium für 160 Adelige und das Gouvernementsgymnaſium; ferner 24 Bürger-, Handels- und Elementarſchulen, eine Militairſchule, mehre Privatinſtitute und weibliche Erziehungsanſtalten, eine Thierarzneiſchule, die 1680 geſtiftete ſlaw.-griech.-lat. Akademie zur Bildung gelehrter Geiſtlichen, ein griech. geiſtliches Seminar zur Bildung der Unterpopen und Kirchendiener u. ſ. w. Außerdem beſtehen in M. ein Landmeſſungscomptoir, das von Smolensk 1824 hierher verlegte Militairinſtitut, die 1810 geſtiftete Geſellſchaft ruſſ. Literaturfreunde, die Geſellſchaft für ruſſ. Geſchichte und Literatur, geſtiftet 1804, die mediciniſch-phyſikaliſche Societät, die kaiſ. Geſellſchaft der Naturforſcher, eine Bibelgeſellſchaft u. ſ. w. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten ſind beſonders zu erwähnen das Waiſenhaus, ſeit 1824, das Findelhaus, ſeit 1820, das Gallizin'ſche Hoſpital, das vom Kaiſer Paul geſtiftete Hoſpital für arme alte abgelebte Männer, das Hoſpital der Gräfin Scheremetew, das Katharinenhoſpital, das Invalidenhaus und das Generalfeldhoſpital. Fortwährend mehrt ſich die Zahl der Fabriken, deren man ſchon 1829 über 3900 zählte. Als Merkwürdigkeit iſt noch zu erwähnen die Glocke, welche ſonſt auf dem Kreml hing, die größte in Rußland, angeblich 430,000 Pf. ſchwer, welche beim Brande 1737 herabſtürzte und jetzt faſt ganz in die Erde geſunken iſt, ferner die große Glocke auf dem Thurme Iwan Weliki, welche 1000 Ctr. wiegt und 1819 gegoſſen wurde, und endlich das kupferne Denkmal des Bürgers Minin und des Fürſten Posharsky, welche 1612 ihr Vaterland von der Herrſchaft der Polen befreiten; dem Kreml gegenüber, 480,000 Pf. ſchwer auf einem 280,000 Pf. ſchweren Geſtell von Granit.

M. ward vom Großfürſten Jurge I. 1147 gegründet und beſonders vom Großfürſten Daniel um 1300 erweitert. In den Jahren 1383 und 1571 ward es von den Tataren gänzlich zerſtört und 1611 von den Polen niedergebrannt. Auch die Peſt richtete daſelbſt wiederholt, zuletzt 1771, große Verwüſtungen an. Unter der Kaiſerin Katharina II. ward die Stadt ſehr erweitert und verſchönert. Als 1812 Napoleon mit dem zahlreichſten Heere, welches Europa ſeit der Völkerwanderung geſehen, in das Innere des ruſſ. Reichs vorgedrungen und an der Moskwa (ſ. d.) bei Borodino vergebens aufgehalten worden war, da beſchloß Kutuſoff, ungeachtet des Widerſpruchs mehrer Mitglieder des verſammelten Kriegsrathes, die Hauptſtadt preiszugeben und dafür das Reich zu retten. Die Vorräthe des Zeughauſes und die öffentlichen Schätze wurden aus M. weg und in Sicherheit gebracht; der größte Theil der Einwohner entfloh mit ſeinen Schätzen, ſelbſt die Verwundeten hatte man fortgeſchafft, ſodaß nur 2000 ſchwer Verwundete und Kranke in den Hoſpitälern zu M. zurückblieben. Das Heer zog ſich nach Kaluga (ſ. Ruſſiſch-deutſcher Krieg), der Gouverneur von M. aber, Graf Roſtopſchin (ſ. d.), traf Anſtalten, um dem Feinde die Möglichkeit, ſich im Innern Rußlands zu behaupten, zu entreißen. Er war es, der zuerſt ſein prächtiges Landhaus bei M. anzünden ließ, und ſeinem Beiſpiele folgten einzelne Bewohner M.'s, die ihre Vorräthe nicht in Feindes Hand fallen laſſen wollten, aus eigenem Antriebe. Auf ſeine Anordnung verließen alle Civil- und Militairbehörden die Stadt und ſelbſt die Offiziere der Feuerlöſchanſtalten zogen nebſt den Spritzenleuten und Feuerſpritzen, als zum Militair gehörig, am Tage vor dem Einrücken des Feindes ab. Die Gefängniſſe wurden nicht geöffnet, ſondern geräumt, und 810 Verhaftete, unter Bedeckung, zwei Tage vor Ankunft des Feindes nach Niſchnei-Nowgorod abgeführt. Die Zahl der in M. Zurückgebliebenen mochte 12,000 — 15,000 ſein, doch beſtand die Hälfte aus Geſindel, welchem die allgemeine Unordnung eine willkommene Gelegenheit darbot, plündern zu können. Als Napoleon an die Mauern der Stadt gekommen, erwartete er vergebens Abgeordnete, die ihm die Schlüſſel überbringen ſollten. Endlich erſchien eine Art Deputation, die aber, aus etwa 12 ſchlechtgekleideten Leuten aus dem Volke be-

ſtehend, vom Kaiſer gar nicht beachtet wurde. Hierauf rückte die Vorhut des franz. Heeres am 14. Sept. in M. ein; bei dem Zuge nach dem Kreml ſtürzte plötzlich ein ruſſ. Bauer hervor und erſchlug einen reich gekleideten poln. Offizier, den er für Napoleon gehalten hatte. Noch wollten einige Bürger den Kreml vertheidigen; aber Murat ließ Kanonen aufführen, und jene fielen im Kampfe der Verzweiflung. Am folgenden Tage, den 15. Nachmittags um 3 Uhr, zog Napoleon mit ſeinen Garden in die verlaſſene Stadt und begab ſich in den Kreml. Schon in der erſten Nacht nach dem Einzuge der Franzoſen geriethen die großen Kaufläden in der Nähe des Kreml in Brand; hierauf gab es Feuer in mehren Gegenden der Stadt, allein erſt am fünften Tage nach dem Einmarſche der Franzoſen verbreitete ein heftiger Wind die Flamme nach allen Seiten hin, ſodaß ſehr bald ganz M. in Feuer ſtand. Vergebens ſuchte man zu löſchen und die Ordnung wiederherzuſtellen. Da keine Rettung mehr möglich war, verließ Napoleon den Kreml und eilte nach dem Luſtſchloſſe Petrowski, eine Stunde vor der Stadt, worauf das Feuer immer mehr überhandnahm, da die Soldaten, ſtatt zu löſchen, plünderten.

Der Brand von M. war nach der allgemeinen Meinung nichts Zufälliges, ſondern ein vorherberechneter Plan und das Werk des Grafen Roſtopſchin. Dieſer widerſprach zwar in ſeiner Schrift: „La vérité sur l'incendie de M." (Par. 1823) den franz. Armeeberichten und lehnte den Ruhm jener Großthat ganz von ſich ab; doch gab er zu, daß Brandſtifter von den Franzoſen ertappt worden ſeien, die Raketen und Bränder bei ſich gehabt hätten. Nach dem gedruckten Verhöre ſind von den Franzoſen 30 genannte Perſonen verhaftet und 13 davon, als überführt, auf Roſtopſchin's Befehl Feuer angelegt zu haben, erſchoſſen worden. Ebenſo iſt gewiß, daß die Eigenthümer der Wagenmagazine, welche in M. eine ganze Straße einnehmen, als ſie geſehen, daß die franz. Offiziere gleich nach ihrer Ankunft dieſe Wagen für ſich in Beſchlag genommen, einmüthig, um dem Feinde dieſe Beute zu entreißen, des Nachts ihre Magazine in Brand geſteckt haben. Auch nennt Roſtopſchin mehre Kaufleute, die daſſelbe mit ihren Häuſern gethan haben, wobei einige ertappt und auf der Stelle erſchoſſen wurden. Übrigens widerſprach auch der „Vérité sur l'incendie de M." Roſtopſchin's der franz. Emigrirte und Augenzeuge Surrugues in ſeinen „Lettres sur l'incendie de M." (Par. 1823). Die Ruſſen ſelbſt behaupteten damals, der Brand von M. ſei ganz das Werk der Franzoſen, wodurch der Volkshaß gegen den Feind noch mehr entflammt wurde. Selbſt Kutuſoff erklärte gegen Lauriſton, er habe nur Befehl gegeben, daß einige Magazine verbrannt würden. Das Übrige hätten die Franzoſen gethan. Diejenigen, welche den Brand für ein Werk des Zufalls halten, erklären deſſen Entſtehung auf folgende Art. Kaum war Napoleon im Kreml angekommen, ſo zerſtreuten ſich ſeine Garden, um die umliegenden Läden zu plündern. Sie fanden ſolche verſchloſſen und bewacht durch große Bullenbeißer, welche die Einwohner zurückgelaſſen hatten. Dies verzögerte den Anfang der Plünderung bis zur Abendzeit. In einigen Läden fanden die plündernden Soldaten große Vorräthe von Wachs- und Talglichtern, wovon ſie, um die eingetretene Dunkelheit zu erhellen, ganze Bündel brennend auf ihre Bayonnete ſteckten und mit dieſen Feuerbränden in den Waarenmagazinen, oft gefüllt mit feuerfangenden Materialien, in Kellern, Ställen und Scheunen umherliefen. Niemand, der dieſe Thatſache mit anſah, wunderte ſich, daß in mehren dieſer Läden Feuer ausbrach, welches ſich, da die Plünderer nicht ans Löſchen dachten, ſchnell verbreitete. Die franz. Soldaten, welche die großen Häuſer von den Bewohnern verlaſſen fanden, mußten ſelbſt Feuer machen, Brot backen und kochen, ohne die innere Einrichtung der Häuſer, die ruſſ. Feuerherde und Kachelöfen, ſowie die häufig unter den Fußböden hingeleiteten Wärmröhren und deren Behandlungsweiſe zu kennen. In Ställen voll Holz, Heu und Stroh fütterten ſie, größtentheils berauſcht, beim

Scheine brennender Holzspäne, ihre Pferde; sehr begreiflich war es daher, wenn ihnen die Häuser über dem Kopfe in Brand geriethen. Hierzu kommt, daß die schreckliche Maßregel einer absichtlichen Verbrennung der Stadt von Seiten der russ. Regierung ebenso unsicher als unnöthig zur Vernichtung des franz. Heeres war. Mit dem Centrum desselben nach M. vordringend, während beide Flügel an gleichem Vordringen gehindert waren, rannte Napoleon mit offenen Augen in sein Verderben, sodaß er, wäre auch M. unversehrt geblieben, bei einigem Verweilen in dieser Stellung offenbar verloren war. Dagegen konnte die Verbrennung von M. eine für die Russen sehr nachtheilige und die franz. Armee rettende Folge haben. Nichts ward dieser so verderblich als das Verweilen bis zum Eintritt der winterlichen Kälte, und wer konnte berechnen, daß Napoleon auf M.'s Schutthaufen vier bis fünf Wochen thatenlos zubringen würde? Was würde die Folge gewesen sein, wenn er beim Anblick eines Schutthaufens statt eines wohlversehenen Ruhepunktes, sich auf der Stelle an die poln. Grenze zurückgezogen und dort überwintert hätte? Er hätte seine Armee behalten und die Russen im nächsten Frühling aufs Neue angegriffen, während diesen von ihrer schrecklichen Heldenthat nichts übrig geblieben wäre als der Untergang ihrer Hauptstadt. Staats- und Kriegskunst riethen vielmehr, ihm das Weilen in M. anziehend zu machen, und keineswegs, ihn durch Verbrennung der Stadt zum schnellen Abzuge zu zwingen. Allein angenommen, daß M.'s Untergang zum Verderben der franz. Armee nöthig geachtet ward, so war das ergriffene Mittel ebenso unsicher in der Ausführung als in der Wirkung. Eine Weltstadt wie M. anzubrennen, ist nicht so leicht geschehen. Und ward der Brand früh genug gehemmt, um zwei Drittheile, die Hälfte oder nur ein Drittheil der Stadt unversehrt zu lassen, so ließ sich voraussehen, daß in dem geretteten Theile noch Vorräthe genug für Napoleon's Heer übrigblieben. Dies war selbst noch jetzt der Fall, obwol das Feuer, angefacht durch heftigen Wind, sich viel weiter verbreitete, als man mit Grund vorausſehen konnte.

Der Brand der Stadt dauerte bis zum 21. Sept. Endlich kehrte am 1. Oct. mit der Ordnung die Ruhe zurück, allein rings um die verheerte „heilige" Stadt rief die Rache das Volk auf zur Ermordung der Franzosen, und bald fehlte es dem Heere, mitten unter den geraubten Schätzen, an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens. Von 150,000 Kriegern, die in M. eingerückt waren, hatte Napoleon in fünf Wochen 40,000 M. verloren. Der Abzug ward unvermeidlich und dauerte vom 19.—22. Oct. Am letzten Tage sollte durch den Herzog von Treviso (Mortier) auch der Kreml in die Luft gesprengt werden; doch gelang dies nur zum Theil. Von ungefähr 2600 steinernen Häusern waren 525, und von 6600 hölzernen nur 1797 übriggeblieben. Der gesammte Verlust an Brand- und Kriegsschäden in der Stadt und dem Gouvernement M. ward auf 321 Mill. Rubel geschätzt. Die Regierung ernannte eine Entschädigungscommission; allein mehre Eigenthümer, die das Meiste verloren hatten, reichten ihre Angaben nicht ein. So betrug unter Anderm der Verlust der beiden Grafen Razumowski, des Generals Apraxin, des Grafen Butturlin, dessen auf eine Mill. geschätzte Bibliothek ganz verbrannte, und des Grafen Rostopschin, an Häusern und Geräthe über 5 Mill. Rubel. Nach der Befreiung des Landes erhob sich M. schöner als vorher aus seiner Asche und zählt jetzt fast ebenso viele Bewohner als vor dem Jahre 1812. Vgl. Lecointe de Laveau „Guide du voyageur à M." (Mosk. 1825).

Moskwa, Schlacht an der, am 7. Sept. 1812, von den Russen nach dem Dorfe **Borodino**, dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt, ward von Napoleon gegen die Russen unter Kutusoff gewonnen. Nach der Räumung von Smolensk, am 18. Aug., und nach dem unentschiedenen Kampfe des russ. Nachtrabs unter Korf gegen Ney bei Valontina, am 19. Aug., zog sich das russ. Heer unter Barclay de Tolly langsam gegen Moskau zurück. Am 29. übernahm Fürst

Kutusoff den Oberbefehl, der, um die heilige Stadt zu retten, am 1. Sept. bei dem Dorfe Borodino, 2 M. von Mosaisk unfern der Moskwa, nachdem er die Heerhaufen unter Miloradowitsch und die Landwehr unter dem Grafen Markow an sich gezogen, das Heer zur Schlacht aufstellte. Die Ortslage ward gut benutzt; die Russen besetzten nämlich einen Hügel am rechten Ufer der Kaluga, von der Ausmündung dieses Flüßchens in die Moskwa an bis an den Wald, durch den die kalugaer Straße geht; der rechte Flügel ward durch das auf einer Höhe am linken Kalugaufer, 2000 Schritte von der Moskwa, vortheilhaft gelegene Dorf Borodino gedeckt; 2000 Schritte links rückwärts befand sich eine große Schanze, und zwischen ihr und der 1800 Schritte weiter hin erbauten kleinern ein zerstörtes, zur Vertheidigung genutztes Dorf vor dem Mitteltreffen; 1500 Schritte von der letztern Schanze machte das Dorf Seminofka an dem großen Walde den Anlehnungspunkt des linken Flügels, der durch einige davor aufgeworfene Werke gedeckt, und dessen Verbindung mit der Mitte durch eine rechts gelegene Schanze gesichert ward. Hiermit nicht zufrieden, hatte Kutusoff auf der von dem linken Flügel vorspringenden Höhe ein Werk bauen lassen, das die in den Wald führende Straße und die Übergänge über die Kaluga bestrich und jeden Angriff auf die Hauptstellung, die von Borodino aus links flankirt ward, rechts flankirte. Auf dem rechten Flügel unter Barclay de Tolly stand das zweite (Baggovouth in und bei Borodino) und das sechste Infanteriecorps (Docktoroff bis an die große Redoute), in der Mitte, unter Benningsen, das vierte (Tuschkoff) und ein Theil des siebenten Infanteriecorps (Rajewski), auf dem linken Flügel, unter Bagration, das dritte Corps (Ostermann) an den Wald gelehnt, der durch zwei Grenadierdivisionen und moskowsche Miliz vertheidigt ward; in und hinter dem vor dem linken Flügel liegenden Werke ständen zwei Divisionen; ein zweites Treffen unterstützte das erste; die Gardeinfanterie war in Reserve hinter der Mitte, ein Theil bei der großen Redoute, die Gardecavalerie und Küraſſierdivisionen mehr gegen den linken Flügel, Kosacken mit regulairer Reiterei auf der ganzen Linie vertheilt. Als Napoleon am 5. Sept. vor dieser Stellung angekommen war, erkannte er sogleich, daß die vor dem linken Flügel befindliche Redoute genommen werden müsse, ehe der Hauptangriff beginnen könne. Er ließ sie deshalb gegen Abend von zwei Divisionen des ersten Corps (Davouſt) erstürmen, während das fünfte (Poniatowski) gegen den dahinter gelegenen Wald vorrückte. Der 6. Sept. verstrich unter gegenseitigen Rüstungen zur Schlacht; die Russen vervollkommneten ihre Schanzen, die Franzosen führten einige große Batterien auf. Am Abend des Tages hatten letztere folgende Stellung: auf dem rechten Flügel das fünfte Corps an dem bezeichneten Walde, neben ihm, bei der eroberten Schanze, drei Divisionen des ersten Corps; in der Mitte das achte (Junot ward am andern Morgen unter Ney gestellt) und das dritte Corps (Ney), hinter ihm das erste, zweite und vierte Cavalleriereservecorps (Nansouty, Montbrun, Latour-Maubourg), die Garden im Rückhalte; auf dem linken Flügel gegen Borodino das vierte Corps (Vicekönig von Italien), zwei Divisionen des ersten Corps und das dritte Cavalleriereservecorps (Grouchy). Am 7. Sept. früh um 6 Uhr begann der Angriff; das fünfte Corps suchte in den Wald einzudringen, das erste zog den Waldsaum entlang gegen Seminofka, das zweite Cavaleriecorps ging über die Kaluga, um die Verbindung zwischen diesem und der Mitte zu erhalten, welches jetzt noch blos durch Kanonenfeuer Theil nahm. Um sein Vorrücken zu erleichtern, mußte der Vicekönig um 7 Uhr Borodino angreifen; eine Division drang in das Dorf, ward aber zurückgeworfen. Während hier vergebliche Anstrengungen gemacht wurden, drang der Feind (nach 9 Uhr) von der großen Redoute aus vor; das dritte und vierte Cavaleriecorps, ihm entgegengeschickt, hielten endlich diese Bewegung, jedoch mit großem Verluste, auf; Davouſt war jetzt bis dicht an Seminofka, Poniatowski in den Wald gedrungen; auch Ney ging mit dem Mit-

teltreffen langsam vorwärts. Napoleon ließ nun die große Schanze durch drei Infanterieregimenter des Vicekönigs angreifen; allein sie wurden beinahe aufgerieben. Mit ebenso wenig Erfolg und nicht minderm Verluste stürzte sich das dritte Cavaleriecorps, vom rechten Flügel dahin gezogen, darauf. Während dessen ward Ney vor dem zerstörten Dorfe in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt; wiederholte Angriffe auf Borodino wurden abgeschlagen, Ney's Heerhaufe litt sehr durch kreuzendes Feuer, Davoust vermochte nicht weiter vorzudringen, und Poniatowski ward im Walde zurückgeworfen. Jetzt, um 3 Uhr Nachmittags, sandte Napoleon das vierte Cavaleriecorps gegen die große Redoute, und die sächs. Brigade unter Thielemann drang stürmend in dieselbe ein, die nun sogleich mit Infanterie besetzt und behauptet ward. Unter dem Schutze dieses wichtigen Werkes beschloß Napoleon, die Mitte zu durchbrechen, und ließ deshalb die Garden vorrücken; allein sie kamen nicht ins Gefecht, denn Ney, durch 80 Kanonen verstärkt, bemächtigte sich des zerstörten Dorfes und suchte nun links die Verbindung mit dem eroberten Werke. Kutusoff, die Gefahr, die ihm drohte, wohl erkennend, setzte sogleich seinen Rückhalt gegen Ney in Bewegung; aber wie muthig er auch vordrang, so fand er doch in dem kreuzenden Feuer jener 80 Kanonen und der Redoute ein nicht zu überwindendes Hinderniß, und das mörderischste Gefecht des Tages endete mit dem Rückzuge, da auch der Vicekönig indeß Borodino genommen, und Davoust ebenfalls Raum gewonnen hatte. Nach 6 Uhr gingen die Russen gegen Mosaisk zurück. Davoust rückte in gleiche Höhe mit Ney, und Poniatowski, aus dem Walde vordringend, vereinigte sich mit jenen. Der Rückzug der Russen erfolgte in großer Ordnung und ohne weitern Verlust, die Franzosen zogen langsam nach in drei Colonnen; denn erst am Abende des folgenden Tages konnte die Cavalerie ihrer Avantgarde Mosaisk besetzen. Nach Kutusoff's Bericht sollten die Franzosen geschlagen und von den Kosacken 7 Werste weit verfolgt worden sein. Die Stärke der franz. Armee kann man ungefähr 150,000 M. annehmen; die Russen mögen nicht sehr viel schwächer gewesen sein. Das Schlachtfeld war mit 50,000 Todten und Sterbenden bedeckt. Die Russen gaben selbst ihren Verlust zu 25,000 M. an; der franz. ist jedoch größer gewesen. Auf russ. Seite ward der kühne Feldherr Bagration tödtlich verwundet. Vgl. Fain's „Manuscrit de 1812" (Par. 1826).

Mosquitos, s. Mücken.

Most heißt der ungegohrne und daher noch nicht in Wein übergegangene Traubensaft; doch unterscheidet man in Weinländern diesen ungegohrenen süßen Most vom einjährigen, noch trüben Weine oder sauern Moste. Der frische Most enthält viel Zuckerstoff und Gallerte, welche letztere ihn zur Gährung sehr geneigt macht, weshalb er erst, nachdem diese Gallerte sich als weißer Satz abgesondert hat, in geschwefelten und wohl verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen aus Weinländern als Handelswaare vor, öfter jedoch schon syrupsdick eingedampft aus den südl. Weingegenden, wo er einen großen Gehalt an Zuckerstoff hat.

Mostowski (Thaddäus, Graf), bis 1830 Minister des Innern und der Policei im Königreich Polen, einer der ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Staatsmänner Polens, geb. in Warschau 1766, war 1790 Mitglied des Senats und zugleich Herausgeber einer Nationalzeitung, die auf den öffentlichen Geist großen Einfluß hatte. An der Abfassung der Constitution des 3. Mai 1791 hatte er vielen Theil. Nach der targowitzer Conföderation ward er nach Paris geschickt, um eine Verbindung mit der franz. Republik anzuknüpfen, schloß sich dort den Häuptern der Girondepartei an, ward in deren Sturz mit verwickelt, fand aber noch Gelegenheit, aus Frankreich zu entkommen. Während der poln. Revolution 1794 war er Mitglied des großen Raths, und nach Kosciuszko's Fall, unter Wawrzecki, dessen Nachfolger, auch Mitglied des großen Kriegsraths. Nach der Einnahme von Praga machte M. den kühnen Vorschlag, mit den noch übrigen 25,000 M. und

100 Kanonen in einem raschen Zuge Deutschland zu durchziehen und sich am Rhein mit den Franzosen zu vereinigen. Der Plan ward angenommen, und Dombrowski an die Spitze gestellt; indessen scheiterte die Ausführung durch die Uneinigkeit der übrigen Generale. Jetzt blieb M. in Warschau, ward von Suwaroff gut behandelt, aber auf Katharina's besondern Befehl verhaftet und nach Petersburg geführt. Bei Pauls Regierungsantritt, 1797, erhielt er die Freiheit und ging auf seine Güter zurück, wo er sich dem Ackerbau und den Wissenschaften widmete, und unter Anderm die Herausgabe der poln. classischen Schriftsteller besorgte. Im J. 1806 machte er eine zweite Reise nach Frankreich, kaufte sich dort 1809 an und blieb daselbst bis 1815, in welchem Jahre ihn Alexander nach Warschau berief und ihm die obengenannten Ministerien übertrug. Nach dem Ausbruche der Revolution im J. 1830 legte er seine Stelle nieder, ging hierauf nach Berlin und 1834 nach Paris. — Auch sein Bruder Joseph hat sich in den politischen Unruhen Polens bemerkbar gemacht. Er war 1792 mit Adam Czartoryiski in Dresden, um dem Kurfürsten von Sachsen die poln. Königskrone anzubieten, und lebte später auf seinen Gütern bei Wilna.

Motenebbi, ein berühmter arab. Dichter, geb. 915 n. Chr., hieß eigentlich Achmed und war der Sohn Hussein's. Ein sehr ehrgeiziger Mann, wollte er zuletzt auch als Prophet Wunder verrichten und erhielt deshalb den Beinamen Al Motenebbi, d. h. der Prophetisirende. Von räuberischen Beduinen wurde er 965 zwischen Bagdad und Kufa ermordet. Er ist vorzugsweise Panegyriker und Schlachtensänger, und nähert sich schon dem künstlichen Style der spätern arab. Dichter. Sein „Divan", eine Sammlung von 289 Gedichten, hat mehr als 40 Erklärer beschäftigt und wurde zuerst von Hammer ganz übersetzt und aus Al Wahidi's Commentar erläutert (Wien 1824).

Motette, ursprünglich ein mehrstimmiges geistliches Gesangstück, welches einen freiern Charakter als der Kirchenchoral, d. h. mehr und verschiedenartige Bewegung hat, woher vielleicht auch der Name entstanden sein mag, nennt man in Deutschland ein über einen biblischen Text in Prosa, meist nur für Singstimmen, gesetztes und figurirtes Tonstück. Man findet dergleichen vier-, fünf-, sechs-, achtstimmig, auch mit abwechselnden Chören. Eine andere Gattung Motetten sind in Italien und Frankreich üblich; diese werden mit Instrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, besonders aus den Psalmen, jedoch meist in gereimten lat. Versen, sodaß sie mit Arien und Recitativen abwechseln und gewöhnlich nur von einer Stimme gesungen werden. Die Motette war schon vor Palestrina gebräuchlich, wurde vorzüglich in dem protestantischen Norddeutschland ausgebildet und erreichte ihre Blüte durch die Bache und deren Schüler. In Sebast. Bach's achtstimmigen Motetten vereinigte sich der fromme, hinreißende Ausdruck mit der tiefsinnigsten Ausarbeitung. Ihm folgten nach Hammerschmidt, Krebs und Homilius. Die Neuern populariſirten die Motette mehr, wie Rolle und Wolf; dagegen waren es Hiller, Fasch und Schicht, welche die Motette wieder in einem großartigen Style bearbeiteten.

Motion heißt ein Antrag in einer Versammlung, der durch Mehre gemacht wird. Eine Motion bringt etwas Neues in Anregung und unterscheidet sich dadurch von der Discussion über einen schon zur Berathung gezogenen Gegenstand. Anträge, welche eine Staatsautorität macht, können nicht Motionen genannt werden, weil es nicht in der Willkür der Versammlung steht, sich damit zu beschäftigen oder sie, ohne in die Sache einzugehen, bei Seite zu setzen. Im Parlamente wird einer Motion nur dann Folge gegeben, wenn sie unterstützt wird, d. h. wenn sich außer dem Antragsteller wenigstens noch Einer dafür erklärt. Die Motion kann von ihrem Urheber zurückgenommen werden, aber es steht jedem Andern frei, sie aufzunehmen und fortzusetzen. Hat die Versammlung einmal be-

schlossen, sich damit zu beschäftigen, so wird sie in das Verzeichniß der vorzunehmenden Geschäfte, in die Tagesordnung gebracht.

Motiv (causa motiva) nennt man den Beweggrund oder die Triebfeder einer Handlung, daher **motiviren**, d. h. Beweggründe oder Ursachen angeben. Bei Kunstwerken und insbesondere denjenigen, deren Darstellung successiv ist, bezeichnet man durch die Motivirung die innere Vorbereitung eines Momentes der Darstellung durch einen in dieselbe verwebten Umstand, welcher sonach das Motiv oder Mittel ist, durch welches irgend eine Veränderung oder ein Theil des Kunstwerks, gemäß der Idee des Ganzen, herbeigeführt und gerechtfertigt wird. Die **Motivirung** eines Gegenstandes, besonders einer vorgehenden Veränderung, ist also der unbestimmten willkürlichen Anordnung und Verbindung entgegengesetzt, welche der Natur des wahren Kunstwerkes widerspricht, in welchem jeder einzelne Moment der Darstellung durch das Ganze und seine wesentlichen Theile bestimmt ist. (S. **Anordnung**.)

Motte (Anton Houdart de la), s. **Lamotte**.

Motten werden die Larven mehrer Käfer, wie der Speck- und Bohrkäfer, aber auch die Raupen einiger **Schmetterlinge** (s. d.) genannt.

Motto, ein ital. Wort, so viel als witziger Spruch oder Denkspruch, zuweilen auch statt **Epigraphe** (s. d.) gebraucht, nennt man besonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftstellers, welche zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Richtung irgend einer Schrift häufig dem Ganzen vorgesetzt wird.

Motu proprio heißt im röm. Kirchenrechte die Entschließung des Papstes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlassung durch eignen Antrieb erfolgt ist. Da die röm. Kanonisten den Grundsatz von der Untrüglichkeit des Papstes damit verbanden, so behaupteten sie, daß eine Schedula motus proprii, welche größtentheils in Gnadenbriefen bestand, alle Vorbehalte und vorhandenen Bullen und Breven aufhebe und keine in Rechten geltende Einrede, als die der Erschleichung, verstatte.

Motz (Friedr. Christian Adolf von), preuß. Finanzminister, geb. 18. Nov. 1775 zu Kassel, wo sein Vater Geheimrath und Präsident des Oberappellationsgerichts war, besuchte das dasige Pädagogium und studirte zu Marburg. Als Referendar bei der Regierung zu Halberstadt trat er 1795 in preuß. Dienste, wurde 1801 Landrath in Halberstadt und 1802 in Mühlhausen. Im neuerrichteten Königreiche Westfalen übernahm er den Posten eines Directors der directen Steuern im Harzdepartement und war Mitglied der Reichsversammlung. Während der Befreiungsperiode Deutschlands war er erster Director der Gouvernementscommission, und 1815 ward ihm von Preußen die Verwaltung Fuldas übertragen. Hierauf wurde er 1816 Vicepräsident, 1818 Chefpräsident der Regierung in Erfurt, und als der Oberpräsident von Bülow von den öffentlichen Geschäften sich zurückzog, unter Beibehaltung des Regierungspräsidiums zu Erfurt, mit der Übernahme gleicher Verhältnisse zu Magdeburg, 1821 interimistischer und 1824 wirklicher Oberpräsident der Provinz Sachsen. Schon am 14. Jul. 1825 trat er als wirklicher geheimer Staats- und Finanzminister an die Stelle Klewitz's, der dagegen M.'s Stelle als Oberpräsident der Provinz Sachsen übernahm. Er starb am 30. Jun. 1830. Im Betragen einfach und herzlich und Vertrauen einflößend, war er ein Staatsmann von heller und tiefer Einsicht. Als Finanzminister bewährte er seine Tüchtigkeit in der Ausbildung des Finanzcredits und der Vereinigung des Regierungsmechanismus. Den Werth des Handels und Verkehrs setzte er in die anregende Kraft, welche dadurch auf die Arbeit im Allgemeinen ausgeübt wird. Er war daher für den freiesten Handel und Verkehr. In dem gemeinschaftlichen Interesse Deutschlands sah er die Stütze von Deutschlands Macht und die des Friedens, daher seine Idee eines allgemeinen deutschen Zollver-

bandes, deren Verwirklichung er einleitete und die sein Nachfolger, der Finanzminister Maaßen, gest. am 2. Nov. 1834, zu Stande brachte.

Moucheron (Friedr.), einer der besten niederländ. Landschaftsmaler, geb. zu Emden 1636, genoß in der Malerei den Unterricht Joh. Asselyn's, ging dann nach Paris und ließ sich später in Amsterdam nieder, wo er 1686 starb. M. war ein treuer Beobachter der Natur. Als solcher brachte er auch in mehren seiner Landschaften Wasser an, worin die Gegenstände sich spiegeln. Die Figuren in seinen Landschaften malten ihm Helmbreker und Adrian van der Velde. Im amsterdamer Museum findet sich auch ein von M. radirtes Blatt. — Sein Sohn, Isaak M., geb. zu Amsterdam 1670, ebenfalls als Maler ausgezeichnet, besuchte seit 1695 Italien und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1744 starb. Seine Bilder, deren mehre die kön. Galerie in Dresden bewahrt, sind mit leichtem duftigen Pinsel gemalt und haben ein warmes Colorit. Auch radirte er viele Blätter, unter andern nach Poussin.

Mounier (Jean Jos.), Secretair der Provinzialstände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieser Provinz, bei der Versammlung der Reichsstände, ein Mann von seltener Tugend und Liebe für das allgemeine Beste, wurde 1758 zu Grenoble geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Erzogen von einem pedantischen Lehrer, dessen Eigensinn und Launenhaftigkeit ihm oft das größte Unrecht zufügte, später abgewiesen von dem Militair, weil er nicht adelig war, lernte er die Privilegiensucht des Adels und den geistlichen Despotismus des Klerus verabscheuen. Ebenso sehr der Kleinlichkeit Feind, welche oft im Handelsstande herrscht, widmete er sich der Rechtswissenschaft auf der Universität zu Orange. Durch seine offene und rechtliche Erklärung gegen die Ungebühr der Stempel- und Grundsteuern, wie sie damals in Frankreich waren, und gegen die schlechte Finanzwirthschaft, gehörte er 1787 zu Denen, welche den ersten Anstoß zu dem allgemeinen Widerspruche gegen diesen Druck gaben, und als im folgenden Jahre wegen der Maßregeln der Regierung Unruhen in Grenoble ausbrachen, ward er durch die allgemeine Stimme zum Schiedsrichter in dieser Angelegenheit aufgerufen. In den ersten Berathschlagungen der Nationalversammlung spielte er eine sehr wichtige Rolle. Am 20. Jul. war er einer von den Urhebern der Sitzung und des Eides im Ballhause. Bis zu den Ereignissen des 5. und 6. Oct. nahm er an allen Verhandlungen der constituirenden Versammlung lebhaften Antheil, und die Festigkeit und Redlichkeit, mit welcher er sich, zum Präsidenten dieser Versammlung erhoben, bei allen schwierigen Verhältnissen benahm und ebenso sehr die Sache der Nation vertheidigte wie das Unrecht zurückwies, welches man im Begriff stand gegen den Herrscherstamm auszuüben, erwarben ihm die Achtung aller Bessern. Er war einer der Wenigen, welche begriffen, daß Zerstören nicht Reformiren sei. Wie Necker ein Freund der engl. Constitution, wünschte er eine ähnliche in Frankreich eingeführt zu sehen, erklärte sich mit Energie für das kön. Veto und wirkte der überhand nehmenden Pöbelherrschaft nach Kräften entgegen. Allein die Zeit war zu aufgeregt, um auf die Stimme besonnener Mäßigung zu hören. Als der Strom wilder Anarchie Alles mit sich fortriß, und keine Hoffnung war, das wilde Treiben zügeln zu können, zog sich M. von allen öffentlichen Geschäften zurück, begab sich in die Dauphiné und foderte von hier aus im Nov. 1789 seine Entlassung, während er zugleich ein „Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné" herausgab. Zu Genf, wohin er sich später, um den Verfolgungen der Jakobiner zu entgehen, begab, ließ er den „Appel au tribunal de l'opinion publique" (2 Bde., 1791) erscheinen, ein mit Freiheit und Kühnheit geschriebenes Werk, worin er die Ereignisse des 5. und 6. Oct. entwickelte und den Bericht Chabroud's zu Gunsten des Herzogs von Orleans und seiner Mitschuldigen widerlegte. Von der Schweiz aus machte er 1793 eine Reise nach London, wo ihm die Regierung eine Oberrichterstelle in Canada mit gutem Gehalte antrug,

was er jedoch, die Hoffnung, das Vaterland wiedersehen zu können, nicht aufgebend, ablehnte. Von Genf aus, als dieses in den Strudel der Revolution gezogen wurde, wandte er sich mit seiner Familie 1795 nach Deutschland, wurde in Weimar vom Herzoge gut aufgenommen und erhielt das Lustschloß Belvedere bei Weimar eingeräumt, um daselbst eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für junge Leute aus den höhern Ständen, namentlich für junge Engländer, zu begründen. Nachdem er sich hier auf vielfache Weise nützlich gemacht, kehrte er nach Frankreich zurück, ward 1802 zum Präfecten des Departements der Ille und Vilaine, und 1804 zum Mitglied des Erhaltungssenats ernannt. Im folgenden Jahre in den Staatsrath berufen, starb er am 26. Jan. 1806. Unter seinen Schriften erwähnen wir noch „Recherches sur les causes, qui ont empêché les Français de devenir libres etc." (2 Bde., Genf 1792; deutsch von Gentz, 2 Bde., Berl. 1794), die für das Verständniß der Revolution äußerst wichtig sind, obschon hier und da die üble Laune übertrieben hat, und „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminées, sur la révolution de France" (Tüb. 1801; neue Aufl., Par. 1821). — Sein Sohn, Eduard Claude Philipp, Baron M., geb. 1784, ward unter Napoleon Auditeur des Staatsraths, 1809 Cabinetssecretair und 1810 Maître des requêtes. Er kam 1815 in die Deputirtenkammer, erhielt 1817 die Stelle eines Staatsraths und den Vorsitz in der gemischten Commission welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte, und wurde 1819 zum Pair des Reichs erhoben.

Mouradgea d'Ohsson (Ignaz), bekannt durch seine Geschichte des ottoman. Reichs, ein Mann, der sich durch seine Talente zu den ersten diplomatischen Würden emporschwang, war zu Konstantinopel geboren und stammte aus einer reichen armen. Familie. Nachdem er frühzeitig in die Dienste der schwed. Gesandtschaft bei der ottoman. Pforte getreten, wurde er zum Geschäftsträger und 1782 zum bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Botschafter ernannt. Durch seine Kenntniß der arab. und türk. Sprache befähigt, aus den Quellen selbst zu schöpfen, faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottoman. Reichs. Nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moscheen und des Familienlebens der Türken zuverlässige Nachrichten einzusammeln. Hierauf ging er 1784 nach Paris und ließ daselbst sein durch typographische Pracht und Schönheit der Kupfer, wie durch Gehalt ausgezeichnetes „Tableau général de l'Empire ottoman" (2 Bde., 1787—89; kleinere Ausg., 5 Bde., 1788—89; deutsch von Beck, 2 Bde., Lpz. 1788—93) erscheinen. Als die Revolution seine literarische Thätigkeit unterbrach, begab er sich wieder nach Konstantinopel. Selim III., der die Gelehrsamkeit schätzte, ließ sich M.'s Werk vorlegen und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimnisse unzufrieden zu sein, daß man den gelehrten Forscher durch Mittheilung der ihm nöthigen Nachrichten und Quellen unterstütze. Nach einem langen Aufenthalte zu Konstantinopel kam M. nach Paris zurück, wo unterdessen die Niederlagen, worin er die Exemplare seines Werks nebst den Platten, Zeichnungen u. s. w. aufbewahrt hatte, erbrochen und geplündert worden waren. Ohne sich durch diese Unfälle niederschlagen zu lassen, entwarf er vielmehr einen noch weitern Plan, der ein historisches Gemälde des ganzen Orients umfaßte. Schon hatte er die beiden ersten Bände seines „Tableau historique de l'Orient" (Par. 1804) erscheinen lassen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine neue Störung seiner Arbeit fürchten ließ. In der Zurückgezogenheit auf dem Lande, wozu er von seiner Regierung die Erlaubniß erhalten hatte, lieferte er als die Frucht eines 45jährigen Strebens ein Werk, das in drei für sich bestehenden Abtheilungen eine vollständige Darstellung des ottoman. Reichs enthält. Diese drei Abtheilungen führen die besondern Titel „Tableau historique de

l'Orient", eine Geſchichte aller Völker unter ottoman. Botmäßigkeit; „Tableau général de l'Empire ottoman", eine Darſtellung der Geſetzgebung, Religion, Sitten u. ſ. w.; endlich „L'histoire de la maison Ottomane", von Osman I. bis 1758. Das Ganze war der Beendigung nahe, als M. am 27. Aug. 1807 ſtarb. Die letzten Theile dieſes Werks, das aus 7 Bdn. beſteht, erſchienen zu Paris 1824.

Mouſſiren wird von geiſtigen Flüſſigkeiten geſagt, welche die Eigenſchaft beſitzen, ſtark zu ſchäumen, die durch kohlenſaure Luft erzeugt wird. So mouſſirt der Champagnerwein, das Bier u. ſ. w., wenn dieſe Flüſſigkeiten, ehe ſie die Gährung vollſtändig überſtanden haben und noch nicht aller Zuckerſtoff entwickelt iſt, in luftdicht verſchloſſenen Flaſchen aufbewahrt werden.

Mouſſons, im Engliſchen Monsoons, nennt man an beſtimmte Jahreszeiten gebundene Winde. Sie herrſchen einen Theil des Jahres hindurch nach einer beſtimmten Richtung und ſetzen den übrigen Theil ganz aus, oder wehen nach entgegengeſetzter Richtung. Von letzterer Art ſind die in einem großen Theile des ind. Meeres, an den Küſtenländern Aſiens und Afrikas herrſchenden Winde. Ihr Grund liegt in der ungleichen Erwärmung der dieſes Meer einſchließenden Länder, welche zur ſelbigen Zeit grade entgegengeſetzte Jahreszeiten haben.

Moxa, ein Reizmittel, vornehmlich gegen örtliche, noch nicht eingewurzelte Gicht, iſt ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze oder des gemeinen Beifußes gedrehtes oder auch einfach aus Leinwand zuſammengerolltes Kegelchen, welches, auf den leidenden Theil geſetzt, manchmal noch mit Weingeiſt getränkt, oben angezündet wird und dann langſam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt. Die zwei Augenblicke, wo das Feuer zuerſt das Fleiſch und dann das Perioſteum oder die Knochenhaut ergreift, ſind ſehr ſchmerzhaft, die übrigen faſt gar nicht. Das Brandmal führt die Feuchtigkeit ab und geht meiſt in Eiterung über. Die Moxa ſtammt aus Oſtindien, wird bei den Türken ſehr häufig angewandt und wurde neuerdings, namentlich von franz. Ärzten, empfohlen, auch bei uns ſehr gebräuchlich.

Mozambik, ein 140 M. langer Küſtenſtrich an der Oſtſeite Südafrikas, vom Fluß Coavo bis zum Cuama, zerfällt in folgende Theile: das Reich Mongallo, das Land der Macuaer, die Querimbainſeln, die Inſel Mozambik, das Land Angocha, das Land der Zimbaer und das Reich Bororos. Längs der Küſte iſt das Land meiſt eben, zum Theil ſumpfig, im Innern aber bergig; der Boden iſt jedoch beinahe durchgehends ſehr fruchtbar an Getreidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, Wild, Geflügel und Fiſchen, und in den Gebirgen findet man Gold. Die Beſitzungen und Niederlaſſungen der Portugieſen auf der Küſte M., an der ſüdlicher liegenden Küſte Sena oder Sofala, ſowie auf einigen Inſeln daſelbſt, waren während der Blüte der portug. Monarchie von hoher Wichtigkeit, ſind aber jetzt ſehr herabgekommen. Dem portugieſ. Generalcapitain von M. ſteht in ſeinem Amte ein Rath zur Seite, der aus dem Biſchof, dem Miniſter (ſo heißt der Präſident der Junta) und dem Befehlshaber der Truppen beſteht. Der Sitz des Generalcapitains iſt die Stadt Mozambik auf der gleichnamigen, eine halbe Stunde von der Küſte entfernten Inſel. Dieſer Hauptort der portugieſ. Beſitzungen in Afrika hat einen ſehr feſten und ſichern Hafen, 2800 portugieſ. Bewohner, zum Theil Abkömmlinge dahingeſchickter Verbrecher, ungerechnet die zahlreichen Sklaven und Araber. Schon auf ihrer erſten Fahrt nach Indien, 1498, fanden auf dieſer Inſel die Portugieſen eine Stadt, die anſehnlichen Handel trieb, und einen arab. König, der ſie beherrſchte. Da ſie wegen ihrer Lage und als Ruheplatz für die Indienfahrer für die Portugieſen ſehr wichtig ſchien, ward ſie von ihnen erobert, und vergebens bemühten ſich Araber und Kaffern, die neuen Beſitzer wieder zu vertreiben. Der Handel von der Küſte M. beſteht vorzüglich in Negerſklaven, Elfenbein und Goldſtaub.

Mozaraber oder Moſtaraber (Arabizantes), d. h. Fremdlinge unter den Arabern oder unechte Araber, hießen die Chriſten in Spanien zur Zeit der arab. Herrſchaft. Sie behielten vom 8—12. Jahrh., da ihre kirchliche Verbindung mit Rom faſt aufgelöſt war, ihre alte Liturgie, die daher die mozarabiſche genannt wurde. Gregor VII. ſchaffte ſie ab und drang ihnen dafür die röm. auf; nur in einer Kapelle der Kathedrale von Toledo iſt der mozarabiſche Ritus noch beibehalten.

Mozart (Leopold), der Vater des berühmten Wolfgang M., geb. 14. Dec. 1719 zu Augsburg, ſtudirte zu Salzburg, trat 1743 als Hofmuſikus in die Kapelle des Erzbiſchofs und wurde 1762 Unterdirector dieſer Kapelle. Die Zeit, welche ſeine Amtsgeſchäfte ihm übrigließen, widmete er dem Unterrichte in der Compoſition und auf der Violine. Höchſt verdienſtlich war ſein „Verſuch einer gründlichen Violinſchule" (Augsb. 1756). Außerdem hat er Oratorien und andere Kirchenſtücke, Theatermuſiken u. ſ. w. geliefert. Er ſtarb 1787.

Mozart (Joh. Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus), des Vorigen Sohn, einer der größten deutſchen Componiſten, wurde zu Salzburg am 27. Jun. 1756 geboren und von ſeinem Vater ſchon im vierten Jahre im Clavierſpielen unterrichtet, ſodaß er bereits in ſeinem fünften Jahre kleine Stücke componirte, die er dem Vater vorſpielte und dann von dieſem zu Papiere bringen ließ. Pſychologiſch merkwürdig iſt es, daß M. von der Zeit an, wo er Unterricht in der Muſik erhielt, allen Geſchmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerſtreuungen der Kindheit verlor. Obgleich er auch die übrigen Gegenſtände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte, ſo blieb doch die Muſik diejenige Beſchäftigung, von welcher ſeine ganze Seele erfüllt zu ſein ſchien. Mit Rieſenſchritten ging er darin vorwärts, ſodaß ſelbſt ſein Vater, der doch täglich um ihn war, davon überraſcht wurde. In ſeinem 6. J. war M. bereits ſo weit fortgeſchritten, daß der Vater bewogen wurde, mit ihm und ſeiner Schweſter, Maria Anna, welche ebenfalls ein muſikaliſches Genie war, eine Reiſe nach München und Wien zu machen, wo die kleinen Virtuoſen dem kaiſ. Hofe vorgeſtellt wurden. Die für M.'s Alter beiſpielloſe Fertigkeit erhielt noch dadurch etwas ſehr Anziehendes, daß er nur vor eigentlichen Kennern ſpielen wollte und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiſer Franz, daß er Wagenſeil, einen damals geachteten Muſiker, holen laſſen ſollte; dies geſchah, und M. trug nun eins ſeiner Concerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Übrigens hatte er bis jetzt ſich blos auf das Clavier beſchränkt. Erſt als man ihm in Wien eine kleine Geige ſchenkte, verſuchte er ſich auch im Geigenſpiel und machte, als er mit ſeinem Vater wieder nach Salzburg zurückgekehrt war, ſolche Fortſchritte, daß er ſehr bald die zweite Geige zu einem Trio mit Präciſion und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es ſich, daß das ganze innere Sein M.'s der Muſik hingegeben und nur durch ſie vorhanden ſei, denn nur Muſik beſchäftigte ihn ganz. Von ſeiner Fähigkeit, die feinern Unterſchiede der Töne zu empfinden, werden merkwürdige Beiſpiele erzählt. Auch iſt es ſchon aus dieſer Zeit bemerkenswerth, daß ſeinem Gehöre jeder Misklang, jeder rauhe, ſchmetternde und durch Zuſammenſtimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war. Im J. 1763, alſo in ſeinem ſiebenten Jahre, machte M., begleitet von ſeinem Vater und ſeiner Schweſter, die erſte Reiſe außer Deutſchland, wodurch ſein Ruhm ſich allgemein verbreitete. Sie kamen im Nov. in Paris an, wo ſie ein halbes Jahr verweilten und mit Ruhm und Unterſtützung gleichſam überſchüttet wurden. In Paris gab M. ſeine erſten Clavierſonaten heraus. Hierauf reiſte die Familie 1764 nach England und ließ ſich am kön. Hofe hören, wo M. auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung ſpielte. In einem öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von ſeiner Compoſition vorgetragen. Hier ſowol als in Paris legte man ihm die ſchwerſten Clavierſachen von Bach, Händel u. ſ. w. vor, und er trug ſie vom Blatte mit der größten Prä-

cision vor. Während seines Aufenthalts in England componirte er sechs Sonaten, die er in London stechen ließ und der Königin widmete. Im J. 1765 reiste die Familie durch die Niederlande nach Holland, wo M. sich häufig auf der Orgel hören ließ. Im Haag wurde er gefährlich krank. Nach seiner Genesung schrieb er sechs Sonaten für das Clavier, welche er der Prinzessin von Nassau widmete. Im Anfang des J. 1766 befand er sich vier Wochen in Amsterdam und reiste von da zu dem Installationsfeste des Erbstatthalters wieder in den Haag. Hierauf ging die Familie nochmals nach Paris und, nachdem sie zweimal in Versailles gespielt hatte, über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Kurfürst dem jungen M. ein Thema vorsang, welches dieser in seiner Gegenwart ohne Clavier und Geige ausführte, zu Papier brachte und zur Bewunderung aller Anwesenden vortrug. Gegen Ende des J. 1766 kamen sie wieder in Salzburg an, wo sie bis 1768 blieben und darauf eine zweite Reise nach Wien unternahmen. Hier spielten die beiden Geschwister vor dem Kaiser Joseph, der dem jungen M. auftrug, eine komische Oper: „La finta semplice", in Musik zu setzen. Sie erhielt den Beifall des Kapellmeisters Hasse und Metastasio's, ward aber nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der dortigen Waisenhauskirche setzte er das Amt, das Offertorium und ein Trompetenconcert und leitete als 12jähriger Knabe diese feierliche Musik in Gegenwart des kais. Hofes. Im J. 1769 trat M., der bereits Concertmeister beim salzburg. Hoforchester geworden war, in Gesellschaft seines Vaters eine Reise nach Italien an. In Bologna bewunderte besonders der berühmte Martini den Knaben, der unter Anderm ein jedes gegebene Fugenthema auf der Stelle bearbeitete und es auf dem Claviere ausführte. In Rom erregte er auf eine andere Weise Bewunderung. Er unternahm es nämlich, das berühmte Miserere, welches alljährlich in der Charwoche in der Sixtinischen Kapelle gesungen wird und damals noch sehr geheim gehalten wurde, nach dem Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergestalt gelang, daß, als er es in einer Gesellschaft am Claviere sang, der Sopranist Christofori, der es in der Kapelle gesungen hatte, die lebhafteste Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della pietà, in M.'s Ringe stecke die Zauberkunst seines Spiels; er zog ihn ab, und nun erst wuchs das Staunen. In Rom erhielt er vom Papste das Kreuz und Breve als Ritter des goldenen Sporns; in Bologna ward er, nachdem er bei verschlossenen Thüren in einer halben Stunde eine vierstimmige Antiphonie gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Kapellmeister der philarmonischen Akademie aufgenommen. Da er sich bereits zur Composition der ersten Carnevaloper zu Mailand verbindlich gemacht hatte, sah er sich genöthigt, ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom abzulehnen. Er kam zu Ende Oct. 1770 in Mailand an und componirte daselbst in seinem 14. J. die Oper „Mithridat", die schon am 26. Dec. aufgeführt und dann mehr als 20mal nacheinander wiederholt wurde. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philarmonischen Gesellschaft. So geehrt verließ er Italien, wo man ihm den Namen il cavaliere filarmonico beigelegt hatte. Als M. 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief, in welchem ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia die Composition der großen theatralischen Serenate: „Ascanio in Alba" zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm diesen Auftrag und reiste im Aug. wieder nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten stets M.'s Serenate und eine von Hasse componirte Oper abwechselnd aufgeführt wurden. Im J. 1772 setzte er zur Wahl des Erzbischofs von Salzburg die Serenate: „Il sogno di Scipione", und im Winter 1773 die ihm übertragene Oper: „Lucio Silla", welche 26mal hintereinander aufgeführt wurde. Nachdem er noch eine komische Oper: „La finta giardiniera" (1775), zwei große Messen, eine Sere-

nate: „Il Re pastore", und in Paris, wohin er zum zweiten Male berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel geſetzt hatte, ging er in ſeinem 24. J. nach Wien, wo er in kaiſ. Dienſte trat.

M. erfüllte die großen Erwartungen, zu denen ſein bewundernswürdiges Genie berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art. Sowie dieſer ſeltene Geiſt aber früh ſchon in ſeiner Kunſt Mann wurde, ſo blieb er hingegen in allen übrigen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens ſtets Kind. Hingegen erhöhte ſich ſein ganzes Weſen, ſobald er am Clavier ſaß. Dann ſpannte ſich ſein Geiſt, und ſeine Aufmerkſamkeit richtete ſich ungetheilt auf den einen Gegenſtand, für welchen er geboren war, nämlich die Harmonie der Töne. Am liebſten ſpielte er bei Nacht und, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Clavier entfernte, bis zum frühen Morgen hin. Gewöhnlich componirte er von 6 oder 7 Uhr des Morgens bis um 10 Uhr, und zwar meiſt im Bette; dann ſetzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. Nächſt der Muſik ſchien er nur noch eine Leidenſchaft zu haben, nämlich das Billard. Seine Körperbildung zeichnete ſich nicht vortheilhaft aus; er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts Außerordentliches in ſeiner Phyſiognomie. M. ſtarb am 5. Dec. 1791. Unter ſeinen Opern, die ſich auf den Bühnen erhalten haben und ſtets das Entzücken der deutſchen Nation bleiben werden, erwähnen wir „Idomeneo, Re di Creta" (1780); die „Entführung aus dem Serail" (1782); „Le nozze di Figaro" (1787); „Don Giovanni" (1787), welcher Muſik man in Wien während der erſten Vorſtellungen keinen Geſchmack abgewinnen wollte, obgleich Haydn bei dieſer Gelegenheit M. für den größten aller damals lebenden Componiſten erklärte; „Cosi fan tutte" (1790), und die „Zauberflöte" und „La clemenza di Tito", die er in ſeiner letzten Krankheit 1791 componirte. Auch in ſeinen Inſtrumentalcompoſitionen, ſeinen prächtigen Symphonien, ätheriſchen Quartetten, Clavierconcerten, Sonaten u. ſ. w. wird M. das Vorbild aller Nationen und Zeiten ſein und bleiben. Gleichen Ruhm behauptet er in der Kirchenmuſik, zu welcher beſonders ſeine großen Hymnen und Miſſen gehören. Die Zahl ſeiner Compoſitionen, mit Einſchluß der Entwürfe, iſt über 800. Sein berühmtes „Requiem" hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Urſprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter (Graf von Walſeeg auf Stuppach) zu M. und trägt ihm die Compoſition einer Seelenmeſſe (zur Todesfeier ſeiner Gemahlin) auf, für welche M. den Preis ſelbſt beſtimmen ſoll. Dieſer fodert 100, nach Andern 200 Dukaten, will ſich aber, um der Arbeit die möglichſte Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichtsdeſtoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis im Voraus und verſpricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wiederzukommen. Während dieſer Zeit erhält M. den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag die Oper „La clemenza di Tito" (Titus) zu ſchreiben, und iſt im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, um ſich dorthin zu begeben, als jener Bote erſcheint und an das Requiem mahnt. M. entſchuldigt ſich und verſpricht, nach ſeiner Zurückkunft aus Prag ſogleich an die Arbeit zu gehen. Kaum zurückgekehrt, beginnt M. die Compoſition der Seelenmeſſe mit einem Feuer und Intereſſe, welches ihm bis dahin noch keines ſeiner Werke eingeflößt hat, ſodaß ſeine Gattin von ſo ungewöhnlicher Anſtrengung für ſeine ohnehin ſchon leidende Geſundheit Alles befürchten zu müſſen glaubt. Sie entreißt ihm die Partitur und gibt ſie ihm nur auf ſein inſtändiges Bitten nach anſcheinend völlig hergeſtellter Geſundheit wieder. M. endet die Arbeit bis auf ein Geringes, fällt in ſeine vorige Schwermuth zurück, wird krank und immer kränker und ſtirbt. Gleich nach ſeinem Tode erſcheint der Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet wie es iſt. Dieſes Concept ſoll in die Hände ſeines Schülers, Süßmayr, gekommen ſein, von dieſem ſollen Zuſätze und Veränderungen gemacht, namentlich zu dem Sanctus die Inſtrumente, welche noch

fehlten, hinzugesetzt und das Werk eingerichtet worden sein, wie es im Druck erschienen ist. Vgl. Gottfr. Weber's Aufsätze in der „Cäcilia" (1826). Anders wird die Sache dargestellt in einem Aufsatze in der wiener „Zeitschrift für Kunst und Literatur" (1828, St. 86—87), welcher zum Theil auf dem jetzt in der kais. Bibliothek zu Wien befindlichen Originalmanuscript des Requiem beruht, woraus hervorgehen würde, daß die Partitur André in Offenbach nicht die Originalpartitur sei.— M. will nicht erklärt, sondern genossen werden; er ist ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verstande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neu erschaffenen, alle bis dahin betretene Bahnen verlassenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunst erschöpfende und doch zugleich himmlisch klare Vollendung den Liebhaber wie den eigentlichen Musiker gleich mächtig an. So ist namentlich sein „Don Juan" ein Werk, in dem Alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnet und empfindet; ebenso auch sein „Requiem", in welchem M.'s Geist seine eigene Verklärung feiert. — M. hinterließ eine Witwe und zwei Söhne. Erstere verheirathete sich nachher an den dän. Etatsrath G. N. v. Nissen in Kopenhagen, welcher eine (fast nur aus Materialien bestehende) „Biographie M.'s" verfaßte, die, nach ihres Gatten Tode, die Witwe nebst einem Anhange (Lpz. 1828) herausgab. — M.'s jüngerer Sohn, rühmlichst bekannt als Pianofortespieler und Componist für dieses Instrument, geb. 1792, ist in Lemberg in Galizien Vorsteher einer Singakademie, und machte 1819 eine Kunstreise in Deutschland, auf welcher er großen Beifall erwarb.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer, aus den ersten Zeiten der Republik, rettete die kaum gegründete Freiheit seines Vaterlandes durch eine kühne That. Als nämlich der König der Etrusker, Porsenna, ein Bundesgenosse des vertriebenen Tarquinius, im J. 508 v. Chr. Rom belagerte, und die Römer schon an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel litten, bat M. den röm. Senat um die Erlaubniß, sich in das feindliche Lager zu begeben. In der Absicht, den König zu ermorden, bewaffnete er sich mit einem Dolche. Er gelangte bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber statt des Königs tödtete er dessen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da sprach er zu Porsenna: „Ich bin ein röm. Bürger und heiße Caj. Mucius. Als Feind habe ich den König, unsern Feind, tödten wollen, und so viel Muth ich zum Tödten hatte, so viel habe ich auch zum Tode. Ich bin nicht der Einzige, der diesen Entschluß gegen Dich gefaßt hat; eine große Anzahl röm. Jünglinge wird nach mir denselben Ruhm erstreben. Diesen Krieg kündigt Dir die röm. Jugend an." Zornig und erschrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anschläge gegen ihn im Werke seien. M. erwiderte: „Damit Du siehst, wie wenig Diejenigen der körperlichen Schmerzen achten, welche nach Ruhm streben, so siehe, was ich thue". Sofort hielt er seine Hand in eine auf dem Altare stehende Pfanne voll glühender Kohlen. „Entferne Dich", rief der König, der ihn gewaltsam hinwegreißen ließ; „feindseliger handelst Du gegen Dich selbst als gegen mich. Ich würde Dich belohnen, wenn Dein Muth sich so für mein Vaterland gezeigt hätte; so aber schenke ich Dir die Freiheit." Gleichsam aus Dankbarkeit erklärte nun M., daß sich 300 Jünglinge verschworen hätten, ihn zu ermorden. „Mich", sagte er, „hat das Loos zuerst getroffen. Die übrigen werden, sowie das Loos sie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günstiges Schicksal Dich einem überliefert." Geschreckt durch diese Worte, hob Porsenna die Belagerung auf und schloß Frieden. M. erhielt zur Belohnung ein Stück Landes und eine Ehrensäule vom Senat und, da er sich fortan nur der linken Hand bedienen konnte, gab man ihm den Beinamen Scävola.

Mücken nennt man Insekten mit durchsichtigen, unbedeckten Flügeln. Eigenthümlich ist ihnen ein mit Widerhaken und hornartigen Auswüchsen besetzter

Rüssel. Durch ihren Biß, in Folge dessen unangenehmes Jucken und Geschwulst entsteht, werden sie für Menschen und Thiere sehr lästig und in Massen zur Landplage. Am bekanntesten sind die amerikan. Mosquitos, eine Art der gemeinen Mücken (culex pipiens) und die kleinen Beißmücken (c. reptans). Letztere erscheinen, namentlich in Lappland, Sibirien und im Banat, des Jahres zweimal in dichten Schwärmen, tödten oft vieles Vieh, welchem sie zu allen Öffnungen des Körpers hineinkriechen, und sind durch nichts als durch Dampf zu vertreiben. Von den gemeinen Mücken stechen nur die Weibchen; ihre Eier haben die Gestalt eines kolbenförmigen Medicinglases und werden von ihnen in zusammengeklebten Reihen ins Wasser gelegt, wo sie sich nach einigen Tagen in Larven verwandeln. Diese sind wurmförmig, haben am Kopfe drei Zangen, am Hintertheile zwei Schwänze und bewegen sich äußerst schnell; nachdem sie sich einige Mal gehäutet haben, erscheint ihr Vordertheil dick, ihr Leib platt und schwarz, sie fressen nichts mehr, können aber nicht unter Wasser bleiben. Nach acht Tagen kriechen aus diesen Nymphen die eigentlichen Mücken des Nachts sehr schnell heraus, was man auch in einem Glase voll faulen Teichwassers, das im Jun. geschöpft und im Sonnenschein erwärmt wird, beobachten kann.

Müffling (Friedr. Ferd. Karl, Freiherr von), sonst Weiß genannt, preuß. General der Infanterie, commandirender General des siebenten Armeecorps, stammt aus einer früher in der Oberpfalz angesessenen Familie und ward am 12. Jun. 1775 zu Halle geboren, wo sein Vater, der 1809 als Generalmajor in Neisse starb, damals als Hauptmann stand. Seine erste wissenschaftliche und militairische Ausbildung erhielt M. in Halle, wo er zur Zeit des holländ. Feldzuges als Junker in das Füselierbataillon von Langelair eingeschrieben wurde, mit dem er als Offizier 1790 nach Schlesien und 1792 nach dem Rhein marschirte. Mit Eifer, von glücklichen Anlagen unterstützt, beschäftigte sich M. vornehmlich mit der höhern Geodäsie. Vom Obersten Le Cocq 1798 zu den Vermessungen Westfalens gezogen, arbeitete er an dem trigonometrischen Netze und nahm Minden und Ravensberg auf. Im J. 1802 als Premierlieutenant in das Regiment Wartensleben versetzt, wurde er dem Baron von Zach bei der Gradmessung in Thüringen zugetheilt, in Anerkennung der dabei ausgeführten Arbeiten 1804 als Capitain und Quartiermeisterlieutenant in den Generalstab versetzt. Unter dem Herzog von Weimar, bei welchem er den Posten als Chef des Generalstabes versah, machte er den Feldzug von 1806 mit und schloß dann die Convention von Rattkau bei Lübeck ab. Die in diesem Feldzuge gewonnenen Erfahrungen theilte M. in einer kleinen Schrift: „Operationsplan der preuß.-sächs. Armee 1806" (Weim. 1806), unter der Namenschiffer C. v. W. mit, welche er auch bei seinen spätern Schriften beibehalten hat. Auf sein Ansuchen erhielt er 1809 den Abschied unter der Voraussetzung seines Wiedereintritts, sobald Preußen das Schwert für Unabhängigkeit und Befreiung von fremder Herrschaft erheben würde. Eng verbunden und befreundet mit Scharnhorst, traf er schon damals in dem festen Glauben an eine bessere Zukunft Verabredungen und schrieb die „Marginalien zu den Grundsätzen der höhern Kriegskunst für die östr. Generale" (Weim. 1808; 2. Aufl., 1810). In Weimar 1811 zum geheimen Conseil berufen, beschäftigte sich M. mit verschiedenen Zweigen der Verwaltung und Gesetzgebung, sogar mit den Angelegenheiten des geistlichen Consistoriums. Sobald 1813 der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk erschienen war, nahm M. seinen Abschied in Weimar und traf noch vor der Schlacht von Lützen bei der preuß. Armee ein, wo er als Oberstlieutenant des Generalstabes im Hauptquartiere des Generals von Blücher unter Scharnhorst und Gneisenau angestellt wurde. Er wohnte den Schlachten von Lützen und Bautzen bei und wurde nach dem Gefecht bei Hainau zum Obersten befördert. Während des Waffenstillstandes schrieb er: „Die preuß. und russ. Campagne im J. 1813" (Bresl. 1813; 2. Aufl., Lpz. 1815). Beim Wieder-

ausbruch der Feindſeligkeiten im Aug. 1813 befand ſich M. als Oberquartiermeiſter bei der ſchleſ. Armee in dem Hauptquartier Blücher's, dem General Gneiſenau, welcher Chef des Generalſtabes war, zugetheilt. Allen Schlachten und Gefechten, welche dieſes Heer unter Blücher's Anführung beſtand, wohnte M. bei und wurde nach der Schlacht bei Leipzig zum Generalmajor befördert. Waren die Anfoderungen, welche der Dienſt an den Oberquartiermeiſter einer Armee, wie die ſchleſ., die in ununterbrochenen Märſchen, Gefechten und Schlachten vordrang, ſchon in Deutſchland beſchwerlich, ſo wurden ſie es noch weit mehr in Frankreich, und auch hier erwarb ſich M. die vollkommenſte Anerkennung ſeiner Thätigkeit, Geiſtesgegenwart und Umſicht. Nach der Einnahme von Paris wurde er zum Chef des Generalſtabes der Armee ernannt, welche 1814 unter dem General von Kleiſt am Rhein zurückblieb.

Als nach der Rückkehr Napoleon's von Elba der Krieg aufs Neue erklärt wurde und eine engl. Armee in den Niederlanden erſchien, erhielt M. den Auftrag, ſich in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington zu begeben, um Alles zu beſorgen, was ſich auf die gemeinſchaftlichen Operationen der preuß. und engl. Armee bezog, und gewann durch ſein offenes Benehmen ſehr bald Wellington's vollſtes Vertrauen. Vor Paris erhielt M. von Blücher den Auftrag, von preuß. Seite, in Gemeinſchaft mit einem engl. Offizier, die Convention mit Davouſt abzuſchließen, und nach dem Einrücken der Verbündeten ward er zum Gouverneur von Paris beſtellt. Nach dem Abſchluſſe des pariſer Friedens 1815 blieb M. in dem Hauptquartier des Herzogs von Wellington bei der Occupationsarmee und brachte die Wintermonate 1815 — 17 in Paris zu. Über den Feldzug des J. 1815 und namentlich über die Schlachten von Ligny und Belle Alliance ſchrieb. M. „Geſchichte des Feldzuges der engl.-hanöv.-niederländ. und braunſchw. Armee unter dem Herzog von Wellington und der preuß. unter dem Fürſten Blücher im J. 1815" (Stuttg. 1815). Seine frühere Neigung zu Meſſungen, durch wiſſenſchaftlich geſinnte Freunde aufs Neue angeregt, fand nun Gelegenheit, ſich bis zur Erdmeſſung zu erheben. Man verdankt ihm die Längengradmeſſung zwiſchen dem Seeberge bei Gotha und Dünkirchen, die 1820 vollendet wurde.

M. wohnte 1818 dem Congreſſe zu Aachen bei und begab ſich von da in diplomatiſchen Aufträgen nach Brüſſel, wo er fünf Monate verweilte. Im J. 1820 zum Chef des Generalſtabes der Armee ernannt, benutzte er auch dieſe Stellung zur weitern Ausführung der Gradmeſſungen. Er legte viele große Dreiecke von Berlin zur Oder, von da über Schleſien zur öſtr. Grenze, ſodaß die Verbindung bis Wien zu Stande kam. Nach Oſten hin wurden die Dreiecke bis zur Weichſel erweitert und mit Rußland die Verbindung bis Petersburg über Dorpat verabredet. M. wurde in dieſer Zeit mit Aufträgen und Sendungen mancher Art beehrt, und fügte in der neueſten Zeit ſeinem anerkannten Rufe als General auch noch den eines ausgezeichneten Diplomaten hinzu, indem er 1829 den mit großen Schwierigkeiten verbundenen Auftrag, von Seiten des Königs von Preußen die unveränderte friedliche Geſinnung des Kaiſers Nikolaus dem Sultan zu verſichern und ihn dadurch zu bewegen, ohne Verzug in das ruſſ. Hauptquartier Bevollmächtigte zur Einleitung des Friedensgeſchäfts abzuordnen, glücklich vollzog. Auf der mit großer Anſtrengung verbundenen Landreiſe zu Pferde von Smyrna bis Scutari in der heißen Jahreszeit, wurde er vom Sonnenſtich befallen, ſodaß er am 4. Aug. 1829 in Konſtantinopel ſehr leidend ankam. Mahmud vertraute der Verſicherung des Königs und ſandte Abgeordnete ins ruſſ. Hauptquartier. M. gab ihnen den preuß. Legationsrath v. Küſter als Begleiter mit, um den General v. Diebitſch zu bewegen, einſtweilen die Feindſeligkeiten einzuſtellen, weil die Gährung in Konſtantinopel die chriſtliche Bevölkerung bedrohe. Der Sultan empfing hierauf M. in einer Privataudienz und ließ ihm durch den Reiſeffendi ſeine Dankbarkeit bezeugen, worauf dieſer am 5. Sept. Konſtantinopel verließ. Nach

Berlin zurückgekehrt, wurde er zum commandirenden General des siebenten Armeecorps ernannt. Im Jan. 1830 begleitete er den Prinzen Albrecht von Preußen nach Petersburg, um dem Kaiser persönlich über den Zustand der Türkei zu berichten, und wurde im März 1832 zum General der Infanterie ernannt. Auch ist er Mitglied des Staatsraths in der dritten Abtheilung. Von seinen literarischen Arbeiten sind noch zu erwähnen: „Beiträge zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814; die Feldzüge der schlesischen Armee" (2 Bde, Berl. 1824); „Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten u. s. w." (Berl. 1825), und „Napoleon's Strategie im J. 1813" (Berl. 1827).

Mufti, ein arab. Wort, bedeutet soviel als Begutachter oder Entscheider. Der Großmufti, bei den Türken auch Scheik-ul-islam, d. h. Haupt des Islam genannt, ist in der Türkei das Oberhaupt des Cultus und der Gesetze, folgt im Range unmittelbar nach dem Großvezier und genießt sogar vom Großherrn Ehrenbezeigungen, die dieser nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig vom Großherrn ab, der ihn auch absetzen kann, doch darf er, so lange er seinem Amte vorsteht, nicht zum Tode verurtheilt werden; auch unterliegt sein Vermögen bei der Absetzung nicht der Confiscation. Der Großmufti wird als Ausleger des Koran bei gerichtlichen Handlungen, besonders in peinlichen Sachen, überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen; er gibt gewöhnlich seine Meinung ganz kurz und ohne Beifügung der Entscheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen setzt er noch hinzu: „Gott weiß, was besser ist." In der Unterschrift nennt er sich den armen Knecht Gottes. Seinen schriftlichen Ausspruch nennt man Fetwa oder auch Fetsah, d. h. Begutachtung, weshalb er selbst Sahiti-Fetâwi, d. h. Herr der richterlichen Aussprüche, und sein Secretair Fetwa-Emini heißt. Letzterer geht ihm an die Hand, setzt auch wol in Sachen, womit sich der Großmufti nicht selbst bemüht, den Spruch auf und legt ihm denselben blos zur Unterschrift vor. Die festgesetzten Einkünfte des Großmufti belaufen sich täglich auf 2000 Asper (ungefähr 21 Thlr.). Seine Haupteinnahme findet er bei der Besetzung der Stellen an den großherrlichen Moscheen, bei den Beförderungen der Gesetzverständigen und der Einsetzung der Untermuftis in großen Städten.

Muggendorf, Flecken in einem tiefen Thale an der Wiesent, im Landgerichte Ebermannstadt des bair. Obermainkreises, ist merkwürdig wegen der vielen Höhlen, die in den rings umher gelegenen Bergen befindlich sind. Die schönste und größte ist die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit besetzte Rosenmüllershöhle; die für die Naturforscher merkwürdigste aber ist die gailenreuther Zoolithenhöhle mit beschwerlichen und gefährlichen Eingängen. Sie enthält in tiefen Felsengängen große Massen halbverhärteten Thons, und in demselben eine ungeheure Menge großer Knochen von zum Theil uns unbekannten Thieren. Beschreibungen dieser Höhlen haben Esper, Köppel, Rosenmüller und Goldfuß geliefert. Vgl. Heller's „Handbuch für Reisende in dem ehemaligen fränk. Kreise" (Heidelb. 1828) und dessen „Handbuch für Wanderer in die Gegend von M." (Bamb. 1829).

Muhammed, s. Mohammed.

Mühlberg, Stadt an der Elbe mit 2600 Einw. und einem Schlosse, ist historisch merkwürdig durch die Schlacht am 24. Apr. 1547, welche in politischer Hinsicht die entschiedensten Folgen hatte und sie selbst in Beziehung auf den Protestantismus gehabt haben würde, wenn nicht zur rechten Zeit noch (1552) der Kurfürst Moritz für denselben gegen Karl V. aufgetreten wäre. Um nämlich den schmalkald. Bund, an dessen Spitze der Kurfürst von Sachsen, Joh. Friedr. der Großmüthige, und der Landgraf von Hessen, Joh. Philipp, standen, aufzulösen, bediente sich Karl V. der heiligen Liga, welche die katholischen Fürsten Deutschlands 1538 geschlossen hatten, und des jungen Herzogs Moritz von Sachsen. Dieser war zwar Protestant, aber Freund des Erzherzogs Ferdinand, während er mit

dem Kurfürsten Joh. Friedrich in Zwist lebte. Er schloß daher 1546 ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser Karl V. und mußte, als der Kaiser den Kurfürsten Joh. Friedrich in die Reichsacht erklärte, die Vollziehung derselben übernehmen. Die Streitkräfte des Kurfürsten standen damals, mit denen des Bundes vereint, im südl. Deutschland. Als nun Joh. Friedrich erfuhr, wie sein Vetter Moritz, dem er die Bewachung seiner Länder anvertraut hatte, in diese eingefallen sei und sie binnen 15 Tagen bis auf drei feste Städte eingenommen habe, so eilte er schnell zurück, eroberte sein Land wieder und drohte sogar Leipzig zu nehmen, das er im Jan. 1547 belagern ließ; allein statt den Herzog Moritz ganz zu überwältigen, ging er mit ihm einen Waffenstillstand auf vier Wochen ein, der dem Kaiser Karl und seinem Bruder Zeit gewährte, mit ihren Streitkräften heranzukommen. So ward Joh. Friedrich unvorbereitet von dem kais. Heere überrascht. Sein Heer zählte nur 13,000 M. und stand zwischen Mügeln und Meißen. Er ließ es zwar sogleich bei Meißen über die Elbe gehen und brannte die Brücke hinter sich ab; dasselbe geschah jedoch nur zum Theil mit der Schiffbrücke, die er bei M. hatte, und so zog er rasch nach Wittenberg hin, unter dessen Kanonen er der Übermacht Trotz zu bieten hoffte. Ein Bauer aber zeigte dem Herzog Moritz eine Furth, wo die Reiterei durch die Elbe gehen konnte, während die Schiffbrücke für das Geschütz hergestellt wurde. So gelang es Karl V., den Kurfürsten, am 24. Apr., hinter M. mit der Reiterei einzuholen. Die sächs. Völker zeigten wenig Tapferkeit und flohen durch die lochauer, jetzt annaburger Haide gen Wittenberg. Der Kurfürst selbst aber gerieth durch Säumniß nach tapferer Gegenwehr mit dem Herzog von Braunschweig in Lochau, jetzt Annaburg, in Gefangenschaft. (S. Johann Friedrich I.)

Mühlen nennt man in der weitesten Bedeutung solche Maschinen, die durch eine äußere Kraft in Bewegung gesetzt werden; im engern Sinne solche, durch welche Etwas zerstückt oder zerrieben wird, namentlich solche, die zu Zermalmung des Getreides, zur Bereitung des Öls, zum Schneiden des Holzes u. s. w. dienen. Nach ihrem Zwecke sind sie: Mahlmühlen, Mühlen vorzugsweise genannt, wenn sie zu Bearbeitung des Getreides zu Schrot, Mehl, Graupen oder Grütze gebraucht werden; Graupenmühlen, Ölmühlen, Schneidemühlen, Pulvermühlen, Papiermühlen u. s. w. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt, theilt man sie in: A. Wassermühlen, und zwar in oberschlächtige, deren Wasserrad durch die Schwere des oben darauf fallenden Wassers, und unterschlächtige, deren Wasserrad durch die Gewalt des darunter wegströmenden Wassers in Bewegung gesetzt wird, und je nachdem sie feststehen oder nicht, in Pfahlmühlen und Schiffsmühlen. Die oberschlächtigen Mühlen sind entweder Panstermühlen, wenn das Wasserrad mit seiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Wassers höher oder niedriger gestellt werden kann, oder Stabermühlen, deren Schaufeln auf einem Reife befestigt sind, oder endlich Straubemühlen, deren Schaufeln zwischen zwei Reifen stehen. Bei allen Wassermühlen unterscheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug befindlich ist, und das Gerinne, wodurch dem Zeug das Wasser zugeführt wird, welches letztere nicht selten bedeutende Wasserbauten erfodert. B. Windmühlen. Diese sind entweder so eingerichtet, daß das ganze Mühlengebäude sammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann, oder daß das Gebäude fest steht, und nur das Dach oder die Haube nebst der Welle und den Flügeln nach dem Winde gedreht wird. Erstere heißen Bockmühlen, die andern holländische Windmühlen, weil sie in Holland erfunden wurden und dort sehr üblich sind. Letztere haben vor den erstern bedeutende Vorzüge, denn sie stehen ungleich fester gegen den Wind und enthalten im Innern viel mehr Raum, auch können bei ihnen alle Arten von Mühlwerken, als Öl-, Schneide-, Papiermühlen u. s. w. angelegt werden, während man in den erstern selten mehr als

Mahl- und Graupenmühlen anlegen kann. Die horizontalen Windmühlen, eine dritte Gattung, wo die Flügel horizontal oben angebracht sind, haben den Erwartungen nicht entsprochen. C. Hand- und Roßmühlen, welche blos durch thierische Kräfte in Bewegung gesetzt werden. Die erstern sind selten von großem Nutzen, daher man sie nur zum Schroten oder höchstens bei Armeen im Felde gebraucht. Dagegen leisten gut gebaute Roßmühlen, welche von Pferden oder Ochsen bewegt werden, nicht selten sehr gute Dienste. Sie sind so eingerichtet, daß das Pferd entweder durch Treten in einem Tretrad oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maschine bewegt. Auch hat man sich in neuerer Zeit, besonders in England, Frankreich und Amerika, der Dampfmaschinen als bewegender Kraft zu den Mühlen bedient. — Das gangbare Zeug einer Mahlmühle ist sehr einfach. An einer Welle befindet sich das Wasserrad, und hinten ein Kammrad; dieses greift in ein Getriebe am Mühleisen, welches in dem obern Mühlsteine, dem Läufer, befestigt ist, der sich dadurch auf dem untern Steine, dem Bodensteine, dreht, und zwischen diesen Steinen wird das Getreide zermalmt, und dann das Mehl durch eine andere Vorrichtung von der Kleie abgesondert. Mittels einer Vorrichtung kann man den Bodenstein höher und tiefer stellen und so das Getreide entweder ganz zu Mehl zerreiben oder es blos schälen und Graupen oder Grütze daraus bereiten. Vgl. Sturm's „Mühlenbaukunst" (5. Aufl., Nürnb. 1819).— Die ersten Mühlen waren Handmühlen und höchst wahrscheinlich unsern Kaffeemühlen nicht unähnlich; darauf folgten die Roßmühlen, und endlich die Wassermühlen. Letztere hatten die Römer, nach Vitruv, schon zu den Zeiten August's. Öffentliche Wassermühlen kommen erst unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen wurden 536 von Belisar in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrscheinlich ins 12., die der Graupenmühlen ins 16. Jahrh. Die Schneidemühlen sind eine Erfindung des 14. Jahrh. Nach Spanien kam die erste Windmühle aus Holland, durch den Schiffer Klaas Blom im J. 1549, wie dies dessen Grabschrift in der großen Kirche zu Schoonhoven beweist. — Mühlenordnung nennt man die Sammlung gesetzlicher Bestimmungen über die Anlegung und den Betrieb der Mühlen, sowie die Verhütung der dabei vorkommenden Streitigkeiten und Unterschleife. — Mühlenregal heißt das der Regierung vorbehaltene Recht, daß neue Mühlen nicht ohne Erlaubniß und gewisse Abgaben (Wasserzins) angelegt werden dürfen. — Mühlenzwang nennt man die Gerechtigkeit einer Mühle, vermöge deren alle Einwohner eines Orts oder einer Gegend genöthigt sind, ihr Getreide auf derselben mahlen zu lassen. — Die sogenannte Mahlmetze ist der als Lohn an den Müller abzugebende Theil des Getreides, welcher in einigen Ländern den 32., in andern den 30. oder 24 Theil beträgt, bei Getreidetheurung aber, billiger Weise, gesetzlich vermindert wird. Auch das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entstehenden Verlust an Mehl durch Verstäuben versteht, ist in den meisten Ländern, um dem Betruge der Müller vorzubeugen, gesetzlich bestimmt und beträgt bisweilen den 32. Theil, in Norddeutschland gewöhnlich ein Procent.

Mühlhausen (Mullhausen), eine sehr wichtige Fabrikstadt im franz. Departement Oberrhein, der Mittelpunkt des Handels und der Industrie des ganzen Departements, ist sehr gut gebaut und hat 13,000 Einw., sechs Kirchen, darunter zwei reformirte, ein gut eingerichtetes Hospital und ein Waisenhaus. Die dasigen Fabriken liefern besonders Tuch, Indienne, Siamoisen, Leder und Tapeten; außerdem gibt es bedeutende Färbereien und Bleichen. Vor allen zeichnet sich aus die Indiennefabrik der Gebrüder Köchlin (s. d.). M. war früher eine deutsche freie Reichsstadt und gehörte zum niedersächs. Kreise, stand mit der Schweiz in Verbindung und wurde 1798 zu Frankreich geschlagen. — Mühlhausen, eine ebenfalls nicht unwichtige Fabrikstadt im Regierungsbezirke Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, mit 10,200 Einw., einem Gymnasium, mehren

Wohlthätigkeitsanstalten und bedeutendem Handel, war früher ebenfalls freie Reichsstadt, umfaßte ein Gebiet von 20 □M. und gehörte zum obersächs. Kreise. Durch den Reichsdeputationsschluß verlor sie 1803 ihre Selbständigkeit, wurde Preußen als Entschädigung zugetheilt, im tilsiter Frieden an Frankreich abgetreten, hierauf mit dem Königreiche Westfalen vereinigt und 1813 wieder von Preußen in Besitz genommen.

Muhren, ein merkwürdiges Erzeugniß der Gießbäche in den Alpen, bestehen in angehäuftem Erdreiche vor der Mündung kleiner Thäler und haben die Gestalt eines an dieselben angeschlossenen flachen Kegels. Dieses Erdreich führen die Gießbäche, wenn sie stark angeschwollen sind, von den Bergen herab und so lange mit sich fort, als ihre Wassermasse, in einem engen Bette eingeschlossen, mit großer Heftigkeit fließt. Sowie sie aus diesem Zustande auf eine sanftere und freie Sohle heraustreten, verlieren sie ihre reißende Gewalt, und alle fremde Theile, Steine, Sand, Erde und dergleichen, mit welchen sie bisher vermischt flossen, sinken auf den Boden nieder. Es gibt zuweilen Muhren, deren Grundfläche mehre tausend Quadratschritte einnimmt. Diese werden möglichst cultivirt, und sehr bemerkenswerth ist, daß, mitten auf diesen stets zunehmenden Höhen, Örter gebaut sind, die von Muhrbächen durchflossen werden.

Mulatten nennt man in beiden Indien Diejenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches jedoch seltener der Fall ist. Sie haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. In Westindien sind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wenn die Mütter Sklavinnen gewesen sind, weil dort Freiheit oder Sklaverei von der Mutter ererbt wird.

Mulgrave (Constantin John Phipps, Lord), geb. 1744, war schon im 19. Jahre kön. Fregattencapitain und galt, als er 1768 den Seedienst aufgab, für einen der kenntnißreichsten und geschicktesten brit. Seemänner. Als Mitglied des Unterhauses, seit 1768, zeigte er, wenn er für die Sache des Volks sprach, ebenso vielseitige als gründliche Kenntnisse. Am lebhaftesten beschäftigte ihn die 1773 von der kön. Gesellschaft der Wissenschaften aufs Neue in Untersuchung gezogene Möglichkeit einer Fahrt aus dem atlant. Ocean durch das nördl. Polarmeer in das große Weltmeer, welche die Engländer schon 1527—1614 mehrmals fruchtlos unternommen hatten. Auf sein Erbieten erhielt er den Befehl über die von der Regierung dazu ausgerüstete Expedition, bei welcher er den Capitain Lutwidge zum Gefährten wählte. Er segelte am 2. Jun. 1773 ab; vom 5. Jul. bis zum 10. Aug. saß er in dem Eise bei Spitzbergen fest, drang dann weiter nordwärts vor als irgend ein Seefahrer vor ihm (bis 80° 48′), kehrte aber, nachdem er vergebens das Polarmeer zu durchschiffen versucht hatte, am 24. Sept. zurück. Die Ergebnisse seiner Reise machte er in seinem „Journal of a voyage towards the North Pole" (Lond. 1774) bekannt. Nach seines Vaters Tode, 1775, erhielt er den irländ. Lordstitel, war seit 1777 Commissair bei der Admiralität, zeichnete sich im amerikan. Kriege als Flottenoffizier aus und wurde nach dem Frieden zu wichtigen Staatsämtern, z. B. bei der Oberaufsicht der Verwaltung Ostindiens, und zum Geheimrath ernannt. Er starb zu Lüttich am 10. Oct. 1792. Auch um die Vervollkommnung des Schiffbaues hat er sich verdient gemacht, sowie als Mitglied der brit. Gesellschaft der Alterthumsforscher. Abstoßend im Äußern, verbarg M. unter den Formen eines Matrosen die Urbanität des feinsten Weltmannes. — Sein Bruder, Henry, geb. 1755, diente ebenfalls im amerikan. Kriege, wurde nach dem Frieden zum Mitgliede des Unterhauses gewählt und schloß sich schon damals ganz an das Ministerium an. Im J. 1792 trat er mit dem Titel Baron in das Oberhaus ein, wo er zu den eifrigsten Anhängern des Ministeriums gehörte und bald Pitt's Amtsgenosse wurde. Als er nach Pitt's Tode seine Stelle im Ministerium verlor, trat er auf die Seite der Opposition.

Nach Fox's Tode kam er als erster Lord der Admiralität wieder in das Ministerium, in welchem er sich seit 1807 nachdrücklich gegen die Emancipation der Katholiken erklärte. Die Expedition nach Walcheren 1809 betrieb er persönlich und mußte deshalb einen harten Kampf mit der Opposition bestehen. Im J. 1812 vertauschte er seine Stelle als Lord der Admiralität mit der eines Großmeisters der Artillerie und ward zugleich Viscount Normanby und Earl von Mulgrave. Seine Stelle als Großmeister der Artillerie trat er an den Herzog von Wellington ab, blieb aber Mitglied des Ministeriums und starb 1831. — Sein Sohn, Constantin George, geb. 1797, der bis zu seines Vaters Tode den Titel Lord Normanby führte, kam, nachdem er seine Studien in Cambridge vollendet hatte, in das Unterhaus, wo er 1819 durch seine Erstlingsrede für die Emancipation der Katholiken große Aufmerksamkeit erregte. Der Zwiespalt seiner Meinungen mit den Ansichten seiner Angehörigen und besonders seines Vaters, bewog ihn jedoch bald, aus dem öffentlichen Leben zu treten. Er ging nach Italien und lebte meist in Florenz. Nach seiner Rückkehr 1822 erhielt er wieder einen Sitz im Parlament, wo er den ersten Antrag des Lords John Russel auf Parlamentsreform kräftig unterstützte. Seitdem erwarb er sich einen ausgezeichneten literarischen Ruf durch seine Romane „Matilda" (Lond. 1825), „Yes and No" (2 Bde., Lond. 1828) und „The contrast" (3 Bde., Lond. 1832), die treue Gemälde des Lebens der höheren Classen in England darbieten. Als er nach seines Vaters Tode in das Oberhaus gekommen war, verfocht er die Reformbill und wurde bald nachher zum Gouverneur von Jamaica ernannt, wo er bei der Spannung zwischen dem Staatsrathe und der gesetzgebenden Versammlung, welche sich gegen die von der brit. Regierung empfohlenen Maßregeln zur Verbesserung des Zustandes der Negersklaven erhob, eine kraftvolle Haltung behauptete. Nach dem Austritte des Lord Grey aus dem Ministerium, 1834, ward M. geheimer Siegelbewahrer, und 1835 unter Melbourne's Ministerium Lordlieutenant von Irland. Als solchem bereitete man ihm in Dublin einen festlichen Volksempfang.

Müller (Adam) von Nittendorf, bekannt durch seine Schriften über Gegenstände der Staatskunst, geb. zu Berlin 1779, ward von seinem mütterlichen Großvater, dem als Orientalisten bekannten Prediger Cube, erzogen und für das Studium der Theologie bestimmt. Durch die Leidenschaft für das Studium der damals herrschenden Philosophie von den positiven Wissenschaften abgeleitet, führte ihn die Freundschaft mit Friedr. Gentz zu dem Interesse an den großen politischen Begebenheiten der Zeit zurück. Er studirte seit 1798 zu Göttingen die Rechte und nach seiner Rückkehr nach Berlin die Naturwissenschaften. Auch eine Anstellung als Referendar in Berlin konnte seinen wissenschaftlichen Trieb nicht niederhalten. Eine Reise nach Schweden und Dänemark und hierauf ein zweijähriger Aufenthalt auf dem Lande in Polen gaben ihm die Ruhe, seine politischen und religiösen Überzeugungen in Übereinstimmung zu bringen. Um Gentz wiederzusehen, begab er sich nach Wien, trat am 30. Apr. 1805 zur röm.-katholischen Kirche über und kehrte nach Polen zurück. Von da ging er nach Dresden, wo er 1806 Vorlesungen über die deutsche Literatur, 1807 über die dramatische Poesie, 1808 über die Idee der Schönheit und 1809 über das Ganze der Staatswissenschaften hielt, welche sämmtlich im Druck erschienen; die letzten unter dem Titel: „Elemente der Staatskunst". Sein Antheil an dem Kriege von 1809 veranlaßte ihn nach Berlin zu gehen, wo er von den preuß. Ministern, wie später von Hardenberg, mit Auszeichnung behandelt wurde, Vorlesungen über Friedrich II. hielt, aber durchaus keine Anstellung erlangte. Deshalb kehrte er im Mai 1811 nach Östreich zurück und lebte dort zwei Jahre in dem Hause des Erzherzogs Maximilian von Östreich-Este den Wissenschaften. Auch hielt er daselbst 1812 Vorlesungen über die Beredtsamkeit. Im J. 1813 war er als kais. Landescommissair und tiroler Schützenmajor bei der Befreiung Tirols und als Regierungsrath und erster Refe

rent bei der Organisation dieses Landes thätig, bis er im Apr. 1815 dem Feldhoflager des Kaisers Franz nach Paris folgte. Dort ernannte ihn der Kaiser zu seinem Generalconsul in Sachsen; zugleich wurde er später kais. Geschäftsträger an den herzogl. anhalt. und fürstl. schwarzburg. Höfen. Er wohnte den Ministerialconferenzen in Karlsbad, hierauf denen in Wien bei, und hielt sich sodann in Leipzig auf, wo er seine „Staatsanzeigen" (1816—18) und die Schrift: „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft" (Lpz. 1819) herausgab. Im J. 1827 nach Wien zurückberufen, starb er daselbst am 17. Jan. 1829.

Müller (Alexander), bekannt insbesondere als Herausgeber des „Kanonischen Wächters", geb. um 1780 zu Zell im ehemaligen Bisthum Fulda, wo sein Vater als Justiz- und Rentbeamter angestellt war, studirte die Rechte in Fulda und Gießen, wurde 1804, nachdem der Prinz von Oranien das Bisthum als Entschädigung für seine Verluste erhalten hatte, als Referendar in der Regierung zu Fulda angestellt und war Mitglied des Justiztribunals, als dieser 1806 das Land verlor. Unter der Regierung des Großherzogs Karl von Dalberg seit 1810 wurde M. Justizbeamter und Maire des Bezirks Geis und blieb es, bis das Land 1815 an Kurhessen fiel, worauf er 1816 als Mitglied der Regierung nach Weimar kam, wo er später als Regierungsrath und Mitglied der Vormundschaftsdeputation angestellt wurde. Nachdem er 1830 seine Entlassung genommen, lebte er meist in Leipzig, bis er sich 1832 nach Mainz begab. Im katholischen Glauben geboren und in seinem Bekenntnisse beharrend, gehört M. zu Denjenigen, die den Katholicismus in seiner Reinheit wiederherstellen wollen. Für diesen Zweck hat er mit rüstigem Eifer gestritten, in welchem namentlich ein Zug als vorherrschend hervortritt, nämlich die Abneigung gegen den Jesuitismus in allen Gestalten. Seine Schriften „Über Regentenbevormundung" (Ilmenau 1822); „Das Institut der Staatsanwaltschaft" (Lpz. 1825); den „Grundriß zur Kenntniß der hohen und höhern Lehranstalten in Europa und Amerika u. s. w." (Frankf. 1833) und einige andere abgerechnet, behandeln die übrigen das Verhältniß der Kirche zum Staate und die neuesten Reactionsversuche zum Vortheile der röm. Hierarchie. Dahin gehören: „Kirchenrechtliche Erörterungen in besonderer Beziehung auf Weimar" (Weim. 1823); „Preußen und Baiern im Concordat mit Rom" (Neustadt a. d. Orla 1824); „Die neu auflebende Schirmvoigtei des östr. Kaisers über die röm-katholische Kirche und den päpstlichen Stuhl" (Erf. 1829), und mehre Flugschriften. Unvollendet ist noch sein „Encyklopädisches Handbuch des gesammten in Deutschland geltenden katholischen und protestantischen Kirchenrechts" (Bd. 1 und 2, Erf. 1829—32). Als M. im März 1830 in der Ankündigung seines „Kanonischen Wächters, einer anti-jesuitischen Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christlichen Confessionen", die Tendenz der neuen Zeitschrift in etwas derben Worten aussprach, verbot der sächs. evangelische Kirchenrath in Dresden dieselbe vor ihrem Erscheinen. Auf die von dem Verleger in Leipzig dagegen erhobene Beschwerde ward zwar das Erscheinen derselben in Sachsen gestattet, der Herausgeber aber als ein Katholik nach einer Verordnung von 1807 der Censur des apostolischen Vicariats in Dresden unterworfen. Da sich M. einer Bedingung nicht fügen konnte, welche die Ausführung seines Plans unmöglich gemacht haben würde, so ließ er seine Zeitschrift seit Jul. 1830 in Halle unter preuß. Censur drucken und setzte sie seit 1833 in Mainz fort. Dort gibt er auch seit 1832 im Vereine mit den namhaftesten Gelehrten das „Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten" heraus, das sich zu einer reichhaltigen Sammlung ausbildet.

Müller (Friedr.), bekannt unter dem Namen Maler Müller, zugleich Maler, Kupferstecher und genialer Dichter, geb. 1750 zu Kreuznach, war früher in herzogl. zweibrückischen Diensten und ging dann von Manheim aus, wo er sich einige Jahre aufgehalten hatte, nach Rom, wo er anfangs die Werke Michel An-

gelo's studirte, dann aber die Kunst verließ und sich der Forschung über diese weltberühmte Stadt widmete, in welcher er den Fremden der erwünschteste Führer war Vom Könige von Baiern erhielt er später den Titel als bair. Hofmaler und starb zu Rom am 23. Apr. 1825. M. lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf sich durch die Herausgabe mehrer Sammlungen radirter Blätter (Thiere, Compositionen in niederländ. Geschmack, Hirtenscenen u. s. w.), die wegen ihrer eigenthümlichen Ideen und der Freiheit der Behandlung mit Beifall aufgenommen wurden. In Rom aber verfiel er, anstatt der echten Großheit des Styls blos die Manier Michel Angelo's aufgreifend, ins Übertriebene, und erfüllte sonach die Hoffnungen nicht, welche sein Talent früher erweckte. Größere Verdienste hat M. als Dichter, doch wurden sie nicht sogleich anerkannt. Er gehörte zu den kräftigen Geistern, welche in einer Zeit, wo die Dichtkunst größtentheils in eine versificirte Prosa ausgeartet war, einen neuen Schwung in die deutsche Literatur brachten. Als er seine ersten Gedichte, wie „Bacchidon und Milon" (1774); „Der Satyr Mopsus" (Frankf. und Lpz. 1775); „Adam's erstes Erwachen und selige Nächte" (Manh. 1778) erscheinen ließ, schien er damit zu früh zu kommen; sie wurden nur mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erst später und nachdem M. mit seinen „Gesammelten Werken" (3 Bde., Heidelb. 1811; neue Aufl. 1825) aufs Neue hervortrat, wurde sein Verdienst gebührend erkannt. Unter seinen Idyllen findet man vortreffliche Naturstücke, wie z. B. die echt deutschen: „Ulrich von Koßheim", „Die Schafschur" und „Das Nußkernen", die in ihrer fröhlichen rheinpfälzischen Derbheit und Natürlichkeit zu einer Zeit, wo Geßner's zierlich-sentimentale Schilderungen noch als Meisterwerke galten, nicht nach Verdienst gewürdigt werden konnten. Trefflich ist sein Drama „Niobe" (Manh. 1778), und auch „Faust" (1778) und „Genovefa" sind Dichtungen, welche neben Göthe's und Tieck's Bearbeitungen in eignem Werthe bestehen und M.'s schöpferische Kraft beurkunden. In ihnen findet man Phantasie, Begeisterung der Leidenschaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und zerrissen. Seine letzten Werke, z. B. „Adonis, die klagende Venus und Venus Urania, eine Trilogie" (Lpz. 1825, waren nicht geeignet, seinen Ruhm zu fördern.

Müller (Joh.), s. **Regiomontanus**.

Müller (Johannes v.), der berühmte Geschichtschreiber, geb. 3. Jun. 1752 zu Schaffhausen, wo sein Vater Prediger und Lehrer an der lat. Schule war, verdankte seiner Mutter, einer Frau von aufgewecktem Geiste, den frommen Sinn, und ihrem Vater, einem geschichtskundigen Geistlichen, Johannes Schoop, die Richtung auf den nachmaligen Beruf seines Lebens. Noch ehe er lesen konnte, hatte er aus den Gesprächen dieses freundlichen Greises die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte gelernt, und das Alles umfassende Wohlwollen, die heitere Weltansicht und leidenschaftliche Neigung zur Geschichte blieb ihm als ein großväterliches Erbtheil eigen. Knaben seines Alters suchte er wenig. Unbehülflich zu Spielen und körperlichen Übungen, ward er durch seine zappelnde Lebhaftigkeit, sein kurzes Gesicht und seine kleine zarte Gestalt ein Gegenstand ihrer Scherze, während Ältern und Lehrer von seiner Lernbegierde und regen Geisteskraft die schönsten Hoffnungen faßten. Übrigens gutherzig und freundlich, gewann er Vieler Liebe und bildete unter dem Einflusse einer schlichten, alterthümlichen Erziehung sein Talent von Innen heraus. Seine Gabe, schnell und richtig aufzufassen, treu zu behalten und sinnreich zusammenzustellen, bewies er schon im 9. Jahre durch einen Versuch, die Geschichte von Schaffhausen in Fragen und Antworten nach Hübner's Manier zu schreiben. Zum Studium der Theologie bestimmt, ging er 1769 nach Göttingen, wo ein Theolog wie Mosheim zu werden sein Ziel, Exegese und Kirchengeschichte seine Lieblingswissenschaften wurden. In seiner Dissertation: „Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum" (Gött. 1770) spricht noch ganz der Eifer für das alte System. Bald nachher ge-

wann ihn Schlözer's Umgang für immer der historischen Forschung. Sichtbar ist dieser Einfluß im „Bellum Cimbricum" (Zür. 1772; deutsch von Dippold 1810), der ersten Probe, die M., nachdem er 1771 ins Vaterhaus zurückgekehrt war, von seinen historischen Studien gab. Damals predigte er als Candidat mit Beifall und übernahm 1772 die Professur der griech. Sprache am Gymnasium zu Schaffhausen. Schon jetzt widmete er seine Muße den schweizer. Urkunden und Jahrbüchern; zugleich war er Mitarbeiter an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", und stand mit vielen Gelehrten im Briefwechsel. Durch den Einfluß, den Bonstetten auf den Gang seines Geistes und seiner Schicksale gewann, reifte in ihm der Entschluß, die Geschichte seines Volkes zu schreiben. M. schloß mit ihm den Freundschaftsbund, dessen Denkmale in den von Friederike Brun herausgegebenen „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund" (Tüb. 1802) vorliegen. Auf Bonstetten's Empfehlung kam M. 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf; vertauschte aber schon 1775 Tronchin's Haus mit einer freiern Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinschaftlichen Studien zog, der sich zu Chambeisy, einem Landhause am Genfersee, aufhielt. Voltaire und andere Heroen der neuen franz. Literatur wurden ihm damals persönlich bekannt. Als Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm Bonnet, der zu Genthod am Genfersee einer ehrenvollen Muße genoß, M. in sein Haus. Das Jahr 1778 verlebte M. auf Bonstetten's Landgütern zu Rougemont und Valeires ganz mit den Alten beschäftigt, und vollendete die schon 1774 angefangenen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der Haller'schen Urkundensammlung und andern Handschriften zur Schweizergeschichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrenen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in dessen Umgang an Schärfe des politischen Überblicks und Einsicht in das Wesen der Staatskunst gewann. Um sich ein unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor jungen Männern, meist Engländern, unter denen sich auch der nachmalige Sprecher des Unterhauses, Charles Abbot, befand, Vorlesungen über die Universalhistorie. Er trug sie erst ethnographisch, dann synchronistisch in franz. Sprache vor, arbeitete sie 1779 zu Genf, 1781 zu Kassel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um und schrieb sie endlich 1797 zu Wien in deutscher Sprache auf, in welcher Gestalt sie unter dem Titel: „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" (3 Bde., Tüb. 1811) erschienen sind. Der Beifall seiner Zuhörer belohnte ihn für diese Arbeit, die in ihrer letzten Gestalt zwar noch die Spuren jener ersten flüchtigen Entstehung, aber auch das Gepräge seines die ganze Vorwelt belebenden Genies und der echt historischen Unparteilichkeit und Ruhe, die jede Erscheinung in der Geschichte nach Zeit, Ort und Umständen würdigt, an sich trägt. Seinen Rang unter den Historikern sollte jedoch ein anderes größeres Werk bestimmen.

Während jener Abwechselungen, die M.'s Lage 1774—80 erlitt, und unter denen er nicht wenig Charakter und Begeisterung bedurfte, um sein Talent zu behaupten, hielt er doch sein Ziel, die Geschichte der Schweiz zu schreiben, unverrückt im Auge. Den Zumuthungen seines Vaters, der ihn noch immer dem geistlichen Stande zu erhalten und nach Schaffhausen, wo ihm seine Professur offen gelassen war, zurückzuziehen dachte, machte 1779 der Tod dieses allzu sorgsamen und den innern Beruf des Sohnes ganz miskennenden Mannes ein Ende. Unter mehren Zerstreuungen dieses Jahres, dessen Sommer er im Saanenlande mit Bonstetten nicht ohne eine schöne Frucht („Die Geschichte der Landschaft Saanen"), den Winter wieder bei Tronchin mit Wiederholung des Collegiums zu Genf hinbrachte, hatte er den ersten Band seiner „Geschichte der Schweizer" vollendet und wandte sich nun nach Bern, wo nach vielem Handeln mit der Censur sein Werk unter dem falschen Verlagsorte Boston, 1780 ans Licht kam. Ein besserer

Empfehlungsbrief konnte ihm auf der Reise, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er in Folge der von ihm herausgegebenen „Essais historiques" mit Friedrich II. eine Unterredung hatte, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuschter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anstellung in der berliner Akademie gefaßt, sah er sich nach langem Bewerben mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden, da er doch schon 1773 das ihm angetragene Rectorat am joachimsthaler Gymnasium ausgeschlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämische Recension in den „Göttingischen Anzeigen" und vaterländische Misurtheile über seine Schweizergeschichte, endlich die Unruhen in Genf. Bei Gleim zu Halberstadt und in der Auszeichnung des herzoglichen Hofes zu Braunschweig fand er jedoch den Trost, dessen sein reizbares Herz so sehr bedurfte, und nahm nun die Anstellung, die ihm der General und Staatsminister von Schlieffen als Professor der Geschichte am Karolinum zu Kassel verschaffte, im Mai 1781 an. In Folge seiner Aufnahme in die Société des antiquités zu Kassel schrieb er die beiden Abhandlungen: „De l'influence des anciens sur les modernes" und „Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8me siècle". Immer geneigt, über Das, was in der Politik Noth that, zum Publicum zu sprechen, wie er schon in seinen „Essais" über die genfer Unruhen gethan, stellte er 1782 in den „Reisen der Päpste" (neu herausgegeben von Kloth, Aachen 1831, 12.), einer an Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstliche Gewaltherrschaft dar. Sie verschaffte ihm in Rom und in dem katholischen Deutschland viele Freunde, und eine Anstellung in Rom würde ihm damals offen gestanden haben, wenn er der päpstlichen Gunst seinen Protestantismus hätte aufopfern wollen. Wie sehr es ihm aber mit diesem und mit der Religion überhaupt Ernst war, zeigen seine Briefe aus dieser Zeit und ein „Gespräch mit Aglaja über das Christenthum" (1782). Seine 1782 erfolgte Anstellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schlieffen's Fürsorge zu danken; als aber dieser die Curatel der Bibliothek 1783 abgab, und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von Neuem nach Genf zog, nahm er während eines Sommeraufenthalts zu Genf 1783 seine Entlassung, um bei Robert Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben und seine Schweizergeschichte in der Nähe der Quellen fortzusetzen. So trat er nach einer dreijährigen Abwesenheit reifer und ruhiger in die alten Verhältnisse zurück und wiederholte zu Genf seine Vorlesungen über die Universalhistorie. Aber je stärker inzwischen im öffentlichen Amte und bei steigendem Beifall das Gefühl seines Berufes bei ihm geworden war, desto drückender empfand er auch den Zeitverlust in der Gesellschaft, und des gealterten, kränklichen Tronchin's Launen, der die Erfüllung seines Versprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, immer weiter hinausschob. M. ging daher im Oct. 1784 auf Bonstetten's Gut Valeires, wo er den ersten Band seiner „Geschichte der schweizer Eidgenossenschaft" zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten rasch vorwärts rückte, um sich dann 1785 durch Reisen Erholung zu schaffen und den Winter in Bern zu sein. Kaum hatte er hier die während der Fortsetzung seiner Hauptarbeit um seines Fortkommens willen gehaltenen Vorlesungen über die alte Geschichte beendigt, als ihn auf Heyne's und des Anatomen Sömmerring Empfehlung der Kurfürst Friedrich Karl Joseph nach Mainz einlud. M. lehnte daher das Anerbieten einer Pension vom berner Adel ab und trat im Febr. 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Mainz an, wo er noch in diesem Jahre die neue Ausgabe des ersten und den zweiten Band der Schweizergeschichte zu Stande brachte und vom Kurfürsten immer mehr in die öffentlichen Geschäfte gezogen wurde. Hierdurch in die Verhandlungen über den Fürstenbund verwickelt, suchte er die Gemüther durch die Abhandlung „Zweierlei Freiheit" im „Deutschen Museum" (1786) zu er-

wärmen, zeigte in der „Darstellung des deutschen Fürstenbundes" (Lpz. 1787), welcher Geist ihn beseelen solle, und sprach in den „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde" (1788) das Leid der Edeln über die Trümmer dieses losen Gebäudes aus. In diesen anonym erschienenen Schriften erkannte man bald die Meisterhand des staatsklugen Geschichtschreibers und den Grund des seltenen Vertrauens, mit dem der Kurfürst ihn beehrte. Obgleich reformirter Protestant und Laie, ward er von diesem 1787, wegen Dalberg's Wahl zum Coadjutor, nach Rom beordert, im Winter darauf seines Bibliothekariats entledigt und in der Cabinetskanzlei angestellt, 1788 zum geheimen Legationsrath und bald nachher zum geheimen Conferenzrath ernannt. Daß er unter den mannichfaltigsten Regierungsgeschäften noch Muße fand, außer jenen Schriften über den Fürstenbund und den „Briefen zweier Domherren" (Frankf. 1787), worin er den veralteten Domcapiteln eine zeitgemäßere Bestimmung anwies, auch die erste Abtheilung der Schweizergeschichte (1788) erscheinen zu lassen, zeugt für den gewissenhaften Gebrauch seiner Zeit und für die Anstrengung, mit welcher er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um bei Leopold's Kaiserwahl 1790 sich wieder in das Gewühl der Geschäfte zu stürzen. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten, und besonders ein Verdruß mit Albini, bewog ihn gegen Ende dieses Jahres seinen Abschied zu suchen. Doch hier zeigte sich, in welchem Grade M. wegen seiner Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Kurfürsten unentbehrlich geworden war. Während die Höfe zu Wien und Berlin ihn durch Titel und Pensionen anzuziehen suchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Manheim und Erfurt zum Mitglied ernannt wurde, hielt ihn der Kurfürst durch die Bestallung zum geheimen Staatsrath, Referendar und Director der kurrhein. Kreisarchive fest, und die Gunst des Kaisers erhob den schlichten Joh. M. im Jan. 1791 zum Edlen von M. zu Sylvelden und zum Reichsritter.

Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in diesem weit umfassenden Wirkungskreise bald zu Mainz, bald zu Aschaffenburg gearbeitet, als der Revolutionskrieg über Deutschland hereinbrach. Bei seiner Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Wien fand M. im Oct. 1792 Mainz in franz. Händen. Die Liebe des Volkes und Custine's Einladung, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen, kamen ihm hier entgegen. M. aber, der franz. Revolution vom Anfange an abhold, verweigerte jede Theilnahme und ging mit seinen größtentheils geretteten literarischen Schätzen nach Wien, wo er als wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine seinen Fähigkeiten mehr als seiner Neigung angemessene Anstellung fand. Daß Georg Forster sich von republikanischer Schwärmerei verleiten ließ, die Mainzer mit dem grundlosen Vorgeben zu täuschen, M. habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte diesem in Wien weit weniger schaden als seine Abneigung gegen einen Übertritt zur katholischen Kirche. Gleichwol hatte Östreich an diesem freimüthigen Protestanten und Schweizer den treuesten Diener. Die Flugschriften von 1795: „Die Übereilungen und der Reichsfriede", „Die Gefahren der Zeit", „Mantua" und die „Ausbeute von Borgoforte", und „Das sicherste Mittel zum Frieden", waren Meisterstücke der politischen Beredtsamkeit, worin M. für Östreichs und Deutschlands Ehre und Rettung kühn, stark und herzergreifend sprach. An größere Werke konnte er aber in jenen unruhigen Tagen und unter dem Zwang einer ängstlichen Censur nicht denken. Auch bemächtigte sich seiner bei zunehmenden Jahren immer mehr das Gefühl der Unbedeutenheit des Einzelnen im Weltruin und eine gewisse Schüchternheit, die ihn abhielt, mit neuen Arbeiten hervorzutreten. Die zweite Abtheilung des dritten Bandes der Schweizergeschichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch irgendwo vom Herzen sprechen zu können, fleißig Recensionen in die „Jenaische Literaturzei-

tung", unter der Chiffre: Ths. Als Östreich 1796 im Begriffe schien, die Schweiz zu besetzen, begehrte M. seinen Abschied, weil er der unterdrückenden Macht nicht glaubte unverdächtig dienen zu können. Doch bald, überzeugt von Östreichs Redlichkeit, blieb er und lehnte auch 1798 den Ruf zu einem Mitgliede des obersten helvet. Gerichtshofes ab, wozu Schaffhausen ihn gewählt hatte. Da sein Widerstand gegen die wiederholten Bekehrungsversuche ihm jede Aussicht auf höhere Beförderung verschloß, trat er im Herbst 1800 in Denis' Stelle als erster Custos der kais. Bibliothek. Hier fühlte er sich wieder in seinem Elemente, arbeitete den Realkatalog dieser Bibliothek aus und setzte dabei seine Schweizergeschichte fort. Dies Behagen wurde jedoch 1803 schmerzhaft zerstört. Ein junger Mensch, den er durch achtjährige Wohlthaten verpflichtet hatte, brachte ihn durch den unerhörtesten Betrug mittels falscher Briefe um den größten Theil seines Vermögens, und nur ein Zufall vereitelte den Anschlag, den man zu derselben Zeit auf sein Leben gemacht hatte. So ward ihm Wien immer mehr verleidet, und da er sich überdies durch die Censur in der Fortsetzung der Herausgabe seiner Schweizergeschichte gehemmt sah, folgte er 1804 dem Rufe als wirkliches Mitglied der berliner Akademie und Historiograph des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths, besuchte zuvor noch einmal sein Vaterland und begann dann in Berlin ein neues, ganz den Wissenschaften gewidmetes Leben. Neben seinen Privatstudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen wir die „Über die Geschichte Friedrich II.", „Über den Untergang der Freiheit der alten Völker" und den „Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt" erwähnen, waren hier die Herausgabe der Herder'schen Werke, zu denen er die Geschichte des Cid und schätzbare Noten über Persepolis lieferte, der vierte Band der Schweizergeschichte (1805) und die neue Ausgabe der drei ersten Bände (1806), die Früchte seines Fleißes.

Im J. 1806 erhielt M. den Auftrag, die Geschichte Friedrich II. zu schreiben, und war eben daran, die schwer erhaltene Erlaubniß zum freien Gebrauche der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit auf die Gegenwart zog. Wie in M.'s Vaterlande verschiedene Sprachgenossen, die Deutschen aber die zahlreichsten sind, so hatte auch in seinem die ganze europ. Menschheit umfassenden Gemüthe Deutschland das Übergewicht. Er war aber lange genug in Deutschland, um die Fehler zu kennen, die das Band des Reichs zerrissen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit versäumt, zur Eintracht zu ermahnen und vor fremdem Übergewichte zu warnen, ja noch zur letzten Zeit in der Vorrede zu „Mohammed's Posaune des heiligen Kriegs" von Hammer und in seinen Recensionen kräftig auf den Nationalgeist zu wirken gesucht. Daß die Stimme der Geschichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Jetzt wurde es ihm klar, daß die Zeit der alten Formen vorüber sei, und er hielt es für gerathener, der neuen Zeit mit Fassung und Hoffnung auf Gott entgegenzugehen, als einzeln wider eine Gewalt anzustürmen, der das von sich selbst verlassene Volk nichts mehr entgegenzusetzen wußte. Die Sorge für sein literarisches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, als die Franzosen einzogen. Die Humanität, mit der sie ihn vor den Lasten des Kriegs schützten, erheischte seinen Dank; der Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn am 20. Nov. berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößten ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Versprechungen noch Geschenke wurden ihm gegeben, man achtete den Gelehrten und den verständigen Politiker in ihm; von den Privatabsichten und Planen, die den Kaiser und seine Diener leiten mochten, hatte M. keine Ahnung. Dies Alles trug sich zu, ohne daß er es im Mindesten gesucht, und er baute auch nichts darauf, nur meinte er in der Rede, die er am 29. Jan. 1807 in der Akademie: „De la gloire de Frédéric", hielt, den Muth der Preußen durch Mahnungen, und die Schonung des

Siegers durch auszeichnende Beziehungen ansprechen zu müssen. Die Rede, an Kunst und Gemüth dem Trefflichsten, was die Alten in derselben Gattung geleistet haben, vergleichbar, wurde, indeß Deutschland sie mit Bewunderung aufnahm und Göthe sie übersetzte, ein Anlaß zu den gehässigsten Verleumdungen gegen den Verfasser in Berlin. So glücklich und seinen Neigungen ganz entsprechend seine Lage in Berlin gewesen war, konnte es ihm unter solchen Umständen doch nicht schwer werden, auf einen Ruf des Königs von Würtemberg an die Universität zu Tübingen einzugehen; doch erst im Oct. 1807 erhielt er seine wiederholt gesuchte Entlassung. Auf der Reise nach Tübingen erreichte ihn ein franz. Courier, der ihn schon dort und in Berlin aufgesucht hatte, in Frankfurt, mit dem Befehl, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen. M., aufs Äußerste überrascht, gab in der Nothwendigkeit, sich auf der Stelle zu erklären, die Antwort: er komme. Am 12. Nov. war er in Fontainebleau, und aller dringenden Gegenvorstellungen ungeachtet ward er schon am 17. Nov. zu Paris als kön. westfäl. Minister-Staatssecretair eingeführt. Gleich am folgenden Morgen mußte er zu arbeiten anfangen und im Dec. nach Kassel gehen. Allein hier zeigte es sich bald, wie sehr der Beruf, dies neue Königreich zu organisiren und Geschäfte zu führen, seiner ganzen Natur widerstrebte. Seine Gesundheit litt, mehre Male verlor er die Besinnung, und einst mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden seine dringenden Bitten um Entlassung gehört, und im Jan. 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieser Stelle sah er sich in seinen Hoffnungen schmerzlich getäuscht. Gram und Mismuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlast, in welche ihn die letzten Veränderungen gestürzt hatten, der herzzerreißende Anblick der unter dem franz. Geistesdruck um sich greifenden Barbarei nagten an seinem Leben und brachen die Kraft seines Innersten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erschienenen ersten Abtheilung des fünften Bandes der Schweizergeschichte aufflammen. In Folge seiner sitzenden Lebensart und starken Anstrengung war seine Gesundheit schon in frühern Jahren untergraben worden. Nachdem er zuvor sein Haus bestellt hatte, starb er an einem mit Entzündung des Gesichts und unaufhörlichem Schlucken verbundenen Gallenfieber am 29. Mai 1809. Der König Ludwig von Baiern kaufte als Kronprinz M.'s Grabstätte auf dem Kirchhofe zu Kassel, um ihm ein Denkmal zu errichten, das im J. 1835 vollendet wurde.

M.'s Äußeres war mehr einnehmend als Ehrfurcht gebietend. Mit dem Anstande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung Jeden zu erfreuen wußte, verband er eine Gutmüthigkeit, die, oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, und zu rasch im Vertrauen, wol zuweilen gemisbraucht ward und ihn unfähig machte, Ränke anzuspinnen und Beleidigungen zu erwidern. Besonders nahm er sich gern aufkeimender Talente an und stand mit Rath und That Jünglingen bei, die sich ihm anschlossen. Verheirathet war er nie; Freund wurde er jedem Edeln und Gleichgesinnten, der ihm nahe kam. Die besten unter den Zeitgenossen standen mit ihm in diesem glücklichen Verhältnisse; am nächsten sein würdiger Bruder, der Oberschulherr und Professor Joh. Georg Müller zu Schaffhausen, geb. 1759, gest. 20. Nov. 1819; außer ihm Bonstetten, Gleim, Fr. H. Jacobi, Herder, H. Füßli, Graf d'Antraigues, A. v. Humboldt, Niklas Voigt, Heyne, viele andere Gelehrte und Staatsmänner, und namentlich auch der Erzherzog Johann, der Prinz Louis von Preußen, welcher bei Saalfeld fiel, und der König Ludwig von Baiern. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eisernem Fleiß und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung: Eigenschaften, wie die Natur und der menschliche Wille sie selten hervorbringt und noch seltener in einem Individuum verbindet, wurden an M. bewundert.

In einer Zeit, die sich entschieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wissens und führte die Werke seiner historischen Kunst auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten selbst auf, die er beschrieb. So entstanden die „Geschichten schweizer. Eidgenossenschaft"; von Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug, ihren Verfasser unsterblich zu machen. Selbständigkeit, Tiefe, Vollständigkeit, ein reines, starkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienstbar ward, und eine Bescheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verschrieenen Quelle noch Goldkörner historischer Wahrheiten finden ließ, zeichnen seine Forschung, hohe Würde und Eigenthümlichkeit, Leben und Feuer, gedrungene Kraft und fruchtbare Kürze seinen Vortrag aus. Was dieser hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß M.'s Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem viel zu sagen, zugeschrieben werden. Die durch eigne Studien erworbene Kenntniß der Kriegskunst und die lebenvolle Anschaulichkeit in seiner Beschreibung der Schlachten ist ganz einzig in ihrer Art, und unter den Vorzügen seiner historischen Methode hervorragend das Verdienst, die Schauplätze der Begebenheiten, die Sitten und den Bildungsgang der Völker, mit Einem Worte, das ganze Leben der Vorwelt mit allen seinen Bedingnissen in das Gebiet der Geschichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menschengeschlechts wiedergegeben zu haben. In diesem Sinne wollte er die Weltgeschichte schreiben und begann zu dem Ende 1781 alle Alten nach der Zeitfolge in den Ursprachen zu lesen und zu excerpiren. So durchwandelte er unter den Geschäften und Zerstreuungen seiner äußern Verhältnisse, ohne der Gegenwart fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das Gebiet der hebr., griech. und röm. Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftsteller des Mittelalters im Orient und Occident, und hatte, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833. Autor excerpirt, als der Tod diese unermeßliche historische Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 enggeschriebene Folioseiten anfüllt, unterbrach. Diesem Hauptgeschäfte seines Lebens, auf welches der Plan seiner gesammten geistigen Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrsamkeit, in der kein Historiker seiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtausende der Vergangenheit waren in seinem bewunderungswürdigen Gedächtnisse vollkommen geordnet; eine Welt von Thatsachen und Daten stand vor seiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von gestern, und in der Schweiz gab es kein Dorf und kein adeliges Geschlecht, dessen Geschichte er nicht wußte. Als zweite Abtheilung des fünften Bandes seiner „Geschichte der schweizer. Eidgenossenschaft" (4 Bde. und Bd. 5, Abtheil. I., Lpz. 1806—8) gab Rob. Glutz-Blozheim die „Geschichte der Eidgenossenschaft vom Tode des Bürgermeisters Waidmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich" (Zür. 1816) heraus. M.'s „Sämmtliche Werke" (27 Bde., Stuttg. 1810—19; neue Aufl., 40 Bde., 1831 fg.) wurden von seinem Bruder, und seine „Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz" (Zür. 1812) von J. H. Füßli herausgegeben. Vgl. Heeren's Schrift: „Müller, der Historiker" (Lpz. 1809), Woltmann, „Johannes von M." (Berl. 1810), Roth's „Lobschrift auf M." (Sulzb. 1811) und Wachler's „Biographie J. v. M.'s" (1811) in dessen „Biographischen Aufsätzen" (Lpz. 1835).

Müller (Joh. Friedr. Wilh.), der Sohn Joh. Gotthard von Müller's (s. d.), als Kupferstecher nicht minder ausgezeichnet als dieser, ward zu Stuttgart 1782 geboren. In früher Jugend untergruben die bösartigsten Pocken seine Gesundheit und ließen den Keim einer Kränklichkeit zurück, die sich schon in seinen Jünglingsjahren als Hypochondrie äußerte. Allein diese Hindernisse hemmten keineswegs die frühe Entwickelung seines tiefgreifenden, lebendigen Geistes. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart bis zu seinem 18. Jahre und empfing nebenher von seinem Vater Unterricht in der Geometrie und Perspective. Immer mehr neigte er sich aus freiem Triebe der Kunst zu, und seine ersten Versuche mit

dem Grabſtichel gelangen über alles Erwarten. Er beſchränkte ſich nicht auf das kunſtgerechte Eingraben in Kupfer; da er nach ſeines Vaters Anweiſung und Vorgang das Zeichnen für den noch wichtigern Theil ſeiner Kunſt erkannt hatte, wandte er allen Fleiß an, ſich immer mehr darin zu vervollkommnen. Hierauf ging er nach Paris, um dort den akademiſchen Unterricht zu genießen; doch ſein brennender Eifer für die Kunſt verleitete ihn zu übermäßigen Anſtrengungen, welche eine ſehr bedenkliche Erſchlaffung ſeines Geiſtes und Körpers zur Folge hatten. Ein wackerer Freund, der Maler Kymli, rettete ihn damals, indem er ihn durch ländliche Freuden zerſtreute und ihm durch leichtere Beſchäftigungen mit der Ölmalerei Unterhaltung verſchaffte. Wieder geneſen ſtach er in Paris für das „Musée français" die Vénus d'Arles und eine Statue mit der Unterſchrift: La jeunesse, bei welcher letztern er eine höchſt glückliche Manier erfand, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. Im J. 1805 malte und ſtach er das Bild des jetzigen Königs von Würtemberg, fing den Johannes nach Domenichino an, den er in Stuttgart 1806 vollendete, und zeichnete die h. Cäcilia nach demſelben Meiſter, die nachher ſein Vater in Kupfer ausführte. Im J. 1808 übernahm er im Auftrage des Kunſthändlers Rittner in Dresden die Ausführung der Rafael'ſchen Madonna di Sisto, welche ihn bis an das Ende ſeines Lebens beſchäftigte. Durchdrungen von der Größe dieſer Unternehmung, beſchloß er, ihr ſeine ganze Kraft und ſein ganzes Talent zu widmen, zuvor aber die Kunſt aufs Neue an der Quelle ſelbſt, in Italien, zu ſtudiren. Eingeweiht in alle Tiefen der Kunſt kehrte er 1809 aus Italien zurück und unternahm ſogleich das wahrhaft unermeßliche Werk, das ſein raſtloſer Fleiß bald ſichtbar förderte. Manches liebliche Bild fertigte er nebenher und gleichſam zur Erholung, wie die Bildniſſe von Jacobi, Schiller (nach Dannecker's koloſſaler Büſte) und Hebel (nach dem Leben), und ein noch größeres Blatt, Adam und Eva, nach einem Rafael'ſchen Deckengemälde in den vaticaniſchen Logen. Er war bisher Hofkupferſtecher in Stuttgart geweſen; im J. 1814 folgte er dem Rufe als Profeſſor an die Kunſtakademie in Dresden. Doch ſeine daſige Wirkſamkeit war nur von kurzer Dauer. Sein Lieblingswerk mit allen Vollkommenheiten auszuſtatten, erſchöpfte er auch den letzten Funken ſeiner Geiſtes- und Körperkraft, und mit der Vollendung deſſelben hörte auch für ihn die Möglichkeit zu arbeiten, ja zu leben auf. Eine gänzliche Verzehrung, in der er, faſt ganz ohne Nahrung hinſchmachtend, einem Träumenden, von dunkeln Phantaſien Bewegten glich, löſte ſeinen Organismus auf. Er mußte der Pflege des Arztes auf dem Sonnenſtein bei Pirna übergeben werden und ſtarb daſelbſt am 3. Mai 1816. Seine ſämmtlichen Blätter ſind ſehr geſchätzt, beſonders die erſten Abdrücke der Madonna di Sisto, von denen er keinen ſah, und die des Johannes.

Müller (Joh. Gotthard von), einer der trefflichſten Kupferſtecher Deutſchlands, geb. 4. Mai 1747 zu Bernhauſen in Würtemberg, ſollte Theologie ſtudiren; allein ſeine Neigung zur Kunſt führte ihn nach Stuttgart. Da ſein großes Talent ſich bald entwickelte, ſo erhielt er vom Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand ſetzte, 1770 nach Paris zu gehen, wo er unter Wille's Leitung ungemeine Fortſchritte machte. Sechs Jahre ſpäter nahm ihn die Akademie zu Paris als Mitglied auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildniſſe der Profeſſoren dieſer Akademie, Lerambert und Galoche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück und ernannte ihn zum Profeſſor der daſigen Kunſtſchule. Hier lieferte M. von Zeit zu Zeit die Meiſterwerke, durch die er ſich berühmt gemacht hat, und ſtarb am 14. März 1830. Seine Hauptblätter im hiſtoriſchen Fache ſind: das Treffen bei Bunkershill, in welchem der General Waren ſein Leben verlor; die heil. Cäcilie, nach Domenichino; Lot und ſeine Töchter, nach Honthorſt; die Madonna della Sedia, nach Rafael, die er für das Musée français lieferte, und die Mater sancta, nach L. Spada, ſein letz-

tes Werk. Vor allen aber verdient den Preis sein Bildniß Ludwig XVI. im Krönungsornate, und das Portrait des Malers Graff. Auch für das Becker'sche Augusteum hat er mehre Blätter gearbeitet. In der von ihm in Stuttgart gestifteten Kupferstecherschule haben sich mehre treffliche Künstler gebildet, vorzüglich sein Sohn Joh. Friedr. Wilh. Müller (s. d.).

Müller (Joh. Gottwerth), einer der gelesensten Romanendichter während der letzten Decennien des 18. Jahrh., geb. zu Hamburg am 17. Mai 1744, war früher Buchhändler zu Itzehoe in Holstein, gab 1772 den Buchhandel auf und lebte sodann als Privatgelehrter daselbst, im Genusse einer Pension des Königs von Dänemark, bis zu seinem Tode, am 23. Jun. 1828. Der Kreis seiner Romane ist der des täglichen Lebens, welches er im „Ringe" (Itzehoe 1777; neue Aufl. 1788); im „Siegfried von Lindenberg" (Hamb. 1779; neueste Aufl., 3 Bde., Lpz. 1829), und in den „Komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes" (8 Bde., Gött. 1784—91), stets in den Schranken sittigen Anstandes sich haltend, mit vieler Wahrheit, Behaglichkeit und natürlichem Hausverstande, oft auch mit Witz und guter Laune geschildert hat. Sein Wahrheitssinn aber verschmähte den Reiz der Erfindung und Mannichfaltigkeit; seiner Natürlichkeit fehlte es an Anmuth, und den Zweck der Belehrung zu sehr im Auge behaltend, ermüdete er oft durch moralische Abschweifungen. In seinem nahen Umgange sollen sich die Originale mancher Schilderungen gefunden haben. Mangel an lebendiger Darstellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit bereiteten seinen spätern Schriften, wie „Selim der Glückliche" (3 Bde., Berl. 1792) und „Friedrich Brack" (4 Bde., Berl. 1793—95) eine so kalte Aufnahme, daß über ihren Mängeln das Verdienstliche seiner frühern Werke fast ganz vergessen wurde.

Müller (Karl Wilh.), Bürgermeister zu Leipzig, ein um diese Stadt ungemein verdienter Mann, geb. zu Knauthayn bei Leipzig am 15. Sept. 1728, besuchte die Fürstenschule zu Pforta, dann die Universität zu Leipzig, und begann 1752, nach beendigtem Studium der Rechte, zu Leipzig als Sachwalter zu practiciren. Im vertrauten Umgange mit Lessing, Kästner, v. Blankenburg, Morus, Weiße, Rosenmüller und andern geistvollen Männern, welche damals in Leipzig lebten, bildete er seinen Geschmack in der Poesie und Kunst aus. Nachdem er 1759 Mitglied des Raths zu Leipzig geworden, hatte er das Unglück, im siebenjährigen Kriege, nebst mehren seiner Amtsgenossen, im dasigen Schlosse als Geisel von den Preußen festgehalten zu werden, was ihm auch eine Krankheit zuzog. Von 1771 an erhielt er die höhern Würden des Magistrats, wurde 1778 Bürgermeister und Beisitzer des Schöppenstuhls und erhielt nachher den Titel als sächs. geheimer Kriegsrath. Das in der Regierung wechselnde Bürgermeisteramt bekleidete er zwölfmal. Unter seinen Auspicien ward die Rathsfreischule und die Bürgerschule begründet, die Nicolaikirche wiederhergestellt und der Concertsaal für das große Concert geschmackvoll eingerichtet. Außerdem erhalten seinen Namen in immer sich erneuerndem Andenken die von ihm geschaffenen Anlagen um Leipzig, in deren einem Theile, dem sogenannten Park, ihm auch ein Monument errichtet wurde. M. starb am 27. Febr. 1801. Unter seinen sämmtlich anonym erschienenen Schriften erwähnen wir den „Versuch in Gedichten" (Lpz. 1755); die von ihm herausgegebene „Brit. Bibliothek" (6 Bde., Lpz. 1756—57); seine Übersetzung von Beaumarchais „Eugenie" (Lpz. 1768) und von Grey's „Gedichten" (Lpz. 1776).

Müller (Karl Otfried), einer der gelehrtesten Alterthumsforscher der neuesten Zeit, geb. 1797 zu Brieg in Schlesien, wo sein Vater damals Feldprediger war, besuchte das dasige Gymnasium und studirte seit 1813 in Breslau und seit 1815 in Berlin besonders philologische Wissenschaften. Nachdem er das erste Resultat seiner mythologischen Forschungen in dem „Aegineticorum liber" (Berl. 1817) veröffentlicht, wurde er noch in demselben Jahre am Magdalenum in Breslau angestellt. Während sein Amt ihn für grammatische Behandlung der

alten Sprachen in Anspruch nahm, machte er in seinen Mußestunden den ersten Versuch, ganze Mythenkreise zu analysiren und gleichsam bis zu ihrem ersten Faden zu verfolgen, um auf diese Weise die richtige Linie zwischen den bisher vorwaltenden historischen und den allegorischen Verfahrungsweisen zu halten. Er versuchte dies in dem Werke „Über Orchomenos und die Minyer", welches den ersten Band seiner „Geschichte hellen. Stämme und Städte" (Bresl. 1820) bildet. Durch Heeren's Rath und Böckh's Empfehlung erhielt er 1819 einen Ruf nach Göttingen für das Fach der Alterthumskunde und zunächst der Archäologie der Kunst. Der Aufenthalt in Dresden im Herbste 1819 und eine Reise nach Frankreich und England im Sommer 1822 gewährten ihm die erfoderlichen Anschauungen. Doch blieb ihm die Archäologie der Kunst immer nur eine Seite der Alterthumskunde, die alte Kunst nur eine Erkenntnißquelle, indem eine organisch zusammenhängende, in warmer Individualität aufgefaßte Kenntniß des Alterthums im Ganzen stets das Hauptziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war. Sein Werk „Die Dorier" (Bresl. 1824; engl. Orf. 1830), welches den zweiten und dritten Band der „Geschichte hellen. Stämme" ausmacht, sollte das in sich wohl zusammenhängende und tüchtige Wesen eines griech. Stammes in allen Kreisen menschlicher Thätigkeit ausgeprägt nachweisen. Die Aufnahme, welche dasselbe fand, bestimmte M. zur genauern Prüfung seines wissenschaftlichen Gebäudes, weshalb er die Fortsetzung, welche Athen betreffen soll, auf eine spätere Zeit verschob. Zugleich wendete er seine Thätigkeit wieder der Mythologie zu und lieferte die „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (Gött. 1825), in denen er Philologen gewöhnlicher Art durch eine rein historische, auf Beispielen und Inductionen beruhende Untersuchung zu einer richtigen Auffassung der Mythen zu führen beabsichtigte. Als Hauptwerke von ihm erwähnen wir noch: „Über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des makedon. Volkes" (Berl. 1825); „Die Etrusker" (2 Bde., Bresl. 1828) und das „Handbuch der Archäologie der Kunst" (Bresl. 1830; 2. Aufl. 1835), das erste Werk dieser Art, welches den Fortschritten in dieser Wissenschaft entspricht. Außerdem lieferte er eine Menge reichhaltiger Abhandlungen über die Alterthumskunde, wobei wir nur an die Schrift „Minervae Poliadis sacra et aedem in arce Athenarum illustravit etc." (Gött. 1820) und „De Phidiae vita et operibus" (Gött. 1827) erinnern, viele Aufsätze und Recensionen in Journalen, und Beiträge zu fremden Werken. Überblickt man die schriftstellerischen Leistungen M.'s in ihrer Gesammtheit und erwägt den Umfang und die Sorgfalt seiner akademischen Wirksamkeit, so muß man die seltene Verbindung von wissenschaftlichem Fleiß und Eifer, umfassender und überall eindringender Gelehrsamkeit bewundern, wodurch es M. gelungen ist, sich schon in so frühen Jahren einen allgemein anerkannten europ. Namen zu erwerben.

Müller (Ludw.), einer der verdienstvollsten deutschen Ingenieure, geb. 1734, war der Sohn eines Landpredigers in der Priegnitz. Mit Vorliebe widmete er sich von früher Zeit an der Mathematik und dem Planzeichnen, worin er später in Potsdam den jungen Offizieren Unterricht gab. Kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges ward er durch Verwendung des Prinzen Heinrich von Preußen bei dem Ingenieurcorps angestellt. Er befand sich dann bei der Colonne des Königs und wohnte den Schlachten von Lowositz, Prag, Kollin, Roßbach, Leuthen und Zorndorf und den Belagerungen von Breslau, Schweidnitz und Olmütz bei. Mit dem General Fink bei Maxen gefangen, ward er nach Innsbruck geführt, wo er drei Jahre verlebte, und diese Zeit sowol zum Studiren als zu geognostischen Reisen nach den tiroler Gletschern und bis in die piemontes. Thäler benutzte. Wahrscheinlich bildete sich hier bei ihm der erste Entwurf einer Terrainlehre aus, zu der ihm das Aufnehmen und Zeichnen der Lager Friedrich des Großen die erste Idee gegeben hatte und deren Urheber er allein ist. Nach dem hubertusburger Frieden wieder nach Potsdam zurückgekehrt, fand er viel und mancherlei

Beschäftigung, insbesondere auch bei den Untersuchungen eines zweckmäßigen Punktes für die Anlage der Festung Graudenz. In dem Kriege von 1778 war M. bei dem zweiten Armeecorps, das der Prinz Heinrich nach Böhmen führte; nach dem Frieden wurde er 1786 Capitain beim Ingenieurcorps und als Lehrer der militairischen Wintervorbereitungen für die Offiziere angestellt und 1796 zum Major befördert. Er starb 1804. Außer einer „Anweisung zum Planzeichnen" (Potsd. 1780) gab er einen „Versuch über die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen" (Potsd. 1781), für den er aber nur mit Mühe die Erlaubniß zum Druck und zwar ausschließend für die preuß. Armee erhalten konnte, und die „Beschreibung der drei schles. Kriege, zur Erklärung einer Kupfertafel, auf der 26 Schlachten abgebildet sind" (Potsd. 1786) heraus, was ihm ebenfalls einen Verweis des Königs zuzog. Seine vorzüglichsten Arbeiten: die „Terrainlehre", welche alle diesem Gegenstande früher gewidmete Werke übertraf und seine „Lagerkunst", die treffliche praktische Lehren aus der angewandten Taktik enthält, erschienen erst nach seinem Tode unter dem Titel: „Nachgelassene vermischte Schriften" (2 Bde., Berl. 1806, 4.).

Müller (Peter Erasmus), als Theolog, noch mehr durch seine Forschungen über nord. Geschichte und Alterthümer bekannt, geb. 1776 in Kopenhagen, wo sein Vater Conferenzrath war, besuchte, nachdem er seinen akademischen Cursus beendet, einige der berühmtesten Universitäten Deutschlands, bereiste Frankreich und England und wurde 1801 zum Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen ernannt, wo er 1803 die theologische Doctorwürde erhielt. Nach Münter's Tode ward er 1830 zum Bischof in Seeland erwählt, starb aber schon am 16. Sept. 1834. Unter seinen theologischen Schriften nennen wir: „Christelig Moralsystem" (Kopenh. 1808); „Christelig Apologetik eller videnskabelig Udvikling af Grundene for Christendommens Guddommelighed ꝛc." (Kopenh. 1810), und „System i den christelige Dogmatik" (Kopenh. 1826). Bereits 1806 erschien seine erste Schrift über nord. Geschichte und Alterthümer: „Antiquarisk Undersögelse over de ved Gallehuus fundne Guldhorn", eine Untersuchung über jene merkwürdigen, aus einer entfernten Vorzeit herrührenden goldenen Trinkhörner, die vor vielen Jahren in der Erde gefunden und in dem kön. Museum zu Kopenhagen aufbewahrt wurden. Ihr folgten eine Menge wichtiger Werke M.'s in diesem Fache, unter denen wir einige nennen; so schrieb er „Om det islandske Sprogs Vigtighed" (1813); „Über den Ursprung und Verfall der isländ. Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnord. Gedichte" und „Über die Authentie der Edda Snorro's und die Echtheit der Asalehre", welche beide letztere Schriften von Sander übersetzt wurden. Durch seine „Sagabibliothek", mit Anmerkungen und einleitenden Abhandlungen (3 Bde., Kopenh. 1816 — 18), wurde nicht nur für das Studium des nord. Alterthums ein vortreffliches Hülfsmittel gegeben, sondern auch der größern Lesewelt der Zutritt zu jenen merkwürdigen Alterthümern geöffnet. Von nicht geringerer Bedeutung und mit gleichem kritischen Scharfsinn und fleißiger Forschung ausgearbeitet sind die Schriften: „Kritik Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie" (Kopenh. 1823 — 30) und „Kritik Undersögelse af Saro's Histories syv sidste Böger", welche eigentlich zusammengehören. Nicht ohne Verdienst war seine „Dän. Synonymik". Auch war er 1805 — 32 Redacteur der „Dän. Literaturzeitung".

Müller (Sophie), eine der ausgezeichnetsten tragischen Schauspielerinnen, wenn sie auch nicht die höchste Kunstausbildung erreichte, geb. zu Manheim um 1804, war die Tochter eines zu seiner Zeit geschätzten und gebildeten Künstlers aus den ältern Tagen deutscher Kunst. Sie trat zuerst auf einem oberrhein. Theater auf und verließ Manheim schon mit sehr günstigem Rufe, um am Burgtheater zu Wien sich weiter auszubilden, wo sie sehr bald lebenslänglich engagirt

wurde. Einen deutschen, allgemeingültigen Ruf erlangte sie durch ihre Gastrollen in Dresden und Berlin, wo sie den lautesten Beifall ungetheilter Begeisterung erntete. M. war zur tragischen Künstlerin geboren und hatte nichts verabsäumt, durch Studium Das auszubilden, wozu sie die Natur berief. Sie erreichte nicht jene Höhe der Kunst, die mit den Empfindungen und Leidenschaften, während sie dieselben darstellt, spielt; sie war mitten darin, und der Schmerz und die Wehmuth waren in ihr lebendig. Aber nie wurde das Maß überschritten; der höchste Adel verließ sie nie auf dem höchsten Gipfel der Leidenschaft. Sie schien erreicht zu haben, was sie erreichen konnte; denn zweifelhaft ist es, ob dieses Feuer der Empfindung ausgedauert hätte, unbezweifelt aber, daß ihr jene unbewußte Heiterkeit des Gemüths abging, die unerläßlich für andere Rollen, wohlthätig auch für die wird, in denen sie glänzte. Der Tod vollendete ihre Kunst, ehe die höchst gesteigerten Anfoderungen ihr Manier und Einseitigkeit zum Vorwurf machen konnten. Ein Unwohlsein aus Überanstrengung, oder, wie Andere meinen, in Folge tiefer Herzensbewegung, führte eine anderthalbjährige Krankheit herbei, die, nachdem sie noch auf dem Todtenbette ihrem hochbejahrten Vater bei der Kaiserin, deren Vorleserin sie war, eine lebenslängliche Unterstützung ausgewirkt hatte, am 20. Jun. 1830 mit ihrem Tode endete. Vom Grafen Mailáth wurden „Sophie M.'s Leben und Schriften" (Wien 1832) herausgegeben.

Müller (Wilh.), der Sänger der Griechenlieder, geb. zu Dessau am 7. Oct. 1795, war der Sohn eines bemittelten Handwerkers und erhielt eine sehr sorgfältige, aber von allem Zwange freie Erziehung, sodaß, da selbst die Wahl der Beschäftigung fast ganz seinen Launen überlassen blieb, er später einige Zeit hindurch von einem Lieblingsgegenstande zum andern schwankte. Er studirte seit 1812 zu Berlin Philologie und Geschichte, ging im März 1813 als Freiwilliger unter die preuß. Fahnen in den Befreiungskrieg, wohnte den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hainau und Kulm bei und folgte dem preuß. Heere nach den Niederlanden. Nach dem Frieden kehrte er 1814 in Berlin zu den Studien zurück, in deren Kreis er jetzt die altdeutsche Sprache und Literatur zog. Als Reisegefährte des preuß. Kammerherrn, Baron von Sack, trat er im Aug. 1817 eine Reise nach Italien, Griechenland und Ägypten an; doch schon in Rom löste sich die Verbindung mit dem Baron von Sack auf. M. besuchte noch Neapel, verweilte später einige Monate zu Florenz und kehrte 1819 nach Berlin zurück, worauf er zum Lehrer der lat. und griech. Sprache an die neuorganisirte Gelehrtenschule in Dessau berufen ward. Als hier der Herzog die Vereinigung der im Lande zerstreuten Bücherſammlungen zu einer Bibliothek verfügte, nahm M. als Gehülfe an der ersten Einrichtung Theil und ward sodann, mit Beibehaltung eines Theils des Gymnasialunterrichts, zum Bibliothekar ernannt. Um sich von seinen angestrengten Arbeiten zu erholen, machte er 1827 eine Reise an den Rhein, starb aber wenige Tage nach seiner Rückkehr, am 1. Oct. 1827. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten nennen wir: „Rom, Römer und Römerinnen" (2 Bde., Berl. 1820), worin er ebenso die Schärfe seiner Beobachtung bethätigte, wie die „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" (2 Bde., 1821—24; 2. Aufl. 1826) sein ausgezeichnetes poetisches Talent außer Zweifel setzten. Es sind dies zum größten Theil Lieder der Liebe und des geselligen Lebens, zum Theil zusammenhängende Liederreihen, bald heitern, bald wehmüthigen, oder, wie mehre Trinklieder, sarkastisch zürnenden Klanges, meist im echten Volkstone und der musikalischen Bearbeitung werth, die ihnen auch geworden ist. Offenbart sich schon in ihnen der innere Reichthum des Dichters, so tritt derselbe noch mehr in den „Liedern der Griechen" (5 Hefte, Dessau und Lpz. 1821 fg.) hervor, in denen er mit Begeisterung das Erwachen eines unterdrückten Volks, seine Kämpfe und seine Siege feiert. Ihnen schließt sich an M.'s Übersetzung der neugriech. Volkslieder der Fauriel'schen Sammlung (2 Bde., Lpz. 1825). Auch

in den „Lyrischen Spaziergängen" (Lpz. 1827) zeigte er sich als reichbegabter Dichter. Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht, freie Beweglichkeit der Darstellung, ein reger Naturſinn, ein feuriges Gefühl für Recht und Völkerglück und dabei eine einfache, melodische Sprache in vielumfassender Tonleiter, zugleich aber auch die Neigung, sich innerhalb der Grenzen gewisser Lieblingsstoffe möglichst lange zu bewegen und seine Gefühle auf andere wirkliche oder erdichtete Persönlichkeiten überzutragen, gehören zu den Eigenthümlichkeiten M.'s. Im Gebiete der Kritik und Literargeschichte erwähnen wir außer seinen Beiträgen zum „Literarischen Conversationsblatt", zur „Hallischen Literaturzeitung", zur „Encyklopädie" von Ersch und Gruber, deren Redaction er 1826 mit übernommen hatte, unser „Conversationslexikon" und den „Hermes", die „Homerische Vorschule" (Lpz. 1824), worin er die Ideen seines Lehrers Wolf, nicht ohne eigenthümliche Ansichten, einem größern Kreise von Lesern genießbar machte. Als ein verdienstliches Unternehmen ist endlich noch die „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Lpz. 1822—27) zu nennen, die das Beste aus den lyrischen Dichterwerken des angegebenen Zeitraums in einer treuen, aber durchaus lesbaren Bearbeitung enthält und von Förster in Dresden fortgesetzt wird. M.'s „Vermischte Schriften" wurden von Gust. Schwab mit einer Biographie des Verfassers herausgegeben (5 Bändchen, Lpz. 1830, 12.).

Müllner (Adolf), geschätzt als Kritiker und dramatischer Dichter, geb. 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schwestersohn des Dichters Bürger, besuchte die Fürstenschule zu Pforta, wo sich schon sein dichterisches Talent zu entwickeln begann, während er zugleich mit Vorliebe Mathematik trieb, und studirte in Leipzig die Rechte. Nach beendeten Studien lebte er seit 1798 als Advocat in Weißenfels und gab hierauf anonym den Roman: „Inceſt" (2 Bde., Greiz 1799) heraus, dessen Schluß jedoch nicht von ihm herrühren soll. Später machte er sich als juristischer Schriftsteller bekannt, unter Andern durch „Modestin's sechzig Gedanken" (Greiz 1804) und durch die „Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunst" (Lpz. 1812) und wurde 1805 Doctor der Rechte. Fast nur durch seine Bemühungen kam 1810 in Weißenfels ein Privattheater zu Stande, dessen thätigstes und vorzüglichstes Mitglied er wurde. Für dasselbe schrieb er seine Lustspiele: „Die Vertrauten", „Die großen Kinder", „Die Onkelei" u. s. w., zum Theil nach franz. Originalen von Etienne u. A. und meist in fließenden Versen verfaßt, welche in den „Spielen für die Bühne" (2 Sammlungen, Lpz. 1815—21) und dem „Almanach für Privatbühnen" (3 Bde., Lpz. 1817—19) enthalten sind, und die Dramen: „Der neunundzwanzigste Februar" (Lpz. 1812), veranlaßt durch Werner's „Vier und zwanzigsten Februar", „Die Schuld" (Lpz. 1816), „König Yngurd" (Lpz. 1817) und „Die Albaneserin" (Tüb. 1820). Erfindung, stechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Einzelnen, verbunden mit Menschenkenntniß, sind das Eigenthümliche seines Talents als Lustspieldichter; ein sinnreicher, verständig ausgearbeiteter Plan, eine poetische Sprache, die reich an glänzenden Bildern, jedoch zu epigrammatisch ist, zeichnen seine Trauerspiele aus, in denen ein düsteres Schicksal, gegen das die christliche Ansicht sich sträubt, bisweilen mehr künstlich als natürlich und nothwendig, vor dem Zuhörer sich entfaltet. Seit 1820 hörte M. auf für die Bühne zu arbeiten und wendete sich der literarischen und dramaturgischen Kritik zu. Er redigirte 1820—25 das „Literaturblatt" zum „Morgenblatte", gab 1823 die „Hekate" und seit 1826 das „Mitternachtsblatt" heraus. Sowol in diesen Blättern, wie als Mitarbeiter an vielen andern Zeitschriften, übte er eine schonungslose Kritik, ließ sich aber sehr oft durch seinen Witz zu Persönlichkeiten hinreißen und wurde nach und nach immer mehr zur Geißel aller Schriftsteller, wodurch er in eine Unzahl von Processen, namentlich mit F. A. Brockhaus, Vieweg und Cotta, verwickelt wurde, die er aber meist zu

seinen Gunsten hinauszuführen wußte. M. selbst veranstaltete eine Sammlung seiner „Vermischten Schriften" (2 Bde., Stuttg. 1824—26) und seiner „Dramatischen Werke" (7 Bde., Braunschw. 1828). Über seine Verleger verbreitete er sich in seiner letzten Schrift: „Meine Lämmer und ihre Hirten" (Wolfenb. 1828). Er hatte 1817 den Titel als preuß. Hofrath erhalten und starb zu Weißenfels am 11. Jun. 1829 am Schlagflusse.

Multiplicationskreis, ein zu Höhenmessungen dienendes astronomisches Instrument, besteht der Hauptsache nach aus zwei concentrischen Kreisen, die sich in einer Verticalebene um ihre horizontale Achse drehen, welche letztere an einer verticalen Säule befestigt ist. Das Wesentliche der zwei großen Kreise besteht darin, daß, wenn der innere mit dem äußern durch eigne Druckschrauben verbunden wird, beide Kreise zugleich, und wenn diese Verbindung aufgelöst und dafür der äußere Kreis durch seine Druckschraube an die verticale Achse befestigt wird, der innere Kreis allein um die gemeinschaftliche Achse beider Kreise in einer senkrechten Ebene bewegt werden kann. Diese Einrichtung macht es möglich, denselben Verticalwinkel öfter nacheinander zu messen, oder ihn zu multipliciren, und sich so von den Fehlern der Theilung u. s. w. mehr unabhängig zu machen. Bei der jetzigen so vollkommenen Beschaffenheit der astronomischen Instrumente ist dieser Vortheil gegen die andern Nachtheile dieses Instruments, die aus seiner complicirten Bauart entspringen, in keinem Verhältniß, weshalb man gegenwärtig den noch vor Kurzem so geachteten Multiplicationskreis verlassen hat und zu den einfachen Höhenkreisen zurückgekehrt ist. Vgl. Littrow's „Beiträge zur Erweiterung des Gebrauchs der Multiplicationskreise" (Prag 1820).

Multiplicator, elektromagnetischer oder Schweigger'scher, ein vom Professor Schweigger in Halle erfundenes Instrument, welches in neuern Zeiten für die Fortschritte in der Kenntniß des Galvanismus von äußerster Wichtigkeit geworden ist, insofern es dient, die feinsten Grade des Galvanismus nicht nur zu erkennen, sondern auch zu messen, besteht im Wesentlichen aus einer an einem feinen Seidenfaden oder auf einer Spitze schwebenden Magnetnadel, um welche ein mit Seide übersponnener Metalldraht mehre Windungen in kleinem Abstande davon macht. Die geringste Menge galvanischer Elektricität, welche diesen Draht durchläuft, bewirkt wegen des wiederholten Vorbeigehens bei der Nadel eine Ablenkung derselben aus ihrer Richtung (s. Elektromagnetismus), und diese Ablenkung kann sonach dazu dienen, das Vorhandensein solcher Elektricität anzuzeigen, wenn man zuvor die Enden des Drahts mit der Quelle in Verbindung gesetzt hat, die man auf ihre galvanische Kraft prüfen wollte. Eine Verbesserung des Schweigger'schen Multiplicators von Nobili, mit zwei Magnetnadeln statt einer einzigen, führt den Namen der Nobili'schen Vorrichtung.

Mumien heißen die, besonders im alten Ägypten durch Balsamiren (s. d.) vor Verwesung geschützten und erhaltenen organischen Körper, namentlich menschlicher Leichen. Zum Einbalsamiren ihrer Todten wurden die Ägypter durch religiöse Vorstellungen und durch die Nothwendigkeit bewogen, da es ihnen zum Verbrennen der Leichen an Holz mangelte, die Beerdigung derselben aber die Nilüberschwemmungen hinderten. Die Farbe der Mumien ist dunkelbraun, oft ganz schwarz und glänzend, der Körper so hart und trocken wie Holz und von einem eigenthümlichen, schwach gewürzhaften Geruch und bittern Geschmacke. Der ganze Körper ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiedenen Farben eingewickelt. Gewöhnlich ist das Gesicht freigelassen, welches bisweilen so gut erhalten ist, daß die Augen ihre völlige Rundung behalten haben. Die Binden sind so fest umgewickelt und durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu sein scheinen. Man findet die Mumien in dem mittlern Theile Ägyptens, theils in den Pyramiden, theils in deren Nähe in unterirdischen Begräbnißgewölben. Die Art

des Einbalsamirens bei den Ägyptern war ungefähr folgende: Eigens dazu bestimmte Personen entledigten den todten Körper seiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Nasenlöcher mit einem eisernen Haken aus und gossen balsamische Flüssigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, wieder in den Leib gebracht und nun der ganze Körper 70 Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren; der Unterleib wurde mit Balsamen versehen, und der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Cedernharz, wohlriechenden und balsamischen Ölen getränkt waren. Hierauf ward der Körper in einen ausgeschnitzten, mit mancherlei Malereien verzierten Sarg gelegt und mit einer Decke umgeben, die aus vielfach zusammengepapptem Byssus bestand, sehr künstlich gearbeitet und ebenfalls mit Malerei versehen, oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt war. Da diese Art des Einbalsamirens sehr viele Kosten verursachte, so konnte sie nur bei Reichen und Vornehmen in Anwendung kommen. Auf eine wohlfeilere Art machte man die Leichen zu Mumien, indem die Eingeweide nicht aus dem Körper genommen wurden, sondern derselbe blos mit Cedernharz ausgespritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt und hierauf mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überstrich. Noch einfacher war eine dritte Art des Einbalsamirens, wo man die Körper blos 70 Tage hindurch in Salpeter und hierauf in den Sarg legte. Außer den menschlichen Körpern machten die alten Ägypter den Körper des von ihnen verehrten Vogels Ibis zur Mumie und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbnissen angebracht sind. Als Cailliaud in Paris 1823 zwei Mumien öffnete, fand er die eine mit siebenfacher Umhüllung (in Allem über 2800 □Fuß an Binden und Zeuchen) bedeckt; die andere ohne Harz, blos mit Sägespänen zwischen den einzelnen Hüllen und auch im Innern des Körpers mit Sägespänen statt mit Balsam angefüllt, wodurch das Fleisch unversehrt erhalten war und die Haut statt der schwarzen Farbe eine gelbe zeigte. — Außer den künstlich bereiteten Mumien gibt es auch an verschiedenen Orten natürliche, indem eine scharfe, kalte Luft die Verwesung der Körper verhindert und sie nur langsam eintrocknen läßt. So in dem Capucinerkloster bei Palermo in Sicilien, in dem Kloster auf dem großen St.-Bernhardsberge, im Bleikeller der Domkirche zu Bremen und an andern Orten. Auf ähnliche Art entstehen, ohne Einbalsamirung, die sogenannten weißen oder arab. Mumien, wie man die Menschenkörper nennt, welche in den Sandwüsten Arabiens und Libyens verschüttet gewesen, lange daselbst unter dem Sande liegen geblieben und durch die brennende Sonnenhitze dermaßen ausgedorrt sind, daß sie unverweslich bleiben. Zwei solcher Exemplare befinden sich unter Anderm auf der Bibliothek zu Kassel. Die echten oder künstlichen Mumien wurden sonst in der Meinung, daß sie wegen der Spezereien, von denen sie ganz durchdrungen sind, einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die menschliche Gesundheit bezwecken müßten, als Arzneimittel gebraucht, machten daher einen Gegenstand des Handels aus und wurden aus der Levante und Ägypten in Stücken nach Europa gebracht. Gut erhaltene, ganze Mumien sind äußerst selten und werden als Seltenheiten für die Kunst- und Naturaliencabinete sehr theuer bezahlt. Exemplare, mehr oder weniger unversehrt erhalten, findet man in Berlin, Dresden, Leipzig und an andern Orten. Vgl. Sieber „Über ägypt. Mumien" (Wien 1820) und Granville's „Essay on Egyptian mummies etc." (Lond. 1825, 4.).

Mumme, ein starkes, sehr dickes, dunkelbraunes Bier von süßlichem angenehmen Geschmacke, welches zu Braunschweig in zwei Sorten gebraut wird, hat den Namen von Christian Mumme, der es 1492 zuerst braute. Die eine Sorte heißt einfache oder Stadtmumme, die andere doppelte oder Schiffsmumme, weil sie besonders auf Schiffen consumirt wird, da sie die Linie ohne Nachtheil

passiren kann. Sonst wurde die braunschweiger Mumme weit und breit verführt; in neuern Zeiten, wo die Brauerei sich an sehr vielen Orten bedeutend gehoben hat, ist der Absatz außerordentlich gefallen, und sie wird auswärts nur noch aus alter Gewohnheit, oder auf Verordnung der Ärzte, getrunken.

Münch-Bellinghausen (Joachim Eduard, Graf von), östr. Präsidialgesandter am Bundestage zu Frankfurt am Main, geb. 1786 zu Wien, der jüngste Sohn des Reichshofraths M., trat in den östr. Staatsdienst, nachdem er in seinen jüngern Jahren in Reichsgeschäften gearbeitet hatte. Die Kriegsjahre 1809 und 1813—15 waren auch für ihn Epochen der Auszeichnung. Kaum 30 Jahre alt, erhielt er die wichtige Stelle eines Stadthauptmanns in Prag, und hatte in diesem Dienstverhältnisse vorzüglich die Beförderung des Handels und der Gewerbe im Auge, wozu Böhmen so viele und so großartige Gelegenheiten darbietet, insbesondere die Elbschiffahrt. Er war einer der thätigsten Mitglieder des Elbschiffahrtscongresses, welcher sich auf Östreichs Betrieb 1819 zu Dresden versammelte und 1821 einen Vertrag zu Stande brachte, der die Elbe von dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis in die offene See dem Verkehr frei gab und seit dem 1. März 1822 ins Leben trat. M. hatte durch den Antheil an jenen Verhandlungen, welche seine, vielfache Schwierigkeiten lösende Geschicklichkeit bedeutend förderte, das besondere Vertrauen des Fürsten Metternich gewonnen und ward in die deutsche Section des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nach Wien berufen, worin aber bald der Freiherr von Kreß sein Nachfolger wurde, da ihm die Gunst des Fürsten Staatskanzlers den durch die Abberufung des Grafen Buol-Schauenstein erledigten wichtigen Posten am Bundestage zutheilte. Seine auf ganz Deutschland einwirkende Thätigkeit in diesem Verhältnisse gewann ihm außer vielen europ. Orden die Erhebung in den Grafenstand. Er hat den Grund zu einem neuen Familienstande gelegt, indem er von dem Hause Dietrichstein die Herrschaft Merkenstein unweit Baden bei Wien kaufte.

München, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Baiern, liegt auf dem linken Ufer der Isar in einer Ebene, welche östl. von niedrigen Hügeln umgrenzt ist, und hat, mit Einschluß der sechs Vorstädte, Schönfeld, St.-Anna (vormals Lehel), Isarvorstadt, Au, Maximilians- und Ludwigsvorstadt, auch Haidhausen und Untergiesing inbegriffen, über 95,700 Einw. Das Klima ist, der südl. Lage der Stadt ungeachtet, wegen ihrer 1585 F. betragenden Erhöhung über der Meeresfläche und wegen der tiroler Gebirge mehr rauh als mild, auch wegen Veränderlichkeit der Luft der Gesundheit nicht besonders zuträglich. M. ist keine neue Stadt, wie sie denn bereits im 11. Jahrh. von einigem Umfange war, ist aber unausgesetzt in ihrer Vergrößerung und Verschönerung begriffen. Die vorzüglichsten Plätze sind: der Marktplatz, der Max-Josephsplatz, der Promenadeplatz, der Maximilians-, der Karolinen-, der Königs- und der Ludwigsplatz. Unter den 26 Kirchen sind die Theatiner- oder katholische Hofkirche mit den Begräbnissen der Könige, die im 13. Jahrh. erbaute Kirche zu Unser Lieben Frau mit dem Grabmale Kaiser Ludwig des Baiern, die St.-Stephanskirche mit einem schönen Begräbnißplatze und Leichenhause, die Peterskirche, die kön. Hofkirche zum h. Michael, eine der schönsten Kirchen Deutschlands mit dem Grabmale des Herzogs v. Leuchtenberg (von Thorwaldsen), die kön. Hof- oder Allerheiligenkapelle, im maurischen Style mit Fresken von Heinr. Heß, unter König Ludwig erbaut, die evangelische Hofkirche und die am 18. Dec. 1829 eröffnete griech. Kirche zum Erlöser zu bemerken. Zur St.-Ludwigs-Pfarrkirche, die vom Baumeister Director Gärtner im byzant. Style gebaut wird, wurde der Grundstein am 25. Aug. 1828 gelegt. Sie ist zur Universitätskirche bestimmt; ihr gegenüber soll das neue Universitätsgebäude und in der Nähe des letztern ein für die Klinik bestimmtes Krankenhaus aufgeführt werden. Auch in der Vorstadt Au

wird seit 1835 eine neue Kirche im goth. Styl von Ölmüller aufgeführt. Unter den Palästen zeichnen sich aus: das kön. Residenzgebäude, dessen neuen Anbau die Frescobilder (Nibelungen) von Jul. Schnorr und dessen Thronsaal zwölf kolossale Standbilder (wittelsbacher Helden) schmücken werden, ein Palast voll Würde und Hoheit, im deutschen Style, im Innern prächtig und geschmackvoll geschmückt, 540 F. lang und 280 F. breit, mit vier Höfen und einem Lustgarten, der herzoglich Leuchtenberg. Palast, der Herzog-Maxpalast, der Fugger'sche oder Herzog-Wilhelmspalast, der Ständesaal, der Bürgersaal, das Generalpostdirectionsgebäude (ehedem Palais Törring-Guttenzell), das 1825 vollendete Theatergebäude, und mehre Hotels des hohen Adels. Den im russ. Feldzuge gefallenen 40,000 Baiern wurde ein 100 F. hoher Obelisk von gegossenem Eisen errichtet. Die bedeckten Gänge des sogenannten Bazars am Hofgarten wurden 1829 mit Frescogemälden aus der bair. Geschichte geschmückt, und auf dem großen Platze vor dem Theater wird die nach Rauch von Stieglmayer gegossene, sitzende Statue des Königs Max Joseph im Oct. 1835 enthüllt werden. M. ist der Sitz der Ministerien, des Oberappellationsgerichts und eines Erzbischofs, sowie aller obern Behörden und der kön. Akademie der Wissenschaften, welche 1759 vom Kurfürsten Maximilian Joseph III. gegründet, vom Könige Maximilian I. 1807 mit einer neuen Verfassung und reichen Dotation begabt und 1827 neu organisirt wurde. Unter einem General-Conservator stehen: die Centralhofbibliothek von 400,000 Bdn. und 8500 Handschriften, das Museum der Naturgeschichte, das brasil. Museum, die physikalischen, mathematischen und polytechnischen Sammlungen, der botanische Garten, das Münzcabinet, das Antiquarium, das chemische Laboratorium, die Sternwarte bei Bogenhausen u. s. w. Für höhere Bildung bestehen ein altes und ein neues Gymnasium. Besondere Lehr- und Erziehungsanstalten sind die kön. Pagerie, das Cadettencorps, die medicinisch-praktische Lehranstalt, die Hebammenschule, die Central-Veterinairschule, die Baugewerksschule (seit 1823), das Taubstummeninstitut, die Erwerbschule, das Studentenseminar, das Athenäum für Neugriechen, mehre Volks- und Sonntagsschulen, die Maximiliansanstalt weiblicher Erziehung für höhere Stände, eine polytechnische Centralschule u. s. w. Die Ende Jun. 1472 zu Ingolstadt gestiftete, von da 1800 nach Landshut und 1826 nach M. verpflanzte Universität, welche den Namen Ludwig-Maximilians-Universität führt, besteht aus fünf Facultäten, darunter die staatswirthschaftliche, und besitzt treffliche Sammlungen und eine gut eingerichtete Bibliothek. Sie feierte 1835 ihren 363. Stiftungstag, an welchem die neuen Satzungen für Studien und Disciplin promulgirt wurden, und zählte zur selbigen Zeit 58 ordentliche, 10 außerordentliche Professoren und 1351 Studenten, darunter 174 Ausländer. Unter den Kunstanstalten M.'s steht oben an die Akademie der bildenden Künste, welche 1808 ihre Einrichtung erhielt und jährlich Kunstausstellungen veranstaltet. Ihr sind untergeordnet der Antikensaal, das Kupferstichcabinet und andere Kunstsammlungen. Merkwürdig sind ferner die Glyptothek (s. d.), die kön. Bildergalerie (vgl. „Dillis' Verzeichniß der Gemälde der kön. Bildergalerie in M."; 2. Aufl., Münch. 1829, und Thienemann, „Die kön. Gemäldegalerie in M., im verjüngten Maßstabe für sämmtliche Gemälde dargestellt", Münch. 1823); die von dem Könige Ludwig gekaufte Boisserée'sche Gemäldesammlung (s. d.), jetzt in Schleißheim (vgl. Dillis' „Verzeichniß der Gemälde in Schleißheim", Münch. 1831), und die Pinakothek (s. d.). Sehenswerth sind auch die herzogl. Leuchtenberg. Galerie und die Sammlungen von Handzeichnungen, Miniatur-, Email- und Mosaikgemälden und elfenbeinernen Schnitzwerken. Noch bemerken wir das optische Institut Utzschneider's, wo vortreffliche astronomische und mathematische Instrumente verfertigt werden, wozu die Glasfabrik in Benedictbeurn gehört; das mathematisch-mechanische Institut Ertl's; die lithographischen Anstalten, die, von Senne-

felder gegründet, immer mehr an Vollkommenheit gewinnen; das mit dem Generalquartiermeisterstabe der Armee verbundene topographische Bureau, und das geographische Institut Cotta's. M. besitzt zwei stehende Theater: das kön. Hof- und Nationaltheater und das Hoftheater, und die Kapelle ist eine der vorzüglichsten in Deutschland. Das Museum und die Harmonie verschaffen bei zweckmäßiger Befriedigung des Geistes auch den Genuß geselliger Unterhaltungen. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist die wichtigste das allgemeine Krankenhaus, welches Raum für 500 Kranke, 54 Commun-Krankensäle und überdies 60 abgesonderte Zimmer für Gäste hat, die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andere Anstalten dieser Art sind: das Militairlazareth, das Heiligegeistspital, das Josephspital, das bürgerliche und Policeilazareth, das Waisenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus und die Entbindungsanstalt. Das kön. Strafarbeitshaus ist bestimmt zur Strafe und Besserung grober Verbrecher, welche zur Arbeit angehalten werden. Kunstvoll sind die Wasserleitungen und Brunnenwerke; das Wasser wird von der Isar hergeleitet; die Kanäle, ungemein zahlreich und mit vielen Kosten unterhalten, treiben Maschinen, Mühlen, bewässern Wiesen und Gärten, dienen zum Flößen und sichern vor Überschwemmungen. Fabriken und Manufacturen sind in M. nicht zahlreich; doch gibt es daselbst einen Kupfer- und zwei Eisenhämmer, Kattun- und Zitz-, leonische Spitzen-, Meubeln-, Siegellack- und Tabacks-, Hautelissetapeten-, Tuch-, Leder-, Wagen-, Spielkarten-, Seidenstrumpf-, Farben- und Pinselfabriken u. s. w. Die Papierfabrik in M. (seit 1347) ist wahrscheinlich die älteste in Deutschland. Auch gibt es daselbst mehre Buchdruckereien, so wie mehre Kunst- und Musikalienhandlungen. Jährlich werden zwei Dulten oder Messen gehalten, deren jede 14 Tage dauert. Das Leben in M. ist sehr öffentlich, besonders werden die Bierhäuser stark besucht. Unter den Wintervergnügungen nehmen die Carnevalsbelustigungen die erste Stelle ein; im Sommer ist besonders der vom Kurfürsten Karl Theodor angelegte englische Garten viel besucht. Die besuchtesten Vergnügungsörter in der Nähe sind: Großhesellohe, Oberröhring, Bogenhausen, Harlaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen die kön. Lustschlösser Nymphenburg, die gewöhnliche Sommerresidenz des kön. Hofes, Schleißheim und Fürstenried. Vgl. Müller, „M. unter König Maximilian Joseph I." (2 Bde., Mainz 1816); Destouches, „Die Haupt- und Residenzstadt M. und ihre Umgebungen" (2. Aufl., Münch. 1828), und Bruckbräu's „Taschenbuch der Haupt- und Residenzstadt M." (Münch. 1828).

Münchhausen (Gerlach Adolf, Freiherr v.), ein ausgezeichneter deutscher Staatsmann, der besonders als Curator der Universität Göttingen sich große Verdienste erwarb, geb. 1688, stammte aus einem der ältesten adeligen Geschlechter. Er studirte zu Jena, Halle und Utrecht, ward 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Celle, 1726 hanöv. Comitialgesandter in Regensburg und 1728 Mitglied des geheimen Rathscollegiums zu Hanover. Im J. 1765 zum Premierminister erhoben, starb er als solcher zu Hanover 1770. Die 1734 gestiftete Universität Göttingen, deren Curator M. 32 Jahre lang war, verdankt ihm ihre blühende Periode. Die Akademie der Wissenschaften, die Festsetzung der von ihr vertheilten Preise, die Herausgabe ihrer Abhandlungen, die „Götting. gelehrten Anzeigen", die Bibliothek und andere Institute wurden von ihm theils errichtet, theils verbessert. Besonders wohlthätig für die Blüthe der Universität aber war der liberale Geist, mit dem er über das Ganze wachte und die Anstellung der Lehrer leitete. Seinem Scharfblicke und seiner Wahl ist es zuzuschreiben, daß Göttingen unter seiner Curatel eine so große Anzahl ausgezeichneter Männer aufzuweisen hatte. In der Verwaltung des Landes zeichnete er sich durch Milde und Sorgfalt für Alles aus, was zum Flor des Landes beitragen konnte. — **Otto**, Freiherr von M., Landdrost zu Haarburg, geb. 1716, gest. 1774, ist

geschätzt als Verfasser des „Hausvaters" (6 Bde., Hanov. 1765—73), eines Hauptwerks über Acker- und Gartenbau. — Der Name eines andern Freiherrn v. Münchhausen, aus dem Hanöverschen, welcher abenteuerliche Lügen zum Scherz in seine Reiseerzählungen verflocht, dient jetzt überhaupt zur Bezeichnung grotesk-komischer Lügen. Die berühmten Münchhausen'schen Lügen finden sich schon unter dem Titel: „Mendacia ridicula", im 3. Bde. der „Deliciae academicae" von Joh. Pet. Lange (Heilbronn 1665). Sie wurden später von Bürger sehr vermehrt unter dem Titel „Wunderliche Abenteuer und Reisen des Herrn von M.", aus dem Englischen, Lond. (Gött.) 1787 herausgegeben, auch ins Englische übersetzt, von dem brit. Recensenten für eine gelungene Satire auf das damalige engl. Ministerium gehalten und überhaupt mit großem Beifall aufgenommen. Bürger soll zunächst durch Hieronymus Karl Friedr. Freiherr von M. auf Bodenwerder, gest. 1797, der ganz im Geiste seines Ahnherrn log, veranlaßt worden sein, die Münchhausiaden von Neuem herauszugeben.

Mund heißt diejenige natürliche Öffnung des menschlichen Kopfes, welche zum Athmen, Essen und Sprechen dient, von der Schleimhaut überall ausgekleidet ist und sich in die Luftröhre und hinter dieser in die Speiseröhre fortsetzt. Man unterscheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Ersterer reicht von den Lippen bis zur Basis der Zunge, enthält dieses Organ und ist von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beständig von dem aus den Drüsen, deren Ausführungsgänge sich hier öffnen, fließenden Speichel angefeuchtet. Letzterer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln sich befinden, das Zäpfchen und die Mündungen der Eustachischen Röhre, durch welche der Mund mit dem Ohre sowie mit der Nase durch die innern Nasenlöcher zusammenhängt. Zu den Krankheiten des Mundes gehören unter andern die zu große Kürze des Zungenbandes, die Zahnkrankheiten, das wilde Zahnfleisch, die sogenannte Frösch leingeschwulst, die Verletzungen der Speichelkanäle, die pathologischen Affectionen des Zapfens und der Mandeln und die Zerstörung des Gaumengewölbes in syphilitischen Krankheiten.

Mundharmonica, früher Brummeisen oder Maultrommel genannt, ist ein durch die erstaunungswürdige Kunstfertigkeit Einzelner zu Ehren gekommenes, ursprünglich sehr einfaches Instrument von Eisen, welches beim Spiel zwischen den Zähnen gehalten und durch Einziehen und Ausstoßen des Athems zum Klingen gebracht wird, indem man mittels des Fingers die daran befindliche eiserne Zunge in Schwingung setzt. Schon Kircher in seiner „Musurgia" (Rom 1650) erwähnt der Maultrommel, und der Orgelbauer Agricola soll die Zungen derselben mit den Pfeifen an der Orgel in der Martinskirche zu Gröningen vortheilhaft verbunden haben. In neuerer Zeit wurde dem Instrumente durch Zusammensetzung mehrer Maultrommeln durch Scheibler in Krefeld ein größerer Umfang verschafft, der es nun Aura nennt. Die meisten Brummeisen werden im ital. Tirol, besonders in dem Örtchen Riva, verfertigt. Der größte Virtuos auf der Maultrommel war der preuß. Soldat Koch unter Friedrich dem Großen, und in neuerer Zeit zeichneten sich im Spielen derselben aus Kunert und dessen Schüler Amstein.

Mündigkeit, s. Minorennität.

Mungo Park, ein Wundarzt aus Schottland, bekannt durch seine Reisen in Afrika, war grade von einer Reise nach Indien zurückgekehrt, als die African association zu London die Nachricht von dem Tode des Majors Houghton erhielt, welcher auf ihre Kosten eine Reise nach Afrika unternommen hatte. M. erbot sich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung und brach am 22. Mai 1795 nach der engl. Factorei Pisania am Gambia auf, wo er sich einige Monate zu seiner Reise vorbereitete und die Mandingosprache erlernte. Von W. nach O. durchstreifte er die Königreiche Mulli, Bondu, Kädschaga, Kasson,

Kaarta und Ludamar. In letzterm gerieth er im Anfange des März 1796 nahe bei der Gegend, wo Houghton den Tod gefunden hatte, in die Gefangenschaft des mauriſchen Königs Ali, wo er der roheſten Behandlung und den offenbarſten Lebensgefahren ſo preisgegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entſchluß faßte, auf gut Glück, des Zwecks ſeiner Reiſe eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wageſtück gelang ihm ſo glücklich, daß er in der dritten Woche ſeiner Flucht, am 20. Jul. 1796, das große Ziel ſeiner Reiſe, den Niger, erblickte, deſſen Lauf er ſo lange verfolgte, bis er ſich unüberſteiglicher Hinderniſſe wegen zur Rückreiſe entſchließen mußte. Den Weg weſtwärts längs des Niger nehmend, kam er im Sept. im Königreiche Mandingo zu Kamilia an, wo er theils ſeiner Sicherheit wegen, theils weil er erkrankt war, ſieben Monate verweilen mußte. Ein Sklavenhändler, mit dem er einen Vertrag ſchloß, brachte ihn von da am 10. Jun. 1797 wieder nach der engl. Factorei am Gambia; am 15. ging er über Antigua nach London ab und traf daſelbſt am 25. Dec. ein. Seine Beſchreibung dieſer Reiſe (engl., Lond. 1798, 4.; deutſch, Hamb. 1799, Berl. 1799 und Erf. 1807) iſt mit ſtrenger Wahrheitsliebe abgefaßt und äußerſt anziehend. Im Anfange des J. 1805 trat M. eine neue Reiſe nach Afrika an. Seine letzten Nachrichten, 1811, waren von Sanſanding am Niger. Von hier reiſte er nach dem Königreiche Haouſſa, wo er durch Unterlaſſung eines Geſchenks den König beleidigte, der ihn in einem engen Paſſe an einem Fluſſe, welchen er herabſchiffte, um die Mündung des Nigers zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfolgt, ſuchte er, als ſeine Gefährten bis auf Einen getödtet waren, ſich durch Schwimmen zu retten, und ertrank. Die Nachrichten von dieſer zweiten Reiſe, nebſt einer Lebensgeſchichte des unglücklichen Reiſenden, erſchienen zu London 1815 (deutſch von Büttner, Sondersh. 1821). — Auch M.'s Sohn, der Nachrichten über den Vater einziehen wollte, ſtarb in Aquambo am gelben Fieber am 31. Oct. 1821.

Municipal im gewöhnlichen Sinne iſt mit ſtädtiſch gleichbedeutend; ſo gebraucht man **Municipalverfaſſung** ſtatt ſtädtiſche Verfaſſung, **Municipalbehörde** ſtatt ſtädtiſche Behörde, und **Municipalität** oft auch für Stadtgemeinde. In neuerer Zeit hat jedoch dies Wort in Frankreich eine ausgedehntere Bedeutung erhalten, indem man mit dem Namen Municipalität die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrer Gemeinden zuſammengenommen bezeichnete, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, ob dieſe Örter Städte waren oder nicht. Zur **Municipalität** gehören in Frankreich der Maire und deſſen Adjuncte; außerdem aber beſteht noch ein **Municipalrath**, der die Controlen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Abgaben und Einnahmen des Orts zu führen und zugleich über die Bedürfniſſe der Gemeinde Vorſchläge zu thun hat.

Municipalverfaſſung, ſ. **Gemeindeordnungen**.

Municipien (municipia) hießen diejenigen Städte im röm. Reiche, welche unter ſelbſtgewählten Obrigkeiten (duumviri, collegium decurionum) entweder nach röm. oder nach eigenen Geſetzen regiert wurden und im erſteren Falle das röm. Bürgerrecht im weiteſten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militairiſchen Ehrenſtellen gelangen konnten. Die Fortdauer der Municipalverfaſſung in den ital. Städten beweiſt Savigny in ſeiner „Geſchichte des röm. Rechts im Mittelalter" (2 Bde., 2. Aufl., Heidelb. 1834), und daſſelbe in Frankreich Raynouard in ſeiner „Histoire du droit municipal en France etc." (Par. 1829).

Munition oder Schießbedarf heißt Alles, was zu dem Schuſſe und Werfen an Pulver, Projectilen, Vorſchlägen und Zündungen erfodert wird; doch belegt man zuweilen auch blos die Projectile mit dieſem Namen. Bei der Infanterie führt der Mann an Munition im Felde 30—60 Patronen in der Pa-

trontasche, und ebenso viel für jeden Mann werden in den bei dem Bataillon befindlichen Munitionswagen mitgeführt. Bei der Artillerie ist die Zahl der Schüsse verschieden; sie beträgt für den Zwölfpfünder 40—80 Kugelschuß und 20—32 Kartätschen; für den Sechspfünder aber 100—160 Kugelschuß und 20—50 Kartätschen; für die Haubitzen werden 44—94 Granaden und 15 Kartätschen mitgenommen.

Münnich (Burkhard Christoph, Graf v.), russ. Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. 1683 zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg, wo sein Vater als ostfries. Geheimrath und Deichgraf lebte, erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat, nachdem er eine Reise nach Frankreich unternommen, 1701 als Hauptmann in hessen-darmstädtische, und 1705 in hessen-kasselsche Dienste. Nach seiner Befreiung aus der franz. Kriegsgefangenschaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei Denain gerathen war, ward er zum Obersten befördert und baute hierauf den Kanal und die Schleuse zu Karlshaven. Im J. 1716 nahm er als Oberster poln.-sächs. Dienste, und ward 1717 Generalmajor. Von hier durch die Ränke des Generalfeldmarschalls Flemming vertrieben, ging er in schwed., und nach Karl XII. Tode 1720 in russ. Dienste. Schon am 22. Mai desselben Jahres ernannte ihn Peter der Große zum Generallieutenant; Katharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden; Peter II. erhob ihn 1727 zum General en Chef und 1728 in den russ. Grafenstand, und unter Anna ward er 1731 Generalfeldzeugmeister, Generalfeldmarschall und Präsident des Reichscollegiums. Als solcher gab er dem russ. Landheere eine neue Organisation und richtete das adelige Cadettencorps ein. Im J. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei seiner Rückkehr nach Warschau gesandt, um die in Polen ausgebrochenen Unruhen beizulegen, und machte 1735 den Feldzug gegen die Türken. In diesem Kriege verwüstete er 1736 die Krim, eroberte 1737 Oczakow, ging 1739 bei Sinkowza über den Dniestr, schlug die Türken bei Stewutschan, bemächtigte sich der Festung Choczim und besetzte die Moldau. Seine weitern Pläne wurden durch den Frieden, den der deutsche Kaiser mit den Türken schloß, vereitelt, worauf denn auch der Friede zwischen Rußland und der Türkei am 18. Sept. 1739 zu Belgrad erfolgte. Bei seiner Rückkehr wurde M. zum Oberstlieutenant der preobraschenskischen Garde ernannt, auch überreichte ihm die Kaiserin eigenhändig einen kostbaren Degen, ein diamantenes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte seinen Gehalt. Auf ihrem Sterbebette vermochte er die Kaiserin dahin, daß sie den Herzog Ernst Johann von Kurland als Vormund des minderjährigen Thronfolgers, Iwan, zum Regenten des russ. Reichs erklärte, indem er hoffte, daß der Herzog blos den Namen führen, er selbst aber die Gewalt haben werde. Da er sich jedoch in dieser Hoffnung getäuscht sah, stürzte er den Herzog und ließ ihn gefangen nehmen, worauf die Prinzessin Anna, Iwan's Mutter, dem Scheine nach die Regentschaft führte. Da M. nicht Generalissimus werden konnte, so ließ er sich zum Premierminister erklären und betrieb das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er sich so beleidigt, daß er im Mai 1741 seinen Abschied foderte. Ehe derselbe erfolgte, schenkte ihm die Regentin die Biron'sche Herrschaft Wartenberg, und nach demselben verlieh sie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, sodaß er jährlich 70,000 Rubel Einkünfte hatte. In demselben Jahre erhob ihn auch der Kurfürst von Sachsen, als Reichsvicarius, in den deutschen Reichsgrafenstand; doch die Urkunde erhielt er erst 1762. Denn als er, nachdem er seinen Abschied erhalten, nach Königsberg abreisen wollte, wurde er auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, die sich im Dec. 1741 auf den Thron geschwungen hatte, verhaftet und zum Tode verurtheilt, nachmals aber mit Verlust seiner Güter begnadigt und nach Pelim in Sibirien gebracht, wo er mit einem täglichen Gehalt von 3 Rubeln und von seinen oldenburg. Einkünften lebte, bis ihn 1762 Peter III. zurückberief. Als er am 24. Mai 1762

in Petersburg eintraf, schickte ihm der Kaiser seinen Degen und setzte ihn wieder in den Besitz seiner vorigen Würden. Hierauf ernannte ihn noch in demselben Jahre Katharina II. zum Generaldirector der Häfen am balt. Meere. Er starb 1767 in Petersburg, indem der Tod seinen Plan vereitelte, seine Tage im Vaterlande zu beschließen. Er war der Stifter des großen im Oldenburgischen belegenen Familienfideicommisses, das seine Collateralen nützen. Wegen der Herrschaft Wartenburg in Schlesien entsagte er seinen Ansprüchen zum Vortheil der Familie Biron, nachdem er aus Sibirien zurückgekehrt war. Hätte Peter III. M.'s Rathe gefolgt, so möchte wahrscheinlich die Revolution, die ihn entthronte, eine andere Wendung genommen haben. Man hat von M.: „Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie" (Kopenh. 1774).

Muñoz (Don Tomas), Generallieutenant der span. Marine, berühmt auch im Auslande als einer der ersten Ingenieurs des Seewesens in Europa, war 1743 geboren und trat sehr jung in span. Dienste. Durch neue und glückliche Anwendung mathematischer und physikalischer Lehren führte er in wenigen Jahren den von ihn entworfenen Plan aus, das Meer abzudämmen, welches Cadix zu verschlingen drohte: ein Werk, das die geschicktesten Wasserbaumeister für unausführlich gehalten hatten. Mit gleicher Kunst führte M. in dem Zeughause und den Schiffswerften der Insel la Caracca, 2 M. von Cadix, bedeutende Werke und Anlagen aus; vorzüglich sinnreich ist die von ihm getroffene, höchst einfache Einrichtung beim Ausbessern der Kriegsschiffe. Auch baute M. die Schiffe, mit welchen Malaspina, 1789—93, die Reise um die Welt machte, und gab ihnen eine für die Gesundheit der Mannschaft auf einer so langen Reise sehr zweckmäßige Einrichtung. Dieser großen Verdienste ungeachtet wurde M. aus seinem Vaterlande verbannt und lebte hierauf in ehrenvoller Armuth in Paris, wo er seinen „Traité sur la fortification" erscheinen ließ, der ihm eine Stelle unter den ausgezeichnetsten Ingenieurs der neuern Zeit sichert. Mit edler Selbständigkeit lehnte er in Paris die schmeichelhaftesten Anerbietungen Alexander's ab, der ihn in seine Dienste zu ziehen wünschte. Endlich kehrte er nach dem Vaterlande zurück, das sich aber nicht um den durch Kenntnisse, Thätigkeit und Vaterlandsliebe ausgezeichneten Mann bekümmerte. Dürftig wurde er von seinem Sohne, Don Francisco M., unterstützt, und starb zu Madrid am 23. Nov. 1823.

Muñoz (Juan Baptista), ein berühmter span. Gelehrter, geb. 1745 zu Museros bei Valencia, studirte zu Madrid und wurde schon in einem Alter von 20 Jahren Professor der Philosophie zu Valencia. Er war es, der die Aristotelisch-scholastische Philosophie stürzte und eine gesunde Logik, eine gründliche Physik und eine sichere Methode, in die Wissenschaften einzudringen, an ihre Stelle setzte. In seinem 22. Jahre schrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des Luis de Granada und zu der Logik von Vernei, in denen er eine umfassende Gelehrsamkeit entwickelte. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Kosmographen von Indien, welchem Amte er mit Auszeichnung vorstand, bis der Minister Galvez ihm den Auftrag gab, die Geschichte Amerikas zu schreiben. Um die Materialien dafür zu sammeln, untersuchte er die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Lissabon ꝛc., deren reiche Schätze noch völlig unbekannt und seinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Ausbeute dieser Nachforschungen waren 130 Bde. Documente, Originalbriefe von Colombo, Pizarro, Ximenes u. s. w. Auf dieser Grundlage begann er seine Arbeit, die aber durch seinen Tod, am 19. Jul. 1799, unterbrochen wurde. Nur der erste Band seiner „Historia del nuevo mundo" (Madr. 1793, deutsch von Sprengel, Weim. 1795) ist erschienen; von dem zweiten hat er zwei Bücher ganz, und das dritte fast beendigt hinterlassen.

Münster, entstanden aus dem lat. monasterium, d. h. Kloster, bedeutet ursprünglich einen abgeschlossenen Ort, wo Mönche zusammenleben. Da nun

ehemals die Geiſtlichen und Stiftsperſonen bei den hohen Stiftskirchen und Kathedralen, gleich den Mönchen, zuſammenzuleben pflegten, ſo wurde der Name Münſter auch auf einige ſolcher Kirchen übertragen. Am berühmteſten iſt das Münſter zu Strasburg (ſ. d.).

Münſter, Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes und Regierungsbezirks, ſowie der preuß. Provinz Weſtfalen, der Sitz eines Biſchofs und Domcapitels, liegt am Fluſſe Aa, der ungefähr 3 St. davon in die Ems fällt, und am Kanal, der nach Marhafen führt, in einer ebenen, mittelmäßig fruchtbaren Gegend. Sie hat großentheils gut gebaute Häuſer, wovon die am Markte mit Arcaden verſehen ſind, breite Straßen und 18,400 Einw., ohne die Garniſon. Unter den acht Kirchen ſind ſehenswerth: die Domkirche, auf dem geräumigen, von anſehnlichen Gebäuden umgebenen Domplatze, mit trefflichen Bildhauerarbeiten und einer beträchtlichen Bibliothek, und die im ſchönſten goth. Styl gebaute Lambertuskirche am Markte, an deren hohem Thurme noch die drei eiſernen Käfige ſich vorfinden, in welchen die Leichname Johann's von Leyden, Knipperdolling's und Krechting's aufgehangen wurden. Von den aufgehobenen Klöſtern ſind einige ſchon verfallen. Unter den weltlichen Gebäuden zeichnen ſich aus der ehemalige fürſtbiſchöfliche Palaſt, das Rathhaus mit einer hohen, echt goth. Façade, worin der noch unveränderte Saal, in welchem 1648 am 24. Oct. der weſtfäl. Friede unterzeichnet wurde, mit den Portraits der ſämmtlichen Geſandten ausgeziert iſt; ferner die Paläſte der Freiherren von Romberg und Droſte, und die Wohnhöfe mehrer anderer Adeligen. Die ehemaligen Feſtungswerke wurden unter dem Miniſter von Fürſtenberg (ſ. d.) zu einer rings um die Stadt gehenden, von vier Reihen Linden beſchatteten Allee umgeſchaffen und auf der ehemaligen Citadelle der fürſtbiſchöfliche Palaſt mit ſchönen Gartenanlagen erbaut. Die daſige katholiſche Univerſität ward 1818 aufgehoben und ihre Fonds wurden der vom König 1824 errichteten Max-Friedrich's-Akademie, dem katholiſchen Prieſterſeminar und den Gymnaſien in M. und Paderborn zugetheilt. Die Akademie hat zwei Facultäten, eine theologiſche und philoſophiſche, und zählt gegen 350 Studirende. Zu dem Gymnaſium, mit etwa 380 Schülern, gehört eine Bibliothek von 25,000 Bdn. Außerdem gibt es in M. eine chirurgiſche Lehranſtalt, eine Thierarzneiſchule, einen botaniſchen Garten, eine Taubſtummenanſtalt, ein Beſſerungshaus und eine Menge milder Stiftungen. Die vorherrſchende Religion iſt die katholiſche; doch haben die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Proteſtanten ſehr vermehrt. Den Verluſt, den die Erwerbsquellen der Bürger durch die Säculariſation des Hochſtifts und reichen Domcapitels erlitten haben, erſetzt ihnen das bedeutende Perſonale der Regierung, des Oberlandesgerichts, des Oberpräſidiums und Militairgouvernements der Provinz Weſtfalen, und mehr als dieſes Alles der Handel mit Linnen- und Wollwaaren, Schinken, Rheinwein, Garn u. ſ. w., welcher ſeit ungefähr 20 Jahren ungemein zugenommen hat. M wurde gegen Ende des 6. Jahrh. erbaut und hieß zuerſt Meiland, dann aber ſeit dem Ende des 7. Jahrh. Miningerode. Im J. 772 ward es von Karl dem Großen erobert, der 785 ein Bisthum daſelbſt gründete, eine prächtige Kirche und ein Kloſter erbaute, worauf die Stadt ſelbſt nach letzterm Münſter (Monasterium) genannt wurde. Aus ihrer Unbedeutenheit erhob ſich die Stadt erſt im 12. Jahrh. Der Biſchof, Graf Dietrich von Iſenburg, fing den Bau des Doms an, der unter dem Biſchof Grafen von der Mark, der bis 1277 regierte, vollendet wurde. Nachdem 1532 die Reformation unter Begünſtigung des Biſchofs, während das Domcapitel ihr entgegenarbeitete, in M. Eingang gefunden, hatte die Stadt 1534—36 viel Ungemach in Folge der ſchwärmeriſchen Ideen der Wiedertäufer zu erdulden (ſ. Taufgeſinnte), und auch ſpäter war ſie häufig mit den Biſchöfen im Streite, was auf ihren Flor nicht günſtig wirken konnte. Als der kriegeriſche Biſchof Bernhard von Galen 1661 M. mit Sturm genommen, ließ er die Cita-

delle, die Brille genannt, bauen, welche er mit 2500 M. besetzte, und nahm nun seinen Sitz daselbst, während seine Vorgänger in Kösfeld residirt hatten. Im siebenjährigen Kriege ward die Stadt sowol von den Franzosen wie von den Verbündeten belagert und erobert. Das vormalige Hochstift Münster war das größte des westfäl. Kreises und zählte auf 180 □M. 350,000 Einw. Anfangs unter der Erbschirmgerechtigkeit der Grafen von Tecklenburg, ward es im 12. Jahrh. zum Reichsfürstenthume erhoben; auch dem Bischofe, welcher im westfäl. Kreise erster kreisausschreibender Fürst und Director war, 1708 Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe bewilligt, was jedoch nie in Anwendung kam. Seit 1719 war der Erzbischof von Köln zugleich Bischof von M. Im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 wurde das Hochstift säcularisirt und mit einzelnen Theilen Preußen, die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyburg, der Rheingraf von Salm, der Herzog von Croy, der Herzog von Looz-Corswaren, der Herzog von Aremberg und der Herzog von Oldenburg entschädigt. Preußen bildete aus seinem Antheile, 60 □M. mit 128,000 Einw., das Fürstenthum Münster, welches im tilsiter Frieden an Frankreich abgetreten und mit dem Großherzogthume Berg vereinigt wurde. Doch schon 1810 wurde ein Theil des ehemaligen Fürstenthums Münster vom Großherzogthume Berg getrennt und nebst den übrigen Landestheilen des ehemaligen Hochstifts, welche die Häuser Salm, Aremberg, Croy, Looz-Corswaren erhalten hatten, zum franz. Kaiserreiche geschlagen. In Folge des wiener Congresses erhielt Preußen das Fürstenthum Münster, mit Ausnahme eines kleinen Districts, zurück und überdies die Souverainetät über die ehemals münsterschen Landestheile der Häuser Salm, Croy und Looz-Corswaren; auch Oldenburg bekam seinen Antheil an M. wieder, und Hanover wurde Souverain über die münsterschen Besitzungen der mediatisirten Herzoge von Aremberg. Vgl. Wilken's „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Stadt M." (Hamm 1823).

Münster-Meinhövel, ein altes deutsches Geschlecht, welches sich vormals in mehre Linien theilte, deren gemeinschaftlicher Ahnherr, Hermann, welcher 781 von Karl dem Großen bei Harstatt erschlagen wurde, der Heerführer der Sachsen gewesen sein soll, blüht jetzt nur noch in einer Linie, deren Stammvater Edgard, edler Herr zu Meinhövel und Rünen, 1522 starb. Diese Linie, die 1794 von Kurpfalzbaiern, als Reichsvicarius, in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, theilt sich in die Äste Langelage, Königsbrück und Ledenburg. Aus dem letzten stammt Ernst Friedr. Herbert, Reichsgraf zu Münster, Freih. v. Grothaus, Herr zu Ledenburg, Holte u. s. w., geb. 1. März 1766 im Hanöverschen, der während der Minderjährigkeit des Herzogs Karl von Braunschweig über acht Jahre an der Spitze der vormundschaftlichen Landesverwaltung stand. M. war früher Kammerauditor in Hanover, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimrath, hierauf hanöv. Gesandter in Petersburg und zuletzt vortragender Staats- und Cabinetsminister in London gewesen; schon 1814 zum Erblandmarschall von Hanover ernannt, hatte er 1815 als hanöv. Gesandter dem wiener Congresse beigewohnt; auch war er bereits 1815 Kanzler des Guelfenordens geworden, als er die Specialvollmacht der Vormundschaft des Herzogs von Braunschweig erhielt. In dem Streite, welchen der Herzog Karl von Braunschweig (s. d.), nachdem er 1823 die Regierung selbst übernommen, 1827 gegen Hanovers vormundschaftliche Verwaltung erhob, gab M. eine „Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen, welche sich Se. Durchl., der regierende Herzog von Braunschweig, gegen Ihren erhabenen Vormund und die während Ihrer Minderjährigkeit mit der Verwaltung Ihrer Lande und Ihrer Erziehung beauftragten Männer erlaubt haben" (Hanov. 1827) heraus. Sofort schickte der Herzog M. eine Herausfoderung, die derselbe aber nicht annahm. (S. Braunschweig.) Fast gleichzeitig mit den unruhigen Auftritten im Königreiche Hanover, 1831, ward die Schmähschrift, „Anklage des Ministeriums Münster", verbreitet, die M. in

einer „Erklärung" u. s. w. (Hanov. 1831) entkräftete und die durch die „Actenmäßige Würdigung" u. s. w. (Han. 1831) widerlegt wurde. Nach 42jähriger Dienstzeit, von welcher er 26 Jahre lang Minister gewesen war, erhielt er am 12. Febr. 1831, in Folge der Ernennung des Herzogs von Cambridge zum Vicekönig von Hanover, seine Entlassung. Wie er schon früher die Erhebung in den Fürstenstand verweigert hatte, so lehnte er auch jetzt die Pension, deren Betrag er selbst bestimmen sollte, gänzlich ab, wurde dagegen am 22. Febr. 1831 zum Großkreuz des Bathordens ernannt und vom Könige selbst mit den Insignien investirt.

Münsterscher Friede, s. Westfälischer Friede.

Münter (Balth.), ein ausgezeichneter Kanzelredner und trefflicher geistlicher Liederdichter, geb. zu Lübeck am 24. März 1735, war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns daselbst, der aber in seinen Glücksumständen plötzlich zurückkam. Letzteres war dem jungen M. ein Sporn zu doppelter Anstrengung in den Wissenschaften. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, ging 1754 nach Jena, um Theologie zu studiren, ward dort 1757 Privatdocent, darauf Adjunct der philosophischen Facultät und erhielt 1760 einen Ruf als Waisenhausprediger und Hofdiakonus nach Gotha. Hier genoß er die Gunst des Hofes und die Liebe Aller und mußte auch, als er drei Jahre später als Superintendent nach Tonna versetzt wurde, jeden Monat einmal vor dem Herzoge predigen. Nachmals erhielt er den Ruf als Hauptprediger bei der deutschen Petrigemeinde in Kopenhagen, welches Amt er bis an seinen Tod, am 5. Oct. 1793, bekleidete. M. hat zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe in Dänemark und Deutschland mächtig beigetragen. Unter den bändereichen Predigtsammlungen, die er herausgab, zeichnen sich die Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jesu nach den vier Evangelisten aus, welche einen Schatz von praktischen Bemerkungen enthalten. Durch den Umgang mit Cramer, Klopstock, Gerstenberg u. A. erwachte sein poetischer Geist aufs Neue. Zuerst gab er 1769 seine „Geistlichen Cantaten", dann 1773 und 1774 zwei Sammlungen geistlicher Lieder heraus, die poetischer und stärker als Gellert's, weniger lyrisch und wortreich als Cramer's, aber ihrer Bestimmung zum Gottesdienste vielleicht angemessener als Beider Lieder sind und zum Theil von den besten Meistern der damaligen Zeit in Musik gesetzt wurden. Im J. 1772 ward ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struensee zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten. Er gab die „Bekehrungsgeschichte" dieses merkwürdigen Mannes heraus, welche, fast in alle Sprachen übersetzt, seinen Namen in Europa berühmter machte als alle seine übrigen Schriften. In seinen letzten Lebensjahren erwarb sich M. ein besonderes Verdienst durch Einrichtung des Armenwesens in seiner Gemeinde und durch Errichtung einer Freischule für Töchter. — Seine Tochter, Friederike Sophie Christiane, vermählt mit dem dän. Conferenzrath Brun (s. d.) und bekannt als Schriftstellerin, starb zu Kopenhagen am 25. März 1835. — Sein Sohn, Friedrich M., Bischof von Seeland, rühmlichst bekannt als Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher, war zu Gotha 1761 geboren, in Kopenhagen aber erzogen. Nachdem er auf der dasigen Universität seine Studien vollendet, ging er 1781 nach Göttingen und setzte daselbst noch zwei Jahre lang das theologische Studium fort. Nach der Heimat zurückgekehrt, schrieb er theils in dän., theils in deutscher Sprache einige gelehrte Abhandlungen, unternahm hierauf, durch ein kön. Stipendium unterstützt, eine Reise über Wien nach Rom und hielt sich über drei Jahre im Auslande, besonders in Italien und Sicilien, auf. In Rom beschäftigte er sich besonders mit alterthümlichen Studien, ließ daselbst 1786, vom Cardinal Borgia dazu aufgemuntert, eine Probe der koptischen Übersetzung des Daniel drucken und entdeckte in der Corsinischen Bibliothek das Statutenbuch der Tempelherren, das er später (Berl. 1794) herausgab. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ließ er sein Werk: „Efterretninger om begge Sicillerne, sammlede paa en Reise i disse Lande" (2 Bde., Kopenh.

1788—90), erscheinen, welches ins Deutsche (1790), Holländische, Italienische und Schwedische übersetzt wurde. Seit 1790 ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Kopenhagen, ward er 1808 Bischof von Seeland (der erste des Reichs) und starb als solcher am 9. Apr. 1830. Durch seine Schriften, unter denen wir nur noch die „Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen" (Lpz. 1823) und das wichtige Werk, „Die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der Christen" (Altona 1825 fg.), erwähnen, sowie durch eine ausgebreitete Correspondenz erwarb er sich einen europ. Ruf. Seinen Ämtern mit Eifer vorstehend, förderte er zugleich, theils durch thätige Mitwirkung, theils auch unmittelbar mehre andere gute Einrichtungen. Eine revidirte kirchliche Übersetzung des N. T., treu und gewissenhaft durch eine vom Könige ernannte Commission besorgt, war die Frucht seines Amtseifers. Nicht minder wirkte er für die Bildung der jüngern Geistlichen, sowie für die fortgesetzte der ältern. Seinem Vorschlage verdankt das kopenhagener „Museum der nord. Alterthümer" die erste Entstehung. M.'s Bibliothek umfaßte über 14,000 Bände und seine Münzsammlung über 10,000 Stück, darunter viele kufische Münzen; auch seine Antiquitätensammlung war sehr bedeutend. Vgl. M.'s Biographie von Mynster in Ullmann's und Umbreit's „Theologischen Studien und Kritiken" (Heft 1, 1832).

Münzbedarf nennt man die Summe des Metallgeldes, welche ein Volk nöthig hat, um seinen innern und äußern Verkehr damit im Gange zu erhalten. Der innere Verkehr würde mit bloßen Münzzeichen (Idealgeld, Papiergeld) geführt werden können, wenn nicht dieses einem Fallen seines Umlaufswerthes ausgesetzt wäre und daher so viel Metallgeld, als erfoderlich ist, um das Papiergeld durch Austausch gegen Metallgeld bei Credit zu erhalten, vorhanden sein müßte. Es ist damit nicht gesagt, daß die Summe des vorhandenen Metallgeldes oder auch des dazu nöthigen ungeprägten Metalles der Summe des Papiergeldes gleich sein müßte, sondern es muß nur so viel Metallgeld im Umlauf sein, daß die Auswechselung des Papiergeldes in den einzelnen Fällen des täglichen Verkehrs und selbst bei einem vermehrten Andrange hierzu keine Schwierigkeit findet. Zu dem auswärtigen Verkehr gehört so viel Metallgeld, um die Bilanz des Verkehrs mit dem gesammten Auslande decken zu können, und es muß daher, damit nicht das Land endlich doch an Metallgeld verarme, eine Möglichkeit vorhanden sein, eine anhaltende nachtheilige Bilanz zu ersetzen, welches freilich fast nur durch eigne Bergwerke geschehen kann. Sind aber diese nicht da, so bleibt nichts übrig, als sich mehr auf sich selbst zu beschränken, und den ausländischen Gütern, so weit sie mit baarem Gelde aufgewogen werden müssen, zu entsagen. Es ist aber dabei wohl zu unterscheiden zwischen den blos zur Consumtion bestimmten und den das Erwerbscapital des Volkes vermehrenden ausländischen Waaren. Die letztern, zu welchen z. B. Maschinen, Bücher, Kunstwerke u. s. w. gehören, werden theils ohnehin seltener aus dem umlaufenden als aus dem todten Münzvorrathe eines Volkes bezahlt, theils sind sie ihrer Natur nach kein anhaltendes Bedürfniß der Nation, wie etwa solche Consumtibilien, die durch bloße Gewohnheit unentbehrlich geworden sind, z. B. Thee, Kaffee, Taback u. s. w. Sie vermehren daher das Nationalcapital, statt es zu vermindern. Dies vorausgesetzt, geht von dem Münzbedarf eines Volkes ab: 1) Alles, was sich in dem Großhandel durch Austausch und Wechselverkehr ausgleicht; 2) was durch Münzzeichen (Papiergeld) bestritten werden kann, wofür man als Maximum den Betrag der Staatseinkünfte eines Jahres annehmen möchte; 3) der in einem Jahre wiederholte Gebrauch desselben Stücks Metallgeld, und 4) der Betrag des Geldumlaufs, welcher oft sehr schnell ist und an einem Tage vielleicht durch zwölf und mehre Hände fortgesetzt wird. In diesem Umlaufe kann ein Goldstück die jährliche Summe von 1000 derselben erreichen, während ein anderes vielleicht nur einmal aus einer Hand in die andere geht Dagegen kann zu Befriedigung des Münzbedarfs Dasjenige nicht mitge-

rechnet werden, was dem Umlaufe entzogen wird, indem es von Einzelnen müßig aufbewahrt wird und nur erst nach einiger Zeit wieder in Umlauf kommt. Wie sich dieses todte Capital zu dem wirklich umlaufenden verhalte, ist nicht wohl zu berechnen, und hängt wieder von verschiedenen Umständen ab, hauptsächlich von der im Staate herrschenden Rechtssicherheit. Je größer diese nach allen Seiten ist (Friede und Kraft der Regierung nach Außen, schnelle Rechtspflege gegen Jeden, auch den Mächtigsten, und gegen die Regierung selbst, gute Hypothekeneinrichtung, Reinheit und Rechtlichkeit der Staatsverwaltung u. s. w.), je weniger wird baares Geld ungenutzt in den Händen Einzelner zurückgehalten. Aber auch das umlaufende Capital eines Landes läßt sich nicht berechnen und kaum mit einiger Zuverlässigkeit approximativ abschätzen. Denn wenn man z. B. auch einigermaßen berechnen könnte, wie viel Geld in Europa geschlagen worden ist, so kann man doch nicht berechnen, wie viel davon wieder z. B. nach China für Thee ausgeführt, wie viel eingeschmolzen, verarbeitet, umgeprägt worden, wie viel sonst verloren gegangen ist. Alle Angaben hierüber, z. B. daß in dem brit. Reiche der baare Münzvorrath 36 Mill. Pf. und in Banknoten 20 Mill. Pf. St., in Frankreich 3000 Mill. Fr., in ganz Europa 3760 Mill. Gulden betrage, haben keine sichern Grundlagen. Münzbedarf verhält sich zum Geldbedarf wie der Theil zum Ganzen; denn der Geldbedarf begreift sowol das Metallgeld als das Papiergeld unter sich.

Münze ist ein mit einem Gepräge versehenes Stück Metall. (S. Münzkunde.) Dieses Gepräge hat entweder künstlerische und historische Bedeutung (Denkmünze, Geldmünzen vergangener Zeiten u. s. w.), oder ist dazu bestimmt, eine bestimmte Geldgröße zu bezeichnen (Metallgeld, Metallique, klingende Münze). Metallmünze kann aber zum Theil auch Idealgeld sein, wenn ihr innerer (realer) Werth (Marktpreis des Metalls, mit den Prägekosten) geringer ist, als der (nominale) Nennwerth derselben. Dies haben die Regierungen in ältern Zeitern oft als Mittel gebraucht, sich augenblicklich mit geringern Kosten eine größere Geldsumme zu verschaffen, und dadurch ist das Pfund Silber in Frankreich z. B. im Livre bis auf etwa $^1/_{112}$ eines Pfundes herabgekommen. Im ausländischen Handel stellt sich das Gleichgewicht aber sehr bald wieder her; der Nennwerth wird im Marktpreis auf seinen wahren Werth zurückgeführt; so gilt ein türk. Piaster, dessen Nennwerth 1 Thlr. 8 Gr. Conv.-Geld ist, nur etwas über 8 Gr. Aber im innern Verkehr hält die Täuschung eine Zeit lang an, bis irgend eine Krisis meist zum großen Schaden des Volkes sie aufdeckt. In der neuern Zeit wird sie daher nur noch in der Scheidemünze verschuldet, wenngleich auch hier alle Sachverständige darin einig sind, daß die beste Politik ist, nur einen geringen Unterschied zwischen Real- und Nominalwerth bestehen zu lassen. Der Begriff der Scheidemünze, als Gegensatz der Landesmünze, welche für das Land zum Gebrauch im Welthandel gelten soll, ist im Allgemeinen leicht bestimmt, nämlich als Münze nur zum Ausgleichen und zu Bezahlung der Bruchtheile der Landesmünze geprägt; aber in der Anwendung dennoch sehr relativ. In England ist Gold die wahre Landesmünze; alles Silbergeld nur Scheidemünze. In andern Ländern gehören auch die größern (groben) Silbergeldsorten zur Landesmünze; als Scheidemünze sind nur die kleinern (Courant) zu betrachten. In Preußen mußte 1808 die Scheidemünze auf $^2/_3$ und 1811 auf $^4/_7$ ihres Werths herabgesetzt werden, d. h. man gab 1 Thlr. 12 Gr. und 1811 1 Thlr. 16 Gr. für 1 Thaler. Die neuen Silbergroschen werden zu $^7/_8$ des innern Werths ausgeprägt. Die Scheidemünze anderer Staaten ist noch viel geringer. Idealmünze oder Rechnungsmünze ist die nicht wirklich ausgeprägte Bezeichnung einer Quantität Geld, z. B. Gulden fränkisch, hamburger Banco Valuta u. s. w., und Nothmünze eine auf Leder, Eisen, Zinn und dergl. geprägte Bezeichnung eines gewissen Geldwerthes. Letztere werden zugleich in Belagerungen gebraucht und sind eigentlich eine Art Papiergeld.

Münzen, s. Münzkunde.

Münzer (Thomas), ein berüchtigter Schwärmer zur Zeit der Reformation, war zu Stolberg am Harz geboren, und studirte wahrscheinlich zu Wittenberg, wo er auch Magister ward. Wäre die Sage wahr, daß sein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechterweise zum Tode verurtheilt worden, so würde sich daraus die Richtung, die sein Geist später nahm, um so leichter erklären lassen. Nachdem er Schullehrer zu Aschersleben, später Kaplan in einem Nonnenkloster zu Halle gewesen, hierauf einige Zeit in Stolberg mit Beifall gepredigt hatte, ward er 1520 als erster Prediger nach Zwickau berufen, ging aber schon 1521 nach Prag, um sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen, und ward einige Jahre später als Prediger zu Allstedt angestellt. Allenthalben zeigte er sich als einen unruhigen Kopf und wüthenden Gegner des Papstthums. Anfangs berauschten ihn mystische Schriften; dann brach sein Eifer gegen scholastische und päpstliche Theologie in seinen Predigten aus, und in Böhmen schlug er einen noch vorhandenen heftigen, eigenhändig geschriebenen Aufsatz: „Contra Papistas", an. Um diese Zeit fing Luther's Lehre an, die Gemüther von der Tyrannei des päpstlichen Gewissenszwanges zu entfesseln, während auf der andern Seite der Geist der Schwärmerei sich erhob. Als nun Luther verborgen auf der Wartburg lebte und Karlstadt in Wittenberg die ausschweifendsten Gewaltthätigkeiten beging, bildete sich zu Zwickau die Sekte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze Klaus Storch, ein Tuchmacher, stand, und zu welcher sich Marx Stübner, Martin Kellner und Thomas M. gesellten. Sie drangen mit ihrem Anhange nach Wittenberg; aber Luther, der dahin eilte, brachte es durch sieben Predigten so weit, daß Storch und Karlstadt Wittenberg verlassen mußten. Mit mehr Glück breitete hingegen M. seine Lehre zu Allstedt in Thüringen aus, wo er seit 1523 Prediger war. Er bestritt nicht nur das Papstthum, sondern auch Luther's Lehre, und reizte die Unterthanen zum Ungehorsam gegen ihre Obrigkeiten, besonders wenn sie ihnen verboten, seine geistlichen Reden zu besuchen. Er überredete den Pöbel, daß Gott seine Christenheit bald von dem Joche, unter welchem sie seufze, befreien werde. Seine Anhänger vermehrten sich so sehr, daß der Kurfürst von Sachsen, Friedrich, und der Herzog Johann zu Weimar ihn 1524 nach Weimar fodern ließen, um sich zu verantworten. Man begnügte sich indeß, dem Amtmann und Rath zu Allstedt zu befehlen, einen für die öffentliche Ruhe so gefährlichen Schwindelkopf zu entfernen. M. entwich aus der Stadt, ließ ein Jahr lang nichts von sich hören und trat zuerst wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schaffhausen, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt; dann kam er nach Sachsen zurück, predigte zu Mühlhausen, gewann die Volksmenge, setzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöster und die Häuser der Reichen plündern und verlangte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Ein anderer Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit seinem räuberischen Anhang ins Eichsfeld und vereinigte sich mit M. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß sich 40,000 Bauern in Franken zusammengerottet, 150 adelige Schlösser und 23 Klöster geplündert und verbrannt hatten, entflammten M.'s Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mansfeldischen und sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf, versprach ihnen, sie alle in den Herrenstand zu erheben, und rüstete sich, in den Krieg zu ziehen. Nachdem er Pfeifer als Statthalter in Mühlhausen zurückgelassen, begab er sich mit 300 Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs Neue die Gemüther. Grade in dieser Zeit starb der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, der an Johann dem Beständigen einen kräftigen Nachfolger hatte. Sofort verbanden sich dieser, der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig, und schickten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese

waren gegen 8000 M. stark und standen vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, geschützt von einer Wagenburg. Nochmals boten die vereinigten Fürsten den Weg der Güte an, allein M. gab kein Gehör, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden und versprach ihnen den Beistand Gottes. So kam es am 15. Mai 1525 bei Frankenhausen zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach Einigen verloren sie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die Übrigen, worunter auch M. und Pfeifer waren, warfen sich nach Frankenhausen, das hierauf von den verbündeten Truppen besetzt und geplündert wurde. Muthlos hatte sich hier M. auf dem Boden eines Hauses in einem Bette verborgen, stellte sich krank und wäre vielleicht unerkannt geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen von Mansfeld an ihn gefunden hätte. Gefangen nach Heldrungen gebracht, nannte er auf der Folter seine Verbündeten, wurde hierauf nach Mühlhausen abgeliefert, wohin man auch Pfeifer, der sich hatte flüchten wollen, zurückbrachte, und ihm, sowie Pfeifer und 24 andern Rebellen das Schwert zuerkannt. Auf dem Wege zum Richtplatze verlor der sonst so trotzige M. allen Muth, konnte nicht einmal die Glaubensartikel selbst aussprechen, sodaß sie ihm der Herzog Heinrich von Braunschweig vorbeten mußte. Nach der Enthauptung wurde sein Körper gespießt, und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Die Städte Langensalza, Mühlhausen und Tennstedt wurden um ansehnliche Geldsummen gestraft, und noch mehre Aufrührer, unter ihnen auch Bürgermeister und Rathsherren, hingerichtet. (S. Bauernkrieg.)

Münzfälschung (crimen falsae monetae) ist ein Verbrechen, welches eine doppelte Richtung hat, Betrug gegen das Publicum, insofern dasselbe mit geringhaltigern Münzen, als der Staat prägen läßt, hintergangen wird, und Eingriff in die Rechte der Regierung, insofern ohne deren Erlaubniß das Gepräge derselben gebraucht wird. In beiden Beziehungen liegt darin eine Fälschung, die aber nicht vorhanden ist, wenn sich ein dazu nicht Berechtigter, aber unter seinem eignen Namen, das Recht Münzen zu schlagen anmaßt. In der Halsgerichtsordnung von 1532 Art. 111 heißt es: „In dreierlei Weiß wird die Münz gefälscht: Erstlich wenn Einer betrieglicher Weiß eines Andern Zeichen darauf schlägt; zum Andern wenn Einer unrecht Metall darzu setzt; zum Dritten, so Einer der Münz ihre rechte Schwere gefährlich (vorsätzlich und in betrüglicher Absicht) benimmt." Das Verbrechen ist vollendet, wenn die falsche Münze ausgegeben ist, und Derjenige, welcher wissentlich falsche Münze in Umlauf bringt, ist dem Verfertiger gleich. Die ältern Gesetze sind sehr streng; wirkliche Falschmünzer und Ausgeber falscher Münze sollen mit dem Tode durch Feuer gestraft werden, und in England steht noch jetzt die Todesstrafe darauf. Neuere Gesetze in Preußen, Östreich und Frankreich bestrafen den Falschmünzer gewöhnlich mit Zuchthaus, Galeerenstrafe oder schwerem Kerker.

Münzfuß ist die Bestimmung über Eintheilung und Bezeichnung (Münzsystem), Gehalt (Schrot und Korn) und Nennwerth der Münzen. Dies drückt sich dadurch aus, wie viel Münzen einer gewissen Bezeichnung aus der feinen, mit Zusatz anderer Metalle nicht versehenen Mark (= 8 Unzen = 16 Loth = 64 Quint = 256 Pfennige = 512 Heller = 65536 Reichspfennigtheile = 4864 holl. Asse) geschlagen werden soll. In England legt man ein wirkliches Pfund zu Grunde, woraus $49^{29}/_{40}$ Sovereigns in Gold, und in Silber 66 Schillinge geprägt werden. Da aber reines Gold und Silber zu weich sind und im Verkehr also durch Abschleifen zu viel verlieren, so werden härtere Metalle (Kupfer) zugesetzt, und in dieser Beziehung theilt man das Gold in 24 Karat, von 12 Grän, und das Silber in 16 Loth, zu 18 Grän, und bezeichnet nun den Grad der Feinheit durch die Benennung der Theile reines Gold oder Silber, aus welchen 16 Loth (die rauhe Mark) der Mischung bestehen. Zwölflöthiges Silber ist also eine Mischung,

in welcher sich $^{12}/_{16}$ reines Silber und $^{4}/_{16}$ Zusatz (Legirung oder Beschickung) befinden; 20karatiges Gold eine Mischung von $^{20}/_{24}$ reinem oder feinem Golde, und $^{4}/_{24}$ Zusatz. Die feinste Münzsorte in Gold sind die holländ. Dukaten aus $23^{2}/_{3}$karatigem Golde; die engl. Goldmünzen sind zu 22 Karat fein, die franz. zu $21^{1}/_{3}$, die deutschen zu $21^{2}/_{3}$ fein ausgeprägt. Da man nun in den ältern Zeiten immer durch geringen Gehalt der Münzen sowol am Gewicht (Schrot) als am Feingehalt (Korn) zu gewinnen suchte, so entstand daraus von Zeit zu Zeit die Nothwendigkeit, die im Umlaufe befindlichen Münzen, zumal wenn Kriege und Finanzzerrüttung das Übel ärger gemacht hatten (z. B. die sächs. Silbermünzen, welche Friedrich II. während des siebenjährigen Kriegs schlagen ließ), untersuchen und auf ihren wahren Werth herabsetzen (devalviren) zu lassen, womit denn in der Regel auch Verwandlung des ältern schwerern Münzfußes in einen leichtern verbunden war. Dergleichen Münzfüße waren in Deutschland sehr viele, indem die einzelnen Staaten einen solchen für ihre Länder festzusetzen berechtigt waren, und sich mit mehren andern zu einem solchen verbanden. Die Reichsgesetzgebung (der Landfriede von 1437 und die Reichsmünzordnung von 1559) konnte eine Einförmigkeit nicht herstellen; man setzte nur fest, daß aus der Mark fein Silber 10 Gulden geprägt werden sollten zu 14 L. 16 Gr. Feingehalt. Dabei blieb es jedoch nicht lange, und es kamen immer wieder viel schlechtere Münzen in Umlauf; der dreißigjährige Krieg hatte besonders eine allgemeine Zerrüttung des Münzwesens zur Folge, woraus immer neue Devalvationen entstanden. Diese sind aber für die bürgerliche Wohlfahrt immer von den gefährlichsten Folgen begleitet, und geben, indem sie das Object bürgerlicher Rechtsverhältnisse verändern, wie denn z. B. in England durch Wiederherstellung der Baarzahlungen der Bank alle Pachtgelder um $^{1}/_{4}$ höher als vorher wurden, der Übervortheilung und Gewinnsucht eine nicht zu berechnende Nahrung. Um diesem Übel zu steuern, traten 1667 Sachsen und Brandenburg zu Zinna zusammen und verabredeten einen Münzfuß (**Zinnischer Münzfuß**), wonach die Mark fein Silber zu $15^{3}/_{4}$ Gld. oder $10^{1}/_{2}$ Thlr. ausgeprägt werden sollte. Da aber hierüber allerlei Differenzen entstanden, so vereinigten sich Sachsen, Brandenburg und Braunschweig 1690 über den **Leipziger Münzfuß**, nach welchem 12 Thlr. oder 18 Guld. aus der Mark fein Silber geschlagen wurden. Diesen Fuß nahm später das Reich durch den Reichsfuß vom 1. Dec. 1738 an, aber in der Praxis blieben doch nur wenige Stände demselben treu. Kaiser Franz I. ließ vom J. 1758 an schon Silbermünzen schlagen, worin die Mark zu 20 Gulden ausgeprägt wurde. Sachsen folgte nach, und Preußen nahm schon 1750 einen **Einundzwanzig-Guldenfuß** an. In Folge dieser Vorgänge entstand die zwischen Östreich und Baiern zu Wien am 20. Sept. 1753 abgeschlossene Convention, wodurch der **Conventions-** oder **Zwanzig-Guldenfuß** ($13^{1}/_{3}$ Thlr.) eingeführt wurde, welchem nachher sehr viele Reichsstände beitraten. Auch machte es keinen Unterschied, als Baiern schon 1754 zu einem geringern Münzfuße zurückkehrte, nämlich zu dem **Vierundzwanzig-Guldenfuß**, indem dies eigentlich nur ein Rechnungsfuß ist, nach welchem der Conventionsgulden zu $1^{1}/_{5}$ Reichsgulden gerechnet wurde. Die Conventionsmünzen galten im Verkehr $^{1}/_{5}$ mehr als ihr Nominalwerth; doch wurden in spätern Jahren auch sehr viele kleinere Stücke (Kreuzer, Drei- und Sechskreuzerstücke) nach diesem Fuße geschlagen. Neben diesen vier allgemeinern bestanden noch hier und da mehre locale Münzfüße, z. B. der lübische zu 17 Guld.; ein fränk. zu $19^{1}/_{5}$ Guld., ein frankfurter zu 22 Guld. u. s. w. Der preuß. **Einundzwanzig-Guldenfuß** wurde 1764 eingeführt und durch das Gesetz vom 30. Sept. 1821 weiter ausgebildet. Für die kleinern Stücke (Courant, Scheidemünze und Silbergroschen) hat man sich fast nirgend an den Münzfuß gehalten, sondern diese fast überall aus einer sehr geringhaltigen Masse (Billon), bis zu dreilöthigem Silber ($^{3}/_{16}$ Silber und $^{13}/_{16}$ Kupfer) ausgeprägt. Die

preuß. Silbergroschen werden aus $3^5/_9$löthigem Silber gemünzt, die Mark fein Silber aber auf 16 Thaler ausgebracht. Vgl. Hirsch's „Deutsches Reichsmünzarchiv" (9 Bde., Nürnb. 1756—69, Fol.) und Klüber, „Das Münzwesen in Deutschland" (Stuttg. 1828).

Münzkunde oder Numismatik ist die Wissenschaft der Münzen, d. h. der vorkommenden geprägten Metallstücke, nach ihren technischen und geschichtlichen Beziehungen. Man unterscheidet an der Münze als solcher 1) die Hauptseite oder den Avers (pars adversa, antica, l'avers) und 2) die Rück- oder Kehrseite, den Revers (pars aversa, postica, le revers). Erstere enthält meist Abbildungen der Beehrten, und zwar entweder blos den Kopf oder das Brustbild, in ganzer oder in halber Gestalt, oder auch andere auf sie Bezug habende Darstellungen, letztere häufig mythologische oder symbolische Gegenstände. Die Schrift am Rande heißt Legende oder Umschrift, und die auf der Mitte Inscription oder Inschrift; beide kamen erst später auf die Münzen, und die Inschriften waren oft nur Monogramme. Der untere Theil einer Münze, der durch einen Strich von den übrigen Figuren und Inschriften getrennt wird, heißt die Basis oder Exergue (Abschnitt) und enthält das Nebenwerk. Die Münzkunde belehrt zunächst über den Stoff und seine Mischungen, über das mechanische Verfahren der Münzer, die Prägung u. s. w., dann gibt sie den einzelnen Stücken ein Datum, bezeichnet die Behörde, die ihnen gesetzlichen Charakter gab, und deutet die Embleme, Typen und Inschriften. Die Münzkunde ist demnach durchaus an das Materielle der Münzen gebunden, und überläßt der Theorie des Geldes, die gesetzlichen oder conventionnellen Veränderungen anzuführen, welche in dem Schätzungswerthe der Münzen, als allgemein verbreiteten Tauschmittels, von Zeit zu Zeit sich begeben. Als historische Hülfswissenschaft beschäftigt sie sich zunächst mit den Münzen und Medaillen (s. d.) des Alterthums und näher verflossener Zeiten, mit Denkmünzen und seltener gewordenen gangbaren Geldsorten neuerer Tage. Bei der Menge des Stoffs dieser Wissenschaft hat man verschiedene Eintheilungen desselben versucht; nach der Materie der Münzen, nach der Form, nach Darstellung und Kunstwerth. Erleichternder für die Übersicht ist, wenn man die vorkommenden Münzen nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Entstehung sondert und drei Hauptclassen annimmt, alte, mittlere und neuere, die sich dann durch geographische und chronologische Zusammenstellung noch überschaulicher machen lassen. An diese drei Hauptclassen schließen sich die barbarischen Münzen und die oriental. Münzen als eigne Abtheilungen an. Die geprägten Metallmarken (Pseudomoneta), wie Contorniaten, Spintrien, Tesseren, Jettons, Rechenpfennige, welche die Numismatik eben so wenig unbeachtet läßt als die Nothmünzen von Leder oder Holz und die Münzen vorstellenden Muscheln auf der Küste von Koromandel, reihen sich den Ländern an, aus deren Münzstätten sie hervorgingen. Alle diese Classen mit Fertigkeit zu unterscheiden, ist die nächste Anfoderung an den Numismatiker, der für sein mühsames Geschäft durch eine Menge folgenreicher Aufschlüsse über Zeitbestimmung, Ortskunde und Namenangabe belohnt wird, und bei manchen streitigen Angaben Gewißheit auszumitteln vermag. Den reichsten Gewinn in dieser Beziehung geben die alten Münzen, d. h. die Münzen der Städte, Länder und Könige der griechisch und lateinisch redenden Völker, mit Inbegriff aller derer, welche den Römern unterworfen waren, bei denen Alles vom Erze ausging, als dem Tauschwerthe aller Bedürfnisse in den ältesten Zeiten des Staates. Die Reihe der alten Münzen beginnt mit den Incunabeln der Prägkunst, und es endet diese Classe im Abendlande mit dem Untergange des Reichs unter Romulus Augustulus, und im Morgenlande mit dem Sturze des oriental. Kaiserthums 1453. Die alten Münzen sind die vorzüglichste Quelle unserer Kenntnisse von untergegangenen Städten, Reichen und Sprachen, zuweilen die einzige, und haben deshalb auch vorzugsweise die Forscher beschäftigt. Mün-

zen der mittlern Zeit nennt man alle, welche nach der Auflösung des röm. Reichs in den neu sich bildenden europ. Staaten in Umlauf kamen, die Incunabeln der damals vergessenen Prägkunst, Bracteaten, Soliden, Tournosen u. s. w. Die Classe der neuern Münzen fängt in den verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten an; doch dürfte das Vorkommen von Schaumünzen wol überall als Epoche angesehen werden. Ein artistisches Interesse wird hier beinahe vorzugsweise in Anspruch genommen.

Die Münzkunde als gelehrte Beschäftigung scheint von den Alten völlig unbeachtet geblieben zu sein. Erst im 15. Jahrh. fing man an, Münzsammlungen (s. d.) anzulegen. Die früheste Anleitung zur Münzkunde gab 1577 der Spanier Antonio Agostino in seinen fast in alle Sprachen übersetzten „Dialogen". Jak. und Octav. Strada gewannen durch Bilderbücher die Neigung der Reichen und Vornehmen für das Sammeln. Wolfgang Lazius, Kaiser Ferdinand I. Leibarzt, machte zuerst Anwendung von den Münzen zur Erläuterung der Geschichte. Fulvio Orsini und ein Arzt zu Augsburg, Ad. Occo, wandten ihren Fleiß auf röm. Familien- und Kaisermünzen, und es ist zu bedauern, daß der Letztere sich in seinen Forschungen so beschränkte, da sein Verfahren in Hinsicht auf chronologische Anordnung anerkannt gut war. Nur war in jener Periode, wo besonders Hub. Goltz, der Sohn eines Malers zu Würzburg, erwähnt werden muß, weil er zuerst auch die griech. Münzen vorzüglich beachtete, eine Ungenauigkeit in den Angaben, die einen großen Theil jener Arbeiten völlig unbrauchbar macht. Goltz vereinigte das doppelte Talent eines Zeichners und Kupferstechers, ließ sich aber dadurch verführen, in seinen Kupfern so viel Eigenmächtiges anzubringen, daß sein Zeugniß, wenn es allein steht, sehr verdächtig wird. Unterdeß hatte man gelernt, die antiken Muster nachahmend, Münzen zu prägen, die den echten täuschend ähnlich waren. Anfangs keineswegs in der Absicht damit zu hintergehen, wollten die geschickten Stempelschneider, wie Cavino, Belli u. s. w., die zu Padua, Parma, Vicenza sich niedergelassen hatten, blos der Nachfrage abhelfen; bald aber machte man aus dem erkünstelten Betruge ein Gewerbe, das noch jetzt getrieben wird. Vgl. Sestini, „Sopra i moderni falsificatori di medaglie greche antiche etc." (Flor. 1826, 4., mit Kpfrn.). Solche falsche Münzen, vorzüglich antike, verfertigten unter Andern Weber in Florenz und Becker in Hanau und Offenbach, Letzterer jedoch, wie man versichert, nicht um damit zu täuschen, sondern blos zur Nachahmung. Die Menge unechter Münzen schreckte zwar während der Periode, die nun eintrat, einigermaßen von der Numismatik ab, wenigstens beschränkte sie die Liebhaberei, die ohnehin an dem immer fühlbarer werdenden nothwendigen gelehrten Apparat zur Erklärung einen Anstoß nahm; aber desto umfassender waren die Forschungen, die man einzelnen Münzclassen zuwandte, und die Namen Vaillant, Spanheim, J. J. Geßner, Pellerin und vieler Andern, die in der Erforschung und Erklärung einzelner Münzgebiete einen Überfluß von Gelehrsamkeit aufboten, macht die Schriften dieses Zeitraums sehr beachtenswerth, doch nicht durchaus zuverlässig. Der Stoff hatte sich so gehäuft durch fortwährendes Herbeischaffen aufgefundener Münzen, daß eine kritische Sichtung des durchaus Echten und eine Anordnung, die eine Übersicht gestattet, doppelt Bedürfniß ward. Dieser großen Arbeit unterzog sich mit Erfolg Jos. Eckhel (s. d.), der durch eine streng durchgeführte geographisch-chronologische Methode auf einmal in dieses bisher so ermüdende Studium eine Klarheit brachte, die über eine Menge dunkelgebliebener historischer oder archäologischer Untersuchungen ein überraschendes Licht verbreitete. Seinem Systeme schlossen sich an Domenico Sestini (s. d.) in seinen verschiedenen Werken und Mionnet in der „Description des médailles grecq. antiques" (6 Bde., Par. 1806—13, und 6 Bde. Supplemente, Par. 1819—29), sowie in der Schrift: „De la rareté des médailles rom." (Par. 1815; 2. Aufl., 2 Bde., 1827), die durch beträchtliche Münzfunde

im Orient und durch genauere Abbildungen, oft in Abgüssen dargestellt, die Summe der Aufklärungen über historische Zweifel bedeutend vermehrt haben. Zwar ist der Umfang dieser Wissenschaft fortwährend im Wachsen; doch dürften in ihren Bestandtheilen keine wesentliche Veränderungen denkbar sein. Nur die Numismatik der freien Städte Griechenlands hat seit Eckhel eine andere Gestalt genommen. Vgl. Cadalvene's „Recueil des médailles grecq. inédites" (Par. 1828). Die Untersuchungen über die Mischung der Metalle, das Verfahren der Prägung, über Form, Größe, Gewicht, Werth und Menge der alten Münzen, über Echtheit und Unechtheit kommen durch den Zuwachs an Belegen allmälig dem Abschluß näher; das Verständniß der Typen und Legenden wird erleichtert durch übereinstimmende oder ähnliche Vorkommenheiten. Vgl. „A numismatic atlas of ancient history" (Lond. 1829), welches Werk 360 griech. Königsmünzen enthält, lithographirt von Benj. Green.

Nothwendig mußte der mannichfaltige Gewinn, den das gründliche Studium der alten Münzen verschaffte, die Aufmerksamkeit der Gelehrten auch auf die Münzen der mittlern Zeit richten, die zufällig hier und da zum Vorschein kamen und jetzt beinahe mit demselben Eifer gesucht werden wie die röm., die in der Liebhaberei durch die griech. sehr verdrängt worden sind. Man verfuhr mit ihnen nach derselben Methode, die sich bei den alten Münzen bewährt hatte, ordnete sie streng chronologisch, und so halfen auch sie oft aus, wo Urkunden im Zweifel ließen oder völlig fehlten. Die einzelnen Werke über die Münzen einzelner Länder, z. B. von Frähn über die mohammed. Münzen, von Lastanosa für Spanien, von Zanetti für Italien, von Leblanc für Frankreich, von Leake für England, von Bircherodt für Dänemark, von Becker für Deutschland, von Voigt für Böhmen u. s. w., lieferten des Stoffs die Menge, der zum Theil aber die Kritik aufregte, da grade in diesem Theile der Münzkunde sich empirische Liebhaberei mehr angemaßt hatte als ihr zugestanden werden darf. Das numismatische Mittelalter hört auf, wo auf den Landesmünzen die Jahrzahl in ununterbrochener Folge erscheint; denn mit diesem Datum, das meist mit den gesetzlichen Münzordnungen in den europ. Staaten zusammenfällt, hört das Bracteaten- und Solidenwesen auf und gestaltet sich zum Gelde im neuern staatswirthschaftlichen Sinne. Die Münzen der neuern Zeit werden mehr aus artistischen Rücksichten beachtet als aus geschichtlichen. Sie sind ein Beleg für die Umwandlungen des Geschmacks, da man unter neuen Münzen vorzugsweise die Schau- oder Denkmünzen versteht. Noch fehlt viel, daß das gründliche Studium der antiken Münzen auf die Schaumünzen so eingewirkt hätte, wie wol zu wünschen wäre. Die Übersicht der Fortschritte erleichtern mehre Prachtwerke, die sogenannten „Histoires métalliques", z. B. von Ludwig XIV., Ludwig XV., Napoleon's u. s. w. Aus der Reihe dieser Münzen haben einzelne Schriftsteller einzelne Classen ausgehoben (Lilienthal's „Thalercabinet", Köhler's „Dukatencabinet", Böhme's „Groschencabinet", Reinhard's „Kupfercabinet" u. s. w.), wodurch dann tiefere Ergründung möglich ward. Die interessantesten Nachrichten von Münzen dieser Classe findet man in Köhler's „Münzbelustigungen" und Joachim's „Medaillencabinet"; auch das Museum Mazzuchellianum, Möhsen's berliner Medaillensammlung und Heraus' „Bildnisse der regierenden Fürsten und berühmten Männer in Schaumünzen vom 14. bis zum 18. Jahrh." (Wien 1828, Fol.) bereichern die Geschichte der Münzglyptik. Vgl. L. Ch. Schmieder's „Handwörterbuch der gesammten Münzkunde" (Halle und Berl. 1811—15) und Leizmann's „Abriß einer Geschichte der gesammten Münzkunde oder Nachrichten von dem Münzwesen" (Erf. 1828). Die überreiche Literatur der Numismatik wächst fortwährend meist durch kleine Schriften. Zu ihrer Übersicht sind brauchbar: „Banduri Bibliotheca numaria s. auctorum qui de re numaria scripserunt", herausgegeben von J. A. Fabricius (Hamb. 1719, 4.); und Lipsius' „Bibliotheca numaria etc." (2 Bde., Lpz. 1801);

noch fehlt aber ein Werk, das, die Summe des Wissenswürdigen zusammenstellend und das Auffinden erleichternd, dem gefühlten Bedürfnisse wahrhaft abhälfe. Nach einem wohlersonnenen Plane waren Schlichtegroll's „Annalen der gesammten Numismatik" eingerichtet, die aber mit dem zweiten Jahrg. aufhörten. Die dadurch entstandene Lücke suchen die erscheinenden numismatischen Zeitschriften, besonders die von Grote herausgegebenen „Blätter für Münzkunde oder hanöver. numismatische Zeitung" (Lpz. 1834, 4.) auszufüllen. Am wichtigsten aber für die Münzkunde scheint das von Collas erfundene Verfahren des Stahl- und Kupferstichs zu werden, das mit überraschender Wahrheit das Relief von der Münze selbst auf die Platten trägt. Hierdurch erst wird es möglich werden, Verfälschungen zuvorzukommen, Neuigkeiten schnell bekannt zu machen und selbst Curiositäten aufs Genaueste vorzulegen. Einen Beleg hierzu gibt der seit 1834 heftweise in Paris erscheinende „Trésor de numismatique et de glyptique".

Münzreduction, so viel als Münzdevalvation, s. Devalvation.

Münzregal heißt das ausschließliche Recht des Staats, Geld zu prägen, welches sich aus der Natur der Sache ergibt. Muß nämlich die Bezeichnung eines Stücks Metall mit einem gewissen innern Werthe, um allgemein anerkannt zu werden, unter öffentlicher Autorität geschehen, so ist dies noch beiweitem nöthiger, wenn einem Stück Metall ein fingirter künstlicher Werth gegeben werden, wenn der Nominalwerth größer als der Realwerth sein soll. Das Letztere gehört freilich zu den Unvollkommenheiten der bürgerlichen Einrichtungen; aber das ausschließliche Münzrecht des Staats wird doch darum nur desto nothwendiger. Schon die röm. Kaiser übten dies ausschließliche Recht, und es war eine besondere Begünstigung, daß sie das Recht, goldene Münzen zu schlagen, den goth. Königen ertheilten. In Deutschland stand dies Recht den Königen zu; die es dann auch einzelnen Stiftern, Bischöfen, Äbten, weltlichen Fürsten und Städten verliehen. Die alten Herzoge von Sachsen, Baiern und Schwaben legten es sich aber ebenfalls bei, und es wurde demzufolge als ein gesetzliches Vorrecht der Kurfürsten in der goldenen Bulle anerkannt. Sonst aber blieb das Münzrecht kais. Reservat, und konnte nur durch Verleihung erlangt werden. Zuletzt neigte man sich freilich dahin, dasselbe als einen Bestandtheil der Landeshoheit anzusehen, obwol der Buchstabe der Reichsgesetze dagegen war. Auch waren dem Kaiser in den letzten Zeiten bei Ertheilung der Münzprivilegien Einschränkungen gemacht worden; und es stand die Ausübung des Münzrechts unter Aufsicht des Reichs, sodaß es auch wegen Misbrauchs eingezogen wurde. Gegenwärtig ist dasselbe unstreitig mit der Souverainetät verbunden.

Münzsammlungen scheinen im Alterthum etwas ganz Unbekanntes gewesen zu sein. Bei keinem alten Schriftsteller findet sich eine Spur, daß die Kunstsammler der alten Welt zur Zeit des Augustus oder der Antonine auf Münzen Werth gelegt hätten, und doch gab es damals Münzreihen von Städten, die, zum Theil noch erhalten, durch Alter und Schönheit des Gepräges die Aufmerksamkeit anziehen mußten. So die Münzen von Sybaris und den großgriech. Städten, die mit ihrer Autonomie das Prägrecht verloren hatten. Diese Nichtbeachtung wird um so auffallender, da die den Münzen verwandten geschnittenen Steine so beliebt waren. Dagegen erwachte im 15. und noch mehr um die Mitte des 16. Jahrh. ein Sammlereifer, der sich fast kaum befriedigen ließ. Fürsten und Privatleute, besonders in Italien, Frankreich und Deutschland, wetteiferten, Münzsammlungen anzulegen, zunächst um aus authentischen Bildnissen die Hauptpersonen der röm. Geschichte kennen zu lernen. Gegenwärtig sind besonders berühmt die Münzsammlungen zu Paris, Wien, Gotha, Petersburg (die reichste an mohammedan. Münzen), Mailand, Upsala, London (die des brit. Museums, in welchem sich auch die Payne-Knightsche Sammlung befindet und die Marsden'sche), Venedig (die ehemals Nani'sche), Velletri (die Borgia'sche),

Kasan (wo die Fuchs'sche und Potocki'sche vereinigt sind), Charkow (die reichste an oriental. Münzen durch den Ankauf der Sprewitz'schen Sammlung) und Dresden. Die Sammlung des Königs der Niederlande, aus den Überresten der von den Franzosen nach Paris entführten niederländ. Sammlung gebildet, hat sich gegenwärtig auf 43,000 Stück vermehrt. Vergl. Jonge's „Notice sur le cabinet des médailles et des pierres gravées de sa Majesté le roi des Pays-Pas" (1823, neu umgearbeitet 1832). Die umfassendste Privatsammlung antiker Münzen (18,000) ist das Viczay'sche Cabinet zu Hedervar in Ungarn; dann die des 1827 verstorbenen Ritters Allier de Hauteroche (vgl. Dumersan's „Description des médailles antiques du cabinet de feu M. Allier de Hauteroche", Par. 1829, 4.); ferner die Cabinete von Gosselin, Emery, Tôchon d'Annecy in Paris, Millingen und Clemente in Rom, Fontana in Triest und Chaudoir in Galizien.

Münzstätte heißt der Ort, wo Münzen geschlagen werden. Die Münzstätten werden auf den Münzen gewöhnlich durch einen Buchstaben angedeutet; so bezeichnet A auf franz. Münzen Paris, auf östr. Wien, auf bair. Bamberg, auf preuß. Berlin; B auf franz. Rouen, auf preuß. Breslau, auf östr. Kremnitz; BB auf franz. Strasburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Kleve, auf östr. Prag; CC auf franz. Besançon; D auf franz. Lyon, auf preuß. Aurich, auf östr. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf östr. Karlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf östr. Hall in Tirol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Stettin, auf östr. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franz. Larochelle, auf östr. (sonst) Günzburg; I auf franz. Limoges; K Bordeaux; L Bayonne; M Toulose; N Montpellier; O Riom; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzumlauf, s. Circulation.

Münzwardein, s. Wardein.

Murad oder **Amurath** ist der Name dreier osman. Sultane. — M. I., der die Janitscharen errichtete und Adrianopel zu seiner Residenz machte, kam 1360 zur Regierung, ward 1389 nach der siegreichen Schlacht bei Kossowa auf der Wahlstätte von einem verwundeten Serbier getödtet und hatte seinen Sohn Bajazet I. (s. d.) zum Nachfolger. — M. II. folgte 1421 seinem Vater Mohammed I. (s. d.), erweiterte durch sieggekrönte Kämpfe sein Reich in Asien wie in Europa, und brachte es so weit, daß der griech. Kaiser Konstantin Paläologus, als er den Thron bestieg, bei ihm um die Erlaubniß dazu nachsuchen mußte. Gleich im Anfange besiegte er den Kronprätendenten Mustapha, den er erdrosseln ließ. Nach mehrjährigen Kämpfen mit Serbien eilte er nach Asien, wo man die Fahne des Aufruhrs gegen ihn erhoben, und nachdem er hier gesiegt, wieder nach Europa, wo unterdessen die Ungarn in sein Reich eingefallen waren. Bald waren auch sie besiegt, und M. schickte sich nun 1439 an, Skanderbeg (s. d.), dem Fürsten von Epirus, seine Macht fühlen zu lassen, sah sich aber durch dessen verzweifelte Gegenwehr zum Abzuge genöthigt. Nachdem er noch die Ungarn, die unter dem Reichsverweser Hunyades (s. d.) von Neuem in das osman. Reich einfielen, 1448 gänzlich geschlagen, starb er 1451. Ihm folgte sein Sohn Mohammed II. (s. d.). — M. III., seit 1574 der Nachfolger seines Vaters Selim II., ein in jeder Beziehung untauglicher Regent, Tyrann, wollüstig und feig, starb, nachdem das Reich in den kläglichsten Zustand gerathen, 1595 und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Mohammed III. (s. d.).

Murad Bei, ein kühner und glücklicher Mamlukenfürst, um 1750 in Circassien geboren, ward jung als Sklave nach Ägypten verkauft, und zeichnete sich im Dienste seines Herrn so aus, daß er, kaum 24 Jahre alt, einer von den 24 Beis wurde, die damals Ägypten beherrschten. Im Kriege glücklich, besiegte

er die übrigen bis auf Ibrahim Bei, mit welchem er 1776 sich aussöhnte, um mit ihm die Herrschaft über Ägypten zu theilen; zwar mußten Beide vor Ismael Bei, der an der Spitze der andern Beis sie schlug, nach Oberägypten entfliehen; allein sie brachten ein größeres Heer zusammen, schlugen den Ismael Bei und wurden Herren von Ägypten. Der Kapudan Pascha sollte 1786 das Ansehen der Pforte wiederherstellen; er schlug die Duumvirn und setzte andere Beis ein, reizte aber durch eine harte Contribution Kairo zum Aufstande, worauf er von Ibrahim und M. überfallen und verjagt wurde. Beide herrschten nun fast unabhängig, als der franz. General Bonaparte, angeblich um die rebellischen Mamluken zu züchtigen, 1798 in Ägypten landete. Der tapfere M. ward trotz seiner trefflichen Mamlukenreiterei (6000 M.) zweimal geschlagen und floh nach der Niederlage in der Schlacht bei den Pyramiden nach Oberägypten, wohin ihn Desaix verfolgte. Doch als Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt war, konnte Kleber, selbst nachdem er die Türken unter dem Großvezier bei Heliopolis gänzlich geschlagen, nur durch einen Vertrag mit M. auf der Insel Dschizeh, am 30. Apr. 1800, seine Lage sicherstellen. Er erkannte den Bei als Fürsten-Statthalter von Assuan und Dschirdscheh in Said an. M. blieb nun den Franzosen treu; selbst nach Kleber's Ermordung stand er dem Nachfolger desselben, dem General Menou, mit gutem Rathe bei, hielt sich aber neutral, als die Engländer und Türken der Herrschaft Frankreichs in Ägypten ein Ende machten. Als nach dem Abzuge der Franzosen, 1802, Mohammed Ali Pascha von Ägypten wurde, bekämpfte er die Mamluken unter M. und Elfy Bei; doch der Kampf blieb unentschieden bis 1811, in welchem Jahre M. und Elfy, wie man sagt, an der Pest starben. Mohammed Ali entledigte sich hierauf durch Verrath und Mord auch der übrigen Mamluken, 460 an der Zahl, und so endete die Herrschaft dieser Militairkaste in Ägypten.

Muräne (die), oder der Meeraal, gleicht ganz dem gewöhnlichen Flußaal, ist auch ebenso gefräßig wie dieser, wird aber bedeutend größer und erreicht eine Schwere von 50 Pfund. Sie findet sich in allen europ. Meeren, auch an der Küste Amerikas und ist wegen ihres trefflichen Fleisches ein bedeutender Gegenstand der Küstenfischerei, indem sie zuweilen in großer Menge in die Flüsse eingeht.

Murat (Joachim), König von Neapel, der Sohn eines Gastwirths zu Cahors, geb. 25. März 1771, war ein schöner Mann voll Feuer und Leben, allein er besaß mehr Muth und Einbildungskraft als Scharfblick und Charakter; daher ward er endlich ein Opfer seines abenteuerlichen Schicksals. Als Knabe entlief er aus dem Collegium zu Toulouse, wo er sich dem geistlichen Stande widmen sollte; später wurde er gemeiner Chasseur und desertirte, diente hierauf in der constitutionnellen Garde Ludwig XVI., trat dann als Lieutenant in das zwölfte Regiment Jäger zu Pferde, stieg als eifriger Jakobiner in der Armee bis zum Oberstlieutenant, ward als Terrorist abgesetzt und irrte hin und her, bis ihn sein Stern in Bonaparte's Nähe führte. Er war 1796 dessen Adjutant in Italien, zeichnete sich als Cavalerieoffizier durch kühne Entschlossenheit aus und folgte dem Feldherrn nach Ägypten. Hier entschied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken und kehrte als Divisionsgeneral mit Bonaparte zurück. Am 18. Brumaire vertrieb er mit dem Bayonnet die Fünfhundert aus dem Saale in St.-Cloud und heirathete am 20. Jan. 1800 Marie Annunciata Karoline, die jüngste Schwester des Oberconsuls. So trat er ein in die Laufbahn des glücklichen Corsen. Er kämpfte für ihn bei Marengo und ward 1804 Reichsmarschall, Großadmiral und Prinz des franz. Reichs. Der Feldzug von 1805 gegen Östreich, wo er an der Spitze des Heers in Wien einzog, gab ihm 1806 das Großherzogthum Berg, und der Krieg mit Preußen 1806 und mit Rußland 1807, wo er mit der Cavalerie unaufhaltsam die Siege seines Meisters verfolgte, die Auszeichnung, mit einem franz.

Heere 1808 Madrid zu besetzen und die Krone Ferdinand VII. nach Bayonne auszuliefern. Dafür erhob ihn Napoleon am 15. Jul. 1808 auf den Thron von Neapel. M., als König Joachim I. Napoleon genannt, regierte klug und thätig; stellte viele Misbräuche ab, und auch seine Gemahlin, eine Frau von Geist und Charakter, förderte während seiner häufigen Abwesenheit manches Gute in der innern Verwaltung. Sein Eroberungszug aber gegen Sicilien im J. 1810 mislang. An der Spitze der gesammten Reiterei mußte er mit Napoleon 1812 nach Rußland ziehen. Hier ward er am 18. Oct. bei Tarutina geschlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im Dec. den Oberbefehl über die Trümmer des Heers. Obschon es eine Unmöglichkeit war, die Weichsel zu behaupten, so machte doch Napoleon im „Moniteur" M. deshalb Vorwürfe. Voll Unmuth kehrte M. nach Neapel zurück und suchte seitdem Östreichs Freundschaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entscheidungskampf in Deutschland mitkämpfen. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er sich mit seinem Contingent in sein Königreich zurück und unterhandelte für dessen Fortdauer mit Östreich und England. Jenes schloß auch wirklich am 11. Jun. 1814 mit ihm einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenstillstand ein; denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundesgenosse, wollte für Neapel keine Entschädigung annehmen. Dadurch wurde M.'s Lage zweideutig. Zwar rückte er mit seinem Heer im Febr. 1814 bis an den Po vor; aber sein Zögern, die Franzosen anzugreifen, erregte ebenso sehr Englands Mistrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenossen anzusehen, das seinige erregt hatte. Daher sein diplomatisches Abenteuer auf dem wiener Congresse, wo die Bourbons seine Entthronung verlangten, und England ihn des Verraths beschuldigte. Er griff also, während er noch in Wien unterhandelte, 1815 für Napoleon, wie man damals glaubte, zu den Waffen, und machte Pläne, Italiens (wenigstens bis an den Po) sich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er Ende März mit einem Heere theils über Rimini, theils über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Östreicher an und rief am 31. März die Völker Italiens zur Unabhängigkeit auf, und zwar fast in demselben Augenblicke, wo Östreich und die Verbündeten in Wien, auf M.'s im März wiederholte Versicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wollte, ihn als König von Neapel anzuerkennen sich entschlossen hatten. Jetzt zog Östreich gegen ihn zu Felde. Zurückgeschlagen von Bianchi, am 12. Apr. bei Ferrara, umgangen von Nugent am 2. und 3. Mai, geschlagen von Bianchi bei Macerata (oder Tolentino) ward M. vom größten Theile seines Heers verlassen. Als ein Flüchtling kam er am 19. Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufstande, daher entwich er verkleidet auf die Insel Ischia, von wo er nach Frankreich absegelte und in Cannes am 25. Mai landete. Seine Familie begab sich auf die engl. Flotte und fand Schutz und Aufenthalt in Östreich. Ihm selbst erlaubte Napoleon nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt also von Toulon aus einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Italien. Nach Napoleon's Sturz rettete er sich mit Lebensgefahr nach Corsica, während sein Agent Macirone für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corsica als Rebell verfolgt, von seinen Anhängern in Neapel, unter denen wahrscheinlich Verräther waren, zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Offizieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entschloß er sich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küste Neapels zu segeln, um die verlorene Krone wieder zu gewinnen. Schon war Alles bereit, als sein Generaladjutant Macirone ihm östr. Pässe und das Anerbieten eines Schutzortes in Östreich brachte. Doch es war abermals zu spät. In derselben Nacht, am 28. Sept., segelte M. mit sechs Barken ab. Ein Windstoß zerstreute am 6. Oct. seine Fahrzeuge an der Küste Calabriens, und nur zwei fanden sich in der Rhede von S.-Lucido ein. M. war entschlossen, nach Triest

zu gehen; allein der Schiffscapitain Barbara erklärte, daß er landen müsse, um Lebensmittel einzunehmen. Es war dies am 8. Oct. Da beschloß M. selbst ans Land zu gehen. Ihm folgten der General Franceschetti und 26 Soldaten, doch sein Ruf: „Ich bin Joachim, euer König!" bewirkte keinen Aufstand. Man verfolgte ihn; er schlug sich durch, warf sich in ein Boot, um zu seinen Fahrzeugen zu gelangen, ward aber eingeholt und gefesselt nach Pizzo geführt, wo man ihn vor ein Kriegsgericht stellte, das ihn verurtheilte, erschossen zu werden. Mit dem Muthe eines Königs starb er am 13. Oct. 1815. Vergl. Coletta's „Histoire des six derniers mois de la vie de Joach. M." (Par. 1821), Franceschetti's „Mémoires sur les événemens qui ont précédé la mort de Joachim I" (Par. 1826), Leon Gallois' „Histoire de Jo. M." (Par. 1828) und Masdea's Erzählung von M.'s Gefangennehmung und Tod, in Tommasini's (Westphal's) „Spaziergang durch Calabrien ꝛc." (Konstanz 1829). — M.'s Witwe, Karoline, geb. zu Ajaccio am 25. März 1782, führt jetzt den Titel Gräfin von Lipona und lebt unter östr. Schutze, auf der Villa Campo Marzo, in der Nähe von Triest. Ihre beiden Söhne sind in Amerika, wo sie Plantagen angekauft haben. Der ältere, Achille M., ist Landwirth in Florida und Advocat in Georgien; der jüngere, Lucian M., Advocat in Neuyork. Ihre älteste Tochter ist an den Marquis von Pepoli in Bologna, und die zweite, Julie Karoline, seit 1825 mit dem Grafen Rusponi aus Ravenna vermählt.

Muratŏri (Lodovico Antonio), einer der fleißigsten Gelehrten Italiens, geb. zu Vignola im Modenesischen am 21. Oct. 1672, erhielt, 22 J. alt, durch den Grafen Carlo Borromeo den Ruf nach Mailand an die Spitze des Ambrosianischen Collegiums und der damit verbundenen Bibliothek, wo er das Studium der Alten eifrig fortsetzte und sich zugleich mit dem Vorzüglichsten der neuern Zeit bekannt machte. Im J. 1700 vom Herzog von Modena als Unterthan zurückberufen, ernannte ihn dieser zu seinem Bibliothekar und Archivar. Zwar bemühten sich M.'s Feinde, durch Neid dazu angeregt, ihn der Ketzerei und des Atheismus verdächtig zu machen; allein ihre Verleumdungen fanden bei dem aufgeklärten Papste Benedict XIV. keinen Eingang, welcher sogar M. in einem eignen Schreiben beruhigte. M. starb am 23. Jan. 1750. Er besaß ausgezeichnete Kenntnisse in der Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Poesie, Alterthumskunde und neuern Geschichte, und seine Schriften füllen 46 Folio-, 34 Quart- und 13 Octavbände. Als die vorzüglichsten erwähnen wir nur „Anecdota ex Ambrosianae bibliothecae codicibus" (Bd. 1 und 2, Mail. 1697—98, und Bd. 3 und 4, Padua 1713, 4.); „Anecdota graeca" (Padua 1709, 4.); „Rerum italic. scriptores ab a. 500—1500" (25 Bde., Mail. 1725—51, Fol.); „Antiquitates ital. medii aevi post declinationem rom. imperii ad a. 1500" (6 Bde., Mail. 1738—42, Fol.); „Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino al anno 1749" (12 Bde., Mail. 1744—49, 4.); „Della perfetta poesia ital. spiegata e dimostrata" (2 Bde., Ven. 1748, 4.; neueste Aufl., 3 Bde., Mail. 1821) und „Novus thesaurus veterum inscriptionum" (4 Bde., Mail. 1739—42, Fol.).

Murcĭa, ein zu Spanien gehöriges, ehemals maurisches Königreich, 371 □M. mit 498,000 Einw., gehört zu den schönsten Theilen Spaniens, ist äußerst fruchtbar und milden Klimas. Besonders herrlich ist das breite Thal der Segura, welche sich in ihrem obern Laufe durch große Felsen windet und den Mundo und den Sanzonero aufnimmt. Auch ist M. reich an Metallen; doch liegt der Bergbau noch sehr danieder. Durch das Erdbeben am 18.—21. März 1829 ward M. fast ganz verwüstet, Tausende von Gebäuden stürzten ein, viele Menschen wurden erschlagen und verwundet, und aus neu sich öffnenden Quellen strömte stinkendes Wasser hervor. Die Hauptstadt Murcia, an der Segura,

Sitz eines Bischofs, mit 25,000 Einw., hat eine schöne Kathedrale mit silbernem Hochaltar, 11 andere Kirchen, zwei Gymnasien, eine Musikschule, ein Priesterseminar und zwei Hospitäler. Die Häuser sind zum großen Theile im maur. Style gebaut.

Muret, lat. **Muretus** (Marc Antoine), geb. 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges, von welchem er auch seinen Namen haben soll, lehrte von seinem 18. Jahre an die humanistischen Wissenschaften zu Villeneuve d'Agen, Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouse, an welchem letztern Orte er sich auch auf Rechtswissenschaften legte. Seit 1554 lebte er abwechselnd in Venedig und Padua, bis ihn der Cardinal Hippolyt von Este zu sich nach Rom berief. Mit diesem reiste er 1562 nach Frankreich und fing, nach seiner Rückkehr, 1563, an, zu Rom sowol über griech. und lat. Classiker und Philosophie als über das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. Im J. 1576 ließ er sich zum Priester weihen, legte 1584 seine Lehrstelle nieder und brachte in frommer Ruhe die übrigen Tage seines Lebens zu, das er 1585 beschloß. Er war einer der trefflichsten lat. Stylisten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfsinn und Geschmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Außer seinen „Variae lectiones" (herausgegeben von F. A. Wolf, Bd. 1, Hal' 1791 und Bd. 2 von Fähse 1828) und Erklärungen einzelner Classiker hat er sich durch „Orationes" (1575) berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des classischen Alterthums an sich tragen und deren zahlreiche Ausgaben sich noch immer mehren. Unvollständig und nachlässig gedruckt ist die Ausgabe von M.'s „Opera omnia" (5 Bde.), welche zu Verona 1727 — 30 erschien; vollständiger, genauer und kritischer ist die von David Ruhnken (4 Bde., Leyd. 1789). Eine Auswahl seiner „Epistolae, praefationes et orationes" besorgten neuerdings Kraft (Nordhausen 1826) und Kirchhof (Hanov. 1825).

Murhard (Friedr.), als Schriftsteller rühmlich bekannt, sowie durch seine Reisen, geb. 7. Dec. 1779 zu Kassel, widmete sich schon auf dem Lyceum seiner Vaterstadt mit ungemeinem Eifer nächst den classischen Sprachen auch dem Studium des Hebräischen, Syrischen, Arabischen und Persischen, sowie der Mathematik, studirte 1796 in Göttingen und erlangte schon im 18. Jahre in Göttingen, nach gehaltener Disputation, die philosophische Doctorwürde. Um Völker und Länder kennen zu lernen, ging er 1799 über Regensburg und Wien durch Ungarn, Siebenbürgen und die Walachei und schiffte sich zu Varna nach Konstantinopel ein. Nach zehnwöchentlichem Aufenthalt daselbst bereiste er mehre Theile Kleinasiens und den griech. Archipel, von wo er über Triest und Wien nach Kassel zurückkehrte und die Früchte seiner Reise in den „Gemälden von Konstantinopel" (3 Bde., Penig 1805, neue Aufl., Lpz. 1824), in der gemeinschaftlich mit Reimers und Andern herausgegebenen Zeitschrift „Konstantinopel und Petersburg" und in dem „Gemälde des griech. Archipelagus" (2 Bde., Berl. 1807) bekannt machte. Später unternahm er eine neue Reise durch das südl. Deutschland, Frankreich, einen Theil Italiens, die Schweiz, Belgien und Holland. Nach Errichtung des Königreichs Westfalen übernahm M. die Redaction des officiellen „Westfäl. Moniteur", ward Bibliothekar am Museum zu Kassel und Präfecturrath des Fuldadepartements, welche Stellen er bis zur Auflösung des Königreichs 1813 bekleidete. Seitdem wählte er, in wohlhabender Unabhängigkeit, Frankfurt am Main zum Wohnsitze, wo er 1821 die von Posselt 1795 angefangenen „Europ. Annalen" unter dem Titel „Allgemeine politische Annalen" fortsetzte, bis er im Febr. 1824, auf einer Reise, in Hanau von der kurhess. Regierung verhaftet wurde, indem man ihn in der Sache der an den Kurfürsten geschriebenen Drohbriefe für verdächtig hielt. Er saß anfangs in Hanau, dann auf dem sogenannten Castell in Kassel in enger Haft, und obschon in seinen Papieren und überhaupt nichts entdeckt wurde was jenen Verdacht bestätigen oder sonst ihn strafbar machen konnte

so ward er dennoch erst nach sechs Monaten in Freiheit gesetzt, nachdem der Urheber seiner Verhaftung, der kurhess. Oberpoliceidirector von Manger, wegen beschuldigter Abfassung jener Drohbriefe selbst in Untersuchung gekommen war, und lebte seitdem in Kassel als Privatmann. Außer den erwähnten Schriften gedenken wir noch seiner „Literatur der mathematischen Wissenschaften" (5 Bde., Lpz. 1797—1805), die aber nur die Literatur der Arithmetik, Geometrie und Analyse, Mechanik und Optik umfaßt, und der „Grundlage des jetzigen Staatsrechts des Kurfürstenthums Hessen" (Kassel 1834—35). — Sein jüngerer Bruder, Joh. Karl Adam, geb. zu Kassel am 25. Febr. 1781, studirte ebenfalls in Göttingen, ging 1799 nach Marburg, ward hier Doctor der Rechte und erhielt nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt bei der Oberrentkammer eine Anstellung. Während der Unterjochung Hessens und nach der Errichtung des Königreichs Westfalen hatte er, bis zur Auflösung der Oberrentkammer, die Correspondenz mit den franz. Behörden fast allein zu führen. Dann kam er in die Commission zur Untersuchung der sämmtlichen Archive zu Kassel und 1809 als Auditeur in den Staatsrath. Kurz vor der Auflösung des Königreichs zum Hauptliquidator der öffentlichen Schuld der Departements der Fulda, der Werra und des Harzes ernannt, trat er nach der Wiederherstellung der kurfürstlichen Regierung in seinen frühern Posten als Archivar zurück, lehnte jedoch die bald darauf erfolgte Ernennung zum Regierungssecretair in Fulda, wie überhaupt jede Anstellung im kurhess. Staatsdienste, ab. Er folgte seinem Bruder nach Frankfurt am Main, wo er ebenfalls den Wissenschaften in der glücklichsten Unabhängigkeit lebte. Im Febr. 1824 in Frankfurt verhaftet, wurde er nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Unter seinen Schriften fand sein Werk: „Theorie des Geldes und der Münze" (Lpz. 1817), allgemeine Anerkennung. Außerdem erwähnen wir seine Übersetzung von Hauy's „Darstellung der Theorie der Elektricität und des Magnetismus" (Altenb. 1801).

Murillos (Bartolomeo Esteban), der Fürst der Schule von Sevilla und der ausgezeichnetste Colorist unter den span. Malern, geb. zu Sevilla 1618, empfing den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Verwandten, Juan del Castillo, machte schnelle Fortschritte, arbeitete dann für sich allein und erwarb sich sowol im Zeichnen wie im Malen große Fertigkeit. Eine Zeit lang folgte er dem damals in Spanien herrschenden florentiner Geschmack, und aus dieser ersten Periode findet sich noch Mehres von ihm zu Sevilla. Um sein Colorit auszubilden, wollte er zu van Dyk nach London reisen, als er den Tod dieses Meisters erfuhr. Er arbeitete nun mit angestrengtem Fleiße kleine Heiligenbilder und andere Gegenstände für den Handel mit Amerika, und verschaffte sich dadurch so viel, daß er 1643 eine Reise nach Madrid unternehmen konnte. Hier erhielt er durch seinen Landsmann Velasquez die Erlaubniß, die Meisterwerke eines Tizian, Rubens, Van Dyk zu copiren, und kehrte 1645 nach Sevilla zurück, wo er durch seine Gemälde im Kloster Francisco allgemeines Staunen erregte. Sie waren in dem dort noch unbekannten Style der van Dyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollste Periode war indeß von 1670—80, während welcher er, neben andern, acht große Bilder, die Werke der Barmherzigkeit vorstellend, für die Kirche des Hospitals San-Jorge de la Caridad malte, die sich durch herrliche Composition, richtige Perspective und überaus treffliches Colorit auszeichnen. Arbeiten ähnlicher Vollkommenheit lieferte er für die Kirche de los Venerables und das Kloster der Capuciner, in welchem letztern er 28 Bilder vollendete, die später nach Amerika kamen. Beschäftigt mit der Ausführung eines großen Altarblatts für die Capuciner zu Cadix, darstellend die Verlobung der heil. Katharina, starb er zu Sevilla 1682. M. brachte aber nicht allein durch seine zahlreichen und trefflichen Arbeiten die Malerkunst in Spanien in Aufnahme, sondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm trotz aller Hindernisse gelang

und deren Präsident er seit 1660 war. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl ihres Meisters ab. Viele seiner Werke sind nach Frankreich, wo unter Anderm mehre im Besitz des Marschalls Soult sind, und England gegangen, doch befinden sich noch viele ausgezeichnete in seinem Vaterlande, besonders in Sevilla, z. B. der h. Antonius von Padua in der dortigen Kathedrale, und in der kön. Galerie zu Madrid, wo man deren 46 aufbewahrt, unter denen die Himmelfahrt der Maria eins der vortrefflichsten ist. Die dresdner Galerie besitzt von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde; mehre sind in München und andere in Wien im Besitze des Fürsten Esterhazy.

Murky ist eine Art kleiner Tonstücke für das Clavier von lustigem Charakter, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochenen Octaven besteht, daher **Murkybässe**.

Murmelthier (das), gehört zu den Nagethieren. Unter den mehren Arten ist am bekanntesten das sogenannte Alpenmurmelthier, sehr plump gestaltet, mit niedrigen Beinen und kurzem Schwanz, etwas über einen Fuß lang. Es lebt auf den Alpen Europas, an der Mittagsseite derselben, in Höhlen, die es sich gräbt, gesellig beieinander, ist sehr scheu, und daher wachsam. Beim Anfange des Winters verstopft es seine Höhlen und verschläft, erstarrt, die kalte Jahreszeit. Um ihres Fleisches willen werden die Murmelthiere im Herbst, wenn sie fett sind, gefangen; auch fangen sie arme Savoyarden jung ein und richten sie zu allerlei Kunststücken ab, um sie dann zur Schau herumzuführen. Eine andere Art lebt in Nordamerika, am Missuri, ebenfalls in großen Gesellschaften, in mächtigen Höhlen unter der Erde, welche die dortigen Bewohner deshalb Dörfer nennen, während sie das Thier selbst wegen seiner Stimme mit dem Namen Wiesenhund oder kläffendes Eichhorn belegen.

Murner (Thomas), ein deutscher Satiriker, war 1475, wie sein Muster in der didaktischen Satire, Sebastian Brand, zu Strasburg geboren, studirte Theologie, trat in den Orden der Franziskaner, wurde Lehrer an der Hochschule zu Freiburg im Breisgau, vom Kaiser Maximilian I. 1506 zu Worms als Dichter gekrönt, 1509 in Krakau Doctor der Theologie und las 1515 zu Trier und 1519 in Strasburg juristische Collegia. Seine satirischen Schilderungen, besonders seine Angriffe auf die damalige Geistlichkeit, zogen ihm viele Verfolgungen zu. Doch war er, obwol er die in die Kirche eingeschlichenen Ungebührnisse lebhaft erkannte, ein eifriger Katholik und Gegner Luther's, wie seine Schriften gegen diesen zeigen. Auch folgte er der Einladung König Heinrich VIII. nach England und nahm an einer Disputation über Katholicismus und Protestantismus zu Baden Theil. Aus seiner Vaterstadt verwiesen, hielt er sich 1526 in der Schweiz auf, predigte gegen den Protestantismus, wurde aber 1527 auch von den katholischen Cantonen dieses Landes verwiesen und starb um 1536 oder 1531. M. war ein gelehrter und weltkundiger Mann voll redlichen Eifers, aber heftig, ungestüm, derb und persönlich, und in dem Bedürfniß, seinen Witz auszuschütten, umständlich und geschwätzig. Seine Sprache, die schwäbisch-elsässische, ist kräftig und oft neu. Die vorzüglichste seiner Satiren ist die „Narrenbeschwörung" (Strasb. 1512 und öfter), worin er sich als Kenner der menschlichen Narrheiten zeigt, die er ohne Schonung geißelt und manches kräftige Sittengemälde seiner Zeit liefert. In seiner „Schelmenzunft" (1512, 4., und in mehren spätern Ausg.; mit Erklärungen und Glossen, Halle 1788) entlarvt er die Betrüger, und in der „Geuchmat" (Bas. 1519, 4.) geißelt er die weibischen Männer. Fälschlich wird M. für den Verfasser des „Tyll Eulenspiegel" gehalten; vielleicht aber gebührt ihm das Verdienst, die erste hochdeutsche Übersetzung davon geliefert zu haben. Eine scharfe Satire gegen M., die zugleich seine Lebensumstände berührt, erschien ohne Jahr und Ort unter dem Titel: „Murnatus Leviathan, vulgo dictus Geldnarr oder Gänsprediger", wie man glaubt, von Hutten verfaßt.

Vgl. Waldau, „Von M.'s Leben und Schriften" (Nürnb. 1775) und Strobel's „Beiträge zur deutschen Literatur und Literargeschichte" (Lpz. 1827).

Murphy (Arthur), Dramatiker, geb. zu Elphin in Irland am 27. Dec 1730 und erzogen in einem franz. Seminar zu St.-Omer, sollte in London die Handlung erlernen, ward aber durch Garrick's Ruhm veranlaßt, auf das Theater zu gehen. Er spielte 1752 und 1753 zu Drurylane, gefiel jedoch nicht, entsagte der Bühne und ward Schriftsteller. Sein Antheil an der Zeitschrift: „The Gray's-Inn Journal", verschaffte ihm Johnson's Freundschaft. Da er sich in öffentlichen Blättern als einen der heftigsten Gegner des unglücklichen Admiral Byng zeigte, so erwarb ihm dies die Gunst des Lords Holland, der ihm, wiewol mit großer Mühe, 1757 die Aufnahme unter die Advocaten verschaffte. Aber auch als Rechtsgelehrter machte er kein Glück; er fing nun an, für das Theater zu schreiben, und verpflanzte namentlich viele ausländische Erzeugnisse auf engl. Boden. Seine Komödien sind ziemlich treue Sittengemälde in einem leichten und reinen Styl, und sein „Griechisches Mädchen" gehört zu den beliebtesten Trauerspielen Englands. Viel komisches Talent zeigte er in seinen Possen, unter denen „Drei Wochen nach der Hochzeit" die beste und bekannteste ist. Eine Ausgabe seiner Werke in 7 Bänden ließ er in London 1786 erscheinen. Seiner Übersetzung des Tacitus (1793) fehlt es an Genauigkeit und Treue, doch hat sie ihm in England mehr Ruhm gebracht als seine andern Arbeiten und selbst sein „Essay on the life and genius of S. Johnson" (Lond. 1792). Eine seine letzten Arbeiten war die Biographie Garrick's. Er starb in London am 18. Jun. 1805. Nach seinem Tode erschien seine Übersetzung des Sallust.

Murr (Christoph Gottlieb v.), Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. in Nürnberg am 6. Aug. 1733, bildete sich hier und auf der hohen Schule zu Altdorf, ward in der Folge Zollamtmann in seiner Vaterstadt und starb daselbst am 8. Apr. 1811. Unter seinen Schriften zeichnet sich sein „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur" (17 Bde., Nürnb. 1775—89) aus, das er unter dem Titel „Neues Journal ꝛc." (2 Bde., Lpz. 1798—99) fortsetzte. Dasselbe enthält Abhandlungen über die älteste Geschichte der Ölmalerei, der Kupferstecher- und Formschneidekunst, Beschreibungen seltener Werke, Beurtheilungen der vorzüglichsten in fremden Sprachen erschienenen Bücher, oder Auszüge aus den kostbarsten derselben, Nachrichten über die neuesten Fortschritte der Künste und Wissenschaften u. s. w. Die übrigen zahlreichen Schriften M.'s tragen zu sehr das Gepräge der Flüchtigkeit und oberflächlichen Wissens.

Murrhinische Gefäße (vasa murrhina), die Prachtgefäße der Alten, welche sich durch Kostbarkeit des Stoffes wie durch Schönheit der Bearbeitung auszeichneten, waren durch Pompejus aus Asien nach Rom gebracht worden, als dieser den Mithridates besiegt hatte. Einige Alterthumsforscher haben ihren Stoff für ein Fossil aus der Classe der Sardonyxe und Achate, oder für chines. Speckstein, Andere für eine Art Porzellan oder Glasfluß gehalten. (S. Plastik.) Wahrscheinlicher dürfte anzunehmen sein, daß es Gefäße dieser Art sowol aus natürlichen als aus künstlichen Massen gab, die, weil sie im Äußern einander glichen, gar leicht miteinander verwechselt wurden und eine gemeinschaftliche Benennung erhalten konnten. Nach Weltheim's Untersuchung war das echte Murrhin kein Kunstproduct, sondern ein Fossil, und zwar eine Steinart, welche schwache Säuren bei kurzem Gebrauche nicht angriffen, die weich war und sich schaben ließ, weshalb sie auch nur einen matten Glanz annahm. Die schönern Gefäße dieser Art, die selten größer waren als die gewöhnlichen Trinkbecher, spielten stellenweise aus dem Purpurfarbenen ins Fleischfarbene. Alles dies scheint für den chines. Speckstein zu sprechen, für den sich daher auch neuere Forscher wieder erklärt haben.

Murten, franz. Morat, lat. Muratum, Stadt im Schweizercanton Freiburg, an dem durch die Broye mit dem Neuenburgersee verbundenen Murtensee,

6 St. von Bern, hat 1350 Einw. und ist besonders berühmt durch den Sieg der Eidgenossenschaft über Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, am 22. Jun. 1476. Nach der Niederlage bei Granson, am 3. März 1476, sammelte der erbitterte Karl schnell wieder ein Heer von 40,000 M., mit dem er sich schon am 10. Jun. vor den Thoren von M. zeigte. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Banner der mit ihnen verbundenen rhein. Städte Strasburg, Basel, Kolmar, Schlettstadt, Kaiserberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirdt in Eilmärschen herbei. Auch Renatus, der von Karl vertriebene Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann, war mit ihnen, ohne jedoch, wie Einige angeben, den Oberbefehl zu führen. Von der Stellung ihrer an Zahl ihnen weit überlegenen Feinde durch einen Überläufer benachrichtigt, rückten die Eidgenossen vor, drangen auf die Wachen ein, brachen durch, stürzten sich mit den ihnen voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurden durch die Besatzung von M. verstärkt, und erkämpften so einen vollständigen Sieg. Sie wurden Herren des feindlichen Lagers, Geschützes und Reichthums; Karl selbst entging nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft; von zwölf ihm übriggebliebenen Reitern begleitet, flüchtete er bis Soigne, einer 16 M. von M. entfernten Stadt in der Champagne. Dem braven Renatus, der im Streit einer der Ersten gewesen war, machten die dankbaren Sieger mit des Besiegten Zelte, sowie mit seinem Geräthe und allem Geschütz ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten Wort. Das an der Stelle, wo das erschlagene Heer begraben wurde, später errichtete Beinhaus für die gesammelten Knochen, mit der Inschrift: „D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae Ducis, exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. Anno 1476", wurde bei dem Einfalle der franz. Revolutionsarmee, am 2. März 1798, zerstört. Dafür ließ die Eidgenossenschaft 1822 einen Obelisk als Nationaldenkmal aufrichten, der die Inschrift führt: „Victoriam XXII. Jun. MCCCCLXXVI patrum concordia partam novo signat lapide respublica Friburgensis MDCCCXXII."

Musagētes, d. h. Musenführer, ist ein Beiname des Apollo, als Vorsteher und Lehrer der Musen, und in spätterer Zeit des Hercules. In neuern Zeiten ist Musagetes zum Ehrennamen für einen Gönner der Wissenschaften und Künste geworden.

Musäus, ein berühmter griech. Dichter des mythischen Zeitalters, war aus Athen gebürtig, nach Einigen ein Sohn des Eumolpes und der Selene, nach Andern des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Letztern heißt er wahrscheinlich nur deshalb, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondere bei den Eleusinien und andern Mysterien, eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehre Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der wahrscheinlich im 4. oder 5. Jahrh. nach Chr. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und des Leander, welches zuerst von Aldus dem Ältern 1494 gedruckt, dann von Henricus Stephanus mit den heroischen Dichtern und später von Kromayer (Halle 1721), Röver (Leyd. 1737), Heinrich (Hanov. 1793), Passow mit deutscher Übersetzung (Lpz. 1810), Möbius (Halle 1814) und Schäfer (Lpz. 1825) herausgegeben wurde.

Musäus (Joh. Karl Aug.), ein origineller deutscher Schriftsteller, geb. 1735 zu Jena, studirte daselbst Theologie und lebte dann als Candidat des Predigtamts in Eisenach. Als er in der Nähe von Eisenach Landpfarrer werden sollte, widersetzten sich die Bauern, und zwar deshalb, weil er einmal getanzt hatte. Er wurde 1763 Pagenhofmeister am weimar. Hofe, 1770 Professor am dortigen Gymnasium und starb an einem Herzpolypen am 28. Oct. 1787. Auf

ſeinem Grabe ward ihm ein einfaches, aber ſchönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Zu ſeinem erſten Werke „Grandiſon der Zweite" (2 Bde., Eiſenach 1760—62), das in der neuen umgearbeiteten Auflage den Titel „Der deutſche Grandiſon" erhielt (2 Bde., Eiſenach 1781—82), ward er durch Richardſon's „Grandiſon" veranlaßt, der damals allgemeines Aufſehen erregte und manchem ſchwachen Leſer den Kopf verdrehte. M. ſuchte dieſem Unweſen zu ſteuern, und ſein Werk fand vielen Beifall. Erſt nach langem Zwiſchenraume trat er wieder als Schriftſteller auf, um eine andere Thorheit der Zeit, nämlich die Verirrungen der Phyſiognomik, zu ſtrafen. Er that dies in ſeinen geiſtreichen „Phyſiognomiſchen Reiſen" (4 Hefte, Altenb. 1778—79), die ebenfalls großen Beifall fanden. Hierdurch aufgemuntert, gab er nun „Die Volksmärchen der Deutſchen" (5 Bde, Gotha 1782 fg.; neu herausgegeben von Weiland 1806 und von Jacobs 1826), durch die er zum Nationalſchriftſteller wurde. Seine Abſicht dabei war, der weinerlichen Empfindſamkeit freie Spiele der Phantaſie entgegenzuſtellen und durch den bunten Wechſel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um ſo mehr gefielen, als ſie mit den in der Jugend empfangenen Eindrücken übereinſtimmten. Freilich traf er nicht immer den rechten Märchenton, und oft ſchaden dem Eindrucke die eingemiſchten Anſpielungen auf Gegenſtände der damaligen Zeit. Mehr betrachtend als erzählend ſind „Freund Heins Erſcheinungen in Holbein's Manier" (Winterthur 1785). Unter dem Namen Schellenberg begann er eine neue Reihe Erzählungen unter dem Titel „Straußfedern" (Bd. 1, Berl. 1787), welche fortzuſetzen der Tod ihn verhinderte. Nach ſeinem Tode erſchienen ſeine „Moraliſche Kinderklapper" (Gotha 1788; neue Aufl., 1794), und von Kotzebue, ſeinem nahen Verwandten, herausgegeben ſeine „Nachgelaſſenen Schriften" nebſt Nachrichten von ſeinem Leben (Lpz. 1791). Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmloſigkeit, welche M. im Leben beſaß, ſpricht ſich auch in ſeinen Schriften aus, und er war dieſer Eigenſchaften wegen allgemein geliebt. Obgleich er Satiren ſchrieb, wollte ihm doch Niemand übel, denn ſeine Laune war nie mit Galle gemiſcht, und die Pfeile ſeines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftſteller iſt er ebenſo unterhaltend als belehrend. Die gefälligſte, munterſte Laune, deutſche Offenheit und Biederherzigkeit, ungeſuchte Anſpielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur poſſirlichſten Lebhaftigkeit wird, drückte Allem, was er ſchrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutſche Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt und gebrauchte ſie mit Leichtigkeit nach ſeinem jedesmaligen Zwecke.

Muſchelmünze, ſ. Kauris.

Muſcheln, ſ. Mollusken.

Muſchenbroek oder **Muſſchenbroek** (Peter van), ein ausgezeichneter Phyſiker, geb. 1692 zu Leyden, ſtudirte daſelbſt Medicin, Phyſik und Mathematik und promovirte 1715. Er unternahm hierauf eine Reiſe nach England, lernte in London Newton kennen und ward nach ſeiner Rückkehr nach Holland zum Profeſſor der Phyſik und Mathematik auf der Univerſität Utrecht ernannt. In derſelben Eigenſchaft ward er bald darauf nach Leyden berufen, wo er 1761 ſtarb, nachdem ſich England, Preußen und Dänemark vergebens bemüht hatten, ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphyſik erwarb er ſich bleibende Verdienſte; durch ſeine Bemühungen wurden die Fortſchritte der Naturlehre ungemein befördert. Auch erfand er das nachher von Lambert verbeſſerte Pyrometer. Seine Verſuche wie ſeine Rechnungen zeigen von ungemeinem Scharfſinn und Genauigkeit. Als ſeine vorzüglichſten Werke führen wir an: „Tentamina experimentorum naturalium" (Leyd. 1731, 4.); „Elementa physicae" (Leyd. 1741); „Compendium physices experimentalis (Leyd. 1762) und „Introductio in philosophiam naturalem" (2 Bde., Leyd. 1762, 4.).

Muſen (Musae), die Göttinnen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, waren urſprünglich die Nymphen begeiſternder Quellen. Ihre Abſtammung wird

verſchieden angegeben, und auch in den Namen und Perſonen der Muſen findet ſich große Verſchiedenheit. Die bekannteſten ſind die Töchter Jupiters und der Mnemoſyne, die von der Eupheme erzogen wurden und beim Homer auf dem Olymp wohnen. Eigentlich ſtammten die Muſen aus Pierien in Thrazien, von da kamen ſie nach Böotien und dann ins übrige Griechenland. Anfangs kannte man nur drei Muſen: Melete (das Nachſinnen bei der Arbeit), Mneme oder Arche (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten) und Aoide (der Geſang zur Begleitung der Erzählung); nach Cicero noch eine vierte, Thelxiope. Endlich brachte Pierus, ein Macedonier, neun Muſen nach Theſpien, die man für ſeine Töchter hielt und daher auch nach Pauſanias Pierides (Pierinnen) nannte. Andere leiten dieſen Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her, wo ſie am früheſten verehrt wurden. Ihre Namen waren Klio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpſichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Kalliope. Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit der Mnemoſyne neun Nächte in Pierien zu und zeugte in dieſen die neun Muſen. Gleich nach ihrer Geburt kamen ſie ſingend und tanzend in den Olymp, wo Jupiter ſie zur göttlichen Würde erhob. Nicht weit von der Spitze des Olympus war ihr Palaſt, neben den Paläſten der Grazien, wo ſie ſangen und tanzten. Gewöhnlich werden ſie als Jungfrauen dargeſtellt, bisweilen aber auch Kinder der Muſen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, außer daß ſie bei Euſtothius die Mutter des Linus genannt wird. Unter den Begebenheiten der Muſen werden vorzüglich drei Wettſtreite erzählt, die ſie mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus, und dem alten Barden Thamyris hatten. Die Sirenen mußten, als ſie überwunden wurden, ſich die Federn aus den Flügeln rupfen laſſen, woraus ſich die Muſen Kränze fertigten, und flogen beſchämt als geſchwätzige Elſtern hinweg. Als die Muſen in dem Wettſtreite mit ihnen ſangen, ſtanden der Himmel und die Geſtirne, die Flüſſe und das Meer ſtill, und der Berg Helikon hüpfte vor Wonne, ſodaß Neptun, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmliſchen ſteigen möchte, den Pegaſus abſchickte, der ihn mit dem Fuße auf den Scheitel ſchlug; bei dem Geſange der unglücklichen Pieriden aber deckte ſchwarze Finſterniß weit umher die Gefilde. Der Barde Thamyris, der einen Wettſtreit mit ihnen einging, hatte als Bedingung feſtgeſetzt, daß, wenn er als Sieger davonginge, jede von ihnen eine Nacht in ſeinen Armen ruhen ſollte; würde er aber beſiegt, ſo ſollten ſie ihm eine willkürliche Strafe auferlegen. Der letztere Fall trat ein, und er verlor zur Strafe ſeiner Vermeſſenheit die Augen und die Kunſt, die Cither zu ſpielen. Die gewöhnliche und gemeinſchaftliche Beſchäftigung der Muſen war Geſang und Tanz. Erſt in ſpätern Zeiten ſchrieb man jeder einzelnen eine beſondere Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Kalliope, die vorzüglichſte unter den Muſen, die Beſchützerin der Könige, denen ſie die Gabe der Beredtſamkeit und des Geſanges ſchenkte, wurde nunmehr die Göttin des Heldengedichts, Klio die Göttin der Geſchichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der Sternkunde, Erato der Liebesgeſänge, Polyhymnia der Beredtſamkeit und Mimik, und Terpſichore des Tanzes. Wollte man ihre Namen überſetzen, ſo könnte Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, beſonders bei Gaſtmählern, Melpomene die Gernſingende, Polyhymnia die Mannichfaltigkeit des Geſanges, Terpſichore die Tanzliebende und Klio den Ruhm bezeichnen. Ihre meiſten Beinamen erklären ſich von ihren Wohnſitzen, dem Helikon, Pindus, Parnaſſus, und den heiligen Quellen daſelbſt (daher Kaſtaliden, Pimpleiden u. ſ. w.). Im Allgemeinen werden ſie als ſchöne, bekleidete Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaub oder Lorbeern, oder Roſen, oder den Federn der Sirenen abgebildet, tanzend im Kreiſe verbunden um den Apollo. Ihre Verehrung verbreitete ſich von Griechenland nach Italien. Die Römer nannten ſie eigentlich Camönen, und in Rom hatten ſie verſchiedene Tempel und einen heiligen Hain. Unter den Thieren waren ihnen die Schwäne, Nachtigallen und Heuſchrecken heilig. Sie hatten

Kunde der Vorzeit und wurden von den Dichtern meist am Eingange ihrer Gesänge angerufen.

Musenalmanache entstanden um die Zeit des ersten Aufblühens der neuern deutschen Poesie. Sie kamen einem längstgefühlten Bedürfnisse der Dichter wie der Leser entgegen und waren lange die Vereinigungspunkte für die besten poetischen Kräfte der Nation. Es liegt besonders in dem Wesen der lyrischen Poesie, daß sie ihre Erzeugnisse, als die Ergüsse eines glücklichen Augenblicks, unter verwandten Gemüthern möglichst schnell in Umlauf zu bringen wünscht, und insbesondere muß es jugendlichen Dichtern willkommen sein, ihre Erstlingsgaben unter dem Schutze bewährterer Talente versuchsweise in die Welt schicken zu können. So gab es bereits vor der Zeit, in welcher die Musenalmanache ins Leben traten, Unternehmungen, hauptsächlich darauf berechnet, die Producte lebender Dichter in möglichst kurzer Frist zu veröffentlichen, wie die „Poesien der Niedersachsen", denen Hagedorn seine Jünglingsversuche anvertraute, „Die Belustigungen des Verstandes und Witzes", in denen Gellert, Kleist u. A. zuerst ihre Kraft erprobten, und seit 1745 die „Bremischen Beiträge", welche Jahre lang bedeutenden Einfluß auf den Gang der deutschen Literatur übten. Wie sich damals zur Herausgabe dieser Zeitschrift eine Anzahl der bewährtesten vaterländischen Dichter zu Leipzig zusammenthat, so geschah einige Jahrzehende später ein Gleiches von einigen jungen begabten Männern zu Göttingen, nur daß diese für die äußere Erscheinung wie für die innere Anordnung ihrer Gaben ein um wenige Jahre älteres franz. Unternehmen, den seit 1765 herauskommenden „Almanac des Muses", zum Muster nahmen. Gotter (s. d.) und Boje (s. d.) nämlich vereinigten sich 1769 zur Herausgabe einer poetischen Blumenlese unter dem Titel eines „Musenalmanach". Derselbe erschien, durch Kästner's Unterstützung gefördert, 1770 zum ersten Male, ward von da an, nachdem Gotter Göttingen verlassen und Boje durch eine Reise nach Berlin seine Verbindungen vermehrt hatte, von Diesem allein bis 1775, in den nächsten Jahren aber bis 1778 von Göckingk fortgesetzt. In ihm legten die Dichter des Hainbundes, Miller, Hölty, Voß, die Grafen Chr. und Fr. L. Stolberg, Bürger, der zu früh verstorbene Fr. Hahn u. A. ihre neuesten Gaben (in den ersten Jahren auch bereits Gedrucktes) nieder, und die freudige, von Jahr zu Jahr wachsende Theilnahme einer empfänglichen Lesewelt belohnte ihre Bestrebungen. Sechs Jahrgänge dieses ersten deutschen (göttinger) Musenalmanachs waren bereits in Aller Händen, als Voß sich zur Herausgabe eines neuen entschloß, der 1776 zu Lauenburg, von 1777 an aber zu Hamburg erschien und deshalb gewöhnlich der „hamburgische" genannt wird. Da auch Göckingk sich 1777 diesem Unternehmen anschloß, so übernahm im folgenden Jahre an dessen Stelle Bürger die Redaction des göttinger Almanachs, der er sich bis zu seinem Tode, 1794, mit Liebe unterzog, worauf K. Reinhard die Fortsetzung bis zum 35. Jahrgange (1805) besorgte. Die erste, mit einem so glücklichen Erfolge gekrönte Unternehmung zog bald andere gleicher Art nach sich. Außer dem bereits erwähnten „Hamburger Musenalmanach" (1776—1800) erschien gleichzeitig mit dem göttinger ein anderer zu Leipzig, herausgegeben von Ch. H. Schmid (1770—81), der jedoch mit dem, was er bot, weit hinter jenem zurückblieb. Die „Wienerischen Musenalmanache", seit 1777, erwarben sich durch Ratschky's und Blumauer's Beiträge mehre Jahre hintereinander wohlwollende Theilnahme, ohne jedoch wesentlich in den Gang der Literatur einzugreifen, was auch den zahlreichen ähnlichen Sammlungen, die unter dem Titel Musenalmanache und poetische Blumenlesen in den nächsten Jahren von Schwaben, Hessen und Schlesien, von Königsberg und Berlin ausgingen, und ihr dürftiges Dasein selten über ein oder einige Jahre brachten, nicht gelingen wollte, bis endlich mit dem von Schiller herausgegebenen Musenalmanache (1796—1801) für diese Erscheinungen eine neue Epoche einzutreten schien. Nicht blos Schiller und Göth-

schmückten ihn mit ihren Beiträgen, sondern auch andere talentvolle gleichzeitige Dichter beeiferten sich, durch ihn ihre neuesten kleinen Schöpfungen in der besten Gesellschaft in die Welt einführen zu lassen, namentlich machten sogleich im zweiten Jahrgange (1797) die darin enthaltenen „Xenien" allgemeines Aufsehen. Kein Wunder, daß, als er aufhörte, neue Versuche, das Publicum zu fesseln, gemacht wurden. Wir nennen die „Musenalmanache" von A. W. Schlegel und Tieck (Tüb. 1802) und von Vermehren (Jena 1802—3), das „Poetische Taschenbuch" von Fr. Schlegel (Berl. 1805—6) und den „Musenalmanach" von Leo v. Seckendorf (1807—8). Indessen vermochten sie es nicht, sich einen gleich ungetheilten Beifall zu erwerben, wie ihre Vorgänger. Zu dem in der poetischen Ansicht eingetretenen Zwiespalte kam später die allmälig zunehmende Gleichgültigkeit gegen alles Metrische und die jährlich anwachsende und dem Geschmacke der Zeit sich williger bequemende Taschenbücherliteratur (s. d.), die mit ihrem bunteren Inhalte und reicheren Schmucke ihren prunklosen Vorgängern nach und nach die Gunst der Lesewelt entzog. Erst als die Taschenbücher in ihrer Nachgiebigkeit gegen die Richtung der Zeit so weit gingen, daß sie alles Metrische aus ihrem Kreise möglichst verbannten, trat das Bedürfniß von Sammlungen, die das beste Neue aus dem Gebiete der lyrischen und lyrisch-epischen Poesie in sorgsamer Auswahl mittheilten, abermals hervor. So erschienen denn 1830 zugleich zwei Musenalmanache, der eine, von Am. Wendt besorgt, mit Beiträgen von Göthe, Tieck, Uhland, Rückert, Chamisso, Schwab, Kerner u. A., und der zweite: „Berliner Musenalmanach", herausgegeben von Mor. Veit, mit Beiträgen von Stieglitz, L. Schefer, F. Horn, von Arnim, von Chamisso u. A. Der letztere erlebte nur zwei Jahrgänge, während der erstere, mit seinem dritten Jahrgange, als „Deutscher Musenalmanach", von Chamisso und G. Schwab übernommen und von einer Anzahl der besten lebenden Dichter mit Beiträgen ausgestattet, bereits sein sechstes Jahr erlebt hat.

Musette ist der franz. Name für Dudelsack oder Sackpfeife (s. d.). Auch führt diesen Namen ein ländlicher franz. Tanz, sowie ein kleines Tonstück, das zum Tanzen eingerichtet ist, gemeiniglich im $^6/_8$ Takt, von etwas langsamer Bewegung, naiver Einfalt und einem sanften, schmeichelnden Gesange, oft auch über einen aushaltenden Baßton gesetzt.

Mūseum (Museion) bedeutet eigentlich eine Musengrotte oder einen Musentempel, und es erhielt diesen Namen zuerst der Theil des kön. Palastes zu Alexandrien, welchen Ptolemäus Philadelphus für die Bibliothek bestimmte. Später aber verstand man unter Museum in der Regel eine Sammlung seltener und anziehender Gegenstände entweder aus dem ganzen Gebiete der Naturgeschichte oder der Künste, welche in einem Gebäude zur Ansicht der Kenner, zum Genusse der Kunstfreunde, zur Befriedigung der Neugierigen und zur Belehrung von Schülern und Meistern aufgestellt ist. Die ersten Kunstsammlungen finden wir schon in den Peristylen alter Tempel; Delphi mit seinen nach Volksstämmen getheilten Schatzkammern, der Tempel der samischen Juno und die palladische Akropolis zu Athen waren überreich an Kunstwerken, aber es waren Weihgeschenke, sinnig und schicklich geordnet und aufgestellt. Alexander's Nachfolger häuften Bildwerke aller Art in ihren Königssitzen, um sie bei ihren Triumphen in unabsehbaren Prunkzügen herumzuführen; die Kunst diente, aber schmückend und belebend. Ähnlich war das Schicksal der Kunstwerke im alten Rom; die gefangenen Götterbilder wurden als Sklaven aufgeführt, und unter den röm. Kaisern gab es mehr als einen Nero, der allein aus Delphi 500 Statuen zur Schmückung seines goldenen Hauses kommen ließ. Doch Museen wurden hier noch nicht errichtet; öffentliche Gebäude und Paläste wurden mit sinniger Auswahl geschmückt, und die Kunst ging immer noch in das Leben über. Doch bald verlor sich auch dieser letzte Schimmer alter Größe, und in der guten, alleverbergenden Mutter Erde bildete

sich das erste Museum, welches rettend und schützend die alten Kunstwerke vor den Anfeindungen der Vandalen bewahrte. Zu Anfang des 15. Jahrh. waren in Rom selbst nur etwa fünf antike Marmorbilder und eine einzige Statue von Bronze bekannt. Von Florenz aus ging mit dem Zeitalter der Mediceer ein neuer Tag für die Kunst auf. Cosmus I. sammelte schon Antiken und legte den Grund zum berühmten florentin. Museum. Bald wetteiferten die andern kunstliebenden Fürsten hierin. Ein Mediceer, Papst Leo X., verpflanzte die seinem Hause eigne Kunstliebe nach Rom. Die Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio wurde der Mittelpunkt der gefundenen Kunstschätze, und ein edler Wetteifer ergriff alle großen Familien Roms und ganz Italiens, durch fleißige Nachgrabungen das Köstlichste der Vorwelt zu gewinnen und ihre Paläste damit zu schmücken. Alle diese Sammlungen hatten mit Münzsammlungen angefangen. Die Familie Este machte die erste Gemmensammlung. Von den Münzen ging man zu Sammlungen von Büsten über, doch blieben diese meist, wo sie hinpaßten, in Bibliotheken und Thronsälen, sowie man die übrigen gefundenen Bildwerke noch gern in geräumige Hallen und offene Höfe vertheilte, wie das Cortile im Belvedere und die Villen in und bei Rom es zeigen. Musterhaft war in dieser Hinsicht die Aufstellung der Antiken in neun Stanzen der Villa Borghese, welche bei der Rückkehr der Kunstwerke nach Italien nicht wiederhergestellt werden konnte, da die Borghese'sche Sammlung von den Franzosen gekauft worden war. Unter Italiens Himmel blieb jedoch immer noch Manches möglich, was das rauhe, nordische Klima verbietet. Wenn überhaupt schon die schönsten Zwecke der Kunstwerke, zu begeistern und das Leben sinnig zu schmücken, verfehlt werden, sobald man sie der rechten Stelle, wo allein die vom Künstler beabsichtigte Wirkung durch sie hervorgebracht werden kann, entnimmt, so ist dies noch viel mehr der Fall, wenn in den Museen die verschiedenartigsten Gegenstände, meist des Raums wegen, sinnlos nebeneinander gestellt werden. Viele Museen sind in der neuern Zeit entstanden; andere haben sich erweitert und verherrlicht. Greift auch die Sammlerliebe zuweilen in der Wahl der Gegenstände über das Ziel, so lehrt sie wenigstens beachten und erhalten, was von kunstliebenden Voráltern hinterlassen worden ist. Da aber die Kunst nur im Leben sich an ihrem Platze findet, so muß man hoffen, daß durch die Theilnahme an den geretteten Schätzen die Empfänglichkeit für Werke, die aus dem Leben hervorgegangen sind, angeregt werden wird, daß die Kirchen allmälig wieder würdig ausgeschmückt, die Rathhäuser durch Denkmäler zu größerer Bedeutung erhoben, die öffentlichen Brunnen sinnig verziert, die Märkte durch paßliche Erweckungssteine zu öffentlichen Museen umgestaltet werden, wie die kunstreichen Städte Korinth, Pergamus, Athen, wie Florenz, Augsburg, Nürnberg und andere einst waren, deren verstümmelten Nachlaß man jetzt sorglich verschließt.

Die berühmtesten Museen in Italien sind: das Museum im Vatican zu Rom, welches fast alle Zimmer dieses ungeheuern Palastes einnimmt, da die berühmtesten Gemälde, Statuen, Reliefs, Bücher und Handschriften hierzu gehören. Die Stanzen und Logen enthalten die berühmten Frescogemälde Rafael's, im Cortile ist der Apollo und der Laokoon nebst unzähligen der herrlichsten Bildwerke; in die vaticanischen Säle kamen Rafael's Transfiguration, seine Madonna di Foligno und die meisten der berühmtesten Gemälde, die nach Paris entführt waren. Mit dem vaticanischen wetteifert das Museum zu Neapel, dessen schönste Zierden die Bronzen, Vasen und geschnittenen Steine sind. Auch Florenz, Turin, Modena, Venedig und Verona bewahren gewissenhaft die ererbten Schätze und vermehren sie. In Frankreich war das Museum in Paris, zu der Zeit, wo alle höchste Kunstschätze darin aufgehäuft waren, das reichste der Welt, und ist auch jetzt noch sehr beträchtlich. Noch ist der Louvre der Sitz dieser verschiedenen Sammlungen, die in ein Museum (classisch) antiker Bildwerke, in ein ägypt. Museum, ein Museum moderner Bildwerke (das ehemalige Museum An-

goulême) und in ein Muſeum der Gemälde zerfallen. Außerdem hatte Paris noch ein Muſeum von Nationaldenkmälern, wo Lenoir (ſ. d.) mit Kenntniß und Geſchmack diejenigen Monumente, welche, durch die Volkswuth während der Revolution den Kirchen entriſſen, der Zerſtörung entgangen waren, geſammelt, aufbewahrt und, nach Jahrhunderten geordnet, in Sälen aufgeſtellt hatte, wovon jeder im Geſchmack ſeines Jahrhunderts gebaut und verziert war; ein Garten dabei enthielt die Grabmäler, welche zu groß für die Säle waren; das Ganze war höchſt merkwürdig; jetzt aber iſt Alles wieder an die alten Stellen zurückgekehrt. Unter Englands Muſeen iſt das oxforder das älteſte, welches 1679 angelegt wurde und einen großen Theil ſeiner Schätze dem Elias Aſhmole verdankt, deſſen Namen es auch ſeitdem führt. Das Britiſche Muſeum in London, wo ſich ebenfalls ägypt. Sammlungen an die altclaſſiſchen anſchließen, in einem ſeit 1824 aufgeführten Prachtgebäude, wird durch Schenkungen ſowol als Ankäufe immer reicher. Sir Robert Cotton legte durch ſeine ſchöne Handſchriftenſammlung den Grund dazu; ſeitdem ließ die Regierung keine Gelegenheit, das Muſeum zu bereichern, unbenutzt: ſo kaufte ſie die Sammlungen Hamilton's, die Marmor und Basreliefs Townley's, die reiche Sammlung des Lord Elgin und die Frieſenreliefs von Phigalia. Kein Land Europas beſitzt mehr Muſeen als Deutſchland. Früher vorhanden als die jetzt hervorragenden waren in Dresden die Antikenſammlung, das Auguſteum genannt, deſſen höchſte Zierde die drei Herculanerinnen ſind, ferner die Gemäldegalerie mit der Himmelskönigin von Rafael und der heiligen Nacht von Correggio, und das Muſeum der Mengs'ſchen Gypsabgüſſe, an welche ſich jetzt ein hiſtoriſches Muſeum anſchließt, das durch inneren Reichthum und äußere Anordnung gleichmäßig anzieht. Wien hat neben ſeinen frühern Schätzen eine Vaſenſammlung und ein ägypt. Muſeum aufgeſtellt. Prachtvoll ausgeſtattet ſind die Muſeen zu München, wo die Schätze der plaſtiſchen Kunſt die Glyptothek (ſ. d.) in würdiger Aufſtellung vereinigt, der gegenüber ſich die Pinakothek (ſ. d.) zur Aufnahme der Gemälde erhebt, die durch die düſſeldorfer Sammlung und durch die Boiſſerée'ſche Gemäldeſammlung beträchtlich vermehrt wurden. In dem neuaufgeführten Muſeum zu Berlin iſt die Sammlung antiker Statuen und die Sammlung der Vaſen; ferner ſind daſelbſt die Terre cotte, die Gemmen, die Münzen und endlich die Gemälde vereinigt. Getrennt davon iſt das ägypt. Muſeum in Montbijou und das hiſtoriſch-ethnographiſche im kön. Schloſſe. Mit derſelben Liberalität, wie die berliner, unterſtützt die preuß. Regierung die Bildung der Sammlungen zu Bonn, Breslau, Halle und Münſter, die, für den Zweck des Unterrichts berechnet, oft durch locales Intereſſe noch bedeutender werden. Umfaſſender als die zuletzt erwähnten iſt das vaterländiſche Muſeum zu Prag, dem uneigennützige Vaterlandsliebe ſtets neue Erwerbungen zuweiſt. Das neue Muſeum zu Gotha, welches 1824 eröffnet wurde und worinnen neben der Gemäldegalerie die Bibliothek, das Münzcabinet, das ſineſiſche und das oſtindiſche Cabinet, die Seezen'ſchen Sammlungen, die Kunſtkammer u. ſ. w. aufgeſtellt ſind, iſt vorzüglich reich an Bildern aus der altdeutſchen Schule. Auch die Muſeen zu Kaſſel, Darmſtadt, Braunſchweig, Nürnberg und Bern werden durch neue Ankäufe fortwährend bereichert. Frankfurt hat den Grund zu einem Muſeum gelegt durch die Gemäldeſammlung des Bankiers Städel, und in Stuttgart iſt ein Muſeum trefflicher Gypsabgüſſe eröffnet worden. An dieſe Sammlungen ſchließen ſich die Muſeen an, welche Kunſtfreunde um ſich gebildet haben; nur liegt es in ihrer Natur, daß ſie bald lebhaft emporgebracht, bald ſtillſtehend, weſentlichern Wechſeln ausgeſetzt ſind als die öffentlichen, in denen ſie wenn das Schickſal ihnen wohlwill, endlich eine bleibende Stätte finden. Als ein ſchönes Zeichen der Theilnahme an der Kunſt nehmen dieſe Privatmuſeen an Zahl wie an Bedeutenheit zu. Denn während in Italien die Sammlerliebe ſich verliert, wo nicht Funde, wie im alten Etrurien, wie bei Selinus, in Bres-

cia und andern Orten fast dazu zwingen, gedeiht sie desto kräftiger in England, Deutschland und Frankreich. Selbst der höhere Norden bleibt nicht hinter dieser Richtung zurück, zumal da die siegreichen Heerzüge in die Länder classischer Bildung so viele Anregungen, und die Funde in den südl. Provinzen Rußlands so viele Erwerbungen brachten. Eine gute Übersicht der Museen in Bezug auf alte Kunst gibt Ottfr. Müller im „Handbuche der Archäologie der Kunst" (2. Aufl., Bresl. 1835).

Musik. Unter Musik verstanden die Griechen die sogenannten Musenkünste, vorzüglich Tonkunst, Dichtkunst und Redekunst. Später wurde der Name Musik und musikalisch blos auf die Kunst, durch Töne das Gemüth mit Wohlgefallen zu erregen, beschränkt, eine Kunst, deren Werke in dem Gebiete der Zeitformen sich bewegen und daher auch von der Zeit mehr als andere abhängig sind. Wenn wir uns von dem Wesen dieser Kunst einen richtigen Begriff machen wollen, so müssen wir versuchen, ihren Ursprung in der Natur auszuforschen. Es wird uns dadurch erleichtert, daß wir diese Kunst einigermaßen noch täglich entstehen sehen, sowie wir denn auch den ersten, ganz rohen Gesang gegenwärtig bei allen noch halb wilden Völkern antreffen. Die Natur scheint eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Gemüth und dem Gehöre gestiftet zu haben. Jede Stimmung kündigt sich durch eigne, ihr angehörige Töne an, und diese Töne erwecken in dem Herzen Dessen, der sie vernimmt, die Empfindung, aus welcher sie entstanden sind. Ein Angstgeschrei setzt uns in Schrecken, und frohlockende Töne erzeugen Fröhlichkeit. Ja unter den beiden edeln Sinnen hat das Gehör die größere Kraft, auf das Gefühl zu wirken. Setzt man noch hinzu, daß in vielen Fällen der in Affect versetzte Mensch sich gern in demselben zu bestärken, daß er sich zu bestreben scheint, ihn immer mehr und mehr zu äußern, wie z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorn und in andern Affecten geschieht, so wird es sehr begreiflich, wie auch die rohesten Menschen, wie sogar Kinder darauf verfallen, durch eine Reihe leidenschaftlicher Laute sich selbst in ihrer Stimmung zu bestärken und sie immer mehr zu entflammen. Dieses ist freilich noch kein Gesang, aber doch der erste natürliche Keim dazu. Die abgemessene Bewegung, die in gleichen Zeiten gleich weit fortrückt und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beim Auftreten bekommt, bemerklich macht, ist überhaupt unterhaltend und erleichtert die Aufmerksamkeit, die sonst bald ermüden würde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anstrengung erfodern, die taktmäßige Bewegung von selbst gesucht wird, wie z. B. bei Denjenigen, die Schiffe ziehen oder durch Ruder fortstoßen. Aber noch mehr Aufmunterung gibt diese taktmäßige Bewegung, wenn sie rhythmisch ist, d. h. wenn in den zu jedem Schritt oder Takte gehörigen kleinen Rückungen Stärke und Schwäche abwechseln, und aus mehren Schritten größere Glieder, wodurch das Fortdauernde mannichfaltig wird, entstehen. Daher das Rhythmische in dem Hämmern der Schmiede und in dem Dreschen, das Mehre zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth mittels der Lust, die es an Einförmigkeit, mit Abwechselung verbunden, findet, zur Fortsetzung derselben ermuntert wird. Diese taktmäßige und rhythmische Bewegung nun kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil eine solche Folge stets den Begriff der Bewegung mit sich führt, und somit ist demnach der Ursprung des förmlichen, mit Takt und Rhythmus begleiteten Gesanges und seine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich. Der Gesang, vielleicht so alt wie das Menschengeschlecht selbst, war ursprünglich der Trieb des Menschen, seine Gefühle, besonders wenn sie vorzüglich heftig waren, gleichsam aus dem Herzen durch den Mund auszustoßen und sich überhaupt des unangenehmen Gefühls sowol als des angenehmen zu entledigen. Die geistige Natur des Menschen, durch Freude wie durch Schmerz in ihrer Ruhe und in ihrem Gleichgewichte sehr gestört, strebt, beider Empfindungen Herr zu werden und sie unterzuordnen, und der Ton, sowol der der Freude als der des Schmerzes, ist das

Bestreben, sich der Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräftige Mittel, wodurch die Natur sich zu äußern pflegt, durch die Stimme, zu entledigen. Der gebildete Mensch erhob die Töne durch gesetzmäßige, aber mannichfaltige Verbindung zum freien Spiel, um sich hörend im Reiche der Empfindungen zu ergötzen. Ihre Selbständigkeit erreichte diese Kunst in der Instrumentalmusik (s. d.), welche früher nur dienend war. Da die Musik vorzüglich auf die Empfindung des Menschen wirkt, so ist es dem Zwecke derselben unangemessen, durch sie eigentliche Gedanken und Vorstellungen darstellen zu wollen, und jedes Tonstück, das nicht Empfindung erweckt, ist kein Werk der echten Tonkunst. Doch müssen wir dabei nicht übersehen, daß nicht Jeder, welcher ein gesundes Gehör hat, auch ein musikalisch gebildetes und jene zur wahren Auffassung der Tonwerke nöthige Reizbarkeit der Gehörsorganisation besitzt, durch welche die Töne mit dem Gefühl in Verbindung zu stehen scheinen. Nächstdem kommen auch die Mittel in Betrachtung, auf deren Kenntniß und Gebrauch diese Kunst beruht. Sie sind dreifach: die Melodie (s. d.), der Rhythmus (s. d.) und die Harmonie (s. d.). Die Tonart aber, in welcher eine Melodie vorgetragen wird, ist darum wichtig, weil eine jede Tonart ihren besondern Charakter hat. Auch der Rhythmus hat zum Ausdruck der Empfindung eine große Kraft, weil die Empfindungen überhaupt eine schnellere oder langsamere Bewegung haben. Die Harmonie schließt ebenfalls ungemein viel Kraft zum Ausdruck der Empfindungen in sich. Es kann durch sie Ruhe und Unruhe, Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden.

In Betreff dieser Wirkungen selbst ist die Tonkunst unerklärbar. Wenn jede andere Kunst mehr oder weniger zum Verstande spricht, dieser sich aber der empfangenen Eindrücke stets bewußt ist und die Gründe davon aufzuzählen vermag, so wirkt dagegen die Musik vorzüglich auf das Gemüth und ist im Stande, dasselbe bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit zu entflammen. Sie erweckt in uns an sich keine Begriffe und Ansichten, sie wirkt vielmehr zunächst auf das Unbewußte, auf die bloße Ahnung in uns; dies ist das unendliche Gebiet, wo die Musik ihre wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrschaft ausübt, und sie ist darum rein romantischer Natur. Daraus wird auch erklärbar, warum die Griechen, bei welchen vielmehr die Anschauung das Herrschende war, in dieser Vollendung keine Musik gehabt haben können.

Bei den Werken der Tonkunst unterscheiden wir die musikalische Erfindung oder Composition im eigentlichen Sinne, zu welcher Kenntniß der ästhetischen und technischen Bedingungen der Tonkunst und musikalisches Genie gehört, von der Ausführung oder äußern Darstellung. Letztere ist durch erstere bedingt und in Hinsicht der Darstellungsmittel Vocalmusik (s. d.), oder Instrumentalmusik (s. d.), oder Beides. In Hinsicht des Orts der Ausführung, des damit zusammenhängenden besondern Zwecks und hauptsächlich des aus letzterm hervorgehenden Charakters der Composition derselben gibt es Kirchen- oder religiöse Musik und weltliche Musik; diese ist Theater-, Concert- oder Kammer-, und Tanzmusik. Die Musik hat wie jede Kunst eine ästhetische oder geistige und eine technische oder äußere Seite. Die erstere hat zum Gegenstande die Ästhetik der Tonkunst; in Hinsicht auf letztere beruht sie auf Mathematik und vornehmlich auf der Arithmetik, sowie auf Akustik, und ist Melodie, Harmonik und Rhythmik. Die Theorie des sogenannten reinen Satzes haben außer den Ältern Marpurg, Kirnberger, Knecht, Vogler, Türk, Gottfr. Weber und Andere gründlich bearbeitet. Angehenden Tonkünstlern ist auch Ebhard's „Schule der Tonsetzkunst in systematischer Form" (2 Bde., Lpz. 1824—30) zu empfehlen.

Die Musik ist eine der ältesten unter den schönen Künsten, hauptsächlich darum, weil das Darstellungsmittel derselben, der Ton, dem Menschen auf die vollkommenste Weise angehört, und jedes lebhafte Gefühl sich in Tönen zu äußern

ſtrebt. Es ſcheint aus letzterm Grunde widerſinnig, die Erfindung der Muſik in eine Nachahmung der Naturtöne und Thierſtimmen zu ſetzen, die doch weit unvollkommener ſind als die des Menſchen. Eins nur ſcheint jener Annahme zum Grunde zu liegen, was der Erfahrung und dem vernünftigen Nachdenken gemäß iſt, nämlich, daß die Verſchiedenheit der Naturtöne und die Mannichfaltigkeit der Thierſtimmen insbeſondere auf die Ausbildung des menſchlichen Ohres, wie der Einfluß einer Umgebung überhaupt auf die ſich entwickelnde Thätigkeit, eingewirkt, und daß man durch äußere, auf Naturveranlaſſung erfundene Inſtrumente zuerſt die beſtimmten Abmeſſungen der Töne gefunden habe, auf welchen die Muſik beruht. Aber ſowie jenes die Muſik als Kunſt noch nicht erklärt, ſo ſetzt dieſer mittelbare Einfluß der Natur ſchon ein ausgebildetes Gehör voraus. Letzteres beſtätigt ſich auch dadurch, daß, wo wir Muſik bei einem Volke finden, Inſtrumente nicht fehlen. Gewiß iſt es, daß die Muſik als Kunſt erſt begann, als der Menſch, in unmittelbarem oder mittelbarem Beſitze mannichfaltiger Töne, dieſelben zum ſprechenden Ausdruck ſeines Innerſten auf eine geſetzliche und dem Ohre wohlthuende Art zu verbinden verſtand. Dies aber ſetzt voraus eine Ausbildung des Gehörs, vermöge welcher man den Abſtand und die Eigenthümlichkeit einzelner Töne genau zu unterſcheiden fähig iſt, welche Unterſcheidungsfähigkeit allerdings durch äußere Inſtrumente erleichtert wird, an welchen das Verhältniß der Töne gleichſam ſichtbar wahrgenommen werden kann. Hiernach ſcheint die Vocalmuſik oder die Hervorbringung muſikaliſcher Töne durch die menſchliche Stimme die älteſte, und die erſte Art der Inſtrumente ſcheint bei dem ruhigen Leben des Hirten, den das Windgeräuſch im Schilfe oder eine andere zufällige Veranlaſſung auf das Tönen hohler Körper dürch Einblaſen der Luft aufmerkſam macht, ſowie der Klang ausgeſpannter Sehnen auf Saiteninſtrumente führt, erfunden worden zu ſein. Auch dienten die Inſtrumente früher nur zur Begleitung; der Geſang aber war mehr declamatoriſch.

Nach der Bibel ſoll ſchon Jubal, Lamech's Sohn, vor der Sündflut auf Inſtrumenten muſicirt haben; allein es fragt ſich hier, ob nicht die Moſaiſche Urkunde Vieles aus ihrer Zeit auf die ältere überträgt. Mit größerer Gewißheit nimmt man an, daß, wie überall, ſo auch bei den Hebräern, Dichter und Sänger Eine Perſon waren, und bei ihnen finden wir auch häufig die abwechſelnden Liederchöre (2 Moſ. 15, 20). Die muſikaliſchen Inſtrumente, welche dieſe Geſänge begleiteten, waren Harfe, Zither, Trompete und Pauke oder Trommel. Als einer der älteſten Geſänge mit Inſtrumentalbegleitung wird der Lobgeſang der Mirjam, einer Schweſter Moſis, angeführt, geſungen nach dem Durchgange durchs rothe Meer. Zu David's und Salomo's Zeiten hatte die Muſik bei den Hebräern ihren höchſten Gipfel erreicht, und ein Theil ihres Gottesdienſtes beſtand in ſingendem Vortrage feierlicher Pſalmen mit Inſtrumentalbegleitung. So viel wir aus den aufbehaltenen Nachrichten und ſelbſt aus der Einrichtung der hebr. Poeſie, bei welcher ein gewiſſer Parallelismus der Glieder herrſchend war, ſchließen können, ſo hatte die Muſik der Hebräer einen ſehr beſtimmten Rhythmus, vielfache Melodie, aber eine, wenn auch ſtarke, doch einförmige Begleitung, wie die der meiſten alten Völker. Ob ſie eigne Muſikzeichen hatten, welche über den poetiſchen Text geſetzt wurden, iſt nicht zu erweiſen. Vgl. Anton's „Verſuch, die Melodien der alten hebr. Geſänge zu entziffern" in Paulus „Neuem Repertorium für bibliſche und morgenländ. Literatur" (Bd. 1 und 2). Die Muſik wurde bei den Hebräern nicht blos zum öffentlichen Gottesdienſt angewendet, für welchen Gebrauch es beſonders ſeit David eine große Anzahl Sänger, Sängerinnen und Inſtrumentaliſten gab, ſondern auch bei weltlichen Feſten, z. B. bei feierlichen Gaſtmählern, und bei Leichenbegängniſſen fehlte es nicht an Muſik. Um dieſe Zeit hatte ſich auch die Zahl der Inſtrumente ſelbſt vermehrt,

unter denen namentlich die dreieckige Harfe (Kinnor) und die Cymbel angeführt werden. Vgl. Herder, „Vom Geiste der hebr. Poesie" (Bd. 2), Pfeiffer, „Über die Musik der alten Hebräer" (Erl. 1779).

Wie bei den Hebräern, so auch bei andern Völkern läßt sich keine bestimmte Zeit des Ursprungs der Musik angeben, da die Übergänge des bei noch ungebildeten Stämmen überall vorkommenden rohen Gesangs und lärmenden Getöses in eine kunstmäßige Musik so mannichfaltig sind, und was die Sagen der Völker über den Ursprung der Musik berichten, entweder sich auf jene rohen Anfänge bezieht, oder spätere Allegorie ist. In Hinsicht der Ägypter aber hat man übertrieben behauptet, daß sie weder Poesie noch Musik geübt. Die Sage, daß Thaut oder Thot, der Hermes der Griechen, die Musik erfunden habe, kann keine besondere Bedeutung haben, da Thaut überhaupt (nach Creuzer) als Genius der Wissenschaft und Kunst angesehen wird. Die im Grabe des Osymandias bei Theben gefundenen musikalischen Instrumente, aus welchen man schließt, daß die Ägypter bereits 2000 v. Chr. Musik gekannt haben müssen, beweisen, wie die Erfindung der Lyra (s. d.) durch Hermes, blos für den Gebrauch musikalischer Instrumente, aber gar nichts für die Betreibung der musikalischen Kunst in Ägypten.

Nach G. W. Fink, „Erste Wanderung der ältesten Tonkunst" (Essen 1831) empfingen sie die Ägypter von den Hindus und Chinesen, welche die älteste Tonkunst in einer fünftönigen Scala besaßen und verbreiteten. Daß der Name Musik selbst den Griechen seinen Ursprung verdankt, und daß man unter Musik nicht blos die Tonkunst, sondern überhaupt die Künste und Wissenschaften der Musen, mithin auch die Poesie und den Tanz, oder die dem Gesange ursprünglich verschwisterte lebhafte Mimik, ja selbst die Beredtsamkeit, Grammatik und Philosophie verstanden habe, ist schon erwähnt worden. Noch bei Plato bezeichnet Musik theils, unterschieden von der Gymnastik, den Inbegriff aller geistigen Bildungsmittel, theils und als eigentliche Kunst betrachtet, im Gegensatz der für das Auge darstellenden Kunst, die Künste, welche für das Gehör darstellen. Darunter begreift er Poesie, Schauspielkunst, Kunst der Rhapsoden und Sänger, und in noch engerer Grenze die lyrische Poesie in ihrer Verbindung mit der Tonkunst. Nach Aristides Quintilianus, der unter Trajan über die Musik schrieb, ist sie eine Kunst des Anständigen in Stimme und Bewegung, und auch Andere erklären sie als die Kunst der schönen Bewegung. Hieraus erhellt schon, daß der Rhythmus, durch welchen der Tanz mit Musik verwandt ist, das Hervorstechendste in der Musik der alten Griechen und Römer gewesen sein müsse. Die mythischen Nachrichten setzen bald den Apollo, in welchem man sonst den Jubal erblicken wollte, bald den Hermes oder Mercur, der am Nil die siebensaitige Lyra erfunden haben soll, bald Minerva als Erfinderin der einfachen Flöte, welche sie aber, da sie sich durch Flötenspiel entstellt gesehen, weggeworfen haben soll, bald den Hirtengott Pan, Mercur's Sohn, als Erfinder der Hirtenpfeife, welche nach Einigen schon siebenröhrig gewesen sein soll, mit dem Ursprunge der Musik in Verbindung, sowie überhaupt alle Völker den Künsten einen göttlichen Ursprung geben. Dahin deutet auch die Sage von den durch Amphion, welchem Mercur eine siebensaitige Lyra geschickt haben soll, und seinen Bruder Zethus, durch Orpheus, Linus u. A. bewirkten Wundern der Musik. Was die Ausübung der Musik unter den Griechen anlangt, so weisen uns die Sagen vorzüglich auf Lydien, wo Amphion seine Kunst erlernt haben soll, und Arkadien, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Zither begünstigte, hin. Aus den Provinzen Kleinasiens leitet man die verschiedenen Tonarten her; die phrygische, die Einige dem Marsyas, der die Flöte der Minerva gefunden und die Doppelflöte erfunden haben soll, die dorische, die der Thrazier Thamyras oder Thamyris verbreitet haben soll, die lydische, äolische und ionische. (S. Ton.) Es ist aber fast unmöglich, auszumitteln, woher die Griechen jedes einzelne Ele-

ment ihrer Musik erhalten, da sie aus so verschiedenen Colonien zusammengeschmolzen sind. So viel wir aus den Nachrichten der Alten über die griech. Musik abnehmen können, so bestand der Gesang in einer musikalischen Declamation des Gedichts, welche von den Instrumenten einfach und mehr zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühern Sängern und Musikern werden, außer den schon genannten mythischen Personen, angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmonischen Klanggeschlechts beilegen wollen, der Flötenspieler Sakkades u. A. Vom 6. Jahrh. v. Chr. an scheint man die Musik schon wissenschaftlich untersucht und besonders die Töne bestimmt abgemessen zu haben, was die Chinesen und nächst ihnen die Hindus schon viel früher gethan hatten. Lasus von Hermione im Peloponnes, der um 546 v. Chr. lebte und der Lehrmeister des Pindar war, soll schon etwas Theoretisches über die Musik geschrieben haben. Pythagoras und mehre seiner Schüler, z. B. Philolaos, beschäftigten sich mit den mathematischen Verhältnissen der Töne, und eine von Vielen verworfene Sage erzählt, daß Pythagoras dazu durch den Klang der Schmiedehämmer veranlaßt worden sei. Das Instrument, welches er zur mathematischen Bestimmung der Töne erfand (Monochord), wurde später der Pythagorische Kanon genannt. Auch soll er den Saiten der Harfe die achte hinzugefügt haben, denen man nachher in der Höhe und Tiefe mehre hinzufügte. Er betrachtete die Musik als Reinigungs- und Beruhigungsmittel der Seele sowie als Heilmittel in körperlichen Krankheiten. Damon wird als einer der berühmtesten Musiklehrer zu des Perikles und Sokrates Zeiten angeführt. Von ihm behauptete Plato, daß seine Musik nicht geändert werden könne, ohne die Verfassung des Staats selbst zu verändern. Dieser sowie sein Schüler Aristoteles betrachtete die Musik auch als Erziehungsmittel. Zu seiner Zeit wurde die Tonleiter sehr vermehrt; aber man klagte auch schon damals über die Verweichlichung der Musik und der Volkssitten durch dieselbe. Wahrscheinlich gilt diese Klage der Anwendung der Musik zum Ausdrucke weichlicher und üppiger Empfindungen, da früher die Musik mehr vorherrschend zur Erweckung religiöser und patriotischer Gesinnung und zur Beruhigung der Leidenschaften, wie bei den Lacedämoniern, angewendet worden war.

Vielleicht schon in dieser Zeit war die Eintheilung der Musik in die theoretische und praktische bekannt. Die theoretische begriff sowol die arithmetischen und physikalischen Untersuchungen über Klang und Tonverhältnisse, als auch die musikalische Harmonielehre oder harmonische Musik, welche die allgemeinen Regeln von allen Arten der Accorde lehrt, und von ihr hing die Composition und der Gesang ab. Letzterer, und mithin die Musik überhaupt, wurde nach den Tonverhältnissen, deren man in jeder Gattung bedurfte, in die diatonische, enharmonische und in die später eingeführte chromatische getheilt. In Ansehung des Tons, aus welchem die Compositionen gingen, nahm man modos an, und benannte sie, wie schon angedeutet, nach den Ländern, in welchen sie vorzüglich üblich waren. Ferner theilte man die Musik in Hinsicht der Composition: 1) in die Melopöie, die Kunst der Verfertigung des Gesanges, d. h. die Kunst, den Gedichten einen eigentlichen Gesang oder musikalische Declamation zu geben, denn die Declamation wurde ebenfalls in Noten verzeichnet; 2) in die Rhythmopöie, die Kunst, den Bewegungen des Körpers und der Stimme einen bestimmten Rhythmus zu geben, und 3) in die Poetik, als die technische Theorie der Poesie, die mit der Musik innigst verbunden war, wohin die Metrik gehörte. In Hinsicht der Ausübung theilte man die Musik in die organische (Instrumentalmusik oder Kunst, die Instrumente zu spielen), in die ödische (Vocalmusik oder Singekunst) und in die hypokritische (pantomimische, nachahmende oder Geberdenkunst in Verbindung mit der Musik). Zur Zeit Alexander des Großen zeichnete sich Aristoxenus, ein Schüler des Xenophilus und Aristoteles, aus. Er schrieb eine große Anzahl Ab-

handlungen über die Musik, wovon noch drei übrig sind, und brachte die Tonleiter bis auf 18 Saiten, die man nach Tetrachorden und Pentachorden eintheilte. Seine Schüler, Aristoxenianer genannt, verwarfen die strenge Messung der Verhältnisse des Pythagoras und bedienten sich der Intervallen von ganzen und halben Tönen blos nach der Empfindung. Auch führte Aristoxenus das chromatische Klanggeschlecht (s. Ton), dessen Erfindung bei den Griechen in diese Zeit fällt, während in China die zwölf Lu oder halben Töne einer Octave längst bekannt waren, statt des enharmonischen ein. Euklides, 277 v. Chr., hat die mathematische Klanglehre zuerst als Schriftsteller wissenschaftlich behandelt. Mit dem Verfall der Freiheit sank auch die Musik bei den Griechen gleich den übrigen Künsten; aber gewiß ist der Schluß, welchen man häufig von der Ausbildung der übrigen schönen Künste auf die Vortrefflichkeit der griech. Musik gemacht hat, sehr schwankend und wird durch die vorhandenen Nachrichten über dieselbe nicht bestätigt. Es scheint vielmehr die Musik der Griechen die Harmonie in ihrer ganzen Fülle, und jene durch die künstlerische Vervollkommnung der Instrumentalmusik vermittelte Pracht und Mannichfaltigkeit der neuern Musik, wenn auch nicht die Harmonie überhaupt, entbehrt zu haben. Ferner scheint ihr Gesang vielmehr eine notirte, einfach begleitete rhythmische Declamation, in welcher der Ton weniger eine musikalische als eine declamatorische Länge hatte, die reine Instrumentalmusik aber noch von beschränkterm Umfang gewesen zu sein. Übrigens geben die vielfältig angestellten Untersuchungen der Neuern über die alte griech. Musik wenig Aufklärung, und die vorhandenen Schriften der Alten darüber sind durch vielfache Widersprüche und Dunkelheiten zum größten Theil noch räthselhaft. Hieher gehört die von Meibom herausgegebene Sammlung der alten Musiker „Antiquae musicae scriptores" (7 Bde., Amsterdam 1652, 4.) und Claud. Ptolemäus. Beachtungswerthe Bemerkungen über die Musik der Alten finden sich in Böckh's Ausgabe des Pindar und in seinen „Fragmenten des Philolaos".

Die Römer scheinen ihre Opfermusik mit dem Opferdienste von den Etruskern empfangen zu haben; die Instrumentalmusik aber, deren sie sich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. Die Saiteninstrumente sollen erst 186 v. Chr. nach Rom gekommen sein. Überhaupt haben die kriegerischen Römer vorzüglich die Feldmusik ausgebildet, deren es verschiedene Gattungen gab. Nachtheilig für die Kunst war es früher, daß sie hauptsächlich nur von den Leibeignen geübt wurde. Bei den Römern bezeichnet canere und carmen die musikalische Recitation, welche mit Instrumenten begleitet wurde, und die sich zu der oratorischen Declamation verhalten zu haben scheint wie der poetische Rhythmus zum Numerus der Prosa, wobei noch zu bemerken ist, daß sich auch Redner beim Anfange und während ihres Vortrags durch Instrumentalisten den Ton angeben ließen. Als Notenzeichen bedienten sich die Römer ihrer Capitalbuchstaben. Auf der Bühne begleitete man mit Flöten den Gesang, und zwar präludirten erst die Instrumente, dann begann der Schauspieler, und die Instrumentalbegleitung ging höchst wahrscheinlich nur in einfachen Accorden fort, oder machte kurze Pausen und unterstützte oder erhöhete dann den emphatischen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre scheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu sein. Diese Begleitung bestand aus Flöten und andern Blasinstrumenten, welche die Römer unter dem Namen tibiae begriffen, zuweilen auch Leiern und Zithern. Der Gebrauch der Flöten war auch nach Verschiedenheit des komischen oder tragischen Stoffs verschieden, daher gab es tibias dextras und sinistras, von denen erstere mehr für das Ernsthafte, letztere bei heitern Stellen und in lustigen Stücken angewendet wurden. Horaz in seiner „Epistola ad Pisones" sagt, daß man sich ehedem nur einfacher Blasinstrumente, die nur wenige Löcher hatten, keiner Flöten, die, mit Ringen von Messing belegt, mit der Trompete (tuba) wetteifern, bedient habe; Rhythmus und Me-

lodie wären ungebundener geworden. Und später klagte man noch mehr darüber, daß die starken Instrumente den Schauspieler nöthigten, sich gewaltig anzustrengen. In allen Diesem waren die Griechen den Römern vorangegangen. Unter den vier ersten Kaisern, besonders unter Nero, wurde die Musik als Gegenstand des Luxus getrieben, und nach des Letztern Tode sollen 500 Sänger und Virtuosen verabschiedet worden sein.

Wie sich unter den ersten Christen die Kirchenmusik gebildet hat, darüber s. Kirchenmusik und Italienische Musik. Der Choralgesang, welcher früher einstimmig oder in Octaven vorgetragen wurde, war die Grundlage der neuern Musik und wurde ohne Takt (im canto fermo) vorgetragen. Im Mittelalter war die Musik vorzüglich dadurch begünstigt, daß sie dem Gottesdienste gewidmet war und zu dem Quadrivium gehörte, welches auf den Schulen getrieben wurde. Deshalb wurden auch mehre Untersuchungen über dieselbe angestellt, welche man in Martin Gerbert's „Scriptores ecclesiastici de musica sacra" findet. Die ersten Anfänge des Contrapunkts hatte schon Hucbald ums J. 1000 gelehrt. Dem Guido von Arezzo werden gewöhnlich die Berichtigung und Erweiterung des Tonsystems und die Verbesserung der Notenschrift durch das Liniensystem, und seinen Nachfolgern die Erfindung des Hexachords und der Solmisation zugeschrieben. Joh. de Muris soll im 14. Jahrh. die Notenschrift und die Figuralmusik verbreitet und vervollkommnet haben. Franco von Köln im 13. Jahrh. aber wird als erster Verbesserer des musikalischen Zeitmaßes und der für die Ausbildung der neuern Musik so wichtigen, bereits im 12. Jahrh. erfundenen Mensuralmusik (s. d.), wovon die Erfindung des geregelten Contrapunkts und der Fuge abhing, genannt. Die Orgel (s. d.) unterstützte den Gesang und trug zur Ausbildung der Harmonie bei. Im 15. Jahrh. wurde die Musik wissenschaftlich in den Niederlanden, Spanien und Frankreich betrieben. Doch herrschte bis dahin die Kirchenmusik in fester Regelmäßigkeit. Die flamänd. Schule, welcher unter Andern Orlando di Lasso, Dufay und Ockenheim angehörten, gingen dem Palestrina vorher, welchen man sonst gewöhnlich den Gründer der neuern Kirchenmusik nennt. Vom 16. Jahrh. an bildete sich an den Höfen der freie Kammerstyl und von da aus auch der Theaterstyl. Vorzüglich die Erfindung der Oper im 16. Jahrh. war es, welche die Pracht und den Reichthum der neuern Gesangsmusik, und die bewundernswürdige Ausbildung der mannichfaltigsten Instrumente, welche die Instrumentalmusik und damit zugleich die Harmonie in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. auf den höchsten Gipfel gehoben hat. (S. Italienische, Französische und Deutsche Musik.) Ersteres eignen sich vorzüglich die Italiener, Letzteres die Deutschen und Franzosen zu. Was die neuern mathematischen Systeme der Musik anlangt, so sind hier als Erfinder derselben zu nennen: Huyghens, Saveur (um 1701), Rameau (um 1722) und Euler in seinen „Mathematischen Untersuchungen über die Musik". Die Geschichte der Musik ist von Giamb. Martini in der „Storia della musica" (3 Bde., Bologna 1757—81), Marpurg in der „Kritischen Einleitung in die Geschichte der alten und neuern Musik" (Berl. 1754), Burney, in der „General history of music from the earliest ages to the present period" (4 Bde., Lond. 1776—89), aus dessen großem Werke auch das von Busby (2 Bde., Lond. 1820) compilirt ist, ferner von Hawkins in der „General history of the science and practice of music" (5 Bde., Lond. 1776) und J. N. Forkel in der „Allgemeinen Geschichte der Musik" (2 Bde., Lpz. 1790—1801, 4.), die aber unvollendet ist, ausführlich behandelt worden. Ein gutes Compendium ist Kiesewetter's „Geschichte der europ.-abendländ. oder unserer heutigen Musik" (Lpz. 1834). Von der Musik anderer weniger Epoche machenden Völker gibt es fast nur Beiträge in Reisebeschreibungen. Beiträge zur Geschichte der oriental. Musik gibt Hammer in den „Fundgruben des Orients"

(Bd. 4) aus dem Persischen. Vgl. Rochlitz, „Für Freunde der Tonkunst" (4 Bde., Lpz. 1830—34); Rellstab's „Iris im Gebiete der Tonkunst" (5 Jahrgänge, Berl. 1830—35); Rochlitz's „Allgemeine musikalische Zeitung", fortgesetzt von Fink (37 Jahrgänge, Lpz. 1798—1835, 4.) und Schumann's „Neue Zeitschrift für Musik" (Lpz. 1835, 4.).

Der Einfluß der Musik auf die Gesundheit wird theils auf psychische Weise durch das Gemüth, die Empfindungen und Bewegungen, welche in demselben aufgeregt werden, theils durch physische Affection des Nervensystems vermittelt, welche, von dem Gehörnerven ausgehend, sich auf das Gehirn und von diesem auf das ganze übrige Nervensystem verbreitet. Beide Umstände sind aber in concreten Fällen gewöhnlich miteinander vereinigt. Nach Maßgabe der verschiedenen Stimmung und Reizbarkeit des Gemüths und des Nervensystems ist die Wirkung selbst aber auf verschiedene Individuen ebenso verschieden, wie nach Maßgabe der Melodie, Harmonie u. s. w., mit Einem Worte, des Charakters der Musik selbst. Die Wirkung ist dreifach; entweder wird dadurch die Gesundheit und das Befinden nicht verändert, oder es wird Krankheitszustand, oder Genesung von Krankheiten bewirkt. In dem ersten Falle befinden sich Diejenigen, bei denen zwar Freude und Genuß, Mitgefühl und andere Arten Rührung durch eine entsprechende Musik hervorgezaubert werden, welche aber diese Eindrücke beim Schlusse der Musik oder bald nach derselben wieder verlieren und zu dem gewöhnlichen Zustande des Gemüths zurückkehren. Der andere Fall tritt bei Denen ein, die sehr reizbaren Nervensystems und Gemüths sind; während Einige derselben durch rauschende, grelle Musik Kopfschmerz, Schwindel und Ohnmachten bekommen, werden Andere durch sanftere, rührende Musikstücke in einen melancholischen Zustand versetzt. Endlich ist die Musik auch benutzt worden, um die Heilung mancher Krankheiten zu unterstützen; so bei Gemüths- und Geisteskrankheiten, bei Convulsionen und andern Nervenkrankheiten; doch leuchtet es von selbst ein, daß die Stücke und Instrumente vorzüglich sorgfältig ausgewählt werden müssen, wenn die Musik heilende Kraft haben soll. Vgl. Lichtenthal, „Der musikalische Arzt, oder von dem Einflusse der Musik auf den menschlichen Körper" (Wien 1801).

Musikalische Automate, s. **Automate**.

Musikalische Malerei. Die Verwandtschaft der Töne und Farben, welche auch eine Verwandtschaft der Malerei und Tonkunst begründet, und in dem Gebiete der erstern verschiedene Ausdrücke, welche von Tönen hergenommen sind, z. B. Farbentöne, Harmonie der Farben u. s. w., eingeführt hat, begründet auch eine Vergleichung der Tonkunst mit der Malerei, und so redet man von einem Tongemälde, wodurch eine ausgeführte und treffende Schilderung gewisser Seelenzustände verstanden wird. Von dem Tongemälde aber, dergleichen jedes größere Tonstück eigentlich sein sollte, ist wohl zu unterscheiden die musikalische Malerei, womit man tadelnd die Schilderung sichtbarer Gegenstände durch Töne, oder die Nachahmung solcher Töne versteht, welche unvollkommener sind als die der Musik. Die Musik ist eine Kunst der Zeit und kann an das Räumliche nur mittelbar erinnern, d. h. theils durch eine gewisse Analogie des Hörbaren und Sichtbaren, theils insofern das Sichtbare zugleich etwas Hörbares ist, oder eigenthümliche Stimmungen gewisser Personen veranlaßt, welche der Tonkünstler auszusprechen vermag (so z. B. die Morgenscene in der „Schweizerfamilie" von Weigl). In der Nachahmung des Hörbaren aber, sofern dies niedriger steht als die Musik, und nicht scherzend oder nur andeutend aufgefaßt (Donner, Rollen des Wassers, Stampfen der Mühle), sondern zum Zwecke gemacht wird (wie in den sogenannten Schlachtgemälden oder Schlachtmusiken, in welchen man das Getös einer bestimmten Schlacht vergegenwärtigen will, erniedrigt sich die Musik durch diese kleinliche Malerei zu einer bloßen Darstellung des Hörbaren, die selbst

bei der größten Vollkommenheit der Nachahmung immer noch etwas Unvollkommenes bleiben würde. Aus diesem Grunde antwortete der König Agesilaus von Sparta einem Manne treffend, welcher ihm rieth, einen Künstler zu hören, der die Nachtigall täuschend nachahme: „Ich habe die Nachtigall selbst gehört". Vgl. Engel, „Über die musikalische Malerei" (Berl. 1780).

Musikdirector. Die kunstmäßige Ausführung von Orchesterstücken erfodert eine Menge von Individuen. Sollen diese zu einem musikalischen Ganzen vollkommen zusammenwirken, so wird dazu nicht blos eine gewisse Fertigkeit von ihrer Seite vorausgesetzt, welche sie zu Orchestergliedern macht; sondern es bedarf auch, da jedem Einzelnen nur Das vorgeschrieben ist, was er für seinen Theil zum Ganzen beizutragen hat, und aus seiner Partie die Idee des Ganzen nicht vollkommen erkennbar ist, auch von jedem einzelnen Theilnehmer die Leitung der übrigen nicht abhängen kann, eines vereinenden Princips, welches den Willen des Componisten repräsentirt und nach der Übersicht Dessen, was alle Einzelne zu leisten haben, dieselben zum Ganzen vereinigt: das Haupt des musikalischen Gesammtkörpers, welchen das Orchester bildet; und dieses Haupt der musikalischen Darstellung ist der Musikdirector. Derselbe muß sonach eine genaue Einsicht in die Musik als Kunst besitzen und daher das Wesen der musikalischen Composition überhaupt nach Melodie, Harmonie und Rhythmus, und die auszuführenden Compositionen insbesondere im Ganzen und Einzelnen nach Charakter, Zeitmaß, Vortrag u. s. w. kennen und verstehen; daher auch Kenner der musikalischen *Darstellungskunst* und der Mittel dazu, d. i. der Stimmen und musikalischen Instrumente, sein, um die erfoderlichen Vorschriften bei der Ausführung der Compositionen zu geben; ferner muß er die *ihm gegebenen* Mittel an Stimmen und Instrumenten kennen und anzuwenden wissen, genau und mit Ordnung einstudiren, mit ruhiger Übersicht die Ausführung leiten, die richtigen Zeitmaße bestimmt angeben und überall seine Untergebenen zu einer edeln Ausübung der Kunst zusammenhalten. Häufig nennt man in neuerer Zeit den Musikdirector im engern Sinne einen untergeordneten Dirigenten des Orchesters, der unter dem Kapellmeister oder einem sogenannten Intendanten der Musik steht und nur dessen Stelle zuweilen vertritt, hauptsächlich aber das Einstudiren bis zur Generalprobe besorgt.

Musiker oder Tonkünstler heißt Derjenige, welcher die Tonkunst als freie Kunst, *Musikant* der, welcher sie nur als Handwerk und um des Erwerbs willen treibt. Jener ist entweder Theoretiker oder Praktiker; in der Regel aber versteht man unter Musiker den praktischen Tonkünstler, welcher entweder als Componist oder als musikalischer Darsteller (sei es als Musikdirector, Virtuos oder Ripienist) die Tonkunst ausübt. Jener, der Componist, ordnet an, die Musiker führen die Anordnung im Einzelnen aus. Sonst verstand man unter Musiker die Sänger und die noch nicht sehr gewürdigten Instrumentalisten, die auch eine andere Notation hatten, die unter die Stadtpfeifer gehörten, welche eine Innung für sich ausmachten.

Musikfeste. Bei der weitverbreiteten Liebe für Tonkunst kam man in der neuern Zeit auf den Gedanken, zur würdigen Ausführung großer Musikstücke auch große Kräfte von nah und fern zu vereinigen, und diesen Zweck an irgend eine feierliche Gelegenheit anzuknüpfen, welche auf diese Weise verherrlicht, und für die Unterstützung des schwierigen und kostspieligen Unternehmens ein hinlängliches Interesse erweckt werden könnte. Ein solches Musikfest ist die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in der Westminsterabtei zu London veranstaltete Musik zum Gedächtniß Händel's. An kleinen Orten, wo weniger musikalische Mittel vorhanden waren, wendete man sich zunächst an die näher liegenden Orte und lud brauchbare Künstler zur Mitwirkung ein. In der Schweiz veranstaltete schon vor mehren Jahren die schweizerische Musikgesellschaft solche Feste. In Deutschland führte die Idee eines Musikfestes zuerst der Musikdirector Bischoff zu

Hildesheim, als Cantor zu Frankenhausen, aus, wo er bereits 1804 einen kleinern Versuch gemacht, die Musiker einer weitern Umgegend zu einer Musikaufführung zu vereinigen. Seit 1810 wurden Musikfeste in verschiedenen Gegenden, namentlich in Thüringen, veranstaltet, die seit 1820 in ihrer schönsten Blüte standen. Im J. 1824 wurde in Quedlinburg unter C. M. v. Weber's Leitung durch ein solches Fest Klopstock's Geburtstagsjubiläum gefeiert. Im J. 1825 stiftete der Oberbürgermeister in Magdeburg, Franke, die Elbmusikfeste, wozu die Städte Aschersleben, Dessau, Halberstadt, Halle, Magdeburg, Nordhausen, Quedlinburg und Zerbst gehören. Dieser Verein unter L. Spohr's und Friedr. Schneider's Leitung führte meist drei Tage hintereinander große Musikwerke auf, 1825 zu Magdeburg, 1827 zu Zerbst, 1828 zu Halberstadt, 1829 zu Nordhausen, 1830 zu Halle, 1833 wieder zu Halberstadt, 1834 zu Magdeburg und 1835 zu Dessau. Darauf gründete ein Mitglied dieses Vereins, der Universitätsmusikdirector Naue in Halle, einen thüring.-sächs. Verein, welcher unter Spontini's Leitung in Halle und dann in Erfurt große Musikfeste zu Stande brachte. In Hamburg, Lübeck, Luckau, Münster feiert man sie unter dem Namen des Festes der h. Cäcilie. Die großen Musikfeste am Ober- und Niederrhein zeichneten sich gleichfalls aus. Ferner haben sich mehre Städte in Mitteldeutschland zu demselben Zwecke vereinigt. Eins der größten Musikfeste wurde 1835 zu Wien gefeiert. Ebenso hat man deren in Frankreich eingerichtet, wo z. B. der Congrès musical in Toulouse große Concerte, zum Theil im Freien, gibt. Seit 1829 haben sich auch große Vereine der Schullehrer und anderer Gesangsfreunde gebildet, die mit Orgelbegleitung oder mit Blasinstrumenten, oder auch nur mit Contrabässen große Männergesänge aufführen. Man hat sächs., schles., märkische und thüring. Vereine dieser Art, welche sehr Bedeutendes leisteten.

Musikunterricht. Längst schon war die Erlernung des Gesanges und des Instrumentalspiels, besonders aber des Pianofortespiels, unter die Gegenstände des Unterrichts aufgenommen worden, bevor man den Musikunterricht durch zweckmäßige Methoden zu verbessern suchte. Diese Verbesserung hing mit den Fortschritten der Pädagogik in den neuern Zeiten zusammen. Man suchte die musikalische Fähigkeit der Zöglinge nach den allgemeinen Bildungsgesetzen des Geistes und den in dem Lehrgegenstande selbst liegenden Bedingungen der Fortschreitung zu entwickeln. Das Erste regte besonders Pestalozzi und seine Schule in Deutschland und in der Schweiz an. Hierher gehört auch die Gesangbildungslehre von Nägeli, Natorp und Andere. Das Letztere ist besonders das Verdienst Logier's (s. d.), welcher die Aufgabe löste, mit dem Elementarunterricht im Singen und Spielen zugleich die Grundsätze der Harmonielehre zu verbinden. Die Methoden zum Unterricht in der Musik sind fast unzählig, denn nicht für Alle paßt Eine Methode.

Musivgold oder falsches Malergold wird aus Zinn, Queckſilber, Salmiak und Schwefelblumen auf verschiedene Weise bereitet, und wegen seiner schönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Malen und Verzieren von den Malern gebraucht, welche es auch meist selbst verfertigen. Nach neuern Vorschriften erhält man schönes Musivgold, wenn acht Unzen salzsaures Zinn mit kohlensaurem Natron niedergeschlagen, der ausgewaschene und getrocknete Niederschlag mit vier Unzen Schwefel vermischt und dem gehörigen Feuergrade ausgesetzt werden; oder wenn man salpetersaures Zinn durch flüssiges schwefelsaures Kali niederschlägt, den Niederschlag auswäscht, nach dem Trocknen mit dem vierten Theile Salmiak und einem halben Theile Schwefel vermischt, und einer gehörigen Hitze unterwirft. Auf gleiche Weise wird das Musivsilber oder unechte Malersilber von Zinn, Wismuth und Queckſilber zusammengesetzt und angewendet. In den Handel kommt beides vorzüglich von Nürnberg aus, wo es in mehren Laboratorien für den Kauf fabricirt wird. Das echte Musivgold wird aus der

Schawine bereitet, d. h. aus den Abgängen von den geſchlagenen Goldblättern, die beim Schlagen aus den Formen dringen oder von den Blättern abgeſchnitten werden. Man zerreibt ſie dann mit reinem Honig auf einem harten Marmorſteine, wäſcht den Honig durch Waſſer wieder aus, vermiſcht das Pulver mit Gummiwaſſer und bringt es in Muſcheln, woher es auch den Namen Muſchelgold führt.

Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik.

Muskatellerweine oder Muskatweine heißen mehre Arten ſüßer, ſtarker, entweder rother oder weißer franz. und italien. Weine. Von jenen ſind der weiße Riveſaltes und der rothe Bagnol aus Rouſſillon, der Muscatlunel von Lunel die feinſten; ihnen folgt der Frontignan, der Montbaſon und andere. Von den ital. ſind zu nennen: der Albano aus der Campagna, der Lacrimä Chriſti und Carigliano aus Neapel, der ſyrakuſer von Sicilien, der Moscato, Nasco und Giro von Cagliari, der Muskat von Alghéri und Oliaſtra in Sardinien. Auch Spanien, Toscana, Lipari, Cypern, Kandia, Santorin, Samos, die canariſchen Inſeln und das Cap liefern mehre Sorten.

Muskatennuß (die) iſt der gewürzreiche Samenkern der Frucht des Muskatennußbaums (Myristica moschata, Willd.), der ſonſt auf allen molukkiſchen Inſeln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und beſonders auf Banda, Neyra, Lantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzoſen haben ihn in ihren Beſitzungen, letztere namentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüten dieſes Baums, welche ohne Geruch ſind, kommen einzeln nach und nach zum Vorſchein, und es ſitzen deren mehre auf einem in Zweige getheilten Blütenſtiele in den Winkeln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüte zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirſche an Geſtalt und Größe; nach dem Stiel hin aber ſind ſie zugeſpitzt wie eine Birne, und der Länge nach wie eine Pfirſche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife iſt die äußere Haut fettglatt und blaßgelb. Unter derſelben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleiſch, welches unbrauchbar iſt. Zur Zeit der Reife zerplatzt daſſelbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welſche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben iſt. Dieſes Gewebe macht die im Handel bekannte Muskatenblüte oder Macis aus, und es iſt demnach dieſer Name ein uneigentlicher. Die Samen enthalten unter einer ſchwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samenkern, den man die Muskatennuß nennt. Man ſammelt die Früchte dreimal im Jahre; die beſte Ernte iſt die im März, die reichſte im Jul., die geringſte im Nov. Die Samen werden von der Fruchthülle befreit, die ſogenannte Muskatblüte ſorgfältig mit einem Meſſer abgenommen und getrocknet, wodurch ſich die rothe Farbe in Dunkelgelb ändert. Die Muskatnüſſe oder richtiger die Samen werden getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgeſetzt und dann aufgeſchlagen, ſortirt, in Körbe geſchüttet und einigemal in ein Gemiſch von Kalk- und Seewaſſer getaucht, um ſie vor dem Ranzigwerden zu verwahren. Aus ihnen preßt man das koſtbare Muskatöl. Jährlich ſollen 200,000 Pfd. Nüſſe und 100,000 Pfd. Macis nach Europa gebracht werden.

Muskau, eine Standesherrſchaft im rothenburger Kreiſe des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schleſien, hat auf einem Flächenraume von 9 □M. eine Stadt, zwei Flecken, 46 Dörfer, 20 Meierhöfe und 9800 Einw. Sie hat ihr eignes Hofgericht und Conſiſtorium und gehört ſeit 1784 der Familie Pückler. Der jetzige Standesherr iſt Herm. Ludw. Heinr. Fürſt Pückler von M., geb. 1785. Der Hauptort Muskau, an der Neiße, mit 1400 Einw., hat ein ſchönes Schloß mit einer Gemäldeſammlung, Bibliothek, Rüſtkammer und einem ganz im engl. Geſchmack angelegten und ſorgfältig unterhaltenen Park, ein beſuchtes Bad, das Hermannsbad, mit Eiſenſchlamm- und Dampfbädern, letztere in den Schachten eines Alaunwerks, welche einem Erd-

brande ihr Dasein verdanken, eine Wachsbleiche und eine Zeidlergesellschaft zur Beförderung der Bienenzucht. Nicht weit von M. entfernt ist ein beträchtliches Alaunwerk und das Jagdschloß Hermannsruhe im Walde mit herrlichen Anlagen.

Muskeln, aus dem lat. musculus, d. i. Mäuschen, womit man ehemals die unter der Haut sichtbar sich bewegenden, gleichsam wie Mäuse dahinfahrenden Muskeln verglich, sind Dasjenige, was wir Fleisch nennen und wodurch die willkürliche Bewegung hervorgebracht wird. Die Muskeln bestehen aus walzenförmigen, parallel nebeneinander liegenden, feuchten, weichen, nur wenig elastischen, halb durchsichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und sind durch Zellstoff ineinander verwebt. Durch sie hin laufen in mannichfaltigen Richtungen Puls-, Blut- und Saugadern und Nerven. Im Ruhestande sind sie schlaff; sobald jedoch irgend ein Reiz auf sie wirkt, ziehen sie sich zusammen, d. i. sie verkürzen sich, werden breiter, dicker, runzelig oder erzittern auch. Die Zusammenziehung geschieht allemal nach der Richtung, in welcher sich die Fäden oder Fasern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, also meistentheils in grader Linie. Dieses Spiel der Muskeln ist wahrhaft bewundernswürdig. Wenn nach Haller's Versuchen eine Person in einer Minute 1500 Buchstaben in Worten ausspricht, so erfodert dies in derselben Zeit wenigstens 1500 Zusammenziehungen mit ebenso viel Erschlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erstaunenswürdig als die Schnelligkeit ist die Kraft, mit welcher sich die Muskeln bewegen. Doch ist diese Kraft nicht in allen Muskeln gleich stark. Zu den stärksten gehören die Muskeln, welche den Unterkiefer in Bewegung setzen. Es gibt Menschen, welche Pfirschenkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfd. erfodern, um zerdrückt zu werden. Ferner gehören hierher die Arm- und Beinmuskeln, die um so mehr das Erstaunen erregen müssen, wenn wir erwägen, daß die durch sie in Bewegung gesetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten sind, wobei die Kraft eine sehr geringe Entfernung vom Ruhepunkte und eine schiefe Richtung, mithin ein sehr geringes Moment oder Product der bewegenden Kraft hat, weshalb die angewandte Kraft sehr groß sein muß, um nur einen geringen Widerstand zu überwältigen. Sowol die Muskelkraft als die Reizbarkeit ändern sich mit den Jahren. Geschwächte Körper sind in der Regel in ihren Muskeln reizbarer als ungeschwächte. Dies gilt auch von natürlich schwächern; daher ist der weibliche Körper im Allgemeinen reizbarer als der männliche. Der Galvanismus wirkt, auf Muskeln unlängst getödteter Thiere angebracht, als ein die Zusammenziehung hervorrufender Reiz, im lebenden Körper sind die Nerven, als Träger des Willens, die Reize, auf welche die Muskelzusammenziehung erfolgt. Mit dem Leben hört sowol die Reizbarkeit als die Bewegung auf. Indeß dauert Beides nach Absonderung gesunder Muskeln von einem lebendigen oder frisch getödteten Körper noch so lange fort, als sie noch einen merklichen Antheil der natürlichen Lebenswärme besitzen. Vgl. Choulant „Über die willkürliche Bewegung des Menschen" (Lpz. 1835).

Muskete hieß sonst ein Feuergewehr mit einem Luntenschlosse, das eine Bleikugel von 4 Loth schoß und beim Abfeuern durch eine 3½ F. hohe Gabel in der linken Hand des Schützen unterstützt ward. Die mit Musketen bewaffneten Schützen wurden besonders zum Scharmuziren gebraucht und bei dem Heere Karl V. in Italien von dem Marchese di Pescara für diese Bestimmung eingeübt. Als Herzog Alba gegen die empörten Niederländer zog, hatte er 1600 Musketen unter seine Infanterie vertheilt. Bei jeder Compagnie gab es 15 Musketiere, deren jeder monatlich vier Dukaten Sold hatte, und einen Jungen, der ihm auf dem Marsche die Muskete trug. Wenn sich dann der Feind sehen ließ, hieß es: „Adelante, Señores los Mosqueteros", und Alles wich voll Ehrfurcht zur Seite. Wegen des kräftigern Schusses, dem kein Harnisch widerstand, gab man den Musketieren den Vorzug vor den Hakenschützen und vermehrte ihre Zahl mehr und mehr, sodaß endlich die ganze Infanterie blos aus Musketieren und Pikenieren bestand.

Später als man nach dem Beispiele der Franzosen die Muskete gegen die Flinte mit dem Feuerschlosse vertauschte, behielt man dennoch für das Soldatengewehr jenen Namen bei. Die ganze Infanterie bestand nun aus Musketieren und Grenadieren. Nur bei den Franzosen machten zwei Compagnien Mousquetaires einen Theil der kön. Garde aus.

Musselin, Muslin oder **Mousselin** ist ein dünngewebtes, halbdurchsichtiges, feines, meist weißes, selten farbiges, entweder glattes oder gestreiftes, gemustertes, geköpertes, gesticktes, mit Gold- und Silberfäden durchwirktes Baumwollenzeuch von verschiedener Länge, Breite und Feinheit. Ursprünglich lieferte den Musselin, der seinen Namen von der Stadt Mossul in Mesopotamien erhalten hat, Ostindien und die Küste von Koromandel, jetzt aber fertigt man ihn auch in England, Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland so schön wie in Indien. Nähert sich der Musselin an Dichtigkeit und Feinheit dem Perkal, so heißt er **Batistmusselin**. Auch der Jaconnet ist ein Musselin, gewöhnlich farbig, gestreift oder gegittert. Was man **Musslinet** nennt, ist ein glattes Baumwollenzeuch mit weißen Atlas- oder farbigen Streifen.

Mustapha ist der Name vier türk. Sultane. — M. I. kam 1617 zur Regierung, wurde 1625 eingesperrt und 1639 erdrosselt. — M. II. regierte seit 1695, wurde 1702 abgesetzt und starb im Gefängnisse 1703. — M. III. regierte von 1757 bis zu seinem Tode 1774. — M. IV., Sultan seit 1807, wurde am 28. Jul. 1808 von Mustapha Beiractar abgesetzt und am 16. Nov. 1808 hingerichtet. (S. **Osmanisches Reich.**)

Mustapha (Kara), Großvezier 1676—83, der Sohn eines Sipahi, vom alten **Köprili** (s. d.) erzogen und Ahmed Köprili's Schwager, hatte schon als Beglerbeg von Silistra und Diarbekr, als Kapudanpascha und Kaimakam sich durch Gelderpressungen und Grausamkeit bei den Christen verhaßt gemacht. Als Großvezier seit dem 7. Nov. 1676 erklärte er am 3. März 1677 den Krieg an Rußland, welcher ohne Erfolg geführt wurde; er begünstigte den Aufruhr der Ungarn gegen Östreich und ließ geschehen, daß türk. Horden in Steiermark einfielen. In Konstantinopel intriguirten damals franz., ungar., siebenbürg. und poln. Unterhändler geheim und offen; die ersten gegen den deutschen Kaiser, diese gegen Rußland. Von allen nahm M. reiche Geschenke, selbst von dem engl. Botschafter, oder erpreßte sie, wie von Genua, Ragusa und Andern. Alle behandelte er mit Übermuth und demüthigte sie durch Vorschriften der Etikette. Als der franz. Botschafter sich den Hofgebräuchen nicht fügte und die Siege seines Königs feierte, gab er ihm Hausarrest und sagte dem Sultan Mohammed IV., er möge sich hierüber nicht wundern, weil die Franzosen immer närrisch seien. Andere Gesandte wurden in die sieben Thürme geworfen; am härtesten aber die tributbaren Siebenbürgen und Ragusaner behandelt. Den Hetman der Kosacken beleidigte M. durch Hochmuth und Härte so, daß die Kosacken sich unter Rußlands Schutz begaben. Beide vereinigt nöthigten hierauf die Pforte zu einem 20jährigen Waffenstillstande, zu Radzin 11. Febr. 1681. Auch in der Verwaltung der innern Angelegenheiten häufte M. durch Erpressungen und neue Abgaben Schätze an; zürnte der Sultan auf erhobene Klagen, so ward ein Unterbeamter als der Strafbare hingerichtet und dessen Vermögen eingezogen. Endlich stürzte den hochmüthigen und geizigen Vezier das Unglück der osman. Waffen vor Wien. Grenzstreitigkeiten und Emerich Tököli's, des Hauptes der ungar. Rebellen, Anerbieten, Ungarns Krone als Vasall der Pforte zu tragen, waren der Vorwand zu dem verhängnißvollen Kriege mit dem deutschen Kaiser Leopold I. 1682. Der Großvezier, zum Serasker mit unumschränkter Macht ernannt, zog mit einem großen Gefolge von Hausoffizieren und Pagen ins Feld. Tököli ward mit dem Königreiche Ungarn beliehen, und das Heer rückte siegreich, indem es das feste Raab unbezwungen liegen ließ, Alles verheerend, vorwärts. Aus den niedergebrannten Orten wurden über 40,000 Deut-

sche in die Sklaverei geschleppt. Am 14. Jul. 1683 stand M. mit 200,000 M. vor Wien, das der Graf Starhemberg mit 10,000 M. vertheidigte. In den 60 Tagen der Belagerung wurden von den Belagerern 40 Minen, und von den Belagerten zehn Gegenminen gesprengt; 18mal wurde an verschiedenen Punkten gestürmt; 24mal fielen die Belagerten aus. Schon hatte M. 50,000 M. im Mauerkampfe verloren; Wien war dem Falle nahe: da erschien das Entsatzheer der Polen und Deutschen, und am 12. Sept. 1683 schlugen Sobieski, der den rechten Flügel, der Herzog von Lothringen, der den linken führte, und die Kurfürsten von Sachsen und Baiern, welche das Mitteltreffen befehligten, den übermüthigen Feind. Um sieben Uhr Abends war Wien befreit; 10,000 Türken lagen auf dem Wahlplatze; 300 Stück Geschütz, 1500 Gezelte, das Zelt des Großveziers mit allen Kassen und Kanzleien u. s. w. fielen in die Hände der Sieger. Der Großvezier entfloh mit den Trümmern seines Heers nach Ungarn. Überall erhoben sich unter tapfern Anführern die Bewohner der Städte und Dörfer, um den wilden Feind auf seinem Plünderungszuge zurückzuwerfen. Dennoch wurden von ihm an 6000 Männer, 11,000 Weiber, 14,000 Mädchen und 50,000 Kinder aus Östreich in die Sklaverei geschleppt. Vor Raab angekommen, ließ M. den alten Ibrahim Pascha, Statthalter von Ofen, hinrichten, weil er zuerst die Flucht ergriffen. In seinem Berichte aber an den Sultan wälzte er die Schuld des Unglücks vor Wien auf Ibrahim, der früher den Zug nach Wien widerrathen hatte. Der Sultan glaubte Alles und belohnte den Großvezier dafür, daß er das Heer gerettet habe. M. zog jetzt gen Ofen. Sobieski und Karl von Lothringen folgten rasch; jener litt am 7. Oct. bei Gran, als er in einen Hinterhalt fiel, Verlust; Beide siegten aber entscheidend bei Parkany, am 9. Oct. 1683, wo 7000 Türken fielen. Der Großvezier floh bis Belgrad, und Gran, das über 150 Jahre den Türken gehört hatte, ward am 20. Oct. 1683 von den Deutschen wieder erobert. M. ließ hierauf fünf Paschen, die Gran übergeben, hinrichten. Als aber die Nachricht von der Schlacht bei Parkany und dem Verluste Grans in Adrianopel, wo der Sultan lagerte, ankam, gewannen M.'s Feinde die Oberhand, und der Oberstkämmerer, ein Zögling und Schützling M.'s, wurde mit dem Befehle, den Kopf des Großveziers in Empfang zu nehmen, nach Belgrad entsandt. Nach Sonnenuntergang kam er am 25. Dec. 1683 an, und noch vor Mitternacht ward des Sultans Wille vollzogen. M. war kaum 50 Jahre alt. Ohne Feldherr zu sein, entwarf er die größten Kriegsplane aus Geiz und Hochmuth. Aus Geiz unternahm er keinen allgemeinen Sturm auf Wien, damit er allein Meister über die Schätze der Stadt blieb, die er zu dem Sitze seines Sultanats im Westen bestimmt hatte. Aus Hochmuth verachtete er den Feind, der langsam genug zum Entsatze heranzog, und ließ ihn ungehindert über die Donau gehen und den Kalenberg besetzen. Seinem Hochmuthe glich seine Prachtliebe. Sein Harem zählte mehr als 1500 Odalisken, ebenso viele Sklavinnen und 700 schwarze Eunuchen; seine Diener, Pferde, Hunde und Jagdvögel wurden nach Tausenden gezählt. Übrigens hat er nach hergebrachter Sitte manche nützliche Stiftungen und Anlagen gemacht, als Moscheen, Springbrunnen, Marktplätze u. s. w. M.'s Nachfolger war der bisherige Kaimakam Ibrahim Pascha.

Musterreiter pflegt man Handlungsdiener zu nennen, welche für Fabriken, Manufacturen und Großhändler reisen, um Bestellungen anzunehmen, Zahlungen einzutreiben u. s. w. Der Name ist daher entstanden, weil diese Reisenden gewöhnlich Muster oder Proben der Artikel, welche sie unterzubringen suchen, mit sich führen. Früher hatten fast nur die Weinhandlungen Reisende. Die eigentliche Musterreiterei entstand erst im vorigen Jahrh. und bildete sich zur Zeit des Napoleonischen Continentalsystems vollständig aus. Die später eingetretene Überschwemmung mit engl. Waaren, sowie der steigende Mangel an Geldcirculation vermehrten beträchtlich die Zahl der Musterreiter, obwol ihnen die Zoll-

syſteme feindlich in den Weg traten. Mag auch die Muſterreiterei einen ſchnellern und größern Abſatz der Waaren im Einzelnen erzielen, ſo ſcheint ſie doch im Allgemeinen für den Handel nicht erſprießlich, namentlich wirkt ſie nachtheilig auf die Meſſen, welche zu haben im Intereſſe der kaufmänniſchen Welt iſt, ſobald man dieſe aus einem höhern Standpunkte betrachtet. — Eine eigne Gattung literariſcher Muſterreiterei ſcheint in der neuern Zeit zum großen Nachtheile des Buchhandels in Aufnahme zu kommen, indem mehre Buchhandlungen durch im Lande umherziehende Reiſende ihre Verlagsartikel unterzubringen ſuchen oder Subſcribenten ſammeln laſſen. Sehr zweckmäßig war die Verordnung in Baiern vom 4. Jun. 1824, welche den literariſchen Muſterreitern der Buchhandlungen und Comptoirs für Kunſt und Literatur gleich den Reiſenden anderer Handelshäuſer verbietet, außer in berechtigten Buchhandlungen, Beſtellungen auf ihre Bücher zu ſuchen und anzunehmen.

Muſtoxidi (Andreas, Graf), einer der ausgezeichnetſten neuern griech. Gelehrten, geb. zu Korfu 1785, ſtudirte ſeit 1797 in Venedig, dann in Mailand, ging hierauf nach Paris, wo ihm Napoleon Zeichen ſeiner Achtung gab, und kehrte ſpäter nach Mailand zurück. Hier erwarb ihm 1806 ſein Werk: „Per servire all' istoria Corciresa da i tempi eroici al secolo XII" (Korfu 1804) die Stelle eines Hiſtoriographen bei der Regierung der ſieben Inſeln. Sodann ließ er hier ſeine Geſchichte von Korcyra unter dem Titel: „Illustrazioni Corciresi" (1811—14) erſcheinen. In Florenz benutzte er die Laurentiniſche Bibliothek und war Mitarbeiter an dem literariſchen Journal „Il poligrafo", und in Padua ſchrieb er 1816 über die vier Pferde von Bronze vor der Marcuskirche in Venedig, die mehre Jahre den Carouſſelplatz in Paris ſchmückten, und bewies, daß ſie nicht auf dem Triumphbogen des Nero in Rom geſtanden haben, ſondern auf der Inſel Chios verfertigt und von da unter Kaiſer Theodoſius in den Circus von Konſtantinopel verſetzt worden ſind. Als man in ſeinem Vaterlande eine Univerſität zu gründen im Begriffe war, kehrte er nach Korfu zurück, um an derſelben eine Lehrſtelle zu übernehmen, und lehnte deshalb auch einen Ruf an das Lyceum in Bukareſcht ab, wo ihn der Hospodar zum Profeſſor der Geſchichte und der griech. Alterthümer ernennen wollte. Im J. 1829 wurde er vom griech. Präſidenten Kapodiſtrias zum Director des neuerrichteten Nationalmuſeums für die Alterthümer Griechenlands ernannt.

Mutation iſt ſo viel wie Solmiſation (ſ. d.). — Mutiren, d. h. verändern, nennt man das Wechſeln der Knabenſtimmen, wenn der Diſcant oder Alt in Tenor oder Baß ſich verwandelt. In dieſer Zeit iſt es beſſer, die Stimme ruhen zu laſſen, bis ſich die Natur ſelbſt entſchieden hat; Anſtrengung der Stimme dagegen ſchadet ihr ſehr, oft auch der Geſundheit.

Muth bedeutete ſonſt ebenſo viel als Gemüth, und deſſen erhöhte oder abgeſpannte Stimmung, daher auch in den Zuſammenſetzungen, wie in Unmuth und Mismuth, Kleinmuth, Großmuth, Demuth, Hochmuth u. ſ. w. dieſe Bedeutung noch hervorblickt. Ohne Beiſatz aber bezeichnet Muth die Stärke des Gemüths in zu überſtehenden und erkannten Gefahren. Er iſt nicht Sache des Temperaments, wie es die bloße Furchtloſigkeit ſein kann, ſondern des Willens, wird aber durch Gewohnheit genährt. Der Muthige kann fürchten, aber er überwindet die Furcht.

Muthen, ein altdeutſches Wort, bedeutet ſo viel als um eine Sache förmlich anhalten, Etwas verlangen. Bei Handwerkern heißt muthen, wenn ein Geſell um das Meiſterrecht oder um die Aufnahme in die Innung förmlich anſucht (daher auch das Muthjahr); ein Lehn muthen iſt im Lehnsweſen ſo viel als bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Inveſtitur) anſuchen, und eine Fundgrube muthen heißt im Bergbau um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundene Grube bauen zu dürfen und damit belehnt zu werden. Muthzettel oder

Muthschein heißt daher sowohl der dem Lehnsmann, wenn er um die Lehnreichung angesucht hat, ertheilte Schein, worin das geschehene Ansuchen bescheinigt wird, wie im Bergbau der Zettel, worin der Muther genau den Ort, Gang u. s. w. anzeigt, den er zu muthen gedenkt.

Mutis (Don Joseph Cölestin), ein berühmter Naturforscher, geb. 1732 zu Cadiz, widmete sich der Medicin und wurde sehr jung als Professor der Anatomie zu Madrid angestellt. Von hier aus ward er brieflich mit Linné bekannt, und durch diesen in seiner Vorliebe für die Pflanzenkunde noch mehr befestigt. Im J. 1750 begleitete er den als Vicekönig nach Neugranada gesandten Don Pedro Mosia de la Corda dahin, und entdeckte bei seinem eifrigen Durchforschen dieser Gegenden die Chinarinde, wo man deren Dasein bisher nicht vermuthet hatte. Zum Professor der Mathematik am Collegium Nuestra Señora del Rosario in Santa-Fe ernannt, trug er hier zuerst die Grundzüge des Kopernikanischen Planetensystems vor, und würde ohne Zweifel von den deshalb erbitterten Dominikanern vor ihr Tribunal gezogen worden sein, wenn ihn nicht der Vicekönig beschützt hätte. In den Jahren 1777—82 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach den südlichern Gegenden Neugranadas zur Untersuchung der dortigen Pflanzen und Silberbergwerke, und sandte von da aus einen Theil seiner reichen botanischen Ausbeute an Linné. Leider ward aber durch diesen Mehres davon aus Versehen unter die mexicanischen Pflanzen gesetzt und dadurch eine für die Wissenschaft schädliche Verwirrung in das Ganze gebracht. Außer diesen botanischen Entdeckungen machte M. mehre nützliche astronomische Beobachtungen und fand auch noch auf dieser Reise bei Ibague-Viejo eine reichhaltige Queckſilbermine auf. Als 1790 der König von Spanien zu Santa-Fe eine Anstalt für das Studium der Naturwissenschaften gründete, ward M., der sich seit 1772 bereits dem geistlichen Stande gewidmet hatte und zum Kanonicus der Kathedrale zu Santa-Fe ernannt worden war, zum Director erwählt, und sein Wirken in dieser Stelle war von dem größten Nutzen. Noch 1802 ließ er in seinem Garten zu Santa-Fe ein Observatorium erbauen und mit den besten Instrumenten versehen. Er starb am 11. Dec. 1808, mit dem Ruhme eines ebenso rechtschaffenen als für das Wohl der Wissenschaft und seines Landes vielfach verdienten Mannes. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Entdeckung des Vorkommens der Fieberrinde auch auf der nördl. Halbkugel der Erde, welche er 1772 in den Gebirgen von Tena und später in Honda, zu Villeta und andern Orten machte. Außer der Botanik, Astronomie und Chemie beschäftigte er sich auch mit der Zoologie und verwandte vielen Fleiß auf die Naturgeschichte der Reptilien, Säugthiere, Fische und Vögel Neugranadas. Von seinen vielen Schriften wurde in Europa nur Weniges bekannt, da die nach seinem Tode im span. Amerika ausgebrochene Revolution deren Mittheilung hinderte; einige höchst gehaltvolle Abhandlungen von ihm finden sich jedoch in den frühern Jahrbüchern der stockholmer Akademie, wo sie durch Linné eingerückt wurden.

Mutterkorn nennt man den Auswuchs an einigen Getreide- und Grasarten, der sich besonders bei fettem Boden und in nassen Jahren zeigt. Es hat äußerlich ein violettes, bräunlichgraues Ansehen, gibt ein weißes, scheinbar gutes Mehl, hat aber einen widerlichen Geruch und Geschmack, gibt dem Brote ein bläuliches Ansehen, ist sehr ungesund und wurde sonst als die Ursache der Kriebelkrankheit angesehen. Nach Einigen entsteht das Mutterkorn in Folge des Stichs einer Fliege; Andere halten es für eine Art Schwamm.

Muttermale nennt man gewisse Besonderheiten der Farbe, Flecken auf der Haut u. s. w., welche neugeborene Kinder mit auf die Welt bringen. Für die Sache selbst spricht die Erfahrung, und die gemeinen Leute schreiben dies einem Versehen der Mutter zu. Die Philosophen haben versucht, nicht allein die Muttermäler, sondern auch andere Besonderheiten, als Verstümmelung, Gestalt, Ver-

mehrung oder Verminderung der Gliedmaßen u. ſ. w. aus dem Einfluſſe der Einbildungskraft und alſo der Seele der Mutter auf das Kind zu erklären. Allein genaue Beobachtungen haben gelehrt, daß die Beſonderheiten und Verunſtaltungen des Kindes, welche man für die Folge einer imaginairen Idee hält, natürliche Wirkungen ſolcher Beſchaffenheiten in dem Körper und der Lage des Kindes waren, welche theils vor der äußern Veranlaſſung der Idee ſchon anweſend waren, theils ſelbſt nach der Hypotheſe Derer, welche dieſe Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft annehmen, dadurch nicht entſtanden ſein konnten. Man ſieht auch dergleichen Beſonderheiten ohne vorhergegangene Einbildung der Mutter, ingleichen bei Geburten im Pflanzenreiche, wo keine Seele und alſo auch keine Einbildungskraft an der Bildung Theil haben kann. Sie ſind mithin weiter nichts als eine Folge einer vorhergegangenen Unordnung in dem organiſchen Leben, aber nicht in der Seele der Mutter.

Mylitta, die Venus der Aſſyrer, bei den Arabern Alitta, bei den Perſern Mithra genannt, war als Mondgöttin das weibliche Princip der Zeugung. In dem üppigen Babylon war ihr Dienſt Volksdienſt, indem die Sitte beſtand, daß jede Frau ſich ein Mal in ihrem Leben einem Fremden preisgeben mußte für eine Summe, welche ſie in den Tempelſchatz lieferte. Mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, erzählt Herodot, ſetzten ſich die Weiber in den Galerien des Tempels nieder, durch welche die Fremden gingen, ſich eine der Harrenden zu wählen. Keine durfte zurück nach Hauſe kehren, bis ihr ein Fremder das Geld mit den Worten in den Schoos geworfen hatte: „Ich rufe für Dich die Göttin Mylitta an!“

Myologie, die Lehre von den Muskeln (ſ. d.), bildet einen ſpeciellen Theil der Anatomie, den zwar ſchon Galenus in einem beſondern Werke bearbeitete, der aber beſonders in der neuern Zeit durch genauere Erforſchung bereichert ward. Eine untergeordnete Abtheilung derſelben iſt die Myotomie, welche die Anweiſung zum Präpariren der Muskeln, behufs des Unterrichts, gibt. Was die Nomenclatur in der Myologie betrifft, ſo herrſcht hierin bei den Anatomen große Verſchiedenheit. Am gewöhnlichſten bedient man ſich der von Albinus eingeführten lat. und griech. Namen, ſowie der deutſchen, die durch Sömmerring und Meckel den Jüngern in Gebrauch gekommen ſind, da es der in neuerer Zeit von Chauſſier und in Deutſchland von Schreger verſuchten Nomenclatur noch nicht hat gelingen wollen, jene zu verdrängen.

Myopie und Myops, ſ. Kurzſichtigkeit.

Myriade, eigentlich eine Zahl von Zehntauſend, bezeichnet in der poetiſchen Sprache überhaupt eine unzählige Menge.

Myriagramme, Myrialitre, Myriametre, ſ. Gramme, Litre und franzöſiſches Decimalſyſtem.

Myriapoden (Myriapoda), d. h. Tauſendfüße, ſind Gliederthiere, welche ihrer Organiſation nach zu den Inſekten gehören und ſich durch den Mangel der Flügel und viele Füße auszeichnen. Es gehören hierher die Tauſendfüße und Scolopendern, welche letztere in Südamerika 2 F. lang vorkommen. In Weſtindien ſoll es giftige Myriapoden geben, während der Biß der braſiliſchen kaum Eiterung verurſacht.

Myriorama iſt eine Art landſchaftlichen Kaleidoſkops (ſ. d.), das von Brés in Paris erfunden und von Clark in London vervollkommnet wurde. Der Name iſt griechiſch, und wörtlich durch „Zehntauſendſchau“ zu überſetzen. Es wird hierbei eine pittoreske Seeküſte mit Wohnungen, Buchten, Trümmern, Klippen, Schluchten und wirthſchaftlichen Scenen in einem langen Streif an einem Kanale, wo hinten ferne Gebirge herüberblicken, angenommen. Dieſe iſt in 16 in den bunteſten Farben ausgemalte Abtheilungen zerſchnitten, und das Ganze ſo gehalten, daß die Durchſchnittlinien für Vor- und Mittelgrund überall

aneinanderpassen. Die Aufgabe ist nun, die Abtheilungen willkürlich so aneinanderzufügen, daß das Vereinzelte wie ein Ganzes, nach Regeln der Landschaftmalerei componirt, aussehe. Durch die Bezifferung der einzelnen Blätter wird es möglich, eine unter 10,000 Möglichkeiten herausgefundene annehmliche Wirklichkeit zur Wiederhervorbringung festzuhalten. Viel Scherz und Zeitvertreib gewährend hat das Myriorama für Landschaftmaler selbst ungefähr den Werth, welchen ein Reimlexikon für den Dichter hat.

Myrmidōnen, ein Völkerstamm in Phthia in Thessalien, sollen von Myrmidon, der Sage nach einem Sohne des Jupiter und der Eurymedusa, dem Vater des Aktor, ihren Namen haben, der auch als ein Abkömmling des Pelasgus und Nachfolger des Teutamides, Königs von Larissa, genannt wird. Nach einer andern Sage entstanden sie aus Ameisen und verdanken diesem Umstande den Namen. Sie bewohnten unter Äakus (s. d.) die Insel Ägina, kamen mit Peleus, dem Sohne des Äakus und Enkel des Aktor, nach Thessalien, waren mit Achilles, des Peleus Sohn, vor Troja und zeigten sich als tapfere Krieger.

Myron, aus Eleuthera, einer der gepriesensten Bildner der Periode vor Alexander dem Großen, verdankte seinen Ruhm nach dem Zeugnisse der Alten der Wahrheit und Unbefangenheit, mit welcher er die Erscheinungen der gesammten Natur auffaßte, namentlich die Thierwelt. Seine brüllende Kuh, die nach dem Kalbe sich sehnt, war sprüchwörtlich. Ebenso bildete er Hunde, Seeungeheuer, die üppige Kraft der Athleten, und unter den Göttern Hercules; im Einzelnen der Bildung der ältern Kunstweise treuer bleibend.

Myrrha, des Königs Kinyras von Cypern Tochter, wurde wegen des Übermuths ihrer Mutter, die sich vermaß, schöner als Venus sein zu wollen, durch diese zu unnatürlicher Liebe gegen den eignen Vater angereizt. Nachdem M. lange mit sich gekämpft hatte, ward durch Vermittelung ihrer Amme ihr Wunsch gewährt; ohne von ihm erkannt zu werden, umarmte sie der Vater zu wiederholten Malen. Als er aber endlich mittels eines heimlich mit sich genommenen Lichtes sie erkannte und sie tödten wollte, wurde sie durch die Venus, nach Einigen sogleich, nach Andern erst nach neunmonatlicher Verfolgung in einen Myrrhenbaum verwandelt. Nach ihrer Verwandlung gebar sie den Adonis; ihr Vater aber durchbohrte sich selbst.

Myrte (Myrtus communis), ein vom Grunde an ästiger Baum Südeuropas, wird seiner immergrünen Blätter und seines gewürzhaften Geruchs halber häufig in den Gärten zur Zierde gezogen. Man unterscheidet zwei Abänderungen, mit kleinen und mit größern Blättern. Die Zweige der Myrte dienen zu allerhand Schmuck, namentlich zu Kränzen für Bräute. Auch ist die Myrte ein Sinnbild der Trauer und des Todes.

Mysōre (Maissur), ein sonst ansehnlicher, seit der Mitte des 18. Jahrh. in Europa bekannter Staat in der vordern ostind. Halbinsel, westl. von Karnatik, innerhalb der Ghauts oder großen Gebirgsketten, welche durch die ganze Halbinsel von N. nach S. laufen, meist von Mohammedanern bewohnt, hatte bis zu Ende des 18. Jahrh. eigne Regenten (Rajahs), die früher von den benachbarten Reichen abhängig waren. Seit Anfang des 17. Jahrh. regierten in M. Rajahs aus brahmanischem Stamme. Sie verdrängte 1755 Hyder Ali (s. d.), dem sein Sohn Tippo Saib (s. d.) in der Regierung folgte, welcher 1799 Leben und Reich durch die Engländer verlor. Diese theilten nun M., behielten, nebst der Hauptstadt Seringapatnam, ungefähr 800 □M. Landes für sich, einen fast gleichen Antheil überließen sie ihren Bundesgenossen, dem Subah von Dekan und den Maratten, und aus dem Reste des Landes (1256 □M. mit 3 Mill. Einw.) wurde die jetzige Nabobschaft Mysore gebildet, zu deren Regenten die Engländer einen Nachkommen des ehemaligen, von Hyder Ali abgesetzten Regentenstammes, einen sechsjährigen Prinzen, Krishna Udiaver, machten, der jedoch ganz von den

brit. Regierung zu Madras abhängt, 700,000 Gulden Tribut zahlt und in seinen Festungen engl. Garnisonen unterhält. Die wichtigsten Städte in M. sind die Haupt- und Residenzstadt gleiches Namens, mit 50,000 Einw., die Handels- und Fabrikstadt Bangalore, und die wichtige Festung Dschitteldroog.

Mystăgog hieß bei den Mysterien des Alterthums Derjenige, der den Einzuweihenden einführte, sowie auch Derjenige, der das Innere des Tempels zeigte; weshalb man gegenwärtig damit einen Geheimnißkrämer bezeichnet.

Mysterien waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöse Zusammenkünfte, denen kein Ungeweihter nahen durfte. Ihre Entstehung fällt in die allerältesten Zeiten, und ihr Zweck war Aufklärung solcher Mythen und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor dem Volke verborgen zu halten für gut fand. Sie waren vielleicht ein nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin man dem Volke seinen Aberglauben, seine Unwissenheit und seine Vorurtheile ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte. Aus dem Grunde wurden sie auch von den Regierungen geduldet und geschützt. Ihr erstes Grundgesetz war tiefe Verschwiegenheit. In allen Mysterien gab es dramatische Vorstellungen, die sich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu deren Ehren sie gefeiert wurden. Die wichtigsten griech. Mysterien waren: die eleusinischen (s. Eleusis), die samothrazischen, die dionysischen, die orphischen und die der Isis. Die samothrazischen Mysterien stammten aus Kreta und Phrygien her und wurden im erstern Lande dem Jupiter zu Ehren gefeiert. Aus diesen Ländern kamen sie zu den Thraziern oder Pelasgern auf der Insel Samothrazien und pflanzten sich von da weiter in Griechenland fort. Man feierte sie bald zu Ehren des Zeus, bald des Dionysos, bald der Ceres. Die dionysischen kamen aus Thrazien nach Theben und haben mit den vorigen große Ähnlichkeit. Man feierte sie ein Jahr ums andere, und es sollte in ihnen gleichfalls der Übergang des Menschen aus der rohen Wildheit zur Bildung vorgestellt werden. Die Weiber kleideten sich dabei in Thierhäute, nahmen mit Epheu umwundene Stäbe (Thyrsus) in die Hände und zogen so auf den Berg Cithäron, wo nach begangenen religiösen Gebräuchen wilde Tänze angestellt wurden, die sich mit Zerstreuung der Priesterinnen und der Eingeweihten in die nahen Wälder endeten. Auch sie hatten Symbole, die sich größtentheils auf den Bacchus oder Dionysos bezogen, welcher der Held dieser Mysterien war. Sie wurden als dem Staate und den guten Sitten nachtheilig schon zu des Epaminondas Zeiten in Theben und in der Folge in ganz Griechenland verboten. Die orphischen zeichnen sich, als wahrscheinliche Grundlage der eleusinischen, vor diesen nicht aus. Die Mysterien der Isis (s. d.) fanden in Griechenland nie, wohl aber in Italien, besonders in Rom, vielen Beifall. Die heidnischen Mysterien verschwanden im 2. und 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung nach und nach, wie die Orakel. Auch nannte man vormals in manchen christlichen Ländern die geistlich-komischen Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Mysterien. Vgl. Saint-Croix's „Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme" (2. von Sylv. de Sacy durchgesehene Aufl., 2 Bde., Par. 1817) und Lobeck's „Aglaophamus s. de Theologiae mysticae Graecorum causis" (2 Bde., Königsb. 1829 fg.), welcher Letztere gegen Saint-Croix behauptet, daß die Geheimlehre der Griechen keine reineren Religionsbegriffe bezweckt habe.

Mysticismus ist diejenige Ansicht, welche sich geheimer, durch übernatürliche Einwirkung auf den Menschen bewirkter Aufschlüsse über Gott, Welt und Natur rühmt, welche man entweder durch Frömmigkeit oder durch magische Mittel empfange. Der religiöse Mysticismus der neuern Zeit gibt vor ein Schauen ohne Erkenntniß und will zumal fassen, was der erkennende Geist entwickelt. Er erblickt überall Geheimnisse und sucht das Unergründliche geheimnißvoll auszu-

sprechen, wodurch er dunkel, bilderreich und oft spielend erscheint. Aus dem Standpunkte der bloßen Verstandesaufklärung erscheint dieser Mysticismus als Verirrung des religiösen Gefühls durch den Einfluß einer überspannten Phantasie; aber die Wissenschaft, in welcher die gebildete Vernunft vorherrscht, erkennt ihn als die natürliche Folge jener Religiosität, welche ohne besonnenes, wissenschaftliches Streben zur Erkenntniß des Tiefsten gelangen will, oder als Product der bloßen Gemüthsbildung bei vernachlässigter Geistesbildung. Vernunft und Verstand haben nämlich ihren Vereinigungspunkt im klaren Selbstbewußtsein, Phantasie und Gefühl aber in einem dunkeln Bewußtsein oder Selbstgefühl. Das Gemüth schaut das Göttliche im Gefühl an, und dieses Anschauen ist Religion; die Phantasie ist ein schaffendes Vermögen, welches die Anschauungen des Gefühls symbolisirt und, scheinbar verwirklicht, in Phantasiebildern darstellt, welche der ungebildete Verstand religiöser und wissenschaftloser Menschen für wirkliche Gestalten oder sinnlich angeschaute Personen nimmt. In der alten Zeit, welche der eigentlichen Geistesbildung noch ermangelte, war dieser traumähnliche Zustand religiös begeisterter Menschen viel häufiger als gegenwärtig, wo die Geistes- oder wissenschaftliche Bildung die Herrschaft des Gefühls und der Phantasie zurückgedrängt hat; auch waren zu jener Zeit die Träume bedeutender, oft von prophetischem Charakter, und ihr Inhalt wurde als göttliche Offenbarung, aber zugleich auch in jeder Hinsicht für Wirklichkeit genommen; persönliche Gottheiten, Dämonen, Engel, Heilige erschienen im Traume den Priestern und Gläubigen, ja der alleinige Gott selbst den Propheten in leiblicher Gestalt, ihnen verkündigend, was sie thun sollten. Dies ist also der Ursprung des Mysticismus, von welchem bisher die Rede war, dies zugleich die Quelle des Glaubens an eine körperlose und doch sinnlich anschaubare Geisterwelt, welcher sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. (S. Geist.) Die Wissenschaft oder die Philosophie ist daher eigentlich der Gegensatz des Mysticismus, denn sie hat die Bestimmung und das Streben, das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseins zu lösen, und überall Licht im Dunkel des Lebens, wo es noch herrscht, aufgehen zu lassen. Der Grund des mystischen Dunkels dagegen, welches in vielen Schriften neuer und älterer Zeit herrscht, liegt nie allein in einem undeutlichen, verworrenen Vortrage, sondern vorzüglich im Mangel wissenschaftlicher Entwickelung der Ideen im Schriftsteller, wodurch dessen Vortrag nothwendig dunkel werden muß. Wissenschaftliche Klarheit, Ordnung der Ideen, systematischer Geist wird sich jederzeit auch in einem lichtvollen Vortrage ausprägen. Aber nicht jeder Leser hat das Recht, ein Buch, das er nicht versteht, dessen Inhalt ihm räthselhaft und wunderlich vorkommt, geradezu für mystisch zu erklären; denn was ihm dunkel oder mystisch ist, kann Andern, die auf höherer Stufe der Bildung stehen, sehr deutlich und lichtvoll erscheinen. Dieser Mysticismus ist nur relativ und subjectiv in Beziehung auf den Leser, dessen Bildungsstufe der Bildung des Schriftstellers, aus dessen Vorträgen er sich belehren will, nicht gewachsen ist. Von einem wirklichen, nicht blos relativen Mysticismus der Philosophie oder Wissenschaft kann nur als von einem Widerspruch die Rede sein. Während die Wissenschaft alles Mystische zu vernichten und in ihr Licht aufzulösen strebt, sucht dagegen der Mysticismus die Wissenschaft zu verdrängen und ihre höchsten Gegenstände, das Innere der Natur und die Wahrheiten der Religion, als für den menschlichen Geist ewig undurchdringbare Geheimnisse festzuhalten, indem er das Treiben der Wissenschaft in dieser Beziehung für Frevel erklärt und die erwähnten Gegenstände ausschließend als Sache des Glaubens behandelt wissen will. Im Praktischen überspringt er die vermittelnden Ursachen und bezieht Alles unmittelbar auf das höchste Wesen, womit er oft die freie Thätigkeit des Menschen selbst aufhebt. Die Sphäre des Mysticismus, sein Princip und Endzweck ist der Glaube als unmittelbar im Gefühle sich darthuende Anerkennung; sein inneres Reich ist die Religion, sein

äußeres Gebiet ist die (höhere) Kunst, deren geheimnißvolles Wirken handelnder, gleichsam praktischer Mysticismus ist. Die Sphäre der Wissenschaft dagegen, ihr Umfang und Ende ist das Wissen (Klarheit und Entwickelung der Ideen und Begriffe) und dessen Fortgang in sich selbst und nach Außen; ihr inneres Reich ist die organische Gesammtheit der Wissenschaften, ihr äußeres Gebiet die Schule (in weitester Bedeutung, als Organisation des Gelehrtenstandes), durch welche sie sich selbst erhält, fortpflanzt und verbindet. Diese Sphären stehen einander nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen oder Besondern gegenüber. Daraus erkennt man das nothwendige Streben der menschlichen Natur nach wissenschaftlicher Aufklärung, nach Auflösung der Mysterien in allen Sphären des Lebens; man erkennt aus dem Fortschreiten der Wissenschaft, d. h. in der zunehmenden Auflösung des Glaubens in Wissen, der unbewußten Gefühlsanschauung in wissenschaftliche Wahrheit, das letzte und höchste Ziel der Entwickelung und Bildung der Menschheit, welches kein anderes ist als möglichst vollendete Geistesbildung, zu welcher nur die Wissenschaft führt, und mit deren Vollendung sie selbst eins oder identisch ist. Wo aber die Wissenschaft fortschreitet, da erscheint sie als Siegerin über den Mysticismus, obgleich dieser Sieg nur theilweise, nie vollständig errungen werden kann. Denn der Gegenstand im Ganzen ist das ewige Mysterium, in dessen Anerkennung die wahre Mystik besteht, das Unendliche in seiner Einheit und Entwickelung (das Universum), welches durch kein fortschreitendes Wissen in der Zeit je vollständig enthüllt werden kann. Daher ist auch zwischen jenen Gegnern an keinen endlichen Frieden zu denken, der Streit dauert so lange fort, als die Wissenschaft lebt, und diese lebt fort, so lange ihr ein Mysticismus gegenübersteht; denn ihr Leben besteht nur in diesem Streit, und alles wissenschaftliche Streben müßte aufhören, sobald kein Dunkel mehr zu erhellen, kein Mysticismus mehr zu bekämpfen wäre. Aber dieser Streit ist gegenwärtig noch ein doppelter, weil der Gegensatz zwischen Mysticismus und Wissenschaft ein doppelter, hier ein innerer, dort ein äußerer ist; er ist ein innerer, insofern jeder wissenschaftlich Gebildete nach weiterer Bildung strebt, also gegen den Mysticismus in seinem Innern, gegen das in ihm noch vorhandene Dunkel zu kämpfen hat, um mit sich selbst immer mehr ins Klare zu kommen; er ist ein äußerer, insofern jeder wahre Gelehrte zugleich nach Außen gegen die Mystiker, welche die Wissenschaft anfeinden und Vorurtheile verbreiten, zu kämpfen hat. Dieser äußere Kampf wird einst aufhören, wenn die Wissenschaft sich allgemein verbreitet haben, wenn ihr Werth oder das Göttliche in ihr allgemeiner anerkannt sein wird, sodaß es dann wenigstens keine solchen Mystiker mehr gibt, welche das Göttliche oder die Offenbarung Gottes nur im Glauben einheimisch wähnen, indem sie die Wissenschaft für bloßes Menschenwerk halten, ja in ihr wol gar das böse Princip zu erkennen meinen. Auch ist diese Feindschaft schon jetzt im Grunde nur einseitig, wenn man erwägt, daß zwar die größten Mystiker unserer Zeit Diejenigen hassen, welche der Wissenschaft huldigen, Letztere aber diesen Haß nicht erwidern, indem sie die Nothwendigkeit des Mysticismus unserer Zeit sowol als der Vorzeit einsehen und den Werth der Religion und des Glaubens vollkommen anerkennen, wohl wissend, daß sie selbst Dasjenige nur noch gläubig erfassen können, was ihre Wissenschaftlichkeit nicht zu durchdringen vermag. Der wissenschaftliche Geist ehrt also den wahren Mysticismus und haßt nur den falschen, der in Frömmelei, übertriebene Schwärmerei und religiösen Unfug ausartet, sowie er denjenigen Aftermysticismus verachtet, der in der Wissenschaft eine Rolle spielen will, dessen Urheber entweder absichtlich dunkel oder in Räthseln schreiben, um mit scheinbar tiefer Weisheit zu glänzen, oder ihre verworrenen Begriffe von höhern Dingen und Verhältnissen für Wissenschaftlichkeit ausgeben, zu deren Mittheilung sie sich berufen glauben. Für den

Laien ist es schwer, die Schriften dieser falschen Mystiker von jenen bessern Werken zu unterscheiden, welche zwar auch viel Dunkles enthalten, weil in ihrem Inhalte das Wissenschaftliche durch echten Mysticismus getrübt ist, in welchen aber der Geist sich zu tieferm Verständniß hinarbeitet. Der Mysticismus ist vornehmlich im Orient einheimisch (s. Sufismus), und war am meisten den Griechen fremd. Der oriental. Mysticismus äußert sich schon bei den Neuplatonikern und in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Eine Hauptquelle der christlichen Mystik wurden die unter dem Namen des Dionysius Areopagita (s. d.) im 4. Jahrh. n. Chr. verbreiteten Schriften. Als die Scholastiker im Mittelalter die Religion ausschließend als Verstandessache mit trockener Dialektik behandelten, war es heilsam, daß ihnen Mystiker, wie Hugo und Richard von St.-Victor, Bonaventura u. A., entgegentraten, welche die Rechte des Gemüthslebens und der individuellen Freiheit behaupteten. Derselbe Gegensatz stellt sich in unserer Zeit dar. Vgl. Borger, „Über den Mysticismus" (aus dem Latein. übers. von Ernst Stange, Altona 1826).

Mystificiren heißt nach der zuerst in Frankreich gewöhnlich gewordenen Bedeutung (s. Poinsenet), die Leichtgläubigkeit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften.

Mythologie oder Sagenlehre ist der Inbegriff der einem Volke eigenthümlichen Sagen von Göttern und göttlichen Wesen. Creuzer in seiner „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" (4 Bde., Lpz. 1810—12) begreift unter Mythologie die symbolisch ausgedrückte religiöse Poesie des gesammten Alterthums, die, weil sie sich theils auf eine allgemeine Natursprache gründet, theils aus einer allgemeinen Quelle geflossen ist, ein unzertrennbares Ganzes ausmacht; Gottfr. Hermann in den Briefen an Creuzer „Über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie" (Heidelb. 1818) und „Über das Wesen und die Behandlung der Mythologie" (Lpz. 1819) dagegen erkennt in ihr die Wissenschaft, welche die Ideen und Begriffe kennen lehrt, die gewissen Sinnbildern bei einem gegebenen Volke zum Grunde lagen. Diese verschiedenen Ansichten führten die vielfältige Behandlung des vieldeutigen Stoffes und die Abweichungen in den Erklärungen der einzelnen Mythen herbei. Eine geschichtliche Darlegung des Ursprungs der Sagen und der griech. Mythologie, als des vollendetsten Sagenkreises, wird dieses bestimmter erklären. Furcht, Entsetzen, Erstaunen bei Dingen und Erscheinungen, welche der rohe Mensch nicht erklären konnte, erregten die Vorstellung von übermächtigen Wesen, deren Gunst man gewinnen und deren Zorn man abwehren müsse. Oft glaubte man die Gottheit selbst unter der Gestalt des Phänomenons, z. B. des Feuers, der Schlange u. s. w., wahrzunehmen, das unbegreiflicherweise mit der Gottheit zusammenzuhängen schien. So war ein Symbol für diese höhere Kraft gefunden, und die Überzeugung von einer unbegreiflichen Übermacht hatte sich selbst aufgedrungen. Auf dieselbe Weise mußte die Meinung von Mitteln entstehen, welche die Gunst der Götter zu erwerben und ihren Zorn abzuwehren vermochten; doch auch diese Mittel mußten, da ihre Wirkung auf der Voraussetzung eines unbegreiflichen Einflusses beruhte, zu den symbolischen und den Gegenständen des Glaubens gehören. Wer am besten und vollständigsten diese gnadenherbeiziehenden und zornabwehrenden Mittel zu kennen schien, ward der Vermittler zwischen den minder hellsehenden Menschen und den höhern Mächten: er war der Priester. Eine Kenntniß dieser Art, der Gewinn einer genauern Naturbeobachtung, konnte aber nicht stehen bleiben. Bald mußte die Kenntniß dieser Priester in ihrem Fortschreiten fast alle Lebensverhältnisse umfassen, und während Vortheil und Wetteifer das Streben aufregten, Das zu begreifen, was dem Volke unbegreiflich erschien, bildete sich von selbst eine Priesterlehre und Priestersprache, die, wie alle alte Sprache, bildlich, dem Volke in dem Bilde nur das Zeichen von etwas ihm Unerklärbaren sehen ließ, das nur dem Ver-

trauten der Götter bekannt war. Diesen ursprünglichen Stoff erweiterte das Bestreben, ihn dem Volke, das seine Einsicht verlangte, zu entziehen; er wuchs an durch die vorgeblichen unmittelbaren Mittheilungen der Gottheit (Orakel), zu denen örtliche Wahrnehmungen oft die Anlässe sein mochten. Was anfangs seiner Natur nach dem Volke unbegreiflich war, wurde jetzt mit Absicht seiner Einsicht entzogen und nur wenigen Erwählten unter geheimnißvollen Gebräuchen (Mysterien) mitgetheilt. Der aufgeregte Geist suchte nun frühere Vorstellungen mit neugewonnenen Einsichten zu vereinigen; Das, was verschiedenen Personificationen der Naturkräfte früher zugeschrieben wurde, glaubte man nunmehr in Einer zu erkennen. Man gewöhnte sich, in jedem Gotte den andern, in allen Einen wiederzufinden, und Umdeutungen, Fortbildungen, oft auch Verbildungen der ursprünglichen alten Sagen, an deren wörtlichen Sinn selbst das Volk nicht mehr festhielt, seit die Erklärungen der Dichter und Philosophen und der Eingeweiheten in den Mysterien ihm nicht fremd blieben, schmückten die alten Sagen aus und vermehrten ihre Menge. Dazu kam das Bestreben des phantasiereichsten Volkes, frühen geschichtlichen Ereignissen durch Verbindung mit heiligen Sagen höhere Würde und Bedeutung zu geben; und der vielfältig gebrochene Strahl spielte nunmehr in fast jedem Lande, bei fast jedem Stamme, in noch bunterm prismatischen Glanze. So bildete sich der engverschlungene Mythenknäuel, der die Anfänge des gesammten menschlichen Wissens über Natur, Gott und Geschichte enthält, vereinigt mit den frühesten Regungen der Dichtkunst, dessen erste Fäden aber immer an die Erscheinungen in der Natur, sowie sie beobachtet wurden, sich anknüpfen lassen. Diese ersten Fäden herauszufinden aus der Mythologie der spätern Zeiten, und in dieser, in der so viele Elemente sich vereinigten, die älteste nachzuweisen, was nur auf historischem Wege geschehen kann, würde die Aufgabe des vollendeten Mythologen sein, und Mythologie wäre, nach Hermann, die Geschichte der Mythen oder die Wissenschaft, welche zeigt, wie und welche Mythen sich gebildet haben; und ein Mythus wäre die Darstellung einer durch ein Bild anschaulich gemachten Idee, der ursprünglich gewiß eine Beobachtung der Natur zum Grunde lag. Als Ergebniß der Discussionen Creuzer's und Hermann's darf man annehmen, daß die Mythologie nur kritisch zu behandeln sei, indem nur durch Kritik und Philosophie der Ursprung, Zusammenhang und Widerspruch des Vorhandenen ausgemittelt werden könne. Die Natur des Gegenstandes selbst muß die Regeln der Behandlung (wie aus der Einkleidung die Ideen herauszufinden seien) an die Hand geben.

Die griech. Mythologie, und ebenso jede andere (s. Nordische Mythologie), ist eine vielartige, zwar ihrem Ursprunge verwandte, aber keineswegs ein eigentliches System ausmachende Masse. Die Quellen der Mythologie sind Philosopheme, welche dem Volksglauben, den Priesterdogmen und den Darstellungen der nicht in die Mysterien eingeweihten Bearbeiter der Mythen zum Grunde lagen. Durch diese drei Hauptquellen der Mythologie ergeben sich drei Hauptperioden in ihrer Darstellung. Die älteste Nationalmythologie der Griechen muß etymologisch-allegorisch, die Lehre der Priester historisch-dogmatisch, und die exoterische Theorie der philosophischen Mythographen und Dichter philosophisch-kritisch behandelt und erklärt werden. Inwiefern der Kreis der Sagen bei den Griechen sich durch Dichter, zunächst durch die epischen und die ihnen folgenden cyklischen, bildete und erweiterte; wie er durch die alten Kosmogonien- und Theogonienschreiber dergestalt umgeformt und erklärt worden sei und von den lyrischen und tragischen Dichtern willkürlich zu ihren Fictionen benutzt wurde; wie er mit der ältesten Geschichte in der engsten Verbindung, endlich sich selbst zur Geschichte umgestaltete: dies zu erzählen, würde einer Geschichte der Mythologie zukommen, für welche reichliche Vorarbeiten in den Werken der Bearbeiter dieses Fachs sich finden. Auf diese Periode der selbständigen Entwickelung des vorgefun-

denen Stoffs folgten die Zeiten der alexandrin. Mythensammler, denen nicht glückliche Nacheiferer folgten. An ihre Stelle traten deutelnde Rhetoren und Sophisten. Verdienstvoller als dieser Zusammensteller Fleiß war der polemische Eifer der Kirchenväter, deren Widerlegungen wir die Erhaltung beachtenswerther Sagen verdanken. Die Compilationen der Grammatiker schienen nur noch zu fehlen, um die Masse des verwirrenden Stoffs zu überhäufen. So verdienstlich auch die Arbeiten einzelner Gelehrten waren, um in dieses Chaos Licht zu bringen, so muß man doch gestehen, daß die Befangenheit in vorgefaßten Meinungen und Erklärungshypothesen (z. B. Bochart, Banier und Dupuys) dazu beitrug, das Zwielicht unsicherer zu machen. Das Verdienst, den Sinn der alten Mythen zuerst aufgesucht und ihm durch alle Bildungsstufen, die er durchging, nach Kräften nachgespürt zu haben, gebührt Christian Gottlob Heyne, dessen Verfahren an Joh. Heinr. Voß einen verunglimpfenden Richter fand, so beherzigenswerth auch dessen Warnung sein mochte, daß die philosophische Deutung späterer Jahrhunderte zur Erklärung des ursprünglichen Mythus unzulässig sei. Seit Heyne und Voß fing man an, das Vaterland der Mythen mit gewissenhafterm Ernste aufzusuchen, fühlte sich aber dadurch einem Himmelsstriche zugewiesen, dem Oriente, wo der besonnenen Forschung neue Schwierigkeiten in den Weg traten. Die Versuche von Kanne, Wagner, Görres, Dornedden, Hug, Sickler, um die Stammländer der Mythen im Orient auszumitteln, ermangelten zuweilen der kritischen Genauigkeit und Mäßigung. Durch Wagner kamen Tibet und Hindostan als ein Mutterland vieler Sagen in Aufnahme. Zusagender möchte die Hug'sche Vermuthung sein, wie auf mancherlei Wegen die altasiat. Sagen nach Griechenland einzogen, und wie sie, immer der Örtlichkeit angepaßt, bald zu einem Eigenthume der Griechen wurden, das seine ursprüngliche Gestalt fast zu verleugnen schien. Nicht allzu glücklich war aber die Beweisführung einer oberasiat. Abstammung griech. Mythen, die einige Gelehrte, wie Sickler, Schelling, Kanne u. A., dadurch geben wollten, daß sie griech. Namen aus den semitischen Dialekten zu erklären suchten. So bildete sich allmälig die Ansicht aus, der Creuzer das Wort redete; eine Ansicht, die durch des Vertheidigers Scharfsinn und Gelehrsamkeit bei vielen sinnverwandten Freunden Eingang fand: nämlich die, „daß die Mythologie ein großes Panoram religiöser Ideen und Anschauungen sei, die meistens im Orient entsprungen und im oriental. Sinn und Geiste aufgefaßt und ausgeprägt seien, von denen also das Symbolische, Magische und Allegorische ebenso wenig ausgeschlossen werden dürfe, als es von der ältesten griech. Poesie ausgeschieden werden könne. In dem ganzen griech. Mythus erkenne man auch, trotz aller Zersplitterungen und Zerfaserungen, die Spuren einer beachtenswerthen Einheit, welche keine andere sein kann, als eine vorausgegangene reinere Urreligion, ein Monotheismus. Auf diesen einzigen Urtypus die griech. Mythe, nicht blos hypothetisch, sondern real zurückzuführen, sei die Aufgabe der Mythologie." Was Hermann dieser Ansicht entgegengestellt hat, ist bereits erwähnt worden. Leidenschaftlicher erhoben sich gegen sie Joh. Heinr. Voß und Lobeck, obgleich Görres, Hammer, Münter, Uwaroff und Ritter durch neue Gründe ihr Bestätigung zu geben versuchten. Nicht ohne Glück bemühte sich Konr. Schwenck in seinen „Etymologisch-mythologischen Andeutungen", nebst einem Anhange von F. G. Welcker (Elberf. 1823), die älteste Mythe aus den Anbildungen der Folgezeit durch Etymologie herauszufinden: ein Versuch, in dem ihm schon Böttiger in seiner „Kunstmythologie" (Dresd. 1811) und mehren seiner Schriften, welche die alte Mythe, zunächst in Bezug auf ihre bildliche Darstellung, berühren, mit umfassenderer Gelehrsamkeit und auf eine Art vorangegangen war, die wol unbestritten als musterhaft gelten darf. Als die neuesten Versuche mythologischer Forschungen sind zu erwähnen Ottfr. Müller's „Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (Gött. 1825) und Ferd. Chr. Baur's „Symbolik und My-

thologie" (2 Bde., Stuttg. 1824). Auch gehören hierher Rhode's „Beiträge zur Alterthumskunde" (2 Hefte, Berl. 1819), welche viel Treffliches zur Mythologie des Orients enthalten. Noch haben diese wissenschaftlichen Bearbeitungen der Mythologie die Aufmerksamkeit des Auslandes nicht so erregt, daß, außer etwa Payne Knight, bedeutende Förderer dieser Wissenschaft von dorther hier zu nennen wären. Für die Kunst sind sehr wichtig nächst mehren Arbeiten Böttiger's die Bilderwerke von Hirt und Millin.

Mytilēne, die Hauptstadt der Insel Lesbos (s. d.), welche letztere jetzt darnach den Namen Metelino führt, im Alterthume groß und reich, die Vaterstadt des Pittakus, der Sappho, des Alcäus und Anderer, wurde, da sie im peloponnes. Kriege 427 von Athen abfiel, durch die Athener von Grund aus zerstört. Zwar erbauten die geflüchteten Bewohner nach ihrer Rückkehr eine neue Stadt, von der alten durch einen Meeresarm getrennt; allein auch von ihr sind nur noch Trümmer vorhanden.

N.

Nabel bezeichnet die in der Mitte des Unterleibes und zwar in der Mittellinie desselben befindliche, mehr oder weniger beträchtliche Vertiefung und ist eigentlich nichts Anderes als eine Narbe, durch Verwachsung der Öffnung entstanden, durch welche vor der Geburt der Nabelstrang mit den in ihm enthaltenen Theilen hervortrat. Sie wird von einem dicken, sehr festen, von verschiedenen sich durchkreuzenden Fasern gebildeten Rande umgeben, welcher der Nabelring heißt. Nabelstrang, Nabelschnur wird das wurm- oder schnurförmige, weiche, mehrfache Windungen, Anschwellungen, Knoten, selbst Verschlingungen darbietende Organ genannt, welches das noch ungeborene Thier oder den noch ungeborenen Menschen mit dem sogenannten Mutterkuchen verbindet, zur Zeit der Geburt entweder von selbst zerreißt oder künstlich getrennt wird, bei dem neugeborenen Menschen die Länge von ungefähr 18—22 Zoll hat, aus einem lockern, mit gallertartiger Feuchtigkeit angefüllten und von einer sehr dünnen Haut umgebenen Zellgewebe besteht, eine Blutader und zwei Pulsadern, mehre Lymphgefäße und in den ersten Monaten der Schwangerschaft auch das sogenannte Nabelbläschen enthält. Schließt sich die Öffnung des Nabels nach erfolgter Geburt nicht völlig und bald, so entsteht zuweilen unter Begünstigung besonderer Umstände ein Nabelbruch, d. h. es tritt durch die widernatürlich gebliebene Öffnung ein Theil irgend eines Baucheingeweides, am gewöhnlichsten eine Darmschlinge, hervor, welcher Bruch bei neugeborenen Kindern durch eine zweckmäßige Behandlung in der Regel zwar leicht gehoben wird, aber einmal vernachlässigt, oder wenn er erst später bei Erwachsenen durch Erweiterung, Verletzungen des Nabelringes, Auseinanderweichen der Sehnenfasern der weißen Linie u. s. w. entsteht, schwer zu beseitigen ist, zu allerhand Beschwerden Veranlassung gibt und selbst lebensgefährlich werden kann.

Nabis, König von Sparta, um 200 v. Chr., war einer der furchtbarsten Tyrannen, der schlau genug anfangs den Schein eines gerechten Fürsten annahm, übrigens in seinem ganzen Äußern den asiat. Despoten nachahmte. Eine bewaffnete Leibwache umgab ihn, und eine Menge geheimer Auflaurer stand in seinem Dienste. Jeder Verdächtige wurde sofort gemordet oder verbannt. Messene und Argos ließ er plündern, und würde seine Herrschaft über den Peloponnes durch List und Gewalt immer weiter ausgebreitet haben, wenn nicht die Römer in Verbindung mit den Achäern ihm endlich den Krieg erklärt hätten. Doch vermochte Quintus Flaminius nicht, ihn zu bezwingen; glücklicher war Philopömen gegen ihn mit dem Heere des achäischen Bundes. Endlich wurde N. durch seine eignen Bundesgenossen, die Ätolier, die er zur Hülfe gerufen, in Sparta getödtet.

Nabob, abgekürzt aus Nawaub, d. i. ein Abgeordneter, heißt in Indien der Statthalter einer Provinz, oder der Befehlshaber über die Truppen derselben. Die Nabobs waren nach der alten ind. Verfassung dem Soubadar oder Vicekönig einer großen Landschaft untergeordnet; dennoch dienten sie zu einer Stütze des Throns gegen die möglichen Anmaßungen der Soubadars. Seit dem Einfalle des pers. Schahs Nadir machten sie sich unabhängig vom Großmogul, allein blos um in eine viel drückendere Abhängigkeit von England zu gerathen. Seit dieser Zeit nahmen in Indien viele Personen den Titel Nabob an, ohne irgend einen Anspruch darauf zu haben. In England nennt man jeden Großen, der außerordentliche Reichthümer in Hindostan erworben hat oder überhaupt mit einer einer gewissen oriental. Pracht lebt, einen Nabob.

Nabonassar, ein König von Babylon, ließ bei seinem Regierungsantritt, um eine neue Zeitrechnung zu beginnen, alle geschichtlichen Denkmäler in Chaldäa vernichten. Diese neue Zeitrechnung (aera Nabonassarea), nach welcher auch Ptolemäus seine Jahre zählt, beginnt mit dem 26. Febr. 746 v. Chr.

Nachahmung oder Imitation kann, wenn von schönen Künsten die Rede ist, objectiv und subjectiv betrachtet werden. Im erstern Falle wird untersucht, inwiefern die Nachahmung an sich zum Wesen der schönen Künste gehöre, im zweiten, inwiefern der Künstler nachahmen dürfe. Was nun die Nachahmung als etwas Objectives in den Künsten betrifft, so hat es Ästhetiker gegeben, z. B. Batteux (s. d.), welche die Theorie der schönen Künste auf den Begriff der Nachahmung der Natur überhaupt oder wenigstens der schönen Natur zurückführen wollten. Allein diese Ansicht war zu wenig in der Sache selbst gegründet, als daß sie sich lange hätte behaupten können; denn die Natur ist für den Geist nicht das Vollkommene und Befriedigende. Wenn aber auch das Wesen der Kunst nicht auf der Nachahmung der Natur im gewöhnlichen Sinne, d. i. in ihren einzelnen Erscheinungen, beruht, so ist doch nicht zu leugnen, daß die ersten rohen Anfänge der Kunst (s. d.) in solcher Nachahmung der Natur ihren Ursprung haben. Aber der Künstler soll eine Herrschaft ausüben über die Natur, und den bedürftigen Stoff zur freien Schönheit erheben. In subjectiver Hinsicht, wo gefragt wird, inwiefern der Künstler andere Werke und Meister seiner Gattung nachahmen dürfe, unterscheidet man die freie Nachahmung von der sklavischen und von der kindischen Nachäffung. Der sklavische Nachahmer ist nur der bloße Mann von Talent, der, ohne Vermögen, das Wesentliche von dem Außerwesentlichen zu unterscheiden, mit Mühe und Absicht irgend einem Vorbilde nachstrebt. Der freie Nachahmer ist der Mann von höherem Talent, der, von einem fremden Vorbilde begeistert, oft ohne es zu wollen, den Geist desselben in seinen eignen Hervorbringungen aufnimmt. (S. Copie.) Zu den Studien, welche der Redner macht, gehört selbst nach Cicero und Quintilian, daß er fremde Reden nach Anlage, Plan und Disposition nachahmt, nicht aber nach Gedanken und Worten. — In der Musik nennt man Nachahmungen oder Imitationen mehre ähnliche melodische, in verschiedenen Stimmen aufeinander folgende Sätze. Die strengern Nachahmungen dieser Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freieren in allen figurirten Musikstücken vor.

Nachbar, Nachbauer, heißt das Mitglied einer ländlichen Gemeinde; Nachbarrecht theils diese Mitgliedschaft selbst, theils die aus derselben fließenden Rechte und Pflichten. Diese Verhältnisse haben eine sehr mannichfaltige Gestaltung; an vielen Orten gibt es ein engeres und ein weiteres Nachbarrecht; d. h. ein solches, welches allen Classen der in den Gemeindeverband aufgenommenen Mitglieder, mit Ausschluß der bloßen Einmiethlinge, zukommt, und ein anderes, welches nur gewissen Classen, als den Anspännern, den Besitzern geschlossener Bauergüter, mit Ausschluß derer, die blos kleinere Güter (Handgüter, wovon sie nur Handdienste verrichten, Sölden u. s. w.) besitzen, oder auch den Gutsbe-

ſitzern überhaupt mit Ausſchluß der bloßen Häusler und Gärtner (Kötter, Kothſaſſen, Hinterſiedler u. ſ. w.) zuſteht. Davon hängt dann das Recht ab, in den Gemeindeangelegenheiten mitzuſtimmen, und an den Gemeindenutzungen (Weide, Holzſchlag in der Gemeindewaldung u. ſ. w.) Theil zu nehmen. Je größer dieſe ſind, deſto eiferſüchtiger wird auch auf das Nachbarrecht gehalten. Wo aber auch ſolche Gründe nicht eintreten, macht doch ſchon die Verpflichtung der Gemeinden, ihre Armen zu verſorgen, ſie in der Regel ſehr zurückhaltend mit Ertheilung des Nachbarrechts, welches in der oben angegebenen engern Bedeutung auch vom Ortsbürgerrecht (ſ. Bürgerrecht) und vom Heimathsrecht (ſ. d.) unterſchieden werden muß, obgleich es damit verwandt iſt.

Nachdruck, in der Rede, ſowie in den Künſten der Rede und des Tons, iſt jeder Ausdruck von beſonderer Kraft und Bedeutſamkeit, wodurch die Wirkung auf das Gemüth erhöht oder verſtärkt wird. Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, laſſen ſich unter folgende Claſſen bringen: 1) Wiederholung; ſei es, um nur überhaupt Etwas dem Gedächtniſſe tiefer einzuprägen und dem Herzen näher zu legen, oder um die Nebenvorſtellungen, die ſich bei einer Hauptvorſtellung aufdrängen, mehr hervorzuheben, wobei ſogar eine Art von Zergliederung ſtattfinden kann, wie z. B. in Hamlet's Monolog: „Sein oder Nichtſein"; 2) die Verſtärkung des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht angemeſſen genug ſcheint, wohin zugleich die Steigerung (Klimax, Gradation) zu rechnen iſt; 3) die Frage oder der Ausruf; 4) die Umkehrung oder Inverſion; 5) die Abbrechung (Apoſiopeſis), ſei es, um durch befehlende Kürze zu imponiren, wie z. B. in Virgil's „Quos ego!" oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu ſagen, es aber nur ſo weit ſagt, daß es errathen werden kann, und endlich 6) ein Bild oder Gleichniß (Fabel, Parabel), welches in vielen Fällen alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringt. Den Nachdruck, welcher durch alle dieſe Mittel hervorgebracht wird, nennen wir den Gedankennachdruck, von welchem noch unterſchieden werden kann der Nachdruck des Tons, welcher dadurch entſteht, daß das Bedeutende des Ausdrucks durch den Accent (ſ. d.) hervorgehoben wird, je nach ſeiner größern oder geringern Bedeutſamkeit. Daß der Nachdruck des Tons aber mit dem Gedankennachdruck zuſammenfallen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, ſowie es auch von ſelbſt einleuchtet, daß die Muſik des Nachdrucks ſo fähig ſei als die Poeſie. Falſch iſt es hingegen, von Nachdruck in den bildenden Künſten zu reden, die nur des Ausdrucks fähig ſind; die Mimik allein, als eine ſucceſſiv darſtellende Kunſt, theilt dieſen Vorzug mit der Muſik und Poeſie. Übrigens herrſchen in der Lehre von dem Nachdruck noch die irrigſten Meinungen, weil man Nachdruck theils mit Ausdruck, theils mit Dem verwechſelte, was die griech. Rhetoriker Emphaſis nannten. Daß dieſe aber keineswegs mit Dem, was wir Nachdruck nennen, einerlei, ſondern höchſtens entfernt mit ihm verwandt ſei, zeigt ſchon die Erklärung Quintilian's, der zufolge Emphaſis ein Ausdruck iſt, welcher einen höhern Sinn bei ſich führt, als die Worte an ſich bezeichnen. Er nimmt zwei Arten derſelben an, eine, welche mehr bedeutet als ſie ſagt, und eine andere, die auch Etwas bedeutet, was ſie nicht ſagt.

Nachdrucker, ſ. Büchernachdruck.

Nacheile oder eilende Folge (sequela) nennt man die Verfolgung flüchtiger Verbrecher, welche auf friſcher That ergriffen worden, oder aus dem Gefängniſſe entſprungen ſind, und die man durch ungeſäumtes Nachſetzen wieder zu ergreifen hofft. Zu dieſer Nacheile ſind die Unterthanen verbunden und werden dazu durch Boten, Sturmglocken und Lärmkanonen aufgefodert. Die Nacheile kann in der Regel nicht in ein fremdes Gebiet fortgeſetzt werden, wenn nicht beſondere Verträge darüber beſtehen. Im deutſchen Reiche konnten aber Landfriedensbrecher auch in fremdes Gebiet verfolgt werden. In der neuern Zeit ſind Steckbriefe und Requiſitionen an die Stelle der Nacheile getreten.

Nachfolger heißt Derjenige, welcher einem Andern nicht in allen seinen Rechtsverhältnissen (als Erbe, Universalsuccessor), sondern vermöge eines besondern Rechtstitels (Wahl, Ernennung, in Folge einer Stiftung, nach Lehnrecht, ex pacto et providentia majorum u. s. w.) in irgend einem Besitz, einem Amte u. s. w. nachfolgt. Das wichtigste unter allen ist die Nachfolge in der Regierung oder die Thronfolge. Diese beruht nie auf einem eigentlichen Erbrechte, weil ein Staat, ein Volk niemals ein Eigenthum eines Herrschers sein kann, sondern auf den Grundgesetzen und Grundverträgen des Staats. Der Nachfolger in diesem Sinne leitet sein Recht nicht von dem Vorgänger ab, sondern wenn auch die Nachfolge sich nach der nähern Verwandtschaft richtet und einige Ähnlichkeit mit der Erbfolge hat, so beruht doch das Recht der Nachfolge auf andern Gründen. Der Nachfolger ist daher auch an die Handlungen des Vorgängers nicht unbedingt gebunden, und hat dieselben nicht in allen Beziehungen zu vertreten, sondern nur insofern, als dieselben an und für sich für die Stiftung, das Amt oder den Staat verbindlich geworden sind. Der Regierungsnachfolger ist also nicht schuldig, die Privatschulden seines Vorfahren zu bezahlen, welche aus dem Privatnachlaß nicht befriedigt werden können, und der Amtsnachfolger hat für die Versehen und Verbrechen seines Vorgängers nicht zu haften. Inwiefern aber der Staat selbst die Handlungen des Beamten zu vertreten hat, ist wieder von andern Umständen und Principien abhängig. So wird der Staat (die Staatskasse) allerdings für diejenigen Handlungen haften müssen, welche ein Beamter in seinem Amte vorgenommen hat, selbst wenn dabei der Staat zu kurz gekommen ist, z. B. wenn der zum Empfang gewisser Zahlungen bestellte Beamte solche eingenommen, aber nicht zur Kasse gebracht hat. Bei dem Nachfolger in der Regierung kommt noch hinzu, daß der Vorfahr ihm nicht die Hände in Dem binden kann, was zur Erfüllung der Regierungspflichten gehört, und so wird man das Princip aufstellen müssen, daß der Regierungsnachfolger als solcher gar nicht haftet, sondern es lediglich darauf ankommt, ob für den Staat eine Verbindlichkeit begründet ist, die denn natürlich auch von jedem Nachfolger erfüllt werden muß.

Nachgeborene Kinder, vorzüglich Söhne. Der Begriff ergibt sich aus dem Worte von selbst, bekommt aber erst durch das Recht der Primogenitur seine Bedeutung. Wenn der Erstgeborne die väterlichen Güter allein erbt, so muß doch auf irgend eine Weise auch für die nachgeborenen Kinder, ihre Erziehung und Fortkommen gesorgt werden. In dem Bauernstande, wo in vielen Gegenden das Gut nur einem Anerben zufällt, erhalten die übrigen daraus ihre Erziehung, eine mäßige Ausstattung und im Nothfall den Aufenthalt im Gute. In den regierenden Familien haben die Nachgeborenen aus dem Familiengute und vom Lande standesmäßige Erziehung, Ausstattung und Unterhalt zu fodern. (S. Apanage.) Wenn aber auch in den Rittergütern und in größerm Grundeigenthum, kurz in den reichern Classen der Nation das Recht der Erstgeburt stattfindet, wie allgemein in England, so entsteht daraus das große Übel, daß der Älteste der Familie durch jeden Erwerb (Heirath, Ankauf u. s. w.) immer reicher wird und das Grundvermögen sich in immer wenigern Händen concentrirt, die nachgeborenen Söhne hingegen in Staats- und Kirchenämtern versorgt sein wollen, um an Ansehen, Einkommen und Lebensgenuß dem ältern Bruder doch nicht zu sehr nachzustehen. Dies ist die vorzüglichste Ursache eines Nepotismus (s. d.), welcher zum Verderben des Staats gereicht. Die Abschaffung aller Primogenituren, Majorate und jeder Ungleichheit im Erbrecht war daher ein wenigstens wirksames Mittel gegen diese Misbräuche, und beide Theile wußten in Frankreich während der Restauration wohl, was sie thaten, als die Retrograden auch in Frankreich ein zwar etwas beschränktes, aber doch allgemeines Recht der Primogenitur in Vorschlag brachten, die Conservativen aber, d. h. Diejenigen, welche das Neue,

aber bereits seit einer Generation Bestehende erhalten wollten, den darauf gerichteten Gesetzentwurf der Regierung in der Pairskammer verwarfen.

Nachlässigkeit wird in den Künsten sogar zu einem Lobe angerechnet (grata negligentia), aber nur in dem negativen Sinne, daß sie die Abwesenheit steifer Correctheit (s. d.) ist und sich in einer freien Bewegung des Geistes kund thut, welcher seinen Reichthum mittheilt, ohne um Vermeidung kleiner Fehler in der Form ängstlich besorgt zu sein.

Nachmanides, eigentlich Moses ben Nachman, ein berühmter jüd. Gelehrter, 1194 in Gerona geb., war der Schüler des Jehuda Sir Leon. Mit einem tiefen Gemüth und scharfem Verstande ausgerüstet, trat er früh als Lehrer und Schriftsteller auf; er war Arzt, Theolog, Talmudist und Redner, disputirte 1263 öffentlich zu Barcelona mit Pater Paul, ging 1267 nach dem heiligen Lande, ließ in Jerusalem eine Synagoge bauen und starb wenige Jahre nachher in hohem Alter. Für Gesetzeskunde und mystische Auffassung der Religion ist N. von entschiedenem Einflusse gewesen. Wir haben von ihm Commentarien zum Pentateuch, zum Hiob, zum Buche Jezira, talmudische Erläuterungen, eine Vertheidigung des Maimonides, verschiedene theologische Schriften, einige Reden und Gebete. In der folgenden Zeit hat man sein Leben mit Märchen ausgestattet und ihm mancherlei Bücher untergeschoben.

Nachrichter, s. Scharfrichter.

Nachschlag wird in der Musik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils überhaupt eine oder mehre kleine Noten genannt, welche einer melodischen Hauptnote als Verzierung angehängt und nach ihr angeschlagen werden.

Nachsteuer, s. Abzugsgeld.

Nacht heißt in der Astronomie der Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, wo die Sonne für den betreffenden Punkt unter dem Horizonte verweilt. Dieser Zeitraum ist ebenso verschieden in Hinsicht der Jahreszeiten als der Länder, welches von dem verschiedenen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt. Unter der Linie herrscht beständig Tag- und Nachtgleiche. Hingegen verursacht die Schiefe der Ekliptik zwischen den Polen und dem Äquator eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zweimal im Jahre, und zwar um den 21. März und 23. Sept., die Tag- und Nachtgleiche ein. Die kürzeste und längste Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden, am 21. Jun. und am 21. Dec. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen liegt. Unter dem Polarkreise gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen selbst herrscht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein ebenso langer Tag folgt. Die genaue astronomische Bestimmung des Anfangs der Nacht richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der Sonnenscheibe unter den Horizont hinabsinkt, abgesehen von der Strahlenbrechung (s. d.), welche die Sonne noch am Horizont erscheinen läßt, während sie schon untergegangen ist. Die darauf erfolgende Abenddämmerung macht die Scheidewand der Nacht in astronomischer Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens. Vgl. Schmidt's „Lehrbuch der mathematischen Geographie" (Gött. 1830). — In der Mythologie ist die Nacht eine Tochter des Chaos, Schwester des Erebus, mit welchem sie den Tag und den Äther zeugte. Alles Unbekannte, Dunkle, Schreckliche gehört zu ihrer Nachkommenschaft, mithin Tod und Schlaf, Träume, Schicksale, Krankheiten und Plagen; ferner Zank, Streit, Zwietracht, Krieg, Mord, Betrug und Tadelsucht. Auch die Hesperiden werden ihre Töchter genannt. Die Nacht bewohnt abwechselnd mit dem Tage einen schauervollen Palast in der Unterwelt. Nach Orphischen Sagen war sie auch Göttin der Liebe. Die

neuere Mythologie läßt sie auf einem Wagen über den Himmel fahren und gibt ihr einen besternten Schleier. — Heilige Nacht heißt in der Kirchengeschichte die Nacht vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, in der die Christen der ersten Jahrh. zusammenkamen, um zu singen und zu beten. In der Osternacht taufte man die Katechumenen. Da aber allerhand Misbräuche aus jener Nachtfeier entsprangen, so schaffte sie die Kirche ab.

Nachtfalter oder Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtgleiche, s. Äquinoctium.

Nachthorn ist eine gedeckte Flötenstimme der Orgel (s. d.) von vier oder acht Fußton, die auch von Manchem nach Art der Hohlflöten gearbeitet wird mit zwei Fußton.

Nachtigall, ein unansehnlicher, braun und grau gefärbter, doch wegen seiner melodischen Stimme besonders auch als Stubenvogel geschätzter Singvogel, ist in Deutschland nicht einheimisch, sondern bringt nur den Sommer daselbst zu, in welchem das Männchen so lange, als das Weibchen brütet, seine Stimme erschallen läßt. Man unterscheidet gewöhnlich zweierlei Arten, die deutsche und die ungarische. Letztere wird auch Sprosser genannt, ist größer und wird von vielen Liebhabern wegen ihres stärkern Gesanges oder Schlages vorgezogen. Beide sind aber besondere Arten. Sie leben in der Freiheit von Insekten, und in der Stube werden sie mit sogenannten Ameiseneiern, Mehlwürmern, gekochtem Ochsenherz u. s. w. gefüttert. Besonders beliebt sind die sogenannten Nachtschläger, d. h. Diejenigen, welche auch bei Licht und überhaupt in der Nacht schlagen. In mehren Ländern ist das Wegfangen der Nachtigallen bei schwerer Strafe verboten, und wer einen solchen Vogel im Käfig halten will, muß eine Abgabe dafür entrichten.

Nachtmahlsbulle (Bulla in Coena Domini) ist die merkwürdigste aller päpstlichen Bullen, da sie die vorgeblichen Rechte der Päpste, welche diese sowol als unumschränkte Oberherren der Kirche als auch selbst über weltliche Fürsten zu behaupten suchten, am vollständigsten darlegt. Sie gründet sich auf ältere Verordnungen der Päpste, durch welche alle Ketzer und Ketzerbeschützer ohne Unterschied, sowie Diejenigen, die der Geistlichkeit Steuern zu Staatsbedürfnissen auflegten, feierlich in den Kirchenbann gethan wurden. Seit dem 14. Jahrh. wurde sie von mehren Päpsten nach und nach umgebildet und verändert. Papst Pius V. befahl, sie am Gründonnerstage in allen Kirchen abzulesen, weil mehre katholische Fürsten Protestanten in ihrem Lande duldeten und der Geistlichkeit Beiträge zu den öffentlichen Lasten abfoderten. Philipp II. und die Republik Venedig aber verboten die Bekanntmachung, da sie bei erschöpftem Schatze die Geistlichen nicht schonen konnten, und selbst Kaiser Rudolf II. und der Erzbischof von Mainz wollten eine den landesherrlichen Rechten so nachtheilige Bulle nicht annehmen. Auch in Frankreich fand sie Widerstand, besonders aber erregte sie in Neapel seit 1568 große Unruhen, da sie ohne des Königs Genehmigung von Bischöfen und Mönchen verbreitet, und nach dem Ausspruche des Papstes der Regierung das Recht, neue Auflagen auszuschreiben, streitig gemacht wurde. Trotz jenes Widerstandes erhielt diese Bulle noch 1627 durch den Papst Urban VIII. ihre neueste Gestalt. Die Bulle sollte zu Rom öffentlich angeschlagen und von jedem Bischof ein oder mehre Mal im Jahre der versammelten Gemeinde vorgelesen werden. Zu Rom geschah dies bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. an jedem Gründonnerstag in den Hauptkirchen. Vgl. Lebret's „Pragmatische Geschichte der Bulle in Coena Domini" (4 Bde., Lpz. 1769).

Nachtrab, s. Arrieregarde.

Nachtstücke sind Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem gewöhnlichen Tageslichte, sondern vom Monde oder einem künstlichen Lichte erleuchtet wird. Unter allen vorhandenen Nachtstücken

ist das berühmteste die Nacht von Correggio, wo das Licht vom Kinde ausgeht. Unter den Niederländern, welche sich in den Nachtstücken ausgezeichnet haben, ist Gottfr. Schalken besonders geschätzt; auch van der Neer, Rembrandt, Rubens und Valentin haben vorzügliche Nachtstücke geliefert. — Auf die Poesie, namentlich die erzählende, übergetragen, bezeichnet der Ausdruck Nachtstück eine düstere, Schrecken und Trauer erweckende Composition.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nachzügler heißen die einzelnen Soldaten, welche bei dem Marsch eines Heers aus wirklicher oder vorgegebener Ermüdung zurückbleiben und sich nicht selten in Marodeurs (s. d.) verwandeln.

Nacktes bezeichnet in der bildenden Kunst zunächst den von Kleidung entblößten menschlichen Körper, und man sagt daher: das Nackte studiren, zeichnen, Kenntniß des Nackten haben u. s. w. (S. Plastisch.) Daß das Studium des Nackten auch dann unerlaßlich sei, wenn drapirte Figuren dargestellt werden, erhellt daraus, weil die Formen und Verhältnisse der Bekleidungen durch die natürlichen Grundformen des Körpers bestimmt werden. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit ist das Nackte in der Malerei. Wenn das Nackte das Wesentliche ist in der Plastik, welche durch die sichtbare und fühlbare Gestalt unmittelbar den Geist darstellt, so ist die Malerei ihrer Natur nach in der Darstellung des nackten Körpers beschränkt, und verhüllt an sich mehr diejenigen Theile, in welchen sich der Ausdruck des Geistes nicht unmittelbar darstellt. Durch die Farbe nämlich stellt der Maler die Natürlichkeit mit einem sinnlichen Reiz dar, welche im Zustande der Bildung als ein Unterzuordnendes, die schwache Seite des Menschen Enthaltendes, Scham erweckt. Um dieses sinnliche Gefühl nicht zu verletzen, muß er sich — den Fall des reinen künstlerischen Studiums oder der Darstellung mythologischer Figuren abgerechnet — der ganz nackten Figuren, sowie derjenigen Halbnacktheit und Verschleierung enthalten, welche die Aufmerksamkeit auf den sinnlichen Reiz hinzieht. Bei Darstellung des Nackten kommt es an auf das Anatomische und auf die Farbengebung (Colorit), die man, insofern sie sich mit der Nachahmung des Nackten beschäftigt, die Carnation nennt. Will der Künstler hierin den Anfoderungen der schönen Kunst Genüge leisten, so muß er zuvörderst die Localtöne richtig treffen, d. h. die natürliche Farbe des Gegenstandes so wiedergeben, wie sie auf ihrem Standort erscheint. So sind an einem gesunden Körper gewöhnlich die Wangen lebhaft geröthet; Brust, Nacken und Oberarme von zarter Weiße, und der Unterleib gelblicher; an den äußern Theilen wird die Farbe allmälig kälter und geht in den Gelenken derselben, wegen des durchscheinenden Blutes, in eine veilchenröthliche Tinte über. Diese verschiedenen Abstufungen müssen aber in dem Haupttone der Carnation harmonisch vereint sein. Übrigens kann der Ton der Fleischfarbe unendlich verschieden sein. Der Nord- und Südeuropäer haben ein verschiedenes Colorit, Weiber und Kinder ein zarteres als Männer und Alte; jedes Temperament zeichnet sich durch seine besondere Farbe aus, und jeder einzelne Mensch hat einen eigenthümlichen Farbenton. Bei diesen unendlichen Abstufungen aber bleibt der Stoff immer Fleisch, und es kommt daher ferner darauf an, den materiellen Charakter dieses Stoffs richtig auszudrücken. Hier kann gegen die Wahrheit gefehlt werden entweder durch zu viel Härte, wie in den Werken der ältern Maler des 15. Jahrh., oder durch zu große Mürbheit (morbidezza), die sich vornehmlich bei Guido Reni findet, dessen Fleisch häufig blutleer, schleimig und grünlich aussieht. Die franz. Schule ist darin bis zur Verblasenheit gegangen, daß man nicht mehr Fleisch, sondern Porzellan oder Wachs zu sehen meint. In der wahren Carnation ist Tizian noch immer ein unübertroffenes Muster.

Nadel. Vor Erfindung der Nadeln mußten, wie noch jetzt bei ungebildeten Völkern, Dornen, Fischgräten, zugespitzte Knöchelchen u. s. w. die Stelle derselben vertreten. Ihre Erfindung wurde bei den Alten so hoch geachtet, daß

sie einer Gottheit, und zwar, nach Hygin, der Bellona zugeschrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier schon den Luxus der gestickten Kleider kannten, so müssen auch bei ihnen die Nähnadeln in Gebrauch gewesen sein. Schon um 1370 findet man in Nürnberg und 1406 in Augsburg Nadler, welche sich blos von diesem Erwerbszweige nährten. Die Nadler, welche ein geschenktes Handwerk haben, müssen in Nürnberg als Meisterstück in einer bestimmten Zeit 3000 Nadeln mit viereckigen Öhren verfertigen. In England, wo dieser Artikel gegenwärtig vorzüglich schön und gut fabricirt wird, wurden die ersten metallenen Nadeln (Nähnadeln) von einem Indianer 1545 gefertigt, und die erste Fabrik, welche Bestand hatte, entstand 1560. Jetzt unterscheidet man die Nadeln nach ihrem Gebrauche: in Nähnadeln, Steck- oder Heftnadeln, Haarnadeln, Strick-, Stick- und Filetnadeln, Vorsteck- oder Busennadeln, Haubennadeln, Nestelnadeln, Spicknadeln, Radirnadeln, chirurgische Nadeln und allerlei Professionsnadeln; ferner nach ihrer Form und Gestalt, und endlich in Ansehung des Stoffes. Die meisten Nadeln liefern England, Frankreich und in Deutschland Nürnberg, Schwabach, Karlsbad, Wien, Aachen und Burtscheid.

Nadel (kalte), s. Kupferstechkunst.

Nadelgeld (Spill- und Nadelgelder) nennt man die jährliche Summe Geldes, welche der Frau aus dem Vermögen ihres Mannes zu Bestreitung ihrer kleinen Ausgaben zu Kleidung, Putz und Leibwäsche (daher Spillgelder, von Spille, Spindel) versprochen wird. Allgemein üblich ist die Aussetzung von Nadel- und Spillgeldern nur in den Ehen des hohen Adels. Ihr Betrag richtet sich hier nach den Observanzen des Hauses und besondern Umständen. Verschieden davon, wiewol im Resultat ähnlich ist es, wenn sich die Frau aus ihrem Vermögen etwas zur eignen Disposition und Verwaltung vorbehält (bona receptitia).

Nadelholz, Tangelholz, auch Schwarzholz oder Zapfenbäume. Die Nadelhölzer bilden eine natürliche Familie und begreifen alle diejenigen Bäume, deren Blätter die Gestalt der Nadeln oder Tangeln haben, und deren Frucht entweder in einem holzartigen Zapfen besteht, welcher unter jeder Schuppe zwei mit Flügeln versehene Nüsse oder Samenkerne hat, oder deren Frucht mehr oder weniger beerenartig ist und Beerenzapfen genannt wird, wie beim Wachholder, Eibenbaum u. s. w. Die Blätter sind mit wenigen Ausnahmen immer grün, fallen aber auch, z. B. beim Lärchenbaume jährlich im Herbste, wie bei andern Bäumen ab. Die männlichen und weiblichen Blüten sind getrennt, und zwar so, daß sie entweder auf verschiedenen Bäumen oder an verschiedenen Stellen eines Baumes sich finden. Die männlichen stehen in sogenannten Kätzchen hinter Schuppen und haben viele Staubfäden; die weiblichen stehen gleichfalls in Kätzchen, die in der Regel auch vielblütig sind. Man theilt die Nadelhölzer in drei Abtheilungen: 1) tannenartige, welche holzige Zapfen tragen, wozu Kiefern, Fichten, Tannen, Lärchen u. s. w. gehören; 2) cypressenartige, wohin der Lebensbaum, der Wachholder, die Cypressen u. s. w. zu rechnen sind, und 3) tarusartige. Die Zapfenbäume enthalten insgesammt harzige Säfte und gehören besonders in ökonomischer, aber auch in medicinischer Hinsicht zu den wichtigsten Gewächsen. Sie geben Nutz- und Brennholz, liefern Harz, Terpenthin, Terpenthinöl, Pech, Theer, Ruß u. s. w.

Nadelstich, s. Acupunctur.

Nadir, ein arab. Wort, bezeichnet in der Astronomie den Endpunkt, welcher sich ergibt, wenn wir von unserm jedesmaligen Standpunkte aus eine senkrechte Linie durch den Mittelpunkt der Erdkugel bis in die entgegengesetzte Hemisphäre des Firmaments gezogen denken. Dieser Punkt ist also der Gegenpol des Zeniths (s. d.), und die Achse, welche beide Punkte verbindet, die jedesmalige Achse des scheinbaren und zugleich wahren Horizonts des Beobachters.

Nadir, auch Tahmasp Kulichan genannt, einer der ausgezeichnet-

sten, aber auch abscheulichsten Menschen, welche die Geschichte aufzuweisen hat, wurde 1687 geboren. Als pers. Feldherr verließ er den Kriegsdienst und wurde Anführer einer gefürchteten Räuberbande. Seiner großen militairischen Talente wegen verzieh ihm der König von Persien, Tahmasp, diesen Schritt, nahm ihn wieder in seine Dienste und erhob ihn nach und nach zum obersten Feldherrn aller pers. Truppen. Auf seinen Befehl nannte sich N. nun Tahmasp Kuli (Sklav des Tahmasp) mit dem Zusatze Khan, dem höchsten Ehrentitel in Persien. Bald hatte N. das ganze Heer für sich gewonnen, und als der König ohne seinen Rath mit den Türken Friede schloß, entthronte er denselben, bemächtigte sich im Namen des jungen Prinzen, der noch in der Wiege lag, als Vormund der Regentschaft und ward 1735 nach einem blutigen Siege über die Türken, und nachdem sein Mündel gestorben war, zum König von Persien erwählt. Seit dieser Zeit nannte er sich Shah Nadir. Seine Waffen waren überall siegreich; allein er vergoß Ströme Bluts und wüthete selbst gegen seine Unterthanen mit der empörendsten Grausamkeit. Seine Soldaten, durch die vielen Kriege und die dabei verübten Plünderungen ausnehmend bereichert, waren ihm so ergeben, daß Niemand wagen durfte, ihm die Spitze zu bieten. Selbst der Haß der Geistlichen, welchen er viele Einkünfte entzogen hatte, vermochte nichts gegen ihn, und alle Pläne, ihn vom Throne zu stoßen, wurden schon in ihrer Entstehung vereitelt. Sein größter, aber auch abscheulichster Feldzug war der, welchen er 1739 gegen den Großmogul unternahm. Sieger durch Gewalt der Waffen und Verrätherei, ließ er das eroberte Land plündern und brandschatzen, die Hauptstadt Dehli einäschern und über 200,000 Einw. niederhauen. Endlich jedoch stellten sich sein eigner Neffe und einer seiner Statthalter an die Spitze einer Verschwörung, durch deren gedungene Mörder N. 1747 fiel. — Sein einziger, übriggebliebener Sohn, geb. 1737, wurde nach Konstantinopel und von da nach Semlin gebracht, wo ihn Maria Theresia taufen und erziehen ließ. Baron von Semelin genannt, diente er als Offizier im siebenjährigen Kriege, wurde mehrmals verwundet, nahm als Major den Abschied und lebte zurückgezogen zu Mödling bis an seinen Tod.

Nägelein, s. Gewürznelken.

Nagelflue oder Nagelflühe (Poudingue), ein Trümmergestein, ist aus Bruchstücken und Geschieben anderer Gebirgsarten und Mineralien gebildet und durch einen kalkig-kieseligen Kitt verbunden. Besonders mächtige Gebirge von Nagelflue gibt es in der Schweiz. Da die Schichten der Nagelflue mit sandigen, thonigen und andern Lagen wechseln, und diese theils verwittern, theils durch eindringende Wasser nach und nach zerstört werden oder plötzlich als Schlammströme hervorbrechen, so wird dadurch den Nagelfluebänken nicht selten die Unterlage entzogen, die dann unter Krachen und Dampf zusammenbrechen. Eine solche Veranlassung hatte z. B. der Einsturz eines Theils des Ruffibergs in der Schweiz im J. 1805.

Näherrecht, s. Retract.

Nahl (Joh. Aug.), Bildhauer, geb. 1710 zu Berlin, bildete sich daselbst unter dem berühmten Schlüter, bereiste dann Frankreich und Italien, hielt sich einige Zeit zu Strasburg auf und kehrte 1741 nach Berlin zurück. Nachdem er 1746 wieder nach der Schweiz gegangen, lebte er dort, meist zu Bern, bis er 1755 dem Rufe als Professor an der Akademie der Künste zu Kassel folgte, wo er 1781 starb. Viele Arbeiten von ihm finden sich in Berlin, sowie in Potsdam, Sanssouci und Charlottenburg. In der Schweiz arbeitete er unter Andern das Grabmal des Schultheiß von Erlach in der Kirche zu Hindelbank, und in Kassel 1778 die kolossale Bildsäule des Landgrafen, welche auf dem Friedrichsplatze steht. — Sein jüngster Sohn, Joh. Aug. N., ein durch vieljährigen Aufenthalt in Frankreich und Italien gebildeter Künstler, geb. 7. Jan. 1752, erhielt bei Göthe's Aufgaben, 1799, 1800 und 1801, den Preis, ward 1815 Di-

rector der Classe der Malerei bei der Akademie zu Kassel und starb am 31. Jan. 1825.

Nahrungslosigkeit ist die Schwierigkeit, sich durch Anwendung der Productivkraft die zum Lebensbedarf nöthigen Genußmittel zu verschaffen. Ihr Dasein deutet immer auf eine Störung des natürlichen Verhältnisses in der Nationalökonomie, deren Zweck es sein soll, jedem Mitgliede der Gesammtheit für Arbeit (productive Kraftanstrengung) Genuß zu geben. Wie die Wirksamkeit der productiven Kraft verschieden ist und sich entweder in der Anwendung auf den Urstoff, d. h. die ganze, Genußmittel liefernde Natur, oder auf Verwandlung des Stoffes in ein neues Genußmittel (industrielle Production), oder endlich auf Austheilung und Verbreitung der Genußmittel (commerzielle Production) zeigt, so lassen sich solche Störungen in dieser dreifachen Beziehung denken. Hinsichtlich der Urstoffproduction könnte jenes Misverhältniß sowol durch ausschließende Anwendung der Kraft auf eine Art der Production, z. B. unverhältnißmäßige Benutzung des Bodens als Weideland, als auch und zwar hauptsächlich durch ungleiche Austheilung des Grundeigenthums entstehen, welche dasselbe in den Händen einiger Wenigen anhäufte, wodurch die Mehrzahl der Mitglieder der Gesammtheit zu Lohnarbeitern gemacht würde, wie in Irland. Da indeß die Urproduction auf dem sichersten Wege Genußmittel liefert und den Arbeiter am leichtesten nährt, so wird hier das dem Menschen natürliche Streben nach Wohlstand die Thätigkeit leicht auf die rechten Gegenstände leiten, und es lassen sich Störungen um so eher verhüten und heben, wenn die der freien Thätigkeit nachtheiligen Schranken und Hemmungen, wozu z. B. Monopole, der Landwirthschaft hinderliche Privilegien, Ausfuhrverbote u. s. w. gehören, beseitigt werden. Die Urproduction kann bei jedem Fortschritte der Bevölkerung ihren Gang gehen; jede ihr gewidmete Kraft vermehrt die Masse des natürlichen Productstoffes und kann daher mit dem Verbrauche stets im Gleichgewichte bleiben. Die Urproducte finden früh oder spät ihren Markt. Ganz anders ist es bei der industriellen Production; hat sie das Maß des Bedarfs überschritten, so sind ihre Producte nicht mehr Genußmittel, und wenn durch äußere Ursachen, z. B. Kriege, Landesunfälle oder die erwachte Industrie fremder Völker, der Verkehr gestört und der Absatz ins Ausland gehemmt ist, so ist der Überschuß des einheimischen Bedarfs im volkswirthschaftlichen Sinne werthlos. Leichter kann hier eine noch nachtheiligere Störung eintreten, wenn die industrielle Production von dem naturgemäßen Wege, der sie auf einheimische Urstoffe hinweist, abgewichen ist und sich unverhältnißmäßig mit der Bearbeitung ausländischer Stoffe beschäftigt hat. Ist eine solche Production gegen die Grundsätze der Volkswirthschaft begünstigt und dadurch die Volksmenge des Staats unnatürlich vermehrt worden, so sind die Nachtheile der Erschütterung dieser Art der Betriebsamkeit, möge sie durch allgemeine Unfälle oder durch den erwachten Kunstfleiß der Völker, von welchen der rohe Stoff bezogen wurde, entstanden sein, für den Volkswohlstand desto empfindlicher. In Beziehung auf commerzielle Production endlich muß jede Ausdehnung derselben über die Grenze, welche der Ackerbau und die Fabrication des Inlandes ihr anweisen, der Kraft der Nation gefährlich werden, da nur diejenige commerzielle Productionskraft, welche aus Ackerbau und Fabrication hervorgeht der Gesammtheit dauernden Wohlstand verspricht. Gefährlich ist dagegen das Streben, die Vortheile, welche die Arbeit des Umtausches der Producte und Bedürfnisse gewährt, als eine eigne Reichthumsquelle zu benutzen. Nicht minder müssen hier Störungen entstehen, wenn es an den nothwendigen Bedingungen der commerziellen Productionskraft, an Freiheit des Verkehrs, wozu freie Ausfuhr der einheimischen Erzeugnisse und freie Einfuhr der ausländischen gehört, und an Freiheit der Mitbewerbung fehlt. Sowie die Urproduction überhaupt die wichtigste für den Nationalwohlstand und unter allen Umständen die sicherste ist, so wird ihr Werth sogar durch

den Krieg, der einen vermehrten Verbrauch herbeiführt, oft noch erhöht, während der Verbrauch der Industrieerzeugnisse sich vermindert. Die Störungen des Verkehrs, die man Nahrungslosigkeit nennt, treten aber nicht blos da ein, wo Kriege und ähnliche das Staatsleben erschütternde Begebenheiten bald Kanäle des Handels verstopfen, bald neue öffnen und den Gewerbfleiß der Völker gewaltsam aus der gewohnten Bahn treiben, sondern es zeigen sich solche Erscheinungen auch, nachdem der auf jene Zerrüttungen folgende Friedenszustand eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt hat. Während der Krieg viele Nahrungszweige zerstört oder schwächt, belebt er andere, und die augenblickliche Vermehrung des Bedarfs einheimischer Erzeugnisse beschränkt den Verbrauch fremder Genußmittel und wirkt dadurch oft wohlthätig auf den Verkehr im Innern. Nach der Rückkehr des Friedens aber gerathen alle durch den Krieg hervorgerufene Nahrungszweige alsbald in Verfall, und auf lebhaften Geldumlauf folgt träger Verkehr, sowol wegen der Abnahme des Waarenumsatzes überhaupt als wegen der Nothwendigkeit, worein die Wohlhabenden, welche im Kriege die meisten Opfer gebracht haben, sich gesetzt sehen, durch Sparen und Entbehren die empfangenen Wunden zu heilen. Die frühere Unglückszeit hat eine große Capitalmasse verschlungen, welche jetzt zur Belebung der Production fehlt. Diese drangsalvolle Übergangszeit währt so lange, bis man dahin gekommen ist, die gewohnte Art der Capitalbenutzung mit einer andern zu vertauschen, und endlich wird das Gleichgewicht zwischen Production und Bedarf sich wiederherstellen, wenn die Staatsverwaltung die rechten Mittel ergreift, den Opfern der unglücklichen Zeitumstände Hülfe zu leisten und der Stockung der Gewerbsamkeit so bald als möglich abzuhelfen. In solchen Zeiten kann durch unweises Eingreifen in den naturgemäßen Gang des Volksverkehrs, durch Einschränkungen oder Verbote das Übel nur vermehrt werden. Die Producenten, welche der Druck der Zeit ins Unglück gebracht, durch Almosen zu unterstützen, ist weniger wirksam, als ihnen Arbeit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke aber öffentliche Arbeitsanstalten zu errichten, zumal wenn sie monopolistische Begünstigungen erhalten, ist dem Aufkommen des Nationalwohlstandes nachtheilig, und es wird für die Gesammtheit weit sicherer gesorgt werden, wenn die Staatsverwaltung die Noth durch Vermehrung der Arbeit zu heben trachtet, was durch Verstärkung der Nachfrage nach Erzeugnissen einheimischer Industrie, durch Erweckung und Belebung neuer, auf einheimische Stoffe gerichteter Gewerbthätigkeit, und endlich durch Entfernung aller Hindernisse, die der freien Entwickelung der producirenden Kraft und der ungehinderten Benutzung der Capitale im Wege sind, geschehen muß. Vgl. Crumpe „Über die besten Mittel, dem Volke Arbeit und Verdienst zu verschaffen" (deutsch, Lpz. 1796) und Meseritz „Über die gegenwärtige Volksnoth in Deutschland und die Mittel zu deren Abhülfe" (Stuttg. 1822).

Nahrungsmittel, die Erzeugnisse des Naturreichs, die der Mensch zu seiner Ernährung gebrauchen kann (s. **Ernährung**), werden gewöhnlich für gleichbedeutend mit **Lebensmittel** genommen, doch sollte man den Unterschied zwischen beiden Benennungen so bestimmen, daß unter der letztern Benennung alles Das, was überhaupt das Leben zu erhalten dient, verstanden würde. Die Nahrungsmittel werden den Verdauungswerkzeugen übergeben, und ihre nährenden Stoffe dienen sodann durch die **Verdauung** (s. d.) sowol zum Ersatz der verlorenen Theile als auch zur Ausbildung und zum Wachsthume des Körpers. Man nennt die Nahrungsmittel Speisen, wenn sie in fester oder halbfester Gestalt, Getränke, wenn sie in flüssiger genommen werden. Sie sind theils aus dem Pflanzenreiche, vegetabilisch, theils aus dem Thierreiche, animalisch. Die erstern bestehen aus Wurzeln (Rüben, Zuckerwurzeln), Knollen (Erdäpfel, Erdbirnen), oder aus Stängeln (Spargel), Blättern (Kohl, Sa-

lat), Blüten (z. B. der Blumenkohl), unreifen Früchten (junge Erbsen, Bohnen, Gurken) oder reifen Früchten, bei denen theils das die Samen umgebende Fleisch oder das säuerlich-süße Mark, theils die mehligen oder öligen Samen selbst zur Nahrung dienen. Die animalischen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierclassen genommen; manche Thiere werden ganz, von andern nur besondere Theile genossen. Nach Gewohnheit und Herkommen, Klima und Bedürfniß sind auch die Nahrungsmittel bei verschiedenen Völkern sehr verschieden. Bei manchen Nationen sind gewisse Nahrungsmittel sehr gewöhnlich, die bei andern unter die seltenen gehören; bei manchen sind Dinge sehr beliebt, vor denen andere einen Abscheu haben; Noth und Hunger machen manche Dinge zu Nahrungsmitteln, welche außerdem nicht dazu gebraucht werden, z. B. in lange belagerten Städten, auf Schiffen, welche länger zur See sein müssen, als ihre Nahrungsmittel berechnet waren, fängt man oft Mäuse und Ratten, um sie zu essen. Das Hundefleisch wird in China gewöhnlich gegessen, und in verschiedenen Gegenden Afrikas das Fleisch der Schlangen, namentlich der Klapper- und Riesenschlange. Auch die Heuschrecken werden fast überall in Afrika, sowie von den Negern auf der Guineaküste Eidechsen, Mäuse, Ratten, Schlangen, Raupen und andere Insekten und Gewürme gern verzehrt. Von den Otomaken erzählt Humboldt, daß sie eine Art Letten oder Thonerde sammeln und sie während der Regenzeit verzehren. Sollen die Nahrungsmittel ihrem Zwecke entsprechen, so müssen sie nährende Stoffe enthalten, welche, durch die Verdauung ausgezogen, in das Blut übergehen und durch die Assimilation (s. d.) zur Ernährung des Körpers verbraucht werden können. Sie müssen daher solche Theile enthalten, welche den thierischen Stoffen gleichkommen oder in selbige verwandelt werden können, und folglich einen Antheil von leicht aufzulösenden Stoffen besitzen, welche den allgemeinen Grundstoffen des Körpers entsprechen und ihre eigenthümlichen Qualitäten durch den Einfluß der Verdauungsorgane vernichten lassen. Diese Stoffe in ihrer Einfachheit sind Schleim, Gallerte, Kleber, Eiweißstoff, Mehl-, Faser- und Zuckerstoff. Am meisten Schleim, Zucker- und Mehlstoff, welche besonders in Verbindung mit dem Pflanzenkleber die Grundlage sehr nahrhafter Speisen ist, enthalten die Pflanzenspeisen. Die Obstarten sind blos vermöge ihres Antheils an Zuckerstoff und etwas Schleimstoff nährend. In den animalischen Speisen ist besonders die Gallerte reichlich enthalten. Die Nahrhaftigkeit der Speisen richtet sich also nach dem größern oder geringern Antheil von jenen Stoffen und deren Verbindung untereinander, welche ihre Auflöslichkeit befördern oder erschweren. Verdauungsorgane, deren Kräfte noch ungeschwächt sind, zerlegen die Nahrungsmittel leichter in ihre einfachen Stoffe und nehmen die abgesonderten nahrhaften reichlicher auf als solche, deren Kraft schon geschwächt ist. Die Bestimmung, welche Nahrungsmittel gesund oder ungesund seien, bleibt immer relativ und kann nur in Beziehung auf die Nahrhaftigkeit, auf die Auflöslichkeit der Nahrungsmittel und den Zustand der Verdauungskraft einer Person angegeben werden. Oft nennt man eine Speise oder ein Getränk gesund, weil es eine bestimmte Wirkung auf den Körper äußert, und grade diese Bestimmung ist falsch, denn alsdann wirkt dasselbe nicht als Nahrungs-, sondern als Arzneimittel und kann daher nur solchen Personen zuträglich sein, deren körperliche Beschaffenheit diesem entspricht. Die Auflöslichkeit eines einfachen Nahrungsmittels wird aber auch oft durch die künstliche Zubereitung vermindert, und daher ein an sich gesundes Mittel schwer verdaulich und ungesund gemacht. Besonders sind hierin die schon für sich zu fetten oder fett zubereiteten Speisen ungesund, weil das Fett schwerer von dem Magensafte aufgelöst und verdaut wird. Ebenso macht der Zusatz von zu vielem Gewürz sonst gesunde Nahrungsmittel ungesund, weil die Gewürze gar keine ernährenden Stoffe sind, sondern ihre eigne Natur gegen die Verdauungskraft behaupten und als besondere Reize auf besondere Theile des Organis-

mus wirken. Endlich ist bei Bestimmung der Gesundheit eines Nahrungsmittels noch die Rücksicht auf den Stand der Verdauungskraft nothwendig. Für einen gesunden, kräftigen Menschen ist jede Speise noch leicht verdaulich und nahrhaft, die ein schwächlicher nicht gut verdauen und zur Ernährung benutzen kann. Im Allgemeinen kann man also nur sagen, ein Nahrungsmittel sei gesund, wenn es hinlänglich mit ernährenden Stoffen versehen, leicht auflöslich, mithin verdaulich und der Verdauungskraft des Menschen angemessen sei. Daß die Nahrungsmittel, welche zum Verkaufe gebracht werden, insbesondere die allgemein nothwendigen, keine schädlichen Eigenschaften haben, ist die Sorge der Policei. Sie hat darauf zu sehen, daß das Getreide nicht verdorben, stockend und angelaufen, das Korn nicht mit dem sogenannten Mutterkorn oder Kornzapfen, mit Schwindelhafer (der sich vorzüglich oft in der Gerste befindet) u. s. w. verunreinigt, das Mehl nicht mit fremdartigen Theilen, Sand, Gyps u. dgl. verfälscht; daß das Brot gut gesäuert und völlig ausgebacken, nicht mit Alaun, um es weiß zu machen, und mit Jalapenpulver, um die stopfende Eigenschaft wieder aufzuheben, versetzt sei; daß unter den Gemüsen keine giftigen seien; daß das Obst gehörig reif und nicht zu bald eingesammelt worden sei; daß kein krankes Vieh geschlachtet werde; daß man keine todten Fische und Krebse, keine kranken, eingesalzenen und verdorbenen Fische, auch keine Thiere, die durch betäubende Mittel gefangen worden sind u. s. w., feilbiete. Die Nahrungsmittel haben bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Gesundheit, das Leben, selbst auf den Charakter des Menschen, der seiner natürlichen Anlage nach sowol zur vegetabilischen als animalischen Nahrung angewiesen ist. Indessen lehrt sowol Theorie als Erfahrung, daß animalische Kost die festen Theile des Blutes, den Faserstoff und daher die Kraft des Muskelsystems schneller vermehrt, zu entzündlichen, fauligen und skorbutischen Krankheiten geneigt macht und selbst zu einer merklichen Roheit und Heftigkeit des Charakters beiträgt; während Pflanzennahrung ein leichteres, flüssigeres Blut erzeugt, aber schwächere Muskelfasern bildet, zu Krankheiten von Erschlaffung und Schwäche geneigt macht und selbst zu Sanftheit und Gelassenheit im Charakter Anlaß gibt. Nordische Nationen sind meist mehr zu Fleischnahrung, die südl. und morgenländ. mehr zur Pflanzenkost und überhaupt, wenigstens im natürlichen, durch Überfeinerung noch nicht verderbten Zustande, zu mäßigerm und einfacherm Genusse geneigt.

Nahum, einer der sogenannten zwölf kleinen Propheten, der zu den vorzüglichsten hebr. Rednern gehört, lebte unter dem hebr. Könige Hiskias um 720 v. Chr. Er verkündigt in seinen Reden den Sturz des den Hebräern so gefährlichen assyr. Reichs und schildert besonders die bevorstehende Zerstörung der assyr. Hauptstadt Ninive. Sein Vortrag ist voll Feuer, Phantasie und Originalität und hat zugleich auch Klarheit und Rundung. Die besten deutschen Übersetzungen lieferten Middeldorpf (Hamb. 1808), Neumann (Bresl. 1808) und Justi (Lpz. 1820).

Naivetät ist ein Wort lat. Ursprungs, abgeleitet von nativus (im Mittelalter naivus), d. h. angeboren oder natürlich, ging zuerst in die franz. Sprache über (naïf, naïveté), und wurde aus dieser durch Gellert in die deutsche aufgenommen. An das bloße Wort sich haltend haben Viele das Naive für den höchsten Grad des Natürlichen im Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen erklärt; allein der Begriff, der mit diesem Worte bezeichnet wird, ist viel zusammengesetzter, und diese Zusammensetzung selbst veranlaßt einige Nebenbedeutungen, die außerdem nicht füglich vorhanden sein könnten. Im Wesentlichen bezieht sich der Begriff, welcher durch das Wort Naivetät ausgedrückt wird, auf die natürlichen, ungekünstelten Empfindungen und Gedanken einer arglosen, unverstellten und anspruchlosen Seele, welche sich ohne Rücksicht auf Das, was durch Übereinkunft für schicklich oder unschicklich gehalten wird, äußert. So ist es auch mit Dem,

was die Alten Charis (gratia) nannten, innig verbunden. Wollen wir nun die Erklärung des Naiven ganz fassen, so werden wir wenigstens sagen müssen, es sei das Natürliche im Gegensatz des Künstlichen, d. h. des blos durch Übereinkunft Geltenden. Daraus ergibt sich denn, daß das Naive nur aus einem besondern Standpunkt als solches erscheint, und daß es der am künstlichsten gebildete oder verbildete Beobachter am leichtesten bemerkt, weil ihm der Abstich am fühlbarsten ist; dem Naiven selbst ist seine Naivetät Natur. Aus dem Verhältnisse des naiv Handelnden oder Redenden zu dem künstlich gebildeten Beobachter erklären sich dann alle übrigen Eigenschaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der Naivetät zu bezeichnen gewohnt ist. Der künstlich gebildete Mensch ist dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen, wie ein Mann dem Kinde. Diese Verstandesüberlegenheit ist die Ursache, warum ihm Äußerungen der Naivetät, welche den Stempel der natürlichen Einfalt an sich tragen, oft als Einfältigkeit erscheinen. Aus derselben Ursache müssen sie ihm als lächerlich erscheinen, wenn sie als Abweichungen von der Verstandesregel ihn bei Personen überraschen, bei denen er eine Kenntniß und Beachtung derselben voraussetzen zu müssen geglaubt hätte. Dessenungeachtet ist das Naive keineswegs lächerlich an sich, und man kann es nur unter Einschränkungen, die doch vielmehr einer Abart desselben gelten, als eine Modification des Lächerlichen ansehen. Der Naive dagegen steht wieder an Gesinnung und Empfindung über dem künstlich Gebildeten, denn Unschuld der Sitten und Begierden, Offenheit und Treuherzigkeit, reines Mitgefühl hat er voraus, wie das Kind vor dem Manne. Scheint er in Hinsicht des Verstandes kindisch, so erscheint er in Hinsicht des Gemüths kindlich und hat etwas unaussprechlich Anziehendes, aber zugleich auch Rührendes. Indeß bringt das Naive doch nicht überall diese gemischte Empfindung hervor; denn in den Fällen, wo es unsere Ehrfurcht in Anspruch nimmt, da hat es alle Wirkung des Erhabenen, mit welchem es dann auch in Wahrheit verwandt ist. Fassen wir alle diese Umstände genau ins Auge, so erkennen wir, daß zur Naivetät eines Menschen Unkenntniß des Welttons bei gesundem Menschenverstande und eine gewisse treuherzige Zuversicht auf die Güte der Menschen gehöre, weil ein gutes, wohlwollendes Herz seine ursprüngliche Einfalt bewahrt. Diese Eigenschaften sind aber theils nicht jedes Mal alle vereinigt, theils erscheinen sie dem Beobachter nicht immer in demselben Lichte, und daher kommen mehre Nebenvorstellungen, die man häufig, wiewol nicht richtig, mit dem Naiven zu verbinden pflegt. Man findet entweder nur ein Naives des Verstandes oder nur ein Naives des Herzens; Jenes und Dieses scheint seine Natur zu verändern, wenn der künstlich gebildete Beobachter ihm seine Ansichten, Überzeugungen und Erfahrungen unterlegt oder das Naive nach ihnen beurtheilt. So tritt z. B. bei dem Naiven des Verstandes der sonderbare Fall ein, daß man bald die Dummheit und Albernheit, bald einen gewissen Witz für Naivetät erklärt, und daß die naive Dummheit und Albernheit selbst in gewissem Betracht als witzig erscheint, und man Naivetät beinahe als Witz des Dummen erklären könnte. Mit nicht größerm Rechte hat man gewisse unanständige Zweideutigkeiten für Naivetäten erklärt; was kann die Unschuld dafür, daß der Verdorbene ihre reinen Äußerungen unrein deutet? In dieser Deutung liegt es überhaupt, daß die Äußerungen des Naiven mehr zu erkennen geben, als der Naive selbst dabei gedacht hat, und es wäre sonderbar, zu glauben, daß keine Äußerung naiv sein könne, die nicht einen verborgenen Sinn enthalte oder gar eine epigrammatische Spitze habe. — Wie aber, hat denn jede Naivetät ihre Quelle in der Unschuld und Reinheit eines Herzens, welches sich bewußt ist, daß es nichts zu verhehlen brauche? Entwischt nicht auch bisweilen aus Mangel an Überlegung, in der Verblendung einer nichtswürdigen Leidenschaft, einem Menschen ein Ausdruck, der, ihm selbst unbemerkt, eine Gesinnung offenbart, die so niedrig ist, daß er die größte Ursache gehabt hätte sie zu verbergen? Es

wäre hier so ziemlich derselbe Fall mit dem Naiven des Herzens, wie er es vorhin mit dem Naiven des Verstandes war; allein wir müssen auch hier sagen, daß nicht jede Unüberlegtheit eine Naivetät ist, obschon jede Naivetät in den Augen des künstlich gebildeten Beobachters den Schein der Unüberlegtheit haben wird. Hier haben Einige eine Naivetät genannt, was von Seiten des Verstandes wahre Dummheit und von Seiten des Herzens ein roher Ausbruch des Affects ist, worin das Natürliche uns nicht gefallen kann, weil es uns mit Abscheu gegen den moralischen Charakter der Person erfüllt. Es ist hier eine Aufrichtigkeit vorhanden, aber diese unwillkürliche Aufrichtigkeit hat ihre Quelle nicht in der schönen Einfalt des Herzens, und wir fühlen uns nicht angezogen, sondern abgestoßen; es findet hier ein Sieg der Natur und Wahrheit über Kunst und Verstellung statt, aber diese Natur ist verdorben, und die Wahrheit darum empörend. Wollte vielleicht Jemand in diesem Falle sich auf Schiller in seinem Aufsatze „Über das Naive", in den „Horen" berufen, so würde dies unstatthaft sein. „Zum Naiven", sagt Schiller, „wird erfodert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davontrage, es geschehe dies nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtsein derselben. Im ersten Fall ist es das Naive der Überraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt." Jenes Naive würde demnach ein Naives der Überraschung sein, aber — belustigt es? Wer auch nur diesem kleinen Fingerzeige weiter nachgehen will, der wird finden, daß alles Naive der Überraschung ein Naives des Verstandes sein müsse, denn nur als solches kann es belustigen oder aus einem andern Gesichtspunkte als lächerlich erscheinen. Ein Naives der Gesinnung, das zugleich ein Naives der Überraschung wäre, ist, nach Schiller selbst, ein Widerspruch, indem Etwas nicht zugleich wider Wissen und Willen und mit völligem Bewußtsein geäußert werden kann.

Najāden (Najades oder Naiides) nennt die griech. Mythologie eine Gattung **Nymphen** (s. d.), welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleinern Landgewässer waren. Die Begriffe, welche das griech. Alterthum von ihnen hatte, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinsicht der sogenannten Wassernixen unter den Deutschen herrschten. Wie man von diesen glaubte, daß sie zuweilen einen schönen Gegenstand entführten, so auch von jenen, die namentlich den **Hylas** (s. d.) entführt haben sollen. Man stellte die Najaden als reizende Mädchen dar, meist nur halb bekleidet und Muscheln haltend. Oft sind sie auch mit dem Pan verbunden, oder mit Herakles, dem Beschützer der warmen Quellen.

Namen sind: 1) **Eigen-, Vor-** oder **Taufnamen** und 2) **Geschlechtsnamen**, die den erstern als erbliches Unterscheidungszeichen hinzugefügt werden. Bei den Griechen gab es, mit Ausnahme weniger Familien zu Athen und Sparta, keine Geschlechtsnamen. Der Name des Kindes hing von der Willkür der Ältern ab. Bei den Römern führte gewöhnlich Jeder drei Namen: einen Vornamen (praenomen, die Bezeichnung des Individuums), den Geschlechtsnamen (nomen) und den Familiennamen (cognomen). Bisweilen kam noch ein **Zu-** oder **Beiname** (agnomen) hinzu, welcher von glänzenden Thaten oder merkwürdigen Ereignissen entlehnt wurde. Das Pränomen wurde vorangesetzt und gewöhnlich mit einem oder einigen Buchstaben geschrieben, z. B. A. Aulus, C. Cajus, L. Lucius, M. Marcus, P. Publius, Q. Quintus, T. Titus, Ap. Appius, Cn. Cnejus, Sex. Sextus u. s. w.; dann folgte das Nomen, z. B. Cornelius, Fabius, Julius (aus dem Geschlechte [gente] der Cornelier, Fabier, Julier) u. s. w., und zuletzt kam das Cognomen, z. B. Cicero, Caesar, Scipio u. A. In dem Namen M. Tullius Cicero ist M. das Pränomen, welches ihn von seinem Bruder Quintus unterschied, Tullius das Nomen, welches sein Geschlecht (gens), und Cicero das Cognomen, welches seine Familie anzeigte. Beispiele

von Beinamen sind Africanus (s. Scipio) und ähnliche. Bei den Deutschen und andern verwandten Völkern waren die Geschlechtsnamen unter dem Bürgerstande vor dem 14. Jahrh. wenig üblich. Jeder führte nur seinen Taufnamen. Die älteste Art, verschiedene gleichnamige Personen zu unterscheiden, bestand darin, daß man ihrem Namen den väterlichen hinzufügte; daher stammen viele engl., dän. und selbst deutsche Namen, die sich auf son, sohn, sen endigen, z. B. Johnson, Williamson, Thorwaldsen, Wilmsen (d. i. Wilhelmssohn) u. s. w. Hierher gehören ohne Zweifel auch die auf i sich endigenden Taufnamen (die lat. Genitivendung), welche häufig als Geschlechtsname vorkommen, z. B. Augusti, d. i. Augusti filius. Gleichen Ursprung hat die Endung ez der span. Namen, z. B. Fernandez, Rodriguez, d. i. Ferdinand's, Rodrigo's Sohn u. a. (S. auch Fitz, Mac und O'.) Den Araber nennt Niemand bei seinem eignen Namen; hat z. B. Jemand, dessen Vater Hali hieß, den Namen Zoar, so wird er Ebn Hali d. h. Hali's Sohn und sein Sohn Ebn Zoar genannt. Mit dem Lehnwesen kamen in Deutschland neue Namen auf, die von Ortschaften, womit ein Adeliger belehnt wurde, oder überhaupt von den Lehnverhältnissen hergenommen waren. Der Adel hatte daher überall weit eher als der Bürgerliche Geschlechtsnamen. Eine andere Classe Geschlechtsnamen entstand bei Bürgerlichen von Ämtern und Geburtsländern, z. B. Hauptmann, Schulze, Franke, Schwabe u. s. w.; ferner und besonders bei der untern Volksclasse, von Gewerben, wie Schmidt, Müller, Fischer; oder von Hausschildern, wie König, Herzog u. s. w. Auch gaben zuweilen auffallende äußere Auszeichnungen Anlaß zu Necknamen, die später forterbten, z. B. Roth, Fuchs, Lange, Breitkopf u. A. In Deutschland kamen die Geschlechtsnamen unter den Bürgerlichen erst im 17. Jahrh. in allgemeinen Gebrauch. Vgl. Wiarda, „Über deutsche Vor- und Geschlechtsnamen" (Berl. 1800); Dolz, „Über die Taufnamen" (Lpz. 1824); Fleischer's „Onomatologie oder lat. Wörterbuch unserer Taufnamen" (Erlang. 1824). Salverte's „Essai historique et philosophique sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux, considérés principalement dans leurs rapports avec la civilisation" (2 Bde., Par. 1824).

Namenfeuer ist bei Lustfeuerwerken ein wesentlicher Theil derselben, und wird auf vier verschiedene Arten hervorgebracht: 1) durch eine Beleuchtung mit gläsernen Lampen, mit buntgefärbtem Wasser angefüllt, auf das so viel Öl gegossen wird, als zur Unterhaltung der Flamme des Dochtes nöthig ist. Man schneidet auch wol die Buchstaben, sowie die Figuren des Feuerwerkstheaters, in eine Bretwand aus, überzieht sie mit geöltem oder Wachspapiere, und stellt gewöhnliche Theaterlampen mit mehren Dochten dahinter. 2) Durch sogenannten geschmolzenen Zeug (aus 4 Theilen Schwefel oder Mennige), worein Flocken von geschlagener Baumwolle getaucht und mit denselben die aus Brettern geschnittenen und mit einem Rande von weißem Blech versehenen Buchstaben ½ Zoll hoch belegt werden, worauf man nach dem Erkalten die Oberfläche mit einem dünnen Teig aus Mehlpulver und Weingeist bestreicht und mit schwachem ausgeglühten Drath überzieht, um das Herabfallen des flüssigwerdenden Satzes zu verhindern. 3) Statt der Baumwollflocken durch eine locker gedrehete Lunte aus Baumwolle, welche man in die erwähnte geschmolzene Mischung taucht, auf ein Brett nagelt, mit Draht überzieht und zuletzt anfeuert. Der hier angegebene geschmolzene Zeug brennt mit einer schönen blauen Flamme, welche sich am reinsten auf diese Weise darstellt, während andere Mischungen ein dunkles und ungleichförmiges Feuer geben. 4) Durch sogenannte Lichter, die sich unter allen am schönsten darstellen, denn ihr Feuer ist weiß, oder rosenroth und glänzend. Sie sind 9—10 Zoll lang, 4½ Linien stark, aus doppeltem Papier auf metallene Winden gerollt. Nach dem Trocknen des Kleisters wird das Papier mit einem Falzbein auf den Winden ausgestrichen und die Hülse unten eingebrochen.

Man stopft sie alsdann mit nachstehendem Satze aus: a) zu rosenfarbenem Feuer: mit ¾ Pfd. Salpeter, ¼ Pfd. Schwefel, ¼ Pfd. Mehlpulver und ⅛ Pfd. rohem Zinnober und b) zu weißem Feuer mit 1 Pfd. Salpeter, ⅜ Pfd. Schwefel und ⅛ Pfd. Antimonium. Dieser Satz wird mit Terpenthinöl so weit angefeuchtet, daß er sich ballen läßt. Wenn die Lichter oben mit einem Teig aus Branntwein und Mehlpulver gut angefeuert sind, werden sie an starken eisernen, unten zugespitzten Draht gebunden und mittels desselben auf dem Namengestelle in die dazu gebohrten Löcher eingeschlagen. Eine Stoppine verbindet alle Lichter oben miteinander und ist durch papierne Röhrchen gezogen, um sie gegen Beschädigung zu sichern. Die Entfernung der einzelnen Lichter voneinander, sowie die Größe der Buchstaben hängt von dem Abstande ab, in dem sich die Zuschauer befinden; beide steigen im Verhältniß von 6 — 9 Zoll zu 5 — 20 Fuß.

Namur, eine Provinz des Königreichs Belgien, zählt auf 66½ □M. über 200,000 Einw. Der Boden, von außerordentlicher Fruchtbarkeit, ist theils eben, theils erhebt er sich zu starkbewaldeten Hügeln, die man als die Vorberge der Ardennen ansehen kann, welche die Grenze der Provinz streifen. Außer den Erzeugnissen des Ackerbaues und ansehnlicher Viehzucht ist sie reich an Eisen, Kupfer, Blei, Galmei, Steinkohlen und Marmor. Früher eine Grafschaft, seit 1421 eine der 17 Provinzen der Niederlande, welche, größtentheils Östreich unterwürfig, durch den luneviller Frieden an Frankreich abgetreten wurde, bildete sie seit 1814 eine Provinz des Königreichs der Niederlande, zu welcher einige Theile von Lüttich, Luxemburg, Brabant, Hennegau und Altfrankreich geschlagen wurden. In demselben Umfange kam sie 1831 an Belgien. Die Hauptstadt Namur, eine Festung am Einflusse der Sambre in die Maas, der Sitz eines Bischofs, hat einen schönen Dom, 16 andere Kirchen, ein Gymnasium, eine Bibliothek und 18,000 Einw., welche viele und gute Messer, Scheeren, Klingen, Flinten, Nägel u. s. w. fertigen und einen bedeutenden Handel mit denselben, sowie mit andern Metallwaaren treiben. Auch sind daselbst ansehnliche Leder- und Tabacksfabriken, eine Glashütte und sechs Messinghütten. Obgleich 1691 von Coehorn durch das Fort Wilhelm verstärkt, ward dennoch die Stadt 1692 von Ludwig XIV. und Vauban nach sechstägiger, das Fort nach 22tägiger, die von Coehorn selbst vertheidigte Citadelle aber nach 30tägiger Belagerung eingenommen. Wilhelm III. eroberte 1695 die letztere, welche Vauban noch bedeutend verstärkt hatte, nebst der Stadt, die von 16,000 Mann unter Bouffleurs vertheidigt wurde, nach zehnwöchentlicher Belagerung. Seit 1701 von den Franzosen besetzt, ward N. 1704 vergebens von den Verbündeten beschossen, 1715 aber den Barriereplätzen beigesellt und von den Holländern besetzt. Im J. 1746 nahmen die Franzosen unter dem Grafen von Clermont die Stadt und das Fort ein, gaben aber beide 1748 im aachener Frieden zurück, worauf Joseph II. die Werke schleifen ließ, was 1794 auch mit der von den Franzosen eroberten Citadelle geschah. Seitdem wieder befestigt, von den Franzosen auf ihrem Rückzuge 1815, nach der Schlacht bei Belle Alliance besetzt, und rücksichtslos, ohne alle Hülfsmittel, selbst ohne Geschütz, von dem preuß. zweiten Armeecorps auf Befehl des Generals Pirch gestürmt, konnte N. erst nach dem Abzuge der Franzosen eingenommen werden. Noch mehr wurde N. 1817 und in neuester Zeit verstärkt.

Nancy, Hauptstadt des franz. Departements der Meurthe, mit 32,000 Einw., war vormals die Haupt- und Residenzstadt der Herzoge von Lothringen. Die von Natur schöne Lage der Stadt, zur Linken der Meurthe in einer angenehmen Ebene, wird durch die Schönheit der Gebäude noch erhöht, die sie vorzüglich dem König Stanislaus, welcher hier von 1736 — 66 residirte, verdankt. Die Altstadt ist unregelmäßig gebaut und finster; die Neustadt aber eine der schönsten Städte, von regelmäßiger Anlage, mit prachtvollen Gebäuden, schönen Plätzen und reizenden Spaziergängen. Besonders zeichnet sich der Königsplatz aus, von

welchem eine Triumphpforte in den Platz Carrière, ein schönes Thor in die Altstadt und ein anderes in die Pepinière, einen reizenden Spaziergang, führt. In der Mitte des Carrèreplatzes ist ein Spazierweg, und am Ende desselben steht der Gouvernementspalast. Ferner ist zu erwähnen der Allianzplatz, welcher von den beiden Säulen den Namen hat, die zum Andenken der Allianz zwischen Frankreich und Östreich 1759 errichtet wurden. Unter den Kirchen sind die Hauptkirche und die Franziskanerkirche mit ihrer Rotunde sehenswürdig, mit den Grabmälern der lothring. Herzöge, auch des letzten Herzogs von Burgund, Karl des Kühnen, der in der Schlacht bei N. 1477 fiel. N. ist der Sitz eines Bischofs, einer Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, einer Akademie und eines Lyceums und hat eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden, ein physikalisches Cabinet, einen botanischen Garten und eine Gemäldegalerie. St.-Charles zu N. ist das Mutterhaus des Ordens der barmherzigen Schwestern, welches außer dem Hospital eine Mädchenfreischule, das Capitel, das Noviziat und den Ruhesitz der alten und schwachen Schwestern des Ordens umfaßt. Auch verwalten die Schwestern in N. das Waisen- und das Findelhaus und das Irrenhaus zu Mareville bei N., wo abgerichtete Doggen sie jedesmal in die Wohnungen bösartiger Wahnsinnigen begleiten. Die Bewohner von N. fertigen viel wollene Zeuche, Strümpfe und gemalte Papiere, und Wachslichter werden von hier, wegen ihrer vorzüglichen Güte, sehr weit versendet.

Nangasaki, Handelsstadt im japan. Reiche, auf der Insel Kiusju, mit einem Seehafen in der Mitte der durch zwei Vorgebirge gebildeten Bai Kiusju, ist von hohen Bergen umgeben und hat gegen 60,000 Einw. Die innere Stadt besteht aus 26 Straßen und hat 62 Tempel, unter welchen der Suwatempel der berühmteste ist. Die Gassen sind eng, krumm und uneben. Die Fremden dürfen sich blos in den Vorstädten aufhalten und werden dort wie Gefangene bewacht; die Niederländer auf der kleinen Insel Desima, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist; die Chinesen auf Jakujin, am südl. Ende der Stadt. Im ganzen japan. Reiche ist der Hafen zu N. allein den Chinesen und den Niederländern geöffnet, und Letztere sind auch die Einzigen unter den Europäern, mit welchen Japan in Handelsverbindung steht.

Nänie (Naenia) hieß bei den Römern die Klagegöttin, welche beim Begräbnisse der Greise angerufen wurde und deren Kapelle außerhalb Roms vor dem viminalischen Thore stand. Dann nannte man so den Trauer- und Klaggesang, welcher bei Begräbnissen gewöhnlich von Weibern, welche dazu gedungen waren, gesungen wurde. Von den Weibern meist selbst gefertigt, waren diese Lieder in der Regel ganz sinnlos, und so kam es, daß man das Wort Nänie oft auch für jedes ungereimte Ammenlied für Kinder, einen weinerlichen, klagenden Gesang u. dgl. gebrauchte.

Nanini (Giov. Maria), merkwürdig, weil er gemeinschaftlich mit Palestrina die erste Musikschule in Rom errichtete, aus welcher gute Meister hervorgingen, unter Andern auch sein Neffe, **Bernardino N.**, welcher die Schule fortsetzte, war der Schüler Claud. Goudimel's. Er kam 1571 als Kapellmeister nach Rom, wurde 1577 päpstlicher Sänger und starb 1607. Seine vielen, theils gedruckt, theils ungedruckt hinterlassenen Werke sind von großem Werthe.

Nanking oder **Nanquin** auch **Nankin**, ein ostind. baumwollenes, leichtes, glattes, leinwandartig gewebtes Zeuch von natürlich gelblicher oder röthlichgelber Farbe, hat seinen Namen von der Stadt Nanking in China erhalten, wird aber jetzt in allen Staaten, wo baumwollene Waaren gefertigt werden, nachgeahmt. Die Baumwolle, welche in China und Ostindien zu diesem Zwecke verarbeitet wird, kommt von Gossypium religiosum, L. Die Farbe derselben ist natürlich gelb, daher auch echt und beim Waschen dauerhaft. Der in Europa

verfertigte Nanking ist gewöhnlich feiner von Gespinnst, wird aus weißer Baumwolle bereitet und dann mit Eisenoxyd u. s. w. gelb gefärbt, weshalb seine Farbe nicht so dauerhaft ist. Von deutschen Nankings sind die sächs. die besten; in der Schweiz druckt man viele mit allerlei Farben und Mustern darauf, die in Menge nach Amerika versendet werden. — Was man Nankinet oder Nanquinet nennt, ist ein dem Nanking ähnliches, leichtes Baumwollenzeuch, welches mit dem Perkal viele Ähnlichkeit hat.

Nanking oder Kiang-ning-fu, Hauptstadt der chines. Provinz Kiang-su, am Ausflusse des Yang-tse-kiang, war die alte Residenz der chines. Kaiser, ehe Pe-king dazu erwählt wurde. Ungeachtet ein Drittheil der Stadt in Ruinen liegt, so soll sie doch noch eine Million Einw. haben, die mit den feinern Künsten des Luxus bekannt sind, und durch Sitten und Bildung sich auszeichnen. Die Stadt hat schöne Thore, mehre Bibliotheken, medicinische Akademien, Fabriken in einfachen und geblümten Atlassen, baumwollenen Zeuchen, Porzellan, Lack u. s. w., überhaupt lebhafte Gewerbe und Handel. Auch ist hier ein katholischer Bischof. Das merkwürdigste Gebäude ist der 200 F. hohe Porzellanthurm, welcher von Backsteinen, mit Porzellan ausgelegt, erbaut, achteckig, neun Stockwerke hoch und von außen mit Schellen behangen ist. Jedes Stockwerk ist mit einer Galerie umgeben, die mit Götzenbildern und Gemälden ausgeschmückt ist. Die Materialien dieses schönen Gebäudes sind so miteinander verbunden, daß es aus einem Stücke gearbeitet scheint.

Nannini (Agnolo), bekannt unter dem Namen Firenzuola, wie er sich nach dem Stammorte seiner Familie nannte, ein berühmter ital. Schriftsteller, geb. 1493 zu Florenz, studirte zu Siena und Perugia, begab sich dann nach Rom, trat dort in den Orden von Vallombrosa und erhielt später die beiden Abteien von Sta.-Maria di Spoleto und S.-Salvador de Vajano. Er starb 1541. Von Jugend auf ein Freund des berüchtigten Pietro Aretino, war er ihm in Ansehung der Sitten ähnlich. Seine Werke, die erst nach seinem Tode (am vollständigsten, 3 Bde., Flor. 1763) erschienen, tragen das Gepräge eines lebhaften, zur Satire und Zügellosigkeit geneigten Geistes; sie sind theils in Versen, theils in Prosa, und werden häufig von der Crusca angeführt. Man findet darunter zwei Lustspiele, eine Nachahmung des „Goldenen Esels" des Apulejus, acht Novellen, ein Gespräch über die Schönheiten der Frauen u. s. w.

Nantes, Hauptstadt des franz. Departements der Niederloire, liegt in einer schönen Gegend der ehemaligen Oberbretagne, 10 M. von der Mündung der Loire. Sie ist mit geebneten Wällen umgeben und hat fünf Vorstädte (darunter de la Fosse und Isle Feydau), welche die Stadt an Umfang und Schönheit übertreffen, ein festes Schloß zur Beschützung des Hafens, 17 Kirchen, darunter die zu St.-Nicolas, wo sich die mit den 56 Wunderwerken Christi bemalten Fensterscheiben befinden, die von hohem Werthe sind, viele ausgezeichnete Gebäude und 73,000 Einw. N. ist der Sitz eines Bischofs, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts; auch findet man daselbst ein Lyceum, eine anatomische und chirurgische Schule, eine Schiffahrtsschule, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ein naturhistorisches Cabinet und einen botanischen Garten. Bedeutend sind die Fabriken in Piqué, Kattun, gedruckter Leinwand, Hüten, Leder und Maroquin, die Seilereien, Spinnmaschinen, Zuckerraffinerie, Liqueurfabriken u. s. w. Auch verfertigt man daselbst viele Nägel, Zuckermühlen und Kessel. Jährlich laufen in den Hafen von N. 2000—3000 Schiffe ein und aus, und der eigne Seehandel der Stadt beschäftigt an 800 Schiffe. Der Sardellenfang liefert gegen 400 Tonnen; auch laufen jährlich mehre Schiffe auf Walfischfang aus. Außer dem Handel mit Landes- und Gewerbserzeugnissen ist der Speditions- und Zwischenhandel mit dem innern und südlichen Frankreich, und besonders der Seehandel bis nach Westindien und Afrika, sehr wichtig. Die größ-

ten Schiffe gehen auf der Loire bis Paimboeuf, wo die Waaren abgeladen und auf kleinern Schiffen zu dem nicht weit davon entlegenen N. gebracht werden. Heinrich IV. gab hier 1598 das berühmte, von Ludwig XIV. widerrufene Edict von Nantes, welches den Reformirten die freie Ausübung ihrer Religion gestattete. In der Zeit der Revolution hat N. theils durch den bis unter ihren Thoren geführten Krieg der Vendée, theils durch die grausamen Hinrichtungen (Noyaden und republikanischen Hochzeiten) des berüchtigten Carrier, theils durch die Unterbrechung des Handels sehr gelitten. Vgl. Guépin's „Essais historiques sur les progrès de la ville de N." (Nant. 1832).

Napäen, s. Nymphen.

Naphtha oder flüssige Naphtha heißt das weiße Erdöl, welches aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht aus den Spalten und Klüften mancher Gebirgsarten, sowie aus der Erde, zuweilen mit Wasser vermischt, hervorquillt. Auch nannte man sonst die Ätherarten Naphtha.

Napier oder Naper (John), auch Neper genannt, ein berühmter engl. Mathematiker, geb. 1550, war der älteste Sohn des Barons Archibald von Merchiston in Schottland. Nachdem er auf der Universität St.-Andrews seine Studien vollendet und eine Reise nach Frankreich, Italien und Deutschland gemacht hatte, überließ er sich nach seiner Rückkehr ganz der gelehrten Muße, deren Früchte die Welt in seinen mannichfaltigen Entdeckungen erkennt. Mathematik war sein Hauptstudium; nächst diesem die Bibel. Am berühmtesten machte er sich durch die Entdeckung der Logarithmen, auf welche er durch die Bemühungen, eine kürzere Methode zur Berechnung der Dreiecke, Sinus und Tangenten zu finden, geführt ward. Im Gegensatze des Brigg'schen ist sein logarithmisches System das natürliche zu nennen. Auch ist N. bekannt als Erfinder der Naper'schen Stäbchen, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins steht, wodurch man auf eine leichte Art multipliciren, und die Wurzeln ausziehen kann. Das Ergebniß seiner Beschäftigung mit der Offenbarung Johannis war sein „Commentarius in apocalypsin" (Edinb. 1593, Lond. 1611 und öfter). Der große Astronom Kepler widmete ihm seine „Ephemerides". N. starb auf seiner Baronie zu Merchiston 1618. Seine Hauptwerke sind: „Mirifici logarithmorum canonis descriptio" (Edinb. 1614, 4., vermehrt 1618) und „Rhabdologia seu enumerationis per virgulas libri duo" (Edinb. 1617 und öfter), worin er die Erfindung der nach ihm benannten Stäbchen niederlegte. Vgl. M. Napier's „Memoirs of John Napier of Merchiston, his lineage, life and times, with a history of the invention of logarithms" (Lond. 1834, 4.). — In der neuesten Geschichte machte sich berühmt Charles Napier, auch Carlos de Ponza genannt wegen der im J. 1813 kühn und siegreich unternommenen Erstürmung des Forts der Insel Ponza. Er trat 1833 in Dom Pedro's Dienste und vernichtete durch den Seesieg bei Cap San-Vincent am 5. Jul. 1833 die Seemacht Dom Miguel's. Auch trug er durch Wegnahme einiger andern Seeplätze zur Wiederherstellung der Königin Donna Maria bei. Zum Viceadmiral der span. Seemacht ernannt, kehrte er, auf halben Sold gesetzt, im Nov. 1834 aus Portugal nach England zurück. — Ebenso wurde in neuester Zeit bekannt Lord Napier, der im Jul. 1834 als brit. Consul sich nach Kanton in China begab. Vergebens suchte er die chines. Regierung, welche mit ihm nicht unterhandeln wollte, weil er ohne ihre Erlaubniß gekommen, zum Nachgeben zu zwingen. Er mußte sich nach Macao zurückziehen und starb daselbst an den Folgen einer durch die Insulten der Chinesen verschlimmerten Krankheit am 12. Aug. 1834.

Napoleon, s. Bonaparte (Napoleon).

Napoli di Romania, oder Nauplia, die Hauptstadt des Departements Argolis und Korinth, mit 6000 Einw., die Hauptfeste des Peloponnes, bis zum Dec. 1834 Residenz des Königs von Griechenland und Sitz der

Regentschaft, liegt an der Ostküste des Peloponnes auf einer schmalen Halbinsel, am Meerbusen von Nauplia. Die Stadt hat bedeutenden Handel, welcher durch den Hafen, der an 600 Schiffe fassen kann, begünstigt wird. Die Venetianer haben N. nach Vauban's Art so befestigt, daß es nur durch Hunger bezwungen werden kann. Zu den Außenwerken gehören Palamidi, die obere Feste, welche die untere Stadt beherrscht, und Albanitika, die untere Feste, auf der sich die Hauptbatterien gegen den Golf befinden. Den einzigen Zugang von der Landseite bildete eine vom Meere und von Felsen eingeschlossene Straße, die von den Batterien auf Palamidi und auf den Wällen und Bastionen der untern Stadt bestrichen werden kann. Seit dem Oct. 1821 ward der Hafen von Nauplia durch die Heldin Bobolina mit ihren Schiffen gesperrt, und von der Landseite durch Demetrius Ypsilantis; allein engl. Schiffe versahen den Ort mit Lebensmitteln. Daher beschloß Ypsilantis N. mit Sturm zu nehmen; während er am 16. Dec. des Morgens 2 Uhr einen Scheinangriff auf die Feste Palamidi unternahm, drang Niketas bis an die Wälle der untern Stadt vor; doch der Feind stand überall gerüstet, und da eine Windstille den gleichzeitigen Angriff der griech. Flotte verhinderte, so mußten die Griechen mit Sonnenaufgang auf jener schmalen Straße, unter dem Feuer aller feindlichen Batterien sich zurückziehen. Endlich zwang der Hunger die Türken zu unterhandeln; sie übergaben am 18. Jun. (a. St.) 1822 den Griechen das Außenwerk von der Seeseite und versprachen den Platz zu räumen, wenn binnen 40 Tagen kein Entsatz käme. Dram Ali Pascha drang hierauf in Morea ein und setzte sich am 31. Jul. und 1. Aug. mit N. in Verbindung, wo Niketas die Blockade bereits aufgehoben, das Außenwerk aber besetzt gelassen hatte. Nach Dram Ali's Niederlage ward N. enger als je eingeschlossen, Palamidi in der Nacht von 30. Nov. zum 1. Dec. (a. St.) durch die Griechen erobert und 22 Tage nachher durch Kolokotronis die Bedingungen der Übergabe der Stadt selbst abgeschlossen, die am 22. Dec. 1822 (3. Jan. 1823) von den Hellenen besetzt wurde. Doch der Besitz dieses Bollwerks der griech. Freiheit erregte die Eifersucht und die Herrschbegier der griech. Häuptlinge aufs Neue. Zwar wurde am 30. Apr. 1823 in N. der erste ordentliche Congreß des hellen. Volks versammelt; allein die neue Centralregierung mußte anfangs in Tripolizza ihren Sitz nehmen, weil Kolokotronis der Sohn, mit einem ihm ergebenen Heerhaufen, jenen Platz behauptete. Nachdem endlich Kolokotronis zum Nachgeben bewogen worden war, zog 1824 die griech. Regierung in N. ein, worauf am 8. Oct. 1824 daselbst die dritte Sitzung des gesetzgebenden Körpers eröffnet wurde. Doch bald fachte Kolokotronis' Herrschsucht den Bürgerkrieg wieder an. Er mußte sich jedoch im Dec. der Regierung unterwerfen und wurde sodann gefangen nach Hydra abgeführt; allein die Moreoten erzwangen seine Freilassung am 22. Mai, worauf ihn die Regierung zum Oberbefehlshaber gegen Ibrahim Pascha ernannte, der bis gegen N. vorgedrungen war. Bei den Mühlen vor dieser Stadt (25. Jun.) geschlagen, mußte sich Ibrahim zurückziehen; doch am 12., 14. und 20. Jul. 1825 besiegte er die Griechen unter Kolokotronis. N. wurde nun wiederum der Sitz des Parteienhasses. Die Sulioten, welche das Schloß Palamidi besetzt hielten, beschossen im Oct. 1826 das Schloß Bustizzi, wo die Regierung sich befand, die am 6. Dec. ihren Sitz auf die Insel Ägina verlegte. Zwar versammelte sich der hellen. Congreß am 19. Mai 1827 wiederum in N.; allein die Besatzung des Palamidi empörte sich wegen rückständigen Soldes, und die provisorische Regierung verließ am 28. Aug. abermals N., um sich nach Ägina zu begeben. Schon rüstete sich Ibrahim, um N. zu erobern, als die Seeschlacht bei Navarin diesen Plan vereitelte und Griechenland rettete. Hierauf wurde N. der Sitz Kapodistrias', des Präsidenten des freien Griechenlands, der daselbst am 9. Oct. 1831 ermordet wurde. Am 6. Febr. 1833 landete in N. der König Otto und residirte daselbst

nebst der Regentschaft, bis Athen am 13. Dec. 1834 Sitz des Königs und der Regierung wurde. (S. Griechenland.)

Narbe (cicatrix) bezeichnet ohne weitern Zusatz im Allgemeinen das sichtbare Merkmal einer früher stattgehabten Verletzung, diejenige organische Substanz, welche die naturwidrig getrennt gewesenen Theile eines thierischen Organismus wiederum miteinander verbunden hat, in der Regel jedoch nur die Hautnarbe, indem andere Narben nach den Gebilden, in welchen sie vorkommen, genannt werden, wie z. B. Muskelnarbe, Sehnennarbe, Gefäßnarbe u. s. w. Alle Narben werden entweder mittels Ausschwitzung gerinnbarer Lymphe aus den blutig getrennten Flächen oder bei in Eiterung begriffenen Rundflächen durch Zellgewebe gebildet, welches aus eben den Theilen hervorwächst, sich in Hügelchen erhebt, sehr gefäßreich ist und nach und nach sich zusammenzieht und befestigt. Eine jede Narbe ist an Umfang kleiner als die Wunde oder das Geschwür, überhaupt als die Eiterfläche, die ihr vorherging, in Folge der Zusammenziehung der in ihrer Bildung thätigen Theile. Anfänglich ist sie dünn und spröde, röther als die alte sie umgebende Haut, indem sie die unterliegenden blutreichen Theile durchschimmern läßt, an welchen sie fester anhängt und deshalb auch weniger beweglich ist. Allmälig wird sie jedoch nachgiebiger, beweglicher, lockerer und dann dicker und fester, nun aber auch weißer an Farbe als die Umgegend, weil sie selbst wenig Blutgefäße hat. Sie entbehrt übrigens der Nerven fast gänzlich, hat keine Hautwärzchen, ist deshalb auch glatter und bedeckt sich nicht mit Haaren. Wenn sie gleich unempfindlicher ist als die Haut, deren Verlust sie ersetzen soll, wird sie doch durch schädliche Einflüsse leichter in ihrer Integrität beeinträchtigt als diese, bricht bei innern Krankheitszuständen leicht auf, heilt, wenn sie verletzt wird, schlechter und langsamer u. s. w. Die einzelnen Narben unterscheiden sich untereinander nach Form, Umfang, Dicke, Festigkeit, Farbe u. s. w. und lassen daraus nicht nur auf die Beschaffenheit der stattgehabten Verletzungen, sondern auch abgesehen davon auf die Natur und Ursache der vorausgegangenen Eiterung schließen. So unterscheiden sich die Narben, welche nach Schnitt-, Hieb-, Stich-, Quetsch- und Schußwunden zurückbleiben, ebenso weichen aber auch die voneinander ab, welche chemisch-schädliche Einwirkungen, Geschwüre specifiker Art, wie das scrophulöse, scorbutische, arthritische, herpetische, scabiöse, syphilitische zurücklassen, ferner die nach den verschiedenen Pockenarten zurückbleibenden, wenngleich hier die Bestimmung schon schwieriger ist, weil der langsame oder rasche Verlauf der Krankheit, die in dem befallen gewesenen Individuum stattgefundene größere oder geringere Anlage für die Blatternkrankheit u. dergl. mehr, vielfache Modificationen derselben bedingen. Zuweilen geben Narben zur Entstehung sogenannter Kalender Veranlassung, indem sie bei bevorstehendem Witterungswechsel oder Veränderungen in der Temperatur der Atmosphäre zu schmerzen anfangen.

Narcisse, ein Blumenzwiebelgewächs, wovon mehre Sorten in Deutschland einheimisch sind, ist theils wegen des angenehmen Geruchs, theils wegen ihrer schönen und zeitigen Blüte beliebt. Die bekanntesten Arten sind die kleine gelbe Jonquille, die größere Tazette, die im Freien dauernden (Narcissus poeticus) und die gelben gefüllten Narcissen (N. Bulbocodium). Die bitter und schleimig schmeckenden Blüten der gemeinen Narcisse (N. Pseudo-Narcissus) enthalten ein sehr reizendes Gift, und nach Orfila können zwei bis drei Drachmen derselben in einigen Stunden tödten.

Narcissus war der Sage nach der Sohn des Flußgottes Kephissos und der Nymphe Liriope oder, nach einer selteneren Angabe, Lirioessa. Tiresias, der Seher, hatte ihm nur dann ein hohes Alter prophezeit, wenn er sich selbst nicht kennen lernen würde. Die schöne Gestalt des jungen N. bewegte die Herzen aller Jünglinge und Nymphen. Echo verzehrte sich und ward zur bloßen Stimme, als

ihre Liebe zu ihm keine Gegenliebe fand. Allein auch seine Stunde hatte geschlagen, als er, von der Jagd erhitzt, aus einer Quelle trank und in derselben zum ersten Male seine eigne Gestalt sah. Nichts konnte ihn nun von dieser Quelle trennen und von der Leidenschaft zu sich selbst verzehrt, verwandelten ihn die mitleidigen Götter in die Narcisse mit gelben Blättern. Noch spät zeigte man bei Thespiä in Böotien, in einer Gegend, wo noch jetzt viele Narcissen wachsen sollen, die Quelle, die den N. zuerst sich selbst gezeigt hatte.

Nardini (Pietro), einer der größten Violinisten des 18. Jahrh., geb. zu Livorno 1725, bildete sich zu Padua unter Tartini und ward bald der vorzüglichste Schüler desselben. Seit 1762 bei der Kapelle zu Stuttgart angestellt, ging er 1767, als ihm sein Gehalt bedeutend vermindert wurde, nach Livorno zurück. Er besuchte 1769 seinen Lehrer zu Padua und pflegte ihn in seiner letzten Krankheit mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit. Hierauf ging er 1770 als erster Violinist der Kapelle des Großherzogs von Toscana nach Florenz, wo er 1796 starb. N. hat viel für die Violine und auch einige Trios für die Flöte geschrieben. Seine Compositionen haben im Ganzen einen ernsten Charakter und verlieren, wenn sie nicht im Geiste der alten Tartini'schen Schule vorgetragen werden. Er glänzte vorzüglich im Vortrage des Adagio; hier glaubte man oft mehr Gesang als ein Instrument zu hören.

Narkotisch heißt so viel als betäubend. Es gibt mehre Pflanzen, deren Gift die Verrichtungen des Nervensystems in so hohem Grade stört oder gar unterdrückt, daß die Empfindung verändert wird oder ganz aufhört, bei fortgesetzter Wirkung aber der belebende Einfluß des Nervensystems auf den Organismus aufhört, und das Leben selbst zerstört wird. (S. Gift.) Diese Pflanzen enthalten ein solches narkotisches Gift theils rein und hervorstechend, theils mit andern scharfen oder aromatischen Säften vermischt, denen es untergeordnet ist. Die Wirkung der narkotisch-giftigen Pflanzen ist daher auch nicht gleichförmig; manche wirken gradezu betäubend und störend auf das Nervensystem, wie das Bilsenkraut, der Schierling; andere wirken zuerst auf das Blutsystem und selbst auf das Gehirn erregend, und hinterher oder nur in größern Gaben erst betäubend, wie das Opium. Die äußern Erscheinungen dieser Wirkungen sind verschieden, je nachdem die Gabe des Giftes groß oder klein ist und die Wirkung desselben sich mehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven wirft. Manche narkotische Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, andere heftige convulsivische, oft sehr wunderliche Bewegungen aller Glieder, oder reizen zum unwillkürlichen heftigen Lachen; andere machen die Menschen toll und rasend, noch andere versetzen sie in stille Verzückungen; auf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzliches Absterben der angegriffenen Nerven. Die Anwendung narkotischer oder nervenbetäubender Arzneimittel als schmerzstillender Mittel bedarf daher der größten Vorsicht. Vgl. Kraus „Über die Wirkungen und den Gebrauch der narkotischen und scharfen Mittel" (Gött. 1811).

Narr nennt man zunächst einen Menschen, der durch lustige Streiche, Reden und Possen sich vor Andern auffallend macht. Diese Bedeutung hat das Wort in den Zusammensetzungen, z. B. Hofnarr, Schalksnarr, und wird im Diminutiv, wo man es besonders vom weiblichen Geschlechte gebraucht, als Närrchen oft etwas Liebenswürdiges. Dann versteht man unter Narr einen Menschen, der in seinen Handlungen von den Regeln des gesunden Menschenverstandes oder des Conventionellen so abweicht, daß er dadurch ins Lächerliche fällt. Doch verdient diesen Namen eigentlich nur Der, welcher diese Regeln willkürlich übertritt und darauf ein gewisses Gewicht legt; nicht der originelle Mensch, der, weil er mit der Welt seines Geistes beschäftigt ist, dieselben unwillkürlich überschreitet oder nicht achtet. Allein dieser Begriff wird sehr oft verkehrt angewendet, wie denn einzelne Menschen von ihrem Zeitalter oder von ihrer Nation für Narren gehalten die von

einem andern Volke oder von einer andern Zeit vergöttert wurden. In einem engern Sprachgebrauche bezeichnet endlich Narr einen Menſchen, der mit dem Gemeinſinn ganz zerfallen und dem das Bewußtſein der äußern Welt ganz verrückt iſt, wo es dann oft mit Wahnwitziger oder Wahnſinniger gleichbedeutend iſt. (S. Geiſteskrankheiten.)

Narrenfeſt nannte man das Feſt, welches ſeit dem 5. Jahrh. in mehren chriſtlichen Ländern Europas von Geiſtlichen und Laien regelmäßig mit den größten Narrheiten gefeiert wurde und eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der Bildungsgeſchichte bleibt. Zu den Feſten der Heiden, welche die chriſtliche Religion nicht ſobald verdrängen konnte, gehörten die Saturnalien, die in der momentanen Miſchung und Umkehrung aller Stände und der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit ſelbſt unſere freieſten Carnevals übertrafen. Die Narrenfeſte der Chriſten waren eine Nachahmung dieſer Saturnalien. Beide wurden im Dec. gefeiert. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unſchuldigen Kindlein, oder auf den Neujahrstag; ſie dauerten aber im Ganzen von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Nachdem anfangs nur Chorknaben und junge Sacriſtanen die Hauptperſonen dabei gemacht hatten, nahmen bald alle untere Kirchendiener und ſelbſt Laien Theil daran, während der Biſchof oder der vornehmſte Geiſtliche des Orts mit den übrigen Kanonikern die Zuſchauer abgaben. Die jungen Leute, welche die Hauptrolle bei dieſem Narrenfeſte (damals auch das Feſt der Unterdiakonen, die Decemberfreiheit oder das Feſt der Calenda genannt) ſpielten, wählten aus ihrer Mitte einen Biſchof oder Erzbiſchof der Narren und weihten ihn unter vielen lächerlichen Feierlichkeiten in der Hauptkirche ein. Der erwählte Narrenbiſchof nahm hierauf den gewöhnlichen Sitz des Biſchofs auf dem Throne ein und ließ in ſeiner Gegenwart das Hochamt halten, wenn er nicht vorzog, es ſelbſt zu halten und dem Volke unter lächerlichen Grimaſſen den Segen zu geben. Während dieſer Zeit übten die in Maskenkleidung eingehüllten Narren in der Kirche allerlei Thorheiten und Poſſenſtreiche aus; man ſang die ſchmuzigſten Lieder, führte die üppigſten Tänze auf und nahm die unanſtändigſten Stellungen an. Wir haben noch die Ceremonienbücher oder Ritualien, nach welchen an vielen Orten das Narrenfeſt begangen wurde. In einem derſelben wird die Proſe, die man an dem St.-Stephanstage ſang, Eſelsproſe, und die, welche an dem Tage Johannes des Evangeliſten geſungen wurde, die Ochſenproſe genannt. Nach dem Ritual des Narrenfeſtes in der Stadt Sens ſpielten die Prieſter, während der Narrenbiſchof das Hochamt hielt, auf dem Altare mit Würfeln und warfen ſtinkendes Räucherwerk in das heilige Rauchfaß. Die erſte Entſtehung dieſes Feſtes ſoll in Frankreich zu ſuchen ſein. Was Deutſchland betrifft, ſo haben wir nur von den Städten am Rhein Nachricht, daß das Narrenfeſt daſelbſt gefeiert worden; woraus man aber nicht ſchließen darf, daß es in den übrigen deutſchen Kirchen nicht gehalten worden ſei. So allgemein herrſchend indeß das Narrenfeſt zu ſein ſcheint, ſo iſt es doch von einzelnen Päpſten, Biſchöfen, franz. und ſpan. Concilien häufig verdammt und verboten worden. Auch die Sorbonne verbot es 1444. Allein alle dieſe Verbote rühren erſt aus einer Zeit her, wo die Dämmerung des neuen Lichtes ſchon angebrochen war, welches Europa vom 16. Jahrh. an völlig erleuchtete. Indeſſen fehlte es auch zur Zeit dieſer Verbote nicht an eifrigen Vertheidigern des Narrenfeſtes, von denen einer erklärte, daß das Narrenfeſt ebenſo heilig und Gott angenehm ſei als das Feſt der unbefleckten Geburt der Mutter Gottes.

Narrenkappe und Narrenkolbe, ſ. Hofnarren.

Narrenſchiff, ſ. Brandt (Sebaſtian).

Narſes, ein ausgezeichneter Feldherr, deſſen Vaterland unbekannt iſt, war anfangs Verſchnittener am Hofe des Kaiſers Juſtinian I. zu Konſtantinopel. Durch ſeine Talente ſchmeichelte er ſich bei dem Kaiſer ſo ein, daß dieſer ihn zum Kammerherrn und kaiſ. Privatſchatzmeiſter machte. Im J. 538 ward

er an die Spitze eines Heers gestellt, welches den kais. Feldherrn Belisarius in Italien bei der Vertreibung der Ostgothen unterstützen sollte. Allein die Uneinigkeit, welche sich bald zwischen ihm und Belisarius zeigte, veranlaßte seine Zurückberufung. Indessen wurde er 552 aufs Neue nach Italien geschickt, um den Fortschritten des Gothen Totila Einhalt zu thun. Er eroberte Rom, nachdem er den Totila geschlagen hatte. Mit gleichem Glücke besiegte er den Tejas, den die Gothen an die Stelle des Totila zu ihrem Könige erwählt hatten, und im Frühjahr 554 den Anführer der Alemannen, Buccellinus. Nachdem N. auf diese Weise fast ganz Italien von den Ostgothen und andern Barbaren gereinigt hatte, erhielt er die Statthalterschaft über dieses Land, welche er 15 Jahre lang verwaltete. Indem er aber den öffentlichen Schatz auf alle Weise zu bereichern suchte, erregte er das Misvergnügen der ihm untergebenen Provinzialen, die ihre Klagen durch Abgeordnete von Rom vor den Thron des Kaisers Justinian II. brachten. N. ward in schimpflichen Ausdrücken seiner Statthalterschaft entsetzt und soll sich dadurch gerächt haben, daß er die Longobarden zu jenem Einfall in Italien einlud, welcher 568 unter dem Longobardenkönig Alboin erfolgte. Muratori und andere Schriftsteller haben jedoch den Antheil des N. am Einfall der Longobarden bezweifelt. Nach seiner Entsetzung hielt er sich in Neapel auf und starb in hohem Alter zu Rom 567.

Naruszewicz (Adam Stanislaus), poln. Dichter und Historiker, geb 1733 aus einer alten Familie in Lithauen, trat 1748 in den Jesuitenorden und ward nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Deutschland, Frankreich und Italien Vorsteher bei dem Collegium nobilium der Jesuiten in Warschau. Nach Aufhebung dieses Ordens machte ihn Stanislaus August, der den Geist und Witz sprühenden jungen Mann an sich gezogen hatte, zum Bischof von Smolensk, später von Luck, ließ ihn aber nicht von seiner Seite und trug ihm 1773 auf, von den ersten Theilungsverhandlungen Polens Alles zu Papier zu bringen. Seine Arbeit, von welcher nichts gedruckt erschienen ist, fand bei dem Könige solchen Beifall, daß dieser ihn zu einer vollständigen Geschichte Polens ermunterte und ihn bei ihrer Ausarbeitung auf das großmüthigste unterstützte. Dieses mit scharfsinniger Kritik, ausgebreiteter Belesenheit und in einem gedrängten, schmucklosen und nach dem Tacitus gebildeten Style abgefaßte Geschichtswerk ist das wichtigste, das je über die poln. Geschichte erschienen ist, und zugleich ein Meisterstück der poln. Literatur. Es enthält die Geschichte der Piasten; ist aber nicht beendigt; Bd. 2—7 erschienen zu Warschau 1780 fg. und in einer neuen Ausg. 1803—4; zu dem ersten Bande, der ungewissen frühesten Geschichte Polens bestimmt, welcher am Schlusse des Ganzen nachgeliefert werden sollte, hinterließ N. eine Materialiensammlung aus 360 Foliobänden bestehend, und eine Gesellschaft warschauer Gelehrter unterzog sich der Bearbeitung desselben (2 Bde., Warsch. 1824). Auch haben wir von ihm eine poln Übersetzung des Tacitus (4 Bde., Warsch. 1775), in welcher er den Geist des Originals richtig aufgefaßt und die kräftige Kürze des Styls zum Bewundern glücklich nachgebildet hat; ein Leben des lithauischen Feldherrn Joh. Karl Chodkiewicz (2 Bde., Warsch. 1805), Tauryka oder Geschichte der Tataren, und andere Schriften. N.'s Dichtungen, besonders seine Idyllen und Satiren, fanden großen Beifall, entbehren aber aller wahren Poesie und stoßen gegenwärtig die Leser durch ihr leeres Pathos und ihre Schroffheit zurück. Er starb aus Gram über das Schicksal seines Vaterlandes 1796 zu Warschau und wurde auch wegen seines edeln und menschenfreundlichen Charakters allgemein betrauert.

Narwa, Stadt und Festung im russ. Gouvernement Petersburg, am westl. Ufer der Narowa, die aus dem Peipussee kommt, bei Joala einen Wasserfall bildet und zwei Meilen von hier in den finnischen Meerbusen fließt, hat einen Hafen, eine Börse, ein Zeughaus, Häuser von guter Bauart und 4000 Einw., größtentheils Deutsche, welche einen wichtigen Handel mit Holz, Bal-

ken, Bretern, Flachs, Hanf und Getreide unterhalten. Bekannt sind besonders die Narwa'schen Neunaugen und geräucherten Lachse. Vom König Waldemar 1213 erbaut, ward die Stadt 1553 durch den Großfürsten Iwan Wasiljewitsch eingenommen, 1581 aber von den Schweden wieder erobert. In den Jahren 1590 und 1658 ward N. von den Russen belagert; 1700 aber schlug Karl XII. mit 8200 Schweden am 30. Nov. in der Nähe von N. 80,000 Russen unter dem Herzog von Croy und erstürmte ihr verschanztes Lager. Endlich ward N. 1704 dennoch von Peter dem Großen mit Sturm eingenommen und ist seitdem bei Rußland geblieben.

Nasat oder Nazard, wegen des näselnden Tones so genannt, ist ein Quintenregister der Orgel, dessen Pfeifen oben um die Hälfte enger sind als unten, meist 3 oder 1½ Fußton.

Nasciturus heißt ein noch im Leibe der Mutter befindliches Kind. Die Gesetze geben einem solchen die Rechte eines bereits geborenen. Ihm fallen die Erbschaften zu, welche in dieser Periode seines Lebens als Frucht eröffnet werden, und bei Erbschaftstheilungen muß also ein Theil der Erbschaft für die zu erwartenden Kinder zurückgelegt werden. Bei Familienbeschlüssen müssen die Rechte der noch ungeborenen Kinder berücksichtigt werden, wozu ihnen Vormünder bestellt zu werden pflegen. An schwangern Frauen darf keine Strafe vollstreckt werden, welche dem Leben des Kindes schädlich werden könnte.

Nase, s. Geruch.

Nashorn (das) oder Rhinoceros, nächst dem Elefanten eins der größten Säugethiere, ist ein sehr ungestaltetes, träges, dummes und im Allgemeinen, so lange es nicht gereizt wird, friedfertiges Thier, im Zorn aber unbändig und gefährlich. Es hat auf der Nasenhöhe ein oder zwei Hörner, die ihm auch zur Waffe dienen. Seine Nahrung besteht in Pflanzen. Unter den mehren Arten steht die eine in Ostindien, welche nur ein Horn hat, dem Elefanten an Größe nicht viel nach und zeichnet sich durch sonderbar gebildete Haut aus, welche ungeheuer dick ist und, an mehren Stellen des Körpers große Falten bildend, gleich Schildern übereinander liegt. Eine andere Art mit zwei Hörnern lebt in Afrika. Die Hörner bilden einen bedeutenden Handelsartikel und werden in Indien zu kunstreich verzierten Bechern verarbeitet, welche man sehr theuer bezahlt, da man glaubt, daß sie gegen Vergiftung schützen.

Naso, s. Ovidius (Publius).

Nassau, das Herzogthum, grenzt an Preußen, das Großherzogthum und Kurfürstenthum Hessen und an das frankfurter Gebiet, ist aus 23 Landes- und Gebietstheilen zusammengesetzt, und hat einen Flächeninhalt von ziemlich 83 □M. Mehr gebirgig als eben, ist es in den Thälern, namentlich im Rheingau, bei mildem Klima sehr fruchtbar, und nur am Westerwalde hat es rauhes Klima. Die Hauptgebirge sind der Taunus mit seinen Waldhöhen und romantischen Thälern, und der Westerwald; die Hauptflüsse der Rhein und Main an den Grenzen, welcher erstere bei Lahnstein die schiffbar gemachte Lahn aufnimmt. Von Producten erzeugt es Getreide nicht ausreichend, dagegen im Rheingau die edelsten Weine zu Hochheim, Johannisberg, Rüdesheim, St.-Marcusbrunnen, Asmannshausen, Östrich, Hatteshausen, Geisenheim und Schierstein und den Bleichert bei Argenfels und Hammerstein. Berühmt sind die Mineralquellen zu Wiesbaden, Selters und Niederselters, Geilnau, Fachingen, Ems, Oberlahnstein, Langenschwalbach, Schlangenbad, Soden, die Trinkholderquelle bei Braubach u. s. w. Die Zahl der Bewohner ist auf 356,000 gestiegen, die mit Ausnahme von ziemlich 6000 Juden und einigen Franzosen deutschen Ursprungs sind. Die Leibeigenschaft wurde 1808 und in ihren letzten Spuren 1812 aufgehoben. Das regierende Haus bekennt sich zur evangelisch-christlichen Kirche, unter welchem Namen durch das Edict von 1817 die prote-

stantische und reformirte Kirche vereinigt wurden, doch haben seit 1803 auch alle andere Kirchen freie Übung ihres Gottesdienstes. Die Zahl der Evangelischen beträgt gegen 188,300, die der Katholiken 161,600; die Mennonitische Gemeinde zählt gegen 200 Mitglieder. Die evangelischen Kirchen sind unter einem Landesbischofe in 20 Dekanate, die katholischen unter einem Landesbischofe und einem Bischofe zu Limburg in 15 Dekanate eingetheilt. Zur Landesuniversität ist, zufolge eines Vertrags mit Hanover, Göttingen erklärt worden. Im Lande bestehen für höhere wissenschaftliche Ausbildung drei Pädagogien zu Wiesbaden, Dillenburg und Hadamar, das Gymnasium zu Weilburg und das theologische Seminar zu Herborn. Die Volksschulen zerfallen in Elementar-, Real- und Töchterschulen; auch bestehen ein Schullehrerseminar und eine landwirthschaftliche Schule zu Idstein. Fabrik- und Manufactur- sowie Gewerbsthätigkeit sind in hohem Schwunge. Alle Zünfte sind seit 1819 aufgehoben. Die Hauptausfuhrartikel sind mineralische Wässer, namentlich selterser, und Weine. Die Verfassung des Staats ist monarchisch. Der Herzog führt den Titel: Souverainer Herzog von Nassau, Pfalzgraf bei Rhein, Graf von Sayn, Königstein und Katzenellnbogen, Burggraf zu Kirchberg und Hammerstein. Die Staatseinkünfte betragen 1,810,000 Guld., die Staatsschuld 5 Mill. und die Domainenschuld über 7 Mill. Guld. Das Militair, bei welchem seit 1835 das preuß. Exercitium eingeführt ist, besteht aus 4014 M.; als Bundescontingent werden 3028 M. gestellt, welche zur zweiten Division des neunten Armeecorps stoßen. Zufolge der Convention von 1821 ist der freien Stadt Frankfurt zur Herstellung ihres Bundescontingents freiwillige Werbung in N. gestattet. Im engern Ausschusse des deutschen Bundes hat N. mit Braunschweig den 13. Platz, im Plenum aber zwei Stimmen.

Das Herzogthum Nassau war unter den ersten deutschen Staaten, welche durch das Patent vom 2. Sept. 1814 eine neue landständische Verfassung erhielten, und zwar eine solche, wobei das Grundeigenthum als Basis der Vertretung angenommen, und eine Abtheilung in zwei Kammern, die Herrenbank und die Landesdeputirten, gemacht wurde. Die Herrenbank, über deren Zusammensetzung unterm 3. Nov. 1815 eine eigne Verordnung erschien, besteht aus den Prinzen des Hauses, der Herzogin Hermine von Östreich, als Gräfin von Holzappel und Herrin zu Schaumburg, dem Fürsten von der Leyen, den gräflichen Familien von Waldbott-Bassenheim, Walderdorf und Leiningen-Westerburg, dem Freiherrn von Stein, als erblichen Mitgliedern, und sechs gewählten Deputirten der gesammten adeligen Gutsbesitzer. Die Landesdeputirten bestehen aus den drei Abgeordneten der evangelischen und katholischen Geistlichkeit und der höhern Lehranstalten, welche in jedem Stande von den Vorstehern, nämlich den Inspectoren der evangelischen, den Landdechanten der katholischen Geistlichkeit und den Rectoren der höhern Lehranstalten gewählt werden. Der Gewerbestand stellt drei Deputirten, die übrigen Landeigenthümer 15. Die Wahlen geschehen unmittelbar und auf sieben Jahre; wahlfähig sind nur Mitglieder des Standes, zu dem sie gehören. Der Landtag versammelt sich der Regel nach jährlich; seine Rechte im Ganzen sind zweckmäßig bestimmt auf einen wesentlichen Antheil an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung, das Recht der Vorschläge und Beschwerden, das Recht, Bittschriften und Vorstellungen von einzelnen Unterthanen und ganzen Gemeinden anzunehmen, und die Befugniß, den dirigirenden Staatsminister oder die Landesbehörden in Anklagestand zu versetzen. Bei den Steuerbewilligungen stimmen beide Abtheilungen gemeinschaftlich; in andern Angelegenheiten faßt jede ihre Beschlüsse besonders, nach Mehrheit der Stimmen. Jede Kammer hat gegen die andere ein unbedingtes Veto, der Herzog aber das sehr bedenkliche Recht, dasselbe zu beseitigen, wodurch der Zweck der ganzen land-

ständischen Verfassung vereitelt werden kann. Die Sitzungen der Landesdeputirten sind öffentlich. Die erste Versammlung fand im J. 1818 statt und die Sitzungsprotokolle derselben erschienen im Druck (Wiesb. 1818, Fol.). Schon vor dieser ersten Landesversammlung war, nachdem die Linie Nassau-Usingen 1816 ausgestorben, die gesammte Landesverwaltung durch herzogliche Edicte neu organisirt, und dabei die erste Veranlassung zu den Streitigkeiten gelegt worden, welche nachher zwischen der Regierung und den Ständen ausbrachen. Die Finanzverwaltung war in zwei Hauptzweige geschieden, die Generalsteuerdirection und die Generaldomainendirection, welcher letztern aber auch die Einkünfte aus einigen Regalien zugewiesen wurden. Von 1817 an hatte die Regierung die Ansicht aufgestellt, daß das ganze Domainenvermögen völliges Eigenthum des fürstlichen Hauses und dessen Ertrag lediglich für den Herzog und die herzogliche Familie bestimmt sei, die sämmtlichen Staatsausgaben aber (jährlich 1,700,000 Guld.) aus den Steuern bestritten werden müßten. Zugleich wurde von der Steuerkasse eine Entschädigung von 300,000 Guld. für Aufhebung der Leibeigenschaft auf den herzoglichen Domainen verlangt. Dagegen regte sich 1818 der erste Widerspruch bei der Herrenbank, allein die Sache hatte bei den Erklärungen der Regierung ihr Bewenden; die verlangten 140,000 Guld. aber wurden nicht bewilligt. Erst 1830 wurde die Differenz lebhafter. Die Deputirtenkammer griff die behaupteten Eigenthumsrechte des herzoglichen Hauses an den Domainen an. Sie bezog sich auf das Steueredict vom 10. und 14. Febr. 1809, worin gesagt wird: „daß nur diejenigen Staatsbedürfnisse, welche aus den übrigen Staatseinkünften, namentlich aus Domainen (die auch Staatsgüter genannt werden), Regalien und indirecten Auflagen, nicht gedeckt seien, durch Besteuerung des reinen Einkommens aufgebracht werden sollten." Die Regierungscommissarien hielten diese Bestimmungen für aufgehoben. Vgl. die Schrift: „Der Domainenstreit des Herzogthums N." (Frankf. 1831). Die Deputirtenkammer verweigerte die erwähnten 140,000 Guld. mit 17 Stimmen gegen vier, und man sprach von Verweigerung der Steuern überhaupt, als der Landtag am 2. Mai 1831 auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Eine von der Regierung im Lande verbreitete Schrift: „An die Bewohner des Herzogthums N.", scheint wenig Eingang gefunden zu haben. Im Oct. 1832 ward der Landtag wieder berufen, aber zugleich sieben neue Mitglieder der Herrenbank ernannt, und die Prinzen des Hauses Nassau-Oranien als Prinzen des herzoglichen Hauses durch Bevollmächtigte in der Herrenbank vertreten. Dadurch würden die Mitglieder derselben immer die Mehrheit der Stimmen und gegen die frühern selbst von der Regierung aufgestellten Ansichten die Entscheidung über alle Steuerbewilligung in die Hände bekommen haben. Denn die Herrenbank, welche bis jetzt nur 12 Mitglieder zählte, bekam 19, und konnte die 18 gewählten Deputirten des Landes (wenn man die vier Deputirten der Kirche und Schule abrechnet) bei jeder Finanzfrage, wo die Stimmen beider Kammern zusammen gezählt werden sollen, überstimmen. Die Deputirten protestirten gegen diese Vermehrung der Herrenbank, beschlossen eine Anklage gegen den Minister von Marschall, die keine Folge hatte, weil die Herrenbank nicht beitrat, und erklärten endlich in einer Adresse an den Herzog, daß sie ihre Functionen als Landesdeputirte neben der verfassungswidrig vermehrten Herrenbank nicht mehr fortsetzen könnten. Die Regierung erklärte die Steuern durch 17 Stimmen der Herrenbank und die vier Vertreter der Kirche und Schule für verfassungsmäßig verwilligt und löste die Versammlung auf. Im März 1832 wurde neu gewählt; allein fast durchgängig die vorigen Deputirten. In der Eröffnungsrede erklärte der Herzog, daß er eine Verantwortlichkeit der Staatsdiener, welche die Wirksamkeit des Regenten von dem Willen seiner Diener abhängig mache, nicht anerkenne. Es wiederholten sich die frühern Vorfälle. Sechzehn Deputirte erklärten, ihre ständische Wirksamkeit, so lange ihnen die ungesetzlich constituirte

Herrenbank gegenüber stehe, suspendiren zu müssen. Die Regierung ließ jedoch mit einem gewählten Deputirten, drei Geistlichen und dem Director des Gymnasiums den Landtag fortsetzen, den Steuerbedarf bewilligen, die 16 protestirenden Stände ausschließen, sie für unfähig erklären, ferner gewählt zu werden, und sie zur Untersuchung ziehen. Zwei davon wurden mit Gefängniß bestraft; einer, der vormalige Kammerpräsident, Geheimrath Herber, wegen eines Artikels in der „Hanauer Zeitung", zu dreijähriger Festungsstrafe verurtheilt, deren Vollziehung durch seinen Tod unmöglich wurde. Eine neue Deputirtenwahl fand am 5. März 1833, und am 16. März die Eröffnung des Landtags statt. Die Steuern wurden ohne Widerspruch verwilligt und der Landtag am 20. Apr. geschlossen. Die Deputirten hatten der Regierung die Verhandlungen mit Preußen in Betreff des Anschlusses an den deutschen Zollverband übertragen, welcher wahrscheinlich noch im J. 1835 zu Stande kommen wird. Vgl. Pölitz's „Europ. Verfassungen", 2. Aufl., Bd. 1. S. 1008—18.

Die Wiege des Hauses N. ist das Schloß Laurenburg an der Lahn in der seit 1643 so benannten Grafschaft Holzappel. Als den Stifter des Geschlechts nennt man mit großer Wahrscheinlichkeit Otto von Laurenburg, den Bruder des Königs Konrad I., im 10. Jahrh. Unter seinen Nachkommen wurde Walram I., gest. 1020, durch seine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältere, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die in der Folge nach dem 1181 gebaueten Schlosse Nassau sich nannte; der jüngere, Otto, vermählte sich mit der Erbin von Geldern und stiftete die Linie Nassau-Geldern, welche 1523 erlosch. Die nassauischen Erblande theilten 1255 die Söhne Heinrich II. oder des Reichen. Walram, der ältere, nahm die südl., Otto, der jüngere, die nördl. Länder, und beide Linien, die Walramische und Ottonische, blühen noch jetzt. Walram's Sohn, Adolf (s. d.), wurde 1292 zum deutschen Kaiser erwählt, und verlor das Leben in der Schlacht bei Gellheim 1298 durch seinen Mitbewerber Albrecht von Östreich. Seine Nachkommen theilten sich in mehre Zweige, von denen der jüngste 1605 in der Person des Grafen Ludwig II. alle Länder vereinigte. Seine Söhne gründeten drei Linien: a) Saarbrück, die sich 1735 in die Äste Saarbrück-Usingen und Saarbrück-Saarbrück spaltete, von denen der letztere 1797, der erstere 1816 ausstarb; b) Idstein, welche schon 1721 erlosch; und c) Weilburg, welche seit 1816 alle Besitzungen der Walramischen Linie wieder vereinigte. Die Grafen von Nassau der Walramischen Linie machten zuerst 1688 und 1737 Gebrauch von der erneuerten, aber schon 1366 von Karl IV. einem Grafen von Nassau ertheilten Fürstenwürde; doch konnten sie erst 1803 Sitz und Stimme im Fürstencollegium auf dem Reichstage erlangen. Durch die franz. Revolution hatten sie die Grafschaft Saarbrück und mehre Ämter auf dem linken Rheinufer, zusammen 20 □M. mit 53,000 Einw., verloren. Dafür entschädigte der Receß von 1803 die Linie Usingen mit 36 □M. und 93,000 Einw. Nassau-Weilburg erhielt für 8 □M. mit 19,000 Einw., die es verlor, 16 □M. mit 37,000 Einw. Auch der Rheinbund, dem sie 1806 sogleich beitraten, vergrößerte ihr Gebiet um 31 □M. mit 84,500 Einw. und gab dem Senior des Hauses den Herzogstitel. Hierauf wurden sämmtliche nassauische Länder zu einem souverainen vereinten und untheilbaren Herzogthum erklärt. Durch Tauschverträge mit Preußen vom 31. Oct. 1815 erhielten der Herzog und der Fürst von Nassau fast alle Länder der Ottonischen Linie und die niedere Grafschaft Katzenellnbogen. Auch bestätigte die wiener Congreßacte ihr Erbrecht auf das Großherzogthum Luxemburg nach dem Aussterben der Ottonischen Linie. Der jetzt regierende Herzog, Georg August Heinrich Belgicus Wilhelm, geb. 14. Jun. 1792, folgte am 9. Jan. 1816 seinem Vater Friedrich Wilhelm, der seit 1788 regiert hatte, in Weilburg, und am 24. März 1816 seinem Vetter Friedrich August in Nassau-Usin-

gen. Er ließ in seinem Lande die landständische Verfassung ins Leben treten und trat 1817 dem h. Bunde bei. Schon 1813 hatte er sich mit der Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen vermählt, welche 1825 starb, und vermählte sich zum zweiten Male 1829 mit Pauline, der Tochter des Prinzen Paul von Würtemberg. Der Erbprinz ist Wilh. Karl Aug. Adolf, geb. 17. Apr. 1815, der noch fünf Geschwister, zwei Prinzen und drei Prinzessinnen, hat. Der Bruder des Herzogs, Friedrich Wilhelm, geb. 1799, ist östr. Oberst. Aus der Linie Nassau-Saarbrück lebt nur noch die Gemahlin des letzten Herzogs Heinrich, Franziska, geb. 1761, verwitwete Fürstin von St.-Maurice-Montbarry, und aus der Linie Nassau-Usingen leben noch die Tochter des letzten Herzogs Auguste Amalie, geb. 1778, geschiedene Landgräfin von Hessen-Homburg, und die Tochter des Bruders des letzten Herzogs, Luise, geb. 1763.

Die jüngere Linie des Hauses N., die Ottonische, welche das Königreich der Niederlande (s. d.) besitzt, hat den Grafen Otto, welcher 1292 starb, zum Stifter. Es wurde dieselbe erst seit Wilhelm des Ältern Zeit, der 1559 starb, geschichtlich merkwürdig. Sein Sohn, Wilhelm I. (s. d.), dessen Nachkommen sich bis 1702 fortpflanzten, erbte das Fürstenthum Oranien, und sonderbare politische und Amtsverhältnisse hatten zur Folge, daß ihn die insurgirten Niederländer zu ihrem Generalcapitain erwählten. Er kriegte mit Spanien glücklich, bis ihn ein Meuchelmörder 1584 tödtete. Seine Söhne, Moritz, gest. 1625, und Friedrich Heinrich, gest. 1647, erbten die väterliche Tapferkeit; doch hatte Ersterer zu wenig politische Mäßigung, um ruhig das Staatsschiff der Republik zu leiten. Des Letztern Sohn, Wilhelm II., erlebte zwar 1648 die Anerkennung des Freistaats, welchen seine Vorfahren gründen halfen, und erhielt die Statthalterschaft in mehren Provinzen mit der Generalcapitainswürde; allein seine Heirath mit der engl. Prinzessin Maria, Tochter Königs Karl I., der enthauptet wurde, und des Hauses Oranien geheime Begünstigungen versuchter Reactionen der kön. Partei in England, veranlaßten zum Unglück der Niederländer den Groll Cromwell's gegen die Niederländer und die schrecklichen Seekriege beider Nationen. Wilhelm I. starb 1650. Erst 1674 erlangte sein kriegerischer Sohn, Wilhelm III., die alten Würden seines Hauses wieder und wurde 1689 König von England. Unterstützt von der ständischen fast erblichen Oligarchie, wußte er unter allen Erbstatthaltern am meisten der Kräfte des Staats zu seinen Zwecken sich zu bedienen. Er starb 1702 ohne männliche Erben. Aus Dankbarkeit für den Beistand des Hauses Brandenburg bei seiner Besitznahme des Throns von England, vermachte er jenem Hause die Fürstenthümer Oranien und Mörs nebst mehren Herrschaften in Westfalen, alles Übrige dagegen seinem nächsten Agnaten, Joh. Wilhelm Friso, Fürsten von Nassau-Dietz. Dieser stammte ab von dem Bruder des Stifters der Freiheit der Niederlande, vom Grafen Johann, der im Revolutionskriege als Statthalter in Geldern und Zütphen 1606 starb. Graf Johann der Jüngere hatte das Haus Nassau-Dietz, und seine Brüder die Äste Nassau-Siegen, erloschen 1743, Nassau-Dillenburg, erloschen 1739, Nassau-Hadamar, erloschen 1811, und Nassau-Saarbrück, erloschen 1797, gegründet; ihm waren nacheinander, als Statthalter von Friesland und Gröningen, Sohn, Enkel und Urenkel, Ernst Kasimir, gest. 1632, Wilhelm Friedrich, gest. 1664, und Heinrich Kasimir, gest. 1696, gefolgt. In den beiden Statthalterschaften folgte ihm Joh. Wilh. Friso, der aber nicht Wilhelm III. Nachfolger in der Statthalterschaft der übrigen niederländ. Provinzen und in den andern republikanischen Amtswürden wurde. Er ertrank 1711. Doch war die oranische Partei in der Republik mächtig genug, um seinem Sohne Wilhelm IV. allmälig die Statthalterschaften Wilhelm III. in Geldern und Zütphen zu verschaffen, der 1748 dieselbe Würde in den übrigen Provinzen erhielt und Erbstatthalter wurde. Er starb 1751. Sein Sohn und Thronfolger Wil-

helm V., geb. 1748, hatte, so lange er lebte, viel Unglück in der Verwaltung seiner republikanischen Würden. Sein Vormund, der Herzog Ludwig von Braunschweig, tilgte die großen oranischen Haus- und Landesschulden, und da dieser, als ein geborener Gegner der Magistraturfamilien in den Niederlanden und ihres Einflusses auf die Verwaltung, nicht die Verwandten derselben, sondern Fremde im Militair und Civile anstellte, ohne im Wesentlichen viel zu verbessern, so weckte dies den Haß der beleidigten Oligarchen wider die Oranier, für deren Haupt er galt, und wider den Erbstatthalter, von dem man glaubte, daß er ihm zu sehr vertraue. Die Patrioten nahmen dem Letztern seine Vorrechte; indeß setzte ihn ein anderer Herzog von Braunschweig an der Spitze eines Heers Preußen wieder in seine Würden ein. Im Fortschritt der franz. Revolution aber behaupteten seine Gegner ihren Einfluß in den Staaten und Generalstaaten; daher mußte er 1802 seine Würden und sein Eigenthum in den Niederlanden gegen Entschädigungen in Deutschland aufgeben. Er starb zu Braunschweig am 8. Apr. 1806. Zwar verlor sein Sohn, der jetzige König Wilhelm I. (s. d.), 1807 auch diese und die Souverainetät seiner Erblande dazu; allein 1813 berief ihn eine Volksinsurrection auf den Thron der Niederlande, welche der wiener Congreß durch Belgien und durch Luxemburg zur Entschädigung für seine deutschen Erblande vergrößerte, während fast das ganze nassau-ottonische Staatsgebiet an das Haus Nassau-Weilburg gelangte. Beide Linien erneuerten ihren Familienbund durch eine Nassau und Luxemburg betreffende Erbverbrüderung. Vgl. Arnoldi's „Geschichte der oranisch-nassauischen Länder und ihrer Regenten" (3 Bde., Hadamar 1799—1816); Demian's „Handbuch der Geographie und Statistik des Herzogthums N." (Wiesb. 1823) und Fischer, „Das Herzogthum N." (Gieß. 1828).

Nassau, dieses am rechten Ufer des Lahnstroms gelegene Städtchen, mit etwa 1100 Einw., ist berühmt durch die ihm gegenüber, an dem linken Lahnufer, auf einem hohen Berge gelegene Burg Nassau, dem Stammschlosse des Hauses Nassau. Der Ort entstand durch eine daselbst befindliche Reichsdomaine Nasowa, welche der röm. König Konrad 915 mit allem Zubehör auf beiden Seiten der Lahn dem Stifte St.-Walpurgis zu Weilburg schenkte. Das Städtchen erhielt seinen Namen von seiner reizenden Lage in einem angenehm bewässerten Wiesenthale. Die ganze Landschaft gewährt einen malerischen Anblick, und für die Kurgäste zu Ems ist Stadt und Burg Nassau, namentlich letztere mit ihrer weithin reichenden Aussicht, ein anmuthiger Ausflug. Nach der ersten Haupttheilung vom J. 1255, wodurch die Entstehung der beiden nassauischen Hauptstämme veranlaßt wurde, blieb N. mit seinem Zubehör in ungetheilter Gemeinschaft, und diese Gemeinschaft an dem Schloßberge und dessen Ruine ward 1814 feierlich wieder erneuert. Bemerkenswerth ist im Orte ein Thurm, welchen der Staatsminister, Freiherr von Stein, zum Andenken an die Befreiung Deutschlands in alterthümlicher Form aufführen ließ, und die 1830 vollendete Kettenbrücke, welche die Gemeinschaft zwischen beiden Ufern der Lahn unterhält. Die Brücke zerfällt in die Hauptbrücke von 260 F. und in zwei Vorbrücken von 34 F. Länge, welche die zwei Enden der ersten mit dem Ufer verbinden.

Nassau-Siegen (Karl Heinr. Nikol. Otto, Fürst von), ein ritterlicher Sonderling, dessen ans Abenteuerliche grenzende Lebensereignisse mit seinem Eintritt auf die Welt begannen, stammte aus der katholischen Linie des Hauses Siegen ab und war 1745 geboren. Sein Großvater, Emanuel Ignaz, hatte sich mit Charlotte de Mailly de Nesle vermählt, und diese gebar einen Sohn, Maximilian, dessen Geburt sie dem Vater verheimlichte. Erst nach dem Tode des Letztern ließ sie ihn unter dem Namen Nassau-Siegen in die Staatsregister eintragen. Der Reichshofrath in Wien weigerte sich indessen, den jungen Maximilian als solchen anzuerkennen, und wollte in Charlotte nur eine Frau sehen, die die ärgerliche Lebensweise ihrer Familie (denn Chateauroux, ihre Nichte war Ludwig XV.

erste Maltreſſe) zur Schau trage. Der Vormund des jungen N., von dem wir hier ſprechen, brachte die Sache bei dem Parlament in Paris vor, und dies entſchied am 3. Jun. 1756 für ſeine rechtmäßige Herkunft. Doch der Reichshofrath in Wien hatte indeß über die Güter des naſſauiſchen Hauſes längſt verfügt. Die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt eine Bahn zu eröffnen, beſtimmte den jungen Fürſtenſohn, im 14. Jahre als Freiwilliger in franz. Kriegsdienſte zu treten, die er als Rittmeiſter unter den Dragonern verließ, um Bougainville auf ſeiner Reiſe um die Welt zu begleiten (1766—69). Aus den Armen der Königin von Otahiti ging er mit dem Ritter von Draiſon nach Afrikas Wüſten, wo er einen Kampf mit einem Tiger tapfer beſtand. Nach der Rückkehr trat er als Oberſter eines Infanterieregiments wieder in franz. Dienſte und ſuchte hier 1779, jedoch umſonſt, die Inſel Jerſey wegzunehmen. Deſto mehr Gelegenheit ſich auszuzeichnen verſchaffte ihm der Krieg zwiſchen Spanien und England. N. eilte zur Belagerung von Gibraltar, beſtieg eine von Arçon's ſchwimmenden Batterien und entging durch Schwimmen dem Tode, dem er ſich, mehr als jeder Andere, ausgeſetzt hatte. Der König von Spanien belohnte ihn mit einer großen Geldſumme und dem Patente des Generalmajors ſeiner Armee, mit dem Titel eines Granden der erſten Claſſe. Wo nur der Kanonendonner in Europa ertönte, da fehlte auch N. nicht lange. Durch den Grafen Ségur der Kaiſerin Katharina II. empfohlen, erhielt er mit dem Titel eines Viceadmirals den Befehl über ein Geſchwader, das gegen die Türken kreuzen ſollte. Auf dem ſchwarzen Meere griff er an der Spitze von Galeeren und flachen Fahrzeugen die viel ſtärkere Flotte des Kapudan Paſcha an, nahm einige Schiffe deſſelben, ſteckte andere in Brand und zerſtörte in mehren Gefechten die ganze dort ſtationirte Seemacht der Pforte. Von der Kaiſerin edelmüthig belohnt, vermählte er ſich in Polen, wo er das Indigenat erhalten hatte, mit Charlotte Godzka, der Tochter eines reichen Woiwoden, und ging dann als Katharina's Geſandter nach Wien, Madrid und Verſailles, um dieſe Höfe von den Abſichten des preuß. Hofs auf den poln. Thron und andere Punkte zu unterrichten. In dem Kriege gegen Guſtav III. übertrug ihm die Kaiſerin den Befehl ihrer Flotte im finnländ. Meerbuſen. N. ſchlug die ſchwed. Scheerenflotte, trieb ſie in den Buſen von Viborg, und glaubte hier den König, der ſie ſelbſt befehligte, gefangen zu nehmen, als dieſer angriff, ſeine Linie durchbrochen ward und 46 ſeiner Galeeren in Grund gebohrt oder genommen wurden. Dieſer Unfall, vielleicht auch die Abſichten Katharina's auf Polen, und daß er nicht gegen Frankreich kämpfen wollte, benahmen ihm die Luſt zum Kriege. Unter Paul I. Regierung reiſte er in Europa herum, bis er nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich ging, um den außerordentlichen Mann kennen zu lernen, der dort die Ruhe hergeſtellt hatte. Einige Jahre nachher ſtarb er in Paris faſt ganz vergeſſen. Bei allen Anlagen zum Helden ließ N. nur den Namen eines Abenteurers zurück. An Großſprechereien, aber auch an Großmuth, an Empfänglichkeit für Polens Schickſal gab ihm ſeine Gemahlin nichts nach. Sie unterſtützte von Paris aus die poln. Großen auf alle Art, und Jeder fand in ihrem Palaſte die gaſtfreundlichſte Aufnahme. Vgl. Ségur's „Mémoires ou souvenirs et anecdotes" (3. Aufl., Par. 1827, Bd. 1).

Nathuſius (Gottlob), auf Althaldensleben, ein durch ſeine kluge und glückliche Induſtrie bekannt gewordener Mann, ward in Baruth am 30. Apr. 1760 von armen, aber ſehr rechtſchaffenen Ältern geboren. Er lernte in Berlin bei einem Kleinkrämer, wußte ſich aber durch Fleiß und unermüdete Thätigkeit höhere Kenntniſſe von ſeinem Fache zu verſchaffen, und brachte es dahin, daß er von dort aus als erſter Buchhalter in ein angeſehenes Handelshaus zu Magdeburg kam. Hier erwarb er ſich das Vertrauen ſeines Principals in einem ſo hohen Grade, daß ihm dieſer die Geſchäftsführung faſt unbedingt überließ, und vor ſeinem Tode die Verfügung traf, daß ſeine Handlung nur dann fortgeführt werden ſolle, wenn N. als Compagnon und Dirigent des Hauſes eintrete. N. trat ein,

und das Haus, welches bisher Sengewald geheißen, trat nun unter der Firma Richter (der Schwager des verst. Principals) und Nathusius auf. In den ersten Jahren hatte N. mit großen Schwierigkeiten und Mangel des Credits zu kämpfen. Indessen halfen ihm sein Muth, sein Glück und seine Klugheit, ein bedeutendes Capital vor sich zu bringen. Vorzüglich durch Ankauf beschädigten Tabacks in Hamburg, der für viel verdorbener gehalten ward, als er war, gewann er mehr als 20,000 Thlr., wodurch der Credit des Hauses und sein Ruf so zunahmen, daß er seitdem ein unbedingtes Vertrauen genoß. N. hatte sich nebenbei mit den praktischen Wissenschaften, insbesondere mit der technischen Chemie beschäftigt. Als mit dem Tode Friedrich II. das Tabacksmonopol aufhörte, legte er sogleich eine Tabacksfabrik an, die in solche Aufnahme kam, daß er mehre Jahre hindurch jährlich für 700,000 Thlr. Taback verkaufte. Da sein Compagnon und dessen Witwe ohne Kinder starben, wurde er alleiniger Herr des ganzen Geschäfts. Sein Reichthum wuchs von Jahr zu Jahr und zog ihn zu allerlei Unternehmungen hin, die ihn nicht nur mit großen Handelshäusern, sondern auch mit verschiedenen Regierungen in Verbindung brachten. Als bei dem Regierungsantritte des Königs Friedrich Wilhelm III. der Tabackshandel Veränderungen erlitt, wurde N. Mitglied der kön. Commission der neuen Tabacksregie mit dem Charakter eines Geheimraths, doch gab er dieses Patent zurück, als die zweckwidrigsten Maßregeln durchgesetzt werden sollten. Unter der westfäl. Regierung verminderte sich der Absatz seiner Tabacksfabrik durch mehre Umstände, und er wendete daher die dadurch müßig werdenden Capitale auf den Ankauf des Klosters Althaldensleben mit dem dazu gehörigen Vorwerke Glüsig; dazu kaufte er das Alvensleben'sche Gut Hundisburg. In diesem Arrondissement von etwa einer halben □M. der fruchtbarsten Ländereien in der Nähe Magdeburgs fing sein industriöses Genie an sich ganz zu entwickeln. Er verbesserte die Feldwirthschaft, veredelte den Viehstand, besonders die Schafracen, machte die wüsten Flecke durch Baumpflanzungen nutzbar, legte Gärten und Gewächshäuser an, ließ Sämereien selbst aus Amerika kommen und pflanzte besonders amerikan. Hölzer an. Auch richtete er große Brauereien für Bier und Branntwein, die feinsten Liqueurbrennereien, Mühlen nach amerikan. und engl. Art, Graupen- und Ölmühlen, eine Runkelrübenzuckerfabrik, die später in eine Raffinerie von westind. Zucker verwandelt wurde, eine Obstweinfabrik, eine Ziegelei, eine Steingut- und eine Porzellanfabrik ein. Alle diese Zweige der Industrie leitete N. durch eigne Kenntnisse und nur mit geringer Hülfe Anderer, doch stets unter seiner Aufsicht; unermüdet beschäftigt Neues zu schaffen, scheute er keine Kosten, um seine Ideen auszuführen. Nie ließ er sich in Speculationen in Staatspapieren ein. Nach vieljähriger Beharrlichkeit genoß er die Freude, statt der 200 Barfüßler, die er beim Ankaufe seiner Güter fand, 1300 industriöse Arbeiter um sich zu sehen, die sich glücklich fühlten. Schlicht in seiner Kleidung, sowie in seinem ganzen Äußern, lebte er auch sehr einfach. Allgemein geachtet und in großem Rufe starb er am 23. Jul. 1835.

Nation. Die Natur begründet mancherlei Verschiedenheiten unter den Menschen, welche erst bei erreichter höherer Bildung erkannt und immer freier ausgebildet werden. Zu diesen gehört auch die Nationalität oder das Leben der Menschen unter der Form und Eigenschaft einer Nation, woraus dann der Nationalcharakter oder die in dem Leben oder in der Geschichte ausgebildete Eigenthümlichkeit derselben hervorgeht, welche wir in gewissen übereinstimmenden und unwillkürlich wiederkehrenden Äußerungen ihrer Glieder wahrnehmen. Das, was die Nationalität begründet, ist die gleiche Abstammung und Sprache der in verschiedenen Erdgegenden wohnenden Menschen; daher man auch die Nation beschreiben kann als einen durch gleiche Abstammung und Sprache unterschiedenen Theil der erdbewohnenden Menschheit. So angesehen ist die Menschheit die Idee, welche alle Nationen umschlingt, und die Nationalität sollte nur als

Form der Menschheit erscheinen. Wie nun aber Abstammung und Sprache so große Verschiedenheiten begründen, kann schon aus folgenden Andeutungen einleuchten. Die Abstammung und der freie Verkehr der Menschen untereinander ist es, wodurch in Verbindung mit besondern Klimaten und Erdtheilen, in welche die anwachsende Menschenmenge sich verbreitete, eine besondere Bildung der Körper vorzüglich begünstigt wird. Letztere tritt als Allgemeines der Familienähnlichkeiten einer Nation, z. B. in den Nationalphysiognomien, sichtbar hervor und wird durch stetes Anschauen des Verwandten befördert. Diese Besonderheit der Bildung steht dann wieder mit einem besondern Verhältnisse der Menschen zur Natur, mit besondern Neigungen, herrschenden Temperamenten u. s. w. in Verbindung. Vorzüglich wichtig aber ist der Einfluß auf die Sprachorgane, ohne deren Verschiedenheit unter den Menschen mehre Sprachen nicht möglich sein würden. Dessenungeachtet wäre es thöricht, die Verschiedenheit der Sprachen blos von dem Äußern und nicht auch vorzüglich von der unter Raum- und Zeitverschiedenheiten sich entwickelnden Eigenthümlichkeit des innern Zusammenlebens aller durch Abstammung und gemeinsamen Aufenthalt vereinigten Menschen ableiten zu wollen. Denn wie das Innere und Äußere überall in Wechselwirkung steht, so muß ebensowol die gemeinsame und verschiedene Bildung der Sprachorgane und des hiermit in natürlicher Verbindung stehenden Gehörs auf die Verschiedenheit der Sprachelemente, als die gemeinsame und verschiedene Richtung, welche das Denken, Fühlen und Begehren nimmt, auf die Bildung, Verbindung und Gliederung dieser Sprachelemente zu einem gemeinschaftlichen Bezeichnungssystem des innern und äußern Lebens einen unverkennbaren Einfluß äußern. Die Sprache ist es also vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet und sie von andern Nationen unterscheidet; denn durch Verbindung gewisser Worte mit Begriffen, ferner durch eigenthümliche Wortbildungen und Wortverbindungen sowie durch die gangbaren Sprüche und Redensarten eines Volks wird eine bestimmte Denk- und Gefühlsweise gegenständlich und zur Norm erhoben. In der Sprache wird das Edelste mitgetheilt, und wie sich Wissenschaft, Poesie, Gewerbe und Privatleben ihre Sprache bilden, verschieden durch die Herrschaft des Begriffes oder der Anschauung, so bestimmt auch wieder die Sprache das Denken und Dichten des Gelehrten, Künstlers und Geschäftsmannes auf verschiedene Weise und meist unwillkürlich. Allgemein ist dies auch in unserer Zeit ausgesprochen worden in dem Satze: die Sprache ist Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und Dasjenige, was alle Glieder desselben auf das innigste verbindet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechselt werden. Wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbestimmte Menschenmasse oder eine Vereinigung mehrer Familien versteht, welche in einem gewissen Landstriche verbunden lebt, so fällt auch der Begriff des Volks mit dem der Nation keineswegs zusammen. Denn nicht immer besteht ein Volk aus einer Nation, sowie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinne nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preuß.) ebensowol mehre Nationen begreifen kann, wie eine Nation (z. B. die deutsche) mehre Völker oder Staaten umfaßt. Das günstigste Geschick ist einer Nation dann zu Theil geworden, wenn sie (wie die franz.) zugleich nur einen Staat, mithin ein Volk bildet, das unter einer Verfassung und Oberherrschaft vereinigt ist. Dann wird auch ihr Nationalcharakter und die Nationalehre fester und entschiedener sich aussprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation verwischt oder geschwächt zu werden, wie dieses z. B. bei den Deutschen so oft der Fall war. Letzteres ist auch der Grund, warum man einer Nation sogar den Nationalcharakter völlig abgesprochen hat; obgleich, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, wo nur immer eine Nation besteht, sie auch nicht ohne diesen gedacht werden kann, nur daß derselbe sich mehr oder weniger ausgezeichnet äußert und hervortritt. Ja,

das Bestehen einer Nation scheint nur durch Staatseinheit, Nationaltugend und Religion vollkommen gesichert.

Von dem Nationalcharakter als der besondern Richtung, welche eine Nation als Ganzes zeigt und wodurch sie ebensowol ihre Glieder verbindet als sich von andern Nationen unterscheidet, scheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß derselbe auf das Individuum habe, wie er sich zur Individualität verhalte und wie man ihn demnach aufzufassen hat. Was Ersteres anlangt, so ist der Nationalcharakter nicht etwas, das sich dem Individuum so nothwendig aufdringt, daß nicht ein Individuum durch seine Richtung demselben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daher gibt es auch Individuen verschiedener Nationen, welche sich in nationellen Zügen ähnlich sind wie Glieder einer Nation. Am meisten wirkt der Nationalcharakter auf Diejenigen ein, welche sich desselben nicht bewußt werden, mithin auf die kräftige und unverdorbene Masse des Volks, welche, noch nicht verfeinert durch gesellige Verhältnisse, den kräftigen Charakter ihrer Nation auch noch nicht abgeschliffen hat. Daraus folgt also das Zweite, daß man das Edle des Nationalcharakters in dem kräftigern und unverdorbenern Volke, seine Schattenseiten aber mehr unter den höhern Ständen finde und aufzufassen habe. Weil aber eine Nation nicht blos aus allen ihren gleichzeitigen, sondern auch aus allen ihren nacheinander lebenden Gliedern besteht, und jeder Charakter, also auch der Nationalcharakter, in dem Leben der Nation sich allmälig entwickelt, so muß, wer den Charakter einer Nation entwickeln will, auch ihre Vergangenheit und Gegenwart kennen. Erst im letztern Falle ist es vollkommen möglich, die ursprünglichen Züge des Nationalcharakters von den abgeleiteten, sowie das Wesentliche von den zufälligen Äußerungen einer Nation, und was derselben eigenthümlich angehört (das Nationale), von dem, was sie mit andern gemein hat, zu unterscheiden. Hier bleibt noch immer die Frage übrig, ob der Nationalcharakter etwas sei, was die Natur aus der Nation gemacht, oder vielmehr etwas, was die Nation aus sich selbst gemacht und sich selbst gegeben habe. Denn obschon Abstammung und Sprache die Grundlagen der Nationalität sind, welche jedes Nationalglied ohne sein Zuthun empfängt, so läßt sich doch das Gegebene weiter fortbilden und zur eigenthümlichen Gestalt erheben. Darum pflegt man auch zu sagen: Dichter und Philosophen bilden die Sprache. Allein auch hier darf die herrschende Wechselwirkung zwischen Freiheit und Naturnothwendigkeit nicht übersehen werden. Wo nämlich in irgend einer Nation ein Mann aufsteht, der nach Außen lehrend, bildend oder herrschend wirkt und dem Staate, der Kunst und der Wissenschaft auf lange Zeit seinen Geist einhaucht und seiner Sphäre einen neuen Schwung gibt, da wird derselbe erst aus dieser Nation entwickelt und gebildet, und das Gesammtleben der Nation wirkt auf ihn ebenso kräftig ein, als er mit Freiheit das Gesammtleben seiner Nation ergreift, es eigenthümlich gestaltet oder in irgend einer Sphäre kräftig ausprägt. Von großen Geistern sagt man, sie stehen über einer Nation. Das heißt ebensowol: in ihnen lebt und sammelt sich die Nationalkraft in eigenthümlicher Form (Individualität) und wirkt in der besondern Sphäre, als: sie bilden und leiten die Nation und bestimmen so den Nationalcharakter durch ihr freies Wirken. Was Ersteres anlangt, so finden wir oft, daß auch die größten Geister, selbst wo es darauf ankam, die Beschränktheit ihres Nationalcharakters in Beziehung auf Gehalt oder Form zu überwinden (z. B. die franz. und deutschen Dichter), ihre Nationalität nicht verleugnen konnten. Ebenso finden wir auf der andern Seite Kunst, Wissenschaft und jedes wahrhaft Menschliche einer Nation, was in ihr äußeres Leben eingreift, wenn wir die Geschichte derselben überblicken, an das Leben und die Erziehung ihrer genialen Geister angeknüpft und von ihnen gleichsam ausgehend und verbreitet. Hier also zeigt sich, was die Freiheit aus der Nationalität macht und wie sie auf die Bildung des Nationalcharakters einwirkt. Und hier treffen Freiheit und Noth-

wendigkeit abermals zusammen. Einen großen Mann nennen wir den, welcher Ideen in gegebenen und geschaffenen Verhältnissen mit eigenthümlicher, ungemeiner Kraft durchführt und zu verwirklichen sich bestrebt. Die Natur oder das Schicksal hat ihm vorgearbeitet; er findet Verhältnisse, und sein Platz ist ihm in seiner Nation bestimmt, die er nicht wählen, sondern als die seinige, als mit ihm verwandt, umfassen soll. Auch die hier gegebenen Verhältnisse und das Eigenthümliche seiner Nation faßt derselbe mit scharfem Blicke und im Lichte der Ideen auf, die ihn beseelen. Er betrachtet sie nicht als etwas Zufälliges und Willkürliches, sondern als etwas Nothwendiges und Ehrwürdiges; er sieht in dem Gegebenen die Anlage und Bestimmung der Nation; er durchschaut, was die Nation in irgend einem Kreise werden kann, und leitet nun mit gottähnlicher Kraft und durch freies Eingreifen in die gegebenen Verhältnisse in Thaten und Werken unverrückten Blicks zu diesem Ziele hin. Darum scheint in Zeiten, wo unter einer Nation große Männer entstanden sind, dieselbe ein schnelleres und bewegteres Leben zu führen und sich raschern Ganges ihrer Bestimmung zu nähern, als sonst in Jahrhunderten. Lange dauert noch der Schwung in dem Nationalleben fort, wenn der Beweger nicht mehr ist, und es entwickelt sich eine Zukunft, die der Genius schon gesehen; denn vor ihm schließt sich Vergangenheit und Zukunft auf. In dieser Entwickelung aber tritt der Nationalcharakter vorzüglich in der Masse hervor, auf die sein Geist belebend wirkte.

Aus dem oben Gesagten wird auch klar sein, wie sich die Bildung des Individuums zu der Nationalbildung und Erziehung, und wie diese sich zur Menschheit verhält. Denn wenn Nationalität die Menschheit ist, sofern sie sich bei einer Nation in einer besondern Form oder bestimmten Beschaffenheit findet, mithin die Menschheit über oder vielmehr in der Nationalität sein soll, so darf auch Erziehung und Bildung den Nationalcharakter nie dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehre der Völker und Menschheit Eintrag thue und einen steten Haß zwischen ihnen nähre. Eine Nation, welche sich auf diese Weise abschließt und von der Gemeinschaft in der Menschheit absondert, würde selbst geistig zurückbleiben und sich eine freie humane Entwickelung verschließen. Ein warnendes Beispiel stellte die alte Zeit in der hebr. Nation auf. In das entgegengesetzte Äußere fällt die Volksbildung und Erziehung, wenn sie aus vorgeblicher Humanität zu einer schwächlichen Allerweltsliebe erhoben wird, die, oft beschönigend Universalität genannt, sich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anschmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter und die Nationaleinheit zerfallen und verschwinden muß. Die wahre Erziehung ist daher Erziehung des Individuums unter der Form der kräftigen Nationalität zur Menschheit. Sie ist individuelle Erziehung, sofern sie die schon gegebene Individualität nicht vernichten, sondern berücksichtigen und zu einer eigenthümlichen Menschheitsform erheben will. Sie ist Nationalerziehung, wiefern dies unter dem Charakter der Nation geschieht, und wiefern sie hauptsächlich das Gefühl der Nationalehre und Nationaleinheit ohne Haß und Verblendung zu beleben und zu erhalten sucht.

Nationalbewaffnung, s. **Volksbewaffnung**.

Nationalbildung ist das von dem Charakter ihrer Nationalität bedingte Streben einer Nation, die Idee der reinen Menschheit in allen ihren Gliedern möglichst zu verwirklichen und dadurch eine geistig, sittlich und bürgerlich vollkommene Nation zu werden. Dieses Streben findet nun entweder ohne Verabredung und Absicht, durch selbständiges Fortschreiten einzelner Genien und freie, gelegentliche Mittheilung der von ihnen geschaffenen Bildungsmittel an die Übrigen, oder unter der Leitung öffentlicher, für einen gesetzlich aufgestellten Zweck berechneter Anstalten durch Übereinkunft, Gewöhnung und Zwang statt. Der erste dieser beiden Fälle ist der gewöhnliche und der glücklichere. Die Bildung der Originalvölker des Alterthums wuchs und entwickelte sich zugleich mit ihrer Na-

tionalität, und nur darum wurde die Nationalbildung der Griechen so musterhaft, weil sie, aus dem innern Leben dieses Volkes selbst hervorgehend, mit genialer Kraft und in behaglicher Freiheit zum Ziele der Menschheit fortschritt. Minder glücklich gedeiht die Nationalbildung in dem andern Falle, wo sie als eine Angelegenheit der Regierungen behandelt, unter die Leitung der Fürsten gestellt und wol gar mit politischen Nebenzwecken vermischt wird. Welche Früchte der asiat. Despotismus, der, scheu vor dem Lichte ausländischer Bildung und eifersüchtig auch auf einheimische, unablässig bemüht ist, hervorragende Kräfte abzuschneiden und niederzudrücken, für die Bildung der Völker hervorbringt, zeigen die Reiche China und Japan, und um den engherzigen Sinn und das steife, kleinliche Wesen, das er erzeugt, in der Nähe zu sehen, brauchen wir nicht erst nach einem andern Erdtheile zu gehen. Anderer nicht zu gedenken, zeigt das unglückliche Spanien, wie die schönsten nationellen Anlagen und Kräfte unter den Fesseln einer inhumanen, finstern Regierung verkümmern. Auch fühlte die deutsche Nation gar lange Zeit den Misgriff ihrer Großen, ihr einen überrheinischen Nationalgeist einzuimpfen, der sie in Widerspruch mit sich selbst verwickelte und über ihre eigne Nationalität ungewiß machte. Die gegenwärtige Organisation der Staatsverfassungen und das mächtige Vordringen des Zeitgeistes erlaubt den Regierungen freilich nicht, bei dem Streben ihrer Völker zur Bildung müßige Zuschauer abzugeben; aber soll ihr Einfluß wohlthätig bleiben, so mögen sie sich damit begnügen, den Gemeinden, aus denen ihr Volk besteht, hinreichende Fonds zur Unterhaltung ihrer Bildungsanstalten zu lassen, über die Einstimmigkeit der Richtung dessen, was in diesen Anstalten geschieht, zur veredelten Menschheit zu wachen, den in ihrer Gewalt stehenden Geist der bürgerlichen Verfassung und Verwaltung dieser eines Volks allein würdigen Richtung immer mehr anzupassen, das vaterländische Große und Gute ins Licht zu stellen und dem egoistischen Vorherrschen einzelner Classen und Stände nicht minder sorgfältig, als dem Einschleichen fremdartiger, unverträglicher Elemente in das Leben des Volks zu wehren. Wie aber eine Nation, die in mehre, sich gegenseitig mit unbrüderlicher Eifersucht betrachtende Staaten zerfällt und dadurch jeder fremden Willkür bloßgestellt ist, dahin kommen soll, sich eines gemeinsamen nationalen Lebens zu erfreuen, und inniger, als bisher durch das Band gleicher Sprache und Literatur geschehen konnte, für den Zweck einer in allen Provinzen gleichmäßig fortschreitenden Nationalbildung zu vereinigen, läßt sich noch nicht absehen. Das Wiederaufregen ihrer alterthümlich-nationalen Kunst und Poesie, das Dringen und Ermahnen ihrer Schriftsteller wird wenig vermögen, so lange die mittelbaren und unmittelbaren Gegenwirkungen fortdauern, die von den Mächtigen ausgehen und durch den Privatvortheil der Einzelnen unterhalten werden. Was hier von der Nationalbildung gesagt ist, gilt größtentheils auch von der Bildung eines Volks im engern Sinne, inwiefern der Volkscharakter im engern Sinne, der auf der Gemeinschaft einer bürgerlichen Verfassung oder darin, daß eine Menschenmasse einen Staat ausmacht, beruht, mit dem Nationalcharakter zusammenfällt.

Nationalcapital, s. **Nationalvermögen**.

Nationalconvent hieß in Frankreich die Versammlung der Volksvertreter, welche am 21. Sept. 1792 an die Stelle der zweiten Nationalversammlung trat. Der erste Beschluß desselben, den Collot d'Herbois beantragte, war, daß das Königthum abgeschafft und Frankreich fortan eine einzige und untheilbare Republik sei. (S. **Frankreich**.) Nachdem er am 5. Oct. 1795 durch Barras und Bonaparte die pariser Sectionen besiegt, löste er sich am 26. Oct. auf, und an seine Stelle trat nun das **Directorium** (s. d.).

Nationalfeste, s. **Volksfeste**.

Nationalgarden, s. **Volksbewaffnung**.

Nationalgeld nennt man Das, was von einer ganzen Nation eigent-

thümlich als Geld gebraucht wird. Bei allen europ. Nationen sind die edeln Metalle die Basis des Nationalgeldes. Bei einigen sind es wirkliche, im Lande ausgeprägte Metallmünzen, bei andern die papierenen Anweisungen auf dieses Geld, die wie Wechsel auf Sicht gelten, z. B. in England die Noten der londoner Bank, welche dem Metallgelde vollkommen gleich sind, so lange ihre Auswechselung pünktlich, ohne Aufschub und Kosten geschieht. Wenn aber in einem Staate bloßes Papiergeld als Geld eingeführt wird, dessen Realisation in baarem Gelde ungewiß und unbestimmt ist, und die Regierung Jeden zwingt, ein solches Papiergeld dem baaren Gelde gleich anzunehmen, so wird das Papiergeld zum Nationalgeld, wie dies in Rußland, Schweden und Dänemark der Fall ist. In England war während der Suspension der Bankzahlung, von 1797—1819, das Papiergeld zum Nationalgelde erhoben, und in Frankreich waren eine Zeit lang die Assignaten Nationalgeld.

Nationalgüter sind im eigentlichsten Verstande solche Güter, welche der ganzen Nation zukommen, ohne sich im ausschließlichen Besitz Einzelner zu befinden. Der Unterschied zwischen Staatsgütern (s. d.), Domainen (s. d.) und eigentlichen Nationalgütern würde darein zu setzen sein, daß Staatsgüter der Regierung zur Benutzung überlassen sind, Nationalgüter aber zu solchen Zwecken bestimmt seien, über welche die Regierung selbst keine, wenigstens keine einseitige Verfügung hätte, und die zum Theil von einem Jeden im Volke benutzt werden können. Von den Staatsgütern würden dann die Krondomainen eine Untergattung ausmachen, nicht aber die bloßen Familiengüter des regierenden Hauses, insofern diese nämlich als reines Privateigenthum betrachtet werden können. Die Nationalgüter hingegen würden in unmittelbare und mittelbare eingetheilt werden können, je nachdem die Benutzung der Nation unmittelbar zusteht, wie bei Landstraßen, öffentlichen Gebäuden und Plätzen, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Denkmälern u. s. w., oder nur mittelbar, indem gewisse Anstalten damit dotirt sind, und so lange diese bestehen, ein specielles Recht an dergleichen Gütern haben. Zu den letztern gehören die Dotationen der Kirche, der Schulen, die milden Stiftungen, Orden und andere Corporationen von einer allgemeinen Wirksamkeit. Denn so lange dergleichen Anstalten eine gesetzlich anerkannte Existenz haben, steht ihnen zunächst und unmittelbar der Besitz ihrer Güter zu; wenn aber diese Existenz aufhört, können wenigstens diese Güter zu Nationalgütern werden. Es ist aber auch eine partielle Aufhebung oder Beschränkung solcher Anstalten rechtlich möglich, und alsdann kann die Frage entstehen, ob nicht ein Theil der Dotation in unmittelbares Nationalgut übergehen kann. Wenn eine Kirche nach und nach kleiner wird, und endlich ganz verschwindet, so kann der Überrest derselben unmöglich einen rechtlichen Anspruch darauf haben, im Besitz aller Güter zu bleiben, welche sie früher erhielt, als ein großer Theil des Volkes sich zu ihr bekannte, und sie für die kirchlichen Bedürfnisse desselben zu sorgen hatte. Das Volk, von welchem diese Güter herkamen oder zu dessen Besten sie von Einzelnen den kirchlichen Anstalten gewidmet wurden, ist daher berechtigt, nach einer vorgegangenen Glaubensveränderung zu verlangen, daß diese Güter zu seinen im Wesen fortbestehenden kirchlichen Bedürfnissen verwendet werden. Aus diesem Grunde sind die großen Tempelgüter des Heidenthums nicht etwa den Priestern der alten Götter geblieben, obwohl es gewiß nicht an Leuten gefehlt haben würde, welche um den Genuß dieser Reichthümer sich zum Festhalten am alten Glauben entschlossen hätten, sondern sie sind der neuen Kirche überlassen worden. Ebenso haben bei der Reformation die Staaten es ganz in der Ordnung gefunden, daß die Mönche aus den Klöstern getrieben und diese zuerst für Nationalgüter erklärt wurden, woraus vornehmlich das Bedürfniß der öffentlichen Unterrichtsanstalten befriedigt werden müsse, bis dann auch die fürstlichen Kammern ihren Antheil an dieser guten und reichen Beute bekamen. So sind auch

die Güter aufgehobener geistlicher Orden zuweilen als Nationalgut behandelt, freilich aber in der neuern Zeit meist den fürstlichen Domainen einverleibt worden, und machen darin einen Bestandtheil aus, welcher wohl nicht leicht als bloßes Familiengut angesehen werden kann. In andern Ländern, z. B. in Hanover und Mecklenburg, sind aus den Frauenklöstern Versorgungsanstalten in der Regel nur adeliger Fräulein geworden. Wenn aber an dieser Benutzung solcher Güter kein Bedenken gefunden wurde, so wird man auch in ähnlichen Fällen ein gleiches Recht müssen eintreten lassen, und z. B. das Verlangen der Irländer nicht unbillig finden, daß die Kirchengüter ihres Landes auch zu den kirchlichen Bedürfnissen nicht blos eines kleinen Theiles, sondern des ganzen Volks verwendet werden, da Niemand wird behaupten können, daß die Kirche nur in der Geistlichkeit bestehe, oder ein Bischof, ein Pfarrer ohne Gemeinde etwas Anderes sei, als ein Inhaber einer Faulpfründe, deren Einkünfte von dem Volke zu ganz andern Zwecken, nämlich zur Arbeit für ihre geistlichen Bedürfnisse zusammengebracht werden. Indem man in Frankreich davon ausging, daß die höhern Kirchenbeamten viel zu reich dotirt seien, erklärte man zuerst die Kirchengüter für Nationalgüter und wies dagegen den Kirchenbeamten fixe Besoldungen aus den Staatskassen an. Als unnütz und schädlich hob man sodann die Klöster und die geistlichen Orden, vorzüglich den Johanniterorden auf. Ob diese factischen Voraussetzungen richtig waren oder nicht, ist eine für sich bestehende Frage; allein daran ist kein Zweifel, daß der Staat berechtigt ist, das Vermögen der Kirche, wenn es wirklich zu groß geworden wäre, auf ein richtiges Maß zurückzuführen, und ebenso Orden und andere Corporationen, wenn er sie dem wahren Wohl des Volks hinderlich findet, aufzuheben, ihr Vermögen aber als herrenloses Gut einzuziehen. Wenn also auch von diesem Rechte eine falsche Anwendung gemacht werden kann, so bleibt doch das Recht selbst stehen. Dasselbe gilt von den Confiscationen, welche den Emigranten angedroht und gegen sie ausgeführt wurden. Auch hier ist das Recht an sich auch in andern Staaten unbezweifelt der Regierung zuständig und nur der Misbrauch desselben verwerflich. Die Veräußerung der Nationalgüter in Frankreich steht mit der Geschichte der Assignate in Verbindung, indem die Einlösung dieses im J. 1796 bis auf 45,000 Mill. Fr. vermehrten Papiergeldes auf den Erlös aus den Nationalgütern assignirt war. Dieser Erlös betrug bis 1798 nur 2609 Mill. Fr. Zu den Gütern der Emigranten fanden sich sehr wenig Käufer, mehr zu den Kirchengütern, am meisten zu den Besitzungen des Johanniterordens. Im. J. 1798 waren in den alten Departements noch für 340 Mill. Fr. Nationalgüter unverkauft, welche schon von Bonaparte, nach der Restauration aber, insoweit sie noch vorhanden waren, den alten Eigenthümern zurückgegeben wurden. Auch die neuen Besitzer, die zum Theil sehr wohlfeil gekauft hatten, haben durch Privatverträge Vieles zurückgegeben. Die Restauration konnte freilich nicht umhin, den Käufern dieser Güter die Aufrechthaltung ihres Besitzes zu sichern, welches nach Art. 9. der Charte Ludwig XVIII. geschah. Dafür ward später, durch das Gesetz vom 27. Apr. 1825, unter dem Minister Villèle, den alten Eigenthümern im Ganzen eine Entschädigung von 1000 Mill. Fr. ausgesetzt in dreiprocentigen Renten, obgleich dagegen eingewendet wurde, daß andere Classen durch die Revolution im Ganzen noch weit größern Verlust erlitten hätten.

Nationalhypotheken sind Hypotheken auf das Nationalvermögen eines Volkes. Die Idee zu einer **Nationalhypothekenbank**, im Wesentlichen mit den landschaftlichen Creditinstituten in den preuß. Provinzen (s. **Landschaft**) übereinkommend, stellte der Graf von Soden auf. Die Hauptgrundsätze, worauf er diese Anstalt beruhen ließ, waren: 1) Es wird ein allgemeines Nationalgrundbuch errichtet, in welches das gesammte Grundeigenthum der Nation, mit Einschluß der Gebäude, nach dem zu ergründenden Werthe des Ertrags der Rente bei einem gewöhnlichen Anbau und nach dem mittlern Grade des verglichenen Werthes

der Metallmünze (als Vermögensmessers) eingetragen wird. 2) Jeder Grundeigenthümer erhält, auf Verlangen, für den vollen Betrag dieses Werths Banknzettel, die an den Inhaber zahlbar sind und in kleine Summen abgetheilt werden. 3) Diese Zettel tragen den gewöhnlichen höchsten Zins hypothekarischer Anleihen, z. B. 5 Procent. 4) Die Bank kann diese Noten, wenn sie ihr angeboten werden und wenigstens sechs Monate im Umlaufe gewesen sind, mit Metallmünze einlösen; sie verkauft nur diejenigen, welche sie eingelöst hat. 5) Um der Bank das zur Realisirung ihrer Noten erfoderliche Münzmetall auf jeden Fall zu verschaffen, müssen alle gerichtlich niedergelegte, alle vormundschaftliche Geldvorräthe, sowie auch alle Capitale milder Stiftungen in Banknoten umgewechselt werden; alle andere gerichtliche Hypothekverschreibungen müssen aufhören, alle außerordentlichen ohne rechtliche Wirkung sein. 6) Die Bank verkauft keine Noten, als die sie den Grundeigenthümern ausgestellt hat, und kauft keine, als die bei ihr wieder zur Zahlung eingereicht werden. Jeder Grundeigenthümer kann also seine eignen Banknoten im Verkehre zu jeder Zeit wieder ankaufen oder auch andere kaufen und diese der Bank zurückbringen, welche sie dann vernichtet und ihm eine gleiche Summe gut schreibt. 7) Die Banknoten werden auf bestimmte Zeit, z. B. drei oder sechs Jahre gültig, ausgestellt. Nach deren Ablauf müssen sie gegen neue ausgetauscht werden. 8) Die Zinsen sind von sechs zu sechs Monaten zahlbar; im Verkehre vergüten sich dieselben die Umtauschenden; wer die Banknoten nach sechs Monaten im Besitz hat, hebt von dem Grundeigenthümer die Zinsen ein, und dieser bemerkt die Zahlung auf der Rückseite der Note. 9) Um den Credit dieser Noten zu erhöhen, zahlt die Bank vier Wochen nach der Verfallzeit die Zinsen für den Grundeigenthümer, indem sie für ihn auf deren Betrag neue Banknoten ausstellt, wenn die Zahlung nicht auf der Note bemerkt ist. Um diese Zinszahlung zu sichern, erhält jeder Grundeigenthümer den Betrag dreijähriger Zinsen weniger an Banknoten, als er nach dem geschätzten Werthe seines Grundeigenthums zu gut hat. Hat die Bank dreijährige Zinsen auf diese Weise bezahlt, so werden zwar die Banknoten erneuert, aber auch das Grundeigenthum von der Gerichtsstelle in Beschlag genommen und für Rechnung der Bank verpachtet; dieser Beschlag hört auf, sobald der Betrag dreijähriger Zinsen berichtigt und gedeckt ist, er wird also nie auf den Hauptstock erstreckt. 10) Die mit dem Grundeigenthume vorgehenden Veränderungen durch Erbfälle oder Veräußerungen sind der Bank ganz gleichgültig. Im Falle der Veräußerung, sie geschehe im Ganzen oder theilweise, ist es die Sache eines jeden neuen Erwerbers, sich bei ihr zu unterrichten, wie viel Banknoten auf das Grundeigenthum ausgegeben sind, und den Betrag entweder einzulösen oder stehen zu lassen, ebenso viel aber auch am Kaufschillinge zurückzubehalten. 11) Um den Banknoten den Charakter eines lebendigen Capitals, ja selbst eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels (Münze) zu geben und sie für den Verkehr brauchbar zu machen, müssen dieselben auf den Inhaber sprechende Papiere sein; um aber zugleich das Nachtheilige, was in dem Verluste dieser Papiere läge, zu mindern, kann man die Ausstellung einer neuen Banknote stattfinden lassen, wenn das Eigenthumsrecht des letzten Besitzers und der Verlust bewiesen, die alte Banknote aber öffentlich für vernichtet erklärt ist. 12) Alle Geschäfte und Unternehmungen der Bank tragen den Charakter der größten Öffentlichkeit; ihre Bücher stehen jedem Grundeigenthümer, jedem Banknoteninhaber stets zur Einsicht offen. Vgl. Soden's „Nationalökonomie" (Bd. 2). — Einen auf Soden's Idee gestützten, aber genauer bestimmten und nach Ortsverhältnissen modificirten Plan einer Nationalhypothekenbank für das ehemalige Königreich Westfalen brachte Murhard in seiner Schrift: „Über Geld und Münze überhaupt, und in besonderer Beziehung auf das Königreich Westfalen" (Kass. und Marb. 1809), in Vorschlag.

Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut oder königliches Inſtitut von Frankreich.

Nationaliſiren, ſ. Naturaliſation.

Nationalliteratur heißt nicht blos die Literatur, welche eine Nation beſitzt, ſondern insbeſondere auch 1) in weiterer Bedeutung diejenige Maſſe ihrer ſchriftlichen Werke, welche, aus der Nationalität ſelbſt entſprungen, dieſe unmittelbar anſprechen und ſie höher zu bilden geeignet ſind. Indem das Gewicht der Nationalrichtung ſtets einen Einfluß auf die Lebensäußerungen eines Volks hat, folglich die Nationalität auch die Literatur beſtimmt, und es alſo keine Literatur einer Nation im Ganzen geben kann, die nicht nationell gebildet ſei, während in einzelnen Zeiten dieſe Literatur ſich dennoch überwiegend äußern Einflüſſen hingeben kann, ſo äußert ſich doch der Charakter, den jede Nation, nur mehr oder minder ausgeſprochen, beſitzt, auch mehr oder minder in ihrer Literatur, weshalb man 2) in vorzüglichem Sinne von Nationalliteratur redet, wo ein ausgebildeter Charakter einer Nation auch in der Literatur hervortritt. Hier iſt die Literatur ein aus ihren eigenthümlichen Elementen, d. h. aus den Grundzügen des Nationalcharakters ſich herausbildendes Ganzes der ſchriftlichen Geiſteserzeugniſſe einer Nation; das Reſultat zwar verſchiedener individueller Geiſter und Zeiten, aber das Geſammtproduct eines ſich in ihnen entwickelnden Nationalgeiſtes, und darum durch ein inneres Band feſter verbunden als da, wo dieſer Geiſt des Volks ſich minder beſtimmt ausbildet. Wenn nun aber die gehaltvollere Nationalität die iſt, in welcher das Menſchliche umfaſſend und tief ſich ausprägt, ſo würde derjenigen Nation vorzugsweiſe eine Nationalliteratur beizulegen ſein, in deren Geiſteserzeugniſſen ein zuſammenhängendes Fortſchreiten in einer vielſeitigen, tiefen und würdigen Geiſtesbildung unter dem Einfluſſe der Nationalität wahrgenommen wird. 3) In einer engern Bedeutung wird diejenige Claſſe der Schriftwerke einer Nation oft Nationalliteratur genannt, welche für die ganze Nation oder doch den größten Theil derſelben beſtimmt ſind. Dies gilt von den ſogenannten populairen Werken und vornehmlich von der ſchönen Literatur, welche nicht für einzelne Stände beſtimmt iſt. In dieſer Hinſicht nun möchte die ſchöne Literatur der Franzoſen noch weit mehr Nationalliteratur zu nennen ſein als die der Deutſchen, weil bei jenen eine gleichmäßigere geſellige Bildung die Werke der ſchönen Literatur, ja ſelbſt die der praktiſchen Wiſſenſchaften, allgemeiner macht, bei den Deutſchen dagegen die Poeſie und Kunſt ſich immer noch mehr an die höhern Stände wendet. Dennoch iſt nicht zu leugnen, daß in den letzten Jahrzehenden die deutſchen Schriftſteller ſich mehr der Nation zugewendet und ſelbſt die Reſultate der Wiſſenſchaft gemeinnütziger dem Volke mitgetheilt haben. 4) In noch engerer Bedeutung nennen zuweilen die Deutſchen die ſogenannten Volksbücher, welche jetzt faſt nur den niedern Claſſen als Unterhaltungsbücher, den Gelehrten mehr als Gegenſtand der literarhiſtoriſchen Forſchung dienen, Nationalliteratur. Hieraus würde ſich auch der Begriff ergeben, den wir mit einem Nationalſchriftſteller zu verbinden haben. Weil Das, was den Geiſt einer Nation vollkräftig und doch in neuer Form ausſpricht, vorzüglich auf die Nation wirken muß, ſo iſt ein Nationalſchriftſteller Der, welcher der geſammten Nation ohne Unterſchied der Stände, wiewol verſchieden nach der Bildung und dem Geiſtesbedürfniſſe der Claſſen und Individuen, zuſagt und Genüge leiſtet. Was auf die Nation nicht einwirkt, kann zwar der Nation gemäß und ein edles Beſtreben der Einzelnen ſein, aber es enthält entweder einen von ihr ſchon verarbeiteten Stoff oder es iſt ſelbſt noch nicht zur Klarheit ausgebildet. Nationell im höhern Sinne iſt, was die Bildung der Nation fördert, und nationelle Schriftwerke müſſen daher einen hohen Grad eigenthümlichen Lebens in ſich tragen, der ſich unter der Nation ausſpricht.

Nationalmünze würde eine Münze ſein, welche blos zum Gebrauche

der Nation, also für den innern Verkehr, bestimmt, im Auslande weder anerkannt würde noch auch außer Landes gebracht werden dürfte. Aber das bloße Verbot des Ausführens würde eine Münze noch nicht zur Nationalmünze machen, und da der innere Verkehr seine Verzweigungen immer auch nach dem Auslande verbreitet, so verliert dadurch der Begriff eines Nationalgeldes seine objective Brauchbarkeit ganz und von selbst. Vgl. Fichte, „Der geschlossene Handelsstaat" (Tüb. 1800).

Nationalökonomie, politische Ökonomie oder Staatswirthschaftslehre ist im Allgemeinen die Wissenschaft der Grundsätze, nach welchen der Reichthum eines Volks erzeugt und vermehrt wird. Staatswirthschaft hieß sie sonst in Deutschland ganz im Allgemeinen; politische Ökonomie nannten sie die Franzosen, Engländer, Italiener. Sie ist eine Wissenschaft der neuern Zeit. Den Völkern des Alterthums hat es durchaus an richtigen Begriffen in dieser Hinsicht gefehlt; ihre Gesetzgebung im Innern, ihre Verträge mit dem Auslande und ihre Verwaltung der eroberten Provinzen beweisen ihre gänzliche Unbekanntschaft mit den Urquellen des Nationalreichthums. Mit Verachtung blickten die Römer auf Künste und Gewerbe, nur den Ackerbau schätzten sie; ihre Verordnungen über das Münzwesen sind die schlechtesten von allen. Auch die Völker der neuern Zeit, selbst noch nach der Epoche des Mittelalters, waren hierin nicht weiter gekommen; das beweisen ihre thörichten Gesetze hinsichtlich der Juden, des Geldzinses und der Münze. Erst durch die glücklichen Handelsunternehmungen der Portugiesen und Spanier im 15. Jahrh., durch die lebendige Gewerbthätigkeit der Venetianer, Genueser, Florentiner, Pisaner und Flanderer, sowie der deutschen Hansestädte in jener Zeit, wurden nach und nach die Ideen einiger nachdenkenden Köpfe auf die Lehre vom Nationalreichthum geleitet. Doch setzte man das Wesen des Reichthums in die Menge Goldes und Silbers oder des baaren Geldes im Staate, und es beschäftigten sich die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen dieser Art hauptsächlich mit der Frage: wie viel Gold und Silber ins Land zu schaffen sei? Die erste hierher gehörige Schrift, in welcher die Kraft des Gewerbfleißes dargethan werden sollte, war Antonio Serra's „Trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere" (1613); allein schon der Titel des Werks deutet auf dessen Irrthümer, denn nur Gold und Silber galten dem Verfasser als Reichthum. Mehre Abhandlungen, welche im 16. und 17. Jahrh. in Italien und Frankreich über Münze, Geld und Wechselbriefe erschienen, beweisen, daß die Begriffe über die Ursachen des Reichthums sich zu erhellen anfingen. Indessen blieb man doch hauptsächlich bei der Einwirkung des Staates auf die Vermehrung des Nationalreichthums stehen. Diese Idee wurde auch noch im 18. Jahrh. lange Zeit festgehalten, und es bildete sich eine Wissenschaft aus, worin systematisch untersucht ward, welche Maßregeln die Regierung zu ergreifen habe, um Handel und Gewerbe im Staate so zu leiten, zu beschränken und zu ordnen, daß dadurch der größtmögliche Wohlstand des Volks herbeigeführt werde. Diese Wissenschaft nannte man Staatswirthschaft oder politische Ökonomie. Baares Geld galt als Hauptbestandtheil des Reichthums, und da man bemerkte, daß die Seestädte besonders durch den Handel reich wurden, glaubte man, daß in dem auswärtigen Handel die Hauptquelle alles Nationalreichthums sei, und traf hiernach allerhand Vorkehrungen. Ackerbau und Manufacturen wurden nur insoweit gewürdigt und begünstigt, als man sie für Mittel erkannte, viel Gold und Silber ins Land zu bringen. Dieses Staatsverwaltungssystem erhielt den Namen des Mercantilsystems (s. d.) und war schon längst praktisch befolgt, ehe es theoretisch dargestellt wurde. Bodin in Frankreich, Serra in Italien, Klock in Deutschland handelten es zuerst in Schriften ab; vollkommener ward es von Melon und Fortbonnais in Frankreich, von Mortimer und Stewart in England, von Genovesi in Italien und in

seiner Vollendung von Loen, Justi und Sonnenfels in Deutschland dargestellt. Doch fehlte es nicht an Gegnern dieses Systems, welche die Fehler und Mängel desselben aufsuchten, es zu modificiren und zu verbessern strebten. Nachdrücklich und mit Erfolg ward es aber angegriffen von der staatswirthschaftlichen Schule der franz. Ökonomisten oder Physiokraten (s. Physiokratisches System), an deren Spitze Ludwig XV. Leibarzt Quesnay (s. d.) stand. Dieser und seine Schüler Letrosne, de la Rivière, Turgot, Mirabeau der Ältere u. A. und in Deutschland Iselin und Schlettwein führten es ein. Eine Zeit lang richtete die physiokratische Schule die Blicke ganz Europas auf sich, und es glückte ihr, die Fehler des Mercantilsystems in ihrer ganzen Blöße darzustellen; aber auf der andern Seite ließ sich nicht verkennen, daß auch ihrer Lehre große Irrthümer zum Grunde lagen. Da trat 1776 der Schotte Adam Smith (s. d.) auf und erwarb sich den Ruhm, die Idee einer Theorie des Nationalreichthums rein aufgefaßt und nicht blos als einen Anhang der Policei- und Finanzwissenschaft betrachtet zu haben. Er war es, der zuerst die Lehre von den Elementen und Ursachen des Nationalreichthums zu zergliedern unternahm und dadurch die Bahn brach zur Gründung einer neuen Wissenschaft. Da sein System so wenig den auswärtigen Handel, wie die Mercantilisten meinten, als den Ackerbau, wie die Physiokraten behaupten, als die alleinigen Mittel betrachtete, die Nation reich zu machen, wohl aber alle Arten nützlicher Industrie, welchen deshalb ganz gleiche Freiheit verstattet werden sollte, so nannte man dieses System auch das freie Industriesystem. Später wurde die Smith'sche Lehre in England, Frankreich und Deutschland berichtigt, vervollkommnet und erweitert, ihr aber auch hier und da Fremdartiges und Irriges beigemischt. In Deutschland besonders suchte man ihr eine wissenschaftliche Form zu geben, ist aber dadurch auch auf andere Sätze und Folgerungen gerathen. Man nannte sie, um sie von Dem zu unterscheiden, was ehedem Staatswirthschaft oder politische Ökonomie hieß, Nationalökonomie, und verstand darunter die Wissenschaft von der Natur und den Ursachen des Nationalreichthums unter dem Einflusse von gesellschaftlichen Einrichtungen und positiven Gesetzen. Andere fuhren aber fort, sie unter dem Titel Staatswirthschaft und politische Ökonomie zu bearbeiten. Auch modificirten Mercantilisten, wie Necker, Büsch und Ferrier, das Smith'sche System, sowie Physiokraten, z. B. Schmalz, Garnier und Krug, ihre Grundsätze gegen Smith vertheidigten. Smith's Gegner waren Pownal, Crawford, Lauderdale, Gray u. A., deren Stimmen verhallt sind. In Deutschland brachte Sartorius durch seinen Auszug des Smith'schen Werks: „Staatswirthschaftliche Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthschaft betreffend" (Gött. 1806), dessen Lehrsätze zuerst auf die Universitäten. Die Lehrbücher von Garnier, Jakob, Schlözer und Fulda trugen viel zur Verbreitung und Vervollkommnung der Smith'schen Theorie bei. Insbesondere gebührt Lüder das Verdienst, diese Theorie aus der allgemeinen Völkergeschichte, jedoch in einem pretiösen Styl und nicht immer mit dem glücklichsten Urtheil, erläutert und zu einem leichter zu übersehenden Ganzen in einer neuen Gestalt dargelegt zu haben. Say that ein Gleiches mit besonderer Anwendung auf Frankreich, Kraus mit Beziehung auf die preuß. Staaten und Storch auf Rußland. Neu bearbeitet wurde die Nationalökonomie vom Grafen von Soden (ausführlich und originell), von Jakob (compendiarisch), von Lotz im „Handbuch der Staatswirthschaft", von Pölitz in den „Staatswissenschaften", von Lips, „Deutschlands Nationalökonomie" (Gieß. 1829), von Bülau in dem „Handbuche der Staatswirthschaftslehre" (Lpz. 1835), von Hauterive in den „Elémens d'économie politique", und Sismonde Sismondi, „Nouv. principes d'économie politique". Originelle und Aufmerksamkeit verdienende Ansichten finden sich in Ricardo's „Principles of

political economy", Torrens' „Inquiry into the wealth of nations" und Mill's „Elem. of political economy"; ferner erwähnen wir Ganilh's „Dictionnaire analytique d'économie politique" (Par. 1826) und Pecchio's „Storia della economia pubblica" (Lugano 1829). Eine wohlgeordnete Übersicht des Zustandes dieser Wissenschaft gibt Rau's „Lehrb. der politischen Ökonomie". Indessen dürfte es wol noch viel zu früh sein, von einer wahren wissenschaftlichen Vollendung der Nationalökonomie zu sprechen. Malthus mag in seinem Werke „Essay on the principles of population" die Sache etwas übertrieben haben, aber unstreitig ist doch schon jetzt auf vielen Punkten, besonders in den größern Städten, ein Übermaß Menschen und in vielen Gewerben eine Überzahl Arbeiter vorhanden. Dieses Übermaß ist eine reiche Quelle der Armuth und des Elendes. Dagegen liegt auf den arbeitenden Classen ein so großer Theil der öffentlichen Lasten, daß auch dadurch das Misverhältniß zwischen Armuth und Reichthum immer größer, und dadurch die Dienstbarkeit des Arbeiters, die Nothwendigkeit, einen Theil seines Lohns an Andere abzugeben, weiter ausgedehnt wird. Dies führt das Bedürfniß herbei, über die Grundlagen der gesellschaftlichen Verhältnisse tiefer eindringende Untersuchungen anzustellen, aus welchen sich bedeutende Umgestaltungen der herrschenden Ansichten in der Nationalökonomie ergeben werden.

Nationalreichthum und Nationalvermögen sind verwandte, aber doch wohl voneinander zu unterscheidende Begriffe. Reichthum ist in doppeltem Sinne etwas Relatives, einmal bezieht er sich auf die Vergleichung mit Andern, und da ist Derjenige reich, welcher ein größeres Vermögen besitzt, als Andere, mit welchen man ihn zusammenstellt, während er gegen noch Andere gehalten sogar arm sein kann; zweitens bezieht sich der Begriff des Reichthums auf das Verhältniß zwischen dem Vermögen und dem Bedürfen, und hier ist also Derjenige reich, welcher mehr hat, als er bedarf, und einen Überschuß behält. Das Vermögen aber ist etwas Positives, die Summe von Gütern aller Art, welche ein Einzelner oder ein Volk besitzt. Der Begriff des Nationalreichthums schließt aber noch ein wichtiges Moment in sich, nämlich die Vertheilung des Vermögens in der Nation selbst. Es kommt nämlich dabei nicht sowol auf die Masse des Vermögens im Ganzen an, als vielmehr wie viel es einzelne Reiche im Volke gibt, d. h. in diesem Sinne Leute, die nach naturgemäßer Befriedigung ihrer Bedürfnisse, auch der höhern, der geistigen Bildung, etwas übrig behalten. Das Volk ist also das reichste, in welchem die wenigsten Armen sind; nicht aber das, in welchem zwar im Ganzen ein größeres Nationalvermögen vorhanden, dieses aber nur unter eine kleine Anzahl sehr reicher Leute vertheilt ist, während die Masse des Volks kaum seine nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten kann. Reich ist ein Volk, wenn es die Mittel zur Erreichung aller Zwecke des Staats, zu Ausbildung aller allgemeinen menschlichen Anlagen, zu Beschäftigung aller Kräfte und Gewinnung aller Producte seines Landes besitzt. Diesen Reichthum zu gewinnen, welcher größtentheils geistiger und moralischer Beschaffenheit ist, und in diesem Sinne alle Einzelne des Volkes, oder doch die große Masse desselben reich zu machen, ist die eigentliche Theorie des Nationalreichthums oder der Nationalökonomie.

Nationalschuld in der gewöhnlichen Bedeutung ist soviel als Staatsschuld (s. d.). Will man aber die Nation, d. h. die Gesammtheit der Unterthanen, besonders betrachten, so ist die Staatsschuld nur ein Theil der Nationalschuld, nämlich derjenige, welchen die Regierung schuldig ist; der andere Theil besteht in den Schulden der einzelnen Unterthanen. Dabei wird freilich das gesammte Nationalvermögen nur um Dasjenige vermindert, was Ausländer zu fodern haben. Allein in Ansehung der innern Verhältnisse kommt der Umstand nicht in Betracht, daß die Gläubiger des Staats etwa auch Unterthanen sind, und man also sagen möchte, die Nation sei sich selbst schuldig. Denn die nachtheiligste

Folge einer übermäßigen Staatsschuld liegt darin, daß eine große Summe Arbeit verrichtet werden muß, um die Zinsen der Schuld zu decken, und daß ein Reichthum geschaffen wird, welcher ohne eigne nützliche Thätigkeit nur auf die Arbeit Anderer gegründet ist.

Nationaltheater kann es nur bei der Nation geben, welche eine eigenthümliche, eine nationelle dramatische Literatur besitzt. Eine solche setzt aber Nationalsitten, Nationalcharakter, Nationalinteresse, große Nationalbegebenheiten, eine vollständig gebildete Nationalsprache und einen Nationalgeschmack voraus. Ein wahres Nationaltheater ist das Théâtre français in Paris; dagegen schien man sich des Begriffs nicht deutlich bewußt zu sein, wenn man in Berlin das deutsche Schauspielhaus das Nationaltheater nannte und überhaupt in Deutschland von Nationaltheatern sprach.

Nationalvermögen oder Nationalcapital ist die ganze Summe von Gütern, Mitteln und Objecten der äußern Thätigkeit, welche ein Volk besitzt. Die Bestandtheile desselben sind: 1) das Grundeigenthum des gesammten Volkes und seiner Regierung, als vornehmstes Object der Thätigkeit und Quelle der weitern Production; 2) das werbende, in Geld, Arbeitsmaterialien, Werkzeugen, Waaren bestehende Capital; 3) das todte Capital, Gegenstände, die kein Gegenstand und Mittel der Arbeit, sondern irgend eines Genusses sind, als Kunstgegenstände, verarbeitete edle Metalle, Edelsteine u. s. w. Dazu muß man aber 4) die Summe aller lebendigen, physischen und intellectuellen Kräfte des Volkes rechnen, welche freilich einer Zählung und Wägung nicht fähig, aber doch der wichtigste und productivste Vermögenstheil eines Volkes ist. Ein Volk kann an äußern Gütern sehr arm, mit einem kleinen und wenig ergiebigen Gebiete versehen, zu großer Arbeitsamkeit und Entbehrung genöthigt, und dennoch sehr reich sein. Denn zuletzt besteht doch aller Wohlstand eines Volkes nur in Ausbildung seiner geistig-moralischen Kräfte. Dem Capital eines Volkes stehet sein Einkommen, d. h. der Gesammtertrag seiner Arbeit gegenüber. Wenn man nun sagt, die Regierung solle bei Aufbringung der Staatsbedürfnisse nur den Erwerb, nicht aber die Substanz des Nationalvermögens, das Capital angreifen, so ist dies nur mit großer Beschränkung wahr. Es versteckt sich darunter meist die egoistische Tendenz, alle, auch die außerordentlichen Ausgaben von den Besitzern des materialen Capitals (Grundbesitz, werbenden und todten Capitalien) wegzubringen und blos auf die Arbeit zu legen, diese aber damit (durch Staatsschulden) auf viele Generationen hinaus zu belasten. Dies hat die Folge, den materialen Besitz in immer wenigern Händen zu concentriren, weil die Arbeit, durch welche derselbe erworben werden konnte, einen größern Theil ihres Lohns an den Staat abgeben muß, während die Gerechtigkeit foderte, daß zu solchen außerordentlichen Staatsbedürfnissen ein Jeder nach Verhältniß seines Capitals beitrüge, und wenn man nun vorzieht, die Last auf künftige Jahre zu vertheilen, wenigstens auch einen verhältnißmäßigen Theil übernähme, welches auch wieder auf Vermögenssteuern hinausführt. Daß aber davon die Reichern nichts wissen wollen, ist ebenso begreiflich, als daß aus einem solchen Misverhältnisse die großen innern Spaltungen im Volke entstehen müssen, an welchen die westl. Staaten Europas leiden.

Nationalversammlung nannte sich in Frankreich auf des Abbé Sièyes Antrag seit dem 17. Jun. 1789 der Bürgerstand der von Ludwig XVI. am 5. Mai eröffneten Versammlung der Reichsstände (Etats généraux), dem sich sogleich ein Theil des Adels und der Geistlichkeit anschloß, wodurch dann die Revolution entschieden war. Die erste franz. Nationalversammlung erhielt seit dem Monat Oct. den Namen constituirende Nationalversammlung, und hielt ihre letzte Sitzung am 30. Sept. 1791, worauf am 1. Oct. die zweite oder legislative Nationalversammlung eröffnet ward. An ihre Stelle

trat nach den blutigen Ereignissen in Paris, am 2. Sept. 1792, seit dem 21. Sept. der Nationalconvent (s. d.).

Nativitätstellen, s. Astrologie.

Natorp (Bernh. Christian Ludw.), kön. preuß. Oberconsistorialrath in Münster, ein um die Bildung des Schullehrerstandes und um die Verbesserung des Schul- und Unterrichtswesens sehr verdienter Mann, geb. zu Werden an der Ruhr 1774, ward 1796 Lehrer am Gymnasium zu Elberfeld, bald darauf Prediger zu Hückeswagen im Bergischen und als solcher 1798 nach Essen in Westfalen versetzt. Schon hier machte er sich nicht nur durch „Predigten" (Essen 1803) und „Entwürfe zu Predigten" (Essen 1806) als einen helldenkenden praktischen Religionslehrer bekannt, sondern begann auch seine rühmliche Wirksamkeit für den oben angedeuteten Zweck, die er in einem erweiterten Kreise als kön. preuß. Consistorialrath zu Potsdam, seit 1809, und als Oberconsistorialrath zu Münster, seit 1816, mit unermüdetem Eifer fortsetzte. Er war einer der Ersten, der mit dem gegenseitigen Unterricht (s. Lancaster) die deutsche Schullehre bekannt machte in der Schrift: „Ein einziger Schullehrer unter 1000 Kindern in der Schule, von Jos. Lancaster; aus dem Engl." (Duisb. und Essen 1808), der später eine andere Schrift: „Andreas Bell und Jos. Lancaster" (Duisb. und Essen 1817) folgte. Als die vorzüglichsten seiner Schriften, die insgesammt zu Duisburg und Essen erschienen, erwähnen wir noch: „Kleine Bibel, zunächst für die erwachsene christliche Jugend" (2 Bde. 1802; 2. Aufl. 1823); die „Kleine Schulbibliothek, eine Angabe und kurze Charakteristik der brauchbarsten Werke für Lehrer niederer Schulen" (1802; 5. Aufl. 1820); „Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen" (1804); „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde" (3 Bde. 1811—16; 2. Aufl. 1823); „Anleitung zur Unterweisung im Singen, für Lehrer in Volksschulen", erste Abtheilung (4. Aufl. 1825) und zweite Abtheilung (2. Aufl. 1834, 4.); „Lehrbüchlein der Singekunst für die Jugend in Dorfschulen" (1820); „Melodienbuch für den Gemeindegesang in evangelischen Kirchen" (1822); sein mit Keßler kritisch bearbeitetes „Choralbuch für evangelische Kirchen", vierstimmig gesetzt und mit Zwischenspielen von Rink (1829, 4.), und seine Schrift „Über Rink's Präludien" (1834).

Natrum oder Natron, auch mineralisches Kali genannt, ist eine chemische Substanz, welche zur Classe der Kalien (s. Alkali) gehört und sich in allen Eigenschaften dem Kali sehr nähert. Es wird am gewöhnlichsten in Verbindung mit Kohlensäure und verunreinigt durch andere Salze als Soda oder auch Barille durch Verbrennung verschiedener Meerespflanzen erhalten. Es macht einen Bestandtheil des Kochsalzes aus, worin es mit Salzsäure, sowie des Grubensalzes, worin es mit Schwefelsäure verbunden ist.

Natter (Joh. Lorenz), einer der berühmtesten Steinschneider des 18. Jahrh., der als der Wiederhersteller seiner Kunst angesehen werden kann, geb. 1705 zu Biberach in Schwaben, ging als Juwelier in die Schweiz und dann nach Italien, wo er, vorzüglich auf Ermunterung des Gemmenkenners, Baron von Stosch, sich auf die Nachahmung der alten geschnittenen Steine legte, in welcher er eine solche Übung erlangte, daß einige seiner Copien von den Originalen kaum zu unterscheiden sind. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Italien, wo er 1732 bis 1735 in Diensten des Großherzogs von Toscana stand, ging er nach England, und machte dann verschiedene Reisen nach Holland, Dänemark, Rußland und Schweden, wo an den Höfen überall seinen Leistungen reicher Lohn wurde. Im J. 1762 nahm er den vortheilhaften Antrag, sich in Petersburg niederzulassen, an, starb aber bald nach seiner Ankunft 1763. Seine Sammlungen von geschnittenen Steinen, Abdrücken, Medaillen, Büchern und Kupferstichen wurden für den Großfürsten erkauft. N. schnitt vorzüglich Bildnisse. Zu seinen Hauptwerken gehören eine Schaumünze zu Ehren des Sir Robert Walpole, und eine siegende

Britannia auf einer Gemme mit fünf Lagen und ebenso viel Farben. Er wagte sich sogar an den schwersten Theil seiner Kunst und schnitt in Diamanten. Zu mehren Medaillen hat er die Stempel geschnitten, und eine Zeit lang verwaltete er die Stelle eines Obermedailleurs der Staaten von Holland. Sein „Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne", der von Lessing sehr getadelt ward, ist im engl. Originale (Lond. 1754, Fol. mit Kupf.) sehr selten, weil er kein Exemplar unter zwei Guineen verkaufte, daher nur wenig Absatz hatte, den Rest aber verbrannte. Der zweite Theil des Werks liegt noch zu Petersburg in der Handschrift.

Natur, in der umfassendsten Bedeutung, ist gleichbedeutend mit Welt, Weltganzes, Universum, sowol von leiblicher, als idealer Seite, auch mit Schöpfung, insofern man darunter den Inbegriff alles Erschaffenen, den Inbegriff der Dinge (Geschöpfe) versteht. Viel beschränkter und bestimmter ist der Sprachgebrauch, welcher mit dem Worte Natur blos die Sinnenwelt oder das Gebiet des bewußtlosen Werdens bezeichnet, im Gegensatz der idealen oder Geisteswelt, welche in jenen umfassenden Begriff mit eingeschlossen ist. Im Gegensatz der Kunst ist Natur alles Dasjenige, was nicht Kunst, nicht künstlich, nach Regeln mit Bewußtsein erlernt ist und ausgeübt wird, sondern reiner Ausdruck der natürlichen Anlage, z. B. eines Menschen, oder Folge und Äußerung des reinen Wesens einer Sache ist. In diesem Sinne spricht man z. B. von einem Naturmenschen, d. h. von einem solchen, der, unbekannt mit künstlichen Formen des geselligen Lebens (dem Conventionnellen) oder nicht darauf achtend, blos seinem Naturell gemäß lebt, ohne Rückhalt seine Gedanken äußert, rücksichtslos seine Überzeugungen ausspricht und seinen natürlichen Neigungen folgt. Hierher gehört auch der Begriff Naturdichter (s. d.). Ebenso ist natürliche, d. h. ohne methodische Anleitung erworbene, Bildung der kunstmäßigen und wissenschaftlichen Bildung entgegengesetzt. (S. Naturalismus.) Ein anderer, aber ähnlicher Gegensatz findet statt zwischen Natur und Geschichte oder Dem, was durch Geschichte begründet ist. So stellt man z. B. der positiven, d. h. durch besondere Thatsachen der Geschichte geoffenbarten, Religion eine natürliche gegenüber, nämlich eine Religion, die, wie Einige meinen, ohne Hülfe einer geschichtlichen Offenbarung, sich blos auf die natürliche Anlage des Menschen zur Religiosität gründen könne. Diese sogenannte natürliche Religion aber ist nicht zu verwechseln mit den Naturreligionen oder Mythologien der Völker, welche zum Theil auch geschichtlich begründet zu sein scheinen und zusammen unter dem Namen Polytheismus begriffen werden; denn hier heißt Naturreligion Verehrung der Naturgottheiten. Im engsten Sinne heißt Natur der eigenthümliche Charakter der besondern Naturdinge, besonders der organischen, für welche der Name in dieser Bedeutung am meisten üblich ist. In diesem Sinne gibt es so viele Naturen, als es Arten Naturwesen gibt, und die Benennung ist insofern zweckmäßig, als der Charakter eines Naturdinges, z. B. eines Thieres, einer Pflanze, doch im Grunde eine bestimmte Offenbarung der Natur, nämlich der innern schaffenden Natur, ist. In ganz ähnlichem Sinne ist oft die Rede von der Natur des Lichts, der Wärme, der Elektricität. des Magnetismus u. s. w., und man versteht darunter sowol die wesentlichsten Eigenschaften dieser Naturkräfte und Processe, als auch die Formen oder Gesetze, in und nach welchen sie erscheinen, und ebenfalls ist in diesen Fällen die Art und Weise gemeint, in welcher sich die Natur in diesen Kräften und Processen offenbart. In Beziehung auf Menschen braucht man den Ausdruck Natur oft in der Bedeutung einer besondern Beschaffenheit der leiblichen Organisation. In diesem Sinne hat z. B. der Eine eine starke, der Andere eine schwächliche Natur, oder, wie manche Ärzte nach dem alten Style die Organisationen unterscheiden, dieser eine feuchte, jener eine trockene Natur. Abgesehen von solchen besondern Bestimmungen, bezeichnet man mit dem Ausdrucke: menschliche Natur,

die Gesammtanlage des Menschen von leiblicher sowol als geistiger Seite, oder die Gesammtheit menschlicher Vermögen. Auch diese Benennung ist treffend, obgleich man häufig ihre wahre Bedeutung verkennt. Denn in dem Menschen hat sich die Natur individualisirt, d. h. theilweise offenbart, wie in den Thieren, Pflanzen und Mineralien, welche nur einzelne Seiten der Natur in sich darstellen, und auch personificirt, d. h. in ihrer Ganzheit individualisirt, womit die Bedingung zur Freiheit, zum Selbstbewußtsein gegeben ist, welches wesentliche Eigenschaften der Persönlichkeit sind. Der Geist (s. d.) aber gehört der Natur blos in der weitesten Bedeutung an. Im gebildeten Menschen ist der Geist der Natur frei geworden, und wenn seine Bildung so weit gediehen ist, daß er die Natur wissenschaftlich erkennt, d. h. nicht blos äußerlich, nach den Formen ihrer Erscheinung, kennt (empirisch auffaßt), sondern dieselbe nach ihrem innern Wesen und gesetzmäßigen Wirken versteht, also den rechten Sinn ihrer Offenbarungen begreift, so kann man in Beziehung auf diese Bildungsstufe sagen, daß die Natur in solchen Menschen sich selbst erkenne, während sie sich in andern von geringerer Bildung nur unvollkommen, in verworrenem Bewußtsein anschaut, und in verbildeten Menschen sich selbst verkennt. Um dieses ganz zu verstehen, muß man sich zuvor von der gewöhnlichen, beschränkten Ansicht der Natur aus dem Standpunkte des bloßen Verstandes frei gemacht und zur höhern Ansicht aus dem Standpunkte der Vernunft (s. d.) erhoben haben. Denn dem bloßen Verstande erscheinen die Naturdinge nicht blos äußerlich verschieden und gesondert für die äußere Anschauung, sondern auch innerlich getrennt, und die Natur selbst ist dem Verstandesmenschen ein fremdes Reich, mit welchem er sich in eine zufällige äußere Beziehung gesetzt glaubt. Die Natur offenbart sich einem jeden Menschen nur nach dem Grade seiner Geistesbildung und Gemüthsbeschaffenheit. Die sinnliche Naturansicht unter den kindlichen Völkern im Alterthume dürfte immer noch dem kalten Verstandesbegriff vorzuziehen sein, welchem die Natur ein buntes, an sich bedeutungsloses Mancherlei ist, in welches ein fremder Verstand erst Ordnung und Zusammenhang hintragen soll. Denn jenen erschien die Natur doch wenigstens als ein Ganzes, obgleich nur von ihrer sinnlichen Seite; ganz geistlos dagegen erscheint sie Denjenigen, welche nur den Verstand in sich ausgebildet haben, denn dieser ist ein sonderndes, trennendes Vermögen, und dem blos reflectirenden, d. h. auf das Einzelne gespannten Forscher entflieht der Geist der Natur unter den spaltenden, anatomirenden Händen. In ihrer ganzen Schönheit aber und zugleich als ein gemüthliches Wesen, als eine liebende Mutter, offenbart sich die Natur dem Dichter, indeß sie sich dem Künstler von einzelnen Seiten ihrer Schönheit zeigt, z. B. dem Maler als ein panoramisches Gemälde, dem Bildhauer und Baumeister als plastisches Kunstwerk und dem Tonkünstler vorzugsweise als eine lebendige Tonwelt. Es ist in vollem Sinne wahr, daß die Natur, wie sie für jede Stufe menschlicher Geistesbildung ein entsprechendes Gepräge annimmt, so für alle Gemüthsstimmungen passende Farben und Töne hat, um mit einem jeden zu harmoniren. So findet sich zu den fröhlichen, sinnlich gestimmten Menschen der Gegensatz in den Schwermüthigen, welchen die Natur ein Jammerthal ist, während sie dem Bösewicht und Verbrecher als ein Reich erscheint, in welchem die Geister der Finsterniß walten, und eine rächende Gottheit, die ihre Quälgeister den Übelthätern nachsendet. Dem Religiösen und Tugendhaften dagegen erscheint die Natur oft in ihrer lieblichsten Gestalt, sie ist ihm ein Spiegel der innern Harmonie seines Gemüths, eine Welt, in welcher der Geist der Liebe aus allen Wesen ihn anspricht, ein Tempel Gottes, in welchem er sich in unendlicher Mannichfaltigkeit offenbart.

Wer den Faden dieser Betrachtung mit sinniger Aufmerksamkeit zu verfolgen vermag, wird in der Natur das Walten einer gerechten Gottheit erkennen, welche jeden Menschen nach seinem Sein und Thun behandelt, einem Jeden gibt und

vergilt, was er verdient, indem sie in ihrem Äußern Jedem einen Spiegel vorhält, worin er sein eignes Bild, den Widerschein seines Innern erblickt. Hier offenbart sich also der Grund der so mannichfaltig modificirten Ansichten der Menschen von der Natur; er liegt einerseits in der Unendlichkeit ihres Innern, welches nach Außen alle Seiten darzustellen vermag, andererseits in der ursprünglichen Einheit und Harmonie des Menschen mit der Natur, welche beide Gegenbilder voneinander sind. Die Verstandesaufklärung zwar wird alle diese verschiedenen Naturansichten für unwahr und Selbsttäuschung erklären, aber für eine höhere Ansicht sind sie, in gewisser Hinsicht, alle wahr, nämlich in Beziehung auf die Bildungsstufe und Stimmung eines Jeden. Denn der Mensch steht nie allein, in völliger Trennung von der Natur, in und mit welcher er nur leben kann. Wahre Bildung ist daher der rechte Weg, um zu den Schätzen der Natur zu gelangen und sie geistig zu genießen. Je höher die Bildung des Menschen steigt und je gediegener und allseitiger diese Bildung ist, desto mehr wird er der Natur, sie ihm sich nähern; nur halbe oder Afterbildung entfernt von ihr. Schon die höhern einseitigen Naturansichten aber, z. B. die religiöse, die poetische, künstlerische, können Denen, welchen sie eigen sind, viel reines Vergnügen gewähren; allseitig jedoch kann die Ansicht oder Erkenntniß der Natur allein auf dem Standpunkte der Wissenschaft werden; denn nur von ihm aus können zugleich alle andere Ansichten gehörig gewürdigt werden. In der wahren Wissenschaft ist der Verstand im Einverständnisse mit der Vernunft thätig und wird durch sie geleitet. Der wissenschaftliche, d. h. vernünftig gebildete Verstand läßt sich nicht, wie der empirische, durch den Schein täuschen und von ihm gefangen nehmen; für ihn gibt es kein Äußeres ohne ein Inneres, keine Mannichfaltigkeit ohne Einheit, und wenn er zwar, auf das Äußere der Natur gerichtet, durch die Sinne eine unendliche Mannichfaltigkeit wahrnimmt, so sieht er zugleich durch das Auge der Vernunft, daß alle diese Mannichfaltigkeit nur für die Erscheinung gilt, mithin nicht für sich besteht, sondern von der unsichtbaren Einheit (dem Innern) der Natur getragen und durch sie bedingt wird. Alles Äußere ist zeitlich und räumlich, geistig (thätig) und leiblich (beharrend). Raum und Zeit sind nothwendige Formen des Daseins der Naturdinge, deren Inhalt Geist und Materie ist. Diese Formen und ihr Inhalt machen den Begriff des Daseins aus; dasein, oder in Zeit und Raum bestehen, geistig und materiell sein ist daher Eins und Dasselbe. Wie aber keine Form ohne ihren Inhalt sein kann, so auch der Inhalt wieder nicht ohne das Enthaltende. Das Enthaltende von Geist und Materie und deren Formen, Zeit und Raum, kann nur das Überzeitliche und Überräumliche, d. h. das Ewige, Übersinnliche, in sich selbst Unendliche, Unwandelbare, Unbedingte, auf sich selbst Ruhende, mit Einem Worte — Gott sein. Dem empirischen Verstande erscheint Gott als ein von der Natur absolut getrenntes, gleichsam außer und über der Welt schwebendes Wesen, welches zu ihr in einem zuschauenden oder auch willkürlich eingreifenden, die Begebenheiten nach bestimmten Absichten lenkenden Verhältnisse steht. Dagegen ist für den wissenschaftlichen Verstand Gott der Alles tragende und erhaltende Urgrund aller Dinge, wodurch deren Inbegriff ein Ganzes, eine Welt oder geordnete Gesammtnatur ist. Die äußere oder erscheinende Natur (natura naturata) ist daher die allseitige Offenbarung Gottes, die Darstellung seines Wesens in leiblichen Formen und geistiger Wirksamkeit. Dies wird Jedem klar sein, der mit den so eben erwähnten, die Natur betreffenden Ideen einverstanden ist. Das Innere der Natur, nämlich ihr übersinnlicher Grund, ihr ewiges Urbild, d. h. Gott, ist an sich verborgen, in das Unendliche seiner Einheit verhüllt, und würde ein ewiges Mysterium bleiben, wenn er nicht in die Erscheinung hervorträte, sich für die Anschauung und Erkenntniß in Raum und Zeit verwirklichte. Diese Naturoffenbarung Gottes ist nicht die Folge eines willkürlichen Entschlusses, sondern ein aus seinem freien Wesen hervorgegangener und

ewig hervorgehender Erfolg. Die Natur iſt die große, allgemeine Mittlerin, durch welche die perſönlichen Mittler in menſchlicher Geſtalt erſt möglich und wirklich werden. Die Menſchwerdung Gottes in Chriſto, dem größten Mittler zwiſchen Gott und der Menſchheit, war ein Hervortreten des Göttlichen in die erſcheinende Natur, das Einſenken eines göttlichen Mittelpunktes in die Geſchichte, in welcher ſich die höhere Natur (Geiſt und Gemüth) des Menſchen, durch das Hinſchauen und in ſich Aufnehmen dieſes lichten Punktes entwickelt und heraufbildet. Ein ſolcher Mittler iſt zugleich Verſöhner der Menſchen mit Gott; denn das ſind nur verſchiedene Namen für einen und denſelben Begriff. Die Verſöhnung ſetzt aber gleichſam einen Abfall von Gott, eine Entzweiung mit ihm voraus. Durch ſeine Selbſtvereinzelung, durch ſeinen Eigenwillen, ſeine Selbſtſucht iſt der Menſch im Abfall von Gott, außer der Einheit mit ihm. Dieſen Abfall theilt der Menſch gewiſſermaßen mit der ganzen äußern Natur, oder ſie mit ihm. In allen Dingen nämlich, obgleich ſie nur auf ihrem Urgrunde ruhen, in welchem ſie ihrem innerſten Weſen nach wurzeln, obgleich ſie bewußtlos vom Geiſte des Ganzen beſeelt und von ihm getragen werden, iſt gleichwol der Trieb zur Selbſterhaltung; alle haben das Streben, in ſich ſelbſt zu ſein, ſich als beſondere zu behaupten, und treten daher Allem kämpfend gegenüber, was feindlich und zerſtörend auf ſie einwirken will. Selbſtſüchtig ziehen ſie Alles in ihren Kreis, was ihnen zur Nahrung dienen kann und was ſie zu überwältigen vermögen, um es zerſtörend in ſich zu verwandeln, ſich davon zu erhalten und wo möglich den Kreis ihres Daſeins zu erweitern; und was zu ſchwach iſt in dieſem Kampfe, wird verſchlungen und muß ſein Daſein dem Stärkern zum Opfer bringen. Wer dieſen Streit der Dinge um ihr Daſein nur im Thierreiche ſucht und in ſeinem Verhältniß zum Pflanzenreiche, hat noch eine beſchränkte Anſicht von der äußern Natur, hinſichtlich ihres allgemeinen Charakters, und bezieht letztern nur auf einen Theil des Ganzen. Auch die Steine und Metalle behaupten ſich im Kampfe gegen die Elemente und gegeneinander ſelbſt, indem ſie nur auf Koſten der Elemente entſtehen, leben und wachſen, ſich nährend und erhaltend von deren Beſtandtheilen. Die Elemente ſelbſt ſtehen in ewig feindlichem Verhältniß zueinander, jedes mit dem Beſtreben, für ſich allein zu beſtehen, die andern in ſeinen Kreis zu ziehen und ſich zu aſſimiliren, was aber immer nur theilweiſe gelingt, indem der unvollkommene Sieg bald auf der einen, bald auf der andern Seite iſt, ſodaß dieſer Kampf nur die Bedingung einer fortwährenden Schöpfung, und ſein Erfolg ein ewiger Wechſel der Dinge, ihres Entſtehens, Wachſens, Gedeihens, Erkrankens und Vergehens iſt. Von der Wahrheit und Allgemeinheit dieſes Verhältniſſes kann man ſich aus der nähern Betrachtung der Polarität (ſ. d.) und des allgemeinen polaren Verhältniſſes der Dinge, welches mit dem ſo eben dargeſtellten identiſch iſt, überzeugen. Von dieſer Seite betrachtet iſt alſo die ſichtbare Natur der große allgemeine Kampfplatz eines ewigen Kriegs, auf welchem das Leben des Ganzen beruht, welches, bei näherer Beleuchtung, im Grunde ſelbſt nichts Anderes iſt als dieſer ewige Krieg, mit allen Folgen, die aus ihm hervorgehen. Ja, nicht nur das Naturleben in engerm Sinne, vielmehr iſt Alles, auch das höhere Menſchliche in allen Sphären des Göttlichen, einerſeits wenigſtens, ein Kampf, der nur mit dem Tode ganz endigt. Das religiöſe Leben z. B., wenn es von ſeiner höhern Seite zwar göttlicher Friede iſt, beſteht von der andern, gegen das Niedere gewendeten Seite in einem fortwährenden Kampf gegen das irreligiöſe Princip, welches ſowol aus verborgenen Schlupfwinkeln des eignen Innern in Geſtalt von Zweifeln hervortritt, als auch von Außen als fremder Unglaube dem Leben des Religiöſen feindlich entgegenkommt. Das Kunſtleben kämpft einerſeits gegen den Widerſtand der Materie, in welcher die Kunſt ihre Ideen verwirklichen will, andererſeits mit den Schwierigkeiten, welche die Endlichkeit der Formen der Darſtellung göttlicher Ideen entgegenwirft. Selbſt die Tugend iſt nichts Anderes als ein Kampf

gegen das böſe Princip, ſowol nach Innen, gegen dieſen Feind im eignen Gemüthe, als nach Außen gegen die Werke der Finſterniß, gegen das ſelbſtſüchtige Streben ſchlechter Menſchen, welche der Ausführung des Guten entgegenkämpfen. Ebenſo iſt endlich auch die Wiſſenſchaft ein ewiger Kampf des Geiſtes gegen den Myſticismus (ſ. d.), im Streite des intellectuellen Lichts mit dem Dunkel des Geiſtes (Unwiſſenheit, Irrthum, Aberglaube u. ſ. w.), und zwar ebenfalls in doppelter Richtung. Schon dieſer gemeinſchaftliche Charakter beider Welten, der realen und idealen, der Natur und des Geiſtes, deutet auf deren urſprüngliche Einheit und begründet die Überzeugung, daß beide nur verſchiedene Stufen eines Ganzen ſind, und daß man nur innerhalb dieſes Ganzen den Gegenſatz einer Naturwelt (des unbewußten Lebens) und eines Reichs der Freiheit (des ſelbſtbewußten Denkens und Handelns) anerkennen darf, woraus dann weiter folgt, daß die Natur gleichſam der Grund und Boden für den Baum der Freiheit iſt.

Wenn aber alles Leben ein Kampf iſt, ſo darf man nicht vergeſſen, daß das Ende alles Kampfes Friede und Verſöhnung iſt, und man würde das Weſen und Wirken der lebendigen Natur wieder nur einſeitig erfaſſen, wenn man nicht mitten in ihrem kriegeriſchen Reiche aus ihrem fruchtbaren Schooße zugleich den Frieden aufblühen und gedeihen ſähe. Aber der Friede der Natur kann nur theilweiſe oder abwechſelnd auf einzelnen Punkten beſtehen, während im Ganzen Krieg fortdauert, da allgemeiner Friede Tod wäre. So gehen aus der Verſöhnung ſtreitender, bewußtloſer Naturkräfte neue Erzeugniſſe hervor, welche gleichſam die Frucht des Friedens ſind. Das ganze Mineralreich z. B. iſt Zeuge von dem Frieden, der nach dem Kampfe des Erdelements mit den übrigen Elementen auf unzähligen Punkten der Erdrinde, unter ſehr verſchiedenen Bedingungen, zu Stande gekommen iſt. Und ſo iſt jedes Naturerzeugniß (Naturproduct) die Erſcheinung des Friedens, der Verſöhnung zuvor miteinander im Streit begriffener (ſich polar zueinander verhaltender) Kräfte, zugleich aber auch der Anfang eines neuen Streits, indem die verſchiedenen Erzeugniſſe ſich nun ſelbſt polar (feindlich) zueinander verhalten. Ein ähnliches Verhältniß findet nothwendig in der idealen Welt ſtatt. Das Ende des Kampfes in der Kunſtthätigkeit iſt das Kunſterzeugniß, in deſſen Anſchauung das beſeligende Gefühl der Verſöhnung höherer Kräfte, welche während und in der Arbeit im Streit miteinander waren, im Künſtler und Kunſtverehrer hervortritt. Der Sieg aus dem religiöſen und ſittlichen Kampfe iſt göttlicher Friede in der Anſchauung des Göttlichen und das belohnende Gefühl, welches tugendhafte Handlungen begleitet, und der Kampf der Wiſſenſchaft gleicht ſich in der gefundenen oder bewieſenen Wahrheit aus, in welcher der Friede als wiſſenſchaftliche Überzeugung erſcheint. Alle Bildung, im Geiſtigen wie im Leiblichen, iſt alſo Reſultat des Kampfes. Alles Gute, Schöne, Wahre, Große geht aus Kampf und Streit hervor, wodurch es gebildet, geläutert, zum Bewußtſein erhoben wird und um ſo herrlicher erſcheint, je größer und ſchwerer der Kampf war, durch welchen es errungen wurde. Alle Naturdinge unter dem Menſchen kämpfen nur einſeitig oder nach wenigen Richtungen gegen einzelne feindliche Angriffe, aber der Menſch iſt von allen Seiten, nach Innen und Außen von Feinden umgeben, gegen welche er ſich zu behaupten hat, um innerlich und äußerlich den Frieden zu erkämpfen. Der Kampf um die Wahrheit in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit iſt, im Idealen, der höchſte und darum auch, wenn er gelingt, der erfolgreichſte. Wenn daher die Wiſſenſchaft, vermöge des Zuſammenhangs der Wahrheiten auf das Ganze geleitet, ihren Blick auf den großen allgemeinen und endloſen Streit, d. h. auf das Leben des Ganzen, der Geſammtnatur, des Univerſums richtet und in dieſem Streite ſelbſt vollkommene Harmonie, theils wiſſend, theils ahnend erkennt, ſo feiert ſie in dieſer Erkenntniß, welche die Offenbarung Gottes in ihr iſt, ihren höchſten Triumph.

Naturalien oder Naturerzeugniſſe ſind alle von der Natur her-

vorgebrachte Körper, insofern sie besonders durch die Kunst noch keine wesentliche Veränderung erlitten haben; dann aber nennt man so die seltenern und die wohl erhaltenen Naturerzeugnisse, welche in Naturaliensammlungen aufgenommen werden. Hierzu gehören Muscheln, Steine, getrocknete, in Weingeist gesetzte oder ausgestopfte Thiere, Kräuter u. s. w. Ein Naturaliencabinet ist daher eine Sammlung von allerlei Gegenständen aus den drei Reichen der Natur. Wahrscheinlich ist es, daß Aristoteles eine solche Sammlung hatte, da ihm auf Alexander's Befehl das Seltenste aus allen drei Reichen der Natur zugeschickt werden mußte. Was indessen im Alterthume der Einrichtung von Naturaliencabineten vorzüglich entgegengestanden haben muß, scheint die Unzulänglichkeit der Mittel gewesen zu sein, die man damals zur Aufbewahrung der der Fäulniß unterworfenen Gegenstände hatte. Noch unbekannt mit dem Gebrauch des Weingeistes, welcher alle Fäulniß abhält und bei seiner Durchsichtigkeit die vollkommene Beschauung des in ihm aufbewahrten Körpers verstattet, legte man die leicht faulenden Naturalien in Salzwasser oder in Honig, oder man übergoß sie mit Wachs. Im Mittelalter legten besonders die Regenten Naturaliensammlungen an, denen man aus dem Auslande seltene Naturgegenstände zum Geschenk mitbrachte, wozu die Ausbreitung des Handels immer mehr Gelegenheit gab. Als sich die Vorurtheile verloren, welche sich anfangs der Anatomie entgegensetzten, und die Akademien die Erlaubniß bekamen, menschliche Körper zu zergliedern, scheint man zuerst den Nutzen des Weingeistes zur Aufbewahrung der Fäulniß unterworfener Naturalien erkannt zu haben. Erst später wurden Naturaliensammlungen von Privatpersonen angelegt. Insbesondere geschah dies in Städten, wo ein lebhafter Handelsverkehr herrschte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Sammlergeist in Deutschland in dem vor Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch seinen Handel so blühenden Augsburg zuerst rege geworden sei. Die ersten einigermaßen bedeutenden Privatsammlungen kommen indessen erst im 16. Jahrh. vor. So hatten Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Cardanus, Konrad Gesner, Georg Agricola u. A. nicht unbedeutende Naturaliensammlungen. Den ersten Katalog von Privatsammlungen gab Sam. Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um 1553 zu Ingolstadt in großem Ansehen stand, 1565 zu München 4. heraus. Jetzt ist ganz Europa mit öffentlichen und Privatnaturaliencabineten angefüllt. Als die vorzüglichsten bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Museums zu Paris ausmacht, das Naturaliencabinet der Universität zu Berlin und das der Gesellschaft naturforschender Freunde daselbst, das Cabinet der Naturgeschichte zu Wien, die Cabinete zu München, Jena, Dresden, Hanover und Celle, das Cabinet, welches einen Theil des brit. Museums in London ausmacht, das Naturaliencabinet von Banks ebendaselbst, die Cabinete im Haag, in Barcelona, Madrid, und das kais. Naturaliencabinet in Petersburg. In Dänemark und Schweden gibt es keine ausgezeichnet großen Naturaliensammlungen; doch ist in dem letztern Reiche das auf der Universität Upsala befindliche Cabinet zu bemerken, um welches sich Linné besonders verdient gemacht hat. Vgl. Thon's „Handbuch für Naturaliensammler, oder Anweisung, die Naturkörper zu sammeln", nach dem Französischen (Ilmen. 1826).

Naturalisation heißt die Aufnahme eines Fremden in die Staatsverbindung, oder Ertheilung der Rechte eines Eingeborenen oder des Indigenats (s. d.). Die einzelnen Staaten haben hierüber von jeher sehr verschiedene Grundsätze aufgestellt; einige haben es den Fremden sehr leicht, andere sehr schwer gemacht. Die meisten gestatten jetzt dem Fremden den Aufenthalt und die Betreibung erlaubter Gewerbe; seltener den Erwerb von Grundstücken (s. Fremde und Aubaine), indem dazu in Deutschland an den meisten Orten, außer der Aufnahme zum Unterthan, auch das Ortsbürgerrecht erfoderlich

ist. Aber von eigentlichen staatsbürgerlichen Rechten bleiben die Fremden ausgeschlossen, bis ihnen dieselben durch die Naturalisation ertheilt werden. Diese ist in den meisten Ländern eine Regierungs- und Gnadensache; in andern muß die gesetzgebende Gewalt dabei concurriren. In Frankreich z. B. naturalisirt der König durch Regierungsbefehle, Ordonnanzen. In England kann der König nur die unvollkommene Naturalisation geben, welche in dem Rechte eines Denizen besteht, nämlich Grundstücke zu erwerben; die Naturalisation selbst ertheilt das Parlament, und auch diese gibt noch nicht die Fähigkeit zu öffentlichen Ämtern, insbesondere die Fähigkeit Parlamentsglied zu werden. Soll auch diese einem Fremden ertheilt werden, welches nur in seltenen Fällen geschieht, so muß vom Parlament darüber zweimal ein Beschluß gefaßt werden, zuerst über die Erlaubniß, einen solchen Vorschlag zu machen, und dann über die Sache selbst. (S. Heimatrecht.)

Naturalismus nennt man im allgemeinen und gewöhnlichen Sinne die Ausübung einer Kunst oder Wissenschaft, nicht nach Studium oder den bewußten Regeln derselben, sondern nach natürlicher Anlage, und im tadelnden Sinne Mangel an Schule. Alle Künste sind von Naturalismus ausgegangen; denn die vom Instinct oder zuweilen vom Genie eingegebenen Versuche waren es, aus deren wiederholter Beobachtung sich mit der Zeit die Kunstregeln entwickelten. Die ersten Künstler waren Naturalisten, d. h. sie arbeiteten ohne regelmäßige Anweisung nach natürlicher Anlage; die nachfolgenden bildeten die Kunst so aus, daß es oft schien, als ob man sie ohne natürliche Anlage und blos durch Kunstregeln erlernen könne. So gebildete mittelmäßige Künstler haben im Gegensatze geistvoller und genialer Naturalisten oft den im Grunde thörichten Streit veranlaßt, ob es besser sei, Naturalist oder Künstler in einer Sache zu sein. (S. Naturdichter.) In Zeiten höherer Bildung kann der Naturalismus nicht ausreichen; er bedarf der Schule und Methode auch bei vorhandenen großen Talenten, um Vollkommenes zu leisten. Um so mehr ist Der zu tadeln, welcher mit flüchtiger Einsicht in das Kunstgebiet, ohne tieferes Studium der Kunst und ihrer Aufgaben und Gegenstände zum Darstellen eilt, weil er seinem Talente Alles vertraut. In der Geschichte der Malerei kommt jedoch das Wort Naturalist auch im Gegensatze des Idealismus in der Kunst vor; so wird z. B. Merigi von Caravaggio, wegen seiner Nachahmung der Natur, vorzugsweise so genannt. In einer andern wissenschaftlichen Bedeutung versteht man unter Naturalismus, im Gegensatze des Supernaturalismus (s. d.), die Ansicht, daß der Mensch blos durch Anwendung und natürliche Entwickelung seiner subjectiven Geisteskräfte, und ohne göttliche durch Geschichte vermittelte Unterstützung zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit und zur Glückseligkeit gelangen könne. Der Naturalismus leugnet also die geoffenbarte Religion. — In einem noch andern Sinne ist Naturalismus die Ansicht, welche die Natur für Eines und Alles hält; dieser Naturalismus ist zugleich Atheismus.

Naturdichter ist ein in der neuern Zeit vielfach gemisbrauchter Name. Wenn die Poesie eine Kunst ist, so kann, scheint es, kein Dichter ein Naturdichter sein; und wenn jeder Dichter, wie man sagt, „geboren wird", oder „ein geborener Dichter sein muß", so muß jeder Dichter auch Naturdichter sein. Wahr ist es nun, daß die Dichtkunst ein Naturell voraussetzt, welches kein Mensch sich geben kann; es gibt aber auch Manches an der Kunst, was nur durch Fleiß, Übung und freie Richtung des Naturells erworben werden kann. Wo aber beide, Natur und Freiheit, glücklich zusammentreffen, da ist das Höchste in der Poesie möglich. Jeder ist also zwar durch ein Naturtalent, aber Keiner durch bloße Natur Dichter, und es gibt in dieser Beziehung gar keinen Naturdichter, oder jeder Dichter ist ein solcher. Aber es lassen sich Grade der Kunstbildung unterscheiden, mit welchen man die Kunst ausübt. Der Eine empfängt eine schulmäßige Anleitung in dem

Gebrauche seines Kunstmittels, oder übt sich selbst nach bestimmten Grundsätzen in der fehlerfreien und richtigen Anwendung desselben, um es dereinst zur freien Darstellung des Schönen zu erheben; einem Andern wird ohne langes Studium und fremde Anweisung schon der Versuch zu einem gelungenen Werke und jede Übung eines spielenden Krafttriebes ein angenehmes, gefälliges Erzeugniß. Wollte man Diesen Naturdichter nennen, so würde entweder der höhere Grad der Genialität das Charakteristische desselben, oder der Naturdichter nichts Anderes als ein Naturalist in der Dichtkunst sein. Denn es läßt sich wol auch denken, daß Jener, der die vollkommene Schule mit Ernst oder Freiheit mehr oder minder schnell durchlaufen hat, desselben Grades der Kraft sich rühmen dürfe, und daß er Den, welcher schon früh ohne planmäßige Anleitung und Übung ein gefälliges Werk hervorbringt, später durch Tiefe, Gründlichkeit und Klarheit seiner Werke weit übertreffe. In dieser Rücksicht würden wir einen Naturalisten in der Poesie als einen noch nicht ausgebildeten Dichter betrachten, der, wenn ihn der oberflächliche Reiz seines Erzeugnisses und der Beifall der Menge bezwingt, vielleicht niemals zur höhern Ausbildung gelangt, wie man überhaupt Jeden einen Naturalisten zu nennen pflegt, dem die kunstmäßige Ausbildung seines Talents mangelt, und welcher sich nur der mehr und weniger sichern Übung desselben hingibt. In der Poesie, Declamation und in den mimischen Künsten zeigt sich hauptsächlich dieser Naturalismus, weil in diesen das Kunstmittel von dem darstellenden Subject ungetrennt ist, und Jeder es im Leben schon unwillkürlich gebraucht. Deshalb entsteht so leicht die Meinung, als sei in diesen Künsten das Studium minder nöthig, und deshalb könnte es auch scheinen, als sei jeder Dichter und Schauspieler Naturalist. Blicken wir aber in das Leben der größten Dichter, so ergibt sich bald, mit welchem gewissenhaften Studium der Gegenstände der Dichtkunst sie ihren Naturberuf entfaltet und ihrer Kunst obgelegen haben; und wir würden, wenn auch die Meisten, welche als Dichter auftreten, das Studium der Sprache, der Rhythmik u. s. w. nicht betrieben hätten und also Naturalisten wären, doch nur misbrauchsweise den Namen des Naturdichters auf sie übertragen. Sonach würde derselbe zunächst Denjenigen bezeichnen, der, mit einem hohen Grade der poetischen Anlage ausgestattet, durch eignes, tiefes Studium, ohne fremde Anweisung zu dem Charakter des Dichters gelangt. Endlich scheint sich dieser Name, so wie der Ausdruck: Naturpoesie, auf die verschiedenen Arten der Bildung zu beziehen, unter deren Bedingung die Poesie geübt wird. Es gibt nämlich eine Art der Bildung, welche mehr den Charakter der lebendigen Anschauung und der allseitigen Vertiefung in die Gegenstände trägt. Sie ist dem Künstler vorzugsweise eigen und förderlich. In Beziehung auf die Persönlichkeit des Künstlers aber ist sie mehr bewußtlos und hat den äußern Anschein eines instinctähnlichen, aber freien Hingebens und Hingezogenseins an die Gegenstände. Sie findet sich unter Menschen und Völkern da, wo sich der Mensch nur eben erst über die Naturgewalt erhoben hat, also der Natur noch näher steht und wo die Einbildungskraft ein treuer Spiegel der Natur, die Dinge in ihrem reinen, ungetrübten Glanze auffaßt. Eine andere entgegengesetzte Art der Bildung findet statt, wo eine einseitige, das Geistige und Körperliche, Idee und Wirklichkeit trennende Reflexion herrschend geworden ist. Man kann sie die künstlichere Bildung nennen. Bei jener herrscht überhaupt die Kunst, bei dieser die Wissenschaft vor. Dieser Gegensatz aber tritt ein: 1) in Hinsicht ganzer Geschichtsperioden, wie man z. B. die griech. Poesie, im Gegensatze der Poesie der neuern Völker überhaupt, vorzugsweise Naturpoesie, letztere Kunstpoesie hat nennen wollen, insofern diese eine künstlichere Bildung voraussetzt; dann 2) in Hinsicht der Geschichtsperioden einzelner Völker, sodaß die Homerische Poesie durch ihren reinnatürlichen Charakter, im Gegensatze der spätern Lyrik und Dramatik, ferner die altdeutsche Poesie, und namentlich die Poesie der Volkslieder,

im Gegensatz der Dichtungen unserer Zeit, Naturpoesie genannt werden dürfen; endlich 3) in einer und derselben Zeit bei verschiedenartiger Bildung der Individuen, unter denen entweder jene oder diese Ansicht, die poetische und lebendige, oder die verständige und überlegende Ansicht vorherrscht. So könnte man z. B. Bürger, ja selbst Göthe, als wahre Naturdichter, einem Schiller, als mehr reflectirendem oder philosophischem Dichter, entgegenstellen. Aus dieser Culturverschiedenheit ist es auch begreiflich, warum die wahren Dichter so selten sind und immer seltener erscheinen werden, da im Gegentheil die Kritiker sich vermehren. Denn die Reflexion über das Geschaffene folgt dem Schaffen nach und erscheint vorherrschend, jemehr die poetische Darstellungskraft eines Volks sich erschöpft. Ferner ist es auch erklärbar, warum erst später der Unterschied der Naturpoesie von der Kunstpoesie bestimmter aufgefaßt worden ist. Denn da der Naturdichter, als solcher, weniger über sich selbst reflectirt, was erst der Charakter einer spätern Bildung ist, in welcher der Verstand vorherrschend wird, so konnte auch der Charakter der Naturpoesie den Menschen jener Zeit nicht zum deutlichen Bewußtsein kommen, wohl aber denen der spätern Zeit, die jenen Gegensatz erst bildet und begreift. Zu den Merkmalen der Naturpoesie in der zuletzt angeführten Bedeutung würden wir es rechnen, daß sie mehr oder weniger volksmäßig ist und alle Classen und Stände einer Nation anspricht, begeistert und erhebt; dahingegen die Kunstpoesie einen höhern Grad, besonders der geistigen und geselligen Bildung verlangt, und daher mehr für die höhern Stände geeignet ist. Wenn jene mehr an sich selbst erhebt und erfreut, so muß man zu dieser sich erheben und bilden. Endlich kann der Name: Naturpoesie und Naturdichter, auch auf den Gegenstand der Dichtung bezogen werden, doch nicht ohne Rücksicht auf die bisher angeführte Bedeutung dieser Ausdrücke. Denn die Natur in ihren Wirkungen und Erscheinungen kann nur da selbständig von der Poesie erfaßt und behandelt werden, wo sie nicht im Gegensatze des Geistes und blos durch Reflexion, sondern symbolisch und gleichsam als Personificirung des Geistigen durch Phantasie aufgefaßt wird. Dieses ist aber gewöhnlich in der beschreibenden oder malenden Poesie am allerwenigsten der Fall. Aus dem Gesagten geht hervor, daß, je allgemeiner in einem Volke die aus Unterricht und Lecture geschöpfte Bildung verbreitet ist, um so weniger von Naturpoesie im letztern Sinne unter ihm die Rede sein könne. Nicht unter den Deutschen dürfen wir daher den wahren Naturdichter suchen; eher möchten England und Schottland sich solcher rühmen können, jenes in seinem Rob. Burns, dieses in seinem zum Hirtenleben erzogenen Hogg.

Naturell ist bald für Temperament, bald gar für Charakter genommen worden; am richtigsten befaßt man unter diesem Ausdrucke alle jene Eigenthümlichkeiten der Menschennatur, die aus den körperlich-organischen Anlagen hervorgehen, also Constitution und Temperament mit eingeschlossen. Vom organischen Leben geht nämlich Alles bei uns aus, und unser erstes Leben ist bloße Vegetation. Aber auch wenn das Empfindungs- und geistige Leben sich entwickelt hat, dauert das vegetative fort und hat einen wesentlichen Einfluß auf das höhere Empfindungs- und geistige Leben. Oft sind wir blos ein Spiel unsers Mechanismus. Kann aber schon ein vorübergehender Zustand Veränderungen in uns bewirken, um so mehr wird dies eine bleibende Beschaffenheit vermögen. Menschen, die schon in der physischen Anlage nichts miteinander gemein haben, können unmöglich in Gefühl, Meinung und Vorstellung sich gleichen. Bei der vollständigen Beurtheilung eines Menschen hat man demnach Rücksicht zu nehmen auf seinen Organismus, die besondere Beschaffenheit seiner Theile, deren Verbindung und Verhältniß und alles Dasjenige, was dadurch Veränderungen im geistigen und moralischen Menschen hervorbringt. Man kann auch sagen, daß man Rücksicht zu nehmen habe auf die Constitution, d. i. den Bau und die Beschaffenheit der festen Theile des Körpers, und die Complexion, d. i. das Flüssige, durch die

Lebenskraft gesetzmäßig Bewegliche im Körper. Beide sind noch nicht das Naturell selbst, sondern nur die Bedingungen desselben; denn je nachdem diese verschieden sind, kommen auch verschiedene Erscheinungen des Gemüths zum Vorschein. (S. Temperament.)

Naturforscher-Vereine gibt es jetzt in Deutschland, in der Schweiz, in England u. s. w. Der Zweck der Versammlungen des „freien Vereins deutscher Naturforscher und Ärzte" ist, Gelegenheit zu geben, theils sich näher kennen zu lernen und dadurch einen mildern und raschern wissenschaftlichen Verkehr herzustellen, theils Ideen auszutauschen und gemachte Entdeckungen zu sichern. Die erste Anregung zu diesem Vereine gab Oken durch eine Auffoderung in der „Isis", 1822, Heft 5 und 8, indem er zu einer Versammlung in Leipzig auf den 18. Sept. einlud. Doch nur 13 Gelehrte, einige böhm. abgerechnet, folgten dem Rufe. Die Professoren Schwägrichen und Kunze wurden zu Geschäftsführern erwählt und hierauf die Statuten der Gesellschaft entworfen. Indem man die Bewegung der Theilnahme so frei als möglich zu erhalten strebte, ward keine geschlossene, nur durch Wahl den Zutritt erlaubende Gesellschaft gebildet, sondern Jedem, der sich wissenschaftlich mit der Naturkunde oder Medicin beschäftigt, Theilnahme an den Versammlungen, eine Stimme jedoch nur Schriftstellern gestattet. Jährlich sollte eine Versammlung am 18. Sept. und an den folgenden Tagen stattfinden, der Ort aber sowie die Geschäftsführer, welche immer am Versammlungsorte wohnhaft sein müssen, wechseln. Sammlungen werden nicht angelegt, auch keine Diplome ertheilt. Die zweite Versammlung fand 1823 zu Halle statt; die gewählten Geschäftsführer waren die Professoren Sprengel und Schweigger, und die Zahl der Anwesenden war nicht viel größer als im J. 1822. Hierauf versammelte man sich 1824 in Würzburg, wo d'Outrepont und Schönlein, 1825 zu Frankfurt am Main, wo Neuburg und Cretzschmer, und 1826 zu Dresden, wo Seiler und Carus Geschäftsführer waren. In Dresden waren zum ersten Mal Naturforscher aus allen Gauen Deutschlands gegenwärtig, und die Zahl der Mitglieder belief sich auf 151. Da nun der Verein in ganz Deutschland Eingang gefunden hatte, so konnte man die Versammlungen regelmäßig zwischen Nord- und Süddeutschland abwechseln lassen; auch wurde bestimmt, bei der Wahl der Geschäftsführer immer darauf zu sehen, daß nach den zwei Bestandtheilen der Versammlung ein Naturforscher und ein Arzt gewählt würden. Im J. 1827 hatte die Versammlung (156 Mitglieder) in München statt, wo Döllinger und Martius, 1828 in Berlin (466 Mitglieder), wo Alex. von Humboldt und Lichtenstein, 1829 zu Heidelberg (272 Mitglieder), wo Tiedemann und Gmelin, 1830 in Hamburg (417 Mitglieder), wo der Bürgermeister Dr. Bartels und Dr. Fricke, 1832, weil die Versammlung der Cholera wegen um ein Jahr verschoben wurde, zu Wien (418 Mitglieder), wo Jacquin und Littrow, 1833 zu Breslau, wo Wendt und Otto die Geschäftsführung hatten, 1834 zu Stuttgart (517 Mitglieder) und 1835 in Bonn. Schon ehe dieser Verein deutscher Naturforscher zu Stande kam, bestand in der Schweiz die „Allgemeine helvetische naturforschende Gesellschaft", welche 1815 gestiftet, 1823 bereits 375 ordentliche und 106 Ehrenmitglieder zählte und sich jährlich, ebenfalls mit den Orten wechselnd, versammelt. Die günstigen Erfolge der schweizer. und deutschen Naturforschervereine, welchen mehre brit. Gelehrte beiwohnten, gaben Veranlassung, einen ähnlichen Verein in Großbritannien zu errichten, der im Sept. 1831 zu York seine erste Versammlung mit 350 Mitgliedern und im Jun. 1832 zu Oxford die zweite, noch zahlreichere Versammlung hielt.

Naturgeschichte ist, im gewöhnlichen Sinne, die erzählende Darstellung der Entwickelung der Naturdinge, Naturkörper oder Naturproducte, wobei alle die Entwickelung (werdende und gewordene Bildung) begleitende Erscheinungen erwähnt und beschrieben werden. Wenn aber zugleich die Gründe der Ent-

wickelung mit erörtert werden, wodurch die Nothwendigkeit des bestimmten Ganges und Charakters der Entwickelung offenbar wird, sodaß man begreift, warum die Erscheinungen grade so und nicht anders sind, noch sein können, so entsteht eine höhere, nicht blos erzählende, sondern philosophische Naturgeschichte, welche auch Naturphilosophie heißt. (S. Physik.) Daraus erkennt man, daß Das, was gewöhnlich Naturgeschichte genannt wird, nämlich die erzählende (empirische), die Entwickelung oder Bildung der Naturdinge rein historisch darstellende Naturgeschichte, erst durch die Naturphilosophie ihre Begründung und somit Werth und Wahrheit erhält, und daß dagegen die blos empirische, welche sich um die Gründe der Entwickelung nicht bekümmert, zwar nützlich sei für das praktische Menschenleben, mithin z. B. in ökonomischer, technologischer und forstwissenschaftlicher Hinsicht sehr dienlich sein, aber keinen Werth als Wissenschaft haben kann, da man durch sie die Natur und ihre Erzeugnisse nur von ihrer Außenseite kennen lernt. Gegenstände für die Naturgeschichte können nur diejenigen Naturdinge sein, deren Entwickelung (Bildung in der Zeit und im Raume), wo möglich von ihrer Entstehung an, durch deutliche Anschauung beobachtet werden kann. Dahin gehört also die Erde oder unser Planet, wenigstens die Erdrinde, so weit man sie durchforschen kann, und Alles, was auf ihrer Oberfläche ist, wächst und lebt. Was dagegen außerhalb unsers Planeten ist, der Himmel also oder die entfernten Weltkörper, gehört nicht in den Bereich der Naturgeschichte, obgleich es Gegenstand einer Naturwissenschaft, nämlich der Astronomie, ist. Denn jeder Weltkörper muß zwar, als lebendes Weltindividuum, so gut wie unsere Erde, wie jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch, seinen besondern Lebenslauf, d. h. ein entstehendes, zunehmendes (aufsteigendes), abnehmendes (absteigendes) und endlich vergehendes (aufhörendes, verschwindendes) Leben, mithin eine wirkliche (reale) Naturgeschichte haben, und diese Naturgeschichte kann nur an den Veränderungen, Erscheinungen und Erzeugnissen erkannt werden, welche jede Lebensperiode des Weltkörpers bezeichnen und begleiten; aber diese Veränderungen, Erscheinungen u. s. w. können bei den entfernten Weltkörpern nicht beobachtet werden, weil die Anschauung des Menschen nicht so weit reicht, und daher ist auch keine kosmische Naturgeschichte (Naturgeschichte der Weltkörper), als menschliche Wissenschaft, möglich. Auch werden Physik und Chemie, für sich, nicht zur Naturgeschichte gerechnet, für welche sie aber theils begründende, theils Hülfswissenschaften sind. Es kann also nur vier Hauptwissenschaften geben, welche die Naturgeschichte in sich begreift, nämlich 1) die Geologie, als Naturgeschichte der Erde, diese als Ganzes und in ihren Theilen (Boden, Mineralien u. s. w.) betrachtet, oder die Mineralogie in umfassenderm Sinne; 2) die Phytologie oder Botanik, als Naturgeschichte der Pflanzen und des Pflanzenreichs; 3) die Zoologie, als Naturgeschichte der Thiere und des Thierreichs, und 4) die Anthropologie, als Naturgeschichte des Menschen und des Menschenreichs oder der Menschenwelt. Jede dieser vier Hauptwissenschaften hat wieder ihre untergeordneten Wissenschaften (s. Naturwissenschaften); diese haben wieder Nebenzweige, und alle treiben gleichsam Laub und entfalten aus sich Blüten und Früchte, und so gleicht das Ganze einem Baume, dessen Stamm die Geologie, dessen höchster Gipfel aber mit den edelsten Blüten und Früchten die Anthropologie ist.

Alle Naturgeschichte ist nothwendig einerseits erzählend (geschichtlich im engern Sinne), indem sie die Veränderungen eines sich entwickelnden Naturindividuums vorträgt, wie sie in der Zeit aufeinander folgen. So erzählt die Phytologie, wie die Pflanze ihre Entwickelung nach zwei entgegengesetzten Richtungen mit dem Keime des Samenkorns beginnt, abwärts in der Wurzel, die sich unter der Erdoberfläche verbreitet, aufwärts in dem Stengel, der, sich über die Erdfläche erhebend, dem Himmel entgegenwächst; wie der Stengel in der Folge Äste und Zweige aus sich hervortreibt, wie dann die Zweige in Laub sich entfalten, wie

dieſes endlich in der Blüte die höchſte Form der Pflanzenbildung erreicht, wie ferner von dieſem Wendepunkt aus der Lebenslauf der Pflanze abwärts zu ſteigen beginnt, indem ſich aus der Blüte allmälig die Frucht, aus dieſer zuletzt der Same entwickelt. Andererſeits iſt die Naturgeſchichte beſchreibend, indem ſie zeigt, wie ſich die Lebensmomente eines Naturweſens bei ſeiner Entwickelung im Raume darſtellen und als leibliche Form in Verbindung mit Farben und ſonſtigen körperlichen Eigenſchaften offenbaren. Die Naturbeſchreibung hat es alſo mit der Gegenwart, daher vorzüglich mit Dem zu thun, was ſich im Lebenslauf eines Naturdings im Raume bereits entwickelt hat, alſo mit der Darſtellung der räumlichen Erſcheinung eines Lebens, ſowol im Einzelnen als in der Geſammtheit, nach den Theilen ſowol als im Ganzen. Da nun das Zeitliche und Räumliche der Dinge, nämlich das Fortſchreiten der Entwickelung des Lebens und die Darſtellung des Entwickelten im Raume, in der Natur nicht getrennt, ſondern Beides immer beiſammen, in- und miteinander iſt, ſo können auch dieſe beiden Momente der Naturgeſchichte, nämlich Erzählung und Beſchreibung, nicht völlig voneinander getrennt werden, ſondern ſie ſpielen nothwendig ineinander und können nur durch das Übergewicht auf der einen oder andern Seite, durch ein Vorherrſchen des einen Moments über das andere unterſchieden werden. So hat es die Phytologie, bei der Beſchreibung der Pflanze, zunächſt nur mit der räumlichen Gegenwart derſelben zu thun; aber alle Gegenwart weiſt auf eine Vergangenheit zurück und verſpricht eine Zukunft; denn nicht alle Theile der Pflanze ſind zugleich gegenwärtig; der Phytolog oder Botaniker muß alſo, um vollſtändig zu beſchreiben, zugleich auf das Zeitliche Rückſicht nehmen, in ſeine Beſchreibung die Erzählung aufnehmen, indem er z. B. bei der Beſchreibung der Blüte, wenn er deren Bedeutung angeben will, auf ihr Vorbild in der Laubpflanze (Laub, Stengel und Wurzel) zurückweiſt, und auf die Anlage der künftigen Frucht aufmerkſam macht, bei der Beſchreibung der Frucht und des Samens aber auf die vergangene Blüte zurückdeutet. Ein drittes Moment der Naturgeſchichte iſt die Syſtematik, d. h. die naturgemäße oder wenigſtens nach Naturgemäßheit ſtrebende Anordnung und Stellung der Theile des Ganzen; ſie bezieht ſich einerſeits auf das vollkommenſte Individuum eines Reichs, andererſeits auf das ganze Reich, und ſie kann daher in jener Beziehung die ſpecielle, in dieſer die generelle Syſtematik heißen. Sie iſt eigentlich das Reſultat aus der Erzählung und Beſchreibung, alſo das dritte Moment der Naturgeſchichte, nicht neben den beiden erſten, ſondern aus ihnen hervorgegangen. Denn wer z. B. weiß, wie ſich die vollkommene (ihrer ganzen Idee entſprechende) Pflanze, ihren Theilen nach, in der Zeit entwickelt, und vermöge einer ſinnvollen Beſchreibung die Bedeutung ihrer Theile kennt, der kennt auch ihre nahe und entferntere Verwandtſchaft, ihren Rang und ihre ſtufengemäße Stellung gegeneinander, d. h. er kennt das Syſtem der Pflanze. Für die generelle Syſtematik dient nun die ſpecielle zum Muſter und Vorbilde; denn aus dem Syſtem der einzelnen Pflanze werden die Eintheilungsgründe für das ganze Reich genommen.

Die empiriſche Naturgeſchichte pflegt willkürlich nur einzelne Theile des ſpeciellen Syſtems herauszuheben, um ſie für die Eintheilung des Reichs zu benutzen, indem z. B., nach Linné, blos die Organiſation der Blüte (eigentlich nur ein Theil dieſer Organiſation) zum Princip der ſyſtematiſchen Anordnung des ganzen Pflanzenreichs gemacht wird. So entſtehen die künſtlichen Syſteme, deren Mehrheit aus ihrem Weſen ſehr begreiflich iſt. (S. Naturſyſtem.) Die philoſophiſche Naturgeſchichte dagegen nimmt ſich das ganze nach philoſophiſchen Gründen erkannte, ſpecielle Syſtem zum leitenden Princip für die natürliche Anordnung des Reichs, und hierdurch wird das natürliche oder philoſophiſche Syſtem begründet, wobei die Richtigkeit und Vollſtändigkeit der Begründung jede Mehrheit der Syſteme ausſchließt. Dieſe drei Momente oder Hauptſeiten der

Naturgeſchichte dürfen nicht verwechſelt werden mit folgenden drei Theilen, in die ſie in anderer Hinſicht zerfällt. An jedem Naturweſen (Naturindividuum) unterſcheidet nämlich der menſchliche Verſtand: 1) die leibliche Form, mit allen dahin gehörigen materiellen Eigenſchaften, 2) die Subſtanz des Leibes (die chemiſchen Beſtandtheile und deren Verhältniß) und 3) das Leben. Die Betrachtung, Erforſchung und Beſtimmung dieſer Drei, welche, während des Daſeins, in jedem Naturdinge untrennbar verbunden, oder eigentlich nur Unterſchiede einer Einheit ſind, gibt die drei Theile jeder naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaft, nämlich: a) die Formenlehre — Morphologie; b) die Stofflehre — Stöchiologie (Chemie); c) die Lebenslehre — Biologie oder Phyſiologie. Die Formenlehre, welche vorzugsweiſe Gegenſtand der Naturbeſchreibung oder vielmehr ſie ſelbſt iſt, wäre, naturgemäß, eigentlich der dritte Haupttheil einer naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaft, da die ſichtbare Form oder Geſtalt das Reſultat oder die Erſcheinung des Gleichgewichts von Stoff und Leben iſt, während im Stoff das Materielle, im Leben das Geiſtige oder Thätige mit Übergewicht hervortritt (ſ. Naturwiſſenſchaften); aber die Formenlehre (Morphologie) iſt, einer zweckmäßigen Methode gemäß, der erſte (zuerſt vorzutragende) Theil, weil die Form der (ſinnlichen) Anſchauung am nächſten liegt. Aber dieſe drei Haupttheile ſind in der Naturgeſchichte nicht für ſich und abgeſondert von und neben den oben erwähnten drei Momenten: der Beſchreibung, Erzählung und Syſtematik; ſondern dieſe kommen in jedem Haupttheile wieder vor, und jeder ſoll beſchreibend, erzählend und ſyſtematiſch ſein. So theilt ſich z. B. die Formenlehre in Formbeſchreibung, Formgeſchichte (Darſtellung der Formverwandlung) und in Formſyſtematik (Anordnung der Dinge nach ihren Formen). Ebenſo gibt es für die Stöchiologie eine Stoffbeſchreibung (Darſtellung der Eigenſchaften der Stoffe), Stoffgeſchichte (erzählende Darſtellung der Umwandlung der Stoffe bei der Entwickelung eines Naturkörpers) und Stoffſyſtematik (naturgemäße Eintheilung und Anordnung der Stoffe); und ebenſo ſind in der Phyſiologie dieſelben drei Momente der Naturgeſchichte weſentlich enthalten. Die Naturbeſchreibung hat es mit der Gegenwart (der vorhandenen Bildung, als Ergebniß der Entwickelung), die Erzählung mit der Zeitfolge der Veränderungen bei der Entwickelung, die Syſtematik mit der natürlichen Anordnung des Entwickelten zu thun.

Bemerkenswerth iſt es, daß die beiden erſten Momente der Naturgeſchichte bei den verſchiedenen Naturwiſſenſchaften in einem verſchiedenen Verhältniß zueinander ſtehen, und daß dieſes Verhältniß in der Stufenleiter der Naturwiſſenſchaften nach einem erkennbaren Naturgeſetze wechſelt. Da der Entwickelungsgang der Natur mit dem Vorherrſchen des Realen oder Materialen beginnt, und ſtufenweiſe zum Lebendigen und Geiſtigern ſich erhebt, ſo iſt auch in der Mineralogie, die es mit dem unterſten Naturreiche, worin das Materiale überwiegt, zu thun hat, das reale Moment der Naturgeſchichte, die Naturbeſchreibung, überwiegend; das ideale dagegen, nämlich die Erzählung oder Naturgeſchichte im engſten Sinne, zurückgedrängt. Mit dem in den folgenden höhern Reichen geſteigerten Naturleben, welches in zeitlichen Veränderungen ſich offenbart, ſteigert ſich auch in gleichem Verhältniß das ideale Moment der Naturgeſchichte in den entſprechenden Wiſſenſchaften; denn deutlicher tritt es ſchon in der Phytologie (bei der erzählenden Darſtellung der Pflanzenentwickelung) hervor, fängt in der Zoologie an, überwiegend zu werden, und iſt in der Anthropologie (Naturgeſchichte des Menſchen und der Menſchenwelt) in entſchiedenem Übergewicht. Im Menſchen iſt die Natur im höchſten Grade zeitlich und geiſtig geworden. Zur Anthropologie gehört die Geſchichte, denn Geſchichte iſt ebenfalls Naturgeſchichte; ſie iſt Geſchichte der Natur des Menſchen und ſeines Geſchlechts, Darſtellung der Entwickelung der phyſiſchen (leiblichen), pſychiſchen (geiſtigen), mithin auch ethiſchen

(moralisch-religiösen) Natur des geselligen Menschen. Daher hat die Naturgeschichte in ihre höchsten Stufen (die Zoologie und Anthropologie) noch einen vierten wesentlichen Theil, die Psychologie nämlich, in sich aufzunehmen, d. h. sie hat diese Wissenschaft als wesentlich zu ihr gehörig zu betrachten und zu bearbeiten. Von dieser Seite ist aber zur Vervollkommnung der Naturgeschichte noch viel, und in Betreff der Zoologie fast noch Alles zu thun übrig, da die Thierpsychologie gegenwärtig noch empirisches Stückwerk ist, welches man in die Naturgeschichte der einzelnen Thiere da mit einwebt, wo von ihrem Betragen, d. h. von ihren psychischen Eigenschaften die Rede ist, wie sich diese in Handlungen äußern. Man war bisher gewohnt, die Psychologie des Menschen nicht nur von den Naturwissenschaften zu trennen, sondern sie wol gar als eine ihnen völlig fremde (heterogene) Wissenschaft zu betrachten; doch ganz mit Unrecht, denn die Psyche (Seele) des Thiers ist nichts Anderes als seine unsichtbare Natur, und ebenso die menschliche Psyche nichts Anderes als des Menschen höhere, ideale Natur. Psychisches Leben ist höheres Naturleben. Die Seele ist keine zufällige Gabe, die zum fertigen Leibe erst hinzugekommen wäre; sie ist eins mit dem Leben und daher dieses selbst auf einer höhern Stufe. (S. Geist.) Die Anthropologie ist die höchste naturhistorische Wissenschaft, und ein Haupttheil derselben die Psychologie, als Wissenschaft von der geistigen Natur des individuellen Menschen. Da überhaupt das Edelste oder Höchste am spätesten zur völligen Entwickelung (Reife) gelangt, so darf man sich nicht wundern, daß es noch keine Anthropologie als vollständig organisirte Wissenschaft gibt, daß sie nur stückweise vorhanden ist und erst von der Zukunft die Sammlung ihrer zerstreuten Glieder in ein Ganzes erwartet, womit zugleich ein neuer Geist in sie kommen wird, der die zum Theil noch unerkannten Theile oder Glieder vollkommener gestalten und in die innigste Beziehung miteinander setzen wird. Sie wird sich dann als diejenige Wissenschaft offenbaren, in welcher die realen und idealen, die Natur- und Geisteswissenschaften ihren Einigungspunkt finden müssen, mithin die alte Trennung, die der sondernde und abstrahirende Verstand zwischen Natur und Geist gesetzt hat, aufhören, mithin auch die Scheidewand zwischen den erwähnten Wissenschaften fallen wird, indem die idealen Wissenschaften sich deutlich als höhere Naturwissenschaften zu erkennen geben werden.

Endlich gehören zur Naturgeschichte noch folgende, ergänzende, doch minder wesentliche Theile, nämlich: a) die Bestimmung des Vorkommens oder Aufenthalts und der geographischen Verbreitung der Naturproducte, was man die Geographie der Naturgeschichte nennen kann; b) die Beziehung derselben auf die Benutzung von Seiten der Menschen, wodurch eine Verbindung der Naturgeschichte mit andern Wissenschaften entsteht, in welcher Hinsicht z. B. von einer ökonomischen, technologischen, forst- und jagdwissenschaftlichen Naturgeschichte die Rede sein kann. Bei der Naturgeschichte eines einzelnen Naturdinges oder seiner Art müßten also, wenn sie vollständig sein soll, besonders in Beziehung auf die höhern Reiche, also z. B. bei der Naturgeschichte eines Thieres, folgende Punkte vorkommen: 1) systematische Bestimmung durch die Artkennzeichen (denn die Charaktere des Reichs, der Classe, Ordnung, Zunft, Sippschaft und Gattung werden der speciellen Naturgeschichte vorausgeschickt), Systematik; 2) Naturbeschreibung, Morphologie; 3) Aufenthalt, geographische Verbreitung, geographische Naturgeschichte; 4) anatomische Bestimmungen (kurze Beschreibung der innern Theile); 5) physiologische Bestimmungen, Biologie der innern Theile; 6) stöchiologische Bestimmungen, Stofflehre oder Chemie, in Beziehung auf die innern Theile; 7) Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart und psychisches Betragen, niedere und höhere Biologie, Lebens- und Seelenlehre in Beziehung auf das Ganze (des Thieres); und 8) Nutzen, Schaden, Jagd, Fang, ökonomische, technologische, forst- und jagdwissenschaftliche Na-

turgeschichte. Einige dieser Punkte fehlen noch in der speciellen Naturgeschichte, andere können noch zu wenig berücksichtigt werden; die Ergänzung ist von der Zukunft zu erwarten und wird durch das Fortschreiten der Wissenschaften herbeigeführt werden.

Den Ruhm, die Naturgeschichte zuerst begründet zu haben, hat Aristoteles. Von den Römern hat besonders Plinius der Ältere eine wichtige, wenngleich, so gut wie die übrigen naturhistorischen Schriften der Alten, durch eine Menge unrichtiger Beobachtungen und Abenteuerlichkeiten verunstaltete Sammlung naturhistorischer Notizen hinterlassen. Im Mittelalter waren ganz besonders auch alle Zweige der Naturwissenschaften fast ohne alle Pflege, und obgleich nach der Wiederherstellung der Wissenschaften im abendländ. Europa auch für die Naturgeschichte ein neuer Tag zu leuchten begann, und durch die Bemühungen Konr. Gesner's zu Zürich, Aldovrandi's zu Bologna, Ray's in England, Tournefort's in Frankreich u. A. schon um die Mitte des 18. Jahrh. ein ziemlicher Schatz von Kenntnissen über die natürlichen Dinge zusammengebracht worden war, so fehlte es doch an einer Hand von umfassender Geschicklichkeit, um diese zerstreuten Schätze in eine systematische Ordnung zu bringen. Da erschien Linné und gab das erste Natursystem (s. d.). Seit seiner Zeit ist die Naturgeschichte, namentlich in Deutschland, England, Frankreich, Schweden, Rußland, mit neuem Eifer bearbeitet worden, und bald erwarb ihr der glänzende Styl, in welchem Buffon diese Wissenschaft vortrug, noch zahlreichere Anhänger, welche sie durch ihre Forschungen und Entdeckungen bereicherten. (S. Botanik, Thier und Mineralien.) Die neueste Zeit endlich hat sich in den Naturwissenschaften die Darstellung eines allgemeinen, in sich zusammenhängenden, sämmtliche Reiche der Natur und deren Elemente umfassenden, und somit die vielfachen von Linné und seinen nächsten Nachfolgern gelassenen Lücken ausfüllenden Systemes zur Aufgabe gemacht, die aber durch die unaufhörlich aufs Neue hinzutretende Masse empirischen Stoffes sehr erschwert wird. Für die Zoologie hat Cuvier ein Muster aufgestellt, dem für die übrigen Reiche der Natur die entsprechenden Systeme an die Seite zu stellen und dann alle Zweige des darauf bezüglichen Wissens unter einigen umfassenden Gesichtspunkten zu vereinigen, eine dieses Musters würdige Bemühung sein würde.

Die Literatur der Naturgeschichte ist von einem außerordentlichen Umfange; Böhmer's „Bibliotheca scriptorum historiae naturalis" (5 Thle. in 10 Bdn., Lpz. 1785 fg.), lehrt sie bis auf den Anfang unsers Jahrh. herab kennen. Eine gedrängtere Übersicht derselben gibt Erxleben in seinen „Anfangsgründen der Naturgeschichte und Naturlehre". Den ganzen gegenwärtigen Umfang der Wissenschaft darzustellen beabsichtigten das „Dictionnaire des sciences naturelles" (60 Bde., Par. 1816—30) und das „Dictionnaire classique d'histoire naturelle" (17 Bde., Par. 1822—32), nach welchem das „Wörterbuch der Naturgeschichte" (Weim. 1822 fg.) bearbeitet wird. Unter den Handbüchern ist Blumenbach's „Naturgeschichte" (12. Aufl., Götting. 1831) ausgezeichnet und in weiterer Ausdehnung und Verbindung mit der Technologie Funke's „Naturgeschichte und Technologie" (3 Bde., 6. Aufl., Braunschw. 1812). Auch Löhr's „Gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte" (5 Bde., Lpz. 1815—17) und Schubert's „Allgemeine Naturgeschichte, oder Andeutungen zur Geschichte und Physiognomik der Natur" (Erlang. 1826) verdienen Empfehlung. Unter Oken's (s. d.) naturwissenschaftlichen Werken machen wir hier namentlich auf sein „Lehrbuch der Naturgeschichte" aufmerksam. Seine seit 1816 erscheinende „Isis" ist eine der ausgezeichnetsten naturwissenschaftlichen, namentlich der Naturgeschichte gewidmeten Zeitschriften. Eine Auswahl der besten Abbildungen in großem Maßstabe liefert Goldfuß's „Naturhistorischer Atlas" (Düsseld. 1824 fg.).

Naturgesetze. Wollte man sich unter dieser Benennung feste, unabänderliche Regeln denken, nach welchen die Erscheinungen oder Veränderungen in der Natur erfolgen, Regeln, welche Gott der Natur eingeprägt, ihr gleichsam vorgeschrieben und dadurch eine Ordnung und Sicherheit gegeben hat, in welcher sich seine Weisheit offenbart, so würde man die Wahrheit nicht sehr verfehlt haben, vorausgesetzt, daß man sich Gott nicht als einen von der Natur getrennten und ihr ganz fremden Gesetzgeber denkt. Wer die letztere Vorstellung von Gott hegt, dem kann auch die Natur nichts Höheres sein als ein mechanisches Kunstwerk, hervorgebracht durch einen von ihm wesentlich gesonderten Künstler, nach einem zuvor (auf menschliche Weise) in der Zeit entworfenen Plane. Dagegen ist die obige Erklärung der Naturgesetze richtig, sobald man sich den Gesetzgeber als den unbedingten Geist betrachtet, der sich in dem Ganzen der Dinge offenbart. Dann sind die Naturgesetze nicht von Außen her in die Natur gekommen, sondern sie quellen aus ihrem Innersten hervor, und der Gesetzgeber ist der in der idealen Welt (Geschichte) mit unmittelbarer, unendlicher Weisheit wirkende und waltende Geist. Auch der menschliche Gesetzgeber kann ja nur menschliche Gesetze vorschreiben, und darf den Menschen keine solchen aufdringen, welche dem Wesen der Menschheit fremd wären; sie werden im Gegentheil um so mehr das Gepräge der Weisheit in sich tragen, je mehr sie mit der menschlichen Natur übereinstimmen und aus ihrer Tiefe genommen sind. Wie nun die menschlichen Naturgesetze (Rechtsgesetze) die Ordnung, Sicherheit und Freiheit des bürgerlichen Lebens begründen, und das Sittengesetz die moralische Weltordnung bedingt, so die Naturgesetze die Ordnung, Sicherheit und Harmonie der bewußtlosen Natur. Sie sind Zeugen von der Beständigkeit, Untrüglichkeit, gleichsam von der Treue der Natur, auf welche mit Sicherheit zu bauen ist, so weit man ihre Gesetze kennt; durch letztere ist Alles in der Natur, bis auf das Kleinste herab, dem Zufall entrückt und der Ordnung übergeben. Es ist nur der religiöse Ausdruck für diese Wahrheit, wenn Christus sagte: „Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling von dem Dache, kein Haar von einem Haupte". Der Wille Gottes offenbart sich hier, wie überall, in der durch das Ganze greifenden weisen Gesetzmäßigkeit der Natur. Und könnte die Natur wol ein Ganzes sein, wenn es sich anders verhielte? Sie ist entweder durchgängig zufällig und dann kein Ganzes, oder ein Ganzes und dann durchgängig gesetzmäßig. Gesetzlosigkeit, wenn man sie irgendwo in der Natur, z. B. in den Veränderungen des Wetters, zu sehen meint, kann daher nur scheinbar sein, und dieser Schein kommt von der Unkenntniß der Naturgesetze in dieser Sphäre ihres Lebens und Seins. Wenn aber die Wetterveränderungen wirklich zufällig und Folge der gesetzlosen Willkür der Natur in ihrer atmosphärischen Thätigkeit wären, woher käme es, daß gleichwol die Menschen, namentlich die Naturforscher, von jeher bemüht waren, das Wetter vorauszubestimmen, und von diesem so oft schon mislungenen Streben noch immer nicht ablassen wollen? Wäre es nicht widersprechend, bei der Voraussetzung, daß die Natur irgendwo und irgendwann willkürlich (gesetzlos, zufällig) handeln könne, dennoch ihre Handlungen voraussagen zu wollen? Aber der Mensch, ein Sohn und Ebenbild der Natur, widerspricht sich hierin nicht; er ist genöthigt, und wäre es gegen seinen Willen, die Natur in ihren Erscheinungen durchgängig und ohne Ausnahme als gesetzmäßig zu betrachten und daher überall, auch in ihrem scheinbar willkürlichsten Wirken, nach ihren Gesetzen zu forschen.

Auf das gleiche Ergebniß kann man auf einem andern Wege, von einer andern Seite her gelangen. Alles Erscheinen der Natur ist Äußerung ihres Innern (Verborgenen), Offenbarung ihres übersinnlichen Wesens und Darstellung desselben in räumlichen und zeitlichen Formen. Alles Leben und Sein der erscheinenden Natur ist zeitliche und räumliche Offenbarung. Zeit und Raum sind aber die Uranfänge (Principien) der Mathematik, und deren Gegenstand

die Welt der zeitlichen und räumlichen Formen (der Zahlen und Gestalten). Die schaffende Natur, von dieser Seite betrachtet, zeigt sich überall als vollkommen allseitige, mathematische Künstlerin, und ihre Gesetze können nur näher als mathematische (Zeit- und Raum-) Bestimmungen ihres Erscheinens erklärt werden. Man betrachte, welches Naturgesetz man will, so wird man, und oft auf den ersten Blick, den mathematischen Charakter desselben finden und gewahr werden, daß der Inhalt eines jeden, im Allgemeinen, Maß, Zahl, Gewicht ist, und daß in jedem besondern Naturgesetze ein bestimmtes Verhältniß der Naturkräfte oder ein Zeit- und Raumverhältniß der Erscheinungen ausgesprochen wird. Man betrachte in dieser Beziehung z. B. folgende Naturgesetze: 1) Alles Licht, so lange es in einerlei Mittel (durchsichtigen Materie) bleibt, pflanzt sich in grader Richtung (nach graden Linien) fort; 2) das Gesetz der Strahlenbrechung: wenn ein Lichtstrahl aus einem dünnen in ein dichteres Mittel übergeht, so wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen, und der gebrochene Winkel ist kleiner als der Neigungswinkel; im entgegengesetzten Falle wird aber der Lichtstrahl von dem Einfallslothe abwärts gebrochen, und der gebrochene Winkel ist jederzeit größer als der Neigungswinkel (s. Brechung der Lichtstrahlen); 3) das Gesetz des Falles, nach welchem bei einem fallenden Körper die Räume, welche er durchläuft, sich wie die Quadrate der dazu erfoderlichen Zeiten verhalten. Aber auch in den organischen Naturreichen ist Alles naturgesetzmäßig, und es offenbart sich der gleiche mathematische Charakter in den Naturgesetzen des Organischen wie in denen des Unorganischen. Man betrachte z. B. in dieser Hinsicht das von Camper entdeckte Naturgesetz, nach welchem der untere und vordere Theil des thierischen und menschlichen Gesichts in Beziehung auf Stirn und Schädel desto mehr zurücktritt, je vollkommener organisirt und geistvoller die Wesen sind; oder das Sömmerring'sche, nach welchem das Gehirn im Verhältnisse zur Masse und Dicke des Rückenmarks und der Nerven an Größe und Masse um so bedeutender ist, je vollkommener organisirt die Thiere sind; oder endlich das Gall'sche, nach welchem der äußere Gehörgang bei pflanzenfressenden Thieren hinter, bei fleischfressenden vor jener Mittellinie liegt, durch welche man den Hirnschädel der Länge nach in zwei gleiche Theile theilen kann. Niemand wird verkennen, daß das Wesen dieser (zuletzt erwähnten) Naturgesetze in bestimmten Raumverhältnissen, hinsichtlich der Kopftheile und anderer Organe bei Thieren verschiedener Stufe liegt. Wo aber die Raumverhältnisse zurücktreten und keine oder weniger geometrische Bestimmungen gestatten, da treten desto mehr die Zeitverhältnisse hervor, welche in arithmetischen Bestimmungen (Zahlen) ausgedrückt werden. So haben z. B. viele Krankheiten ihr bekanntes Zeitgesetz (Typus), d. h. sie entwickeln sich in einer bestimmten Zeit, kommen daher an bestimmten Tagen, z. B. am 7., 14., 21. Tage zur Entscheidung (Krisis), sie haben, wie man sich ausdrückt, eine siebentägige Periode, oder die Anfälle und Erscheinungen gewisser Krankheiten kehren an bestimmten Tagen wieder, wie bei verschiedenen Arten der Fieber. Ebenso ist die Entwickelung der organischen Wesen an Zeitgesetze gebunden; die Brütezeit der Vögel z. B. ist bei verschiedenen Arten eine verschiedene, aber bestimmte, deren Länge wieder mit der Stufe von Vollkommenheit der Vögel in einem bestimmten Verhältniß steht, indem z. B. der Zaunkönig eine viel kürzere Zeit zum Ausbrüten seiner Eier nöthig hat als der (weibliche) Adler. Ebenso verhält es sich mit der Zeit des Trächtigseins der Säugethiere, bei welchen auch die Säugezeit für die Jungen der verschiedenen Gattungen eine verschiedene, aber bestimmte ist u. s. w. Wenn bei andern Naturgesetzen der mathematische Inhalt oder Charakter nicht sogleich erkennbar ist, so darf man sicher voraussetzen, daß er sich nur unserm noch nicht vorbereiteten Blicke verhüllt und daher oft bei näherer Beleuchtung hervortritt. Das Naturgesetz, kraft welchem thierische Körper nach dem Tode in Fäulniß übergehen, möge hier zur Erläuterung dienen. Wenn diesem Gesetz aller mathematische In-

halt zu fehlen ſcheint, ſo kommt es theils von der Unbeſtimmtheit ſeines ſprachlichen Ausdrucks in dieſer Stellung, theils von der Dunkelheit des Begriffs, den man ſich unter dem Worte: Fäulniß, denkt. Dagegen blickt aus dem wiſſenſchaftlichen Begriffe der Fäulniß ſogleich das Mathematiſche des Geſetzes hervor; denn alle Fäulniß, ſagt die Wiſſenſchaft, iſt ein Zerfallen der Einheit der organiſchen Maſſe in eine Vielheit (unbeſtimmte Zahl) organiſcher und chemiſcher Grundſtoffe. Überdies treten, bei näherer Betrachtung des allgemeinen Geſetzes im Beſondern, auch Zeitgeſetze, welche der Entwickelung der Fäulniß angehören, hervor. Denn da letztere durch den Einfluß der atmoſphäriſchen Luft und deren Wärme bedingt iſt, ſo tritt die ſinnlich wahrnehmbare Fäulniß bald früher, bald ſpäter ein, je nachdem ihr die vorhandene Beſchaffenheit der Luft und ihrer Temperatur mehr oder weniger günſtig iſt. Auch treten die verſchiedenen Stoffe oder Producte der Fäulniß nacheinander in beſtimmten Perioden vorherrſchend auf: Winke genug, um daraus die mathematiſche Form der Naturthätigkeit im Faulungsproceſſe deutlich zu erkennen. Folgende Fragen fodern zu weiterm Nachdenken über dieſen Gegenſtand auf: 1) Kann ein Naturgeſetz durch höhere (übernatürliche) Kräfte, etwa durch den Einfluß göttlicher Macht auf die Natur, für beſtimmte Fälle, zum Behuf guter Zwecke, wenigſtens auf Augenblicke aufgehoben werden? oder iſt Das, was wir Wunder nennen, etwa eine ſolche augenblickliche (momentane) Aufhebung von Naturgeſetzen? Vernünftigerweiſe kann dieſe Frage nicht bejaht werden. Wenn Gott in den Naturgeſetzen ſelbſt, in der durch ſie geſetzten durchgängigen Ordnung und Harmonie des Ganzen ſich herrlich offenbart, wenn die Naturgeſetze als Wahrheiten ſeiner Offenbarung erſcheinen, ſo würde er durch Aufhebung des geringſten Naturgeſetzes ſich ſelbſt widerſprechen, indem er eine Wahrheit ſeiner Offenbarung vernichtete. Wunder ſind für uns nur diejenigen Erſcheinungen, die wir aus bekannten Naturgeſetzen, d. h. dem bekannten Naturlauf, in welchem Alles wie Urſache und Wirkung zuſammenhängt, nicht erklären können. Oder es tritt unter Umſtänden, die wir nicht durchſchauen, und die uns gleichwol bekannt vorkommen, ſtatt des erwarteten, ein höheres unbekanntes Naturgeſetz ein, und der Erfolg erſcheint uns als Wunder. Der Glaube an Wunder iſt vernünftig, wenn man ſie als Zeugen höherer noch unbekannter Naturgeſetze betrachtet; er iſt Wahn- und Irrglaube, wenn man ſie für naturgeſetzwidrige Erſcheinungen hält. 2) Kann ein Naturgeſetz das andere aufheben oder wenigſtens beſchränken? Auch dieſe Frage muß, ihrer erſten Hälfte nach, unbedingt verneint werden. Kein Naturgeſetz kann das andere aufheben, oder es müßte eine Wahrheit die andere aufheben (vernichten) können, was ein Widerſpruch wäre, durch welchen das ganze Reich der Wahrheit fallen müßte. Wie alle beſondere bedingte Wahrheiten in einer unbedingten, ewigen, in einer Ur- und Grundwahrheit ihren Einigungspunkt haben, wodurch ein organiſcher Zuſammenhang aller Wahrheiten beſteht, ſo verhält es ſich auch mit den Naturgeſetzen. Die Aufhebung eines Naturgeſetzes durch ein anderes kann daher nur ſcheinbar ſein; man ſieht z. B. eine Flaumfeder, die, dem Geſetz der Schwere gemäß, ſenkrecht gegen die Erdoberfläche oder vielmehr nach dem Mittelpunkte der Erde zu mit beſchleunigter Geſchwindigkeit, wie andere Körper, fallen ſollte, nach verſchiedenen Richtungen bald aufwärts, bald ſeitwärts durch die Luft fliegen. Darf man daraus wol ſchließen, die Flaumfeder ſei von jenem allgemeinen Geſetze, welchem ſonſt alle Körper der Erde unterworfen ſind, ausgenommen, oder das Geſetz ſei in ihr durch ein anderes, nämlich durch das Geſetz des Widerſtandes der bewegten Luft, wodurch die Bewegung nach andern Richtungen beſtimmt wird, aufgehoben? Keineswegs. Denn im möglichſt luftleeren Raume fällt die Flaumfeder wie andere Körper, aber wegen ihres geringen Gewichts wird in freier Luft ihr Fallen nach dem Geſetz der Schwere durch den Widerſtand und die Bewegung der Luft geſtört und modificirt; ihre regellos ſcheinende Bewegung iſt alſo die zuſammen-

gesetzte Folge oder Erscheinung zweier Gesetze, welche zu gleicher Zeit in ihr wirken, nämlich des Gesetzes der Schwere und des Widerstandes der Luft. Wirkte die Schwere oder ihr Gesetz allein, so würde sie senkrecht fallen mit gesetzmäßig zunehmender Geschwindigkeit; wirkte die Luft oder das Gesetz ihres Widerstandes allein, so müßte ihre Bewegung nach andern Richtungen ungleich schneller sein. Jenes Gesetz des Falles, nach welchem sich die durchlaufenen Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten (s. Gravitation), gilt in seiner Reinheit für die Erscheinung nur für den Fall der Körper im völlig luftleeren Raume, welcher in der Wirklichkeit nie stattfindet; das Gesetz, in seiner Reinheit ausgesprochen, wird also isolirt gedacht, d. h. mit Abzug der Störung durch den Widerstand der Luft oder jedes andern Mittels, worin die Körper fallen können. Aber in der Natur ist keins ihrer Gesetze isolirt, und keins kann sich daher in der Erscheinung rein, ohne Modification durch andere Gesetze darstellen oder aussprechen. Auf höhern Stufen der Gesammtnatur, in den organischen Reichen, wo immer mehre Kräfte zusammenwirken, deren jede nach eigenthümlichen Gesetzen thätig ist, die einander gegenseitig den Erfolg beschränken, werden die Erscheinungen immer verwickelter und schwerer zu erklären, indem wol manches Gesetz noch unbekannt ist, während alle zur Erklärung nothwendig sind. Und dieses gibt den Schein von Willkür in der Natur, welche aus überschwenglichem innern Reichthume mit den Farben, Gestalten und Tönen ihrer Kinder oft willkürlich zu schalten scheint: ein Schein, der wol manchen Naturforscher verleitet hat, auch dem Zufall (der Gesetzlosigkeit) in der Natur eine Rolle zu gestatten, welche Meinung aber selbst dem Vernunftbegriff (der wahren Idee) der Natur widerspricht, da die Gesammtheit der Naturgesetze eigentlich die mathematische Form der Natur ist, welche ihrem Wesen durchgängig entsprechen muß, und in welcher jeder Zufall eine das Ganze verletzende Lücke sein würde. Vgl. Kant's „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaften (3. Aufl., Lpz. 1800).

Naturlehre, s. Physik.

Natürliche Magie, s. Magie.

Natürliches Recht, s. Naturrecht.

Natürliche Religion und natürliche Theologie, s. Religion, Religionsphilosophie und Physikotheologie.

Naturphilosophie. Der Name dieser Wissenschaft rührt ohne Zweifel von Newton her, obgleich er es war, welcher der Naturlehre den Rath gab, sich vor Philosophie zu hüten. Der rechte Begriff davon setzt aber vor Allem die wahre Idee oder Ansicht der Natur aus dem Standpunkte der Wissenschaft (Philosophie) voraus (s. Natur); denn die Naturphilosophie ist die allseitige systematische Darstellung oder organische Durchführung dieser Ansicht, und daher Naturwissenschaft (s. d.) im höchsten Sinne des Worts. Sie ist also zu unterscheiden von der Naturkunde, als Summe der Erfahrungskenntnisse von der Natur, enthaltend die empirischen Naturwissenschaften, die als geordnete Sphären der Erfahrungskenntnisse über die Naturdinge und Naturerscheinungen zu betrachten sind. Die Naturkunde ist das unentbehrliche Organ der Naturphilosophie; denn sie läßt sich von jener die Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche vorführen, um allen diesen Erscheinungen die rechte Deutung zu geben, oder ihre wahre Bedeutung im Zusammenhange des Ganzen zu enthüllen. Wenn die Naturkunde von ihrem eignen Standpunkte aus die Natur erklären zu können meint und Erklärungen versucht, so nennt man das Empirie, sowie die so erklärenden Naturkundigen selbst Empiriker. Nimmt man den Namen Natur in der umfassendsten Bedeutung, wobei selbst der intelligente Geist als die höchste Stufe der Natur, oder als die im Selbstbewußtsein frei gewordene Natur betrachtet wird, so ist alle Philosophie Naturphilosophie. Dagegen hat die Naturphilosophie im engern Sinne ihren höhern Gegensatz in der Ideal- oder Geistesphilosophie, und wie jene die

Grundwissenschaft und gleichsam der Geist aller Naturwissenschaften ist, so ist diese die höhere Grundlage und gleichsam die Seele aller idealen Wissenschaften. Bisweilen bezeichnet man auch die Gesammtheit der idealen Wissenschaften mit dem Namen Ethik, und dann steht dieser die (philosophische) Physik gegenüber, als Gesammtheit der realen oder Naturwissenschaften. (S. Philosophie.) Die ersten noch unvollkommenen Grundzüge der echten Naturphilosophie finden sich schon bei den alten Griechen, unter welchen Pythagoras sich in dieser Hinsicht am meisten auszeichnet, der seine naturphilosophischen Ansichten in mathematischer Form darstellte, indem er vorzüglich auf die tiefe Bedeutung der Zahlen in der Natur aufmerksam machte. In der neuesten Zeit war Schelling der erste Wiederhersteller der Naturphilosophie und Derjenige, welcher zugleich auf den nothwendigen Gegensatz von Natur- und Idealphilosophie zuerst hinwies. Nach ihm ist, vorzüglich durch Oken, diese Grundwissenschaft weiter ausgebildet worden.

Naturpoesie, s. Naturdichter.

Naturrecht ist die Wissenschaft, welche die Idee des Rechts oder des von der Vernunft gebotenen rechtlichen Verhältnisses unter den Menschen, abgesehen von dem in den besondern Staaten geltenden Rechte entwickelt. Sie ist also eine philosophische Wissenschaft, und weil sie sich auf Das bezieht, was Menschen durch Handeln bewirken sollen, ein Theil der praktischen Philosophie. Schicklicher wird sie Rechtsphilosophie oder philosophische Rechtslehre genannt. Der obige Name aber schreibt sich von einer irrigen Vorstellung her, welche beim Entstehen dieser Wissenschaft und lange nachher noch herrschend war. Man glaubte nämlich, um Das, was an sich recht sei (das Wesen des Rechts), zu fassen, müsse man untersuchen, was vor allem positiven Rechte, in dem sogenannten Naturstande der Menschen, gegolten habe. So hing diese Wissenschaft von den vielen und mancherlei Vorstellungen von einem Naturstande (s. d.) ab, der bald als Zustand der ganzen Menschheit, bald als Zustand der einzelnen, nicht in Staaten lebenden Völker, bald dichterisch und moralisch, bald historisch vorgestellt wurde. In einem dichterischen und moralischen Naturstande war kein Recht nöthig, weil nach der Vorstellung desselben Jeder aus freiem Willen, ohne äußern Zwang, die Pflichten gegen Andere erfüllt, und von keinem Conflicte der Handlungen die Rede ist, welcher äußere Rechtsbestimmungen nothwendig macht; im gewöhnlich sogenannten historischen Naturstande, d. h. im Zustande der Wildheit, herrscht nur das Recht des Stärkern, welches im strengen Sinne kein Recht ist. Da es nun sehr willkürlich sein würde, die bloße Abstraction vom Staate Naturstand zu nennen, so hat man den zweideutigen Namen: Naturrecht oder natürliches Recht, durch andere Benennungen zu ersetzen gesucht und die philosophische Wissenschaft des Rechts z. B. Vernunftrecht genannt, weil die Vernunft (versteht sich, in Beziehung auf die Sinnlichkeit) Grund und Quelle des Rechts ist. Das positive Recht ist hiernach zwar nicht ohne Vernunft gesetzt, im Gegentheil erfodert die Aufstellung einer Rechtsgesetzgebung im Staate, außer dem Bewußtsein jener Idee, eine Menge Kenntnisse und Einsichten, in deren Anwendung sich ein höchst vernünftiger Geist offenbart; aber es ist doch nicht blos durch die Vernunft gesetzt, wie die Idee des Rechts und rechtlicher Verhältnisse überhaupt, und die Wahl des Schicklichen und unter gewissen, nur empirisch erkennbaren Umständen, Angemessenen hat bei der Aufstellung wirklicher Gesetzgebungen immer einen bedeutenden Einfluß. Dieses Vernunftrecht nun, oder, um bei dem weniger zweideutigen Namen zu bleiben, diese Rechtsphilosophie hat zu entwickeln: 1) die Idee des Rechts und 2) die dadurch gesetzten Bedingungen jedes Rechtsverhältnisses oder die aus der Idee der Menschheit fließenden Rechte. Diese reine Wissenschaft des Rechts hat man nun auf den Staat angewendet und bald die Idee des Staats aus dem Begriffe des Rechts einseitig ableiten wollen (da doch das Recht nur als Form der Menschenverbindung, welche den Staat ausmacht, anzusehen ist), bald

richtiger aus der Idee des Staats die nähern Bestimmungen des Rechts, oder die aus der Natur des Staats entspringenden Rechtsverhältnisse und Rechte abgeleitet. Beides hat man angewandtes Naturrecht, richtiger angewandte oder hypothetische Rechtsphilosophie genannt. Da nun die Rechtsverhältnisse, welche aus der Natur des Staats hervorgehen, entweder Rechtsverhältnisse der Einzelnen im Staate untereinander und in Beziehung auf den Staat, in welchem sie leben, oder Verhältnisse der Staaten und ihrer Glieder gegen andere Staaten sind, so hat man diese Lehre wieder in das philosophische Staatsrecht (s. d.) und das Völkerrecht (s. d.) abgetheilt.

Was die Geschichte dieser Wissenschaft und ihre vorzüglichsten Bearbeiter anlangt, so ist zu bemerken, daß vorzüglich die Vergleichung, oft die Mangelhaftigkeit der positiven Gesetzgebung die Theorie einer idealen Rechtsgesetzgebung begründete. Schon in der Schule des Sokrates tritt der Begriff eines Naturrechts, d. h. einer mit der Vernunft gesetzten Norm des Gerechten und des Rechts, bestimmter hervor. Plato führte dieses in seinem „Staate" aus. In den neuern Zeiten sonderten sich vorzüglich das Rechtliche, Moralische und Politische, als verschiedene Elemente des menschlichen Handelns und Lebens, ab; die neuere Zeit also hat auch die Betrachtung des Rechts an sich zu einer besondern wissenschaftlichen Aufgabe gemacht. Lange blieb diese Wissenschaft noch mit der positiven Jurisprudenz, besonders der röm., verbunden; nach ihrer Trennung von derselben näherte sie sich in ihrer ersten Periode der Moral und positiven Theologie und später der Politik. Das verletzte Völkerrecht gab die nächste Veranlassung zur Entstehung des Naturrechts. Grotius, der die völkerrechtlichen Verhältnisse im Krieg und Frieden in seinem berühmten Werke „Jus belli et pacis" behandelte und aus allgemeinen Betrachtungen über das Recht abzuleiten versuchte, wird daher gewöhnlich als der Begründer des Naturrechts angesehen. Als Grundlage desselben nahm er die Foderungen der Geselligkeit. Hobbes erklärte den Naturzustand für einen Zustand der Gewalt und stellte den Satz auf, daß es außer dem Staate kein Recht gebe. Mit mehr Recht aber als Grotius verdient Sam. Pufendorf den Namen eines Begründers des Naturrechts, indem er alle Rechtsverhältnisse, dieselben auf moralische Ansichten gründend, selbständig betrachtete. Für Pufendorf wurde auch die erste Professur des Naturrechts 1661 zu Heidelberg errichtet. Chr. Thomasius schied das Rechtliche (justum) von dem sittlich Guten und charakterisirte das Recht als das vernünftigerweise Erzwingbare. Durch Nic. Hieron. Gundling u. A. wurde diese Trennung des Rechts von der Moral weiter ausgeführt, und so hieß das Naturrecht seit Achenwall die Wissenschaft der Zwangs- oder Rechtspflichten und Zwangsrechte. Wolf, Nettelbladt u. A. suchten bis auf Meister das Systematische zu vervollkommnen. Montesquieu durchforschte mit Geist das Vorhandene, während Rousseau sich in einseitige Reflexionen verwickelte. Durch Kant und Fichte hauptsächlich begann eine neue Epoche dieser Wissenschaft. Beide suchten die Wissenschaft unmittelbar auf Principien der praktischen Vernunft und auf die Freiheit zu gründen; Letzterer noch selbständiger, indem er das Recht nicht aus dem Sittengesetz herleitete. Aber sie gingen Beide von der Freiheit des Einzelnen aus, die doch nur erst im Staate, als dem vernunftmäßigsten Vereine der Menschen, möglich ist. Die Wahrnehmung, daß ein abstractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung sei, bewog die neuern Bearbeiter der philosophischen Rechtslehre, das Recht wieder in seiner Verbindung mit Moral und Politik darzustellen, sodaß sie von Einigen als Theil der Staatslehre, von Andern in Hobbes' Geiste als Politik im engern Sinne behandelt worden ist. Zu diesen gehören die geistvollsten Bearbeiter, nämlich Fries, Hugo, der nur eine Philosophie oder Kritik des positiven Rechts gestatten will, und G. E. Schulze. Eine eigenthümliche, an die Geschichte sich näher anschließende Bearbeitung der Wissenschaft des Rechts hat Hegel (s. d.) geliefert, welcher

das Recht als die erste Stufe betrachtet, durch welche sich der praktische Geist zur Moralität und Sittlichkeit erhebt.

Naturreiche nennt man gewöhnlich die Hauptgebiete der verschiedenen Naturkörper: das animalische oder Thierreich, das vegetabilische oder Pflanzenreich und das Mineralreich. (S. Naturgeschichte.)

Naturstand. Daß die Völker und die Menschheit, wie der Einzelne, sich aus dem Schoße der Natur entwickeln, und die Natur über die Menschen ihre Herrschaft äußert, bis sich diese durch Freiheit und Bewußtsein über sie erheben und durch Erkenntniß ihrer Gesetze den Zauber lösen, der sie gefangen hielt, dies ist der Grund, warum wir einen Naturstand der Völker und Menschheit annehmen. Daß man von diesem Zustande sehr verschieden denkt, davon liegt der Grund hauptsächlich darin, ob man ihn entweder philosophisch, oder poetisch, oder historisch auffaßt, und im erstern Falle, welcher philosophischen Ansicht man folgt, im letztern, in welcher Periode seiner frühern Entwickelung der Mensch betrachtet wird. Die poetischen Schilderungen aber laufen alle auf das Lob eines goldenen Zeitalters hinaus. Ferner könnte doch zwischen dem Naturstande der Menschheit, d. h. der ersten Menschen, und dem Naturstande einzelner Völker eine Verschiedenheit angenommen werden, wenn man, den heiligen Urkunden folgend, an eine unmittelbare Leitung der Menschen durch die Gottheit und einen Sündenfall glaubt. Auch scheint diese Annahme durch Vergleichung des Lebens der Menschheit mit dem Leben des Einzelnen gewissermaßen bestätigt zu werden, indem die Hülflosigkeit erster Menschen bei dem Mangel eines menschlichen Erziehers auf eine solche unmittelbare Erziehung durch die Gottheit hinzudeuten scheint. Dieselbe Vergleichung gibt uns die Beschaffenheit eines solchen Zustandes genauer zu erkennen. Der primitive Zustand der Völker nämlich ist den Gesetzen der Natur zufolge ein Zustand der Kindheit; ein Zustand, der von dem Knabenalter wohl zu unterscheiden ist, welches sich durch Heftigkeit und Wildheit dem thierischen Instinct in dem Maße nähert, als sich die eigentliche Kindheit durch Sanftmuth und Milde von ihm unterscheidet. Dies ist ohne Zweifel der Grund, warum mehre Psychologen und Bearbeiter der Geschichte der Menschheit einen sogenannten Stand der Unschuld und der Wildheit unterschieden haben. Letzterer ist eigentlich mit dem Naturstande gemeint, wie ihn Hobbes vorstellte, als Krieg Aller gegen Alle, richtiger Herrschaft der Gewalt und des Triebes, oder der physischen Kraft. Ersterer aber würde dennoch nicht mit dem von Rousseau geschilderten Naturstande zusammenfallen, dessen Schilderung aus einer hypochondrischen Ansicht der bürgerlichen Cultur hervorging. Denn da die Erhebung des Menschen über die Natur die natürliche Bestimmung des Menschen in sich faßt, so ist es eine irrige und der Menschheit unwürdige Behauptung, daß der Mensch, um seine Bestimmung zu erreichen, die erworbene Bildung aufgeben und zum Naturstande zurückkehren müsse. Wir beschreiben daher den Naturstand im Allgemeinen nur als den Zustand der Menschen und Völker, vermöge dessen sie ohne gesellige und höhere Cultur, die nur im Staate eintritt, unter der Herrschaft des Naturtriebes einzeln oder zusammen leben und sich mithin dieses Lebens nicht bewußt sind. Daß der Mensch in diesem Zustande auf Vieren gegangen sei u. s. w., ist eine Behauptung, welche schon der Bau des Menschen widerlegt. Mit Dem, was wir im anthropologischen Sinne Naturstand genannt haben, fällt auch Das zusammen, was man im Naturrecht (s. d.) den Naturstand genannt hat, obgleich weder ein erdichteter noch historischer Zustand nothwendig ist, um das Naturrecht, oder richtiger die philosophische Rechtslehre zu begründen. Denn der Naturstand in diesem Sinne ist dem bürgerlichen oder dem Zustand im Staate entgegengesetzt, und ein außerrechtlicher. In Beziehung auf einzelne Thätigkeiten des Menschen, welche durch Kunst zur Vollkommenheit erhoben werden, könnte man ebenfalls bei jedem einzelnen, selbst im Staate lebenden, Menschen einen Naturstand annch-

men, z. B. in philoſophiſcher Hinſicht einen Zuſtand, in welchem der gemeine Menſchenverſtand ohne wiſſenſchaftliche Cultur ſich befindet; dieſer findet ſtatt, ſo lange der Menſch ſich noch nicht von der Natur durch Bewußtſein abſondert und über den Gegenſatz des Bewußtſeins fragt, mit welchen Fragen und Unterſuchungen die Philoſophie entſpringt, welche Keinem angeboren wird, ſondern Werk der freieſten Selbſtthätigkeit des Erkennens iſt; ferner einen künſtleriſchen und poetiſchen, den man auch den Naturalismus in der Kunſt zu nennen pflegt. (S. Naturdichter.)

Naturſyſtem. Wenn man unter dem Worte Syſtem (ſ. d.) ein geordnetes, geſetzmäßig gegliedertes Ganzes verſteht, worin die Theile von verſchiedenem Range oder Werthe (höhere und niedere) einander unter- und übergeordnet ſind und in einem nothwendigen Zuſammenhange, in gegenſeitiger, nothwendiger Beziehung aufeinander ſtehen, ſo kann die Frage aufgeworfen werden, ob die geſammte Natur (die Welt) ein Syſtem in dieſem Sinne ſei, oder ob es ein Naturſyſtem gebe? Die Frage iſt alſo nicht dieſe: ob man die Natur nach gewiſſen Geſichtspunkten, etwa nach willkürlich gewählten Beſtimmungen oder Merkmalen ordnen, claſſificiren (ſyſtematiſch eintheilen) könne? denn dieſe Frage iſt bereits durch die That genugſam beantwortet, wovon eine Menge verſchiedener Syſteme, die ſich aber meiſt nur auf einzelne Gebiete oder Reiche der Natur beziehen, und, weil ſie ſubjectiven Urſprungs ſind, mit der Natur ſelbſt ſehr unvollkommen übereinſtimmen, die ſprechenden Zeugen ſind. Sondern davon handelt es ſich, ob die Natur in objectiver Hinſicht ein Syſtem ſei, d. h. ein Ganzes in dem Sinne, wie jedes organiſche Weſen ein Ganzes iſt, und wie es vorzüglich der menſchliche Organismus darſtellt, welcher ein vollkommenes reales Syſtem iſt, in welchem eine große, geordnete Abſtufung der Theile, nämlich der einfachen und zuſammengeſetzten Organe ſtattfindet, welche in der lebendigſten Beziehung und Wechſelwirkung zu- und miteinander ſtehen, ſodaß das Ganze (der lebendige Begriff oder Geiſt des Ganzen) in allen Theilen lebt und wirkt, die Theile aber nur in und mit dem Ganzen leben und beſtehen. Dieſe Frage, ob die Natur in dieſem Sinne ein Ganzes oder Syſtem ſei, iſt nicht einmal für Alle verſtändlich; ſie iſt es z. B. für Diejenigen nicht, welche ſich zur Idee eines ſolchen Ganzen nicht erheben können, welche die Natur blos empiriſch zu erfaſſen vermögen und in ihr eine Mannichfaltigkeit einzelner Dinge ohne innern Zuſammenhang ſehen (ſ. Natur), die dann freilich nur eine willkürliche Anordnung von Seiten des menſchlichen Verſtandes geſtatten könnte. Nach der wiſſenſchaftlichen Anſicht hat die ſichtbare Natur oder die Sinnenwelt nothwendig ihren letzten Grund in der überſinnlichen Natur, aus welcher, als der unbedingten, unendlichen Einheit alles Lebens und Seins, alle Naturdinge urſprünglich hervorgegangen ſind und ewig hervorgehen. Die Geſammtheit der Naturdinge iſt alſo die Offenbarung oder äußere Darſtellung dieſer Einheit von unendlichen Vermögen, und ſie ſelbſt iſt die ewige Wahrheit aller Dinge, deren Erkenntniß das höchſte Ziel aller Forſchungen ſein ſoll. Demzufolge muß alle Mannichfaltigkeit der Natur als die Entwickelung ihrer Einheit (ihrer Idee im philoſophiſchen Sinne) betrachtet werden. In aller Entwickelung erkennen wir aber einen geſetzmäßigen Stufengang, ſodaß jedes Ding bei ſeiner Entfaltung, bis zum höchſten Punkte ſeines Lebens und Seins, eine Verkettung von immer höhern Stufen durchläuft und von der höchſten wieder abwärts zu niedern Stufen ſeines Daſeins zurückſinkt. Bei einem Baume z. B. ſind die Wurzel, der Stamm, das Laub, die Blüte, die Frucht und der Same die verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung, welche nacheinander entſtanden und zum Theil auch nebeneinander ſtehen geblieben ſind. Die Wurzel iſt ſeine erſte und tiefſte, aus dem Keime hervorgegangene Stufe, die Blüte die höchſte und der Same die letzte. Der Baum aber iſt ſelbſt wieder eine Stufe in einem größern Ganzen, dem Pflanzenreiche nämlich, worin die einzel-

nen Pflanzen, deren Arten, Sippen, Sippschaften, Ordnungen, Classen u. s. w., von den Flechten bis zu den edelsten Gewächsen herauf, wieder eine ähnliche Stufenverkettung darstellen, wie die Organe einer einzelnen Pflanze im Ganzen ihrer Entwickelung. Setzt man nun voraus, wie es die Vernunft fodert, daß das gleiche Gesetz der Entwickelung, wie es hier an dem Beispiele der Pflanze und des Pflanzenreichs gezeigt wurde, durch die ganze Natur herrschend sei, da es ebensowol im Thierreiche als im Pflanzenreiche sich bestätigt, so leitet diese Voraussetzung den Blick des wissenschaftlichen Naturforschers auf eine große, allgemeine Stufenverkettung der gesammten erscheinenden Natur, und diese ist es, welche im umfassendsten und zugleich höchsten oder edelsten Sinne des Worts Natursystem (in objectiver Bedeutung) heißt. Die subjective Erkenntniß dieses Systems nennt man das philosophische Natursystem oder auch das natürliche System, im Gegensatze der künstlichen, welche nach einzelnen, willkürlich gewählten Merkmalen oder Bestimmungen entworfen sind. Von künstlichen Natursystemen gibt es mehre, die sich in ihrer Verschiedenheit und Unabhängigkeit nebeneinander behaupten wollen, z. B. verschiedene zoologische Systeme (Systeme des Thierreichs) nach Linné, Blumenbach u. A.; daß aber in Beziehung auf das wahre Natursystem von keiner solchen Vielheit die Rede sein kann, versteht sich von selbst, denn hier sind die einzelnen Systeme, z. B. des Thierreichs, des Pflanzen- und Mineralreichs, dem Ganzen untergeordnet, als Theile desselben, die mit ihm übereinstimmen müssen und ohne die Idee und den Entwurf des Ganzen nicht vollständig verstanden werden können. Der Ruhm des ersten gelungenen Versuchs eines philosophischen, das Ganze umfassenden Natursystems gebührt Oken (s. d.), der die Begründung und allgemeinen Grundzüge desselben in seinem „Lehrbuche der Naturphilosophie" niedergelegt und die weitere Ausführung in seinem „Lehrbuche der Naturgeschichte" versucht hat. Daß diese Ausführung noch unvollkommen sein muß, ist in der Natur der Sache selbst gegründet, da die große Stufenverkettung der Natur ins Einzelne herab, wo die Combination der Gesetze des Lebens stets verwickelter wird, immer schwerer zu verfolgen und die Schwierigkeit zunehmen muß, in der unendlichen Folgerichtigkeit der Natur den Faden des Zusammenhangs nicht zu verlieren. Es ist schon viel gewonnen, daß wir nun die getroffenen Grundzüge des natürlichen Systems besitzen, und daß dadurch die wissenschaftliche Naturforschung auf den rechten Weg geleitet ist, dessen weitere Verfolgung die reichste Ausbeute verspricht. Die Vervollkommnung und Ausbildung des philosophischen Natursystems ist die große, ins Unendliche fort zu lösende, nie ganz zu erschöpfende Aufgabe der Naturforscher.

Naturwissenschaften. Die sämmtlichen Naturwissenschaften theilen sich in das große, unendliche Gebiet, das wir Natur nennen, um es geistig in der Erkenntniß darzustellen. Die Natur spiegelt sich im Geiste des gebildeten Menschen, und diese Abspiegelung, dieses ideale Bild von ihr ist Naturwissenschaft. Denn alle wahre Erkenntniß ist ein treues Bild ihres Gegenstandes, oder eine Erkenntniß ist nur insofern wahr, als sie dem Gegenstande, den sie in sich darstellt oder abbildet, entspricht, mit ihm übereinstimmt oder vielmehr zusammentrifft. Die organisirte, d. h. naturgemäß gegliederte, Erkenntniß heißt aber Wissenschaft. Daher zerfällt auch die Naturwissenschaft grade in ebenso viel besondere Naturwissenschaften, Zweige der einen Wissenschaft der Natur, als diese besondere Gebiete und Reiche hat oder sich in solche theilen läßt. Und wie die Natur in ihrer Ganzheit von ihren zwei nothwendigen Seiten zugleich betrachtet werden muß, nämlich von der einen als Inneres, als thätige Einheit, als Seele des Ganzen (s. Natur), von der andern Seite als Äußeres, als organische Gesammtheit der sichtbaren Naturdinge, so findet das gleiche Verhältniß auch bei der Naturwissenschaft statt. Sie ist einerseits die thätige Einheit, gleichsam die schaffende Seele in der Vielheit und Mannichfaltigkeit der Naturwissenschaften, und dann heißt sie

Naturphiloſophie, durch welche die beſondern Zweige des Ganzen erſt zu Wiſſenſchaften werden, indem ſie ohne ſie nur ſogenannte Naturwiſſenſchaften, nämlich nur empiriſche Kunde, Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen ohne den ordnenden Geiſt des Ganzen ſind. Die Naturphiloſophie iſt alſo die Naturwiſſenſchaft in den Naturwiſſenſchaften, durch ſie allein erkennt man die Natur als Ganzes in der edelſten Bedeutung des Worts, worin die Theile als lebendige, bedeutungsvolle Glieder erkannt werden; ohne ſie ſind alle Naturkenntniſſe Stückwerk in jeder Hinſicht. Andrerſeits verſteht man unter Naturwiſſenſchaft die Geſammtheit der beſondern Naturwiſſenſchaften, welche ebenfalls ein organiſches Ganzes bilden, da ſie alle durch einen Geiſt (die Naturphiloſophie) ihre Beſeelung (Erleuchtung, wiſſenſchaftliche Ordnung) erhalten, und daher miteinander in inniger Beziehung und Wechſelwirkung ſtehen, ſich gegenſeitig vorausſetzen, ineinander eingreifen, ſich gegenſeitig ergänzen und fördern. Mittels dieſer vorläufigen Ideen über das naturwiſſenſchaftliche Ganze wird man nun den Begriff jeder beſondern Naturwiſſenſchaft deſto richtiger zu faſſen vermögen, indem die volle Bedeutung einer jeden durch ihre Stellung im Syſtem der Naturwiſſenſchaften offenbar werden muß. Wird zuvörderſt die Natur betrachtet, wie ſie im Großen bildet und gebildet hat, wie ſie gleichſam in ihrer großartigen Baukunſt erſcheint, wie der Weltraum mit kosmiſchen Individuen (Weltkörpern), als beſondern Welten, erfüllt und belebt iſt, werden die Verhältniſſe dieſer Welten zueinander erforſcht und gezeigt, wie in dieſen Verhältniſſen die Vielheit der Welten als ein Ganzes, als Weltbau erſcheint, ſo entſteht auf dieſem Wege die Kosmologie (ſ. d.). Nach Maßgabe der beſondern Richtung des erkennenden Geiſtes erhält dieſe umfaſſende Wiſſenſchaft beſondere Modificationen und zugleich dieſen entſprechende Benennungen; ſie heißt Kosmogenie, wenn die Betrachtung ſich auf die wahrſcheinliche Entſtehung oder Erzeugungsweiſe der Weltkörper lenkt, Aſtronomie, wenn die mathematiſchen Verhältniſſe der Geſtirne, als Größe, Maſſe, Entfernung der Weltkörper voneinander und namentlich von der Erde, die Geſetze ihrer Bewegung und daraus hervorgehende Beſtimmung ihrer Bahnen in Betrachtung und Erforſchung kommen, wodurch die Erſcheinungen am Himmel ihre wahre mathematiſche Bedeutung erhalten. Dagegen heißt die (empiriſche) Kenntniß des Fixſternhimmels, hinſichtlich ſeiner Eintheilung in Sternbilder und der mathematiſchen Eintheilung des Himmelsgewölbes (wo der Äquator, die Weltpole, Ekliptik und die damit verbundenen Verhältniſſe in Betrachtung kommen) Aſtrognoſie oder auch Kosmographie. Aber mit dieſen allgemeinen Verhältniſſen der Weltkörper, mit dieſen Umriſſen des Weltſyſtems oder Weltgebäudes im Großen kann ſich der menſchliche Geiſt nicht begnügen, er ſtrebt auch das Innere und Einzelne zu durchdringen. Dies kann er aber zunächſt nur in Beziehung auf die Erde, deren nähere Kenntniß in Betreff ihres Baues im Ganzen Gegenſtand der Geologie iſt. In ihrer vollſtändigen Bedeutung begreift alſo die Geologie nicht nur die Kenntniß der Gebirge und der innern Beſchaffenheit und äußern Form des feſten Landes, zu einem Ganzen verbunden, ſondern auch die Kenntniß der Gewäſſer und deren Vertheilung auf der ganzen Erde, ſowie die Kunde von der Atmoſphäre in ihrem Einfluß auf das Leben der Erde in den verſchiedenen Gegenden derſelben. Da nun die Erde auch in ihrer Entſtehung betrachtet werden muß, wobei ſie ſelbſt als die Mutter einer großen Mannichfaltigkeit von Erzeugniſſen erſcheint, ſo iſt die Geologie als der Stamm eines Baums zu betrachten, deſſen Äſte und Zweige beſondere Naturwiſſenſchaften ſind. Die beiden Hauptäſte dieſes Stammes ſind einerſeits die Geogenie, welche den Bau der Erde in ſeiner Entſtehung zu erforſchen ſucht, andrerſeits die Geognoſie oder Orologie, auch Oryktologie und Geologie im engern Sinne genannt, welche ſich die innere Beſchaffenheit der Felſen, deren Theile (die Gebirgsarten) und Verhältniſſe zum Gegenſtand nimmt. Die Geographie dagegen beſchäftigt ſich mit der äußern Geſtaltung der Erd-

oberfläche und mit deren Inhalt. Sie theilt sich in die mathematische und physikalische (denn die politische kommt hier nicht in Betrachtung), welche wieder mancherlei besondere Wissenschaften enthält.

Diese der Geologie zunächst angehörigen Wissenschaften setzen aber wieder die Kenntniß des Ganzen (des Erdkörpers) in der Mannichfaltigkeit und Verkettung seiner Theile, d. h. in seiner vollständigen Entwickelung, voraus. Den Stamm eines Baums mit seinen Ästen kennt man nur sehr unvollkommen, wenn man die Blätter, Blüten und übrigen Theile nicht kennt, die sich aus ihm entwickeln; denn die wissenschaftliche Kenntniß des Ganzen und die der Theile setzen einander gegenseitig voraus. Der ganze wissenschaftliche Baum, die Geologie in ihrer ganzen Entwickelung bis auf die kleinsten Theile herab, deren nähere Kenntniß berücksichtigt wird, vertauscht in dieser Ausbreitung ihren Namen mit einem andern; sie heißt nun Mineralogie, in umfassender Bedeutung des Worts. Die Mineralien (s. d.) aber, welche die Wissenschaft als Erzeugnisse des Erdelements aus seiner Wechselwirkung mit andern Elementen erkannt hat, können daher nicht gehörig verstanden, in ihrer wahren Natur und Bedeutung im Ganzen erfaßt werden ohne nähere Kenntniß der Elemente, aus deren Verbindung sie hervorgegangen sind, und diese Kenntniß ist also gleichsam die Wurzel jenes großen Baums, nämlich der ganzen systematischen Mineralogie mit allen dazu gehörigen besondern Wissenschaften. Werden die Elemente als Ganze betrachtet, als welche sie anerkannt werden, insofern sie in Theile (Grundstoffe) zerlegbar sind, so entsteht aus dieser Betrachtung, Untersuchung und Erforschung der Elemente als Ganzer, aus der Erkenntniß ihres Aggregatzustandes (z. B. der Starrheit, der Flüssigkeit, Gasigkeit), ihrer Thätigkeit oder eigenthümlichen Processe, aus der Einsicht in die Bedeutung der mannichfaltigen Erscheinungen, welche aus dem Allen und ihrem gegenseitigen Verhältniß hervorgehen, aus der Kenntniß ihrer mechanischen Eigenschaften u. s. w. eine Wissenschaft, die sich Naturlehre oder Physik nennt, nämlich im engern Sinne; denn im weitesten ist das Wort gleichbedeutend mit Naturwissenschaft. Die Physik hat eine dynamische und mathematische Seite, was eigentlich bei allen Naturwissenschaften der Fall ist, da alle Naturbetrachtung einerseits das Dynamische oder Wesentliche (die polaren Kräfte und Verhältnisse), andrerseits das Formelle oder Mathematische der Natur oder ihrer Erscheinungen zum Gegenstande hat. Denn Zeit und Raum sind die nothwendigen Formen der Natur und der Anschauung; Zeit- und Raumbestimmungen aber heißen Größen, Zeit- und Raumverhältnisse Größenverhältnisse, mit deren Erforschung sich die Mathematik beschäftigt. Die dynamische Physik hat es mit der Erkenntniß der wesentlichen Eigenschaften der kosmischen und irdischen Elemente, der Kräfte und Processe zu thun, welche diesen Elementen eigenthümlich sind, und beschäftigt sich daher z. B. mit der Natur des Lichts, der Wärme, Schwere, des Magnetismus, Elektrismus, Chemismus und Galvanismus, welche zusammen das Leben (die thätige Seite) der Elemente ausmachen. Dagegen behält sich die mathematische Physik, auch angewandte Mathematik genannt, blos die formale Seite der Elemente vor, und betrachtet ihre Erscheinungen nach den Elementen der Form der Natur, nämlich nach Maß (Raumbegrenzung), Zahl und Gewicht, mithin sowol geometrisch als arithmetisch, geometrisch nach Linien, Winkeln, Flächen und kubischem Inhalt, arithmetisch nach der Quantität (dem intensiven Maße) der Kräfte, welche durch Zahlen ausgedrückt wird, wohin auch das Gewicht als Maß oder Quantität der Schwere gehört. Sie betrachtet z. B. die Körper blos als Massen (abgesehen von ihren sonstigen individuellen Eigenschaften), als bewegliche Theile des festen und schweren Erdelements, und indem sie die Gesetze des Gleichgewichts entwickelt, nach welchen einander entgegenwirkende bewegende Kräfte, die in einem Körper oder auf denselben oder dessen Theile wirken, die Bewegung hindern oder aufhe-

ben, sodaß der Körper in Ruhe bleibt, wobei sehr mannichfaltige arithmetische Verhältnisse möglich sind, welche der Berechnung unterworfen werden, so zeigt sie sich in dieser Beschäftigung als Statik, in Beziehung auf das Wasser aber oder überhaupt auf flüssige Körper als Hydrostatik. Mechanik heißt die mathematische Physik, wenn sie die Gesetze der Bewegung fester Körper erforscht und darstellt, welche durch Schwere, Druck und Stoß erzeugt wird, Hydraulik, wenn sie sich mit den Gesetzen der Bewegung des Wassers oder des Flüssigen und den daraus hervorgehenden Erscheinungen beschäftigt. Die höhere Mechanik oder diejenige, bei welcher der höhere Calcul in Anwendung kommt, heißt Dynamik in mathematischem Sinne, und ebenso die höhere Hydraulik Hydrodynamik. In der Aërometrie und Aërostatik werden die Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung der Luft in Folge ihrer Schwere und Elasticität aufgestellt, und die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen entwickelt, welche aus dem Druck der Atmosphäre auf feste und flüssige Körper unter verschiedenen Umständen hervorgehen. Die mathematische Theorie des Lichts in Beziehung auf das Auge und die Gesetze des Sehens, die Lehre von der Fortpflanzung des Lichts in geraden Linien, von seiner Beugung, Brechung und Zurückstrahlung nach bestimmten Winkeln unter verschiedenen Umständen, heißt Optik. Innerhalb letzterer haben sich einerseits die Lehre von der Brechung des Lichts, d. h. der Abweichung von seiner Richtung beim Ein- und Ausgang in und aus durchsichtigen Mitteln verschiedener Dichtigkeit, andrerseits die Theorie der Zurückstrahlung des Lichts von glatten, ebenen und krummen Flächen (ebenen und sphärischen, auch konischen, erhabenen und hohlen Spiegeln) zu besondern mathematisch-physikalischen Wissenschaften gestaltet, jene unter dem Namen Dioptrik, diese mit der Benennung Katoptrik. Auch die Wärme betrachtet die mathematische Physik nur von ihrer quantitativen Seite und in ihren meßbaren Wirkungen, indem sie die Gesetze erforscht und bestimmt, nach welchen die Temperatur (Quantität der freien Wärme) unter verschiedenen Umständen wechselt, und indem sie die Gesetzmäßigkeit entwickelt, welche die Wärme in ihrer ausdehnenden Kraft offenbart, die sie auf verschiedene Körper bei verschiedener Temperatur ausübt, und man kann sie in dieser Beschäftigung Thermometrie und Pyrometrie (mathematische Wärme- und Feuertheorie) nennen. Beiläufig ergibt sich aus dieser Aufstellung der physikalischen Wissenschaften, daß, streng genommen, auch die Mathematik in ihrer ganzen Verzweigung zu den Naturwissenschaften gehört. Die reine Mathematik ist abstracte Naturwissenschaft, d. h. Wissenschaft der bloßen, für sich betrachteten Formen der Natur, nämlich der Zeit und des Raumes oder deren Bestimmungen, der Zahl und Gestalt, abgesehen von dem Inhalte dieser Formen; angewandte Mathematik ist daher Naturwissenschaft mit dem Übergewicht der formalen oder mathematischen Seite, unabgesehen von dem Inhalte der Form oder mit Berücksichtigung der Einheit von Form und Inhalt. Die Astronomie gehört also, ihrem Hauptinhalte nach, ebenfalls zur angewandten Mathematik, und genau erwogen ist jede Naturwissenschaft, ihrer formalen Seite nach, angewandte Mathematik, nur erscheinen die beiden Seiten oder Richtungen, die dynamische und mathematische, nicht so getrennt wie bei der Physik. Ebenso könnte sich auch die dynamische in besondere Wissenschaften theilen, z. B. in Photologie (Wissenschaft des Lichts), Thermologie (Wissenschaft der Wärme), Magnetik, Elektrik, Galvanik u. s. w., es werden aber diese Wissenschaften gegenwärtig fast noch durchgehend als Abschnitte der dynamischen Physik behandelt; nur allein die Meteorologie (Wissenschaft der atmosphärischen Erscheinungen und Erzeugnisse) hat sich als eine besondere, dahin gehörige Wissenschaft mit eigenthümlicher Benennung zu behaupten angefangen.

Da nun die physischen Elemente nur insofern Ganze genannt werden können, als sie in Theile oder Stoffe zerlegbar sind, die Erkenntniß eines Ganzen aber

sehr unvollkommen ist ohne nähere Kenntniß seiner Theile, und alle Naturkörper, da sie als Erzeugnisse der Elemente betrachtet werden müssen, auch nothwendig als Combinationen der Urstoffe verschiedener Elemente in verschiedenen Verhältnissen sich darstellen, so mußte die naturwissenschaftliche Betrachtung sich auch nach dieser verborgenen Seite der Natur hinwenden, um sie hier gleichsam in ihrer verborgensten Werkstätte zu belauschen und zu sehen, wie sie Stoffe trennt und verbindet, durch die Trennung Körper zerstört, aber zugleich durch die Verbindung neue hervorgehen läßt. Hier fanden die Naturforscher ein großes, unermeßliches Feld zu neuen Forschungen, dessen Bearbeitung Gegenstand einer eignen Naturwissenschaft, der Chemie, auch Stöchiologie (Stoffwissenschaft), wurde. Die Chemie zerfällt, nach ihrem großen Gegenstande, der Gesammtheit der Naturkörper der Erde, zunächst in ebenso viel besondere chemische Wissenschaften, als jene Gesammtheit in Reiche, und es gibt daher eine Mineralchemie, d. h. Stofflehre des Mineralreichs, eine Pflanzen- oder Phytochemie, eine Thier- oder Zoochemie und, wenn man die (physischen) Elemente als ein besonderes Naturreich betrachtet, auch eine Elementenchemie, welche die Grundstoffe der Elemente und deren Verhältniß in einem jeden erforscht und bestimmt. Doch die Pflanzen- und Thierchemie ist noch sehr wenig bearbeitet, und Das, was man bisher Chemie oder allgemeine Chemie genannt hat, eigentlich nur Elementen- und Mineralchemie, wenigstens vorzugsweise. Auch die Chemie hat eine dynamische und eine mathematische Seite; erstere beschäftigt sich mit den Eigenschaften (sinnlichen Merkmalen) der Stoffe und ihrem polaren Verhältnisse zueinander, letztere dagegen bestimmt die quantitativen (Größen-) Verhältnisse der Stoffe in den verschiedenen Substanzen oder Körpern und heißt Stöchiometrie. Die Chemie hat, wie eigentlich alle Wissenschaften, vorzugsweise eine theoretische und eine praktische Seite; von ihrer theoretischen Seite ist sie Wissenschaft, von ihrer praktischen Kunst, Scheidekunst, Experimentalchemie, in ihrer Anwendung auf Gewerbe technische Chemie. Bei der Physik, um dies nachträglich zu erwähnen, findet eigentlich ganz dasselbe Verhältniß statt; denn es gibt ebenfalls eine Physik als Kunst, die Experimentalphysik, und eine Anwendung derselben auf Gewerbe, welche technische Physik heißen sollte, wofür man aber schon den Namen praktische Mechanik, Maschinenlehre in weitester Bedeutung hat, in welcher alle mathematisch-physikalische Wissenschaften in Anwendung kommen.

Werden die Naturdinge als einzelne in jeder Hinsicht, als Individuen in ihrem eigenthümlichen und unterscheidenden Charakter und in ihrer Entwickelung betrachtet und dargestellt, so ist dies Naturgeschichte. Hier können aber die Naturkörper entweder in ihrer bereits erfolgten ganzen oder theilweisen Entwickelung, d. h. in ihrer vollendeten oder unvollendeten Bildung, erkannt und dargestellt werden, und dann heißt die Darstellung Naturbeschreibung, oder man betrachtet sie in ihrer geschehenden Entwickelung oder werdenden Bildung, d. h. nach ihrer Entstehung, ihrem Fortschreiten und allmäligen Vergehen, so entsteht die eigentliche Naturgeschichte oder diese im engern Sinne des Worts. Hieraus erkennt man zugleich, daß Diejenigen irren, welche meinen, daß es keine eigentliche Naturgeschichte gebe, daß die Benennung unrichtig sei und daß es Naturbeschreibung heißen müsse. Der Irrthum beruht auf der Verworrenheit des Begriffs der Geschichte. Überzeugt man sich, daß die wirkliche Geschichte eines Naturwesens nichts Anderes sei als seine Entwickelung (seine werdende und vergehende Bildung) mit allen diese Entwickelung begleitenden Erscheinungen (Begebenheiten), so erkennt man, daß die Natur, eigentlich die Naturen (s. Natur), z. B. die Erde, die Mineralien, Pflanzen und Thiere, ebensowol eine Geschichte haben müssen als die Menschheit, die Völker und einzelne Menschen. Naturbeschreibung ist also nur ein Theil der Naturgeschichte im umfassenden Sinne. In letzterm ist z. B. die Geologie Naturgeschichte der Erde, und sie ist einerseits beschreibend,

indem sie die Gestalt und Beschaffenheit der Erde im Ganzen sowol als in seinen größern Theilen darstellt, andererseits geschichtlich im engern Sinne, indem sie es mit der Entstehung und Entwickelung des Planeten im Großen oder Ganzen und seiner vorzüglichsten Theile zu thun hat, und die Ordnung der Entwickelung in den Erscheinungen nachweist. Die Geogenie ist also vorzugsweise Naturgeschichte der Erde. In Beziehung auf die besondern Producte oder Naturindividuen der Erde theilt sich die Naturgeschichte in ebenso viel besondere Wissenschaften, als ihr Gegenstand, die Gesammtheit dieser Producte, in größere Abtheilungen zerfällt, zunächst also, nach den Reichen, in: 1) Mineralogie oder Irdlehre, Naturgeschichte der Irden oder Mineralien als Individuen des Erdelements, 2) Phytologie oder Pflanzenwissenschaft, Naturgeschichte der Pflanzen, wovon die Botanik eigentlich nur der beschreibende Theil ist, und 3) Zoologie oder Thierwissenschaft, Naturgeschichte der Thiere oder Thiergeschichte. Jede dieser drei großen Abtheilungen der Naturgeschichte hat wieder ihre Unterabtheilungen als besondere Wissenschaften. Nimmt man die Mineralogie in weitester Bedeutung, so begreift sie unter sich a) die Oryktognosie, Naturbeschreibung der Mineralien nach äußern Merkmalen oder Kennzeichen, also Mineralogie im engern Sinne, b) Oryktologie oder Geognosie, Wissenschaft der Gebirgsarten, gleichsam die Anatomie der Gebirge, c) die mineralogische Geographie und d) die Geologie, von welchen letztern Wissenschaften zum Theil schon oben die Rede war, e) die Mineralchemie, Stofflehre der Mineralien, welche aber auch als Theil der Chemie erscheint, insofern diese als selbständige Wissenschaft betrachtet wird, f) die Krystallographie, Formlehre der Mineralien, g) die Krystallotomie, Theillehre der Mineralformen, gleichsam die Anatomie der Mineralien und endlich h) die technische oder ökonomische Mineralogie, eigentlich nur die Anwendung eines Theils der Mineralogie auf die Ökonomie oder Landwirthschaft. Bei der Naturgeschichte der organischen Dinge, also der Pflanzen, Thiere und Menschen, kommen folgende drei Punkte, für die Richtung des Erkenntnißvermögens, in Betrachtung: 1) das Leben, d. h. das zeitliche Wirken (Thätigkeit, Verrichtungen oder Functionen) des Ganzen sowol als der Theile der organischen Körper, 2) die Stoffe oder Elemente, woraus sie bestehen, und 3) die Form oder Formen, welche als die sichtbaren Einheiten (Producte) des Lebens und der Stoffe zu betrachten sind. Das Leben und seine Gesetze sind Gegenstand einer Wissenschaft, welche Biologie heißt, die Stoffe oder deren Eigenschaften und Verhältnisse sind Gegenstand der Stöchiologie, die Formen im Ganzen und Einzelnen Gegenstand der Morphologie; wobei auch zu bemerken ist, daß die Biologie, insofern sie sich mit dem Leben oder den natürlichen Verrichtungen der innern Theile der organischen Körper, der Organe und Systeme, beschäftigt, auch Physiologie genannt wird, und daß die Morphologie sich theilt in die Betrachtung der Formen und Formenverhältnisse mit Berücksichtigung der Farben, einerseits der äußern Theile und deren Ganzen, und dann im engern Sinne Naturbeschreibung ist, andererseits der innern Theile, und dann Anatomie heißt, welche sich mithin die Form, Lage, Größe, Farbe und sichtbare Verbindung der Organe und Systeme, bei Thieren z. B. der Nerven, Muskeln, Adern, Zellen, des Magens und Darms, der Lunge, Leber, des Herzens u. s. w., zum Gegenstande nimmt. Demzufolge kann sich nun die Pflanzenwissenschaft eintheilen in 1) Phyto-Biologie, 2) Phyto-Stöchiologie und 3) Phyto-Morphologie, in welche letztere sich die beschreibende Botanik und die Phytotomie oder die Anatomie der Pflanzen theilen. Ebenso zerfällt die Zoologie in Zoo-Biologie, Zoo-Stöchiologie und Zoo-Morphologie, in welche letztere sich die beschreibende Zoologie und Zootomie theilen. Außerdem muß die Naturgeschichte der Thiere so viel besondere zoologische Wissenschaften enthalten, als das Thierreich Hauptabtheilungen oder Classen hat. Man hat sich bei der Be-

ſtimmung der Theile der Zoologie nach der Linné'ſchen Claſſification gerichtet, und es gibt in dieſer Beziehung z. B. eine Ornithologie (Naturgeſchichte der Vögel), Ichthyologie (Naturgeſchichte der Fiſche), Entomologie oder Inſektologie, und Helminthologie (Naturgeſchichte der Würmer). Die Naturgeſchichte der Säugthiere heißt Mammaliologie oder Maſtozoologie, und die der Amphibien (Reptilien) Herpetologie. Bei der Botanik und Mineralogie aber fehlen noch die Namen beſonderer Wiſſenſchaften in Beziehung auf Claſſification.

Der Schlußſtein des ganzen Gebäudes der Naturwiſſenſchaften, welcher alle andere vorausſetzt, oder in welchem ſich alle vereinigen zum Behuf einer unbeſtimmten, gemeinſchaftlichen Richtung, iſt eigentlich die Medicin als Wiſſenſchaft, obgleich ihr Hauptgegenſtand die Natur der Krankheiten des menſchlichen Organismus, und ihre praktiſche, durch die Naturwiſſenſchaft geleitete Thätigkeit auf Heilung der Krankheiten gerichtet iſt und Heilkunſt, praktiſche Medicin heißt. Die Krankheiten erkennt nämlich die Naturwiſſenſchaft als beſondere, von der Lebensharmonie des Ganzen abweichende Lebensproceſſe. Die Kenntniß der Krankheiten ſetzt alſo die Kenntniß des menſchlichen Organismus, auch von phyſiſcher Seite, voraus, dieſe aber iſt bedingt durch die Kenntniß des thieriſchen und Pflanzenorganismus, und dieſe kann wieder nicht ohne die Kenntniß der ſogenannten anorganiſchen Natur (der Elemente und Mineralien) beſtehen. Überdies nimmt die Heilkunſt ihre Mittel aus allen Reichen der Natur, deren Kenntniß mithin auch von dieſer Seite die Medicin vorausſetzen muß. Die Medicin iſt alſo, in der umfaſſendſten Bedeutung ihres Namens, ein ganzer großer Organismus, ein vollſtändiges Syſtem von Naturwiſſenſchaften, theils von eigenthümlichen oder weſentlichen, theils von begründenden und Hülfswiſſenſchaften, und zwar in nächſter Beziehung zur Natur des Menſchen, hinſichtlich ſeines geſunden und kranken Zuſtandes und hinſichtlich der Heilung des letztern. (S. Medicin.) Wir bemerken nur noch, daß der Hauptgrundpfeiler der Medicin eine Wiſſenſchaft iſt, in welcher zugleich alle Naturwiſſenſchaften ihren Mittelpunkt erkennen ſollen, die Anthropologie nämlich in ihrer rechten naturwiſſenſchaftlichen Bedeutung als allſeitige Naturgeſchichte des Menſchen, in ſeinem Unterſchiede von den Thieren, von materialer (phyſiſcher) und idealer (pſychiſcher) Seite, wozu alſo nicht nur die Phyſiologie (ſowol des geſunden Menſchen als der Krankheiten) und Anatomie des Menſchen mit allen Verzweigungen der letztern, die Kenntniß der Menſchenracen, mithin auch der Völker, hinſichtlich ihres Naturells und anderer Wiſſenſchaften gehören, ſondern ſelbſt die Pſychologie, da Leib und Geiſt zuſammen das Ganze des Menſchen ausmachen. Daraus erſieht man zugleich, und aus der nähern Betrachtung der Medicin, welche auch Geiſteskrankheiten und deren Heilung zu berückſichtigen hat, mithin auch die Wiſſenſchaft des Geiſtes in ſeinem geſunden Zuſtande vorausſetzt, daß es ſehr ſchwer oder vielmehr unmöglich iſt, die Naturwiſſenſchaften von den idealen oder Geiſteswiſſenſchaften vollkommen zu ſcheiden. (S. Geiſt und Natur.) Die bewußtloſe Natur iſt die Mutter, aus welcher der höhere, ſelbſtbewußte Geiſt geboren wird, und ſo iſt auch die Naturwiſſenſchaft die Mutter aller Geiſteswiſſenſchaften; die nähere gründliche Bekanntſchaft mit jener iſt daher die nothwendige Bedingung eines erfolgreichen Studiums der idealen Wiſſenſchaften. Vgl. Cuvier's „Histoire des progrès des sciences naturelles depuis 1789 jusqu'à ce jour" (4 Bde., Par. 1829), und J. Fr. W. Herſchel's „Preliminary discourse on the study of natural philosophy" (Lond. 1831).

Naubert (Chriſtiane Benedicte Eugenie), die geſchätzteſte und fruchtbarſte Romanſchriftſtellerin Deutſchlands, die aus Beſcheidenheit ihre Anonymität bis kurz vor ihrem Tode behauptete, war die Tochter des Profeſſors der Medicin, J. E. Hebenſtreit zu Leipzig, geb. am 13. Sept. 1756. Vorzüglich durch ihren Stiefbruder, den Profeſſor der Theologie Hebenſtreit, erhielt ſie nach ihres Vaters

Tode eine sorgfältige, völlig gelehrte Erziehung. Insbesondere beschäftigte sie sich mit Geschichte und neuern Sprachen. Sie war zuerst mit dem Kaufmann Holdenrieder zu Naumburg, dann mit Joh. Georg Naubert, der ebenfalls Kaufmann zu Naumburg war, wo sie in stillbürgerlicher Eingezogenheit lebte, verheirathet. Um ihre erblindeten Augen operiren zu lassen, begab sie sich nach Leipzig und starb daselbst am 12. Jan. 1819. Die Zahl ihrer geist-, phantasie- und gemüthreichen Romane, welche meist einen historischen Stoff haben, ist sehr groß. Ihr erster bedeutender Versuch in dieser Gattung war „Walther von Montbarry" (1786); diesem folgten „Thekla von Thurn", woraus selbst Schiller in seinem Wallenstein Manches, sogar wörtlich, benutzte; „Elisabeth, Erbin von Toggenburg"; „Hermann von Unna"; „Konradin von Schwaben"; „Hatto, Bischof von Mainz"; „Gebhard, Truchseß von Waldburg"; „Eudocia"; ihre lieblichen „Neuen Volksmärchen der Deutschen" (5 Bde. 1789—93); „Azaria" (1814); „Rosalba" (2 Bde. 1816); „Alexis und Luise" (1819); „Turmalion und Lagorta" (2 Bde. 1820) und ihre „Letzten Originalromane" (5 Bde. 1827).

Naumächie, Nachahmung eines Seetreffens, machte bei den Römern eine Gattung der feierlichen und öffentlichen Spiele aus. Das erste Schauspiel dieser Art veranstaltete Cäsar, und bald liebte das Volk diese künstlichen Seegefechte mit gleicher Leidenschaft, wie die übrigen öffentlichen Spiele. Da der Circus Maximus, in welchem sie anfangs zuweilen gegeben wurden, dazu nicht bequem genug war, so wurden unter den Kaisern zu diesem Behufe eigne Plätze eingerichtet, die man ebenfalls Naumachien nannte. Dieselben glichen in der äußern Form der Bauart den Amphitheatern, und wurden, wie diese, anfangs aus Holz erbaut. Der Kaiser Domitian soll der Erste gewesen sein, der eine Naumachie von Stein anlegte. Die Länge einer Naumachie, welche Augustus anlegen ließ, und in welcher außer vielen kleinen Fahrzeugen 50 dreiruderige Schiffe Platz hatten, betrug 1800, und die Breite 200 F. Die Naumachien wurden, wie der Circus Maximus, wenn darin eine Naumachie gegeben wurde, durch unterirdische Kanäle plötzlich unter Wasser gesetzt, sodaß sich oft vor den Augen der Zuschauer die auf dem Trockenen liegenden Schiffe in die Höhe hoben. Dieses Wasser wurde gewöhnlich aus der Tiber, in deren Nähe man deshalb mehrmals Naumachien anlegte, zuweilen aber auch mittels Wasserleitungen zugeführt und floß mit eben der Schnelligkeit wieder ab, mit der es herbeigeströmt war. Diejenigen, welche in diesen Naumachien fochten, hießen Naumachiarii; es waren entweder Gladiatoren, oder Sklaven, Leute aus der niedrigsten Volksclasse, Gefangene und zum Tode verurtheilte Verbrecher. Ihre Bestimmung war zu sterben, und nur ein günstiger Zuruf des Volkes oder des obersten Leiters der Spiele konnte sie retten. Spuren einer alten Naumachie hat man am Fuße des Berges Griffone bei Salerno in Sicilien in der Bildung eines kleinen Sees zu entdecken geglaubt.

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), einer der größten Kirchencomponisten, geb. 1741 zu Blasewitz bei Dresden, wo sein Vater als Landmann lebte, besuchte die Schule in Dresden, wohin er jeden Morgen von seinem Geburtsorte ging, und folgte, als Knabe von 13 Jahren, einem Mitgliede der schwed. Kapelle, dessen Aufmerksamkeit er durch seine musikalischen Talente erregt hatte, auf einer Reise nach Hamburg und 1758 nach Italien. Auf der Reise, welche zu Fuß unternommen wurde, oft dem Mangel preisgegeben, mußte N., während sein Herr zu Padua den Unterricht Tartini's benutzte, diesem die niedrigsten Dienste leisten und seinen Unterhalt mit Notenschreiben verdienen. Endlich gelang es ihm jedoch, unter Tartini's Schüler aufgenommen zu werden, und bald nachher auch Unterstützung zu finden. Er blieb drei Jahre in Padua und bereiste hierauf zu seiner weitern Ausbildung noch andere Gegenden Italiens. In Neapel

erwachte seine Vorliebe für theatralische Musik; in Bologna ward ihm die Freundschaft des Pater Martini und des nach Italien geflüchteten Hasse sehr nützlich; endlich ließ er sich in Venedig nieder, verschaffte sich daselbst durch Unterrichtertheilen seinen Unterhalt und arbeitete einige theatralische Compositionen, welche Beifall fanden. Nach einem Aufenthalte von acht Jahren in Italien berief ihn die Kurfürstin Mutter, Marie Antonie, nach Dresden, wo er 1765 als kurfürstlicher Kirchencomponist angestellt wurde. Bald darauf erhielt er die Stelle als Kammercomponist und den Auftrag, eine zweite Reise nach Italien zu unternehmen, die er in Gesellschaft Schuster's und Seidelmann's antrat. Dort componirte er für das Theater zu Palermo den „Achilles in Scyros", arbeitete in Venedig an der Oper „Alexander" und kehrte 1769 nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Kurfürsten die große Oper: „La clemenza di Tito", zu componiren. Eine dritte Reise nach Italien machte er 1772, um seinen Bruder, einen Maler, zu Mengs nach Rom zu führen, hielt sich dort zwei Jahre auf und componirte binnen 13 Monaten fünf Opern. Nach seiner Rückkehr wurde er Kapellmeister. Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden, Gustav III., componirte er 1776 die große Oper „Amphion", zur Einweihung des neuen Theaters zu Stockholm 1780 die Opern „Cora", seine berühmteste, und „Gustav Wasa", welche letztere er selbst dirigirte, und für den dän. Hof 1785 die Oper „Orpheus". Er organisirte das Orchester zu Stockholm und wurde mehre Male bei besondern Gelegenheiten nach Berlin berufen, wo er mehre seiner Compositionen, z. B. „Medea", „Protesilaus" aufführte. Da er wiederholt ihm von auswärtigen Höfen gemachte Anträge ablehnte, ward er 1786 zum Oberkapelldirector mit 3000 Thlrn. Gehalt ernannt. Nächst der „Cora" gehören „Tutto per amore" und „La dama soldato" zu seinen vorzüglichsten Opern. In den spätern Jahren wurde Kirchenmusik immer mehr sein Lieblingsfach, wiewol er noch 1801 seine Oper „Acis und Galatea", eine Composition voll jugendlicher Munterkeit und männlicher Fülle, aufs dresdner Theater brachte. N. starb am 23. Oct. 1801, nachdem er zwei Tage zuvor auf einem einsamen Spaziergange in dem großen Garten bei Dresden vom Schlage gerührt, die ganze Nacht betäubt und hülflos liegen geblieben war. Seine Compositionen für die Kirche, worunter wir besonders sein „Vater Unser" (Text von Klopstock), mehre Psalmen und Missen, Oratorien und Vespern auszeichnen, sind größtentheils Eigenthum der dresdner Hofkapelle. Auch auf der Harmonika hatte er eine bewundernswürdige Fertigkeit und setzte für dieses Instrument sechs Sonaten, die einzigen, die wir überhaupt in dieser Gattung haben. Vgl. A. G. Meißner's „Bruchstücke zur Biographie J. G. N.'s" (2 Bde., Prag 1803 fg.). — N.'s ältester Sohn, Karl Friedrich, Professor der Mineralogie zu Freiberg, geb. zu Dresden 1798, besuchte seit 1812 die Schulpforta und seit 1816 die Bergakademie zu Freiberg, studirte seit 1817 zu Leipzig und Jena, ging dann nochmals nach Freiberg, besonders um Mohs zu hören, und machte 1821—22 eine wissenschaftliche Reise nach Norwegen. Er habilitirte sich 1823 in Jena, 1824 in Leipzig, und wurde 1826, als Mohs dem Rufe nach Wien folgte, dessen Nachfolger in Freiberg. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Versuch einer Gesteinslehre" (Lpz. 1824); „Grundriß der Krystallographie" (Lpz. 1825); „Lehrbuch der Mineralogie" (Berl. 1828) und „Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie (2 Bde., Lpz. 1830). — N.'s zweiter Sohn, Moritz Ernst Adolf, Professor der Medicin zu Bonn, geb. zu Dresden am 7. Oct. 1799, bezog von der Kreuzschule aus 1816 die Universität Leipzig, studirte hier und zu Berlin bis 1822 Medicin, wurde 1824 in Leipzig promovirt, 1825 als außerordentlicher Professor nach Berlin berufen und 1828 als ordentlicher nach Bonn versetzt. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Über das Bewegungsvermögen der Thiere" (Lpz. 1824); „Skizzen aus der allgemeinen Pathologie" (Lpz. 1824); „Handbuch der allgemeinen Semiotik" (Berl.

1826); „Theorie der praktischen Heilkunde" (Berl. 1827); „Zur Lehre von der Entzündung" (Bonn 1828); „Versuch eines physiologischen Beweises für die Unsterblichkeit der Seele" (Bonn 1830); „Grundzüge der Contagienlehre" (Bonn 1833); „Elemente der physiologischen Pathologie" (Bonn 1834) und sein Hauptwerk: „Handbuch der medicinischen Klinik" (4 Bde., Berl. 1829—35).

Naumburg an der Saale, Stifts- und Handelsstadt, in einer sehr angenehmen Gegend unweit des Einflusses der Unstrut in die Saale, Kreisstadt im Regierungsbezirke Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, der Sitz des Oberlandesgerichts für die Regierungsbezirke Merseburg und Erfurt und des Domcapitels im Stifte Naumburg-Zeitz, besteht aus der eigentlichen Stadt, aus der sogenannten Herrenfreiheit und drei Vorstädten, und hat 12,000 Einw. Sehenswerth sind die um 1028 erbaute Domkirche in goth. Style mit drei Thürmen, in welcher sich viele Denkmäler einer alten Zeit finden, und das Schloß; außerdem sind daselbst noch drei Pfarrkirchen, ein Gymnasium (die Domschule), eine Bürgerschule, ein Waisenhaus und ein Armen- und Arbeitshaus. Die Einwohner beschäftigen sich mit Fabrikarbeiten, vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei, Seifesieden u. s. w. und mit Handel, namentlich Wollhandel, worin einige Häuser bedeutende Geschäfte machen. Jährlich werden in N. zwei Messen gehalten, die Petripaulmesse, privilegirt vom Kaiser Maximilian I. 1514, welche am 29. Jun. beginnt, und die 1818 gestiftete Wintermesse, welche am 1. Dec. anfängt. Ein nicht unbedeutender Handelsartikel ist der Wein, welcher um N. wächst, namentlich der rothe, welcher besser ist als der weiße und häufig für franz. Wein verkauft wird. Das jährliche Kinderfest, das Hussiten- oder Kirschfest, soll durch einen Angriff der Hussiten unter Procopius auf die Stadt, am 28. Jul. 1432, veranlaßt worden sein. Auf den Rath eines Bürgers, Namens Wolf, sollen nämlich an gedachtem Tage sämmtliche Kinder mit Sterbekleidern, eine Citrone und einen grünen Zweig in der Hand, aus der Stadt gezogen sein, um für ihre Ältern und überhaupt für die Stadt Procopius, welcher die Stadt und ihre Bewohner, weil der verstorbene Bischof von Goch auf der Synode zu Kostnitz für Huß's Tod gestimmt hatte, zu vernichten drohte, um Gnade zu flehen, und denselben so gerührt haben, daß er sogleich die Belagerung aufgehoben. Neue Geschichtsforscher ziehen die ganze Belagerung in Zweifel; doch ist die Sage davon über 300 Jahre alt. Das Stift zu N. war ehemals ein Bisthum, welches 1029 von Zeitz hierher verlegt wurde. Nach dem Tode des letzten katholischen Bischofs, Julius Pflugk (1564), kam die Verwaltung des Stifts an Kursachsen, welches immer die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behauptet hatte. Im J. 1656 ward es der Seitenlinie des sächs. Hauses, Sachsen-Zeitz, zugetheilt, nach deren Absterben es, zufolge eines Vergleichs, 1726 wieder an Kursachsen kam. Der Sitz der vormaligen Bischöfe war gewöhnlich in Zeitz, der des Domcapitels aber in N. Dasselbe besteht eigentlich aus 21 Mitgliedern, von denen zwei leipziger Professoren sein müssen. Vgl. Lepsius, „Über das Alterthum und die Stifter des Doms zu N. und deren Statuen im westl. Chor" (Naumb. 1822, 4., mit Kpfrn.). In der Nähe N.'s liegen die Landesschule Pforta oder Schulpforte (s. Fürstenschulen) und die Saline Kösen. Ein „Alphabetisches (statist.-histor., Verzeichniß sämmtlicher Städte, Flecken, Dörfer u. s. w. des kön. preuß. Oberlandesgerichts von Sachsen zu N." hat Kratzsch (2 Bde., Zeitz 1827) herausgegeben.

Nauplĭa, s. Napoli di Romania.

Nautik, s. Schiffahrtskunde.

Navarīno (Neocastro), eine feste Hafenstadt an der Südwestküste Moreas, nördl. von Modon, zum Departement Messenien des Königreichs Griechenland gehörig, hat ungefähr 2000 Einw., darunter 300 Türken. In der Nähe liegt Esky Navarino oder Altnavarino, das alte Pylos, wo Nestor seinen Königssitz hatte. Der Hafen von N., der geräumigste in Morea, kann

gegen 2000 Schiffe faſſen. Ihn bildet die ausgedehnte Bai von Navarino, deren durch die Inſel Sphagia (Sphakteria) und im N. und NO. durch die hohe Gebirgskette mit dem befeſtigten Felſen Altnavatino beſchützte Einfahrt ſo eng iſt, daß nur zwei Schiffe zugleich einlaufen können. Die Feſtungswerke der Stadt beſtehen aus vier Baſteien und einer Citadelle auf einem hohen Felſen. Schon im Alterthume ward N. durch die große Seeſchlacht im peloponneſ. Kriege, 425 v. Chr., berühmt. Damals lief die atheniens. Flotte unter Demoſthenes in den Hafen ein und vernichtete daſelbſt die ſtärkere ſpartaniſche. Sparta machte hierauf Friedensanträge; die Meſſenier aber und die Heloten verſuchten, das Joch der Spartaner abzuwerfen. Noch berühmter ward N. im griech. Freiheitskampfe. Unter des Demetrius Ypſilantis' Befehl eroberte es 1821 mittels Capitulation der tapfere Kephalene Tipaldo; doch in Folge der Meuterei der Moreoten, welche Kolokotronis gewonnen hatte, mußte es ſich am 23. Mai 1825 mit Capitulation an Ibrahim Paſcha ergeben. Eigentlich um dieſen zu einer Erklärung zu veranlaſſen, erſchien am 20. Oct. 1827 ein vereinigtes Geſchwader unter dem Oberbefehle des engl. Admirals Codrington und den Befehlen des franz. Admirals de Rigny und des ruſſ. Admirals Grafen von Heyden am Eingange des Hafens von N. Doch die türk.-ägypt. Schiffe, welche daſelbſt in Schlachtordnung aufgeſtellt waren, griffen an, und ſo kam es noch an demſelben Tage zur Schlacht, welche mit der gänzlichen Vernichtung der weit ſtärkern türk.-ägypt. Flotte endete. Die ſiegreiche Flotte zog nach wenigen Tagen wieder ab, N. ſelbſt aber blieb bis 1829 von franz. Truppen beſetzt. (S. Griechenland.)

Navarra, das Königreich, entſtand, als Karl des Großen Nachfolger die von ihm nach W. bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie nicht zuſammenzuhalten vermochten. Gebildet aus Obernavarra auf der Südſeite und Niedernavarra auf der Nordſeite der Pyrenäen, ſtand dieſes Reich unter Einem Könige, bis Ferdinand von Aragonien Obernavarra 1512 an ſich riß. Seitdem beſaßen die Könige von N. nur Niedernavarra. Als Heinrich IV., der Sohn Anton's von Bourbon und Johanna III., der Erbin des Königreichs N., den franz. Thron beſtieg, ward es mit Frankreich vereinigt, deſſen Beherrſcher von nun an ſich Könige von Frankreich und Navarra nannten. — Obernavarra, noch immer das Königreich Navarra genannt, obſchon es eine ſpan. Provinz iſt, zählt auf 115¼ □M. über 288,000 Einw. und hat die Feſtung Pampelona, am Fuße der Pyrenäen, mit 15,000 Einw., zur Hauptſtadt. Im J. 1834 erklärte es ſich nebſt den baskiſchen Provinzen für den Prätendenten Don Carlos von Spanien, der den inſurgirten Provinzen die Fortdauer ihrer Privilegien zuſicherte; doch behaupteten die kön. Truppen Pampelona. — Niedernavarra, ungefähr 21 □M., meiſt von Basken bevölkert, bildete vor der erſten franz. Revolution nebſt Bearn ein beſonderes Gouvernement und gehört jetzt nebſt Pau und Bayonne zum Departement der niedern Pyrenäen.

Navigationsacte nennt man das engl. Schiffahrts- und Seehandelsgeſetz, welches von Cromwell im Parlamente 1651 eingeleitet und durchgeſetzt wurde. Sie war weislich auf den Vortheil der Briten berechnet und beſonders gegen die Holländer gerichtet, welche Cromwell wegen der Theilnahme, die ſie für die Stuarte gezeigt hatten, perſönlich haßte. In ihr wurde verordnet: 1) daß ein fremdes Schiff nur die Erzeugniſſe des Landes, von dem es herkomme, nach engl. Häfen führen ſolle; 2) daß ein ſolches Schiff in brit. Staaten gebaut, und wenigſtens zu zwei Drittheilen, nebſt dem Capitain, von geborenen oder naturaliſirten Briten bemannt ſein müſſe; und 3) daß kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, jedes engl. Schiff aber doppelte Fracht von andern Ländern ſolle nehmen dürfen. Obſchon dieſe Acte der Handlung der Holländer einen unerſetzlichen Verluſt verurſachte, ſo mußten ſie doch der überlegenen Macht Cromwell's nachgeben und in dem Friedensſchluſſe zu London 1654 ſich dieſen und andern

Bedingungen unterwerfen. Als Karl II. 1660 den väterlichen Thron wieder bestieg, war es eine seiner ersten Handlungen, die Navigationsacte aus Haß gegen die Holländer zu erneuern. Für die drei Hansestädte, Lübeck, Hamburg und Bremen, und für Danzig hob er jedoch 1661 die Bestimmungen der Acte auf. Allein schon 1662 verlor Lübeck diese Befreiung wieder, da es den Briten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Ostseefahrt und Handlung an sich gezogen hatte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb Karl II. Befreiungsbrief bestehen, wurde in dem ersten von Wilhelm III. 1689 gehaltenen Parlamente neben der Bestimmung, daß fernerhin keine solchen Privilegien mehr ertheilt werden sollten, bestätigt und blieb auch in seiner Gültigkeit, bis die Maßregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, gegen dieses Land und namentlich gegen dessen nachheriges sogenanntes Continentalsystem ergreifen mußte, jenes Privilegium in sich selbst vernichteten. Sowie aber früher aus der Navigationsacte die strengen engl. Handelsverbote in jenem durch den ryswicker Doppelfrieden, vom 20. Sept. und 30. Oct. 1699, beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1756 geflossen sind, so ist sie auch als die Hauptgrundlage aller Geheimrathsverordnungen zu betrachten, welche in der neuesten Geschichte des europ. See- und Landhandels eine so tief eingreifende Rolle gespielt haben. Da man jedoch in neuern Zeiten in England hat einsehen lernen, daß der Handel am Ende sich doch dahin ziehe, wo der Ausländer am liberalsten behandelt wird, so haben Parlamentsbeschlüsse von 1822 den Handel mit den engl. Colonien freigegeben, jedoch mit Ausschluß der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die, in feindlicher Absicht gegen England, mit dem 1. Oct. 1817 eine der engl. nachgebildete Navigationsacte in Wirksamkeit treten ließen.

Nävius (Cnejus), einer der berühmtesten unter den ältesten röm. Dichtern, war aus Campanien gebürtig, griech. gebildet und lebte zu Anfange des 3. Jahrh. vor Chr. Durch ausgelassenen und persönlichen derben Witz reizte er den Unwillen der röm. Großen, wurde aus der Stadt verwiesen und zog sich nach Utica zurück. Er bearbeitete griech. Tragödien und Komödien. Außerdem schrieb er ein episches Gedicht „De bello punico" und ein anderes nach der cyprischen Ilias. Doch nur Bruchstücke haben sich von seinen Werken erhalten, die in den Sammlungen von Heinrich Stephanus, Almeloveen, Maittaire und in Bothe's „Poëtae scenici lat." sich finden.

Naxos, jetzt Naxia, in den ältesten Zeiten Dia und Strongyle genannt, eine Insel, die größte unter den Cykladen im ägäischen Meere, welche das jetzige griech. Departement der Cykladen bilden, hat einen Flächenraum von 5⅛ □M. und etwa 12,000 Einw., darunter gegen 1000 Katholiken unter einem Erzbischof, welcher Metropolit der ganzen Inselgruppe ist. Sie hat steile Ufer, wird von hohen Bergen durchschnitten, welche mit Thälern wechseln und ist ziemlich gut bewässert. Die Haupterzeugnisse der Insel sind Wein, Öl, Getreide, Obst, Südfrüchte aller Arten, Schmirgel und Bausteine. Doch der Ackerbau liegt darnieder, die Industrie fehlt so gut wie ganz und der Handel ist unbedeutend. Durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und durch den Mythus vom Bacchus, dem sie geweiht war, dem daselbst Tempel und Altäre errichtet und die vorzüglichsten Feste gefeiert wurden, war sie im Alterthum berühmt. Bekannt war sie in sehr frühen Zeiten auch wegen einer Art Marmor, Ophaltes oder Ophites genannt, die an der Luft sich mehr und mehr verhärtend und dann sehr dauerhaft, vielfach benutzt wurde. Auf N. war es, wo Theseus die Ariadne (s. d.) zurückließ, die dann von Bacchus getröstet wurde. Die ersten Bewohner der Insel sollen Thrazier gewesen sein, die später von Thessaliern unter Anführung des Otus und Ephialtes unterjocht wurden. Die Thessalier aber wanderten wegen anhaltender Dürre aus, und es ließen sich nun, bald nach dem trojan. Kriege, Karier daselbst nieder, deren Anführer Naxos geheißen und der Insel den Namen gegeben

haben soll. Vom Pisistratus der Herrschaft der Athener unterworfen, erlangte N. nach dessen Tode seine Freiheit wieder und wurde außerordentlich blühend, theilte jedoch bald das Schicksal der meisten Inseln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrschaft der Perser gerieth. Als diese indessen unter Xerxes das eigentliche Griechenland zu unterjochen versuchten, benutzten die Narier diese Gelegenheit, um in den Schlachten bei Salamis und Platää auch ihre Freiheit zu begründen. Während des Mithridatischen Kriegs ward die Insel von den Römern erobert. Dann unterwarf sie der Triumvir Antonius dem Protectorat der Rhodier, entzog sie jedoch diesen bald wieder, als sie dasselbe zu sehr misbrauchten. So blieb N. in einem Zustande der Freiheit bis zu den Zeiten Vespasian's, der sie zu einer röm. Provinz schlug. Hierauf folgte sie dem Schicksale des oström. Kaiserthums und stand nach dem Sturze desselben, wie die übrigen Inseln des Archipelagus, unter der Oberherrschaft der Türken, bis sie dem freien Griechenland einverleibt wurde. Die Hauptstadt der Insel, gleiches Namens, mit etwa 4000 Einw. und einem festen Schlosse, ist der Sitz eines griech. und des katholischen Bischofs. In ihrer Nähe auf einem kleinen Eilande finden sich bei der Quelle Ariadne noch die Trümmer eines Bacchustempels.

Nazarēner wurden die ersten Christen bisweilen von ihren Gegnern genannt (s. Nazareth), und noch jetzt gibt es im östl. Asien christliche Gemeinden, welche diesen Namen führen. Die schon zu Anfange des 2. Jahrh. in Palästina entstandene Sekte der Nazarener glaubte das jüd. Ceremonialgesetz mit den Vorschriften Jesu vereinigen zu müssen und hielt sich an ein hebr. Evangelium des Matthäus. Noch weiter gingen die Ebioniten in der Beobachtung des Mosaischen Gesetzes, verwarfen dabei die Briefe des Apostels Paulus und zweifelten an der Gottheit Christi, den sie nur für einen vorzüglichen Menschen hielten. Wie die Nazarener, mit denen sie Vaterland und Zeit der Entstehung gemein hatten, aber durchaus nicht zu verwechseln sind, besaßen sie auch ein hebr. Urevangelium. Beide übrigens unbedeutende Sekten scheinen im 4. Jahrh. erloschen zu sein.

Nazăreth, ein Landstädtchen in Galiläa, 12 M. nördl. von Jerusalem, auf einem Gebirge, in einer herrlichen Gegend, war der Aufenthaltsort der Ältern Jesu, die nach ihrer Wiederkunft aus Ägypten dahin zurückkehrten und ihn dort erzogen. Da die Bewohner dieses Orts nicht im Rufe besonderer Bildung standen, so wurde Jesus von den Juden spottweise der Nazarener genannt, welchen Namen man später auch auf seine Anhänger übertrug. N. bestätigte die Wahrheit des Sprüchwortes: „Der Prophet gilt nirgend weniger als in seinem Vaterlande", weshalb auch Jesus nach dem Antritte seines Lehramtes keine Veranlassung hatte, sich weiter daselbst aufzuhalten. An der Stelle N.'s liegt jetzt das Dorf Nauze oder Nazark, wo man noch die Wohnung Joseph's und der Maria und einige andere aus der heiligen Geschichte bekannte Punkte namhaft macht.

Neander (Dan. Amadeus), Bischof der evangelischen Kirche, erster Generalsuperintendent der Provinz Brandenburg, wirklicher Oberconsistorialrath und Director des kön. Consistoriums der Provinz Brandenburg, Propst und Pfarrer an der Petrikirche zu Berlin, geb. zu Lengefeld in Sachsen am 17. Nov. 1775, erhielt den ersten Unterricht durch den dasigen Prediger F. G. Porz und kam, durch diesen wohl vorbereitet, auf das Gymnasium zu Chemnitz, wo er mit Bretschneider und Tzschirner in inniger Freundschaft lebte. Erst nach Beseitigung mancherlei Hindernisse, welche in der Mittellosigkeit seiner Ältern ihren Grund hatten, ward es ihm möglich, die Universität Leipzig zu beziehen, wo er sich dem Studium der Theologie widmete. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Erzieher in Dresden. Er sollte sich nach Reinhard's Wunsche an der Universität zu Wittenberg habilitiren; allein seine Vermögensumstände ließen es ihm rathsamer erscheinen, 1805 das Pfarramt zu Flemmingen bei Naumburg

anzunehmen. Erſt 1817 durch die Berufung als Pfarrer und Superintendent, Conſiſtorialrath und Vorſteher des theologiſchen Seminars zu Merſeburg, eröffnete ſich ihm im erweiterten Wirkungskreiſe eine ſeiner Neigung zuſagende Laufbahn, worauf er zu Anfang des J. 1823 als wirklicher Oberconſiſtorialrath und Mitglied der erſten Abtheilung des Miniſteriums der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, zugleich als Propſt und Pfarrer an Hanſtein's Stelle nach Berlin berufen wurde. Die Sphäre ſeines Wirkens erhielt eine bedeutende Ausdehnung, als er 1829 erſter Generalſuperintendent der Provinz Brandenburg und Director des Conſiſtoriums wurde, und, nachdem ihm 1830 die Würde eines Biſchofs der evangeliſchen Kirche verliehen worden war, durch die Ernennung zum Mitglied des Obercenſurcollegiums, im Nov. 1830, und des Staatsraths, im Nov. 1831. Hierzu kamen noch manche ſtädtiſche Verwaltungsgeſchäfte, wie die Mitgliedſchaft in der berliner Armendirection u. ſ. w. Auf alle dieſe vielfachen, zum Theil ſich durchkreuzenden, zum Theil ausſchließenden Geſchäftskreiſe wußte N. ein gleiches Maß von Kräften zu vertheilen, ſodaß in jedem einzelnen Zweige der ganze Mann wirkt, und er dabei allezeit das Ganze mit ſeinem Blick überſchaut und durchdringt. Schriftſtelleriſch trat er zuerſt hervor mit einem in pſychologiſcher Beziehung intereſſanten Buche: „Die erſte merkwürdige Geiſtererſcheinung des 19. Jahrhunderts" (Dresd. 1804). Außer mehren einzelnen Caſualpredigten, welche 1816—23 erſchienen, gedenken wir noch ſeiner „Predigten über auserleſene Stellen der heiligen Schrift" (2 Bde., Berl. 1826), als deren Charakteriſtiſches Klarheit des Gedankens und Gediegenheit der Form ausgezeichnet werden dürften. Dem „Journal für Prediger", welches er mit Bretſchneider und Goldhorn herausgibt, konnte er bei ſeinem großen amtlichen Wirkungskreiſe nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil widmen; doch läßt Das, was er hier gegeben, bedauern, daß er abgehalten iſt, ſeine literariſche Muße der Theologie, vorzüglich dem kritiſchen Theile derſelben, zuzuwenden.

Neander (Joh. Aug. Wilh.), ordentlicher Profeſſor der Theologie zu Berlin, Conſiſtorialrath in dem kön. Conſiſtorium der Provinz Brandenburg, geb. zu Göttingen am 16. Jan. 1789, verlebte den größten Theil ſeiner Jugend in Hamburg, wo er das Gymnaſium und Johanneum beſuchte. Seine akademiſchen Studien begann er 1806 in Halle, nachdem er kurz zuvor von dem Judenthum zum chriſtlichen Glauben ſich bekannt hatte, und beendigte dieſelben in Göttingen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg begab er ſich 1811 nach Heidelberg, wo er ſich habilitirte und 1812 zum außerordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt wurde. Schon im J. 1812 folgte er dem Rufe an die Univerſität zu Berlin, wo er noch gegenwärtig in erweitertem Wirkungskreiſe ſowol für die Kirche wie für die Wiſſenſchaft, insbeſondere für die akademiſche Jugend höchſt ſegensreich wirkt. Gleich in ſeiner erſten, durch lebendige Friſche der Darſtellung und wahrhaft geiſtvolle Behandlung ausgezeichneten Schrift: „Über den Kaiſer Julianus und ſein Zeitalter" (Lpz. 1812), kündigte er ſich als Meiſter in dieſem Zweige der Kirchengeſchichte an. Ihr folgten: „Der heilige Bernhard und ſein Zeitalter" (Berl. 1813); die „Genetiſche Entwickelung der vornehmſten gnoſtiſchen Syſteme" (Berl. 1818); „Der heilige Chryſoſtomus und die Kirche, beſonders des Orients, in deſſen Zeitalter" (Berl. 1821; 2. Aufl. 1832), und der „Antignoſtikus" (Berl. 1826), das Ergebniß vieljähriger, mit der ſichtbarſten Liebe zu dem Gegenſtande fortgeſetzter Studien. In den „Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des Chriſtenthums und des chriſtlichen Lebens" (3 Bde., Berl. 1822; 2. Aufl. 1825), die aber nur bis in die Zeiten des Ansgar gehen, hat N. die ſchwere Kunſt geübt, den Laien die Quinteſſenz Deſſen, was ihnen aus der Kirchengeſchichte beſonders wichtig und nöthig iſt, mitzutheilen. Alle bisher genannte Schriften verhalten ſich nur als Vorbereitung zu ſeiner „Allgemeinen Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche" (7 Bde., Hamb. 1825—34), deren

Hauptzweck am einfachsten und klarsten aus des Verfassers eignen Worten hervorgeht, wenn er sagt, es sei von früh an die Aufgabe seines Lebens und seiner Studien gewesen, die Kirchengeschichte darzustellen als „einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch die Jahrhunderte hindurchtönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen". Eine Darstellung des Entwickelungsganges der christlichen Religion und Kirche im apostolischen Zeitalter gab er in der „Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel" (2 Bde., Hamb. 1832—33). Auch seine „Kleinen Gelegenheitsschriften", meist praktisch-christlichen und historisch-exegetischen Inhalts, die ursprünglich Programme für die Feier der berliner Bibelgesellschaft waren, vereinigte er in einer Sammlung (3 Aufl., Berl. 1829). N.'s Vorlesungen an der Universität erstrecken sich über alle Zweige der historischen Theologie und die Exegese der meisten neutestamentlichen Schriften, wozu in neuern Zeiten auch Vorträge über die systematische Theologie hinzugekommen sind. Seine Wirksamkeit im Consistorium umfaßt vorzüglich die theologischen Prüfungen. Bei einer vielen Anfällen ausgesetzten, großer Aufmerksamkeit bedürfenden Gesundheit widmet N. alle Zeit, die ihm die angestrengten Berufs- und literarischen Arbeiten übrig lassen, dem Umgang und der höhern pädagogischen Einwirkung auf die ihn umgebende, ihm mit Liebe ergebene theologische Jugend.

Neapel, Königreich, s. Sicilien (Königreich beider).

Neapel (Napoli) Haupt- und Residenzstadt des Königreichs beider Sicilien in der Terra di Lavoro, hat, ohne die Fremden, über 355,000 Einw., darunter gegen 2400 Advocaten, Pagliatti, d. h. Strohhüte, genannt, in deren Händen ein großer Theil des Grundeigenthums ist, und 60,000—80,000 Lazzaroni, die gar nichts besitzen und nicht einmal eine Wohnung haben. Das Alterthum gab ihr den Beinamen otiosa; jetzt hat sie, ungeachtet die Geschichte an 40 Empörungen der Neapolitaner kennt, den Beinamen fedelissima. Sie gehört ihrer Lage, Volksmenge und mannichfachen Schätze wegen zu den herrlichsten Städten der Welt. Prachtvoll am Rande des majestätischen Golfs, mit den Inseln Capri und Ischia, gelagert, rechts vom Vesuv bewacht und bedroht, links in den Arm des Posilipp geschmiegt, scheint sie, des Genusses nimmer müde, in den reichen Segnungen zu schwelgen, welche der Himmel auf das glückliche Land herabströmt. Schon die Alten erkannten den Zauber dieser Gegend und fabelten von dem hier befindlichen Tempel und Grabe einer Sirene Parthenope, deren Name auf die Gegend und die Stadt (Parthenope, Parthenopolis) überging. Auch der heutige Neapolitaner ist stolz auf sein Vaterland; er nennt es ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel oder ruft in patriotischer Begeisterung: „Vedi Napoli e poi muori!" („Sieh Neapel und stirb dann!") Und wirklich ist kein Erdstrich im Besitze so vieler Vorzüge wie dieser. Die Luft ist mild, balsamisch und gesund, die Hitze des Sommers, außer wenn der Sirocco weht, gemildert durch die Kühlung des Meeres, dessen blauer Spiegel unaufhörlich den Blick anzieht und erfreut, wie sein Schooß reiche Gaben aller Art spendet; die Felder sind prangend und blühend von Getreide und Wein, der in Gewinden sich um Ulmen und Obstbäume rankt; das Volk ist im Allgemeinen rege und betriebsam, kurz, Leben und Fülle überall und aller Glanz und Reichthum des Südens entfaltet. Tag und Nacht werden die Straßen nicht leer; die Straße Toledo, die größte und prächtigste unter allen, gleicht fortwährend einem Markte, durch dessen Gewühl man sich drängen und stets der Gefahr ausweichen muß, von den Curricoli (einspännigen Cabriolets) überfahren zu werden. Im Hafen, der übrigens nicht groß ist, wimmelt es von Schiffen aus allen Welttheilen, und der Molo ist stets von Menschen voll, die entweder Geschäfte treiben oder müßig vor einer Pulcinellenbude, um einen Taschenspieler oder Sänger und Improvi-

sator versammelt sind. Die vornehme Welt bewegt sich, zumal des Abends, in prächtigen Wagen in den längs dem Meere sich erstreckenden Straßen Sta.-Lucia und Chiaja, wo sie auch größtenthells wohnt; namentlich ist die letztere Straße reich an stattlichen Palästen, vor denen unmittelbar am Meere die Villa reale, ein kön. Garten, sich hinzieht, den unter Anderen die berühmte Gruppe des Farnese'schen Stieres schmückt. Die Aussicht von hier über das Meer hin nach dem Vesuv und den Küsten von Sorrento ist einzig. Aber auch nur die Natur und die Regsamkeit des gegenwärtigen frischen Lebens, nebst den mancherlei Denkmalen eines verflossenen, macht N. und seine Umgebung so bezaubernd; der Reisende, der, von Florenz und Rom kommend, dort die Wunder der Kunst und die noch in ihren Trümmern großen Monumente einer stolzen Vergangenheit beschaut hat, findet hier nur sparsame Anregungen, aber desto häufigere Beleidigungen seines Gefühls für Schönheit und Kunst. Die üppige Triebkraft der Natur scheint hier auch dem Style der Kunst sich mitgetheilt und denselben zu Ausartung und Übertreibung angeregt zu haben. Dies gilt namentlich von der Baukunst; denn außer dem Finanzgebäude in der Straße Toledo gibt es in N. kein bedeutendes Bauwerk, das nicht mehr oder minder, von Außen wie von Innen, durch Überladung, Schnörkeleien und andere unangemessene Zuthaten den entarteten Geschmack verriethe, oder im Gegentheil durch Kahlheit und Einförmigkeit das Gepräge der Bedeutungslosigkeit an der Stirn trüge. Nicht glücklicher sind Bildhauerkunst und Malerei; größere Gunst ward der Musik, der es hier bis auf die neueste Zeit herab nicht an geweihten Priestern fehlte. Jene trefflichen Zierden Roms, die Obelisken und Springbrunnen, erscheinen hier in fratzenhafter Nachbildung; statt der erstern sogenannte Aguglie, überladene Zwitterformen von Säule, Obelisk und Pyramide, statt der letztern kleinlich und geschmacklos verzierte Brunnen. Selbst die öffentlichen Inschriften, namentlich die aus der span. Zeit, sind mit oriental. Schwulste abgefaßt. Unter den 122 Kirchen, von denen keine sich durch ihre Bauart auszeichnet, den 130 Kapellen und 149 Klöstern in Neapel steht oben an die des h. Januarius oder der Dom. Sie ward nach der Zeichnung des Nicolo Pisano 1299 erbaut; doch hat man sich bemüht, ihren goth. Charakter so viel als möglich auszutilgen. In einer unterirdischen Kapelle unter dem Chor ruht der Körper des Heiligen; sein Blut und sein Haupt werden in der prächtigen Kapelle des Schatzes aufbewahrt, die durch vier Altargemälde von Domenichino geschmückt ist. Für die schönste Kirche in N. hält man il Gesu nuovo, wenigstens hat sie die beste Kuppel, doch ist auch sie mit sinnlosen Zierrathen überladen. Die Kirche des reichen Frauenklosters Sta.-Chiara, welche ehemals Frescobilder von Giotto besaß, gleicht eher einem Ballsaal als einem Tempel. Die Kirche des S.-Domenico ist groß, und S.-Filippo Neri reich an Marmor und Malereien; S.-Paolo maggiore zeigt an der Vorderseite Reste eines Tempels des Kastor und Pollux, und Auszeichnung verdient auch Sti.-Apostoli. Klein, aber durch Sannazar's Grabmal geweiht, ist die von ihm gestiftete Kirche Sta.-Maria del Parto in Mergellina. Ferdinand I. und sein Nachfolger Franz I. erbauten seit 1816 durch P. Bianchi die große und prächtige Kirche S. Francesco di Paola, in deren Umkreise die kolossale Reiterstatuen Karl III., von Canova, und Ferdinand I., von Righetti, aufgestellt wurden. Unter dem Schutze der preuß. Gesandtschaft gibt es in N. auch eine deutsche evangelische Gemeinde, die mit der dort bestehenden franz. eine Körperschaft bildet. Die Kapelle befindet sich im preuß. Gesandtschaftshotel. Noch erwähnen wir der Karthause S.-Martino, die auf einem Berge unter dem Castell St.-Elmo liegt, der herrlichsten Aussicht genießt und jetzt die Wohnung der Invaliden ist. Das ganze Gebäude ist überaus prächtig, und die Kirche kostbar geschmückt vor allen anderen. Über der Karthause liegt das Schloß. St.-Elmo, welches die ganze Stadt beherrscht und mit seinen Kano-

nen jede frevelnde Bewegung der Lazzaroni zur Ruhe verweist. Gegen äußere Feinde aber ist N., besonders nach dem Meere zu, östl. durch das Castello nuovo, westl. durch das Castello dell' Uovo (so von seiner eiförmigen Gestalt genannt) gesichert. Unter den Palästen zeichnet sich das kön. Schloß durch seine ziemlich edle Bauart aus; der Platz vor demselben ist eine Hauptzierde N.'s. Ein anderer kön. Palast zu Capo di Monte ist unvollendet, enthält aber viele Gemälde und andere Kunstsachen. Die alte Residenz der Beherrscher N.'s, la Vicaria, ist jetzt der Sitz des Tribunals, mehrer Behörden und Gefängnisse. Unter den übrigen Palästen nennen wir noch Maddaloni, Francavilla, Gravina und Tarsia, in welchem letztern sich eine ansehnliche Bibliothek befindet. Die bedeutendsten Sammlungen für Wissenschaft und Kunst enthält das Gebäude degli Studj (Museum Bourbon, durch das Decret von 1816 kön. Allodialeigenthum), dessen untere Räume die antiken Statuen einnehmen, aus deren Menge wir blos den Farnese'schen Hercules, die Farnese'sche Flora, die Ritterstatuen der beiden Balbus, die Venus Kallipygos und einen trefflichen Aristides namhaft machen. Im zweiten Stockwerke befindet sich eine bedeutende Sammlung hetrur. Vasen, eine Gemäldegalerie und die kön. Bibliothek. Die 1224 von Friedrich II. gestiftete Universität ist weniger ihrer wissenschaftlichen Leistungen als ihres Gebäudes wegen bedeutend; doch besitzt sie manche gute Sammlung. Außerdem gibt es in N. eine Sternwarte, ein kön. medicinisches Collegium, eine Militairschule, ein Collegium für die Marine, eine Akademie für Ackerbau, Manufactur und Künste, ein Collegium zum Unterricht junger Chinesen und Japanesen, zwei Jesuitencollegien u. s. w., sowie eine kön. Gesellschaft der Wissenschaften. Unter den wohlthätigen Stiftungen, deren es mehr denn 60 gibt, sind zwei große Spitäler: degli Incurabili, wo übrigens Kranke aller Art aufgenommen werden, und della Annunziata, welches sehr reich ist und meist Findlinge, weibliche Büßende u. s. w. aufnimmt und versorgt; außerdem noch fünf Spitäler, viele fromme Brüderschaften und mehre Conservatorien, welche letztere eine Zeit lang die Pflanzschulen der Musik für ganz Europa waren. Das Albergo dei Poveri mit einer Schule des wechselseitigen Unterrichts für 400 Kinder gehört zu den größten Gebäuden dieser Art. Allein nicht der Ernst, sondern die Freude hat in N. ihren Wohnsitz, und Genuß ist die allgemeine Losung. Für das müßige Volk fehlt es nirgends an Kurzweil, Pulcinellen, Musik, Orangen, Maiskuchen und einem Plätzchen sich hinzustrecken und auszuschlafen, denn der Reiz des Nichtsthuns ist groß. Für die gebildeten Stände gibt es vier Theater, unter welchen S.-Carlo, das größte, 1816 abgebrannt, aber wieder prächtig erbaut ist. Außer diesem bestehen noch das Teatro nuovo, de' Fiorentini und S.-Carlino. Sie sind sämmtlich in Hinsicht auf Musik und Darstellung kaum mittelmäßig zu nennen, doch die Ballette glänzend. In keiner andern ital. Stadt sind die Zuschauer während des Stücks so laut, aber auch nirgends ruhiger bei Lieblingsacten als hier. Der Adel ist größtentheils reich und prachtliebend, unter den Bürgern herrscht Wohlstand, und die völlig Unbemittelten der untersten Volksclasse, die Lazzaroni, sind in der Regel so mäßig, daß sie bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel mit dem geringsten Erwerb oder Almosen sorglos den Tag verleben, Etwas noch für divertimenti auf dem Molo erübrigen und, wenn sie kein anderes Obdach haben, der Milde des Klima vertrauen und unter dem Portal eines Palastes oder dem Porticus einer Kirche die Nacht zubringen können. Manufacturen und Fabriken sind im Verhältnisse zur Anzahl der Einwohner unbedeutend, und die Handwerker haben wenig Fortschritte gemacht. Auch der Handel könnte für die Lage des Orts sich auf einer höhern Stufe befinden. Frauenschönheit gehört in N. zu den größten Seltenheiten; desto edler und kräftiger ist die Bildung der Männer, besonders in den Jahren der Reife. In Hinsicht auf wissenschaftliche Bildung sind die Neapolitaner im Ganzen hinter den übrigen Italienern zurück,

wiewol sie auf viele berühmte Namen stolz sein können. Der Charakter des Volks ist übrigens nicht so arg, als manche Reisende ihn geschildert haben. Im Ganzen herrscht viel Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit und Mäßigkeit; bei aller Leidenschaftlichkeit kommen Mordthaten nur selten vor. Die Unsittlichkeit ist hier nicht größer als in andern Hauptstädten, und der Hang zur Trägheit wie zum Genusse findet seinen Grund und seine Entschuldigung in der Natur des Südens.

N.'s Umgebung ist reich an Wundern der Natur, Kunst und unzähligen Überresten des Alterthums. An der Abendseite der Stadt zieht sich der Bergrücken des Posilippo oder Pausilipp (s. d.) hin mit seiner merkwürdigen Grotte. Über derselben liegt in einem Garten das sogenannte Grabmal des Virgil. Den Weg durch die Grotte des Posilippo verfolgend, gelangt man an den See von Agnano (s. d.), der von Bergen eingeschlossen wird, unter denen derjenige, auf welchem das Kloster Camaldoli liegt, der höchste ist. Die Aussicht von dieser Höhe erstreckt sich über ganz Campanien, weit hinaus über die Inseln und das Meer, und gehört unstreitig zu den reichsten und entzückendsten der Welt. An den Ufern des agnaner Sees befinden sich die Schwitzbäder von S.-Germano, verschiedene Gewölbe, in welchen ein schwefeliger Dunst aus der Erde emporsteigt, und die berühmte Hundsgrotte (Grotta del cane), deren Boden von einer Schicht kohlensaurer Luft bedeckt ist. Durch einen Hohlweg kommt man von hier in ein anderes, wildes, von den leukogäischen Felsen umschlossenes Thal. Am Fuße dieser Berge trifft man die Acqua delle Pisciarelle, ein mit Geräusch aus dem Boden hervorquellendes, schwefelhaltiges, sehr warmes Wasser. Von der andern Seite der Felsen liegt die Solfatara (Forum Vulcani, Campi Phlegraei), ein höchst merkwürdiges vulkanisches Thal, 1000 F. breit und 1246 F. lang, wahrscheinlich durch das Zusammenstürzen eines feuerspeienden Berges entstanden. Unter dem Boden, der mit einer weißlichen Thonerde bedeckt ist und beim Auftreten erzittert, ist Alles hohl, und aus allen Löchern und Ritzen dringen Schwefeldämpfe hervor; der Ansatz aber des natürlichen Schwefels mit bunten, schillernden Farben an dem wilden Gestein erhöht das Grausige dieser Gegend. Wendet man sich von hier gen Pozzuoli (s. d.), so wird man wieder durch alle Reize südl. Fluren und den Anblick des Meeres entschädigt. Den Weg dahin bilden die Reste einer alten Straße, in deren Umgebung sich manche Überbleibsel ehemaliger Pracht, namentlich die Ruinen einer Piscina (gewöhnlich Labyrinth genannt), eines großen Amphitheaters mit den Thermen finden. Von der andern Seite der Stadt liegt der Monte Barbaro (der ehemals wegen seiner köstlichen Weine berühmte Mons Gaurus), an dessen Fuße Cicero's Akademie und Cumanum standen. An diesen reiht sich der Monte nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entstand und das naheliegende Dorf Tripergole ganz zu Grunde richtete. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der benachbarte Lucrinersee, dessen Austern und Fische bei den Alten in hohem Ansehen standen, fast ganz verschüttet, sodaß er jetzt nur einen kleinen Teich bildet. Unfern von hier sind die Schwitzbäder von Tritola, auch Stufe di Nerone genannt, eine Reihe Grotten, die ein erstickend heißer Dunst erfüllt. Durch die Höhle der kumäischen Sibylle, deren Virgil erwähnt, gelangt man vom Lucriner- an den Avernersee, der ein rundes, von waldigen Hügeln umfaßtes Becken darstellt, wahrscheinlich der Krater eines ausgelöschten Vulkans. Verfolgt man den Weg längs dem puzzolanischen Meerbusen, so kommt man nach dem bei den Römern so hoch gefeierten Bajá (s. d.). In der Nähe liegt der Lago di Fusaro, der in dieser mythenreichen Gegend der Alten der Acheron war (Acherusia palus bei Virgil), und in der Gegend zwischen diesem und dem Avernus Kuma, nur wenige Spuren des alten Kumá (s. d.) noch aufweisend. Zwischen Bajá und dem Dorfe Bacola (sonst Bauli) trifft man auf die Piscina mirabile, merkwürdige Reste eines alten Wasserbehältnisses, und die sogenannten Cento Camerelle (hundert Kammern), eine Reihe unterirdischer Ge-

mächer, die höchst wahrscheinlich zur Grundlage eines großen Gebäudes gehörten. Seitwärts von Bacola liegt ein See, Mare morto genannt und nur durch eine schmale Enge mit dem Meere zusammenhängend, an dessen Ufer man die elysäischen Felder verlegte. An der östl. Spitze des Golfs von Pozzuoli endlich liegt Capo Miseno, wo ehemals eine Stadt war und jetzt die Grotta Dragonara das Erheblichste ist. Zwischen Kuma und dem Flusse Volturno zeigt man noch an einem großen Sumpfe, Lago di Patria, einen Thurm, Torre di Patria genannt, den man für das Grabmal Scipio des Afrikaners hält. An der Ostseite N.'s führt ein Weg zum Vesuv (s. d.), nach Herculanum (s. d.) und Pompeji (s. d.). Drei Miglien von N. liegt die Stadt Portici mit einem geschmacklosen Palaste, in welchem die herculanischen Wandgemälde und andere aus Herculanum gewonnene Schätze des Alterthums aufgestellt wurden. In Caserta ließ Karl III. ein prächtiges Schloß durch Vanvitelli erbauen, das zwar durch Größe imponirt, aber mit seiner Gleichförmigkeit eher einer Caserne als einer fürstlichen Wohnung gleicht. Herrlich ist die Lage, und einzig in ihrer Art, dem kühnsten Römerwerke vergleichbar die Wasserleitung (Aquedotto Carolino), welche 12 M. weit das Wasser vom Monte Taburno nach Caserta bringt. Wenn das Land um N. einem blühenden Wundergarten zu vergleichen ist, so ist auch das Meer hier reicher als sonst irgendwo mit Reizen ausgestattet. Eine Fahrt im Golf vor N. längs der Küste, oder nach den Inseln, gehört zu den herrlichsten Genüssen einer ital. Reise. Zu nähern Ausflügen geeignet liegen noch die kleinen Inseln Lazaretto und Nisida, und nahe bei Bajä und Miseno Procida und Ischia (s. d.). Vgl. Rehfues, „Gemälde von N." (3 Bde., Zür. 1808); Romanelli's „Napoli antica e moderna" (3 Bde., Neapel 1815); Vast „N. und seine Umgebungen im J. 1826" (deutsch von Voit von Salzburg, Nürnb. 1828); „Voit von Salzburg's N. und seine Umgebungen u. s. w., an Ort und Stelle berichtigt von J. K." (3 Bde., Lpz. 1829); Galanti's „Napoli e contorni" (Neap. 1829, mit Kpf.) und Westphal, „Guide pour accompagner la charte des environs de N." (Lpz. 1829).

Nearchus, ein Feldherr Alexander des Großen, wurde von Diesem mit einer Flotte von den Mündungen des Indus ausgesendet, um die Küsten Persiens zu erforschen. Ein Bruchstück seines Reiseberichts „Periplus" ist bei Arrianus (s. d.) in dessen Beschreibung Indiens erhalten worden.

Nebel heißen die zuweilen über der Oberfläche der Erde sichtbar schwebenden Dünste. Die Nebel sind ein Niederschlag der Auflösung des Wassers in der Luft, oder niedriger stehender Wolken. Da dieser nur dann stattfinden kann, wenn die obere Luft schon mit Wassertheilen hinlänglich gesättigt ist, so zeigen sich die Nebel blos bei sehr feuchter Luft. Die auf Wärme erfolgende Erkältung der Luft ist die gewöhnliche nähere Veranlassung der Nebel, die daher bei uns im Herbste, wo die Tage oft noch sehr warm und die Nächte kalt sind, am häufigsten bemerkt werden, weshalb auch die aufgehende Sonne, durch die Kraft der wiederkehrenden Wärme, sie gewöhnlich zerstreut. Hier tritt aber ein doppelter Fall ein; ist nämlich durch die Sonnenwärme die Auflösungskraft der Luft hinlänglich verstärkt, so fällt der Nebel als Thau- und Staubregen zur Erde nieder, und es wird heiteres Wetter; wird hingegen die Luft in den obern Regionen schwerer, ohne mehr Auflösungskraft zu erhalten, so zieht sich der Nebel in die Höhe und wird zur Wolke, welche dann sehr oft als Regen wieder herabkommt. In den Ländern, wo der Boden stärker ausdünstet, z. B. wo viele Sümpfe, Flüsse und Seen sind, zeigen sich natürlich auch die Nebel häufiger. Mit den eigentlichen Nebeln darf man den Höhenrauch (s. d.) nicht verwechseln. Vgl. Saussure's „Versuch über die Hygrometrie" (deutsch, Lpz. 1784).

Nebelflecke sind gewisse, einem weißen Wölkchen ähnliche kleine Stellen oder Flecke, die man häufig am gestirnten Himmel wahrnimmt. Durch das Fernrohr betrachtet, unterscheidet man drei verschiedene Gattungen Nebelflecke. Manche

derselben, Nebelsterne genannt, werden gegen die Mitte zu immer heller und haben in der Mitte einen so hellen Kern, daß man ihn füglich für einen Fixstern halten kann, der von einer starken Atmosphäre umgeben ist. Sie scheinen werdende Weltkörper zu sein, die ihre letzte Stufe zwar noch nicht erreicht haben, aber nicht mehr fern davon sind, indem sie nur noch eine kleine Dunsthülle haben, die durch allmälige Verdichtung sich bald dem Kerne anschließen wird. Eine andere Gattung Nebelflecke, die eigentlichen Nebelflecke, erscheint selbst durch das beste Fernrohr wie ein schwacher Nebel, ohne daß man einen ausgezeichnet hellen Punkt darin wahrnehmen könnte. Diese dürften vielleicht erst Keime zu neuen Welten, ein chaotischer nebelartiger Urstoff sein, durch dessen allmälige Verdichtung in nicht zu berechnenden Jahren ein neuer Stern oder ein ganzes System von Sternen entstehen wird. Noch andere Nebelflecke, Sternhaufen genannt, erkennt man durch Fernröhre als Massen unendlich kleiner, unendlich dicht aneinander gereihter Sternchen. Es sind dies vielleicht solche Sternsysteme, wie die Milchstraße (s. d.), die wir aber deshalb, weil wir uns Billionen Meilen außerhalb ihrer Mitte befinden, blos als kleine Scheiben erblicken. Die Anzahl dieser verschiedenen Nebelflecke ist sehr groß, und Herschel allein hat ihrer gegen 3000 entdeckt. Manche von ihnen sind ausgezeichnet schön, selbst mit bloßen Augen oder schwachen Fernröhren sichtbar, wie dieses bei den Nebelflecken in der Andromeda, im Schwerte und Kopfe des Orions u. s. w. der Fall ist.

Nebenius (Karl Friedr.), großherzoglich badischer Staatsrath, Vorstand der Gesetzgebungscommission, ein sehr verdienter Staatsmann, geb. 29. Sept. 1784 zu Rhode bei Landau, in der jetzigen bair. Rheinprovinz, besuchte 1793—1802 das Gymnasium zu Karlsruhe, und hierauf bis 1805 die Universität zu Tübingen, wo er die Rechtswissenschaft studirte. Hernach wurde er als Advocat beim Hofgerichte in Rastadt und 1807 als geheimer Secretair beim großherzoglichen Finanzdepartement angestellt. Im J. 1809 ging er, mit Empfehlungen des Ministers von Reitzenstein, nach Frankreich, um die franz. Verwaltung kennen zu lernen. Nach seiner Zurückkunft, 1810, wurde er als Kriegsrath zu Durlach, 1811 als Finanzrath beim Finanzministerium in Karlsruhe angestellt, 1819 zum geheimen Referendar, und später zum Geheimrath ernannt. Er hatte großen Antheil an der bad. Constitutionsurkunde, deren Abfassung ihm zugeschrieben wird, wurde zu wichtigen Sendungen verwendet und zeigte sich besonders thätig bei den Verhandlungen des darmstädter Congresses; doch wollte es ihm nicht gelingen, seinen wahrhaft patriotischen Ansichten den Sieg über momentane Interessen zu verschaffen. Beim ersten bad. Landtag, 1819, gewann er, als Regierungscommissair, das allgemeine Vertrauen durch weise Mäßigung und strenges Festhalten an erprobten Grundsätzen und sprach unter Anderm gegen den Antrag auf Abänderung der Staatsdienerpragmatik, in Hinsicht des Versetzens der Staatsdiener und ihrer Entlaßbarkeit in den ersten fünf Jahren. Ganz besonders thätig war er bei dem Anschlusse Badens an den deutschen Zollverein im J. 1835, wofür er sich in der Schrift: „Der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft" (Karlsr. 1835) erklärte. Von seinen Einsichten in die Staatswissenschaften zeugt sein Werk „Über die Natur und die Ursachen des öffentlichen Credits u. s. w." (Karlsr. 1820, 2. Aufl. 1829), worin er zuerst diesen Gegenstand ausführlich behandelte. Außerdem erwähnen wir noch seine „Bemerkungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht" (Karlsr. 1818).

Nebenplaneten, s. Trabanten.

Nebensonnen und Nebenmonde, d. h. Sonnen und Monde neben der wahren Sonne und dem wahren Monde werden zuweilen bei trüber Luft und kalter Witterung bemerkt. Sie befinden sich im Umfange eines weißlichen, horizontalen Ringes, dessen Breite dem scheinbaren Durchmesser des Gestirnes gleicht und der selbst von farbigen Höfen, die das Gestirn umgeben, durchschnitten

wird. Die Nebensonnen und Nebenmonde stehen in dem Durchschnitte des obigen Ringes und der Höfe, haben nicht selten lange Schweife und sind auch manchmal mit dem wahren Gestirn durch ein Kreuz verbunden. Fraunhofer erklärte diese Erscheinung aus der Beugung des Lichts an den in der Atmosphäre schwebenden Dunstkügelchen, und lehrte sie auch künstlich hervorzubringen.

Nebenwinkel nennt man in der Geometrie zwei Winkel, die einen Schenkel gemeinschaftlich haben, der eine einzige grade Linie bildet. Sie machen zusammen 180° aus; sind sie daher einander gleich, so ist jeder von ihnen = 90°.

Nebukadnezar oder **Nabuchodonoser**, König von Babylon, 606—563 v. Chr., war der Sohn und Nachfolger des Nabopalassar, der das babylon. Reich aufs Neue von der assyr. Monarchie unabhängig gemacht hatte. N. erweiterte das babylon. Reich durch seine Eroberungen bis zu den westl. Grenzen Asiens, und die Pracht Babylons ist sein Werk. Er schlug den König von Ägypten, Necho, bei Karchemisch, eroberte und zerstörte Jerusalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der asiat. Eroberer, welche besiegte, unruhige Völkerstämme in andere Gegenden versetzten, ließ er eine große Anzahl Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daselbst unter dem Namen der babylon. Gefangenschaft bekannt ist. Fabelhaften Sagen zufolge soll er durch Libyen bis zur Westküste Afrikas vorgedrungen sein. Die Sage, daß er sieben Jahre lang ein Ochse gewesen sei und unter dem Vieh gelebt habe, ist bildlich zu verstehen.

Neckar, einer der größten Flüsse in dem deutschen Flußgebiete des Rheins, entspringt bei Schwenningen im würtemberg. Schwarzwalde, 5000 Schritte von Donaueschingen, 2148 F. über dem Meere, wird bei Kannstadt schiffbar, nimmt die Murr, Kocher, Elz, Enz, Jart und Fils auf und ergießt sich, nach einem Laufe von 53 Meilen, bei Manheim in den Rhein. Er hat reizende, sehr abwechselnde Ufer und fast überall ein weites Thal und schöne Wiesengründe. Der Neckar gibt einem Kreise in Würtemberg den Namen, der auf 61 □M. über 435,000 Einw. zählt. — **Neckarweine** nennt man ausschließend die im Königreich Würtemberg am Neckar wachsenden Weine; sie sind leicht, gesund und wohlschmeckend; die besten gedeihen bei Affenthal, Baden, Durlach, Eyburg, Gretzingen, Mündelsheim im Neckarthal, Remsthal, bei Stuttgart, Sulzberg, Wangen, Weinsberg, Obertürkheim, Fellbach und Besigheim. Vgl. Jäger's „Handbuch für Reisende in den Neckargegenden, von Kannstadt bis Heidelberg, und in dem Odenwalde" (Heidelb. 1824, m. Kpf.).

Die zu Marbach in Würtemberg gefundenen Denkmäler begründen die Vermuthung, daß schon unter den Römern die **Neckarschiffahrt** im Gange war. Später scheint die Schiffbarkeit des obern Neckars, d. h. vom Dorfe Berg ober Kannstadt bis Heilbronn, aufgehört zu haben, weil wahrscheinlich dieser Theil des Flusses zu seicht wurde. Im Anfang des 18. Jahrh. ließen die Herzoge von Würtemberg, als einzige Herren des obern Neckars, die Schiffbarkeit desselben wiederherstellen, obwol die freie Reichsstadt Heilbronn ihrem Plane, die Handelsschiffahrt an sich zu ziehen, alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen suchte. Das größte derselben war die nach und nach betriebene Zubauung des Neckars durch Mühlwerke aller Art, wodurch Heilbronn ein absichtlich erkünstelter Stapelplatz werden mußte. Der untere Neckar von Heilbronn bis Manheim blieb dagegen immer schiffbar, auch die Schiffahrtsfreiheit auf demselben durch kein Hinderniß beschränkt, bis endlich bad. Seits 1808 Manheim als Hauptspeditionsplatz für den Neckar gesetzlich bestimmt wurde. Auf dem wiener Congresse trug Würtemberg auf die Aufhebung des gezwungenen Umschlagrechts zu Manheim an und es wurde gänzliche Abschaffung jedes Stapelzwanges und völlige Schiffahrtsfreiheit auf dem Neckar von der Congreßcommission vertragsweise für die betheiligten Regierungen beschlossen. Seitdem sind Manheim und Heidelberg für Freihäfen erklärt worden. Auf dem untern Neckar treiben 226 Schiffer, fast alle aus dem Badischen

und Hessischen, die Schiffahrt mit 248 Fahrzeugen, deren Ladungsfähigkeit von 100—1400 Ctnr. steigt; den obern Neckar befahren nur 7 würtemb. Schiffet mit ebenso viel Fahrzeugen. Die Handelsschiffahrt auf dem Neckar, als dem vorzüglichsten Kanal für den Handel mit der Schweiz durch den Friedrichshafen, sodann nach Baiern, Östreich u. s. w. über Ulm in die Donau, hat demnach beiweitem noch nicht die Größe erreicht, deren sie bei richtiger Behandlung fähig wäre. Hauptgegenstände der Versendungen sind Holz, getrocknetes Obst, Gyps, Pottasche, Lohrinde und Blättertaback. Die Einfuhr- und Transitartikel bestehen hauptsächlich in Colonialwaaren. Übrigens ist Manheim auch ein sehr wichtiger Punkt für die Flößerei, indem daselbst die Hölzer aus dem Schwarzwalde mittels der Enz und Nagold in kleinen Flößchen auf den Neckar kommen.

Necker (Jacques), Finanzminister Ludwig XVI., geb. am 30. Sept. 1732 zu Genf, wo sein Vater, ein geborener Brandenburger, Professor des deutschen Staatsrechts war, kam 1750 als Handlungsgehülfe zu seinem Oheim Vernet nach Paris und von diesem zu dem Bankier Thélusson, dessen Compagnon er nachmals wurde. Durch kluge Speculationen während des siebenjährigen Krieges erwarb er sich ein Vermögen, das sich bis auf sechs Millionen belaufen haben soll, gab sodann seine Handelsgeschäfte auf und übernahm die Stelle eines Ministerresidenten seiner Vaterstadt bei dem franz. Hofe. Die erste Gelegenheit, seine theoretischen Kenntnisse der Finanzwissenschaft darzulegen, in der er praktisch ein so großer Meister war, wurde ihm durch die franz.-ostind. Compagnie geboten, über welche er 1769 ein Werk herausgab. Die Ökonomisten (s. d.), deren Princip unbedingte Handelsfreiheit war, hatten sich nämlich, wie gegen alle Zünfte und Corporationen, so auch gegen die ostind. Compagnie erklärt; N., als Finanzier ein Anhänger von Colbert's Mercantilsystem, vertheidigte das angegriffene Institut und machte die Regierung auf die Dienste aufmerksam, welche dasselbe dem Staate in den bedrängtesten Zeitpunkten geleistet hatte. Was N.'s Finanzsystem betrifft, das er in mehren Schriften entwickelt hat, so bemerken wir hier gleich, daß er einen Mittelweg zwischen dem ökonomistischen und mercantilischen System für das Gerathenste hielt; er hatte keine allgemeinen festen Principien und hielt sie überhaupt nicht für möglich; die das Finanzwesen betreffenden Maßregeln einer Regierung müssen sich nach den jedesmaligen Umständen richten, meinte er, und mit ihnen wechseln, wo dann bald Zwang, bald Befreiung dem allgemeinen Besten am zuträglichsten sein mag. Schon allgemein bekannt und besonders im Handelsstande geachtet, vermehrte der 1773 von der Akademie gekrönte „Eloge de Colbert" seinen Ruf. Hierauf erschien sein „Essai sur la législation et le commerce des grains" (Par. 1775), der ungemeines Aufsehen erregte, weshalb auch Turgot (s. d.), das Haupt der Ökonomisten, von seinen Freunden angegangen wurde, die Schrift zu unterdrücken. Allein er that es nicht, obgleich man schon damals sehen konnte, daß N. auf das Finanzministerium hinarbeitete. Durch einen gewissen Marquis de Pezay, der mit Ludwig XVI. einen geheimen Briefwechsel führte, wurde er an diesen und an Maurepas (s. d.), und durch den Abbé Vermont der Königin empfohlen. Er erhielt dann, gleich nach Turgot's Entlassung im Jun. 1776, die Stelle eines Finanzrathes und wurde, als noch Augny und Taboureau eine kurze Zeit die Finanzen verwaltet hatten, im Jul. 1777 Generaldirector der Finanzen, welchen Titel er statt des gewöhnlichen Generalcontroleur darum erhielt, weil er als Protestant nicht wirklicher Staatsminister werden konnte. Gehalt nahm N. nicht an; es genügte ihm, Frankreich zu retten, und dies glaubte er zu können. Von 1776—81 setzte er nun, da er weder neue Auflagen machen konnte noch wollte, sein Anleihesystem durch, und man muß sein Bankiertalent bewundern, wenn man bedenkt, wie er, alle Kassen leer findend, dennoch den ganzen amerikan. Krieg ohne neue Steuern führte.

Freilich hatte er die 133 Millionen Thaler, die er in diesen fünf Jahren aufborgte, nicht blos zum Kriege verwendet, sondern damit Frankreichs innere Lage zu verbessern gesucht. Auch unternahm er eine Menge nützlicher Reformen, zog viele Stellen ein, verminderte die Zahl der Generalpächter von 60 auf 40, und wußte z. B. blos an den Tafelausgaben des Königs jährlich 600,000 Thaler zu sparen. Aber wie Turgot gescheitert war, so scheiterte auch er. Er wurde der Königin unausstehlich, dem Könige wegen seines Protestantismus und seiner genfer Formen verhaßt, während die Hofpartei ihn gleich vom Anfange an wegen der Reinheit seines Lebens und wegen seiner Sparsamkeit nur mit feindseligen Augen betrachtet hatte. Als er nun in seinem „Compte rendu au roi" (Par. 1781; deutsch von Mylius, mit Anmerkungen von Dohm, Berl. 1781) eine Rechenschaft über seine Verwaltung gab und die finanzielle Lage des Staates öffentlich darlegte, sodann die förmliche Theilnahme an den Berathungen des Ministerconseils für sich in Anspruch nahm und im Weigerungsfalle seinen Abschied zu nehmen drohte, erhielt er diesen unverhofft am 12. Mai 1781. Er ging nach Genf, in dessen Nähe er die Baronie Coppet kaufte, und schrieb hier „De l'administration des finances", durch welche Schrift er seine Gegner noch mehr erbitterte. Unterdeß führte Calonne (s. d.), nachdem Joly de Fleury und d'Ormesson nur wenige Augenblicke Finanzminister gewesen, das alte Verschwendungssystem wieder ein und beging dabei gegen N. das Unrecht, diesen seiner Verwaltung wegen zu tadeln. N., der 1787 nach Paris zurückgekommen war, schrieb gegen Calonne und wurde exilirt. Als aber 1788 auch Brienne (s. d.) keinen Ausweg mehr wußte, nahm der bedrängte Hof zu N. als dem einzigen Nothhelfer wieder seine Zuflucht, der mit Freuden die Stelle eines Generalcontroleurs wieder annahm. Schon 1779 hatte er die Bildung von Provinzialständen gefodert; jetzt erklärte er sich für Einberufung der Etats-généraux. Auch schrieb man ihm den Conseilsbeschluß vom 27. Dec. 1788 zu, welcher die Zahl der Deputirten des dritten Standes so groß als die der beiden andern Stände zusammen genommen bestimmte. Große Unvorsichtigkeit muß N. bei dieser Sache zur Last gelegt werden; er hatte zuerst im Nov. 1788 die Anzahl der Deputirten von dem Gutachten der zweiten Notabelnversammlung abhängig gemacht, und als diese bestimmt sich gegen diese Neuerung erklärte, erwirkte er erst den kön. Beschluß; dabei wurde vergessen, die Form der Berathung und Abstimmung im Voraus gesetzlich zu bestimmen, was später in der Nationalversammlung unermeßliche Folgen hatte. Überhaupt war N. als Staatsmann weder tief noch umfassend in seinen Ansichten, und es ist jetzt allgemein anerkannt, daß er der Aufgabe, die er als Minister eines revolutionirten Staates zu lösen hatte, nicht gewachsen war; durch die Lobsprüche seiner Frau und Tochter und seiner Freunde, wie des Publicums über sich selbst getäuscht, dabei von Natur eitel und etwas eingebildet auf seine übrigens wahrhafte Moralität, glaubte er die Geister, die er selbst mitbeschworen hatte, da einhalten zu können, wo er selbst stille stehen würde. Wie sehr er in gutem Glauben gehandelt, beweist sein in mehrfacher Hinsicht merkwürdiges Geständniß am Ende seiner Laufbahn: „Ich fand Fehler in dem Benehmen der ganzen Welt, natürlich suchte man auch mir deren vorzuwerfen; allein bei täglicher Gelegenheit zu den wichtigsten Fehlgriffen habe ich mir zu meiner eignen Verwunderung nach der sorgfältigsten Gewissenserforschung für die ganze Vergangenheit auch nicht Einen Vorwurf machen können." Nach Eröffnung der Reichsstände, am 5. Mai 1789, bei der N. in einer langen Rede den Deputirten die Finanzen zur Berücksichtigung empfahl, begannen die Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Ständen über die Vereinigung oder Nichtvereinigung. Der König hielt am 23. Jun. eine vergebliche Sitzung, der Tiers-état siegte und als nun der Hof einen Gewaltstreich gegen die Versammlung zu unternehmen beabsichtigte, wurde N., der sich entschieden gegen jene Maßregel erklärte, zum zweiten Male am 11. Jun. 1789 entlassen. Der König bat ihn, ungesäumt

abzureisen; N. gehorchte, und selbst seine Familie erfuhr seine Abreise nicht. Wie man aber in Paris N.'s Entlassung betrachtete, zeigten die Ereignisse am 12., 13. und 14. Jul., wo die Bastille gestürmt und eine neue städtische Regierung eingesetzt wurde. Sogleich nach seinem gezwungenen Einzuge in Paris berief Ludwig XVI. N. zurück, dessen Reise von Basel bis Paris einem Triumphzuge glich. N. im fortwährenden Kampfe mit dem unverbesserlichen Hofe und mit der demokratischen Majorität der Nationalversammlung, suchte mit Mounier (s. d.) seinen Lieblingsplan, die Einführung der engl. Verfassung, auszuführen. (S. Frankreich.) Nachdem er die Finanzen so gut, als es bei den obwaltenden Umständen möglich war, während der Dauer der Assemblée geführt hatte, nahm sein Einfluß allmälig ab und er fing sogar an, unter dem Volke für einen Aristokraten zu gelten; seine einflußreichsten Freunde Mounier und Lally hatten die Versammlung verlassen. Nachdem er sich noch gegen Mirabeau's Vorschlag zu Creation der Assignaten erklärt hatte und sein Plan zu einer Anleihe fehlgeschlagen war, schrieb er im Sept. 1790 an die Nationalversammlung und bat um seine Entlassung, die ihm gleichgültig gegeben wurde. Nicht ohne Schwierigkeit, sogar vom Volke einmal angehalten, reiste er nach Coppet, wo er seine letzten Tage verlebte. Er starb zu Genf am 9. Apr. 1804. Von seinen Schriften nennen wir noch: „Sur l'administration de Mr. Necker, par lui-même" (Par. 1791); „Réflexions adressées à la nation franç.", zur Rechtfertigung des Königs; „Du pouvoir exécutif dans les grands états" (Par. 1792); „De la révolution franç." (4 Bde., Par. 1796 und öfter); „Cours de morale religieuse" (3 Bde., Par. 1800); „De l'importance des opinions religieuses" und seine „Dernières vues de politique et de finances" (Par. 1802), die dem ersten Consul nicht zusagten. Eine beredte Lobschrift auf N. hat Frau von Staël in ihren „Considérations sur la révolution franç." geliefert; allein Bailleul hat in seinem „Examen critique" dieses Werks die Schwäche und Unzulänglichkeit der Maßregeln N.'s in kritischen Augenblicken hinlänglich gezeigt. Vgl. „Zeitgenossen", zweite Reihe Nr. 3, und „Notice sur M. Necker, par A. de Staël-Holstein, son petit-fils" (Par. 1820).

Seine Gemahlin, Susanne, war die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern und hatte eine vortreffliche Erziehung genossen. Der Madame Vermenoux war sie nach Paris gefolgt, um deren Sohn im Lateinischen zu unterrichten. Hier lernte sie N. kennen, der damals noch Commis bei Thélusson war. Ihre Verbindung mit ihm im J. 1765 war die Folge gegenseitiger Achtung und Zuneigung. Trefflichen Charakters, war sie eine liebevolle Gattin, Mutter und Freundin, an Geist und Herzen gleich ausgebildet, sodaß ihr Gemahl von ihr zu sagen pflegte, daß sie, um vollkommen liebenswürdig zu sein, nur irgend einen kleinen Fehler hätte haben müssen. Von ihrem Vermögen machte sie den edelsten Gebrauch; auf eigne Kosten hatte sie in der Nähe von Paris ein Hospital gegründet, dem sie ihre ganze Sorgfalt widmete, und unter den Armen in Paris den Namen l'Hospitalière des mansardes sich erworben. Ihr Haus machte sie zum Sammelplatz der ausgezeichnetsten Gelehrten, die damals in Paris lebten. Sie starb zu Coppet 1794. Interessante Mittheilungen über die literarischen Gesellschaften, welche sie um sich versammelte, enthalten die „Mélanges tirés des manuscrits de Madame N." (3 Bde., 1798) und die „Nouveaux mélanges etc." (3 Bde., 1801). Außerdem hat man von ihr noch „Des inhumations précipitées" (1790); „Mémoire sur l'établissement des hospices" und „Reflexions sur le divorce" (1793), in welcher letztern Schrift sie die Unauflöslichkeit der Ehe behauptet.

Neefe (Christian Gottlob), ein deutscher Componist, war zu Chemnitz geboren, studirte in Leipzig die Rechte und unter Hiller die Musik, der er sich seit

1770 ganz widmete. Er wurde Musikdirector beim Theater zu Leipzig, dann in Bonn, wo er auch die Hoforganistenstelle erhielt. Nach dem Einrücken der Franzosen in Bonn verlor er seine Anstellung, kam in sehr drückende Lage und war froh, als er durch Vermittelung seiner ältesten Tochter, Luise, welche als Hofsängerin und Schauspielerin in Dessau sehr beliebt war, daselbst als Director der Vocalmusik beim Theater angestellt wurde. Er wurde 1797 Concertmeister der Kapelle, starb aber schon am 26. Jan. 1798. Sind auch seine Operetten, deren er eine ziemliche Anzahl geschrieben hat, sowie seine Claviersonaten und andere Gesangstücke veraltet, so verdienen sie doch für ihre Zeit einer rühmlichen Erwähnung. Insbesondere fanden seine Compositionen Klopstock'scher Oden vielen Beifall. — Seine Gattin, geb. Zink, war eine gute Schauspielerin und Sängerin, und auch seine jüngere Tochter, Felice, nachmals vermählte Rösner, Hofsängerin in Dessau, machte sich einen Namen.

Neefs (Peter), niederländ. Maler, geb. zu Antwerpen um 1560, lernte die ersten Anfangsgründe der Malerei bei dem ältern H. Steenwyk. Sein Hauptfach war Architektur und Perspectivmalerei, namentlich hat er sich durch seine innern Ansichten von Kirchen großen Ruhm erworben. Er stellt das Innere seiner Kirchen meist von Lichtern oder Fackeln erleuchtet dar und läßt das Licht auf einen ausgezeichneten Gegenstand der Kirche fallen. Die Klarheit der Darstellung und das Helldunkel darin sind meisterhaft. Daß Frank van Tulden und Teniers gewöhnlich die Figuren in seine Bilder malten, hat deren Werth nur erhöht. — Sein Sohn, Peter Martin, malte in gleichem Genre, hat aber den Vater keineswegs erreicht.

Neer (Arthur, oder Arnold van der), Landschaftsmaler zu Amsterdam, geb. 1613, starb 1683. Er verstand namentlich das Wasser, vom niedern Horizont begrenzt und zwischen flachen Ufern eingeschlossen, durch zitterndes Mondlicht zu verschönern und ist hierin unübertroffener Meister. Ebenso treu der Natur stellte er Winterlandschaften und Feuersbrünste dar. — Sein Sohn, Eglon Hendrik van der N., geb. zu Amsterdam 1643, lernte bei van Loo und malte besonders historische Bilder und Landschaften; außerdem auch treffliche Gesellschaftsstücke. Er lebte anfangs in Paris, dann zu Orange und endlich am kurpfälz. Hofe zu Düsseldorf, wo er 1703 starb. Er war Hofmaler des Königs von Spanien und hatte unter Andern van der Werff zu seinem Schüler.

Neergaard (Tönnes Christian Bruun, Baron v.), bekannt durch seine vielen wissenschaftlichen Reisen, ward am 26. Nov. 1776 auf Svenstrupgaard in Seeland, dem Besitzthume seines Vaters, welcher dän. Etatsrath war, geboren. Nachdem er in Dänemark seine Studien beendet, begab er sich auf Reisen, besonders um seine mineralogischen Kenntnisse zu erweitern. Er ging zuerst nach Deutschland, wo er besonders in Sachsen, Baiern, Östreich und Böhmen viele Bekanntschaften machte, 1799 nach Norwegen, 1801 in die Schweiz, wo Dolomieu und der Maler Naudet ihn begleiteten, dann nach Paris, und 1802 in Begleitung eines Zeichners und eines Mineralogen nach Spanien. Er hatte in Catalonien bereits 150 Zeichnungen aufgenommen, als ihn die Nachricht von dem Tode seiner Mutter nach Dänemark zurückrief. Hierauf ging er 1803 nach Stockholm, dann nach Petersburg, später wieder nach Paris und 1806 nach Italien. Bei seiner Rückkehr wählte er Paris zu seinem Aufenthalte, kehrte später in sein Vaterland und zu seinen Besitzungen zurück, ging aber endlich wieder nach Paris, wo er durch seine Kunstliebe bei großer Unvorsichtigkeit und geringer Menschenkenntniß zuletzt Mangel litt und 1824 starb. Seine beiden merkwürdigsten Schriften sind das „Journal du dernier voyage de C. Dolomieu dans les Alpes" (Par. 1801; dän. von P. H. Mönster, Kopenh. 1802), und die „Voyage historique et pittoresque du nord d'Italie" (2 Bde., Par. 1812—15, Fol.).

Neerwinden, ein kleiner Ort in der belg. Provinz Brabant, ist beson-

bers denkwürdig wegen der Niederlage Dumouriez's am 18. März 1793. Nachdem die Östreicher aus Tirlemont verdrängt worden waren und sich hinter der kleinen Gerte, zwischen Raucourt und Halle, wieder gesetzt hatten, beschloß sie Dumouriez in acht Colonnen anzugreifen. Drei derselben waren gegen den linken Flügel der Östreicher bestimmt, der sie in der Ebene zwischen Landen und dem Dorfe Overwinden zu umgehen suchen sollte; die beiden mittlern Colonnen unter dem Herzog von Chartres (jetzt König Ludwig Philipp) gingen grade auf N. los, von den drei Colonnen des linken Flügels, unter Miranda, die sich Nachmittags um 2 Uhr in Bewegung setzten, richteten zwei ihren Angriff gegen Neerhespen und den rechten Flügel der Östreicher; die dritte aber wendete sich weiter links auf Leau. Der Angriff der übrigen begann früher und war anfangs glücklich für die Franzosen; sie drängten auf allen Punkten den Feind zurück; der General Neuilly bemächtigte sich des Dorfes N., beging aber den Fehler, sich in der Ebene auszubreiten, wodurch der General Clerfait Gelegenheit bekam, die Dörfer Raucourt und N. wiederzuerobern und die Anhöhen zu besetzen, welche die Franzosen wiederzunehmen sich vergebens bemühten. Die Dunkelheit machte endlich dem elfstündigen Kampfe ein Ende; die Franzosen gingen in Unordnung zurück. Der General Miranda stellte zwar am Abend fünf Bataillone auf den Anhöhen bei Wommersom auf und besetzte diese Höhe am 19. um 4 Uhr früh; allein um 9 Uhr angegriffen, mußte er sich nach siebenstündigem Gefechte nach Tirlemont zurückziehen, von wo er zur Deckung des Rückzugs sich bei Pellenberg aufstellte. Als er hier am 22. mit überlegener Macht angegriffen wurde, leistete er den ganzen Tag Gegenwehr und zog sich dann in der Nacht zurück.

Nees von Esenbeck (Christian Gottfr.), ordentlicher Professor der Botanik zu Breslau, geb. 15. Febr. 1776, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und studirte zu Jena. Schon von früher Jugend mit Liebe dem Studium der Natur zugethan, gaben ihm die Vorlesungen des Naturforschers Borkhausen, die er als Gymnasiast besuchte, eine noch bestimmtere Richtung. Er studirte Medicin, promovirte und ward praktischer Arzt; doch immer mehr und mehr wurde er, namentlich während seines Aufenthaltes in Frankfurt am Main, von dem Studium der Entomologie, Ornithologie und Botanik angezogen. Er hatte die Absicht, sich in Jena zu habilitiren, doch der franz. Krieg im J. 1806 war die nächste Veranlassung, daß er dieses unterließ. Im J. 1818 ward er Professor der Botanik zu Erlangen, und im Aug. desselben Jahres von der kais. Leopoldinischen Akademie der Naturforscher an Wendt's Stelle, der ihn schon vorher mit der Redaction der von der Akademie ausgehenden Schriften beauftragt hatte, zum Präsidenten erwählt. Im folgenden Jahre folgte er einem Rufe als Professor der Botanik nach Bonn, und 1831 wurde er nach Breslau versetzt. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß; als die vorzüglichsten erwähnen wir: „Die Algen des süßen Wassers" (Bamb. 1814); „Das System der Pilze und Schwämme" (Würzb. 1816, 4. mit Kpfrn.); „Die Pflanzensubstanz physiologisch, chemisch und mathematisch dargestellt" (Erlang. 1819, 4.) mit Bischof und Rothe gemeinschaftlich; „Handbuch der Botanik" (2 Bde., Nürnb. 1820 fg.), als vierter Band zu Schubert's „Handbuch der Naturgeschichte"; „Vorlesungen zur Entwickelungsgeschichte des magnetischen Schlafs und Traums" (Bonn 1820); „Horae physicae berolinenses" (Bonn 1820, Fol.); „Beschreibung der deutschen Brombeerarten" (Bonn 1822 fg.) mit Kpfrn.; mit Fr. Hornschuh und Jak. Sturm „Bryologia germ., oder Beschreibung der in Deutschland und in der Schweiz wachsenden Laubmoose" (2 Bde., Nürnb. 1823—31); „Genera et species Asterearum" (Nürnb. 1833); „Naturgeschichte der Lebermoose, mit besonderer Beziehung auf Schlesien" (Bd. 1, Berl. 1833), und „Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae, genera europ. et species illustrantes" (2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1833—34). — Sein Bru-

der, Theodor Friedr. Ludw., Professor und Inspector des botanischen Gartens zu Bonn, hat sich ebenfalls als Naturforscher rühmlich bekannt gemacht. Seine verdienstlichsten Werke sind: „De muscorum propagatione" (Bonn 1820); „Radix Plantarum mycetoidearum" (Bonn 1820); „Plantae medicinales, oder Sammlung officineller Pflanzen" (18 Lieferungen, Düsseld. 1821—28, Fol.), wozu noch vier Supplementhefte kamen (Düsseld. 1829—34, Fol.); mit Wilh. Sinning: „Sammlung schön blühender Gewächse" (10 Hefte, Düsseld. 1824—31, Fol.); mit K. Heinr. Ebermaier „Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik" (3 Bde., Düsseld. 1830—32) und „Genera plantarum florae germ., iconibus et descriptionibus illustrata" (6 Hefte, Bonn 1833—35).

Negātiv heißt überhaupt so viel als verneinend. Im Sprachgebrauche der formellen Logik bedeutet negativ Dasjenige, was, ohne selbst irgend Etwas zu bestimmen, blos etwas anderes Bestimmtes (oder Positives) ausschließt. So sind z. B. Mensch, schwarz, klug, bestimmte, positive Begriffe; die negativen Begriffe. oder richtiger negativen Vorstellungen, da durch sie nichts wirklich begriffen wird, Nicht-Mensch, nicht-schwarz, nicht-klug sind Negationen dieses Bestimmten. Indem man einen dieser negativen Begriffe setzt, gibt man schlechterdings nichts Bestimmtes, denn ein Nicht-Mensch kann ein Tisch, ein Buch, ein Haus u. s. w. sein; man schließt blos den positiven Begriff Mensch aus, und es ergibt sich hieraus, daß eine solche negative Vorstellung etwas entgegenstehendes Positives voraussetzt und ohne dasselbe nicht gedacht werden kann. In Hinsicht auf andere Begriffe enthält jeder bestimmte Begriff auch eine Negation; er schließt andere von sich aus und wird von andern ausgeschlossen. Alles wahrhaft Positive ist daher zugleich auch negativ, und das wahrhaft Negative ist kein bloßer Mangel eines Positiven. Negative Urtheile sind solche, in denen ausgesagt wird, daß ein Begriff einem andern Subjecte als Prädicat entweder nur überhaupt nicht zukomme, oder daß ihm sein Gegentheil zukomme. Letzteres ist das bestimmte negative Urtheil, wie z. B. der Satz, der Staat ist kein Aggregat von Menschen. Bei Hegel hat die Negation die metaphysische Bedeutung, daß sie als der Faden, an welchem der speculative Begriff sich entwickelt, gedacht wird, denn indem das Positive in das Negative umschlägt und die Identität beider erkannt wird, erzeugt sich durch Negation der Gegensätze die höhere Einheit. — Negative und positive Größen in der Mathematik sind solche, welche einander insofern entgegengesetzt sind, als sie auf die einander entgegengesetzten Seiten des Indifferenzpunktes fallen, oder welche in eine Summe gebracht, sich ganz oder wenigstens zum Theil aufheben. Der Indifferenzpunkt der Reihe aller möglichen Zahlen ist 0. Drückt man z. B. die Activschulden und die Passivschulden einer Person in Zahlen aus, so fallen jene auf die eine, diese auf die andere Seite der Null, jene sind positive, diese negative Größen. Denkt man sich einen Winkel, dessen einer Schenkel um den Punkt der Winkelspitze herum beweglich ist, so lassen sich durch dessen Bewegung alle im Flächenraume mögliche Winkelgrößen darstellen. Der Indifferenzpunkt dieser Größenreihe ist das Zusammenfallen beider Schenkel in eine gerade Linie. Auf beiden Seiten desselben (des unbeweglichen Schenkels) werden nun Winkel durch die Drehung des beweglichen Schenkels dargestellt, und oft als positive und negative Größen betrachtet. Hierbei ist es übrigens gleichgültig, welcher Richtung man die Bedeutung des Positiven und des Negativen beilegt, wenn sie einander nur entgegengesetzt sind. In demselben Verhältnisse stehen in der Mechanik Last und Kraft (am Hebel), in der Statik Druck und Widerstand u. s. w.

Neger nennt man eine Menschenrace auf der Nordwestküste und im Innern Afrikas, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes Wollhaar, platten Hirnschädel, vorgestreckte Kinnladen, dicke aufgeworfene Lippen und schwarze Farbe auszeichnet. Mit ihnen sind die Mauren oder Mohren der Nordküste

Afrikas nicht zu verwechseln, welche keine Neger sind. Manche Naturforscher haben sowol aus der physischen Organisation als aus den Äußerungen der Neger zu erweisen gesucht, daß sie nie den vollkommenen Bildungszustand werden erreichen können, den andere günstiger organisirte Nationen, z. B. die keltischen Völkerschaften, erreicht haben. In den Colonien galt der Negersklav kaum mehr als ein Hausthier. Die Weißen waren der Adel. Daher wurden auch die geheimen Agenten, welche der franz. Seeminister Malouet nach dem neuen Negerstaat in Domingo schickte, um Unterhandlungen anzuknüpfen, bevollmächtigt, dem Petion und andern Häuptlingen der Schwarzen **Lettres de blanc**, gleichsam den Adelsbrief zu versprechen. Vgl. Grégoire: „**De la noblesse de la peau**" (Par. 1826). Im Allgemeinen sind die Neger unempfindlich; sie weinen höchst selten, und bei ihnen äußert sich der moralische Schmerz durch ein tiefes Stillschweigen, der physische durch Geschrei oder Gesang. Dabei sind sie rachsüchtig und scheinen nur zu mechanischen Arbeiten geschickt. Überhaupt ist eine Mischung von Regsamkeit und Schlaffheit Charakter aller Südvölker. Wenn indeß die Vertheidiger der Neger einige Züge von Gutmüthigkeit, Gastfreiheit, kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland anführen, so vergessen sie, daß diese Tugenden, welche zum Theil im höhern Grade bei gewissen Thiergattungen gefunden werden, noch keine Anlage zu einer höhern Ausbildung verrathen. Dagegen beweisen mehre Beispiele, daß dem Neger keine geistige Anlage fehlt. Nur der Umstand, daß die Negervölker, seit undenklichen Zeiten in größere oder kleinere Haufen zerstreut, ohne feste Grenzen gelebt haben, und daß sie durch den sinnlosesten Aberglauben, mit dem gröbsten Despotismus im Bunde, in einen fast thierischen Naturstand niedergedrückt worden sind, erklärt ihr einförmiges Pflanzenleben, in das höchstens die Karavanenzüge der Araber und innere Raubkriege einige Bewegung bringen. Wenige Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunstbildung, und diese mishandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sklavenhandel (s. d. und Wilberforce) das Meiste beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. Die Übel der despotischen Verfassung der kleinen Negerstaaten, in welchen der Despotismus der Könige nicht einmal Ruhe im Innern gewährt, waren schon von Anfang an vorhanden, und schwerlich möchten die Neger, sich selbst überlassen, zu einer erträglichen Verfassung kommen. Zwar hat sich in England eine afrikan. Gesellschaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zwecke hat (s. Sierra Leone); allein ihre Ergebnisse sind bis jetzt sehr unbedeutend. Der beredteste Vertheidiger der Neger ist Grégoire in seiner Schrift: „**De la littérature des Nègres, ou recherches sur leurs facultés intellectuelles, leurs qualités morales etc.**" (Par. 1809; deutsch, Tüb. 1809). Die bekanntesten Nationen der Neger sind: die Mandingoer, ein zahlreiches Volk, das sich von der Küste wahrscheinlich bis zum Ursprunge des Gambia hinzieht; die Jalofi oder Qualofi an der Nordseite des Gambia in Senegambien; die Dahomer, welche seit 1724 sich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Niederguinea, wozu auch die Angolaer und Bengualer gehören; die Karrous in Oberguinea, welche sich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Sierra Leone behaupten; die Anziskos im obern und niedern Äthiopien auf der östl. Seite von Kongo; die Jaggas, welche von Einigen mit den Anziskos verwechselt werden, von den Grenzen von Abyssinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Gallas mit ganz eigenthümlicher Sprache, in ihrem ursprünglichen Gebiete an den Grenzen Abyssiniens und Ajans, in sechs verschiedene Völkerschaften getheilt, seit 1537 auch im Besitze der südl. Provinzen Abyssiniens; die Mambos und Zimbas in Mono Emugi; die Mokaranjis, der herrschende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiser dieses Reichs gewählt werden, und die Sarracolets in Galam, einer Landschaft in Nigritien. Außer diesen Hauptsitzen der Neger

befinden ſich auch noch Reſte und Zweige dieſer Nation in Marokko, Biledulgerid, auf der Küſte von Ajan, in Tunis, wo ſie unter den Abuchefs, 1206—1575, herrſchend wurden, in dem größern Theile von Madagaskar, auf mehren oſtind. und in den Südſeeinſeln, wo ſie die älteſten Einwohner zu ſein ſcheinen. In Amerika führen viele von ihnen, denen es gelang, ſich in Freiheit zu ſetzen, in einem wilden und unabhängigen Zuſtande da, wo unzugängliche Gebirge und Waldungen es erlauben, einen kleinen Krieg mit der benachbarten Civiliſation. Dagegen haben ſie ſich in Haiti (ſ. d.) nach langem Kampfe mit Ausländern, eingeborenen Weißen und unter ſich republikaniſch bürgerlich geordnet. Vgl. Choulant, „Drei anthropologiſche Vorleſungen" (Lpz. 1834), der die Anſichten von den Culturverhältniſſen ſowol als den Anlagen der äthiop. Race, d. h. der Negervölker, gar ſehr berichtigt hat.

Negroponte iſt der ital. Name der griech. Inſel Egribos, welche bei den Alten Euböa hieß. Sie iſt die größte Inſel des griech. Archipelagus, zählt auf 70 □M. gegen 40,000 Einw., darunter 10,000 Türken, war zur Zeit der türk. Herrſchaft ein Sandſchakat der Provinz Rumelien und bildet jetzt unter dem Namen Eubóa nebſt einigen kleinen Inſeln das neunte Departement des Königreichs Griechenland. Ihre Entfernung vom feſten Lande iſt bei der Hauptſtadt Negroponte (ehemals Chalcis), mit 16,000 Einw., dem alten Aulis gegenüber, ſo gering, daß dieſe durch eine Zugbrücke mit einem Thurme in der Meerenge Euribos (dem Kanal von Egribos) und der Thurm mittels einer Brücke von fünf Pfeilern mit der Küſte Livadiens verbunden iſt. Der ganzen Länge nach (24 M.) wird N. von einer Bergkette durchſchnitten, welche eine Fortſetzung des theſſaliſchen Gebirges iſt. Auf der ſüdl. Spitze, Athen gegenüber, liegt die wichtige Feſtung Karyſto, der Sitz eines Biſchofs, mit 3000 Einw. und einem Hafen, welche nicht allein die ganze Inſel, ſondern auch das attiſche Gebiet beherrſcht. Im Alterthume war die Inſel ihres grauen Marmors und einer Pflanze wegen berühmt, deren Fäden ein unverbrennliches Gewebe lieferten; noch jetzt ſind Baumwolle, Wein, Öl, Getreide u. ſ. w. ihre Haupterzeugniſſe. Auch hat ſie wichtige Viehzucht, viel Bienenzucht und Roſenölfabrikation. Im J. 1821 erhob N. das Banner der Freiheit auf den Zuruf der ſchönen Modena Maurogenia, worauf ſich die Türken in die feſten Städte Negroponte und Karyſto zogen. (S. Griechenland.).

Negus, ein Getränke von Wein, Waſſer, Citronenſaft, Zucker und Muskatennuß, hat von dem Erfinder, dem engl. Oberſten Negus, den Namen.

Nehemīa, ein vornehmer Hebräer, Mundſchenk des perſ. Königs Artaxerxes Longimanus, wurde auf ſein dringendes Geſuch, 444 v. Chr., als Statthalter nach Judäa geſchickt, mit der Erlaubniß, die Mauern und Thore Jeruſalems wieder aufbauen zu laſſen. Er erreichte ſeinen Zweck, trotz der Armuth der geringern Volksclaſſe und den Gegenwirkungen der Samaritaner, Araber und Ammoniten. Hierauf traf er Anſtalten, die Stadt zu bevölkern, Ordnung herzuſtellen und das vaterländiſche Geſetz zu befeſtigen. Er ſtarb nach 432 v. Chr. Nachrichten über ſeine Wirkſamkeit gab er ſelbſt in einem Buche, welches ſpäter mit Zuſätzen verſehen, in der hebr. Bibel als Fortſetzung des Buches Esra enthalten iſt.

Nehrungen heißen in Preußen die Sanddünen, welche daſelbſt die beiden Haffe (ſ. d.) bilden. Über die Entſtehung derſelben aus dem Gegendrucke der Waſſermaſſe von der Oſtſee gegen S. und von den preuß. Strömen gegen N. und NW. vgl. Voigt's „Geſchichte Preußens" (Bd. 1).

Neid iſt der Verdruß, welchen man darüber empfindet, daß Jemand irgend ein Gut beſitzt. Der Neid iſt alſo immer gegen Perſonen gerichtet und hat die Wirkungen des Haſſes, wenn er in das Handeln hervortritt. Das Gut, um welches man Jemanden beneidet, iſt aber ein äußeres Gut (Glücksgut). Hier geht der Neid

gewöhnlich aus dem Wunsche hervor, dasselbe selbst zu besitzen, weshalb er sich leicht mit Geiz verbindet. Er geht aber auch aus Haß gegen die Person hervor; dann gönnt man einem Anderen ein Gut nicht, ohne daß man auch dasselbe selbst besitzen möchte, und dies ist Misgunst. Neid und Misgunst können sich so erweitern und als Stimmung bei selbstsüchtigen und kleinlichen Menschen festsetzen, daß sie sich gegen den Nächsten ohne Unterschied und in Hinsicht der unbedeutendsten Gegenstände äußern. Aber immer ist doch der Neid egoistisch und mit dem Wunsche verbunden, daß Anderen der Besitz eines Guts entzogen werden möchte. Ist es endlich ein persönlicher Vorzug, um den wir einen Anderen beneiden, dann tritt die Eifersucht ein, von welcher die Eifersucht der Liebe nur eine besondere Art ist. Die Eifersucht ist der Neid, den man über die persönlichen Vorzüge einer Person empfindet, mit der man in irgend einem Verhältnisse der Gleichheit steht; sie ist schwächerer Art, wenn sie aus Eigennutz entspringt, heftiger, wenn sie aus Ehrgeiz, und bis zur höchsten Verblendung des Affects sich verlierend, wenn sie aus Liebe entspringt. Die Eifersucht will allein und ohne Theilung mit Anderen besitzen; sie ist also immer egoistisch und eine Schwäche des Geistes, oft mit dem drückenden Gefühle, Anderen an Vorzügen nachzustehen, und mit dem ohnmächtigen Bestreben, ihnen, wo nicht diese Vorzüge, doch ihren Einfluß und ihre Wirkungen auf Andere zu entreißen, verbunden.

Neigung. Daß die Neigungen, worunter im weitern Sinne sowol die Abneigungen wie die Zuneigungen zu verstehen sind, sich im Begehren äußern, wird allgemein angenommen. Nicht so übereinkommend sind die Bestimmungen dieses Begriffs selbst. Kant erklärte die Neigung als eine habituell, d. i. zur Gewohnheit, gewordene sinnliche Begierde. Abgesehen davon, daß man den Ausdruck Begierde nur von starken, sinnlichen Begehrungen gebrauchen sollte, so geht nicht jede Neigung blos auf das Sinnliche an einem Gegenstande (z. B. Liebe, Freundschaft), wol aber überhaupt auf einen individuellen Gegenstand oder eine bestimmte Art der Thätigkeit (z. B. Spiel). Daher möchte man die Neigung vielmehr als die positive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenstandes bezeichnen. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, sondern nur dem Menschen Neigungen beigelegt werden dürfen. Denn das Thier wird instinctmäßig zu dem Gegenstande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt; im Menschen aber, dessen Trieb die Heftigkeit des thierischen Instincts abgelegt hat, und in dem die Willkür hervortritt, vermöge welcher sich das Individuum mit Bewußtsein für den individuellen Gegenstand entscheiden und an ihn gewöhnen kann, entsteht die Zuneigung, die, wie der Name bezeichnet, gleichsam nur ein geistiges Hinneigen zu Etwas ist, das auf dem Interesse beruht, welches für den mit Willkür begabten Geist, nach Maßgabe seiner ganzen Entwickelung und Bildung, ein vorgestellter Gegenstand empfängt. Daher ist auch die Zuneigung, sowie die ihr entgegengesetzte Abneigung, von dem ganzen übrigen Leben und Wesen eines Menschen abhängig und zu seinem psychologischen Charakter gehörend; und deshalb haben wol Einige die innere fortdauernde Grundlage gewisser Begehrungen oder Verabscheuungen, statt der Begehrung selbst, Neigung oder Abneigung genannt. Diese Grundlage aber besteht in dem Organismus und in der Gewöhnung, besonders derjenigen, welche durch Erziehung entsteht. In dem hier entwickelten Sinne kann es nun keine angeborenen Neigungen geben, indem kein Mensch eine entschiedene Hinneigung zu einem individuellen Gegenstande, als solchem, mit auf die Welt bringt, weil ihm noch Willkür, Erkenntniß und Bewußtsein mangelt; auch ist die Begehrung des Menschen nicht mit seiner Geburt habituell. Man müßte also, um angeborene Neigungen zu behaupten, entweder den Ausdruck angeboren in einem sehr weiten Sinne nehmen und so verstehen, daß es Neigungen gäbe, welche in der besondern Anlage des Menschen, z. B. in der individuellen Beschaffenheit des Kör-

pers, mit welcher der Mensch geboren wird, wenigstens mittelbar ihren Grund haben (s. Antipathie), oder ebenso den Ausdruck Neigung in einem sehr unbestimmten Sinne für menschliche Begehrungen überhaupt nehmen, oder mit den Trieben verwechseln, dann könnte man den Trieb eine angeborene Neigung nennen, und umgekehrt. Allein auch die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Neigungen nehmen wir erst wahr, wo der Mensch sich geistig zu entwickeln anfängt, und sein Wesen immer bestimmter wird; Triebe zeigen sich mit der Geburt. Durch fortdauernde Gewöhnung wird die Neigung zum Hang, wenn sie immer wiederkehrt und ihren Gegenstand nicht ändert. Der Hang ist eine heftige Willensrichtung, welche bei der wiederkehrenden Vorstellung ihres Gegenstandes sogleich ins Handeln übergeht. Er ist blind, weil die Gewöhnung die Überlegung verdrängt hat; und unfrei, insofern die Selbstbeherrschung da nicht stattfindet, wo sich ein solches Übergewicht der Neigung kundthut. Von der Leidenschaft unterscheidet sich die Neigung dadurch, daß sie an sich sanft ist, verändert werden kann, und daß mehre Neigungen wol nebeneinander bestehen, die Leidenschaft aber eine herrschende, alles andere Interesse verschlingende und durch fortdauernde Gewöhnung fast unwillkürlich gewordene Begehrung ist, wodurch die Selbstthätigkeit des Geistes oder der Wille gestört und unterdrückt wird, und die Seele sich in dieser Hinsicht mehr leidend verhält. Die Neigungen fließen fast immer und größtentheils uns unbewußt auf unser Urtheilen und Handeln ein und machen das Urtheil parteiisch; allein es heißt die Tugend selbst verstümmeln, wenn man fodert, das Gute selbst solle nicht einmal beim Handeln Gegenstand der Neigung sein. Über Neigung in mathematischer Bedeutung s. Inclination.

Neisse, ein Fürstenthum, gehört zum größern Theile (gegen 23 □M. mit 106,000 Einw.) zu Preußen, das Übrige (ungefähr 16 □M. mit 53,000 Einw.) zu Östreich. Es hat seinen Namen von dem Flusse Neisse, welcher den östr. Antheil durchfließt, ist preuß. Antheils sehr fruchtbar, im östr. bergig. Bis 1820 gehörte das ganze Fürstenthum dem Bischofe von Breslau, der jetzt nur noch den östr. Theil unter dem Titel eines Herzogthums besitzt und selbständig regiert, während der preuß. Antheil in ein königl. Fürstenthum verwandelt, den neisser und grottkauer Kreis des Regierungsbezirks Oppeln der Provinz Schlesien bildet. Die Hauptstadt Neisse, im preuß. Antheile, mit 9800 Einw., einem fürstlichen Schlosse, einem Collegiatstifte und Gymnasium, der Sitz der fürstbischöflichen Regierung und der Fürstenthumslandschaft, ist besonders als Festung wichtig. Die Stadt soll schon 966 erbaut, erst 1594 aber befestigt worden sein. Im J. 1642 ward sie von den Schweden nach zehntägiger Belagerung eingenommen, worauf 1644 und 1645 die Werke verstärkt wurden. Am 12. Jan. 1741 wurde sie von den Preußen eingeschlossen und zehn Tage lang, jedoch ohne Erfolg, bombardirt; erst im Oct. desselben Jahres wurde die Festung von einem preuß. Corps unter dem Prinzen Dietrich von Dessau belagert und fünf Tage nach Eröffnung der Laufgräben übergeben. Schon im folgenden Jahre ließ Friedrich der Große die Festung durch den General Walrave verstärken und legte 1743 den Grundstein zu dem Fort Preußen auf einer Anhöhe, von deren Fuße sich die neu erbaute, gleichfalls befestigte, Friedrichsstadt bis an die Neisse zieht. Am 4. Aug. 1758 wurde die Festung von dem östr. General de Ville eingeschlossen und nach der Schlacht bei Hochkirchen belagert, die Belagerung jedoch vier Tage nach Eröffnung der Tranchéen wieder aufgehoben, weil der König sich zu ihrer Befreiung nahte. N. blieb seitdem unangetastet, bis es 1807 von dem franz. General Vandamme nach 114 Tagen offener Tranchéen mit Accord eingenommen wurde.

Neïth, Neïtha, eine der jüngern Gottheiten Ägyptens, wurde insbesondere zu Saïs in Unterägypten verehrt, welche Stadt sie auch gegründet haben soll. Sie scheint den göttlichen Geist, welcher das Universum ordnet, be-

zeichnet zu haben, später aber auch mit der Isis oder Natur identificirt worden zu sein. An ihrem prächtigen Tempel zu Saïs, welcher an ihrem Feste jährlich erleuchtet wurde, stand die berühmte Inschrift: „Ich bin Alles, was war, was ist und was sein wird; kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier. Die Sonne war mein Kind". Die Griechen verglichen die N. auch mit ihrer Athene, weil sie, wie diese, den Geist der Weisheit und Kenntniß bezeichnete.

Nekrölog heißt überhaupt soviel als Todtenverzeichniß; in den Klöstern und Kirchen nennt man so das Verzeichniß der Äbte, Vorsteher und Derjenigen, die sich durch Wohlthaten und Vermächtnisse besonders um die Stiftung verdient gemacht haben. Gegenwärtig bezeichnet man damit die Biographie eines kürzlich Verstorbenen, auch wol eine Sammlung solcher Biographien. Historischen Werth hat in Deutschland der von Schlichtegroll 1790 — 1806 herausgegebene „Nekrolog" (22 Bde. und ein Supplem.), welcher 1823 Schmidt auf den Gedanken führte, einen „Neuen Nekrolog der Deutschen" erscheinen zu lassen, der seit 1825 von dem Verleger Voigt selbst herausgegeben wurde (11 Jahrgänge, Ilmenau 1824 — 35).

Nekromantie bezeichnete im Alterthume das Vorhersagen der Zukunft und Befragen der Todten, und war eine Art der Wahrsagung. Diese Sitte stammt, wie fast alle abergläubige Gebräuche, aus dem Orient oder aus dem hohen Norden und verliert sich in das graueste Alterthum. Einige haben zwar behauptet, daß die Nekromantie nicht erst aus Ägypten oder Persien nach Griechenland gekommen, sondern in diesem Lande selbst entstanden sei. Allein dieses möchte schwer zu beweisen sein. Beispiele der Nekromantie finden wir auch in den Schriften des A. Test., z. B. 1. Sam. 1, 28, und in dem 5. Buch Mos. 18, 11 wird sie als Kunst des bösen Geistes verboten. Im 11. Buche der „Odyssee" läßt Homer den Schatten des Tiresias vom Ulysses aus der Unterwelt hervorrufen. Die Gebräuche, welche daselbst beschrieben werden, enthalten durchaus nichts Zauberisches und bestehen im Grunde blos in einem mit besondern Feierlichkeiten vollzogenen Opfer. Die Beschreibung dieser Nekromantie beim Homer beweist indessen, daß sie selbst schon weit früher in Griechenland üblich gewesen sein muß. In manchen Orten dieses Landes gab es Todtenorakel, deren Ursprung sich in das Dunkel der Geschichte verlor, und selbst die Sage von dem Herabsteigen des Orpheus in die Unterwelt ist von Einigen auf Nekromantie bezogen worden. Indessen scheint es zweifelhaft, ob der von vielen griech. Heroen vorkommende Ausdruck: sie seien in die Unterwelt hinabgestiegen, so viel bedeute, als sie hätten ein Todtenorakel befragt. Während im übrigen Griechenland die Nekromantie unter Leitung der Priester oder gottgeweihter Personen in Tempeln ausgeübt wurde, beschäftigten sich in Thessalien, dem Vaterlande aller Zauberei, damit eigne Personen, welche Heraufführer der Schatten genannt wurden und zauberische Gebräuche dabei anwandten. Letztere führten in spätern Zeiten in diesem Lande zu den größten Grausamkeiten, indem die Zauberer dem menschlichen Blute und Allem, was vom Galgen und aus den Gräbern kam, eine höhere Kraft zuschrieben, und dadurch zu den empörendsten und widerlichsten Handlungen verleitet wurden. So rissen sie halbverbrannte Menschen vom Scheiterhaufen, begruben andere lebendig, schnitten unzeitige Früchte aus dem Mutterleibe u. s. w. Oft schlachtete man Menschen, um ihre Geister, noch ehe sie zur Unterwelt hinabeilen könnten, zu befragen. Insofern die hervorgerufenen Schatten (und dies war die alte und gewöhnliche Sitte) sich dem Beschwörer wirklich zeigten, nannte man die Nekromantie auch Skiomanteia und Psychomanteia, d. h. Wahrsagen der Schatten oder abgeschiedenen Seelen. Erst zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heidenthums begnügte man sich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man blos die Stimme des Abgeschiedenen aus dem Grabe hervortönen hörte.

Nektar, s. Götterspeise.

Nelke (Dianthus) ist der Name einer Gewächsgattung, die reich an Arten mit schönen und geruchvollen Blumen ist. Die vorzüglichste und bekannteste Art ist die Gartennelke (Dianthus Caryophyllus), welche in einer unübersehbaren Zahl von Abänderungen hinsichtlich der Farbe, Anzahl und Form der Blumenblätter gezogen wird. Sie stammt aus Südeuropa und bringt im wilden Zustande aufrechte Blüten mit fünf fleischfarbigen ungleich gekerbten Kronenblättern hervor. Vgl. „System der Gartennelke, gestützt auf das Weismantel'sche Nelkensystem" (Berlin 1827). Die in Deutschland einheimischen Federnelken werden häufig in den Gärten angepflanzt und zu Einfassungen der Beete benutzt. Sie bilden Rasen, aus denen viele Blütenstengel mit weißen tiefgeschlitzten Kronenblättern entspringen. Die Bartnelke, auch wol Karthäusernelke genannt (D. barbatus), trägt am Ende des Stengels büschelförmig gehäufte, von pfriemförmigen, spitzigen Deckblättern umgebene Blumen, die in verschiedener Farbe und Zeichnung abändern. Noch manche wilde Nelke verdiente in Gärten gezogen zu werden, namentlich die kleine brennendrothe auf Rainen und sonnigen Anhöhen häufige Haidenelke (D. deltoides), wegen ihrer schönen Blumen, und die in Wäldern nicht seltene Prachtnelke (D. superbus), wegen des Wohlgeruchs ihrer Blüten.

Nellenburg, eine ehemalige Landgrafschaft in Schwaben, von etwa 16 □M. mit 30,000 Einw., wurde 1645 von Östreich durch Kauf erworben, 1805 an Würtemberg abgetreten und 1810 dem Großherzogthum Baden einverleibt. Gegenwärtig gehört sie zum Amte Stockach im Seekreise, welcher früher der Hauptort der Landgrafschaft war. Die Burg der alten Landgrafen von Nellenburg, jetzt Ruine, liegt etwa eine halbe Stunde von Stockach.

Nelson (Horatio, Lord Viscount), einer der tapfersten und siegreichsten Seehelden Englands, war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelson von Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk und daselbst am 29. Sept. 1758 geboren. Sein Schulunterricht wurde schon in seinem 12. Jahre unterbrochen, indem sein Oheim Suckling, Capitain eines Linienschiffes, ihn als Midshipman an Bord nahm. Dieses Schiff ward in Folge des Streits mit Spanien über die Falklandsinseln mit andern ausgerüstet, und wiewol der Zwist bald beigelegt wurde, so hatte doch N. in der kurzen Zeit eine so entschiedene Vorliebe für das Seeleben gewonnen, daß ihn sein Oheim dem Capitain eines Westindienfahrers übergab, der eben in See gehen wollte. Mit ihm machte N. seine erste Seereise, von der er 1772 zurückkehrte. Bald darauf nahm Capitain Suckling ihn an Bord seines Schiffes, welches damals zu Chatham lag. Die 1773 beschlossene Entdeckungsreise ins Polarmeer wirkte so mächtig auf den unternehmenden Geist des jungen N., daß er seinen ganzen Einfluß bei dem Capitain Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um sein Cockswain (Führer des Beischiffs) zu werden, was ihm auch gelang. Als N. zurückgekommen war, verschaffte ihm sein Oheim eine Station unter Cap. Farmer, der ein Schiff in dem nach Ostindien bestimmten Geschwader des Sir. Edw. Hughes führte. Da aber das Klima nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte, fand man es nöthig, ihn 1776 nach England zurückgehen zu lassen. N. bestand 1777 die Prüfung und wurde sogleich als zweiter Lieutenant auf dem Lowestoffe angestellt. Dieses Schiff kreuzte vor Jamaica und zwang bei einem heftigen Sturme einen Amerikaner, die Segel zu streichen. Der erste Lieutenant, der an Bord des eroberten Schiffes gehen sollte, kam unverrichteter Sache zurück, da er bei der hochgehenden See es zu gefährlich fand. Unwillig rief der Capitain: „Habe ich denn keinen Offizier, der die Prise besteigt?" Der Schiffsmeister wollte ins Boot springen, als N. ihn mit der Äußerung zurückhielt, die Reihe sei an ihm. Seine Geschicklichkeit überwand alle Schwierigkeit, und er erhielt darauf den Befehl des zu der Fregatte gehörigen Schoners

Nachdem ihn Sir Peter Parker 1778 als dritten Lieutenant an Bord seines eignen Flaggenschiffes genommen und ihn in kurzer Zeit zum ersten Lieutenant ernannt hatte, gab er ihm noch vor Ablauf des Jahres eine bewaffnete Brigg, mit welcher er zur Beschützung der Hondurasbai und der Mosquitoküste kreuzte. Die Unternehmung gegen die span. Besitzungen in Südamerika, welche 1780 von Jamaica ausging, gab ihm die erste Gelegenheit, seinen kriegerischen Muth zu zeigen; doch würde er, wie alle seine Gefährten, wahrscheinlich eine Beute des unter diesem Himmelsstriche gewöhnlichen Fiebers geworden sein, wenn er nicht nach Jamaica wäre berufen worden, um daselbst den Befehl des Janus zu übernehmen. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn bald zur Niederlegung dieser Stelle, um nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordsee, segelte im Frühjahr 1782 nach Quebeck und kreuzte im Sommer vor Boston. Bei Annäherung des Winters wurde er nach Neuyork beordert, von wo er zu Lord Hood in Westindien stieß. Im März 1784 ward er zum Befehl einer Fregatte berufen, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Sir Edward Hughes nach den Inseln unter dem Winde bestimmt war. Die Strenge, womit er die Navigationsacte in Anwendung brachte, verwickelte ihn in einen Proceß auf Schadenersatz, in welchem er aber losgesprochen wurde. Er verheirathete sich 1787 zu Nevis mit einer Westindierin, der Witwe des Dr. Nesbit, kam nach England zurück und führte zu Norfolk ein häusliches Leben, bis der 1793 gegen Frankreich ausgebrochene Krieg ihn wieder auf den Schauplatz rief. Er segelte nach dem mittelländ. Meere, unter dem Befehle des Lords Hood, von dem er im Aug. 1793 mit Aufträgen an Sir W. Hamilton nach Neapel geschickt wurde. Hier schloß er mit diesem und der Gemahlin desselben jene vertraute Freundschaft, die später seinem Ruhme so nachtheilig geworden ist. Nachdem er einige neapolitan. Truppen nach Toulon geführt hatte, ging er nach Corsica, wo er zur Einnahme von Bastia und Calvi thätig mitwirkte. Vor letzterm Orte hatte er das Unglück, ein Auge zu verlieren. Nach Lord Hood's Rückkehr nach England fuhr N. fort, im mittelländ. Meere unter dessen Nachfolger, Lord Hotham, zu dienen, und bekam zufällig den Befehl eines Geschwaders von Fregatten, womit er so wichtige Dienste leistete, daß er zum Obersten ernannt wurde. Als Sir John Jervis (Lord St.-Vincent) im Nov. 1795 im Commando folgte, ward er von diesem zum Commodore ernannt und erhielt den Befehl des Captain von 74 Kanonen. In der Schlacht vom 14. Febr. 1797 bei dem Vorgebirge St.-Vincent that sich N. auf das Glänzendste hervor und trug wesentlich zum Siege bei. Er eroberte ein Schiff von 64 und ein anderes von 112 Kanonen und empfing auf dem Verdecke des letztern den Degen des span. Capitains. Ihm wurde dafür der Rang eines Contreadmirals zu Theil. Nachdem er den Auftrag, die Garnison von Porto-Ferrajo abzuführen, vollzogen hatte, erhielt er den Befehl des Blockadegeschwaders vor Cadiz. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches span. Schiff in dem Hafen von Santa-Cruz liege, ward er im Jul. 1797 mit drei Linienschiffen und einigen Fregatten abgeschickt, die Wegnahme desselben zu versuchen; aber die Unternehmung schlug fehl, da die Spanier vorbereitet waren. N. selbst, der sich dem furchtbarsten Feuer aussetzte, erhielt einen Schuß in den rechten Arm und mußte sich der Ablösung desselben unterwerfen. Als er geheilt war, erhielt er Befehl, seine Flagge am Bord des Vanguard aufzustecken und ins mittelländ. Meer zu gehen. Er traf im Apr. mit Lord St.-Vincent vor Cadiz zusammen und bekam den Auftrag, mit einigen Schiffen Toulon zu bewachen, wo die ägypt. Expedition ausgerüstet wurde. Während ein Sturm ihn zwang, seine Station zu verlassen, war die franz. Flotte ausgelaufen. Am 8. Jan. stieß Capitain Trowbridge, den Lord St.-Vincent zu N.'s Verstärkung abgesandt hatte, mit acht Linienschiffen zu ihm und überbrachte ihm den Befehl, die franz. Flotte aufzusuchen und anzugreifen. Die in Sicilien eingezogenen Nachrichten wiesen ihn nach der ägypt. Küste; er kam daselbst früher als die Fran-

zosen an und kehrte, da er den Hafen von Alexandrien leer fand, nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß die feindliche Flotte nach Ägypten gesegelt sei, eilte zum zweiten Mal dahin, traf sie bei Abukir (s. d.) vor Anker und lieferte hier jene denkwürdige Schlacht, die mit der Zerstörung der franz. Flotte endigte. Der Dank des Parlaments, seine Erhebung zur Pairswürde unter dem Titel Baron Nelson vom Nil und eine Pension von 2000 Pfd. St. waren seine Belohnung. Von dem türk. Kaiser, vom Kaiser Paul und von dem König von Neapel erhielt er reiche Geschenke. In Neapel ward N. mit großen Festlichkeiten empfangen, und der König erklärte sich gegen Frankreich. Allein das Glück entschied für die Franzosen, und N. führte, als er die Hauptstadt bedrängt sah, die kön. Familie nach Palermo. Sein Eifer war ebenso unbegrenzt als seine Anhänglichkeit an den neapolitan. Hof. Als daher, bald nach der Umschaffung des Königreichs Neapel in die parthenopeische Republik, eine Gegenrevolution sich vorbereitete, wirkte N. kräftig mit und ließ den Cap. Trowbridge in der Bai von Neapel kreuzen und die naheliegenden kleinen Inseln wegnehmen. Am 24. Jun. 1799 erschien er selbst in der Bai, hob den vom Cardinal Ruffo und dem Commodore Foote mit den Republikanern eingegangenen Waffenstillstand auf, zwang die Forts zur Übergabe und ließ mehre Neapolitaner als Rebellen gegen ihren König hinrichten. Nachdem Lord Keith den Befehl im mittelländ. Meere erhalten hatte, reiste N. mit Lady Hamilton über Triest durch Deutschland und kam, nach einer dreijährigen Abwesenheit, im Nov. 1800 zu Yarmouth an. In den ersten Tagen des J. 1801 ward er Viceadmiral der blauen Flagge, und bald wehte die seinige vom San-Josef von 112 Kan., den er selbst erobert hatte. Das engl. Cabinet beschloß damals, zu Trennung des nord. Seebündnisses eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordsee zu schicken; N. willigte ein, als der Zweite im Befehl der Unternehmung beizuwohnen. Die Flotte ging ohne Verlust durch den Sund und kam vor Kopenhagen an, das von 19 Linien- und Blockschiffen und ausgedehnten Batterien gedeckt wurde; N. erhielt den Befehl, mit 13 Linienschiffen und mehren Fregatten einen Angriff zu machen. Nach einem fünfstündigen Gefechte war die ganze Linie der dän. Schiffe geschlagen. Nur die Kronbatterien und die Schiffe am Eingange des Hafens waren noch unversehrt; aber auch den Engländern waren zwei Schiffe gestrandet, und mehren drohte dieselbe Gefahr. In diesem kritischen Augenblicke sandte N. einen Parlementair ab mit dem Erbieten, den Kampf einzustellen, um gütliche Verhandlungen zu pflegen, sonst müsse er die genommenen Batterien in Brand stecken, ohne die tapfern Vertheidiger derselben retten zu können. Der Vorschlag ward angenommen; N. kam ans Land, besprach sich mit dem Kronprinzen und schloß einen Vergleich, der den Streit beilegte. Nachdem er auch mit Schweden und Rußland sich verständigt hatte, kehrte er nach England zurück, wo der König ihn zum Viscount erhob. Als darauf die Rüstungen an der franz. Küste in England Besorgnisse wegen einer feindlichen Landung erregten, ward N. zum Oberbefehlshaber eines Geschwaders und der dazu gehörigen Flottille von Kanonenböten u. s. w. ernannt. Er beschloß, die franz. Fahrzeuge vor Boulogne, am 16. Aug. 1801, anzugreifen; allein dieses Unternehmen mislang. Als die Feindseligkeiten aufs Neue begannen, übernahm er den Befehl im mittelländ. Meere und segelte im Mai 1803 nach Gibraltar. Sein Hauptaugenmerk mußten die Bewegungen der touloner Flotte sein; aber er verschmähte eine enge Blockade, um dem Feinde zum Auslaufen Gelegenheit zu geben. Sein Wunsch ward endlich im März 1805 erfüllt. Der franz. Admiral verließ, ohne bemerkt zu werden, mit der ganzen Flotte Toulon, vereinigte sich mit einem span. Geschwader vor Cadiz und segelte nach Westindien. Sobald N. davon unterrichtet war, eilte er ihm nach, fand jedoch den Feind nicht, der auf die Kunde von seiner Annäherung den Rückweg angetreten hatte. N. ging darauf nach England, wo er erfuhr, daß die feindliche Flotte nach einem unbedeutenden Gefechte mit dem

Admiral Calder wieder in Cadiz eingelaufen sei. Im Sept. stieß N. zum Admiral Collingwood vor Cadiz und übernahm den Oberbefehl. Am 19. Oct. lief die franz.-span. Flotte aus und segelte, von N. mit 27 Linienschiffen verfolgt, am 20., 33 Linienschiffe stark, die Straße von Gibraltar vorbei. Am 21. früh um 9 Uhr hatten beide Flotten bei dem Vorgebirge Trafalgar (s. d.) sich auf Schußweite genähert. Da gab N. den letzten Befehl in den Worten: „England erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thue", der mit lautem Jubel von der Flotte empfangen wurde. Die größte Seeschlacht der neuern Zeit erfolgte und endigte mit der gänzlichen Niederlage der Spanier und Franzosen. Als der Kampf fast schon entschieden war, traf ein Musketenschuß aus dem Mastkorbe des feindlichen Schiffes, mit welchem das engl. Admiralschiff stritt, N. in die Schulter, drang durch die Lunge und zerschmetterte das Rückgrat. Er fühlte, daß keine Rettung möglich sei. Noch erkundigte er sich angelegentlich, wie die Schlacht stehe, lächelte, als er vernahm, daß schon 10 feindliche Schiffe gestrichen hätten, und starb mit den Worten: „Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht gethan". Sein Leichnam wurde in Spiritus gesetzt und in dem Sarge nach England gebracht, den er sich, nach der Schlacht bei Abukir, aus dem großen Maste des franz. Admiralschiffs L'Orient hatte fertigen lassen. Unter großem Trauergepränge ward er am 8. Jun. 1806 auf der Themse nach London geführt und in der St.-Paulskirche, wo ihm später ein Denkmal errichtet wurde, bestattet. Das Vaterland ertheilte den Verwandten des Verstorbenen Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf seinen Bruder, den Grafen Nelson über, welcher 1835 starb, worauf Titel und Güter der Schwestersohn beider Nelsons, Thom. Bolton, erbte. Die Lebensbeschreibungen N.'s lieferten J. Charnock und J. White, Clarke sehr ausführlich, Rob. Southey (2 Bde., Lond. 1813, 12.; neue Aufl. 1831) gedrängter und lesbarer, und Harrison.

Nemäische Spiele, so genannt von dem kleinen Orte, wo sie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemeo) in Argolis, einer Landschaft des Peloponnes, waren, nach der Sage, aus den Leichenspielen entstanden, die zu Ehren des als Kind von einer Schlange getödteten Opheltes oder Archemorus, eines Sohnes des Lykurgus und der Eurydice (s. Hypsipyle), von den Griechen veranstaltet wurden. Leichenspiele am Grabe berühmter Männer oder geliebter Personen waren im Alterthume sehr gewöhnlich. Die des Opheltes hatten aber, wenn jene Sage gegründet ist, nur das Eigenthümliche, daß sie von Zeit zu Zeit, und zwar alle drei Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage waren die nemäischen Spiele von Hercules (s. d.), nach Besiegung des nemäischen Löwen, der in einer Entfernung von 15 Stadien von Nemea seine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter gestiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt diese beiden Sagen dahin, daß die nemäischen Spiele zwar aus den Leichenspielen des Archemorus entstanden, aber vom Hercules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden sein sollen. Da die nemäischen Spiele weniger feierlich waren als die olympischen und pythischen, so wurde die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu bestimmen, nie allgemein gebräuchlich. Indessen gibt das Chronikon des Eusebius das zweite Jahr der 53. Olympiade als die Anfangsepoche der Nemeaden an. Die nemäischen Spiele selbst waren theils gymnastisch (körperlich), theils musikalisch (geistig), und glichen in ihrer Einrichtung den Olympischen Spielen (s. d.). Die Kampfrichter wurden aus Argos, Sicyon und Korinth gewählt, trugen, zum Andenken des Ursprunges der Feier, schwarze Trauerkleider und waren wegen ihrer strengen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit berühmt. Anfangs war der Preis des Siegers ein Kranz von Ölzweigen, später von grünem Epheu. Von Pindar besitzen wir noch die Siegeshymnen auf 11 nemäische Wettkämpfe.

Nemesianus (M. Aurelius Olympius), ein röm. Dichter, dem Halieutica, Cynegetica und Nautica zugeschrieben werden, lebte im 3. Jahrh. n. Chr.

und war aus Karthago gebürtig. Vorhanden ist noch ein Bruchstück seines Gedichts über die Jagd (Cynegeticon) von 325 Versen. Einige halten N. auch für den Verfasser des dem Ovid zugeschriebenen Gedichts über die Fische (Halieuticon), dessen Bruchstück sich bei Ovid's Werken findet. Die vier Eklogen, die sonst den Namen des N. führten (deutsch von Müller, Lpz. 1832), gehören nach der Meinung der meisten Kritiker einem andern Dichter des 3. Jahrh., dem Tit. Calpurnius (s. d.), Siculus, zu. Vielleicht ist N. Verfasser von zwei andern Gedichten „Laus Herculis" und „De aucupio". Des N. Gedichte erschienen zuerst bei Aldus (Ven. 1534); ferner in Burmann's „Poetae lat. minores" (Bd. 1) und in Wernsdorf's „Poetae lat. minores" (Bd. 1 und 4).

Nemĕsis ist die Göttin des Maßes und des Einhalts, der Vergeltung, die Zähmerin der Begierden, die Feindin des Übermuths und des Stolzes, die Bewahrerin der Scheu und Achtung gegen Andere, die Herstellerin des Gleichgewichts zwischen dem Glücklichen und Unglücklichen, die Belohnerin guter Handlungen und die göttliche Rächerin der aus Übermuth entsprungenen Unthaten. Ein besonderes Attribut ist, daß sie über die den Todten schuldigen Ehrenbezeigungen wacht, weshalb das zum Andenken der Todten jährlich in Griechenland gefeierte Fest Nemesia hieß. Ihre Abstammung wird verschieden angegeben. Bald ist sie eine Tochter des Erebus und der Nacht, bald eine Tochter der Nacht allein, bald der Dike, bald des Okeanos und der Nacht, bald Jupiter's und der Nothwendigkeit. Viele Denkmäler und Münzen von Smyrna zeigen uns ihre der Tyche verwandte Bildung, bei der als charakteristischer Gestus die rechtwinkelige Beugung des Arms zuweilen mit dem Finger am Munde sie vorzüglich unterscheidet. Mit der rechten Hand ergreift sie einen Theil ihres Gewandes über der Brust und bildet auf diese Weise das Ellenmaß, während ihr Blick sich in den Busen senkt. In der linken Hand hält sie bald eine Schale, bald einen Zaum, bald einen Eschenzweig, in der rechten einen Maßstab, zuweilen sieht man auch das Glücksrad und einen Greif daneben zu ihren Füßen. Auf Münzen erscheint sie auf einem mit zwei Greifen bespannten Wagen, zuweilen mit einer Mauerkrone, zuweilen mit einem Scheffelmaß auf dem Haupte. Am seltensten findet man sie geflügelt dargestellt. Wie ausgebreitet und angesehen ihre Verehrung war, beweist die Menge der Münzen und Gemmen, auf denen sie erscheint. Sie führt auch den Namen Adrastea, von Adrastos, welcher ihr nach der einen Sage in Adrastea, nach der andern in Kyzikon den ersten Tempel errichtete. Da bei Rhamnus, einem Flecken in Attika, welcher nur 16 Stadien von Marathon entfernt lag, die Bildsäule stand, welche Phidias aus demselben parischen Marmor, welchen die Perser unter Datis und Artaphernes, um damit ein Siegeszeichen aufzurichten, mitgebracht hatten, der N. als Denkmal des gestraften Übermuths der Barbaren gefertigt hatte, so bekam sie auch den Beinamen Rhamnusia. Ob sich auf verschiedene Ortsverehrungen dieser Art die Erwähnung und Abbildung mehrer Göttinnen unter dem Namen Nemesis beziehe, ist noch ungewiß. Eine eigne Classe von Mythen bilden diejenigen Sagen, welche die N. als die Geliebte des Jupiter aufführen, der sie in Gestalt eines Schwans verfolgte, und von dem sie ein Ei gebar. Ob und wie diese Sagen mit der obigen Ideenreihe, die bei dem Begriffe der N. zu Grunde liegen, zusammenhängen, gehört zu den vielen noch nicht aufgeklärten Punkten der alten Mythologie. Eine philosophisch-moralische Aneinanderreihung der oft sehr feinen Begriffe, welche das Alterthum mit dem Namen dieser Göttin verband, hat Herder in den „Zerstreuten Blättern" (I, 221) und eine mehr historisch-kritische Manso in seinen „Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen" versucht.

Nemours, eine Stadt im franz. Departement der Seine und Marne, mit 4000 Einw., ist durch den daselbst zwischen dem Könige Heinrich III. und der Ligue geschlossenen Vergleich vom 7. Jul. 1585, Edict von Nemours genannt, denkwürdig. Von ihr hat eine Seitenlinie des Hauses Savoyen den Namen,

welche 1659 im männlichen und 1724 im weiblichen Stamme erloſch. In Frankreich blühte das Geſchlecht der Herren von Nemours ſchon im 12. Jahrh. Sie verkauften die Herrſchaft N. an den König Karl VI., der ſie 1404 zum Herzogthum mit der Pairswürde erhob und Karl III. König von Navarra ertheilte. Karl VII., König von Frankreich, entriß das Herzogthum N. der Königin Blanca von Navarra, deren Schweſterſohn, Jakob Graf von Armagnac, es 1462 von Ludwig XI. zurückerhielt und, als Herzog von N., Pair von Frankreich wurde. Wiederholter Verſchwörungen wegen ward er auf Ludwig XI. Befehl in die Baſtille geſetzt, in einen eiſernen Käfig geſperrt, und 1477 enthauptet, wobei ſeine Kinder unter dem Schafot ſtehen mußten. Sein dritter Sohn, Louis d'Armagnac, Herzog von N., erhielt von Karl VIII. ſeine Freiheit und einen Theil ſeiner Güter zurück, wurde von Ludwig XII. zum Vicekönig von Neapel ernannt und blieb 1503 in der Schlacht von Cerignola. Hierauf gab Ludwig XII. das Herzogthum N. ſeinem Vetter Gaſton de Foix (ſ. d.), nach deſſen Tode, 1512, an Julian von Medicis, und ſpäter an Philipp von Savoyen, der ſich mit Charlotte von Orleans vermählte und 1532 ſtarb. Philipp's Nachkommen in grader Linie: Jakob von Savoyen, geſt. 1585, Karl Emanuel, geſt. 1595, und deſſen Bruder Heinrich I. von Savoyen, geſt. 1632, Karl Amadeus, geſt. 1662, und deſſen Bruder Heinrich II. von Savoyen, geſt. 1659, als der letzte dieſes Hauſes, ſämmtlich Herzöge von N., zeichneten ſich in den franz.-niederländ. und bürgerlichen Kriegen aus. Nach Heinrich II. Tode fiel N. an die Krone zurück. Gegenwärtig führt davon den Titel des Königs der Franzoſen Ludwig Philipp's zweiter Sohn, Ludwig Karl Philipp Rafael von Orleans, Herzog von Nemours, geb. zu Paris am 25. Oct. 1814. Er wurde von dem belg. Nationalcongreß im Febr. 1831 zum König der Belgier erwählt; allein ſein Vater lehnte für ihn die Annahme dieſer Krone am 18. Febr. 1831 ab. Später war es im Plane, ihn mit der Königin von Portugal, Donna Maria da Gloria, zu vermählen; allein Englands Politik und die Hofpartei in Liſſabon verhinderten dies. Bei der Muſterung der pariſer Nationalgarde, am 28. Jul. 1835, befand ſich der Herzog von N. in der unmittelbaren Nähe ſeines Vaters, als des Corſen Fieſchi Höllenmaſchine, die auf den König und ſeine drei Söhne gerichtet war, in der nächſten Umgebung des Königs 15 Perſonen, darunter den Marſchall Mortier, tödtete und 27 verwundete.

Nenndorf, ein Dorf in der Provinz Niederheſſen des Kurfürſtenthums Heſſen, mit einem Luſtſchloſſe, iſt beſonders wegen der vier Quellen kalten Schwefelwaſſers berühmt. Schon der Arzt Georg Agricola erwähnt 1546 dieſe Bäder als ſehr alt. Die jetzigen Anlagen wurden erſt 1789 und 1790 zu einiger Vollkommenheit gebracht; auch ſind in neuerer Zeit Gas- und Schlammbäder eingerichtet worden. Das Waſſer iſt kalt, gefriert jedoch im Winter nie, riecht wie faule Eier und ſchmeckt durchdringend ſchweflig, balſamiſch, gelind bitterlich und etwas ſalzig. Die Farbe deſſelben iſt in der obern Quelle, nach Beſchaffenheit der Witterung, bald hell und klar, bald milchig, bläulich, grünlich und ſchwärzlich, hingegen in dem unterſten ſogenannten Trinkbrunnen meiſt klar. Seinen Nutzen zeigt es in Bruſtbeſchwerden, verſchiedenen Hautausſchlägen, ausbleibender Menſtruation, in Hämorrhoidalbeſchwerden, Kacherie, Bleichſucht, Gicht, Lähmung, Steifigkeit der Gelenke und bei fehlerhafter Verdauung. Die Gegend um N. iſt ſehr begünſtigt und hat viele ſchöne Spaziergänge. Vgl. Homburg's „Erklärungen des neuen Plans von den Anlagen des Schwefelbades zu N." (2. Aufl., Hanov. 1818) und Wurzer, „Über die Schwefelquellen zu N." (Lpz. 1824).

Nenner, ſ. Bruch.

Nennwerth, ſ. Nominalwerth.

Neologie heißt ſo viel wie Sprachneuerung. In jeder geſchloſſenen Spra-

che, in jeder Literatur, die eine classische Epoche erlebt hat, sind die Kritiker äußerst streng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. Schon die Rhetoriker des Alterthums suchten Grundsätze darüber aufzustellen, inwiefern die glückliche Kühnheit des Genies sich Sprachneuerungen erlauben könne. Unter den neuern Sprachen ist man in keiner so streng gegen Neologie als in der französischen. Die Unempfindlichkeit gegen Neologien findet sich gewöhnlich in den beiden entgegengesetzten Endpunkten der Bildung einer Sprache, einmal in der ersten Periode, wo sie noch mit sich selbst kämpft und sich zu bilden und zu fixiren strebt, und dann in der Periode des gänzlichen Verfalls. In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Neologie Neuerungen überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer gehässigen Nebenbedeutung des Gefährlichen, Verderblichen und Werthlosen. — In der Mitte des 18. Jahrh. bezeichneten die orthodoxen Lehrer der christlichen Kirche die Meinungen der Heterodoxen mit dem Worte Neologie und nannten jene deshalb Neologen.

Neoptolĕmus, s. Pyrrhus.

Neorāma, die Darstellung des Innern eines großen Bauwerks, belebt durch Gruppen und Erleuchtung, wobei der Beschauer seinen Standpunkt in der Mitte erhält, ist eine Erfindung des Franzosen Allaux, der in Paris 1827 das erste Neorama, die innere Ansicht der Peterskirche in Rom, mit offenen Thüren, die den Blick in die Ferne leiteten, aufstellte.

Nepal, Nepaul oder Nipâl, ein Gebirgsland, südl. vom Himaläya, 2350 □M. mit 2½ Mill. Einw., das man zu Hindostan rechnet, ist erst 1815 durch den Krieg der Engländer mit dem Rajah oder Beherrscher desselben bekannter geworden. N. ist ein 3—6000 F. hohes, angenehmes Alpenland zwischen zwei gegen N. und gegen S. miteinander parallel laufenden Gebirgen; es grenzt gegen N. und O. an Tibet, gegen S. und W. an die brit. Präsidentschaft Kalkutta und an Rasbutenfürstenthümer. Da es von allen Seiten mit Gebirgen umgeben ist, so kann man nur durch Gebirgspässe in dieses Land eindringen. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert, das Klima gesund und im Sommer sehr heiß. Der Winter bringt wenig Frost und nie weht hier der Nordwind. Die Haupterzeugnisse sind: indische Hausthiere, vortrefflicher Honig, Reis, Ingwer, Specereien, Öl, Baumwolle, Kupfer, Eisen, Jaspis, Marmor und Bergkrystall. Die Hauptclassen der Einwohner bestehen aus Hindus und Newars, welche letztern wahrscheinlich von mongol. und chines. Abkunft sind. Außer diesen gibt es noch andere wenig bekannte Stämme. Die Einwohner zeichnen sich durch Einfachheit des Charakters und der Sitten aus, vornehmlich sind die Newars größtentheils Handwerker. Ihre Religion weicht wenig von der der Hindus in Bengalen ab. Auch herrscht die Sitte, daß die Frauen sich mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen. Die Hindusprachen sind die nepalische, die viel Ähnlichkeit mit der Hauptsprache hat, und die Nogari, die noch älter als das Sanskrit sein soll. Die Industrie besteht in Verfertigung grober Baumwollenwaaren, Eisen- und Kupferarbeiten. Ihre Messer, Säbel und Degen sind gut, sie zeichnen sich im Vergolden aus, und gießen für ihre Tempel große Glocken. Aus der Rinde einiger Bäume und Pflanzen machen sie Papier und destilliren Branntwein aus Reis und Wein. Die Regierung ist despotisch, aber gemäßigter als in andern Ländern Asiens. Das regulaire Heer zählt ungefähr 12,000 M., welche zum Theil mit Flinten bewaffnet sind und sich durch Tapferkeit auszeichnen. Die Hauptstadt des Landes, Khatmandu, in einem von dem 20,000 F. hohen Dhaibun und andern Bergen eingeschlossenen Thale, 4784 F. über Bengalens Ebene, hat 20,000 Einw. In Folge der glücklichen Unternehmungen des brit. Generals Sir David Ouchterlong sah sich der Rajah, Mahara Sah Bikam Sah, genöthigt, den schon früher von seinem Bruder unterzeichneten Frieden am 4. Mai 1816 anzuerkennen, wodurch die Kette von Forts an der südl. Grenze nebst mehren Bezirken an

die ostind. Compagnie abgetreten und derselben der Weg durch N. nach China verstattet wurde. Der Rajah, seit dem 20. Nov. 1816 Radjindra Bikram Sah, besitzt noch die Ghorkaländer, welche das Stammland der jetzt regierenden Dynastie sind, denn bis 1768 stand N. unter verschiedenen Newarfürsten, denen durch die Ghorkafürsten die Herrschaft entrissen wurde. Oberst Kirkpatrik hat zuerst N. beschrieben; dann Francis Hamilton durch sein „Account of the Kingdom of N." (Edinb. 1819, 4.).

Nepenthes nannten die Griechen ein Mittel, welches auf eine Zeit lang von allem Seelenschmerze entbindet. Für ein ägypt. Mittel, und zwar aus dem Pflanzenreiche, gibt es die Sage selbst aus; ob es aber eine Art Opium oder etwas dem Ähnliches gewesen, darüber sind die Meinungen getheilt.

Nephĕle, s. Athamas.

Nephthys, eine ägypt. Gottheit, Schwester und Gattin des bösartigen Gottes Typhon, bezeichnet die unfruchtbare Küste Ägyptens am rothen Meere.

Nepŏmuk (Johann v.), oder Johann Nepomucēnus, einer der berühmtesten Heiligen und der Schutzpatron Böhmens, hieß eigentlich Joh. Welflin, war geboren 1320 zu Pomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, studirte zu Prag und wurde daselbst Prediger in der Altstadt und Kanonikus. Aus christlicher Demuth wollte er kein Bisthum annehmen und ward in der Folge Dechant an der Collegiatkirche Aller-Heiligen, Almosenier und Beichtvater der Königin. Da einige Hofleute dem König Wenceslaus die eheliche Treue seiner Gemahlin verdächtig gemacht hatten, verlangte der König von N. den Inhalt ihrer Beichte zu wissen, und ließ ihn auf seine Weigerung erst ins Gefängniß, und dann, an Händen und Füßen gebunden, am 16. Mai 1383 (nach Andern am 21. März) in die Moldau hinabwerfen. Erst am 6. Mai entdeckte man den Leichnam am Ufer, weshalb auch dieser Tag zu seinem Gedächtnißtage festgesetzt, aber später auf den 10. verlegt wurde. Als Märtyrer hierauf in ganz Böhmen verehrt, erkannte Papst Innocenz XIII. N., nach der vorhergegangenen gewöhnlichen Untersuchung, 1721 für einen Heiligen, worauf die Heiligsprechung in Folge des Antrags Kaiser Karl VI. von Benedict XIII. 1729 vollzogen wurde. Ihm zu Ehren errichtete man auch eine eigene Brüderschaft. Als Heiliger wird er gegen Verleumdungen, Anschwärzungen und Verkleinerungen angerufen. Sein Leben beschreibt der Jesuit Balbin in seinen „Miscellanea historiae Boh." Neuerlich hat man behauptet, daß nie ein Nepomuk, sondern Joh. v. Pomuk gelebt habe, welcher 1393 Erzbischof zu Prag gewesen. Indeß zeigt man das von Marmor und gediegenem Silber verfertigte und mit zwei Altären versehene Grabmal N.'s in der Domkirche zu Prag. Nach Andern ward N. darum in die Moldau gestürzt, weil er sich standhaft weigerte, dem Erzbischof, dessen Vicar er war, den Gehorsam aufzusagen. Der Erzbischof hatte gegen das lasterhafte Leben des Königs gepredigt und dessen Unterkämmerer, der ehemalige kön. Güter von der erzbischöflichen Kirche zurückfoderte, in den Bann gethan. Pomuk wurde in Gegenwart des Königs gefoltert, und Wenzel ergriff selbst eine Fackel, um ihn damit zu brennen. Die Säcularfeier der Kanonisation wurde zu Prag am 8. Jun. 1829 höchst feierlich begangen.

Nepos (Cornelius), ein röm. Geschichtschreiber, gebürtig aus dem Veronesischen, lebte im goldenen Zeitalter der röm. Sprache und in Freundschaft mit Catull, Cicero, Pomponius Atticus, und starb um 32 v. Chr. Von seinen zahlreichen Schriften haben sich nur die „Vitae excellentium imperatorum" erhalten. Er stellt hier in classischem Styl, gedrängter Kürze und mit großer Deutlichkeit 24 Biographien der merkwürdigsten meist griech. Helden des Alterthums auf, jedoch sind auch einige ausländische Feldherren, Hamilkar und Hannibal, und der Römer Cato der Ältere darunter; zum Schluß das Leben des Atticus. Seine

Charaktere sind meist treffend gezeichnet; nur fehlt ihm in der Darstellung oft das richtige Ebenmaß, indem wichtige Sachen zu kurz und geringfügige zu weitläufig behandelt werden; auch schöpft er nicht immer aus zuverlässigen Quellen. Diese Ungleichheiten, und einzelne Flecken der sonst reinen Sprache dieses Schriftstellers haben die frühern Herausgeber veranlaßt, das Werk für einen Auszug, von Ämilius Probus zu der Zeit des Theodosius gefertigt, zu halten. Erst Lambin hat in seiner Ausgabe (Par. 1569) den Namen des Cornelius N. wieder vorgesetzt, und seinem Ansehen folgten die spätern Herausgeber, doch so, daß sie den Titel zweifelhaft stellten: Ämilius Probus oder Cornelius Nepos. In neuerer Zeit wurde der Streit aufs Neue erhoben, vorzüglich durch Rinck's Versuch, das Buch dem Ämil. Probus wieder zuzueignen. Kritische Untersuchungen über N. und dessen „Vitae" haben Mosche in einer Reihe Dissertationen (1802—1825), Titze und Bardili vor ihren Ausgaben angestellt. Das Resultat ist, daß wir nur Theile eines oder mehrer größerer Werke des N., mit manchen Veränderungen einer spätern Hand übrig haben. Außer den ältern Ausgaben von Lambin, Andr. Schott (Frankf. 1608), Boecler (Strasb. 1648), Joh. Andr. Bosius (Lpz. 1657) nennen wir hier die neuern von van Staveren (Leyd. 1734); aufs Neue herausgegeben mit Verbesserungen von Bardili (Stuttg. 1820), Fischer (Lpz. 1759 und 1806), von Harles und Knapp (Erl. 1774 und 1800), Bremi (Zür. 1795; 3. Ausg. 1820), Tzschucke (Gött. 1804), Titze (Prag 1813), Günther (Halle 1820), Feldbausch (Heidelb. 1828) und Dähne (Lpz. 1827).

Nepotismus ist der Misbrauch der Gewalt im Staate, wodurch die Verwandten einflußreicher Beamten zur Ungebühr und mit Zurücksetzung verdienterer Männer mit Würden, Ämtern und Staatsgeldern begünstigt werden. Der Name kommt von den Päpsten, welche ihre nächsten Verwandten, zuweilen aus dem niedrigsten Stande, zu den höchsten geistlichen und weltlichen Ehren erhoben. In der Staatsverwaltung ist der Nepotismus eins der größten Übel, es untergräbt das Vertrauen des Volks zu seiner Regierung, wenn es sehen muß, wie junge Leute ohne Kenntnisse und Verdienst blos darum vorgezogen werden, weil ihre Väter vielleicht auf demselben Wege äußeres Ansehen und Einfluß erlangt haben; er bringt in die Verwaltung selbst einen schlechten Geist; er lähmt den Muth der Bessern, weckt Parteisucht und Verfolgungen und schützt auch die pflichtwidrigen Staatsdiener in Unredlichkeit und Faulheit. Das beste Mittel gegen den Nepotismus sind, wie im preuß. Civildienste, strenge Prüfungen, Probejahre und Stufen des öffentlichen Dienstes, welche nicht übersprungen werden können. Am meisten klagen die Engländer über unerträglichen Nepotismus in Staat und Kirche, und gerade gegen dieses Übel ist die Reform am meisten gerichtet.

Neptun scheint von den Römern in den ältesten Zeiten nur als Gott der Pferde gekannt und verehrt und als solcher anfänglich mit dem alten ital. Gott Consus vermischt worden zu sein. Als die Römer eine Art von Seemacht bekamen und mit der griech. Mythologie bekannt wurden, trugen sie die in dieser Mythologie vorhandenen Ideen vom Poseidon oder Posideon auf ihren N. über, sodaß N. und Poseidon für verschiedene Namen einer und derselben Gottheit galten. N. war ein Sohn des Kronos (Saturn) und der Rhea oder Opis. Über die Art, wie ihn seine Mutter dem Schicksal entzog, das sein Alles verschlingender Vater seinen Kindern bereitet hatte, sind die Sagen verschieden; nach der einen wird er von Kronos wieder ausgespieen, nach andern erhält Kronos ein Füllen zum Verschlingen, N. aber wird heimlich in Böotien erzogen u. s. w. Nach der Empörung, welche sein Bruder Jupiter gegen ihren gemeinschaftlichen Vater unternahm, fiel dem N. bei der Theilung der Welt die Herrschaft über das innere Meer (Pontos) zu. Ob die Sage, daß er im Wettstreit mit der Minerva über den Besitz von Attika das Pferd zuerst geschaffen, daher entstand, daß der Gebrauch des Pferdes zugleich mit der Verehrung Poseidon's, einer ursprünglich phöniz. Gottheit, von

Seeräubern dieses Volks zuerst auf den Küsten des Peloponnes, Attikas und Thessaliens bekannt worden war, oder ob das aus dem Meere geborene Roß sich auf eine eigene Symbolik von Ideen bezieht, muß unentschieden bleiben. Herodot bezeichnet ihn ausdrücklich an mehren Stellen als aus Libyen stammend. N. bewegt, beruhigt, erschüttert und besänftigt das Meer und selbst zuweilen die Erde mit ihren Bergen und Wäldern. Auf Inseln, besonders auf Euböa, und Küstenplätzen war seine Verehrung uralt. Ihm wurden zu Ehren die isthmischen Spiele (s. Isthmus) gefeiert. Außer den Delphinen und Seethieren waren ihm das Pferd und auch die Eule geheiligt. In den ältesten Kunstdarstellungen wird er nackt (auf Vasen bekleidet), in lebhafter Bewegung, mit spitzem Barte abgebildet. In der Hand hält er den Dreizack (tridens), dessen sich schon in den ältesten Zeiten die Seefahrer des mittelländ. Meeres zum Harpuniren, und als eines Zeichens der Besitznahme einer Küste bedienten. Auf einem mit zwei Rossen bespannten Wagen, von Nereiden und Seeungeheuern umgeben, wird er, die Oberfläche des Meeres befahrend, vorgestellt. Mit seiner Gemahlin Amphitrite zeugte er den Triton und die Rhode. Außerdem werden noch sehr viele Kinder des N. erwähnt, weil die Sage alle durch Seeräuber geschehenen Entführungen ihm zuschreibt. Schon Größe, Stärke, Rohheit und eine Heldenthat zur See gaben Ansprüche, für einen Sohn des N. gehalten zu werden. Die Beinamen, welche die Dichter ihm geben, beziehen sich meist auf die See und die Schiffahrt, auf die Erschaffung des Pferdes und die Beschützung der Wettrennenden, sowie auf seine Macht, Erdbeben zu erregen. Nachdem er an dem unglücklichen Versuche der Götter, sich gegen Jupiter zu empören, Theil genommen hatte, wurde er von Diesem verdammt, in Gemeinschaft mit Apollo dem Könige von Troja, Laomedon, zu dienen. N. baute dem Laomedon die Mauern von Troja, und als er den bedungenen Lohn nicht erhielt, schickte er eine Überschwemmung und ein furchtbares Seeungeheuer. Im trojan. Kriege war er auf Seiten der Griechen, und im Götterstreite vor Troja stand er dem Apollo gegenüber.

Neptunisten nennt man im Gegensatze der Vulkanisten die Anhänger der Meinung, daß die Bildung der Erde und ihre Revolutionen blos durch die Wirkung des Wassers entstanden seien.

Nereus, eine Untergottheit des Meeres, oder das Meer, insofern es still und ruhig ist, galt in der griech. Mythologie für den ältesten Sohn des Pontos (Meer) und der Gäa (Erde). Die Dichter schildern N. als einen wahrhaften und milden Greis, als Freund des Rechts, der Billigkeit und Mäßigung, und Feind der Gewaltthaten. In einem höhern Grade als alle Götter der drei Grundelemente, Luft, Erde und Wasser, hatte er die Gabe zu weissagen, und gleich andern Wassergöttern konnte er sich allerlei Gestalten geben. Mit seiner Gemahlin, Doris, der Tochter des Okeanos, und andern Göttinnen zeugte er 50 Töchter, die Nereiden, welche gleich ihm die Gabe der Weissagung und Verwandlung besaßen. (S. Meergötter.) Sein Hauptsitz war im ägäischen Meere. Als Paris mit der geraubten Helena dieses Meer durchschiffte, weissagte ihm, nach jener schönen Ode des Horaz, N. den Untergang Troja's. In den alten Kunstdarstellungen sowol als von Dichtern wird er entweder nach Tritonenweise, aber bekleidet, oder auch ganz menschlich vorgestellt.

Nero (Luc. Domitius Ahenobarbus, nach seiner Adoption Claudius Drusus), röm. Kaiser 54—68 n. Chr., geb. zu Antium 37 n. Chr., war der Sohn des Cajus Domitius Ahenobarbus und der Tochter des Germanicus, Agrippina. Als Agrippina später den Kaiser Claudius heirathete, ward er von Diesem adoptirt und folgte ihm in der Regierung. August, der erste röm. Kaiser aus der Familie der Cäsaren, hatte seine Regierung grausam begonnen, aber gemäßigt und mild geendigt; N., der letzte, begann mild und endigte grausam. Er hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten, war durch Burrhus zum Feldherrn und Staats-

mann gebildet worden, während Seneca ihn mit der Philosophie und schönen Literatur bekannt machte. Der Anfang seiner Regierung übertraf selbst die Erwartungen, die man sich nach einer solchen Erziehung von seinen großen Talenten machen konnte. Als man ihm ein Todesurtheil zur Unterzeichnung vorlegte, äußerte er den Wunsch, nicht schreiben zu können. Allein die Schmeicheleien und Verführungen der Höflinge, besonders des Freigelassenen Narcissus, brachten einen Charakter, der bis dahin nur geschlummert zu haben schien, bald zum Ausbruche. Der 17jährige N. ergab sich den gröbsten Ausschweifungen der Wollust und Grausamkeit. Zuerst ließ er den Britannicus, den Sohn des Claudius, zu dessen Nachtheil er durch Begünstigung der Agrippina den Thron bestiegen hatte, vergiften, und endlich auch seine Mutter, deren Herrschsucht er fürchtete, ermorden. Unter allen Leidenschaften aber beherrschte ihn vorzüglich die lächerliche Begierde, für einen großen Künstler in der Musik gehalten zu werden. Er ließ sich öffentlich hören und durch ausgestellte Soldaten Diejenigen beobachten, welche nicht geneigt schienen, seine Stimme und sein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Gefolge von Künstlern ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieses Landes die ersten Preise. Der Genuß machte ihn erfinderisch in der Schwelgerei und in der Befriedigung unnatürlicher Lüste, die Verschwendung habsüchtig, die Gefahr grausam. Außer dem Britannicus und der Agrippina wurden auch seine Lehrer Burrhus und Seneca, der Dichter Lucan, und seine Gemahlinnen Octavia (Tochter des Claudius und der Messalina, die er unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit verstieß, um die Poppäa zu heirathen, dann auf die Insel Pantalaria verwies und ihr hier bald darauf die Adern öffnen ließ) und die Poppäa Sabina Opfer seiner Grausamkeit. „Meine Vorgänger", sagte er, „haben die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht gekannt. Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet." Um, wie man sagt, eine lebendige Vorstellung des Brandes von Troja zu bekommen, ließ er Rom anzünden, und wälzte die Schuld dieses Brandes auf die Christen, die er deshalb im ganzen Reiche auf das Grausamste verfolgen ließ. Den eingeäscherten Theil der Stadt baute er schöner und herrlicher wieder auf, denn mit der größten Leidenschaftlichkeit interessirte er sich für die Verschönerung der Stadt. Das merkwürdigste Denkmal seiner Bauluſt war der Palast, den er sich selbst in Rom erbauen ließ, bekannt unter dem Namen des goldenen Hauses. Seine Verschwendung in andern Dingen, in Kleidern, Jagdgeräthschaften u. s. w., war ebenso grenzenlos als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der zur Zeit der Republik nur bei gewissen Gelegenheiten üblichen Spendungen (largitiones) durch die kostbarsten Geschenke bereicherte, während die Provinzen unter der Last der Abgaben fast erlagen. Mehre Verschwörungen in Rom selbst endigten zum Verderben Derjenigen, die sie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Galba (s. d.), Statthalters in Spanien, für welchen sich auch der Senat erklärte. N. kam der gerechten Strafe zuvor, die ihn erwartete, und ermordete sich selbst im J. 68. So groß die Freudenbezeigungen über N.'s Sturz waren, so fehlte es doch nicht an Solchen, die ihn selbst nach seinem Sturze noch bewunderten, vergötterten und zurückwünschten. Sein Andenken war einem großen Theile des Volks und der Soldaten so theuer, daß mehre Betrüger eine Zeit lang Glück machten, indem sie sich für N. ausgaben. Gegen geistreichen Spott war N. um so weniger grausam gewesen, als er selbst viel Geist besaß, ungeachtet er der erste röm. Kaiser war, der sich zu den Reden, welche er hielt, einer fremden Feder bediente.

Nerva, röm. Kaiser 96—98 n. Chr., der Nachfolger des Domitian, war einer der tugendhaftesten unter den Imperatoren. Er bekleidete früher das Consulat und war ein Mann von gebildetem Geiste, auch nicht ohne Dichtertalent, leider aber schon ein Greis, als er den Thron bestieg. Doch gab er manche wohl-

thätige Verordnungen, sorgte für die öffentliche Ruhe und die Handhabung der Gerechtigkeit, und unterstützte die Armen. Gleichwol waren Viele, namentlich die Soldaten der Leibwache, unzufrieden mit ihm, und es bildete sich sogar eine Verschwörung gegen ihn. Er starb 98 n. Chr., und sein Nachfolger war Trajanus (s. d.).

Nerven sind weißliche markige Fäden in dem thierischen Körper, die in Bündeln gleichlaufend nebeneinander liegen, sodaß mehre solcher Bündel einen Nerven ausmachen. Jedes Bündel ist mit einer besondern zarten Scheide umgeben, das Neurilem genannt, welches voll von Blutgefäßen ist, deren feinste Zweige sich in die Substanz der Nerven selbst endigen. Diese Nerven sind im ganzen thierischen Körper verbreitet und stehen durch mannichfaltige Verbindung miteinander in Gemeinschaft. Nur das Oberhäutchen, die Haare und Nägel haben keine Nerven. Die Nerven selbst sind von unterschiedener Stärke, je nachdem mehre oder wenigere Markbündel sich zu einem Nerven vereinigen. An bestimmten Stellen des Körpers nähern sich mehre Nerven einander so, daß sie gleichsam aneinander gewachsen erscheinen, und die Bündel des einen mit denen des andern sich so durchkreuzen und verflechten, daß ihre Verbindung ohne gewaltsame Trennung nicht aufgehoben werden kann. Dies sind die Nervengeflechte, die vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, Milz, dem Gekröse, wie auch bei dem Herzen u. s. w. sich finden. (S. Gangliensystem.) Die letzten Enden der Nerven sind verschieden, besonders die der Sinneswerkzeuge. In dem Gehörorgan z. B. verliert sich der Nerve in eine breiartige, mit Feuchtigkeit umgebene Masse; der Sehnerve endigt sich in eine markige Haut, der Geschmacksnerve in kleine Wärzchen; ebenso endigen die Gefühlsnerven in den Fingerspitzen; die zu den Muskeln gehörigen Nerven verlieren sich in das Gewebe derselben, sodaß man ihre Endigungen nicht bestimmt wahrnehmen kann. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man unter dem Namen des Nervensystems. Dieses hängt aufs genaueste mit dem Gehirn und dem Rückenmarke, als einer verlängerten Fortsetzung des Gehirns, zusammen, welches als der oberste Centralpunkt des Ganzen anzusehen ist, von welchem alles im Nerven Wirkende ausgeht, und in welchem, als dem Mittelpunkte, sich Alles sammelt. Die Masse der Nerven selbst ist übrigens der nämliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn besteht, eine Art eiweißartigen Stoffes, welcher dem bewaffneten Auge als aus Kügelchen bestehend erscheint. Sowie das ganze Nervensystem seine Centralendigung im Gehirn und im Rückenmark hat, so ist dagegen die peripherische Endigung theils auf der Haut, theils im Innern der Organe ausgebreitet. Das Nervensystem ist durch die höhere Stufe des Lebens, auf welchem das Thier und der Mensch steht, bedingt. Diese erfoderte nämlich vollkommnere Organisation, kräftigere Behauptung der Individualität, größere, freiere Thätigkeit der Functionen und eine vollkommnere Absonderung von der gesammten übrigen Natur. Diese Absonderung führt eine Trennung mit sich, eine Veränderung im Raume, eine willkürliche Bewegung und einen Gegensatz zwischen der Außenwelt und dem Individuum, welches stufenweise von einem dunkeln Gewahrwerden des eignen Körpers und der Umgebung bis zur hellen Anschauung der Außenwelt, bei dem Menschen bis zur klarsten Unterscheidung derselben von der innern Empfindung und bis zum Bewußtsein seiner selbst, oder der Vorstellung dieser innern Empfindungen und ihres Unterschiedes von der Außenwelt steigt. Alle diese Erfoderniſse des thierischen und menschlichen Lebens werden durch das Nervensystem vermittelt. Denn 1) die so mannichfaltigen, isolirten, zum Theil fremdartigen Gebilde des thierischen Körpers, die durch Zellgewebe, Membranen und Bänder mechanisch zusammengeknüpft sind, werden durch das Nervensystem ein zusammenhängendes Ganzes. Das Gefäßsystem verbindet sie nur insofern miteinander, als es allen den zu ihrer Ernährung und ihrer eigenthümlichen Verrichtung erfoderlichen Antheil von Blut

zuführt; allein das Nervensystem ist es eigentlich, welches allen das Leben mittheilt, ihre Verrichtungen regiert, zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hinleitet, sie in wechselseitige Beziehungen stellt und ihre Mitleidenschaften und gegenseitigen Einwirkungen aufeinander gründet. Die Besorgung dieser Geschäfte des Nervensystems ist dem Theile desselben zugetheilt, welcher im Unterleibe ausgebreitet ist, viele Netze und Geflechte bildet und das reproductive oder vegetative Nervensystem genannt wird, weil das Wachsthum und die Erhaltung des Körpers durch dasselbe geordnet wird. Dieser Theil des Nervensystems ist durch die Nervenknoten oder Ganglien gewissermaßen isolirt und von dem Gehirnsystem abgesondert, sodaß er gleichsam eine für sich bestehende Region, das Gangliensystem, ausmacht, welches vom Gehirn zum Theil unabhängig ist, indem seine Thätigkeit weder vom Gehirn aus regiert wird, noch auf dasselbe zurückwirkt oder von ihm empfunden wird. 2) Ein anderer Theil des Nervensystems bewirkt den vollkommensten Gegensatz zur Außenwelt, die willkürliche Bewegung und Veränderung im Raume und die Anschauung der Außenwelt bei dem Menschen bis zum Bewußtsein. Dies ist das Gehirn- oder Cerebralsystem (s. d.), dessen Verrichtung von der Willkür abhängt, indem bestimmte Willensreize von dem Gehirn als dem Mittelpunkte aus auf diejenigen Nerven wirken, welche zu den zu bewegenden Muskeln hingehen. Andere Nerven des Cerebralsystems kehren sich nach der Oberfläche des Organismus, nach der Außenwelt hin, um die mannichfaltigen Eindrücke der Gegenstände derselben aufzunehmen, bis zum Gehirn fortzupflanzen und daselbst die Vorstellungen hervorzubringen. Dies sind die Sinnesnerven, welche paarweise von dem Gehirn zu den verschiedenen Sinnesorganen abgehen. So ist das erste Nervenpaar für die Nase bestimmt und heißt der Geruchsnerv, indem er in der Nasenhöhle sich ausbreitet und für die Ausdünstungen empfänglich ist. Das zweite Nervenpaar ist der Sehnerv (nervus opticus). Dieser ist von beträchtlicher Dicke, rund, geht gegen die Augenhöhle hin, dringt an der hintern Seite des Augapfels durch eine runde, mit vielen kleinen Löchern versehene Platte der festen Haut des Augapfels in denselben ein und bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffassen der Bilder im Auge bestimmt ist und Netzhaut (retina) heißt. (S. Auge.) Das achte Nervenpaar bilden die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs sich ausbreiten und für die Bewegung der Luft empfindlich sind. Von den vielfachen Verästelungen des fünften Nervenpaares kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geschmacks bilden. Das Gefühl im Allgemeinen ist der unterste Sinn und vielmehr die Wurzel aller andern Sinne, welche nur besondere Eigenschaften und höhere Stufen des Gefühlssinnes sind. Insbesondere ist es aber in die äußere Haut, und vorzugsweise in die Spitzen der Finger gelegt, als die eigentlichen Betastungsorgane, durch welche die Seele das materielle Dasein und die Form der äußern Gegenstände mittels unmittelbarer Berührung wahrnimmt. Das Gefühl wird durch viele Nerven, welche in der Haut sich verbreiten, bewirkt, und diejenigen Stellen, wo das Gefühl sich am zartesten äußert, sind auch mit den meisten Nerven versehen, welche ganze Reihen von nebeneinanderliegenden Nervenpapillchen bilden, wie z. B. an den Lippen, den Fingerspitzen u. s. w. Endlich wird noch durch das gesammte Nervensystem, besonders aber durch das Gangliensystem, das Gemeingefühl (s. d.) vermittelt. So ist also die Thätigkeit des Nervensystems wechselseitig von Außen nach Innen, und von Innen nach Außen. Von Außen, indem die Sinneseindrücke (Anschauungen) sich von den Nerven zum Gehirn fortpflanzen und zu Vorstellungen und Empfindungen werden; von Innen, indem von dem Gehirn aus die willkürlichen Bewegungen erregt werden, während das reproductive Nervensystem in stiller Thätigkeit die Erhaltung der ganzen Maschine regiert und im gesunden Zustande nur durch die Wirkungen des Gemeingefühls, durch Wohlbefinden, durch die Triebe, den Hunger und Durst, im krankhaft erhöhten Zustande durch Übelbefinden und Schmerz sich

offenbart. In der Thätigkeit des gesammten Nervensystems unterscheiden wir die Reizbarkeit oder Empfänglichkeit (Receptivität), und die Energie (Reaction) desselben. Von der Reizbarkeit hängt die Schnelligkeit ab, mit welcher die Thätigkeit desselben erregt wird; von der Energie hängt die Stärke und Ausdauer der Thätigkeit selbst ab. Die Idee des Nervensystems und seiner Functionen und Kräfte wird auch begriffen unter der Benennung Sensibilität, und das Nervensystem selbst in dieser Hinsicht als die reelle Offenbarung der Sensibilität ausgesprochen. Das Verhältniß der Receptivität und Energie der Sensibilität bedingt die Verschiedenheit der Temperamente sowol der Individuen als ganzer Nationen. (S. Temperament.) Die Kraft des Nervensystems hat aber selbst keinen festen Punkt, sondern ist beweglich und veränderlich selbst in einem und demselben Subjecte. Im Schlafe z. B. ist die Reizbarkeit des Cerebralsystems geschwächt, hingegen die des reproductiven Nervensystems erhöht. Daher ruhen im gesunden Schlafe die Sinne, auch hören die willkürlichen Bewegungen auf, während die Thätigkeit der Organe des Athmens, des Blutlaufs, der Verdauung, Absonderung und Ernährung kräftiger von Statten gehen. Ebendeswegen ist auch das Gemeingefühl im Schlafe erhöht und wird lebhafter bewegt als im wachenden Zustande. (S. Traum.) Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß das Nervensystem ein eigenthümliches Leben besitzt, ja daß alles Leben von ihm ausgeht, daß alle Thätigkeit der Seele selbst erst auf dem Leben des Nervensystems beruht. Die Thätigkeit des Organismus aller einzelnen Organe wird von ihm belebt und geregelt; Gefühl, Empfindungen, Sinnesanschauung, Vorstellung werden durch dasselbe vermittelt und reges Leben des Nervensystems hat abwärts reges Leben des Körpers, und aufwärts reges Leben des Geistes zur Folge.

Nervenkrankheiten sind solche Krankheiten, welche entweder ursprünglich im Nervensystem ihren Grund haben, oder sich vorzüglich durch eine Störung seiner eigenthümlichen und für uns wahrnehmbaren Verrichtungen offenbaren. Ist die Reizbarkeit des Nervensystems zu groß, die Empfindlichkeit also krankhaft erhöht, so machen alle Eindrücke zu schnelle und heftige Empfindungen und erregen eine heftige, aber ungeregelte Thätigkeit. Daher sind denn gewöhnliche Gefühle schon schmerzhaft; die Sinne bewirken unangenehme Empfindungen; die Vorstellungen sind grell und folgen in stürmischer Unordnung; die Einbildungskraft ist zu lebhaft; die Bewegungen sind unwillkürlich und zuckend. Ist die Kraft des Nervensystems zu sehr vermindert, so gehen auch die Verrichtungen desselben zu schwach von Statten oder hören ganz auf. Gewöhnliche Eindrücke erregen keine Empfindungen, die Sinne werden stumpf; die Einbildungskraft wird gelähmt und die Muskelbewegung erschlafft. Die Kräfte des Nervensystems können aber auch ohne Ab- oder Zunahme eine krankhafte Stimmung erhalten, sodaß gewisse Eindrücke ganz andere als die gewöhnlichen Wirkungen erregen. Dies sind die sogenannten Idiosynkrasien (s. d.). Die wahrnehmbaren Zufälle der Nervenkrankheiten sind verschieden, je nachdem gewisse Partien und Regionen des Nervensystems vorzüglich leiden. Trifft dies die Nerven des reproductiven Systems des ganzen Körpers, so entsteht ein Schmerz, der sich nach Verschiedenheit der Theile unter verschiedenen Formen, als Hunger, Durst, Müdigkeit, Ekel, Frost, Hitze, Angst, als juckender, ziehender, drückender, schneidender, stechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, als die Empfindung der Taubheit und des Einschlafens der Glieder, das Prickeln in denselben, wie Nadelstiche äußert; auch treten besondere krankhafte Regungen des Instincts ein, Appetit nach Kreide, nach säuerlichen Dingen, die sonderbaren Gelüste mancher Schwangern; Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Theile des Körpers anders vorgestellt werden als sie wirklich sind, wie z. B. Kranke sich vorstellten, sie seien halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder sie beständen aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh u. s. w. In Rücksicht der krankhaften Sinnesäußerungen gibt es gleich-

falls mehre Verſchiedenheiten nach Verſchiedenheit der Theile ſelbſt und den Veränderungen ihrer Nervenkräfte. Bei Manchen iſt das Gefühl in der Haut ſo ſtumpf, daß ſie weder Warm noch Kalt, weder Hart noch Weich unterſcheiden können. Andere haben ein zu zartes Gefühl, indem Geruch und Geſchmack zu ſtumpf oder zu ſcharf werden können; noch Andere können gewiſſe Gerüche durchaus nicht vertragen, lieben dagegen ſolche, welche andern Menſchen gewöhnlich zuwider ſind. Ebenſo iſt es mit dem Gehör. Noch mannichfaltiger ſind die krankhaften Erſcheinungen der Geſichtsnerven, z. B. übermäßige Empfindlichkeit, ſowie Schwäche und Stumpfheit der Augen, Flecken, Funken, Bogen, Perlenſchnüre u. ſ. w., Doppelſehen, Erſcheinungen und Figuren vor den Augen. Von der Erkrankung des innern Sinns, der Empfindungen, Vorſtellungen und Imagination gibt es gleichfalls mannichfaltige Äußerungen. Krankhafte Empfindungen erzeugen falſche Vorſtellungen und fehlerhafte Bilder der Phantaſie. Dieſe können die Stärke wirklicher Sinnesanſchauungen erhalten, und wenn die Krankheit ſich bis auf das Gehirn und das Seelenorgan fortpflanzt, ſo unterſcheidet der Kranke ſeinen ſubjectiven Zuſtand nicht mehr von den Objecten außer ihm, die kranken Vorſtellungen regieren dann ſelbſt den Willen und erregen die ihnen entſprechenden Begierden. Daher die krankhaften Empfindungen ohne äußere hinlängliche Veranlaſſungen, Traurigkeit und Luſtigkeit in ausſchweifender Art, periodiſche Muthloſigkeit, ängſtliche, lebhafte Träume, Delirien und die Erſcheinungen des Alpdrückens. Mannichfaltig ſind auch die Äußerungen der Nervenkrankheiten in dem Muskelſyſtem, die ſich als Zuckungen und Krämpfe zeigen, bald nur örtlich, bald allgemein, entweder vorübergehend oder anhaltend ſind. In manchen Fiebern, z. B. in denen die Nerven mit angegriffen ſind, kommt ein beſtändiges krankhaftes, unwillkürliches Spiel der Geſichtsmuskeln zum Vorſchein, ebenſo an andern Theilen des Körpers, z. B. das ſogenannte Sehnenhüpfen. Die Augen werden mannichfaltig bewegt. Auch in den unwillkürlichen Muskeln entſtehen allerhand Krämpfe, z. B. der Magenkrampf, krampfhaftes Erbrechen, krampfhafte Bruſtbeklemmungen, Krampf des Zwerchfells, Herzklopfen u. ſ. w. Die Anlage zu Nervenkrankheiten kann angeboren, ſie kann aber auch durch fehlerhafte Lebensart, übertriebenen Luxus, Verweichlichung. übermäßige Anſtrengung des Nervenſyſtems erworben ſein. Die Gelegenheitsurſachen ſind theils die vielfachen Einflüſſe der Außenwelt, z. B. die Luft und ihre verſchiedenen Miſchungen, ihr Antheil von elektriſchem Stoffe, ihre elaſtiſche Spannung, ihr Grad von Trockenheit oder Feuchtigkeit; die Nahrungsmittel, z. B. Fleiſchſpeiſen, erhitzende gewürzte Speiſen und Getränke, welche die Reizbarkeit der Nerven erhöhen, während vegetabiliſche Nahrungsmittel ſie vermindern; die mehreſten animaliſchen und alle vegetabiliſche Gifte (S. Narkotiſch); theils fremde Dinge im Körper, z. B. Würmer, eingeſperrte Luft, ſelbſt ſcharfe Unreinigkeiten mancherlei Art in demſelben. Endlich ſind auch oft Affectionen des Körpers ſelbſt und des ganzen Nervenſyſtems Urſachen nachfolgender Nervenkrankheiten, z. B. zu vieles Wachen, das die Nervenkraft erſchöpft; Krankheiten, beſonders Fieber; gewiſſe Perioden des weiblichen Geſchlechts, während derer die Reizbarkeit des Nervenſyſtems erhöht iſt; Anſtrengung der Gehirnthätigkeit durch übertriebene Geiſtesarbeit; Schwangerſchaft; allzu heftige Affecten und Leidenſchaften.

Neſſeln ſind Pflanzen mit ſtechenden Haaren, die beim Berühren in die Haut eindringen, abbrechen und einen beißenden Saft unter ſie ergießen, der ſtarkes Brennen verurſacht. Mehre Neſſeln haben urintreibende Kräfte, viele dienen als geſundes Futterkraut, andere geben fadenartige Faſern, die gleich dem Flachſe verſponnen werden können und ſehr dauerhaft ſind. — Das Neſſelgarn iſt ein zartes, aus dem Baſte von den Stengeln der großen Neſſel geſponnenes und daher überhaupt ein zartes, gleiches Garn. Die Wogulen am Twodafluß in Sibirien bereiten aus Neſſeln ungebleichte Leinwand, Netze und Stricke;

dasselbe thun die Baschkiren, Samojeden und Tataren am Jenisei. Auch in Deutschland und in der Schweiz fertigte man früher aus den großen Brennnesseln Nesselgarn und Nesselzwirn. — Nesseltuch oder Netteltuch ist der deutsche Name für das franz. Wort Mousseline.

Nesselrode, eine alte deutsche Familie, welche urkundlich zuerst im 14. Jahrh. vorkommt, im J. 1710 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, im Herzogthum Berg die Erbkämmerer- und Erbmarschallwürde besaß und sich zur katholischen Kirche bekennt, theilt sich in die beiden Linien: Nesselrode-Reichenstein und Nesselrode-Ehreshofen. Jene, die ältere, hatte Sitz und Stimme auf der westfäl. Grafenbank, verlor im Reichsdeputationsreceß von 1803 ihre Besitzungen auf dem linken Rheinufer und wurde dafür mit einer jährlichen Rente von 7140 Gulden entschädigt. Diese, die jüngere, hat ihren Namen von dem Fabrikdorfe Ehreshofen im preuß. Regierungsbezirke Düsseldorf, mit einem herrlichen Schloß und Park. Aus der letztern stammt Max Wilhelm Julius Franz, Graf v. N., der in der merkwürdigen Zeit von 1790 Gesandter der Kaiserin Katharina am preuß. Hofe war.

Nesselrode (Karl Rob., Graf v.), russ. Geheimrath, Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten, seit 1828 Vicekanzler, geb. in Liefland am 2. Sept. 1755, der Sohn des Grafen Max Wilh. Jul. Franz v. N., widmete sich schon früh der diplomatischen Laufbahn und erwarb sich nach und nach das höchste Vertrauen des Kaisers Alexander. In dem Kriege Rußlands gegen Frankreich schloß er am 19. März 1813 zur Ergänzung des kalischer Vertrags, nebst dem Baron Stein, den Vertrag zu Breslau mit Hardenberg und Scharnhorst, und am 15. Jun. 1813 zu Reichenbach in Schlesien den Subsidienvertrag mit dem brit. Bevollmächtigten Lord Cathcart ab. Hierauf kam er mit Metternich über die wichtigsten Punkte des Bündnisses überein, welches am 9. Sept. zu Teplitz zwischen Rußland und Östreich, nebst zwei ähnlichen Verträgen, zwischen Östreich und Preußen, vollzogen wurde. In dem Feldzuge 1814 folgte er dem Kaiser nach Frankreich und unterzeichnete am 1. März die Quadrupelallianz zu Chaumont (s.d.). In der Nacht vom 30. zum 31. März schloß er nebst den Grafen Orloff und Paar in Paris mit dem Marschall Marmont den Vertrag wegen Übergabe dieser Stadt ab. Von ihm sind alle damals von den verbundenen Mächten erlassene Noten und Erklärungen, an deren Abfassung er den wichtigsten Antheil gehabt haben soll, sowie der pariser Friede vom 30. Mai 1814, mitunterzeichnet. Auf dem Congresse zu Wien, wo Rußland die Bildung des deutschen Bundes kräftig unterstützte, war er einer der Hauptbevollmächtigten; auch war er ein thätiges Mitglied des Ausschusses wegen Abschaffung des Negersklavenhandels. Er unterzeichnete am 13. März 1815 die Achtserklärung der verbündeten Mächte gegen Napoleon und am 25. März den erneuerten Vertrag der zu Chaumont verbundenen Mächte. Als einer der thätigsten Diplomaten der heiligen Allianz begleitete er auch den Kaiser Alexander auf die Congresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona. Der Kaiser Nikolaus schenkte N. dasselbe Vertrauen wie Alexander, und verlieh ihm 1826 eine bedeutende Dotation. Unter seiner Regierung leitete N. die wichtigen Verhandlungen mit dem brit. und franz. Cabinete in Beziehung auf Griechenland, sowie die mit der Pforte, welche er zuletzt ganz durch den Vertrag von Chunkiar Iskelessi (8. Jul. 1833) an das russ. Staatsinteresse fesselte. Auch die pers. Verhältnisse ordnete er mit dem günstigsten Erfolge, sodaß Englands Eifersucht erwachte, zumal da Polens Schicksal und die Angelegenheiten Belgiens und der pyrenäischen Halbinsel bei ganz verschiedener Ansicht des russ. Cabinets von denen in London und Paris eine diplomatische Kälte zwischen London und Petersburg herbeiführte.

Nestel, ein im Hochdeutschen etwas veraltetes und mehr im Oberdeutschen übliches Wort, bedeutet sowol die Nestform, welche die Frauen zuweilen

ihren Haaren geben, als auch die Schnüre und ſchmalen Riemen, deren man ſich zum Zuſchnüren und Zubinden der Kleidungsſtücke bedient. In dieſer letzten Bedeutung iſt das Wort in Neſtelknüpfen genommen, einer magiſchen Handlung, mittels deren man zum Beiſchlafe untüchtig zu machen meinte. Zu dieſem Behufe machte man gewöhnlich drei Knoten unter Herſagung gewiſſer Zauberformeln an einem Leichenſtein oder andern heiligen Orte. Eigne Gebräuche hatten auch Diejenigen zu beobachten, welche von der furchtbaren Wirkung des Neſtelknüpfens erlöſt ſein wollten. Die Sitte des Neſtelknüpfens verliert ſich übrigens in das graueſte Alterthum.

Neſter nennt man im Allgemeinen alle Behältniſſe, welche ſich die Thiere bereiten, um darin ihre Jungen zu werfen oder auszubrüten, insbeſondere die Vogelneſter. Am merkwürdigſten ſind die eßbaren Neſter gewiſſer Schwalbenarten (Hirundo gelatinosa, borbonica, philippina, malaisia), welche zu den keßbaren Leckereien der chineſ. und japan. Küche gehören und deshalb einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen. Sie heißen gewöhnlich indiſche Neſter, auch Tunkin- oder Salangananeſter, und werden meiſt in Bouillon gekocht verzehrt. Sowol wegen des ſtarken Verbrauchs, wie wegen des ſchwierigen und gefahrvollen Sammelns, da man ſie blos auf ſteilen Felſen findet, ſtehen ſie in ſehr hohen Preiſen. Sie ſehen weißlichgelb aus, auch einzeln ſchwarzfleckig, und ſcheinen wie aus Gummiſtreifen zuſammengeklebt. Lange war man zweifelhaft, woraus dieſe Neſter beſtehen, indeſſen hat in neuerer Zeit Leſſon gezeigt, daß ſie aus Holothurien (ſ. d.) und Moos (Seetang) gebaut werden, welche beide Subſtanzen jedoch von den Vögeln eine eigne Umwandlung erfahren.

Neſtor, derjenige unter den griech. Helden von Troja, der ſich durch ſeine ſanfte und eindringende Beredtſamkeit auszeichnete, war der Sohn des Nelus und der Chloris, wurde zu Gerania erzogen und folgte ſeinem Vater als Fürſt von Pylos. In ſeinen jungen und männlichen Jahren zeichnete er ſich durch Großthaten und kühne Unternehmungen aus, erwarb ſich aber auch ſchon früh den Ruhm eines klugen Rathgebers und eindringlichen Redners. So zeigte er ſich unter Anderm den Lapithen, denen er im Kampfe gegen die Centauren beiſtand. Nachdem Lynkeus und Idas, die Söhne des Aphareus, von den Dioskuren getödtet worden waren, wurde er auch König von Meſſenien. Ungeachtet er ſchon zwei Menſchenalter durchlebt hatte, als der Kriegszug gegen Troja unternommen wurde, ſo nahm er dennoch Antheil an demſelben und führte die Mannſchaft ſeines Gebiets in 20, oder nach andern Sagen in 90 oder 92 Schiffen nach Troja. Wenn man auch das Wort Menſchenalter nicht, wie ſchon einige Alte gethan haben, für einen Zeitraum von 100 Jahren hält, ſondern, wie dieſes jetzt gewöhnlich iſt, nur eine Zeit von ungefähr 30 Jahren darunter verſteht, ſo war doch N. ſchon zu alt, um perſönlichen Antheil an den Gefechten vor Troja zu nehmen. Die Rolle, die ihm daher in der „Iliade" zugetheilt wird, iſt vielmehr die eines erfahrenen Rathgebers. Er ſucht den Agamemnon zur Verträglichkeit mit Achill zu bewegen; er ermuntert, warnt, belehrt und tadelt die griech. Helden. Ohne ihn würden die Griechen mehr als ein Mal Troja unverrichteter Sache verlaſſen haben. Nach der Eroberung Trojas ſegelte er wieder nach Hauſe. Der „Odyſſee" zufolge beſuchte ihn hier Telemach, um Nachrichten vom Odyſſeus einzuziehen. Seine Gemahlin war, nach Homer, Eurydice, die älteſte Tochter der Klymene, nach Andern Anaxibia, die Tochter des Kratikus. Es werden auch mehre ſeiner Söhne und Töchter genannt, jedoch in den Sagen nicht als merkwürdig aufgeführt. Nachdem N. drei Menſchenalter durchlebt hatte, ſtarb er ruhig zu Pylos, wo man noch ſpät ſein Haus und Grabmal zeigen zu können behauptete.

Neſtor, ruſſ. Geſchichtſchreiber, geb. um 1056, lebte als Mönch im petſcheriſchen oder Höhlenkloſter in Kiew, und ſtarb nach 1116. Außer den Lebensbeſchreibungen einiger Äbte und anderer frommen Bewohner ſeines Kloſters,

deren Bruchstücke von fremder Hand zusammengereiht sind, schrieb er in seiner Muttersprache eine Chronik, welche für die Geschichte des Nordens von höchster Wichtigkeit ist, mit sichtbarer Benutzung und Nachahmung byzantin. Historiker in Rücksicht der ältesten Geschichte. Die übrigen Quellen, aus denen er schöpfte, sind unbekannt; Vieles schrieb er als Zeitgenosse, oder aus der mündlichen Überlieferung eines alten Mönchs seines Klosters, Jan. Die Darstellung ist dem Geiste seiner Zeit angemessen, fromme Betrachtungen und biblische Sprüche sind in die Erzählung häufig verwebt, und die Personen werden gewöhnlich redend eingeführt. Da der Urtext seiner Chronik verloren und durch die Einschaltungen seiner Fortsetzer (des Bischofs Sylvester zu Kiew und mehrer Ungenannten) bis zum Jahre 1203 in unglaublichem Grade entstellt ist, so läßt sich kein sicheres Urtheil über sein historisches Verdienst fällen, bevor nicht kritische Untersuchungen ausgemittelt haben, wie viel von dem jetzt Vorhandenen N.'s Eigenthum ist. Es läßt sich nicht einmal mit Gewißheit bestimmen, bis zu welchem Jahre seine Arbeit reiche. Ein unsterbliches Verdienst um diesen Vater der russ. Geschichte hat sich Schlözer nach mehren Vorarbeiten in dem leider nicht vollendeten Werke erworben: „N.'s russ. Annalen (von 862 bis mit 1110), in ihrer slawonischen Grundsprache verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichst gereinigt, erklärt und übersetzt" (5 Bde., Gött. 1802—9); doch reicht die Übersetzung nur bis zum J. 980. Als Auszug und Verbesserung ist damit zu verbinden: Jos. Müller's „Altruss. Geschichte", nach Nestor, mit Rücksicht auf Schlözer's „Russ. Annalen", die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden (Berl. 1812). Ein Stück von N.'s Chronik nach der Puschkin'schen Handschrift, herausgegeben von Timkowsky, hat die Gesellschaft für russ. Geschichte und Alterthumskunde (Mosk. 1814) drucken lassen.

Nestorius, ein Syrer, seit 428 Bischof von Konstantinopel, hatte Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsvesta zu Lehrern gehabt und zeichnete sich durch Kenntnisse, Beredtsamkeit und christliche Frömmigkeit aus. Da er, in Übereinstimmung mit dem Presbyter Anastasius, die Jungfrau Maria als Gottesgebärerin anzuerkennen sich weigerte, ward er von Grillus in Alexandria angeklagt, daß er zu streng die beiden Naturen in Christo sondere, und deshalb auf der Kirchenversammlung zu Ephesus, 431, als Häretiker seines Amtes entsetzt. Er starb in der Verbannung. Zwar hatte er keine eigentliche Sekte gestiftet, allein seine Meinung, **Nestorianismus** genannt, fand sehr viele Anhänger, die man nach ihm **Nestorianer** nannte. (S. **Sekten**, **Syrische Christen** und **Thomaschristen**.)

Netscher (Kaspar), einer der vorzüglichsten Maler des 17. Jahrh., ward zu Heidelberg 1639 geboren, der Sohn des Bildhauers **Johann N.** Er verlor sehr früh seinen Vater und ward von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim, wohin sich seine Mutter mit vier ihrer Kinder der Kriegsnoth wegen geflüchtet hatte, an Kindesstatt angenommen, der ihn anfangs für die Arzneikunde bestimmte. Neigung und Talent aber führten N. zur Malerei. Er erhielt seinen ersten Unterricht bei de Koster, einem Stilllebenmaler, und malte sodann Vieles für Kunsthändler. Zu seiner weitern Ausbildung unternahm er eine Reise nach Italien, kam aber nur bis nach Bordeaux, wo er sich verheirathete, ging darauf wieder nach Holland und ließ sich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren, bestimmte ihn, Portraitmalerei neben seinen Conversationsstücken zu treiben, obschon er Talent und Neigung genug hatte, sich auch in höhern Gattungen der Malerei auszuzeichnen. In Dem jedoch, worin die niederländ. Schule eine eigenthümliche Stärke besitzt, in der treuen Nachahmung der Natur, besonders der Stoffe, wetteiferte er mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen. Der weiße Atlas und Sammet in den Gewändern und Draperien seiner Gemälde und das Haarige der türk. Teppiche haben bei ihm eine täu-

schende Wahrheit. Besonders sind seine kleinen Cabinetsstücke ihrer Vollendung wegen geschätzt. In der historischen Malerei wählte er seine Gegenstände gewöhnlich aus der röm. Geschichte. König Karl II. lud ihn ein, nach England zu kommen; doch sein Leiden, die Gicht, ließ dies nicht zu. Er starb am 15. Jan. 1684 und hinterließ den Seinen ein Vermögen von 83,000 Gulden. — Zwei seiner Söhne, Theodor, geb. 1661, gest. 1732, und Konstantin, geb. 1670, gest. 172[illegible], waren ebenfalls verdienstvolle Maler, jedoch nicht ausgezeichnet.

Nettelbeck (Joachim Christian), das Muster eines Patrioten von echtem Biedersinn und Bürgertugend, geb. zu Kolberg 1737, hatte von frühester Jugend an ungemeine Neigung zum Seewesen und tummelte sich vom Knabenalter an bis zu seinem 45. Jahre auf allen europ. Meeren, in Westindien und an der Küste von Guinea umher. Nachdem er zahllose Gefahren bestanden und in der Noth ebenso wie im Glück überall Energie, Muth, Umsicht und Lebensklugheit bewiesen, ließ er sich in seiner Vaterstadt, wo er schon während des siebenjährigen Kriegs sich sehr thätig bezeigt und verdient gemacht hatte, als Branntweinbrenner nieder. Er ward hierauf Bürgerrepräsentant, dann Rathsherr; doch allgemeine Aufmerksamkeit erregte er seit 1807, wo Kolberg durch die Franzosen belagert wurde. Seine damaligen Anstrengungen in einem Alter von beinahe 70 Jahren, sein Muth, seine Erfahrung, seine Rathschläge und seine Aufopferungen an Leib, Gut und Vermögen geben ein herrliches Zeugniß dafür, was ein Privatmann zum allgemeinen Wohle zu leisten vermöge. Einverstanden mit der Bürgerschaft, hielt er, in Verbindung mit seinem Freunde Schill, vom Anfang der Belagerung an durch Vorstellungen, Warnungen und selbst Drohungen, der Geistesschwäche, Unentschlossenheit und dem vorurtheilsvollen Dünkel des Festungscommandanten, Obersten von Loucadou, ein wirksames Gegengewicht, wodurch Dieser zu Maßregeln, welche den Fall des Platzes verhüteten, wie mit Gewalt gezwungen wurde. N.'s schriftlichem Anhalten beim Könige verdankte Kolberg die Zusendung eines neuen Befehlshabers, des Obersten Gneisenau, dem N. sofort als Bürgeradjutant zur Seite trat. Ihm ward die Leitung der Überschwemmungen übertragen. Als früherer Seemann unterhielt er auch jetzt die Verbindung mit der Rhede und geleitete die Hülfe bringenden Schiffe in den Hafen, wenn in stürmischer Witterung kein Anderer das Lootsenboot zu besteigen den Muth hatte. Das schwed. Kriegsschiff, welches die Belagerer in der Flanke und im Rücken zu beschießen bestimmt war, führte er als Pilot zunächst dem Ufer in die vortheilhafteste Stellung. Die Löschanstalten in der Festung standen unter seiner Aufsicht, und wo es galt, dem Feuer Einhalt zu thun, ließ sich zu jeder Stunde N., im dichtesten Kugelregen, an der Spitze der Löschenden finden. Bei jedem Ausfalle war er in der Nähe, um den Fechtenden Munition und Erquickungen zuzuführen und die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Mehr als ein Mal kaufte er allen Brot- und Fleischvorrath in der Stadt auf, um die Krieger zu sättigen; er begleitete sie auf die gefährlichsten Posten und stimmte patriotische Lieder an, um ihren Muth zu beleben. Seine Meldungen an den Commandanten waren stets die sichersten und seine Beurtheilung der Vertheidigungsanstalten, wie sie in jedem Augenblicke Noth thaten, würde der Einsicht jedes Kriegers Ehre gemacht haben. Auf seinen Rath ward eine Art Belagerungsmünze eingeführt, welche die wesentlichsten Dienste leistete. Seiner Vermittelung und seinem Einflusse gelang es, jede Reibung und Mishelligkeit zwischen der Bürgerschaft und Besatzung sofort zu unterdrücken und eine fast beispiellose Eintracht zu erzielen. Sein Beispiel und seine kräftigen Ermunterungen belebten den Muth und die Ausdauer seiner Mitbürger unter den vielfachsten Entbehrungen und den schrecklichsten Einbußen. So beharrliche Anstrengungen verdienten es, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu werden. In dem Augenblicke, wo am 2. Jul. die Belagerer, nachdem sie sich der wichtigsten Außenwerke bemächtigt, einen allgemeinen

Angriff unternahmen, wo der überall auflodernden Flamme kein Einhalt mehr zu thun war und die physischen Kräfte der Vertheidiger erschöpft schienen, traf die officielle Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen Waffenstillstande ein. N.'s Name gehörte zu den gefeiertsten jener Tage. Der König von Preußen ertheilte ihm eine goldene Verdienstmedaille, gab ihm die Erlaubniß, die preuß. Admiralitätsuniform zu tragen, und bewilligte ihm 1817, als er in seinen Vermögensumständen zurückgekommen war, eine lebenslängliche Pension von 200 Thalern. Bis an seinen Tod durch seinen lebenskräftigen Geist, seinen hellen Blick und seinen Gemeinsinn ein ehrwürdiges Denkmal Dessen, was deutscher Geist und Gesinnung in schlichter, aber markiger Gestaltung vermögen, starb er zu Kolberg am 19. Jan. 1824. Vgl. N.'s „Selbstbiographie" (3 Bde., Lpz. 1824) und die Schrift: „Der alte Preuße" (Hamm 1824), welche zum Theil der Abdruck einer Originalbiographie ist.

Netto, ein ital. Ausdruck, dient in der ökonomischen, Finanz- und Kaufmannssprache zur Bezeichnung Dessen, was nach Abzug der Productionskosten, oder der sonst zum Wesen des Dinges, wovon die Rede ist, nicht gehörigen Bestandtheile übrig bleibt. Netto steht dem **Brutto** (s. d.) entgegen und es entsprechen ihnen im Deutschen die Ausdrücke **rein** und **roh**. So versteht man z. B. unter Brutto-Ertrag den ganzen Ertrag eines Land- oder Ackerstückes, unter Netto-Ertrag Das, was davon nach Abzug der Kosten der Gewinnung des Brutto-Ertrages, oder Das, was von den Abgaben nach Abzug der Erhebungskosten übrig bleibt. **Nettopreis** ist der Preis, wovon der Rabatt bereits abgezogen ist, oder überhaupt kein Abzug stattfindet. **Nettogewicht** ist das Gewicht der bloßen und reinen Waare.

Netz heißt jedes aus Fäden künstlich zusammengeschlungene Gewebe. In der Anatomie versteht man unter **Netz** den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten, zwischen die Baucheingeweide sich einschiebenden Theil des Bauchfells. Dasselbe erstreckt sich gewöhnlich vom Magen bis nach der Nabelgegend und dient vermöge seines Fettes dazu, die nahe liegenden Eingeweide schlüpfrig zu erhalten und sie vor dem nachtheiligen Aneinanderreiben bei den Pressungen und Bewegungen der untern Bauchmuskeln zu bewahren. In der Meß- und Zeichenkunst nennt man **Netz** die netz- oder gitterförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuzweise gezogenen graden Linien, welche das genaue Zeichnen und Entwerfen erleichtern. So nennt man auch **Netz** die auf den Landkarten sich durchkreuzenden Kreise und Linien der mathematischen Geographie. In der Perspective bedeutet **Netz** eine in kleine Fächer getheilte Figur, entweder wie sie an sich selbst ist, oder auch wie sie von einem Spiegel, geschliffenen Glase oder aus andern optischen Ursachen hingeworfen wird. Im erstern Falle nennt man es craticulam Prototypi, im andern aber craticulam Ectypi. In der Tuchweberei nennt man **Netz** die Verwickelung zerrissener und durch Unachtsamkeit des Tuchmachers nicht wieder zusammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden. — **Netzhaut** ist die Ausbreitung des Sehnerven im **Auge** (s. d.).

Neualbion hießen sonst die gesammten engl. Besitzungen auf der Nordwestküste Nordamerikas, welche jetzt in Neualbion im engern Sinne, Neugeorgien, Neuhanover, Neucornwall und Neunorfolk abgetheilt sind.

Neuarchangelsk oder **Sitka**, eine Stadt mit Hafen, auf der Baranowsinsel im Archipel König Georg III. am Norfolksunde der Nordwestküste Nordamerikas, ist seit 1804 der Hauptsitz der russ. Niederlassungen daselbst. Durch dieselbe ist Rußland, welches von hier aus mit den Marquesasinseln und selbst mit China verkehrt, in nähere Verbindung mit den Vereinigten Staaten getreten. Früher ward der Handel daselbst ausschließlich von der russ.-nordamerikan. Compagnie betrieben, deren Vorsteher in Petersburg sind; doch zufolge einer Convention zwischen Rußland und England, vom 28. Febr. 1825, ist der dasige Hafen

auf zehn Jahre den brit. Schiffen geöffnet, dagegen die Prinz-Walesinsel, deren wilde Bewohner der wichtigen Seeotterjagd der Compagnie sehr hinderlich waren, an Rußland überlassen worden. Die Stadt Neuarchangelsk, der Sitz des Gouverneurs, hat ungefähr 1200 Einw. und wird durch ein Castell und mehre Blockhäuser beschützt.

Neubeck (Valerius Wilh.), ein deutscher Lehrdichter, geb. am 29. Jan. 1765 zu Arnstadt im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, wo sein Vater Hofapotheker war, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und die Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien, und studirte zu Göttingen und Jena, an welchem letztern Orte er 1788 die medicinische Doctorwürde erhielt. Nachdem er eine Zeit lang als ausübender Arzt zu Liegnitz gelebt hatte, ward er als Kreisphysicus nach Steinau in Niederschlesien berufen und erhielt später den Hofrathstitel. Seinen Ruf als didaktischer Dichter begründete er durch das Gedicht: „Die Gesundbrunnen" (Bresl. 1795, Lpz. 1798, Fol., und ebend. 1809, 4.), welches in wohlklingenden Hexametern abgefaßt, den Gegenstand behandelt. Außerdem besitzen wir von ihm „Die Zerstörung der Erde nach dem Gericht" (Liegn. 1785); „Gedichte" (Liegn. 1792) und manches Andere. Eine Sammlung seiner „Poetischen Schriften" ließ er zu Leipzig 1827 fg. erscheinen.

Neuber (Friederike Karoline), eine um die deutsche Schauspielkunst ausgezeichnet verdiente Künstlerin des 18. Jahrh., geb. um 1700 zu Reichenbach, war die Tochter des Advocaten Weißenborn, der nachher in Zwickau lebte. Die üble Behandlung, die sie hier im Hause ihres Vaters, wo sie nach der Mutter Tode ein sehr einsames Leben führte, zu erdulden hatte, soll die Veranlassung gewesen sein, daß sie 1718 mit ihrem Geliebten, J. Neuber, einem zwickauer Gymnasiasten, auf das Theater ging, wo sich ihre Neigung und ihr Talent für das Tragische sehr schnell entwickelte. Als die Schauspielergesellschaft, welcher sie zuerst beitrat und die damals in Weißenfels spielte, in Verfall gerieth, ordnete und vermehrte sie dieselbe und ging mit ihr nach Leipzig. Als Directrice derselben, während ihr nunmehriger Mann, J. Neuber, ein Schauspieler von äußerst mittelmäßigem Talente blieb und fortwährend eine sehr untergeordnete Rolle spielte, versammelte sie die besten Talente um sich und wußte ihrer Gesellschaft einen für die damaligen Zeiten in Deutschland ungewöhnlichen, höhern Geist einzuflößen. Durch sie brachte Gottsched, der sich damals zum Dictator der Schöngeister aufwarf, seine und seiner Freunde Stücke auf die Bühne, und gemeinschaftlich verbannten Beide 1737 den Hanswurst, der bis dahin sein Wesen auf der Bühne trieb, vom Theater. N. spielte mit ihrer Gesellschaft abwechselnd in den größern Städten Deutschlands, bis der siebenjährige Krieg die Auflösung der Gesellschaft herbeiführte. In den dürftigsten Umständen starb N. am 30. Dec. 1760 im Dorfe Laubegast bei Dresden, wo Freunde der Kunst ihr 1776 ein Denkmal errichteten. Über tragische Declamation stellte sie zuerst in Deutschland eigne Ideen auf, deren Ausführung sie in ihrem Spiele nachwies. Auch schrieb sie für das Theater Vorspiele und Prologe, von denen einige gedruckt wurden.

Neubraunschweig, ein Gouvernement im brit. Nordamerika, welches in SO. an Neuschottland und im N. an Canada grenzt, umfaßt 1350 □M. und zählt etwa 73,000 Einw., meist brit. Abkunft und Christen. Unter den Gebirgen ist das Albanygebirge, welche sich aber fast nur an der Grenze hinzieht und in seinem höchsten Punkte nicht über 3000 F. aufsteigt, und unter den Seen der Freneusee zu erwähnen. Der größte Theil des Landes besteht noch aus Urwäldern, die man aber bereits zu lichten angefangen hat.

Neubritannien, eine Inselgruppe Australiens, durch die Dampiersstraße von Neuguinea getrennt, mit einem Areal von 1128 □M., besteht aus dem eigentlichen Neubritannien, Neuirland und Neuhanover. Ersteres ist sehr gebirgig, reich bewaldet, an den Küsten fruchtbar und von den mis-

trauiſchen und verrätheriſchen Papuas bevölkert. Faſt daſſelbe läßt ſich von Neuirland und Neuhanover ſagen. — Auch nennt man Labrador (ſ. d.) Neubritannien.

Neubruch, Rodeland oder Neuland werden ſolche in Ackerland verwandelte Ländereien genannt, welche früher nicht cultivirt waren, ſondern entweder gänzlich wüſt lagen oder als Wieſen, Weiden, Holzungen u. ſ. w. benutzt wurden. Solches Land iſt in der Regel ſehr reich an Dammerde und bringt daher in den erſten Jahren nach dem Umbruch, ſelbſt ohne Dünger, gewöhnlich reichliche Fruchternten hervor, kann aber durch zu angeſtrengte, unzweckmäßige Benutzung, ohne Erſatz durch Dünger, leicht für lange Zeit, wo nicht für immer, gänzlich erſchöpft werden.

Neucaledonien, eine 300 □M. große, 60 M. lange und 10—15 M. breite Inſel Auſtraliens, 300 St. von der Oſtküſte Neuhollands, wurde von Cook auf ſeiner zweiten Reiſe 1772 entdeckt. Ihre ſüdl., weſtl. und nördl. Küſte ſind mit ſo furchtbaren Felſenriffen umgeben, daß ſich Schiffe ihr nur an der Oſtküſte nähern können, obſchon es auch hier nicht an Korallenriffen fehlt. Eine Kette von Bergen, die ſich ſtufenweiſe bis zu 3200 F. erheben, durchzieht die Inſel und wird nur an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. Außer den gewöhnlichen auſtraliſchen Erzeugniſſen, wie Feigen, Cocos, Brotfrucht u. ſ. w., gibt es hier Granaten, Sandſtein, Asbeſt, Seifenſtein, Serpentin und wahrſcheinlich auch Metalle. Die 120,000 Einwohner ſind Papuer, ihre Hautfarbe iſt kaſtanienbraun, ſie haben in der Phyſiognomie viele Ähnlichkeit mit den Bewohnern von Vandiemensland und reden eine von allen Sprachen der Südſeeinſeln abweichende Sprache. Sie gehen faſt ganz nackt, bauen Yams, Arum, Zuckerrohr und Piſangs, welche letztere man regelmäßig gepflanzt fand; genießen aber auch eine Art großer ſchwarzer Spinnen, welche ſie auf Kohlen röſten, und eſſen ſelbſt Stücke weichen Speckſteins (Steatit). Auch fand Cook Anzeigen, daß ſie das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde verzehren. Ihre Wohnungen gleichen in der Form einem Bienenkorbe und ſind inwendig mit Matten von Cocosblättern bedeckt. Den größten Fleiß ſcheinen ſie auf Verfertigung der Waffen zu verwenden. Sie haben Sagaien oder Lanzen, die bis 15 F. lang ſind, und werfen dieſelben mit ziemlicher Kraft und Sicherheit mittels eines elaſtiſchen Stricks, den ſie um die Mitte der Lanze legen und dieſer mit dem Daumen einen Schneller geben. Ihre Streitkolben von ſehr hartem Holze ſind zum Theil nett geſchnitzt und polirt. Auch bedienen ſie ſich der Schleudern, und ründen zu dieſem Behufe die Steine mit beſonderm Fleiße. Cook ſchildert die Neucaledonier als gutartig, ohne Mistrauen und freundlich zuvorkommend; der franz. Admiral D'Entrecaſteaux hingegen, der die Weſtſeite der Inſel aufnahm, als freche Diebe, ſtreitſüchtig und als Menſchenfreſſer. Die dortige Pflanzenwelt hat Labillardière im „Sertum austrocaledonicum" (Par. 1824) beſchrieben.

Neudietendorf, eine Colonie der evangeliſchen Brüdergemeine mit 370 Einw. im Fürſtenthume Gotha, nahe bei Altdietendorf, einem Pfarrdorfe von ungefähr 270 Einw., wurde 1742 angelegt und erhielt 1764 vom Herzog Friedrich III. die Verſicherung landesherrlichen Schutzes. N. liegt in einer angenehmen Gegend, an dem Flüßchen Apfelſtedt, und iſt regelmäßig und ſchön gebaut, wohl gepflaſtert und des Nachts durch Laternen erleuchtet. Überall herrſcht Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung. Die Einw. unterhalten Fabriken von Wollen- und Baumwollenzeuchen, Strümpfen, Federſpulen, Siegellack und buntem Papier; eine Flanelldruckerei, eine Schönfärberei, eine Fiſchbeinreißerei u. ſ. w.

Neuengland nannte man ſonſt die jetzigen nordamerikan. Freiſtaaten Maine, Neuhampſhire, Maſſachuſetts, Rhode Island, Connecticut und Vermont.

Neufchatel oder Neuchatel, Neuenburg oder Welſchneuburg, ein hel-

vetiſcher Canton und ſouveraines preuß. Fürſtenthum, begrenzt von Frankreich und der Schweiz, hat einen Flächenraum von 13¼ □M., beſteht aus dem eigentlichen Fürſtenthume Neufchatel und der Grafſchaft Valengin und zählt 56,000 Einw. Mehre Ketten des Jura durchziehen das Land, und der Neuenburgerſee, welcher 206 F. höher als der Genferſee liegt, 6 M. lang, 1½ M. breit, 400 F. tief und ſehr fiſchreich iſt, verbindet es durch andere kleine Seen und Flüſſe mit dem Rhein. Es hat beträchtliche Rindviehzucht, auch Wein, Obſt, Hanf und Flachs, erbaut aber beiweitem nicht hinlänglich Getreide; deſto mehr zeichnet es ſich durch ſeinen Kunſtfleiß aus. Dieſer beſteht in drei Hauptzweigen: Spitzen, Kattun und Uhren. Außerdem wird noch mit Borten, Meſſern, mechaniſchen Inſtrumenten, Zitz und andern Baumwollenſtoffen ein einträglicher Handel getrieben. Die von uralten Zeiten an beſtehende Freiheit und Milde der Verfaſſung zog von jeher eine Menge fremder Arbeiter dahin. Im J. 1834 gab es daſelbſt 6386 Uhrmacher und 4028 Klöppler, deren Arbeiten in ganz Europa verführt werden. (S. Lachaux de Fonds.) Die herrſchende Kirche iſt die reformirte; überhaupt gibt es nur zwei katholiſche Gemeinden; Landesſprache iſt die franzöſiſche; doch wird auch deutſch geſprochen. Gouverneur des Landes iſt der Generallieutenant von Pfuel, Präſident des Staatsraths der Graf Louis de Pourtales. Die Beſteuerung und Geſetzgebung geht von den Landſtänden aus, die ſich aller zwei Jahre verſammeln. Von den 75 Mitgliedern derſelben ernennt der Fürſt 45; die übrigen wählen die Bezirke. Die jährlichen Einkünfte betragen 304,706 Schweizergulden; die Civilliſte des Fürſten iſt 150,000 Francs (à 5 Gr. 5 Pf.). Zum helvet. Bundesheere ſtellt N. 960 M. und zur Bundeskaſſe zahlt es 19,200 Gulden. Ein Bataillon Neufchateller von 400 M. gehört zur kön. Garde in Berlin. Nach vielfachem Wechſel der frühern Beſitzer dieſes Landes gehörte N. der alten franz. Familie Longueville. Als dieſe mit dem Tode der Herzogin von Nemours, Maria von Orleans, 1707 erloſch, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauſes Oranien, deſſen alte Rechte auf das Fürſtenthum anerkannt waren, von den Ständen deſſelben zur Herrſchaft berufen und die darauf erfolgte Beſitzergreifung in dem utrechter Frieden beſtätigt. Im J. 1806 trat Preußen dieſes Fürſtenthum an Frankreich ab, worauf Napoleon den Marſchall Berthier, nachherigen Fürſten von Neufchatel-Wagram, damit belehnte. Im pariſer Frieden von 1814 ward es vergrößert an Preußen zurückgegeben. Es huldigte am 2. Jul. 1814 dem Könige von Preußen, der ihm von London aus, am 18. Jun. 1814, eine Charte constitutionnelle (ähnlich der genfer) gab und die Rechte eines für ſich beſtehenden, von dem preuß. Staatsintereſſe ganz getrennten Staats erneuerte. Das Fürſtenthum wurde am 12. Sept. 1814 als der 22. Canton in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen und iſt der einzige monarchiſche Canton des Schweizerbundes. Bei den Reformplanen der Eidgenoſſen im J. 1832 gab es auch in N. Unruhen, die aber bald gedämpft wurden. Der König milderte die Urtheile des Kriegsgerichts in Anſehung der Unruhſtifter und ertheilte der neufchateler Regierung, auf deren Wunſch, Vollmacht mit der Eidgenoſſenſchaft zu unterhandeln, um aus dem Bunde herauszutreten; allein der Vorſchlag wurde von der Tagſatzung im Jul. 1834 einſtimmig verworfen. Die Hauptſtadt des Fürſtenthums, Neufchatel oder Neuenburg, am Fuße des Jura, da, wo der brauſende Seyon ſich in den Neuenburgerſee ergießt, in einer ſehr ſchönen Gegend, iſt nicht übel gebaut und hat gegen 5600 Einw. Sie iſt der Sitz des Handels im Fürſtenthume und ſehr wohlhabend. Das daſelbſt beſtehende Gymnaſium und die andern Lehr-, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten haben beſonders gewonnen durch das Vermächtniß von 3 Mill. Gulden, welches der in Lyon anſäſſige Kaufmann Pury, ein geborener Neufchateller, zu ihren Gunſten machte. Ebenſo ſtiftete der Kaufmann Jacq. Louis de Pourtales, geſt. 1814, ein Hoſpital mit einer Dotation von 700,000 Francs, welche ſeine Erben noch vergrößerten.

Neufundland, von den Franzosen Terreneuve genannt, eine Insel von 1667 □M. und 90,000 Einw., von Labrador (s. d.) durch die Straße Belleisle getrennt, bildet mit diesem zusammen eins der acht Gouvernements des brit. Amerika. N. wurde 1497 von Giovanni Caboto (s. d.) und seinem Sohne Sebastian entdeckt und 1583 von England in Besitz genommen. Doch sollen schon im 11. Jahrh. Normänner sich daselbst angesiedelt haben. Als seit dem Ende des 16. Jahrh. auch Franzosen in N. sich festsetzten, entstanden unaufhörliche Streitigkeiten, welche auch dadurch nicht gehoben wurden, daß die Insel im utrechter Frieden, 1713, ganz an England kam, weil die Franzosen sich das Recht vorbehalten hatten, an den Küsten der Insel von Bonavista bis Cap Riche an dem einträglichen Stockfischfang Antheil nehmen und deshalb Gebäude und Hütten anlegen zu dürfen. Im pariser Frieden von 1783, welcher auch den Nordamerikanern Antheil an dieser Fischerei gab, erlangten die Franzosen einige vortheilhafte Bedingungen in Ansehung dieses Fischfanges, der seit dem Revolutionskriege wieder ganz in die Hände der Engländer kam, nachher jedoch sowol den Franzosen als den Nordamerikanern wieder freigegeben wurde. Das Land ist unfruchtbar, voll Berge, Sümpfe und Moräste. Nur der nördl. und westl. Theil desselben haben heitern Himmel. Der Winter ist äußerst streng; der Sommer kurz und unerträglich heiß. Alle Küsten bieten den reichlichsten Fischfang dar; am ergiebigsten ist die sogenannte große Bank, welche in einiger Entfernung von Cap Race, der südlichsten Landspitze, liegt und fast immer von kalten dichten Nebeln bedeckt ist, besonders vom Febr. bis Jul.; ferner die grüne, Walfisch- und Petersbank. Gefangen werden namentlich Biber, Fischottern, Lachse und Forellen; an den Küsten Walfische, Seehunde und besonders Kabliaue, die eingesalzen als Laberdan, eingesalzen und getrocknet als Klippfisch und getrocknet als Stockfisch nach Europa verführt werden. Von der Wichtigkeit dieses letztern Handelszweiges kann man sich daraus einen Begriff machen, daß zu der Zeit, als England und Frankreich sich in diese Fischerei theilten, England jährlich über 600,000 Ctr. Stockfisch verführte, deren Werth auf 3—4 Mill. Thlr. angeschlagen wird, und die Franzosen in der Periode, wo sie in der Theilnahme an jener Fischerei sehr eingeschränkt waren, gegen 3 Mill. Livres jährlich mit diesem Handel gewannen. Schon damals beschäftigte dieser Zweig des Handels in England allein über 20,000 Menschen. Die Hauptorte sind St.-Johns mit 12,000 Einw. und einem Freihafen, welcher an 200 Schiffe faßt, und Placentia mit 3000 Einw., Hafen und Rhede.

Neugeorgien, eine Inselgruppe in Australien, besteht aus der Insel Ysabel oder Neugeorgien, den 11 Salomons- und mehren kleinen Inseln, namentlich den sechs Schatzinseln (îles de la Trésorerie), der Bougainvilleinsel und den 40 Widerwärtigkeitsinseln (îles de contrariété). Die Insel Neugeorgien liegt südostwärts von Neuirland und wird durch einen Kanal, welcher die Shortlandsstraße heißt, in zwei Theile geschieden. Bougainville sah sie zuerst 1768; der Lieutenant Shortland aber entdeckte 1788 ihre westl. Küste und gab ihr den Namen. Den südöstl. Theil nennt man auch das Assassinenland, weil die Bewohner die Schiffsmannschaft des franz. Capitains meuchlings überfielen. Die kleinern Inseln sind meist aus Schalthiergehäusen entstanden; einige haben Vulkane und schönbewaldete Gebirge. Senkrechte hohe Felsen bilden hier und dort die Uferküste. Die Thäler sind fruchtbar und meist gut angebaut. Besonders gedeihen Cocos, Brotfrucht, Bananas, Yams, auch Zimmt, Kaffee, Mandeln, Zuckerrohr u. s. w. Die Bewohner, vom Stamme der Papuer, sind röthlich schwarz, stark und wohlgebaut; sie gehen fast ganz nackt, tättowiren sich, leben in Polygamie und verzehren ihre getödteten Feinde. Ihr Oberhaupt ist ein furchtbarer Despot, dem Alles gehört, was er in seinem Lande besitzen will.

Selbst in seinen Schatten zu treten ist dem Unterthan bei Todesstrafe verboten. — Neu- oder Südgeorgien, eine unbewohnte, von Laroche 1675 entdeckte Inselgruppe, in der Nähe des noch wenig beschifften südl. Polarmeers, 54—55° S. B., besteht aus nackten, selbst mitten im Sommer mit Schnee und Eis bedeckten, von allem Holz entblößten Felsen, auf denen nur zwei Pflanzenarten, Dactylis und Ancistrum, spärlich gedeihen. In der Nähe derselben liegen die vom russ. Capitain Bellingshausen entdeckten, zu Ehren des russ. Seeministers genannten Inseln des Marquis de Traverse. (S. Neusüdshetland.) — Die Neugeorgieninseln, eine Gruppe von neun Inseln, unter denen Lowther die größte ist, im Lancastersunde des nördl. Eismeers, wurden 1819 von Parry entdeckt und benannt. — Neugeorgien heißt endlich auch eine brit. Besitzung am Königin-Charlottensund, an der Westküste Nordamerikas.

Neugranada, südamerikan. Republik, die sich 1831 von Colombia (s. d.) trennte und nach ihrem Grundgesetze vom 17. Nov. 1831 aus dem ehemals span. Vicekönigreiche Neugranada besteht, liegt am caraibischen und am stillen Meere, grenzt mit den Republiken Venezuela (s. d.) und Ecuador (s. d.) und hat ein Areal von 22,000 □M. mit 1½ Mill. Einw. Das Hauptgebirge, die Cordilleren von Neugranada oder Cundinamarca, ist eine Fortsetzung der Anden. Hoch- und Tiefebenen, Llanos, wechseln mit Alpenwäldern, Bergseen und Schneepics, die bis zu einer Höhe von 18,000 F. aufsteigen. Tropenglut wechselt mit ewigem Frühlinge, und die reichste Vegetation mit ewigem Winter. Die Hauptflüsse sind der Orinoco, der Cauca mit Wasserfällen, und der Rio Magdalena; die vorzüglichsten Producte: Tropenfrüchte, Chinarinde, Gold, Quecksilber, Platin, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Marmor, Smaragde, Amethyste, Sapphire, Serpentin, Stein- und Seesalz u. s. w. Der ganze Staat zerfällt in die Departements Cundinamarca mit der Hauptstadt Bogota (s. d.), Boyaca mit der Hauptstadt Tunja, Magdalena mit der Hauptstadt Carthagena (s. d.), Isthmo mit der Hauptstadt Panama (s. d.) und Cauca mit der Hauptstadt Popayan, welchem auch im Einverständnisse mit Ecuador 1833 die Provinz Buonaventura einverleibt wurde. Die Einkünfte betragen ungefähr 2½ Mill. Dollars, und das Heer besteht seit 1834 aus 3230 M. Die vollziehende Gewalt hat der Präsident, dem ein Vicepräsident zur Seite steht, welche beide auf vier Jahr gewählt werden. Erster Präsident wurde am 7. Oct. 1832 der General Santander; Vicepräsident ist Joaquin Mosquera.

Neugriechen nennt man die jetzige Bevölkerung Griechenlands. Die Neugriechen bestehen, wenn man die Bewohner der Gebirge von Maina, Arkadien und Thessalien und einiger Inseln des Archipelagus ausnimmt, fast nur aus einem Gemisch beinahe aller europ. Völker mit den ursprünglich griech. Einwohnern, namentlich der Nachkommen der alten Römer und Gothen, der Türken, Juden, Wlachen, Italiener u. s. w.; einem Gemisch, das sich aus den Einwanderungen und Durchzügen fremder Horden seit dem 4. Jahrh., sowie aus den Einflüssen der röm., franz., venetian. und türk. Herrschaft erklären läßt, ohne daß jedoch durch diese Thatsachen die völlige Ausrottung der Hellenen in den Bewohnern des heutigen Griechenlands und der frühern griech. Provinzen sich nachweisen ließe. Dagegen sprechen die Wahrnehmungen der Gegenwart, und es wäre wol auch außerdem unbegreiflich, daß sich, neben der aus dem Altgriechischen verderbten, dem Grundelemente nach aber hellenischen Sprache der Neugriechen nicht allein von dem Charakter der alten Hellenen, sondern auch von deren Sitten und Gebräuchen so viel erhalten hat, als es auf der einen Seite die griech. Kirche und auf der andern der Despotismus der Türken erlaubte. Gleichwol ist ein großer Unterschied zwischen den freien Bewohnern des Gebirges und denen der Flecken und Städte in den Ebenen. So zeigte bis zum Freiheitskampfe der Griechen im J. 1821 auf den Gebirgen Arkadiens Alles die Ruhe des idyllischen Hirtenlebens,

während man in den Ebenen nur das Elend der Knechtſchaft erblickte. So vielfach der Wechſel des Klima und der Producte des Landes iſt, ſo vielfach war auch der Wechſel in der Cultur der Bewohner. Auf den Inſeln wohnten faſt nur Fiſcher; der Mainot war Jäger und Räuber; in Theſſaliens Ebenen wohnten Nomaden und Ackerbauer nebeneinander; in Seres, Soloniki, auf Syra u. ſ. w. blühte der Handel, und das Leben der Reichen in den größern Städten war ganz nach Art der türk. Großen. Die Mönche vom Berge Athos erinnerten an die Anachoreten von Thebais, und auf Chios, Patmos, Cephalonien u. ſ. w. gab es claſſiſche Studien und Gelehrte. Dieſelbe Verſchiedenheit findet, mit geringen Ausnahmen, auch jetzt noch ſtatt.

Neugriechiſche Sprache und Literatur. Der männliche Aufſchwung des griech. Volks ſeit 1821 hat aufs Neue die Aufmerkſamkeit des claſſiſch gebildeten Europa auch der Sprache zugewandt, die noch in ihrer Entartung die Anklänge glücklicherer Zeiten zurückruft. Dankbar für die Pflege, die ihr geworden, ſchien die griech. Sprache länger als jede andere uns bekannte eine Reinheit zu bewahren, die ſelbſt ihren ſpäteſten Blüten Würde und Anmuth gibt. Selbſt jetzt, wo dieſe Reinheit längſt verloren gegangen, hat der Nachklang einer hochbegünſtigten Mundart doch fortwährend die Erinnerung an gefeierte Altvordern erhalten und iſt der bewahrende Schutzgeiſt der griech. Art und Sitte geblieben. Des alten Griechenlands Sprache ſchien jedes äußern Schutzes beraubt, als mit dem Falle Konſtantinopels die Griechen unterjocht wurden. Alle Gebildete, in deren Munde ſich das reine Griechiſch, die Sprache der byzantiniſchen Fürſten, erhalten hatte, waren im Kampfe gefallen, oder geflüchtet, oder buhlten gar um die Gunſt der rohen Sieger durch Annahme ihrer Dialekte. Nur im niedern Volke lebte noch jenes gemeine Griechiſch (die *κοινή*, *δημώδης*, *ἁπλή*, *ἁπλο-*, auch *νεο-ἑλληνική*, *ἰδιωτικὴ διάλεκτος* oder *γλῶσσα*), das parlar volgare des gebildetſten Volkes. Gewöhnlich heißt die neugriech. Sprache — die übrigens ſehr treffend von Korais mit dem Namen *ἡ συνήθεια* bezeichnet wird, d. i. die Gewohnheit, die Umgangsſprache, weil ſie nur als die geſprochene Sprache des Volkes (*ἡ ὁμιλουμένη γλῶσσα*) im Gegenſatze zur Schriftſprache, und bisher auch gleichſam deren Stelle vertretend, erſcheint, — *ἡ ῥωμαικὴ γλῶσσα*, ebenſowie Konſtantinopel im Mittelalter *ἡ νέα Ῥώμη* und das frühere Griechenland *ἡ Ῥωμανία* hieß, die Griechen aber *Ῥωμαῖοι* genannt wurden. Spuren des gemeinen Griechiſchen kommen zwar ſchon bei frühern Schriftſtellern vor, aber erſt ſeit dem 6. Jahrh. wird es recht bezeichnend erwähnt. Dieſes griech. Patois entfernte ſich noch mehr von der Reinheit der Schriftſprache, die am Hofe, in den Gerichtshöfen und in den Lehrſälen eine Zuflucht hatte, als kreuzfahrende Franken es durch ihnen eigenthümliche Ausdrücke vermehrten, und anwohnende Barbaren (Slawen, Türken u. ſ. w.) ihm die ihrigen aufdrangen. Als ſchon gebildete Schriftſprache tritt dieſer Volksdialekt zum erſten Male in der Chronik des Simon Sethos (1070—80) hervor. Nachdem die Osmanen Herren des Landes geworden, hörten mit einem Male alle Anſtalten auf, welche Pflegerinnen der beſſern Sprechart geweſen waren; das Volk, ſich ſelbſt überlaſſen, von der brutalſten Willkür beengt, würde zuletzt auch ſeine täglich mehr verwilderte Mundart aufgegeben haben, hätten die Griechen nicht in ihrer Kirche einen lebendigen und einflußreichen Mittelpunkt behalten. Denn da ihnen bei der Eroberung der Hauptſtadt der Patriarch geblieben war, ſo wandten ſie zu ihm ihre Blicke als zu ihrem Haupte, und ſahen in ihrer Synode ſeinen Senat, und auch der Sprache blieb in den Schriften der Kirchenväter und des A. und N. Teſt. ein kanoniſches Muſter, das die täglich ſich mehr entfremdenden Mundarten zuſammenhielt. Verwahrloſt und dem Zufalle preisgegeben, ohne eine zur höhern Sittlichkeit hinweiſende Glaubenslehre, in jedem Gewerbe gehindert, von dem aufreizendſten Beiſpiel zu träger Wolluſt oder zu rachſüchtiger Tücke angeregt, konnten die ärmlichen,

überall beengten Lehranstalten um so weniger nützen, da die berufenen Pfleger der Sittlichkeit und Bildung, die Geistlichen und Mönche, selbst der Kenntnisse ermangelten und der allgemeinen Verderbniß sich hingaben. Bis zur Mitte des vorigen Jahrh. dauerte diese tiefste Erniedrigung der neugriech. Mundart. Denn die Wenigen, welche in jener Periode es der Mühe werth hielten, etwas aufzuschreiben, verschmähten die Sprache des Volkes zu gebrauchen; wie Fremde borgten sie dazu die altgriech., damals völlig ausgestorbene Sprache, und Manche brauchten sie nun auch noch in einem Gemisch mit türk., italien. und andern Wörtern (μιξοβάρβαρον). Endlich regte der durch alles Volksungemach doch nicht ertödtete griechische Geist mächtiger seine Flügel; denn das mildeste Klima, das den naturfrohen Sinn fortwährend pflegte und nährte, das unentreißbare Erbe hochgefeierter Namen und Erinnerungen, die Land und Meer täglich erweckte, selbst die Freude am Gesang, ließen den Volkssinn nicht völlig untergehen. Drei Perioden dieser Erweckung kann man mit Rhizos unterscheiden. Die erste, von 1700—50, verschaffte den Fanarioten Einfluß und Wirksamkeit im Serail, besonders seit Maurokordatos (Alex., Gelehrter und histor. Schriftsteller) Pfortendolmetscher, und sein Sohn Nikolaos Hospodar der Walachei ward. Besonders gehören dieser Epoche der Kirchenhistoriker und Geograph Meletios und der geistliche Redner Miniatis an. Während der zweiten Periode, von 1750—1800, eigentlich nur bis 1792, dem Jahre des Friedensschlusses von Jassy, bildeten die Griechen sich auf abendländischen Universitäten und verpflanzten aus den Abendländern Kenntnisse mancher Art und das Bedürfniß nach weiterer Bildung nach der Heimat. Zum Handel durch die Natur aufgefodert, zeigten sie bald eine Gewandtheit und eine Geschäftsumsicht, die Mehre zu bedeutendem Wohlstande brachte. Durch ihre äußere Beschränkung zum Zusammenhalten ermuntert, lag ihnen daran, Eingeborene zu Gehülfen sich heranzuziehen. Das Bedürfniß zwang zur Anerkennung des Werthes der Bildung, und die Theilnahme an der Verwaltung der Moldau und der Walachei erhob ihre Blicke zu öffentlicher Thätigkeit. Man wünschte, den gebildeten Völkern Europas näher zu treten und hinter den allgemeinen Anregungen nicht zurückzubleiben. Man fing an, die Muttersprache mehr zu beachten, die ohnehin besonders durch die häufigern Reisen gebildeter Europäer nach den Trümmern der untergegangenen griech. Hoheit, an Berührungen mit dem vorangeschrittenen Westen gewann. Der Patriarch von Konstantinopel, Samuel, ferner Eugenios Bulgaris und Theotokis, Beide von Korfu und gelehrte Theologen, sowie Rigas können als bezeichnend für diese Periode angeführt werden. Doch erst im dritten Zeitraume, von 1800, eigentlich von 1792, bis auf die Gegenwart, wurde diese gewonnene Bildung einflußreicher für das Gefühl der Nation, die, durch eine Menge äußerer Umstände begünstigt, den Druck erst jetzt recht zu empfinden anfing. Schulen entstanden zu Venedig, Odessa, Wien, Jassy, Bukaresçht, auf den ionischen Inseln, in Janina, Kydonia (in Kleinasien), Chios u. s. w. Aber auch in Konstantinopel, unter Selim III. Regierung, machten sich einzelne Fanarioten, vor Allen der Fürst Dimitrios Murusis, zu Ende des vorigen Jahrh. um die Cultur der neugriech. Sprache und Literatut sehr verdient.

Die Dankbarkeit gegen die Muttersprache ward dem übrigen Europa ein Grund der Beachtung der Tochtersprache, und gleichmäßig gewann die neugriech. Sprache durch der Eingeborenen und der Fremden Einwirken. Anfangs wurden zu Jassy, zu Bukaresçht, ferner zu Venedig und Leipzig meist kirchliche Schriften gedruckt; als aber durch Gewerbthätigkeit und Schiffahrt, besonders der Hydrioten, der Reichthum der Einzelnen sich mehrte, nahm auch der Bücherverkehr zu, welchem auswärts erzogene und redlich fördernde Volksfreunde hülfreich entgegenkamen. Die Volkssprache selbst, die nicht ohne Wohlklang und Biegsamkeit sogar in ihrer Entwürdigung war, gewann bei diesem Streben an Kraft und Bild-

samkeit, und das Bestreben Einzelner, unter Berücksichtigung ihrer Eigenthümlichkeiten sie gleichwol von fremden Wörtern und grammatischen Auswüchsen zu reinigen, um sie nach dem Muster des Altgriechischen immer mehr zu veredeln, fand, wenngleich von Seiten Einzelner, wie Kodrikas, Neophytos Dukas, Katartschis, Christopulos u. s. w. eine Zeit lang Widerspruch und heftige Angriffe, doch endlich unter den Gelehrten und im Volke selbst Anklang und Unterstützung. (S. Korais.) Nicht ohne Einfluß darauf blieb die rein wissenschaftliche, auf Korais' Rath im J. 1811 gestiftete wiener Zeitschrift „Λόγιος Ἑρμῆς". Den Schatz der neugriech. Sprache, den die bisherigen Wörterbücher sehr mangelhaft kennen lehren, weil er nur mit Zuziehung vieler Glossarien umfaßt werden kann (Somavera, ital. und neugriech., Par. 1709; Vendoti, neugriech., ital. und franz., Wien 1790; Weigel, neugriech., deutsch und ital., Lpz. 1796; Zalikoglu, franz., altgriech., neugriech., Par. 1809; Alexandridis, türk., neugriech., Wien 1812; Komas, neugriech., russ. und franz., Moskau 1811; Vlanti, neugriech. und ital., Vened. 1806; A. Gasis [nach Schneider], alt- und neugriech., Wien 1809 fg.; Schmidt's „Neugriech.-deutsches Wörterbuch", Lpz. 1825; Kumas, neugriech. Übersetzung des altgriech. Wörterbuchs von Riemer, Wien 1826), würde das große, auf sechs Folianten berechnete Wörterbuch des Patriarchen Gregorius (s. d.) uns genauer dargelegt haben, wenn der Märtyrertod des Greises nicht auch dies Unternehmen geendet hätte, nachdem nur die beiden ersten Bände erschienen waren. Für die Kenntniß der Sprache selbst, die vorzüglich in der Bildung der Zeitwörter und in den Declinationen, sowie in vielen Stücken der Syntax von dem Altgriechischen abweicht, haben sich jetzt die Hülfsmittel vermehrt. Hierher gehören: die Grammatik von Athan. Christopulos, der das Neugriechische für Äolisch-Dorisch hält (Wien 1805), Schmidt's „Deutsch-griech. Sprachlehre" (Lpz. 1808), eine deutsch-griech. von Bojadschi (Wien 1821 und 1823), Jul. David's „Méthode pour étudier la langue grecque moderne" (Par. 1821, nach der 2. Ausg. von 1827 im J. 1828 in Leipzig nachgedruckt), Desselben „Συνοπτικὸς παραλληλισμὸς τῆς ἑλληνικῆς καὶ γραικικῆς γλώσσης" (Kurze Vergleichung der alt- und neugriech. Sprache, Par. 1820; deutsch, Königsb. 1827), W. Münnich's „Neugriech. Sprachlehre" (Dresd. 1826), Lüdemann's „Neugriech. Grammatik" (Lpz. 1826); ferner: Dehèque, „Dictionn. grec moderne français" (Par. 1825), Min. Mynas, „Traité sur la véritable prononciation de la langue grecque" (Par. 1825), Desselben „Théorie de la gramm. et de la langue grecque moderne (Par. 1827) und Ebendesselben „Gramm. grecque (Par. 1828); ferner M. Schinas „Gramm. élémentaire du grec moderne" (Par. 1829), G. Theocharopulos, „Gramm. grecque universelle, ou Méthode pour étudier la langue grecque ancienne et moderne (Par. 1830), und Ebendesselben „Ὀνομαστικὸν τετράγλωσσον" eine Art Reallexikon, engl., franz., alt- und neugriech., (Münch. 1834), Anselm, „Neugriech.-deutsches und deutsch.-neugriech. Taschenwörterbuch" (Münch. 1834) und G. Russiadis, „Praktische Grammatik der neuhellen. Sprache" (Wien 1834). Auch deutsche Philologen, wie Friedemann und Poppo, ließen das Neugriechische in Berücksichtigung seines Verhältnisses zum Altgriechischen nicht unbeachtet; doch wurde ein Werk bisher übersehen, das für die Sprache, wie sie im Volke lebt, vorzüglich wichtig ist: die von Neidlinger ungenügend mitgetheilten „Remarks of H. Leake, on the languages spoken in Greece at the present day", die in seinen „Researches in Greece" (1814) sich finden. Auch vgl. man das „Dictionn. français-grec moderne, précédé d'un discours sur la grammaire et la syntaxe de l'une et l'autre langue, par Grég. Zalicoglos" (Par. 1824). Die beiden Werke des gelehrten Konst. Oikonomos: „Περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ρωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν" (Von der genauen Verwandtschaft der slawisch-russ. Sprache mit dem Altgriechischen; 3 Bde., Petersb. 1823), und: „Περὶ τῆς γνησίας προφο-

ρῶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" (Von der echten Aussprache des Altgriechischen; Petersb. 1829) sind auch für die tiefere Kenntniß der neuen Sprache lehrreich und wichtig.

Den zweimal durch Rußland beschworenen Volksgeist konnte zwar die rasch aufschießende Literatur der Neugriechen, meist Übersetzungen aus dem Franz., nicht sehr erheben, da sie ihm meist Fremdartiges anzueignen suchte; aber seit Korais und ihm Gleichgesinnte eingriffen, bemerkt man eine Höheres ins Auge fassende Thätigkeit. Die Schule zu Chios, die seit 1800 bestand, die Akademie zu Janina und die von den Franzosen auf den ionischen Inseln begründete Akademie waren, ebenso wie die Lyceen in Jassy und Bukarescht, die Schulen in Kydoniá, Konstantinopel u. s. w., Vereinigungspunkte der griech. Jugend geworden, die nicht ohne Einfluß auf den aufstrebenden Sinn des griech. Volks überhaupt bleiben konnten. Unter Lord Guilford's (s. d.) weiser Fürsorge entwickelte sich dort der griech. Geist zu regerem Leben. Bereits am 13. Nov. 1824 ward die ionisch-griech. Universität zu Korfu eröffnet. In Paris besteht für die neugriech. Sprache ein eigner Lehrstuhl, welchen der deutsche Hellenist Hase inne hat; auch hielten dort von Zeit zu Zeit Griechen, wie A. Manos, H. Klonaris, über sie Vorträge. Im Drucke erschien von Rhizos Nerulos der für die Culturgeschichte der Neugriechen wichtige und Vieles aufklärende „Cours de littérature grecque moderne" (Genf 1827; deutsch, Mainz 1827). In Wien, Livorno, Venedig, Petersburg, Odessa und Triest widmeten schon früher reiche Griechen der Belehrung und dem Bücherwesen ihrer Landsleute eine Aufmerksamkeit, die den Sinn der Gebildeten selbst höher erhob und den lebenskräftigen Stamm rasch in Knospen und Blüten trieb. In Odessa, Bukarescht u. s. w. bestand seit 1818 ein griech. Theater, wo altgriech. Tragödien, in die neue Sprache übersetzt, und neugriech. Originaldramen aufgeführt wurden. Diese ersten Versuche eigenthümlicher Schöpfungen verdankte Griechenland dem Rhizos („Aspasia" und „Polyxena"), Piккolos („Der Tod des Demosthenes"), Zampelios („Timoleon"), P. Sutsos („Der Reisende") u. s. w., neben Übersetzungen neuer dramatischer Werke von Kokkinakis, Pappadopulos u. A. Begeistert riefen, außer dem früheren Rigas (s. d.), auch Panagos Sutsos und Polyzois ihre Landsleute zu Krieg und Schlachten; lieblich, wennschon etwas lose und frei in Form und Gehalt, dichtete Christopulos; Kalwos und Salomos von Zante sangen in etwas gesuchten Versmaßen und zum Theil in weniger volksthümlichen Wendungen, aber mit kühner Begeisterung, der Erstere Oden, dieser Dithyramben. Ernst ist Sakellarios' Muse (Wien 1817), und Perdikaris satirisch. Alex. Sutsos schrieb Satiren, besonders 1830—1832 gegen den Präsidenten Kapodistrias und dessen Partei (gesammelt im ersten Bande seines „Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος", Nauplion 1833), die ebenso leicht gehalten als kräftig und scharf in Sprache und Ton sind, und dichtete auch Tragödien, darunter „Markos Botsaris". Den Fall von Missolonghi feierte die junge Evanthia (Schwester des Prof. Theoph. Kaïris) in dem Drama „Nikiratos". Als Improvisator fand Nikolopulos zu Paris Beifall. Andreas Mustoxidis (s. d.), Geschichtschreiber der Insel Korfu und Archäolog, gehört jedoch weniger der neugriech. als der italien. Literatur an. Außer den Genannten, welche im Ganzen die Dichtkunst mehr zu ernsten patriotischen Zwecken nach dem alten Lande der Musen zurückzuführen suchten, als blos zu gefälligen Schöpfungen der Phantasie benutzten, dichtete Rhizos Nerulos auch Oden voll erhabenen Schwunges, aber auch Lieder voll Spott und Scherz; die Improvisatrice Angelika Palli feierte die Helden der Freiheit, und Andere besangen die Großthaten des Kampfes, während man sich vor dem J. 1821 mehr mit Übersetzungen poetischer Werke der deutschen, franz., engl. und ital. Literatur beschäftigt hatte. Ebenso theilte sich die neugriech. Prosa, wie überhaupt die Bemühungen aller der Griechen, die eine Verbesserung des Zustandes des griech. Volkes wünschten und beabsichtigten,

in den letzten dreißig Jahren vor dem Aufſtande, und namentlich ſeit Korais, in die doppelte Rückſicht des Strebens nach moraliſcher und wiſſenſchaftlicher Aufklärung, und nach der Beförderung politiſchen Lebens und der Vorbereitung der Griechen zur Freiheit. Neben Korais, und zum Theil nur durch ihn angeregt und ſeinen Fußtapfen folgend, wirkten theils als Lehrer an Schulen, theils durch Schriften, die gelehrten Griechen: Lambros Photiadis (Lehrer am Lyceum in Bukareſcht), Wardalachos (Lehrer der altgriech. Sprache und Literatur an den Lyceen zu Bukareſcht und Chios, Verfaſſer einer geſchätzten Experimentalphyſik und Rhetorik), Benjamin Lesbios (Lehrer der Philoſophie, Mathematik und Phyſik an den Lyceen von Kydoniá und Bukareſcht), Theophilos Kaïris (Lehrer zu Kydoniá), Proïos (Lehrer der Mathematik und Phyſik an der Schule in Kuru Tſchesme), Steph. Dukas (ebendaſelbſt), Selepis (Lehrer der Mathematik in Chios), Neophytos Dukas (Philolog und Literator), Philippidis (Hiſtoriker, Geograph und Phyſiker), Athanaſios Stagiritis (Hiſtoriker), Dim. Alexandridis (Philolog, Literator und Hiſtoriker), Dimitrios N. Darwaris (Philolog und Philoſoph), Anthimos Gaſis (Philolog und Literator), Gowdelas, Manuel und Kyriakos Kapetanakis in Wien, Konſt. Oikonomos (Linguiſt und geiſtlicher Redner, Verfaſſer einer trefflichen Poetik und Rhetorik, außer den beiden obenerwähnten Werken), Kumas (Philoſoph, Überſetzer von Riemer's Wörterbuch der altgriech. Sprache, Krug's Handbuch der Philoſophie u. ſ. w., Verfaſſer einer Weltgeſchichte, größtentheils nach Becker), Wamwas (Philolog und Grammatiker, früher Lehrer der griech. Literatur, Rhetorik und Geſchichte in Chios, dann Profeſſor zu Korfu, Verfaſſer einer vorzüglichen Rhetorik), Gennadios (Philolog und Hiſtoriker), Konſtantas (Geograph), Wogoridis (Lehrer der altgriech. Sprache und Poetik in Bukareſcht), Kokkinakis (Philolog und Literator), Rhizos Nerulos (Verfaſſer des obenerwähnten „Cours de littérature grecque moderne" und einer „Histoire moderne de la Grèce" bis zum Jahre 1826), Kanellos (Lehrer der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften am Lyceum zu Bukareſcht, Literator, und unter andern Verfaſſer der Briefe über die neugriech. Culturgeſchichte, welche Iken's „Leukothea" zum Grunde liegen), Pharmakidis (Philolog und Literator), Trikupis (politiſcher Redner), Pikkolos (früher Lehrer der Geſchichte in Chios), Polyſoidis (politiſcher Schriftſteller), Jatropulos (Lehrer am Lyceum in Bukareſcht), Klonaris (ebendaſelbſt), G. Sakellarios (Archäolog), Perraebos (Hiſtoriker) und viele Andere. Vieles von den wiſſenſchaftlichen Arbeiten einzelner Griechen iſt noch ungedruckt, und Manches davon wird vielleicht ſtets Handſchrift bleiben. Auch haben die Wirkungen der einzelnen Bemühungen auf das Ganze des neugriech. Volkslebens ſich nur erſt ſchwach entwickeln können, und nicht wenig ſtörend mußte grade in dieſe Anfänge des erwachenden geiſtigen Lebens der Neugriechen der in jeder Hinſicht und auch nach ſeinen anfänglichen und ſpätern Folgen unzeitige Kampf im J. 1821 eingreifen, wenngleich er auf der andern Seite das Volk zu neuem geiſtigen Leben aufregen mußte. Aber zunächſt vernichtete er die für Beförderung wiſſenſchaftlicher Aufklärung beſtehenden Anſtalten, wie die hier und dort errichteten Schulen und die einzelnen Zeitſchriften, welche jenen Zweck hatten. Die „Meliſſa" (Biene), ein neugriech. Journal, das Spyridon Kondos und Agathophron zu Paris 1819—21 herausgaben, hörte auf, als die Mitarbeiter in den Befreiungskrieg zogen, und auch der in Wien erſcheinende „*Λόγιος Ἑρμῆς*", ſowie die Zeitſchrift „*Καλλιόπη*", die in Wien ſeit 1819 erſchien, mußte mit dem J. 1821 aufhören. Seit dieſer Zeit feierte das geſanglustige Volk höhere Gegenſtände, aber es umfaßte dieſelben auch mit ſeinem lebendig ergreifenden, poetiſch ſchaffenden Geiſte, indem es zugleich handelte und dichtete. Die neugriech., in ihrer Innigkeit und Naivetät, wie in der oft dramatiſchen Energie ihrer Darſtellung auch von Göthe anerkannten Volkslieder, welche größtentheils aus einer frühern Zeit herrühren, aber doch

auch zugleich bis auf den Anfang des Freiheitskampfes ſelbſt reichen, hat Fauriel geſammelt in den „Chants populaires de la Grèce moderne" (2 Bde., Par. 1824—25; deutſch von Wilh. Müller, 2 Bde., Lpz. 1825, und von einem Ungenannten, 2 Bde., Koblenz 1825). Auch gehören hierher E. F. von Schmidt-Phiſeldeck's „Auswahl neugriech. Volkspoeſien" (Braunſchw. 1827), ſowie K. Th. Kind's „Neugriech. Volkslieder", in der Urſprache und überſetzt (Grimma 1827), und Deſſelben „Neugriech. Poeſien" im Urtexte (Lpz. 1833). Vgl. K. Th. Kind's „Neugriech. Chreſtomathie" (Lpz. 1835), worin der Verfaſſer auf gleiche Weiſe die Erlernung der Sprache und die Kenntniß der neugriech. Literatur zu befördern ſuchte.

Neugriechiſcher Styl, ſ. Byzantiniſche Kunſt.

Neuguinea, nach Neuholland die größte Inſel Auſtraliens, wird ſüdl. durch die Endeavour- und Torresſtraße von Neuholland, öſtl. durch die Dampiersſtraße von Neubritannien, und von Gilolo durch die Pittsſtraße geſchieden, iſt 13,000 □M. groß und hat etwa 500,000 Einw. Sie wurde von ſpan. Seefahrern 1528 und 1543 entdeckt; Forreſt ging an ihrem nördl. Ufer vor Anker, und Cook landete an ihrer Südküſte; Dampier, Carteret, Bougainville, D'Entrecaſteaux beſuchten blos einige ihr benachbarte Inſeln, und Lemaire und Schouten, welche den größten Theil der Nordküſte beſchifften, hatten mehre Zuſammenkünfte mit den Eingeborenen der benachbarten Inſeln, landeten aber auch nicht auf der Hauptinſel. Einen Theil der Inſel, bisweilen ſelbſt die ganze Inſel, nennt man das Land der Papuer, d. h. Küſtenbewohner. An ihrem weſtl. Ende liegen mehre kleine Inſeln; ihre Küſten ſind hoch und bergig und im Innern zeigen ſich hohe, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Berge und rauchende Vulkane. Man findet daſelbſt Schweine, Hunde, Paradiesvögel, Tauben, Papageien, Meergänſe, Fiſche, Gewürznelken, Ingwer, Muskatnüſſe, Cocos, Betel, Sago, Brotfrüchte, Piſangs, Platanen, Bambus u. ſ. w. Die Bewohner, die Papuer, ſind negerartig; ſie haben aufgeworfene Lippen, platte, breite Naſen, einen großen Mund, große Augen und glänzend ſchwarzes Wollhaar, eine ſehr ſchwarze, rauhe Haut, ſind ſtark gebaut und gehen faſt ganz nackt, indem ſie blos einen dünnen, aus den Faſern der Kokusnüſſe verfertigten Zeuch um den Leib binden. Ihre Wohnungen an den Küſten, in deren einer ſich gewöhnlich mehre Familien aufhalten, ſind auf Pfählen gebaut und haben einen Herd; ihr Hausrath beſteht in Matten und einigen irdenen Geräthſchaften. Die Männer beſchäftigen ſich blos mit Jagd und Krieg. Ihre Waffen beſtehen in Keulen, Lanzen und einer Art Feuergewehr. Durch die Chineſen, welche mit den Papuern Handel treiben, ſcheinen einige Gebräuche der Religion des Fo bei ihnen Eingang gefunden zu haben. Von den Papuern, den Ureinwohnern malaiiſchen Stammes, unterſcheiden ſich die Haraforas, welche im Innern der Inſel Ackerbau treiben, und die Badſchuer oder Oran-Badſchus, ein wanderndes Fiſchervolk. Obſchon N. unter allen Ländern Auſtraliens am früheſten entdeckt wurde, ſo iſt es doch noch ſehr unbekannt. Der König der Niederlande, Wilhelm I., ließ die Weſtküſte der Inſel aufnehmen und eine königl. niederländ. Niederlaſſung, das Fort Dübüs, ward in der Tritonbai am 24. Aug. 1828 gegründet.

Neuhanover, ſ. Neubritannien.

Neuhäuſel, eine Stadt in Niederungarn, am Neitraflusſe, mit 5700 Einw., einer Hauptſchule und beſuchten Pferdemärkten, iſt aus früherer Zeit als Feſtung denkwürdig, wurde 1592 mit ſechs Baſtionen befeſtigt, 1604 durch Verrath von Stephan Botſchkai erobert, in dem durch Erzherzog Matthias geſchloſſenem Frieden 1606 aber ward ſie wieder an den Kaiſer abgetreten. Im J. 1619 nahm Bethlen Gabor auch dieſe Stadt, wie ganz Ungarn ein; verlor ſie jedoch ſchon 1621 wieder. In dem für Leopold I. unglücklichen Türkenkriege von 1661 ward N. von dem Großvezier Achmed Köprili nach einem über die Kaiſerlichen

in der Nähe der Stadt erfochtenen Siege, am 16. Sept. 1663 erstürmt, und blieb beim Frieden 1664 in den Händen der Türken, bis es im Jun. 1685 von den Kaiserlichen eingeschlossen und im Aug. nach Besiegung des türk. Heeres durch den Herzog von Lothringen mit Sturm erobert ward. Als Tökely's Stiefsohn, Franz Rakoczy, sich 1701 an die Spitze der ungar. Misvergnügten stellte, fiel auch N. 1705 in seine Hände; doch ward es 1710 von den kais. Truppen wieder eingenommen und 1724 seiner Umwallung beraubt.

Neuhebriden, eine aus mehr als 20 Inseln bestehende Gruppe in Australien, wurde von dem Spanier Quiros 1606 entdeckt und nach der größten unter den Inseln, welcher er den Namen Tierra del Espiritu santo gab, Heiliger-Geist-Archipel benannt. Seit Cook heißen diese Inseln Archipel der Neuen Hebriden, bei den Franzosen eine Zeit lang, nach Bougainville's Vorschlage, die großen Cykladen, und neuerdings nennen sie Einige nach Jul. de Blosseville's Vorgange den Quirosarchipel. Sie sind mit sanft ansteigenden Hügeln bedeckt, fruchtbar und voller Waldungen. Ihre Bewohner, die in beständigem Kriege untereinander leben, sind Südneger in verschiedenen Abstufungen, noch sehr roh und auf einigen Inseln sogar Anthropophagen. Beide Geschlechter umgürten ihre Lenden mit Riemen, wodurch ihr Leib ein wespenartiges Ansehen erhält. Ihre Wohnungen sind bloße Hütten, 10 F. hoch, oft 40 F. lang und an beiden Seiten offen. Die bedeutendsten Eilande sind das Heiligegeistland, wo Quiros das „Neue Jerusalem" begründen wollte; Mallicolo, mit 50,000 Einw., welche für die häßlichsten aller Neger gelten; die Pfingstinsel; die Aussatzinsel; Tanna und Ambrym mit einem Vulkan und heißen Quellen; Aurora und Hamoa.

Neuhof (Theodor, Baron von), König von Corsica, stammte aus einer adeligen Familie in Westfalen. Sein Vater war Hauptmann der bischöflich-münsterschen Garde und starb 1695. Er studirte im Jesuitencollegium zu Münster und dann zu Köln, von wo er, nachdem er einen jungen Mann aus einem bedeutenden Hause im Zweikampf getödtet hatte, nach dem Haag flüchtete. Durch die Vermittlung des span. Gesandten erhielt er hierauf in einem span. Regimente, das gegen die Mohren in Afrika bestimmt war, eine Lieutenantsstelle und ward wegen seines Wohlverhaltens zum Hauptmann befördert. Bei einem Ausfall aus der Festung Oran gerieth er in die Hände der Mohren, von denen er dem Dey nach Algier ausgeliefert wurde, wo er 18 Jahre als Dolmetscher und zu den geheimsten Angelegenheiten gebraucht worden sein soll. Als die Corsicaner nach mehren mislungenen Versuchen, sich und ihre Insel von den Bedrückungen Genuas zu befreien, 1735 den Plan zu einer eignen Regierungsform entworfen hatten, und die Deys von Tunis und Algier um Hülfe ansprachen, sendeten ihnen diese zwei Regimenter unter dem Oberbefehle N.'s und alle Kriegsbedürfnisse, welche ihnen mangelten. N. wurde von den Corsen mit Freude empfangen und 1736 von ihnen mit einer Krone von Lorbern zum Herrn und König ihrer Insel unter dem Namen Theodor gekrönt. Als Beweise seiner königl. Macht ließ er Münzen von Kupfer und Silber schlagen und stiftete einen Ritterorden „der Erlösung". Um auswärtige Hülfe zu suchen, verließ er Corsica im Nov. 1736 und kam 1737 mit vielem Kriegsgeräthe zurück, das er in Holland von einigen Handelshäusern, denen er zu einem vortheilhaften Baumölhandel mit Corsica Hoffnung gemacht, erhalten hatte. Doch franz. Hülfstruppen unterwarfen 1738 Corsica abermals den Genuesern, sodaß sich N. zur Flucht genöthigt sah. Als die Franzosen 1741 wieder abzogen, entstanden neue Unruhen. Allein N. konnte sich gegen die Genueser und eine corsische Opposition nicht behaupten, und flüchtete nach England, wo er, von seinen Lieferanten verfolgt, Schulden halber verhaftet wurde. Zu seiner Rettung veranlaßte der Minister Walpole 1756 eine Subscription. N. befriedigte davon im Accorde seine Gläubiger und starb im Dec. des nämlichen Jahres aus Gram.

Seine Freunde setzten ihm ein Denkmal mit der Inschrift: „Das Glück gab dem Manne ein Königreich und versagte ihm im Alter Brot".

Neuholland, bei den Engländern auch Australasien (s. d.), das Festland des fünften Welttheils, die größte Insel der Erde, hat den Namen von den Holländern, die 1615 das Land wieder entdeckten, nachdem es beinahe ein Jahrhundert früher schon von den Portugiesen gefunden worden war. N. wird durch die Torresstraße von Neuguinea und durch die Bassesstraße von Vandiemensland geschieden, im N., W. und S. vom ind., im O. aber vom stillen Meere oder dem großen Ocean umflossen und hat ein Areal von 139,000 □M. Die südwestl. Spitze heißt nach dem holländ. Schiffe, von welchem aus dieselbe 1660 zuerst gesehen wurde, Cap Leeuwin. Auf der Süd-, West- und Nordküste erschweren Untiefen oder heftige Brandungen das Landen. Es gibt daselbst keinen sichern Hafen, und das ganze bis jetzt bekannte westl. Küstenland scheint eine sumpfige Niederung zu sein. Einige Küsten haben ein rauhes, unfruchtbares Ansehen; andere enthalten große, fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und Thiere, die dahin versetzt worden sind, trefflich gedeihen. Das noch wenig untersuchte Innere enthält viele Gebirge, unter andern die blauen Berge, eine von N. nach S. fortschreitende, wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht. Sie zeigt überall unzugängliche Schluchten, hohe und steile Felsenwände und schauerliche Abgründe, sodaß es erst 1813 dem Briten Evans gelang, von der Colonie Sidney aus die blauen Berge zu übersteigen, worauf der Gouverneur Macquarie eine 100 engl. Meilen lange Bergstraße anlegen ließ, auf der er 1815 zuerst in das Innere eine Entdeckungsreise unternahm und die erste westl. Niederlassung, die Stadt Bathurst, in einer sehr fruchtbaren Gegend gründete. Das Klima ist im Ganzen angenehm und gesund; die Hitze im Sommer oft außerordentlich und im Winter anhaltender Regen. Stürme und Gewitter sind fast zu allen Jahreszeiten häufig und heftig; auch hat man Erdbeben gespürt. Die größten Flüsse sind der Hawkesbury, der Endeavour, Hunter, Lachlan, Macquarie, Castlereagh und Murrumbidgee. Die meisten Flüsse des Binnenlandes scheint ein ungeheurer Landsee im W. aufzunehmen. Überhaupt scheint das Land nur etwa fünf Breitengrade weit nach W. hin zu Niederlassungen geeignet zu sein, denn weiter westwärts ist Alles eine große Wasser-, Sumpf- und Dünensteppe. Die westl. Küsten hat seit Baudin (s. d.) Capit. Stirling untersucht. Unter den vielen Meerbusen, Baien und Buchten ist der Meerbusen von Carpentaria an der Nordküste der größte. Einheimisch sind in N. das Känguru, das Schnabelthier, die Schweifthiere, der Dingo oder neuholl. Hund, das neuholl. fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Papageien, der neuholl. Kasuar, die prächtige Manura, das weiße Wasserhuhn, der schwarze Schwan und andere Vögel; an den Küsten Seeelefanten, Haifische, Walfische, Robben, Stachelrochen, Riesen- und Perlmuscheln, eßbare Mollusken; aus dem Pflanzenreiche: Palmkohl, Sago, Pfeffermünz-, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagoniholz, eine besondere Art Kajeputbaum, Yams, wilder Flachs u. s. w. Auch finden sich Spuren von Eisen und Kupfer, Granit, Porphyr, Basalt, Kalkstein, Steinkohlen, die in Bengalen und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgesetzt werden, und Steinsalz. In den Colonien gedeihen die europ. Hausthiere, Getreidearten und Gartengewächse, Obst, Wein, Taback, der dem westindischen nichts nachgibt, edle Südfrüchte, Hanf, Flachs und aus der heißen Zone hierher gepflanzte Gewächse. Die Ureinwohner (etwa 200,000) stehen auf der niedrigsten Stufe der Bildung und sind negerartig Sie gehen nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren fast Alles roh, schlafen unter freiem Himmel oder in erbärmlichen Hütten oder Felsenhöhlen und ziehen ihre meiste Nahrung aus den Flüssen und dem Meere. Die Ostküste N.'s heißt Neusüdwales (s. d.), wo die Briten 1787 eine Verbrechercolonie anlegten. Nördl. haben die Briten 1824 zwischen den Inseln Bathurst und Melville an der

Meerenge Apsley, dem Hafen Cockburn in Neuguinea gegenüber, eine Niederlassung errichtet, ein Fort erbaut und Besitz von dem ganzen Küstenlande zwischen dem 129. und 135. Längengrade genommen. Die 1829 auf der Westküste am Swanriver gegründete Colonie Cockburn-Sund, wohin keine Verbrecher geschickt werden, hat ein fruchtbares Land von fünf Breitengraden und liegt weit vortheilhafter als Neusüdwales. Aus dem dortigen Hafen gelangt man in drei Wochen nach Kalkutta, Madras und Ceylon, wohin man vom Fort Jackson aus sechs Wochen braucht. So werden diese Australländer mit jedem Jahre für Großbritannien wichtiger, und durch Entdeckungen im Innern N.'s sowol als auch durch den Fortschritt des Anbaues und der gesellschaftlichen Bildung wird für die Colonialpolitik eine neue Welt erobert, die im Laufe des Jahrhunderts für Großbritannien ein wichtiger Stützpunkt werden kann.

Neuirland, s. Neubritannien.

Neujahrsgeschenke. In Rom gehörte es zu den Vorrechten der Patrizier, daß jeder Client dem Patrizier, welchen er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstage ein kleines Geschenk bringen mußte, und die röm. Kaiser verlangten einen Tribut dieser Art von allen Bewohnern Roms. Caligula trat sogar in eigner Person vor die Thüre seines Palastes, um die Neujahrsgeschenke einzusammeln. Auch die ältesten Deutschen kannten die Sitte der Neujahrsgeschenke, welche sich in Franken und Baiern am längsten erhalten hat. Nach Einführung des Christenthums kamen die Neujahrsgeschenke durch die Weihnachtsgeschenke immer mehr außer Gebrauch, nur in Frankreich, wo man keine Weihnachtsgeschenke kennt, wurden sie beibehalten. In Deutschland ist an vielen Orten die verwerfliche Gewohnheit geblieben, daß die niedern öffentlichen Diener und andere Untergebene Neujahrsgeschenke als ein Accidens ihrer Besoldung einsammeln. — Die Neujahrswünsche waren ebenfalls eine Sitte der Römer. Schon in den frühesten Zeiten nahmen bei ihnen die Magistratspersonen am ersten Tage des Jahres eine feierliche Aufwartung an, die nicht, wie diejenige, welche sich die Patrizier von ihren Clienten an demselben Tage machen ließen, mit Geschenken begleitet, sondern auf bloße Glückwünschung eingeschränkt war. Dieser Gebrauch ging aus dem Heidenthum in das Christenthum über, und da er nicht blos, wie anfänglich, in den Grenzen einer Ehrfurchtsbezeigung gegen Staatsbeamte stehen geblieben war, so wurde er eine wahre Last und in Deutschland besonders höchst pedantisch betrieben. Doch sind die gedruckten Neujahrswünsche, welche noch zu Anfange dieses Jahres allgemein üblich waren, allmälig aus der Mode gekommen und ein Gegenstand der vertraulichen Sitte, oder der sinnreichen Eleganz, worin sich besonders die in Paris und Wien gefertigten auszeichnen, geworden.

Neukomm (Sigismund), Componist, geb. 10. Jul. 1778 zu Salzburg, wo sein Vater Lehrer an der Normalschule war, ward von diesem mit großer Sorgfalt erzogen und erhielt frühzeitig, da er Anlage zur Musik verrieth, Unterricht darin bei dem Organisten Weißauer. Bald brachte es N. soweit, daß er seinen Lehrer unterstützen konnte, ward bereits in seinem 15. Jahre als Organist in seiner Vaterstadt, drei Jahre später als Chorrepetitor der Oper beim dasigen Hoftheater angestellt, und widmete sich nun ganz der Tonkunst. Mich Haydn gab ihm Unterricht in der Tonkunst, und als er 1798 nach Wien ging, ward er auf dessen Empfehlungen der Schüler Jos. Haydn's, dessen Unterricht er bis 1804 genoß, wo er nach Petersburg reiste. Hier wurde er als Kapellmeister und Director der deutschen Oper angestellt, allein in Folge einer schweren Krankheit legte er seine Stelle nieder und ging nun nach Paris, namentlich um dort die große dramatische Composition studiren zu können. N. hatte in Petersburg sehr fleißig gearbeitet und mit vielem Beifalle mehre seiner Compositionen aufgeführt, aus übergroßer Bescheidenheit aber nur erst 1808 Einiges in Druck gegeben. In Paris wurden die verwitwete Fürstin von Kurland, die Fürstin von

Lothringen Vaudemont und besonders der Fürst Talleyrand seine Beschützer. Im J. 1816 reiste er nach Brasilien, wo er, auf Empfehlung des Fürsten Talleyrand dem Könige Johann VI. vorgestellt, sogleich eine Pension erhielt. Hierauf gab er dem Kronprinzen Dom Pedro Unterricht bis zum Ausbruche der Revolution im J. 1821. Mit Johann VI. schiffte er sich nach Portugal ein und kehrte hierauf nach Paris zurück. Er bereiste 1826 Italien, 1827 die Niederlande und 1828 England und Schottland. In Paris war er fast stets in der Umgebung des Fürsten Talleyrand, und durch diesen in der Familie des Herzogs von Orleans, des jetzigen Königs, eingeführt, wurde er in dieser gleich einem Hausfreunde betrachtet. Im J. 1830 begleitete er Talleyrand nach London und erlangte hier sehr bald große Celebrität. Vor seiner Reise nach Petersburg und während seines dortigen Aufenthaltes hat er an dramatischen Compositionen: drei Intermezzi, die große Oper „Alexander am Indus", die melodramatische Musik zu Schiller's Braut von Messina; mehre Phantasien und andere Werke fürs Pianoforte; fünf große Phantasien für das Orchester, von denen drei bei Breitkopf und Härtel in Leipzig gestochen wurden; mehre Messen, von denen zwei gestochen sind; fünf Tedeums, wovon eins gestochen ist; mehre Symphonien und Ouverturen; eine Sammlung Märsche für Militairmusik und viele Gesänge mit Orchester- und Pianofortebegleitung für Concerte. Aus späterer Zeit haben wir anzuführen seine Cantate „Der Ostermorgen"; die Oratorien: „Christi Grablegung", „Christi Auferstehung", „Christi Himmelfahrt", „Das Gesetz des alten Bundes oder die zehn Gebote" (franz. Text) und „David" (engl. Text); ferner eine beträchtliche Anzahl Psalmen für eine und mehre Stimmen, mit Orgel-, Pianoforte- und Orchesterbegleitung in deutscher, lat., franz., ital., engl., portug. und russ. Sprache. Alle seine Werke zeichnen sich durch Gründlichkeit und Gediegenheit aus, neigen sich aber vielleicht zu sehr zu dem Alten hin.

Neuländer pflegt man amerikan. Werber zur Auswanderung zu nennen. Es sind meist Deutsche, die aus Amerika nach Holland gehen, sich von einem Kaufmann für jeden Menschen, den sie ihm zuführen, eine Prämie versprechen lassen, und dann längs dem Rheine bis nach Schwaben hinein ihre Netze auswerfen, um durch anziehende Schilderungen von dem Glücke, in Amerika zu leben, leichtgläubige Deutsche zur Auswanderung dahin zu verlocken.

Neumark (Georg), ein bekannter deutscher Lyriker, besonders geistlicher Liederdichter, Meister auf der Gambe, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen „Der Sprossende" führte, ward zu Mühlhausen am 16. März 1621 geboren. Er lebte amtlos und in drückender Armuth zu Hamburg, als der schwed. Gesandte von Rosenkranz sich seiner annahm und ihn zu seinem Secretair machte. Durch die Vermittlung desselben kam er nach Weimar, wo er Archivsecretair und Bibliothekar, auch Comes palatinus wurde und am 8. Jul. 1681 starb. Bekannt ist er besonders durch seinen „Hochsprossenden poetischen Palmbaum" (Nürnb. 1668); sein „Poetisches und musikalisches Lustwäldlein" (Hamb. 1652), welches er in einer vermehrten Ausgabe unter dem Titel „Fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald" (Jen. 1657) erscheinen ließ, und die „Geistlichen Arien" (Weim. 1675). Mehre seiner geistlichen Lieder sind in öffentliche Gesangbücher übergegangen. Das Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten" u. s. w., dichtete er in Hamburg, nachdem er, aus seiner Noth befreit, seine versetzte Gambe wieder eingelöst hatte. Eine Auswahl seiner Gedichte findet sich in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.", fortgesetzt von K. Förster (Bd. 11).

Neumeister (Erdmann), Verfasser mehrer guten geistlichen Lieder, als Theolog vorzüglich seiner Streitigkeiten wegen bekannt, geb. zu Uichteritz bei Weißenfels am 12. Mai 1671, besuchte die Schulpforte und die Universität Leipzig, wo er sich schon als Dichter hervorthat, wurde 1697 Pfarrsubstitut zu Bibra in

Thüringen' 1698 Pastor und Adjunct der Superintendentur Eckartsberga, 1704 Hofdiakonus und hierauf Hofprediger zu Weißenfels. Zugleich hatte er die Aufsicht über die einzige Tochter des damals regierenden Herzogs von Weißenfels. Im J. 1706 folgte er dem Ruf als gräflich Promnitzischer Oberhofprediger, Consistorialrath und Superintendent zu Sorau und 1715 als Hauptpastor an der St.-Jacobikirche zu Hamburg, wo er später Senior des Ministeriums wurde. Auch erhielt er die Würde eines kais. russ. und schleswig-holstein. Consistorial- und Kirchenraths und starb am 18. Aug. 1756. Sowol bei den pietistischen Streitigkeiten als wegen der Vereinigung der protestantischen und reformirten Kirche ward er durch seine Predigten und seine Schriften, in denen er sich meist sehr stark aussprach, in viele Streitigkeiten verwickelt, welche um so heftiger wurden, da N. sehr intolerant war. Unter seinen Schriften gedenken wir nur seiner „Geistlichen Cantaten" (Halle 1705), welches Wort von ihm zuerst gebraucht wurde, und seiner „Psalmen, Lobgesänge und geistlichen Lieder" (Hamb. 1755).

Neumen heißen vorzugsweise die alten, wunderlichen Notenzeichen des Mittelalters, welche in Punkten, Strichen, Häkchen u. s. w. bestehen, und der Verschiedenheit des Gebrauchs und der Ungenauigkeit der Abschreiber wegen kaum zu entziffern sind. Dann wurden auch Tonreihen so genannt, die wie die Jubilationen des Kirchengesangs zum Schlusse angehangen wurden. Oft hatten diese gar keine articulirten Worte, sondern erklangen auf einen Vocal, meist a, wie Gefühlsausbrüche in Tönen, weshalb sie wol vom griech. Pneuma, d. i. Hauch, ihren Namen haben mögen.

Neumond, s. Mondphasen.

Neunaugen, s. Lampreten.

Neuorleans, die ehemalige Hauptstadt des nordamerikan. Freistaats Luisiana, am östl. Ufer des Mississippi, etwa 25 Meilen von dessen Mündung, mit jetzt 48,000 Einw., treibt wichtigen Handel mit den Producten von 800 Plantagen an beiden Ufern des Stromes, ferner mit Baumwolle, Zucker, Taback u. s. w. Jährlich laufen hier über 1000 Schiffe ein und aus, und auf den Mississippi gehen von N. über 200 Dampfschiffe den Strom hinauf in den Ohio. Bei N. schlug am 8. Jan. 1815 der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, Jackson, mit 3200 M. und 14 Kanonen 12,000 Engländer unter dem General Packenham, welcher Sieg den Frieden zu Gent zur Folge hatte.

Neuplatoniker. Die Sekte der Platoniker (s. Plato) war unter allen Sokratischen Schulen die zahlreichste. Dieselbe ging durch die neue Akademie (s. d.) im 3. und 2. Jahrh. vor Chr. in Skepticismus über. Im 1. und 2. Jahrh. nach Chr. trat zwar der Platonismus in Griechenland aufs Neue hervor, doch vermischt mit Pythagoräischen und Aristotelischen Lehren. Zu den Neuplatonikern dieser Zeit gehören Theon von Smyrna, Alkinoos, Plutarch von Chäronea, Luc. Apulejus, Maximus von Tyrus und A. Von diesen Neuplatonikern sind aber diejenigen wohl zu unterscheiden, welche seit dem 3. Jahrh. besonders in Alexandrien hervortraten, von Einigen schlechthin die Neuplatoniker, richtiger aber die Platoniker der alexandrinischen Schule genannt werden. Ihr Wesentliches ist, daß sie die griech. Philosophie mit dem Orientalismus zu verschmelzen strebten, worin schon der Jude Philo und der Syrer Numenius vorangegangen waren. Der Schwung, welchen damals die Platonische Philosophie in ihrer veränderten Gestalt nahm, ist aus dem Genie der ersten Neuplatoniker, aus dem Skepticismus, aus dem Hinneigen des durch Luxus entarteten griech. Sinnes zur Mystik und oriental. Schwärmerei, und aus dem Bestreben, dem immer mehr siegreichen Christenthum durch eine philosophische Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzusetzen, zu erklären. Die Neuplatoniker strebten nach dem Höchsten, nach Erkenntniß des Absoluten und inniger Vereinigung mit demselben, um dadurch die Bestimmung

des Menschen, vollkommen gewisse Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen, wozu nur Anschauung des Absoluten (θεωρια) führen sollte. Als der Urheber dieser Schule wird gewöhnlich Ammonius (s. d.) mit dem Beinamen Sakkas aus Alexandrien genannt, der von dem Christenthum zum Heidenthum zurücktrat, ein Mann von außerordentlichem Genie. Seine Lehre vertraute er seinen Schülern, unter denen Longin, Plotin, Origenes und Herennius die vorzüglichsten waren, als Geheimniß und alte göttliche Weisheit an; ja die drei letztgenannten Schüler sollen sich ihm durch Vertrag verbindlich gemacht haben, dieselbe geheim zu halten. Er selbst hinterließ nichts Schriftliches, und wir können daher seine Ansichten nur aus der Lehre seines Schülers Plotin (s. d.) errathen, der die Theorie dieser neuplatonischen Philosophie durch seine Schriften begründete. Plotin ging von dem wahren Gedanken aus, daß Philosophie nur dann möglich sei, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjectives und Objectives, identisch sind. Die Philosophie soll nach ihm das Eine, welches Grund und Wesen aller Dinge ist, und mit welchem sie selbst zum Theil identisch ist, nicht durch Denken und Reflexion, sondern auf eine vollkommene Weise, durch eine unmittelbare Anschauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Demnach beruht seine Philosophie auf den Voraussetzungen, daß das Absolute, Übersinnliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch geistige Anschauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar sei. Die Intelligenz nämlich, als Abglanz und Bild des Einen, schaut das Eine (die Gottheit), was auch als Urlicht vorgestellt wird, an; hiermit wird das Mögliche wirklich, und durch das Denken bringt sie Alles hervor. Unmittelbar aber geht von ihm aus die Psyche (Weltseele), deren Thätigkeit die nach außen gerichtete Anschauung ist. Diese Seele der Welt bringt die verschiedenen Seelen oder bildenden Kräfte hervor. Zu ihnen gehört auch die Natur, die bewegende Kraft, welche die Materie bildet. Das Eine also, der göttliche Verstand und die bildende Weltseele, bilden die Plotinische Trias, welche mit der Vorstellung einer ewigen Emanation sich verbindet. Die menschlichen Seelen, deren Urquell der göttliche Verstand ist, und an denen sich wiederum höhere und niedere Kräfte offenbaren, sind in das Niedere herabgefallen und wandern in verschiedenen Gestalten zu dem Einen zurückstrebend. Dieser mystische Idealismus erhielt viele Anhänger. Namentlich zeichneten sich unter den Schülern Plotin's Porphyrius (s. d.) und Amelius aus. Jamblichus (s. d.), ein Schüler des Porphyrius, hatte ebenfalls sehr viele Schüler, unter welchen Eustathius, Ädesius und der Kaiser Julian (s. d.) die vornehmsten waren. In der Folge wurde Athen der Hauptsitz der Neuplatoniker. Unter den spätern Neuplatonikern zeichnete sich Proklus (s. d.) aus Konstantinopel, 412—485, am meisten aus. Zwei Dinge sind es hauptsächlich, wodurch die Neuplatoniker interessant werden. Einmal jene philosophisch-dichterische Erhabenheit des Gemüths, die dann am meisten anspricht, wenn man alle übrige dogmatische Systeme und zuletzt auch den Skepticismus durchwandert hat, ohne die gesuchte Befriedigung gefunden zu haben. Das Zweite, was die Neuplatoniker auch dem Historiker anziehend macht, ist jene Übereinstimmung, in welche sie die griech. Philosophie mit der ältesten Symbolik des Orients zu bringen suchten. Ihres Strebens wegen, die Volksreligion in ihrer ursprünglichen Bedeutsamkeit zu fassen, hat man bisher viele der von ihnen zur Unterstützung dieser Übereinstimmung beigebrachten historischen Notizen verworfen und behauptet, daß sie in ihrem spätern Zeitalter nicht mehr Zeugen für Thatsachen abgeben könnten, die sich zum Theil in das Dunkel der Geschichte verlieren. Allein viele dieser antiquarischen und mythologischen Notizen, welche wir zuerst und allein bei den Neuplatonikern finden, tragen zu sehr das Gepräge der Wahrheit, als daß wir sie als von ihnen erdichtet ansehen können, und sie dürften daher leicht aus frühern, echten Quellen geschöpft sein, welche uns verloren gegan-

gen ſind. Der Überdruß an der während des Mittelalters herrſchend geweſenen ſcholaſtiſchen Verſtandesphiloſophie und dialektiſchen Subtilität, und die Sehnſucht nach einer das ganze Weſen des Menſchen befriedigenden Philoſophie veranlaßten am Ende des 15. Jahrh. das Wiedererwachen der Platoniſchen Philoſophie in der näherliegenden Umbildung, die ſich durch die Neuplatoniker erhalten hatte. Der größte Geiſt in dieſer neuen, von den Mediceern zu Florenz begünſtigten italiſch-platoniſchen Philoſophie war Marſilius Ficinus (ſ. d.).

Neurologie iſt derjenige Theil der Anatomie, welcher es mit der Lehre von den Nerven (ſ. d.) zu thun hat. Erſt nachdem man ſich in neuerer Zeit darüber verſtändigt, was unter Nerv zu verſtehen ſei, konnte das Gebiet der Neurologie beſtimmt werden. Bei den älteſten griech. Anatomen findet ſich durchaus keine Spur dieſer Wiſſenſchaft als einer abgeſonderten, und es ſcheint Ariſtoteles der Erſte zu ſein, welcher eine Ahnung davon hatte. Große Fortſchritte machte die Neurologie durch Galen; doch die Araber förderten ſie nicht im Geringſten, ſondern blieben dabei ſtehen, was Galen erforſcht hatte. Zur Zeit der Wiederherſtellung der Anatomie waren es Charl. Etienne, Gabr. Faloppia und Bart. Euſtachi (ſ. d.), die ſich beſonders um die Neurologie verdient machten; die neuere Nervenlehre begründeten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Thom. Willis und Raym. Vieuſſens, worauf dann insbeſondere Alex. Monro, Sömmerring, Anderſch, Gall und Spurzheim, Carus und Burdach das Gebiet derſelben durch ihre Forſchungen bereicherten.

Neuropteren oder Netzflügler ſind eine Ordnung Inſekten mit meiſt ſehr langem Hinterleibe, vier netzartigen, gleichgroßen Flügeln, welche nur bei wenigen fehlen, und einem Kiefermunde. Sie beſtehen eine unvollkommene Verwandlung, indem die Larve dem vollkommenen Inſekte oft ſchon ſehr ähnlich iſt. Merkwürdig ſind beſonders folgende Gattungen und Arten: die ſogenannte Bücher- oder Papierlaus, deren Larve einer Laus ähnlich iſt, die aber ſehr ſchnell läuft, in alten Papieren u. ſ. w. ſich findet, beſonders in Schmetterlingsſammlungen ſehr nachtheilig wird; die Köcherjungfern oder Phryganeen, deren Larven im Waſſer in einer aus Sand, Blattſtückchen u. ſ. w. gebauten Röhre leben; die Ephemeren, Tagthierchen oder Haft, Auſt, mit Borſten am Schwanze, welche als Larven ein bis drei Jahre im Waſſer leben, nach ihrer Entwickelung aber in wenig Stunden ſterben und oft in ſolcher Menge vorhanden ſind, daß man ſie als Dünger unter dem Namen Uferaas benutzt, und endlich die Waſſerjungfern oder Libellen, oft ſchön gefärbt, wie ihre Larven im Waſſer räuberiſche Inſekten und öfters in großen Zügen erſcheinend.

Neuſchottland (Nova Scotia), ein brit. Gouvernement in Nordamerika, welches ſonſt mit dem Gouvernement Neubraunſchweig den Namen Akadien führte, beſteht aus einer Halbinſel am atlant. Ocean, die blos im W. mit Neubraunſchweig zuſammenhängt, und hat einen Flächenraum von 670 □M. Zu demſelben gehört ſeit 1820 die nordöſtl. liegende Inſel Cap Breton, von 112 □M., welche ſeit 1763 engl. Beſitzung iſt und, ſo lange ſie im Beſitz der Franzoſen war, Isle royale hieß. N. hat viele und gute Häfen, beſonders Annapolis an der Foundybai. Ebbe und Flut ſind ſo reißend, daß das Waſſer nicht ſelten auf 40 F. Höhe ſteigt. Die Einwohner, etwa 150,000, ſind größtentheils brit. Urſprungs; doch gibt es unter ihnen auch viele Deutſche und Franzoſen. Wegen ſeiner hohen und felſigen Küſten hat das Land ein rauhes Anſehen; im Innern iſt es ziemlich eben, im Allgemeinen ſtark bewaldet und an den Küſten und Flüſſen gut angebaut. Der Boden iſt ſehr fruchtbar; das Klima ziemlich gemäßigt, an den Küſten feucht und nebelig. Schnee fällt genug, aber der Himmel iſt, beſonders in den ſüdl. Theilen, klar, und der Sommer heißer als in England. Die Kälte dauert vier bis fünf Monate. Die Wälder liefern im

Überfluß Eichen, Tannen, Fichten, Cedern, Buchen, Zuckerahorn u. s. w. Man baut Getreide, Erbsen, Bohnen, Hanf, Flachs, Gartengewächse, Obst und besonders Mais. An Vieh, Fischen und Pelzthieren ist kein Mangel. Die benachbarten Sandbänke wimmeln von Stockfischen. Biber, Fischottern, Lachse, Schellfische, Hummern, Makrelen, Störe, Heringe werden in Menge gefangen. Hauptartikel des Handels sind Pelzwerk, Holz, Fische und Pottasche. Der Gewerbfleiß ist von keiner Bedeutung. Außer Viehzucht und Ackerbau wird mit Erfolg Fischerei getrieben. Auch werden Schiffe gebaut. Dem Gouverneur sind ein Rath und eine Versammlung beigegeben, welche aus zwölf von den dazu berechtigten Gutsherren erwählten Vertretern des Volks besteht. Für den ersten Entdecker des Landes hält man Sebastian Caboto (s. d.). Da die Engländer dasselbe anfangs vernachlässigten, so ließen sich auch Franzosen daselbst nieder, wurden jedoch 1613 von jenen vertrieben, worauf das Land bis 1721 ohne europ. Niederlassung war. König Jakob I. schenkte es hierauf dem schot. Ritter Menstly, nachherigen Grafen v. Stirling und Staatssecretair von Schottland, der es Neuschottland nannte, weil Schotten es anbauen und bevölkern sollten. Allein diese Culturversuche blieben unausgeführt. Nachdem Frankreich vermöge eines mit England geschlossenen Vertrags 1632 in den Besitz N.'s gekommen war, behaupteten sich die Franzosen darin bis 1654, wo sie durch Cromwell vertrieben wurden. Durch den Vertrag von Breda, 1667, ward es abermals an Frankreich abgetreten, im J. 1690 aber während des Krieges zwischen Frankreich und England von den Bewohnern Neuenglands wieder für England erobert. Die völlige Abtretung von Seiten Frankreichs erfolgte im utrechter Frieden, 1713, jedoch ohne genaue Angabe der Grenzen. Dieses verursachte in der Folge unaufhörliche Streitigkeiten zwischen beiden Mächten, welche endlich den Ausbruch des Kriegs von 1755 veranlaßten, der für Frankreich so unglücklich endete, daß es im Frieden von Fontainebleau, 1763, sogar ganz Canada abtreten mußte. Die Hauptstadt des Gouvernements ist Halifax (s. d). Vgl. Halliburton, „Historical and statistical account of Nova Scotia" (2 Bde., Lond. 1829) mit Karten und Kupfern.

Neuseeland, in Australien, wird durch die fünf Seemeilen breite Cooksstraße in zwei Inseln getheilt, zusammen 4291 □M., wovon die nördl. Eaheinomauwi und die süd. Tovi oder Tovai-Punammu heißt. Der erste Entdecker war der Holländer Tasman, welcher 1642 an der östl. Küste hinfuhr, aber nicht landete, weil er von den Einwohnern feindlich empfangen wurde. Die nähere Kenntniß des Landes verdankt man Cook, welcher auf seinen dreimaligen Weltumsegelungen dasselbe besuchte. Die südl. Insel ist sehr gebirgig, unfruchtbar und wenig bevölkert; die Gipfel der Gebirge sind mit Schnee bedeckt, und die Felsen, künstlich behauenen Wänden gleich, reichen bis an das Meer, ohne Häfen oder Buchten zu bilden und ohne irgend eine Spur von der Mündung eines Flusses zu zeigen. Die nördl. Insel hat ein freundlicheres Ansehen. Die Berge, darunter der 14,750 F. hohe Pic Egmont, sind weniger schroff, mit Holz bedeckt, und wechseln mit Ebenen und Thälern, die von kleinen Flüssen und Bächen bewässert werden. Auch finden sich an den Küsten Häfen und Baien. Das Klima ist gemäßigt. Stürme, Wasserhosen und Gewitter sind hier so häufig als heftig. Die Winde wechseln oft in der Richtung, welches durch die hohen, mit Schnee oder ewigen Nebelwolken bedeckten Gebirge bewirkt zu werden scheint. Die Wolken erscheinen zuweilen glänzend grün gefärbt, wie sie in andern Ländern nicht vorkommen. In N. fand man bei der Entdeckung kein einziges kriechendes Insekt und nur zwei vierfüßige Thiere, den Hund in allen Farben, aber zottiger als der europ. und nicht bellend, und eine kleine Ratze; dagegen finden sich daselbst eine große Menge Vögel, sehr viele Fische und Schalthiere, und Walfische, Seebären und Seelöwen in Menge. Aus dem Pflanzenreiche fand Forster 250 neue Ge-

wächſe. Zu den nützlichen Gewächſen gehören der neuſeeländer Flachs (Phormium tenax), der einen vortrefflichen Faden gibt, wilder Sellerie, Arumwurzeln, Pataten, Theemyrten und Sproßtannen (welcher beider Blätter einen antiſkorbutiſchen Thee geben, Kohlpalmen, überhaupt nur wenige fruchttragende Bäume, dagegen zwei Baumarten von außerordentlicher Größe: die Bergfichte (Cowrie), die erſt über der Höhe von 100 Fuß ihre weiten Zweige auswirft, und die Kaikaterre, welche etwas niedriger als jene iſt. Ferner findet man Marmor, Granit, Quarz, Feuerſteine, Chalcedone, Achate, Eiſenſtein und Ocher. Merkwürdig iſt der Jade oder oriental. Nierenſtein, woraus die Einwohner ihre Waffen fertigen, weshalb er auch ein Gegenſtand des innern Handels iſt. Die Einw., etwa 150,000, gehören zu der zweiten Hauptrace der Auſtralbewohner, die mit der malaiiſchen Ähnlichkeit hat. Sie ſind groß und ſtark, größtentheils von brauner Farbe, haben angenehme Geſichtszüge und zeigen ſich in ihren Betragen gegeneinander leutſelig; gegen ihre Feinde aber ſind ſie unverſöhnlich und ſchenken ihnen nie das Leben. Sie führen oft Krieg und verzehren auch die gefangenen Feinde. Beide Geſchlechter tättowiren ſich und bezeichnen den Leib mit ſchwarzen Flecken und ſchneckenförmigen ſchwarzen Furchen, beſonders die Männer, wodurch ſie ein abſcheuliches Anſehen bekommen. Zu ihren Gewohnheiten gehört es, durch Berührung der Naſenſpitzen ſich zu begrüßen. Ihre Kleidung beſteht in einer groben, zottigen Matte, aus einer Art Schwertlilie verfertigt. Ihre Wohnungen ſind einfach und bilden Dörfer, welche ſämmtlich auf ſteilen Landſpitzen oder Bergen liegen und mit einer doppelten Einfaſſung von Paliſſaden, mit einem Graben und oft auch mit Thoren verſehen ſind. Sie ſind Jäger, bauen ſich große Fahrzeuge mit allerlei Schnitzarbeit und beſchäftigen ſich, beſonders in den nördl. Gegenden, mit Ackerbau und Weberei. Ihre Sprache iſt ſehr wohltönend, da jedes Wort mit einem Vocal ſchließt. Sie haben Oberhäupter, Prieſter und einige Religionsvorſtellungen, ſind aber in ihren Sitten und Gebräuchen noch ſo roh, daß die chriſtlichen Miſſionare, welche ſich ſeit 1814 in N. aufhalten, noch viel vorzubereiten und auszurotten haben werden, ehe das Chriſtenthum daſelbſt Eingang finden kann. Seit Vancouver, Flinders, D'Entrecaſteaux und andere Seefahrer N. beſucht haben, lernte man es noch genauer kennen durch die Briten, Joh. Liddiard, deſſen Beſchreibung 1817 in 2 Bdn. erſchien, Capitain Cruiſe in ſeinem „Journal of ten months residence in New-Zeeland" (Lond. 1823) und Earle in ſeiner „Narration of a nine months residence in New-Zeeland in 1827" (Lond. 1832); beſonders aber durch des franz. Capitains Dumont d'Urville „Voyage de la corvette l'Astrolabe autour du monde pendant les années 1826—29 (5 Bde., Par. 1832—34 mit Atlas).

Neuſtadt oder Wieneriſch-Neuſtadt, eine ſehr gewerbthätige Stadt im Erzherzogthum Öſtreich, mit 10,500 Einw., einer Militairakademie, Hauptſchule und Ciſtercienſerabtei, brannte am 8. Sept. 1834 zum großen Theil nieder, wobei auch 61 Menſchen das Leben verloren. — Neuſtadt an der Doſſe, im ruppinſchen Kreiſe des Regierungsbezirks Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, hat etwa 900 Einw. und iſt bekannt durch die daſige Spiegelfabrik, das Friedrich-Wilhelms-Geſtüte und den Landgeſtütsmarſtall in dem nahen Dorfe Lindenau. — Neuſtadt an der Hardt, im bair. Untermainkreiſe, in einem romantiſchen Thale gelegen, mit 5800 Einw., einer lat. Schule und mehren Fabriken, wurde beſonders durch das am 27. Mai 1832 auf der nahgelegenen Bergruine Hambach gefeierte Volksfeſt bekannt. (S. Hambacher Feſt.) — Neuſtadt-Eberswalde, Stadt im oberbarnimſchen Kreiſe des Regierungsbezirks Potsdam in der Provinz Brandenburg, liegt am Finowkanale und an der Finow, 7 M. nordöſtl. von Berlin, hat 4200 Einw. und iſt durch ihre Fabriken in Stahl, Eiſen, Kupfer, Meſſing, Papier, Steingut und Elfenbein, durch ihre Alter-

thümer (das Kloster Chorin) und ihre Heilquellen bekannt. Vgl. Bellermann's „Beschreibung der Stadt N." (Berl. 1829).

Neustrien oder Westfrancien, das alte Westreich der Merovinger und Karolinger, zum Unterschied von Austrasien, Ostfrancien oder Ostreich so genannt, begriff seit der Theilung im J. 511 das Land zwischen der Maas, Loire und der Nordsee mit dem Kanal. Hier lagen die alten Residenzstädte Merovingischer Linien: Orleans, Paris und Soissons; Metz dagegen gehörte zu Austrasien. Später, seit 912, beschränkte sich dieses Reich auf die Landstriche, welche das Herzogthum Normandie mit den historisch merkwürdigen Städten: Rouen, Caen, le Havre, Dieppe, Bayeux, Falaise, Coutances, Cherbourg und andern bildeten (s. Normänner), und es hörte die Benennung Neustrien auf. Vgl. Charl. de Bougueville's „Recherches sur les antiquités de la province de Neustrie" (Caen 1588, 4.; neueste Ausg., Caen und Par. 1833).

Neusüdshetland (New South Shetland), eine Gruppe von fünf Inseln im Südpolarmeere, das einzige Land von Bedeutung, das man bis jetzt in jenem unermeßlichen Raume etwas genauer kennt, ward im Jan. 1819 vom brit. Capitain Smith entdeckt und im Oct. desselben Jahres von ihm im Namen des Königs von England in Besitz genommen. Es liegt unter 53—64° W. L. und 61—63° S. B., da, wo auf ältern Karten Drake's Land angegeben ist, und es wurde durch dessen Entdeckung Cook's Behauptung widerlegt, daß es kein antarktisches Land gäbe. N. ist felsig, nackt und unfruchtbar. Wegen vieler Klippen kann man nur an wenigen Stellen landen, und die Küste sieht im Ganzen der von Norwegen ähnlich. Auf den Klippen hausen Seevögel, Pinguins, Seehunde, Seelöwen u. s. w. Von menschlichen Bewohnern und Landthieren hat man nicht die geringste Spur entdeckt; übrigens auch nur da, wo die Vögel nisten, etwas Gras und Moos gefunden; nach andern Nachrichten sollen jedoch Tannen und Fichten auf N. wachsen. Auf den Gipfeln der Berge hat man wie in Neusibirien Überreste antediluvianischer Thiere entdeckt. N. ist besonders für den Walfischfang und für den Fang von Pelzseethieren wichtig; die Seehunde daselbst sollen den feinsten und längsten Pelz haben, wie man ihn sonst nirgend findet. Wegen des Robbenfanges haben die Engländer bereits wiederholt Schiffe dahin entsendet und einem Theile des Landes den Namen Yanky-Harbour gegeben. Auch finden sich daselbst Steinkohlen in Menge. Die beiden größten Inseln N.'s sind Livingstone und Robert. Von der Südküste, die frei von Inseln und Klippen ist, drang der engl. Capitain Weddel 1824 bis 74° S. B. vor; also drei Grade dem Südpole näher als Cook und fand ein eisfreies Meer. Zu N. werden auch die in dessen Nähe später entdeckten Inseln gerechnet. So entdeckte 1821 und 1822 der Capitain Powell unter 60 und 61° S. B. und 44 und 47° W. L. die nach ihm Powellsgruppe genannten Inseln, deren größte er selbst Coronation island oder Krönungsinsel nannte, weil sie das seit Georg IV. Krönung zuerst entdeckte Land war. Capitain Palmer entdeckte hier 1821 unter 60° 45′ S. B. das nach ihm genannte Palmersland, mit einem guten Hafen; Capitain Weddel 1822 unter 60° 45′ S. B. die Australorkaden; der russ. Capitain Bellinghausen 1823 unter 69° 30′ S. B. die Peter- und Alexanderinseln, die südlichsten der bekannten Erde, und der engl. Capitain Brown 1830 die vier vulkanischen Eilande: Polletinsel (56° 18′ S. B.), Prinzeninsel (55° 55′), Weihnachtsinsel (57° 49′) und Willeysinsel (56° 25′).

Neusüdwales, Neuhollands Ostküste, von 30° 37′ — 43° 49′ S. B. und alles innere Land bis 135° Ö. L. von Greenwich, hat nebst den Inseln, z. B. Norfolk, einen Flächenraum von 4156 □M. In diesem Umfange wurde das Land 1788 von den Briten in Besitz genommen. Es ist fruchtbar; das Klima verschieden, aber im Allgemeinen gesund. An wilden Thieren fand man nur den Adler, den Falken, den Hund und die Katze. Die Kängurus, deren es hier

sechs Arten gibt, sind ein sehr schmackhaftes Wildpret. Die eingeborenen Bewohner stehen auf einer sehr niedern Stufe der Cultur, dagegen nimmt die daselbst 1788 gegründete, seitdem in vielen neuen Ansiedelungen, wie Castlereagh, Bathurst am Hunterflusse, Camden, Argyle, Macquarie, ausgebreitete Colonisationsanstalt Botanybai (s. d.) einen immer erfreulichern Aufschwung.

Neutralisation nennt man in der Chemie die Verbindung von Säuren und Basen in einem solchen Verhältnisse, in welchem sich der Gegensatz ihrer Kräfte zur Indifferenz ausgeglichen hat, dergestalt, daß keiner der beiden verbundenen Grundstoffe seine eigenthümlichen Eigenschaften äußern kann, so lange die Verbindung besteht. Insbesondere findet man diese Verbindung bei den Neutralsalzen (s. d.).

Neutralität, Unentschiedenheit, Enthalten von aller Theilnahme zwischen streitenden Parteien, ist ein völkerrechtlicher Begriff von der höchsten Wichtigkeit. Die Neutralität zwischen kriegführenden Mächten kann eine vollkommene und unvollkommene, eine allgemeine und partielle sein. Vollkommen ist sie, wenn der neutrale Staat ein völlig gleiches Verhalten gegen die kriegführenden Theile beobachtet, und dagegen auch von ihnen die volle Anerkennung und Achtung der Neutralität verlangt; unvollkommen, wenn der neutrale Staat zwar dem kriegführenden Theile, etwa vermöge älterer Verträge, gewisse Unterstützungen leistet, ein Hülfscorps stellt, Subsidien zahlt, den Durchzug auf einer schon vorher bedungenen Straße gestattet und dergl., aber sich streng in den Grenzen dieser Leistungen hält. Eine allgemeine Neutralität äußert ihre Wirkungen allenthalben, sowol auf allen Punkten des neutralen Staatsgebietes, als auch wo sonst Angehörige des neutralen Staats mit einer kriegführenden Partei zusammentreffen; eine partielle wird nur für gewisse Landestheile, Weltgegenden, Personen oder Fälle bedungen, z. B. für entfernte Besitzungen, für das Weltmeer, für wissenschaftliche Expeditionen, für Colonien, welche menschenfreundliche Zwecke haben, wie Liberia oder Sierra Leone u. s. w. Ein jeder Staat hat an und für sich das Recht, sich neutral zu halten, wenn er nicht durch Verträge gebunden ist, und selbst diese können nicht zur Theilnahme an einem ungerechten Kriege verpflichten. Einer jeden kriegführenden Partei steht es aber auch frei, die Neutralität nicht zu gestatten, sondern sie durch eine Kriegserklärung zu beendigen. Größere Mächte gewähren die Neutralität, kleinere empfangen sie als einen Vortheil. In der neuern Zeit ist sie verschiedenen Staaten für alle künftige Kriege zugestanden oder gewissermaßen auch auferlegt worden. So wurden im J. 1803 die sechs übriggebliebenen deutschen Reichsstädte Hamburg, Lübeck, Bremen, Nürnberg, Augsburg und Frankfurt für alle künftige Reichskriege neutral erklärt; so ist bei dem wiener Congreß 1815 der Schweiz eine allgemeine europ. Neutralität bewilligt und von ihr angenommen worden; so ist ferner das Königreich Belgien für einen wesentlich neutralen Staat erklärt. Die Rechte der Neutralen sind eben so wichtig als ihre Pflichten. Sie dürfen von keinem der kriegführenden Theile verletzt und ihr Gebiet von keinem betreten werden; ihre Unterthanen müssen selbst in den Landen der kriegführenden Theile verschont werden, wenn sie nicht etwa sich in Diensten einer Partei befinden. Dagegen darf der Neutrale auch keiner Partei öffentlich oder heimlich Vorschub leisten; er darf eine Verletzung seines Gebietes nicht gestatten, sondern muß dafür Genugthuung fodern; er muß die von den Parteien angelegten Blockaden respectiren und darf insbesondere keiner Partei Kriegsbedürfnisse zuführen oder gar liefern. Dagegen ist dem Neutralen gestattet, seine Häfen beiden Parteien zu öffnen, ihre Kaper darin aufzunehmen, die Prisen daselbst verkaufen zu lassen, und bei einem Landkriege den verfolgten Truppen eines Theils die Aufnahme in das Gebiet zu gestatten, wenn sie die Waffen niederlegen; darf ihnen aber nicht etwa solche zurückgeben, und dem Corps gestatten, sich neu zu formiren und den Kriegsschauplatz wieder zu betreten. Neutrale Staa-

ten ſtellen daher zum Schutz ihrer Neutralität Truppen auf und ziehen Cordons an den Grenzen; doch iſt dies noch keine bewaffnete Neutralität im eigentlichen Sinne. Von der größten Wichtigkeit ſind aber auch die Vortheile der Neutralität, vorzüglich bei einem Seekriege, ſo lange die Kaperei noch beſteht, die genau genommen doch eben ſo ungerecht als beiden kriegführenden Theilen nachtheilig iſt. Ein mehre Jahre dauernder Seekrieg zwiſchen den großen Handelsmächten bringt faſt den ganzen Handel in die Hände der Neutralen, oder hat die Folge, daß die Handelsſchiffe der Kriegführenden unter neutraler Flagge fahren, und ſich mit falſchen Certificaten über die Nationalität des Schiffes, der Mannſchaft und der Waaren verſehen. Eine Menge Streitigkeiten und gegenſeitige Verletzungen und Klagen, welche daraus entſtanden, hat man durch Verträge zu heben geſucht, aber nicht gehoben. Dieſe Streitigkeiten betreffen vornehmlich: 1) die Beſtimmung des Begriffs der Kriegscontrebande, d. h. der Kriegsbedürfniſſe, welche die Neutralen den Kriegführenden nicht zuführen ſollen, und des Rechts, welches das Vorfinden derſelben auf einem neutralen Schiffe gibt. Gegenwärtig iſt das Recht der Confiscation der Kriegscontrebande allgemein anerkannt; allein ob ſie ſich auch auf die übrige Ladung und das Schiff erſtrecken dürfe, noch beſtritten. 2) Das Recht der Viſitation der Handelsſchiffe durch die Kriegsſchiffe der Kriegführenden. Dieſe Viſitation geſchieht durch Anhalten des Schiffes, Abſendung eines Offiziers mit einiger Mannſchaft und Unterſuchung, ob das Schiff wirklich ein neutrales, d. h. in dem Lande, deſſen Flagge es führt, gebaut; ob die Mannſchaft aus Unterthanen dieſes Landes beſteht, welches durch Naturaliſationsbriefe nicht ganz außer Zweifel geſetzt wird; ob keine den Feinden gehörige Ladung und keine Kriegscontrebande auf dem Schiffe ſei. Schiffe, die unter Begleitung und Schutz eines Kriegsſchiffs (Convoi) fahren, ſollten von der Confiscation frei ſein, und nur der Commandant der Convoi ſein Ehrenwort über dieſe Punkte geben, allein man hat ſich in der neuern Zeit damit nicht begnügen wollen. 3) Die Bedingungen der Wegnahme. Dieſe ſind durch die Habſucht der Kaper und die Tendenz der Regierungen, das Verſtecken feindlicher Schiffe und Ladungen unter andern Flaggen zu verhindern, immer mehr geſchärft worden. Dieſes Verſtecken iſt allerdings ſehr weit getrieben worden, ſodaß ein Schiff doppelte und mehrfache vollſtändige Papiere, falſche Urſprungsſcheine mit eidlichen Zeugniſſen über den Bauort des Schiffes, falſche Certepartien über die Ladungen u. ſ. w. führte. Daher iſt denn die geringſte Unrichtigkeit oder Lücke in den Papieren für hinreichend gehalten worden, die ganze Ladung und das Schiff für gute Priſe zu erklären. 4) Das Verhältniß zwiſchen Schiff und Ladung: a) ob feindliches Eigenthum auf einem neutralen Schiffe weggenommen werden dürfe, oder das Schiff die Ladung deckt (frei Schiff, frei Gut, le pavillon couvre la marchandise). Jenes behauptet England; dieſes iſt das Syſtem Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands und faſt aller übrigen Mächte. b) Ob feindliches Eigenthum auf einem neutralen Schiffe das Schiff und die übrige Ladung confiscabel macht (unfrei Gut, unfrei Schiff); und c) ob neutrales Eigenthum auf einem feindlichen Schiffe weggenommen werden dürfe (verfallen Schiff, verfallen Gut). Alle dieſe Streitigkeiten wurden zuerſt im nordamerikan. Befreiungskriege, und dann in den Kriegen zwiſchen Frankreich und England von 1792 an immer wichtiger und heftiger und führten zu zweierlei neuen Vertheidigungsſyſtemen gegen Englands See- und Handelsherrſchaft: 1) Zu der von Rußland unter der Kaiſerin Katharina aufgeſtellten bewaffneten Neutralität, deren Hauptgrundlage das Princip war: Neutrale Schiffe genießen allenthalben freie Fahrt, auch zu den Häfen und an den Küſten der Kriegführenden; die neutrale Flagge deckt feindliches Gut, nur nicht Contrebande; Contrebande iſt nur Das, was in Verträgen dafür erklärt iſt, und die Blockade iſt nur inſoweit zu reſpectiren, als ſie durch eine in der Gegend vorhandene Kriegsmacht unterſtützt wird. Vgl. Görtz's „Mémoire ou Précis historique

sur la neutralité armée et son origine" (1795). Diese Grundsätze theilte Rußland in der Erklärung vom 28. Febr. 1780 den kriegführenden Mächten mit, und Dänemark, Schweden, Holland, Preußen, Östreich traten in besondern Verträgen bei. England widersprach; allein der Friede von 1783 beseitigte die Sache. Als Rußland im J. 1800 sich mit Napoleon ausgesöhnt hatte, schloß es neue Verträge zu einer bewaffneten Neutralität mit Schweden, Dänemark und Preußen, am 16. und 18. Dec. 1800; allein der Tod des Kaisers Paul und der Angriff Nelson's auf Kopenhagen, am 2. Apr. 1801, sprengte sie wieder, und die darauf zurückführende Erklärung Rußlands, am 7. Nov. 1807, hatte auch keinen Erfolg. England ging vielmehr nun II) in seinen Bedrückungen des neutralen Handels immer weiter. Es hielt den Grundsatz fest, daß die Ladung von der Flagge nicht gedeckt werde, vielmehr feindliche Waare auf einem Schiffe die Confiscation der übrigen Ladung und des Schiffs nach sich ziehe; es behauptete auch die unter Convoi fahrenden Schiffe visitiren zu dürfen; es fügte endlich die Anmaßung hinzu, durch eine bloße Erklärung ganze Länder und Küstenstrecken in Blockadestand versetzen zu können. Darauf antwortete Frankreich durch das Decret aus Berlin vom 21. Nov. 1806; England durch die Geheimrathsbefehle vom 7. Jan. 1807 und 11. Nov. 1807, auf welche die franz. Decrete aus Mailand vom 17. Dec. 1807 und aus den Tuilerien vom 11. Jan. 1808 folgten. So steigerten sich die gegenseitigen Maßregeln zu dem Continentalsystem (s. d.), welches durch den Sturz des franz. Kaiserreichs zwar seine Endschaft erreichte, ohne daß man jedoch auch dann völkerrechtliche Principien festgestellt hätte.

Neutralsalze nennt man gegenwärtig jedes Salz, in welchem Säure und Basis in solchem Verhältniß miteinander verbunden sind, daß keines von beiden mehr seinen Eigenschaften nach vorsticht. Früher verstand man unter dieser Benennung vorzugsweise nur die gesättigten Verbindungen der Säuren mit Alkalien oder absorbirenden Erden (Mittelsalze) und schloß demnach die eigentlich sogenannten Metallsalze von ihrem Begriffe aus.

Neuwales, brit. Provinz an der Westküste des Hudsonsmeeres, in Amerika, ein Land von 30,000 □M., ward von Hudson 1610 entdeckt und durch die 1667 gestiftete Hudsonsbaigesellschaft colonisirt. Zwar wurden deren Niederlassungen 1686 von den Franzosen zerstört; allein die Engländer eroberten N. 1693 von Neuem und behielten es im Frieden von 1713. Das Land ist gebirgig, zum Theil morastig und im Innern mit Urwäldern bedeckt. Die Hauptflüsse sind der Severn, Albany, Churchill und der Nelsonfluß. Das Klima ist noch viel kälter als in Labrador; Weingeist verdichtete sich im Monat Nov. zu Öl und 12 F. tief eingegrabenes Bier fror aus und sprengte die Fässer. Die Bewohner sind Eskimos, Chippewaer und Knistanoer; sie beschäftigen sich mit Fischerei und Jagd. Man findet in N. Mineralien, in den Gewässern Walfische und Kabliaus; dagegen ist die Vegetation sehr ärmlich. Die vierfüßigen Thiere haben hier einen dichtern, meist weißen Pelz und kürzere Füße, Klauen und Schwänze, als in wärmern Gegenden. Durch den Churchill wird N. in Neu-Nordwales und Neu-Südwales getheilt, in welchem letztern Theile sich die meisten Niederlassungen der Hudsonsbaigesellschaft finden. Hinsichtlich der Verwaltung steht N. unter dem engl. Gouvernement Quebek.

Neuwied, Hauptstadt der mediatisirten fürstlich wied-neuwiedschen Lande (s. Wied), Residenz des regierenden Fürsten und Sitz der fürstlichen Regierung, am Rhein, über welchen eine fliegende Brücke führt, in einer schönen Ebene, gehört zu dem Regierungsbezirke Koblenz der preuß. Provinz Rheinland und hat gegen 5200 Einw. Die Stadt wurde erst vor etwa 100 Jahren angelegt und hat deshalb breite, rechtwinkelige Straßen und freundliche Wohnungen. Ihren schnellen Flor beförderte der Fürst Alexander von Neuwied besonders dadurch, daß er allen Ansiedlern freie Religionsübung gestattete, sodaß man daselbst Protestanten, Ka-

tholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Quäker, Inspirirte und Juden findet. Die Einwohner unterhalten Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, Hüten, Tapeten, Strümpfen, Sanitäts- und Kochgeschirr, und treiben mit diesen Fabrikerzeugnissen, sowie mit Eisengußwaaren, Pottasche, Pfeifenerde, Bleichert u. s. w., Handel auf dem Rheine. In dem Residenzschlosse findet sich eine Sammlung röm. Alterthümer, welche in der Umgebung der Stadt gefunden wurden. Sehenswerth sind auch der Hofgarten und das Haus der mährischen Brüdergemeine oder Herrnhuter. In der Nähe der Stadt wurden 1791 die Überreste einer Römerstadt und röm. Straßen entdeckt, wie denn überhaupt die dasige Gegend viele Trümmer röm. Architektur zu Tage fördert. Nordöstl. von N. liegt das Lustschloß Monrepos, ein einfaches Gebäude von einem Stockwerk mit herrlicher Aussicht.

Neuyork, der siebente unter den Vereinigten Staaten Nordamerikas, hat ein Areal von 4170 □M. und 1,913,500 Einw. Ursprünglich engl. Colonie erhielt das Land während der stürmischen Regierung Karl I. von der niederländ. Compagnie in Holland, welche sich desselben bemächtigt hatte, den Namen Neubelgien oder Neuniederland. Unter der Regierung Karl II. kehrte es unter engl. Herrschaft zurück, anfangs mittelbar, indem Karl II. es seinem Bruder, dem Herzoge von York, schenkte, seit 1689 aber unmittelbar. Von Zeit zu Zeit äußerte sich indessen in der Provinz Misvergnügen mit der engl. Oberherrschaft wegen der eingeführten Abgaben, besonders bei Gelegenheit der Stempeltaxe 1765. Als 1775 ein fast allgemeiner Aufstand in den engl. Colonien Nordamerikas ausbrach, nahm auch N. Theil daran, ungeachtet die Hauptstadt der Provinz von 1776 an während des ganzen amerikan. Kriegs von engl. Truppen besetzt war. N. grenzt gegen N. an den Ontariosee und Canada, gegen O. an Vermont, Massachusetts und Connecticut, gegen S. an den atlant. Ocean, Neujersey und Pennsylvanien, und gegen W. an den Eriesee und Obercanada. Der Boden ist größtentheils gut, vorzüglich in den westl. Gegenden. Gegen SO. ist die Oberfläche mit angenehmen Anhöhen vermischt, in der Mitte bergig, indem die Alleghanygebirge sich von N. nach S. hindurchziehen, gegen NW. wellenförmig, gegen die See hin flach und hügelig am südl. Ende. Das Land hat eine reichliche Bewässerung, denn außer den Seen Ontario, Erie, Champlain und Oneida, durchfließt der schiffbare Hudson mit dem Mohawk das Land. An der nördl. Grenze fließt der Lorenzstrom und an der südl. der Susquehannah, Delaware und Alleghany. Das Klima ist im SO. veränderlich; zwischen den Gebirgen ist der Winter lang und streng; im W. ist das Klima gemäßigter und angenehm. Nur ein Theil des Bodens wird zum Ackerbau benutzt und bringt vorzüglich Weizen, außerdem andere Getreidearten, Flachs, Hanf, Obst, Gartengewächse und Holz hervor. Es gibt Wild, Geflügel, Fische und Bienen. Vortreffliche Weiden finden sich überall. Das Mineralreich enthält Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Marmor, Quadersteine, Kalkstein, Schiefer, Gyps, Talkstein und Schwefel. Der Gewerbfleiß liefert vorzüglich Tücher, Leder, Branntwein, Papier, Hüte, Glas, Pulver, Zucker, Öl und Eisengeräthe. Die ausübende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs und Lieutenantgouverneurs, welche auf drei Jahre gewählt werden. Die gesetzgebende Gewalt hat der Senat, dessen 32 Mitglieder auf vier Jahre, und das Haus der Repräsentanten, 128 an der Zahl, die jährlich erwählt werden. Zum Congreß sendet es 40 Repräsentanten und zwei Senatoren. In dem Gebiete des Staats liegt die Militairakademie von Westpoint, ein der gesammten Union gemeinschaftliches Institut. Am 51. Jahrestage der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, am 4. Jul. 1827, wurde in N. die Sklaverei gänzlich abgeschafft. Die Hauptstadt Albany, am Hudson, hat nur 26,000 Einw.; größer und die größte Stadt der Vereinigten Staaten ist Neuyork, auf einer Insel an der Mündung des Hudson, mit 213,000 Einw., dar-

unter 9000 freie Neger und 13,000 Katholiken, meist Irländer. Sie ist regelmäßig gebaut; unter den 115 Kirchen für 20 Confessionen zeichnen sich die Pauls- und Dreieinigkeitskirche aus und unter den vielen prächtigen Gebäuden Federalhall, der schönste Palast, wo Washington an der Spitze des Congresses am 30. Apr. 1780 der Constitution Treue schwor. Die dasige Universität, das Columbia-Collegium, hat eine öffentliche Bibliothek, und der botanische Garten, das medicinisch-chirurgische Collegium mit wichtigen Sammlungen, das 1825 durch Beiträge eines besondern Vereins begründete Athenäum, das Lyceum für die Naturgeschichte, die Akademie der schönen Künste, die Zeichnenschulen, die Taubstummenanstalt und andere Schulen sind gut eingerichtet. In N. hat seit 1816 die amerikan. Bibelgesellschaft ihren Sitz. Die deutsche Gesellschaft sorgt für die Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur. Auch gibt es eine Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, eine physikalisch-medicinische Gesellschaft, eine Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und ähnlicher Zwecke; auch eine zur Abschaffung der Duelle und andere. Nahe bei der Stadt liegt eine trefflich eingerichtete Irrenanstalt. Die vorzüglichsten Fabriken sind in Tuch, Hüten, Leder, Zucker, Gold-, Silber- und Eisenwaaren u. s. w. Auch befinden sich in N. 32 Buchhändler und 30 Druckereien, und jährlich wird daselbst eine Buchhändlermesse gehalten. Wichtiger noch ist der Handel, zu dessen Beförderung 14 Banken, viele Seeassecuranzgesellschaften, das Handelscollegium, der vortreffliche Hafen und Rhede mit schönen Kaien, Docken und die Schiffswerfte dienen. Durch den neuen großen Westkanal ist N. der Hauptmarkt des ganzen Landes an den großen Landseen geworden. Die jährliche Einfuhr steigt auf 56 Mill. Dollars, und in manchen Jahren laufen an 2000 Schiffe ein, welche den Verkehr mit Europa, Ost- und Westindien und China unterhalten. Fulton (s. d.) baute hier 1807 das erste Dampfboot, deren es jetzt daselbst mehr als 20 gibt. Regelmäßig gehen Packetboote nach London, Liverpool, Veracruz und Gibraltar. In der Umgebung der Stadt sind viele geschmackvolle Landhäuser.

Newa, ein zwar nur 8½ M. langer, aber sehr breiter Fluß im russ. Gouvernement Petersburg, der Abfluß des Ladogasees, durchströmt in mehren Armen, namentlich als große und kleine Newa Petersburg und ergießt sich in den finnischen Meerbusen. Durch den Worza erhält er die Gewässer des Saima, und durch den Wolchow die Gewässer des Ilmensees. Er ist sehr fischreich, trägt sehr große Schiffe und bedeckt sich fast nie vor dem 20. Oct. mit Eis, welches gewöhnlich nach der Mitte des März aufbricht. Sein Wasser hat eine solche Klarheit und Leichtigkeit, daß man es in Petersburg nicht blos zur Bereitung der Speisen, sondern auch zum Trinken benutzt.

Newcastle, die Hauptstadt der engl. Grafschaft Northumberland, auch Newcastle upon Tyne genannt, um sie von Newcastle under Lyme in der Grafschaft Stafford zu unterscheiden, liegt 10 M. von der Mündung des Flusses Tyne, am nördl. Ufer desselben, auf dem Abhange eines Hügels, rechts und links am diesseitigen Ufer von Manufacturen und Fabriken, Glashütten und Eisengießereien umgeben, während am jenseitigen Ufer der breite Kai sich ausdehnt, der in seiner ganzen Länge mit Kähnen besetzt ist. Mit der eigentlichen Stadt ist Gateshead, die Vorstadt, durch eine schöne steinerne, mit Häusern besetzte Brücke von neun Bogen verbunden, ohne dieselbe hat N. über 40,000 Einw. Zu den geschmackvollsten öffentlichen Gebäuden gehört das Sitzungshaus, wo die Gerichtssitzungen für die Grafschaft Northumberland gehalten werden, und die Hauptkirche St.-Nikolas, ein herrliches Denkmal goth. Baukunst. In N. sind Zuckersiedereien, Glashütten, Papiermühlen, Thransiedereien, Taudrehereien u. s. w., auch verfertigt man Steingut, Leim, Salmiak, Soda und Theer aus Steinkohlen. In der Nähe der Stadt finden sich Bleiweißwerke, wo zugleich Mennige und Silberglätte fabricirt wird, Farbenwerke und große Eisengießereien. Der

Haupterwerb besteht in den unerschöpflichen 25 Steinkohlengruben, deren Flötze an beiden Seiten des Tyne, von Shields bis Lammington, von 6700 Bergleuten bearbeitet werden. Der Transport der Steinkohlen geschieht auf Eisenbahnen, von den Gruben bis an das nächste Ufer des Tyne, wo jedes Bergwerk sein eignes Magazin oder Werft hat, und zum Transport der Kohlen von den Werften nach den Kohlenschiffen gibt es eigne Flußfahrzeuge mit plattem Boden, die Kerls genannt werden. Gewisse Personen in N. haben seit undenklichen Zeiten das Recht, Fahrzeuge vom Werfte mit Kohlen zu versehen, und bilden eine eigne Zunft. Der Hafen von N. ist bei der Stadt Nordshields oder Sheales. N. selbst hat 400 Steinkohlenschiffe, und im Ganzen laufen jährlich gegen 7000 Schiffe aus dem Hafen, welche Steinkohlen nach den Niederlanden, Frankreich, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland, Portugal und Westindien verführen. Auch hat N. 100 Kauffahrteischiffe, welche Walfischfang und Kornhandel treiben.

Newlanark, ein Dorf in der schott. Grafschaft Lanark, am Clyde, mit 2500 Einw., ist besonders wegen der Lehranstalt für Fabrikantenkinder bekannt, die von Rob. Owen (s. d.) neu eingerichtet, erweitert und zu einer Musteranstalt für die Erreichung ähnlicher Zwecke erhoben wurde. Vgl. „Examen des nouvelles vues de Mr. Rob. Owen, et de ses établissemens à Newlanark" (Par. 1821).

Newmarket, Flecken mit 2000 Einw., der in einer langen Gasse besteht, von welcher der nördl. Theil zur Grafschaft Suffolk, der südl. zur Grafschaft Cambridge gehört, ist berühmt wegen der Pferdewettrennen. (S. Wettrennen.)

Newsteadabtei in der engl. Grafschaft Nottingham, eines der edelsten Denkmale der Baukunst in England, in einer malerischen Umgebung, der Sitz des Hauses Byron, wo auch der zu Missolunghi 1824 verstorbene Dichter George Noël Gordon, Lord Byron beigesetzt wurde, war ursprünglich ein Augustinerkloster, das von Heinrich II. gestiftet, von Heinrich VIII. aufgehoben und durch diesen dem John Byron, seinem Lieblinge, geschenkt wurde. Vgl. Washington Irving's „Abbotsford and Newstead Abbey" (Lond. 1835).

Newton (Isaak), der Begründer der neuern mathematischen Physik, geb. 25. Dec. 1642 zu Woolsthorpe in der engl. Grafschaft Lincoln, verlor den Vater schon vor seiner Geburt und war als Kind klein und schwächlich. Da er keine besondere Erwartung erregte, bestimmte ihn die Mutter zur Leitung ihrer ländlichen Wirthschaft und rief ihn von der gelehrten Schule des Städtchens Grantham, die er im 12. Jahre bezogen hatte, nach kurzer Zeit wieder zurück. Allein N. zeigte zur Landwirthschaft kein Geschick, wohl aber eine besondere Vorliebe zur praktischen Mechanik, wie ihm auch schon in Grantham unter Anderm die Zusammensetzung einer Wasseruhr und einiger andern kleinen mechanischen Kunstwerke gelungen war. Im mütterlichen Hause verfertigte er eine Sonnenuhr, die man noch jetzt zu Woolsthorpe zeigt, und studirte eifrigst Mathematik. Ein Oheim N.'s, der dessen Treiben aufmerksam verfolgt hatte, vermochte endlich die Mutter, den Neigungen des Sohnes nachzugeben und ihn wieder auf die Schule zu Grantham zu bringen. Von hier ging er, 18 Jahre alt, auf die Universität zu Cambridge, wo Barrow, einer der gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, des Jünglings Talente erkannte und sich seiner mit Liebe annahm. Besonders zog N. die „Arithmetica infinitorum" von Wallis an. Was die Entdeckung des binomischen Lehrsatzes (s. d.) anbetrifft, welche man ihm beilegt, so ist zu bemerken, daß er eigentlich nur die Form des binomischen Lehrsatzes, die für ganze positive Exponenten längst gefunden war, auch auf fractionnaire und negative anwenden lehrte. Mittels dieses Lehrsatzes erhob sich N. indeß bald zu einem allgemeinern Principe, welches darin besteht, aus dem Modus des allmäligen Anwachsens der Größen auf definitiven Werth zu schließen; dasselbe ist unter dem Namen der Methode der Fluxionen (s. Infinitesimalrechnung) berühmt geworden und gibt die Grundlage seiner Analysis des Unendlichen ab. Es

war ums J. 1665, wo N. auf diesen fruchtbaren Gedanken kam. Um dieselbe Zeit, noch ehe er seine Entdeckungen irgend Jemand mitgetheilt hatte, zwang ihn die Pest, Cambridge zu verlassen und sich nach Woolsthorpe zurückzuziehen. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit soll er eines Tages in seinem Garten unter einem Apfelbaume, den man noch gegenwärtig zeigt, gesessen haben, als ein herabfallender Apfel sein Nachdenken auf die wunderbare Kraft lenkte, die wir Schwere nennen, und die jeden fallenden Körper gegen den Mittelpunkt der Erde treibt. (S. Gravitation.) Indem er den angeregten Gedanken mit Beziehung auf das dritte Kepler'sche Gesetz (s. Kepler) betrachtete, kam er auf den Schluß, daß die Attraction der Sonne im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung wirke; als er jedoch diese Voraussetzung auch auf den Mond anwendete, so stimmte die Rechnung nicht, weil die zu Grunde gelegte Größe des Erdhalbmessers zu jener Zeit noch nicht scharf genug berechnet war. N., der 1666 wieder nach Cambridge hatte zurückkehren können, theilte sich deshalb auch hierüber nicht mit; blos daß er zwei Jahre später Barrow, als dieser seine „Lectiones opticae et geometricae" erschienen ließ, einige optische Sätze zeigte, deren in der Vorrede jenes Werkes die ehrenvollste Erwähnung geschieht. Als aber Mercator's (s. d.) „Logarithmotechnia" erschienen war und die darin gelehrte Quadratur der Hyperbel außerordentliches Aufsehen erregte, so fand sich N. bewogen, seine beiweitem mehr leistende Methode der Fluxionen Barrow mitzutheilen. Gleichwol wurde diese Methode damals noch nicht öffentlich bekannt, wozu wol beitragen mochte, daß N. schon wieder sich mit einem andern Zweige der Wissenschaft, nämlich der Zerspaltung des weißen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen, dasselbe zusammensetzenden Strahlen durch das Prisma sich beschäftigte. (S. Farbenlehre.) So hatte er sich bereits durch drei Entdeckungen unsterblich gemacht, als ihm 1669 Barrow den Lehrstuhl abtrat. Bald nachher erregte er durch eine Arbeit über bessere Einrichtung der Teleskope die Aufmerksamkeit der kön. Societät zu London, der er auch ein solches von ihm selbst verfertigtes und 30—40mal vergrößerndes Teleskop mit einem Metallspiegel überreichte. Er wurde von ihr 1672 als Mitglied aufgenommen und fand dadurch Veranlassung, derselben einen Theil seiner Analyse des Lichts vorzulegen. Der Streit, in welchen er auf Veranlassung dieser Theorie mit Hooke gerieth, gab ihm Veranlassung zu seiner zweiten Arbeit über das Licht, welche, in Verbindung mit jener erstern, die Grundlage seiner „Optics" ausmacht. (S. Licht.) Als Hooke Secretair der Societät geworden war, theilte N. mehre Jahre hindurch nichts mehr von seinen Arbeiten mit, bis ihn ein Bericht, den er 1679 über eine astronomische Arbeit abzustatten hatte, zu dem Vorschlage veranlaßte, die Bewegung der Erde (s. d.) durch directe Versuche über die Abweichung zu beweisen, welche frei fallende Körper von der Verticale erleiden. Damit war ihm die früher schon einmal, aber ohne vollständigen Erfolg betretene Bahn der Gravitationstheorie wieder eröffnet. Da unterdeß Picard einen Grad des Meridians in Frankreich gemessen und darauf eine genauere Bestimmung des Erdhalbmessers gegründet hatte, so fand N., bei Anwendung desselben, daß die Bewegung des Mondes in der That im richtigen Bezuge zu dem von ihm entdeckten Gravitationsgesetze stehe. Von nun an war sein Leben ausschließend der Verfolgung dieses großen Gesetzes der Welten gewidmet. Als 1684 Halley ihn in Cambridge besuchte, konnte er demselben seinen „Tractatus de motu" vorlegen, der jetzt, mit geringen Veränderungen, das erste und zweite Buch seiner „Philosophiae naturalis principia mathematica" ausmacht, welche zuerst 1687, und in einer zweiten, aber noch von ihm besorgten Auflage 1713 erschienen. Um von der Erhabenheit dieser wissenschaftlichen Schöpfung einen Begriff zu bekommen, wird hinreichend sein, anzuführen, daß unter N.'s Zeitgenossen überhaupt höchstens Drei oder Vier es zu verstehen fähig waren.

Unterdeß hatte N.'s Leben auch politische Bedeutung erhalten. Der König

von England, Jakob II., hatte nämlich von der Universität Cambridge den Gradum für einen Benedictinermönch, mit Erlassung des gewöhnlichen Testeids, gefodert; N. gehörte zu der Deputation, welche die Universität zur Protestation erwählte und trug durch seine Festigkeit nicht wenig zur Zurücknahme der kön. Foderung bei. Auch repräsentirte er die Universität in dem Parlamente, welches die Thronerledigung aussprach, und erregte hier die Aufmerksamkeit des Grafen von Halifax in einem solchen Grade, daß ihn derselbe beim nachherigen Eintritt ins Finanzministerium 1696 zum Münzwardein und 1699 zum Münzmeister ernannte. N. leistete bei der neuen Münzreform sehr nützliche Dienste und ward dadurch auch auf chemische Untersuchungen geführt, hatte aber das Unglück, sein Laboratorium sammt den dazu gehörigen Manuscripten bei einer Feuersbrunst zu verlieren, welcher unglückliche Zufall nicht nur auf seine Gesundheit, sondern auch auf seine Geisteskraft sehr nachtheilig eingewirkt haben soll. Sein Ruf war indeß so hoch gestiegen, daß der Neid verstummte; von allen Seiten her ward er mit Ehrenbezeigungen überhäuft; die pariser Akademie ernannte ihn 1699 zu ihrem auswärtigen Mitgliede; die Universität Cambridge wählte ihn 1701 wieder zu ihrem Parlamentsdeputirten, und 1703 wurde er Präsident der londoner Societät. Jetzt ließ er nun seine „Naturalis philosophiae principia" erscheinen und zwar zuerst „Optics, or a treatise of the reflexions, inflexions and colours of light" (1704), die von Clarke unter N.'s Augen ins Lateinische übersetzt wurde (Lond. 1706). Mit der ersten Ausgabe dieses Werks vereinigte N. die analytischen Dissertationen: „De quadratura curvarum", und „Enumeratio linearum tertii ordinis". Die „Arithmetica universalis" (1707), welche den Text von N.'s zu Cambridge gehaltenen analytischen Vorlesungen enthält, ist nicht von ihm selbst, sondern von Whiston, und, wie behauptet wird, sogar gegen seinen Willen herausgegeben worden; auch die Ausgaben seiner Abhandlungen: „Methodus differentialis" und „Analysis per aequationes numero terminorum infinitas" (1711) sind von fremder Hand, jedoch mit seiner Zustimmung besorgt. Dies sind die Werke, welche N.'s Unsterblichkeit begründen; doch der unglückliche Streit, in den er seit 1712 mit Leibnitz über die Erfindung des Infinitesimalcalculus gerieth, hat noch manchen in seiner Correspondenz zerstreuten analytischen Schatz ans Licht gezogen. Die Acten dieses gelehrten Streites finden sich im „Commercium epistolicum". Obschon noch Manche Leibnitz (s. d.) diese Erfindung zueignen, so ist man doch im Allgemeinen jetzt der Überzeugung, daß Beide unabhängig voneinander auf ihre Methoden gekommen sind.

In der Metaphysik stellte N. mehre Hypothesen auf, z. B. daß der unendliche Raum, worin die Weltkörper sich bewegen, das Sensorium Gottes sei. Seine philosophischen Ansichten lernt man kennen aus Pemberton's „A view of Newton's philosophy" (Lond. 1726, 4.; deutsch von Maimon, Berl. 1793). Auch über chronologische Gegenstände hat er scharfsinnige Meditationen angestellt und ein eignes Werk darüber verfaßt, welches jedoch erst zwei Jahre nach seinem Tode erschien. Dagegen hätten seine „Ad Danielis Prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes", welche auch erst nach seinem Tode (1736) erschienen und wahrscheinlich frühern theologischen Studien angehören, zu seiner Ehre ungedruckt bleiben sollen. Überhaupt waren religiöse Betrachtungen in den spätern Lebensjahren eine von N.'s Hauptbeschäftigungen geworden. Seit dem Verluste seines Laboratoriums und eines Theils seiner Manuscripte scheint er den Wissenschaften abhold geworden zu sein, und es finden sich seitdem eigentlich nur drei neue Arbeiten: eine Abhandlung über Temperatur in den „Philosophical transact." (1701); ein aus der nämlichen Zeit herrührender Aufsatz, Ideen entwickelnd, welche Hadley nachher durch den Spiegelsextanten realisirt hat, und endlich eine Auflösung des von Joh. Bernouilli vorgelegten Problems über die Brachystochrone oder Linie des kürzesten Falles, ebenfalls in den „Philosophical

transact.". Eine andere schwere analytische Aufgabe, welche Leibnitz den engl. Geometern 1716 vorlegte, um ihnen die Überlegenheit seiner Differentialrechnung über die Methode der Fluxionen zu zeigen, soll N., Abends 4 Uhr, als er sehr ermüdet von der Münze nach Hause kam, erhalten und noch vor dem Schlafengehen aufgelöst haben. Dies war aber auch seine letzte mathematische Anstrengung, denn in den seinem Tode vorangegangenen 10 Lebensjahren scheint er sich gar nicht mehr mit dieser Wissenschaft beschäftigt zu haben. Diejenigen, die ihn um Belehrung baten, verwies er an einen andern Mathematiker; und wenn ihm die verdiente Bewunderung über seine Werke bezeigt wurde, antwortete er: „Ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Arbeiten sagen wird; mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meers, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findend, indeß sich der Ocean der Wahrheit, unerforscht und unerforschlich, in unendlicher Weite vor meinen Augen ausdehnte." N.'s geistige Kräfte schienen erschöpft; nach kurzer Krankheit starb er am 20. März 1727, 85 J. alt. Als der Hof N.'s Tod erfuhr, verordnete König Georg I., daß der Leichnam auf einem Paradebette ausgestellt und in der Westminsterabtei beigesetzt werden solle, wo er nahe beim Eingange des Chores ruht. Seine Familie, in dem Besitze einer Nachlassenschaft, welche, Landhaus und Zubehör ungerechnet, die für jene Zeit ungeheure Summe von 32,000 Pf. Sterl. betrug, ließ ihm 1731 ein prächtiges Denkmal errichten, dessen Inschrift mit den Worten: „Sibi gratulentur mortales tale tantumque exstitisse humani generis decus" schließt. Eine andere, angeblich von Pope entworfene Grabschrift ist zu berühmt, als daß wir sie übergehen dürften: „Isaacus Newton hic jacet quem immortalem coeli, natura, tempus ostendunt, mortalem hoc marmor fatetur."

Nature and all her works lay hid in night,
God said, Let Newton be, and all was light.

Im Trinity-College zu Cambridge ward ihm 1755 eine von Roubillac verfertigte Marmorstatue errichtet. N. war von mittler Statur, sein Äußeres angenehm, ohne daß man in ihm jedoch den Scharfsinn erkannt hätte, den seine Werke verrathen; sein Charakter war sanft und gleichförmig. Verheirathet war er nie, doch soll er in Grantham Neigung zu einem geistreichen Mädchen, Mis Stovey, gehabt und sie auch nach ihrer Verheirathung noch unterstützt haben. Seine Werke wurden lat. von Horsley (5 Bde., Lond. 1779—85, 4.) herausgegeben, und als Commentar zu den „Principia" ist die spätere Ausgabe derselben von Lesueur und Jacquier (3 Bde., Genf 1730—42, 4.) zu empfehlen. Vgl. über ihn nächst Biot's Artikel „Newton" in der „Biographie universelle", Brewster's „Life of N." (Lond. 1831; deutsch von Goldberg mit Anmerkungen von Brandes, Lpz. 1833).

Ney (Michel), Fürst von der Moskwa, Herzog von Elchingen, Reichsmarschall und Pair von Frankreich, geb. 1769 in Saarlouis im Moseldepartement, der Sohn eines Böttchers, trat früh als gemeiner Husar in Militairdienste und war 1794 Rittmeister, als General Kleber seine außerordentliche Tapferkeit und seinen militairischen Überblick bemerkte, ihn zum Escadronschef machte und für sich als Generaladjutant erwählte. N. übertraf sehr bald Kleber's Erwartungen und ward 1796 auf dem Schlachtfelde an der Rednitz zum Brigadegeneral erhoben. Auch jetzt noch riß ihn oft sein Muth zu persönlichen Waffenthaten fort. Er trug viel zum Siege von Neuwied 1797 bei; ward aber nach einer tapfern Gegenwehr bei Diernsdorf gefangen. Nach seiner Auswechselung 1798 zum Divisionsgeneral ernannt, befehligte er als solcher 1799 am Rhein und unterstützte durch seine Diversion bei Manheim Masséna's Sieg über den russ. General Korsakoff bei Zürich. Auch unter Moreau, insbesondere bei Hohenlinden, zeichnete er sich aus. Im J. 1802 war er Gesandter bei der helvetischen Republik; 1805 befehligte er das Lager bei Montreuil und ward vom Kaiser zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Glänzend eröffnete er 1805 den Feldzug

und führte die Capitulation von Ulm herbei. Er hatte Tirol besetzt und war bis Kärnthen vorgedrungen, als der presburger Friede seinen Lauf hemmte. In den Jahren 1806 und 1807 focht er bei Jena und, nachdem er Magdeburg genommen, bei Eylau und Friedland. Im J. 1808 behauptete er in Spanien seinen alten Ruhm; allein Napoleon, immer mistrauisch und veränderlich, rief ihn zurück und hielt ihn, bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Rußland, in einer gewissen Entfernung. Jetzt erhielt er den Oberbefehl des dritten Armeecorps. In der Schlacht an der Moskwa verdiente er sich den Beinamen le brave des braves, den ihm Napoleon gab und den ihm Niemand absprechen konnte. Nach dem Brande von Moskau führte er den Vortrab und rettete durch seine meisterhafte Leitung wenigstens die Trümmer des Heers. Sein Betragen während dieses Rückzuges übertrifft vielleicht Alles, was er früher gethan. Napoleon ernannte ihn zum Fürsten von der Moskwa, welchen Titel Kaiser Alexander bei seiner Anwesenheit in Paris 1814 bestätigte. Im Frühjahre 1813 reorganisirte N. das Heer, welches die Schlachten bei Lützen und Bautzen gewann, und drang mit demselben auf Berlin vor. Von Bülow bei Dennewitz geschlagen, mußte er sich gegen Torgau zurückziehen; verjagte jedoch bald darauf die Schweden aus Dessau und focht dann bei Leipzig, wo er verwundet ward, und bei Hanau mit gewohnter Tapferkeit. Auch als der Feind hernach den franz. Boden betrat, wich er nur Schritt vor Schritt. Brienne, Montmirail, Craonne und Chalons sur Marne sind glänzende Namen in der Geschichte seiner kriegerischen Laufbahn. Als Paris eingenommen war, und der Kaiser zwischen Entwürfen und Entschlüssen schwankte, war N. der Erste, der es wagte, ihm nachdrücklich vorzustellen, daß der Krieg, nun noch fortgesetzt, den Charakter eines Bürgerkriegs annehmen würde. So hatte er einen bedeutenden Einfluß auf dessen Thronentsagung. Nach dieser huldigte N. dem Könige, empfing die Pairswürde, das Ludwigskreuz und den Oberbefehl über die Küraſſiere, Dragoner, Chasseurs und Chevaurlegers-Lanciers. Er genoß die höchste Auszeichnung bei Hofe und schien den Bourbons völlig ergeben zu sein. Als Napoleon von Elba aus in Frankreich gelandet war, zog N. sogleich ein beträchtliches Heer zusammen, ward an die Spitze desselben gestellt und verließ den König mit den Betheuerungen seiner Treue und seines Eifers, den Kronräuber zu vernichten. Kaum hatte er aber die Stimmung des Heers wahrgenommen, so hielt er die Sache der Bourbons für verloren, trat, auf Napoleon's Zuruf, in Lyon am 13. März auf die Seite desselben und öffnete ihm auf diese Weise den Weg nach Paris. In dem Kriege 1815 gab ihm Napoleon den Oberbefehl des linken Flügels, der bei Quatre-Bras mit den Engländern focht. Die Beschuldigung des Generals Gourgaud, als ob N. Schuld sei an dem Unglück des ganzen Feldzuges, hat Gamot mittels Abdrucks der schriftlichen Befehle, welche N. an jenem Tage empfangen, völlig widerlegt. Bei Waterloo führte N. den Angriff auf das feindliche Centrum aus, und blieb, nachdem fünf Pferde unter ihm getödtet worden, der Letzte auf dem Schlachtfelde. Nach der Niederlage eilte er nach Paris, wo er in der Pairskammer dem Berichte des Kriegsministers Davoust, daß 60,000 M. unter den Mauern von Guise angekommen wären, öffentlich widersprach und grade heraus erklärte, daß Alles verloren sei. Nach des Königs Rückkehr traf auch ihn die Verordnung vom 24. Jul. 1815. Eine Zeit lang hielt er sich in dem Schlosse eines Freundes bei Aurillac in Oberauvergne verborgen. Bei einem Gastmahle aber, das sein Freund gab, hatte Jemand einen prächtigen Säbel bemerkt, der, als die Beschreibung davon zu den Ohren des Unterpräfecten kam, für N.'s Säbel erkannt wurde und nach einer Haussuchung des Marschalls Verhaftung am 5. Aug. veranlaßte. N. konnte durch die Flucht sich retten; allein er glaubte nicht an seine Verurtheilung, da er nie etwas Anderes gewollt als das Wohl des Vaterlandes. Da sich das Kriegsgericht in Paris, vor welches er gestellt wurde, am 10. Nov. für incompetent erklärte, so ward sein Proceß der Kam-

mer der Pairs übergeben, wo der Minister, Herzog von Richelieu, seine Bestrafung dringend verlangte. Sein Vertheidiger war Dupin. Man konnte den 12. Art. der Capitulation von Paris vom 3. Jul. 1815, welcher Amnestie zusicherte, für ihn anführen; allein Wellington erklärte, daß er diesen Artikel nicht so verstanden habe, wie man ihn anwenden wolle. Obgleich nun der Marschall Davoust, der die Capitulation geschlossen hatte, das Gegentheil versicherte, so ward dennoch am 6. Dec. mit 169 Stimmen gegen 17 das Todesurtheil über ihn gesprochen. Mit der besonnenen Ruhe, die er im ganzen Laufe der Untersuchung gezeigt hatte, hörte er es an, und als der Vorleser an seine Titel kam, unterbrach er ihn: „Wozu hier noch Titel! Michel Ney! und bald eine Hand voll Staub!" Da man ihm einen Geistlichen anbot, erwiderte er: „Ich bedarf keines Priesters, um zu sterben; ich habe es in der Schule der Schlachten gelernt"; ließ sich aber doch auf Zureden durch den Pfarrer von St.-Sulpice auf seinem letzten Gange begleiten, den er mit den Worten in den Wagen nöthigte: „Steigen Sie nur zuerst ein, Herr Pfarrer; oben komme ich doch früher an als Sie." Am 7. Dec. 1815 Morgens um acht Uhr ward er im Garten des Luxembourg erschossen. Man wollte ihm die Augen verbinden; doch er riß das Tuch weg und rief unwillig: „Habt Ihr vergessen, daß ich 26 Jahre lang unter Kugeln gestanden?" wendete sich gegen die Soldaten, erklärte feierlich, daß er nie an seinem Vaterlande als Verräther gehandelt habe, legte dann die Hand aufs Herz und sagte mit fester Stimme: „Fehlt nicht! es lebe Frankreich! Feuer!" — N.'s Büste ward im Aug. 1830 zu Paris im Pantheon aufgestellt; allein die Petition für ein ihm zu errichtendes Nationaldenkmal von der Majorität der Deputirtenkammer am 21. März 1835 verworfen. N. hinterließ vier Söhne, die in Schweden Dienste nahmen. Der älteste kam nach Frankreich zurück und vermählte sich 1828 mit der einzigen Tochter des Banquiers Laffitte.

Niagara heißt der ungefähr sechs Meilen lange Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und Ontariosee, welcher die Grenze zwischen dem brit. Canada und den Vereinigten Staaten Nordamerikas, und bald nach seinem Austritte den größten Wasserfall in der bekannten Welt bildet. Durch die Irisinsel, so genannt wegen des über derselben erscheinenden Regenbogens, welche mit dem Ufer durch eine Brücke verbunden und mit einigen Gebäuden besetzt ist, wird der Niagarafall in zwei Theile geschieden; der am rechten Ufer, der amerikanische genannt, weil er zu den Vereinigten Staaten gerechnet wird, ist 800, der andere, der englische, 1500 F. breit. Die ganze Breite des Niagara beträgt am Rande des Falls, die Irisinsel eingerechnet, 4730 F.; die Höhe des Falls selbst, welche ganz senkrecht ist, 164 F. Aus der Tiefe des Beckens, in welches er herabstürzt, steigen weiße Wolkenmassen empor, die meilenweit gesehen werden, und das Getöse seines Falls vernimmt man schon in einer Entfernung von acht Meilen. Am 8. Oct. 1829 wurde ein Felsen an der sogenannten indischen Leiter gesprengt, und ein Theil der Dawson's Insel an der engl. Seite flog in die Luft; der Terapinfels an der amerikan. Seite aber wurde durch einen Riß so gespalten, daß er nachher von selbst in den Abgrund stürzte. Ein gewisser Sam. Patsch stürzte sich von dem Felsen des Falles in den Abgrund und schwamm unter dem Wasser ans Ufer. Später versuchte er den Sprung noch einmal und kam dabei um. Am rechten Ufer des Flusses liegt das Fort Niagara, welches 1751 von den Franzosen, die damals im Besitz Canadas waren, angelegt wurde und jetzt zu Neuyork gehört; am linken Ufer, an der Mündung des Flusses, die feste Stadt Niagara oder Newark, ein für den Pelzhandel mit den Wilden im NW. bedeutender Stapelort, und höher an dem Flusse hinauf das Fort Georges.

Nibelungenlied, „der Nibelunge Not", das deutsche Nationalepos, ist mit der „Gudrun" das bedeutendste Denkmal der volksmäßigen mittelhochdeutschen Poesie. Seine metrische Form ist die vierzeilige Strophe, deren es in der

Handschrift, die unter den vorhandenen den vermuthlich ältesten Text darbietet, 2316 enthält; die Zeilen reimen paarweise in stumpfen Reimen, sind durch Cäsur in Halbzeilen geschieden, deren jede drei, die letzte oft vier Hebungen enthält, ohne daß diesen eine gleiche Zahl von Senkungen nothwendig entsprechen müßte. Reime in den Halbzeilen selbst sind nur selten, wie in dem Anfange des Gedichts, den wir als Beispiel hersetzen:

Uns ist in alten mären — wunders vil geseit
von heiden lobebären, — von grozer kuonheit,
von fröuden hochgeziten, — von weinen und von klagen,
von küener recken striten — muget ir nu wunder hören sagen.

Das ganze Gedicht zerfällt in zwei ziemlich gleiche Theile; der erste schließt mit Strophe 1129 und begreift Siegfried's Schicksal. Siegfried, der Sohn Siegmund's, Königs von Niederlanden, kommt nach Worms, wo Günther, der König der Burgunden, mit seinen Brüdern Gernot und Giselher und seiner schönen Schwester Kriemhild wohnt. Er erhält diese zum Weibe, nachdem er Günthern den Besitz der starken Jungfrau Brunhild, der Herrin von Island, durch seine Kraft, unsichtbar vermöge der Tarnkappe, errungen hat. Über den Werth ihrer Gatten gerathen Kriemhild und Brunhild in heftigen Streit, wobei jene unvorsichtig verräth, wie Brunhild durch Siegfried Günthern zu Willen gezwungen worden sei. Brunhild sinnt auf Rache und führt sie durch den grimmen Hagen von Troneck aus. Siegfried's Ermordung auf der Jagd, seine Bestattung und Kriemhildens Klage um ihn, die Versenkung des Nibelungenhorts (des Schatzes, den Siegfried einst den nordischen Nibelungen abgewonnen) in den Rhein durch Hagen, sind die letzten Hauptpunkte dieser ersten Hälfte des Gedichts, die mit Etzel's, des mächtigen Königs, Werbung um Kriemhilden schließt. Die zweite Hälfte beginnt mit der Fahrt der Neuverlobten zu Etzel und enthält Kriemhildens Rache; sie ladet die Burgunden (die erst in dieser zweiten Hälfte Nibelungen heißen, wonach das ganze Gedicht von ihnen den Namen führt) zu einem großen Feste ein; bei diesem bereitet sie ihnen den Untergang, zur Sühne der Ermordung Siegfried's; in Etzel's Palast fallen Gernot, Giselher, Günther mit ihren Dienstmannen, unter denen Volker der Fideler, nachdem sie viele der Dienstmannen Etzel's, unter ihnen auch den treuen Rüdeger von Bechelare, und die Helden Dietrich's von Bern, der bei Etzel weilt, getödtet; zuletzt fällt auch Hagen, das Geheimniß des Horts bewahrend; Kriemhilde selbst schlägt ihm mit Siegfried's Schwert das Haupt ab; über dies Beginnen ergrimmt der alte Hildebrand, Dietrich's Dienstmann, und erschlägt sie selbst; und „hie hat daz mär ein ende, ditze ist der Nibelunge Not". Verschiedene Sagen, unter ihnen besonders die rheinfränkische von Siegfried, die P. E. Müller in der „Sagabibliothek" (Bd. 2, S. 365 fg.) als ganz nordische ansieht, und die burgundische, aber auch Theile der ostgothischen und vielleicht nordischer, vereinigen sich in diesem Gedichte zu einem Ganzen, auch historische Ereignisse haben Einfluß auf dasselbe gehabt, namentlich Etzel's Beziehung auf den Hunnenkönig Attila. Die höchst schwierige Untersuchung über diese Bestandtheile des Gedichts, über ihre Gestaltung und Verbindung in demselben, ist namentlich von W. Grimm in der „Deutschen Heldensage" (Gött. 1829) und von K. Lachmann in der „Kritik der Sage von den Nibelungen" (im „Rheinischen Museum", 1830) mit aller der Gelehrsamkeit und allem dem Scharfsinn, welche diese Männer auszeichnen, geführt worden, und wir verweisen auf diese Schriften lieber als auf die auf mythologischen oder andern Abwegen irrenden von v. d. Hagen („Die Nibelungen, ihre Bedeutung u. s. w.", Berl. 1819, und die „Anmerkungen zu der Nibelungen Noth", Frankf. 1824), Moné („Einleitung in das Nibelungenlied", Heidelb. 1818), oder Göttling („Über das Geschichtliche im Nibelungenlied", Rudolst. 1814, und „Nibelungen und Gibellinen", ebend. 1816). In ihnen findet sich auch über den Namen Nibelungen (Nibulungâ,

Niflungar, die Nebelkinder), der wol mit dem Niflheimr und Niflhel (dem kalten Theil der Erde und der Wohnung der Verstorbenen) der nord. Mythologie in ursprünglichem Zusammenhange steht, und dessen Übertragung auf die Burgunden in unserm Gedicht ausführliche Belehrung. Über den Verfasser des Gedichts ist vielfach gerathen worden; namentlich hatte A. W. von Schlegel im „Deutschen Museum" (Bd. 1) auf Ofterdingen oder Klinsor vermuthet. Dagegen ist von Lachmann in der Schrift: „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Not" (Berl. 1816) die Ansicht aufgestellt und seitdem von den gründlichsten Forschern im Altdeutschen angenommen worden, daß, so sehr wir auch, „noch erfüllt von dem ersten Eindrucke und dem lebendigen Geiste, der hier zu uns redet, ein vollkommenes ganzes Werk bewundern, das von einem Mittelpunkte aus in stätigem Fortschreiten zu einer großartigen und furchtbaren Lösung der verschlungenen Verhältnisse gelangt", dennoch „das Gedicht nicht das Werk eines Einzigen sei" (s. Grimm's „Heldensage", S. 64); daß vielmehr aus alten, romanzenartigen Liedern durch mehrmalige Überarbeitungen erst das jetzige Ganze entstanden sei; eine weitere ausführlichere Begründung dieser Ansicht dürfen wir von Lachmann selbst bald erwarten; ihre Anwendung auf das Gedicht selbst erhellt jetzt aus der in Wackernagel's „Altdeutschem Lesebuch" (Bas. 1835) aufgenommenen größern Stelle. Die dem Nibelungenliede auch in den Handschriften folgende „Klage" in Langzeilen, deren Hälften aufeinander reimen, ist von einem spätern Dichter, der jedoch das Nibelungenlied, mit dem sie an Poesie nicht zu vergleichen, nicht vor sich gehabt zu haben scheint; ihr hauptsächlicher Inhalt sind Etzel's, Dietrich's und Hildebrand's Klagen über die Gefallenen. Unter den vorhandenen sieben Handschriften des Nibelungenliedes, zu denen noch mehre einzelne Bruchstücke kommen, bietet die eine münchner, sonst hohenemser, auf Pergament in 4., obschon nicht die älteste, doch den ältesten Text; die St.-gallener auf Pergament in Fol., vielleicht die älteste, an die sich die zweite münchner auf Pergament in 8., die Papierhandschrift Bernh. Hundeshagen's, und die ambraser Pergamenthandschrift zu Wien in Fol., anschließen, gewährt die gemeine Lesart des 13. Jahrh.; dagegen die zweite hohenemser, jetzt im Besitz des Freiherrn von Laßberg, abgedruckt in dessen „Liedersaal" (Bd. 4), und von Schönhuth (Tüb. 1834, 4.), auf Pergament in 4., an die vermuthlich die Papierhandschrift in Fol. zu Wallerstein im Rieß sich schließt, das Beispiel einer nochmaligen Überarbeitung des Textes bietet. Von J. J. Bodmer wurden zuerst die zweite Hälfte des Gedichts und einige Bruchstücke aus der ersten unter dem Titel: „Kriemhilden's Rache und die Klage" (Zür. 1757) herausgegeben; vollständig erschien es aus verschiedenen Handschriften in C. H. Müller's Sammlung (Berl. 1782); von Zeune (Berl. 1815) und von v. d. Hagen, der drei Ausgaben besorgte (zuerst Berl. 1810, dann, nach der St.-gallener Handschrift, mit Einleitung, Glossar, Lesarten, 2 Bde., Bresl. 1816, neu 1820); die einzige genaue, kritische, deren Grundlage die hohenems-münchner Handschrift ist, lieferte K. Lachmann (Berl. 1826, 4.). Unter den neudeutschen Übersetzungen ist die von K. Simrock (Berl. 1827) als wohlgelungen zu empfehlen, sie übertrifft die von v. d. Hagen und die von Büsching (Lpz. 1815). Vor den modernisirenden Bearbeitungen, wie von v. Hinsberg, 2. Aufl., Münch. 1833) und von Rebenstock (Berl. 1835) können wir Den, welchem es darum zu thun ist, das Nibelungenlied in seiner wahren, poetischen Gestalt kennen und lieben zu lernen, nur warnen.

Nicäa, eine ehemals ansehnliche Stadt in der kleinasiat. Provinz Bithynien, jetzt **Isnik**, mit 4000 Einw., im Ejalet Dschesair der asiat. Türkei, wurde von Antigonus, des Philippus Sohn, erbaut. In der christlichen Zeit zum bischöflichen und hierauf zum erzbischöflichen Sitze erhoben, ward sie später von den Türken, im ersten Kreuzzuge aber wieder von den Christen er-

obert und dem griech. Kaiserthum wieder einverleibt, bis sie 1330 von Neuem den Türken überlassen werden mußte. Berühmt ist sie besonders wegen der beiden allgemeinen Kirchenversammlungen, die daselbst 325 und 787 gehalten wurden. Auf der ersten, von Konstantin dem Großen veranstaltet, hauptsächlich zur Beilegung der Arianischen Streitigkeiten, trug durch des Kaisers persönlichen Einfluß und die Beredtsamkeit des alexandrin. Diakons Athanasius die orthodoxe Kirche den Sieg davon. Es wurde das auf den Grund des alten apostolischen Symbolums gebaute Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen des nicänischen bekannt ist und nebst dem zu dessen Erläuterung später, angeblich von Athanasius, abgefaßten Glaubensbekenntniß noch jetzt bei allen christlichen Religionsparteien, die Antritrinitarier ausgenommen, das Ansehen einer unveränderlichen Glaubensregel hat, angenommen und gegen die Arianische Lehre das Verdammungsurtheil ausgesprochen. Außerdem wurde noch auf dem ersten nicänischen Concil die Gleichzeitigkeit der Osterfeier in allen christlichen Gemeinden angeordnet und Manches über die Verhältnisse der Geistlichen und der Kirchenzucht festgesetzt; der Antrag aber, die Geistlichen zur Ehelosigkeit zu verpflichten, verworfen. Vgl. Eisenschmid, „Über die Unfehlbarkeit des ersten allgemeinen Concils zu N." (Neust. a. d. O. 1830). Das andere nicänische Concil im J. 787 hielt die Kaiserin Irene und setzte dabei gegen die Bilderstürmer den folgenreichen Beschluß durch, daß den Bildern zwar kein Gottesdienst, aber doch eine durch Küssen, Kniebeugen, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen sei. Auch wurde das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet. Jetzt ist der Tempel, in welchem diese Kirchenversammlungen gehalten wurden, in eine Moschee verwandelt.

Nicholson (William), einer der ausgezeichnetsten engl. Mathematiker, geb. 1753, der Sohn eines Sachwalters zu London, verließ die Anstalt in der Grafschaft York, wo er seine erste Bildung erhielt, im 16. J. und hatte bereits bis 1773 zwei Reisen nach Ostindien gemacht. Nachdem er seit 1776 einige Zeit die Handlungsangelegenheiten des verstorbenen Wedgewood auf dem Continente besorgt hatte, widmete er sich ganz literarischen Beschäftigungen und eröffnete 1775 zu London ein Erziehungsinstitut, dem er mit vielem Rufe mehre Jahre vorstand. Er machte den Entwurf zu den Wasserkunstwerken von West-Middlesex. Auch ist er der Erfinder mehrer mechanischer Kunstwerke, für welche er königl. Patente erhielt, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Unter seinen Werken erwähnen wir als die vorzüglichsten: „Introduction to natural and experimental philosophy" (2 Bde., Lond. 1781; deutsch mit Zusätzen und Anmerkungen von Lüdike, Lpz. 1787); „Journal of natural philosophy, chemistry and the arts" (5 Bde., Lond. 1797, 4.); „Dictionary of chemistry" (2 Bde., Lond. 1795, 4.) und „First principles of chemistry" (Lond. 1789; deutsch von Spohr, Riga 1791). N. starb 1815, nachdem das Fehlschlagen mannichfaltiger Unternehmungen ihn in den letzten Jahren seines Lebens in eine sehr drückende Lage gebracht hatte. Er war im Schuldgefängnisse, als sein Name der „British encyclopedia" (6 Bde., Lond. 1809) vorgesetzt wurde.

Nichtigkeit und Nichtigkeitsklage, s. Nullität.

Nichtleiter, s. Elektricität.

Nichts (nihilum) bezeichnet entweder die Abstraction von allem Sein (das absolute Nichts), oder die Verneinung eines bestimmten Seienden (das relative Nichts); denn das Wort ist entstanden aus nicht = es, d. h. Nichtetwas. Das relative Nichts ist zugleich ein positives, das Metall ist noch nicht Münze, aber kann es werden, sowie die Münze durch Einschmelzen wieder aufhört als solche zu sein. Von diesem relativen Nichts gilt also der Satz nicht: aus Nichts wird Nichts (ex nihil nihil fit) und Nichts kann auch nicht in Nichts übergehen; denn Entstehen und Werden setzt ein Positives voraus. Die Schöpfung aus Nichts

(creatio ex nihilo), von welcher die Theologen sprechen, hat daher auch die Bedeutung, daß Gott nicht aus einem ihm gegebenen Stoff die Dinge zeitlich hervorgebracht habe. (S. Schöpfung.) Wenn Hegel am Anfange seiner Logik sagt: das reine Sein ist Nichts, so ist dieser Satz wahr, insofern das reine Sein die Abstraction von allem Was ist.

Nickel, ein 1751 von dem Schweden Cronstedt entdecktes Metall, hat die röthlichweiße Farbe des Wismuths und den Glanz des reinsten Eisens. Das specifische Gewicht desselben ist das 8,3- bis 8,8fache des Wassers. Im ganz reinen Zustande scheint es dem Eisen an Biegsamkeit, Zähigkeit und Geschmeidigkeit nichts nachzugeben. Es ist härter als Kupfer, aber weicher als Eisen und wird wie dieses von dem Magnete angezogen. Zum Schmelzen erfodert es eine ebenso hohe Temperatur als der weichste Stahl. Es verbindet sich mit den mehrsten Metallen sehr gut und macht sie magnetisch. In den Meteorsteinen ist stets Nickel enthalten. In der Natur kommt das Nickel höchst selten gediegen, häufiger in Verbindung mit dem Arsenik, als Kupfernickel und als Nickelocker vor. Der Kalk des Nickels wird in der Emailmalerei, das Metall selbst zu der Zusammensetzung des Argentans und des Meteorstahls benutzt. Auch das sogenannte Weißkupfer scheint nichts als eine Verbindung des Kupfers mit Nickel zu sein.

Nicolai (Christoph Friedr.), ein berühmter Schriftsteller und Buchhändler, welcher durch die Gründung der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" vorzüglich dazu beitrug, die Deutschen durch das Band der wissenschaftlichen Untersuchung und Kritik zu einem geistigen Interesse zu vereinigen, und den katholischen Theil der Nation mit dem protestantischen in geistige Berührung zu setzen; der aber auch, indem er nebst seinen Freunden die Freiheit der Untersuchung in wissenschaftlichen Dingen standhaft vertheidigte, mancherlei Reibungen veranlaßte, ward am 18. März 1733 zu Berlin geboren, wo sein Vater im Besitz einer Buchhandlung war. Aus der Realschule zu Berlin kam er 1749 nach Frankfurt an der Oder, um den Buchhandel zu lernen. Durch weise Eintheilung seiner Zeit fand er hier Muße, fortzustudiren, nächst den classischen Schriftstellern las er die besten engl., zugleich studirte er eifrigst Mathematik, Geschichte und Philosophie, vor Allem aber Gelehrtengeschichte. Als er 1752 nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurückkehrte, war die deutsche Literatur durch Gottsched und Bodmer in zwei Parteien getheilt. N. entdeckte bald das Einseitige jeder Partei und sprach sich, ohne jedoch das Bessere zu geben, in den „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" (Berl. 1756) darüber aus. Durch Lessing, seinen Freund, mit Moses Mendelssohn befreundet, verfolgten nun alle Drei gemeinschaftlich ihre wissenschaftlichen Bestrebungen, und ihrem Bunde schlossen sich in der Folge die meisten guten Köpfe Deutschlands an. N. hatte 1758, um ganz den Wissenschaften zu leben, der Handlung entsagt und ließ sich durch seine Wißbegierde von Sprache zu Sprache und von Wissenschaft zu Wissenschaft fortreißen. Als aber 1759 sein Bruder, der Besitzer der väterlichen Handlung, starb, mußte er diese selbst übernehmen. Mit Mendelssohn hatte er damals die ersten 4 Bde. der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Lpz. 1757—59), mit welcher die bessere Kritik in Deutschland begann, herausgegeben. Vom 5. Bde. an übertrugen sie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig, und ließen nun im Vereine mit Lessing, unterstützt von Abbt, Resewitz, Grillo und Sulzer, die „Briefe, die neueste deutsche Literatur betreffend" (24 Thle., Berl. 1759—65) erscheinen. Hierauf brachte N. 1765 den Plan einer „Allgemeinen deutschen Bibliothek" zur Ausführung, die bei einer 40jährigen Dauer auf den Fortgang der wissenschaftlichen Bildung aller deutschen Sprachgenossen wesentlich einwirkte. Mit dem 107. Bde. (1792) hörte N. auf, Herausgeber zu sein. Die Fortsetzung erschien zu Kiel unter dem Titel: „Neue allgemeine deutsche Bibliothek", von

deren 56. Bde. an N. die Herausgabe aufs Neue übernahm. Diese Zeitschrift unterwarf jedes neue System einer strengen Untersuchung und wirkte, wie Vieles ihr auch zum Vorwurf gemacht werden kann, und selbst durch den Widerspruch, den sie hervorrief, in der ersten Zeit ihrer 40jährigen Dauer auf den Fortgang der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland wesentlich ein. Aber der schonungslose und herbe Ton und die mit den Jahren zunehmende negative Aufklärung, Flachheit und prosaische Nüchternheit ihrer Kritik raubten ihr später einen großen Theil ihres Ansehens und verwickelten N., deren Herausgeber, in viele Streitigkeiten; namentlich schrieben gegen ihn Garve, Herder, Wieland, Fichte, Lavater und Sailer. Am lebhaftesten wurde der Streit, vorzüglich mit dem Oberhofprediger Stark in Darmstadt, als N., Biester u. A. in der „Berliner Monatsschrift" auf das Dasein verkappter Jesuiten aufmerksam machen wollten. Fortwährend war N. als Schriftsteller sehr fleißig. Seine „Topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam" (Berl. 1769) war in der 3. Aufl. (3 Bde., 1786) ein Muster für ähnliche Werke, und seine „Charakteristischen Anekdoten von Friedrich II." (6 Hfte., Berl. 1788—92) haben bleibenden historischen Werth. Seine historische Kritik bewährte er in seinen „Freimüthigen Anmerkungen über des Ritter v. Zimmermann Fragen über Friedrich den Großen" (2 Bde., Berl. 1791—92). Seine Romane haben keinen dichterischen Werth, sind aber dennoch wichtig in der Literaturgeschichte der damaligen Zeit. Am bekanntesten ist darunter: „Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker" (4. Aufl., Berl. 1799, mit Kpf. von Chodowiecki), worin er die Orthodoxen, die sich dem Angriff der „Deutschen Bibliothek" widersetzten, in ihrer Blöße zeigen, Schwärmer zur gesunden Vernunft führen und das Zeitalter von seiner Empfindelei heilen wollte. Von seinen literarischen Gegnern vielfach gereizt, schrieb er die „Geschichte eines dicken Mannes" (2 Bde., Berl. 1794, mit Kpf. von Meil). Zu den größern Werken, die ihm heftigen Widerspruch zuzogen, gehört seine breitgeschriebene, aber in statistischer Hinsicht nicht verdienstlose „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" (Berl. 1781; 3. Aufl., 12 Bde., 1788—96). Bei seinem Ankämpfen gegen Alles, was mit seinen Ansichten sich nicht vertrug, gab N. zahlreiche Blößen, am auffallendsten, als er sich gegen die kritische Philosophie erklärte, deren Werth er gänzlich verkannte. Durch Mendelssohn an populaire Philosophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der „Kritik der reinen Vernunft" nicht fassen, und dies reichte ihm hin, das Ganze zu verwerfen, obgleich er nothgedrungen dem Scharfsinne ihres Urhebers Gerechtigkeit widerfahren ließ. In seinem Romane: „Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen", wollte er die Abschweifungen der Kant'schen Schule lächerlich machen (Berl. 1798). Dagegen schrieb Fichte: „N.'s Leben und sonderbare Meinungen", herausgegeben von A. W. Schlegel (Tüb. 1801). Ebenso einseitig verkannte er den Umschwung, welcher durch Göthe, Fichte, Schelling und andere originelle Geister in der schönen Literatur der Deutschen hervorgebracht wurde, und noch mehr die Bestrebungen der neuen Romantiker. Indeß erhielt N. mehre Beweise der öffentlichen Achtung. Gegen das Ende seines Lebens nahm sein Einfluß auf die deutsche Literatur immer mehr ab, und selbst die „Allgemeine deutsche Bibliothek" mußte 1805 aufhören. N.'s thätiges, kräftiges Leben ward durch eine feste Gesundheit unterstützt; 70 Jahr alt verlor er den Gebrauch des rechten Auges. In seiner glücklichen Ehe ward er Vater von acht Kindern, die er aber, nebst seiner Gattin, alle überlebte. Doch nichts zerstörte so sehr die Lebenskraft des Greises als das unglückliche Schicksal seines Vaterlandes. Er starb am 8. Jan. 1811. Unter N.'s vielen Schriften zeichnen sich aus seine biographischen Gedächtnißschriften auf Kleist, Abbt, Möser, Engel und Teller. Sein „Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr Volksljeder" (Berl. 1777 und 1778, 12.) sollte, Bürger'n gegenüber, das Volkslied lächerlich machen, brachte aber wirklich

einige echte willkommene Lieder der Art, für die er sich wider seinen Willen Dank verdiente. Ferner erwähnen wir noch: seinen „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimaurer" (Berl. 1782); seine „Bemerkungen über die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer" (Berl. 1806) und die Schrift: „Über den Gebrauch der falschen Haare und Perrücken" (Berl. 1801). Vgl. N.'s Selbstbiographie, herausgegeben von Löwe, in den „Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten", und N.'s Schrift „Über meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte" (Berl. 1799); ferner „N.'s Leben und literarischen Nachlaß", herausgegeben von Göckingk (Berl. 1820).

Nicolay (Ludw. Heinr., Freiherr von), bekannt durch seine Versuche in allen Gattungen der Dichtkunst, geb. 20. Dec. 1737 zu Strasburg, studirte auf der dasigen Universität und wurde, nachdem er eine Zeit lang franz. Gesandtschaftssecretair gewesen war, als Professor der Logik daselbst angestellt. Indessen machte er seine eigentliche Laufbahn erst in Rußland, wohin er 1769 als Erzieher des Großfürsten Paul berufen, 1770 Cabinetssecretair und Bibliothekar des Großfürsten, 1796 kais. Staatsrath, 1798 Director der Akademie der Wissenschaften, dann Geheimrath und Mitglied des Cabinets wurde. Nach Kaiser Paul's Tode zog er sich auf sein Gut Monrepos bei Wiborg in Finnland zurück, wo er am 18. Nov. 1820 starb. Seine Staatsämter hinderten ihn nicht, seinen Hang zur Dichtkunst in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Episteln, Rittergedichten zu versuchen; doch behauptet er höchstens den zweiten Rang unter den Dichtern jener Gattungen. Im Allgemeinen zeichnet er sich durch feine Beobachtung, Witz und Einbildungskraft, und vorzügliches Talent für die komische Erzählung aus, für die er in der Wahl des Stoffes wie in der Behandlung Wieland zum Muster nahm. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Arbeiten: „Vermischte Gedichte und prosaische Schriften" (8 Bde., Berl. und Stett. 1792—1810) hat zum Theil durch Ramler's Verbesserungen sehr an Correctheit gewonnen. Seine „Theatralischen Werke" (2 Bde.) erschienen zu Königsberg 1811. Vgl. Gerschau, „Aus dem Leben des Freiherrn L. von N." (Hamb. 1834).

Nicŏlo, s. Jsouard (Nicolo).

Nicot (Jean), s. Taback.

Niebuhr (Karstens), bekannt durch seine Reise nach Arabien und seine Forschungen, geb. 17. März 1733 zu Lüdingworth im hanöver. Lande Hadeln, wurde 1760 Ingenieurlieutenant in dän. Dienste. Als der König von Dänemark, Friedrich V., auf des Orientalisten Michaelis Antrag und des Grafen von Bernstorff Empfehlung, eine Gesellschaft Gelehrter auf seine Kosten nach Arabien reisen ließ, um dieses Land zu erforschen, wurde N. für das Fach der Geographie erwählt. Die Gesellschaft ging im Jan. 1761 von Kopenhagen ab und über Konstantinopel durch Ägypten nach Yemen. Allein binnen einem nicht vollen Jahre starben hier und auf dem Wege nach Indien N.'s sämmtliche Gefährten (Cramer, Forskål, Baurenfeind, v. Hagen), und der Zweck der ganzen Unternehmung wäre vereitelt gewesen, hätte nicht N. mit seltener Entschlossenheit die Reise allein fortgesetzt und die Arbeiten und Beobachtungen aller seiner bisherigen Gefährten übernommen. Erst 1767 kehrte er zurück und legte in seiner „Beschreibung von Arabien" (Kopenh. 1772, 4.); in der „Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern" (2 Bde., Kopenh. 1774—78, 4.), welche gegenwärtig mit einem dritten Bande aus seinen Papieren bereichert werden soll; in seiner Ausgabe von P. Forskål's „Descriptiones animalium etc., quae in itinere orientali observavit" (Kopenh. 1775, 4.) und dessen „Flora aegyptiaco-arab." (Kopenh. 1776, 4.) die Ergebnisse von seinen und seiner Gefährten Forschungen nieder. Äußerste Genauigkeit, überall blos auf eigne Ansicht, nie auf fremde Nachrichten

gegründete Untersuchung, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfernung von allem Hange zum Wunderbaren und zur Übertreibung geben seinen Nachrichten einen hohen Werth und haben sie zu einer Hauptquelle der Kenntniß von der Lage und Verfassung der von ihm bereisten Länder gemacht. Wenn sie nicht alle Foderungen gleichmäßig befriedigten, so kann dies einem Manne nicht zum Vorwurf gereichen, der weit mehr geleistet hat als ihm aufgetragen war und man von ihm erwarten konnte. Nach seiner Rückkehr ward er 1768 Ingenieurcapitain, 1778 wirklicher Justizrath und Landschreiber im Süderdithmarschen zu Meldorf, 1808 Etatsrath, auch 1802 vom franz. Nationalinstitut als Mitglied aufgenommen, und starb am 26. Apr. 1815.

Niebuhr (Barthold Georg), des Vorigen Sohn, ein scharfsinniger Archäolog, Historiker und Philolog, der mit den gründlichsten gelehrten Kenntnissen von seltenem Umfange die trefflichsten praktischen Kenntnisse der Staatskunde, des Handels u. s. w. vereinigte, ward zu Meldorf in Holstein 1777 geboren. Eine Zeit lang Director der Bank in Kopenhagen, hatte er sich genaue Kenntniß der Finanzverwaltung erworben und wurde daher in den wichtigsten Geldgeschäften des preuß. Staats oft gebraucht. In der verhängnißvollsten Periode Preußens zeigte er sich im Leben ebenso wahr und unerschütterlich treu, als er sich in Schriften kräftig und geistvoll aussprach. Seine Geschichts- und Sprachkunde war umfassend; seine zu sehr nach dem Englischen, das ihm ganz eigen war, gebildete Schreibart litt hin und wieder an Härte und Dunkelheit. Außer einzelnen gehaltvollen archäologischen und historischen Aufsätzen im „Museum der Alterthumswissenschaften" (Bd. 2) und in den „Deutschen Blättern" hat er in seiner „Römischen Geschichte" (3 Bde., Berl. 1811—32; Bd. 1 u. 2, 2. Aufl. 1827—30; Bd. 1, 4. Aufl., 1834), ein durch Tiefe der Forschung, Größe des Überblicks, Kraft und edle Gediegenheit der Darstellung ausgezeichnetes Werk geliefert. Auch sind von ihm die Flugschriften: „Preußens Recht gegen den sächs. Hof" (Berl. 1814) und „Über geheime Verbindungen im preuß. Staate und deren Denunciation" (Berl. 1815). Im J. 1816 zum preuß. Gesandten am päpstlichen Hofe ernannt, beschäftigte er sich in Rom zugleich mit literarischen Arbeiten und Untersuchungen. Unter Anderm verdanken wir ihm die Entdeckung zweier ungedruckten Bruchstücke des Cicero und eine kritische Ausgabe der von Majo ans Licht gezogenen Werke des Fronto. Während seines Aufenthalts zu St.-Gallen in der Schweiz entdeckte er unter den codicibus rescriptis der dasigen Bibliothek ein Fragment des röm. Feldherrn, Dichters und Redners Merobaudes, welches er unter dem Titel „Reliquiae" (St.-Gallen 1823) herausgab. Nach seiner Rückkehr aus Rom lebte er einige Zeit in Berlin und ging dann an die Universität Bonn, wo er seine historischen Forschungen fortsetzte. Unter seiner Leitung erschien hier seit 1828 eine neue Ausgabe der „Scriptores historiae Byzantinae". Auch gab er die erste Sammlung seiner „Kleinen historischen und philologischen Schriften" (Bonn 1828) heraus. Er starb zu Bonn am 2. Jan. 1831.

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederlande (Königreich der). Die Geschichte der Niederlande läßt sich in folgende fünf Perioden theilen: 1) Von den ältesten Zeiten bis zur Vereinigung der Niederlande unter dem Hause Östreich oder bis 1548; 2) bis zur Vereinigung der Niederlande mit dem franz. Kaiserreiche oder bis 1810; 3) bis zur Vereinigung der Niederlande unter der Herrschaft des Hauses Oranien oder bis 1815; 4) bis zur Trennung Belgiens von den Niederlanden oder bis 1830, und 5) bis auf die Gegenwart. Erste Periode: Geschichte der Niederlande von den ältesten Zeiten bis 1548. Die Niederlande umfassen die große Niederung oder den nordwestl. Abhang des weiten Beckens, geformt von W. nach O. durch den Ardennerwald, die Vogesen, den Hundsrück, das Siebengebirge, den Spessart, Odenwald und Harz, in dessen Tiefe der Rhein die Niederlande hinab strömt. Der

südl. Theil dieser Niederungen gehörte zu Cäsar's Zeiten zu Gallien (Gallia belgica); der nördl., zwischen der Maas, der Waal und dem Rhein, die Insel der Bataver genannt, nebst Friesland zu Deutschland. Den nördl. vom Rheine liegenden Theil der Niederlande bewohnten die Friesen, gleich den Batavern ein deutsches Volk; Beide lernen wir besonders aus dem Kampfe kennen, den sie unter des Civilis Anführung mit den Römern so ehrenvoll bestanden. Später kommen sie theils als handelnde, theils als seefahrende Nationen und als Seeräuber vor, die endlich den Römern unterlagen. Im 5. Jahrh. wurden die Bataver und im 6. die Belgier der fränk. Herrschaft unterworfen; die Friesen dagegen erst im 7. Jahrh. von den Franken besiegt. (S. Belgier, Bataver und Friesen.) Im Frieden zu Verdun, 843, kamen Batavien und Friesland zu dem neuerrichteten Königreich Deutschland und wurden nun durch Statthalter regiert, die sich in der Folge unabhängig machten. Vom J. 1000 bis gegen Ende des 11. Jahrh. zerfiel das Land in Herzogthümer, Grafschaften und Reichsstädte; Brabant oder Niederlothringen und später auch Luxemburg, Limburg und Geldern wurden durch Herzoge; Flandern, Holland, Seeland, Hennegau, Artois, Namur und Zütphen durch Grafen regiert; das eigentliche Friesland blieb eine freie Häuptlingschaft (Heerlijkheid); Utrecht ward ein Bisthum, welches seine weltliche Herrschaft auch über Over-Yssel und Gröningen erstreckte. Unter allen diesen Herrschern waren die Grafen von Flandern die mächtigsten, und nachdem 1383 diese Grafschaft an das noch mächtigere Haus Burgund gefallen war, setzte sich dieses theils durch Heirathen, theils durch Gewalt oder scheinbar freiwillige Abtretungen in den Besitz der meisten niederländ. Gebiete. Der letzte Herzog von Burgund, Karl der Kühne (s. d.), fiel 1477 unter den Schwertern der tapfern Schweizer; seine dem Kaiser Maximilian vermählte Tochter Maria brachte die Niederlande an Östreich, und Karl V., Maximilians's Großsohn, in den Niederlanden geboren, vereinigte, nachdem auch das Herzogthum Geldern durch Verfügung des letzten Herzogs an ihn gekommen war, alle 17 Provinzen durch die pragmatische Sanction, als auf ewig unzertrennt, nach dem Rechte der Erstgeburt, 1548 mit Spanien; übrigens gehörten sie unter dem Namen des burgundischen Kreises (seit 1512) zu dem röm. Reiche deutscher Nation; Ostfriesland blieb unter der Herrschaft eigner Fürsten beim westfäl. Kreise.

Zweite Periode: Geschichte der Niederlande von 1548 — 1810. Unter Karl V. Regierung verbreitete sich in den batav. und belg. Provinzen der Protestantismus, wiewol hart bedrückt: denn man rechnet die Zahl Derer, die schon unter seiner Regierung in diesen Ländern als Ketzer ums Leben gebracht wurden, auf 100,000. Immer hatten die Beherrscher der Niederlande, selbst Karl V., die Gerechtsame und alten Freiheiten geehrt, wodurch das Land blühend und für die Monarchen eine Quelle reicher Beisteuern geworden war; Karl's Sohn und Nachfolger, der kalte Tyrann Philipp II., folgte nicht den Grundsätzen seines klügern Vorgängers. In Spanien geboren, behandelte er die fernen Niederlande mit der größten Härte. Die alten Rechte der Provinzen tasteten seine Stellvertreter, besonders der schlaue Granvella, freventlich an; durch die Inquisition sollte jede freie Religionsmeinung ausgerottet werden. Da erwachte der Grimm des freien Volkes; die große Anzahl gewerbfleißiger Manufactur-, besonders Wollarbeiter, flüchtete in andere Länder, vorzüglich nach England und Sachsen; der Adel trat zum Schutze seiner Rechte zusammen (s. Geusen), und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotze angefachter Schwärmerei ihren Gottesdienst öffentlich. Als Granvella 1564 zurückberufen wurde, war es schon zu spät, den von ihm angefachten Brand durch gelinde Mittel zu löschen; er sollte also durch Gewalt gedämpft werden. Philipp sandte den blutgierigen Alba, und unter seinem Henkersbeile fielen die Häupter der Edelsten des Volkes, Egmont's und Horn's. Nur der kluge Prinz von Oranien war entwichen, um mit bewaffneter Hand wie-

der zu erscheinen, während Alba seiner fanatischen Wuth Tausende opferte. Selbst seines weisen Nachfolgers, Zuuniga y Requesens, Mäßigung konnte die empörten Gemüther nicht beruhigen, und der staatskluge Wilhelm von Oranien blieb, zwar oft geschlagen von Johann von Östreich und Alexander von Parma, doch zuletzt Sieger in dem ungleichen Kampfe für Freiheit, Religion und vaterländisches Recht. Sicher wäre früher der Kampf beendigt worden, hätten nicht der niederländ. Provinzen verschiedene Örtlichkeit, die Eifersucht der Großen, deren jeder nur seine Zwecke erreichen wollte, und der unglücklich angefachte Religionsargwohn der Katholiken und Protestanten gegeneinander den Sieg unendlich erschwert. Zwar schlossen sich schon 1576 zu Gent fast alle übrige Provinzen dem offenen Aufstande Hollands und Seelands an, und verbanden sich im folgenden Jahre noch enger durch die Union von Brüssel; allein die ausgezeichnete Gewandtheit des damaligen span. Statthalters, Prinzen von Parma, wußte die südlichsten oder sogenannten wallonischen Provinzen zur Unterwerfung unter die span. Herrschaft zu vermögen und bald auch Brabant und Flandern durch Gewalt der Waffen zu unterjochen, welches ihm durch die Flucht der aufgeklärtesten und einflußreichsten Einwohner, die sich größtentheils nach Holland begaben, sehr erleichtert ward. Erst 1579 schlossen die fünf nördl. Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland, die berühmte Union von Utrecht, wodurch sie sich von Spanien unabhängig erklärten. Ihnen trat 1580 Over-Yssel und 1594 Gröningen bei. So entstand, nachdem die vereinigten Provinzen dem Könige von Spanien „als einem Tyrannen" am 26. Jul. 1581 den Gehorsam aufgekündigt hatten, die Republik der vereinigten Niederlande, in der Folge gewöhnlich nach der durch Umfang, Bevölkerung, Reichthum und Einfluß vorherrschenden Provinz Holland genannt. Als Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord am 10. Jul. 1584 fiel, trat Moritz als Statthalter in des Vorgängers Fußstapfen. Seine Siege bei Nieuport und im Brabantischen, der niederländ. Admirale kühne und siegreiche Thaten gegen Philipp II. Seemacht, Frankreichs und Englands gleichzeitige Kriege gegen Spanien und Philipp III. Schlaffheit führten 1609 den dreizehnjährigen antwerpener Frieden herbei. Doch mußten die Holländer, ehe ihre jetzt von allen Mächten, Spanien ausgenommen, anerkannte Unabhängigkeit durch den westfäl. Frieden zu Münster ganz gesichert wurde, den dreißigjährigen Krieg noch mit durchkämpfen. Holland bot, während Religionswuth fast alle europ. Staaten zerrüttete, jedem Unterdrückten eine sichere Zuflucht. Alle Confessionen wurden geduldet. Für die sich immer mehr anhäufende Menschenzahl mußte Erwerb jenseit des Weltmeers gesucht werden. Aus Noth erst glückliche Corsaren gegen die span. Geschwader, wurden die Republikaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet thätige Kaufleute, die alle Meere durchsegelten, und denen kein Gewinn zu entfernt, kein Hinderniß zu abschreckend war. Der Handel von Cadiz, von Antwerpen und von Lissabon fiel in ihre Hände, und so wurden die Vereinigten Niederlande in der Mitte des 17. Jahrh. der erste Handelsstaat und die erste Seemacht der Erde, denn mit etwa 100 Kriegsschiffen trotzten sie damals jeder nebenbuhlerischen Gewalt, während England sowol als Frankreich über die Demüthigung des allgemein gefürchteten span. Riesenreichs frohlockten. Die ostind. Gesellschaft, gestiftet 1602, eroberte Inseln und Königreiche in Asien mit einem Fonds von nur 6,459,840 Guld. Mit etwa 200 Schiffen betrieb sie den Handel nach dem sonst unzugangbaren China und sogar nach Japan. Mit allen Erzeugnissen der Gewürzinseln versorgte sie allein Europa. Das Gold, die Perlen, die Edelsteine des Orients gingen gleichsam nur durch ihre Hände. Ihr konnte die westind. Compagnie nicht gleich kommen, denn als diese gestiftet wurde, war Englands und Frankreichs Eifersucht schon erwacht. Holland behauptete indeß noch lange sein Übergewicht zur See; Tromp und Ruyter fochten siegreich, und selbst Ludwig XIV., der den Plan zur Demüthigung der

kühnen Republik so tief angelegt hatte, mußte endlich erschöpft den Frieden erbitten. Aber diese Kämpfe, bald mit England, bald mit Frankreich, und die zu thätige Theilnahme am span. Erbfolgekriege entkräfteten Holland, während republikanische Eifersucht gegen das Streben des Hauses Oranien zur Herrschaft im Lande selbst unzählige Funken der Parteiwuth und des Bürgerkrieges anfachte. Darum konnte die Regierung nie zur Einheit und zur Befolgung echt politischer Grundsätze gelangen. Seit Moritz's und Oldenbarneveldt's Zeiten hatten sich die beiden Hauptparteien, die oranische und die staatsgesinnte oder antioranische, allmälig in verschiedenartige Abschattungen zertheilt, deren Führer durch eigennützige Absichten geleitet wurden. Aus gleichen Antrieben ward die Religion mit ins Spiel gemischt, und in der Regel waren die strengen Calvinisten oranisch, die Andersdenkenden staatsgesinnt; daher die häufigen Staatsumwälzungen, welche bald durch die Anmaßungen einiger Statthalter, bald durch die aufgewiegelten niedern Volksclassen veranlaßt wurden, und denen stets entweder Druck durch Willkür oder unglücklich geführte Kriege vorangingen. Dies hatte sich schon 1618, 1672 und 1702 bewahrheitet und bestätigte sich 1747. Das Haus Oranien siegte in diesem Jahre über die republikanische Partei. Wilhelm IV. erhielt die Statthalterwürde in allen sieben Provinzen auf männliche und weibliche Nachkommen erblich. Die span. oder katholischen Niederlande waren inzwischen der Zankapfel gewesen, um den sich Östreich und Frankreich zwei Jahrh. hindurch stritten. Endlich sah sich der König von Spanien genöthigt, durch den pyrenäischen Frieden 1659 und durch den aachener 1668 an Frankreich ganz Artois, einige Plätze von Flandern, Hennegau, Namur und Luxemburg abzutreten, welche Länder seitdem die französischen Niederlande genannt wurden. Durch den Frieden von Utrecht, welcher den span. Erbfolgekrieg 1713 endigte, kamen die span. Niederlande wieder an die jetzt allein übriggebliebene deutsche Linie des Hauses Östreich, welches sie bis zur franz. Revolution besaß, obgleich sie sich gegen Joseph II., vornehmlich unter van der Noot, empörten. Dieser Monarch brach 1782 den sogenannten Barrieretractat von 1715, welcher der Republik der Vereinigten Niederlande das Besatzungsrecht in einigen belg. Festungen an der franz. Grenze einräumte; er nöthigte die holländ. Besatzungen zum Abzuge und ließ jene Grenzfestungen größtentheils schleifen, was in der Folge, 1792 und 1794, den Franzosen die Eroberung Belgiens sehr erleichterte, welches ihnen 1797 im Frieden von Campo Formio abgetreten wurde. Inzwischen waren in der Republik der Vereinigten Niederlande die innern Gährungen nicht unterdrückt. Der weise Wilhelm IV. war zu früh gestorben. Die Antioranier oder Staatsgesinnten, durch die Erblichkeitserklärung der Oranischen Statthalterwürde keineswegs vernichtet, durch diesen unzeitigen Tod getäuscht, sahen ihre Privatansichten nicht dem allgemeinen Besten des Vaterlandes, wie jener erhabene Fürst gewollt hatte, sondern den Privatansichten der Gegenpartei aufgeopfert. Durch geheime und offene Stärke vermehrten fremde Mächte diese Gährungen. Vorzüglich hoben 1786 die Staatsgesinnten, von ihren Gegnern jetzt Keesen, d. i. Spitzhunde, gescholten, wie sie diese ihrerseits Oranjeklanten, d. i. Oraniergesindel nannten, aufs Neue ihr Haupt empor. Die Händel von 1781 mit dem Herzog Ludwig von Braunschweig, der seit 30 Jahren Feldmarschall der Vereinigten Niederlande gewesen war und eine Zeit lang die Vormundschaft über den Erbstatthalter Wilhelm V. geführt hatte, waren nur Vorspiele des wüthenden Kampfes, der nun entstand. Des Statthalters Gemahlin, Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen Schwester, rief, beleidigt von heftigen Patrioten, des Bruders Schutz an; ein preuß. Heer von 25,000 M. erschien, um den Hohn zu bestrafen und Wilhelm V. Rechte zu sichern. Vergeblich war der Patrioten übel geleiteter Widerstand. Nach dem Sturme von Amstelveen fiel Amsterdam im Sept. 1787 in die Gewalt der Preußen. Das Übergewicht der statthalterischen Partei war entschieden, und in noch

größerer Ausdehnung wurden nun die Rechte des Hauses Oranien bestätigt und ein engeres Bündniß der Republik mit Großbritannien und Preußen geschlossen. Die antioranische Partei war indessen auch jetzt nur eingeschüchtert; ihr alter Haß dagegen noch mehr gereizt. Als daher 1794 die Fahnen des republikanisirten Frankreich siegreich an Hollands Grenzen wehten, erhoben sich alle Misvergnügte. Pichegru eroberte Holland leicht, durch den strengen Winter von 1795 und durch die den Franzosen günstige Volkspartei unterstützt. Der Erbstatthalter floh mit seiner Familie nach England, und es entstand am 16. Mai 1795 die batavische Republik. Die bisherige Provinzialabtheilung ward in einen einzigen Freistaat verschmolzen, die Macht der Gesetzgebung, nach franz. Muster, einer stellvertretenden Versammlung, und die Vollziehung, seit 1798 völlig von dieser Versammlung getrennt, einem Directorium von fünf Männern übergeben. Die neue Republik mußte einige südl. Landstriche, namentlich Mastricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern, an Frankreich abtreten, sich mit diesem Reiche durch eine beständige Allianz verbinden, eine Summe von 100 Mill. Guld. an dasselbe entrichten und den franz. Truppen die Besetzung ihres Gebiets verstatten. Diese aufgedrungene Verfassung wurde nach sechsjährigem Bestande am 18. Oct. 1801 abgeändert. Man theilte die Republik wieder in ihre alten sieben Provinzen und fügte die Generalitätslande als eine achte hinzu. Man vereinfachte das Regierungspersonale, verminderte die gesetzgebende Versammlung auf 35 Abgeordnete und erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staatsbewind von 12 Männern. Allein trotz diesen Veränderungen sah die batavische Republik, unfähig, mit dem geringen Überbleibsel eigner Kraft nach eignen Zwecken zu handeln, ihre Flotten durch Großbritanniens Seemacht verdrängt, ihre Colonien verheert, ihren Handel auf bloße Küstenfahrt und auf den innern Verbrauch beschränkt und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Überdies raubte ihr der Friede von Amiens 1802 eine der reichsten ihrer Colonien, Ceylon. Kaum war die Hoffnung einer bessern Zukunft erwacht, als Holland wieder in den neubeginnenden Krieg Frankreichs gegen Großbritannien mit fortgerissen wurde. Surinam und das Cap fielen in der Briten Hände, brit. Schiffe blockirten Hollands Küsten, und so schien der letzte Nerv des holländ. Wohlstandes zerschnitten zu sein. Zum dritten Male mußte am 29. Apr. 1805 die holländ. Staatsverfassung umgeändert werden. Nun sollten acht Departements und ein gesetzgebendes Corps von 19 Mitgliedern mit einem auf fünf Jahre erwählten Rathspensionnair (Schimmelpenninck), der die vollziehende Gewalt handhabte, bestehen; ihm ward ein Staatsrath von fünf bis neun Mitgliedern beigegeben, und fünf Minister besorgten die Geschäfte. Doch war selbst Schimmelpenninck's Tugend in diesem Sturme unvermögend, ein Vaterland zu retten, welches durch den Verlust seiner alten Selbständigkeit und seiner mannichfaltigen Hülfsquellen schon an den Rand eines unabwendbaren Verderbens gebracht war. Durch Napoleon gezwungen, trug man dessen Bruder, dem Prinzen Louis Napoleon, Hollands Besitz unter dem Namen eines souverainen Königreichs an, und am 5. Jun. 1806 ward er als König von Holland ausgerufen. Der mit Frankreich am 24. Mai deshalb geschlossene Vertrag besagte: Louis Napoleon solle erblicher, constitutionneller König von Holland, und seiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert sein; doch dürften nie die Kronen von Frankreich und Holland auf Einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connetable von Frankreich und mit allen seinen Kindern dem franz.-kais. Familienstatut unterworfen. In Holland besaß er ohne Einschränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militairstellen, das Begnadigungsrecht und die ausschließliche Regierung der Colonien. Auch ward ein Staatsrath errichtet von 13 Mitgliedern, worunter vier Staatsminister. Das gesetzgebende Corps bestand aus 30 Mitgliedern, und dabei ward festgesetzt, daß es nach Maßgabe der Ver-

größerung des Staatsgebiets vermehrt werden könne. Aber Holland ward als Königreich nicht glücklicher; es blieb ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen und mußte doch allen Kriegen Napoleon's folgen. Die Staatsschuld wuchs auf 1200 Mill. Guld.; der Kaufmann lebte nur noch vom Schleichhandel, welcher zu England hinzog. Fast alle Quellen des ehemaligen Wohlstandes waren jetzt verstopft; und als Napoleon's Decret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erschien, als der Tarif von Trianon mit seinen schrecklichen Folgen eintrat, da war Hollands Handel vollends verloren. Es erhielt 1807 zwar Ostfriesland und Jever, mußte aber dafür das zwischen der franz. Grenze und der Maas gelégene Gebiet nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen op Zoom, Breda, Herzogenbusch, Geertruidenberg und Vliessingen abtreten. Der neue Krieg gegen Östreich, 1809, veranlaßte die Landung der Engländer auf Seeland (Walcheren), welche Hollands Verderben nur beschleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle kamen hinzu. Im Jan. 1809 stand die ganze Gegend von Emmerich bis Dordrecht und Rotterdam, 50 □M. Landes, unter Wasser, über 300 Menschen verloren ihr Leben in den Fluten, und mehre Tausend Stück Vieh, viele Häuser und Mühlen, ja ganze Dörfer wurden weggeschwemmt. Umsonst waren die Anstrengungen des Königs, das allgemeine Elend zu mildern; um so mehr nach der engl. Landung, da er die Freundschaft seines Bruders verlor. Die Spannung wuchs, und der pariser Vertrag vom 16. März 1810 hielt den letzten Schlag nur wenige Wochen auf. Ludwig, um nicht das Land in seine persönliche misliche Lage zu verwickeln oder einen Krieg mit Frankreich herbeizuführen, dessen Folgen sich mit Gewißheit vorhersehen ließen, legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten seines ältesten unmündigen Sohnes am 1. Jul. 1810 nieder und begab sich ins östr. Gebiet als einfacher Privatmann.

Dritte Periode, 1810—1815. Napoleon erkannte seines Bruders Verfügung nicht an. Schon am 4. Jul. 1810 besetzten franz. Truppen Amsterdam, und durch das kais. Decret vom 9. Jul. ward Holland mit dem franz. Reiche vereinigt, Amsterdam zur dritten Stadt des Reichs erhoben, die Zahl der Senatoren auf sechs, der Deputirten im Staatsrathe gleichfalls auf sechs, der Richter im Cassationshofe auf zwei, und der Deputirten im gesetzgebenden Körper auf 25 bestimmt. Die Offiziere der Land- und Seemacht traten, wie das ganze Militair, in kais. franz. Dienste; die Zinsen der öffentlichen Schuld wurden auf ein Drittel herabgesetzt, und der Erzschatzmeister des Reichs, Herzog von Piacenza (Lebrun), erschien als des Kaisers Stellvertreter in Amsterdam, um bis zum 1. Jan. 1811, wo die ganze Verfassung nach franz. Muster geformt sein sollte, das Land zu verwalten. Nach spätern kais. Verfügungen wurden dessen Functionen prorogirt, und er befand sich, wiewol mit geringerer Macht, noch im Nov. 1813 in Amsterdam. Die holländ. Departements, welche früher schon unter dem Königthume geschaffen waren, bildeten nun zwei neue Militairdivisionen, die Conscription ward eingeführt, und die Hälfte der ausgehobenen Mannschaft zum Land-, die andere Hälfte zum Seedienste bestimmt. So waren also die sämmtlichen 17 ehemaligen Provinzen der Niederlande unter der nämlichen Herrschaft mit Frankreich vereinigt. Allein dieser durch die Gewalt herbeigeführte, für Holland ebenso unglückliche wie erniedrigende, allen Parteien gleich gehässige Zustand dauerte nur bis zu Ende des J. 1813. Napoleon's Besiegung bei Leipzig änderte das Schicksal Belgiens und Hollands; die Heere der Verbündeten rückten gegen Frankreich vor; ein vereinigtes preuß.-russ. Armeecorps unter dem General Bülow ward von der Nordarmee gegen die Niederlande abgeschickt. Am 20. Nov. 1813 erließ der General Bülow eine Auffoderung an die Holländer, mit den Verbündeten gemeinschaftlich gegen die Franzosen zu handeln. Schon mehre Monate vorher hatten Männer von der alten politischen Partei sich vereinigt in dem Gedanken, die Unabhängigkeit Hollands wiederherzustellen. Einer von ihnen, Gijsbert Karl Graf van

Hogendorp, einer der Gemäßigten aus der altoranischen Partei, hatte am 18. Nov. eine Anzahl ehemaliger Regierungsmitglieder, welche von 1788—95 das Staatsruder in Händen gehabt hatten, insgeheim in seiner Wohnung versammelt und sie zu überreden gesucht, sich einstweilen als die ehemaligen Generalstaaten zu constituiren; allein keiner wagte selbst Hand anzulegen. Jetzt lud Hogendorp auch die anfangs ausgeschlossenen Männer ein, welche die Zügel des Staates 1786 und 1787 und nach 1795 lenkten, und die, wie antioranisch auch in frühern Zeiten gesinnt, sich jetzt dem altrepublikanischen oranischen Systeme gern angeschlossen hätten, wären sie nicht durch die erste Ausschließung mistrauisch geworden. Nach diesen mislungenen Versuchen nahmen Hogendorp und sein vertrauter Freund, der Freiherr van der Duyn van Maasdam, ein freisinniger, redlicher Mann, eine ungeheuere Verantwortung auf sich. Sie erließen einen Aufruf für die Unabhängigkeit Hollands an das Volk, stellten sich an die Spitze der nationalen Bewegung, übertrugen das Militaircommando dem Grafen Leopold von Limburg-Stirum, einem verdienten Offizier aus den Zeiten der Republik, und riefen das Volk unter die Waffen. Die Nationalgarden erklärten sich für die Bewegung, und die franz. Besatzung im Haag, im Betracht des allgemeinen Enthusiasmus und ihrer geringen Streitkräfte, entschloß sich zu einem freiwilligen Abmarsch. Hogendorp und Maasdam, an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt, verabsäumten nichts, um das angefangene Werk zu vollenden. Die Herren von Perponcher und Fagel wurden an den Prinzen von Oranien gesandt; auch sandten sie einen Abgeordneten in das Hauptquartier des Generals von Bülow nach Münster und nach Frankfurt am Main zu den verbündeten Monarchen, welche hierauf die kräftige Unterstützung der ehrenvollen Unternehmung der Holländer beschlossen; ebenso suchten sie das mächtige Amsterdam durch ihre Commissarien Kemper und Scholten zu einer offenen Erklärung zu bewegen, die zwar wegen der Nähe des franz. Hauptquartiers zu Utrecht, unter dem General Molitor, noch nicht die gewünschte Ausdehnung erhielt, wol aber die größte Anhänglichkeit für das Haus Oranien aussprach. Der Erbstatthalter war am 30. Nov. im Haag eingetroffen und mit allgemeinem Jubel empfangen worden; schon am 1. Dec. ging er nach Amsterdam ab. Hier hatten bereits im Betracht des Enthusiasmus für die Sache der Befreiung Hollands die Commissarien des Duumvirats, Kemper und Scholten, eine Proclamation erlassen, welche sich mit der Erklärung endigte: „Niederland ist frei, und Wilhelm I. der souveraine Fürst dieses freien Landes". Der Erbstatthalter nahm anfangs Anstand, der unberathenen Proclamation sich zu fügen, und erst nachdem alle seine Gegenvorstellungen umsonst gewesen waren, willigte er in den ohne die mindesten Einschränkungen ihm gemachten Antrag. Eine Commission von 14 Mitgliedern, darunter Hogendorp und Maasdam, ward mit dem Entwurfe der neuen Staatsverfassung beauftragt, welcher bei einer im Allgemeinen guten und freisinnigen Tendenz und sehr vielen zweckmäßigen Verfügungen, den Erwartungen unbefangener und einsichtsvoller Vaterlandsfreunde nicht ganz entsprach, jedoch in der Versammlung der aus allen Departements der ehemals Vereinigten Niederlande zur Abstimmung zusammenberufenen 600 Notabeln, von denen jedoch nur 475 erschienen waren, mit 449 Stimmen angenommen ward. Durch den Staatsvertrag mit England vom 29. Oct. 1814 wurden dem souverainen Fürsten, Wilhelm I., gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Colonien Demerary, Essequebo und Berbice, die sämmtlichen übrigen Colonien, welche Holland vor 1794 in Asien, Afrika und Amerika besessen hatte, zurückgegeben, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß obgenannte Abtretung durch eine Landesvergrößerung in Europa werde entschädigt werden. Durch den Beschluß des wiener Congresses vom 31. Mai und der Schlußacte vom 9. Jun. 1815 wurden die ehemaligen belg. Provinzen mit den Vereinigten Niederlanden verbunden. Beide zusammen sollten

das Königreich der Niederlande bilden, und der souveraine Fürst Wilhelm I. (s. d.) wurde als König der Niederlande von allen Mächten anerkannt. Auch ward ihm zur Entschädigung für die in Deutschland abgetretenen nassauischen Länder das Herzogthum Luxemburg unter dem Titel eines Großherzogthums überlassen, doch so, daß dieses Land zu den Staaten des deutschen Bundes gehören sollte, dem Wilhelm I. schon unterm 8. Jun. 1815 beitrat. Diesen Besitzungen wurde noch das ehemalige Bisthum Lüttich hinzugefügt.

Vierte Periode von 1815 — 1830. Die Einverleibung so vieler Provinzen, bewohnt von Völkerschaften, die, wenngleich von einerlei Ursprung, dennoch an Sitten, Gewohnheit und Religionsgrundsätzen sehr von einander abweichen, machte natürlicherweise eine Abänderung der Verfassung nothwendig. Einer Commission, in gleicher Anzahl aus Holländern und Belgiern zusammengesetzt, ward diese Veränderung aufgetragen. Nachdem der König den neuen Verfassungsentwurf genehmigt hatte, wurden die 55 Mitglieder der Generalstaaten durch die Provinzialstaaten verdoppelt, um sich über die zu treffenden Abänderungen zu berathen und mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen ihren Beschluß darüber zu fassen. Aus den südl. Provinzen wurde zu diesem Ende, wie das vorige Mal in den nördl. geschehen war, eine Versammlung der Notabeln berufen, von welchen jedoch ein Sechstel ausblieb, sodaß die Gesammtheit der Erschienenen sich auf 1323 belief, wovon 527 für, und 796 gegen die Verfassung stimmten; allein man fand, daß nicht nur mehre Stimmen verordnungswidrig bedingt, sondern auch 126 derselben blos aus Religionsgründen die Verwerfung ausgesprochen hatten. Letztere nebst den 280 Ausgebliebenen fand man für gut zu den Einstimmenden zu zählen, und hierdurch eine Mehrheit für die neue Verfassung herauszubringen, welche am 24. Aug. für angenommen erklärt wurde. Am 11. Oct. wurde zwischen dem König der Niederlande und Östreich ein Vertrag wegen belgischer Staatsschulden geschlossen. In dem zweiten pariser Frieden vom 20. Nov. 1815 mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche es von den ehemaligen östr. Niederlanden noch behalten hatte, namentlich einen an Mineralerzeugnissen ergiebigen Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen, dessen Verlust von den Einwohnern der niederländ. Provinz Hennegau und insbesondere der Stadt Mons empfindlich gefühlt war, mit den Festungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der Niederlande abtreten. Auch erhielt dieses die Souverainetät über das kleine, jetzt unter der Mediatherrschaft des Fürsten von Rohan-Montbazon stehende Herzogthum Bouillon (s. d.), zwischen Luxemburg und Champagne. Am 17. Mai 1816 verband sich eine niederländ. Flotte unter dem Admiral van der Capellen mit der engl. unter Lord Exmouth in der Bai von Algier, und beide erkämpften für sich die Anerkennung des europ. Völkerrechts von dem Dey von Algier. Am 25. wurde zu Sevenaer zwischen dem Könige von Preußen und dem der Niederlande die Übereinkunft wegen Abtretung eines Landstriches an den Letztern geschlossen, und am 21. Jun. trat der König der Niederlande dem heiligen Bunde bei. Der Mangel an Gemeinsinn unter den Bewohnern der neuen Monarchie zeigte sich bei mehren Veranlassungen auf eine unverkennbare Weise und würde ohne die Mäßigung und Festigkeit des Königs vielleicht zu ernsten Ausbrüchen gekommen sein. Die unbeschränkte Geistesbeherrschung, welche die belg. Geistlichkeit, abhold dem nicht katholischen Herrscherstamme, selbst über die höhern Classen ausübte, die wechselseitige Abneigung zwischen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der Letztern mit dem langen Aufenthalte des Hofes in Brüssel und die seit Errichtung der Monarchie in den nördl. Provinzen bemerkbar gewordene Trennung der erklärten Anhänger des Regentenhauses in Altoranier oder Freunde des erbstatthalterisch-republikanischen Systems, und Neuoranier oder Anhänger der jetzt bestehenden Monarchie, wohin besonders die Mehrheit des Adels und das Militair gehörte: dies Alles gab

Veranlassung zu mancher innern Unzufriedenheit, welche jedoch von dem Vertrauen in die Persönlichkeit und in die milden, versöhnenden Regierungsgrundsätze des Königs in Schranken gehalten wurde. In den äußern Verhältnissen des Königreichs folgte die Regierung größtentheils dem brit. System. Die Abtretung der holländ. Colonien in Westindien war ebenso sehr gegen den Willen des Königs, als die unverhältnißmäßigen Kosten des Kriegsbauwesens der südl. Festungen und des mehr als nachdrücklich empfohlenen, überspannten Kriegsetats, dessen Verminderung der König, mancher Einwendungen ungeachtet, durchzusetzen wußte. In Folge der Vermählung des Kronprinzen mit der russ. Großfürstin Anna erwuchsen Verhältnisse mit diesem Reiche, die den Niederlanden vorzüglich als Gegengewicht gegen Englands überwiegenden Einfluß vortheilhaft waren; aber auch Englands Interesse an der niederl. Macht späterhin schwächten. Nicht unerheblich wurden die Verhältnisse der Niederlande zum deutschen Bunde hinsichtlich Luxemburgs (s. d.) und der Rheinschiffahrt (s. d.). Auf dem Bundestage zeichnete sich der niederländ. Gesandte, Freiherr von Gagern, durch freisinnige Grundsätze und Sprache aus. Mit Östreich kamen die Niederlande in keine unmittelbare Berührung, da das vormalige belg. Schuldenwesen durch genaue Bestimmungen geregelt war, und die wechselseitigen Handelsverhältnisse nicht bedeutend sind. Dagegen gab es mit dem preuß. Nachbarstaate anfangs wiederholt Handels- und Zollreibungen; eine engere Verbindung zwischen beiden Höfen trat in Folge der Vermählung des Prinzen Friedrich am 21. Mai 1825 mit Luise, der Tochter des Königs von Preußen, ein. Die politischen Verhältnisse der Niederlande mit Frankreich waren bis 1830 friedlicher Art; doch erweckte der Aufenthalt von Bonapartisten in den belg. Provinzen und die niederländ. Preßfreiheit einige Unzufriedenheit am franz. Hofe. Mit Schweden und Dänemark waren die Staatsverhältnisse, sowie mit Spanien und Portugal, blos mercantilisch; das Handelsverhältniß mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit von den frühern Beschränkungen, nach Englands Vorgang, befreit; auch trat das Königreich der Niederlande mit den neuen Freistaaten des span. Amerikas, die es 1825 anerkannte, in unmittelbaren Handelsverkehr. Dies Alles erklärt den Aufschwung der belg. Industrie und des belg. Handels, besonders der Städte Antwerpen und Gent seit 1815.

Überhaupt war der neue aus so widerstrebenden Bestandtheilen zusammengesetzte Staat, namentlich seit 1818, auf der Bahn seiner Entwickelung, im Innern wie in seinen auswärtigen Verhältnissen, sichtbar fortgeschritten. Nur die Verschmelzung der Holländer und Belgier zu Einer Nation konnte der Regierung nicht gelingen; beide Völker verschmähten sogar, den gemeinschaftlichen Namen des Staats der „Niederlande" zu führen. Diese gegenseitige Abneigung der Nord- und Südniederländer äußerte sich mehrmals mit großer Erbitterung in der Kirche, in der Armee und selbst in den Kammern der Generalstaaten. Am tiefsten drang in das Volksleben der Zwiespalt ein, den katholische Geistliche unterhielten, indem sie dem constitutionnellen System überall entgegenarbeiteten. Der Papst hatte nämlich den belg. Priestern nur dann erlaubt, niederländ. Staatsdienern die Absolution zu ertheilen, wenn diese den Eid auf die Verfassung blos im bürgerlichen Sinne geleistet hätten; die Regierung wollte aber hierin keine Beschränkung gelten lassen. Anfangs regte die Widersetzlichkeit jener katholischen Geistlichen gegen die Regierung die Unzufriedenheit des Volks so auf, daß die Regierung eine strenge Polizeiaufsicht in den südl. Provinzen anordnen mußte, die aber, weil sie ebenfalls zu vielen Anklagen Anlaß gab, am 1. Apr. 1818 wieder aufgehoben werden mußte. Auch dem Eindringen der franz. Missionare in Belgien mußte 1825 von der Regierung Einhalt gethan werden. Seinerseits erließ der Papst eine Bannbulle gegen die Schismatiker, oder die jansenistischen Bischöfe und Erzbischöfe von Utrecht, Harlem und Deventer, welche dem König den Eid der Treue

geschworen hatten. Nach langen Verhandlungen schien endlich durch das zu Rom am 18. Jun. 1827 von dem niederländ. Gesandten, Grafen de Celles, und den Bevollmächtigten des heiligen Stuhles unterzeichnete Concordat (ratificirt Brüssel am 25. Jul. 1827) das Verhältniß der niederländ. Staatsgewalt zu der röm. Curie festgestellt zu sein. Zufolge desselben sollte das von Pius VII. mit Napoleon am 15. Jul. 1801 abgeschlossene Concordat, wie bisher in den südl., nun auch in den nördl. Provinzen des Königreichs gelten. Zu den fünf alten Bisthümern: Mecheln, Lüttich, Namur, Tournay und Gent, kamen drei neue hinzu: Brügge, Amsterdam und Herzogenbusch. Jede Diöces sollte ihr Capitel und ihr Seminar haben, die Capitel eines erledigten Hoch- und Erzstiftes sollten aus dem niederländ. Klerus die Candidaten zur Wiederbesetzung vorschlagen, die darunter dem Könige misfälligen aus dieser Liste gestrichen werden; dann sollte das Capitel aus der genehmigten Liste den Bischof oder Erzbischof wählen, welchen hierauf der Papst, wenn er ihn würdig und kanonisch gewählt fände, bestätigen würde. Über die Ausführung dieses Concordats, welches einem großen Theile der Nation missfiel, entstanden Irrungen, und es wurden neue Unterhandlungen in Rom angeknüpft, welche zum Theil das von der Regierung 1825 gegründete philosophische Collegium zu Löwen betrafen. Die ultramontane Partei suchte nämlich den Unterricht ganz in die Hände der Priester zu bringen. Als nun die Regierung das Unterrichtswesen gesetzlich ordnen wollte und einige Zeitungsschreiber, welche dagegen schrieben, verhaften ließ, so entstand in Brüssel ein Auflauf gegen den Justizminister van Maanen. Auch in der Sitzung der Kammern 1829 wurde stark für Druck- und Lehrfreiheit gesprochen. Noch mehr reizte das belg. Volk das Verbot der franz. Sprache. Weil nämlich die Verschiedenheit der Sprachen die Vereinigung der südl. und nördl. Niederländer zu Einem Volke außerordentlich erschwerte, so gestattete die Regierung zwar noch den Gebrauch der franz. neben der holländ. Sprache bei den Verhandlungen der Generalstaaten; allein bei den gerichtlichen Acten und bei allen Verwaltungsbehörden hatte die Ordonnanz vom 11. Jul. 1818 den Gebrauch der franz. Sprache ganz abgeschafft, sodaß sich einstweilen blos die Sachwalter derselben noch bedienen durften. Ein anderer kön. Befehl vom 15. Sept. 1819, nach welchem auch in Limburg, Ost- und Westflandern und in Antwerpen bei öffentlichen Geschäften keine andere als die Nationalsprache, die flämisch-holländ., gültig sein sollte, mußte kurze Zeit nachher gemildert werden; dessenungeachtet wurde am 26. Oct. 1822 aufs Neue verordnet, in den Lehranstalten sowol als bei den öffentlichen Verhandlungen nur die Nationalsprache, die holländ. oder flämische, zu brauchen. Vom 1. Jan. 1823 an geschah dies vor allen Gerichtsstellen, selbst in Brüssel. Da jedoch in dem geselligen Leben daselbst die franz. Sprache die herrschende blieb, so wurde den Advocaten, die noch nicht in flämischer Sprache vor Gericht gesprochen, nachgelassen, bis Ende 1825 ihre Sachen französisch vorzutragen. Indeß wurden später die Beschwerden der Belgier über die Einführung der niederländ. Sprache so heftig, daß der König am 28. Aug. 1829 vor Gericht in peinlichen Sachen und den Notaren bei Abfassung von Urkunden, Verträgen u. s. w., den Gebrauch einer andern, als der niederländ. Sprache, gestattete. Endlich gab ein kön. Beschluß vom 4. Jun. 1830 dem Volkswunsche in Ansehung des Gebrauchs der franz. Sprache nach und gestattete denselben neben der wallonischen Landessprache, wenn die Benannten, die Betheiligten und die Zeugen, die franz. Sprache verstanden, auch in Verwaltungssachen. Ebenso hörte man in den Kammern, besonders in der zweiten, Redner in verschiedenen Sprachen. Die belg. Deputirten redeten nämlich franz., die Minister und die ministeriellen aber theils holländ., theils flamländ. Die Unterdrückung der franz. Sprache machte daher zwei entgegengesetzte Parteien auf gleiche Weise zu geheimen Anhängern Frankreichs: die für ihre Kirche besorgten katholischen Belgier, weil sie glaubten, man wolle durch das Verbot der franz. Sprache die Ausbreitung

der Reformation vorbereiten, und die aus alter Vorliebe noch an Frankreich festhangenden Brabanter und Flamländer. Außer der Sprach- und Religionsverschiedenheit waren aber noch andere Ursachen vorhanden, welche die südl. Provinzen von den nördl. auch in staatswirthschaftlicher Hinsicht schieden und die endliche Trennung herbeiführten.

Die Rechtspflege sollte in diesem Zeitraume durch einen neuen Civilcodex geordnet werden, der von mehren Commissionen entworfen, im Staatsrathe untersucht und von den Generalstaaten einer genauen Prüfung unterworfen wurde, die bis jetzt noch nicht ganz geendet ist. Ein neues Jagdgesetz, welches die Überreste des Feudalwesens abschaffen und das Jagdrecht ganz an das Grundeigenthum knüpfen sollte, ward in der ersten Kammer fast einmüthig verworfen; so fand auch der am 4. Febr. 1818 wegen Misbrauchs der Preßfreiheit vorgeschlagene Zusatz zu dem Gesetze von 28. Sept. 1816 keinen Beifall und ebensowenig der am 11. Dec. 1829 den Kammern vorgelegte Entwurf eines neuen Preßgesetzes. Bei der so schwierigen Feststellung des Staatshaushalts lag das größte Hinderniß in dem gleichförmigen Aufbringen der Abgaben und der Grundsteuer. Belgien, als ein gewerbreiches Ackerbauland, wollte die Last derselben auf Ausfuhr- und Einfuhrgegenstände, Holland aber, um seinen Handel zu schonen, auf das Grundeigenthum wälzen. Wegen eines Deficits von mehr als sechs Mill. Gldn. verminderte das Budget für 1819, in Folge der neuen Einrichtung des Heers, die Staatsbedürfnisse um 1,300,000 Gldn., sodaß die Staatsausgaben 72,703,144 Gldn. betrugen. Einigen Gebrechen der Finanzverwaltung ward nach und nach abgeholfen. Die Regierung vereinfachte vom 1. Aug. 1819 an die oberste Verwaltung der Einnahme und Ausgabe des Staats. Sodann erhielten die Provinzialstaaten noch mehr Antheil an der Landesverwaltung, indem der König ihnen die Leitung des größten Theils der öffentlichen Arbeiten, was Straßen, Kanäle und Deiche betrifft, zugleich mit der Erhebung der dazu angewiesenen Einkünfte übertrug. Das besondere Ministerium des Wasserstaats ward dadurch entbehrlich, und man vereinigte die übrigen Geschäfte desselben mit dem Ministerium des Innern, vom J. 1830 an aber mit dem der Nationalindustrie und der Colonien. Mehr Ersparnisse bewirkte die Regierung noch durch größere Vereinfachung der Verwaltungs- und Geschäftsformen überhaupt. In der Sitzung der Generalstaaten im Oct. 1819 wurde das zehnjährige Budget für die ordentlichen Abgaben, und das jährige für die außerordentlichen nach mehren Abänderungen eines dritten Entwurfes am 29. Jun. 1820 so bestimmt, daß die zehnjährige Bewilligung 59,875,652 Gldn., und die jährige (für 1820) 21,314,481 Gldn. betrug, das Deficit von 3½ Mill. aber durch Schatzkammer- oder Syndicatscheine gedeckt wurde. In dem Budget für 1821 hatte die Regierung das Deficit durch eine Vermehrung der Staatsschuld von 8 Mill. zu decken vorgeschlagen; allein mehre Deputirte erklärten, daß das Land nicht im Stande sei, jährlich 81 Mill. Gldn. an Steuern aufzubringen. Noch mehr Widerspruch fanden die vorgeschlagenen Abgaben auf Gegenstände der Landwirthschaft und des Hauswesens, welche inquisitorische Nachsuchungen zur Folge haben mußten. Am stärksten sprachen dagegen in der zweiten Kammer die belg. Deputirten, allein ebenso sehr stimmten dafür die holländ., weil sie keinen andern Ausweg sahen, um das Deficit zu decken. Endlich ward der Entwurf angenommen. So ist es gekommen, daß während einer vierzehnjährigen Friedenszeit (bis 1829) die Staatsschuld um 173 Mill. und die Zinsen seit zehn Jahren um 4½ Mill. Gldn. sich vermehrt haben. Das nach heftigen Verhandlungen erst am Ende des Dec. 1829 angenommene Decennalbudget für 1830—40 betrug daher 60,750,000 Gldn. Ausgaben; dagegen hatte sich das jährige Budget von 26,985,000 Gldn. (im J. 1822) nach und nach auf 17,103,200 Gldn. Ausgaben (für das J. 1830) vermindert. Auch wurde 1829 die verhaßte Mahlsteuer abgeschafft. Am stärksten hatte sich die Opposition in den

Kammern gegen den bisherigen fiscalischen und inquisitorischen Charakter des Abgabensystems erklärt. Doch war im Allgemeinen die Mehrheit der holländ. Deputirten stets ministeriell, die der belg. aber antiministeriell. Jene warfen diesen Eigensinn, Radicalismus, Ultramontanismus vor, diese klagten über Druck, daß die Holländer den Belgiern Gesetze aufdrängen, die mit dem Grade der Bildung ihres Volks im Widerspruche ständen, und daß man, bei dem so niedrigen Preise der Feldfrüchte, die landwirthschaftlichen Erzeugnisse mit hohen Abgaben belaste. Übrigens bewährte sich in Ansehung der Staatsschuld die alte Erfahrung, daß der niederländ. Staat der classische Boden des öffentlichen Credits sei. Von 1819 bis mit 1824 wurden 44,000 Kansbillets und Restanten von der aufgeschobenen Schuld amortisirt, und nach dem Gesetze vom 26. Nov. 1824, „die Ziehung und den Rückkauf der aufgeschobenen Schuld und der Kansbillets betreffend", sollen, statt der bisherigen jährlichen Tilgung, binnen 25 Jahren (also bis vor 1850) 125 Mill. (jährl. 5 Mill.) Kansbillets und Restanten der aufgeschobenen Schuld durch das Tilgungssyndicat angekauft und ohne Übertragung auf die active Schuld amortisirt werden; es soll zwar die Ziehung der aufgeschobenen Schuld und deren Umwandlung in zinstragende ferner stattfinden, den Inhabern derselben aber und denen der Kansbillets, die an jener Ziehung keinen Theil nehmen wollen, gestattet sein, ihre Effecten gegen zinstragende Schuld (theils Inscriptionen der activen Schuld im großen Buche, theils Certificate der heimzahlbaren Renten auf die Domainen) nach dem festgesetzten Fuß umzutauschen. Nach Abzug der aufgeschobenen Schuld, die keine Zinsen trägt, belief sich 1829 der wahre Schuldstock auf 393,278,000 holländ. Gldn.; die aufgeschobene dagegen auf 601,916,000 Gldn.

Um die Einheit der Verwaltung zu befördern, ward am 19. Sept. 1823 ein Ministerrath angeordnet, der alle Gesetzentwürfe vorher prüfen soll. Als der Präsident desselben, Baron Mollerus, 1829 seine Entlassung nahm, wurde die Präsidentschaft des Minister- und Staatsraths dem Prinzen von Oranien verliehen, im Fall daß der König nicht selbst präsidire. Die oberste Leitung des Heerwesens hatte am 24. Dec. 1817 der Kronprinz aufs Neue erhalten, am 22. Febr. 1818 aber verloren; seitdem verfügte der König unmittelbar in persönlichen Militairsachen und ernannte am 25. Dec. 1829 seinen zweiten Sohn, den Prinzen Friedrich, welcher schon 1827 das Kriegsministerium erhalten hatte, zum Admiral der Flotte und zum Generaloberſten bei der Landmacht. Vom 1. Jan. 1819 an wurden die Bataillons des Linienheers mit denen der Nationalmiliz verschmolzen, sodaß die Armee aus 51 Bataillonen Infanterie und 17 Reservebataillonen bestand. Die Recrutirung geschah seitdem durchs Loos, das Jeder, der 19 J. alt war, ziehen mußte, im Frieden ein Mann auf 500, in Zeiten der Gefahr einer auf 300 Köpfe. Die Verminderung des Heers im J. 1819 auf 40,000 M. machte die Einführung einer Gemeinden- oder Bürgermiliz (Schutterei) von 25,500 M. nöthig. Im Mai 1822 wurden bei der Armee die Stockschläge abgeschafft und für Straffällige Disciplinarbataillons errichtet. Der Bau der Grenzfestungen, wozu die franz. Kriegszahlungen bestimmt waren, hatte seinen Fortgang, und der Herzog von Wellington bereiste in dieser Hinsicht mehrmals die belg. Grenze. — Was den Zustand der Nationalwirthschaft betraf, so ging man in den Niederlanden von der Ansicht aus, daß aller Wohlstand der Nation zunächst auf der Volkscultur beruhe. Daher hatte bis zum März 1824 ein und derselbe Minister, Hr. Falk, die Leitung des öffentlichen Unterrichts, des Gewerbfleißes und der Colonien; seitdem aber wurde die Sache des öffentlichen Unterrichts mit dem Ministerium des Innern verbunden. Die Regierung that viel für jeden Zweig des öffentlichen Unterrichts, besonders für die Volksschulen. Ihre Einwirkung auf den Unterricht machte sich durch den philoso-

phischen Geist, welcher sie leitete, bemerkbar; sie verwarf keine Methode, beschützte den Gang der Aufklärung, ohne ihn zu fürchten, und scheute keine Kosten. Zur Ergänzung der niederländ. Geschichte ward eine kön. Commission niedergesetzt, welche noch ungedruckte Manuscripte herausgibt. Auch errichtete der König am 3. Jul. 1826 eine Commission für die Statistik des Reichs. Aus den Messungen und astronomischen Beobachtungen des Baron Krayenhoff (s. d.) entstand die vortreffliche chorographische Karte von den nördl. Provinzen der Niederlande in neun Blättern (Brüssel 1823), die sich an die großen Karten von Cassini und Ferrari anschließt.

Um die verschiedenen Interessen der südl. und der nördl. Provinzen in Hinsicht auf Landwirthschaft, Gewerbfleiß und Handel zu vereinigen, wurden mehre zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Die kön. Ordonnanz vom 28. Jun. 1818 befahl die Einrichtung von Landwirthschaftsgesellschaften in jeder Provinz des Königreichs. Mehre Moräste wurden ausgetrocknet und in öden Landstrichen Armencolonien, z. B. zu Frederiksoord (s. d.) und zu Wortel, und Torfstechereien angelegt. Zur Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes ward eine öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse der Nationalindustrie angeordnet, die seit 1820 jährlich, vom 1. Aug. an, zu Gent stattfand. Auch befahl der König im Jun. 1820, daß die Truppen, Hofleute, und alle Beamte bei milden Anstalten sich nur in inländische Stoffe und Zeuche kleiden sollten, wodurch vorzüglich die belg. Manufacturen begünstigt wurden. Zugleich machte aber der starke, seit 1827 jedoch ermäßigte, Zoll auf franz. Tücher und Weine ein strenges Mauthsystem an der Grenze nöthig, wodurch mehre franz. Handelshäuser bewogen wurden, sich in Brüssel und andern niederländ. Städten niederzulassen. Es hatten nämlich gegen den früher in den südl. Provinzen gestatteten Transitohandel die belg. Manufacturisten und Fabrikanten große Beschwerden erhoben; als man nun auf ihr Verlangen die engl. und franz. Einfuhrwaaren stark mit Zöllen belegte, so zog sich der engl. Einfuhrhandel aus den holländ. Häfen weg nach Hamburg und andern nord-

deutschen Städten, was neue Beschwerden der nördl. Provinzen zur Folge hatte, daher man den Zoll für die seewärts kommenden Güter herabsetzte. Die Streitigkeiten mit Preußen über die freie Rheinschiffahrt (s. d.), welche man deutscher Seits bis in das Meer verlangte, niederländ. Seits aber nur bis an das Meer gestatten wollte, wurden erst 1829 vermittelt, sodaß der Leck und die Waal als Fortsetzung des Rheins gelten sollen. Auch wurde 1823 zu Brüssel eine Bank mit einem Fonds von 50 Mill. Gulden errichtet, und daselbst eine allgemeine Gesellschaft zur Unterstützung der Nationalindustrie begründet. Die Schiffahrt nahm immer mehr zu. Durch Prämien ermunterte seit 1823 der König den Schiffbau. Der nordholländ., von Amsterdam bis zum Helder gezogene Kanal, 30 St. lang, 120 F. breit und 25 F. tief, der über 12 Mill. Gulden kostete, ward 1825 vollendet. Neue Quellen des Reichthums eröffnete dem Handelsgeiste der Niederländer die Wiederherstellung des Colonialsystems. Zu diesem Zwecke unterhielt die Regierung in ihrem ostind. Archipel eine ansehnliche Seemacht, und auf Batavia, wo im Mai 1829 der Generallieutenant van den Bosch als Generalgouverneur des niederländ. Ostindiens an die Stelle van der Capellen's trat, ein Heer von 10,000 M. Dadurch ward es ihr möglich, 1818 den Aufstand auf Amboina und den benachbarten Inseln, sowie einen andern Aufstand in dem zinsbaren Königreiche Cheribon, auf dem westl. Theile von Java, zu unterdrücken; doch mußte sie noch 1827 fg. die aufgewiegelten Javaner bekämpfen, und erst 1829 neigte sich der Sieg auf die Seite der Niederländer. Der Ertrag der Gewürzinseln hatte sich zwar vermindert, weil während der brit. Verwaltung auf den bei Celebes und den Molukken gelegenen Inseln neue Gewürzpflanzungen entstanden waren; auch raffte 1821 die Cholera in dem niederländ. Ostindien viele Menschen weg, namentlich auf Java über 150,000; allein dessenunge-

achtet blühte der ind. Handel so schnell auf, daß die von der Regierung 1824 eröffnete Unterzeichnung zur Errichtung einer „niederländ. Handelsgesellschaft" statt der verlangten 8 Mill. Gulden über 73 Mill. brachte. Der Zweck dieser am 29. März 1824 vom König gestifteten Actiengesellschaft, welche sich bis 1850 vereinigt hat, ist Beförderung des Nationalhandels, der Schiffahrt, des Schiffbaus, des Landbaus und der Fabriken, durch Erweiterung der Handelsbeziehungen und Eröffnung neuer Absatzwege für niederländ. Erzeugnisse. Die Gesellschaft wird vom Haag aus geleitet, hat aber in allen Handelsstädten des Königreichs vom König gewählte Commissarien. In Batavia unterhält sie eine Factorei und in China eine Agentschaft. In der Regel soll sie nur niederländ. Schiffe, unter niederländ. Flagge, durch Niederländer geführt, befrachten; sie soll die alten Verhältnisse mit China herstellen und den Handel mit Amerika und der Levante, sowie die Fischereien in den indischen Meeren, befördern. Indeß haben die Unternehmungen nach China den Erwartungen nicht entsprochen, und ein Deficit mußte 1828 durch Abzüge von 2 Procent des Capitals gedeckt werden.

Die auswärtigen Angelegenheiten betrafen hauptsächlich das Colonialinteresse und den Sklavenhandel. Der König hatte sich durch den Vertrag mit Großbritannien vom 4. Mai 1818 verbindlich gemacht, Strafgesetze gegen den Sklavenhandel zu erlassen. Es ward daher durch das Gesetz vom 20. Nov. 1818 jedem Niederländer, der jenen Handel treibe oder Theil daran nähme, zweijährige Gefängnißstrafe und eine Geldbuße von 5000 Gulden angedroht; in der Folge gab der Vertrag zu Brüssel vom 31. Dec. 1822 den engl. Kreuzern das Recht, niederländ., mit Sklaven befrachtete oder auch nur dazu ausgerüstete Schiffe wegzunehmen; ein späteres Gesetz sprach die Beschlagnahme aller zu diesem Handel gebrauchten Fahrzeuge aus und bedrohte die Haupttheilnehmer mit Geldbußen und Zwangsarbeit, die übrigen aber mit Einsperrung; auch ward die bisher erlaubt gewesene Einfuhr von Sklaven aus fremden Colonien, z. B. Brasilien, wo deren unmittelbare Einfuhr aus Afrika noch gestattet war, in niederländ. Colonien untersagt. Gab hierin die niederländ. Regierung dem Verlangen der brit. nach, so wurden dagegen alte Mißhelligkeiten, durch die Handelseifersucht beider Staaten in Ostindien erregt, durch den Vertrag zu London vom 17. März 1824 friedlich ausgeglichen. Nach diesem Vertrage blieben die Niederlande in dem ausschließenden Besitze der Sundainseln und des wichtigsten Theils der Molukken, sowie des dasigen Specereihandels; auch zwangen sie nach einem kurzen, aber blutigen Kriege 1824 den Fürsten von Tanakete auf Celebes, welcher sich von seiner Zinsbarkeit losmachen wollte, zur Unterwerfung, wie sie denn überhaupt alle dortigen Empörungen sehr bald wieder dämpften. Ebenso behauptete der niederl. Staat in Europa seine Würde. Als der Dey von Algier 1824 die alten Geschenke foderte, bat der Befehlshaber der niederländ. Flotte im mittelländ. Meere, Admiral Wolterbeek, binnen 24 Stunden um eine bestimmte Erklärung, ob er sich im Kriegszustande mit Algier betrachten solle oder nicht, worauf der Dey den Frieden von 1816 von Neuem unterzeichnete. Die Grenzirrungen mit Preußen wegen des Dorfes Maresnet, unweit Aachen, wurden berichtigt. Das Herzogthum Bouillon (s. d.), welches unter Oberhoheit des Großherzogthums Luxemburg seit 1816 dem Fürsten Rohan-Guémené gehörte, ward von diesem 1822 gegen eine beständige Rente von 5000 Gulden an den König der Niederlande abgetreten. Unter den Verhandlungen mit andern europ. Staaten ist die gegenseitige Aufhebung des Abzugsrechts durch Verträge mit Hanover, Sachsen-Weimar, Preußen, Baiern, Würtemberg, Waldeck, Oldenburg, dem Großherzogthume und dem Kurfürstenthume Hessen (1816—21), sowie die gegenseitige Aufhebung des Droit d'Aubaine durch den Vertrag mit dem Könige beider Sicilien, vom 8. Aug. 1819, zu bemerken. In Ansehung der innern Angelegenheiten Italiens,

Spaniens und Griechenlands, sowie der Pforte beobachteten die Niederlande die strengste Neutralität. Dies war das Ergebniß der Verwaltung des Gesammtniederlandes bis zum J. 1830.

Fünfte Periode, von 1830—35. Funfzehn Jahre hatte die Verbindung Belgiens mit Holland gedauert, Belgiens Städte, Industrie und Handel waren im höchsten Flor, aber nichts konnte den belg. Trotz und die holländ. Kälte verschmelzen, nichts die religiöse, sprachliche und sittliche Abneigung der Brabanter und Lütticher mit dem protestantischen Holland versöhnen. Nach der im Jul. 1830 zu Paris gewaltsam erfolgten Thronveränderung erhob sich auch der alte, empörungssüchtige Stolz der belg. Städte und der Haß gegen den strengen Justizminister van Maanen (s. d.). Ein Volksaufstand zu Brüssel am 25. Aug. 1830 gab das Zeichen zu einer Staatsumwälzung, welche Südniederland von Norniederland losriß. In und bei Brüssel kam es in Folge eines zweiten Aufstandes in Brüssel am 20. Septbr., vom 23. bis zum 26. Sept. zwischen dem kleinen, von dem niederländ. Prinzen Friedrich befehligten Armeecorps von 6000 M. und den bewaffneten, von fremden Offizieren angeführten Insurgenten zu blutigen Kämpfen, die den Rückzug des Prinzen entschieden. Unterdessen hatte der König, dem Verlangen einer belg. Deputation vom 30. Aug. nachgebend, bereits am 13. Sept. die Generalstaaten versammelt, um über die Frage der Verwaltungstrennung und der Abänderung des Grundgesetzes einen Beschluß zu fassen. Dieser fiel am 28. und 30. Sept. in beiden Kammern bejahend aus. Allein die Insurgenten kämpften jetzt, von Paris aus durch die Propaganda unterstützt, für die gänzliche Trennung, welche factisch bereits bestand, als die fünf Mächte, Großbritannien, Frankreich, Östreich, Rußland und Preußen, von London aus, den beiden Völkern Waffenruhe geboten, und durch das Conferenzprotocoll vom 4. Nov. 1830 Belgiens Unabhängigkeit anerkannten. Belgien (s. d.) organisirte sich als Staat, und die Londoner Conferenz (s. d.) stellte für die Vollziehung der Trennung beider Staaten 18 Artikel auf, darunter die Freiheit der Schelde. Dagegen protestirte der König Wilhelm am 12. Jul. 1831, und mit außerordentlicher Begeisterung erhob sich Altniederland für die Behauptung seines Rechts durch die Waffen. Holland wollte nicht Wiedervereinigung, sondern nach so großen Opfern, die es dem Frieden gebracht, nur die billigern, früher von Holland angenommenen, aber von Belgien verworfenen Bedingungen der Ausgleichung. Der Prinz von Oranien trat jetzt an die Spitze des vaterländischen Heers und ging mit 70,000 M. am 2. Aug. über die Grenze. Turnhout und andere Punkte wurden genommen, die Schelde gesperrt, ein belg. Heer am 8. Aug. bei Hasselt und ein anderes am 10. Aug. bei Löwen geschlagen; als aber ein franz. Hülfsheer in Eilmärschen heranzog, vermittelten der engl. und der franz. Gesandte am belg. Hofe einen Waffenstillstand, in dessen Folge der Prinz von Oranien Löwen am 14. räumte und sein Heer in die Stellung vor dem Kriege zurückführte. Die Conferenz legte hierauf beiden Theilen am 20. Oct. einen von den fünf Mächten verbürgten Friedenstractat in 24 Artikeln vor, den Belgien am 15. Nov. 1831 förmlich annahm, Holland aber verwarf, weil er mit der frühern Trennungsgrundlage nicht übereinstimmte. Auch Rußland, Preußen und Östreich wünschten die Abänderung einiger für Holland nachtheiligen Artikel; England und Frankreich dagegen verlangten, durch ihre Verbindung vom 22. Oct. 1832 mit Zwangsmaßregeln drohend, die Räumung der Citadelle von Antwerpen (s. d.), blockirten die holländ. Küste, legten auf holländ. Schiffe ein Embargo, und ein franz. Heer eroberte am 24. Dec. 1832 den Schutthaufen der Citadelle. Nach einem lebhaften Notenwechsel kam endlich ein Provisorium zwischen England, Frankreich und Holland am 21. Mai 1833 zu Stande, das allen Feindseligkeiten ein Ende machte, aber den Frieden mit Belgien nicht bewirken konnte, daher Holland und Belgien fortdauernd gerüstet blieben. Noch ist Luxemburg (s. d.)

vom deutschen Bunde nicht aufgegeben, noch ist die Scheldefrage (s. Schelde) nicht entschieden, denn das deutsche Haus Nassau hat seine agnatische Einwilligung in die Abtretung des größern Theils von Luxemburg an Belgien bis jetzt (Aug. 1835) versagt, und die durch den Tractat vom 15. Nov. 1831 bestimmte Territorialabgrenzung, Schuldenabtheilung und freie Scheldeschiffahrt noch nicht vollzogen, folglich hat König Wilhelm das neue Königreich Belgien und den König Leopold noch nicht anerkannt, die Conferenz aber hat im Sept. 1833 erklärt, die Unterhandlung nicht eher als nach Beibringung der Einwilligung des Hauses Nassau und des deutschen Bundes in die Abtretung Luxemburgs wieder aufnehmen zu wollen. Nur der Privatverkehr und Postenlauf zwischen Holländern und Belgiern sind seit einigen Monaten, obwol unter strenger Paßordnung, wieder eröffnet worden. Unterdessen zahlt Holland nach wie vor die Zinsen der gesammten Schuld, zu denen Belgien, nach dem Tractate von 1831, jährlich 8,400,000 Gulden beitragen soll; die Schiffahrt auf der Schelde findet nur in der Art, wie vor dem 1. Nov. 1832, statt, und in Ansehung der gegenseitigen Gebietsgrenzen ist es bei dem provisorischen Besitzstande geblieben. In diesem langwierigen diplomatischen Streite hat sich der talentvolle niederländ. Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Verstolk van Zoelen, ein hohes Verdienst erworben.

Den innern Zustand des Königreichs in dieser fünfjährigen Periode bezeichnen die aufopfernde Bewährung des alten Nationalcharakters — Eintracht, Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Festigkeit —, die Anstrengungen der Regierung und der Generalstaaten, um für die außerordentlichen Staatsbedürfnisse die nöthigen Mittel durch Anleihen im Inlande herbeizuschaffen und den Credit des Staats zu erhalten, und endlich der ununterbrochene Fortgang der Reform in mehren Zweigen der Verwaltung. Als Einzelnes ist zu bemerken des 28jährigen Schiffslieutenants Speijk freiwilliger Tod, indem er seine von den Belgiern des Waffenstillstandes ungeachtet besetzte Kanonierschaluppe am 5. Febr. 1831 in die Luft sprengte; des tapfern Greises Chassé (s. d.) heldenmüthige Vertheidigung der Citadelle von Antwerpen, und des wackern Koopmann's Thaten in dem kleinen Seekriege auf der Schelde. Im J. 1832 brachte Altniederland einen Staatsbedarf von 140 Mill. Gulden durch Anleihen und neue Abgaben auf; im J. 1834 betrug das Ausgabenbudget nur 54 Mill. Gld., und für 1835 wurde von dem Minister noch eine Verminderung von 4 Mill. angekündigt; die Einkünfte von den ostind. Colonien waren um 1 Mill. Gld. gestiegen. Das Handelsgesetzbuch wurde einer genauen Durchsicht und Verbesserung unterworfen, die Organisation der richterlichen Gewalt zu Stande gebracht, und in dem Unterrichtswesen Manches zweckmäßiger eingerichtet. Insbesondere ward auch die Verwaltung der Colonien, namentlich in Ostindien, besser geordnet, nachdem die Insurrection des Diepo Negro auf Java 1829 fg. unterdrückt, der Kaiser des Sologebiets 1831 gefangen und die niederländ. Herrschaft auf Sumatra nach hartem Kampfe aufs Neue befestigt worden war. Die größte Gefahr für den hartgeprüften und von seinen alten Verbündeten fast verlassenen Staat ist und bleibt seine Schuldenlast.

Geographisch-statistischer Zustand. Das Königreich der Niederlande, ein völlig gerundeter Staat, bestand von 1815 bis zum J. 1830 aus den unter Karl V. vereinigten 17 Provinzen, doch nicht ganz nach ihrer damaligen Begrenzung. Die ehemalige Grafschaft Zütphen war mit Geldern, die Herrschaft Mecheln mit der Markgrafschaft Antwerpen zusammengeschmolzen, und die Grafschaft Artois ward schon im pyrenäischen Frieden, 1659, an Frankreich abgetreten. Dagegen waren Brabant und Flandern wegen ihres Umfangs in Nord- und Südbrabant und in Ost- und Westflandern getheilt; die Landschaft Drenthe, sonst zu Gröningen gehörig, war eine eigne Provinz geworden. Die Provinz Holland war zwar in ihrer innern Verwaltung in zwei Theile, Süd- und Nordholland, gesondert, bildete aber in staatsrechtlicher Hinsicht nur Eine Provinz.

Seit 1831 besteht das Königreich der Niederlande aus zehn Provinzen: 1) Nordbrabant, ehemals Staatsbrabant, 2) Geldern, 3) Nordholland, 4) Südholland, 5) Seeland, 6) Utrecht, 7) Friesland, 8) Oberyssel, 9) Gröningen, 10) Drenthe. Vom Großherzogthum Luxemburg (s. d.) soll es zwar nur die kleinere Hälfte behalten, für die andere aber durch das limburgische Gebiet an der Maas entschädigt werden, dieses Entschädigungsland jedoch in die alten Verhältnisse des Großherzogthums Luxemburg zum deutschen Bunde und zu Nassau eintreten, wenn beide einwilligen. Mit Einschluß Luxemburgs grenzt das Königreich im O. an Deutschland, namentlich an die preuß. Rheinprovinzen und an das Königreich Hanover, im N. u. W. an die Nordsee, im S. an Belgien und hat, Luxemburg abgerechnet, einen Flächenraum von 534 □M. mit 2,460,000 Einw. und zwar 1,900,000 Holländer, 280,000 Wallonen, 252,000 Deutsche, 150,000 Friesen und 50,000 Juden. Die christliche Bevölkerung besteht aus 1,700,000 Reformirten, 350,000 Protestanten, 280,000 Katholiken, 120,000 Mennoniten, 40,000 Remonstranten, 15,000 Rheinsbergern und gegen 2500 Anabaptisten. Der Boden ist im NW., wo der Rhein, die Maas und Schelde sich ins Meer ergießen, meist sehr niedrig. Der Rhein, ehemals bei Schenkenschanz, jetzt durch den sogenannten Kanal von Pannerden, in das Gebiet der Niederlande einströmend, theilt sich unmittelbar in zwei Arme, den südl., die Waal, schon zu Cäsar's Zeiten unter den Namen Vahalis bekannt, und den nördl., der den Namen Rhein behält. Aus letzterm führt ein Kanal, merkwürdig durch seinen Urheber, den röm. Feldherrn Drusus, in die aus dem Münsterschen kommende alte Yssel, der, unter dem allgemeinen Namen der Yssel mit diesem Flusse vereinigt, zwischen Zütphen, Oberyssel und der Veluwe hin, in die Zuydersee strömt. Der jenseit Arnheim westwärts fließende Rhein nimmt bei Wyk te Duurstede den Namen Leck an; ein kleines Gewässer, welches dort mittels einer Schleuse mit dem Leck Gemeinschaft hat, erhält hier den Namen des krummen Rheins und zwischen Utrecht und Leyden den Namen des Rheins. Vormals war dies die Hauptmündung, die sich bei Katwyk ins Meer ergoß; doch nachdem die furchtbare Überschwemmung 860, welche wahrscheinlich auch den größten Theil der Dünen aufwarf, diesen Arm versandet hatte, nahm der Leck die Hauptgewässer auf, und der sogenannte alte Rhein ward zum inländischen Kanal ohne erhebliche Strömung. Um den Bezirk von Rhynland seiner überflüssigen Gewässer zu entlasten, dachte man schon vor länger als zwei Jahrh. auf die Herstellung der alten Rheinmündung bei Katwyk, allein erst 1804 kam dies äußerst schwierige Unternehmen zu Stande, welches in drei Jahren glücklich vollendet ward. Nordwärts vom alten Rhein fließt ein Arm dieses Stromes unter dem Namen der Vechte in die Zuydersee. Die Maas bekommt nach ihrer Vereinigung mit einem Arme der Waal den Namen Merwe, welche den andern Arm der Waal und den Leck aufnimmt, in ihren Mündungsarmen mannichfaltig verschlungen und benannt wird, und endlich bei Briel in einer ansehnlichen Breite in die Nordsee strömt. Die Schelde trägt bei Antwerpen seit 1795, nachdem sie fast zwei Jahrh. lang der Schiffahrt vertragsmäßig verschlossen gewesen, auf ihrem breiten Fahrwasser wieder die größten Schiffe aller Nationen, vertheilt sich bei Sandvliet, wo ihre Breite 18,000 F. beträgt, in zwei Arme, die Ost- und Westschelde, welche Seeland umfassen und sich in mächtiger Breite beinahe unvermerkt mit der Nordsee vermischen. Auch die Mosel berührt die Grenze Luxemburgs. Außerdem ist das Land von zahlreichen Nebenflüssen durchschnitten, welche meist mit Barken, von Pferden gezogen (Trekschuyten), beschifft werden und worin sich die anliegenden Polder (eingedämmte, tiefliegende, durch Entwässerung urbar gemachte Ländereien) des zuströmenden Wassers durch Schöpfmühlen entlasten. Den innern Verkehr befördern die Kanäle, unter welchen der nordholländische eins der größten Wasserbauwerke der neuesten Zeit ist. Unter den Landseen ist das harlemer Meer, durch das Y mit der

57 □M. großen Zuyderſee verbunden, der größte. Durch das Zuſtrömen der Gewäſſer, insbeſondere des Rheins und der Maas, ſind Geldern und Holland faſt jährlichen Überſchwemmungen ausgeſetzt, welche, die Flußdämme oder Deiche durchbrechend oder überſtrömend, ganze Landſtriche mit Waſſer und Sand bedecken. Noch gefährlicher iſt den Seeprovinzen Holland, Seeland, Friesland und Gröningen die Nordſee, welche höher iſt als das Land. Theilweiſe wird dieſe Gefahr durch eine Reihe Sandhügel (Dünen), 14—30 Klaftern hoch, die ſich von Dünkirchen, im franz. Flandern, bis an den Texel erſtrecken, gemindert; die übrigen Seeküſten müſſen durch hohe, äußerſt koſtſpielige Seedeiche geſchützt werden. Die niedrigſten Gegenden ſind Gröningen, Friesland, Holland und Seeland. Das ſüdl. Niederland iſt eine Fortſetzung der großen, ſandigen Haide, die ſich von der Oſtſee durch Brandenburg, Lüneburg und Weſtfalen bis an die Schelde erſtreckt, durch die fruchtbare Betuwe unterbrochen wird, ſich dann aber wieder über Nordbrabant ausdehnt. Südwärts erſtreckt ſich das aus Haide, Sand und Moraſt beſtehende Peel- und Kempenland bis tief in das ehemalige Bisthum Lüttich. Die fruchtbarſten Gegenden ſind an Getreide: Seeland und Geldern; an Wieſen und Viehweiden: Holland, Friesland und Gröningen. Das Klima iſt in den höher liegenden ſüdöſtl. Gegenden, ſowie auch in Geldern, Utrecht, Oberyſſel und Gröningen, ſehr geſund; hingegen in Seeland, Holland und Friesland verurſachen die Unbeſtändigkeit der Witterung, die Seedünſte, die ſtehenden Gewäſſer, das ſchlechte Trinkwaſſer, verbunden mit dem häufigen Genuſſe der Fiſche, unaufhörliche Fieberkrankheiten. An Getreide brachten die ehemals Vereinigten Niederlande bis 1788 nur ein Drittel ihres Bedürfniſſes hervor, doch ſeit die Abnahme des Handels die Einwohner zur eifrigern Betreibung des Ackerbaues antrieb, welcher überdies durch die beiden Geſellſchaften zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft ſehr befördert ward, berechnete man ſchon 1804 den Mangel an Kornbedarf nur auf 50—60,000 Laſt. Holland und Overyſſel liefern beſonders Roggen, Gröningen Hafer, die nördl. Provinzen Buchweizen, Holland Hanf, Seeland und Holland Krapp, und Utrecht und Geldern Taback. Baumfrüchte und Gartengewächſe ſind faſt im ganzen Umfange des Landes, und vorzüglich in den waſſerreichen Gegenden im Überfluß vorhanden, und Gartenſämereien, namentlich Hyazinthen- und Tulpenzwiebeln, ſind ein beträchtlicher Ausfuhrartikel nach England, Spanien, Frankreich, Deutſchland und in die andern Welttheile. Wein wächſt in Luxemburg unfern der Moſel, und Waldungen gibt es ebenfalls nur in Luxemburg. Unter den Erzeugniſſen des Thierreichs ſtehen die holländ. Kühe oben an. Pferde, die an Größe, Stärke und Ausdauer wenige ihres Gleichen haben, liefert vorzüglich Friesland. Die Schafzucht iſt in den ſandigen Gegenden Hollands, vorzüglich auf der Inſel Texel, beträchtlich. Die Schweinezucht wird ſtark betrieben, und Speck iſt ein Hauptnahrungsmittel der niedern Volksclaſſen. In den Seedünen halten ſich unzählige wilde, ſehr ſchmackhafte Kaninchen auf; anderes vierfüßiges Wildpret iſt in den nördl. Provinzen ſehr ſparſam, häufiger in Luxemburg. Wildes und zahmes Geflügel, insbeſondere Waſſervögel, ſind im Überfluſſe vorhanden. Die Bienenzucht iſt auf den Haiden in Geldern und Utrecht nicht unbeträchtlich. In Drenthe findet man Schlangen, doch von unſchädlicher Gattung. Die Fiſcherei iſt ein Hauptnahrungszweig, und noch 1804 rechnete man, daß, ungeachtet des damaligen Krieges mit England, 20,000 Familien ihren Unterhalt davon zogen. Der ſeitdem verfallene Walfiſch- und Heringsfang fängt an wieder in Aufnahme zu kommen. Die 1601 mit dem Heringsfange beſchäftigten 1500 Schiffe oder Heringsbuiſen waren 1795—1807 und 1808 auf 30 herabgeſunken, hatten ſich aber 1818 auf 157 vermehrt. Auſtern und Muſcheln, welche letztere zu Kalk benutzt werden, ſowie alle Arten See- und Flußfiſche, ſind in Menge an den Küſten, ſowie in den zahlreichen Flüſſen und inländiſchen Gewäſſern vorhanden. An Mineralien enthalten die nördl. Provinzen

meist nur Torf, der in großer Masse in Holland und Friesland gegraben wird, ferner Thon- und Pfeifenerde. Die sonst so blühenden holländ., besonders die leydenschen Wollfabriken sind gesunken, dagegen die Leinwandbleichen bei Harlem die verühmtesten in Europa, auch die holländ. Färbereien nicht unbedeutend. Bemerkenswerth sind außerdem die Tabackspfeifenfabriken (123) zu Gouda, die nordholländ. Papier- (159), Holz- und Sägemühlen, die holländ. Rauch- und Schnupftabackfabriken, die Zuckersiedereien, die Branntweinbrennereien in der Provinz Holland, die Bierbraucreien in Overyssel u. s. w. Die Blüte des niederländ. Handels begann im 14. Jahrh. zu Brügge in Flandern, zog sich aber am Ende des 15. größtentheils nach Antwerpen, welches der erste Handelsplatz der Welt wurde. Doch die Verheerungen des Freiheitskrieges gegen Spanien und die Eroberung der Stadt 1585 trieben die reichsten Kaufleute in die Niederlande, und vorzüglich nach Amsterdam, dessen Handel am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrh. auf eine nie gekannte Höhe stieg, von welcher er erst gegen das Ende des 18. etwas herabsank, bis die Staatsumwälzung von 1795 ihm den Todesstoß gab und Amsterdams Nebenbuhlerin, London, auf den Trümmern des niederländ. Handels zur Königin der Meere erhob. Seit 1813 hatte sich zwar der Handel merklich gehoben, doch ist er noch sehr fern von seiner vorigen Größe. Im J. 1830 kamen in Amsterdam 1992 und in Rotterdam 1212 Seeschiffe an. Die im Friedensschlusse von 1795 bestimmte Wiedereröffnung der Schelde, und das Streben der franz. Regierung zur Beförderung des belg. Handels auf Kosten des holländ., wurden durch den dauernden Seekrieg mit England fast nutzlos für die begünstigten Länder. Die Verträge von Paris und Wien, 1814 und 1815, setzten die Handelsrechte der nördl. und südl. Niederlande auf gleichen Fuß. Noch immer sind die Holländer die Commissionshändler Großbritanniens für einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz in Hinsicht der beträchtlichen Waarentransporte auf dem Rhein; auch versehen sie England, meist über Rotterdam, mit Butter (18 Mill. Pfd.), Käse (27 Mill. Pfd.), Flachs, Getreide und Krapp, wenn die Einfuhr gestattet ist. In Hinsicht des bis 1830 über Antwerpen gehenden Handels nach Frankreich ist die Bilanz zum Nachtheil der Niederlande; zu ihrem Vortheil ist sie hingegen im Handel nach Spanien, Portugal, Italien und der Levante. Der Handel nach Nordamerika ist von Seiten der Niederlande passiv, und der dahin ausgeführte Wachholderbranntwein und andere Fabrikate können die von dorther eingeführten Tabacksblätter, Häute u. s. w. nicht aufwägen. Der niederländ. Handel nach den ost- und westind. Colonien hat große Umwandlungen erlitten theils durch den Verlust von Berbice, Demerary und Essequebo, obwol die brit. Regierung den Niederländern in Hinsicht des Handels nach diesen Colonien mit ihren eignen Unterthanen gleiche Rechte bewilligt hat, theils durch den Fall der ostind. Compagnie und der allen Unterthanen ertheilten Handelsfreiheit nach Ostindien, mit Ausnahme der Molukken und des der Regierungsverwaltung des niederländ. Indiens vorbehaltenen Handels nach Japan; desto blühender wurde durch die liberale Colonialverwaltung Java's Production, deren Abnehmerin vor allen Nordamerika ist. Zwar ist der ehemals sehr einträgliche Schleichhandel über Curaçao nach dem span. Amerika durch die Unabhängigkeitserklärungen des beträchtlichsten Theils dieser Länder vernichtet, und mit ihm der ganze Werth dieser letztern Colonie; allein dagegen sind dem niederländ. Handel in Brasilien, der Havana und Haiti neue Quellen eröffnet. Der Binnenhandel beschäftigt 5600 Trekschuyten und 15,000 Boote. Nach Amsterdam sind die vornehmsten Handelsplätze: Rotterdam und Middelburg; die wichtigsten Handelshäfen: Briel, Delftshaven, Dordrecht, Enkhuisen, Medemblick und Zierickzee. Handelsgerichte sind zu Amsterdam, Gröningen, Middelburg, Rotterdam und Schiedam. Vom 1. Apr. 1804 an ist neben der alten amsterdamer eine Bank der vereinigten niederländ. Provinzen auf 25 Jahre errichtet. Unterm 14. Jan. und 25. Febr.

1815 sind über die Ein- und Ausfuhrabgaben und den Colonialhandel die jetzt bestehenden Hauptregulative erlassen worden. In dem nämlichen Jahre ward in Amsterdam eine Handelsgesellschaft mit dem ausschließlichen Rechte, den chines. Theehandel zu betreiben, auf 25 Jahre patentirt.

Die Finanzen der Vereinigten Niederlande waren während des 32jährigen Friedens von 1748—80 in einen so blühenden Zustand gekommen, daß die Staatspapiere, bei einem Zinsfuß von 2½ Proc., bis auf 10 Proc. über den Nominalwerth gestiegen waren. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen von 1786, den Krieg gegen Frankreich und dessen nachtheilige Folgen, entstand ein jährlicher Ausfall von mehr als 8 Mill. Gldn., nebst einer neuen Schuldenlast von 22 Mill., welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinsen der Staatsschuld von 1795—1804 von 18 bis auf 34, und seitdem bis auf 42 Mill. vermehrte, sodaß man 1795—1805 zur Deckung des jährlichen Ausfalls 41 Proc. vom Eigenthum und 53 Proc., direct und indirect, von dem Einkommen der Angesessenen heben mußte. Nur geringen Einfluß hatte auf die Milderung dieses Finanzzustandes die Zusammenschmelzung der bisher getrennten Provinzialschulden im J. 1798; wohlthätiger war das 1805 durch den Rathspensionnair Schimmelpenninck eingeführte Abgabensystem; allein die Verschwendungen des Königs Ludwig, der von 1807—9 neun Mill. zur Deckung des Deficits anlieh, brachten, verbunden mit dem Einfall der Engländer im J. 1809, das Land in einen so kläglichen Zustand, daß Napoleon dasselbe bei der Einverleibung in das franz. Kaiserreich durch Herabsetzung der Staatsschuld auf ⅓ gewissermaßen für bankrott erklärte. Dieser Schlag, so hart er auch die einzelnen Staatsgläubiger traf, hatte, einmal überstanden, wenigstens die heilsame Folge, daß bei der Wiederherstellung des niederländ. Staats auch an eine Wiederherstellung der Finanzen zu denken war. Zwar ward nur jenes Eine Drittheil der Schuld für zinstragend erklärt; allein die abgesetzten ⅔ wurden als aufgeschobene (uitgestelde, nicht zinstragende) Schuld anerkannt. Die wirkliche (werkelijke) Schuld trug vom 1. Jan. 1815 an 2½ Proc. Zinsen; jährlich sollen 4 Mill. von der letztern abgetragen und ebensoviele von der erstern an ihre Stelle treten. Die von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsschuld betrug 573,153,530 Gldn., die aufgeschobene 1,719,460,591 Gldn., zusammen 2,292,614,121 Gldn. Die auf dem ehemaligen Belgien ruhende östr. Schuld wurde durch eine Übereinkunft vom 11. Oct. 1815 übernommen zu 34,466,679 Gldn. Bei einer solchen Schuldenlast mußten noch vor der Einverleibung Belgiens im ersten Jahre der fürstlichen Souverainetät (1814), wo der Handel kaum anfing sich wieder zu erheben, von einer Bevölkerung von 1,800,000 zum Theil sehr verarmter Menschen und einem Lande, dessen Fläche ⅝ an Wasser und ⅜ an Haiden, Dünen, Steppen und Morästen, mithin nur die Hälfte an Vortheil bringendem Lande enthält, 63 Mill. an Staatsabgaben aufgebracht werden. Nach der Einverleibung Belgiens nahm man die directen und indirecten Steuern zu 56,200,000 Gldn. an, so daß jeder Kopf im Königreiche der Niederlande 11 Gldn. 4 Stüber (6 Thlr. 6 Gr. Conventionsmünze) entrichtete, nach Andern kamen 1819 auf jeden Kopf 16 Gldn. (8 Thlr. 16 Gr.) jährl. Steuern. Nach dem Budget von 1818 betrug die Ausgabe des Königreichs 74 Mill. Gldn. Der Finanzetat von 1834 betrug für das kön. Haus 1,425,000, für das Staatssecretariat 571,903, für das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 1,121,387, für das der Justiz 1,144,500, für das des Innern, wozu jedoch der Etat für Unterricht, Künste und Wissenschaften gehörte, 2,926,000, für das reformirte Kirchenwesen 1,330,000, für das röm.-katholische 400,000, für die Marine 6,500,000, für das Finanzministerium, mit Einschluß der Pensionen und Nationalschuld, 26,374,017, und für das Kriegsministerium 12,100,000, und im J. 1835 nur 11,000,000 Gulden. Die Einnahmen

fließen aus directen Steuern (Grund-, Personal-, Mobiliar-, Thüren-, Fenster- und Patentsteuern und indirecten Abgaben auf Salz, Seife, Weine, aus- und inländ. destillirte Getränke, Bier, Essig, Torf, Steinkohlen, inländ. Getreide (Lastgeld), Wag- und Abmessungsgebühren; ferner Enregistrements-, Stempel- und Hypothekengebühren, Erbschaftssteuern und Abgaben von verarbeitetem Gold und Silber. Die Grundsteuer wird nach einem 1805 entworfenen Kataster gehoben, dessen Unrichtigkeiten die Ausarbeitung eines neuen höchst nothwendig gemacht haben. Die active Staatsschuld beträgt 786,556,236 Francs, und die aufgeschobene Staatsschuld 1,203,933,512 Fr.

Die Seemacht der Niederlande, welche 1652—72 aus 66—150 Kriegsschiffen bestand, war 1776 bis auf 25 Linienschiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgesunken; im Kriege gegen England von 1781 hob sie sich einigermaßen, sodaß sie 1792 wieder 66 Linienschiffe und Fregatten und 46 kleinere Kriegsfahrzeuge zählte. Doch durch Abdankung einer großen Anzahl der geschicktesten Seeoffiziere im J. 1795, durch die ungeheuern Verluste in der Saldanhabai und bei Kamperduin, und durch die Übergabe der Flotte an die Engländer im Sept. 1799 war sie fast gänzlich vernichtet. Unter der franz. Herrschaft lagen im Nieuwe Diep und vor Antwerpen ziemlich bedeutende Geschwader, wovon nach dem pariser Frieden vom 31. Mai 1814 das erstere ganz und das letztere zu einem Drittheile wieder an den niederländ. Staat gekommen ist, sodaß im Mai 1814 der Staat in Allem 30 Kriegsschiffe jeder Gattung besaß. Im J. 1834 bestand die Marine aus 76 Segeln, darunter 11 Linienschiffe, 39 Fregatten, 18 kleinere Kriegsschiffe, einige Dampfböte u. s. w.; dabei waren angestellt 4 Vice- und 6 Contreadmirale, 23 Capitaine u. s. w., und 6000—7000 Matrosen. Außer der Nationalmiliz (Schutters) von 25,500 M., welche aber durch ein Aufgebot des Königs jederzeit auf 80—100,000 M. gebracht werden kann, bestand im J. 1833 die Landmacht in vier Divisionen, aus 48 Bataillons Infanterie, 23 Escadrons Cavalerie und 9 Corps freiwilliger Jäger. Die Colonialtruppen in Ost- und Westindien sollen 10,000 M. betragen. Bei dem Kriegsstaat sind angestellt: Der Herzog von Wellington, der in den Niederlanden den Titel Fürst von Waterloo führt, als Feldmarschall, der Kronprinz als Feldmarschall des niederländ. Heeres und oberster Befehlshaber der Bürgergarden des Königreichs, der Prinz Friedrich als Admiral der Flotte und Generaloberst der Landmacht; der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, als Generallieutenant und seit 1831 Generalgouverneur des Großherzogthums Luxemburg. Die Truppen werden gut besoldet, besonders sind die Offizierbesoldungen sehr ansehnlich. In keinem andern Lande gibt es verhältnißmäßig so viele Festungen, Forts und Vertheidigungslinien. Das Königreich ist in der äußersten linken Flanke durch Luxemburg gedeckt; in zweiter Linie, wo gegenwärtig noch mehre Plätze theils neu, theils stärker befestigt werden, durch die seeländ. Ströme und die Festungen Bergen op Zoom, Breda, Grave und Herzogenbusch, in der dritten durch die Rhein- und Maasarme, sowie längs der Maas durch Mastricht und Venloo, und an der Ostseite Altholands durch eine vierfache, durch willkürliche Überströmungen zu verstärkende Linie, nämlich die Moräste von Drenthe, die Yssel, den Greb und die doppelte holländ. Wasserlinie.

Die auswärtigen Besitzungen der Niederlande in Asien, Afrika und Amerika betragen zusammen 4735 □M. mit 6,655,000 Einw. 1) In Asien sind es das Gouvernement Batavia auf der Insel Java, nebst der Vasalleninsel Madura; die in die drei Gouvernements: Amboina, Banda mit Billiton und Ternate getheilten Gewürzinseln, das Gouvernement Makassar auf Celebes; Palambang auf Sumatra und Timor, zusammen 4225 □M. mit 6,561,700 Einw., darunter 52,700 Weiße und 8800 Sklaven. 2) In Afrika 13 feste Plätze und Handelsniederlassungen auf der Goldküste von Guinea, darun-

ter St. Georg del Mina oder Elmina und Nassau, zusammen 131 □M. mit 15,000 Einw., wovon 14,700 Sklaven sind. 3) In Amerika die Colonie Surinam und die westind. Insel Curaçao nebst den kleinen Inseln Aruba, Ares und Bonaire, St.-Eustache und St.-Martin, zusammen 505 □M. mit 90,000 Einw., darunter 5800 Weiße und 77,200 Sklaven.

Das Königreich ist nach der „Grondwet" vom 24. Aug. 1815 eine eingeschränkte constitutionnelle Monarchie; die Krone ist erblich in dem Hause Oranien-Nassau, und zwar in des ersten Königs Wilhelm Friedrich männlicher Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt und durch Repräsentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenschaft geht sie auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, so bringt die älteste Tochter von der ältesten absteigenden männlichen Linie des letztern Königs die königl. Würde auf ihr Haus und wird, wenn sie früher verstorben ist, durch ihre Nachkommen repräsentirt. Ist aber keine männliche absteigende Linie des letztern Königs vorhanden, so erbt die älteste absteigende weibliche Linie, jedoch so, daß der männliche Zweig vor dem weiblichen und der älteste vor dem jüngern, und in jedem Zweige Männer vor Frauen und der ältere vor dem jüngern den Vorzug haben. Der König kann keine fremde Krone tragen. Er genoß bis 1830 ein jährliches Einkommen von 2,400,000 holländ. Gldn. aus der Staatskasse, gegenwärtig 1,425,000 Gldn. Seine Residenz ist im Haag; doch hat er auch andere Sommer- und Winterwohnungen, z. B. das Haus im Busch bei Haag und Lo bei Arnheim. Eine verwitwete Königin hat ein jährliches Einkommen von 150,000 Gldn. Der Kronprinz führt den Titel Prinz von Oranien und genießt von seinem vollendeten 18. Jahre an ein jährliches Einkommen von 100,000 Gldn., welches nach seiner Verheirathung verdoppelt wird. Die Volljährigkeit des Königs ist das vollendete 18. Jahr. Über die Vormundschaft eines minderjährigen Königs, insofern von seinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen sein sollte, sowie auch über die Regentschaft verfügen die Generalstaaten, und so lange, bis diese Verfügungen getroffen sind, übt der Staatsrath die höchste Gewalt aus. Die Generalstaaten bilden seit 1815, wo man zu dem alten, 1795 aufgehobenen System von unabhängigen Provinzen nicht zurückkehrte, eine allgemeine Repräsentation in zwei Kammern. Die Mitglieder der ersten, welche vom Könige auf Lebenszeit ernannt werden und wenigstens 40 Jahre alt sein müssen, dürfen an der Zahl nicht über 60 und nicht unter 40 stark sein; die zweite Kammer besteht aus 55 Mitgliedern, gewählt durch die Provinzialstaaten, welche aus den drei Ständen der Ritterschaft, Städte und Landleute zusammengesetzt sind. Aus ihr tritt jährlich ein Dritttheil heraus, die Austretenden können aber sogleich wieder gewählt werden. Zur Wahlfähigkeit wird außer dem Alter von mindestens 30 J. erfodert, daß der zu Wählende in der Provinz, welche ihn ernennt, ansässig und mit keinem Mitgliede der Versammlung näher als im dritten Grade verwandt sei. Die Staatsminister haben Sitz in beiden Kammern, entweder als Minister, in welchem Falle sie nur eine berathende Stimme haben, oder als Mitglieder. Der König sendet seine Vorschläge an die zweite Kammer, die sie zur Bestätigung an die erste sendet. Die Generalstaaten haben das Recht, dem Könige Vorschläge zu machen, in welchem Falle die Eröffnung des Antrages der zweiten Kammer zusteht. Sobald ein vorgeschlagenes Gesetz verworfen ist, wird dessen Entwurf nie bekannt gemacht, sondern eingezogen. Der König übt alle Acte der Souverainetät aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorgetragen sind, der aus den Prinzen von Geblüt und 19 Staatsräthen in ordentlichen Diensten besteht; in Hinsicht der außerordentlichen ist dem Könige freie Hand gelassen. Der König entscheidet und macht dem Staatsrathe seinen Beschluß kund. Er wählt und entläßt die Mitglieder des Staatsraths und die Minister. Die oberste Leitung der Colonien und außereurop. Besitzungen gehört

ihm ausschließlich zu. Er erklärt Krieg, schließt Frieden, bestätigt die Verträge; doch kann er ohne Zustimmung der Generalstaaten in Friedenszeiten keine integrirenden Theile des Reichs oder der Colonien veräußern oder vertauschen. Der König ernennt die Gesandten und Consuln und ruft sie zurück; er verfügt über die Flotten und Armeen, ernennt die Offiziere und gibt ihnen ihre Entlassung; doch muß er von Dem, was Krieg oder Frieden betrifft, die Generalstaaten in Kenntniß setzen. Er hat die oberste Leitung der Staatsfinanzen und das Recht, Münzen mit seinem Bildnisse schlagen zu lassen. Er kann adeln und Ritterorden stiften. Seine Unterthanen können ohne seine Erlaubniß von keinem fremden Fürsten Orden, Titel und Würden annehmen. Er hat das Begnadigungsrecht. Nur in seinem Namen wird Recht gesprochen. Jede Verhaftung der Polizei muß dem örtlichen Richter sogleich angezeigt, und der Verhaftete demselben in drei Tagen überliefert werden. Gütereinziehung kann in keinem Falle verhängt werden. In allen Criminalurtheilen muß das Verbrechen und der in Anwendung gebrachte Artikel des Gesetzes angeführt werden. Alle Civilurtheile müssen die Entscheidungsgründe enthalten. Jede Provinz hat einen Gerichtshof, Criminal- und Civilgerichte. Jedem wird vollkommene Freiheit gottesdienstlicher Begriffe und Meinungen zugesichert, und alle Religionsparteien genießen gleichen Schutz, gleiche bürgerliche und politische Vorrechte, und haben gleiche Ansprüche auf alle Würden, Ämter und Bedienungen. Alle Gottesdienstübungen sind erlaubt, insofern dadurch die öffentliche Ordnung oder Sicherheit nicht gestört wird. Den Lehrern aller Religionsparteien werden ihre bisherigen Einkünfte gesichert, und denen, welche kein hinreichendes Einkommen besitzen, kann solches aus der Landeskasse bewilligt und erhöht werden. Der König trägt Sorge, daß kein Unterthan in der freien Ausübung des Gottesdienstes, welche ihm die Grundverfassung sichert, gestört werde, zugleich aber auch, daß alle Religionsparteien sich innerhalb der Schranken des Gehorsams gegen die Staatsgesetze halten. Keine Abgaben können zum Behuf der Staatskasse erhoben werden, als kraft eines Gesetzes, und in Steuerangelegenheiten dürfen keine Privilegien ertheilt werden. Fremde Truppen werden nur nach gemeinschaftlicher Berathung des Königs und der Generalstaaten in Dienst genommen. Von der Nationalmiliz wird in Friedenszeiten der fünfte Theil entlassen. Sie kann auf keinen Fall nach den Colonien und nur mit Zustimmung der Generalstaaten über die Grenzen des Königreichs geschickt werden, es wäre denn in einer augenblicklich dringenden Gefahr, oder wenn bei Garnisonsveränderungen die kürzeste Marschroute über ein fremdes Gebiet geht. Alle Ausgaben für die Truppen des Reichs werden aus den Staatskassen bezahlt. Die Einquartierungen und der Unterhalt des Kriegsvolks, Transporte und Lieferungen, von welcher Natur sie auch sein mögen, für die Armeen oder Festungen des Königs können nicht einem oder mehren Einwohnern oder Gemeinden auferlegt werden. Geschieht solches in unvorhergesehenen Fällen, so soll das Königreich sie reglementmäßig schadlos halten. In Hinsicht des Wasserbauwesens ist genau bestimmt, was der Generaldirection desselben, den Provinzialdirectionen und den Provinzialständen dabei obliegt. Auch die Rechte des Torfstechens sind genauer als bisher geregelt. Die Einkünfte aus den Weg-, Brücken- und Schleusengeldern sollen ausschließlich zur Unterhaltung und Verbesserung der Wege, Brücken, Kanäle und schiffbaren Flüsse verwendet werden. Es steht einem Jeden frei, seine Gedanken und Meinungen durch den Druck, als ein zweckmäßiges Mittel zur Verbreitung von Kenntnissen und zur Beförderung der Aufklärung, bekannt zu machen; jedoch bleibt Jeder wegen Dessen, was er schreibt, druckt, herausgibt oder verbreitet, der Staatsgesellschaft oder den besondern Personen, insofern deren Rechte dadurch gekränkt sein möchten, stets verantwortlich. Über Veränderungen und Zusätze der Constitution darf die zweite Kammer nicht anders berathschlagen, als wenn zwei Drittel der Mitglieder gegenwärtig sind, und nur mit einer Mehrheit von drei

Viertheilen der Anwesenden darf sie über diese Gegenstände Beschlüsse fassen. Während einer Regentschaft dürfen in der Verfassungsurkunde oder in dem Erbfolgerechte keine Veränderungen gemacht werden. Diejenigen Veränderungen oder Zusätze, welche durch den König und die Generalstaaten in der Constitution beschlossen werden, sind feierlich bekannt zu machen und dem allgemeinen Grundgesetze beizufügen. Der Titel des Monarchen lautet: König der Niederlande, Prinz von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg. Das Wappen des Königreichs besteht in einem aufrechtstehenden goldenen Löwen im rothen Felde, der mit einer königl. Krone geziert ist, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert und in der linken ein Bund Pfeile hält. Die Devise des Königs und seiner männlichen Nachkommen ist: „Je maintiendrai". Durch die Verordnung vom 30. Apr. 1815 erneuerte der König zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste bei der Land- und Seemacht den militairischen Wilhelmsorden, der aus vier Classen besteht, und dessen Großmeister der König ist. Die Decoration besteht aus einem weißen emaillirten Kreuze mit acht goldenen Punkten; an den Armen des Kreuzes stehen die Worte: „Für Muth, Auszeichnung und Treue"; in der Mitte ist ein W in einem Lorberkranz unter einer goldenen Königskrone; das Band ist orange mit zwei schmalen, dunkelblauen Streifen. Diejenigen Militairs zu Wasser und zu Lande, die keinen Offizierrang haben, bekommen, wenn sie zu Rittern der vierten Classe ernannt sind, ein erhöhtes Einkommen, welches der Hälfte ihres Soldes gleich ist. Für die zu Rittern der dritten Classe Ernannten wird der Sold verdoppelt. Zur Bezahlung der Kosten des Ordens wird jährlich eine Summe unter den Staatsbedürfnissen in Rechnung gebracht. Einen Orden des Civilverdienstes unter dem Namen Löwenorden mit drei Classen errichtete der König im Sept. 1815.

Dem Könige, der die ganze ausübende Gewalt hat und von dem die Leitung aller Staatsgeschäfte abhängt, steht ein Staatsministerium zur Seite, das aus dem ersten Präsidenten des ersten Gerichtshofs oder des hohen Raths der Niederlande als Justizminister, dem Vicepräsidenten des Staatsraths (der König wird verfassungsmäßig als Präsident desselben angesehen) und den Ministern besteht. Hierzu kommt ein Generalcommissair des Kriegsdepartements, der Staatssecretair (Algemeene Secretaris van Staat) und vier Generaldirectoren für den Handel, für die indirecten Steuern, für Convoyen und Licenzen und für den Cultus. Diese Staatsbeamten bilden zugleich das geheime Cabinet des Monarchen. Die kirchlichen Angelegenheiten der Reformirten werden geleitet durch Kirchenräthe, deren Repräsentanten sogenannte Classen bilden, wovon eine gewisse Anzahl die Synode jeder Provinz ausmacht. Die franz., wallon., engl. und schot. Reformirten haben ihre besondern Einrichtungen. Von den Juden genießen die sogenannten hochdeutschen Juden bürgerliche Rechte. Unter den Bildungsanstalten bemerken wir die drei Universitäten zu Leyden, Gröningen und Utrecht. (S. Niederländische Sprache und Literatur und Niederländische Schule.) Vgl. Hooft's „Nederlandsche Historien", herausgegeben von Siegenbeck, Simons und van Capellen (8 Bde., Amst. 1820—24); Schiller's „Geschichte des Abfalls der Niederlande", franz. von Chateaugiron (2 Bde., Par. 1827); van der Wynckt's „Histoire des troubles des Paysbas" (2 Aufl.), als das beste Werk über den Zeitraum der franz. Revolution; Friedr. Bar. v. Reiffenberg, „Résumé de l'hist. des Pays-bas" (2 Bde., Brüss. 1827); ferner J. J. de Cloet, „Géographie historique, physique et statistique du royaume des Pays-bas et de ses colonies" (2 Bde., Brüss. 1822); M. A. Quetelet's „Recherches sur la population, les prisons, les dépôts de mendicité dans le royaume des Pays-bas", mit Anmerkungen von Keverberg (Brüss. 1823); das „Itinéraire du royaume des Pays-bas" (2 Bde., Amst. 1827); das „Handelsgesetzbuch für das Königreich der Niederlande", deutsch von H. C. Schuh-

macher (Altona 1827) und „Jaarboekje voor het Koningrijk der Nederlanden over 1835".

Niederländische Kunst. Unter den Künsten fand bei den Niederländern die meiste Pflege die Malerei. (S. Niederländische Schule.) Doch sind auch ihre Bestrebungen in Hinsicht auf andere Zweige der Kunst nicht zu verkennen, wenngleich sie darin keineswegs so Ausgezeichnetes geleistet. Die Baukunst hat aus frühern Zeiten nichts aufzuweisen als einige Kirchen in der, damals allgemeinen, neugoth. oder deutschen Bauart. Von diesen Gebäuden, unter welchen in den verschiedenen Provinzen und Städten die größte Ähnlichkeit besteht, sind auszuzeichnen die Kathedralen in Antwerpen, Herzogenbusch, Harlem, Gent, Gröningen; auch, als Muster des damaligen Thurmbaues, der sogenannte Dom zu Utrecht, sowie einige andere öffentliche Gebäude, wie zu Ypern und anderwärts. Im 17. Jahrh. glänzten als holländ. Baumeister der auch als Bildhauer ausgezeichnete de Keyzer, und vorzüglich van Kampen, Letzterer als Erbauer des Stadthauses (jetzt kön. Palastes) zu Amsterdam, welchem der Moritzpalast im Haag an die Seite zu stellen ist. Seitdem aber schuf die Baukunst in Holland, mit Ausnahme weniger den früheren nicht vergleichbaren Kirchen und öffentlichen Gebäude, kein bedeutendes Werk, worauf allerdings die Natur des Bodens und der gänzliche Mangel einheimischer Baustoffe, vielleicht auch nicht minder der in der republikanischen Verfassung begründete Geist der Gleichheit, eingewirkt haben. Bequemlichkeit und Reinlichkeit wurden immer mehr das eigenthümliche Gepräge holländ. Baukunst; nirgend Großartigkeit, nirgend auch nur Zierlichkeit, als insofern diese mit häuslicher Annehmlichkeit nothwendig verbunden war. Am meisten zeichneten sich noch die Landhäuser als schöne Bauwerke aus, was sich durch die Vorliebe der Holländer für das Landleben erklären läßt. Aus letzterem Grunde hat auch die in England geschaffene neuere Gartenkunst, trotz aller natürlichen Hindernisse, hier fast eine allgemeinere Verbreitung gefunden als selbst in ihrer ursprünglichen Heimat. In neuern Zeiten hat die Wiedererhebung Hollands und die Bildung des Königreichs der Niederlande, wie den Künsten überhaupt, so auch der Baukunst einen neuen Aufschwung gegeben, indem der Schutz der Regierung, begünstigt von dem Monarchen und dessen kunstliebender Gemahlin, ein mächtiges Förderungsmittel wurde. Der früher schon in den nördlichen Provinzen so treffliche Kanalbau erhielt jetzt noch wesentliche Verbesserungen; die Heerstraßen, deren Vervollkommnung die Beschaffenheit des niedrigen, fast überall schwankenden, von Flüssen und Kanälen durchschnittenen Bodens große Hindernisse entgegengesetzt hatte, wurden nach dem Muster der belgischen in prächtige Kunststraßen umgewandelt, so viel die Örtlichkeit es erlaubte; und so verbreitete sich, da auch die südl. Provinzen die Vortheile der Centralisation theilten, über das ganze Land bald ein Netz von Land- und Wasserwegen, wie es wol nie der Gewerbsamkeit und dem Handel in irgend einem Lande sich darbot. Nächst der Wasserbaukunst blieb auch die bürgerliche Baukunst im Fortschreiten nicht zurück. Belgien sowol wie Holland verschönerten immer mehr die Städte und ihre Umgebungen; denn wenn man auch in Nordniederland nicht jene großartigen Anlagen findet, die in Brüssel, Lüttich und andern belg. Städten neue Stadttheile geschaffen und das frühere Ansehen derselben gänzlich umgewandelt haben, so wird das Auge doch auch hier durch Verschönerung der Straßen wie der einzelnen Gebäude erfreut. Namentlich hat sich in dieser Hinsicht Leeuwarden, die reiche und blühende Hauptstadt Frieslands, ausgezeichnet. Auch verdienen die öffentlichen Spaziergänge einiger Städte, wie die von Arnheim, Harlem, neuerdings auch von Utrecht, der Erwähnung; ganz vorzüglich aber die neuen Schöpfungen in dem prächtigen Walde von Haag, welche die Promenaden mit den Dünen und dem Meere verbinden und den schönsten öffentlichen Garten bilden, den irgend eine Hauptstadt besitzt. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß die Bau-

kunst im höhern Sinne keineswegs einen völlig befriedigenden Anblick gewährt. Große und prächtige Paläste und öffentliche Gebäude erheben sich zwar überall; aber abgesehen von Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, die mehr als je beachtet werden, läßt sich mit Grund bezweifeln, ob der Styl dieser Gebäude rein sei, ob die Schönheit der äußern Architektur mit den Überresten des classischen Alterthums, oder auch nur der nächstvorhergegangenen Jahrhunderte verglichen werden könne. Auszuzeichnen sind indeß die Paläste des Prinzen von Oranien zu Soestdijk und zu Tervueren, das Universitätsgebäude zu Gent, sowie die Schauspielhäuser zu Brüssel und Lüttich.

Die Bildhauerkunst, von welcher der eigenthümliche Geist der niederländ. Malerschule deren Jünger entfernt hielt, nennt aus frühern Zeiten nur Willem van Tettrode und den schon erwähnten de Keyzer, den Letztern als Bildner des Mausoleums Wilhelm I. in Delft. Van der Bogaard ging, sein Vaterland verlassend, nach Paris, wo er den Namen Desjardins annahm und an dem Hofe Ludwig XIV. großen Ruhm einerntete. Ähnliches gilt von Poussin's vertrautem Freunde Fr. Duquesnoy aus Brüssel, dessen Meisterwerke Italien aufbewahrt. Nach ihnen, denen noch der Holländer Xavery und Quellin aus Brüssel beizufügen sind, entbehrte die Sculptur einen langen Zeitraum hindurch der Hand eines Meisters, bis sie erst in neuern Zeiten, besonders in Belgien, sich wieder emporhob. Unter den daselbst sich auszeichnenden Künstlern haben Parmentier, Calloigne, Godecharles, van Geel, unter den Holländern Gabriel zu Amsterdam rühmenswerthe Kunstwerke geliefert. Sie alle sind indeß, zum Theil in der Blüte ihres Alters, verstorben, sodaß gegenwärtig nur noch Royer im Haag und Kessels aus Mastricht (jetzt Professor in München) mit Auszeichnung zu nennen sind.

Die Kupferstechkunst, in welcher ehemals so viele Maler der holländ. Schule den Ruhm ihres Namens vergrößerten, begann, nachdem sie von der Malerei abgesondert auftrat, wieder zu sinken. Doch haben sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Jak. Houbraken (s. d.), zu Ende dieses Jahrh. Reinier Vinkeles darin berühmt gemacht. Beide lebten zu Amsterdam, welches gegenwärtig an W. van Senus und P. Velijn zwei nicht minder achtungswürdige Künstler besitzt. Auch der junge de Mare, der den ersten Preis der Akademie daselbst gewann, erweckt vielversprechende Hoffnungen.

Die Kunst, Medaillen zu graviren, die einst im classischen Alterthum sowie im 15. Jahrh. in Italien blühte, verdient hier einer besondern Erwähnung, da sie nirgend so cultivirt worden ist wie in den Niederlanden. Schon Janus Secundus, welchen Karl V. durch seine Freundschaft ehrte, und der Italien und Spanien bereiste, brachte es zu einer seltenen Fertigkeit darin. Eine hohe Vollkommenheit erreichte dieselbe aber besonders zur Zeit des Kampfes zwischen Spanien und den Niederlanden, wo eine außerordentliche Menge historischer Denkmünzen größtentheils auf Befehl der General- und Provinzialstaaten geprägt wurden, um den patriotischen Eifer aufzumuntern und zu beleben. Nachmals fand diese Kunst eine neue Stütze in der großen Vorliebe der Holländer an Münzcabineten. Als ausgezeichnete Medailleurs des 17. Jahrh. werden van der Abeele, Pool, Boskam, Smeltzing, sowie der der katholischen Partei angehörende Jean Varin aus Lüttich, welcher unter Ludwig XIII. in Frankreich die günstigste Aufnahme fand; aus dem 18. Jahrh. Schepp, Holtzhey, van Calcar, Dishoeck, van Berckel, Lageman genannt. Gegen das Ende des 18. Jahrh. verlor sich mit dem holländ. Reichthum auch die Pflege jener Kunst bei den Niederländern. Neuerlich ist sie jedoch durch die Aufmunterung der Regierung wieder geweckt worden, und es sind als Künstler dieses Faches die beiden van der Keller, Braemt, J. F. Schomberg und besonders van der Chijs in Leyden zu erwähnen. Letzterer ist auch als thätiger Schriftsteller über diesen Zweig der Kunst aufgetreten und hat unter Anderm seit 1833 eine „Tydschrift voor algemeene Munt- en Penningkunde" herausgegeben.

Die Muſik, welche im 15. Jahrh. in den Niederlanden ſogar eine eigne, die flamländiſche Schule, bildete, von der die neuere Kirchenmuſik ausging, verſank nachmals in Belgien wie in Holland faſt in völlige Lethargie; doch wird ſie jetzt wieder nicht ohne Erfolg gepflegt, wenn auch noch keiner unter den Componiſten zu claſſiſcher Vollendung gelangt iſt. Wilms fand durch ſeine Compoſitionen holländ. Volkslieder verdienten Beifall; Bertelman iſt ein gründlicher Contrapunktiſt und bewährte durch ſein Requiem ſeine Tüchtigkeit; van Bre hat in verſchiedenen Compoſitionen, unlängſt in van Lennep's Oper „Sappho", und ten Cate in der holländ. Oper „Seid und Palmira" viel Talent gezeigt. Die Kunſt des Geſanges wird fleißig ausgebildet, vorzüglich der Chorgeſang. Zu Amſterdam, Rotterdam, Utrecht und im Haag beſtehen Sängervereine; im Haag und in Amſterdam kön. Muſikſchulen; in Rotterdam, Delft, Utrecht u. ſ. w. Singſchulen, welche für die muſikaliſche Bildung bereits wohlthätig gewirkt haben.

An der dramatiſchen Kunſt hat von ihren früheſten Anfängen an die niederländ. Nation ein lebhaftes Intereſſe genommen. Das erſte große Theater wurde zu Amſterdam errichtet und am 3. Jan. 1638 mit Vondel's „Gijsbrecht van Amstel" eröffnet; indeß Rotterdam (1773) und viele andere Städte dieſem Beiſpiele erſt gegen das Ende des 18. Jahrh. nachfolgten. In Belgien, wohin Ludwig XIV. auf ſeinem Feldzuge ſich von dramatiſchen Künſtlern begleiten ließ, ward durch dieſe Bekanntſchaft mit den dramatiſchen Leiſtungen der Franzoſen ein beſſerer Kunſtgeſchmack verbreitet, und bald darauf in Brüſſel das erſte Theater errichtet. Doch hat man daſelbſt nur die Productionen der franz. Bühne zur Aufführung gebracht und nie ein Nationalſchauſpiel gehabt. Als berühmte Schauſpieler der holländ. Bühne werden aus früherer Zeit Adam Karelsz. Zjermese, Jan Punt und Iſaak Duim genannt. Als ausgezeichnetes Genie zeigte ſich ſpäter der Komiker Corver, der durch ſein Beiſpiel einen großen Einfluß auf die dramatiſche Kunſt ausgeübt hat. Unter ſeinen Schülern zeichneten ſich, jedoch im tragiſchen Rollenfache, Ward Bingley, Andr. Snoeck und vor allen Madame Wattier, geb. 1764 in Rotterdam, aus, welche Letztere auf dem Theater zu Amſterdam bis 1815 als eine der größten Schauſpielerinnen der neuern Zeit geglänzt hat. In Betreff der Oper mußte ſich die holländ. Bühne meiſt auf Überſetzungen beſchränken, da die Zahl holländ. Originalopern ſehr gering iſt. Der Volksgeſchmack neigt ſich der deutſchen Muſik zu, und zwar entſchieden in Städten, wo es keine franz. Theater gibt, beſonders in Rotterdam; doch huldigt man auch Roſſini und Auber. In den ſüdl. Niederlanden iſt der Geſchmack durchaus franzöſiſch, und die Tonkünſtler in Belgien, meiſt Franzoſen, folgen nur den Muſtern ihrer Heimat.

Niederländiſche Schule nennt man die Geſammtheit der Maler, welche ſeit dem 14. und 15. Jahrh. in den Niederlanden ihre Kunſt auf eigenthümliche Weiſe auszubilden befliſſen waren. Sie theilt ſich in die holländiſche und die flandriſche oder flamändiſche Schule. Die flamändiſche wurde gegründet durch Joh. van Eyck (ſ. d.), geb. 1370, geſt. 1441, und unterſcheidet ſich durch glänzende Farbengebung, charakteriſtiſche Zeichnung, durch Größe der Compoſition, durch einen eigenthümlichen Adel der Geſtalten und einen ſtarken, aber natürlichen Ausdruck. Ihr gehören an Hugo van der Goes, Hans Memling, gegen Ende des 15. Jahrh., Quintin Meſſis, geb. 1450, geſt. 1529, Mich. Coxis, geb. 1497, geſt. 1592, und Mabuſe, geb. 1499, geſt. 1562. In ſpäterer Zeit waren die vorzüglichſten Meiſter derſelben J. v. Calcar, Franz Vriendt genannt Floris, geb. 1520, geſt. 1570, den man den flandriſchen Rafael nannte; Mart. de Vos, geb. 1520, der Geſchicht- und Jagdenmaler Joh. Stradanus oder van Straet, geb. 1536, geſt. 1605, Spranger, geb. 1546, Peter und Franz Porbus, Heinrich Steenwyk, Dionyſius Calvaert, geb. 1555, geſt. 1609, van Dort, Pet. Breughel, geb. 1510, geſt. 1570, der ſogenannte Bauern-Breughel, ſein Sohn Peter der Höllen-Breughel und Johann der Sammet-Breughel,

Roland Savery aus Courtray. Pet. Paul Rubens (ſ. d.), geb. 1577, geſt. 1643, der kühnſte, umfaſſendſte Maler neuerer Zeit, iſt der zweite Begründer des Ruhms dieſer Schule, ein Mann von unerſchöpflichem Fleiß, von rieſenhafter Phantaſie und Darſtellungskraft, dem man gegen 4000 Gemälde zuſchreibt, von denen jedoch die meiſten von ſeinen Schülern gemalt und von ihm nur retouchirt wurden. Mit Rubens hob ſich die flamändiſche Malerei auf ihren Gipfel. Mehre ausgezeichnete Künſtler folgen: Franz Snyders, geb. 1579, deſſen Jagdſtücke alle andern an Wahrheit und Kühnheit übertreffen; Jodocus Momper, geb. 1580, Paul und Matthäus Bril, deren Bergthäler dem Auge angenehme Fernen zuführen; Peter Neefs, der berühmte Kirchenmaler; Dav. Teniers, Vater und Sohn, die in Darſtellung von Bauerngeſellſchaften, Dorffeſten, Wachtſtuben u. ſ. w. kaum ihres Gleichen haben; Kasp. de Crayer, geb. 1582, der ſich in ſeinen hiſtoriſchen Gemälden an Ausdruck und Colorit dem Rubens nähert; Gerhard Segers, als Hiſtorienmaler ebenſo groß, wie ſein Bruder Daniel als Blumen- und Inſektenmaler. Unter der großen Zahl der Schüler des Rubens zeichnen ſich aus: J. Jordaens, A. v. Dyk, A. Diepenbuk, T. v. Tulden, E. Quellinus, A. Janſſen, T. Rombouts und K. Schut. Der ämſige Lukas van Uden, J. Breughel und J. Wildens verfertigten zuweilen die Landſchaften zu Rubens' Malereien. Ant. van Dyk, geb. 1599, geſt. 1641, erwarb ſich nächſt Tizian und Holbein den Namen des Königs der Portraitmaler und übertraf Rubens durch Reinheit und Schönheit der Formen. Adrian Brouwer erwarb ſich Ruhm durch ſeine edlen Darſtellungen aus dem gemeinen Leben; Joh. van der Meer durch ſeine Hirtenſtücke; Ant. Franz van der Meulen, der aber mehr in Frankreich, als Hofmaler Ludwig XIV., malte, durch ſeine Schlachten, und Franz Millet, genannt Francisque, durch ſeine Landſchaften. Außerdem haben ſich in dieſer Schule ausgezeichnet: Joh. Bol, Wenceslaus Koeberger, Heinr. van Balen, Wilh. Nieuwland, Jak. Fouquières, Phil. von Champagne, Jak. von Artois, Bonewent Peters, Dav. Rickaert, Gonzalez Coques, Pet. Boel, Abrah. Genoels, Richard van Orley und Joh. Franz van Bloemen. Unter den neuern belg. Künſtlern zeichnen ſich aus: Lens, van Bree, Ommeganck, Paelinck, Navez, Odevaere, Wappers, Vervloet, Maes, Beukelaer, Verboekhoven, Verhulſt, die zum Theil zu David's Schule gehören, zum Theil Nachfolger von P. P. Rubens ſind. Die holländiſche Schule zeichnet ſich aus durch treue Abbildung der Naturgegenſtände, durch große Vollendung und gutes Helldunkel, allein man tadelt an ihr die öftere Wahl unedler Gegenſtände. Ihr Stifter iſt Lukas von Leyden, geb. 1494, geſt. 1533. Ihre vorzüglichſten Künſtler ſind: Engelbrecht Octav. van Veen (Vaenius) aus Leyden, geb. 1556, geſt. 1634, der Lehrer des Rubens; Abrah. Bloemart von Gorkum, geſt. 1647; Cornelis Corneliſſen v. Harlem; Martin v. Veen, genannt Heemskerk, und Andere, die in ihren Werken mit den Meiſtern der flandr. Schule jener Zeit übereinſtimmen; ferner Corn. Poelenburg aus Utrecht, geb. 1586, geſt. 1663, der beſonders glücklich in kleinen Landſchaften mit Figuren war, und deſſen würdige Schüler: Dan. Vertangen und Joh. van Haensbergen, Joh. Wynants aus Harlem, geb. 1600, und J. Pynaker, als Landſchaftsmaler, und Joh. Dan. de Heem aus Utrecht, geb. 1604, geſt. 1674, durch ſeine täuſchenden Nachahmungen von Blumen, Früchten, Teppichen, Gefäßen u. ſ. w. Berühmter als ſie alle wurde Rembrand (ſ. d.), der mächtige Nachahmer der Naturerſcheinungen, welcher durch die Magie ſeines Helldunkels alle andere Fehler ſeiner Gemälde verdeckte; Hermann Sachtleven, den ſeine Landſchaften als einen Liebling der Natur zeigen. In Geſellſchaftsſtücken zeichnen ſich aus: Gerhard Terburg aus Zwoll, geb. 1608, geſt. 1681, in Landſchaften Joh. Both aus Utrecht, geb. 1610, geſt. 1650, Hermann Swanevelt aus Woerden, geb. 1620, geſt.

1690, der mit Claude Lorrain und G. Pouſſin in Italien lebte und der größte holländ. Landſchaftsmaler im höhern Styl war. Joh. Aſſelyn, genannt Crabetje, geb. 1610, geſt. 1680, malte Schlachten, Landſchaften und Hirtenſtücke mit glühendem Colorit und weichem Auftrag. Schwerlich aber kann man bei richtiger Zeichnung ſchöner färben und genauer beleuchten als Gerh. Dow, geb. 1613, geſt. 1680. Pet. van Laer ward der Urheber der Bambocciaden; Joh. Fyt, geb. zu Antwerpen 1625, malte gute Thierſtücke, Vögel und Früchte; Gabriel Metzu, in Terburg's Manier arbeitend, übertraf dieſen noch im markigen Pinſelſtrich, und die Landſchaften Breemberg's ſind voll Leben und Friſchheit. Phil. Wouverman, geb. 1620, geſt. 1668, der berühmteſte Pferdemaler, lieferte Schlacht- und Jagdſtücke, Pferdemärkte, Reiſende und Räuber; Ant. Waterloo Landſchaften, welche Joh. Weenix mit Figuren und Thieren ſtaffirte, doch iſt er berühmter durch ſeine unvergleichlichen radirten Blätter. Berghem erwarb ſich den Namen des Theokrit's der Maler, und Paul Potter den des größten Thiermalers. A. v. Oſtade und ſeine Schüler C. Duſart und C. Bega waren im Helldunkel und treuer Abſpiegelung der Natur ausgezeichnet; nur J. Steen übertraf ſie, weil er poetiſch war, und ſeine humoriſtiſchen Bilder weiſen ihm den Rang eines Seelenmalers an. Während Ludolf Backhuyſen ſo ſchön als ſchrecklich ſeine Seeſtürme malte und Wilh. van der Velde ſeine ſpiegelhellen ruhigen Marinen, zeichnete ſich Franz Mieris durch eine äußerſt feine und richtige Behandlung vieler Gegenſtände des häuslichen Lebens aus, und kaum war Joh. Peter Slingeland genauer. Gottfried Schalken von Dordrecht iſt bis jetzt in Beleuchtung nächtlicher Scenen unübertroffen. Treffliche Marktplätze, Thiere und Landſchaften malte Karl du Jardin; Adrian van der Velde Landſchaften und Thiere mit faſt unerreichbarer Vollkommenheit. In Darſtellungen einſam ſchöner Natur zeichneten ſich Jak. Ruisdael, der Frieſe M. Hobbema, N. Verboom und R. de Vries aus; in ſtillen, lieblichen Mondſcheingemälden A. van der Neer. Zarter hat kein anderer Maler ſeine kleinen Geſchichten bis auf unbedeutende Nebenſtücke ausgearbeitet als Adrian van der Werf. Der Blumenmaler Pet. van Hulſt aus Dordrecht wurde übertroffen von dem, welchen in dieſer Gattung kaum ein Anderer erreicht hat, von Jak. van Huyſum. Dieſen ſind noch beizuzählen: P. Morelſe, G. Honthorſt, Joh. van Raveſtein, Joh. van Goyen, Barthol. van der Helſt, Otto Marcellis, Ald. van Everdingen, Heinr. Rokes, Gerbrandt van den Eekhout, F. Bol, Livens und v. Vliet, Theod. Helmbreker, P. de Hooghe, A. Kuyp, Heinr. Verſchuring, Adrian van der Kabel, Melchior Hondekoeter, Joh. van der Heyden, E. van der Neer, Joh. Glauber, Joh. van Huchtenburg, Joh. Verkolie, Karl de Moor, Rachel Ruiſch, Friedr. und Iſaak Moucheron, Gerh. Laireſſe, Joh. de Wit und Corn. Trooſt, genannt der holländ. Hogarth. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter den neuern holländ. Künſtlern die Maler Gebrüder van Os, Kruſeman, Pienemann, Hodges, Wonder, Schotel, Teerlink in Rom, Verſteeg, Schelfhout, J. Kobell, J. Trooſtwyk, van den Sande Bakhuizen, van Hove, Koekoek. Günſtigen Einfluß hatten die Malerakademien zu Antwerpen und Amſterdam, ſowie die Kunſtausſtellungen in Amſterdam, Gent, Haag, Antwerpen, Brüſſel u. ſ. w. Über die frühere niederländ. Schule ſchrieb Karl van Mander, über die ſpätere und neuere Houbraken, van Gool, van Einden und van der Willigen. Kataloge ihrer Werke gaben der Engländer Smith und früher G. Hoet.

Niederländiſche Sprache und Literatur. Die Sprache der Niederlande iſt ein Zweig des alten german. (cimbro-teutoniſchen) Sprachſtammes. Sie war ſeit dem 6. Jahrh., zwar nicht in ihrer heutigen Ausbildung, aber doch ziemlich ſo, wie ſie von den niedern Volksclaſſen noch jetzt in manchen niederländ. Provinzen geſprochen wird, die allgemeine Sprache der meiſten deutſchen Völkerſchaften, welche dieſe und die angrenzenden Länder bewohnten. Dieſe ſprachliche Uebereinſtimmung bezeugen die aus den älteſten Zeiten herſtammenden Denkmäler,

wie der Siegesgeſang vom J. 881, der in der Abtei St.-Amand an den Grenzen von Flandern und Hennegau aufgefunden wurde; eine Überſetzung der Pſalmen von Notker, Abt von St.-Gallen in der Schweiz, aus dem 11. Jahrh.; die Grabſchrift des Marſchalls Werner von Hüneburg, vom J. 1168, in Strasburg, und des Grafen Floris V. von Holland, von 1296, in Alkmaar; ja ſie läßt ſich noch aus den Reimchroniken der drei ziemlich gleichzeitigen Schriftſteller, des Flamländers Maerlant, des Holländers Melis Stoke und des Brabanters Jan van Helu beweiſen, indem ſich dieſe im Allgemeinen nur auf ſehr unerhebliche Weiſe voneinander unterſcheiden. Erſt gegen das Ende des 13. Jahrh. begannen ſich auch in den Niederlanden mehre Sprachformen und Dialekte zu bilden, je nachdem vorzüglich äußere politiſche Verhältniſſe darauf einwirkten. Der öſtl. Theil der Niederlande, in häufigem Verkehr mit Niederdeutſchland, veränderte und vermiſchte ſeine Sprache vielfach mit demſelben. Ein beſonderer Zweig des alten germ. Sprachſtammes, der angelſächſ., war ſchon in ältern Zeiten in die nördlichſte aller niederländ. Provinzen, in Friesland, vorgedrungen, und von ihm ſtammt das Bauernfrieſiſche. Von einer andern Seite drängten ſich die Elemente der franz. Sprache in die Niederlande ein, vorzüglich als das Haus Burgund ſeine Herrſchaft über einen großen Theil der niederländ. Provinzen ausbreitete und das Franzöſiſche als Sprache des dortigen Hofes und der höhern Geſellſchaft, ja häufig ſelbſt der Gerichte, immer weitere Ausdehnung erhielt. So ſehen wir denn gegenwärtig die franz. Sprache über einen großen Theil der Niederlande, namentlich über das nun davon geſchiedene Belgien, verbreitet, ſowie es auch, als Abart des Franzöſiſchen, eine von der niederdeutſchen ganz abweichende Mundart, nämlich die walloniſche, gibt. Letztere bildet ſüdwärts von Brüſſel, in dem deshalb ſogenannten Walloniſchen oder Wälſchbrabant, in Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg noch immer die Volksſprache. In ganz Flandern dagegen, in Nordbrabant und einem Theile von Südbrabant iſt das Flämiſche die Volksſprache. Die Grenzſcheidung iſt in der Stadt Brüſſel ſelbſt, wo in der niedern Stadt flämiſch, in der obern walloniſch geſprochen wird. Bemerkenswerth iſt es übrigens, daß ſelbſt in demjenigen Theile Flanderns, der ſchon lange unter franz. Herrſchaft ſtand, das Flämiſche bis nach Dünkirchen hin immer die Volksſprache blieb, während in Brabant, Hennegau, und beſonders in Lüttich, ungeachtet der Verbindung mit Deutſchland, walloniſch geſprochen wird. Die in den Niederlanden gangbaren Zweige der niederdeutſchen Sprache kann man im Ganzen in fünf weſentlich verſchiedene Mundarten abtheilen; nämlich 1) das eigentliche Holländiſche, welches ſchon gegen das Ende des 15. Jahrh. zur Bücherſprache der nördl. Provinzen erhoben war; 2) das Bauernfrieſiſche, eine Mundart, deren Gebrauch jedoch immer mehr und mehr abnimmt; 3) die gelderſche oder ſogenannte niederrheiniſche; 4) die gröningiſche, wozu auch die overyſſelſche gehört, und 5) die flämiſche Mundart, welche letztere, noch immer auf einer ſehr niedern Stufe der Ausbildung begriffen, in den ſüdl. Provinzen zum Theil als Schriftſprache gedient hat, in neuern Zeiten aber immer mehr von dem Franzöſiſchen verdrängt worden iſt. Jene Sprachvertheilung in Belgien betrifft jedoch hauptſächlich nur das platte Land und die kleinern Städte; in den größern Städten hat die beinahe 20jährige Herrſchaft der Franzoſen die ſchon früher eingebürgerte franz. Sprache nur noch ſtärker und bleibender befeſtigt.

Was die holländ. oder eigentliche Nationalſprache der Niederländer betrifft, ſo hat ſie ſich erſt im Verlauf langer Jahrhunderte zu dem Standpunkte, auf welchem ſie jetzt ſteht, herangebildet. Am feindlichſten haben ſich ihrem Fortſchreiten, wie dem der Literatur überhaupt, die faſt ununterbrochenen Kämpfe in den Niederlanden entgegengeſtellt. Doch hat ihr ſchnelleres Aufblühen auch der überwiegende Einfluß der lat. Sprache verhindert. Wir dürfen nur an Erasmus und

Hugo Grotius erinnern, welche sich, mit völliger Vernachlässigung ihrer Muttersprache, nur jenes fremden Idioms zur Mittheilung und Verbreitung ihrer Ansichten und Kenntnisse bedienten. Bei solchen Verhältnissen ist es in der That noch zu bewundern, daß die holländ. Sprache schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. auf einen glänzenden Gipfel sich erhob. Um diese Zeit nämlich erwarb sich, nachdem der berühmte Buchdrucker Christoph Plautin schon um 1573 seinen „Thesaurus teutonicae linguae", der nachmals von Plautin's Factor, Cornelis Kilian, verbessert wurde, und der gelehrte Mathematiker Sim. Stevin einen faßlichen „Etymologischen Tractat" herausgegeben hatten, die Kammer der Rhetoriker zu Amsterdam unsterbliche Verdienste um die Läuterung und Ausbildung der Nationalsprache und bot zum Glück dieser den nöthigen Einigungspunkt dar. Sie publicirte um 1584 eine Grammatik, und aus ihr gingen die Sprachverbesserer Coornhert, Marnix, Spiegel, Vischer und später der berühmte Hooft hervor. Letztern kann man mit Recht den Schöpfer der holländ. Sprache nennen, da er und seine Anhänger, besonders Brandt, ihr zuerst einen festen und selbständigen Charakter aufdrücken. Doch erhielt sie sich nicht lange auf dieser Höhe, und der Glanz, welchen ihr Hooft verliehen, schien wieder verlöschen zu wollen. Der sich immer mehr erweiternde Verkehr der Holländer mit fremden Nationen, die vielen herzuströmenden, um politischer und religiöser Verhältnisse willen vertriebenen Flüchtlinge, welche in Holland mit Gastfreundschaft empfangen wurden, der politische Einfluß, den das benachbarte Frankreich, später, nachdem der Statthalter Wilhelm den Thron von Großbritannien bestiegen, auch England auf die Niederlande ausübte, wirkten sehr nachtheilig auf die Reinheit der Sprache ein, und die tägliche Conversationssprache ward ein wahres Kauderwälsch, über das sich die Mehrzahl der prosaischen Schriften nur wenig erhob. Das Organ der gelehrten Wissenschaften blieb die lat. Sprache, und der Mischmasch barbarischer und fremder Ausdrücke, welchen man von den Kanzeln und an Gerichtsstätten vernahm, fand auch beim Volke Eingang. Nur die Poesie noch bewahrte die Sprache in ihrer Reinheit, doch blieb auch sie von den verderblichen Einflüssen nicht gänzlich frei. Bei solchen Zuständen konnten die wenigen, die Sprache selbst betreffenden Schriften, welche damals erschienen und dem Geiste der Zeit huldigten, nur von geringem Werth sein. Alle verdunkelte Lambert ten Kate mit seiner „Inleiding tot het verhevene deel der Nederlandsche Sprake" (1722), ein Werk, das von dem philosophischen Geiste inspirirt war, der sich um jene Zeit in Holland verbreitete. Balthasar Huydecoper (s. d.) verfolgte den von Jenem betretenen Pfad in seinen „Bemerkungen zu Melis Stoke" und der Übersetzung der „Metamorphosen" des Ovid von Vondel. Beide gaben ihrer Zeit einen mächtigen Anstoß; man näherte sich wieder der energischen Sprache des vorigen Jahrh. und warf, die hellern Einsichten einer weiter vorgerückten Bildung benutzend, den entstellenden Mischmasch von Barbarismen und fremden Redensarten wieder ab. Simon Stijl muß in Bezug auf die prosaische Schreibart als Begründer einer neuen Ära betrachtet werden; während die Wiedergeburt der Poesie, die weniger verderbt worden, nicht so schlagend in die Augen fällt. Zu derselben Zeit vervollkommneten gelehrte Grammatiker, die auf demselben Felde Ähren lasen, wo ten Kate und Huydecoper gesammelt hatten, vor Allen Pieterson, Clignett, Steenwinkel, van Lelijveld, die von Jenen begonnene Arbeit. Vorzüglich wirkte van der Palm, der nach der Revolution von 1795 die Leitung des öffentlichen Unterrichts erhielt, auch in Hinsicht auf den Sprachunterricht förderlich und ermunternd. Es erschienen die classischen Arbeiten Siegenbeek's (Professor zu Leyden) über Orthographie, sowie das große „Woordenboek" von Weiland (Prediger zu Rotterdam). Selbst der Tadel und der Widerspruch gegen diese Bemühungen, besonders durch Meermann und Bilderdijk, waren der Ausbildung der Sprache förderlich. Auszeichnung verdienen besonders auch Ypey, Professor in Gröningen, der in seiner „Beknopte geschiedenis der

nederlandsche tale" (Utrecht 1812) ein gründliches Werk lieferte; J. Kinker, der die Prosodie neu begründete, und Willems aus Antwerpen, der von 1820—24 seine „Verhandeling over de nederlandsche taal- en letterkunde opzigtelijk de zuidelijke provincien" herausgab. Durch solche Bestrebungen ist die holländ. Sprache zu einer der gebildetsten geworden; Schwester der neuern deutschen, aber in Bezug auf Grammatik und in ihren Inversionen wesentlich verschieden, ist sie reich an Synonymen und feinen Nuancen, besonders aber bei ihrer Fülle und rednerischen Kraft mehr für die Geschichte, die Epopöe, die Ode und die Tragödie geeignet als für die Komödie und die leichtere Gattung der Poesie.

Bei einem Überblicke der niederländ. Literatur machen sich gleichfalls die politischen Einflüsse, die Eroberungskämpfe und Bürgerkriege, denen diese Länder ausgesetzt waren, als große Hemmnisse im Fortschreiten bemerkbar. Die ältesten sprachlichen Denkmäler bestehen in Stadtrechten, Chroniken und Erbauungsschriften, besonders auch in Nachbildungen der in Frankreich einheimischen romantischen Dichtungen. Überhaupt offenbart sich im 13. und 14. Jahrh. eine große Vorliebe für die Poesie, vorzüglich für die epische, aber mit einer stets beigesellten moralischen und didaktischen Tendenz. Im 15. Jahrh. zeigt sich schon eine lebendige Regung für wissenschaftliches Streben. Beseelt von den aufgefundenen Werken der Griechen und Römer, hatten Literatur und Wissenschaften in Italien einen reißenden Aufschwung genommen, der sich bald auch den nördlichern Völkern mittheilte. Dazu kam die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche vorzugsweise von den Niederländern mit dem feurigsten Enthusiasmus aufgenommen und zum ruhmvollsten Gewinn benutzt wurde. Namentlich verbreitete die 1426 gestiftete Universität Löwen Wissenschaften und classische Literatur mit regem Eifer, und eine würdige Nebenbuhlerin derselben war die Schule von Deventer in Over-Yssel. Doch die großen niederländ. Gelehrten jener Zeit, wie Thomas a Kempis, Gansvoort, Agricola und Erasmus, schrieben alle in lat. Sprache, und die Nationalliteratur konnte darum noch wenig Fortschritte machen. Einige poetische Producte von geringer Bedeutung abgerechnet, erschienen nur etwa Übersetzungen einiger Classiker in nationaler Sprache. Der Geist sollte erst tief und gründlich in die Schönheiten der antiken Vorbilder eindringen, ehe sich folgende Geschlechter versuchten, eigne Schöpfungen hervorzubringen. Neben jenen Übersetzungen der Classiker zeichnen wir die der Bibel aus, welche zuerst im J. 1477 in Delft gedruckt wurde und deren nachmalige immer weitere Verbreitung die Fortschritte geistiger Aufklärung in Holland mächtig unterstützte. Indessen führten die politischen Begebenheiten, die den Gang der Civilisation durchkreuzten, in den Niederlanden jenen langen und blutigen Kampf herbei, der den größten Theil des 16. Jahrh. einnahm und sich bis in das folgende erstreckte. Ein solcher Kampf, zugleich religiöser und politischer Art, sowie ein völkerschaftlicher, wo die Gewissensfreiheit mit dem Aberglauben, der Despotismus mit der Völkerfreiheit rang, wo der Patriotismus und erwachende Bürgerstolz der Städte der fremden Herrschaft kühn und muthig entgegentrat, ein solcher Kampf, der alle Volksclassen von der höchsten bis zur niedrigsten in Bewegung setzte, mußte nothwendiger Weise für lange Zeiten jene emsigen und unablässigen Studien hemmen, welche große wissenschaftliche Arbeiten und Unternehmungen erfodern. Darum ist auch jetzt ein großer Stillstand in der Literatur bemerkbar, welcher aber mit der Entscheidung des Sieges sein Ende erreichte, indem sich von diesem Zeitpunkte an auf Seiten der siegenden Republik ein literarisches und wissenschaftliches Leben entwickelte, das man wol nur dem Genius der Freiheit zuschreiben kann, und das wir in den folgenden Abschnitten der einzelnen Wissenschaften weiter darlegen werden. Gewiß ist es, daß sich die Verbindung zwischen Künsten und Wissenschaften und dem politischen Zustande eines Volkes nie offener an den Tag gelegt als bei den Niederländern. Wenn jenes Belgien, das sich, wie schon früher in sprachlicher, so in der neuesten Zeit

auch in politischer Hinsicht aus dem alten Verbande mit den Niederlanden losgerissen, wenn dasselbe bis in das 16. Jahrh. herab in Künsten und Wissenschaften mit den nördl. Provinzen wetteiferte, ja in den Glanztagen der löwener Universität jenen den Rang streitig machte, so schien dagegen, mit dem Erheben der jungen Republik im Norden, im Süden, der wieder unter das Joch der Hierarchie kam, Alles zu verstummen. Fast alle durch Geist und Kenntnisse ausgezeichnete Männer, Marnix an ihrer Spitze, zogen sich nach Holland zurück; wenn auch der gelehrte Philolog Lipsius, der sich gleichfalls flüchtend der Universität Leyden angeschlossen, gewiß mehr aus Laune oder gekränktem Ehrgeiz als aus Anhänglichkeit an den katholischen Glauben nach Belgien zurückkehrte. Viele bürgerten sich gänzlich in dem neuen Vaterlande ein, und Daniel Heinse, geb. zu Gent 1582, versuchte sich, neben seinen lat. und griech. Productionen, sogar in der holländ. Nationalpoesie. In Flandern und Brabant gab es eine solche Nationalpoesie bereits nicht mehr. Außer den zur Belehrung für die niedern Volksclassen bestimmten Büchern erschienen nur noch wenige Schriften in flämischer Sprache; zur Auszeichnung in der neuern Zeit gelangte nur Leplat's Nachbildung der „Äneis" in burlesken Versen. Der Unterricht auf der Hochschule zu Löwen ging nicht mit der Zeit vorwärts, sondern hielt sich an die todten Formen des Mittelalters. Auch hier sah man die heillosen Folgen der span. Regierung, und einige Verbesserungen, welche Joseph II. einführen wollte, brachten einen allgemeinen Aufstand hervor. Die Aufhebung der Hochschule zu Löwen während der franz. Regierung und die Stiftung der Athenäen zu Brüssel und Lüttich, Gent und Brügge vermochten den Geist der Finsterniß nicht zu bannen, welcher sich noch 1814 durch die Freude über Wiederherstellung der Jesuiten nur zu deutlich an den Tag legte. Die Begebnisse neuester Zeit haben den Geist und das Streben der katholischen Geistlichkeit in Belgien noch mehr zu erkennen gegeben. Während der Zeit eines langen geistigen Schlummers haben sich allerdings Einzelne durch gelehrte Forschungen rühmlich ausgezeichnet, und Belgien ist stolz auf Männer wie Méan, van der Vynckt, de Nélis, Raepsaet, van Hultem u. A., aber es gab keine Elemente einer Nationalliteratur, und mehre in Belgien geborene ausgezeichnete Gelehrte und Künstler verdanken ihre Erziehung, Ausbildung und geistige Richtung dem Auslande, besonders Frankreich. Wir erinnern unter den Künstlern an Grétry, Méhul, Gossec, die in der franz. Schule ihre Bildung erhielten, und an den Prinzen de Ligne, der durch seine Studien gleichfalls dem Auslande angehörte.

An trefflichen Unterrichtsanstalten hat es in den nördl. wie in neuerer Zeit auch in den südl. Provinzen der Niederlande nicht gefehlt. In jenem Theile, den das jetzige Königreich der Niederlande bildet, haben die alten Universitäten Leyden, gestiftet 1575, Franeker, gestiftet 1585, aufgehoben 1809, Harderwijk, gestiftet 1600, aufgehoben 1811, Gröningen, gestiftet 1614, und Utrecht, gestiftet 1636, Jahrhunderte lang für den Glanz der Wissenschaften gewirkt. Von den drei noch bestehenden, die im J. 1828 gegen 1450 Studirende zählten, sind Leyden und Utrecht am meisten besucht. Athenäen oder Gymnasien gibt es zu Middelburg, Breda, Deventer, Franeker, Harderwijk, Amsterdam, Mastricht und Luxemburg; darunter unterscheiden sich Amsterdam, Franeker und Deventer nur dadurch von den Universitäten, daß sie keine Doctoren creiren dürfen. Außerdem gibt es noch in vielen andern Städten Collegien und gelehrte Schulen. Auch hat Holland viele Specialschulen, z. B. eine Artillerie- und Ingenieurschule zu Amsterdam, eine Militairschule zu Delft, eine Taubstummenanstalt zu Gröningen, Schiffahrtsschulen zu Amsterdam und Helvoetsluys u. s. w. Überhaupt bestanden 1825, außer den zahlreichen Privatanstalten, über 3900 Elementarschulen; sowie es auch mehre durch wohlthätige Vereine gestiftete Bildungsschulen für angehende Lehrer gibt. Auch israelit. Schulcommissionen wurden in vielen Städten errichtet. — Übrigens findet man an wissenschaftlichen und

Kunstanstalten zu Amsterdam das Museum und eine Bibliothek; ferner das niederländ. Institut für Wissenschaften und Künste (Nederlandsch Institut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten), vertheilt in die vier Classen der Wissenschaften, der Sprache, Literatur und Dichtkunst, der Geschichte und Alterthümer und der bildenden Künste; zu Leyden: öffentliche Bibliotheken, anatomische, chirurgische, mathematische und physikalische Sammlungen; zu Harlem: die Gesellschaft der Wissenschaften, gestiftet 1752, Teyler's Stiftung zur Beförderung der Gottesgelahrtheit und einiger andern damit verwandten Wissenschaftszweige, und eine ökonomische Gesellschaft (Hollandsche Huishoudelijke Maatschappij); zu Gröningen: die Gesellschaft pro excolendo jure patriae, ferner eine physikalisch-chemische, eine naturforschende Gesellschaft, eine Akademie der Zeichnen-, Bau- und Schiffahrtskunst; zu Arnheim: eine Gesellschaft der Zeichnen- und Baukunst und eine physikalisch-literarische Societät; zu Zütphen: eine physikalische Gesellschaft; zu Bergen op Zoom: ein Zeichnen- und Architekturinstitut; zu Utrecht: eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften und ein Malercollegium; zu Amsterdam: eine Gesellschaft unter der Benennung Concordia et libertate, eine Stadtzeichnenakademie, eine Gesellschaft der Zeichnenkunst, eine andere zur Beförderung der Landwirthschaft, die große wissenschaftliche mit dem Wahlspruch: Felix meritis, Maatschappij tot nut van 't Algemeen (Gesellschaft für das allgemeine Beste), zu Enkhuyzen vom Prediger Jan Nieuwenhuyzen zur Verbesserung der Erziehung und der Sitten der niedern Volksclassen im J. 1784 gestiftet, das Monnikhof'sche Legat, die Gesellschaft zur Beförderung der Chirurgie, die unter der Benennung Doctrina et amicitia, die zur Beförderung der Kuhpockenimpfung, die der freien Künste und Wissenschaften (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), die Gesellschaft Eene onvermoeide Arbeid komt alles te boven (unermüdete Arbeit besiegt alle Hindernisse), die zum Nutzen und zur Bildung, und die mathematische Gesellschaft; zu Rotterdam: die Gesellschaft unter dem Titel: Verscheidenheid en Overeenstemming (Verschiedenheit und Übereinstimmung), die Gesellschaft unter dem Namen Proefondervindelijke Wisbegeerte (Experimentalphilosophie oder Erfahrungswissenschaften), die Zeichnengesellschaft, Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion und die für Naturkunde und Literatur; zu Dordrecht: die Gesellschaft unter dem Namen Pictura; zu Leyden: das Stolp'sche Legat, die Gesellschaft der niederländ. Literatur, die der freien Künste und Wissenschaften, die Akademie zur Beförderung der Zeichnen-, Maler-, Bildhauer- und Kupferstechkunst, die der theoretischen und praktischen Geometrie, Bau-, Natur-, Rechnen- und Zeichnenkunde; zu Middelburg: die seeländ. Gesellschaft der Wissenschaften, die zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, die naturforschende Gesellschaft; zu Zierikzee: das physikalische Collegium; zu Breda: die Zeichnenakademie; zu Luxemburg und Mastricht: die Ackerbaugesellschaften. Ferner sind noch zu nennen: die Gesellschaft der Naturkunde und Literatur, die poetische Gesellschaft und die Gesellschaft für Physik, Zeichnenkunst und Literatur im Haag; die Gesellschaft zur Vervollkommnung der Musik in Amsterdam, Rotterdam, Haag und Utrecht; die Gesellschaft zu Utrecht zur Ausbreitung röm.-katholischer Grundsätze und guter Sitten (seit 1822); 51 Bibelgesellschaften u. s. w. Im J. 1829 erschienen in Holland 52 periodische Schriften wissenschaftlichen und literarischen Inhalts, davon 29 allein in Amsterdam, und 26 politische Zeitungen. Überhaupt erschienen 1828 im Buchhandel 770 neue Werke.

Die Bildungsanstalten in Belgien, welche früher in großem Verfall waren, hatten sich durch die Sorgfalt der niederländ. Regierung bedeutend gehoben. Von 1817—28 wurden in Belgien 1146 Schulen und 68 Schullehrerseminarien begründet und große Summen auf die Verbesserung und Erweiterung des Unterrichts verwendet Zu der alten Universität Löwen, die aber 1835 aufgeho-

ben wurde, kamen 1816 die Hochschulen von Gent und Lüttich, und 1834 die jesuitische zu Mecheln und die freie Universität zu Brüssel. Erstere drei zählten 1828 schon 1557 Studirende. In blühendem Zustande waren die Gymnasien oder Athenäen zu Brüssel, Brügge, Doornik, Namur, Antwerpen u. s. w. Auch bestanden 1825, außer den zahlreichen Privatanstalten und dem Gymnasialunterrichte, schon 2054 Schulen; nicht minder gab es verschiedene Specialschulen, wie die Schiffbauschule zu Antwerpen und die Schiffahrtsschulen daselbst und zu Ostende. Wie in Holland, hatten sich hier mehre patriotische Gesellschaften zur Belebung und Verbesserung des Unterrichts in verschiedenen Städten gebildet. Die Bemühungen der gegenwärtigen Regierung um das Unterrichtswesen können erst mit der Zeit wirksam hervortreten. Wichtige Bibliotheken sind zu Gent und Brüssel, wo sich auch zahlreiche Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen und Münzen befinden. Außer der kön. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel gibt es noch folgende gelehrte und Kunstgesellschaften: die Sociétés d'émulation zu Antwerpen, Brüssel u. s. w.; die Société d'histoire naturelle und Société de littérature, sciences et arts zu Brüssel; die Sociétés de médecine, chirurgie et santé zu Brüssel, Gent u. s. w.; eine Maler-, Bildhauer- und Bauakademie, sowie eine Gesellschaft der schönen Künste gleichfalls zu Brüssel; eine Gesellschaft der Aufmunterung der schönen Künste und eine zum Nutzen der Jugend in Antwerpen; eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Lüttich; zu Gent eine Gesellschaft der Künste und Literatur, eine Ackerbaugesellschaft, eine Zeichnen-, Maler-, Bildhauer- und Bauakademie; eine Chambre de rhétorique, eine musikalische Akademie, ein Museum der Antiken und ein botanischer Garten; zu Antwerpen die kön. Akademie der schönen Künste u. s. w. Was den belg. Buchhandel betrifft, so ist derselbe namentlich in Brüssel, wegen des Nachdrucks franz. Werke, in großem Schwunge. Von den 63 belg. Zeitschriften erschienen im J. 1829 38 allein in Brüssel.

Was die Nationalliteratur der Niederländer betrifft, so finden wir mehr Reichthum als Eigenthümlichkeit in ihr enthalten; in dem Gesammtwirken ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen aber müssen wir ihnen einen überaus großen Einfluß auf allgemeine literarische Cultur zugestehen; namentlich haben sie sich große Verdienste um Philologie, Geschichte (doch mehr die des eignen Vaterlandes), Mathematik, Naturwissenschaften und Medicin (vorzüglich Anatomie) erworben.

Die Philologie bietet unstreitig die glänzendste Seite in der niederländ. Literaturgeschichte dar. Die ersten Spuren philologischer Bildung müssen bis in das 14. Jahrh. hinauf verfolgt werden. Im J. 1370 nämlich eröffnete der Karthäuser Geirt oder Gerard Groote, gest. 1384, der in Paris studirt hatte, in Deventer eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt und bestrebte sich mit einer Gesellschaft Gleichgesinnter (Congregatio vitae communis) die Jugend durch Lesen der Bibel, der Kirchenväter und selbst auch heidnischer Moralisten zur Frömmigkeit zu bilden. Seine Schüler und Nachfolger, Florent. van Leerdam und Gerard van Zütphen, gest. 1398, führten die von ihm begonnene Anstalt mit so erfolgreicher Wirksamkeit fort, daß in Kurzem aus dieser Bildungsstätte berühmte Gelehrte, wie ein Thomas a Kempis (s. d.) und Rud. Agricola (s. d.), hervorgingen. Dieser Letztere, geb. 1442 in Bafflen bei Gröningen, gest. 1485, ging nachmals nach Italien, wo er sich unter Theod. Gaza und Guarini zum gelehrten Philologen ausbildete. Nach ihm gebührt Desid. Erasmus (s. d.), geb. 1467, gest. 1536, aus Rotterdam, neben seinem übrigen einflußreichen Wirken für Aufklärung seiner Zeit, auch das Verdienst, die humanistischen Studien mächtig angeregt zu haben. Beide große Männer aber entzogen sich ihrem Vaterlande, indem Agricola zu Heidelberg, Erasmus, nach vielfachen Reisen, von Basel aus lehrten und wirkten. Hierauf zeigen sich die ersten rühmlichen philologischen Bestrebungen in den südl. Provinzen der Niederlande, aus welcher Zeit

beſonders die Profeſſoren zu Löwen, Peter Nannius, geſt. 1557, und Wilh. Canter, geſt. 1573, ſowie der als geiſtreicher Kritiker auftretende, aber zu zeitig verſtorbene Luk. Fruterius (Fruytier) in Brüſſel zu erwähnen ſind; da hingegen ſpäter ſich alle humaniſtiſche Thätigkeit nach dem freien Norden hinzog und ihren Hauptſitz in Leyden aufſchlug. In der That hat dieſe Univerſität ſeit ihrer Gründung bis auf die neueſte Zeit ihren Ruhm faſt unausgeſetzt behauptet. Daneben haben aber auch die übrigen Univerſitäten und die gelehrte Schule zu Amſterdam ihren großen Beitrag geliefert. Aus weiter Ferne ſtrömten damals Jünglinge aller Länder den gelehrten Bildungsſtätten der freien Republik zu und beſtrebten ſich, ſpäter als Lehrer dort aufzutreten. Darum darf auch die große Menge ausländ. Namen, die uns hier begegnen, nicht befremden. Unter denen, die ſich von dieſer Zeit an um das Verſtändniß der griech. und röm. Claſſiker, ſei es durch kritiſche Läuterung und aufhellende Erklärung dieſer Schriftſteller ſelbſt oder durch antiquariſch-hiſtoriſche Forſchungen vorzüglich verdient gemacht, ſind der Zeitfolge nach zu bemerken: Janus Douſa (ſ. d.) oder van der Does, geſt. 1604, auch um Nationalliteratur und Geſchichte verdient, der ſchon genannte Juſtus Lipſius (ſ. d.) oder Jooſt Lyps, gleichfalls durch ſeine anderweitigen theologiſchen, philoſophiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten ausgezeichnet, der unermüdlich thätige Joſ. Juſt. Scaliger (ſ. d.), und der Sammler antiquariſcher Materialien, Joh. Meurſius (ſ. d.) oder van Meurs. An ſie ſchließt ſich an der geniale, als Menſch wie als Gelehrter gleich hochſtehende Hugo Grotius (ſ. d.) oder Huig van Groot, geb. 1583, geſt. 1645, der, wie er in der Theologie, Jurisprudenz und Philoſophie europ. Berühmtheit erlangt hat, ſo auch auf dem Gebiet der Philologie glänzt und die innigſte Vertrautheit mit den Alten an den Tag gelegt hat. Hierauf ſind aus dieſer Zeit zu nennen Gerh. Joh. Voß (ſ. d.) aus Heidelberg, M. Zuerius Boxhorn, Dan. Heinſius (ſ. d.) und deſſen Sohn Nikol. Heinſius, der ſcharfſinnige Kritiker und Interpret Joh. Friedr. Gronov (ſ. d.) aus Hamburg und deſſen Sohn Jak. Gronov, ferner der tiefe Forſcher der alten Geſchichte Jak. Perizonius (ſ. d.) und der berühmte Archäolog Ezech. Spanheim (ſ. d.), ein geborener Genfer, welcher als preuß. Geſandter 1710 in England ſtarb. Alle dieſe Gelehrten, welche ihrem Wirkungskreiſe oder der empfangenen literariſchen Bildung nach meiſt der Univerſität Leyden angehörten, und denen Joh. Iſ. Pontanus zu Harderwijk, Gräfe oder Grävius (ſ. d.), ein geborener Naumburger, zu Utrecht hinzuzufügen ſind, waren von dem Erſtehen der Republik bis in den Anfang des 18. Jahrh. herab thätig. Im 18. Jahrh. machten ſich um die Kenntniß der Claſſiker verdient: Pet. Burmann (ſ. d.), Sigebert Havercamp (ſ. d.), beſonders als Numismatiker geſchätzt, und van Dudendorp (ſ. d.) in Leyden; J. P. d'Orville (ſ. d.) in Amſterdam; Drakenborch (ſ. d.), Duker (ſ. d.), geb. in Unna, und Weſſeling (ſ. d.), geb. in Steinfurt, in Utrecht; Lambert Bos und Joh. Dan. van Lennep in Franeker; vor allen aber der berühmte Tiberius Hemſterhuis (ſ. d.), geb. 1685, geſt. 1766, in Leyden, der Stifter einer noch fortdauernden Humaniſtenſchule, von welchem beſonders das Studium der griech. Sprache eifrig gefördert wurde. Die großen Schüler des großen Meiſters waren Ludw. Kaspar Valckenaer (ſ. d.), geſt. 1785, und Dav. Ruhnken (ſ. d.) aus Stolpe, geſt. 1789; ihre Lehrſtühle boten in ihrer Vereinigung zu Leyden das Vollkommenſte dar, was in der Philologie bisher zu Tage gefördert worden. Pierſon und Koen folgten den Spuren Valckenaer's auf würdige Weiſe. Pet. Burmann (ſ. d.) auch Burmannus Secundus genannt, eiferte als Profeſſor zu Amſterdam ſeinem Oheim in Fruchtbarkeit wie in Streitluſt nach, ſowie ſich ferner Joh. Schrader, geſt. 1783, der geiſtreiche van Santen, geſt. 1789, und Hieron. van Boſch (ſ. d.), geſt. 1811, beſonders aber der leydener Profeſſor Joh. Luzac, geſt. 1807, Valckenaer's vertrauter Schüler, rühmlichſt auszeichneten. Den größten Einfluß gewann als Profeſſor zu Amſterdam und Leyden

Dan. Wyttenbach (s. d.), geb. 1747 zu Bern, gest. 1819, der das 18. Jahrh. mit dem 19. verbindet. Außer den eigentlichen wissenschaftlichen Arbeiten erwarb er sich besonders hohe Verdienste um Verbreitung eines reinen und eleganten lat. Styls, worin er sich selbst so glänzend auszeichnete. Er hinterließ zahlreiche Schüler, und da man in Holland das Studium der classischen Literatur noch immer als die Grundlage einer liberalen Erziehung betrachtet, so hat sich der Einfluß seiner Schule auch außer dem Kreise der Gelehrtenwelt unter den gebildeten Ständen verbreitet. Unter den ältesten seiner Schüler zeichneten sich aus van Wesele Scholten, gest. als Rath des Gerichtshofes im Haag, der Baron van Lijnden und Otto Sluiter, welcher Letztere noch jung als Professor zu Deventer starb. Unter allen glänzen besonders zwei Namen, van Heusde in Utrecht und Jan Bake in Leyden, hervor. Jener beschäftigt sich besonders mit den Denkmälern des Alterthums, mit der Geschichte der griech. Philosophie, vorzüglich mit Plato, dem er schon zu Anfange dieses Jahrh. seine Studien zuwendete; dieser hat sich das Studium der Werke Cicero's zur Hauptaufgabe gemacht und ist einer der ersten Kenner der lat. Sprache. Neben ihnen wirken in Utrecht und Leyden van Goudoever und Geel, den alten Ruhm dieser Lehranstalt fortzupflanzen. Unter den jüngern Zöglingen der holländ. philologischen Schule sind auszuzeichnen: Lenting, Bergmann, Groen van Prinsterer, Cabinetssecretair des Königs und Verfasser des geachteten Werkes „Platonica prosopographia" (Leyd. 1823), ferner van Limburg Brouwer, Carsten u. A. Auch die berühmte Burmann'sche Schule, die besonders die Erklärung der Dichter sich zur Aufgabe machte, hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten, und an ihrer Spitze stehen jetzt Dan. van Lennep in Amsterdam und Hofman Peerlcamp in Leyden, Letzterer als wirklicher Reformator und Verbesserer dieser Schule. Beide gehören zu den besten lat. Dichtern der neuesten Zeit, unter welchen auch Hoeufft, d'Escury van Heusenoord und Herm. Bosscha (s. d.) einen ausgezeichneten Rang behaupten, nachdem in der hier stets cultivirten lat. Poesie schon früher Remaclus de Florennes, Karl V. Geheimschreiber, C. Longolius, gest. 1522, der classische Joannes Secundus (s. d.) oder Jan Nicolai Everard, gest. 1536, sowie Dousa, die beiden Heinse, Hugo Grotius, van Baerle in Amsterdam; später Pet. Francius, J. van Broekhuysen, Reland, van Royer, van Santem, Hier. de Bosch u. A. sich berühmt gemacht. Ebenso hat in der neuesten Zeit die Archäologie, die einen langen Zeitraum hindurch bei den niederländ. Philologen nicht mehr die alte Pflege gefunden, unter der Leitung des Professor Reuvens einen neuen Aufschwung erhalten, und die Arbeiten dieses Gelehrten, namentlich seine berühmt gewordenen „Lettres à M. Letronne sur les Papyrus bilingues et grecs", sowie die seiner Schüler bezeugen die Fortschritte. Neben den Verdiensten um die classischen Sprachen ist aber auch der Einfluß niederländ. Fleißes auf die Kenntniß der oriental. Sprachen nicht zu übersehen. Dem Studium der morgenländ. Literatur, das von Fz. Rapheleng, gest. 1597, und Scaliger die erste Anregung erhalten, widmeten sich Thom. van Erpen, gest. 1624, der sogar eine eigne morgenländ. Druckerei besaß, dann dessen Schüler und Nachfolger Jak. Golius, gest. 1667, und Laevin Warner, welcher Letztere mit den auf seinen Reisen eingesammelten Manuscripten die Universitätsbibliothek von Leyden bereicherte. Ihnen folgten nach einem langen Zwischenraum, in welchem jedoch das Studium der morgenländ. Sprachen nicht gänzlich vernachlässigt ward, und namentlich Adr. Reland in Utrecht, gest. 1718, sich um das Hebräische verdient machte, die berühmten Orientalisten Alb. Schultens (s. d.), gest. 1750, dessen Sohn, Joh. Jak. Schultens, gest. 1778, und Enkel, Heinr. Albert Schultens, gest. 1793, welche das goldene Zeitalter der oriental. Literatur im 18. Jahrh. in Holland begründeten, und denen nachmals Verschuir, N. W. Schröder in Gröningen, Everard Scheid, gest. 1794, Greve, Professor in Franeker, van Waenen und der ältere Rau in Utrecht rühmlichst nacheiferten. Rau, der

Sohn des Vorigen, in Leyden, kann mit Recht zu den gelehrteſten Männern dieſer Wiſſenſchaft gezählt werden; unter den vielen trefflichen von ihm gebildeten Schülern ſind beſonders anzuführen: die Profeſſoren Roorda in Amſterdam, Weyers in Leyden und Juynboll in Franeker; ein vierter Schüler von ihm, Uylembroek, Profeſſor der Mathematik in Leyden, hat ſeine Forſchungen in der oriental. Philologie mit der Diſſertation: „Ibn-Haucal, specimen geographiae Arabum" eröffnet.

Was die Theologie anlangt, ſo iſt dieſe Wiſſenſchaft, mit Ausnahme der hierher bezüglichen, für das Verſtändniß der Bibel wichtigen philologiſchen Arbeiten, von den Niederländern im Allgemeinen nicht erheblich gefördert worden. Eine Glanzperiode erlebte ſie in den früheſten Zeiten literariſcher Entwickelung, wo die blühende Bildungsanſtalt zu Deventer einen Agricola und Erasmus erzog. Außer Dieſen ſind hier vorzüglich noch Thomas a Kempis (ſ. d.), geb. 1388, geſt. 1471, und Joh. Weſſel, mit dem Beinamen Ganſevoort, geb. 1419, geſt. 1489, anzuführen, welcher Letztere, von den Zeitgenoſſen wegen ſeiner Gelehrſamkeit Lux mundi oder Magister contradictionum genannt, ſich als Bekämpfer des ſcholaſtiſchen Dogmatismus und als hellſinniger Theolog bemerkbar gemacht hat. Beim Entſtehen der Republik finden wir die Theologie, der Natur des politiſch-religiöſen Kampfes angemeſſen, vielfach in dieſen mit verflochten. Die Glaubenspartei der Reformiſten oder Calviniſten, an deren Spitze die anſehnlichſten und einflußreichſten Männer ſtanden, fand in dem nördl. Theile der Niederlande immer allgemeinere Verbreitung. Sowol in Leyden, ſogleich bei der Stiftung dieſer Hochſchule, wie nach und nach auch auf den übrigen entſtehenden Univerſitäten, wurden jenem Cultus, in Oppoſition gegen die katholiſche Univerſität Löwen, Lehrſtühle errichtet. Aber trotz dem, daß die aufgeklärteſten Männer der Republik, die ſich zu dem Glauben der Reformirten bekannten, wie Wilhelm I., Marnix, Oldenbarneveldt, Grotius u. A., nur ein reineres Chriſtenthum, eine einfache, von dem katholiſchen Glauben wie von dem ſcholaſtiſchen Zwange entfeſſelte Religion damit annahmen, huldigte die Mehrzahl der Theologen doch bald wieder jenem Geiſte der Scholaſtik, der namentlich in Leyden immer mächtigere Wurzeln faßte. Der ausgezeichnetſte ihrer Theologen, Arminius, geb. 1560, geſt. 1609, der die Calvin'ſche Prädeſtinationslehre zu mildern ſuchte, und deſſen Anhänger Arminianer oder Remonſtranten (ſ. d.) genannt wurden, ward ſeiner Lehre wegen von den Calviniſten der Heterodoxie angeklagt. Zu ſeinen Hauptgegnern gehörte Gomarus und deſſen Anhänger, die Gomariſten (ſ. d.). Nach vergeblichen Unterhandlungen und Ausgleichungsverſuchen zwiſchen dieſen beiden Parteien kam endlich die dordrechter Synode zu Stande (1618—19), wo der ſtrengere Lehrbegriff Calvin's mit nur wenigen Abänderungen von Neuem beſtätigt und der Katechismus von Heidelberg zum Dogma für die holländ. Kirche erhoben ward. Daß bei dem Siege einer ſo rigoriſtiſchen Partei, die den Beſchützer ihrer Gegner, den um das Vaterland hochverdienten Oldenbarneveldt, ſelbſt bis auf das Schaffot brachte, die Theologie unter dem drückendſten Joche ſchmachtete, mußte die natürliche Folge ſein. Der freimüthige Grotius, der ſein Genie der Vertheidigung der verfolgten Partei gewidmet, und der ſeinen Namen auch auf dem Felde der Theologie, beſonders durch ſein berühmtes Buch „De veritate religionis christianae" verherrlichte, ward zu lebenslänglichem Gefängniß und, als er aus dieſem entkommen, ſpäter zu ewiger Verbannung verurtheilt. Der Parteigeiſt und jene unfruchtbare Streitſucht behaupteten ſich fort und fort. Joh. Coccejus (ſ. d.), geb. in Bremen 1603, geſt. 1669, und Gisbert Voet zu Utrecht veranlaßten eine abermalige Spaltung in der holländ. reformirten Kirche, die bis gegen das Ende des 18. Jahrh. dauerte. Die Carteſianiſche Philoſophie nämlich hatte ihren Einfluß auch auf die Theologie auszuüben begonnen, indem als deren Anhänger Coccejus, ſowie nach ſeinem Vorgange H. A. Roell. geſt.

1718, der auch die Rechte der Vernunft in Angelegenheiten des Glaubens gegen Vitringa vertheidigte, Ruard Andala, gest. 1727, u. A. auftraten; während diesem Einflusse, wie der Schule des Coccejus überhaupt, vornehmlich Voet entgegenzuwirken strebte. Nach ihnen ist noch der für Theologie und niederländ. Geschichte ungemein thätige Jean Clerc (Clericus) aus Genf, gest. 1736 in Amsterdam, zu bemerken. Im Allgemeinen aber trat zu jener Zeit, mit Ausnahme der oriental. Studien, eine große Schlaffheit in den theologischen Wissenschaften ein; denn die zahlreichen in dieser Epoche erschienenen Schriften erhoben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Glücklicherweise wich der Verfolgungsgeist einer immer weiter ausgedehnten Toleranz, wovon die verschiedenen Sekten, welche nach und nach in Holland gestiftet und verbreitet wurden, ein fortbestehendes Zeugniß geben. Ein neues Morgenroth für die Theologie begann gegen Ende des 18. Jahrh. hervorzubrechen. Seitdem zeigen sich in mehren Richtungen erfreuliche Fortschritte, und es ist namentlich in Hinsicht auf den Geist der theologischen Studien auf den Universitäten eine bedeutende Verbesserung sichtbar geworden. Einen mächtigen Einfluß auf dieses Fortschreiten hatten auch in Holland die Schriften Ernesti's. Aus van Voorst's, seines besondern Verehrers und Lobredners, Schule gingen der Friese Borger (s. d.), ferner van Hengel in Amsterdam, Royaards in Utrecht und Kist in Leyden hervor, welche beide Letztere das „Archief voor kerkelijke Geschiedenis inzonderheid van Nederland" (1829 fg.) herausgeben. Daneben sind die fruchtreichen Bestrebungen Herm. Muntinghe's, gest. 1824, und des berühmten van der Palm, dem Holland auch eine neue Bibelübersetzung (1818 fg.) verdankt, hier zu erwähnen. Die bezeichnete neue Richtung des theologischen Studiums hat gleichfalls auf die praktische Wirksamkeit der Prediger aller protestantischen Bekenntnisse wohlthätigen Einfluß gehabt, und sie zeigen mit wenigen Ausnahmen in ihren Predigten wie in der Seelsorge echt evangelischen Geist. Selbst die katholischen Geistlichen in Holland sind jenem Streben zum Fortschreiten nicht ganz fremd geblieben, und unter ihnen zeichnet sich insbesondere der Professor Schrant aus. In den südl. Provinzen, wo das Volk in Bigoterie versunken war, hat die Verbindung mit Frankreich viel Irreligiosität verbreitet, wiewol eben diese 20jährige Verbindung allerdings den günstigen Einfluß hatte, vielen Einzelnen eine geistige Anregung zu geben, wozu besonders auch der Kriegsdienst beitrug; und es war eine Folge dieses Einflusses, daß nach der Vereinigung Belgiens mit Holland die niederländ. Regierung in ihren Bemühungen, das Volk heranzubilden, bei mehren aufgeklärten und patriotischen Männern in Belgien eine eifrige Mitwirkung fand. Die Verbesserung des Erziehungssystems machte glückliche Fortschritte, die später auch auf das Studium der Theologie einen heilsamen Einfluß gehabt haben würden. Die Revolution hat diese Hoffnungen zerstört oder doch entfernt, und eine ehrgeizige und herrschsüchtige Geistlichkeit, die Napoleon's kräftige Hand niederhielt und die später die versöhnenden Maßregeln unterstützen zu wollen schien, hat ihren ganzen alten Einfluß wiedergewonnen.

Die Rechtswissenschaft hatte, nach dem Vorgange anderer Länder, auch in den Niederlanden die röm. Gesetze nach und nach zur Basis angenommen, gleichwie diese Gesetze die Stütze für die Rechtsverfassung wurden. Nach dem Aufleben der Wissenschaften begann auch hier die berühmte franz. Schule ihren Einfluß auszuüben und das ausschließliche Ansehen der Glossatoren zu untergraben, indem die scholastische Dialektik von der philologischen Kritik verdrängt wurde. Die Universität Löwen, welche die Methode der franz. Rechtsgelehrten annahm, stand deshalb in verdienter Achtung, aber sie sowol, wie auch die Universitäten der nördl. Niederlande, welche bald darauf gleich rühmliche Bestrebungen zeigten, haben in dieser Zeit nur Namen aufzuweisen, die weit unter denen ihrer Zeitgenossen in Frankreich stehen. Im positiven Rechte tritt uns auch hier wieder zuerst der be-

rühmte Grotius entgegen; doch hat er wenig für die Erweiterung der Wiſſenſchaft ſelbſt gewirkt, da er vielmehr die praktiſche Seite der Rechte, ihre Anwendung vor den Gerichten, gefördert hat. Dies bezweckt namentlich ſeine „Inleiding tot de hollandsche Regtsgeleerdheid", eine geiſtreiche, den Grundſätzen des röm. Rechts untergeordnete Zuſammenſtellung der damaligen Landesgeſetze überhaupt, wie der einzelnen localen Verordnungen. Seinen Spuren folgten Groenewegen, van Weſel, Bockelman, Wiſſenbach, der von Heidelberg nach Franeker ging, vor allen aber Anton. Mattheus, indem ſie theils das Landrecht bearbeiteten, theils die Theorie des Corpus juris erläuterten. Paulus Voet, Sohn des bekannten Theologen Gisbert Voet, Arn. Vinnius, geſt. 1657, beide zu Leyden, van Eck, van Sande und Andere zeichneten ſich durch gelehrte Commentare und andere Schriften aus. Beſonders aber gab 1698 der leydener Profeſſor Joh. Voet, der Sohn Paul Voet's, ſeinen „Commentarius ad Pandectas" (2 Bde., Fol.) heraus, ein Werk, das unzählige Male von Neuem aufgelegt wurde und noch gegenwärtig in Frankreich wie in den Niederlanden in großem Anſehen ſteht. Sein College und Zeitgenoſſe, Gerh. Noodt, geſt. 1725, that ſich durch viele Schriften, namentlich durch die „Probabilia", hervor und trug, wie ſein heftiger, aber ebenfalls ſcharfſinniger Widerſacher Bijnkershoek, Präſident des Juſtizhofes von Holland, weſentlich dazu bei, das röm. Recht auf ſeine urſprüngliche Reinheit zurückzuführen. Mehr noch aber als ſeine Vorgänger zeichnete ſich in dieſer Richtung Ant. Schulting zu Leyden, geſt. 1734, aus, deſſen „Jurisprudentia antejustinianea", vorzüglich aber ſeine „Notae ad Digesta", welche letzteren von ihm im Manuſcript zurückgelaſſen wurden und erſt zu Anfange dieſes Jahrh. im Druck erſchienen, den vorzüglichſten Arbeiten über dieſe Materie beizuzählen ſind, ſowie ſich auch die beiden Frieſen, Ulrich Huber, geſt. 1696, und deſſen Sohn, Zacharias Huber, beſonders der Erſtere, um die Kenntniß und Erläuterung des röm. Rechts ſehr verdient gemacht haben. Bald trug der Same, welchen Noodt und Schulting ausgeſtreut, ſeine Früchte; viele ihrer Schüler und Nachfolger lehrten auf den verſchiedenen Univerſitäten mit Wirkſamkeit, vor Allen Weſtenberg, Rücker, Jak. und Bavius Voorda, Scheltinga, H. und J. Cannegieter und Tydeman (der Vater). Das kanoniſche Recht bearbeiteten die belg. Gelehrten, z. B. van Espen (ſ. d.), geſt. 1728, und J. Leplat. Im Natur-, Staats- und Völkerrechte, deſſen Entſtehung gleichzeitig mit der Republik iſt, erwarb ſich abermals der als deſſen Schöpfer anzuerkennende Hugo Grotius durch ſein berühmtes Werk: „De jure belli et pacis" unſterbliche Verdienſte, nachdem er bereits in ſeinem „Mare liberum" die Freiheit der Meere und des Handels mit faſt noch heute gültigen Argumenten vertheidigt hatte. Der genannte Ulr. Huber ſtellte zu Ende des 17. Jahrh. in ſeinem Werke „De jure civitatis" das erſte Syſtem eines allgemeinen Staatsrechts auf, nach welchem in gleicher Richtung im 18. Jahrh. Barbeyrac zu Gröningen, Peſtel zu Leyden, beſonders aber der gelehrte Elias Luzac zu nennen ſind. In neuern Zeiten wurde das Studium der Rechtswiſſenſchaften durch zwei Schulen gefördert, deren Stifter van der Keeſſel und Cras (ſ. d.) waren, und deren jede ihre eigenthümlichen Vorzüge hatte, aber auch einer eigenthümlichen Richtung folgte. Der Letztgenannte, eine lange Zeit hindurch Profeſſor in Amſterdam, hat viele Schüler hinterlaſſen, unter denen Jonas Dav. Meyer (ſ. d.), geſt. 1834, ſowie der treffliche Kemper obenanſtehen. Unter den noch zahlreichern Schülern van der Keeſſel's, der während eines noch längern Zeitraums als Profeſſor in Leyden wirkſam war, haben ſich vor allen ausgezeichnet Tydeman, gegenwärtig ebenfalls Profeſſor in Leyden, und der zu früh verſtorbene van Twiſt in Gröningen, welcher Letztere in ſeinem Schüler Nienhuis einen würdigen Nachfolger gefunden hat. Die beiden Schulen haben ſich in ihren Zöglingen immer mehr genähert und dadurch einen wohlthätigen Einfluß auf die Verbeſſerung des Unterrichts gehabt. Jene logiſche Schärfe, die den Schriften

der röm. Rechtsgelehrten eigen iſt, in der alten franz. und der ihr ſich anſchließenden holländ. Schule fortgepflanzt und von van der Keeſſel mit glänzendem Erfolge wieder erweckt wurde, verbinden die neuern holländ. Rechtslehrer mit dem freien und beſonnenen philoſophiſchen Geiſte, welcher in der von Cras geſtifteten Schule lebte. Auch das neue Licht, das beſonders in Deutſchland der Wiſſenſchaft angezündet ward, iſt ihnen nicht fremd geblieben und war durch die Errichtung der neuen Univerſitäten auch in die ſüdl. Provinzen gedrungen. Dieſe Keime gediehen ſchnell. In Beziehung auf das juriſtiſche Studium hatte Belgien durch die Verbindung mit Frankreich, wo das eigentliche Civilrecht immer die ſorgfältigſte Pflege fand, bedeutend gewonnen. Der ehemalige Profeſſor Lambrechts zu Löwen, der eine kurze Zeit an der Spitze des Juſtizdepartements in Frankreich ſtand, hatte rahmvoll dazu beigetragen. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich waren zwei holländ. Rechtsgelehrte, Reuvens und de Bije, ausgezeichnete Mitglieder des Caſſationsgerichts zu Paris, welches damals vielleicht der gelehrteſte Gerichtshof in Europa war. Durch die ſeit der Verbindung Belgiens mit Holland geſtifteten Lehranſtalten wurde der akademiſche Unterricht auch in dem Gebiete der Rechtswiſſenſchaften ſo weſentlich verbeſſert, daß die Belgier hoffen konnten, ſich ihren Landsleuten in den nördl. Provinzen anzureihen. In beiden Landestheilen machte die Wiſſenſchaft raſche Fortſchritte, und man darf behaupten, daß in dieſer Beziehung die Verſchmelzung derſelben faſt vollendet war. Einen wohlthätigen Einfluß hatte, wie auf das geſammte Unterrichtsweſen, insbeſondere auf das Studium der Rechtswiſſenſchaften, der Miniſter Falck. Nicht minder wirkte, wiewol in ganz entgegengeſetzter Art, der Juſtizminiſter van Maanen. Der treffliche Geiſt, der den akademiſchen Unterricht überall beſeelte, wurde gehemmt und gebunden, ja zuweilen entmuthigt durch den Geiſt des miniſteriellen Wirkens. Die Lehrfreiheit wurde zwar nicht angetaſtet, und die Univerſitäten, die außer dem Bereich des Juſtizminiſteriums lagen, litten nicht unmittelbar; aber der ebenſo unpolitiſche als ungehörige Einfluß, der mehr oder minder offen auf das Richteramt in den ſüdl. Provinzen ausgeübt wurde, und unglückliche, durch Ränke oder Gunſt beſtimmte Wahlen erſchütterten immer mehr das Anſehen der Richter und das Vertrauen auf ihre Entſcheidungen. Die verzögerte Verbeſſerung der Geſetzgebung, die immer vertagte Einrichtung der Gerichtsverfaſſung, trotz der im Grundgeſetze gegebenen Zuſage, die Erfolgloſigkeit der gründlichen Vorarbeiten, die zu jenem Zwecke unternommen wurden, hatten auf die Wiſſenſchaft einen eben ſo nachtheiligen Einfluß als auf das allgemeine Wohl, und die Schuld dieſer Verlängerung eines ſchwankenden Rechtszuſtandes war nicht dem Zufall, ſondern dem Miniſterium zuzuſchreiben. Seit Kemper's Tode gibt es unter den Rechtslehrern auf den Univerſitäten keinen, der wie Jener ſo entſchieden an der Spitze ſtände. Doch zeigt ſich überall ein löblicher Wetteifer, der viel für die Zukunft hoffen läßt.

Die Medicin, ebenſo als Kunſt wie als Wiſſenſchaft, blieb in den Niederlanden lange Zeit hindurch im Scholaſticismus und in dem blinden Glauben an die Theorien der Alten befangen. Bei dem Aufſtreben des von den Niederländern ſo eifrig geförderten Humanismus wurden auch die mediciniſchen Autoren der Griechen und Römer von ihnen nicht vernachläſſigt, in welcher Beziehung im 16. Jahrh. beſonders der gelehrte Winther van Andernach zu Löwen, und J. Heurnius in Leyden, ſpäter J. de Gorter, geſt. 1762, und F. St. Bernard, geſt. 1793, zu bemerken ſind. Allmälig begann man auch hier die knechtiſche Abhängigkeit von Autoritäten zu verwerfen, und es entwickelte ſich ein ſelbſtändiger Forſchergeiſt. In dieſer Hinſicht erwarb ſich Joh. Bapt. van Helmont (ſ. d.), aus Brüſſel, geb. 1577, geſt. 1644, große Berühmtheit, indem er, dem chemiatriſchen Syſteme huldigend, in den gangbaren mediciniſchen Vorſtellungen viele Irrthümer aufdeckte und manche nützliche Entdeckung machte. Franz de le Boë Sylvius, aus Hanau, geſt. 1672, benutzte die Ideen des Helmont

und bildete die chemiatriſche Theorie weiter aus, während er ſich als Profeſſor zu Leyden in praktiſcher Beziehung durch die Einführung kliniſcher Vorleſungen und häufige Leichenöffnungen große Verdienſte erwarb. Doch konnte ſich natürlich dieſes chemiatriſche Syſtem in ſeiner Einſeitigkeit und Mangelhaftigkeit nicht lange erhalten. Unter die Reihen ſeiner Gegner ſtellte ſich auch der große Herm. Boerhaave (ſ. d.), geb. 1668, geſt. 1738, welcher als Lehrer wie durch ſeine glückliche Praxis gleichberühmt geworden iſt. Dieſem hochgefeierten, durch humaniſtiſche und naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe ausgezeichneten Manne verdankt die Medicin bedeutende Fortſchritte, und er hat lange Zeit nicht nur in den Niederlanden, ſondern in ganz Europa einen mächtigen Einfluß auf dieſelbe ausgeübt. Nach ſeinem Vorgange bildeten ſich die mediciniſchen Wiſſenſchaften in den Niederlanden immer weiter aus, und die Literaturgeſchichte zählt eine Reihe ſowol ſehr geſchätzter Praktiker als ausgezeichneter Lehrer. Darunter thaten ſich im Verlaufe des 18. und in dem Anfange des 19. Jahrh. hervor, in Leyden: van Royen, der ſehr geſchätzte Patholog Hier. Dav. Gaub, geſt. 1780, Hahn, W. van Doeveren, geſt. 1783, Doſterdijk und Paradijs; in Utrecht: Bleuland; in Gröningen: Thomaſſen a Thueſſink. Gegenwärtig ſind Bernard, Generalinſpector der Geſundheitspflege, Pruys van der Hoeven und Broers zu Leyden, van Maanen zu Amſterdam rühmlichſt zu erwähnen. Die neuerlich verſtorbenen Ärzte Cuypers in Leyden, de Rank in Arnheim, a Roy in Amſterdam und van Stipriaan Luiscius in Delft ſtanden als ausgezeichnete Männer ihres Faches in hohem Anſehen, denen wir von den Lebenden nur Ontyd im Haag beifügen wollen. Noch größere Verdienſte als um die eigentliche Medicin haben ſich die Niederländer um deren Hülfswiſſenſchaft, die Anatomie, erworben. Hier trat ſchon im 16. Jahrh. Andr. Veſalius, aus Brüſſel, geb. 1514, geſt. 1564, als einer der Reformatoren dieſer Wiſſenſchaft auf, der die Galen'ſchen Behauptungen einer ſtrengen Prüfung unterwarf und ſehr gute anatomiſche Abbildungen nach der Natur zeichnen ließ; nächſt ihm iſt aus demſelben Jahrh. der Zootom Volcher Koyter aus Gröningen zu erwähnen. Im 17. Jahrh. bearbeitete Ant. Nuck zu Leyden, deſſen Vorleſungen auch Boerhaave beiwohnte, die Drüſenlehre, und der berühmte Swammerdam (ſ. d.) zu Amſterdam, geſt. 1680, beförderte die Anatomie durch ſeine gründlichen Forſchungen und durch die Erfindung der Injectionskunſt. Nächſt ihm zeichnete ſich in dieſem wie in dem folgenden Jahrh. Fr. Ruyſch (ſ. d.), geb. 1638, geſt. 1731, ebenfalls in Amſterdam, rühmlichſt aus, indem er die Injectionskunſt zur Vollkommenheit brachte und die Anatomie durch viele wichtige Entdeckungen bereicherte. Der leydener Profeſſor Gg. Bidloo, geſt. 1713, verfaßte ein ſich lange in Anſehen erhaltendes Lehrbuch. Beſonders aber erwarb ſich Bernh. Siegfr. Albinus (ſ. d.), aus Frankfurt an der Oder, geſt. 1770, einer der größten Anatomen des 18. Jahrh., welcher 50 Jahre lang zu Leyden lehrte, ſowol durch andere zahlreiche Schriften wie auch durch die genaueſten anatomiſchen Beſchreibungen, wozu ihm Wandelaar ebenſo vortreffliche Abbildungen lieferte, weitverbreiteten Ruhm. Einen ruhmvollen Namen erlangte nicht minder Pet. Camper (ſ. d.), geb. 1722, geſt. 1789, der, als Mediciner und Chirurg gleich ausgezeichnet, auch der Anatomie, namentlich der vergleichenden, ſein fruchtbares Genie widmete. Endlich ſind noch Andr. Bonn in Amſterdam, geſt. 1818, und Eduard Sandifort (ſ. d.) in Leyden zu erwähnen. Als würdigen Nachfolger des Letztern beweiſt ſich deſſen Sohn, Joh. Sandifort, ſowie auch der Profeſſor Schröder van der Kolk in Utrecht zu großen Hoffnungen berechtigt.

Was die Chirurgie anlangt, ſo hat Boerhaave auch auf ſie einen wenigſtens mittelbaren Einfluß ausgeübt. Später wirkten der berühmte Anatom Albinus und der vielſeitige Camper fördernd auf dieſe Wiſſenſchaft ein, ſowie in der neuern Zeit die Niederländer den franz. Chirurgen bedeutende Fortſchritte verdanken. Gegenwärtig wird in Belgien Klupskens, in Holland Logger und Wach-

ter, ferner Hendricksz, ehemals Professor in Gröningen, jetzt praktischer Wundarzt zu Voorburg bei Haag, mit Auszeichnung genannt.

Die erst in späterer Zeit zur besondern Wissenschaft sich gestaltende Pharmacie wurde in den Niederlanden mit Erfolg behandelt. Die vortrefflichen Einrichtungen, welche, nach der Revolution von 1795, zuerst in Holland, später in Belgien den wohlthätigsten Einfluß auf sie gehabt haben, verdankt man vorzüglich Brugmans, der sich in der „Pharmacopoea batava" ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Neben ihm verdienen sowol als Mitarbeiter an dieser Pharmakopöe, wie überhaupt als erfahrene Männer in ihrem Fache der verstorbene Professor zu Gröningen, Driessen, und Vrolick, gegenwärtig Professor zu Amsterdam, einer rühmlichen Erwähnung.

In der Mathematik und den von ihr abhängigen Wissenschaften haben die Niederländer Bedeutendes geleistet. Nachdem sich schon in der Mitte des 16. Jahrh. der Friese Gemma als Mathematiker bemerkbar gemacht, entdeckte der leydener Professor Ludolf van Keulen oder von Köln, aus Hildesheim, gest. 1610, das richtige Verhältniß des Diameters zur Peripherie des Cirkels. Bald darauf machte sich Willebrord Snell, ebenfalls Professor zu Leyden, gest. 1626, berühmt, indem er nicht nur die mathematischen Wissenschaften überhaupt eifrig förderte, sondern insbesondere auch die Optik durch die wichtige Entdeckung der Strahlenbrechung bereicherte und sein glänzendes Genie ebenso der mathematischen Geographie, wie der Astronomie und selbst den Kriegswissenschaften mit Wirksamkeit widmete. Der scharfsinnige Sim. Stevin aus Brügge, der Erzieher des Prinzen Moritz von Oranien, gest. 1633, erwarb sich um die Mathematik, vorzüglich um die Nautik und den Festungsbau, große Verdienste, sowie sich in letzterer Hinsicht nicht minder der fries. Edelmann Menno Coehoorn (s. d.), gest. 1704, auszeichnete, welcher nebst dem Franzosen Vauban, seinem Zeitgenossen, als Begründer der Ingenieurkunst betrachtet werden kann, obgleich er einen von Jenem verschiedenen Weg einschlug. Während eines Decenniums (von 1695 — 1705) gehörte selbst der berühmte Joh. Bernoulli den Niederlanden an, da er in dieser Zeit die Professur der Mathematik zu Gröningen bekleidete. Vor Allen aber glänzte im 17. Jahrh. Christ. Huyghens (s. d.) im Haag, geb. 1629, gest. 1695. Diesem gelehrten Mathematiker verdankte, unter vielen andern wichtigen Entdeckungen, die Astronomie die Verbesserung des Teleskops, und die Mechanik die Anwendung des Pendels bei den Uhren. Im 18. Jahrh. trat Wilh. Jak. s'Gravesande (s. d.) als Mathematiker wie als Philosoph gleich rühmlich auf und hat als Erläuterer des großen Newton namentlich über die Mathematik vortreffliche, in mehre Sprachen übersetzte Schriften hinterlassen. Nach ihm sind der utrechter Professor Hennert und sein Schüler und Nachfolger Beek Calkoen (s. d.) als geachtete Astronomen und Mathematiker zu erwähnen, vorzüglich aber der 1823 als Professor zu Amsterdam verstorbene J. U. van Swinden (s. d.). Letzterer erhielt 1798 unter Napoleon's Herrschaft den Auftrag, über das neue Maß- und Gewichtssystem, wozu das franz. Institut die Concurrenz fremder Gelehrter zugezogen hatte, Bericht zu erstatten. Unter den zahlreichen trefflichen Schülern, die er gebildet, beurkundete der früh verstorbene P. Nieuwland ein ausgezeichnetes Genie. Van Swinden's College in der erwähnten Commission, B. Aeneä, leistete seinem Vaterlande durch die Einführung des neuen Maß- und Gewichtssystems als Generalinspector wichtige Dienste, sowie er nicht minder als Mitglied der Marine- und Schiffahrtscommission viele nützliche Einrichtungen befördert hat. Namentlich hat van Swinden auch kräftig zu den großen Fortschritten der Wasserbaukunst in Holland beigetragen, jener Kunst, welche bei dem immerwährenden riesenartigen Kampfe der Niederländer mit dem benachbarten Meere von so hoher Wichtigkeit für dieselben ist. Von den in diesem Zweige erfahrenen Männern verdienen vorzüglich Brünings (s. d.), Conrad (s. d.), Eckhardt, Blanken und de-

sonders der 1829 verstorbene Goudriaan genannt zu werden. Unter den neuern ausgezeichneten Mathematikern, die sich durch gelehrte Schriften bekannt gemacht haben, sind besonders zu bemerken der vor Kurzem verstorbene General Huguenin und der ehemalige Generalinspector des Genieweſens Krayenhoff (s. d.); ferner: de Gelder, Professor zu Leyden, und van Marum, Secretair der Akademie der Wissenschaften und der Teyler'schen Gesellschaft zu Harlem. Rühmlich eifern ihnen nach Garnier, Professor zu Gent, van Rees, früher Professor in Lüttich, jetzt in Utrecht, und Uylenbroek in Leyden, welcher Letztere auch als Herausgeber handschriftlich zurückgelassener Werke Huyghens' aufgetreten ist. Um die Astronomie haben im Verlaufe der jüngsten Zeit Quetelet in Brüssel, Moll und van Utenhove, Beide in Utrecht, und van Beek in Amsterdam sich verdient gemacht.

Die Physik, in ihren mathematischen Beziehungen, wie wir gesehen, von den Niederländern so eifrig gefördert, verdankt den dort genannten Gelehrten, namentlich Huyghens, auch in ihrem experimentalen Theile vielfache Bereicherungen. Nächst ihnen ist der berühmte Physiker und Mechaniker Corn. Drebbel (s. d.), gest. 1634, als Erfinder des, nachmals vielfach verbesserten, Thermometers zu nennen. Im 18. Jahrh. machten sich der auch als Physiolog bekannte Ant. Leuwenhoek (s. d.) in Delft, gest. 1723, und Nik. Hartsoeker, gest. 1725, um die Verbesserung der Mikroskope und Brillengläser hochverdient; wie Peter van Musschenbroek (s. d.), gest. 1761, nicht minder rühmlich für die Physik gewirkt und mehre scharfsinnige Schriften und Abhandlungen darüber hinterlassen hat. Einer Erwähnung verdient hier gleichfalls noch der als Arzt und Naturforscher geschätzte, 1799 in England verstorbene Joh. Ingenhouß (s. d.) aus Breda, nach welchem die niederländ. Literaturgeschichte in dieser Beziehung keinen ausgezeichneten Namen aufzuweisen hat.

Die einst von Helmont und Boë Sylvius mit vielem Eifer bearbeitete Chemie bietet später keine glänzenden Namen dar. Nach der von dem Franzosen Lavoisier in der Chemie bewirkten Reform legten die Holländ. Chemiker (unter welchem Namen sie bekannt sind) ihre Arbeiten in den „Physiko-chemischen Untersuchungen" (3 Bde., Amst. 1793), sowie in andern spätern Schriften nieder. Von diesen achtungswerthen Gelehrten ist jetzt Paats van Troostwijk zu Amsterdam der einzige noch lebende. Nachmals erhielten sie an van Mons und Parmentier in Belgien würdige Nebenbuhler. Stratingh, Professor in Gröningen, ist jetzt vielleicht der vorzüglichste Chemiker in den Niederlanden.

In Hinsicht auf Naturgeschichte ist die niederländ. Literatur, in Vergleich zu den übrigen sie bearbeitenden Nationen, keineswegs reich zu nennen. Unter den frühesten Schriften aus dem Gebiete dieser Wissenschaft bemerken wir eine „Beschrijving der Aardgewassen (Erdgewächse)" von Abr. Muntinck in Gröningen, gest. 1683. Das von dem erwähnten Anatomen Swammerdam hinterlassene naturgeschichtliche Werk über die Insekten, das er im Mscpt. aus Noth verkauft hatte und das in Boerhaave's Hände gekommen war, gab dieser 1737 heraus. Noch größere Verdienste erwarb sich Boerhaave, welchem die Universität Leyden auch die Professur der Botanik übertragen hatte, um diese Wissenschaft. Später hat vorzüglich der schon erwähnte Brugmans der Naturgeschichte, die lange Zeit in den Niederlanden im Stillstande begriffen blieb, einen neuen Aufschwung gegeben, nachdem schon vor ihm Lefrancq van Berkhey in seiner „Natuurlijke Historie van Holland" ein zwar nur populaires, aber erwähnungswerthes Werk geliefert hatte. Im Verlaufe des 19. Jahrh. haben sich der Botaniker J. Kops, als Verfasser einer „Flora Batava", sowie der thätige Ornitholog C. J. Temminck in Amsterdam rühmlich hervorgethan. Reinwardt, Professor in Leyden, hat sich um die Naturgeschichte und insbesondere um die Botanik sowol

durch seine gelehrten Untersuchungen als durch seine ergebnißreiche Reise nach Indien große Verdienste erworben. Der Zoologie widmet sich mit vielem Eifer der Bruder des obengenannten Arztes, van der Hoeven, Professor in Leyden.

Die Philosophie wurde von den Niederländern mehr im historischen und die Erläuterung der verschiedenen philosophischen Systeme bezweckenden Sinn als auf eigenthümliche schöpferische Weise bearbeitet; doch haben sie dagegen den großen Spinoza aufzuweisen. Nachdem schon im 15. Jahrh. Agricola in seinem Werke „De inventione dialectica" die logischen Begriffe zu läutern gesucht, und der große Erasmus im folgenden als Moralist, wenn auch mehr satirisirend, und als Bekämpfer der Unwissenheit und des Aberglaubens aufgetreten war, bestrebte sich der als Philolog ausgezeichnete Lipsius, den vernachlässigten Stoicismus wieder in Ansehen zu bringen. Nach ihm trugen der als Mathematiker genannte Stevin und der leydener Professor F. Bargersdijk, Letzterer ein Schüler des Franzosen Duplessis-Mornay, durch ihre Schriften, Ersterer besonders durch seine „Dialectike ofte Bewysconst", Letzterer durch die „Dialectica" und die „Ideae oeconomicae et politicae doctrinae" wesentlich zur Erleuchtung ihrer Zeit bei, in welcher Hinsicht hier gleichfalls die großen Verdienste Hugo Groot's nicht unerwähnt zu lassen sind. Indessen hatte der berühmte franz. Philosoph Descartes sein System bekannt gemacht und neben vielem Widerspruch eine große Menge Anhänger gefunden. Die Zahl der letzteren war besonders in den Niederlanden, wo er sich von 1629 — 49 aufhielt und die meisten seiner Schriften ausarbeitete, außerordentlich groß, sowie sich der Einfluß der Cartesianischen Philosophie bis auf den heutigen Tag daselbst geltend gemacht hat. Unter seinen Anhängern machten sich gleich anfangs bemerkbar: Adr. Heereboord, Professor der Philosophie zu Leyden, gest. 1659, Arn. Geulinx, gest. 1669, Burchard de Volder, gest. 1709, besonders auch der Westfriesländer Balthasar Becker (s. d.), der in seiner Schrift „De betoverde Weereld" den theologisch und juristisch furchtbar gemisbrauchten Glauben an Zauberei und Hexerei kühn bekämpfte, und welchem in Bezug auf dieses Streben noch van Heemskerk, Jonktys und van Dale beizufügen sind. Lambert Velthuysen dagegen trat als Anhänger und Vertheidiger des engl. Philosophen Hobbes auf. Gleichfalls mit dem Studium der Cartesianischen Philosophie beginnend, schuf sich Baruch (Benedict) Spinoza (s. d.), ein edler Jude aus Amsterdam, geb. 1632, gest. 1677, seine eigne Bahn, indem er in seinem mit strenger Consequenz durchgeführten System einen formalen Pantheismus lehrte. Den heftigsten Verfolgungen seiner eigenen Glaubensgenossen ausgesetzt und bis heute noch von Vielen als Atheist verschrieen, hat er doch, namentlich bei den Franzosen und Engländern, zahlreiche Verehrer und Anhänger gefunden, sowie man ihn in der neuesten Zeit immer gerechter beurtheilt und gewürdigt hat. In den Niederlanden, wo er nur wenige Anhänger fand, zeichnete sich unter der Zahl seiner Gegner auch der obengenannte s'Gravesande aus, welcher in seiner „Introductio ad philosophiam, metaphysicam et logicam" ihn und Hobbes mit vielem Scharfsinn zu widerlegen suchte. Unter den übrigen durch verschiedenartige philosophische Schriften bekannt gewordenen Gelehrten des 18. Jahrh., wozu unter Andern Engelhardt, Allard Hulshoff, Cras, Kemper, van der Voort und der einen langen Zeitraum hindurch thätige Prof. zu Leyden, Dyon. van de Wijnperssе, zu zählen sind, werden der Bearbeiter des Natur- und Völkerrechts, Elias Luzac, der auch in seiner Schrift: „Der Mensch mehr als eine Maschine", als geistreicher Widersacher des Materialisten de Lamettrie auftrat, sowie der Name des Anthropologen Ockerse mit vieler Auszeichnung genannt. Vorzüglich aber vermehrte der große Philolog Hemsterhuis seinen Ruhm auch auf dem Gebiete der Philosophie, indem ihm seine mit Geist und Eleganz geschriebenen „Dialogen" den Namen des holländ. Plato, den er sich zum Vorbilde genommen

zu haben ſcheint, erwarben. Er hat namentlich einen großen Einfluß auf die Äſthetik ausgeübt, über welchen Theil der Philoſophie nach und nach vielfache, mehr oder weniger ausgezeichnete Abhandlungen erſchienen ſind. Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß Kant's Kritik auch in den Niederlanden, oder vielmehr faſt in dieſen allein, eine meiſt günſtige Aufnahme fand. Als Anhänger deſſelben traten Servaas, Deiman, Le Roy, van Boſch, Kinker und vorzüglich Paulus van Hemert auf, während van de Wijnperſſe und Feith, ſpäter auch Wyttenbach, ſich als Gegner bemerkbar machten. Die dadurch angeregten philoſophiſchen Streitigkeiten, die aber hier nicht ſo lange wie in Deutſchland dauerten, endigten und entſchieden ſich endlich damit, daß man den auf die Kant'ſche Philoſophie geſtützten Arbeiten Hemert's und vielleicht noch mehr Kinker's gerechte Anerkennung widerfahren ließ. Einen ganz verſchiedenartigen, doch hier zu erwähnenden Gegenſtand handelte Borger (ſ. d.) in der von der harlemer Societät gekrönten Preisſchrift „De mysticismo" ab. Neuerlich ſcheint der von Hemſterhuis und nächſt dieſem von Wyttenbach angeregte philoſophiſche Geiſt überwiegend hervorzutreten, in welcher Hinſicht das für Philologie und Philoſophie gleich fruchtbare Werk des ſchon erwähnten van Heusde: „Initia philosophiae Platonicae" (1827 fg.) in großem Anſehen ſteht. Unter den jüngern philoſophiſchen Gelehrten iſt der Profeſſor Schröder zu Utrecht auszuzeichnen.

Die Geſchichte iſt von den Niederländern keineswegs vernachläſſigt worden, doch haben ſie mehr die Geſchichte ihres Vaterlandes bearbeitet. Das erſte große Werk iſt eine Geſchichte der Niederlande von Veldenaer, welches zu Utrecht im J. 1480 erſchien. Ihm folgten über hundert Jahre nachher zwei andere Geſchichtswerke, welche ihm gleichkamen, ja es noch übertrafen. Pieter Chriſtianz. Bor, Hiſtoriograph der holländ. Staaten, und Eman. van Meteren, Kaufmann in Antwerpen, beſchrieben die Unruhen dieſer Länder ſeit der Herrſchaft des Hauſes Burgund. Beide Werke (die Angaben des erſteren gehen bis 1600, wo es erſchien, die des letzteren bis 1612), welche voneinander ganz unabhängig erſchienen, ſind bis auf unſere Zeiten geleſen und zu Rathe gezogen worden, was ſie durch ihre Genauigkeit und Sorgfalt verdienen. Nach der Gründung der Republik ziehen die beiden innig befreundeten Zeitgenoſſen Hooft (ſ. d.) und Grotius unſere Blicke auf ſich, die in ihren geſchichtlichen Werken wahrhaft Ausgezeichnetes leiſteten. Unter den zunächſt folgenden Hiſtorikern, die ihnen, Brandt ausgenommen, weit nachſtehen, iſt Kasp. Barläus als Verfaſſer der „Rerum per octennium in Brasilia et alibi gestarum sub praefectura Joh. Mauritii historia" (1647) zu nennen; beſonders aber Gerard Brandt, Hooft's Schüler und Panegyriſt, welcher eine „Historie der Reformatie" (4 Bde., 1657) und eine muſterhafte „Biographie des Admirals van Ruiter" herausgab. Pieter Valkenier entwarf unter dem Titel „Verward Europa" ein lebendiges Gemälde von dem Zeitalter Ludwig XIV., und der frieſ. Edelmann van Aiſtema machte ſich in den „Zaken van Staat en Oorlog" (1650) um die Geſchichte und Diplomatik der Republik verdient. J. Leclerc lieferte eine „Geſchichte der Vereinigten Provinzen bis zum Frieden von Utrecht" ſowol in franz. als holländ. Sprache (1723 und 1730), die nachmals von deſſen Sohne bis 1751 fortgeſetzt wurde, ſowie Ger. van Loon eine „Aloude Historie van Holland", und ſein großes Werk über die niederländ. hiſtoriſchen Münzen, das von dem thätigen Quellenforſcher van Mieris und in der neueſten Zeit auf Veranſtaltung des Inſtituts fortgeſetzt wurde. Als einen würdigen Nachfolger Hooft's und Brandt's bewies ſich jedoch erſt Jan Wagenaar wieder, deſſen „Vaderlandsche Historie" (20 Bde.) die holländ. Geſchichte von den älteſten Zeiten an bis 1751 umfaßt und durch Klarheit und Genauigkeit höchſt ausgezeichnet iſt. Zwar hat auch dieſes Geſchichtswerk mehre Fortſetzer gefunden, doch ſind ihre Arbeiten ſehr verſchieden ausge-

fallen. Um dieselbe Zeit schrieb S. J. van der Vynckt, Mitglied des flandr. Rathes, zwei schätzenswerthe Werke in franz. Sprache: „Examen historique des gouvernemens des Pays-Bas depuis 1740", und „Histoire des troubles des Pays-Bas", während sich Simon Stijl aus Harlingen in Friesland als trefflichen Geschichtsforscher in der Nationalsprache bewährte und in seinem „Opkomst en Bloei der Vereenigde Nederlanden" (1774), worin er das glückliche Gedeihen der ehemaligen Republik in dessen Ursachen entwickelte, seine tiefen und vielseitigen Kenntnisse an den Tag legte. Einzelne Theile der niederländ. Geschichte wurden von dem geldernschen Historiographen Bondam, den Staatsmännern van de Spiegel und J. Meerman, sowie dem leydener Professor J. W. te Water bearbeitet, welchem Letzteren man in dem sehr geschickt abgefaßten Abriß des Wagenaar das beste Handbuch über die Geschichte der vereinigten Provinzen verdankt; A. Kluit, gleichfalls Professor zu Leyden, erwarb sich durch seine: „Historia critica comitatus Hollandiae et Zeelandiae" (4 Bde. 4.) und die „Geschiedenis der Hollandsche Staatsregeering" (5 Bde. 8.), van Wijn durch die „Historische Avondstonden", das „Huiszittend Leven" und seine Supplemente zu Wagenaar den Ruf eines guten historischen Schriftstellers, worauf gleichfalls Scheltema, van Kampen, Bosscha, van Capelle, de Jonge in Holland, sowie Dewez in Belgien Anspruch haben. Van der Palm stellte sich durch die „Gedenkschrift van Nederland's Verlossing" (1814) an Stijl's Seite. Endlich ist noch das große von dem berühmten Bilderdijk im Mscpt. zurückgelassene Werk, das gegenwärtig von H. W. Tydeman zu Leyden herausgegeben wird, die „Historie des Vaderland's" (10 Bde. 8.) zu erwähnen, ein Werk, das um so merkwürdiger erscheint, als B.'s Anschauungsweise von der Wagenaar's ganz verschieden, und darin das System der beiden Parteien, welche die Republik theilten, mit Meisterhand gezeichnet ist. Was die gehaltvollen, die Kenntniß der alten Geschichte sehr fördernden Arbeiten der Niederländer betrifft, so ist hier vor Allem auf ihre gelehrten Philologen zu verweisen. Unter diesen haben sich als eigentliche Geschichtsforscher vorzüglich Bonav. Vulcanius, gest. 1614, und Perizonius (s. d.) hervorgethan. Gleichzeitig mit Letzterm trat Jak. Basnage, Antistes der wallonischen Gemeinde im Haag, als Verfasser trefflicher, in franz. Sprache abgefaßter Arbeiten über die Geschichte des jüd. Volkes auf, sowie später, von 1792 an, Martin Stuart sein großes Werk „Romeinsche Geschiedenis" in 30 Bänden herausgab. In Hinsicht auf allgemeine Geschichte sind die rühmlichen Bestrebungen, welche schon im 17. Jahrh. Joh. Cluwer und der thätige Zuer. Borhorn an den Tag gelegt haben, nicht zu übergehen. Der humanistisch gebildete Flamländer Auger Ghislen Busbecq (s. d.), gest. 1592, hat viele Beiträge zur Kenntniß der Türkei und geheimeren Geschichte Frankreichs geliefert, und dem sorgfältigen Ostfriesen Ubbo Emmius, gest. 1625, verdankt man eine erst 1732 herausgegebene „Historia nostri temporis". Desgleichen gaben Dav. van Hoogstraten und J. L. Schuer ihr „Groot algem. hist. Woordenboek" (8 Bde., Fol., Amst. 1733) heraus. Großen wissenschaftlichen Werth haben besonders die umfangreichen Werke Ysbrand van Hamelsveld's, geb. 1743, gest. 1812, „Algemeene Geschiedenis der christelijke Kerk" (20 Bde.), und des gelehrten Theologen Hermann Muntinghe's „Geschiedenis der Menschheid naar der Bybel" (11 Bde.), welche beide ganz am Ende des 18. Jahrh. erschienen. Außer den Werken Ypey's und Dermont's muß hier auch der trefflichen kleinen Schriften gedacht werden, welche der reformirte Prediger Brocs in Amsterdam über verschiedene kirchengeschichtliche Materien herausgegeben hat. Schließlich führen wir noch die 1815 von der Akademie der Wissenschaften zu Harlem gekrönte Abhandlung Borger's „De Historia pragmatica" an. Was den historischen Unterricht auf Schulen und Universitäten betrifft, so steht Holland gegenwärtig auch darin an-

dern Ländern nicht zurück, und namentlich sind in Bezug auf die ältere Geschichte die Verdienste van Heusde's in Utrecht hervorzuheben.

Die Geographie und Statistik wurden bei den Niederländern weniger bearbeitet, dagegen haben sie große Verdienste um die Geographie mittels ihrer Entdeckungsreisen. Dies ist auch der Fall in Ansehung der eifrigen Bemühungen, welche sie sich um Verfertigung von bildlichen Erd- und Himmelskugeln, sowie ganz besonders um Darstellung und Vervollkommnung der See- und Landkarten gegeben. In letzterer Hinsicht erfand schon 1541 Gerard Mercator (s. d.) die neue Projectionsmethode, nach welcher Karten mit wachsenden Meridian- und unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet wurden. Der bekannte Friese Gemma begann bereits um dieselbe Zeit Landkarten nach jetziger Art zu stechen und lieferte Weltkarten mit den neuen Entdeckungen in Ost- und Westindien. Im 17. Jahrh. waren die Erd- und Himmelsgloben, welche die Gebrüder Wilh. und Joh. Janssen Blaeu in Amsterdam verfertigten, weit und breit berühmt, sowie der aus jener Kunststätte hervorgehende Atlas schon 616 Karten enthielt. An die Genannten reihen sich unter den vielen spätern Verbesserern und Darstellern guter Landkarten die Namen eines Visscher, Covens und du Mortier an. Als Verfasser einer wissenschaftlich geordneten Geographie trat im 16. Jahrh. Abrah. Ortel aus Antwerpen, gest. 1598, mit einem „Theatrum orbis terrarum" hervor. Zahlreichere Bearbeiter fand die Geographie der Alten, von denen Pet. Berts aus Flandern mit einem „Theatrum geographicum veterum" (2 Bde., Fol., 1618) sich bemerkbar machte, sowie ein Jahrhundert später der gelehrte Orientalist Reland das noch heute in verdientem Ansehen stehende Werk „Palaestina ex vet. monumentis illustr." (Utr. 1714) herausgab. In Bezug auf mathematische Geographie stellte der große Mathematiker W. Snellius scharfsinnige Untersuchungen über Gradmessung und Größenbestimmung der Erde an und legte die Resultate derselben in dem zu Leyden 1617 erschienenen Werke „Eratosthenes batavus" nieder. Den hauptsächlichsten Gewinn aber verdankt die Geographie den großen Seereisen der Niederländer, mit deren Hülfe sie im 17. Jahrh. diese Wissenschaft ansehnlich bereichert haben. Wir erinnern nur an die kühnen Fahrten, welche von Barends, van Heemskerk u. A. nach dem Norden unternommen wurden, sowie an die noch häufigern und gewinnreichern eines Lemaire, Schouten, Hertoge und Tasman nach dem asiat. Archipel und weiter, die zu der Entdeckung Neuhollands, Neuseelands und der Freundschaftsinseln führten. Aus Asien zurückkehrend, gab Joh. Nieuwhof 1664 eine Beschreibung von China heraus, wohin er als Gesandter gegangen war. Baldeus u. A. lieferten Beschreibungen der Südküsten Asiens. Die Reisen Schouten's in Ostindien, Dapper's nach Asien und Afrika, ferner die des Missionars Valentijn, welcher nach Amboina ging und so viele neue Aufschlüsse über den ind. Archipel verbreitet hat; van Bosman's Reise an den Küsten von Guinea, sowie die de Bruyn's auf dem Festlande Asiens, alle diese und so viele andere großartige Unternehmungen, wozu auch die Herausgabe des großen 1705 erschienenen Werkes von Nik. Witsen, „Noord- en Oost-Tartarije", hinzuzufügen, nöthigen uns, den Holländern in Bezug auf Geographie eine glorreiche Wirksamkeit zuzugestehen. Von neuern Entdeckungsreisen sind besonders die von Haafner und des Contreadmirals Corn. de Jong zu erwähnen. In Bezug auf Statistik sind die Niederlande, obgleich schon durch die sogenannten Elzevier'schen Republiken, eine Sammlung kleiner Schriften zur Staatenkunde in 62 Sedezbändchen, für diese Wissenschaft gewirkt wurde und später de Luca in der „Descriptio orbis etc." (Leyd. 1655) und Everh. Otto in den „Primae lineae notitiae Europae rerum publicarum" (Utr. 1762) eine wissenschaftliche Behandlung derselben versuchten, doch erst später dem Vorgange anderer Nationen nachgefolgt. Namentlich hat erst der leydener Professor Kluit

diese Wissenschaft von ihrer speciellen und systematischen Seite für den akademischen Unterricht bearbeitet, nachdem er zuvor im Auslande sich tiefere Einsichten darüber verschafft und die ihm brauchbar scheinenden Materien gesammelt hatte. Sein Beispiel ist nicht ohne Einfluß geblieben, sodaß gegenwärtig auch der Unterricht in der Statistik in Holland mit regsamem Eifer betrieben wird.

Auf die Staatswissenschaften konnte die für freisinnige Behandlung der Politik so folgenreiche niederländ. Staatsumwandlung nur höchst günstig einwirken. Joh. Althusen, gest. 1638, erklärte sich in seinem Werke „Politica methodice digesta" für die Majestät des Volkes, und gleiche Gesinnungen legte nachher Zuer. Boxhorn in mehren Schriften an den Tag. Von dem freisinnigen Vertreter der Menschenrechte Hugo Grotius gehört besonders das „Parallelon rerum publicarum" hierher, welches der Zeit seiner Erscheinung nach höchst merkwürdig zu nennen ist. Besonders aber übertrifft das im 18. Jahrh. in der Nationalsprache erschienene Werk Elias Luzac's „Holland's Rijkdom" (4 Bde. 1780) Alles, was bis dahin vielleicht in irgend einem Lande über diese Materie zu Tage gefördert wurde. Nicht dasselbe kann von der nachfolgenden Zeit gesagt werden, wo die staatswissenschaftlichen Arbeiten, welche in Deutschland, England und Frankreich erschienen sind, Holland in Schatten stellten. Nur erst in Berücksichtigung solcher Vorbilder und der dort ausgesprochenen Grundsätze fangen die Niederländer an, wieder eine Bahn zu betreten, auf welcher Luzac nur wenige, ihm nicht gewachsene Nachahmer gefunden. Nach einer Menge von Broschüren, an Stoff und Werth höchst verschieden, nimmt der Graf Gijsbert Karl van Hogendorp (s. d.) die erste Stelle ein. Außerdem ist hier auch auf die vielen, oft trefflichen Verhandlungen und Erörterungen über hierher gehörende Gegenstände in den verschiedenen gesetzberathenden Kammern, wie sich solche seit 1795 gefolgt sind, ganz besonders aber unter dem jetzigen Königthume, sowie nicht minder im Königreiche Belgien, hinzuweisen.

Vergebens suchen wir in den Zeiten des holländ. Freistaats die Spuren jener Beredtsamkeit, die sich in den Republiken der Alten auf so hohen Gipfel emporschwang. Ein Hauptgrund davon mag der Mangel an Öffentlichkeit in Bezug auf parlamentarische Verhandlungen sein, welche den aristokratischen Häuptern der Republik wol ebenso hinderlich und unzulässig erscheinen mochte wie dem absoluten Monarchismus. Überdies erstrebte man in den Niederlanden ja nur vornehmlich die Unabhängigkeit von dem Joche, womit es der span. Despotismus, sowie die Herrschaft der katholischen Kirche umspannt gehalten. Außerdem ließ man das Alte fortbestehen und fügte nur etwa so viel hinzu, als das Wesen der Föderation nothwendig erheischte. Nicht mindere Hindernisse stellten sich der Beredtsamkeit auf der Kanzel und in den Gerichtsstätten entgegen, wohin namentlich zuerst die lange Zeit überwiegende Herrschaft der lat. Sprache, später die von gräulichem Barbarismus entstellte Landessprache selbst und das todte Formenwesen im Gerichtsstyl gehören. Ein eigentliches Aufleben dieser wissenschaftlichen Kunst zeigte sich erst in den letzten Zeiten des 18. Jahrh., wo es van der Palm, geb. 1760, gelang, sich den Namen eines wahrhaft großen Kanzelredners zu erwerben, wie er sich auch durch andere nicht religiöse Reden, wozu er als Mitglied des Instituts und Sprecher des Unionsordens unter dem König Ludwig Napoleon vielfache Gelegenheit fand, nicht minder groß gezeigt hat. Sein Beispiel ist nicht unbefolgt geblieben, und Holland zählt jetzt mehre gute Kanzelredner, wenn auch keiner sich bis zu van der Palm emporschwang. Was die Beredtsamkeit auf der Tribune anlangt, so verdankt sie dem Jahre 1795 in Holland ihren Ursprung. Als politische Redner in der Nationalversammlung der batavischen Republik glänzten Simon Stijl, Schimmelpenninck, Ockerse, vor allen Jak. Kantelaar. Die zweite Versammlung der Generalstaaten der Niederlande (denn die Öffentlichkeit der gesetzberathenden Kammern war unterdessen unterbrochen worden) hat einen

Kemper, van Hogendorp, d'Escury de Heusenoord und viele andere ausgezeichnete Redner bekannt werden lassen.

Die ältesten Denkmäler niederländ. Dichtkunst sind, außer den Minneliedern, welche dem Herzoge von Brabant, Johann I., gest. 1290, zugeschrieben werden, die Reimchroniken des Jakob van Maerlant, gest. 1300, des brabant. Edelmanns Jan van Helu, und des Melis Stoke, gest. 1305, eines Mönches aus dem Kloster Egmond. In diesen Chroniken, wie auch in den übrigen, meist dem Französischen nachgebildeten Dichtungen Maerlant's, worunter selbst eine Geschichte Alexander des Großen und des trojan. Krieges, spricht sich die episch-didaktische Richtung aus, welche dem holländ. Ernste mehr als die bloßen Spiele der Phantasie zuzusagen schien, und welche sich darum auch in den nächstfolgenden Jahrhunderten noch geltend gemacht hat. In das 14. Jahrh. gehören, nächst mehren Romanen aus dem Sagenkreise Karl des Großen oder des Artus, eine Menge Nachahmungen der oben angeführten Chroniken, wie die Lodewijc van Velthem's und des Stadtschreibers von Antwerpen, Niclaes de Clerc, welche aber ihren Vorgängern weit nachstehen. Dagegen verfaßte Jan de Clerc, ebenfalls aus Antwerpen, außer mehren andern Dichtungen von weit geringerm Werthe, unter dem Titel „Lekenspieghel" (1326—30) ein in klarer und kräftiger Sprache geschriebenes Belehrungsbuch für die Laien, unter dessen ebenfalls zahlreichen Nachahmungen wir nur das mittelmäßige Werk des Jan de Weert „Nieuwe doctrinael" (1451) nennen wollen. In der Folge gesellte sich zu den Poesien ernsterer Gattung und den verschiedenen Büchern moralischer und ascetischer Tendenz auch der Witz und die Satire, in welcher Hinsicht der aus ältern Zeiten überlieferte „Reintje de Vos" (1479) auch von den Niederländern mit großem Interesse aufgenommen ward. Überhaupt ward um diese Zeit die Poesie mit großer Vorliebe getrieben, und es bildeten sich die Kammern der Rederijker oder Sängerschulen zur Übung der Reimkunst, die sich im 16. Jahrh. immer weiter ausbreiteten. Ihre Mitglieder, die Meistersänger oder Rederijker, welche ihre eigne Zunftverfassung hatten, zeichneten sich besonders durch Beförderung lauterer religiöser Meinungen und rechtlichen Bürgersinnes aus, weshalb auch Herzog Alba ihre Vereine aufhob. Verdienste um die Dichtkunst möchten in dieser Zeit selbst den bessern unter ihnen, von denen Edu. van Deene, Matthias de Castelleyn, Verfasser einer „Cunst van rhetoriken" (Gent 1555), Claas van Rijssele, Cornel. van Ghistelen, Jan Bapt. Houvraert, die beiden Heyns (Vater und Sohn) zu nennen sind, kaum zugestanden werden können, während hingegen die Nonne Anna Bijns zu Antwerpen, wiewol sie ihre bigotten Ansichten bis zu den härtesten Schmähungen gegen die protestantische Kirche verleiteten, von ihren Zeitgenossen wegen ihrer „Refereynen" mit der Sappho verglichen worden ist und in der That auch dichterisches Talent beurkundet hat. Ein Verein von wirklichen Dichtern ging erst aus der 1517 zu Amsterdam gestifteten Kammer der Rederijker in liefde bloeijende (in blühender Liebe) hervor. An der Spitze dieser ersten Dichterschule, deren Streben es war, in einer veredelten kräftigen Sprache sittlich-religiöse Belehrung unter ihren Landsleuten zu verbreiten, glänzte vor Allen Dirk Volkertszoon Coornhert aus Amsterdam, geb. 1522, gest. 1590, und nächst ihm Filips van Marnix, Herr von St.-Aldegonde aus Brüssel, geb. 1538, gest. 1598. Beide führten, der Erstere besonders durch Lehrgedichte und theologische Schriften, der Letztere durch seine Volkslieder, und den als erstes Hauptwerk im prosaischen Style ausgezeichneten „Bijenkorf" (Bienenkorb), eine neue Ära für Poesie und Prosa herbei. An sie reihen sich als echte Typen des holländ. Charakters, die ihr im Handel wohlerworbenes Vermögen zur Aufmunterung der Nationalliteratur verwendeten und diese durch eigne Schriften bereicherten, Hendrik Lorenzz. Spiegel, gest. 1612, und Roemer Visscher, gest. 1625, welcher Letztere selbst seine beiden Töchter, Maria und Anna, zu Dichterinnen heranbildete. Im 17. Jahrh.

tritt uns zuerst der Koryphäe der niederländ. Literaturgeschichte, Pieter Corneliszoon Hooft (s. d.), geb. 1581, gest. 1647, entgegen, ebenfalls ein Hauptführer jener Gesellschaft der Redner. Außer seinen schon geschilderten Verdiensten um Sprache und Geschichte, hat er auch in der Poesie, worin er sich so vielseitig auszeichnete, einen großen Aufschwung bewirkt. Die höchste Vollendung aber erreichte die niederländ. Poesie des 17. Jahrh. durch Joost van der Vondel (s. d.), geb. 1587, gest. 1679, welcher dieselbe durch metrische Übersetzungen aus den Classikern und der Psalmen, durch seine trefflichen lyrischen Gesänge, wie durch Elegien, Heroiden, Briefe und Satiren bereichert hat. Beiden, sowol Hooft als Vondel, verdankt nicht minder das Drama sein schnelles Erheben. Unter den übrigen Dichtern dieses Jahrh. haben sich als Lyriker ausgezeichnet: Laurens Reaal, gest. 1637, J. Antonides van der Goes, gest. 1681, und Joach. Oudaan, gest. 1692, beide auch als Tragiker und beschreibende Dichter bekannt; ferner Heym. Dullaert, gest. 1684, der ebenfalls als Elegiendichter und Satiriker schätzbar ist, Jerem. de Dekker (s. d.), gest. 1666, und Jan van Broekhuisen (s. d.), gest. 1707. Ihnen schließt sich der in fries. Mundart dichtende Gijsbert Japix, geb. 1603, gest. 1666, an, dessen den besten holländ. Mustern nachgebildete lyrische und elegische Gedichte unter dem Titel „Fris. Rimlarije" (1668, 4.) erschienen sind. Unter den Lehrdichtern sind Dirk Pers, gest. 1650, und Constant. Huygens, gest. 1687, mit Auszeichnung zu nennen. Als Meister in der heitern Erzählung und Allegorie that sich der Seeländer Jak. Cats (s. d.), gest. 1660, hervor, nach dem sich auch Jan van Someren, gest. 1676, bildete. Geistliche Lieder, deren selbst von dem für wahre Religion entflammten Hugo Grotius vorhanden sind, haben Dirk Rafelsz. Kamphuisen, gest. 1627, und der als Verfasser des „Kruistriomph" berühmte Joh. Vollenhove, gest. 1708, gedichtet; sowie Jak. van Westerbaen, der auch wohltönende Beschreibungen geliefert, als rhythmischer Übersetzer der Psalmen bekannt ist. Reinier Anslo, gest. 1669, hat sich besonders durch seine meisterhafte Darstellung der neapolitan. Pest berühmt gemacht, während Dan. Jonctys, gest. 1654, als erotischer Sänger, und Will. van Fockenbroch, gest. 1695, als Verfasser burlesker Gedichte auszuzeichnen sind. Um Verbreitung eines guten Geschmacks hat nach Vondel dessen Nachahmer und Lobredner, Jan Six, gest. 1700, die meisten Verdienste in diesem Jahrh., dem auch die Dichterin Eliz. Koolaert, geb. Hoofman, der für das Vaterland begeisterte Lyriker Lukas Schermer, gest. 1711, und der Idyllendichter J. Bapt. Wellekens, gest. 1726, angehören. Das 18. Jahrh. ist gleichfalls nicht arm an Dichtern, wenn auch die dichterische Regsamkeit nicht mehr so lebendig blieb, und die Sprache sich schon seit dem Ende des vorigen Jahrh. nicht mehr so rein erhielt. Besonders bemerkbar ist jetzt die Hinneigung zu epischen Productionen, sowie die Nachahmung franz. Vorbilder. In letzterer Hinsicht verdient vorzüglich Sijbrand Feitama, gest. 1758, der als Übersetzer des „Télémaque" und der „Henriade" auftrat, angeführt zu werden; unter seinen Nachfolgern zeichnete sich Arn. Hoogvliet, gest. 1763, durch beschreibende und religiös-historische Gedichte, z. B. „Abraham de Aartsvader", aus, sowie auch P. Langendijk, gest. 1756, und Frans van Steenwijk, gest. 1772, historische Stoffe dichterisch bearbeiteten. Die beiden Brüder, Willem, gest. 1758, und Onno Zwier van Haren (s. d.), gest. 1779, welche nicht minder als Prosaisten geachtet sind, haben, Ersterer in seinem romantischen Epos „Gevallen van Friso", Letzterer in dem vaterländ. Epos „De Geuzen", ihr Talent für diese Gattung der Poesie beurkundet. Außer den Genannten hat das 18. Jahrh. auch viele gute Lyriker und Didaktiker aufzuweisen, und in dem Landmann Hubert Cornelisz. Poot, geb. 1689, gest. 1733, selbst einen ausgezeichneten Naturdichter. Wir nennen besonders Jak. Bellamy (s. d.), gest. 1786, der den Gebrauch reimloser Verse einführte; Rhynvis Feith (s. d.), gest. 1824, welcher in seinen Oden und Gedichten die alten vaterländischen Classiker zum

Vorbild nahm und mehre gute Trauerspiele für die Bühne lieferte, mit seinen Romanen aber verunglückte; ferner den vielversprechenden, zu früh, 1794, verstorbenen Pieter Nieuwland, sowie den durch seine religiös-lyrischen Gedichte ausgezeichneten Hier. van Alphen, gest. 1803, dessen „Sterrenhemel", „Victoriezang der Hollandsche Matrosen" und treffliche „Gedichten voor Kinderen" hochgepriesen werden. Unter den Frauen haben sich als Dichterinnen hervorgethan: Lucret. Wilhelm. van Merken, verehelichte Winter, gest. 1789, besonders durch ihre historischen Gedichte, wie „David", „Germanicus", und das Lehrgedicht „Nut d. Tegenspoeden", sowie durch ihre Verdienste um das Drama und durch ihr Streben, Geschmack und Kunstsinn zu läutern; ferner Eliz. Bekker (s. d.), verehelichte Wolff, gest. 1804, und deren Freundin Agathe Deken (s. d.), gest. 1804. Die beiden Letztern traten namentlich als Volksdichterinnen auf; nächstdem haben sie aber auch als Verfasserinnen lehrreicher Jugendschriften und durch ihre guten Romane verdienten Ruhm geerntet. Auch das 19. Jahrh. ist in den Niederlanden schon reich an poetischen Erzeugnissen. Den Preis hat wol vor allen der kühne und kräftige Willem Bilderdijk (s. d.), gest. 1831, davongetragen, indem er als Lyriker, Erzähler, Lehrer und Tragiker ebensowol Fremdes geistreich bearbeitet, als auch mit zahlreichen eignen dichterischen Erzeugnissen die schöne Literatur seines Vaterlandes bereichert hat. Nächst ihm sind mit Auszeichnung zu nennen, als Lyriker: J. Kinker, der originelle Fr. Helmers, gest. 1813, die Brüder Hendr. und Barend Klijn, H. A. Spandaw, Cornelis Loots und der vielbeliebte Hendr. Tollens; als Elegiker: Ad. Simons und Elias Borger, gest. 1820; als Idyllendichter: Adr. Loosjes, gest. 1817, auch als Tragiker und Prosaist bekannt; sowie der in seinen beschreibenden Gedichten deutsche Muster nachahmende B. H. Lulofs. Ihnen fügen wir der Vollständigkeit wegen noch Folgende hinzu: Piet. van Winter, Joh. Meerman, van Walree, Wiselius, Madame Bilderdijk, van Hall, Schenk, Messchert, Witsen-Geysbeck, van Halmael, van's Gravenweert, Thöne, Withuis. Mit vielversprechenden Hoffnungen sind Isaak da Costa und der noch sehr junge Jak. van Lennep aufgetreten.

Das Drama hatte seine ursprüngliche Quelle auch hier wie anderwärts in den geistlichen Mysterien, an deren Stelle nach und nach die weltlichen mit dem Harlekin belebten Moralitäten traten. Die Rhetoriker waren die Verfasser der bald satirischen, bald im gemeinsten Volksstyl sich bewegenden Possenspiele. Gerbrant Adr. Brederode, gest. 1618, gab den letztern zuerst eine regelmäßige Gestalt und kann hier als Begründer des anfangs freilich nur in grober Natürlichkeit fortdauernden Lustspiels betrachtet werden, wie sich dasselbe auch von dem Arzte Sam. Coster in Bezug auf das Trauerspiel sagen läßt. Des Letztern Trauerspiele sind wenigstens schon mittelmäßig zu nennen. In nicht langer Zeit darauf bearbeiteten der die Alten nachbildende Hooft und der seine Stoffe mehr aus der Bibel und vaterländischen Geschichte entlehnende Vondel, das Drama mit Meisterhand. Vondel's Vorgange folgten Dubaan und Antonides van der Goes, während Jan Vos, gest. 1662, in seinen Trauerspielen durch das Romantisch-Schauerliche mehr die große Menge anzuziehen suchte. Nach diesen machte sich der für die Selbständigkeit der niederländ. Dichter sehr verderbliche Einfluß der franz. Schule bemerkbar. Zu deren Anhängern gehörten namentlich Adr. Pels, Luk. Rothgans, gest. 1710, die, mit dem Namen holländ. Sappho bezeichnete, Katharine Lescaille, geb. 1649, gest. 1711, S. Feitama, zum Theil auch Thierry Buisero, gest. 1721, wiewol dieser die Vorbilder seiner Tragödien, Komödien und Singspiele auch dem classischen Alterthum entnahm. Als Komiker, dessen Bühnenstücke sich noch auf dem Repertoire erhalten haben, that sich Piet. Langendijk (s. d.) hervor. Außerdem sind als Tragiker dieser Zeitepoche Philipp Zweerts, Fz. van Steenwijk und Jan de Marre anzuführen, welchem Letztern man das noch immer gern gesehene Trauerspiel „Jakoba van Beyeren" verdankt. Der als

Grammatiker bekannte Huydecoper (s. d.) beschenkte die Bühne mit den phantasiereichen Trauerspielen „Achilles" und „Arsaces". Auf geläuterten Geschmack im Drama wirkten, außer der erwähnten van Merken in den Dramen „Maria van Burgondien", „Het beleg van Leyden" u. s. w., besonders deren Gatte N. S. van Winter, unter andern in dem Drama „Monzongo". Außerdem sind aus dem 18. Jahrh. noch W. H. Jels als Dichter prosaischer Schauspiele, und J. Nomsz, gest. 1803, anzuführen, denen Willem Haverkorn, P. Y. Uylenbroek und J. G. Doornik folgten; sowie hier ganz besonders auch noch die Baronin de Lannoy (s. d.) als Verfasserin der Trauerspiele „Leo de Groote", „De Belagering van Haarleem", „Cleopatra" u. s. w. und anderer Dichtungen zu erwähnen ist. In der neuern Zeit haben sich Bilderdijk, mit Vorliebe für die franz. Bühnenclassiker, Feith, Tollens, Loosjes und S. Jp. Wieselius, welcher Letztere die Chöre wieder einzuführen versuchte, als Tragiker bemerkbar gemacht.

Die Prosa, welche im 16. und 17. Jahrh. durch Marnix, Hooft und Brandt am meisten veredelt und gepflegt worden war, blieb aus den in den Bemerkungen über die holländ. Sprache angegebenen Gründen darauf wieder im Stillstande begriffen, oder machte vielmehr wirkliche Rückschritte. Erst Justus van Effen, gest. 1735, befleißigte sich in den zur gesellschaftlichen Belehrung von ihm zu Utrecht herausgegebenen Wochenschriften „De Misanthrope" und „De Spectator" einer cultivirtern prosaischen Schreibart, wie dies auch von Onno Zwier van Haren und dem Geschichtsschreiber Wagenaar gerühmt zu werden verdient. Ein allgemeines Streben nach Veredlung und Vervollkommnung des Styles ward zuerst um das Ende des 18. Jahrh. bemerkbar, von welcher Zeit an Stijl, Kluit, van Hamelsveld, Muntinghe, Meerman, Stuart, Scheltema u. A. in ihren geschichtlichen Darstellungen sich einer sorgfältigen, oft vollendeten Schreibart bedienten. Kantelaar verfaßte gute Lobreden, wie auch die stylistische Form in den Reden des gefeierten van d. Palm hier mit Auszeichnung zu erwähnen ist. Im Lehrstyl haben sich Hulshoff, gest. 1795, Hennert, van d. Bosch, Paulus und der humoristische Satiriker Arend Fokke, gest. 1812, vor Allen aber der Sprachforscher Matth. Siegenbeek auf das Rühmlichste ausgezeichnet. Als glückliche Bearbeiter des Romans nennen wir, außer der Eliz. Bekker und Agathe Deken, El. Maria Post und A. Loosjes. Endlich kann der geistreiche Bilderdijk als Muster in allen Gattungen des Styls, vorzüglich im Dialoge, bezeichnet werden. Vgl. J. van Abkoude's „Naamregister van Nederduitsche boeken", welches alphabetisch die von 1600—1761 erschienenen Bücher nennt, fortgesetzt von R. Arrenberg bis 1787 und von J. de Jong unter dem Titel „Alphabet. naamlijst van boeken 1790—1831" (Haag und Amst. 1832, 4., nebst Supplementen).

Niederrheinisch-byzantinische Schule, s. Deutsche Malerei und Byzantinische Kunst.

Niedersachsen, der nach der Nordsee zu liegende Theil des Landes der alten Sachsen, von der Niederelbe (bei Barby) an bis zum Ausflusse dieses Stroms, bildete bis zum J. 1806 unter dem Namen des Niedersächsischen Kreises einen der zehn Haupttheile des deutschen Reichs. Derselbe umfaßte ein Areal von 1200 □M. mit 2,200,000 Einw. und folgende Kreislande: 1) das Herzogthum Magdeburg, 2) die meisten Länder des Kurhauses Braunschweig-Lüneburg, nämlich das Herzogthum Bremen und die Fürstenthümer Lüneburg oder Celle, Grubenhagen und Kalenberg; 3) das Fürstenthum Wolfenbüttel; 4) das Fürstenthum Halberstadt; 5) die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow; 6) das Herzogthum Holstein nebst der Herrschaft Pinneberg und der Stadt Altona; 8) das Herzogthum Lauenburg; 9) das Hochstift Lübeck; 10) das Fürstenthum Schwerin; 11) das Fürstenthum Ratzeburg; 12) das Fürstenthum Blankenburg; 13) die Grafschaft Ranzau und 14) die Reichsstädte Lübeck, Goslar, Mühlhausen, Nordhausen, Hamburg und Bre-

men. Auf den Kreistagen des niedersächs. Kreises, deren letzter 1682 gehalten wurde, führten abwechselnd Magdeburg (der Kurfürst von Brandenburg) und Bremen (der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg) das Directorium. Vgl. Koken's „Beiträge zur niedersächs. Geschichte in Versuchen historischer Monographien der Häuser Winzenburg, Peine, Dassel u. s. w." (Bd. 1, Hildesh. 1833).

Niederschlag oder Präcipitat heißt die Materie, welche sich aus einer Flüssigkeit, worin sie aufgelöst war, von selbst oder auf Zusatz eines Scheidungsmittels in festem Zustande absetzt. — In der Meteorologie versteht man unter Niederschlag das durch Thau oder Regen, Hagel und Schnee sich an der Oberfläche der Erde absetzende Wasser, womit die Atmosphäre geschwängert ist. Die Menge dieses Niederschlages ist nicht an allen Orten der Erde gleich, und die Erfahrung lehrt, daß sie in den südl. Theilen Europas größer als in den nördl. ist. Würde das durch Niederschlag zur Erde gelangende Wasser sich nicht in die Erde saugen, verdünsten und abfließen, so würde es jährlich den Erdboden auf eine Höhe von 16 Zoll zu Petersburg, 20 Z. zu Paris, 21 Z. zu London, 24 Z. zu Bologna, 28 Z. zu Rom, 35 Z. zu Neapel, 71 Z. zu Udine und zu Tolmezzo sogar auf eine Höhe von 83 Zoll bedecken. — Im Gebiete der Rhythmik und Musik bezeichnet das Wort Niederschlag so viel als die Thesis und ist dem Aufschlag oder der Arsis entgegengesetzt. (S. Rhythmus.)

Niederschlagende Mittel nennt man solche, welche dazu dienen, die nach Erhitzung, Ärger, Schreck u. s. w. entstandene Aufregung des Gefäß- und Nervensystems zu beschwichtigen. Gewöhnlich bedient man sich dazu der verschiedenen niederschlagenden Pulver, deren Hauptbestandtheile Salpeter und Weinsteinrahm ausmachen. Als beliebte Hausmittel, ohne Berücksichtigung der besondern Umstände angewendet, schaden sie in der Regel mehr als sie nützen. Weit geeigneter, die verderblichen Wirkungen stattgefundener Erhitzungen oder Gemüthsbewegungen zu verhüten, sind, je nach den Umständen, Blutentziehungen, Waschungen mit kaltem Wasser oder geistigen Dingen, Bäder, so wie nervenstärkende und narkotische Arzneien.

Niederung, Niederungsboden, Thal-, Marsch-, Bruchboden nennt man gewöhnlich dasjenige Acker-, Wiesen- und Weideland, welches sich in Vertiefungen, in Thälern an Flüssen, besonders größern Strömen, in der Nähe des Meeres u. s. w. befindet, und sich gewöhnlich durch seine größere Tiefe, seinen größern Reichthum an Humus und seinen stärkern Gehalt an Thon vor dem ihm entgegengesetzten Höheboden auszeichnet. Seiner Tiefe und Bestandtheile wegen ist der Niederungsboden in der Regel fruchtbarer als der Höheboden, aber auch sehr oft ungleich schwieriger zu bearbeiten.

Nielloarbeiten (lavoro di niello; schwarzer Schmelz; émail noir) nennt man auf Silber und anderes Metall mit vieler Zartheit eingegrabene Verzierungen, deren vertiefte Linien mit einer dunkeln Masse ausgefüllt werden, damit die Striche um so deutlicher sich zeigen. Diese Kunst, welche auf die Kupferstechkunst (s. d.) führte, gehörte zur Beschäftigung der Goldschmiede und Juweliere und wurde vornehmlich im 15. Jahrh. betrieben. Ein Meister in Nielloarbeiten war Tomaso Finiguerra (s. d.) zu Florenz. Vgl. Duchêsne's „Essai sur les nielles, gravures des orfèvres florentins du XVme siècle" (Par. 1826, mit Kpf.).

Niemcewicz (Julian Ursin), einer der ausgezeichnetsten poln. Gelehrten und Staatsmänner, ward um 1755 geboren. Schon als Nuntius von Liefland spielte er auf dem Reichstage von 1788—92 eine große Rolle. Er war 1794 einer der Adjutanten Kosciuszko's, wurde mit ihm bei Macziejowicze gefangen und nach Petersburg geführt, wo er bleiben mußte, bis Paul bei seiner Thronbesteigung ihm, wie seinen Gefährten, die Freiheit gab. Jetzt folgte er Kosciuszko's Beispiel, ging nach den Vereinigten Staaten, wo er sich verheirathete und eine Reihe

von Jahren aufhielt. Nach 1807 kehrte er nach Warschau zurück und wurde Senatssecretair und Castellan, lebte aber auf seinem Landhause Ursinow bei Warschau hauptsächlich den Wissenschaften. Nachdem Polen als Königreich mit Rußland vereinigt war, wurde N. Präsident des Constitutionscomité und hatte den größten Einfluß auf die Abfassung der Verfassungsurkunde selbst. Auch wirkte er als Präsident der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Bei dem Ausbruche der Revolution im J. 1830 ward er sogleich zum Mitgliede des Administrationsraths ernannt, und schrieb als Senatssecretair das Protokoll, durch welches das Haus Romanow vom poln. Throne ausgeschlossen wurde. Durch seinen bedachtsamen Rath ward er der Nestor des Senats; als die Parteien in ihrer Schroffheit hervortraten, verkündete er, daß auch diesmal nicht das feindliche Schwert, sondern die innere Zwietracht Polen verderben würde. Nach dem Übergange der Russen auf das linke Weichselufer verließ er sein Vaterland und ging nach Paris, wo er noch gegenwärtig, ausgeschlossen von der Amnestie und verurtheilt, in Verbindung mit dem Fürsten Czartoryiski lebt. Seine Heiterkeit hat er auch in den Stürmen seines Lebens bewahrt. Ein Theil der Werke N.'s ist in die Sammlung der poln. Classiker vom Grafen Mostowski aufgenommen. Die vorzüglichsten sind: „Histor. Gesänge der Polen mit Musik und Kupfern" (Warsch. 1816 und öfter, deutsch von Gaudy, Lpz. 1833); „Geschichte der Regierung Sigismund III., Königs von Polen" (3 Bde., Warsch. 1819); „Sammlung von Memoiren zur alten poln. Geschichte" (5 Thle., Warsch. 1822 fg.); „Kasimir der Große", ein Schauspiel (Warsch. 1792); „Fabeln und Erzählungen" (2 Bde., Warsch. 1820). In seinen Briefen poln. Juden: „Levi und Sara, ein Sittengemälde" (deutsch, Berl. 1825) schildert er den elenden geistigsittlichen Zustand dieses Theils der poln. Bevölkerung mit lebendiger Treue. Sein Roman „Johann von Tenczyn" (3 Bde., Warsch. 1825, deutsch, Berl. 1828; 2. Aufl., 1834) führt den Leser in eine der glänzendsten Epochen der poln. Geschichte, die Zeit des Königs Sigismund August, in der Mitte des 16. Jahrh.

Niemen, einer der bedeutendern Flüsse Rußlands, entspringt im Gouvernement Minsk, durchströmt die Gouvernements Grodno und Augustowo, tritt unter dem Namen Memel bei Schmalleninken in das preuß. Gebiet und theilt sich 2 M. über Tilsit in zwei Arme, der Russe und die neue Gilze genannt, welche die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte tilsiter Niederung bilden und sich in das kurische Haff ergießen. Er ist im Sommer schiffbar, belebt den Handel mit Memel und Königsberg und ward historisch merkwürdig durch die Zusammenkunft Napoleon's mit dem Kaiser Alexander und mit dem Könige Friedrich Wilhelm auf demselben im J. 1807.

Niemeyer (Aug. Herm.), ausgezeichnet als Schriftsteller im Fache der Theologie und Pädagogik, wie als Dichter geistlicher Lieder, geb. 11. Sept. 1754 zu Halle an der Saale, wo sein Vater Archidiakonus war, besuchte das Pädagogium zu Halle und studirte auf der dasigen Universität Theologie. Er habilitirte sich daselbst 1777, ward 1780 außerordentlicher Professor der Theologie und Inspector des theologischen Seminariums, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des kön. Pädagogiums, 1785 Mitdirector des Pädagogiums und des Waisenhauses, welches sehr in Verfall gerathen war, 1787 Director des pädagogischen Seminariums, 1792 Consistorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almosencollegiums, und 1804 wirklicher Oberconsistorialrath und Mitglied des berliner Oberschulcollegiums. Im J. 1807 ward er nebst mehren seiner Collegen als Geisel nach Frankreich deportirt, nach seiner Rückkehr aber 1808 Mitglied der Reichsstände im Königreich Westfalen und noch in demselben Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle. Diesen Posten verlor er 1813, als Napoleon die Universität wegen ihrer patriotischen Gesinnungen auflöste; wurde zwar bei Wiederherstellung der Universität im J. 1814 wieder

eingesetzt, legte aber nachher die Stelle eines Kanzlers nieder und ward 1816 Consistorialrath und auswärtiges Mitglied des Consistoriums zu Magdeburg. Er feierte am 18. Apr. 1827 sein funfzigjähriges Magisterjubiläum und starb am 7. Jul. 1828. Die größten Verdienste hat N. als pädagogischer Schriftsteller. Als Theolog war er stets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Seine vorzüglichsten Schriften, außer vielen Abhandlungen, Übersetzungen und Predigten, sind: „Charakteristik der Bibel" (5 Bde.; 5. Aufl., Halle 1794—95; neueste Auflage von seinem Sohne H. A. Niemeyer besorgt, Halle 1830); „Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden" (3 Bde., Halle 1779—91; 3. Aufl., Lpz. 1808); „Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen" (3 Bde., Halle 1784; 2. Aufl., 1790); „Populaire und praktische Theologie" (2 Bde.; 4. Aufl., Halle 1800); „Briefe an christliche Religionslehrer" (3 Bde., Halle 1796—99; 2. Aufl., 1803); „Leitfaden der Pädagogik und Didaktik" (Halle 1802); „Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im 18. Jahrh." (Halle 1801); „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" (3 Bde.; 8. Aufl., Halle 1824 fg.; 9. Aufl., herausg. von H. A. Niemeyer, Halle 1834—35); „Originalstellen griech. und röm. Classiker über die Theorie der Erziehung" (Halle und Berl. 1813); das „Gesangbuch für höhere Schulen"; „Lehrbuch für die obern Classen in gelehrten Schulen", und „Religiöse Gedichte" (Halle und Berl. 1814). In seinen „Beobachtungen auf Reisen" (5 Bde., Halle 1820—26) schildert er auf eine höchst anziehende und lehrreiche Weise seine Reise nach England im J. 1820 (Bd. 1 und 2), eine frühere Reise durch Westfalen nach Holland und die Deportationsreise nach Frankreich. Vgl. Jacobs und Gruber, „A. H. Niemeyer; zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken" (Halle 1831).

Nieren heißen die Eingeweide des thierischen Körpers, bestimmt, die Ausscheidung des Flüssigen und im Wasser Auflöslichen in demselben durch den Harn zu bewirken. Die Nieren des Menschen sind länglichrunde, bohnenförmige Körper, in ihrer Größe nach Verschiedenheit des Alters auch verschieden, doch ungefähr von 2—3 Zoll Länge und bis 1½ Zoll im Durchmesser. Auf jeder Seite des Körpers liegt eine Niere; die hintere Fläche einer jeden liegt mit ihrem obern Theile an dem Lendentheil des Zwerchfells, vom elften Brustwirbelbein bis zum fünften Lendenwirbel. Der äußere Rand der Niere ist gewölbt und sieht gegen die innere Fläche der Bauchmuskeln an deren hintern Umfang. Der innere Rand ist gegen die großen Gefäßstämme gerichtet und an seiner vertiefteſten Stelle mit einem etwas eingebogenen, länglichen Einschnitte versehen, in welchen die Nerven und Blutgefäße der Nieren eingehen. Jede Niere ist an ihre benachbarten Theile durch Zellstoff angeheftet, welcher mit vielem Fette ausgefüllt ist. Die Substanz der Niere ist dicht, fest und von blaßröthlicher Farbe, an dem ganzen Umfang aber dunkler und besteht aus einer Verwickelung der zartesten Blutgefäße. Aus der Rindensubstanz entsteht die innere, röhrige Substanz, in welcher 8 bis 11 pyramidenförmige Abtheilungen unterschieden werden können, welche aus den zarten Kanälen der Uringänge zusammengesetzt sind, mit ihren gegen den innern Rand der Niere gerichteten Spitzen zusammenstoßen und hier Nierenwärzchen genannt werden. Diese ergießen ihre abgesonderte Flüssigkeit in gemeinschaftliche, häutige Röhren, die Nierenkelche, die sich alle in eine sackförmige Erweiterung, das Nierenbecken, endigen. Dasselbe hat die Form eines Trichters und verlängert sich in eine ziemlich geräumige Röhre, welche sich bis in die Beckenhöhle der Urinblase herab fortsetzt, dieselbe durchbohrt und sich mit ihr vereinigt, sodaß der abgesonderte Urin beständig in die Blase herabtröpfelt. Jede Niere erhält einen Arterienzweig unmittelbar aus dem Stamme der Aorta; die Nierenarterie tritt in dem Einschnitte der Niere in dieselbe ein, verbreitet sich in unzähl-

baren Verzweigungen zuerst auf der Oberfläche derselben, bildet die Rindensubstanz, gibt die Röhrchen ab, welche die Nierenwärzchen bilden, und vereinigt sich zum Theil wieder in zurückführende Zweige, welche, in einen Venenstamm vereinigt, das übrige Blut wieder in den Stamm der Hohlvene zurückbringen. Das Nervensystem der Nieren besteht in einem von mehren Nervenfäden der Unterleibsnerven gebildeten Nervennetze, das die Nierenarterie bis in das Innere der Nierensubstanz begleitet und das Organ mit seinem ihm eigenthümlichen Leben begabt. Die Nothwendigkeit dieses Organs in dem thierischen Körper leuchtet aus der Einrichtung seiner organischen Selbsterhaltung hervor. Indem zu seiner Ausbildung gewisse Stoffe nothwendig sind und von Außen durch Nahrung und Getränke aufgenommen werden, müssen als Gegenwirkung auch bestimmte Organe sein, welche sich der Herrschaft dieser Stoffe widersetzen, sie aufnehmen, bezwingen und verändert fortschaffen. Der Körper bedarf zwar zu seiner Erhaltung eines Antheils von Stickstoff, der sich in der Phosphorsäure reichlich vorfindet und, mit der Kalkerde verbunden, als phosphorsaurer Kalk die Knochen bildet. Der Überschuß des Stickstoffs aber, der freien und mit Knochenerde verbundenen Phosphorsäure, sowie der durch den Wechsel der Stoffe selbst unbrauchbar gewordene, wird nun als Harnstoff, als freie und ungebundene Phosphorsäure, in vielem Wasser aufgelöst, abgeschieden und als Urin ausgeleert. Geschähe dies nicht, so würden diese Stoffe so überhandnehmen, daß das Leben nicht dabei bestehen könnte. Störungen in dem Leben der Nieren verursachen Nierenkrankheiten, die theils einen allgemeinen Charakter an sich tragen, z. B. Entzündung, Vereiterung und Brand, theils durch die Besonderheit dieser Organe bestimmt werden. Unter diese gehört die Steinkrankheit. Da mit dem zunehmenden Alter der Bau der Knochen vollendet ist, folglich die Masse von phosphorsaurer Kalkerde zu deren Ausbildung nicht mehr nöthig ist, so folgt hieraus von selbst, daß ein Überschuß davon als fremdartiger Stoff in den Säften des Körpers zurückbleiben muß. Dies muß noch mehr der Fall sein, wo durch Übermaß an Speisen und Getränken ein zu großer Antheil an Stickstoff in Umlauf kommt, wie dies bei üppig und ruhig lebenden Personen stattfindet, wo denn nicht selten die Gicht (s. d.) ihren Ursprung hernimmt, welche durch übermäßige Erzeugung von phosphorsaurer Kalkerde sich auszeichnet. So lange diese bei völliger Thätigkeit der Nieren durch den Urin ausgeleert wird, kann sich keine Krankheit erzeugen. Sinkt aber jene bei zunehmenden Jahren, so steigt dagegen die Herrschaft des erdigen Stoffs, wird überwiegend, und ein Kern von phosphorsauern Salzen, zuweilen mit etwas Gallerte verbunden, fängt an sich zu bilden, um welchen sich nun rindenartig immer mehr solche erdige Theile ansetzen. Der Ort dieses Ansatzes ist bei dem Nierenstein gewöhnlich das Nierenbecken. Oft gleiten sie von hier durch die Harnleiter bis in die Blase hinunter, nicht selten aber bleiben sie auch, vergrößern sich so sehr, daß sie das ganze Nierenbecken ausfüllen und dessen Form annehmen, ja mit mehren Ästen bis in die Nierenkelche sich fortsetzen. (S. Steinkrankheit.) Vgl. Troja, „Über die Krankheiten der Nieren" (deutsch, Lpz. 1788).

Nierensteiner, s. Rheinweine.

Niesen, im Niedersächsischen Prusten, entsteht aus einer Erregung der Geruchsnerven. Unter den Thieren niest nur der Hund vollkommen wie der Mensch. Ein anhaltendes heftiges Niesen, welches von dem Einziehen eines fremden Körpers in die Nase, oder wie beim Schnupfen von krankhaft erhöhter Reizbarkeit der die Nase inwendig bekleidenden Schleimhaut entsteht, kann bisweilen, besonders bei schwächlichen Personen, gefährlich, aber durch das Einspritzen lauwarmer Milch oder lauen Wassers, oder durch das bloße Einziehen des Dampfes von warmem Wasser gehoben werden. Die Gewohnheit, Jemand beim Niesen Gesundheit zu wünschen, ist so alt, daß schon der große Forscher Aristoteles zu Alexander's Zeit ihren Ursprung nicht mehr anzugeben wußte. Es ist daher wol möglich,

daß die Sitte bei einer Krankheit entstanden ist, in welcher das Niesen die gefährliche Krisis verkündigte. Auch bei den Opfern sah man das Niesen für ein günstiges Zeichen an.

Nieswurz oder Nieswurzel ist der Name verschiedener Gewächse. Die Botanik nennt Nieswurz (Helleborus) eine Gewächsgattung mit scharfen Saft enthaltenden Wurzeln und Blumen mit vielen Staubfäden. Aus dieser Gattung werden einige Arten, besonders aber die schwarze Nieswurzel (H. niger) als Arzneien gebraucht. Die schwarze Nieswurz der Alten ist wahrscheinlich eine andere Art desselben Geschlechts, nämlich H. orientalis, welche noch jetzt am Fuße des Olymps wächst. Sie wuchs häufig in Anticyra und ward gegen den Wahnsinn als Abführungsmittel gegeben; auch vergiftete, nach Pausanias, Nebrus von Kos einst den Fluß Plistus damit und zwang dadurch die belagerte Stadt Kirrha, welcher er das Trinkwasser verdarb, zur Übergabe. Die weiße Nieswurz der Apotheken, eine gleichfalls scharfstoffige Wurzel, ist knollig und stammt von einer auch auf den südl. Gebirgen Deutschlands einheimischen Pflanze, dem weißen Germer (Veratrum album) her. Die schwarze und weiße Nieswurz erhielten ihren Namen von der Eigenschaft der getrockneten und gepulverten Wurzel, heftiges Niesen zu erregen. Vgl. Hahnemann „De helleborismo veterum" (Lpz. 1812).

Nießbrauch (ususfructus) ist das Recht, von einer einem Andern eigenthümlich zustehenden Sache alle Früchte und Nutzungen zu ziehen, womit denn die beschränktern Rechte des Gebrauchs zu persönlichem Bedarf (usus) und der Wohnung (habitatio) im Princip verwandt sind. Der Nießbrauch wird zum Vortheil der Person bestellt (servitus personalis) und kann eigentlich nur Sachen zum Gegenstande haben, welche durch den Gebrauch nicht verzehrt werden; indessen ist auch an Quantitäten verzehrbarer Dinge eine Art Nießbrauch (usus-fructus vel quasi) gesetzlich anerkannt, wobei der Nutznießer nach Beendigung seines Rechts nicht wie bei dem wahren Nießbrauch die Sache unvermindert in Natur, sondern nur dieselbe Quantität zurückzugeben hat. Der Usufructuar zieht alle Nutzungen, und braucht die Sache wie sie der Eigenthümer brauchen konnte, muß sie aber in pfleglichem Stande erhalten, muß die öffentlichen Lasten tragen, und mäßige Reparaturen besorgen, wenn er nicht von seinem Rechte lieber abstehen will. Wesentliche Veränderungen darf er nicht vornehmen, was aber hier wesentlich heißt, ist in verschiedener Beziehung im gemeinen Recht nicht klar entschieden, und zum Theil mehr factisch, also nach den Umständen zu beurtheilen, als rechtlich. Das Recht des Nießbrauchs kann durch Vertrag und durch Testament eingeräumt werden, wird aber auch in vielen Fällen durch das Gesetz gegeben, z. B. den Ältern in dem Vermögen ihrer Kinder, den überlebenden Ehegatten u. s. w. Wegen pfleglicher Behandlung und deren richtiger Zurücklieferung hat der Nutznießer Caution zu bestellen (cautio usufructuaria), die jedoch Einigen, z. B. dem Vater und dem Ehemann, von dem Gesetz erlassen ist, sonst aber durch Vertrag erlassen werden kann. Das Eigenthum an den Früchten erlangt er durch die wirkliche Erhebung (Trennung vom Boden), hat aber kein Recht an Dem, was nicht Frucht, sondern Vermehrung der Substanz ist. Holzungen muß er forstwirthlich benutzen und nachpflanzen; von Bergwerken und ähnlichen Anlagen hat er den Ertrag.

Niethammer (Friedr. Immanuel), erster evangelischer Oberconsistorialrath in München, ein scharfsinniger Denker, bekannt als Herausgeber des „Philosophischen Journals" (4 Bde., Jena 1795—96; mit Fichte Bd. 5—10, Jena 1797—1800), ward zu Beilstein im Würtembergischen am 24. März 1766 geboren. Als Professor der Philosophie und Theologie zu Jena, seit 1793, trat er, als anmaßende Aufklärerei und fast ausschließendes Hinneigen der Bildung auf Praxis und Gewerbfleiß die verderbliche Richtung des Zeitgeistes wurden, als ein muthiger und geistreicher Streiter dagegen auf. Theils für sich,

theils vereint mit Fichte und Andern kämpfte er in Schriften und öffentlichen Lehrvorträgen siegreich gegen das verwegene Eindringen eines plumpen Realismus in den ganzen Umkreis menschlicher Bildung. Hierauf wurde er 1803 als Professor und Consistorialrath nach Würzburg berufen, um zu einem neuen Aufschwung der Wissenschaften und Künste in den bair. Staaten mitzuwirken. Als Würzburg 1805 im presburger Frieden abgetreten wurde, ward N. als protestantischer Kreis-, Consistorial- und Schulrath nach Bamberg, und 1807 als Central-Schul- und Studienrath nach München versetzt, wo er seit 1829 in seiner jetzigen Stellung wirkt. Seine Ideen über das Schulwesen, die er in der Schrift: „Der Streit des Philanthropismus und Humanismus" (Jena 1808) aussprach, erschienen verwirklicht in dem neuen Schulplane, der 1808 im Königreich Baiern eingeführt, 1829 aber durch den Einfluß Schelling's und Thiersch's wesentlich verändert wurde. Unter N.'s übrigen Schriften erwähnen wir noch: „Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft" (Jena 1793); „Über Religion als Wissenschaft" (Neustrelitz 1795) und „Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens" (Lpz. 1798).

Niger, Joliba oder das große Wasser, auch der schwarze Nil und gegen seine Mündung hin Quorra genannt, der größte Steppenfluß in Mittelafrika, dessen Quelle sowol als Mündung erst vor wenigen Jahren entdeckt wurden, entspringt auf dem senegambischen Hochlande und strömt gegen NO., wendet sich nach einem Laufe von 250 M. nach S. und strömt, wie die Gebrüder **Lander** (s. d.) im J. 1830 entdeckten, durch das Delta der Flüsse Nun, Benin und Kalabar in den innersten Theil des Busens von Guinea. Schon Herodot hatte berichtet, daß der Niger von W. nach O. fließe, doch in der Folgezeit glaubte man es nicht mehr, bis der Lauf dieses Flusses von Neuem entdeckt wurde. **Mungo Park** (s. d.) war der erste Europäer, der den Niger sah und ebenfalls berichtete, daß er von W. nach O. fließe; auf seiner zweiten Reise, die er mit dem Vorsatze unternahm, das Ende des Niger zu entdecken, starb er unweit Bussa im J. 1805. Auch die beiden Unternehmungen, welche 1816 von den Briten ausgerüstet wurden, um den Lauf des Niger zu erforschen, scheiterten. Die Annahme, daß der Niger das mittlere Gebirgsland durchbreche, nach SW. fließe und sich, vielleicht als der Kongo, in den Guineabusen ergieße, beruhte auf der 1817 gedruckten Erzählung des James Riley, Supercargo der nordamerik. Brigg Commerce, welche an der Westküste Afrika's 1815 Schiffbruch litt. Der Brite Ritchie auf seiner Reise von Tripolis nach der Hauptstadt von Fezzan, Murzuck, wo er starb, hörte nur soviel, daß der Niger mit dem Nil Ein Fluß sei, welcher Angabe Andere widersprachen. Denham und Clapperton, die im Mai 1825 von ihrer ersten Reise im innern Afrika, seit 1821, zurückkehrten, berichteten, daß der Niger in den Meerbusen von Benin, in Guinea, falle, was der deutsche Geograph Reichard durch Combination vermuthet hatte. Im Auftrage der brit. Regierung unternahmen, um den Lauf des Niger genauer zu erforschen, im J. 1830 die Brüder **Lander** (s. d.) eine Reise in das Innere Afrikas und überzeugten sich von der oben angegebenen Ausmündung dieses Flusses.

Nikander, ein gelehrter griech. Arzt und Dichter am pergamischen Hofe, nach einigen Angaben aus Kolophon gebürtig, lebte um 160 v. Chr. Wir haben von ihm noch zwei besonders naturhistorisch merkwürdige Gedichte: „Theriaka" (von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß) und „Alexipharmaka" (von Gegengiften überhaupt), die von Gorräus (Par. 1549 und 1557, 4.), von Bandini mit Salvini's ital. Übersetzung (Flor. 1764) und von Schneider (jenes Halle 1792, dieses Lpz. 1816), herausgegeben wurden.

Nike, s. Victoria.

Nikobar- oder **Friedrichsinseln**, zwölf an der Zahl, liegen am Eingange des Meerbusens von Bengalen, nördl. von Sumatra, Queda an der

malaiischen Küste gegenüber, unter dem 8° N. B. und dem 94° Ö. L. Die Dänen nahmen diese Inseln schon 1756 in Besitz, und wenngleich alle Versuche zur Colonisation derselben bisher, wegen des ungesunden Klimas, mislangen, so wird doch noch immer auf einer derselben, Nancowry, eine kleine dän. Militairbesatzung unterhalten. In der Mitte von dreien derselben soll der bequemste und sicherste Hafen in ganz Indien sein. Sie sind sehr fruchtbar und reich an allen ind. Producten. Die Eingeborenen sind Malaien, groß und stark; aber noch auf ganz niederer Stufe der Bildung. Vgl. Hänsel's „Letters on the Nikobar Islands" (Lond. 1813).

Nikolaiten sind nach der gewöhnlichen, nicht symbolischen Auslegung der Stelle in der Offenbarung Johannis (Cap. 2, 6), wo Irrlehrer dieses Namens vorkommen, und nach den Berichten der Kirchenväter Irenäus und Clemens von Alexandrien, Ketzer gewesen, die sich im ersten Jahrhundert in Syrien und Kleinasien verbreiteten. Nikolaus von Antiochien, den die Apostelgeschichte unter den sieben Diakonen zu Jerusalem nennt, soll dadurch Anlaß zu ihrer Entstehung gegeben haben, daß sein guter Rath, das Fleisch zu misbrauchen, d. h. die sinnlichen Triebe zu unterdrücken, von einigen heidnisch gesinnten Christen ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten sich den Genuß heidnischer Götzenopfer und zügelloser Ausschweifungen der Wollust. Diese Sekte, wenn sie, was noch zweifelhaft ist, wirklich bestand, ging bald unter. Weil Nikolaus und Irenäus seine schon verlassene Ehefrau als Diakonus wieder zu sich genommen haben soll, wurden Priester, die ihren Stand verließen, um heirathen zu können, auch Nikolaiten genannt. — Ebenso hießen die Anhänger des Wiedertäufers Nicolai.

Nikolaus der Heilige, einer der Hauptheiligen der griechischen Kirche, geb. zu Patera zu Lykien, zeichnete sich von Jugend auf durch seine Mildthätigkeit und christlichen Bestrebungen aus. Durch den Zufall, daß er der Erste war, welcher zur Kirche kam, ward er verabredetermaßen Bischof von Myra in Lykien. Zur Zeit der Christenverfolgungen unter Kaiser Diocletian eingekerkert, kam er erst unter Konstantin in Freiheit und machte sich dann als Kämpfer gegen die Arianer auf dem Concil zu Nicäa, 325, bemerkbar. Er war bereits mehre Jahrhunderte im morgenländ. Reiche, und hier und da auch schon im abendländ. als Heiliger verehrt worden, als einige Kaufleute von Bari im 11. Jahrh. seine Gebeine aus der Kirche zu Myra entwendeten und nach ihrer Vaterstadt führten. Sein Fest fällt auf den 6. Dec.

Nikolaus heißen sechs röm. Päpste. — N. I. oder der Große, ein Römer, herrschsüchtig und energisch, wurde 858 auf den päpstlichen Stuhl gerufen, that 863 den Patriarchen von Konstantinopel, Photius, in den Bann und gab dadurch, indem Photius auch gegen ihn den Bann aussprach, Veranlassung zur Trennung der morgenländ. von der abendländ. Kirche. Er machte sich verdient um die Ausbreitung der christlichen Religion, zu welcher sich 865 der König der Bulgaren, Bozoris, nebst seinem ganzen Volke bekannte, starb am 13. Nov. 867 und wurde in der abendländ. Kirche den Heiligen beigezählt. — N. II., aus Savoyen, früher Bischof von Florenz, wurde 1058 zum Papst erwählt und, nach Entsetzung des Gegenpapstes Benedict X., 1059 gekrönt. Er trug sehr viel zur Ausbreitung und Befestigung der päpstlichen Macht bei, durch allmäliges Einführen des Cölibats und durch Festhalten an strengerer Orthodoxie, suchte in der Verbindung mit den Normanen in Unteritalien einen Schutz für seine weltlichen Besitzungen und starb 1061. — N. III., aus dem Hause Orsini, wurde 1277 der Nachfolger Johann XXI. Er war ein Freund der Wissenschaften, zugleich aber ein eifriger Beförderer des Nepotismus. Die versuchte Wiedervereinigung der morgenländ. und abendländ. Kirche würde unter ihm vielleicht zu Stande gekommen sein,

wenn er etwas nachgiebiger gewesen wäre. Durch den friedliebenden Kaiser Rudolf von Habsburg erwarb er sich mehre Besitzungen in Italien und starb 1280. — N. IV., 1288 — 92, beschäftigte sich viel mit den christlichen Eroberungen in Palästina, konnte aber keinen Kreuzzug zu Stande bringen, was er so sehr gewünscht hatte. — N. V., der Gegenpapst Johann XXII., welcher in der Reihe der Päpste nicht gezählt wird, wurde 1328 eingesetzt und starb im Gefängnisse. — N. VI., eigentlich Thomas di Sargano dei Parentucelli, ein Freund und Beschützer der Wissenschaften, der namentlich viele Griechen in seine Staaten zog, regierte von 1447 — 55 und feierte 1450 ein Jubeljahr.

Nikolāus von Pisa, der erste wahre Wiederhersteller der Sculptur und der schönen Kunst in Italien, um die Mitte des 13. Jahrh., gebürtig aus Pisa, starb 1275. Mit ihm beginnt die erste Periode der Geschichte der neuern Sculptur, die bis auf Donatello reicht. Sein vorzüglichstes Werk in Bologna ist die Arca di S.-Domenico mit schönen Reliefs. Auch hat er die Kanzel in der zu Pisa 1153 errichteten Basilica des h. Johannes mit schönen Sculpturen geschmückt. — Sein Sohn Johannes war ebenfalls ein geschickter Bildhauer (magister lapidum); von ihm sieht man schätzbare Arbeiten am Mausoleum Benedict XI. und an dem größern Altare der Kathedralkirche zu Arezzo.

Nikolaus I., Paulowitsch, seit dem 1. Dec. 1825 Kaiser und Selbstherrscher von ganz Rußland, Zar von Polen u. s. w., gekrönt zu Moskau am 3. Sept. 1826 und zu Warschau am 24. Mai 1829, ist der dritte Sohn Paul I., von dessen zweiter Gemahlin Maria (Sophie Dorothea), Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, und am 6. Jul. (25. Jun. a. St.) 1796 geboren, weil aber der 6. Jul. des 18. Jahrh. dem 7. im 19. Jahrh. entspricht, so wird dieser als des Kaisers Geburtstag gefeiert. Unter der Leitung seiner Mutter ward der Großfürst N. von dem General Lamsdorf erzogen. Der Staatsrath von Adelung unterrichtete ihn in der neuern Literatur, und der Collegienrath Storch in den Staatswissenschaften. Auch machte er sich mit der Kriegswissenschaft, besonders mit der Befestigungskunst bekannt. Außerdem liebte er die Musik, componirte selbst einige Märsche und zeigte viel Kunstsinn. Nach dem Abschluß des allgemeinen Friedens besuchte er mehre Länder Europas, namentlich England im J. 1816, und nach seiner Rückkehr die wichtigsten Provinzen des russ. Reichs. Am 13. Jul. 1817 vermählte er sich zu Petersburg mit der ältesten Tochter des Königs von Preußen, Charlotte, geb. 13. Jul. 1798, die am 7. ihr Bekenntniß zur griech. Kirche abgelegt und den Namen Alexandra Feodorowna angenommen hatte. Aus dieser durch gegenseitige Neigung geknüpften, glücklichen und musterhaften Ehe leben vier Söhne und drei Töchter. Der „Thronfolger, Großfürst und Cesarewitsch" Alexander, geb. 29. (17.) Apr. 1818, wurde am 4. Mai 1834 von dem Kaiser für volljährig erklärt, worauf er einen Eid auf die Verfassung und den Eid der Treue gegen das Staatsoberhaupt ablegte. Als die Nachricht von dem Tode seines Bruders, Alexander I. (zu Taganrog am 1. Dec. 1825) am 9. Dec. in Petersburg ankam, leistete N. sofort dem nächsten Thronerben, dem Großfürsten Konstantin (s. d.), der sich damals in Warschau aufhielt, den Eid der Treue, ließ die Besatzung schwören und ihn zum Kaiser ausrufen. Ob nun gleich der Staatsrath, der Verfügung des verstorbenen Kaisers gemäß, gewisse, von dem Kaiser Alexander im Aug. 1823 ihm übergebene versiegelte Schriften nach der Nachricht vom Tode des Kaisers entsiegelt und darin die von Alexander bestätigte Entsagungsurkunde des Großfürsten Konstantin, sowie die Verordnung Alexander's, welche N. zu seinem Nachfolger bestimmte, gefunden hatte, so beharrte dennoch N. bei dem einmal gefaßten Entschlusse, da er sich nicht für berechtigt hielt, eine bei Alexander's Lebzeiten ausgesprochene Thronentsagung, die nicht veröffentlicht worden sei, als unwiderruflich zu betrachten. Allein der Großfürst Konstantin, welcher die Nachricht vom Tode des Kaisers in Warschau schon am 7. Dec.

erhalten hatte, schickte sofort am 8. seinen Bruder, den Großfürsten Michael, mit Briefen an seine Mutter und seinen Bruder ab, worin er seine Thronentsagung bestätigte und N. als Kaiser anerkannte. Dies Alles und sämmtliche darauf bezügliche Urkunden machte N. in einem am 24. Dec. 1825 erlassenen Manifeste bekannt, worin er seinen Beschluß, die Huldigung am 26. Dec. anzunehmen, kund that und den Todestag Alexander's am 1. Dec. als den Anfang seiner Regierung bestimmte. Von diesem Zeitpunkte an tritt N. würdevoll und achtungswerth in die Geschichte ein.

Faßt man, was N. in dem ersten Jahrzehend seiner Regierung gethan hat (s. Rußland), zusammen, so scheint die Aufgabe seiner Politik gewesen zu sein: Erhaltung und Entwickelung der von seinem Bruder ererbten Macht; also Beseitigung der Gefahren, die sie bedrohten, und Benutzung der Vortheile, die sie darbot. Ob er Beides durch Kraft und Weisheit erreicht habe, wird erst nach seinem Tode sich offenbaren. Gleich anfangs am Huldigungstage, 26. Dec. 1825, galt es die Erhaltung seines Thronrechts, seiner Dynastie und der innern Ruhe seines Reichs. N. setzte sein Leben ein und gewann den Sieg. Den Aufruhr eines Theils der Garden, dem ein blinder Haufe sich anschloß, während im Hinterhalt eine dreifache, weitverzweigte Verschwörung lauerte, die durch blutigen Umsturz der bestehenden Reichsordnung, widersprechende Entwürfe der Selbstsucht und politische Träume von einem neuen Rußland bezweckte, unterdrückte der Kaiser voll Geistesgegenwart durch persönlichen Muth an der Spitze seiner treuen Garden und Regimenter, als Vorstellungen nichts fruchteten, mit Gewalt. Das Gesetz strafte die Anstifter; des Kaisers Großmuth milderte mit weiser Abstufung die Verurtheilung der Theilnehmer. Zugleich wandte sich aber sein Eifer und seine Thätigkeit auf die Abstellung von Gebrechen in der innern Verwaltung. Sparsamkeit und Ordnung im Staats- und Hofhaushalt, Vereinfachung des Geschäftsganges und der Verwaltung, Verbesserung der Gesetze und Abfassung von Gesetzbüchern, die unter seiner unmittelbaren Aufsicht 1833 vollendet wurde, Landwirthschaft, Industrie, Handel, insbesondere das Unterrichtssystem in allen seinen Zweigen, und wissenschaftliche Reisen, kurz, Alles, was zu einem umfassenden Reformplane gehört, wurde von ihm berücksichtigt, auf seinen jährlichen Reisen nach Moskau und in andere Provinzen des Reichs in der Nähe geprüft, Vieles neu geschaffen und eingerichtet, unter andern die großartige Sternwarte bei Petersburg im Oct. 1834, Anderes verbessert und noch mehr gründlich vorbereitet; dabei aber nach monarchischen Grundsätzen der Verkehr mit dem Auslande und die geistige Regsamkeit in der Literatur policeilich streng bewacht.

Ebenso klug und beharrlich ward Rußlands Machtentwickelung in den Verhältnissen zum Auslande, mit steter Rücksicht auf die Erweiterung des Handels und des politischen Einflusses, zum Schutze der legitimen Ordnung und zur Behauptung oder Befestigung des von N.'s Vorfahren durch das Eroberungsrecht vor und in dem Frieden zu Bukarescht (s. d.) erworbenen Besitzstandes erfolgreich gefördert. Entscheidend handelte das russ. Cabinet in den pers. Händeln (s. Persien), in den Streitigkeiten mit der Pforte (s. Akjerman und Adrianopel) und in der griech. Frage (s. Griechenland). Rußlands Waffen waren siegreich, die Friedensbedingungen gemäßigt. Der Friede mit Persien zu Turkmantschei am 22. Febr. 1828 gab dem Reiche sichere Grenzen, eine Kostenentschädigung und die freie Schiffahrt auf dem kaspischen Meere. Rußland schützte seitdem, mit England zugleich, das schwache Iran nach dem Tode Feth Ali's (am 20. Oct. 1834) vor einem Erbfolgekriege und sicherte dem legitimen Thronerben, Mehemed Mirza, dem Enkel des Schahs, die Nachfolge, ohne für diesen Schutz Kostenersatz zu verlangen. Dem Sultan Mahmud, bis zu dessen Hauptstadt Rußlands Heere vorgedrungen waren, gab der Kaiser im Frieden er-

oberte Provinzen und Festungen zurück, behielt aber die festen Plätze Anapa u. a., welche die russ. Grenzprovinzen in Asien gegen benachbarte Räuberhorden decken. In einem spätern Vertrage vom März 1834 wurde die Grenze des russ. Armeniens militairisch vortheilhafter bestimmt. Auch sicherte und ordnete der Kaiser den Zustand der zerrütteten Moldau und Walachei, übergab sie den rechtmäßig ernannten Hospodaren im Jun. 1834, und behielt blos tractatenmäßig den Besitz von Silistria, bis die Kriegsschuld der Pforte abgetragen sein wird. Durch diese Mäßigung und durch den kräftigen Schutz, welchen Rußland der Pforte gegen den Usurpator Ägyptens in einem gefahrvollen Zeitpunkte geleistet hatte, erwarb sich N. das völlige Vertrauen und die Freundschaft des Sultans, welcher durch den Bundesvertrag von Chunkiar-Iskelessi am 8. Jul. 1833 Rußlands Schutz dankbar erwiderte. Dieser Vertrag verbürgt dem russ. Reiche eine sichere Stellung gegen Angriffe von der Seeseite durch die Dardanellen und den Bosporus, welche die Pforte den Feinden Rußlands verschließen soll. Gegen das westl. Europa hin war die Politik des Kaisers auf die Erhaltung der monarchischen Ordnung und des Princips der Legitimität, sowie dieselbe durch die Acten des Völkerrechts zu Wien 1815 und Aachen 1818 festgestellt worden waren, mithin auch auf die Abwehr der Principien der Juliusrevolution gerichtet, deren Einfluß Rußlands Interessen in Belgien, wegen der Verbindung mit der niederländ. Dynastie, und in Polen unmittelbar berührten; daher die Strenge gegen alle Art geheimer Verbindungen; daher die harten Maßregeln gegen Polen (s. d.), das sich durch die Absetzung des Königs in Kriegszustand gesetzt, die russ. Nation selbst zu einem Kriege „der Rache" aufgereizt und die Vorschläge des Kaisers zur Ausgleichung verworfen hatte. Jemehr nun nach blutiger Unterdrückung des Aufstandes die Ausgewanderten auf den Ausbruch eines Revolutionskrieges von Westen her ihre Entwürfe bauten, um so wachsamer war die russ. Policei gegen geheime Umtriebe, und um so vorsichtiger beachtete das russ. Cabinet die Ereignisse im westl. Europa, besonders in der Halbinsel, um eines Theils jede Erschütterung der legitimen Staatenverhältnisse in ihren Folgen zu hemmen, andern Theils aber auch den Ausbruch eines europ. Krieges zu vermeiden. Darum gab Rußland zu den Beschlüssen der Londoner Conferenz, wenn auch nur bis zu einem gewissen Punkte, der die Verhältnisse des deutschen Bundes zu Luxemburg und die agnatischen Rechte des Hauses Nassau betraf, seine Zustimmung, weil Holland selbst in die Abtretung Belgiens vorläufig eingewilligt hatte; darum schloß es sich an die conservative Politik Preußens und Östreichs um so fester an, je mächtiger der Zeitgeist im Westen Europas die Regierungen in England, Frankreich, Portugal und Spanien zur Einführung liberaler Reformen bestimmt, aber auch den Factionenkampf entzündet und theilweise anarchische Bewegungen veranlaßt hatte. Daß der Kaiser, der persönlich die Seele der russ. Politik ist, die Interessen des Reichs mit den Interessen der Ordnung und des Friedens in Europa zu vereinigen und auf jeden Fall dem westl. Bunde (vom 22. Apr. 1834) einen östl. entgegenzustellen sich bestrebt, beweist nicht blos die Verhandlung, welche das unmittelbare Einschreiten Englands und Frankreichs in die blutige Zerrüttung der Halbinsel bis jetzt verhindert hat, sondern auch seine wiederholte Anwesenheit in Deutschland, namentlich im J. 1833, wo er über Schwedt und Berlin zu einer Unterredung mit dem Kaiser Franz von Östreich nach Münchengrätz in Böhmen sich begab, dann im J. 1834, wo er am 13. Nov. unvermuthet in Berlin eintraf. Auf der Rückreise durch Polen im Sept. 1833 besah der Kaiser nur die Citadelle von Warschau, betrat aber die Stadt nicht und nahm auch die Deputation derselben nicht an. Dagegen fuhr er am 27. Nov. 1834 ohne Bedeckung durch Warschau und jubelnd umgab das Volk seinen Wagen. Schon im J. 1834 hatte bei Enthüllung der Alexandersäule (s. Alexander I.) am 11. Sept. eine gastliche Bewillkommnung der dazu

eingeladenen 17 preußischen Offiziere und 38 Soldaten aus dem Feldzuge von 1813—15, unter Anführung des Prinzen Wilhelm, Sohnes des Königs von Preußen, in Petersburg stattgefunden. Um das Band gegenseitiger Waffenfreundschaft noch enger zu knüpfen, ward im Aug. 1835 ein großes Lager bei Kalisch errichtet, wo Russen und Preußen vereinigt vor ihren Herrschern und einer großen Anzahl fürstlicher Personen und hoher Militairs manoeuvrirten. Der Kaiser N. war bereits am 19. Aug. in Kalisch eingetroffen; hier waren bei dem Manoeuvre der russ. Truppen in den letzten Tagen des Aug. der Großfürst Michael, der Prinz der Niederlande Friedrich und der Herzog von Nassau zugegen. Am 31. Aug. kamen der Kaiser und seine Gemahlin in Liegnitz an, wo sie der König von Preußen empfing. Außer den Prinzen und Prinzessinnen des preuß. Hofes versammelten sich hier nächst den bereits Erwähnten um die Monarchen die Erzherzoge Franz und Johann von Östreich, die Erbgroßherzoge von Hessen und von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzen von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Herzog Eugen von Würtemberg, der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Fürst von Lobenstein-Ebersdorf und viele andere hohe Gäste. Am 2. Sept. und an den folgenden Tagen ließ der König von Preußen vor dem russ. Kaiser das fünfte und sechste preuß. Armeecorps, welche in zwei Lagern bei Liegnitz standen, Corpsmanoeuvres bei Wahlstatt und Kapsdorf ausführen. Unterdessen war eine preuß. Truppenabtheilung von etwa 4000 M. am 1. Sept. in ihr Lager an der Grenze unweit Kalisch eingerückt, um später das russ. Heerlager mitzubeziehen, wo sie auf kais. Kosten bewirthet wurden. Der König von Preußen und das fürstliche Gefolge begaben sich am 8. und 10. Sept. nach Kalisch, wo auch der Herzog von Cumberland eintraf. Daselbst führten die Russen, ungefähr 60,000 M., vom 13—18. Sept. glänzende Manoeuvres aus, an welchen auch die Preußen Theil nahmen. Hierauf hatten die Monarchen von Rußland und Preußen eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Ferdinand I. von Östreich in Teplitz, wobei die bedeutendsten Diplomaten zugegen waren.

Nikomēdes ist der Name von vier Königen von Bithynien, von denen der erste, als Erbauer der Hauptstadt Bithyniens, ihr den Namen **Nikomedia** gab, und der dritte während des Krieges der Römer mit dem Könige von Pontus, Mithridates dem Großen, es mit Jenen hielt. Ein besonders inniges Verhältniß fand zwischen ihm und dem jungen Julius Cäsar statt, was diesem manchen harten Vorwurf zuzog.

Nikopŏli, eine türk. Donaufestung, in der Bulgarei, im gleichnamigen Sandschack des Ejalets Rumili, hat 20,000 Einw. und ist der Sitz eines Pascha und eines griech. Erzbischofs. Der Stadt gegenüber, am linken Ufer der Donau und fast unter den Kanonen der Festung Turno, liegt die Festung **Kale**, eine Art Brückenkopf, welche am 15. Jan. 1829 die Russen mit Sturm nahmen. Bei N. wurde 1396 der ungar. König Sigismund von den Osmanen geschlagen.

Nikopŏlis, d. i. Siegesstadt, war der Name mehrer im Alterthume bekannten Städte, unter andern zweier in Ägypten und zweier andern in Mösien und Dacien. Am berühmtesten und ansehnlichsten war die Stadt dieses Namens, welche Augustus nach seinem entscheidenden Siege über Antonius bei **Actium** (s. d.), in der Nähe dieses Vorgebirges in Epirus zur Verherrlichung seines Triumphes, der ihn zum unumschränkten Gebieter des röm. Reiches machte, erbauen ließ und von der man noch ansehnliche Trümmer unweit Preveſa sieht.

Nil. Dieser große Fluß durchströmt Nubien und Ägypten. Unterhalb Kairo, wo er 3000 F. breit ist, theilt er sich in zwei Haupttheile, die sich wieder in verschiedene Arme theilen, von denen die beiden äußersten nach O. und W. dem untern Theile Ägyptens die Gestalt eines **Delta** (s. d.) geben. Im Alterthume zählte man sieben Hauptmündungen, in denen er sich in das mittelländ. Meer ergoß, von denen aber jetzt nur die Arme bei Damiette und Rosette noch schiffbar geblieben,

die andern hingegen verschlämmt sind. Die Quellen des Nil sind noch immer nicht genau bestimmt. Der Schottländer Bruce wollte dieselben in der Provinz Gojam in Abyssinien im Nov. 1770 gesehen haben; diesem Vorgeben ist jedoch von Andern widersprochen worden. Gewöhnlich nimmt man an, daß er in den abyssin. Gebirgen im Lande der Agows aus drei Sumpfquellen entspringe. Schon Danville machte darauf aufmerksam, daß der Fluß, der sich oberhalb Sennaar mit jenem Flusse Abyssiniens, dem Abawi, d. i. Vater der Ströme, vereinigt, weit beträchtlicher sei und leicht der wirkliche Nil sein könne, auch stimmen alle neuere Geographen darin überein, daß der Nil der Alten, der nach Ptolemäus auf dem nördl. Abhange der Mondsgebirge entspringe, der Bahr el Abiadh der Araber sei. Der westl. und größte Nilarm, Bahr el Abiadh (der weiße Strom) entspringt unterm 7° N. Br. aus vielen Quellen auf dem Mondgebirge, Gebel Kumri, fließt anfangs in nordöstl., dann aber in nördl. Richtung und nimmt viele Flüsse auf. Etwa acht Tagereisen nordwärts von Shilluk, unterm 16° N. B., vereinigt er sich mit dem östl. Nilarme, Bahr el Asrek (dem blauen Strom). Obgleich dieser kleiner ist, so heißt es doch im Lande allgemein, der Abiadh falle in den Azrek. Der Bahr el Asrek ist es, dessen Quellen Bruce aufgefunden hat, nämlich drei wasserreiche Brunnen auf einer sumpfigen grasreichen Alpenhöhe in einem Thale in Lande der Agows. Gleich nach ihrer Vereinigung bilden sie einen nicht unbedeutenden Fluß, der sich in der abyssin. Landschaft Dembea in einer Breite von 260 F. in den See von Tzana oder Dembea ergießt. Er durchströmt ihn 5 Meilen lang, ohne daß sich sein Wasser mit dem des Sees vermischt. Aus diesem See strömt er gegen SO., macht dann eine große Spirallinie gegen SW. und hierauf nach N., bis er nach einem Laufe von 29 Tagereisen sich wiederum seiner Quelle bis auf eine Tagereise genähert hat. In drei verschiedenen Wasserfällen durchbricht er die Grenzgebirge Abyssiniens. Bei Sennaar bildet er ein sehr fruchtbares Stromthal, vereinigt sich bei dem Orte Hojile mit dem Bahr el Abiadh, und heißt dann der Nil. Dieser strömt nun vom 16 bis zum 30° N. B., eine bedeutende Beugung nach W. ausgenommen, in meist nördl. Richtung fort, durchfließt Nubien und senkt sich, nachdem er zuvor den einzigen großen Zustrom, den wir kennen, den Takaze, aufgenommen hat, in drei Stromschnellen, bei Syene (dem jetzigen Assouan) in das Thal von Ägypten hinab. Die Gebirgskette, welche der Nil hier durchbricht, Gebel el Silsily, streicht von O. nach W. und besteht in geringer Breite aus Granitfelsen, den einzigen im Nilthal, in welchen man noch die Steinbrüche findet, aus denen die alten Ägypter ihre kolossalen Obelisken brachen. Sowie der Nil aus dem höhern Nubien durch diese Felsenpässe herabgesunken ist, beginnt eine neue Landschaft, durch welche er nirgend als wilder Gebirgsstrom rauscht, sondern in stiller Majestät als ein fruchtbringendes Wasser über 100 Meilen weiter grade nordwärts fortgleitet. An dieser südl. Grenze Ägyptens verkünden die großen Ruinengruppen von Philä und Elephantine das Wunderland. Einzig in seiner Art ist von hier an die Bildung des Nilthals. Von Assouan bis Kairo, wo die Stromscheidung ist, fließt nämlich der Nil in einem Thale von einer mittlern Breite von 2 Meilen, das von zwei Höhenzügen begrenzt wird, davon der eine gegen O. das ganze Land bis zum rothen Meere füllt; der andere in W. steigt von Libyen auf und zieht wie ein platter, furchtbar öder Damm den Nil entlang, in einer Breite, die zwischen Assiout und der großen Oase etwa vier Tagereisen beträgt. Dieser Wall von Ägypten schützt das Nilthal gegen Versandung aus den Wüsten des westl. Libyen. Die östl. Begrenzung des Nilthals steigt senkrecht empor und wird darum in ihrer ganzen Länge Gebel Mokattam, die steile Felsenwand, genannt. Dieser östl. Höhenzug ist durch mehre Querthäler von O. nach W. durchschnitten. Außer ihnen finden sich noch viele mehr und minder breite Schluchten, welche den Mokattam von Zeit zu Zeit durchbrechen. In Mittelägypten erweitert sich das Nilthal etwas mehr. Doch ist es an der breitesten Stelle

bei Fajum nur 4½ Meilen breit. Aber von hier an zieht sich die libysche Hügelkette immer mehr gegen W.; die östl. verschwindet bei Kairo ganz, und es breitet sich die unabsehbare Fläche des Delta aus. Was den Nil für Ägypten besonders wohlthätig macht, ist sein jährliches Austreten, wodurch er das zwischen der arab. und libyschen Bergkette liegende, 756 □M. große, stark von Salztheilen durchzogene Nilthal überschwemmt und zu doppelten Ernten befruchtet, welche Fruchtbarkeit indessen nicht so sehr dem allmäligen Ansatze des Nilschlamms, der nach und nach Ägyptens Thal über die Wasserfläche erhob, als vielmehr der Wässerung selbst zuzuschreiben ist. Vom 18. und 19. Jun. fängt er an langsam zu steigen, erreicht im Sept. seine höchste Höhe, und fällt dann wieder ebenso allmälig und in ebenso viel Zeit, als er gestiegen war. Durch Kanäle wurde schon im höchsten Alterthume das Wasser des ausgetretenen Nils gleichförmiger vertheilt, und man hatte an mehren Orten sogenannte Nilmesser angebracht, an denen man das Steigen und Fallen des Flusses sorgfältig beobachtete. Die Ursache dieser periodischen Überschwemmung suchte man schon damals in dem in Abyssinien vom März bis zum Sept. fallenden Regen und den um dieselbe Zeit das Wasser nordwärts treibenden Winden. Das Wasser des Nil, welches während des Steigens verschiedene Farben zeigt, ist zwar schlammig, aber sehr süß und angenehm im Geschmack; doch muß es, da es das einzige Getränk der Ägypter ist, zum Trinken oder zur Bereitung der Speisen mit gestoßenen bittern Mandeln oder Tropfstein klar gemacht werden. Durch den jetzigen Vicekönig von Ägypten, Mohammed Ali, wurde der Nil durch einen 45 M. langen Kanal 1820 wieder mit Alexandrien in Verbindung gesetzt. Wegen seines regelmäßigen Austretens konnte der Nil im alten Ägypten eine Zeit- oder Kalenderbestimmung werden. In der ägypt. Mythologie ward er als Landesgottheit verehrt. Die Griechen machten ihn zum Sohne des Pontos und der Thalassa, oder des Okeanos und der Tethys. Als seine Tochter wird Memphis genannt, denn die Stadt dieses Namens lag am Nil. Man sah ihn als den Erzeuger aller Hauptgötter des Landes an. Um die Zeit der Sonnenwende, wo sein Anschwellen anfing, feierte man ihm das Fest Niloa, opferte ihm schwarze Stiere, streute Lotosblumen auf das Wasser u. s. w. In der Stadt Nilopolis hatte er einen Tempel. Man bildete ihn gewöhnlich von schwarzem Marmor zum Andenken seines äthiop. Ursprungs. Um ihn her spielen 16 Kinder, als Symbol, daß er so viel Ellen wachsen muß, wenn er ganz wohlthätig für Ägypten werden soll. Auch hat man den Nil in kolossaler Größe als Flußgott gebildet, ruhend auf einer Sphinx von der größten Schönheit, von 16 Kindern umspielt und mit Lorbern und Ähren bekränzt. Attribute von ihm sind auch das Krokodil und Nilpferd, die Sphinx und der Delphin.

Nimbus nennt man den Strahlenkranz oder Schimmer, mit dem man im Alterthume die Häupter gewisser Gottheiten, Könige und Kaiser, und in der christlichen Zeit das Haupt Christi und der Heiligen (Heiligenschein) umgeben vorstellte. Viele erklären diese Sitte daher, daß es bei den röm. Triumphzügen Gebrauch war, einen gewöhnlich runden Schild über dem Haupte des Triumphators zu befestigen, daß man daher ferner auch die kleine Bedachung so genannt habe, mit der man das Haupt der Götterbildsäulen gegen Schmuz und Verunreinigung schützte, und daß man an dieser kleinen Kopfbedeckung blos zur Zierde anfangs Strahlen angebracht habe, aus welchen zuletzt ein wirklicher Strahlenkranz geworden sei. Allein es ist durch viele Mythen, in welchen gottgeweihte Kinder schon mit solchem Schein in der Wiege vorgestellt werden, wahrscheinlich, daß die Idee des Nimbus einer uralten oriental. Symbolik ihre Entstehung verdankt. Figürlich heißt Nimbus oft der Glanz, der eine Person umgibt.

Nimes oder Nismes, Hauptstadt des franz. Departements Gard, im ehemaligen Niederlanguedoc (die nemausensische Colonie der Römer), liegt in einem fruchtbaren, von zwei Hügelreihen eingeschlossenen, von NO. nach SW.

geöffneten Thale und hat über 39,000 Einw., darunter gegen 21,000 Reformirte. Die eigentliche Stadt ist schmuzig und hat enge, sich in unzähligen Richtungen durchkreuzende Straßen; die Häuser sind zwar von Stein, aber klein und unbequem; regelmäßiger, schöner und größer sind die acht Vorstädte, vorzüglich die von Crucimele und Richelieu. Seit der Revolution gewann N. immer mehr ein freundliches Ansehen und schöne Boulevards. Die öffentlichen Gebäude, außer dem wegen seiner Uhr merkwürdigen Rathhause und der Domkirche, sind unbedeutend, und die großen Plätze unregelmäßig. Merkwürdig sind die röm. Alterthümer in und bei N., namentlich die Tourmagne, ein uralter Wartthurm auf einer Anhöhe, an deren Fuße sich die sogenannte Fontaine von N. befindet und wo man auch röm. Bäder gefunden hat, die wiederhergestellt worden sind; ferner der Dianentempel oder das Pantheon, die sogenannte maison quarrée (ein alter Tempel), welche Ludwig XVIII. 1820 restauriren ließ, das prachtvolle Amphitheater, ein schönes Oval mit vier Thoren und 120 in Doppelreihen übereinander gebauten Arcaden (415 F. lang, 317 F. breit, für 17,000 Zuschauer), und das kürzlich entdeckte Augustusthor. Im Thale des Gard sieht man eine röm. Wasserleitung, drei Bogenstellungen übereinander, Pont du Gard genannt, die ehemals N. mit Wasser versah. Die Stadt ist der Sitz eines kön. Gerichtshofs, einer Akademie der Wissenschaften, eines Lyceums mit einer Bibliothek, einer Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, einer Zeichnenakademie, einer medicinischen und einer Ackerbaugesellschaft. Wichtig sind die Fabriken in Seidenzeuchen, und nicht unbedeutend die in Baumwolle und Halbbaumwolle, in Strick- und Stickzwirn, sowie in Leder. Man schätzt den Seidenhandel auf 16 Mill. Fr., und den Fabrikatenumsatz überhaupt jährlich auf mehr als 21 Mill. Fr. Im J. 1815 war N. der Schauplatz schauderhafter Verfolgungen der Protestanten durch die sogenannten Bandes Verdets, denen von Seiten der zurückgekehrten bourbon. Dynastie nicht eher Einhalt gethan wurde, bis 1819 die Cevennenbewohner der katholischen Bevölkerung in N. eine energische Erklärung zukommen ließen. (S. Cevennen.) Der offenkundige Mörder vieler Protestanten, Trestaillon, starb daselbst, ohne je vor Gericht gezogen worden zu sein, am 5. Mai 1827. Auch nach der Julusrevolution im Aug. 1830 wurden in N. viele Schändlichkeiten gegen die Protestanten verübt, mit Hülfe der Truppen aber sehr bald jene Bandes Verdets unterdrückt. Im J. 1835 brach in N. die Cholera aus und raffte viele Menschen hin.

Nimrod, ein tapferer Krieger, der nach der mosaischen Urkunde um 2000 v. Chr. lebte, wird gemeiniglich für den ersten Eroberer gehalten, der an die Stelle der patriarchalischen Unabhängigkeit nomadischer Urstämme das Joch der Monarchie gesetzt habe. Babylon (s. d.) und die Monarchie dieses Namens wurde von ihm gegründet, und durch die Eroberung der Städte Erech (später Edessa), Akkad (später Nisibis) und Chalne (später Ktesiphon) in Mesopotamien, vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des babylon. Thurmbaues und sieht in dem Umstande, daß er ein gewaltiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannei, mit der er die wild umherschweifenden Nomaden zusammengelockt und sich durch List und Gewalt unterworfen habe. Sein Name bedeutet im Chaldäischen und Arabischen einen Empörer; nicht ohne Wahrscheinlichkeit mag daher die vergleichende Mythologie in ihm den Riesen der Finsterniß, denn er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwarzen verurtheilten Ham, und die Personification der Entstehung einer kön. Gewalt unter den Menschen, die sich gegen die göttliche, das Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen gewagt hat, erkennen und ihn als mythisches Wesen mit dem Bel der Chaldäer und dem medisch-pers. Kaiumaras für gleichbedeutend halten.

Nimwegen oder **Nijmwegen** (Nimégue), befestigte Hauptstadt eines Districts des niederländ. Herzogthums Geldern, reizend gelegen auf mehren Hügeln an der Waal, über welche eine fliegende Brücke führt, hat 17,300 Einw.,

welche Gerbereien, eine Leimsiederei, Bleichen und berühmte Weißbierbrauereien unterhalten, auch viele gemeine messingene Rauchtabacksdosen verfertigen und Speditionshandel treiben. Der in N. gebraute Moll, ein weißes Sommerbier, wird auch auswärts versendet. Eine ansehnliche Sammlung röm. Alterthümer wird auf dem Rathhause aufbewahrt. Angenehme öffentliche Spaziergänge sind der Kalverbosch und das Belvedere. Auf einem Hügel an der Flußseite erblickt man die Trümmer des Falkenhofes, einer alten Burg, die Karl der Große erbaut haben soll, und die das Hoflager der fränk. Könige war. Weil die Stadt sich 1579 der Verbindung der niederländ. Provinzen angeschlossen hatte, ward sie 1585 von den Spaniern belagert und erobert, kam aber 1590 wieder in die Hände des Fürsten Moritz von Nassau. Nachdem die Franzosen sich ihrer 1672 ohne Gegenwehr bemeistert hatten, diente sie 1678 zum Friedenscongreß und ward in dem geschlossenen Frieden zwischen Spanien, Frankreich und den Vereinigten Niederlanden den letztern zurückgegeben. Fruchtlos war ein 1702 von den Franzosen unternommener Überfall; dagegen leistete ihnen N. im Revolutionskriege, 1795, nur geringen Widerstand und hatte in der Folge an den Schicksalen der Niederlande Theil. – Unter dem Reich von Nimwegen versteht man die Gegend zwischen der Waal und Maas.

Ninive, s. Ninus.

Ninon, s. Lenclos (Ninon de).

Ninus, nach alten ungewissen Sagen ein assyrischer König, der Nachfolger des Belus, war einer der größten Eroberer in Asien und soll zwischen 2000 und 2100 v. Chr. gelebt haben. Er erweiterte das assyr. Reich bis an die Grenzen Indiens, an den Nil und an den Tanais, heirathete die Semiramis, die Gemahlin des Medon, eines seiner Statthalter, die ihm durch Anschläge zur Eroberung Baktras, der Hauptstadt Baktriens, behülflich gewesen war, und erbaute Ninive, die Hauptstadt seines Reichs, welche, nach Niebuhr, an der Ostseite des Tigris, Mosul gegenüber, lag. Sein Sohn war Ninyas.

Niobe, die Tochter des Tantalus, Königs von Lydien, und der Dione oder Eurypanassa, war die Gemahlin Amphion's, der mit Zethus gemeinschaftlich das von ihnen erbaute Theben beherrschte. Sie hatte, nach der gewöhnlichen Angabe, sieben Söhne und sieben Töchter, und vergaß sich in dem Stolz auf ihre Nachkommenschaft so sehr, daß sie sich über die Latona, die Mutter nur zweier Kinder, des Apollo und der Diana, erhob, und zur Strafe dieses Übermuths ihre Kinder, von den Pfeilen des Götterzwillingspaares getroffen, dahinsinken sehen mußte. Schmerz und Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umherirren in einen Stein, den man am Berge Sipylus im Reiche ihres Vaters zeigte. Auch Amphion und Zethus fielen, als sie voll Zorn in Apollo's Heiligthum drangen, von den Pfeilen des Gottes durchbohrt. Dieses ist die gewöhnliche Erzählung von dem Schicksale der N., in dessen Nebenumständen die Dichter, welche diese Geschichte ebenso oft als die bildenden Künstler zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht haben, häufig abweichen. Der Hauptgrund der Fabel scheint in jenem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die eines plötzlichen Todes starben, sagte, der Pfeil des Apollo oder der Diana habe sie getroffen, sowie das Versteinertwerden fast in allen Sprachen das natürliche Bild für den höchsten Grad erstarrender Verzweiflung ist. Eine der schönsten Kunstdarstellungen des Alterthums hat sich in der Gruppe der Niobe erhalten. Die diese Gruppe bildenden Statuen wurden 1583 bei der Porta Lateranensis in Rom ausgegraben, vom Cardinal Ferdinand von Medici gekauft, der sie in der Villa Medici aufstellen ließ, und 1772 vom Großherzog Leopold nach Florenz gebracht, wo die Gruppe 1777 in der Rotonda la Tribuna nach der von Vincenzo Spinazzi erhaltenen Restauration aufgestellt wurde. Sie besteht aus 14 Statuen und wird für denselben Statuenverein gehalten, den schon Pli-

nius beschrieben hat. Über den Verfertiger war man schon damals ungewiß; Einige, wie Plinius, nannten den Skopas, für den sich auch Winckelmann erklärte, Andere den Praxiteles. Ebenso wenig Gewisses ist über die ursprüngliche Zusammenstellung der einzelnen Figuren auf uns gekommen, und sie war bisher um so schwieriger zu errathen, als mehre davon, die beiden sogenannten Ringer, der Pädagog, den Fabroni für den König Amphion nahm, und die eine Tochter, die Göthe für eine Erato hielt, von mehren Kunstkennern für gar nicht zu dieser Gruppe gehörig erklärt worden sind, obschon sie alle an einem Orte und zu einer Zeit gefunden wurden. Die kreisförmige Stellung sämmtlicher Statuen um die Hauptfigur der Mutter, wie sie Montfaucon abgebildet liefert, beruht ebensowol als die von Ramdohr angenommene Zusammenstellung blos auf einer Vermuthung, die nicht nur durch keine Autorität unterstützt wird, sondern der eine genaue künstlerische Ansicht und Untersuchung der einzelnen Figuren sogar gradezu widerspricht. Dagegen hat der engl. Architekt Cockerell in einer Schrift 1816 die höchst wahrscheinliche Hypothese aufgestellt, daß diese Statuen, auf einer Linie pyramidal nebeneinander gruppirt, die Verzierung eines antiken Tempel-Frontispice gebildet haben, welche Vermuthung durch die Analogie in der Kunstgeschichte des Alterthums vollkommen bestätigt, und durch die Ergebnisse der Untersuchung, die Cockerell mit den einzelnen Statuen selbst angestellt hat, fast zur Gewißheit erhoben wurde. Auch A. W. Schlegel stimmt in der Hauptidee der Anordnung mit Cockerell überein, doch zweifelt er, daß die Figuren durchgehend richtig gestellt seien, wie er Cockerell auch nicht in der Behauptung beistimmt, daß wir die Gruppe vollständig und im Original besitzen.

Nipon oder Nifon, auch Hiphon, d. h. Sonnenland, die größte der Landschaften Japans (s. d.).

Nische heißt in der Architektur eine Vertiefung in einer Mauer, gemeiniglich nach einem halben Cirkelstücke gearbeitet und mit einem halben Kugelgewölbe bedeckt. Die Nischen haben ihren Namen aus der neuern ital. Baukunst empfangen, nach der Form einer Seemuschel, nicchio genannt. Sie werden gewöhnlich durch Statuen, Büsten, Vasen, Öfen und andere Verzierungen gefüllt und heißen daher bei den Deutschen auch Bilderblenden. In der Gartenkunst hat man sie ebenfalls nachgeahmt.

Nitrum, s. Salpeter.

Nitzsch (Karl Ludw.), einer der verdientesten unter den neuern Theologen, namentlich durch die von ihm aufgestellte Theorie der christlichen Offenbarung, die zwar von Grundsätzen kritischer Philosophie ausgeht, aber sich von Allem, was sonst Kant'sche Theologen geleistet und erstrebt haben, und von dem gewöhnlichen Typus des Rationalismus unterscheidet, ward am 6. Aug. 1751 zu Wittenberg geboren, wo sein Vater Geistlicher war, den er aber schon in seinem sechsten Jahre durch den Tod verlor. Durch die Fürsorge des Grafen von Hohenthal kam er auf die Fürstenschule nach Meißen und studirte dann seit 1770 zu Wittenberg Theologie. Seine Absicht war auf ein Schulamt gerichtet; nachdem er sich aber wiederholt vergebens selbst um die kleinsten Rectorate beworben, verließ er Wittenberg und wurde Hauslehrer in der Familie von Bodenhausen auf Brandis bei Leipzig. Hierauf erhielt er 1781 die Predigerstelle zu Beucha, wurde 1785 Superintendent zu Borna, 1787 Stiftssuperintendent und Consistorialis zu Zeitz und 1790 Generalsuperintendent und Professor zu Wittenberg. Bis zur Bekanntschaft mit Kant's Schriften nahm er Theologie und Predigtamt in Spalding's und Zollikofer's Sinne; von da ging ihm die Idee einer neuen Theologie auf. Da ihm aber die Leistungen der Kant'schen Schule nicht gnügten, ging er selbst ans Werk, und 40 Jahre lang war es, aller Anfeindungen ungeachtet, sein unablässiges Bestreben, durch Unterscheidung der Offenbarung von der Religion, der geschichtlichen, äußern Einführung der Wahrheit von der Wahrheit selbst, die Apologie des Christen-

thums zu begründen, die endursachliche Vollkommenheit aller positiven Thatsachen und Lehren desselben darzuthun, und dadurch theils die Theologie vom Buchstabenglauben zu befreien, theils den eudämonistischen und naturalistischen Neigungen der Zeit entgegen die Mysterien zu bleibendem und wirksamem Ansehen zu bringen. Seit 1813 seiner akademischen Wirksamkeit enthoben und später als Director des evangelischen Predigerseminars in neue Verhältnisse versetzt, starb er zu Wittenberg am 5. Dec. 1831. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben „De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae" (2 Bde., Wittenb. 1830), eine nochmalige Bearbeitung früherer Programme; „De revelatione religionis externa eademque publica" (Lpz. 1808) und aus der spätern Zeit „Über das Heil der Welt, dessen Begründung und Förderung" (Wittenb. 1817); „Über das Heil der Kirche" (Witt. 1822) und „Über das Heil der Theologie durch Unterscheidung der Offenbarung und Religion als Mittel und Zweck" (Witt. 1830). Vgl. Hoppe's „Denkmal N.'s (Halle 1832). — N.'s zweiter Sohn, Karl Immanuel N., ordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger zu Bonn, geb. zu Borna am 21. Sept. 1787, besuchte die Schulpforta und dann die Universität Wittenberg, wo er anfangs Philologie, später Theologie studirte und sich 1810 habilitirte. Er wurde 1811 Diakonus an der Schloßkirche und, nach Aufhebung der Universität, 1817 als ordentlicher Lehrer am Predigerseminar angestellt, worauf er 1819 von Berlin aus die theologische Doctorwürde erhielt. Im J. 1820 nahm er die Propstei und Superintendentur zu Kemberg an, folgte aber bereits 1822 dem Rufe an die Universität zu Bonn. Besondere Beachtung verdienen, außer mehren kleinern Schriften, z. B. über die liturgischen Angelegenheiten in Preußen, sein „System der christlichen Lehre" (Bonn 1829; 2. Aufl. 1831) und seine „Predigten aus der Amtsführung der letztvergangenen Jahre" (Bonn 1833). Mit Ullmann, Umbreit, Lücke und Gieseler verband er sich 1828 zur Herausgabe der Zeitschrift: „Theologische Studien und Kritiken".

Nivelliren heißt in der praktischen Geometrie untersuchen, um wie viel ein Gegenstand, z. B. ein Berg, höher, oder von dem Mittelpunkte der Erde weiter entfernt ist als der andere. Das Nivelliren bildet demnach einen Theil des Vermessungsgeschäftes und das Verfahren hierbei ist im Wesentlichen folgendes. Man stellt ein Fernrohr mittels einer Wasserwage genau horizontal. Auf dem andern zu untersuchenden Punkte wird eine in Klafter, Schuhe und Zolle eingetheilte Stange aufgestellt. Hierauf wird am Fernrohre nach dieser senkrecht gehaltenen Stange visirt und derjenige Punkt bemerkt, in welchem der im Fernrohre gespannte horizontale Faden die Stange trifft. Angenommen, dieses wäre in einer Höhe von 1 Klafter, 2 Schuh und $3^1/_2$ Zoll der Fall, sodann wird die Erhöhung des genannten Fadens über der Erde gemessen und diese mag z. B. 4 Schuh und 7 Zoll betragen. Die Differenz bei der Messung gibt die Differenz der Erhöhungen, und zeigt im gegenwärtigen Falle, daß der zweite Punkt um 3 Schuh $8^1/_2$ Zoll niedriger ist als der Punkt, über welchem das Fernrohr stand. Dieses gilt jedoch nur für den Fall, wo die Entfernung beider Punkte sehr gering ist, sodaß man den kleinen Theil der kugelförmigen Oberfläche für eine Ebene ansehen kann. Bei größern Entfernungen muß man auf Rundung der Erde Rücksicht nehmen, und von dem Grundsatze ausgehen, daß unser Sehstrahl (Visir) stets nur in dem Punkte, in dem wir uns befinden, eine Tangente zur Erdkugel bildet. So einfach und leicht das Nivelliren auch scheinen mag, so fodert es doch in manchen Fällen, wo große Erhöhungen oder lange Striche, z. B. das Gefälle eines Flusses u. s. w., gemessen werden sollen, viel Umsicht und Geschicklichkeit, weil große Genauigkeit verlangt wird. Wo es nicht auf große Genauigkeit ankommt, helfen sich Maurer und Zimmerleute mit den gewöhnlichen Kreuzen, Schußblei Schrotwagen. Unter Nivelliren versteht man auch das Horizontalstellen der Meß-

instrumente, z. B. des Meßtisches, des Theodolithen u. s. w. — Die metaphorische Bedeutung des Worts Niveau, z. B. bei Jemand, der sich nicht zum Niveau des Andern erheben könne, ergibt sich aus Obigem von selbst.

Nixen nennt der deutsche Volksglaube weibliche Wesen, die in einigen Stücken den Najaden der griech. Mythologie gleichen. Wie diese sind sie die beschützenden Gottheiten der kleinen Landwässer, in denen sie sich gewöhnlich aufhalten. Wie diese mischen sie sich oft in die Angelegenheiten der Menschen, vorzüglich liebender Jünglinge und Mädchen, und spielen daher in den Volksmärchen, die ihnen gewöhnlich einen schalkhaften, oft sogar heimtückischen Charakter beilegen, eine große Rolle. Ihr Name rührt wahrscheinlich von den Nökken oder Nikken her, welche in der nord. Mythologie zu der bösen Gattung der Elfen gezählt werden.

Nizam-Dschédid (Nesûmi dschedid) hieß die vom Sultan Selim III. gegen Ende des 18. Jahrh. für die neue Militairorganisation niedergesetzte Commission, welche ein Corps regelmäßiger, auf europ. Art bewaffneter und geübter, wohldisciplinirter Truppen errichten sollte, zu deren Besoldung einige neue Consumtionssteuern festgesetzt wurden. Diese Neuerung reizte die mächtige Kaste der Ulemas; Selim III. ward 1807 des Thrones für verlustig erklärt und abgesetzt und erst dem jetzt regierenden Großherrn Mahmud (s. d.) gelang es, nach harten Kämpfen, mit Hülfe der ihm ergebenen neuorganisirten Truppen, das Corps der Janitscharen (s. d.) aufzulösen und Selim III. Plan auszuführen.

Nizza (Nice), zum Königreich Sardinien gehörige Grafschaft, welche der Var von Frankreich scheidet, zählt auf 68 □M. 204,500 Einw. und besteht aus den vier Provinzen: Nizza, Sospello, Oneglia und dem unter Sardiniens Schutze stehenden souverainen Fürstenthume Monaco (s. d.). Die Hauptstadt der Grafschaft, Nizza, liegt am Fuße des Berges Montalban, nicht weit vom Einflusse des Poglione in das mittelländ. Meer. Sie hat einen befestigten Seehafen und 20,000 Einw., welche Taback, Seidenzwirn, Liqueure, Parfumerien und Essenzen bereiten. Die Gebäude und Straßen der Neustadt sind schön, während die Altstadt in krummen, winkligen Gassen alte, finstere und schlechtgebaute Häuser hat. Stadt und Umgegend, wo man auch die Ruinen eines röm. Amphitheaters sieht, sind berühmt durch die außerordentlich reine und gesunde Luft und durch die Milde des Klimas selbst im Winter; die nördl. Gebirge, welche mit den Alpen zusammenhängen, schützen nämlich das Land vor ultramontanischen Stürmen. Daher ist N., genannt la serre de l'Europe, der Lieblingsort aller Derer, die hier Seebäder brauchen und sich vor dem nord. Winter retten wollen, oder die das Bedürfniß haben, eine reine Luft einzuathmen, in welcher Hinsicht ihr blos Montpellier gleichkommt. Die Luft ist so rein, daß man bei gutem Wetter von hier die Gebirge Corsica's sehen kann. Die Stadt treibt einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit roher gesponnener Seide, Wein, Öl und Blumen, welche im Winter nach Paris und sogar nach London verschickt werden. Im J. 1543 von Franz I. zu Lande, von Barbarossa mit den Algierern zu Wasser belagert, ward sie mit Ausnahme der Citadelle erobert und geplündert. Drei andere Belagerungen der Franzosen, 1691 unter Catinat, 1706 unter Berwick, und 1796 brachten Stadt und Schloß jedesmal in franz. Hände, und nach der letzten kam es erst 1814 wieder an Sardinien. Vgl. Risso's classische „Histoire naturelle des principales productions de l'Europe méridionale et particulièrement de celles des environs de Nice et des Alpes maritimes" (5 Bde., Par. 1826).

Noah war der letzte unter den Patriarchen sethitischen Stammes vor der Sündflut. Seiner Frömmigkeit wegen ward er von Gott zum Stammvater eines neuen Menschengeschlechts bestimmt, da das erst geschaffene wegen seiner Sünden in der Flut umkommen mußte. In einem Schiffe, das er nach der Anweisung Gottes gebaut hatte, rettete er sich, seine Familie, und von jeder Gattung

reiner und unreiner Thiere, die ihn umgaben, ein Paar. Nachdem das Wasser sich verlaufen hatte, landete er auf dem Gebirge Ararat in Armenien, wo er Gott ein Dankopfer brachte und im Regenbogen das Zeichen sah, daß eine solche Flut nie wiederkehren solle. Das von ihm verkündigte göttliche Gebot, kein Menschenblut zu vergießen und auch geschlachtete Thiere nicht roh in ihrem Blute zu essen, machte, sowie der Acker- und Weinbau, den er trieb, den Anfang zur Entwilderung der Menschen. Doch daß es auch nach der Flut noch menschliche Schwachheiten und Sünden gab, mußte N. selbst erfahren. Da er einst im Schlummer der Weintrunkenheit entblößt in seiner Hütte lag, sah ihn sein Sohn Ham und spottete der Schwäche des Vaters gegen seine beiden ältern Brüder, Sem und Japhet. Diese aber nahmen ein Gewand, legten es auf ihre Schultern und warfen es rücklings mit abgewendetem Antlitz über ihren Vater hin, sodaß sie seine Blöße nicht sahen. Dies Zartgefühl blieb nicht unbelohnt. Da N. erwacht war und das Vorgegangene erfahren hatte, gab er ihnen seinen Segen, dem Sohne Ham's, Kanaan, aber den Fluch, der Knecht seiner Brüder zu sein, eine Strafe, die für das Verbrechen der beleidigten väterlichen Majestät nicht zu hart und besonders zum Erweis des Rechts der semitischen Israeliten auf den Besitz des Landes Kanaan in der biblischen Urkunde angeführt zu sein scheint. Die Nachkommen N.'s bevölkerten Asien; Herren dieses Antheils wurden die Semiten, die Japhetiten breiteten sich über Europa aus, mehre hamitische Völker aber mußten nach blutigen Kriegen, von den Semiten verdrängt, sich nach Afrika wenden, daher die Schwarzen für Nachkommen Ham's angesehen werden. Diese hebr. Sage von der Sündflut und der Rettungs N.'s, als eines zweiten Adam, findet in der Gleichheit mehrer Umstände ähnlicher Mythen bei andern asiat. Völkern ihre Bestätigung. Der chaldäische Xeisuthros, der ind. Prithu oder Manu-sati-wrata, der in der asiat. und griech. Mythenwelt herrschende Dionysos oder Bacchus ist jener N. der Hebräer, der Gott der Thränen über die untergegangene Vorwelt, und des Weins. (S. Sündflut.) Den Stoff der Geschichte N.'s hat Bodmer in seiner „Noachide" episch, aber nicht glücklich behandelt.

Noailles ist eins der ältesten adeligen Geschlechter in Frankreich, das die Gunst des Hofs Jahrhunderte hindurch besessen hat. Unter den Mitgliedern dieser Familie, welche stets die ersten Stellen im Königreiche bekleideten, bemerken wir: Antoine de N., berühmt durch seine Gesandtschaften unter Heinrich II., sowie dessen Bruder, den Bischof zu Acques, der ebenfalls zu wichtigen und schwierigen diplomatischen Sendungen nach England, Italien und selbst nach Konstantinopel verwendet wurde. Anne Jules, Herzog v. N., geb. 1650, gest. 1708, erbte von seinem Vater die erste Compagnie der Gardes-du-Corps, befehligte in dem Kriege von 1689—97 ein Armeecorps in Catalonien, erhielt 1693 den Marschallsstab und gewann 1694 die Schlacht am Tar gegen die Spanier. — Louis Antoine de N., der Bruder des Vorhergegangenen, war Erzbischof von Paris und Cardinal. Wegen der Unterstützung, die er Quesnel angedeihen ließ, wurde er von den Jesuiten und vorzüglich von Letellier, dem Beichtvater Ludwig XIV., verfolgt. Sie bewirkten gegen ihn die Bulle Unigenitus (s. d.), deren Annahme sich N. als Erzbischof bis kurz vor seinem Tode, der 1729 erfolgte, widersetzte. — Adrien Maurice, Herzog v. N., der Sohn des obengenannten Anne Jules, diente im span. Erbfolgekriege mit Auszeichnung in Spanien, wurde Grand von Spanien erster Classe und vermählte sich 1698 mit Françoise d'Aubigné, einer Nichte der Frau von Maintenon. Während der Minderjährigkeit Ludwig XV. war er Präsident des Finanzconseils und Mitglied des Regentschaftsraths, aus welchem er jedoch 1721 austrat, um nicht dem Cardinal Dubois den Vorsitz einzuräumen. Durch den Einfluß dieses intriganten Priesters exilirt, wurde er erst nach dessen Tode (1723) zurückberufen und in seine vorigen Ämter eingesetzt. Im J. 1734 machte er unter Berwick den Feldzug am Rhein und die

Belagerung von Philippsburg mit und erhielt nach dessen Tode den Marschallsstab. Im folgenden Jahre befehligte er das franz. Heer in Italien. Als nach dem Tode des Kaisers Karl VI. der östr. Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt N. ein Commando am Rhein. Durch die unzeitige Hitze seines Neffen, des Grafen von Grammont, verlor er 1743 die Schlacht von Dettingen und dadurch die Früchte seiner weisen Anordnungen, durch welche er das engl. Heer dem Untergange nahe gebracht hatte. Zu alt, um ferner an der Spitze der Armeen zu fechten, trat er in das Ministerium. Mit glänzenden Vorzügen verband N. alle Fehler der Höflinge jener Zeit. Seine Freundschaft für den Marschall von Sachsen ging so weit, daß er, obgleich älterer Marschall, demselben in der Schlacht von Fontenay als erster Adjutant diente. Seine beiden Söhne wurden 1775 zu Marschällen von Frankreich ernannt. Der Abbé Millot gab nach seinem Tode „Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV, composées sur les pièces originales recueillies par Adrien Maurice duc de N. etc." heraus, die nicht nur für die Geschichte der Kriege Ludwig XIV. und Ludwig XV., sondern auch für die Geschichte Spaniens unter Karl II. und Philipp V. interessante Nachrichten enthalten. — In der neuern Zeit machten sich bekannt: Louis, Vicomte de N., der als General Mitglied der ersten Nationalversammlung im J. 1789 war. Vom Adel gewählt, schlug er am 13. Jun. seinem Stande vor, sich mit dem dritten zu vereinigen. Montmorency, Rochefoucauld, Lafayette u. A. stimmten ihm bei, und nach langen Debatten vereinigten sich 40 Mitglieder der Adelskammer am 25. Jun. mit der Nationalversammlung. In der Nacht des 4. Aug. foderte N. zuerst die Geistlichen und den Adel in der Versammlung auf, ihren dem Gemeinwohl schädlichen Privilegien zu entsagen. So nahm er an den wichtigsten Reformen einen entscheidenden Antheil. Nach dem Schlusse der constituirenden Versammlung ging er zur Armee und commandirte 1792 bei Valenciennes die Vorpostenkette. Doch seine Geburt machte ihn verdächtig, er foderte deshalb seinen Abschied und lebte nun zurückgezogen auf dem Lande. Erst unter der Consularregierung nahm er wieder Dienste und zeichnete sich als Brigadegeneral unter Leclerc und Rochambeau in St.-Domingo aus. Er blieb im Kampfe mit einer engl. Brigg, die er geentert hatte. — Sein Sohn, Alexis Graf von N., geb. zu Paris am 1. Jun. 1783, verlor während der Revolution seine Mutter, die Vicomtesse de N., seine beiden Großmütter, seinen Großvater, seine Großtante und seine Tante auf dem Schaffote. Seiner politischen und religiösen Gesinnungen wegen wurde er dem Kaiser Napoleon verdächtig, der ihn vergebens zu bewegen gesucht hatte, Dienste zu nehmen. Er wurde 1809 verhaftet, bald aber wieder freigelassen. Abermals in Gefahr, verhaftet zu werden, verließ er 1811 Frankreich und lebte hierauf kurze Zeit in der Schweiz. Sodann übernahm er mehre wichtige Aufträge der Prinzen des Hauses Bourbon an deutsche Höfe, nach Rußland und nach Schweden, und war auch einige Zeit in England bei Ludwig XVIII. Im J. 1813 diente er als Adjutant des Kronprinzen von Schweden in Deutschland, wo er militairische Sendungen an Blücher, namentlich bei Leipzig, während der Schlacht, vollzog. Nach dem Siege trat er aus schwed. Dienste und zog mit den fremden Heeren nach Frankreich, focht bei Brienne und La Fere-Champenoise, begab sich dann zu dem Grafen von Artois nach Vesoul, ward dessen Adjutant und später Ludwig XVIII. Bevollmächtigter bei dem Congresse zu Wien, wo ihm Talleyrand vorzüglich die ital. Sachen übertrug. Er kehrte mit dem König von Gent nach Paris zurück, wurde zum Deputirten der Kammer von 1815 gewählt und im Oct. von Ludwig XVIII. zum Staatsminister ohne Portefeuille ernannt. Weil er, obgleich Royalist, doch aufgeklärt und freisinnig dachte, ward er wieder zum Deputirten gewählt und im J. 1828, als solcher, vom Könige zum Präsidenten der Commission ernannt, welche untersuchen sollte, ob die geistlichen Schulen (die jesuitischen und ähnliche) mit den Grundsätzen des franz. Staats-

rechts zusammenstimmten. Als Mitglied der Kammer von 1831 unterwarf er sich der neuen Ordnung vom 7. Aug., wurde aber zur Kammer von 1832 nicht wieder gewählt. Hierauf widmete er seine Sorgfalt der Taubstummen- und der Blinden-, so wie andern wohlthätigen Anstalten, und starb zu Paris am 14. Mai 1835. — Ant. Claude Dominique Juste, Graf v. N., der Vetter des Vorigen, zweiter Sohn des Prinzen de Poix, geb. zu Paris am 25. Aug. 1777, war einer der ersten Kammerherren Napoleon's und blieb in dieser Stellung bis 1814. Nach der Restauration war er bis 1820 Ludwig XVIII. Botschafter in Petersburg.

Nodier (Charl.), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller des neuern Frankreichs, geb. 29. Apr. 1783 zu Besançon, ist ebenso merkwürdig durch eine große Anzahl der verschiedenartigsten, meist trefflichen Schriften als durch sein Leben, welches überaus bewegt war. Zehn Jahre alt sandte ihn sein Vater, ein geachteter Rechtsgelehrter, nach Strasburg, wo er seine humanistischen Studien betreiben sollte. Der Hellenist Eulogius Schneider, früher Capuciner in Köln und später nach vielfachen Verbrechen hingerichtet, sollte sein Lehrer sein. N. kehrte nach Schneider's Tode in seine Heimat zurück, setzte seine philosophischen Studien fort und beschäftigte sich viel mit Naturwissenschaften, namentlich mit Entomologie. Obgleich ursprünglich Republikaner, gerieth er doch durch Anhänglichkeit an seine Jugendfreunde in die royalistischen Clubs, welche während der Republik und des Kaiserthums die Opposition bildeten. Nachdem er 1798 seine wackere „Dissertation sur l'usage des antennes dans les insectes et sur l'organe de l'ouïe dans les mêmes animaux", herausgegeben und in ihr nachgewiesen hatte, daß das Gehörorgan der Insekten in den Antennen liegt, ging er nach Paris, wo er 1800 seine „Bibliothèque entomologique" herausgab. Gleichzeitig ließ er einige düstermelancholische Romane erscheinen: „Stella, ou les Proscrits" (Par. 1802, 12.; neue Aufl., 1820), und „Les essais d'un jeune barde" (Par. 1802, 12.). Allgemein wurde jedoch sein Name erst bekannt, als er sich für den Verfasser der merkwürdigen Strafode: „La Napoléone" bekannte. Er brachte eine Zeit lang in verschiedenen Staatsgefängnissen zu, wurde dann nach Besançon verwiesen, und flüchtete, als er hier wieder verhaftet werden sollte, ins Juragebirge, wo er mehre Jahre dem Studium der Naturwissenschaften lebte. Sein Aufenthalt war allmälig bekannt geworden, er wurde aufs Neue verhaftet, entkam aber glücklich, flüchtete nach der Schweiz und ernährte sich hier als Corrector in einer Druckerei und vom Kupferstichillumíniren. Der Tod seiner Geliebten veranlaßte ihn, nach Frankreich zurückzukehren und in ein Trappistenkloster zu gehen. Auch hier wieder mit Verhaftung bedroht, flüchtete er aufs Neue, krank in den Gebirgen umherirrend, lebte von Almosen und schloß sich endlich ital. Maueranstreichern an, um so nach Frankreich zurückkehren zu können. Der Verhaftsbefehl gegen ihn wurde aufgehoben und er begann nun in Dôle Vorlesungen über die schönen Wissenschaften zu halten. Zweimal wurde er zu Professuren der Rhetorik berufen; doch da ihm jedesmal die Regierung die Bestätigung verweigerte, so wanderte er aus, durchstreifte einen großen Theil Europa's und ließ sich endlich in Laibach nieder, wo er Stadtbibliothekar und von Junot und Fouché mit der Redaction des „Télégraphe illyrien" beauftragt wurde. Im J. 1814 kam er nach Paris zurück, wurde Mitarbeiter am „Journal des débats" und erklärte sich in seiner Broschüre: „Napoléon au 4 Mai" gegen diesen und für die Restauration. Während der 100 Tage mußte sich N. wieder verbergen, und erst 1815 wurde sein Leben ruhiger. Ludwig XVIII. adelte ihn und gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion; im J. 1824 wurde er als Bibliothekar beim Arsenal angestellt, wo er jetzt Oberbibliothekar ist. Nachdem ihm im J. 1833 in der Akademie der Minister Thiers vorgezogen worden war, wurde er 1834 in dieselbe aufgenommen. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß, sodaß wir nur die vorzüglichsten nennen können. Als Naturforscher gab er mit A. Pichot einen „Essai

critique sur le gaz hydrogène" (Par. 1823) heraus; als Kritiker verdankt man ihm eine Reihe trefflich commentirter Ausgaben franz. Classiker; als Grammatiker und Lexikograph hat er überaus Tüchtiges geleistet in seinem „Dictionnaire des Onomatopées de la langue française" (Par. 1808, 2. Aufl., 1828); im „Examen critique des dictionnaires de la langue française" (Par. 1829); im „Dictionnaire universel de la langue française" (2 Bde., Par. 1822 und öfter), sowie in den „Elémens de linguistique" (Par. 1834). Meisterhafte historisch-biographische Darstellungen hat er in seinen „Souvenirs, épisodes, portraits, pour servir à l'histoire de la révolution" (2 Bde., Par. 1831) geliefert. Seine zur schönen Literatur gehörigen Werke, die seit 1832 unter dem Titel: „Oeuvres" (bis jetzt 9 Bde.) erschienen, gehören zum Trefflichsten, das die franz. Literatur aufzuweisen hat. Einige dunkele Partien in seiner Weltanschauung abgerechnet, ist N. einer der phantasie- und gemüthreichsten Dichter; seine Darstellung aber ist, sei es in Prosa oder in Versen, meister- und musterhaft. In dieser Beziehung erwähnen wir seine „Poésies diverses" (Par. 1827); „Le peintre de Salzbourg" (Par. 1803); „Jean Sbogar" (2 Bde., Par. 1818, 12.); „Thérèse Aubert" (Par. 1819); „Smarra" (Par. 1821); „Trilby, ou le lutin d'Argoil" (Par. 1822) und „Le roi de Bohême et ses sept châteaux" (Par. 1830), welches letzte vielleicht das erste in Frankreich gelungene humoristische Werk ist. In den „Souvenirs de jeunesse" und „Mémoires de Maxime Odin" (Par. 1832) gibt er interessante Aufschlüsse über seinen Charakter, seine Schicksale und Studien.

Noetianer, s. Sekten.

Nomaden nennt man diejenigen Völker, welche noch keine festen Wohnsitze haben und, gewöhnlich blos mit der Viehzucht beschäftigt (Hirtenvölker), ihren Aufenthalt so oft verändern, als sie sich durch Veränderung desselben zu verbessern glauben. Da Grundeigenthum und Ackerbau die Hauptstützen einer fortschreitenden Bildung sind, so stehen die nomadischen Völkerschaften den Ackerbau treibenden in Hinsicht ihrer Ausbildung überall weit nach. An ein ungebundenes Leben gewöhnt, haben die Nomaden einen großen Abscheu vor jeder Niederlassung und verlassen ihre ursprüngliche Lebensweise nur dann, wenn sie, von allen Seiten eingeengt, dazu genöthigt werden, oder wenn sie sich der Niederlassungen eines gebildeten Volks bemächtigen können. Gewöhnlich aber geschieht diese Veränderung allmälig. Die größten Revolutionen in der Geschichte sind oft durch solche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt sind Südamerika, Nordafrika und das nördl. und mittlere Asien voll von Nomaden. Auch unter ihnen gibt es verschiedene Grade des Bildungszustandes. Einige halten sehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums und kennen schon einen gewissen Luxus, während andere eine mehr räuberische Lebensart führen.

Nomen, in der Mehrzahl nomina, das Nennwort, ist in der Sprachlehre derjenige Redetheil (s. d.), durch welchen man ein Ding im weitesten Sinne, seinem Bestehen und Inhalte nach, bezeichnet. Zu den Nennwörtern gehören: 1) die Hauptwörter (nomina substantiva), durch welche ein Ding als für sich bestehend bezeichnet wird, und 2) die Bei- oder Beschreibungswörter (s. Adjectiv). Die Hauptwörter sind a) Gemeinnamen, Gemeinwörter oder Gattungswörter (nomina appellativa oder communia), welche sich auf mehre, und zwar wirklich für sich bestehende (z. B. Personen oder Sachen im eigentlichen Sinne), oder auf abstracte Dinge (allgemeine von den Dingen abgezogene Begriffe und an sich unselbständige Eigenschaften, Zustände, z. B. Klugheit) beziehen; daher die erstern concreta, die letztern abstracta heißen; und b) Eigennamen (nomina propria). (S. Namen.) Zu den Gemeinwörtern gehören auch die Sammelwörter (collectiva), in denen die Mannichfaltigkeit solcher Dinge als ein Ganzes gedacht wird, z. B. Heerde, Monat, Jahr. Bei den Nennwörtern kommt die Declination (Beugung), das Genus (Geschlecht) und der Numerus (Zahl) vor. Einige For-

men des Zeitworts können als Nennwörter gebraucht werden; z. B. das Particip und der Infinitiv, welcher, mit dem Artikel verbunden (z. B. das Lesen) zum Substantiv erhoben wird.

Nomenclator nannte man bei den Römern einen Bedienten, der bei Gastereien die Namen der Gerichte und deren Beschaffenheit den Gästen sagte. Gewöhnlich versteht man jetzt darunter ein bloßes Namenverzeichniß gewisser Gegenstände ohne weitere Erklärung derselben.

Nominaldefinition oder Namenerklärung ist diejenige Erklärung, in welcher man einen Gegenstand durch eine Unterscheidung von andern deutlich macht, und, da der Name das Unterscheidende bezeichnet, einen Gegenstand dem Namen (nicht der Sache) nach erklärt. Nun steht zwar der Name mit der Sache in Verbindung, sodaß durch den Namen auch die Sache verstanden wird; es kann also die Nominaldefinition die Realdefinition oder Sacherklärung vorbereiten, und man kann sie an die Spitze einer Untersuchung stellen, um bestimmt anzugeben, wovon die Rede ist; doch kann man aus ihr nichts für die Möglichkeit und das Wesen der zu erklärenden Sache ableiten. Bei ihr wird die Sache schon vorausgesetzt und nur erklärt, daß oder warum sie so heißt, nicht was Das ist, und wie es möglich ist, was der Name bezeichnet. Solche Namenerklärungen sind z. B.: das Genie ist ein ungemeines Talent; schön ist, was durch sich selbst gefällt; Rechtspflicht ist eine erzwingbare Pflicht. In den meisten Fällen können wir jedoch nur Nominaldefinitionen geben. Von ihnen ist Verbalerklärung oder die bloße Worterklärung verschieden, welche das Wort als Wort nach seiner Bedeutung, Abstammung u. s. w. bestimmt, z. B. Dreieck ist, was drei Ecken hat, dagegen die Namenerklärung die genannten Gegenstände von andern unterscheiden lehren will.

Nominalisten. Die von den Schulgebildeten des Mittelalters ausgehende Philosophie, welche die scholastische genannt wird, beschränkte sich bei ihrem Entstehen auf die dürftige Dialektik und deren Anwendung auf die christlichen Dogmen zur Erläuterung und Vertheidigung derselben. Doch auch dieser Gebrauch der Dialektik war durch den Schulzwang und durch theologische Verketzerung anfangs sehr eingeschränkt. Einen Hauptzwiespalt in der scholastischen Philosophie erregte der sogenannte Nominalismus, der mit Joh. Roscellin, Kanonikus zu Compiegne, bestimmter hervortrat, indem derselbe unter Anderm behauptete, die allgemeinen oder universellen Begriffe seien bloße Worte oder Namen (nomina rerum oder flatus vocis). Die Vertheidiger dieser Ansicht, die Nominalisten, müßten daher das Einzelne, Sinnfällige für das Wahre und Reale halten. Allein sie hatten bei ihrem Allgemeinen nur das abstract Allgemeine oder die abstracten Vorstellungen im Auge. Dagegen behaupteten die Realisten, die allgemeinen Begriffe würden nicht vom Verstande gebildet, sondern seien der Wirklichkeit nach in den Objecten gegründet, sie würden als Realität dem Verstande gegeben, seien die Sachheit selbst; und sie waren demnach die eigentlichen Idealisten des Mittelalters, welche das Abstracte sofort hypostasirten. Die Lehre des Roscellin wurde zu Soissons 1092 verdammt, und die Realisten wurden die herrschende Schule, die aber wieder in verschiedene Ansichten, z. B. der Thomisten und Scotisten, zerfiel. Indessen ward im 14. Jahrh. der Kampf der Nominalisten mit den Realisten durch den Franziskaner Wilh. von Occam aus der engl. Grafschaft Surrey, einen Schüler des berühmten Duns Scotus, welcher zu Paris lehrte, auf eine solche Weise erneuert, daß die Nominalisten zuletzt den Sieg davontrugen. Sein Scharfsinn richtete sich zunächst gegen die von den Realisten behauptete objective Realität, welche den allgemeinen Begriffen außer dem Verstande zukommen solle. Diese haben nach Occam nur ein subjectives Dasein in der Seele und sind ein Erzeugniß des abstrahirenden Verstandes. Unter den näch-

sten Anhängern und Vertheidigern des Nominalismus sind zu erwähnen: Joh. Buridan aus Bethune, gest. 1358; ferner Rob. Holcot, gest. 1349; Greg. von Rimini, gest. 1358; Heinr. von Oyta; Heinr. von Hessen, gest. 1397; Nic. Oresmius, gest. 1382; Matth. von Krakau, gest. 1410, und Gabr. Biel, gest. 1495. Die Nominalisten wurden zwar noch oft heftig verfolgt (zu Paris 1339, 1340, 1409 und 1473), sowie sie ihrerseits, wie Huß's Verdammung bezeugt, die Realisten nicht immer sanft behandelten, indessen gewannen sie doch nach und nach sowol in Frankreich als auf den deutschen Universitäten die Oberhand. Sie sind auch dadurch in der Geschichte der Philosophie des Mittelalters merkwürdig, daß, ungeachtet ihr Streit sich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geist ausging, welcher den größern philosophischen Versuchen der folgenden Jahrhunderte zuerst den Weg bahnte.

Nominalwerth oder Nennwerth ist der durch Worte oder Zahlen festgesetzte Werth einer Sache, unterschieden vom wirklichen Werthe oder dem Realwerthe. Am häufigsten kommt dieser Unterschied bei den Staatspapieren vor. Ist bei diesen Nominalwerth und Realwerth gleich, so sagt man, sie stehen al pari. Außerdem unterscheidet man ihren Nominalwerth von ihrem gewöhnlichen Curse.

Nonae, s. Kalender.

Nonconformisten oder Dissenters heißen alle der bischöflichen Kirche in England entgegengesetzte Parteien. (S. Englische Kirche.)

None heißt in der Musik der neunte Ton vom Grundton aufwärts gerechnet. (S. Intervall.)

Nonjurors, die Eidverweigerer, s. Jakobiten.

Nonne, s. Klöster.

Nonnius, s. Nuñez (Pet.).

Nonnus, ein späterer griech. Dichter, gebürtig aus Panopolis in Ägypten, lebte nach Einigen zu Anfang, nach Andern zu Ende des 5. Jahrh. nach Chr. und ist Verfasser eines Gedichts in 48 Büchern, „Dionysiaca" betitelt, worin der Zug des Bacchus oder Dionysos nach Indien beschrieben wird. Die Schreibart ist schwülstig und weitschweifig, die Beschreibungen zu sehr ins Einzelne gehend, die Beiwörter oft ohne Noth gehäuft und gesucht; doch ist die metrische Behandlung nicht ohne Verdienst und der moderne Ton blühend und lebendig. Auch haben wir von N. eine „Paraphrasis evangelii Johannei", die durchaus keinen dichterischen Werth hat, die aber als Commentar dienen kann, da sie sehr deutlich ist. Die „Dionysiaca" wurde zuerst von Falckenburg (Antw. 1569), mit der lat. Übersetzung des Lubin (Hanau 1605) und mit Anmerkungen von Cunäus und Scaliger (Hanau 1610) herausgegeben. Sechs Bücher (8—13) gab Moser (Heidelb. 1809) heraus. Von der vollständigen Ausgabe Gräfe's sind nur zwei Bände (Lpz. 1819—26) erschienen, welche den Text und die kritischen Noten enthalten. Die „Paraphrasis" erlebte im 16. Jahrh. wiederholte Ausgaben; die neueste besorgte Passow (Lpz. 1834).

Nonpareille, d. h. ohne Gleichen, unvergleichlich, ist eine Art feiner Druckschrift (Lettern), z. B.

Scriptorum chorus omnis amat etc. (Das Dichtervolk war je und allezeit ꝛc.)

Noot (Heinrich Nikolaus van der), bekannt durch die Rolle, welche er in dem Aufstande der östr. Niederlande gegen Joseph II. spielte, war zu Brüssel geboren, studirte die Rechte zu Löwen und kehrte als Advocat nach seiner Vaterstadt zurück. Ohne gründliche Kenntnisse und richtigen Blick, war er nichtsdestoweniger durch seine Beredtsamkeit und durch seine Kühnheit als Volksführer zu fürchten. Als der Kaiser Joseph, nachdem er die in Brüssel und an andern Orten 1788 ausgebrochenen Unruhen gestillt, auf die Truppenverstärkungen sich verlassend, die er nach den Niederlanden gesandt, 1790 seine Pläne von

Neuem durchzusetzen suchte, und der Aufruhr mit doppelter Heftigkeit und allgemein ausbrach, stellte sich N. an die Spitze des Volks und ward bald das Haupt der Empörer; doch die eigentliche Seele des Aufruhrs war van Eupen, ein fanatischer und schlauer Priester, der auch N. gänzlich beherrschte. England, Preußen und Holland unterstützten insgeheim die Empörer. Der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog von Sachsen-Teschen, mußte flüchten, die östr. Truppen wurden vertrieben, ein souverainer Congreß, bestehend aus Abgeordneten aller Provinzen, versammelte sich zu Brüssel und erklärte die Unabhängigkeit der Niederlande. Allein bald entstanden Uneinigkeiten unter den Aufrührern selbst, Aristokraten und Demokraten bildeten besondere Parteien, und die unbesonnenen Schritte Beider beraubten die Niederländer des Schutzes der Mächte, die sie bisher begünstigt. So ward es Leopold II. leicht, 1791, nachdem Joseph gestorben, die Niederlande wieder zu unterwerfen. N. flüchtete nun nach Holland und trachtete von da aus vergebens, durch Adressen auf seine Mitbürger zu wirken, indem er sie zuerst zur Aufnahme der Franzosen, dann zur Unabhängigkeitserklärung auffoderte. Letztere brachte ihm 1796 ein Jahr Gefangenschaft von Seiten der franz. Behörde. Nachdem er wieder frei geworden, kehrte er in sein Vaterland zurück, lebte seitdem in der Verborgenheit und starb zu Stroombeek am 13. Jan. 1827.

Nordamerika, die größere nördl. Hälfte der neuen Welt (s. Amerika), ist eine zwischen dem stillen und dem atlant. Meere hoch in die arktische Welt hinauf ausgedehnte, einem Dreieck ähnlich gestaltete Ländermasse von 345,000 □M. mit 25 Mill. Einw., nämlich mit Ausschluß Grönlands und der Länder an der Baffinsbai. Es umfaßt ungeheure Wasserbecken und bildet eine vielfache, durch Dampfschiffahrt belebte Stromverbindung in seinen mit unermeßlichen Rohrwiesen, Morästen (swamps) und grasreichen Flächen (Savannen) bedeckten Binnenländern, die zwischen dem westl. Bergrücken der Anden mit dem steinigen Gebirge (Rocky Mountains) und dem östl. Alpenlande der Apalachen nebst dem Alleghanygebirge, von den nördl. Quellen des Missisippi bis zu dessen Mündung in den Golf von Mexico hinab sich ausbreiten. Unter dem 8° N. B. ist NA. mit Südamerika durch die an der schmalsten Stelle nur sechs M. breite Landenge von Panama verbunden. Den Zusammenhang NA.'s mit der Polarwelt, ob nämlich eine Meerenge unter dem 80° Grönland von Amerika scheide, und ob es eine nordwestl. Durchfahrt in das Polarmeer gebe, haben seit 1771 sowol Reisende zu Lande, wie seit 1818 brit. Seefahrer untersucht und bestätigt gefunden. (S. Nordpolexpeditionen.) Durch die 10 Meilen breite Beringsstraße ist NA. unter dem Polarkreise von Asien geschieden. Beträchtliche Meerbusen, wie die Baffins- und die Hudsonsbai, der mexicanische Golf auf der Ostseite, und das Purpurmeer oder Mar Vermejo auf der Westseite, nebst einer fast zahllosen Menge Einfahrten, und gegen 200 Landseen, darunter die größten der Erde: der Ober-, Michigan-, Huronen-, Erie- und Ontariosee, zusammen 4600 □M., dann der Sklavensee, der Winipegsee und viele andere füllen NA. an, vom 40 bis zum 70° N. Br. Aus jenen fünf Seen strömt der 400 M. weit schiffbare Lorenzfluß in das atlant. Meer. Die übrigen Stromthäler, z. B. der Missuri, Ohio und 40 andere fallen sämmtlich in das Gebiet des Missisippi, des wichtigsten Handelskanals der Binnenstaaten NA.'s. Kleinere Küstenflüsse stürzen sich von waldigen Höhen herab durch Felsenklüfte theils in das stille Meer, wie der Columbia, der Rio grande de los Apostolos u. a., theils in das atlantische, wie der Connecticut, Delaware, Hudson, Savannah und 28 andere, theils in das Eismeer, wie der Kupferminen- und Mackenziefluß, theils in die Binnenmeere, z. B. in den Obersee, theils in den Golf von Mexico, wie der Colorado, Rio Bravo u. a. Diese Masse von Gewässern, sowie die ungeheuern Waldstrecken,

welche einst ganz NA. bedeckten, erklären das kältere, feuchte Klima dieses Welttheils; in vielen Gegenden strömt noch ein Mal so viel Wasser aus den Wolken herab als in den Theilen der alten Welt, die mit jenen unter gleicher Breite liegen; das Rennthier, welches in Europa erst unter dem 60° einen ihm angemessenen kalten Wohnsitz findet, hat hier seine Heimat schon unter dem 42°; der weiße Bär, bei uns ein Bewohner der kalten Zone, findet sich in NA. schon unter dem 53°; schon mit dem 60° hört in den östl. Ländern NA. alles Wachsthum der Pflanzen auf. Dieser Mangel an Wärme hat auch den Fortschritt der Bildung der ursprünglichen Bewohner NA.'s zurückgehalten. Die amerikan. Nationen, Indianer genannt, stammen aus den westl. Ländern, wahrscheinlich von den Tataren und andern Völkern des nördl. Asiens ab, wie man insbesondere aus der Übereinstimmung der Sprachen, Sitten und Gebräuche der Völker Nordasiens mit denen in NA. schließt. Unter ihnen nennen sich die jetzt fast ausgerotteten Illinois und Blenilenapes die ursprünglichen und echten Menschen. An Schönheit übertreffen die Osagen alle übrigen Stämme. Mit den Osagen ist der vielverzweigte Stamm der Arkansas verwandt. Alle diese Urvölker lebten zur Zeit der ersten europ. Ansiedelung und leben zum Theil noch von der Jagd, unter sich in fortwährende Stammkriege verwickelt; kein einziges hielt Heerden, und auf der ungeheuern Fläche fand sich nur Ein Volk, das auf einige Bildung Anspruch machen konnte, nämlich die Mexicaner oder Toltekas, die seit 1518 von den Spaniern unterjocht wurden und später sich zum Christenthum bekannten. Doch hat man in den Mississippiländern und am Ohio Denkmäler einer höhern Bildung der Vorzeit entdeckt, von welcher aber selbst die Sage untergegangen ist, sowie menschliche Skelete von einer fremdartigen Gestaltung. (S. Amerika.)

NA.'s neuere Bildung ist span. und brit. Ursprungs; später ließen sich Franzosen, z. B. in Canada, in Luisiana, und Deutsche in größerer Zahl daselbst nieder. (S. Vereinigte Staaten.) Die ersten Ansiedelungen gründete Walter Raleigh 1586 an dem Theile der atlant. Küste, den er, zu Ehren seiner jungfräulichen Königin Elisabeth, Virginien nannte; doch gediehen dieselben erst seit 1607, in welchem Jahre Jamestown erbaut ward. (S. Penn.) Die europ. Bildung, welche seitdem das östl. Küstenland in einen freien Weltstaat verwandelt hat und die nördl. Länder mit dem brit. Volke durch Gesetz und Handel immer inniger verknüpft, breitet sich jetzt durch planmäßig angelegte Straßen, Kanäle, Handels- und Militairposten und fortgesetzte Entdeckungsreisen auch in den Wald- und Steppenländern des innern NA.'s aus und siedelt sich selbst auf dem westl. Küstenlande mit Erfolg an, um hier ebenfalls die alte Welt mit der neuen zu verbinden. In dieser Hinsicht hat man die freien Urstämme der nordamerik. Völker nach ihren Sprachen, Sitten und Gebräuchen näher erforscht, um sie mit dem europ. Leben bekannter zu machen. Am meisten ist dies bei den Creeks und Irokesen gelungen. Die Nordwestküste NA.'s wurde in Folge der Fortschritte der Ansiedelung und der Reibungen der europ. Handelspolitik daselbst, seit 1821 ein Gegenstand wichtiger Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten, Rußland und Großbritannien. Doch ein Vergleich, welcher zu Petersburg am 17. Apr. 1824 zu Stande kam, berechtigte Amerikaner und Russen, die Südsee frei zu beschiffen, zu fischen und auf allen Punkten der Westküste, welche nicht besetzt sind, zu landen und mit den Ureinwohnern Handel zu treiben. Die Grenzlinie bildet der 54° 50′ N. Br.; nördl. von demselben dürfen die Vereinigten Staaten, und südl. die Russen keine Niederlassungen gründen. Auch mit den Briten ward 1825 ein europäischer völkerrechtlicher Zustand in jenen Landstrichen hergestellt und dadurch ein neues Band des Völkerverkehrs um beide Welten geschlungen.

Die einzelnen Länder NA.'s sind: I. Die im hohen N. innerhalb des Polarkreises von Frost und Schnee starrenden, zum Theil noch unbekannten Länder:

an der Baffinsbai, die Inseln Grönland (s. d.), Spitzbergen (s. d.), die Parrysinseln, Nordgeorgien, die Inseln des Baffinsmeeres und die 1819 von Parry (s. d.) unterm 69° 40′ entdeckte Nordküste, welche von einem Volke bewohnt wird, das keine Kunde von der übrigen Welt hatte und von den Eskimos auch in der Sprache sich unterschied. Vgl. nächst Parry's (s. d.) Reiseberichten Murray's „Historical account of discoveries and travels in North-America" (2 Bde., Lond. 1830) und Leslie's, Jameson's und Murray's „Narrative of discovery and adventure in the Polar Seas and Regions" (2. Aufl., Edinb. 1831; deutsch Lpz. 1834). II. Die von Eskimos (s. d.) bewohnten Länder an der Hudsonsbai, welche nebst der Bai von den Briten als ihr Eigenthum betrachtet werden und unter dem brit. Gouverneur zu Quebek stehen. An der Ostseite liegt Labrador (s. d.); an der Süd- und Westküste Neuwales (s. d.) und im N. derselben Williamsland. III. Die fast noch ganz unbekannten innern Länder, im W. von Neuwales bis ans Eismeer, bewohnt von etwa 100,000 Eskimos und Indianern der verschiedensten Stämme. IV. Die Länder an der Westküste, vom Hafen und der Mission San-Francisco 38° 10′ an bis zum Eiscap, 70° 45′ N. Br., 32,000 □M. groß, begrenzt durch das Eismeer, den großen Ocean, die span. Provinzen und die Vereinigten Staaten. Hier entspringen der Missisippi und der Missuri; auch gibt es daselbst eine Menge durch Flüsse verbundener Seen. Die Ureinwohner des Binnenlandes, ungefähr 900,000, sind Nomaden von sehr verschiedener Abstammung, körperlicher Beschaffenheit und untereinander abweichenden Sitten, meist Jäger und Fischer unter unumschränkten Herrschern, Tays genannt. In den südl. Gegenden finden sich herrliche Eichen-, Cedern-, Ahorn- und andere Wälder. Es gibt daselbst Elenn- und Rennthiere, Auerochsen, Ochsen, Pferde, Ziegen, wilde Schafe, sehr viel Pelzwild und Geflügel. Auch gedeihen die hierher verpflanzten europ. Gemüse. An Mineralien findet man Eisen, Kupfer, Blei, Vitriol u. s. w. Die Buchten und Inseln der Nordwestküste, 600 Meilen weit, vom Cap Mendocino 40° bis zum Eiscap, sind von rohen Jäger- und Fischernationen bewohnt. Des Pelzhandels und besonders des Seeotterfanges wegen, der aber jetzt nicht mehr so einträglich ist, haben sich hier Russen, Briten und Amerikaner angesiedelt. Den Hauptsitz der russ. Niederlassungen am Norfolksunde, deren südl. Grenze der 54° 50′ N. B. oder die Südspitze der russ. Prinz-Walesinsel ist, bildet die Colonie Neuarchangelsk (s. d.). Außerdem gehören zum russ. Amerika die Halbinsel Alaschka und die Insel Kodjak, mit dem Sitze des Gouverneurs, Alexandria oder St.-Paul. Die amerikan. Niederlassungen, von 38° 10′ nordwärts bis zu 54° 50′ Br., haben ihren Hauptpunkt am Columbiastrom (s. Columbia). Die brit. Niederlassungen in Neualbion und am Nutkasunde beschränkten sich auf die 760 □M. große Insel Vancouver, die Königin-Charlotten-, die Prinz-Wales- und die König-Georg-III.-Inseln. Über die Küste selbst, von 38° 10′ an südwärts, behauptet das Gouvernement in Mexico sein früheres Besitzrecht. V. Das brit. Nordamerika, mit Ausschluß von Labrador und Neuwales, 40,000 □M. groß, besteht aus sieben Gouvernements: 1) Neufundland (s. d.), wozu Labrador gehört; 2) Prinz Edward oder St.-John, eine Insel von 100 □M. im Lorenzbusen, wo die Franzosen des Fischfanges wegen die Inseln St.-Pierre und Miquelon, 6½ □M. mit 2000 Einw. besetzt halten; 3) Neuschottland (s. d.) nebst Cap Breton; 4) Neubraunschweig (s. d.); 5) und 6) das britische Canada (42° 30′—52° N. Br.), getheilt in die beiden Gouvernements Untercanada oder Quebek, 6896 □M. mit 622,700 Einw. und der Hauptstadt Quebek (s. d.), und Obercanada oder York, 4700 □M. mit 200,900 Einw. und der Hauptstadt York am Ontariosee, ein fruchtbares, aber kaltes Land am Lorenzstrom und den fünf Seen, mit unermeßlichen, für den Schiffbau wichtigen Wäldern, die besonders auch Ahorn-

zucker liefern. Das Land hat eine freie, der brit. ähnliche Verfassung. Die meisten Bewohner in Untercanada sind franz., die in Obercanada engl. Herkunft. Die Ureinwohner sind theils Schippaways, theils Irokesen. Des wichtigen Pelzhandels wegen haben die Briten unter ihnen Factoreien und Forts. Die Hauptniederlagen für denselben sind Montreal und Kingston. 7) Das Gouvernement der Bermudas-, Sommer- oder Teufelsinseln (32° 5′ — 32° 50 N. Br.), der Zahl nach 800, von denen jedoch nur acht bewohnt sind, 108 □M., nach Andern 45 □M. mit 11,000 Einw., darunter 4900 Neger. Die bermudische Ceder ist ein treffliches Schiffsbauholz. Die Insel St.-Georg mit der Hauptstadt gleiches Namens ist der Sitz des Gouverneurs. Vgl. Mac Gregor's „Historical and descriptive sketches of the maritime colonies of british America" (Lond. 1828) und Bouchette's „The british dominions in North-America" (2 Bde., Lond. 1831, 4.). VI. Die Länder der freien Indianer, im Innern N.'s, begrenzt im N. von Neuwales und Labrador, im O. vom brit. Amerika und den Vereinigten Staaten, im Süden von denselben und Neumexico und im W. vom stillen Ocean. Die Einw., etwa 150,000, sind theils Nomaden, theils haben sie sich angebaut unter der Herrschaft von Kaziken, zum Theil auch weiblichen Geschlechts, nehmen aber jährlich der Zahl nach ab, wovon der Trunk die Hauptursache ist. Vgl. Sam. Farmar Jarvis „On the religion etc. of the Indian Tribes" (Neuyork 1820); Heckewelder's „Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften" (deutsch von Hesse und Schulze, Gött. 1821); Assall's „Nachricht über die frühern Einw. von Nordamerika und ihre Denkmäler", herausgegeben von Mone (Heidelb. 1827, nebst Atlas); VII. Die Vereinigten Staaten (s. d.), nebst den 1819 damit verbundenen Floridas. VIII. Die vereinigten Freistaaten von Mexico (s. d.), das ehemalige Vicekönigreich Neuspanien. IX. Guatemala oder die vereinigten Staaten von Mittelamerika (s. d.). Vgl. Murray „Historical account of discoveries and travels in North-America" (2 Bde., Lond. 1829).

Nordamerikanische Freistaaten, s. **Vereinigte Staaten von Nordamerika.**

Norderney, eine Insel an der Küste von Ostfriesland, in der hanöver. Landdrostei Aurich, mit dem durch seine Seebäder bekannten Dorfe gleiches Namens, scheint ehemals mit dem festen Lande zusammengehangen zu haben, wie es denn noch jetzt zur Zeit der Ebbe von der ostfries. Küste aus einen Fußweg dahin gibt. Dieselbe kann in vier Stunden umgangen werden und besteht auf der südöstl. Hälfte aus lauter Sanddünen, 40 — 80 F. hoch, zwischen welchen schönbewachsene Thäler sind, die zahllosen Bergenten und andern Vögeln zum Aufenthalte dienen. Diese Sanddünen beschützen die nordwestl. Seite der Insel gegen Stürme. Das Dorf Norderney hat etwa 600 Einw., meist Schiffer. Die dasige Badeanstalt hob sich vorzüglich in neuern Zeiten. Die kalten Seebäder sind am Nordweststrande und haben derben, sandigen Grund; die warmen nimmt man theils im Badehause, theils in den Wohnungen der Bewohner. Vgl. Bluhm, „Die Seebadeanstalten auf der Insel N." (Bremen 1834).

Nordhausen, eine Stadt im preuß. Regierungsbezirke Erfurt der preuß. Provinz. Sachsen, an der südl. Seite des Harzes am Flüßchen Zorge und am Anfange der güldenen Aue, seit etwa 1220 bis zu ihrer Vereinigung mit Preußen im J. 1802 freie Reichsstadt, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist altmodisch gebaut, theils auf der Ebene, theils am Abhange eines Berges. Sie besteht aus der Ober- und Unterstadt und hat ein Gymnasium, wohleingerichtete Töchterschulen, sieben Kirchen und 10,300 Einw., welche sich hauptsächlich vom Branntweinbrennen, vom Getreide- und Ölhandel, auch Viehmästung ernähren. Blos die Branntweinbrennereien (120 Blasen, die jährlich 300,000 Scheffel Korn verbrauchen) und der Viehhandel setzen über 1 Mill. Thaler im Umlauf.

Die Ölmühlen liefern jährlich über 1,700,000 Pf. Rüböl. Auch gibt es in N. Scheidewasser- und Vitriolbrennereien, Tuch-, Wollenzeuch- und Lackirfabriken, sowie ansehnliche Gerbereien. In Friedrichslohra, einem Dorfe bei N., sollen noch ganz verwilderte Zigeuner hausen. Vgl. Förstemann's „Urkundliche Geschichte der Stadt N." (Halle 1827 fg., 4.).

Nordischer Krieg heißt der gleichzeitig mit dem span. Erbfolgekriege im W. Europas (s. Karl VI., Ludwig XIV., Philipp V., und Spanien) im N. und O. von 1700—21 geführte Krieg zwischen Schweden auf der einen, und Polen, Sachsen, Rußland, Dänemark und Hanover auf der andern Seite. (S. Karl XII.) Schon war der Baron von Görtz (s. d.) 1718 mit Rußland in Unterhandlung getreten und hatte Hoffnung, dasselbe durch die Abtretung der Ostseeprovinzen für Schweden zu gewinnen, um mit russ Hülfe die deutschen Provinzen wiederzuerhalten, Norwegen zu erobern und, nach Alberoni's (s. d.) Plane, das Haus Stuart wieder auf den Thron von England zu erheben, als Karl XII. am 11. Dec. 1718 vor Friedrichshall blieb, worauf die durch die Horn'sche Partei geleitete Nachfolgerin desselben, die Königin von Schweden, Ulrike Eleonore, jenen Plan aufgab und am 24. Sept. 1719 die Unterhandlungen abbrach. Dagegen schloß sie, unter Frankreichs Vermittelung: 1) Den Frieden zu Stockholm mit dem Kurfürsten von Hanover, am 20. Nov. 1719, und mit Preußen, am 1. Febr. 1720; jener behielt Bremen und Verden und zahlte an Schweden 1 Mill. Thaler, dieses behielt Stettin und Vorpommern bis an die Peene und zahlte an Schweden 2 Mill. Thlr.; 2) den Frieden zu Friedrichsborg am 14. Jul. 1720 mit Dänemark, welches die Hälfte des Herzogthums Schleswig, die das Haus Gottorp verlor, behielt und alles Eroberte (Wismar, Rügen, Stralsund u. s. w.) zurückgab, während Schweden der Zollfreiheit im Sunde und in den Belten entsagte, und an Dänemark 600,000 Thlr. zahlte; 3) mit Polen einen geheimen Waffenstillstand zu Stockholm, am 7. Jan. 1720, der 1729 als Friede von den beiderseitigen Reichsständen genehmigt wurde. August II. ward in demselben als König von Polen anerkannt, mußte aber an Stanislaus Lesczinski 1 Mill. Thlr. bezahlen. Unterdessen setzte der Zar den Krieg fort; ein schwed. Geschwader wurde am 7. Aug. 1720 von einem russ. geschlagen, die Küste von Westbothnien, sowie 1721 die von Norrland barbarisch verwüstet, Stockholm jedoch durch eine brit. Flotte gegen einen Angriff der Russen geschützt. Endlich vermittelte Frankreich den Frieden zu Nystadt in Finnland am 10. Sept. 1721. Schweden trat an Rußland ab: Liefland, wofür der Zar 2 Mill. Thlr. zahlte, Esthland, Ingermannland und Carelen, einen Theil von Wiborg, nebst allen Inseln an diesen Küsten, namentlich Ösel, Dagö und Möen; dagegen gab der Zar Finnland zurück und versprach, sich nicht in die innern Angelegenheiten Schwedens zu mischen. So erhob sich Rußland zu der ersten Macht im N., und Schweden verlor diese Stellung, welche es von 1648—1709 behauptet hatte.

Nordische Literatur (altnordische), s. Skandinavische Literatur.

Nordische Mythologie wird die Mythologie der Nordgermanen oder der Skandinavier und Isländer genannt. Mit der deutschen Mythologie steht sie im innigsten Zusammenhange. Wie das „Wessobrunner Gebet" und das Bruchstück „Muspell" lehren, hatten die Deutschen in engerer Bedeutung und die Nordgermanen dieselbe Mythologie in Beziehung auf die Schöpfung und den Untergang der Welt. Das Nibelungenlied macht klar, daß beide auch eine und dieselbe Heldensage besaßen. Die Grundgedanken der nord. Mythologie sind Entstehung, Leben im Kampf, Tod und Wiedergeburt. Wir wollen in dieser Beziehung zuerst die Götter- und dann die Heldensage durchgehen. Die Grundgedanken sind aus der Betrachtung des menschlichen Körpers und Daseins geschöpft und auf die Welt übertragen. Das überall hervorquellende Wasser verglichen sie

mit dem Blute, Gras und Blumen mit dem Haar und Gefieder, Steine mit den Knochen und Zähnen des thieriſchen Körpers, und ſchloſſen, daß die Erde nicht todt ſei, ſondern eine Art Leben habe. Ihre Schöpfungsgeſchichte kennt keine Urſchöpfung, d. h. ſie nimmt ſchon drei Dinge als beſtehend an, nämlich Hitze, Kälte und Waſſer, und läßt, wo nachmals See, Erde und Himmel iſt, einen gähnenden Abgrund ſein. Die lichte, heiße Welt Muspell's im Süden iſt da, ohne daß berichtet wird, wie ſie entſtanden. Ebenſo entſteht viele Alter vor Schöpfung der Erde Niflheim im Norden. Nun beginnt erſt die eigentliche Schöpfungsgeſchichte, nämlich die ſich mit der Entſtehung des Meeres, der Erde und des Himmels beſchäftigt. In Niflheim (Nebelwelt) iſt der Brunnen Hvergelmir (alte Quelle), aus welchem die Elivagar (eiskalten Gewäſſer) fließen. Der Giftſtrom entfernt von ſeiner Quelle verhärtet ſich, und durch die neu herzuſtrömenden und dann gefrierenden Gewäſſer ſchiebt ſich eine Eislage über die andere. So wird der gähnende Abgrund (Ginungagap) ausgefüllt. Im nördl. Theile deſſelben herrſchte Sturm und Unwetter. Von den Feuerfunken, die aus der Südwelt herüberflogen, war Ginungagap in der Nähe Muspellsheims warm und hell. Die Hitze aus Sudheim (Südwelt) gab den gefrorenen Gifttropfen Leben, und ſo entſtand der Rieſe Ymir (mit anderm Namen Aurgelmir, Uralter), und nicht minder die Kuh Audumbla, aus deren Euter vier Milchſtröme rannen zur Nahrung des Rieſen. Unter der Achſel des weibloſen Hrimthurſen (Reifrieſen) wuchſen Sohn und Tochter, und ſein Fuß zeugte mit dem Fuße einen Sohn. Von dieſem ſtammen alle Hrimthurſen. Die Kuh nährte ſich, indem ſie die mit Reif belegten Salzſteine leckte. Den erſten Tag, als ſie dieſes that, entſtanden aus den Steinen Manneshaare, den andern Manneshaupt, den dritten ein ganzer Mann, Namens Buri. Er zeugte den Sohn Bør. Dieſer nahm zum Weibe Belſta, Tochter des Rieſen Bergthorir, und hatte zu Söhnen Odin, Wili und We. Bør's Söhne erſchlugen den Rieſen Ymir, und in ſeinem vielen Blute ertrank das ganze Hrimthurſengeſchlecht bis auf Ymir's Enkel, Thrudgelmir's Sohn, der auf einem Boote mit ſeiner Frau entrann und Stammvater des neuen Hrimthurſengeſchlechts ward. Bør's Söhne brachten den erſchlagenen Ymir mitten hinaus nach Ginungagap und ſchufen aus ſeinem Fleiſche die Erde, aus dem Gebeine Felſen, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Blute die See und andere Gewäſſer. Unter jede Ecke des Himmels ſetzten ſie einen Zwerg: Auſtri (Oſten), Veſtri (Weſten), Sudri und Nordri. Sonne und Mond und andere Feuerfunken aus der Südwelt irrten ordnungslos herum. Bør's Söhne ſetzten ſie oben und unten an den Himmel, wieſen jedem Geſtirne ſeine Stätte an und ordneten Tages- und Jahreszeiten. Die kugelrunde Erde richteten ſie als Midgard (Mittelbefeſtigung), durch Verſchanzung mit Ymir's Augenbrauen gegen die Rieſen, zur Wohnung der Menſchen ein, legten um ſie die tiefe See und wieſen die äußern Küſten außerhalb der Verſchanzung den Rieſen zur Wohnung an. Midgard iſt anzunehmen, ſo weit die Erde den Menſchen bewohnbar war. Für ſich ſelbſt erbauten die Aſen Asgard mitten in der Welt. Die Zwerge (Alfen) lebten anfangs als Würmer in Ymir's Fleiſche. Die Götter ſchufen dieſe in kunſtreiche Weſen von Menſchenverſtand und Menſchengeſtalt um. Die dunkeln Alfen können das Tageslicht nicht vertragen, das ſie verſteinert, und fliehen deshalb bei Tagesanbruch unter die Erde. Die Lichtalfen haben ihre eigne Welt im dritten Himmel Vidblain (Weitblauer), der über dem Himmel Aundlang iſt. Unter den dunkeln Alfen ſind wol die Naturkräfte zu verſtehen, vermöge deren Erze, Edelſteine u. ſ. w. ihr Daſein erhielten, und die Stoffe, welche den Pflanzen ihre Nahrung geben; unter den lichten Alfen hingegen das Himmelslicht oder die Sonnenſtrahlen, welche die Gewächſe hervorlocken. Als die Sonne auf die neugeſchaffene Erde herabſchien, ward der Boden grün von Kräutern. Aus der Perſonificirung dieſer belebenden Sonnenſtrahlen ſind wol die lichten Alfen entſtanden.

Die Stammältern des Menschengeschlechts waren zwei Bäume oder Hölzer am Meeresstrande, Asc und Embla. Schicksalslos und unvermögend standen sie da, bis Odin ihnen Athem, Hœnir Geist, und Lodur gute Farben gab. Sowie man den Menschen mit einem Baume verglich, so dachte man sich auch Erde und Himmel als einen Baum, unter dem das Meer sei. (S. Yggdrasil.) In Beziehung auf das Wasser, welches man als das Ursprüngliche annahm, sagte man, daß die Erde aus dem Meere emporgestiegen sei. Das Verhältniß des Lichts und Dunkels faßte man so auf, daß man das Dunkel als das frühere annahm, und zwar sehr richtig, da das Dunkel nichts als der Mangel des Lichts ist. Die Gesammt-Deutschen hatten auch diese Ansicht mit den Nordgermanen gemein, da nach Tacitus die Germanen glaubten, daß die Nacht den Tag führe. Der Riese Narfi in Jotunheim hatte eine Tochter, die Nótt (Nacht) hieß. Sie war schwarz und dunkel zufolge ihrer Abkunft. Mit ihrem Manne Naglfari hatte sie den Sohn Audur. Demnächst ward sie verheirathet mit Anar, und zuletzt mit Dellingur (Dämmerung). Dieser war vom Asengeschlecht, und sein mit der Nacht gezeugter Sohn Dagur (Tag). Der war schön nach seines Vaters Aussehen. Allvater nahm Nacht und Tag, ihren Sohn, gab ihnen zwei Pferde und zwei Karren und sandte sie an den Himmel empor, daß sie sollen reiten in zwei Tagräumen (24 Stunden) um die Erde. Die Nacht reitet voraus auf dem Hengste, der Hrymfaxi (Reifmähne) heißt, und jeden Morgen bethaut er die Erde mit den Tropfen seines Gebisses. Der Hengst, den Tag hat, heißt Skinfaxi (Scheinmähne) und Licht erhält von seiner Mähne die ganze Luft und Erde. In dieser Mythe, welche das Verhältniß des Lichtes zum Dunkeln darstellt, sehen wir also das Licht aus der Riesenwelt dadurch hervorgehen, daß einer vom Asengeschlechte sich mit einer Riesentochter aus der Riesenwelt verbindet. Nach der andern Mythe, in welcher das Verhältniß der Kälte und Wärme aufgefaßt wird, wird die Entstehung der Sonne aus der Südwelt gedacht. Die Götter schaffen aus den Funken, welche aus Muspellsheim geflogen, die Sol (Sonne) zur Erleuchtung der Welt. Ein Mann Mundilfari (Achsenbeweger) hat zwei so schöne Kinder, daß er die Tochter Sol (Sonne) und den Sohn Mani (Mond) nennt. Die Götter, von diesem Stolze beleidigt, setzen die Geschwister an den Himmel und lassen Sol leiten die Hengste des Karrens der Sol, die sie zur Erleuchtung der Welt aus Muspellsheims Funken geschaffen. Die Hengste heißen Alsvidur (Allverbrenner) und Arvakur (Früh-wach), und um die Hengste zu kühlen, setzen die Götter unter ihre Bugen Blasebälge, womit wahrscheinlich die kühlende Morgenluft gemeint ist. Vor der Sol (Sonne) steht der Schild Svalin (Kühler). Felsen und Meer werden verbrennen, wenn der Schild hinwegfällt, nämlich am Ende dieser Welt, wo Alles durch Feuer vergeht. Nachdem wir so den Grundgedanken der Entstehung der Götter und ihrer Welt betrachtet, kommen wir zu dem andern Grundgedanken des Lebens im Kampfe. Dieser beruht auf der Erkenntniß, daß den Menschen eine unvollkommene Welt umgibt, eine Welt, wo Hitze und Kälte, Licht und Finsterniß im Kampfe liegen und wechseln, und des Menschen Leben ein immerwährender Kampf ist. Scharfsinnig haben die Germanen ihre Götter nicht außerhalb dieser Welt gestellt und nicht ewig und allmächtig gedacht, weil sie sich sonst nicht zu erklären gewußt, warum die gütigen Götter sie nicht allglücklich gemacht. Ihre Asen oder Götter nennen sie die freundlichen, die wohlthätigen, die guten Mächte (Regin) im Gegensatz zu den bösen Riesen. Gleich der erste Riese Ymir und seine Söhne sind böse, dagegen Bør's Söhne gut. Dieser Gegensatz soll wol auch dadurch ausgedrückt werden, daß Ymir aus dem gefrorenen Giftstrome, und Buri, Bør's Vater, aus Salzsteinen entsteht. Unter dem Bilde der Riesen dachte man sich alles dem Menschen Feindliche, als Frost, Finsterniß, Sturm, Unwetter, feindliche See u. s. w. Alles, was dagegen den Menschen wohlthätig war, als Sonnenschein, Fruchtbarkeit u. s. w., dachte man

als von den Aſen ausgehend. Da aber dieſelben Elemente, die den Menſchen wohlthätig ſind, bei ungünſtigen Verhältniſſen feindſelig wirken, ſo mußte man ſich die Rieſen und Aſen in beſtändigem Kampfe denken. Dieſe Aſen verleben ihre erſten Jahre (das ſorgenfreie Kindesalter) glücklich, ſpielen froh das Würfelſpiel, haben keinen Mangel an Golde, bis drei Thurſenmädchen (Rieſenjungfrauen) aus Jotunheimar (Rieſenwelten) kommen. Dieſes ſind entweder die drei Hauptnornen (ſ. Nornen), die nun den Göttern das Schickſal beſtimmen, das Schickſal, daß ſie untergehen ſollen, denn die Rieſenwelt war in Weiſſagekunde den Aſen überlegen (ſ. Rieſen), oder wahrſcheinlicher die drei Rieſenmädchen nahmen den Aſen die wunderbaren Goldtafeln hinweg, von denen es nach der Wiedergeburt der Welt heißt: Dort (in Idavöllur) werden ſich wieder die wunderbaren goldenen Tafeln im Graſe finden, welche ſie im Anfange der Tage gehabt hatten. Genug, die Aſen haben nach Verſchwindung der goldenen Zeit Mangel an Golde, denn ſie brennen Gullveig (Goldmaterie). Dieſe Zauberkunſt, als die Wala Heidur (Geld) perſonificirt, kommt gegen der Götter Willen auch unter die Menſchen. Hierdurch entſteht die erſte Volksſchlacht, indem der erzürnte Odin herab unter das Volk ſchießt. Die äußerſte Seite der Mauer der Aſabiörg (Aſenburg) wird von den kriegweiſſagenden Wanen (Vanir) gebrochen. Hartnäckig ſind die Kämpfe der Aſen mit den Wanen, aber ſie führen doch zu einem Frieden. Endlos ſind aber ihre Kämpfe mit den Rieſen. Dieſe gelüſtet es nach dem Koſtbarſten, was die Aſen haben, nach Freia und Idunn's verjüngenden Äpfeln.

Der Bruch der Mauer der Aſenburg durch die Wanen hat die wichtige Folge, daß die Aſen einem Rieſen, der die Feſte der Aſen unüberwindlich machen will, Freia'n verſprechen. Auf Loki's Rath iſt dieſes geſchehen, und die Aſen in der größten Gefahr, das Verſprechen halten zu müſſen. Da muß Loki durch Liſt hintertreiben, daß die Befeſtigung zur beſtimmten Zeit fertig wird. Loki (Feuer) ſpielt in der nord. Mythologie eine der wichtigſten Rollen. Die Menſchen können nämlich, zumal im Norden, ohne Feuer nicht leben. Aber das heimtückiſche Element richtet zugleich auch den größten Schaden an. Daher iſt Loki, ein Aſe, ſchön von Anſehen, wie dieſe, wird aber ein heimtückiſcher, der die Götter in die größte Verlegenheit bringt, aber ſie meiſtentheils auch wieder aus derſelben herausreißt, wenn die Aſen ihn dazu zwingen. Er aß das halbverbrannte Herz eines böſen Weibes, davon ward er ſelbſt argliſtig, und zeugte mit dem Rieſenweib Angurbodi in Jotunheim verderbliche Ungeheuer, den Wolf Fenrir, den Jormungandur oder Midgardswurm (Schlange) und ähnliche. Da die Götter die Weiſſagung hatten, daß ihnen von dieſen Kindern eines böſen Vaters und einer böſen Mutter viel Unheil erwachſen würde, ließ Odin ſie holen, warf die Schlange ins tiefe Meer (Weltmeer) und ſie liegt um alle Länder. Die halb blau-, halb menſchenfarbige ſcheußliche Hel (Hölle) warf er nach Niflheim und gab ihr die Herrſchaft über neun Welten (neun Abtheilungen der Unterwelt). Zu ihr gelangen alle durch Krankheit und vor Alter todte Menſchen. Elvidnir (von Eiskälte ſtatt Holzes erbaut) heißt ihr Saal (Wohnung), Hungur (Hunger) die Schüſſel, Sulltr (Hungersnoth) das Meſſer, Ganglati (laß am Gange) der Knecht, Ganglöt (Ganglaß) die Magd, Kör (Krankenbette) das Lager u. ſ. w. Welches Leben iſt dagegen in Walhöll oder Walhalla (ſ. d.), wo die durch Waffen Getödteten hinkommen! Den Wolf erzogen die Götter bei ſich. Da er aber furchtbar wuchs und alle Weiſſagungen verkündeten, daß er beſtimmt ſei, ihr Unglück zu werden, beſchloſſen ſie ihn zu binden. Dieſes gelang ihnen durch ein von Zwergen verfertigtes Zauberband erſt beim dritten Verſuche, wobei aber Tyr, der unerſchrockenſte der Aſen, der nur allein den Muth hatte, ihm zu eſſen zu geben, und als Pfand, daß die Götter bei dem Bande nicht mit Trug umgingen, dem Wolfe die Hand in den Rachen ſteckte, dieſe verlor. Sie befeſtigten ihn nun an einen Felſen, ſteckten ein Schwert in den weitgeöffneten Rachen, ein Fluß ſtrömt daraus, und ſo liegt

der Wolf bis zum Götterbrande. Böſe Träume verkünden Balldur's des Guten Tod. Frigg, ſeine Mutter, nimmt Alles in Eid und Pflicht, daß ihn nichts beſchädigen ſolle, bis auf den kleinen Baum Miſtilteinn. Loki erſpäht dieſes durch Liſt, und läßt den blinden Hœdur das Bäumchen auf Balldur werfen. So wird er erſchlagen. Das iſt der größte Verluſt für Götter und Menſchen. Wahrſcheinlich iſt Balldur die Sommerſonne bis zur Sommerſonnenwende: denn Wali, eine Nacht nur alt, rächt ſeinen Bruder an Hœdur. Balldur kommt, nachdem ſeine Leiche mit ſeiner Gemahlin Nanna, die aus Schmerz über ſeinen Tod geſtorben, verbrannt iſt, nach Hel. Ihn von ihr loszubitten, ſenden die Götter Hermoden zu ihr. Sie willigt ein, wenn Alles um Balldur weine. Alle, auch Bäume, Steine, ſelbſt die Rieſen weinen, nur das Rieſenweib Tœk (Tücke) nicht. Dieſes iſt Loki in Rieſenweibesgeſtalt. So bleibt Balldur bei Hel. Loki läſtert die Götter noch überdies bei Ügir's Gaſtmahl, wird aber endlich von ihnen gefangen, und mit den Därmen ſeines Sohnes Kari gebunden. Skadi befeſtigt eine Giftſchlange über ſein Antlitz. Seine Frau Sigyn fängt das Gift mit einem Becken auf. Wenn ſie aber hinausgeht, um es auszugießen, träufelt Gift auf ſein Antlitz. Er windet ſich dann, und das iſt das Erdbeben. So haben die Götter zwar geſiegt, d. h. das auf die Erde hervorbrechende unterirdiſche Feuer glücklich wieder unter die Erde gebracht. Aber ſie haben durch den heimtückiſchen Loki ihr Beſtes, Balldur, den Guten, verloren, und die Welt bedarf einer Verjüngung. Nachdem drei Jahre Bruderzwiſt, überhaupt Krieg und Mord und Unkeuſchheit geherrſcht, wird durch drei ungeheure Winter die Wirkung der Sonnenwärme vernichtet. Aber ſowie die Welt nicht durch ſich ſelbſt entſtanden, ſo geht ſie auch nicht durch ſich ſelbſt unter. Die Südwelt gab ihr ihre Entſtehung. Von der Südwelt erſcheint Surtur mit der verheerenden Flamme, Loki ſteuert das Schiff der Muspellsſöhne, der Wolf Fenrir kommt los. Bifröſt, die Götterbrücke, d. h. der Regenbogen, deſſen Feuer (die Farben) den Rieſen den Zugang zum Himmel verwehrt, zerbricht. Die Götter und Einheriar (ſ. Walhalla) fallen in einem großen Kampfe mit dem Rieſengeſchlecht und den Muspellsſöhnen. Die Rieſenungeheuer erliegen auch dabei. Die Sonne ward von dem Wolfe, eines Rieſen Sohne, der ſie bisher verfolgt, verſchlungen, ſo auch von dem andern Wolfe der Mond. Die Erde ſinkt ins Meer zurück. Der Weltbaum wird angezündet, die Götter verbrennen durch Surtur's Flamme. Ohne Bild: Die Welt, d. h. Erde und Himmel, welche durch den Einfluß der Hitze auf das Waſſer ihr Daſein erhalten hatten, gehen durch ein Erdbeben und Feuer unter. Aber dieſes dient nicht zur Vernichtung, ſondern zur Wiedergeburt. Die Aſen kommen abermals wie in den Urſagen auf dem Idavöllur zuſammen, und finden die wunderbaren goldenen Tafeln wieder. Odin's Haus bewohnen Balldur und Hœdur. Den Donnerhammer haben Modi (Muth) und Magni (Stärke), Söhne Thor's, ſodaß zwar Odin (ſ. d.) und Thor (ſ. d.) fehlen, aber jenen Balldur, und dieſen Modi und Magni vertreten. Die Sonne hat, bevor ſie vom Wolf verſchlungen wird, eine Tochter geboren. Zum zweiten Male ſteigt aus dem Meere die Erde empor. Unbeſät werden die Äcker wachſen. Alſo eine Wiedergeburt zum Beſſeren. Aber es gab auch einen Tod, der zum Schlimmeren führte, nämlich aus Hel's Wohnung ſtarb man noch tiefer nach Niflheim hinab. In Gimli, im dritten Himmel, werden die guten Menſchen belohnt, wenn nicht dieſe Strophe der Völuſpa ſpäteres chriſtliches Einſchiebſel iſt. In Naſtrond (Leichenſtrand), fern von der Sonne im Norden, werden die Meuchelmörder, Meineidigen und Verführer fremder Weiber gepeinigt. Gimli und Naſtrond wurden in Beziehung auf die Menſchen der alten Erde gedacht. Die verjüngte wird auch nicht ohne Menſchen ſein. Während jener Schreckenszeit haben ſich in Hoddmimir's Holze Lif (Leben) und Lifthraſir (Lebenskraft) verborgen, und nähren ſich von Morgenthau. Von ihnen werden die Menſchen geboren. Wie alſo die Menſchen der erſten Erde urſprünglich Bäume waren, werden auch

die der zweiten aus Bäumen hervorgehen. Die Götterburgen ſcheinen nicht untergegangen zu ſein, da Hödur und Balldur Odin's ſeliges Haus bewohnen, und die Aſen ſich auch in Idavollur (das Gefilde der Geſchäfte) wiederfinden. Götterburgen ſind zwölf. Thrudheim (Welt der Stärke), in dem der Aſen und Alfen naheliegenden Heiligenland, beginnt zwar die Reihe, wird aber nicht gezählt, denn es iſt nicht als Himmelsburg zu denken, da es als Thor's des Donnergottes Wohnung der Erde zu nahe iſt. Die erſte Himmelsburg iſt Y-dalir (Thäler der Feuchtigkeit oder des Pfeiles), wo Ullur (Wolliger), Sif's Sohn, Thor's Stiefſohn, der gute Bogenſchütze, Schneeſchlittſchuhläufer, wohnt, den man beim Zweikampf anrief und bei deſſen Ringe man ſchwor. 2) Alfheim (Elfenwelt), hier Freyr (Säer), Nisrd's Sohn, herrſcht über Regen und Sonnenſchein, die Fruchtbarkeit der Erde, ward angerufen um Frieden und fruchtbare Zeit; ihm waren Zuchteber heilig, auf deren Borſten man ſchwor; er reitet ſelbſt auf einem Eber mit goldenen Borſten. 3) Vala-ſkialf (Wali's Wartthurm), mit Silber gedeckt, hier Wali, Odin's und Rind's Sohn, kühn in Schlachten und glücklicher Schütze. 4) Saucqua-beckur (Bach der Senkung, Tiefe), wird von kalten Waſſern umrauſcht; hier trinken alle Tage Odin und Saga (Geſchichtskunde) aus goldenen Gefäßen; hat wol auf Waſſerorakel Beziehung. 5) Glads-heimur (Freudigkeitswelt), hier die goldſtrahlende Walhalla (ſ. d.). 6) Thrymheimur (Stöhn- oder Donnerwelt), hier zuerſt der Rieſe Thiaſſi, und nach ſeinem Tode ſeine Tochter Skadi, Göttin der Schneeſchlittſchuhe und der Jagd. 7) Breida-blik (Weitglänzend), hier der wenigſte Schmuz, denn hier iſt Balldur's Wohnung. Er iſt der Beſte, von Allen gelobt; ſo ſchön von Anſehen, daß es von ihm leuchtet, der weiſeſte und beredteſte der Aſen; ſeine Rechtsſprüche kann Niemand verkehren. 8) Himin-bisrg (Himmelsburg), an des Himmels Ende bei Bifroſt, der Götterbrücke oder dem Regenbogen, hier Heimdall, der weiße Aſe, der Götterwächter, mit dem Giallarhorn, das in allen Welten gehört wird, bedarf weniger Schlafes als ein Vogel, ſieht ſo gut bei Nacht wie bei Tage, hört Gras und Wolle wachſen, iſt Sohn von neun Mädchen, die alle Schweſtern, Sinnbild für eine Himmelserſcheinung, wahrſcheinlich der lichten Stelle des Himmels bei dem erſten Anbruche des Tages. 9) Fólkvangr (Volkanger, Anger des Schlachtvolkes), hier Freia, die die Hälfte der Erſchlagenen mit Odin hat, ſie iſt urſprünglich eins mit Frigg, Odin's Gemahlin, oder der Erde. Es iſt gut, Freia bei Liebesangelegenheiten anzurufen. Auch iſt ſie Freundin des Geſanges. Ihr Gemahl iſt Oddur (Nachbild Odin's). Er zog fernhin. Freia weint ihm nach, und ihre Thränen ſind goldroth. Sie ſuchte ihn unter unbekannten Völkern, und hat daher viele Namen. 10) Glitnir (Glänzer), mit goldenen Säulen und Silberdache, hier Forſeti (Vorſitzer), der alle Streitſachen ſchlichtet, ward auch auf Helgoland verehrt, das von ihm Forſetesland hieß. 11) Nóa-tun (Neuenhofen), hier Nisrd, nicht aus dem Aſengeſchlechte, ſondern von den Wanen den Aſen zu Geiſel gegeben, hatte doch viele Altäre und Tempel, ſtillt das Meer und Feuer, deshalb angerufen, auf den Seefahrten und Fiſchereien, gibt Denen, die ihm Gelübde thun, Landgüter und Schätze, mit Skadi, Vater Freyr's und Freya's. 12) Landvidi (Landweite), mit hohem Graſe bewachſen, hier Widar, der ſchweigende Gott, der ſtärkſte nach Thor, erlegt mit Hülfe ſeines dicken Schuhes den Wolf Fenrir, wird ſo Rächer ſeines Vaters Odin's, wohnt nach dem Götterbrande mit ſeinem Bruder Wali auf Idavollur. Da Odin und Thor eigne Artikel erhalten, haben wir außer den Genannten nur noch folgende Aſen (Aeſir) und Aſinnen (Aſynior) zu bemerken. Das Wort As (in anderer Mundart Ans) bedeutet Gott, und ſo werden die Götter im Gegenſatz zu den Rieſen, Zwergen, Wanen und den Menſchen genannt. In der ſpäteren Sage, wo die Götterſage geſchichtlich genommen und in Menſchenſage umgewandelt iſt, erſcheinen die Aſen als aſiatiſches Volk. Daß es nur einen Odin gab, ſiehe unter dieſem. Die Stammältern der Aſen ſind Odin und Frigg. Dieſe weiß alle Schickſale, ſagt ſie aber

nicht, d. h. war keine Orakelgottheit. Nach Frigg und Freia iſt die wichtigſte Göttin Idunn, die Bewahrerin der Äpfel, deren Genuß die Götter immer jung erhält. Ihr Gemahl iſt Bragi, wegen ſeiner Weisheit und Beredtſamkeit berühmt und Meiſter in der Dichtkunſt, welche nach ihm Bragur genannt iſt. Bei dem feierlichen Antritte von Erbſchaften und bei Gelübden vorzüglich zu Großthaten ward das Bragafull (Bragi's Vollhorn) getrunken. Tyr (Gott) war auch ein weiſer Aſe, und zwar ſo, daß zum Sprüchworte geworden, ſo weiſe wie Tyr, überdies der kühnſte, herrſcht ſehr über den Sieg in Schlachten (alſo dem Odin verwandt), deshalb thaten bei ihm tapfere Männer Gelübde. Eyr (Zufriedenſein oder Schonung) iſt die beſte Ärztin; Gefion iſt Mädchen und ihr dienen Alle, die als Mädchen ſterben. Eine andere Gefion iſt die, welche vom Könige Gylfi von Schweden mit Hülfe ihrer Söhne ein Stück Land, an deſſen Stelle der Mälir entſtand, entführte und im Meere befeſtigte, ſodaß die Inſel Selund (Seehain, jetzt Seeland) ihr Daſein erhält. Fulla, Fylla (die Volle oder Fülle) ein Mädchen mit loſem Haar und goldenem Stirnband, trägt Frigg's Kiſte, wartet ihrer Schuhe, und weiß die geheimen Entſchlüſſe mit ihr. Hnoß (latiniſirt Noſſa), Freia's und Oddur's Tochter, iſt ſo ſchön, daß Hnoſſir von ihrem Namen Dinge genannt werden, die ſchön ſind, und ihre Schweſter heißt Gérſemi (Koſtbarkeit). Siofn befleißigt ſich ſehr, den Sinn der Männer und Weiber zur Liebe zu bewegen, und von ihr wird ein Liebender Siafni genannt. Lofn (Liebe) iſt ſo mild und gut gegen die Anrufenden, daß ſie vom Allvater oder Freia Erlaubniß erhält, Männer und Frauen zum ehelichen Zuſammenſein zu bringen, obgleich es vorher verboten oder gänzlich verweigert geweſen. War, Wor (Vorſichtige), lauſcht auf die Eide der Menſchen und die Verträge, die zwiſchen Männern und Weibern geſchloſſen werden, und ſtraft Die, welche die Eide brechen. Von ihr heißen Verträge Warar, und Jemanden mit War's Hand zuſammenweihen, die eheliche Verbindung feierlich ſchließen. Sie iſt weiſe (weiſſagekundig) und ſpürt nach Allem, ſodaß ihr kein Stück verborgen bleibt. Syn (Verweigerung) bewacht die Thüren an der Halle, und ſchließt ſie zu für Die, die nicht hineingehen ſollen, ſitzt bei Gerichtsverſammlungen zur Aufſicht für die Rechtsſachen, bei denen man Wahrheit verleugnen will. Hlín, Hlyn (Wärmerin, Hegerin) iſt zur Behütung über die Menſchen geſetzt, die Frigg in Gefährlichkeiten bewahren will. Gná wird von Frigg zu ihren Geſchäften in verſchiedene Welten geſendet, durchreitet auf ihrem Hengſte Hofwarpnir (Hufwerfer) Luft und See. Von ihrem Namen heißt, was hoch in der Luft fährt, Gnáfa. Snotra (Zierliche, Kluge, Geſchickte) iſt klug und zierlich. Von ihr wird Snotur Mann oder Frau genannt, die höflich ſind. Mehre der hier genannten Aſinnen müſſen alſo ethiſch gedeutet werden und haben mit den Grundgedanken der nord. Mythologie nichts gemein. In dem heldenſaglichen Theile derſelben ſtellen die Helgilieder (überſetzt von F. Wachter im „Forum der Kritik im Gebiete der Geſchichte und ihrer Hülfswiſſenſchaften", 2 Bde., Altenb. 1827—30), Geburt, Leben im Kampf, Tod und Wiedergeburt in einzelnen Individuen dar, als Seelenwanderung, aber ſo, daß der Menſch als Menſch wiedergeboren wird. In den Niflungenliedern nimmt Loki dem Zwerge Andwari alles Gold und auch den Ring, vermöge deſſen man ſich ſo viel Gold verſchaffen konnte als man wollte. Der Zwerg legt den Fluch darauf, daß das Gold ſolle zweien Brüdern zum Tode und acht Edelingen (Fürſten) zum Zwiſte (Verderben) werden, und der Ring ward ſo Vielen zum Tode. Auch bringt in der Ynglinga-Saga ein von einem Zauberweibe mit Fluch belegtes Halsband und in der Hervarar-Saga ein von einem Todten mit Fluch beladenes Schwert dem jedesmaligen Beſitzer den Tod. Außerdem ſpielt die Blutrache in den nordiſchen Sagen, ſowie in den Geſchichten ſelbſt die Hauptrolle. Natürlich ſpiegelt auch die Götterſage dieſen wichtigen Theil des nordiſchen Lebens ſtark zurück. Aber dieſes darf nicht Ver-

anlaſſung geben, die Götter- und Heldenſage geſchichtlich, d. h. als wirkliche Ereigniſſe darſtellend, zu deuten.

Von den Deutungsarten der Mythen iſt die ſchwächſte die hiſtoriſche. Sie iſt die älteſte, und ſchon von Saxo Grammatikus und Snorri Sturluſon in der Heimskringla angewendet. Den meiſten Misbrauch mit ihr hat Suhm getrieben, ſo daß er ſelbſt Odin's Schiff Skidbladnir, welches am wahrſcheinlichſten als der Wolkenhimmel zu deuten, als das erſte Schiff angenommen hat, das mit vollen Segeln in der Oſtſee erſchienen. Die einzig richtige Deutungsart iſt die naturſymboliſche oder naturphiloſophiſche. Aber hierbei ſind mehre Irrwege zu vermeiden. So hat Trautvetter (Schlüſſel zur Edda) den alten Nordmannen die chemiſchen Kenntniſſe unſerer Tage verliehen. Andere, wie Finn Magnuſen, welche zwar den rechten Weg der Deutung eingeſchlagen haben, ſind doch darin zu weit gegangen, daß ſie alle Mythen und Alles in denſelben naturſymboliſch gedeutet haben, da doch ethiſche Beziehungen nicht zu verkennen ſind und die ethiſche Deutungsart erheiſchen. Auch ſteht Manches ohne Bedeutung da, iſt nämlich bloße Ausſchmückung der ſpätern Erzähler der Mythen, welche ihnen zugleich den Reiz der Unterhaltung verleihen wollten. Endlich iſt es auch nicht möglich, alle Einzelnheiten, wenn ſie auch Bedeutung haben, feſtzuſtellen. So unterliegt z. B. die Deutung der zwölf Himmelsburgen als die zwölf Monate oder Himmelszeichen wol keinem Zweifel. Aber fruchtlos iſt es, wenn Mone und Finn Magnuſen miteinander ſtreiten, welcher Monat oder Himmelszeichen unter dieſer oder jener Himmelsburg zu verſtehen.

Kunſtwerth kann die nord. Mythologie nicht in hohem Maße haben, da ſie das Erzeugniß des Scharfſinnes, nicht einer Phantaſie iſt, welche etwas Schönes ſchaffen wollte. Ihr Kunſtwerth beſteht daher nicht in ihren Geſchöpfen ſelbſt, ſondern in dem kräftigen Vortrage und der ſinnreichen Bilderſprache. Klopſtock's Anwendung in der Dichtkunſt konnte ſie nicht beſonders empfehlen, da er nicht tief genug in ihren Geiſt gedrungen, und ſie an dem, was er ſuchte, arm, nämlich an ethiſchen Beziehungen iſt. Andere, wie Braun in ſeinem „Hermann der Cheruſker" (2. Aufl., Mainz 1821), waren als Dichter nicht bedeutend genug, daß ihre Anwendung der nord. Mythologie hätte auf das deutſche Volk von Einfluß ſein können. Selbſt das epiſche Gedicht A. Öhlenſchläger's, „Die Götter des Nordens" (Lpz. 1829), iſt mehr verwäſſernde Umſchreibung. Auch Gerſtenberg's „Gedicht eines Skalden" (Lpz. 1766) iſt bei allem Schwung und aller Kraft, die es ſich zu geben ſucht, gegen die Denkmäler der nord. Mythe gehalten, doch äußerſt matt. Für naturphiloſophiſche Dichtung würde die Anwendung der nord. Mythologie bei tiefem Studium von großem Werthe ſein. Auch können einzelne Geſchöpfe bei einzelnen Fällen, z. B. die Walkyrien (ſ. d.) bei Schlachtbeſchreibung die treffendſte Anwendung erleiden, indem keine andere Mythologie das Liebliche mit dem Furchtbaren ſo ſchön gepaart hat. Für die bildenden Künſte gewährt die nord. Mythologie im Ganzen noch weniger. Die Nordmannen ſelbſt hatten zwar Bildſäulen, aber auch hierbei war nicht ihr Zweck, ihre Ideen zu ſchöner Schöpfung zu verwenden. Es wurden, wie aus Adam von Bremen und andern Beſchreibungen erhellt, kräftige Sinnbilder bezweckt. In gleichem Geiſte werden auch die mythologiſchen Darſtellungen (ausgemalte Schnitzwerke) in Olaf's des Pfauen Wohnſtube geweſen ſein. Wenigſtens war der kräftigſte Gegenſtand dazu gewählt: Thor's (ſ. d.) Kämpfe mit Rieſen. In den neuern und neueſten mythologiſchen Werken machen die Bilder eine traurige Figur; ſo haben wir eins, wo Thor ganz als Ebenbild eines ehrlichen Huf- und Waffenſchmieds erſcheint. Der einäugige Odin (ſ. d.) hat zwar in der Götterſage ſelbſt die ſinnreichſte Bedeutung, erlaubt aber keine ſchöne bildliche Darſtellung. Die Katzen vor Freia's Wagen haben zwar dieſelbe Bedeutung, wie die Tauben vor dem der Venus, können zwar die Tauben erwürgen, bleiben aber als Siege-

rinnen doch besiegt. Der Hauptwerth der nord. Mythologie ist der wissenschaftliche. Sie gibt das schönste Zeugniß von dem Scharfsinne der Germanen.

Die beiden Edda's (s. d.) sind die Hauptquellen der nord. Mythologie; aber von sehr verschiedenem Werthe. Die jüngere Edda in ungebundener Rede ist zwar an Mythen reicher. Da sie erst im Christenalter zum Behufe des Verständnisses der räthselhaften Dichtersprache verfaßt ist, so sind christliche Ideen nicht ganz ohne Einfluß geblieben. In der Lieder-Edda sind zwar auch einige spätere Einschiebsel, aber diese lassen sich leichter als solche nachweisen, da sie in ganzen Strophen bestehen. Bei Darstellung der Sagen in ungebundener Rede konnten solche Einschiebungen unvermerkbar geschehen, und waren fast unvermeidlich, da im Christenthume Erzogene die älteren dunkleren Lieder erläuterten. Selbst als das Christenthum in Island noch nicht gesetzlich aufgenommen war, zeigte sich dessen Einfluß doch schon, so im Gerichtseide: so helfe mir Freyr und Niord und der allmächtige Ase (Gott). Da dieser nachsteht, so ist dabei weder an Odin noch an Surtur zu denken, sondern es ist der Christengott, weil schon Christen zerstreut unter den Heiden lebten, die aber bei dem Gerichtseide sich dem noch gesetzlich bestehenden Heidenthume fügen, gleichwol aber im Gerichtseide berücksichtigt werden mußten. Rühs und Andere, welche die Echtheit der Asalehre bestritten, haben ihre Beweise klüglicher Weise fast nur aus der jüngern Edda genommen. Auf der andern Seite gehen aber auch Die zu weit, welche den christlichen Einfluß auf einige Ideen in der jüngern Edda gänzlich leugnen und auch in der Lieder-Edda die unechten Strophen als echt in Schutz nehmen. Inländische Quellen sind außerdem Islands Landnámabok, die Heimskringla und andere Sagen. Vgl. Müller's „Sagabibliothek" (3 Bde., Kopenh. 1817—19, Bd. 1 aus der dän. Handschrift übersetzt von Lachmann, Berl. 1816); Lange's Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nord. und deutschen Heldensage aus Müller's „Sagabibliothek" (2. Bd., übersetzt, Frankf. 1832); ferner Saxo Grammaticus, eine sehr getrübte Quelle; ausländische: Tacitus, Procopius von Cesarea, Paulus Diaconus, Alcuin, Wilhelm von Jumieges, Dithmar von Merseburg und Adam von Bremen. Unter den neuern Werken sind zu erwähnen: Suhr, „Vom Glauben, Wissen und der Dichtung der alten Skandinavier" (Kopenh. 1815); Nierup's „Wörterbuch der skandinav. Mythe", aus der dän. Handschrift von Sander (Kopenh. 1816); Katterfeld, „Über die Asalehre und ihre Anwendung" (Rudolst. 1819); Mone's „Geschichte des Heidenthums im nördl. Europa" (2 Bde., Heidelb. 1822—23); Münter's „Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen" (Lpz. 1823); Vulpius, „Handwörterbuch der Mythologie der deutschen und verwandten benachbarten und nord. Völker" (Lpz. 1826); Berger's „Nord. Mythologie" (2. Ausg., 1834); Geijer's „Geschichte von Schweden" (aus dem Schwed., Sulzb. 1826); Legis, „Fundgruben des Nordens" (2 Bde., Lpz. 1829); Desselben „Alkuna" (Lpz. 1831) und Finn Magnusen's „Eddalaeren og dens Oprindelse" (4 Bde., Kopenh. 1824—26); „Den ældere Edda oversat og forklaret" (4 Bde., Kopenh. 1821) und „Lexicon mythologicum" (Kopenh. 1828, 4.).

Nordlicht (aurora borealis) und **Nordschein**. In den Nordgegenden des Himmels, gewöhnlich bald nach Sonnenuntergang, erblickt man zuweilen nahe am Horizont einen dunkeln Kreisabschnitt, um welchen ein glänzender, weißer oder feuerstrahlender Bogen erscheint, der sich auch wol in mehre concentrische Bogen theilt, durch deren Zwischenräume das dunkle Segment hervorscheint. Aus diesem Bogen, gleichwie aus dem von ihnen begrenzten Segmente selbst, steigen Lichtstrahlen von den verschiedensten und prächtigsten Farben, und oftmals ganze Feuergarben, nach allen Richtungen empor; die Erscheinung nimmt dabei an Intensität zu, und dieses Zunehmen kündigt sich durch eine allgemeine zitternde Unruhe der ganzen Lichtmasse an. Alsdann pflegt sich um das Zenith eine Art

Feuerkrone zu bilden, die aus der Vereinigung der daselbst zusammenstoßenden Strahlen und Lichtwirbel entsteht, und gleichsam den Knopf eines aus Lichtstrahlen zusammengesetzten Zeltes vorstellt. In diesem Augenblicke erscheint das Schauspiel am prächtigsten, sowol wegen der Mannichfaltigkeit als auch wegen der Schönheit der Farben. Vgl. Maupertuis, „La figure de la terre etc." (Par. 1738.) Hierauf wird die Erscheinung fast immer schwächer und ruhiger; jedoch geschieht dies, so zu sagen, nur ruckweise, wobei sich die vorigen Umstände, das Zittern der Lichtsäulen, die Bildung einer Krone u. s. w., aber unter tausenderlei Nuancen, erneuern; und endlich hört die Bewegung auf, das Licht zieht sich gegen den nördl. Horizont zusammen, das dunkle Segment löst sich auf, und es bleibt nur eine allgemeine starke Helligkeit am Nordhimmel zurück, die sich zuletzt in die Morgendämmerung verliert. Dieses prächtige Phänomen wird bei uns vorzugsweise Nordlicht genannt, weil wir es nach Maßgabe unserer geographischen Stellung nur um den Nordpol beobachten können; Reisende in die südl. Hemisphäre, wie Joh. Reinh. Forster in den „Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt" (Berl. 1783, S. 103), haben aber auch ähnliche Südlichter wahrgenommen, und man sollte daher eigentlich von Polarlichtern sprechen. Nicht jede Gegend von großer geographischer Breite ist dem Erscheinen der Nordlichter gleich günstig. So sollen in Sibirien und in Nordamerika die Nordlichter häufiger sichtbar sein als im nördl. Theile Europas. Ebenso ist manches Jahr reicher an Nordlichtern als ein anderes. In der Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung haben sich viele ausgezeichnete Naturforscher, wie Euler, Franklin, Lichtenberg, Biot, Hansteen u. A. versucht, ohne doch eine vollständige Theorie zu geben. Mit Gewißheit kann man bis jetzt nur Folgendes sagen: Weil das Nordlicht nicht wie die Sterne eine tägliche Bewegung von O. nach W. zeigt, so muß es an der Achsendrehung der Erde Theil nehmen, und daher in der Atmosphäre seinen Sitz haben. Es afficirt, der Erfahrung gemäß, häufig, aber nicht immer die Magnetnadel und ändert ihre Abweichung, indem es ihr Nordende abstößt, wirkt aber auf nicht magnetische, z. B. kupferne Nadeln, gar nicht, hat dabei mit dem Ausströmen der Elektricität viele Ähnlichkeit, und läßt sich nach Thienemann grade da am häufigsten sehen, wo die wenigsten Gewitter stattfinden. Demnach muß die Elektricität einen Antheil an seiner Erscheinung haben. Wichtig ist Hansteen's Erfahrung, daß kurz vor dem Eintritte eines Nordlichtes der Erdmagnetismus eine ungewöhnliche Stärke hat, die aber gleich nach dem Beginnen des Nordlichtes abnimmt und unter die gewöhnliche Stärke herabsinkt. Aus allem diesem geht hervor, daß das Nordlicht in einer elektrischen Entladung bestehe, über deren nähere Natur erst weitere Beobachtungen die nöthige Aufklärung geben müssen.

Nördlingen, im bair. Rezatkreise, am Bach Eger im sogenannten Ries, bis 1802 eine freie Reichsstadt in Schwaben mit einem Gebiete von 1½ □M., gegenwärtig der Sitz eines Landgerichts, hat 7200, meist evangelische Einw., gute Woll-, Leinen-, Zeuchmanufacturen, Färbereien und starken Kornhandel, auch nicht unbedeutenden Handel mit Gänsen und Federn. Bei N. wurden am 6. Sept. (n. St.) 1634 die Schweden zum ersten Male auf deutschem Boden geschlagen. Der Herzog Bernhard von Weimar und der General Horn wollten nämlich die von einem weit überlegenen Heere unter dem Erzherzog Ferdinand (Gallas, Karl von Lothringen und Johann von Werth) belagerte Stadt entsetzen; ohne ein heranziehendes schwed. Corps abzuwarten, griff Bernhard, dem Rathe Horn's entgegen, die Kaiserlichen an, die 35,000 M. stark, sich auf einer Anhöhe verschanzt hatten. Die Schweden, welche nur 24,000 M. zählten, wurden nach hartem Kampfe besiegt; sie hatten 12,000 Todte und Verwundete und verloren 300 Fahnen und Standarten, 80 Kanonen und einige Tausend Gefangene, unter ihnen den General Horn und mehre hohe Offiziere. In der zweiten Schlacht, unweit N., bei dem Dorfe Allerheim, im J. 1645, wurden die

kaiſ. Truppen unter Mercy von den Franzoſen unter Condé geſchlagen; N. aber ward 1647 von den Baiern beſchoſſen und zum Theil verbrannt. Auch 1796 und 1800 fanden bei N. Gefechte zwiſchen den Öſtreichern und Franzoſen ſtatt.

Nordpol, ſ. Pol.

Nordpolexpeditionen. Schon 1495 unternahm Seb. Caboto (ſ. d.) unter Eduard VI. eine nordweſtl. Reiſe, um ſo nach dem goldreichen Indien zu gelangen. Forbiſher durchſchiffte 1577 eine von den vielen Einfahrten in das Binnenmeer der Hudſonsbai; Davis (ſ. d.) entdeckte 1587 den Eingang (Davisſtraße) in die große Bai zwiſchen der Weſtküſte von Grönland und der Oſtküſte von Nordamerika; Hudſon (ſ. d.) entdeckte 1610 die nach ihm benannte Straße und Bai; Baffin (ſ. d.) unterſuchte 1616 die nördl. und öſtl. Gegenden des nach ihm benannten Golfs, in welchen die Davisſtraße den Weg gezeigt hatte und auf deſſen Weſtſeite er unterm 74° 30′ N. B. eine Einfahrt fand, die er Lancaſtersſund nannte; Jones, Middleton (1742) u. A. beſtimmten die weſtl., ſüdl. und nördl. Grenzen der Hudſonsbai; Alle hofften hier einen Durchweg nach W. zu finden. Ein vom Parlamente auf dieſe Entdeckung geſetzter Preis veranlaßte 1746 die Reiſe von Ellis; ſpäter drangen zu Lande 1771 Hearne von der nordweſtl. Niederlaſſung der Hudſonsbaicompagnie, und Mackenzie 1780 von denen der Nordweſtcompagnie aus, gegen N. vor und entdeckten unter 69—71° B. das Eismeer des Nordpols, in das ſich zwei Flüſſe ausmündeten, der Kupferminen- und der Mackenzieſluß, ſowie die Walfiſchinſel. In dieſer Zeit hatte Barington in der Schrift „Possibility of approaching the North Pole asserted" (neue Aufl., Lond. 1818) zu beweiſen geſucht, daß in gewiſſen Jahreszeiten die arktiſchen Meere vom Eiſe hinreichend frei wären, um ſich dem Pole nähern zu können. Die engl. Regierung ſchickte daher 1773 den Cap. Phipps, nachherigen Lord Mulgrave, mit zwei Schiffen nach Spitzbergen; allein unter 80° 48′ B. hinderten ihn Eisfelder weiter vorzudringen. Auch Cook wurde, als er 1778 aus der Beringsſtraße bis 70° 44′ B. oder bis zum Eiscap, der nördlichſten Spitze der Weſtküſte Nordamerikas, gelangt war, durch Eisberge aufgehalten. Dieſe und andere Verſuche der Engländer, Ruſſen und Holländer haben ziemlich zuverläſſig gezeigt, daß eine nordöſtliche Durchfahrt aus dem atlant. Meere in das ſtille, oder ein ſchiffbarer Weg um Aſiens Nordküſte in die Beringsſtraße nicht vorhanden ſei, denn daß der Koſack Simon Deſchneff 1648 aus dem Eismeere bis nach Anadyr durch eine Meerenge (die Beringsſtraße) geſchifft ſei, unterliegt, obſchon der ruſſ. Hiſtoriograph Müller den Bericht darüber 1736 in den Archiven von Jakutzk entdeckt zu haben verſichert, vielen Zweifeln.

Dagegen hoffen die ſogenannten Poliſten, wie Barrow in ſeiner „Chronological history of voyages into the polar regions" (Lond. 1818) u. A., daß der viel kürzere nordweſtliche Weg, aus der Baffinsbai um Amerikas Nordküſte, da, wo der Mackenzie- und Kupferminenfluß in das Eismeer fallen, herum bis zum Eiscap und der Beringsſtraße, und daß der kürzeſte, der Polarweg ſelbſt, wahrſcheinlich nicht ganz vom Eiſe verſchloſſen ſeien. Nach ihrer Meinung war man früher immer zu nahe an den mit Eismaſſen umlagerten Küſten hingeſteuert; dagegen hofften ſie in der Mitte des Polarmeers, das mehr als 2000 engl. Meilen im Durchmeſſer habe und zwiſchen Grönland und Spitzbergen von unergründlicher Tiefe, ſowie in ſteter Bewegung ſei und deshalb nicht ganz gefrieren könne, eine offene Straße zu finden. Sie beriefen ſich dabei auf folgende Thatſachen: das Polarmeer iſt an Spitzbergens nördl. Küſte offen; die Ruſſen überwintern auf Spitzbergen, unter dem 80° B., wo auch Damhirſche ſich vermehren. Beides iſt nicht der Fall auf Novaja Semlja (75° B.); daraus ſchließt man, daß dort die Witterung gelinder ſei als hier. Übrigens iſt die Kälte an der öſtl. Küſte ſchärfer als an der weſtlichen. Auch hatten ſich ungeheure Eismaſſen in der Gegend von

Grönland, vielleicht in Folge ihrer wachsenden Schwere, oder stattgehabter Erderschütterungen, oder mehrer aufeinanderfolgenden gelinder Winter aufgelöst, sodaß seit 1815 Eisberge und Eisinseln von großem Umfange bis zum 40° herabschwammen. Überdies hatten mehre Walfischfänger ausgesagt, daß seit Kurzem die bisher von Eisbergen umlagerte Ostküste Grönlands wieder sichtbar geworden sei. Endlich machen sowol die Strömungen, welche von N. her durch die Davis- und Beringsstraße nach S. ihre Richtung nehmen, wodurch eine stete kreisförmige Bewegung und Abwechselung der Gewässer zwischen dem stillen und atlant. Meere in der nördl. Hemisphäre erhalten wird, sowie das viele Treibholz, welches vom hohen N. herab den Küsten Islands und Grönlands zugeführt wird, als auch mehre Beispiele von Walfischen, die nach der Bezeichnung der in ihnen stecken gebliebenen Harpunen in der Gegend von Spitzbergen angeschossen worden waren, und die man südl. von der Beringsstraße, oder im umgekehrten Falle, bei Grönland und in der Davisstraße erlegt hat, eine Durchfahrt durch die bisher sogenannte Baffinsbai oder durch das Polarbecken wahrscheinlich. Historischen Nachrichten zufolge ist das Polarmeer an der Ostküste Altgrönlands erst seit vier Jahrh. unzugänglich. Denn die daselbst schon 983 von Erich dem Rothen angelegte dän. Colonie hatte den besten Fortgang gehabt; allein die Küste selbst ward seit 1406 von dem Eise, welches sich dort festgesetzt hatte, so umlagert, daß die Gemeinschaft mit jener wahrscheinlich vernichteten Ansiedelung nicht wiederhergestellt werden konnte. Seit dieser Zeit hat auch der Boden Islands, der einst mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, die Kraft seiner ehemaligen Vegetation verloren. Dazu kommt, daß das Nordlicht, dessen Veränderungen von dem Gefrieren, Aufthauen oder Zusammenstoßen des Polareises abhängen, sich zuerst etwa ein Jahrh. nach der Festsetzung des Eises längs der Küste Grönlands, in den letzten Jahren aber, seit Abnahme des Polareises, sehr selten gezeigt hat. Auf diese Beobachtungen gründete sich nicht nur die Meinung, daß das Polareis, ebenso wie es allmälig sich angehäuft habe, auch wieder abnehmen und die Fahrt nach dem Nordpole öffnen könne, sondern auch die Vermuthung, daß Grönland, dessen Ostküste man bis 80° Br. kennt, und dessen Westküste bisher nur bis 77° 30′ untersucht war, eine Insel sei, und daß die Baffinsbai nach dem Eismeere hin eine Durchfahrt habe. Dagegen glaubt man nicht, daß Amerika jenseit des Eiscaps mit Neusibirien und mit Nordasien zusammenhänge.

Dies Alles bewog die engl. Regierung, sowie später auch die russ., Polarreisen zu veranstalten, welche nicht allein die nordwestl. Durchfahrt, sondern überhaupt die Bestimmung von Amerikas und Asiens nördl. Grenzen bezweckten: ob nämlich ein großes Land um den Nordpol sich ausbreite, was westl. mit Nordamerika und östl. mit Neusibirien oder mit dem großen Lande zusammenhänge, welches Sannikoff nördl. von Neusibirien gesehen haben wollte; oder ob, wie Viele glauben, Nordamerika von den Polarländern ganz getrennt sei. Eine Parlamentsacte sicherte dem ersten Schiffer, der durch die nordwestl. Durchfahrt in das stille Meer gelangt, eine Prämie von 20,000 Pfd. St., dem ersten Schiffe, das den Nordpol erreicht und überschreitet, 5000 Pfd. St. zu. Auch setzte 1819 der Prinz-Regent noch besondere Preise von 5—15,000 Pfd. für diejenigen Schiffe aus, die bis zu gewissen Punkten im arktischen Meere vordringen würden. Eine doppelte Fahrt nach dem Nordpol ließ die brit. Regierung im Sommer 1818 unternehmen. Es sollte nämlich Capitain Buchar mit den Schiffen Trent und Dorothea zwischen Spitzbergen und Novaja Semlja die Durchfahrt über den Pol in das stille Meer, und Capitain Roß mit den Schiffen Isabella und Alexander die nordwestl. Durchfahrt aus der Davisstraße und dem Baffinsmeere in das Eismeer und von hier in das stille Meer durch die Beringsstraße aufsuchen. Buchan kam aber nur (29. Jul. 1818) über Spitzbergen bis 80° 32′; hier blieb er drei Wochen lang im Eise stecken und erreichte endlich, am 10. Oct., die engl. Küste wieder. Roß, der

vorzüglich die Westküste der Baffinsbai genau untersuchen sollte, drang (9. Aug. 1818) nur bis 75° 55′ B. (65° 32′ W. L.) vor. Hier erforschte er die Westküste Grönlands und entdeckte die Nordküste desselben, welche er das arktische Hochland (arctic highlands) nannte, im nordöstl. Winkel der Baffinsbai zwischen 76 und 77° B. und 60—72° W. L., und fand die meisten Angaben Baffin's richtig; seine Entdeckungen fingen eigentlich erst jenseit 74° 30′ B. an; er erreichte unter 77° 40′ die nördlichste Grenze der Baffinsbai, und das Hauptergebniß seiner Fahrt für die Geographie war die genauere Bestimmung der Lage der Baffinsbai, welche man bisher 10° zu weit nach O. ausgedehnt sich vorstellte. Auch ihn hinderte das Eis, sich der Nordküste ganz zu nähern, und das Wetter war so nebelig, daß man nach 12 Wochen (30. Aug.) den ersten Stern, die Capella, erblickte. Übrigens hielt sich Roß für überzeugt, daß es keine Durchfahrt aus der Davisstraße und der Baffinsbai in das Eismeer gebe. Indeß hatte er den Lancastersund (74° 30′) und eine Strecke von 200 engl. Meilen, namentlich die Cumberlandsstraße (63° B.), wo sich wirklich eine Strömung zeigte, und Middleton's Repulsebai im NW. der Baffinsbai nicht genau untersucht; denn er kam in diese Gegend erst spät, am 1. Oct., und mußte jetzt die eisige Küste verlassen, um die Schiffe sicher zurückzuführen. Vgl. Roß's „Voy. of discovery for the purpose of exploring Baffins-Bai etc." (Lond. 1819, 4.). Die brit. Regierung übertrug daher 1819 seinem Begleiter, dem Lieutenant Parry (s. d.), die Ausführung einer zweiten Fahrt in die Baffinsbai. Ihn begleiteten Richardson und die Seecapitaine Back und Hood. Parry drang mit den Schiffen Hekla und Griper aus dem Lancastersunde (der folglich kein Sund ist), durch die von ihm zuerst befahrene Barrowstraße, in welcher er Prinz-Regents-Einfahrt in südl. Richtung untersuchte, in das Polarmeer ein, und überwinterte in dem Hafen einer unbewohnten Insel, die er Melville-Insel nannte (74° 45′ B.). Weil er (am 10. Sept.) den Meridian des 110° W. L. von Greenwich passirt hatte, so erwarb er den ersten vom Parlament ausgesetzten Preis. Seinen Entdeckungen zufolge erstreckt sich eine fortlaufende Küste längs der Nordseite vom Lancastersund und Barrowsstraße bis 93° W. L.; darüber hinaus, nach der Melville-Insel zu, sind nur einzelne Inseln zu sehen, während auf der Südseite, in westl. Richtung, zusammenhängendes Land ist, das sich jenseit der Prinz-Regents-Einfahrt nach W. weit ausdehnt und sodann an eine Eisfläche stößt, die sich bis zu dem im SW. der Melville-Insel sichtbaren Hochlande ausbreitet. Das nordwärts von der Barrowstraße und Melville-Insel aus erblickte Land scheint eine Inselgruppe zu sein, darunter eine von Parry Nord-Devon genannt worden ist. Parry und elf seiner Begleiter durchwanderten die Melville-Insel, und erreichten am 6. Jun. die Nordküste (75° 34′ 47″ B. und 110° 36′ 52″ L. von Greenw.). Er verließ den Winterhafen, wo er 10 Monate zugebracht hatte, am 1. Aug. und segelte nun wieder westl., entdeckte südl. die Küste Banksland, mußte aber unter 113° 46′ 33″, wo er auf unbewegliche Eisfelder stieß, am 16. Aug. 1820 umkehren, und segelte durch die Davisstraße nach England, wo beide Schiffe am 29. Oct. in den Hafen von Leith einliefen. Diese Entdeckungen ließen das endliche Gelingen des großen Unternehmens hoffen, und der muthige Parry trat mit den auf mehre Jahre mit Vorräthen aller Art versorgten Schiffen Hekla und Fury am 8. Mai 1821 eine dritte Reise (die zweite unter seinem Oberbefehl) nach dem Nordpol an. Er sollte jetzt den Nordrand des amerikan. Festlandes erforschen. Parry führte den Hekla; Capitain Lyon die Fury. Die Fahrt ging zwischen 62 und 68° B. zuerst in die Hudsonsbai, um die nördl. gelegenen Buchten zu untersuchen. Die erste davon, die Repulsebai (68° B.), gewährte aber (22. Aug.) keine westl. Durchfahrt. Der Hauptzweck ward also nicht erreicht. Parry segelte hierauf nordwärts, um dann nach W. vorzudringen, mußte aber, nachdem er eine Küstenlänge von 200 engl.

Meilen untersucht hatte, von der die Hälfte, und namentlich die Ostseite der Repulsebai, Einem Festlande angehörte, vom Eise gehindert, umkehren und bezog am 8. Oct. den Winterhafen. Erst am 30. Jun. 1822 waren die Schiffe wieder aus dem Eise gehauen. Man segelte dann nordwärts, entdeckte am 13. Jul. an einer malerischen, mit Pflanzenwuchs bedeckten Küste den Barrowsfluß, machte Landreisen, beobachtete Störungen der Magnetnadel, und entdeckte die Fury- und Heklastraße zwischen der Halbinsel Melville (nicht zu verwechseln mit der Melvilleinsel im S. und der Cockburninsel im N.), bis zur nördl. Spitze der Halbinsel Melville, die man Nordostcap nannte. Westwärts sah man kein Land, konnte aber wegen dichter Eisfelder nicht aus der Straße in das Polarmeer dringen, sondern mußte sich mit Untersuchung der Amherstinsel (69° 45′ B., 84° von Greenw.) begnügen. Am Ende des Sept. segelte Parry aus der Straße nach Igloobik (69° 20′ B.) zurück, wo er unter den Eskimos überwinterte. Am 7. Aug. 1823 beschiffte er wieder jene Straße, um ins Polarmeer zu gelangen; allein der schmale Ausweg derselben war gesperrt, und da er wegen Skorbutkrankheit mit der Fury allein die Fahrt nicht fortzusetzen wagte, so segelten beide Schiffe in den letzten Tagen des Aug. zurück, wurden aber erst am 21. Sept. vom Eise befreit, und landeten endlich am 10. Oct. 1823 an den shetländischen Inseln. Man hatte wichtige nautische, geographische und naturhistorische Beobachtungen gemacht; allein der Hauptzweck der Reise, ein vollständiges Bild von jener Eiswüste zu erhalten, war nicht erreicht worden. Vgl. die auf Befehl der Admiralität bekannt gemachten Angaben: „Journal of a second voy. for the discovery of a northwest passage from the Atlantic to the Pacific (1821—23) under the orders of Cap. Parry" (Lond. 1824, 4., m. Kpf.) und des Arztes auf dem Hekla Alex. Fisher, „Journal of a voy. of discovery to the arctic regions 1819 u. 1820" (4. Aufl., Lond. 1824).

Bald nach Parry kehrte auch, im Dec. 1823, Capitain Sabine, dessen Polarreise Pendelbeobachtungen zum Zweck hatte, mit dem Schiffe Griper von Spitzbergen nach England zurück. Er war im Aug. 1823 bis 81° B. und 75° 20′ Ö. L. vorgedrungen. Die von ihm mit dem Pendel angestellten Versuche bestätigten die Theorie von der an den Polen eingedrückten Gestalt der Erde. Sodann erforschte 1822 der berühmte Grönlandsfahrer Capitain Scoresby, der schon auf seinen Fahrten 1817 und 1820, der östl. Küste Grönlands sehr nahe gekommen war, diese noch genauer bis zum 83° B., indem das Eisfeld, welches bisher die Annäherung an die Ostküste unmöglich machte, an Größe abgenommen hatte. Vgl. Scoresby's „Journal of a voyage to the northern whalefishery, including researches and discoveries on the eastern coast of West-Greenland" (Edinb. 1823). Noch weiter drang 1829—31 der dän. Capitain Graah vor; allein auch dieser erreichte seinen Zweck nicht, sichere Spuren der verlorenen isländ. oder norsischen Colonie auf der Ostküste zu entdecken.

Um dieselbe Zeit, als die Capitaine Roß und Parry eine nordwestl. Durchfahrt in Amerika's Polarmeere suchten, erhielt der Seecapitain Franklin von der brit. Regierung den Auftrag, zu Lande längs der Hudsonsbai und des Kupferminenflusses bis an die Nordküste Amerikas vorzudringen. Nebst drei Seeleuten, darunter Richardson, langte er am 30. Aug. 1819 in der Factorei York an der Hudsonsbai an und durchwanderte nun, dem Laufe der Flüsse folgend, eine öde Wildniß und Schneesteppe von mehren 1000 □M., die von höchstens 120 Familien aus dem Stamme der gastfreundlichen Creeks bewohnt wird. Von Providence, dem nördlichsten Posten der Pelzhändler (unter 62° 17′ 19″ B.) drang er, von Canadiern als Dolmetscher begleitet, durch noch unbesuchte Einöden vor, mußte aber hier vom Sept. 1820 an 10 Monate lang überwintern. Im Sommer 1821 erreichte er den Kupferminenfluß, und beschiffte zu Ende des Jul. die Küste des hyperboreischen Meers. Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zurückzukehren, und in der größten Erschöpfung erreichte er am 17. Dec. einen Posten der Hudsons-

bai-Gesellschaft auf der Insel Moose Dear, und am 14. Jul. 1822 die Factorei York, nachdem er überhaupt einen Weg von 5550 engl. Meilen zurückgelegt hatte. Seine Beobachtungen und Zeichnungen enthält die „Narrative of a journey to the shores of the Polar Sea" (Lond. 1823, 4.). Eine dritte Polarreise zur Auffindung der nordwestl. Durchfahrt durch den Regentensund (Regents-Inlet) veranstaltete die brit. Regierung im Mai 1824 unter den Anführern Parry und Lyon. Jener erreichte mit dem Hekla und der Fury am 13. Jun. 1824 bei den Walfischinseln in der Baffinsbai die Grenzen des Eises unter dem 71° B., drang am 13. Sept. in die Barrowsstraße bis zur Admiralitätsbai durch und erreichte am 27. Sept. Port Bowen in der Prinz-Regentsbai, wo die Schiffe überwinterten. Von da segelte er am 20. Jul. 1825 südwärts; doch Sturm und Eisberge trieben die Schiffe ans Land, und am 25. mußte die zertrümmerte Fury ganz verlassen werden. Der Hekla ward dadurch zur Rückkehr genöthigt, nahm die Mannschaft der Fury auf und traf am 11. Oct. 1825 in England ein. Capitain Lyon segelte mit dem Griper, von Naturforschern und Astronomen begleitet, ebenfalls nach der Baffinsbai, sollte aber von hier aus zu Lande nach den Polargegenden vordringen, um an der dortigen Küste im Sommer 1825 mit dem Capitain Parry zusammenzutreffen. Allein Lyon gerieth im Aug. 1824 an der Labradorküste zwischen Eisberge und erreichte im Sept. nach großen Gefahren die Southamptoninsel. Hierauf verlor der Griper unter 66° B. in den heftigsten Schneestürmen seine Anker und mußte nach England zurückkehren. Merkwürdig sind die von Lyon beobachteten Störungen der Magnetnadel. Bei den Inseln der Wilden (Savage-Islands) schwankten die Compasse und widersprachen einander; weiter westwärts wurden sie noch unsteter und ganz nutzlos. Endlich, in dem Sir-Thom-Rowes-Welcome, einem Meerstrome bei der Southamptoninsel, zeigten die Nadeln gar keine Abweichung, sondern blieben stehen, wie man sie stellte. Vgl. „Narrative of an unsuccessful attempt to reach Repulsebay through the Welcome in H. M. Ship Griper etc.", m. K.). Auch Capitain Franklin unternahm 1825 eine neue Landreise, um dann von dem Mackenzieflusse an die Küste westl. nach der Beringsstraße zu befahren, während sein Begleiter, Richardson, von der Mündung jenes Flusses an, die Gegenden nach dem Kupferminenflusse naturhistorisch untersuchen sollte. Zugleich ward der Capitain Beechey mit dem kön. Schiffe Blossom um das Cap Horn gesandt, um am Eiscap oder im Kotzebuesund eine östl. Durchfahrt aufzusuchen. Franklin erreichte nach sechs Monaten bei der Garrysinsel (69° 30′ B.) das nördl. Meer und kehrte dann auf dem Mackenzie stromaufwärts in sein Winterquartier zu Fort Franklin am Bärensee zurück. Am 21. Jun. 1826 verließen die beiden Abtheilungen der Expedition ihr Winterquartier und trennten sich am 2. Jul. unter 67° 38′ B. und 133° 52′ W. L. Franklin fuhr den westlichsten Arm des Mackenzie hinab, der sich am Fuße der Rocky Mountains hinzieht. Er bestimmte dann die Küste des Polarmeers, eine öde Klippenmauer, von 113—149° 38′ L. Treibeis und dichte Nebel nöthigten ihn zur Umkehr, jedoch überzeugt, daß die Nordwestdurchfahrt offen und möglich sei. Die östl. Abtheilung unter Richardson und Kendall untersuchte die Küste vom östl. Arme des Mackenzieflusses ostwärts bis zum Kupferminenflusse, dessen Mündung sie am 8. Aug. erreichte, und kehrte dann nach 71tägiger Abwesenheit nach Fort Franklin am großen Bärensee zurück. Nach ihrer Erfahrung gibt es hier gegen Ende des Aug. einen freien Durchgang für ein Schiff längs der Nordküste Amerikas vom 100—150° W. L., und östl. vom Mackenzieflusse liegen mehre bequeme Häfen. Beide Abtheilungen der Expedition haben die Küste in einer Strecke von 36° der Länge untersucht, sowie durch Capitain Parry das Meer bis zu 115° L. vollkommen bekannt ist, und es sind demnach an dieser Küste nur noch 11° bis zum Eiscap unbekannt. Unterdessen war Capitain Beechey mit dem Blossom aus dem Kotzebuesund nordwärts gesegelt und 120 engl. Meilen jen-

ſeit des Eiscaps vorgedrungen. Hier wartete er vergebens auf Franklin's Ankunft unter 150° W. L. in einer Breite, wo dieſe Längengrade kaum 5 geographiſche Meilen betragen; mußte am 14. Oct. umkehren und kam am 26. Sept. 1828 wieder in Portsmouth an. Franklin hatte ſich bis auf einige 30 Meilen dem Eiscap, welches unter 160° W. L. liegt, folglich auch dem Bloſſom, genähert, als ihn die Sorge für die Erhaltung ſeiner Leute am Ende des Aug. nöthigte, den Plan, nach Kotzebueſund vorzudringen, aufzugeben und nach dem Bärenſee zurückzukehren, wo er am 21. Sept. eintraf. Die Erdzunge an der Küſte, welche dieſe Expedition erreichte, lag unter dem 70½° B. Naturhiſtoriſche Sammlungen, Erfahrungen über den Magnetismus und die Wirkung des Nordlichts auf die Magnetnadel waren die Frucht dieſer Expedition, von welcher Franklin im Sept. 1827 in London wieder eintraf.

Um dieſelbe Zeit ſandte die brit. Admiralität den Capitain Parry mit dem Hekla nach dem Nordpol. Er nahm zu Hammerfeſt in Lappland Rennthiere und Eisboote an Bord, erreichte Spitzbergen am 27. Mai 1827, ließ den Hekla im Eiſe zurück, ſchiffte am 21. Jun. mit zwei Booten durch die offene See, verließ am 24. die Boote und begann (81° 12′ 51″) die Eisreiſe nach dem Nordpol; allein nach einer 35tägigen Eisreiſe, wo es faſt immer regnete, und unter den größten Schwierigkeiten, gelangte er nur bis zum 82° 45′ 15″. Das Eis war überall gebrochen; endlich nöthigte ihn die Beobachtung, daß alle Eismaſſen einem heftigen Zuge ſüdwärts folgten, zur Rückkehr. Er hatte 292 geographiſche Meilen in grader Richtung und 580 geographiſche Meilen mit den nöthigen Umwegen zurückgelegt. Der ſüdl. Zug der Eismaſſen beſchleunigte den Rückweg. Nach 48tägiger Eisreiſe erreichte er am 12. Aug. Kleintableerland, und am 21. Aug. nach 61tägiger Abweſenheit den Hekla. Die Senkung der Magnetnadel hatte beſtändig nach N. zugenommen und die weſtl. Abweichung ſich vermindert. Vom 81° an war kein Treibeis, kein Vogel, kein Walfiſch mehr zu ſehen, und mit 500 Faden kein Grund zu finden. Am 29. Sept. 1827 trafen Parry und Franklin in einer und derſelben halben Stunde bei der Admiralität in London ein. Im J. 1829 unternahm Capitain Roß, auf ſeine und ſeiner Freunde Koſten, nach ſeinem Plane die neueſte Nordpolexpedition. Er verließ mit dem Dampfſchiffe Victory und mit Lebensmitteln auf drei Jahre verſehen, am 22. Mai England, um von dem Lancaſterſund und Prinz-Regents-Einfahrt aus die Nordküſte Amerikas weſtwärts zu erforſchen. Nachdem er vier Winter daſelbſt verlebt und ſein Schiff im Mai 1832 verloren hatte, ſetzte er mit Booten die Fahrt fort, bis ein Schiff von Hull die Reiſenden aufnahm. Sie landeten am 2. Oct. 1833 in England. Er hatte eine Landenge (Boothien), mehre Inſeln und Flüſſe entdeckt, die Küſte bis zu dem nordöſtlichſten Punkt Amerikas (70° Br.) aufgenommen und unter Andern den magnetiſchen Nordpol beſtimmt. Um Roß aufzuſuchen, ſandte die brit. geographiſche Geſellſchaft den Capitain Back ab, der am 17. Febr. 1833 England verließ und von Montreal in Canada zu Lande bis zum Sklavenſee vordrang. Nach allen dieſen Verſuchen erſcheint eine nordweſtl. Durchfahrt aus dem atlant. durch das Polarmeer als nicht ausführbar. Hätte man ſie auch gefunden, ſo konnte ſie für den Handelsweg nach Indien keinen Nutzen haben, wie von Zach in ſeiner „Correspondance astronomique" aus Legentil's Berechnung der Zeit der Paſſatwinde und des Mouſſon bewieſen hat. Obgleich nun die antipoliſtiſchen Gegner Barrow's, an deren Spitze Leſſlie ſteht, welche das Losreißen der Eismaſſen bei Grönland zufälligen Sommerwinden zuſchreiben und aus chem.-phyſikaliſchen Sätzen die Unmöglichkeit folgern, durch die Eismaſſen des Polarmeeres je durchzudringen, Recht behalten, ſo haben jene kühnen Seefahrten wenigſtens die Beſchreibung der Nordküſte Amerikas und der Weſtküſte Grönlands berichtigt, und die Tiefe, Temperatur, Salzhaltigkeit und ſpecifiſche Schwere des Polarſeewaſſers, die Schnelligkeit der Strömungen, ſowie den Zuſtand der

atmosphärischen Elektricität und deren Zusammenhang mit der Abweichung und Kraft der Magnetnadel in den arktischen Regionen erforscht. Übrigens bleibt die ganze Unternehmung ein Denkmal der beharrlichsten Anstrengung und der kühnsten Selbstverleugnung, sowie der zweckmäßigsten Veranstaltung, die eine schon geprüfte Erfahrung für das Gelingen des großen wissenschaftlichen Unternehmens nicht weiser hätte treffen können.

Die von der russ. Regierung, zum Theil auf Kosten des Grafen Rumjanzow, veranstalteten Entdeckungs- und Nordpolreisen haben theils die Küsten Kamtschatkas und des nordwestl. Amerikas, theils Asiens Nordküste und Novaja Semlja zum Gegenstande gehabt. Capitain Otto v. Kotzebue (s. d.), der auf seiner ersten Expedition, 1814—18, die nach ihm benannte Meerenge nördl. von der Beringsstraße entdeckte, unternahm 1824 eine neue Reise um die Welt, auf welcher er die westl. Küsten Amerikas in dem höchsten N. verfolgen und über das Eiscap, welches Cook entdeckte, hinaus ebenfalls die Einfahrt in das Polarmeer ostwärts oder westwärts suchen sollte. Allein er mußte vor dem Eise umkehren und kam 1826 nach Kronstadt zurück. Die Expedition des Baron Wrangel nach dem Nordpol, zu dessen Begleiter Lieutenant Anjou und der Physiker Kober gehörten, ging im Apr. 1820 vom nördl. Sibirien aus. Sie brachten hier und auf dem Eise des Polaroceans vier Jahre zu, im steten Kampfe mit Kälte und Hunger, da sie auf ihren von Hunden gezogenen Schlitten nur wenig Vorräthe mitnehmen konnten. Sie erreichten, indem sie 46 Tage auf den Eisfeldern des Polarmeeres, wo sie die Kimmung (mirage) oft wahrnahmen, bei 15—24° Kälte auf den Schlitten zubrachten, die Breite von 72° 3′. Es gelang Wrangel, die ganze Küste von dem Cap Schalagskoi bis zur Beringsstraße, nämlich bis zu dem von Billings gesehenen Punkte, 97 deutsche M. südöstl. von Cook's Nordcap, und die bisher unbekannte Nordküste Sibiriens astronomisch aufzunehmen und die Durchfahrt zwischen Asien und Amerika außer Zweifel zu setzen. Von dem Lande nördl. von Schalagskoi (71° B., 178° Ö. L.) sah er nur die Berge. Wrangel kehrte im Mai 1824 nach Petersburg zurück. Vgl. dessen „Physikalische Beobachtungen auf dem Eismeere in den J. 1821—23", herausgegeben von G. F. Parrot (Berl. 1827, mit illumin. Kpf.). Eine dritte Expedition, die des Capitain Wassiljeff, der im Jun. 1819 mit zwei Sloops aus Kronstadt segelte, war nach der Beringsstraße und dem Polarocean bestimmt. Wassiljeff entdeckte eine von Aleuten bewohnte Insel, unter 50° 59′ 57″ N. B. und 193° 17′ 2″ L. von Greenwich. Hierauf drang er bis zu 71° 7′ N. B., folglich 19 Min. weiter als Cook vor und entdeckte zwei Vorgebirge an der Nordküste Amerikas, die er Golowin und Ricord nannte. Die zweite Sloop dieser Expedition segelte längs der östl. Küste Sibiriens, mußte aber unter 69° 10′ wegen der Eismassen umkehren. Im Spätsommer 1822 kehrten beide Schiffe nach Kronstadt zurück. Um die noch nicht erforschten Küsten der Insel Novaja Semlja aufzunehmen, sandte die russ. Regierung 1819 den Schiffslieutenant Lasareff, 1821 den Lieutenant Lawroff, und 1822 den Capitainlieutenant Lütke dahin ab. Des Letztern Expedition hat die Kenntniß von Novaja Semlja und den Küsten Lapplands sehr bereichert, daher ward ihm 1823 eine neue Fahrt zur Untersuchung der Waigatschinsel übertragen, und er hat nicht nur diese, sondern alle Küsten jener nördl. Region, die Insel Wardöe und die Lage des warangischen Meerbusens gemessen und beschrieben. Er kehrte am 31. Aug. 1823 nach Archangel zurück. Ein anderes russ. Schiff, Neptun, das, nach Krusenstern, im J. 1817 bis 83° 20′ N. B. gekommen sein soll, brachte keine Kunde von dem Lande, das nördl. von Spitzbergen liegen soll, und Parry's letzte Reise hat dies bestätigt. Durch russ. Nordpolexpeditionen aber ward entschieden, daß Asien im N. nicht mit Amerika zusammmenhängt.

Nordpunkt, s. Mitternacht.

Nordschein, s. Nordlicht.

Nordsee, s. Deutsches Meer.

Nordstern, s. Polarstern.

Noricum hieß bei den Römern der Theil Süddeutschlands zwischen der Save, dem Pelsosee, Rhätien, Vindelicien und der Donau; indeß waren die Grenzen nicht zu allen Zeiten dieselben. Keltische Völker waren die Bewohner dieser Länder. Vgl. Muchtar, „Das röm. Noricum, oder Östreich, Steiermark, Salzburg, Kärnthen und Krain unter den Römern" (2 Bde., Grätz 1825, mit Karten).

Norm (norma) heißt eigentlich das Richtmaß, bildlich soviel wie Regel oder Muster, und normal Alles, was regelrecht oder musterhaft ist. — Denkt man sich zu irgend einem Punkte einer krummen Linie oder Fläche eine tangirende Linie oder Ebene gelegt und in dem Berührungspunkte eine senkrechte Linie auf die Tangente oder tangirende Ebene errichtet, so nennt man diese senkrechte Linie die Normale.

Normaljahr. Bei Feststellung der Religionsverhältnisse in Deutschland im westfäl. Frieden suchte man, weil die Religionsübung und der Besitz der Kirchen und Pfründen von 1618 an öfters gewechselt hatten, nach einer durchgreifenden Richtschnur und vereinigte sich endlich dahin, daß alle Diejenigen, welche im ganzen Laufe des J. 1624 an einem Orte freie Religionsübung gehabt hatten, dieselbe auch ferner behalten sollten, und daß der Besitz der kirchlichen Stiftungen, Bisthümer, Klöster, Kirchen u. s. w. der Religionspartei bleiben sollte, welche sich am 1. Jan. 1624 im Besitz befunden hatte. Dies hieß das Normaljahr. Da aber die Fürsten das Recht zu reformiren behielten, so gab das Normaljahr für die Religionsübung keine große Sicherheit. In dieser Beziehung hat die Sache durch die Rheinbundsacte und die Bundesacte, welche allen christlichen Religionsparteien Duldung und gleiche bürgerliche Rechte zusichert, ihre Wichtigkeit verloren.

Normalschulen sind Musterschulen, deren Einrichtung zur Regel der übrigen dienen soll. Von dieser Art waren die auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia vom Abt Felbiger in Schlesien und Böhmen eingerichteten deutschen Schulen, deren Zweckmäßigkeit jedoch die Folgezeit nicht hinlänglich bewährt hat. In Preußen, Würtemberg und mehren deutschen Staaten gab es Normalschulen nach Pestalozzi'scher Methode. Die von Napoleon errichtete und von Ludwig XVIII. im Febr. 1815 neuorganisirte Normalschule in Paris ist eine Bildungsanstalt für Lehrer an gelehrten Schulen, zu der jede Akademie oder Universität in Frankreich jährlich eine verhältnißmäßige Anzahl Candidaten auf drei Jahre sendet. Sie unterscheidet sich von den in Göttingen, Leipzig, Berlin, München und anderwärts bestehenden philologischen Seminarien besonders dadurch, daß die Zöglinge unter klösterlicher Zucht zusammenwohnen.

Normanby (Konstantin George, Lord), s. Mulgrave.

Normann-Ehrenfels (Philipp Christian, Graf von), würtemb. Staatsminister, ein durch Geist, Charakter, Kenntnisse und große Verdienste ausgezeichneter Mann, geb. 1756 zu Stresow in Schwedisch-Pommern, stammte aus dem Hause Tribbewitz, einem altadeligen Geschlecht auf der Insel Rügen. Nach dem Tode seines Vaters, des preuß. Majors Normann, der zu Neuwedel angesessen war, wurde er 1768 Page an dem Hofe des Herzogs Karl von Würtemberg zu Ludwigslust und widmete sich dann 1772—78 mit ungemeinem Fleiße auf der Karlsakademie den Wissenschaften. Schon 1778 zum Regierungsrath und 1779 zugleich zum Hofgerichtsassessor ernannt, gab er außerdem seit 1780, nach des Herzogs Wunsch, in der Akademie Unterricht. Als er um diese Zeit der Aufforderung der preuß. Regierung nach Preußen nicht folgte, so ordnete diese die Einziehung seines Vermögens zu Neuwedel an. N. erhielt 1791 das Präsidium des Hofgerichts, 1794 die Hofrichterstelle, bewirkte 1796 als schwäb. Kreisgesandter

in Paris eine beträchtliche Verminderung der an Frankreich zu bezahlenden Kriegsgelder; organisirte im Herbst 1799 in der Neckargegend die Volksbewaffnung gegen die Franzosen, übernahm 1800 als Geheimrath die Vicepräsidentenstelle in der Regierung, war 1801 und 1802 als außerordentlicher Gesandter in Paris, wo er den Vertrag mit Frankreich abschloß, durch welchen Würtemberg ansehnliche Landstriche als Entschädigung erhielt, und wurde im Dec. 1802 Staatsminister. Auch in Regensburg hatte er 1803 als würtemb. Subdelegirter bei der Reichsdeputation zu der Ertheilung der Kurwürde an Würtemberg mitgewirkt. Der Kurfürst belohnte ihn mit zwei auf der rauhen Alp liegenden Höfen, als Mannlehn; ernannte ihn zum Mitglied des 1803 neuerrichteten Staatsministeriums, gab ihm am 17. Jun. 1803 den Beinamen Ehrenfels und erhob ihn 1806 in den Grafenstand. Seitdem leitete der Minister N. alle Unterhandlungen, bis er 1808 erkrankte, worauf er 1812 in Ruhestand versetzt ward. Er starb zu Tübingen am 26. Mai 1817. Von 15 Kindern, die ihm seine Gemahlin, geborene Freiin v. Harling, geboren, überlebten ihn neun. Bekannt ist sein zweiter Sohn, Karl Friedr. Lebrecht, Graf v. N., geb. zu Stuttgart am 14. Sept. 1784. Aus Neigung Soldat, hatte er vorzüglich Mathematik studirt, war 1799 in östr., 1803 in würtemb. Dienste getreten und in dem Feldzuge gegen Östreich 1809 bis zum Obersten aufgestiegen. In dem russ. Feldzuge 1812 befehligte er das Leibchevaurlegersregiment und 1813, als General und Brigadier, zwei Cavalerieregimenter, die er nach der Zurückkunft aus Rußland gebildet hatte. Auf des franz. Generals Fournier Befehl, zu dessen Corps die würtemb. Brigade gehörte, marschirte N. gegen das Lützow'sche Freicorps, das sich in Folge des Waffenstillstandes über die Elbe zurückziehen wollte, und ließ auf dasselbe einhauen, als, was er später zu seiner Entschuldigung anführte, in einer Entfernung von 40 Schritten einige Schüsse auf seine Truppen geschahen. Dies war der Überfall bei Kitzen. In der Schlacht bei Leipzig ging er am 18. Oct. mit seiner Brigade, die aus 800 M. und einer Batterie reitender Artillerie bestand, nachdem er mit ihr seit zwei Monaten an 27 Gefechten ruhmvoll Antheil genommen, zu den Verbündeten unter der Bedingung über, daß er die Brigade sogleich nach Würtemberg zurückführen dürfe. Allein noch ehe er Würtemberg erreichte, erfuhr er, daß der König seine Verhaftung und strenge Bestrafung beschlossen habe. Er verließ daher die Brigade, wurde cassirt und suchte nun in Wien eine Anstellung, die er aber nicht erhielt, weil man ihm den Überfall des Lützow'schen Corps zur Last legte. Im J. 1816 fand er zu Waldsee in Oberöstreich einen Zufluchtsort, wo er die Söhne des Landgrafen Ernst von Hessen-Philippsthal in den militairischen und mathematischen Wissenschaften unterrichtete. Nach dem Tode des Königs Friedrich erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland und lebte dort, bis die Sache der Hellenen ihn wieder zu den Waffen rief. Kaum war er am 7. Febr. 1822 mit 46 Philhellenen bei Navarin ans Land gestiegen, als er auch sogleich einen ruhmvollen Kampf gegen die Türken bestand. Hierauf trat er als Chef in den Generalstab des Fürsten Maurokordatos. Mit diesem zog er nach Missolunghi, wo er am 24. Jun. 1822 den Türken ein glückliches Gefecht bei Kombotti lieferte. In dem Treffen bei Peta, am 16. Jul. 1822, erhielt er einen Prellschuß auf die Brust, setzte hierauf den Gebirgskrieg fort, bis er sich, mit Maurokordatos, nach Missolunghi werfen mußte, wo er am 3. Nov. 1822 einem Nervenfieber unterlag. Vgl. „Tagebücher aus dem Feldzuge der Würtemberger" (Ludwigsburg 1820) und „Der Hellenen Freiheitskampf im Jahre 1822, aus dem Tagebuch eines Kampfgenossen des General N., bearbeitet von L. v. Vollmann" (Bern 1823).

Normänner oder **Normannen**, d. i. Männer aus Norden, hießen bei den Niederländern, Deutschen und Franzosen die Bewohner des alten Skandinavien oder Dänemarks, Schwedens und Norwegens. In England nannte man sie Dänen. Sie waren Abenteurer, die sich unter einem Haupte vereinigten,

um auf Beute auszugehen, wozu die Armuth ihres Landes sie nöthigte. Zu kühnen Unternehmungen begeisterte sie die Religion, denn nach den Lehren ihres Odin wurden alle im Kriege Gefallenen in das Paradies (Walhalla) aufgenommen. Ihre ersten Streifzüge fingen sie gegen das Ende der Regierung Karl des Großen an; in Kurzem bedeckten sie mit ihren Barken die Meere und verheerten die Küsten von England, Deutschland, Friesland, Flandern und Frankreich. Da man ihnen wenig Widerstand leistete, wurden sie kühner, und unter den kraftlosen Regierungen Karl des Kahlen und Karl des Dicken drangen sie auf den Strömen Frankreichs bis in die Mitte des Landes und plünderten selbst Paris. Nur durch Geld konnte man ihren Rückzug erkaufen. Durch wiederholte Einfälle in Frankreich zwangen sie endlich 912 Karl den Einfältigen, ihnen einen Theil Neustriens, die nachmalige Normandie, zu überlassen, und ihrem Anführer Rollo seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Rollo nahm die christliche Religion und in der Taufe den Namen Robert an, wurde der erste Herzog der Normandie und Lehnsmann der Könige von Frankreich. Seine Normänner wurden ebenfalls Christen, und ihre Streifzüge hörten auf. Auch die übrigen Normänner in Skandinavien stellten nach und nach ihre Räubereien ein, als die christliche Religion unter ihnen eingeführt wurde. Nur England ward noch von ihnen heimgesucht; auf kurze Zeit befreite Alfred der Große (s. d.) sein Land von ihnen. Hundert Jahre nach ihm eroberte England der Dänenkönig Sueno, dessen Sohn Knut der Große (1017) das ganze Königreich behauptete. Von 1066 — 71 eroberte einer von Robert's (Rollo's) Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer (s. d.), Herzog der Normandie, ganz England: eine Eroberung, welche bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache und Gewohnheiten der unterjochten Engländer gehabt hat. Vgl. Thierry's „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours, jusqu'en Angleterre, en Ecosse, en Irlande et sur le Continent" (3. Aufl., 4 Bde., Par. 1830). Auch in Neapel (s. Sicilien, Königreich beider) gründeten Normänner von 1016 an ein neues Reich. Vgl. Gaultier d'Arc's „Histoire des conquêtes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce, 1016—1085" (Par. 1830, mit Atlas). Nach dem russ. Geschichtschreiber Nestor waren auch die Waräger (Wäringer), welche unter Rurik 862 ein neues Reich in Rußland stifteten, Normänner. Die auswärtigen Unternehmungen der Normänner hatten nach und nach ihre Volkszahl vermindert und ihre Kraft geschwächt. Um so weniger konnten sie bei der nachmaligen Umgestaltung Europas weitere Eroberungen wagen. Ihr Name verlor sich allmälig aus der Geschichte; jetzt wird er nur noch den Einwohnern Norwegens ausschließlich beigelegt. Vgl. Depping's „Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leurs établissemens en France au 10me siècle" (2 Bde., Par. 1826; deutsch von Ismar, 2 Bde., Hamb. 1829), der er die Geschichte der Normandie bis zur Wiedervereinigung derselben mit Frankreich unter dem Könige Philipp August (2 Bde., Par. 1835) folgen ließ; Licquet's „Histoire de la Normandie" (2 Bde., Par. 1835), die aber nur bis zur Eroberung Englands durch die Normänner reicht; und D. Lautenschläger's Abh.: „Die Einfälle der Normänner in Deutschland" (Darmst. 1827, 4.).

Nornen, in der nord. Mythologie die Bestimmerinnen des Schicksals, zerfallen ihrer Abkunft nach in die vom Asen- oder Götter-, in die vom Alfen- und in die vom Zwerggeschlecht. Außerdem führten den Namen Nornen auch die Weissagefrauen, und noch gegenwärtig pflegt man auf Island die Hebammen so zu nennen. Ihrer Gemüthsart nach zerfallen die Nornen in gute und böse; dieses nahm man zur Erklärung der ungleichen Austheilung der Glücksgüter an. Da einen und denselben Menschen bald günstige, bald widrige Geschicke treffen und auch in der Denkart des Menschen gute und böse Eigenschaften gemischt zu sein pflegen, so nahm man an, daß zu den neugeborenen Kindern drei Nornen

kämen, von welchen die letzte zu dem Guten, was die beiden ersten in des Kindes Gemüth und äußere Lebensverhältnisse gelegt, Böses mischte, so z. B. zu der Tapferkeit karge Gesinnung, welche man für den größten Schandfleck eines Königs hielt, oder zur Berühmtheit ein kurzes Leben. Am wichtigsten sind die drei Hauptnornen, die vielwissenden Mädchen, die aus Urd's Brunnen unter der Esche Yggdrasil (s. d.) kommen. Sie gaben Gesetze, bestimmten das Leben den Söhnen der Zeit (den Menschen) und sagten Schicksale vorher. Urd (Gewordene, d. h. bereits bestimmtes Schicksal) heißt die eine, die andere Werdandi (Werdende, d. h. Schicksal, das eben bestimmt wird) und die dritte Skuld (sollend, d. h. Schicksal, das künftig bestimmt wird). Deshalb ist Skuld (d. h. ihr Name) auf eine hölzerne Tafel gegraben, d. h. sie existirt noch nicht. Bei Urd's Brunnen haben die Asen ihre Gerichtsstätte. Von den zwei Schwänen auf diesem heiligen Wasser stammt das Geschlecht dieser Vögel ab. Daß die Nornenlehre auch bei den übrigen Germanen statthatte, lehrt, daß im Altdeutschen Urd, und im Angelsächsischen Wyrd (Engl. und Schott. Weird, Werd) Schicksal, Weird-Sisters, Schicksalsschwestern bedeutet. Für die Nornenlehre sind Hauptquellen: die Wöluspá, die Helgilieder, das Fafnismal, Snorra-Edda, Nornagests-Saga, Saxo Grammaticus, und unter den neuern Hülfsmitteln außer den im Artikel Nordische Mythologie genannten: Gräter, „Über die Nornen", in seinen „Nordischen Blumen" (Lpz. 1789).

North (Frederic, Lord, Graf von Guilford), brit. Staatsminister von 1767—82, dessen öffentliches Leben mit der Geschichte des amerikan. Freiheitskriegs vielfach zusammenhängt, war 1732 geboren und wurde nach Charles Townsend's Tode, 1767, Kanzler der Schatzkammer. Er gab das erste Beispiel in der brit. Staatsverwaltung, einen Volks- und Handelskrieg unter den größten Anstrengungen bis zur gänzlichen Erschöpfung des Staates beharrlich fortzusetzen, in der Überzeugung, daß die größere Geldmacht zuletzt siegen müsse. Kein brit. Staatsminister ist so gehaßt worden, und keiner hat sich so lange behauptet als N.; ein Beweis, daß er nicht gewöhnliche Talente besaß. Durch persönlichen Ehrgeiz unterschied er sich gänzlich von Pitt, dem das Vaterland über Alles ging. Er gehörte zu den Tories; allein er dachte gemäßigt und hatte gefällige Formen. Er besaß viel Geschäftskenntniß und den Ruf der Rechtlichkeit. Von Natur wenig unternehmend, oft sogar unentschlossen und schwach, fehlte es ihm doch nicht an Beharrlichkeit. Indeß herrschte in allen seinen Ansichten eine gewisse Unbestimmtheit und Verworrenheit der Ideen, und obwol er in der Regel das richtige Ziel vor Augen zu haben schien, so ward er dennoch oft dem graden Wege einer offenen Politik untreu. Eine seiner ersten Ministerialhandlungen war der Vorschlag, die Hafenzölle vom J. 1767 in den amerikan. Colonien aufzuheben, jedoch mit Ausnahme des Theezolls, den man beibehielt, um das Hoheitsrecht für Großbritannien zu behaupten, und dies hatte zur Folge den Kampf mit den Colonien und Amerikas Freiheit. Vor diesem Kriege erwarb sich N. durch seine Verwaltung das öffentliche Zutrauen. Er bewirkte unter Anderm die Ernennung eines geheimen Ausschusses zur Untersuchung der Finanzangelegenheiten der ostind. Compagnie, welche die Entdeckung abscheulicher Gewaltmisbräuche und eine Beschränkung ihrer Regierungsrechte in Indien zur Folge hatte. Der Staat ward jetzt Oberaufseher und Mitregent der ostind. Compagnie, indem die Krone der Ernennung des Gouverneurs und des Raths von Indien ihre Zustimmung versagen konnte, und ein oberster Gerichtshof in Indien ausschließend von der Krone errichtet und besetzt wurde. Auch erhielt die Präsidentschaft von Bengalen die Obergewalt über die übrigen Präsidentschaften. An Vergütung der in Indien von der Compagnie verschuldeten Erpressungen aber ward nicht gedacht. Um so kräftiger erhob sich die Opposition (Chatham und Burke), als N. im März 1774, in Folge des zu Boston über den Theezoll entstandenen Aufstandes,

die Boston-Port-Bill, welche allen Handel nach Boston untersagte und den Sitz der Regierung von da nach Salem verlegte, sowie die Aufhebung der Verfassung in Massachusetts durchgesetzt hatte und hierauf vorschlug, daß die Krone Canada uneingeschränkt verwalten sollte. Chatham sprach für die Rechte der Colonien und warnte die Minister, durch Maßregeln der Willkür nicht einen Bürgerkrieg zu entzünden; denn schon hatte N.'s Hafenbill die Sache Bostons zur Sache der amerikan. Colonien gemacht, die am 4. Sept. 1774 einen Generalcongreß zu Philadelphia versammelten und gegen die brit. Parlamentsacten protestirten. N. aber hielt den Krieg für unmöglich oder für so leicht, daß die Regierung jede ernstliche Vorbereitung auf denselben unterließ. Das Parlament erklärte vielmehr 1775, auf N.'s Vorschlag, die Provinz Massachusetts sei in Aufruhr. Als darauf Mehre, namentlich Fox, zu gütlichen Mitteln riethen, so trat N. mit einem sogenannten Versöhnungsplane auf, dem zufolge England die Ausübung seines Besteuerungsrechts so lange aufschieben sollte, als die Amerikaner sich selbst den Absichten des Parlaments gemäß besteuern würden, und behauptete gegen Burke die Stimmenmehrheit. Unterdessen hatte der brit. General Gage die Feindseligkeiten bei Lexington, am 19. Apr. 1775, zuerst begonnen. Einmüthig erhob sich Amerika unter Washington. Vergebens protestirten mehre Lords gegen ein so „ungerechtes und dem Lande verderbliches" Verfahren der Minister; doch die Regierung mochte keinen Schritt zurückthun. N. trieb vielmehr die Sache aufs Äußerste, indem er durch die Capturacte alles Eigenthum der Amerikaner für gute Prise erklären ließ und, um den Widerstand der öffentlichen Meinung in England zu lähmen, die Suspension der Habeas-Corpusacte vorschlug. Allein nur um so nachdrücklicher ward für die Sache der Freiheit in ganz England gesprochen und geschrieben. Zugleich hatte der blinde Eifer, mit welchem die brit. Regierung ihren amerikan. Unterthanen das freie Bürgerrecht entreißen wollte, für Europa die nachtheilige Folge, daß die Theilung Polens, 1773, ohne Widerspruch von Seiten Englands erfolgen konnte. N. behauptete die Stimmenmehrheit im Parlamente; doch als er die Geldhülfe des Hauses zur Bezahlung der Kronschulden und Vermehrung des Kroneinkommens verlangte, mußte er hören, daß dieses Bedürfniß eine Folge des Bestechungswesens und des Misbrauchs in Ertheilung der Pensionen sei. Als die Nachricht in England eintraf, daß bei Saratoga ein brit. Heer unter Bourgoyne, am 16. Oct. 1777, die Waffen gestreckt, brach der Zorn des Hauses gegen N. los, der mit Thränen bekannte, daß seine Absicht gut gewesen und daß er bereit sei, seine Stelle niederzulegen, wenn dadurch eine Aussöhnung bewirkt werden könne; doch die Tories stimmten für die Fortsetzung des Krieges. Endlich, nachdem Frankreich sich mit Amerika verbunden hatte, schlug N., am 17. Febr. 1778, Unterhandlungen mit den Amerikanern vor und wollte ihnen mehr einräumen, als sie früher verlangt hatten; allein der Congreß bestand nun auf Unabhängigkeit. Die Unterhandlung zerschlug sich, und die Erbitterung war größer als je. Zugleich bestürmte Fox die Minister mit Anklagen, und N. selbst ward uneinig mit dem kön. Cabinet, indem er mit dem amerikan. Congresse, wie mit einer unabhängigen Macht, einen Waffenstillstand einzugehen bereit schien. Indeß gab die Festigkeit, mit welcher die Regierung den von Lord Gordon gegen die Katholiken und die tolerant gesinnten Parlamentsglieder erregten Aufruhr in London unterdrückte, N. ein neues Gewicht. Als Großbritannien, obgleich 1779 auch Spanien für Amerika aufgetreten war, den Vereinigten Niederlanden, welche Amerika, Frankreich und Spanien heimlich unterstützt hatten und der 1780 von Rußland geschlossenen Neutralität beitreten wollten, den Krieg erklärte, weil die Generalstaaten die verlangte Genugthuung nicht gegeben hatten, so tadelten nur wenige Stimmen den Minister wegen dieses stolzen Schrittes. Das Glück schien damals den brit. Waffen günstig, und Holland war auf den Krieg nicht vorbereitet. Um diese Zeit (31. Oct. 1780) sprach zuerst William

Pitt, Lord Chatham's zweiter Sohn, gegen den Minister und für die von Burke vorgeschlagene Beschränkung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einflusses der Krone. Am heftigsten griff Fox den Anleiheplan N.'s an. Dazu kam noch die gegen Hastings (s. d.), den Generalgouverneur in Ostindien, erhobene Anklage. Endlich gab das Unglück des Generals Cornwallis, welcher bei Yorktown in Virginien, am 19. Oct. 1781, mit 7000 M. kriegsgefangen wurde, der Opposition ein solches Übergewicht, daß die Majorität der Minister bis auf eine Stimme herabfiel. Als sich hierauf das Parlament am 27. Febr. 1782 gegen die Fortsetzung des amerikan. Krieges erklärte, entließ der König am 19. März sämmtliche Minister, bis auf Lord Thurlow. Doch der Tod des Marquis von Rockingham, am 1. Jul. 1782, und die Ernennung des Lords Shelburne löste den Verein der Whigs wieder auf. Fox, Burke u. A. legten ihre Stellen nieder. Unter den neuen Ministern befand sich William Pitt. Das neue Ministerium mußte sich zum Frieden am 21. Jan. 1783 und zur Anerkennung der Unabhängigkeit der 13 Vereinigten Staaten entschließen, da der Krieg die Nationalschuld um 121 Mill. Pf. Sterl. vermehrt hatte. Allein im Unterhause betrachtete N. diesen Frieden als nachtheilig und der brit. Ehre zuwider; Fox versöhnte sich mit ihm und der König ließ sich endlich durch den Einfluß dieser „monströsen Coalition" (wie man sie nannte) im Unterhause bewegen, ein anderes Ministerium zu bilden; Pitt legte seine Stelle nieder, der Herzog von Portland kam an die Spitze der Verwaltung; N. aber und Fox wurden zu Staatssecretairen ernannt. Auch Burke ward wieder angestellt. Die Mehrheit dieses Ministeriums gehörte zu den alten Whigs; Lord Stormont, Lord N. und Lord Carlisle aber waren Tories. Diese sonderbare Zusammensetzung ward bitter getadelt, sowie die von dem neuen Ministerium durchgesetzte Entsagung des brit. Parlaments auf die gesetzgebende Gewalt in Ansehung Irlands. Nun erhob sich Pitt im Unterhause gegen die Finanzplane der Minister und trug auf eine Parlamentsreform an. Doch siegte dies Mal noch N.'s Beredtsamkeit. Aber Fox's Indiabill, welche die Compagnie aller ihrer Rechte beraubte, und die schon vom Unterhause angenommen war, ward im Oberhause verworfen. Der König selbst erklärte: „er sei damit hintergangen und getäuscht worden", und sandte am 19. Dec. 1783 den beiden Staatssecretairen ihre Entlassung, worauf Pitt zum ersten Lord und zum Kanzler der Schatzkammer ernannt ward. Indessen war die Opposition, zu der nun N. wieder gehörte, noch immer mächtig genug, und der König löste daher das Parlament auf. In dem neuen gewann Pitt die Mehrheit, und vergebens wandte sein unversöhnlicher Feind N. sein Rednertalent an, um der Regierung entgegenzuarbeiten. N., der seit dem Tode seines Vaters auch Graf v. Guilford hieß, starb am 17. Aug. 1792, nachdem er einige Jahre vor seinem Tode erblindet, ohne große Reichthümer zu hinterlassen, indem er seine bedeutenden Diensteinnahmen größtentheils auf Bestechungen verwandt hatte, um sich in seinem Posten zu behaupten. Vgl. „Histoire de l'administration de Lord N." (2 Bde., Lond. 1794).

Norwegen, im Schwedischen Norrige, im Dänischen Norge (spr Norre), das Vaterland der Normänner (s. d.), ein Königreich der skandinavischen Halbinsel, grenzt im W. und N. an das Nordmeer, im O. an Rußland und Schweden, im S. an Schweden und den Kattegat. Es hat einen Flächeninhalt von 5798 □M., aber nur ungefähr 1,140,000 Einw., sodaß in einigen Gegenden, z. B. in den Norrlanden mit Finnmarken, nur 24, in andern 190—196 Menschen auf eine □M. gerechnet werden. Das Klima ist im östl. Theile äußerst rauh und blos an der Küste etwas gemäßigt; die Luft aber sehr gesund, und der Sommer, wie im ganzen Norden, kurz und brennend heiß. Das Land ist voll Moräste, Wälder und Wüsteneien. Ein Ast des Kjölengebirgs, Dovrefield genannt, theilt N. in das südl. und nördliche. Die ausgezackte Küste, vom Nordcap, 71° 10′ B., bis Cap Lindenäs, ist mit vielen Inseln und Hol-

men umgeben. In einigen Gegenden ist gute Rindviehzucht, allein Getreide wird beiweitem nicht hinlänglich gebaut, und in den nördl. Gegenden muß nicht selten ein großer Theil des Volks sich blos mit getrockneten Fischen und Brot aus der Rinde der Kiefer (pinus silvestris) ernähren. Der Haupthandel besteht in Holz zum Schiffbau, vorzüglich nach England. Die Breterausfuhr brachte sonst allein jährlich 1,200,000 Thlr. Silber ein. Andere Ausfuhrartikel sind Eisen, Kupfer, Pech, Harz, Salz, Butter, Pelzwerk, Asche, trockene Fische und insbesondere Heringe. Alle übrige Bedürfnisse müssen eingeführt werden. Die dermalige Lage Norwegens ist keineswegs günstig. Die inländischen Erzeugnisse finden weniger Absatz im Auslande als sonst, und der Handel ist gesunken, besonders der im mittelländ. Meere. Die Bergwerke liegen, mit Ausnahme des auch geognostisch berühmten Silberbergwerks zu Kongsberg, welches in neuerer Zeit wieder viel Ausbeute gab, größtentheils unbearbeitet, und es wird sogar Eisen aus Schweden eingeführt. Die gesammten Staatseinkünfte betrugen 1828: 689,850 Spec. Silber und 2,323,297 Spec. Zettel; die Ausgaben: 720,973 Spec. Silber und 2,301,694 Spec. Zettel; die Staatsschuld, welche ohne die Bankzettel 8,750,000 Gldn. betrug, soll jetzt hinsichtlich des Auslandes getilgt sein. Die Landmacht ist auf 12,150 M. festgesetzt, wovon aber in Friedenszeiten nur 2000 M. unterhalten werden; die Seemacht besteht aus 6 Corvetten und 110 Kanonier- und Bombardierschaluppen. Die Einw., eigentlich Norweger und Finnlappen, sind Protestanten, und ihre Sprache ist von der dän. wenig verschieden. Ihre Literatur besteht fast nur aus Zeit- und Flugschriften, von denen die letztern sich meist auf die Lage und Verfassung des Landes beziehen. Doch gibt es auch einige neuere Dichter; zu ihnen gehört der 1821 verstorbene Zettlitz, Pfarrer in Tellmarne, Olsen und Harsen. Die Zeitschrift „Saga" ist der altnord. Sprache gewidmet. Der deutsch schreibende Naturphilosoph Steffens und der Maler Dahl (s. d.) sind geborene Norweger. Die Normänner sind ein kräftiges Volk, bieder, aufrichtig, von mittler Statur, länglichem, vollem, ernstem Gesicht, starkem Knochenbau, mäßig und arbeitsam, kühn und erfinderisch, dienstfertig und gastfrei, voll Liebe für Freiheit und Vaterland. Da die Fortdauer des Adels 1821 vom Storthing abgelehnt wurde, so theilt sich das Volk gegenwärtig in Geistlichkeit, Bürger und Bauern. Das Land zerfällt in die beiden Grafschaften Jarlsberg und Laurwig mit zwei Amtsverwalterbezirken und 16 Ämter mit 43 Vogteien, oder in fünf Bisthümer und vier Stifter. Die vier Stifter sind: Christiania mit der Hauptstadt Christiania (s. d.), Christiansand, Bergen und Drontheim mit der Krönungsstadt Drontheim (s. d.). Der nördlichste Theil N.'s ist Norrland nebst Finnmarken oder das norwegische Lappland. Ein Vicekönig oder Statthalter soll zu Christiania seinen Sitz haben und die Nation durch einen Staatsrath von fünf Normännern vertreten werden. Vicekönig kann nur der Kronprinz oder sein ältester Sohn sein, und Statthalter nur ein Normann oder Schwede. Der König hat die ausübende Gewalt und theilt die gesetzgebende mit dem Storthing, das aus 96 Verordneten der Nation besteht und in zwei Kammern, Odelsthing und Lagthing, geschieden ist. Vgl. Krall's „Topographisk-Statistisk Beskrivelse" Norwegens (2 Bde., Christiania 1822) und Darpelan, „Voyage pittoresque aux Alpes Norvégiennes" (1826, 4.).

Die frühere Geschichte N.'s besteht in Sagen, welche die Heimskringla enthält, die für N. das, was die Edda für Island ist. Vgl. Snorro Sturleson's „Heimskringla" (isländ., dän. und lat., 4 Bde., 1777—1813, Fol.) und Pet. Erasm. Müller's „Kritische Untersuchungen der dän. und norweg. Sagengeschichte" (dän., Kopenh. 1823, 4). Bekannter wird die norweg. Geschichte erst seit der nicht ohne Gewaltthätigkeiten durchgesetzten Einführung der christlichen Religion in N. unter König Olaf I. gegen Ende des 10. Jahrh. Olaf II. oder der Heilige setzte die gezwungene Bekehrung (1020) fort und brauchte die Religion als

Mittel, mehre kleine Könige, die mit ihm die Regierung des Landes theilten, zu unterdrücken. Er fiel in der Schlacht bei Stiklestad am 29. Jul. 1030, welcher Tag noch gegenwärtig im norweg. Kalender seinen Namen führt. Knut I. oder der Große (s. d.), König von Dänemark, eroberte N. 1028; doch nach seinem Tode, 1036, hatte das Land wieder einheimische Könige, die selbst eine Zeit lang Dänemark beherrschten. Als mit Hakon VII. 1319 der Mannsstamm der norweg. Könige ausstarb, wählten die Stände den jungen schwed. König Magnus VIII., Hakon's Tochtersohn, zum Beherrscher N.'s, dessen Enkel Olaf IV., der 1376 zum Könige von Dänemark erwählt ward, nach Absterben seines Vaters, 1380, beide Länder gemeinschaftlich regierte und sie, bei seinem Tode, 1387, da er kinderlos war, seiner Mutter Margaretha (s. d.), der Tochter Waldemar III., Königs von Dänemark, hinterließ, von welcher Zeit an N. mit Dänemark vereinigt blieb, aber doch, einige spätere Unterbrechungen ausgenommen, seine eigne Verfassung behielt. Diese Vereinigung beider Reiche dauerte bis 1814. Als Preis des Beitritts zur Verbindung gegen Frankreich war nämlich schon 1812 von einigen der verbündeten Mächte das Königreich N., welches dem mit Frankreich verbundenen Dänemark entrissen werden sollte, der Krone Schweden zugesichert worden; daher wandte sich, nach der Schlacht bei Leipzig, der Kronprinz von Schweden mit seinem Heere gegen Dänemark, worauf nach einigen Gefechten im Holsteinischen, im Frieden zu Kiel, am 14. Jan. 1814, Dänemark das Königreich N. an Schweden abtrat. Da jedoch unterdessen der dän. Prinz Christian (s. d.), Statthalter von N., von den Ständen dieses Landes, welche die im kieler Frieden geschehene Abtretung nicht anerkannten, zum unabhängigen König von N. erwählt worden war, so drang der Kronprinz von Schweden im Jul. 1814 in N. ein, welches in 14 Tagen, nach einigen nicht sehr bedeutenden Gefechten, nicht ganz ohne Verdacht eines geheimen Einverständnisses, in die Hände der Schweden fiel, obgleich das Volk sich in allen Kirchen einige Monate vorher durch den feierlichsten Eid verpflichtet hatte, Blut und Leben für seine Selbständigkeit zu lassen. Hierauf wurde zu Moß am 14. Aug. 1814 ein Waffenstillstand und eine Übereinkunft geschlossen, vermöge welcher N. als selbständiges Königreich mit einer besondern Verfassung mit Schweden vereinigt werden sollte. Die Verfassungsurkunde, welche das zu Eidswold versammelte Storthing für N. am 17. Mai 1814 entworfen hatte, wurde vom König von Schweden angenommen. Zwar entstanden in verschiedenen Theilen N.'s Unruhen, aber ohne Erfolg, und das zu Christiania versammelte Storthing beschloß am 20. Oct. 1814 die Vereinigung Norwegens mit Schweden. Nach der unterm 4. Nov. 1814 in etwas abgeänderten Verfassungsurkunde blieb N. als Königreich frei, unabhängig und ungetheilt. Auf den norweg. Münzen wird der kön. Titel insofern abgeändert, daß N. vor Schweden genannt wird; so steht er auch auf der am 10. Apr. 1819 für bürgerliche Verdienste gestifteten Ehrenmedaille. Im J. 1830 wurde in N. das Fest der 800jährigen Einführung des Christenthums gefeiert. Das Hauptwerk über N.'s Geschichte „Thormodi Thorlaci historia rerum norvagicarum" (Kopenh. 1711 fg.) geht nur bis 1387. Ein „Diplomatarium norvagicum" bis zu Ende des 16. Jahrh. hat der Professor Frugner Lundh zu Christiania bearbeitet.

Norwich, Hauptstadt der engl. Grafschaft Norfolk, an der hier schiffbaren Yare, der Sitz eines Bischofs, hat gegen 61,000 Einw. Die Stadt ist ziemlich unregelmäßig gebaut; unter den 45 Kirchen zeichnet der Dom, und unter den übrigen Gebäuden das ehemalige Schloß, welches jetzt zum Gefängniß dient, sich aus. Auch bestehen daselbst eine ökonomische Gesellschaft und ein Blindeninstitut. Schon gegen Anfang des 14. Jahrh. war N. wegen seiner wollenen Zeuche, die Worstedstuffs hießen, berühmt. Holländ. Flüchtlinge legten hier den Grund zum nachfolgenden Flor der Fabriken von Tüchern, wollenen Zeuchen und Strümpfen in England. Doch seitdem die baumwollenen Zeuche im Preise fielen, und in

verschiedenen Ländern die Einfuhr der Norwichstoffe verboten wurde, hat sich auch in N. die Fabrikthätigkeit gemindert. Gegenwärtig fertigt man daselbst besonders Shawls, nach Art der indischen, die einen beträchtlichen Handelsartikel nach allen Theilen der Welt abgeben, ferner wollene und seidene Webereien, auch Hanf- und Flachsleinwand, sowie eine überaus schwere Art Kalmuck, wozu man den Abfall anderer Fabricate benutzt.

Nosologie heißt in der Medicin die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich, besonders ihren Benennungen und ihrer Eintheilung beschäftigt. Einige gebrauchen jedoch diesen Namen auch gleichbedeutend mit Pathologie, und Andere sehen die Nosologie für den speciellen Theil derselben an. (S. **Pathologie**.)

Nossairier, eine mohammedan. Sekte von der Partei der Schiiten, die sich um 892 bildete, erhielt ihren Namen von Nosraya im Gebiete Kufa, dem Geburtsorte ihres ersten Oberhauptes. Die Hauptlehre derselben bestand in der göttlichen Verehrung des Khalifen Ali, in welchem sich die Gottheit verkörpert haben sollte, ebenso wie in mehren seiner Nachkommen, den sogenannten Imâmen. Dieser Satz ward damals auch von andern separatistischen Parteien der Mohammedaner aufgestellt und mit Verwerfung mancher Lehre des Islâm verknüpft. Abulfeda bemerkt, daß der im J. 944 hingerichtete Schalmagâni die Meinungen der Nossairier gelehrt habe. Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren die Nossairier in Syrien und Mesopotamien weit verbreitet und wetteiferten an Macht mit den Ismaeliten. Im J. 1339 überfielen die Nossairier, wie Abulfeda anführt, die Stadt Gabala in Syrien, in der Nähe von Tripolis. Durch die Siege der Türken wurden sie auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Semmak beschränkt, den sie gegenwärtig als eine den Türken zinsbare, sonst aber selbständige Völkerschaft innehaben. Ihr Hauptort Safita, 8 Stunden von Tripolis, ist eine alte Festung und der Wohnsitz ihres weltlichen Scheikhs, der sie als erblicher Fürst und Vasall der hohen Pforte regiert. Das Gebiet der 800 Dörfer, in denen ihre starke Bevölkerung unter den Statthalterschaften Tripolis, Damask und Hamah wohnt, ist wenig fruchtbar, aber mit Getreide, Gartenfrüchten, Feigen, Maulbeerbäumen, Pomeranzen und Wein, den sie selbst trinken dürfen, gut angebaut. Auch gewinnen sie Baumwolle, Seide, Galläpfel, Krapp und andere Droguereiwaaren und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel. Ihre Sitten sind roh und durch Überreste heidnischer Gebräuche verderbt; denn obwol sie die Vielweiberei für unerlaubt halten, gestatten sie doch an gewissen Festtagen willkürliche Vermischung der Geschlechter und theilen sich in mehre Kasten, von denen eine die andere drückt. Die Türken, denen sie tapfern Widerstand leisten, und die Ismaeliten, ihre nächsten Nachbarn, verabscheuen sie, obgleich ihr Glaube von der Religionsansicht der Letztern wenig abweicht. Wie diese nehmen sie eine Seelenwanderung, aber keine Hölle und kein Paradies an. Die Christen lieben sie und beobachten auch christliche Feste und Gebräuche, ohne jedoch ihre Bedeutung ganz zu kennen. Übrigens zeigen sich in ihrem Gottesdienste noch viele Spuren des Naturdienstes der alten Vorderasiaten. Gewisse Thiere und Pflanzen sind ihnen heilig, und die weiblichen Geschlechtstheile, als Bild aller Zeugung, ein Gegenstand der Verehrung. Mit den Türken haben sie eine Menge Wallfahrtsörter und Kapellen gemein, in denen ihr Gottesdienst mit großem Geräusch geübt wird. Ein geistliches Oberhaupt, Scheikh Khalil, führt die Aufsicht darüber und wird von ihnen als Prophet geehrt. Im J. 1809 bemächtigten sich die Nossairier des den Ismaeliten gehörigen Schlosses Massiat, wurden jedoch durch den türk. Statthalter von Hamah genöthigt, dasselbe den Ismaeliten zurückzugeben. Die Meinung, daß die Nossairier die syr. Sabier oder Johanneschristen wären, ist durch Niebuhr und durch die Nachrichten des franz. Consuls Rousseau in Aleppo

vollkommen widerlegt. Vgl. Rousseau's „Mémoire sur les Ismailis et Nossairis de Syrie", in den „Annales de géographie" (Bd. 42 und 52).

Nösselt (Joh. Aug.), ein um die theologischen Studien und die Universität Halle höchst verdienter Gelehrter, geb. zu Halle am 2. Mai 1734, besuchte das dasige Waisenhaus und studirte daselbst seit 1751 Theologie. Nachdem er seit 1755 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich unternommen und seit 1757 in Halle als Privatdocent mit großem Beifall philologische und theologische Vorlesungen gehalten hatte, ward er 1764 zum ordentlichen Professor der Theologie und 1779 zum Director des theologischen Seminars ernannt. Deutlichkeit, Bestimmtheit und Ordnung, verbunden mit tiefer Gelehrsamkeit, zeichneten seinen Vortrag aus, auch schritt er mit der Aufklärung des Zeitalters fort und blieb noch in seinem hohen Alter für neue Ansichten empfänglich. Ihm war das theologische System nicht ein geschlossenes Ganzes, das keiner Vervollkommnung fähig wäre. Muthig widersetzte er sich allen Eingriffen, die man in die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu thun versuchte, wie er besonders gegen die Glaubenscommission unter Friedrich Wilhelm II. bewies. Der jetzige König von Preußen zeichnete ihn bei seiner Anwesenheit in Halle, 1803, persönlich als denjenigen Mann aus, dem die meisten und vorzüglichsten Theologen in seinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten, und legte ihm 1805 den Charakter eines Geheimraths bei. Nachdem N. noch das traurige Schicksal Preußens hatte erleben müssen, starb er als Senior der Universität am 11. März 1807. Außer seinen vielen exegetischen Programmen und andern kleinern Schriften, die auch zum Theil gesammelt erschienen, erwähnen wir unter seinen Schriften als die vorzüglichsten: „Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion" (Halle 1766; 5. Aufl., 1783); „Über den Werth der Moral der Jugend und spätere Besserung" (Halle 1777; 2. Aufl., 1783); „Anweisung zur Kenntniß der besten theologischen Bücher" (Lpz. 1779; 4. Ausg. 1800; fortgesetzt von Simon 1813) und „Anweisung zur Bildung angehender Theologen" (3 Bde., Halle 1785—89). Vgl. Niemeyer's „Leben, Charakter und Verdienste N.'s" (Halle und Berl. 1809).

Nostitz und Jänckendorf (Gottlob Adolf Ernst), kön. sächs. Conferenzminister, wirklicher Geheimrath und Ordenskanzler, als Dichter unter dem Namen Arthur von Nordstern bekannt, geb. 21. Apr. 1765 auf seinem väterlichen Gute See in der jetzigen preuß. Oberlausitz, verlor sehr früh seinen Vater, worauf seine Mutter, eine geborene von Kiesewetter, die sich nachher mit dem Obersten von Kayserlingk verheirathete und erst 1824 starb, trefflich für seine Erziehung und Vorbereitung für höhere Studien sorgte. Schon auf der Universität zu Leipzig, die er im noch nicht vollendeten 16. Jahre bezog, schloß er mit Gleichgesinnten kleine Vereine für Dicht- und Musenkunst. Seinen Staatsdienst begann er als Finanzrath und würde bald auf diesem Wege vorwärts geschritten sein, wenn nicht die Verwaltung seiner Güter und der Wunsch, der Oberlausitz, seinem eigentlichen Vaterlande, nützlich zu werden, verbunden mit fortwährenden körperlichen Leiden ihn bewogen hätte, sich nach der Provinz zu wenden. Nachdem er als Landesältester des budissiner Kreises viel Gutes gewirkt, namentlich in der unter seiner Leitung stehenden Sechsstadt Zittau, trat er als Oberamtshauptmann an die Spitze der ganzen Provinzialverwaltung und wirkte nach allen Seiten hin zum Wohle seiner Mitbürger. Auch war er seit 1795 Präsident der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz. Seine Ideen über das Armenwesen in Dörfern, die er in dem „Versuch über Armenversorgungsanstalten in Dörfern" (Görl. 1801) niederlegte, führte er in dem von ihm gestifteten Armen- oder Gemeindehause auf seinem Familiengute Oppach aus. Zur Erholung dichtete er, doch ohne seinen Namen vorzusetzen, manches größere und kleinere Gedicht, deren einige,

wie z. B. das Lied an Hebe: „Hebe, sieh in sanfter Feier u. s. w.", von Himmel componirt wurden, andere in die Liedertafeln ganz Deutschlands übergingen. In jener Zeit ließ er auch die „Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude" (Dresd. 1802) erscheinen und lieferte zahlreiche Beiträge zur „Monatsschrift der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften", zu Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" und zu dessen „Erholungen" und „Guirlanden". Besonders anziehend erschien ihm die Vervollkommnung der musikalischen Dichtung. Ein von ihm verfaßtes Gedicht dieser Gattung „Häusliches Glück", so wie ein früherer Versuch „Preis der Dichtkunst" wurden von Schicht, mehre andere seiner Dichtungen von dem Organisten Bergt in Bautzen componirt. Später gab N. die franz. „Romances mises en musique par S. (a) M. (ajesté) L. (a) R. (eine) H. (ortense) mit deutscher Übersetzung heraus. Vorzüglich gelang ihm eine sinn- und geschmackvolle Übertragung der „Lettres à Emilie sur la mythologie" von Demoustier (6 Bde., Dresd. 1803—4). Im J. 1806 ward N. Oberconsistorialpräsident und unterzog sich mit dem Oberhofprediger Reinhard und dem Apellationsrathe Kind einer Revisionscommission der Verfassung der Universität Leipzig. Kurz darauf wurde er zum wirklichen Conferenzminister in dem geheimen Consilium des Königs berufen, welche Stelle als wirklicher Geheimrath er auch in dem seit 1817 neu errichteten geheimen Rathe fortdauernd verwaltete, wo er in den letzten Jahren vor dessen Auflösung den Vorsitz führte. Ebenso hatte er den Vorsitz bei der zur Ausgleichung der Kriegsentschädigungen niedergesetzten Landescommission und bei der Redaction des seit 1821 in Wirksamkeit getretenen Strafgesetzbuchs für das sächs. Heer. Bald nach seinem Eintritt ins Staatsministerium erhielt er auch die oberste Leitung der für alle Zucht-, Armen- und Waisenhausanstalten des Landes sorgenden, aus den Mitgliedern mehrer Landescollegien zusammengesetzten Armencommission. Seinem Eifer verdankt Sachsen die Irrenheilungsanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna, und die wohlthätige Sonderung aller Irren- und Gemüthskranken in heilbare und unheilbare, welche letztere früher in Waldheim, jetzt in Kolditz, ihre Versorgung finden. Vgl. seine „Beschreibung der kön. sächs. Heil- und Verpflegungsanstalt Sonnenstein" (3 Bde., Dresd. 1829). So gelang es ihm auch, an der Stelle der an Preußen gekommenen Landeswaisenanstalt Langendorf, 1824 in Bräunsdorf, unfern Freiberg, eine nach eigenthümlichen Grundsätzen organisirte Landeswaisenanstalt für 150 Zöglinge zu begründen, worin sie zum Landbau, zu Handwerken und zum Militair gebildet wurden, die aber jetzt eine Besserungsanstalt ausgearteter Kinder geworden ist. Auch hatte er großen Antheil an der vom Vereine zu Rath und That in Dresden begründeten Freischule. Ebenso hat er, als dermaliger Großmeister, einen bedeutenden Einfluß auf den Bund der Freimaurerlogen des Königreichs, für die er seinen „Liederkreis für Freimaurer" (2 Bde., Dresd. 1810—28) erscheinen ließ. Im J. 1822 machte er eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Oberitalien, Kärnthen und Ungarn, auf welcher er an Ort und Stelle die Gedichte niederschrieb, die er später unter dem Titel: „Erinnerungsblätter eines Reisenden im Spätsommer 1822" (Lpz. 1824) herausgab. Während der letzten Geschäftsführung in dem geheimen Rathe ward ihm der Vorzug zu Theil, zu Begründung der neuen constitutionnellen Verfassung des Königreichs Sachsen mehrseitig und mit dem bezweckten Erfolge zu arbeiten, auch dies Werk im vertragsmäßigen Wege mit den Ständen, in Verbindung mit den übrigen Mitgliedern des geheimen Raths zu Stande zu bringen; die Constitutionsurkunde ist unter seiner Contrasignatur abgefaßt. Nach Auflösung des geheimen Raths und Consolidation der wegen der allgemeinen Straf- und Versorgungsanstalten verordneten Commission mit dem Ministerio des Innern gelangten seine Dienstleistungen im Gesammtministerio in Wegfall; er behielt den Titel und Rang als Conferenzminister und wirklicher Geheimrath, ingleichen die Stelle als Ordenskanzler und erhielt in dem neubegründeten Staatsrathe die

erste Stelle. Im J. 1835 überreichte am 21. Apr. die philosophische Facultät zu Leipzig dem verdienten Jubilar das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie. Was N. als Dichter anbelangt, so verbindet er mit einer großen Gewandtheit in Handhabung des Reims und der Sylbenmaße die vertraute Bekanntschaft mit den Classikern des alten Roms und den drei Völkern des neuern Europas, die der deutschen Poesie vorangingen, und aus welchen er Vieles mit seltener Treue ins Deutsche übertrug, und ein tiefes Studium der schönen Literatur. Einer seiner frühesten Versuche in der größern Dichtform ist „Valeria, ein romantisches Gedicht" (Dresd. 1803), nach einer Novelle von Florian. Ohne des Verfassers Vorwissen erschien „Georg, ein Roman nach zwölf gegebenen Worten" (Lpz.) Besondere Erwähnung verdienen seine „Sinnbilder der Christen" (Lpz. 1818, 4.), die er nach den meisterhaften Holzschnitten von Nesbit, Branston, Clenell und Hole gedichtet hat. Eine andere Sammlung unter der Aufschrift: „Gemmen" (Lpz. 1818) enthält sinnreiche Ausdeutungen von 16 in Aquatinta gestochenen antiken Gemmen. Sein Gedicht „Irene" (Lpz. 1818) in Ottavenstanzen war eins der ersten Gedichte, das ursprünglich deutsch in dieser Dichtungsform verfaßt war. Zur Vermählungsjubelfeier des Königs Friedrich August, im J. 1819, erschien sein größeres Gedicht, „Kreis sächs. Ahnfrauen", in welchem er die Lebensereignisse von fünf sächs. Ahnfrauen dichterisch darstellte und geschichtlich erläuterte. Außerdem sind noch zu erwähnen seine „Anregungen für das Herz und das Leben" (Lpz. 1825 fg.); die „Neunmal drei Ansiedelungserfoderniße" (Dresd. 1826) und die „Blicke der Vernunft in das Jenseits" (Dresd. 1833).

Nostradāmus, eigentlich Michel Notre-Dame, ein berühmter Astrolog, geb. 1503 zu St.-Remy in Provence, stammte aus einer ehemals jüd. Familie, studirte Medicin, legte sich etwas auf Quacksalberei und fiel zuletzt auf die Astrologie. Seine Prophezeiungen, die er aus seiner Abgeschiedenheit zu Salon in gereimten Quatrains zu ganzen Hunderten in die Welt hinausschickte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit großes Aufsehen. Heinrich II., König von Frankreich, dessen Tod man später in einer der Prophezeiungen des N. angedeutet finden wollte, beschenkte ihn königlich, Karl IX. ernannte ihn zu seinem Leibarzt und die angesehensten Personen besuchten ihn zu Salon. Doch fehlte es auch nicht an Leuten, die seiner Prophezeiungen spotteten. Er starb zu Salon 1566. Noch 1781 wurden seine Prophezeiungen von dem päpstlichen Hofe verboten, weil der Untergang des Papstthums darin verkündet wurde.

Notabeln (les notables) nennt man überhaupt die bedeutendsten Männer aller Stände in einem Staate. In Frankreich, wo dieser Ausdruck allein gebräuchlich war, verstand man darunter ein Surrogat der Reichsstände, deren Mitglieder jedoch der König selbst ernannte und zusammenberief. In der ältern Geschichte dieses Staats geschieht der Notabeln mehrmals, der ersten Zusammenkunft derselben aber, die von einiger Bedeutung war, 1558 Erwähnung. Seit 1626 war keine solche Zusammenkunft wieder veranstaltet worden, bis 1786 der Minister und Generalcontroleur Calonne auf den Gedanken gerieth, um mehren Anordnungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen fehlende Gewicht zu ertheilen, die Notabeln zu versammeln. Die zu diesem Behufe unterm 29. Dec. 1786 ausgefertigten Berufungsschreiben waren an 7 Prinzen von Geblüte, 9 Herzoge und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarschälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, 4 Requetenmeister, 11 Erzbischöfe, 37 Oberrichter, 12 Abgeordnete der Pays d'Etats, den Civillieutenant und 25 obrigkeitliche Personen aus den verschiedenen Städten des Königreichs gerichtet. Die Versammlung ward am 22. Febr. 1787 eröffnet und bewies ebenso viel guten Willen, wie Geist und Kraft, manche herrliche Ideen auszuführen. Sie trennten sich am 25. Mai 1787, und als Ergebnisse ihrer Arbeiten lassen sich folgende ansehen: 1) Einführung der Provinzial-

versammlungen nach der von den Notabeln vorgeschlagenen Form; 2) Umgestaltung des Finanzraths, sodaß die Berechnungen der Einnahme und Ausgabe, sowie die Anschläge der Gnadenbezeigungen und Pensionen jährlich öffentlich bekannt gemacht werden sollten; 3) Abschaffung der Frohndienste, 4) Abschaffung der Landzölle und Sperrungen im Innern; 5) Aufhebung der Salzsteuer, die nach und nach geschehen sollte, wie der Ertrag durch Ersparungen u. s. w. zu ersetzen sein würde; 6) Freiheit des Getreidehandels und des innern Handels überhaupt; 7) Bonificationen in allen Departements und sorgfältige, jährlich wenigstens 4 Mill. betragende Ersparungen; 8) Ersparungen im Hofstaate der Königin und der Prinzen; 9) eine jährliche Anleihe von 50 Mill.; 10) eine Auflage von 50 Mill. auf solche Gegenstände, die dem Volke am wenigsten zur Last fallen würden, und 11) die Bestimmung, daß die Provinzialversammlungen in keine neue Auflage willigen sollten, ehe die Ersparungen bis auf 40 Mill. gebracht seien. Eine zweite Versammlung der Notabeln wurde auf den 5. Nov. 1788 berufen, um über die Form der zu versammelnden Etats généraux zu berathschlagen, worauf nach 175 Jahren zum ersten Male, 1789, die Reichsstände einberufen wurden. (S. Frankreich.)

Notarien (Notarii) hießen bei den Römern ursprünglich diejenigen Sklaven oder Freigelassenen, welche als Geschwindschreiber vorzüglich bei den Senatsversammlungen gebraucht wurden und zwar deshalb, weil sich dieselben beim Schreiben gewisser Zeichen oder Abkürzungen (notae) bedienten. In der spätern Zeit des röm. Reichs nannte man notarii die Schreiber oder Secretaire der öffentlichen Behörden. In der neuern Zeit heißen Notarien die vom Staate bestellten öffentlichen Zeugen, deren sich Privatpersonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubigung bedienen können und in gewissen Fällen bedienen müssen, und die in größerer oder geringerer Beziehung auf die Justizverfassung standen und noch stehen. Unbedeutend waren die Notarien in England und Holland. In Deutschland gehörte die Bestellung der Notare zu den kais. Vorbehalten und konnte schon deswegen nie bedeutend werden, da die Justizverfassung jedes Landes die Wirksamkeit eines kais. Notars (Notarius publicus S. Caesareae Majestatis) zu beschränken suchte. Ihre Rechte und Pflichten bestimmte Kaiser Maximilian I. durch die Notariatsordnung von 1512. In Deutschland ist daher ein Notarius eine unter landesherrlicher Autorität bestellte und vereidete Person, welche gewisse rechtliche Handlungen in Gegenwart von Zeugen zu vollziehen und darüber eine glaubwürdige Urkunde, das Notariatsinstrument, aufzunehmen die Befugniß hat. In dem deutschen Reiche stand nur dem Kaiser oder den Reichsvicarien das Recht zu, entweder unmittelbar oder durch Pfalzgrafen Notare zu ernennen; seit Auflösung des deutschen Reichsverbandes bestellt sie ein jeder deutsche Landesherr durch seine Collegien. Ihre Rechte sind jedoch in einzelnen Ländern, wie z. B. in Sachsen durch die Verordnung von 1804, sehr eingeschränkt worden. Am bedeutendsten waren die Notare in Frankreich schon vor der Revolution. Diese Wirksamkeit haben sie auch in der neuen franz. Gerichtsverfassung unter genau bestimmten Abänderungen behalten. Die Organisation der neuen franz. Civilrechtsverwaltung beruht theils auf nicht Recht sprechenden, theils auf Recht sprechenden Anstalten. Unter den nicht Recht sprechenden Anstalten steht das Notariat oben an. Der franz. Notar ist ein öffentlicher Zeuge in subjectivem und objectivem Sinne. Durch ihn bezeugt der Staat, und sein Zeugniß wird für den Staat und für die ganze Gesellschaft geführt und verwahrt. Er setzt Contracte, Schuldverschreibungen und Vergleiche und alle andere die willkürliche Gerichtsbarkeit betreffende Acten auf, die die Summe von 150 Fr. übersteigen. Notariatsbeurkundungen haben vollen Glauben, und es wird kein Zeugenbeweis gegen sie zugelassen. Ihr Inhalt ist der Rechtskraft gleich. Der Notar führt über alle von ihm vorgenommene Handlungen eine Registratur und ist für die Verwahrung derselben

den Parteien und dem Publicum verantwortlich. Hat der Gläubiger die Ausfertigung seiner Schuldverschreibung verloren, so findet er das Original bei dem Notar wieder. Auch haben die Notare in Frankreich ein wichtiges Amt bei Erbtheilungen, da ihnen die Fertigung der Inventarien und die Leitung und Berichtigung des Erbtheilungsgeschäfts zusteht. Vgl. „Dictionnaire du notariat" (4 Bde., Par. 1822—24).

Noten heißen in der Musik die Tonzeichen (notae musicae). Man bediente sich als solcher schon im höchsten Alterthume gewisser Buchstaben des Alphabets. Die Hebräer sollen sich, wie noch jetzt die Neugriechen, der Accente als Tonzeichen bedient haben. Da die Griechen für die Töne der Vocalmusik andere Zeichen wählten als für die Töne der Instrumentalmusik, und da sie noch nicht auf die Idee gekommen waren, sich der Octave zu bedienen, um mittels der vorgesetzten Schlüssel eine Menge der verschiedenartigsten Töne auf analoge Weise zu bezeichnen, so bedurften sie einer ungeheuern Masse Noten. Die Zahl derselben belief sich auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vocal-, die andere für die Instrumentalmusik bestimmt war. Daß man mit der geringen Anzahl der Buchstaben des Alphabets eine solche Menge Töne bezeichnen konnte, ward dadurch bewirkt, daß man den Buchstaben eine verschiedene Stellung und Form gab, sie bald liegend, bald stehend, bald verkehrt u. s. w. vorstellte. So diente allein das Γ durch verschiedene Lage und Gestaltung zur Bezeichnung von sieben verschiedenen Tönen. Auch nahm man die Accente zu Hülfe, indem man sie theils allein als Noten gebrauchte, theils durch Hinzufügung derselben zu den Buchstaben neue Noten bildete. War ein Lied bestimmt, mit Instrumentalbegleitung gesungen zu werden, so standen zuerst die Noten der Vocalmusik, unter diesen die Noten der Instrumentalmusik, und dann erst der Text selbst. Da die Sylben der griech. Sprache größtentheils auf einer fest bestimmten natürlichen Quantität (Geltung in Hinsicht der Zeit) beruhen, so brauchten die griech. Noten nicht die Dauer des Tons zu bezeichnen, welche durch die Kürze oder Länge der Sylbe von selbst gegeben war, und konnten sich daher in der Regel nur auf Bezeichnung der Höhe, Tiefe und Natur des Tons einschränken. Bei den Sylben, welche ancipites (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch in dem jedesmaligen Falle der mit den Gesetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannte Musiker hätte misverstehen können, bediente man sich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Sylbe zu bezeichnen. Die 15 Haupttöne des griech. Tonsystems, die sich vom großen A bis zum eingestrichenen a erstreckten, wurden zuerst durch Papst Gregor I. am Ende des 6. Jahrh. auf sieben zurückgebracht und mit den sieben ersten Buchstaben des röm. Alphabets bezeichnet, sodaß die Initialbuchstaben für die erste Stimme, die kleinen Buchstaben für die höhere Octave, und die doppelten Buchstaben für die höchste Octave gebraucht wurden. Dieses zwar vereinfachte, jedoch immer noch sehr unvollkommene Notensystem, wobei man sich bald der Parallellinien bediente, auf welche man die Buchstaben stellte (daher der Name Tabulatur), galt so lange, bis man auf die Idee gerieth, statt der Buchstaben sich der Punkte mit fünf Linien (auch Notensystem, Liniensystem genannt) zu bedienen, indem man die Punkte und verschobenen Quadrate sowol zwischen die Linien als auf dieselben setzte. Gewöhnlich wird diese Erfindung dem Guido von Arezzo beigelegt; nach Andern war sie schon im 10. Jahrh. vorhanden. Die Buchstaben, deren man sich vorher statt der Noten selbst bedient hatte, wurden nun Schlüssel (s. d.). Da indessen diese neu erfundenen Linienpunkte noch nicht die Verschiedenheit der Dauer der Töne bezeichneten, so blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch besondere Gestaltung auch diese Bedeutung beizulegen. Diese Erfindung wird von Einigen dem Franco von Köln beigelegt, der im 13. Jahrh. lebte. Andere schreiben sie, oder wenigstens ihre Vervollkommnung, dem Joh. de Murs (Jean de Moeurs oder Meurs) zu, der zwischen 1330—50 an-

gefangen hatte, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald schwarz, bald nicht schwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten, und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) versehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der Noten ausgedrückt wird. Die diminutio oder Verringerung und Zertheilung einer Note in Noten von geringerm Werth, z. B. wenn 1 Viertel in 2 Achtel oder 4 Sechzehntheile zergliedert wird, und der Gebrauch der laufenden Noten ist zuerst von Jean Mouton, Kapellmeister Königs Franz I. von Frankreich, im 16. Jahrh. erfunden worden. Seit Rousseau hat man zwar vielfach eine andere musikalische Zeichenschrift, z. B. die Ziffern, welche bei dem Elementargesangsunterrichte mit Vortheil anzuwenden sind, vorgeschlagen, doch trug bisher die musikalische Notenschrift, die selbst Leibnitz den Gedanken einer Pasigraphie eingegeben haben soll, durch ihre die Tonverhältnisse bezeichnende Anschaulichkeit über alle neuere Erfindungen dieser Art den Sieg davon.

Notendruck. In der Geschichte des Notendrucks unterscheidet man zwei Perioden: die erste, in welcher man sich zum Notendruck ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf ähnliche Weise wie Schriften mit beweglichen Lettern setzte. In der frühesten Zeit bediente man sich beim Notendruck der Holztafeln. Die ältesten, wahrscheinlich mit solchen Tafeln gedruckten Noten, die man kennt, sind von 1473. Öfter findet man in Büchern aus der Zeit, wo der Notendruck mit Holztafeln noch etwas Neues war, die darin vorkommenden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet. Hierauf folgte der Notenstich auf Kupferplatten. Der wohlfeilere Notendruck auf Zinnplatten, wobei die Noten mit Stahlstempeln in das Zinn eingeschlagen werden, ward erst gegen die Mitte des 18. Jahrh. gewöhnlicher. Was die zweite Periode dieser Kunst betrifft, so ist man ungewiß über den Erfinder der gegossenen Musiknoten. Einige nennen als solchen den Ottavio Petrucci im Anfange des 16. Jahrh. Wahrscheinlich hat Jakob Sanlecque, geb. 1558 zu Caulen in der Picardie, gest. 1648, ein berühmter Schriftgießer zu Paris, die Drucknoten in Frankreich eingeführt. Die Kunst, mit solchen Noten zu drucken, blieb indessen sehr unvollkommen, bis Breitkopf in Leipzig jene Kunst, sich der Noten wie der Buchdruckertypen zu bedienen, 1755 auf einen solchen Grad der Vollkommenheit brachte, daß er im Grunde für den ersten Erfinder derselben gehalten werden kann. Gegenwärtig wendet man auch den Steindruck auf Noten an. Doch übertrifft der scharfe Notenstich auf Kupferplatten alle übrigen Arten des Notendrucks.

Notensetzer oder **Notensetzmaschine**, auch **Phantasirmaschine** nennt man eine mit dem Fortepiano in Verbindung gebrachte Maschine, mittels derer die Phantasien des Künstlers sogleich auf Noten gesetzt werden. Die erste Idee eines solchen Instruments ward 1747 in den „Philosophical transactions" der londoner Akademie der Wissenschaften als Erfindung des engl. Geistlichen Creed zu London mitgetheilt. Ohne Kenntniß dieser Mittheilung gerieth um 1748 Joh. Friedr. Unger, damals Landsyndikus und Bürgermeister zu Eimbeck, nachher braunschw.-lüneburg. Hofrath und Geheimsecretair, auf dieselbe Idee, welche auf Veranlassung der berliner Akademie der Wissenschaften, namentlich Sulzer's, der Mechanikus Hohlfeld, geb. zu Hennersdorf in Sachsen 1711, gest. 1771, ausführte. Diese Hohlfeld'sche Maschine, welche die berliner Akademie durch Kauf an sich brachte, die aber nachher beim Brande verloren ging, enthielt zwei Cylinder; um den einen dieser Cylinder war das mit Notenlinien bezogene Papier gerollt, welches sich während des Spielens durch ein Triebwerk von der Rolle löste, durch die angebrachten kleinen Bleistifte mit den Noten, deren Töne das Fortepiano angab, bezeichnet wurde und sich so beschrieben mit Hülfe jenes Triebwerks auf den zweiten Cylinder aufrollte. Vgl. Sulzer's Beschreibung in den „Nouveaux mémoires de l'académie etc." (1771). Auch Unger gab 1774 eine Beschreibung.

eines Notensetzers, wie er nach seiner Idee gemacht werden sollte, heraus, ohne daß jedoch dieser Vorschlag von irgend einem Künstler ausgeführt worden wäre.

Notenstich, s. Notendruck.

Noth heißt im juristischen Sinne die Lage, in welcher sich ein Einzelner oder auch der Staat selbst befindet, seine Existenz selbst nicht anders als durch Eingriff in fremde Rechte retten zu können. Dasjenige, was ihm in einer solchen Lage zu thun erlaubt ist, oder was ihm zu Gute gehalten, nicht zur Schuld angerechnet wird, macht das sogenannte Recht der Noth, Nothrecht, aus, was sehr misverstanden wird, wenn man es als Recht zum Unrecht bezeichnet. Noth hat kein Gebot, sagt das Sprüchwort, welches den juridischen Satz ausdrückt, daß die äußere Rechtsbeurtheilung auf die Schwäche des menschlichen Willens, welche vor der Vernichtung des physischen Lebens zurückbebt, so viel Rücksicht nimmt, um das Handeln in der Noth nicht für ein freies, zurechnungsfähiges zu halten. Dadurch wird also nicht ein Recht begründet, ein Unrecht zu begehen, aber das begangene Unrecht wird ein unfreiwilliges; die Schuld wird aufgehoben oder doch gemildert. So wird Der nicht gestraft, welcher bei wahrer Hungersnoth für sich und die Seinigen Lebensmittel entwendet, und wer in wahrer dringender Lebensgefahr sich auf Kosten eines Andern rettet, ist vor dem äußern Richter straflos. Die Nothwehr hat mit dem Nothrecht nichts gemein. Sie ist im Rechte der Vertheidigung gegen einen ungerechten Angriff begründet, und demnach ein wirkliches Recht. Aus der obigen Darstellung des sogenannten Nothrechts ergibt sich auch, in wie weit dem Staate ein solches zugeschrieben werden könne. Da es sich nur auf die Zurechnungslosigkeit eines unfreiwilligen Handelns gründet, da dieses bei dem Staate eigentlich aber niemals angenommen werden kann, so fällt auch der Begriff desselben bei dem Staate schon hinweg. Es bleiben aber zweierlei Fälle übrig, in welchen man von einem Rechte des Staats, sich über die gewöhnlichen Regeln und Formen des Rechts hinwegzusetzen, reden kann. Der eine bezieht sich darauf, daß der Staat berechtigt sein soll, zur Erhaltung des Ganzen das Recht (Vermögen, Freiheit, Leben) Einzelner aufzuopfern. Dies Recht kann man zugeben, sobald wirklich der Staat in Gefahr und nur von ersetzbaren Gütern, durch deren Aufopferung er gerettet werden kann, die Rede ist. Aber unersetzliche Güter hinzugeben, etwa Unschuldige einem rachsüchtigen Feinde hinzugeben, Menschen morden, welchen kein strafbares Handeln erwiesen werden kann, wie die Gefangenen zu Paris am 2. und 3. Sept. 1792; Diejenigen, welche in einer belagerten Stadt zur Vertheidigung nichts nutzen, und doch die Lebensmittel früher aufzehren helfen, dem Tode Preis geben, das scheint unter keiner Bedingung gerechtfertigt werden zu können. Der andere Fall ist der, wenn die Gefahr, in welcher sich der Staat befindet, sie möge von äußern oder innern Feinden oder auch von Naturereignissen herrühren, ein so kräftiges und rasches Handeln erfodert, daß die gewöhnlichen gesetzlichen Formen nicht damit vereinigt werden könnten. Für dergleichen Fälle hatten schon die Römer den Ausweg, entweder den Consuln eine außerordentliche Gewalt zu übertragen (videant consules, ne respublica detrimenti quid capiat) oder einen Dictator zu ernennen, welcher die Gewalt aller Beamten in seiner Person vereinigte. In der neuern Zeit gehört dahin die Suspension der Habeas-Corpus-Acte in England; die Suspension der Constitution bei einem ausgebrochenen Aufstande; die Erklärung in den Belagerungsstand u. s. w. Auch dieses Recht kann dem Staate nicht streitig gemacht werden; allein es hat auch seine natürlichen Schranken. Es befreit nur von den Formen, nicht aber von den Grundsätzen des Rechts selbst, und für diese bleiben Diejenigen, welche an der Ausübung der außerordentlichen Gewalt Theil genommen haben, nach gehobener Gefahr verantwortlich, wie Cicero wegen der ohne gesetzliche Form bestraften Bürger aus Italien verbannt wurde, und wie die engl.

Miniſter, wenn die Suspenſion der Habeas-Corpus-Acte abgelaufen iſt, ſich wegen der von dieſer Suspenſion gemachten Anwendung verantworten müſſen.

Nothadreſſe heißt die Bemerkung auf einem Wechſel, wodurch der Inhaber deſſelben auf den Fall, daß der Bezogene Acceptation oder Zahlung verweigert, an einen Andern, welchen man meiſt nur mit den Anfangsbuchſtaben bezeichnet, gewieſen wird, z. B. im Nothfall bei H. A. R. Eine ſolche Bemerkung kann ſowol der Ausſteller des Wechſels als jeder Indoſſant beiſetzen; Derjenige, welcher ſie beiſetzt, heißt Adreſſant, der ſo Bezeichnete der Adreſſat. Der Adreſſat des Ausſtellers (Traſſanten) hat keinen Wechſelregreß gegen dieſen; wenn er nicht blos „zu Ehren deſſelben" acceptirt hat. Der Adreſſat eines Indoſſanten oder Giranten aber iſt als Intervenient anzuſehen, und hat den wechſelmäßigen Regreß.

Notherben heißen Diejenigen, welchen ein gewiſſer Theil der Erbſchaft nicht entzogen werden kann, wenn nicht eine ausdrückliche Enterbung aus geſetzmäßigen Gründen ausgeſprochen iſt. Dahin gehören: 1) Die Kinder und weitern Nachkommen; 2) in deren Ermangelung die Ältern und höhern Aſcendenten (ſ. Pflichttheil); 3) die Geſchwiſter, die zwar nicht ausdrücklich enterbt zu werden brauchen, jedoch, wenn ihnen eine mit Infamie behaftete Perſon vorgezogen wird, ein ſolches Teſtament anfechten können. Vgl. W. Franke, „Das Notherbenrecht" (Gött. 1834).

Nothfriſt (fatale) heißt im Proceßrecht eine Friſt, binnen welcher eine gewiſſe Handlung vorgenommen, ein proceſſualiſches Recht (Rechtsmittel einzulegen) ausgeübt werden muß, wenn dieſes nicht, und zwar durch den bloßen Ablauf der Friſt, ohne daß es hierzu einer Ungehorſamsbeſchuldigung des Gegentheils bedarf, verloren gehen ſoll. Dahin gehören die durch das Geſetz ſelbſt (nicht aber die von dem Richter) beſtimmten Friſten, vorzüglich die Friſten zu Einwendung, Einführung und Rechtfertigung der Rechtsmittel, und im ſächſ. Proceß auch die Beweisfriſten. Die Friſt zu Einlegung der Rechtsmittel iſt von allen die ſtrengſte, indem ſie nach den meiſten Proceßordnungen nicht einmal vom Richter verlängert werden kann.

Nothlüge, ſ. Lüge.

Nothmünzen ſind Münzen, welche von dazu nicht berechtigten Perſonen oder aus einem geringern Stoffe als den gewöhnlichen in beſondern Fällen der Noth, z. B. von dem Commandanten oder dem Magiſtrat einer belagerten Stadt, von den Ständen einer vom Feinde beſetzten Provinz, aus Eiſen, Zinn, Kupfer, Leder u. ſ. w. geprägt werden, in welchem letztern Falle die Nothmünze eine Art Papiergeld iſt. (S. Münzkunde.) Vgl. Duby's „Recueil général des pièces obsidionales et de nécessité" (Par. 1786, 4.).

Nothtaufe heißt diejenige Taufe, welche in dem Falle, wo ein neugeborenes Kind die Ankunft des Pfarrers nicht erleben zu können ſcheint, von der Hebamme oder einer andern chriſtlichen Perſon mit Ausſprechung der Taufformel und des chriſtlichen Glaubens verrichtet werden kann. Dieſe Erlaubniß hat die Kirche ſchon im 2. Jahrh. in der Meinung gegeben, daß ungetauft verſtorbene Kinder der ewigen Verdammniß nicht entgehen könnten. Wenn man nun auch in neuern Zeiten über das Schickſal ungetaufter Kinder freiſinniger denken gelernt hat, ſo iſt doch in den Kirchenordnungen, zur Beruhigung der Ältern, die Erlaubniß der Nothtaufe beibehalten und nur die Bedingung hinzugefügt worden, daß ein im Falle der Noth von einem Laien getauftes Kind, wenn es leben bleibt, in der Kirche oder zu Hauſe von dem ordinirten Pfarrer zur Beſtätigung ſeiner Taufe abermals eingeſegnet werden ſoll. Die katholiſche Kirche befiehlt ſogar, Kindern, die noch nicht völlig geboren ſind, wenn zu fürchten ſteht, daß ſie nicht lebendig ans Licht der Welt kommen möchten, ſobald nur ihr Körper mit Waſſer erreicht werden kann, die Nothtaufe zu geben

Nothwehr (inculpata tutela) heißt im Criminalrecht die davon hergenommene Rechtfertigung einer an sich rechtsverletzenden und strafbaren Handlung, vornehmlich Verwundung oder Tödtung eines Menschen, daß diese Handlung nur in gerechter Gegenwehr gegen einen Angriff, dessen man sich sonst nicht habe erwehren können, oder auch in Vertheidigung eines Andern vorgenommen worden sei. Der Angriff muß so gewesen sein, daß der Angegriffene ohne Gefahr für Leib, Leben, Ehre, und guten Namen nicht entweichen konnte. Es hat dann der Angegriffene auch nicht nöthig, mit seiner Gegenwehr zu warten, bis er selbst geschlagen worden. Allein das Maß der Gegenwehr darf nicht überschritten und nicht, wo geringere Mittel ausgereicht hätten, zum Äußersten geschritten werden; es darf auch dieselbe nicht weiter fortgesetzt werden, als nöthig ist, und etwa der zurückweichende Angreifer auf der Flucht getödtet werden. Derjenige, welcher selbst zuerst einen Andern überfällt oder in einer sträflichen Übelthat von ihm erfunden wird, kann sich nicht gegen diesen mit Nothwehr entschuldigen, und so ist allerdings die Frage, ob in einem vorkommenden Falle eine völlig entschuldigende Nothwehr anzunehmen sei, nach den Umständen zu entscheiden. Eine Nothwehr soll bewiesen werden. Dies stimmt aber nicht mit den allgemeinen Grundsätzen des Criminalrechts: Keinen zu strafen, dessen Schuld nicht erwiesen ist, zusammen, weil darnach Keiner verurtheilt werden darf, weil ihm nur die Beweise seiner Unschuld fehlen. Daher genügt es, wenn nur Umstände ausgemittelt werden, aus welchen die Nothwehr mit Wahrscheinlichkeit hervorgeht.

Nothwendigkeit, die Bestimmung Dessen, was nicht anders sein kann, wird in dreifacher Beziehung gedacht: 1) als **logische Nothwendigkeit**, oder die Nothwendigkeit des formalen Denkens, welche darin besteht, daß Etwas nicht anders gedacht werden kann, indem das Gegentheil widersprechend ist (s. **Modalität** und **Apodiktisch**); 2) als **reale** oder **physische Nothwendigkeit**, die in dem Nichtandersseinkönnen besteht. Das Nothwendige in dieser Hinsicht ist dem Zufälligen entgegengesetzt. Von dem Einzelnen läßt sich immer auch denken, daß es nicht sein oder anders beschaffen sein könnte. Jedes Einzelne in der Erscheinungswelt hat nur **bedingte** Nothwendigkeit, es ist durch ein Anderes als seine Ursache bedingt und erscheint so im bestimmten Verhältniß zu einem Ganzen und Allgemeinen, dem es untergeordnet ist. Nur das göttliche Wesen hat ein absolut nothwendiges und schlechthin unabhängiges Sein, und ihm ist unbedingte Nothwendigkeit und Freiheit seiner Idee nach Eins. In einer dritten Beziehung redet man von **moralischer** oder **praktischer Nothwendigkeit**, d. i. die Bestimmung des sittlichen Lebens, vermöge dessen eine Handlung der Foderung der Vernunft entsprechen soll, wobei die Freiheit als Unabhängigkeit vom Naturzwang und als Vermögen der selbstthätigen Bestimmung seiner Handlungen vorausgesetzt wird. (S. **Freiheit**.)

Nothzucht (stuprum violentum) nennt man die gewaltsame Befriedigung des Geschlechtstriebes an einer unbescholtenen Frau (Witwe) oder Jungfrau. Unrechtmäßige Gewalt kann unstreitig auch an einer Person, die sich für Geld Preis gibt, begangen werden, allein das schwerere Verbrechen der Nothzucht findet doch nur da statt, wo die weibliche Ehre verletzt werden kann. Die Halsgerichtsordnung von 1532 (Art. 119) setzt auf Vollendung dieses Verbrechens den Tod durchs Schwert; neuere Gesetzgebungen dagegen, wie das preuß. allgemeine Landrecht, das östr. Gesetzbuch und der franz. Code pénal ahnden das Verbrechen nach Maßgabe der Umstände mit Zuchthausstrafe oder öffentlicher Arbeit. An Kindern unter 12 Jahren, welche noch keinen eigentlichen Willen im rechtlichen Sinne haben, begangen, wird das Verbrechen schärfer geahndet als an Erwachsenen.

Notker, mit dem Beinamen Labeo, ein für seine Zeit ausgezeichneter Theolog, Musiker, Dichter, Astronom und Mathematiker, war Mönch zu St.-Gallen und starb daselbst 1022 an der Pest. Seine mit Erklärungen beglei-

tete Übersetzung der Psalmen in hochdeutscher Sprache gehört zu den bedeutendsten Denkmalen der ältesten deutschen Prosa. Sie befindet sich handschriftlich zu St.-Gallen und ist in Schilter's „Thesaurus" abgedruckt. N.'s übrige zahlreiche Schriften sind sämmtlich ungedruckt geblieben.

Nôtre (André le), s. Lenôtre.

Notre-Dame ist der alte franz. Ausdruck für die Jungfrau Maria, wie im Deutschen Unsere liebe Frau, und deshalb der Name mehrer der heiligen Jungfrau gewidmeten Kirchen u. s. w. in Frankreich, namentlich der großen Hauptkirche von Paris.

Nottingham, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, einer der angenehmsten und fruchtbarsten Englands, der Hauptsitz der engl. Strumpfmanufacturen, liegt am Trent, auf einer Anhöhe, und hat ein Schloß, das dem Herzog von Newcastle gehört, einen der größten Marktplätze in England, enge Straßen und 50,700 Einw. Man zählt daselbst über 3000 Strumpfweber; auch webt man seidene Spitzen, ferner Pantalons und Handschuhe, sowie baumwollene Kanten aus dem feinsten Garne. Noch gibt es in N. eine Peitschenschnurfabrik, Töpfereien und Alebrauereien. Die dasige Bleiweißfabrik liefert vortreffliche Waare, die besonders von Malern gesucht wird.

Notturno, s. Serenade.

Novaja-Semlja, d. i. Neuland, ein 2000 □M. großes Land, besteht aus zwei Inseln, welche durch die Straße Matotschnoi getrennt werden und zu dem russ. Gouvernement Archangel gehören. Die südl. Insel ist größer als die nördliche. Die nördlichste Spitze liegt nach Lütke unterm 62° 45′ Ö. L. von Greenwich und 76° 34′ B. Im S. N.'s liegen die durch die Waigatzstraße vom festen Lande getrennten Waigatzinseln. N. ist fast immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und hat vom 15. Oct. bis Ende Febr. Nacht; doch erhellen sie etwas die häufigen Nordlichter. Auf der Nordküste finden sich sehr hohe Berge. Im Sommer wird dieses Land von russ. Jägern und Fischern besucht, welche hier Schwäne, Gänse, Fische, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinfüchse und Walrosse fangen. Die Sage, daß Nowgorod auf N. ergiebige Silberbergwerke habe bearbeiten lassen, veranlaßte den Reichskanzler, Graf Rumjanzow, 1807 Bergwerksverständige nach N. zu schicken. Sie fanden aber nicht das geringste Merkmal, daß hier jemals Bergbau betrieben worden sei, auch durchaus keine Anzeige silberhaltiger Gänge. Die Ufer der Bucht bestehen meist aus Talkschiefer, Glimmerschiefer und Katzensilber, woher die Meinung von reichhaltigen Silbergruben in N. entstanden zu sein scheint, Schwefel und Kupferchalcedon. Genauer ward N. 1819—22 im Auftrage der russ. Regierung untersucht.

Novălis, s. Hardenberg (Friedr., Freih. von).

Novalzehnten, Neubruchzehnten oder Rottzehnten heißt der Zehnte, welcher von Grundstücken, die erst neu angebaut werden, gefodert wird, z. B. von Holzboden, ungebaut liegenden Districten, Seen und Sümpfen, welche ausgetrocknet und in Getreideland verwandelt werden. Es ist darüber viel gestritten worden, ob diese neu angebauten Ländereien (novales agri) dem Zehntrecht unterworfen seien, und es ist für die Cultur des Landes sehr hindernd, wenn man Demjenigen, welcher die Kosten der Urbarmachung aufwendet, den größten Theil des Gewinnes durch den Zehnten entzieht. Allein wenn einmal ein ganzer District, eine Flur im Allgemeinen zehntpflichtig ist, so ist in Ermangelung besonderer Gesetze auch das Neuland demselben unterworfen. Ist hingegen ein solcher allgemeiner Zehntherr (decimator universalis) nicht vorhanden, und ruht also die Zehntabgabe nur auf einzelnen Grundstücken, so folgt von selbst, daß sie von dem neu angebauten Lande nur gefodert werden kann, wenn ein besonderer Rechtsgrund nachgewiesen wird. Das „Preuß. Allgemeine Landrecht" gestattet dem Anbauer des Neulandes in jedem Falle eine zwölfjährige Befreiung vom Zehnten.

Novatiāner hießen die Anhänger des röm. Presbyters Novatianus, der während der Christenverfolgung unter dem Kaiser Decius behauptete, daß die aus Furcht vor zeitlichen Übeln vom Christenthume Abgefallenen auch dann, wenn sie bußfertig zur Christengemeinde zurückkehrten, nicht wieder aufgenommen werden dürften. Er sonderte sich darum von der nachsichtigern orthodoxen Kirche ab, und seine Anhänger bildeten seit 252 eigne Gemeinden, die sich durch den Ruhm, keine lauen Glieder in ihrer Mitte zu dulden, besonders in Italien und Afrika bis in das 6. Jahrh. erhielten.

Novation (Umschaffung oder Neuerung), eine Art, bestehende Rechtsverhältnisse zu lösen, Verbindlichkeiten zu tilgen, indem eine neue an deren Stelle gesetzt wird. Dies geschieht entweder unter denselben Personen, indem der Grund der alten Verbindlichkeit (Obligation) aufgehoben und eine andere an deren Stelle gesetzt, z. B. Kaufgeld, Erbegeld in ein Darlehn, oder ein Darlehn in einen Lieferungscontract verwandelt wird; oder mit Veränderung der Personen, indem statt des vorigen Schuldners ein anderer eintritt (ein Anderer die Schuld übernimmt, als Expromissor), oder der Schuldner Einen, der ihm schuldig ist, dem Gläubiger an Zahlungsstatt überweist (novatio cum delegatione).

Novelle heißt in der Dichtkunst eine Erzählung von kleinerm Umfange als der Roman, in prosaischer Form. Wenn der eigentliche Roman das Leben in der Wirklichkeit in reicherer, phantastischer Verwickelung und mit sorgfältigerer Ausführung der Charaktere zeigt, auf welcher ein Hauptinteresse desselben beruht, so beschränkt sich die Novelle, indem sie sich zwar auch, wie der Roman, an die Wirklichkeit anschließt, mehr auf einfache Vorfälle des Lebens, die der Erzähler als nächste Vergangenheit oder Gegenwart darstellt, wenn sie auch nicht wirklich sich zugetragen haben sollten. Ihr Interesse liegt mehr in den Situationen und deren Verflechtung, weswegen die Charaktere mindere Ausführung erhalten, und ihre Handlungen sich bis auf einen Punkt zusammendrängen. Hierdurch zeigt sich auch ihr Verhalten zu dem Märchen. Dieses ist, was die geschilderten Vorfälle anlangt, lediglich als Spiel der Phantasie zu betrachten; dagegen sich die Novelle an das tägliche gesellige Leben anknüpft und das Wunderbare ausschließt; die von Tieck neuerdings eingeführte Märchennovelle kann wie einiges Ältere der Art, z. B. von Grazzini, im 16. Jahrh., nur als Abart gelten. Das Obengesagte ergibt sich auch aus ihrer Entstehung, auf welche der Name hinweist. Sie war ursprünglich Erzählung einer Neuigkeit, Tagesbegebenheit von unterhaltender Art, eine ausgeführte Anekdote, erzeugt aus dem Bedürfniß geselliger Unterhaltung, mit dem Reiz des Neuen und Seltsamen gewürzt und auf eine den Foderungen geselliger Unterhaltung entsprechende Weise, d. h. mit einer anmuthigen Leichtigkeit, rasch und lebendig dargestellt. Der Meister in dieser Gattung, der in allen hier angeführten Vorzügen als Muster glänzt, ist **Boccaccio** (s. d.) in seinem „Decamerone". Unter seinen Landsleuten zeichnen sich noch als Novellisten Matteo Bandello, im Anfange des 16. Jahrh., Masuccio von Salerno und Giov. Francesco Straparola von Caravaggio aus. Sansovino sammelte Novellen. Unter den span. Novellisten ist der vorzüglichste Cervantes. Unter den Franzosen, welche die Novelle von den Spaniern empfingen, ist Scarron ausgezeichnet. In der altdeutschen Literatur finden sich manche Erzählungen, welche sich der Novelle anschließen. Unter den neuern deutschen Novellisten sind, außer Göthe, H. von Kleist und L. Tieck, den unübertroffenen Meistern in dieser Form der Erzählung, Willib. Alexis, Leop. Schefer, von Arnim und Steffens hauptsächlich zu nennen. Namentlich hat sich Tieck eine eigne Gattung, die wir Conversationsnovelle nennen möchten, geschaffen. Er schildert in seinen Novellen verschiedene Richtungen einer Zeit, die in einem Zwecke zusammentreffen. Meist gesprächsweise äußern und entwickeln sich seine Charaktere vor unsern Augen mit ungemeiner Leichtigkeit und Gewandtheit, und die humoristische Dialektik, mit

welcher dies geschieht, deutet von selbst auf einen über die Ansichten der Einzelnen erhabenen Standpunkt hin. Könnte dabei hier und da das Geschichtliche des Stoffes, wie die Haltung der Charaktere vernachlässigt erscheinen, so gibt doch die geistreiche Reflexion und die oft hervorbrechende Begeisterung des Dichters dafür in der Regel hinreichenden Ersatz. Italien. Novellen aus dem 13., 14., 15., 16. und 17. Jahrh. hat Rumohr in seiner „Sammlung für Kunst und Historie" übersetzt und erläutert (Hamb. 1823). Er unterscheidet von der altital. die neuere deutsche Novelle, und läßt diese wieder nach den vorhandenen Mustern in zwei Classen, die didaktisch-praktische und die historisch-romantisch-praktische zerfallen. Eine interessante Sammlung ital., span., franz., engl. und deutscher Novellen liefert Ed. von Bülow's „Novellenbuch" (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1834 fg.).

Novellen (novellae) heißen die Verordnungen der griech. Kaiser, welche noch nach der officiellen Sammlung derselben im Codex repetitae praelectionis vom J. 534 erschienen. Von Justinian kennen wir 160 derselben, doch nur 97 davon haben praktische Gültigkeit, weil nur diese von den ersten Bearbeitern des röm. Rechts behandelt (glossirt) wurden. Die Novellen des Kaisers Leo gelten gar nicht. Vgl. Biener's „Geschichte der Novellen Justinian's" (Berl. 1824).

Noverre (Jean Georges), der Schöpfer des neuern franz. Tanzes, ward zu Paris am 27. März 1727 geboren und von seinem Vater, welcher Adjutant Karl XII. gewesen war, für die militairische Laufbahn bestimmt; doch der Kunstsinn des Sohnes entschied sich für Musik und Tanz. Im Tanze bildete er sich unter dem großen Dupré und zeigte sich schon 1740 mit dem größten Beifall auf dem Hoftheater zu Fontainebleau. Darauf ging er nach Berlin, wo er Friedrich des Großen und des Prinzen Heinrich Gunst gewann. Nachdem er sich von 1749 an abwechselnd zu Paris und Lyon aufgehalten und mehre berühmte Ballets erfunden hatte, gab er die „Lettres sur la danse et sur les ballets" (2 Bde., Lyon 1760; deutsch, Hamb. u. Lpz. 1769) heraus, welche sein Ansehen als Schriftsteller in der Kunst, in deren Ausübung er so groß war, begründeten. In ihnen lehrte er, daß der Tanz ein Kunstwerk sei, welches Ausdruck und Charakter verlange. Von einem guten Balletmeister foderte er außer der Tanzkunst Meß-, Ton- und Dichtkunst, Malerei und Anatomie. Hierauf an den würtemberg. Hof berufen, verschönerte er durch seine Ballets einige Jahre lang die Feste, die zu den ausgesuchtesten und feinsten gehörten, welche man an europ. Höfen sehen konnte. Sein Ruf veranlaßte eine Einladung nach Wien, wo ihn die Kaiserin Maria Theresia mit Gunstbezeigungen überhäufte. Von Wien aus machte er eine Reise nach Mailand, zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand. Einen Antrag, nach London zu gehen, schlug er aus und nahm dagegen in Paris die Stelle des ersten Balletmeisters bei der Académie royale de musique an. Während der stürmischen Zeit der Revolution, die ihm den größten Theil seines Vermögens raubte, hielt er sich in London auf. Nachdem er 1807 eine neue Ausgabe seiner „Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier" besorgt, starb er zu St.-Germain-en-Laye am 9. Nov. 1810. Sein Vater war 105 und sein Bruder, ebenfalls Tänzer, über 80 Jahre alt geworden. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Petersburg (4 Bde. 1803, 4.). Seine berühmtesten Schüler sind Gardel, Gollet und Vestris.

Noviziat ist der Zustand, in dem sich die Candidaten geistlicher Orden während des Probejahres befinden, das sie vor förmlicher Ablegung der Ordensgelübde bestehen müssen, und während dessen sie noch zurücktreten können. Es wird nach der Regel in Mönchs- und Nonnenklöstern beobachtet und pflegt für die Novizen, wie die im Noviziat stehenden Neulinge heißen, sehr beschwerlich zu sein. Sie müssen die geistlichen Übungen und den Kirchendienst ihres Ordens erlernen, die niedrigsten Hausarbeiten für das Kloster verrichten, sich außer gewissen dazu festgesetzten Stunden des Sprechens enthalten, dem Novizienmeister,

einem Ordensgeistlichen, unter dessen besonderer Aufsicht sie stehen, von den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft geben und sich bei dem geringsten Versehen harten Strafen unterwerfen. Nicht alle Orden und Klöster sind sich in Rücksicht der Strenge in der Behandlung ihrer Novizen gleich, und in Fällen, wo entweder die Besorgniß, sie könnten dadurch von der Ablegung des Ordensgelübdes abgeschreckt werden, oder Familienrücksichten eintreten, hat man ihnen das Probejahr zu erleichtern gewußt.

Nowgŏrod = Weliki, d. i. Großneustadt, die Hauptstadt des russ. Gouvernements Nowgorod (2282 □M. mit 950,000 Einw.), am Ausflusse der Wolchow aus dem Ilmensee, der Sitz eines Erzbischofs, hat etwa 10,700 Einw., 63 Kirchen und 10 Klöster, nicht unbedeutenden Handel und auch Schifffahrt. Im frühern Mittelalter mächtig und berühmt, war N. der Mittelpunkt des Handels der Hansa und der Normannen mit Westasien und den Byzantinern. Es hatte republikanische Verfassung bis 1478, wo es sich dem Zar unterwerfen mußte. Damals zählte es gegen 400,000 Einw. An der dasigen Kathedralkirche der heiligen Katharina sind die cherson'schen oder korßun'schen Thüren merkwürdig, mit biblischen und andern Gegenständen und Inschriften, die Adelung für ein deutsches Kunstwerk hält. Spätern Ursprungs ist die sogenannte schwedische oder sigtunische Thüre in derselben Kirche, ebenfalls ein merkwürdiges Kunstwerk des Mittelalters.

Nox, eine Gottheit bei den Römern, s. Nacht.

Nubien, ein Land in Afrika zwischen 44—56° Ö. L. und 13—24° 30′ N. B., 12—15,000 □M. groß, grenzt gegen O. an den arab. Meerbusen, gegen N. an Ägypten, gegen W. an Darfur, gegen S. an Abyssinien. Es wird vom Nil, dem vereinigten Bahr Abiadh und Bahr Asrak, durchströmt, der hier den Takaze aufnimmt, merkwürdige Katarakte mit kleinen Inseln und eine Halbinsel, das alte Meroë (s. d.), bildet. Im N. des Landes befinden sich ungeheure Sandwüsten, in welchen räuberische Nomaden sich aufhalten; südwärts wechseln große Sykomoren und gigantische Mimosen mit Dattelbäumen u. a. Nur der Theil des Landes, welcher zunächst an Ägypten grenzt, mit der Küste Habesch oder Neuarabien, war dem türk. Paschalik Dschidda in Arabien unterworfen; jetzt ist Mohammed Ali, Vicekönig von Ägypten, Herr von N. Im Innern des Landes befinden sich eigne Reiche, unter denen Dongola mit der Hauptstadt gleiches Namens am Nil, und Sennaar die beträchtlichsten sind. Das Reich Sennaar, 5400 □M. mit 1½ Mill. Einw., wird von einem Negerstamme beherrscht und hat sich die benachbarten arab. Horden tributpflichtig gemacht. Die Hauptstadt Sennaar am Asrak soll 100,000 Einw. haben und treibt lebhaften Handel, vorzüglich mit Arabien. Die grünen Ebenen des Landes Sennaar sind von den riesengroßen Baobabs beschattet; große Sümpfe verpesten die Luft und befördern die Vegetation. Die Wälder sind von einer Unzahl Affen bewohnt. Im Allgemeinen ist das Klima N.'s unerträglich heiß und blos in den östl. Gebirgen etwas gemäßigt. Unter der Fülle von Producten sind Elefanten, Kameele, Pferde, Zibetkatzen, Papageien, Giraffen, Löwen, Tiger, Strauße, Hyänen, Panther, Flußpferde, Krokodile, Sennesblätter, Eben- und Sandelholz, Bambusrohr, Gummi, Getreide, Taback, Zucker, Reis, Tef oder Toof, eine Art Hirse, woraus häufig Brot gebacken wird, Flachs, Wein, Melonen und Gold (aus Bergwerken und Flüssen) die vorzüglichsten. Die Nubier sind ein Negerstamm und meist Jakobschristen. In Niedernubien wohnt ein Zweig der alten Berbern, welche die Araber in Nordafrika fanden, als sie es eroberten. Der Barabra hat noch jetzt viel Ähnliches mit dem altägypt. Volksstamme. Bekannter wurde auch in neuerer Zeit der Theil N.'s, westl. von Darfur, Kordofan (s. d.). Vgl. Burckhardts „Travels in N." (Lond. 1819, 4.); Gau's „Neu entdeckte Denkmäler von N. u. s. w." (13 Hefte, Stuttg. 1821—28, m. Kpf.); Caillaud's

„Voyage à Méroé, au fleuve blanc" (4 Bde., Par. 1827) und Rüppell's „Reisen in N., Kordofan u. s. w." (Frankf. 1829).

Nukahīwa, auch Madisonsinsel (138° L., 8° S. B.), die größte unter den nördl. von den fünf Marquesasinseln belegenen acht Washingtonsinseln in Australien, wurde nebst diesen 1791 durch den nordamerik. Schiffscapitain Ingraham entdeckt, durch Krusenstern aber, der im Mai 1804 hier verweilte, erst genauer bekannt. Ingraham nannte sie Federalisland, Marchand Isle-Baux, Hergest Sir-Henry-Martinsisland, und Roberts Adamsisland. Die größte Länge der Insel von der Südost- bis zur Westspitze beträgt 17 Meilen. Das Klima ist zwar sehr heiß, aber doch nicht ungesund. Da der an sich fruchtbare Boden nur durch die tropischen Regen bewässert wird, so entsteht, wenn jene Regen etwas länger ausbleiben, großer Mangel. Fische, Schweine, Cocosnüsse, Brotfrucht, Wurzeln und Zuckerrohr sind Haupterzeugnisse. Die Zahl der Bewohner belief sich auf etwa 15,000, darunter gegen 6000 Krieger. Die Nukahiwer gehören zu dem weißern Stamme der Südseeinsulaner, die man für Abkömmlinge der Malaien hält, und sind die schönsten unter allen Australiern. Kein Volk scheint die Kunst des Tättowirens besser zu verstehen, als die Nukahiwer. So gutmüthig sie scheinen, so heimtückisch und grausam zeigen sie sich. Oft haben ihre Kriege keinen andern Grund als die gefangenen Feinde zu verzehren. Die Könige, welche über die sechs unabhängigen Landschaften, in welche die Insel getheilt ist, regieren, haben hier beiweitem nicht das Ansehen wie auf den Südseeinseln. Die Priester sind unverletzlich, aber von ihrer Religion weiß man fast nichts. Eigentliche Vielweiberei findet zwar nicht statt, allein der Ehebruch ist sehr gewöhnlich. Nachdem die Vereinigten Staaten von Nordamerika am 19. Nov. 1815 die Insel in Besitz genommen, wurde hier 1821 ein Fort mit Besatzung errichtet. Im S. N.'s ist der schöne Hafen Tschitschagoff.

Nullität, d. i. Nichtigkeit, heißt im juristischen Sinne die gänzliche Ungültigkeit eines Rechtsgeschäfts oder der darüber aufgesetzten Urkunde, eines Testaments, eines Richterspruches, einer ganzen processualischen Verhandlung. Sie unterscheidet sich von der bloßen Fehlerhaftigkeit oder Unrichtigkeit, indem bei dieser nur der Fehler verbessert werden muß, bei der Nichtigkeit aber das Ganze ungültig und wirkungslos wird. Sind einer Handlung gewisse Formen als wesentlich vorgeschrieben, so zieht ihre Vernachlässigung die Nichtigkeit von selbst nach sich. Nirgend ist dies so sehr der Fall als in dem franz. Civil- und Criminalproceß, und der Cassationshof ist blos dazu eingesetzt, über die Nichtigkeitsbeschwerden (cassation) zu entscheiden. Auch in England gibt es viele Förmlichkeiten, zumal im Criminalverfahren; die Nichtigkeitsbeschwerden (writs of error) gehen in letzter Instanz ans Parlament. Ein Rechtsspruch ist nur ungerecht, wenn er von einer falschen Anwendung richtiger Rechtssätze oder einer irrigen Ansicht der Thatsachen ausgeht (sententia iniqua), er ist nichtig, wenn er entweder gar keine haltbare Erörterung der Thatsachen zur Grundlage hat (wesentliche Bestandtheile des Processes verletzt sind), oder gegen ein klares und ausdrückliches Gesetz geht. Dem Misbrauche der Nichtigkeitsklage, wodurch man nach Durchführung eines Processes durch alle Instanzen das letzte Urtheil noch als nichtig anfocht, suchte die deutsche Reichsgesetzgebung in dem Reichsabschiede von 1654 abzuhelfen, indem sie nur wegen unheilbarer Nichtigkeiten eine eigene Nichtigkeitsklage (30 Jahr lang) zuließ. Allein der Begriff der Unheilbarkeit wurde nicht genau bestimmt. Ganz können Nichtigkeitsbeschwerden nicht verbannt werden, und es ist hart, sie dann an eine kurze Zeit zu binden. Gänzliche Incompetenz und Inhabilität des Richters, Verurtheilung ohne rechtliches Gehör, falsche Zeugen und Urkunden, absolute Gesetzwidrigkeit u. s. w. müssen so lange geltend gemacht werden können, als nicht ein freiwilliges Anerkenntniß mit voller Wissenschaft der Sache im Wege steht.

Numa Pompilius, zweiter König von Rom, angeblich von 714—672 v. Chr., war der vierte Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners, und der Gemahl der Tatia, der Tochter jenes Tatius, der eine Zeit lang zugleich mit Romulus König war. Nachdem er 13 Jahre mit ihr in seinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, begab er sich nach ihrem Tode auf das Land, wo er ein einsames Leben führte, bis er zum König von Rom ernannt wurde. N. hatte nicht den kriegerischen Charakter des Romulus, besaß aber alle Eigenschaften eines großen Gesetzgebers und eines gerechten und weisen Regenten. Er befestigte die entstehende Verfassung Roms vorzüglich dadurch, daß er sie mit religiösen Einrichtungen in genauern Zusammenhang brachte. Weit über seine Zeitgenossen durch die Einsicht sich erhebend, daß kein Sterblicher sich mit Gott in eine andere Gemeinschaft setzen könne als in der Idee, wie Plutarch im Leben des N. bezeugt, war er der Schöpfer des röm. Cultus. Ihm wird die Errichtung des Collegiums der Pontifices, der Flamines, der Vestalen, die Verbesserung des Kalenders (s. d.), die Bestimmung der dies fasti und nefasti, die Verehrung der termini oder Grenzsteine zur Sicherung des Eigenthums, die Stiftung der Innungen und die Abschaffung der Menschenopfer zugeschrieben. Unter ihm wurde der Janustempel zum ersten Mal geschlossen. Der Sage nach war die Nymphe Egeria (s. d.) im Hain von Aricia seine Freundin und Rathgeberin. Er hinterließ eine einzige Tochter, Pompilia, die den Numa Marcius heirathete und Mutter des Ancus Marcius, Königs von Rom, wurde.

Numantĭa, eine Stadt in demjenigen Theile Spaniens, welcher bei den Römern Hispania Tarraconensis hieß, wurde für alle Zeiten denkwürdig durch den hartnäckigen Widerstand, welchen ihre Bewohner der röm. Macht entgegenstellten. Diese Stimmung hatte anfangs vorzüglich Karthago unterhalten; doch auch als dieses gefallen, beharrten die Numantiner in ihrer angenommenen Stellung gegen die Römer. Viriathus hatte den Plan zu einem allgemeinen Aufstand in Spanien gemacht und die Keltiberier zur Theilnahme daran bewogen. Dieser Plan verunglückte indessen in der Ausführung, und während der größte Theil der Keltiberier zur Ruhe zurückkehrte, beschlossen die zum Stamme der keltiberischen Arevacer gehörenden Bewohner der Stadt N., sich standhaft zu vertheidigen. Die Lage dieser Stadt auf einer steilen Anhöhe am Duero, da, wo der Punto sich in diesen ergießt, erlaubte den Angriff nur auf einer Seite, welche durch die Kunst befestigt war. Die ersten Versuche der Römer unter dem Prätor Pompejus Aulus im J. 138 v. Chr. waren ebenso vergeblich als mit großem Verluste verknüpft. Noch schimpflicher endigte sich im J. 137 der Angriff des Consuls Hostilius Mancinus, welcher zu einer Capitulation gezwungen und, da der Senat diese nicht bestätigte, den Numantinern ausgeliefert, von diesen aber freigelassen wurde. Die folgenden Feldherren der Römer vermieden es, sich mit diesem Volke, das nur 8000 streitbare Männer aufstellen konnte, in einen Kampf einzulassen. Endlich wurde der zweite Scipio Africanus, der sich diesen Beinamen durch die Zerstörung Karthagos erworben hatte, mit einem Heere von 60,000 M. gegen N. geschickt. Nachdem er den Einwohnern alle Zufuhr gänzlich abgeschnitten und sie zur äußersten Verzweiflung gebracht hatte, übergab sich endlich der Überrest dem Sieger. Viele tödteten vor der Übergabe sich und die Ihrigen oder stürzten sich freiwillig in die Flammen. So fiel N. im J. 133, nach einer 14monatlichen Belagerung, nachdem es 14 Jahre lang der röm. Macht widerstanden hatte. Die Stadt wurde zerstört, und diejenige, welche später an deren Stelle erbaut wurde, ist nie bedeutend geworden. Nach Einiger Meinung soll das heutige Soria mit 6000 Einw. das alte N. sein.

Numērisch ist, was sich auf bestimmte Zahlen bezieht, zum Unterschiede von algebraisch, was sich auf Buchstaben, als allgemeine Größenzeichen bezieht.

Numĕrus in der Rede, s. Prosa.

Numidien in Afrika, ungefähr das heutige Algier, war ehemals ein mächtiges Königreich. Es begriff das Land zwischen den Flüssen Tusca (Guodilbarbac) und Molochath (Mulvia); als Reich aber die Gegenden vom Flusse Ampsage bis Molochath. Letztere, auch Massäsylien genannt, waren das eigentliche Land des Syphax (s. d.). Später kam es zu Mauritanien und war das sehr fruchtbare Mauritania Cäsariensis. Das Land Numidien hieß eigentlich Massylia und gehörte dem Masiniſſa (s. d.), welcher ihm zuerst eine historische Wichtigkeit gab. Sein Nachfolger war Micipsa, 148—119 v. Chr.; dieser hinterließ das Reich seinen Söhnen Adherbal und Hiempsal und dem Jugurtha (s. d.), einem natürlichen Sohne seines Bruders. Jugurtha unterlag in dem Kriege mit Rom 112—106 v. Chr. Dann regierte des Hiempsal Sohn Juba (s. d.). Cäsar machte ganz Mauritanien (s. Mauren) zur röm. Provinz, doch behielt es anfangs noch seine Könige. Die Numidier waren gefürchtete Krieger und für den Dienst der leichten Reiterei sehr brauchbar. Namentlich liebten sie die nächtlichen Überfälle. Die Römer gaben ihnen den Namen infraeni, d. h. Zügellose, weil sie ohne Sattel und Zaum ritten. (S. Karthago.)

Numismatik, s. Münzkunde.

Nuñez (Pet.), gewöhnlich Nonnius genannt, ein Portugiese, geb. 1492, war kön. Kosmograph und Professor der Mathematik in Coimbra und starb 1577. Seine Schriften, die zum Theil von vielem Scharfsinn zeugen, sind gesammelt zu Basel 1566 herausgekommen, und verbreiten sich über Geometrie, Schiffahrt, Kartenprojectionen und über die Verbesserung astronomischer Instrumente. Vorzüglich soll er die Nautik zu vervollkommnen gesucht haben, wie er denn auch für den Erfinder der loxodromischen Linie gilt. Ebenso ist er der Erfinder einer neuen Eintheilung des Kreises auf den astronomischen Instrumenten, die noch jetzt nach seinem Namen genannt wird. Schon vor ihm kannte man die Methode der Transversalen, nach welcher man an dem Rande dieser Instrumente mehre, z. B. sechs concentrische und gleich weit von einander entfernte Kreise zog, und die beiden äußersten etwa von 5 zu 5 Minuten eintheilte, wo dann die diese Theilpunkte verbindenden Diagonalen in ihrem Durchschnitte mit den innern Kreisen die einzelnen Minuten gaben, die hier auf der viel längeren Diagonale leichter auszudrücken waren. Diese Einrichtung wurde von N. dahin abgeändert, daß er nicht blos den Rand, sondern beinahe die ganze Fläche seines Quadranten mit 47 concentrischen Kreisen bedeckte, von welchen er dem größten 90 und den darauf folgenden in der Ordnung 89. 88 gleiche Theile gab. Fiel dann die Alhidade z. B. auf den 25. Theilstrich desjenigen Kreises, der 84 Theile hatte, so entsprach dieses 26° 47′ 8″ des äußersten in 90 Grade getheilten Kreises. Tycho fand jedoch diese Einrichtung in ihrer Anwendung nicht genügend. Übrigens ist diese Methode nicht mit der jetzt allgemein gebräuchlichen Methode der Subdivision zu verwechseln, welche der Franzose Vernier (s. d.) 1631 erfand.

Nuntien (Nuntii apostolici oder Legati missi) heißen die Gesandten des Papstes, sobald sie keine Cardinäle sind. (S. Legaten.) Schon seit dem 4. Jahrh. hatten die röm. Bischöfe am kais. Hofe Geschäftsführer unter dem Namen Apokrisiarien und Responsalen, doch konnten sie ihnen noch nicht unmittelbaren Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches verschaffen. Erst im 9. Jahrh. gab die zunehmende Macht des röm. Stuhles Gelegenheit zur Sendung außerordentlicher Legaten zu den Provinzialsynoden und an die Höfe, wenn etwas Besonderes zu verhandeln war. Im 11. Jahrh. schickten Nikolaus II. und Alexander II. Stellvertreter der päpstlichen Gewalt ad visitandas provincias, um Ketzereien zu verhüten, mit unbeschränkter Vollmacht in die christlichen Staaten: eine Maßregel, die Gregor VII. und seine Nachfolger mit Beharrlichkeit zur Begründung der päpstlichen Macht anwendeten. Diese Legaten führten auf den Synoden, die sie selbst zusammenberiefen, den Vorsitz und entschieden nicht nur in

Appellationssachen, sondern zogen auch Dispensationsgesuche und geistliche Streitigkeiten aller Art in erster und letzter Instanz, und sehr bald die Anordnung jeder wichtigen kirchlichen Angelegenheit in den Provinzen, wo sie ihren Sitz hatten, vor ihr Tribunal. Um sich vor diesen Eingriffen in ihre geistliche Gerichtsbarkeit zu schützen und die Sendungen päpstlicher Legaten in ihre Sprengel zu verhindern, ließen sich mehre Bischöfe und Erzbischöfe selbst mit dieser Würde bekleiden. Doch weder dies noch der offene Widerstand der deutschen Bischöfe, die im 11. Jahrh. einigen Legaten den Eintritt in ihre Sprengel verwehrten, konnte die Fortschritte hemmen, durch die der Papst sich allmälig zum einzigen Oberhirten der ganzen Christenheit machte. Unter neuen Vorwänden fanden sich seine Bevollmächtigten selbst wieder in solchen Provinzen ein, deren Bischöfe die Legatenwürde erlangt hatten, übten, wohin sie kamen, die wichtigsten erzbischöflichen Rechte aus, erlaubten sich unter dem Namen Diäten und Procurationen Gelderpressungen und beraubten sogar zuweilen reiche Provinzialkirchen ihrer Kleinodien und Schätze. Denn meist waren die Nuntien Günstlinge des Papstes und Hofprälaten, denen durch solche Sendungen Gelegenheit gegeben ward, sich zu bereichern. Die Könige bemühten sich aber, diese Besuche von ihren Ländern abzuwenden; England machte sich im 12. Jahrh. davon frei, indem es den Erzbischof von Canterbury zum immerwährenden Legaten ernennen ließ, und Philipp der Schöne von Frankreich wagte es sogar im Anfange des 14. Jahrh., einen päpstlichen Legaten verhaften zu lassen, worauf der Papst die Nuntien für unverletzlich und untrüglich erklärte. In Deutschland hatten die Erzbischöfe zwar die Einrichtung beständiger päpstlicher Tribunale bis in das 16. Jahrh. verhindert und die Legaten nur auf den Concilien oder als durchreisende Visitatoren geduldet; aber bei den Gefahren, die der Kirche durch die Reformation erwuchsen, durfte der Papst sich endlich auch diesen Schritt als eine zur Aufrechthaltung der Beschlüsse des tridentin. Conciliums und Gegenwirkung gegen den Protestantismus nothwendige Maßregel erlauben. So entstanden vier bleibende päpstliche Gesandtschaften unter dem Titel **Nuntiaturen**: 1583 zu Wien für das östl. Deutschland, zu Köln für die Niederlande, 1586 zu Luzern für die Schweiz und 1588 zu Brüssel für die Niederlande. Die daselbst aufgestellten Nuntien wurden geistliche Oberrichter in ihren Bezirken und übten in päpstlicher Machtvollkommenheit, besonders in Dispensationssachen, erzbischöfliche Rechte aus. Weder die wiederholten Beschwerden der Reichsbehörden und Erzbischöfe, noch die Verordnungen, welche den Reichsabschieden und Wahlcapitulationen deshalb von Zeit zu Zeit beigefügt wurden, vermochten etwas in dieser die Freiheit der deutschen Kirche unterdrückenden Einrichtung abzuändern; Pius VI. errichtete sogar 1785 eine neue Nuntiatur zu München, als Vormauer gegen den Illuminatismus und die überhandnehmende Aufklärung. Joseph II. sprach dagegen in einem Rescripte an die deutschen Erzbischöfe, vom 12. Oct. 1785, den päpstlichen Nuntien alle und jede Gerichtsbarkeit in kirchlichen Sachen ab und erklärte sie für bloße politische Gesandte des Papstes; und der in Folge dieses kais. Ausspruchs von den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln und Salzburg im Aug. 1786 unternommene **emser Congreß** beschloß in seinen Punctationen das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutschland und, obwol mit Anerkennung des Primats der Päpste, die Beschränkung ihrer Gewalt auf die Rechte, die sie in den ersten Jahrh. über fremde Sprengel außer Rom ausgeübt hatten. Inzwischen fing der neue Nuntius, Zoglio, zu München, unter Begünstigung des Kurfürsten von Pfalzbaiern, an, sein Amt auszuüben; der Nuntius Pacca zu Köln verwahrte sich förmlich gegen den Verlust seiner Dispensationsrechte; die Partei des anfangs vertriebenen Nuntius zu Brüssel trug in den Unruhen der Niederländer gegen Joseph II. den Sieg davon, und in Deutschland selbst bildeten die päpstlich gesinnten Bischöfe zu Würzburg, Speier, Hildes-

heim und Lüttich eine Gegenpartei, die die emser Punctationen nicht zur Ausführung kommen ließ. Joseph II. konnte die Erzbischöfe wegen der Unzufriedenheit seiner eignen Unterthanen nicht mehr unterstützen; und da nach seinem Tode, 1790, der Papst eine förmliche Rectificationsschrift an die Theilnehmer des emser Vertrages erließ, und Trier selbst davon abtrat, zerfiel ihr großgedachtes Unternehmen in Nichts, und die Nuntien blieben im Besitz ihrer Gewalt, bis die franz. Revolution mit ihren Folgen den Nuntiaturen zu Köln und Brüssel ein Ende machte. Die Nuntiaturen zu Wien und München bestehen zwar noch; doch vermögen die Nuntien jetzt nichts ohne Genehmigung der dortigen Höfe. Die meiste Macht ist dem Nuntius zu Luzern verblieben, der zwar in der schweizer. Revolution vertrieben, 1803 aber zurückgerufen wurde. (S. auch Internuntien.)

Nürnberg, eine von den Mutterstädten deutscher Kunstbildung, die Hauptstadt im bair. Rezatkreise, mit 40,000 Einw., die sich, mit Ausnahme von etwa 2500 Katholiken und einigen wenigen Juden, zur protestantischen Kirche bekennen, liegt in einer sandigen, aber durch Anbau fruchtbar gemachten, angenehmen Gegend, und wird durch die Pegnitz, über welche sieben steinerne Brücken führen, in zwei Hälften getheilt, von denen die kleinere nördl., nach der Pfarrkirche zu St.-Sebald, die sebalder, die südl. größere von der Kirche zu St.-Lorenz die lorenzer Seite heißt. Der Umfang der Stadt innerhalb der Mauern, in welchen viele öffentliche Plätze und Gärten eingeschlossen sind, beträgt 1½ Stunde. Die Gassen sind meist winklig und die Wohnhäuser sehr alterthümlich, in ihrem äußern Bau zum Theil noch ganz unverändert gothisch, und in ihrem Innern die Spuren des Privatlebens längstverflossener Zeiten bewahrend. In dieser Beziehung ist insbesondere das alte Schloß auf einer steilen Anhöhe mit herrlicher Aussicht, die Reichsfeste genannt, zu erwähnen, welches seinem Äußern nach noch ganz erhalten ist, und zwar Theile aus verschiedenen Jahrh., aber doch alle aus der ältern Zeit zeigt. In demselben befindet sich die öffentliche Gemäldesammlung nebst vielen Glasmalereien und unter Anderm ein Stammbuch zu A. Dürer's Andenken. Das 275 Fuß lange Rathhaus ist eins der ansehnlichsten in Deutschland; bemerkenswerth sind in dem großen Saale desselben die restaurirten Gemälde, besonders von Dürer, Hirschvogel u. A., und an der Decke des Corridors das Gesellenstechen von 1446, in Hautrelief. Durch Bauart und Kunstwerke sind ausgezeichnet die goth. St.-Lorenzkirche, die St.-Sebaldskirche, die Kirche St.-Jakob (beschrieben von Lösch, Nürnb. 1825) und die im neuern Geschmack, 1711—18, wieder aufgebaute Ägidienkirche. Bei der Prediger- oder Dominikanerkirche befindet sich die nicht unbedeutende Stadtbibliothek, und bei der Ägidienkirche das Gymnasium, vor welchem die Stadt 1826, bei Gelegenheit der 300jährigen Jubelfeier, das von Burgschmid verfertigte Standbild Melanchthon's, der 1526 das Gymnasium einweihte, aufrichten ließ. Unter vielen trefflichen Bildungs-, Wohlthätigkeits- und Unterstützungsanstalten nennen wir: die polytechnische Schule, seit 1823, das auf Campe's Vorschlag 1824 errichtete städtische Conservatorium für Alterthümer und nürnberger Kunstwerke und die Kunstschule auf der Burg, mit wichtigen Kunstsammlungen. Auch gibt es daselbst mehre Privatsammlungen. Ehe der ostind. Handel durch die Entdeckung eines Seeweges eine neue Richtung erhielt, war N. einer der wichtigsten Handelsplätze in Deutschland und Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten ostind. Waaren nach dem N. vertrieb. Der öffentliche und Privatwohlstand und der Kunstfleiß der Stadt waren damals außerordentlich, und die Kunstgeschichte N.'s ist zur Geschichte der Kunst im Allgemeinen sehr wichtig. Der veränderte Weg des ostind. Handels, die Aufmerksamkeit anderer Staaten auf die Vortheile des Handels, die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges und das Zurückbleiben der innern Verfassung der Stadt gegen die Fortschritte des Zeitalters haben sie nach und nach von jener Höhe heruntergebracht. Indessen ist der nürnberger Handel auch jetzt noch,

vorzüglich mit den einheimischen Manufacturwaaren, nicht unwichtig. Man verfertigt Artikel von Messing, Stahl und Eisendraht, Rothschmiedearbeiten aller Art, Drechslerwaaren, Spiegel, Saiten, musikalische und andere Instrumente, Landkarten, Kupferstiche u. s. w. Der wohlfeile Preis der sogenannten nürnberger Waaren, welche nicht allein durch ganz Europa, sondern selbst nach Amerika und Indien versandt werden, rührt von der frugalen Lebensart der nürnberger Arbeiter und der Bauern auf dem Thüringerwalde her, deren Kinder während des Winters sich mit der Verfertigung eines großen Theils der hölzernen Waaren und Spielsachen beschäftigen. Außer diesem Handel mit eignen Fabrikaten macht N. nicht unbedeutende Speditions- und Wechselgeschäfte. Für das gesellige Vergnügen ist durch das guteingerichtete Museum gesorgt. Unter den Vereinen nennen wir den Dürers-Verein. Überhaupt sind Bildung und Gemeingeist die edelsten Güter dieser merkwürdigen Stadt. N. wird zuerst im J. 1050 urkundlich erwähnt und erhielt 1219 ihren ersten Freiheitsbrief. Als Reichsstadt des fränkischen Kreises, berühmt durch ihren Gewerbfleiß und Handel, sowie durch große Verdienste um Kaiser, Reich und die deutsche Nation, behielt sie auch bei den Veränderungen, die der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 in Deutschland hervorbrachte, ihre alte Freiheit. Sie besaß ein größtentheils gut angebautes Gebiet von 23 □M. mit 40,000 Einw. und ihre jährlichen Einkünfte betrugen gegen 800,000 Gulden. Da aber die Schulden im J. 1797 sich auf 9 Mill. Gulden beliefen, die sie meist ihren eignen Bürgern schuldig war, so reichten die Einkünfte nicht hin, die Zinsen davon zu zahlen. Zu ihrem Gebiete gehörte auch der sogenannte große Reichswald. In Streitigkeiten mit den die Stadt schützenden Burggrafen aus dem Hause Hohenzollern, den Königen von Preußen, verwickelt, welche sich in Folge der preuß. Besitzergreifung eines Theils des nürnberger Stadtgebiets nur mehren konnten, hatten dieselben auf einmal ein Ende, als N., durch die Rheinbundsacte, nebst seinem ganzen Gebiete, mit voller Souverainetät und Eigenthum an den König von Baiern überging und von diesem am 15. Sept. 1806 in Besitz genommen wurde. Vgl. „Nürnbergisches Taschenbuch" (2 Bde., 1821—22, 12.; neue Aufl. 1829, mit Kupf.), wovon „Der Sammler für Kunst und Alterthum" (1824 fg., mit Kupf.) eine Fortsetzung ist; ferner „Die nürnberger Künstler, geschildert nach ihrem Leben und Wirken"; insbesondere „Joh. Neudörffer's Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten in N., fortgesetzt von Gulden bis 1660", aus einer Handschrift, herausgegeben von Campe (Nürnb. 1828); A. Hagen's „Norica, oder nürnberger Novellen" (2 Bdchn., Bresl. 1829) und „Nürnberger Jahrbücher", herausgegeben von Lochner (Heft 1, Nürnb. 1833, 4.).

Nuß hat in der Botanik verschiedene Bedeutungen; im eingeschränktesten Sinne versteht Nees von Esenbeck darunter die trockene Steinfrucht des Wallnußbaums, sonst aber auch den Steinkern der Steinfrüchte, wozu Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche u. s. w. gerechnet werden. Die Haselnuß gehört nach dem Begriffe der Botanik zu der Eichel, indem sie wie jene von einem napf- oder becherförmigen Theile umgeben ist und nicht aufspringt, auch keine Nähte zeigt. Im gemeinen Leben versteht man unter Nüssen vorzugsweise die Steinfrüchte des Wallnußbaumes, Juglans regia (Wall- oder welsche Nüsse), und die kleinern Haselnüsse, von Corylus avellana. Bei jenen unterscheidet man gemeine, doppelte, hart- und weichschälige oder Grübelnüsse, Blutnüsse mit rothem Fleisch, und sehr große Pferde- oder Polternüsse. Mähren und Böhmen führen viele Wallnüsse nach Preußen, die Walachei nach Rußland; Frankreich, Spanien und Italien befrachten ganze Schiffe mit Nüssen nach nördl. Ländern. Aus den Kernen wird ein wohlschmeckendes Öl gepreßt, das wegen seiner austrocknenden Eigenschaft zum Malen benutzt wird, auch zum Verspeisen dient. Unreife Nüsse werden mit Zucker

eingelegt und sind wegen ihres bittern gewürzhaften Geschmacks beliebt. Außerdem kennt man noch Stachel- oder Wassernüsse der Trapa natans, mit stacheliger Schale und mehligem Kern; Erdnüsse, die knolligen Wurzeln des Bunium bulbocastanum, einer Schirmpflanze, oder des Cyperus esculentus, einer Grasart; Zirbelnüsse, die öligen Früchte der Pinus pinea; Muskatnüsse, Myristica; Pumpernüsse, die Früchte der Staphylea, eines Strauches, der als Zierpflanze in unsern Gärten wächst, und Cocosnüsse.

Nutation. Als das Phänomen des Vorrückens der Nachtgleichen (s. d.) schon im Reinen war, bemerkte Bradley doch noch kleine periodische Ungleichheiten in der Neigung der Ekliptik gegen den Äquator, und in dem Vorrücken, welches man unter dem Namen Nutation oder Wanken der Erdachse begreift. Man erklärt sich diese Erscheinung, wenn man annimmt, daß sich die Erdpole nicht in einem reinen Kreise um den Pol der Ekliptik bewegen, wie dieses das Vorrücken voraussetzt, sondern daß, während die Erdpole im Allgemeinen einen Kreis um die Pole der Ekliptik beschreiben, sie sich zugleich in kleinen Ellipsen bewegen, deren Umfang in 18 Jahren zurückgelegt wird, und deren Mittelpunkte sämmtlich in der Peripherie des genannten Kreises liegen, so also, daß die Peripherie jenes Kreises ebenso aus kleinen Ellipsen zusammengesetzt erscheint, wie die Bahn des Mondes um die Sonne, der, indem er im Allgemeinen die Bahn der Erde beschreibt, lauter kleine Ellipsen um die Erde bildet. Die Ursache dieser Störung ist in der Einwirkung der Sonne und vorzüglich des Mondes auf die abgeplattete Erde zu suchen, und ihre Größe richtet sich nach dem jedesmaligen Stande dieser Gestirne.

Nutkabai oder Nutkasund, auf der Nordwestküste Nordamerikas (49° 35′ N. Br.), bei der Insel Quadra oder Vancouver, im Königin-Charlottensund, ist besonders des Seeotterfanges wegen wichtig. Zur Betreibung des Pelzhandels haben daselbst die Engländer 1790 eine Niederlassung, welche jetzt ungefähr 2000 Köpfe zählt.

Nutzen ist die Beziehung eines Dinges als Mittel auf einen dadurch zu erreichenden, von ihm verschiedenen Zweck, die Nützlichkeit, das Tauglichsein einer Sache als Mittel zu einem endlichen Zweck. Es geht daraus hervor, daß bei einer Sache, die ihren Zweck in und durch sich selbst hat, von Nutzen nicht die Rede sein kann, außer in zufälliger Beziehung, d. h. so, daß das Wesen der Sache dadurch nicht bestimmt wird. So ist es in dieser Hinsicht thöricht, von dem Nutzen der Wissenschaft zu sprechen, um so mehr, je allgemeiner und umfassender eine Wissenschaft ist. Auch ist die schöne Kunst ihrem Wesen nach über die Nützlichkeit erhaben, obgleich sie auch dem Individuum, welches sich mit ihr beschäftigt, vielfach nützen und zu Erreichung verschiedener Zwecke führen kann. Das Gute und Rechte ist ebenfalls über den Nutzen erhaben. Gleichwol hat man das Nützliche und Vortheilhafte oft mit dem Guten verwechselt. Das wahre Gute aber hat einen selbständigen Werth, und das wahrhaft Nützliche ist blos, was zum Guten führt.

Nutznießung, s. Nießbrauch.

Nyĕborg auf der dän. Insel Fühnen am großen Belt, mit Hafen, Citadelle und etwa 2000 Einw., wurde geschichtlich denkwürdig durch das Gefecht am 9. Jul. 1703 zwischen Peter dem Großen und den Schweden.

Nyĕrup (Rasmus), dän. Literator, geb. auf Fühnen 1759, studirte zu Kopenhagen, ward dann bei der dasigen kön. Bibliothek angestellt, später Professor bei der Universität und Bibliothekar und starb am 28. Jun. 1829. Außer einer Sammlung lat. Abhandlungen über seltene Werke und Ausgaben, welche die Bibliothek zu Kopenhagen enthält, und der „Librorum, qui ante reformationem in scholis Daniae praelegebantur, notitia" (1784, mit einem Nachtrage: „Mantissa ex museo Hielmsterniano", 1785), verdanken wir ihm eine Be-

ſchreibung von Kopenhagen, eine Reiſebeſchreibung, eine Sammlung alter Poeſien (gemeinſchaftlich mit Rahbeck), ein hiſtoriſches Werk über Chriſtian IV., ein Wörterbuch der alten nord. Mythologie, eine Statiſtik Dänemarks für das Mittelalter, eine große Anzahl von Gelehrtenbiographien und ein Verzeichniß der in Dänemark noch vorhandenen Runenſteine (1824), welche Schriften insgeſammt ihrem Verfaſſer zur Ehre gereichen.

Nymphe heißt in der Naturgeſchichte ſoviel als Puppe, ſ. Inſekten.

Nymphen, bei den Griechen jugendliche Halbgöttinnen, galten für Töchter des Okeanos und der Thetys und bewohnten nicht nur den Ocean und die Landgewäſſer, ſondern auch alle Gegenſtände, welche Waſſer gaben, z. B. die Berge, und nicht ohne Waſſer beſtehen können, z. B. die Wieſen. Nach ihrer Beſtimmung und dem Orte ihres Aufenthalts unterſchied man Leimoniaden, Wieſennymphen; Dryaden oder Hamadryaden, Baumnymphen; Oreaden oder Oreſtiaden, Bergnymphen; Najaden, Quellnymphen; Potamiden, Flußnymphen; Limniaden, Seenymphen; Nereiden, Meernymphen; Napäen, Nymphen der Weidethäler u. ſ. w.; ferner dodoniſche, koryciſche, nyſäiſche, diktäiſche Nymphen, Nyſeiden u. ſ. w. Alle bildeten eine Gattung weiblicher Mittelweſen zwiſchen den Göttern und den Sterblichen, und ohne ſelbſt unſterblich zu ſein, dauerte ihr Leben doch länger als das irgend eines Menſchen. Denn neunmal länger als der Menſch, ſagt Heſiodus, lebt die Krähe, viermal länger als die Krähe der Hirſch, dreimal länger als dieſer der Rabe, neunmal länger als der Rabe der Phönix, und zehnmal länger als dieſer die Nymphen. Mit ihnen zugleich ſtirbt das Weſen, dem ſie die belebende und ernährende Feuchtigkeit mitgetheilt haben. Dieſer erſte Begriff des Ernährens, welcher in der Idee der Nymphen liegt, ſcheint den zweiten veranlaßt zu haben, daß ſie nämlich oft als Pflegerinnen und Erzieherinnen ihnen anvertrauter Kinder dargeſtellt werden. So erzogen ſie den Bacchus, den Äneas und ſelbſt den Zeus. Ihre Beſchäftigungen und Beluſtigungen waren Jagd, Tanz und weibliche Arbeiten, zu denen ſie ſich zuweilen in Höhlen verſammelten. Gleich andern Elementargeiſtern beſaßen ſie die Gabe der Weiſſagung. Die Quellen gewiſſer Nymphen hatten noch überdies eine höhere Kraft der Begeiſterung. Dichter und Künſtler des Alterthums ſtellten ſie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewande, bald in Geſellſchaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und der Venus. Die Waſſernymphen erſchienen oft blos mit einer Urne oder einem Waſſerkrug. Bei dem großen Anſehen, das die Nymphen als örtliche Gottheiten hatten, wurden ihnen häufige Opfer gebracht. Man opferte ihnen Öl, Milch, Schafe, Lämmer, Ziegen, Wein und Blumen. Auch waren ihnen die Nympheen oder Nymphäen (prachtvolle Häuſer neben Bädern) heilig.

Nymphenburg, Luſtſchloß bei München (ſ. d.).

Nyſtadt, eine 1617 am bottniſchen Meerbuſen angelegte Hafenſtadt in Finnland, jetzt zum ruſſ. Gouvernement dieſes Namens gehörig, hat 2500 Einw., einige Leinwand- und Wollenfabriken, Rhederei und nicht unbedeutenden Handel mit hölzernen Waaren. Hiſtoriſch merkwürdig iſt die Stadt durch den am 10. Sept. 1721 zwiſchen Schweden und Rußland geſchloſſenen Frieden, welcher den Nordiſchen Krieg (ſ. d.) endete.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

M.

	Seite
M'	1
Mäander	—
Maanen (Cornelis Felix van)	—
Maas	—
Maaß (Joh. Gebh. Ehrenreich)	2
Mab	—
Mabillon (Jean)	—
Mably (Gabr. Bonnot de)	3
Mabuse (Joh. von)	—
Mac, s. M'	4
Macaber	—
Macadamisiren	—
Macao	—
Macartney (Georg, Graf v.)	5
Macassar	—
Macbeth	—
Maccalubba	6
Maccaroni, Macheroni	—
Maccaronische Gedichte	—
Mac-Carthy Reagh (Graf)	7
Macchiavelli (Niccolo di Bernardo dei)	—
Macdonald (Etienne Jacq. Jos. Alex.)	8
Macedonien	9
Macedonius und Macedonier, s. Heiliger Geist	11
Mäcenas (Caj. Cilnius)	—
Macer (Ämilius)	12
Maceration	—
Macht	—
Mächtig	13
Machtspruch	—
Machtvollkommenheit	—
Maciejowice	—
Mack von Leiberich (Karl, Freih.)	14
Mackeldey (Ferd.)	15
Mackenzie (Henry)	—
Mackintosh (Sir James)	16
Macpherson (James)	17
Macrobius (Aurelius Ambrosius Theodosius)	—
Madagaskar	—
Madame	18
Mademoiselle	—
Madera	—
Madison (James)	19
Madonna	20
Madras	—
Madrid	21
Madrigal	22
Maestoso	—
Maffei (Francesco Scipio, Marchese — Alessandro — Rafael — Giovanni Pietro — Paolo Alessandro)	23
Mafra	24
Magazine	—
Magdalena	25
Magdeburg	—
Magellan (Fernando de — Joh. Hyacinth)	27
Magen	—
Magerkeit	29
Maggiore	—
Magie	29
Magier	30
Magister	31
Magister equitum	—
Magister matheseos	—
Magistratus	—
Magliabecchi (Ant.)	32
Magnäanisches Institut	33
Magna charta	—
Magnaten	34
Magnesia	—
Magnesia (Stadt)	—
Magnet	—
Magnetismus, mineralischer, thierischer	38
Magnetnadel	39
Magnificat	40
Magnificenz	—
Magnusen (Finn)	—
Magyaren	41
Mahâbhârata	—
Mahagoni	42
Mahlmann (Siegfr. Aug.)	43
Mahmud II.	—
Mahomet, s. Mohammed	45
Mähren	—
Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder	46
Maiblumen	—
Maifeld, s. März- und Maifeld	47
Maikäfer, s. Käfer	—
Mailand (Herzogth.)	—
Mailand (Stadt)	—
Mailáth (Joh., Graf — Jos., Graf)	48
Maimon (Salomon)	49

Seite

Maimonides (Maimon, Moses Ben) 49
Main 50
Maine 51
Mainotten . . . —
Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise de) . . . —
Mainz (Erzstift) . 53
Mainz (Stadt) . —
Maire 55
Mais . . . . —
Maison (Nicol. Jos., Marquis) . . —
Maistre (Joseph, Graf de — Xavier de) 56
Maittaire (Michel) 57
Maja . . . . —
Majestät . . . 58
Majestätsbrief, s. Caliptiner . . . 59
Majestätsverbrechen —
Majo (Angelo) . —
Majolika . . . 60
Major . . . . —
Majorano (Gaetano) —
Majorat . . . 61
Majorca . . . —
Major Domus . 62
Majorennität, s. Minorennität . . —
Majos . . . . —
Makame . . . —
Makkabäer, s. Juden —
Makler, s. Sensal . —
Makrele . . . —
Makrobiotik . . 63
Makuba . . . —
Makute . . . —
Malabar . . . —
Malachias, s. Maleachi 64
Malachit . . . —
Malachowski (Stanisl. Saint-Malecz, Graf — Hyacinth — Kasimir — Gustav) —
Malaga . . . 65
Malagrida (Gabr.) —
Malaien . . . —
Malakka . . . 66
Malchus (Karl Aug., Freih v.) . . 67

Seite

Malcolm (Sir John) 67
Maleachi . . . 68
Malebranche (Nicole) 69
Malediven . . . —
Malerei . . . 70
Malerfarben . . 76
Malergold, s. Musivgold 77
Malesherbes (Chrétien Guill. Lamoignon-) —
Malfilâtre (Jacques Charl. Louis) . —
Malherbe (Franç. de) —
Mallet du Pan (Jacq.) 78
Mallorca, s. Majorca —
Malmaison . . —
Malpighi (Marcello) 79
Malplaquet . . —
Malsburg (Ernst Friedr. Georg Otto, Freih. von der) . —
Malta 80
Maltebrun (Konr.) 81
Malter . . . . —
Malteserritter, s. Johanniterritter . —
Malthus (Th. R.) —
Malvasier . . . 82
Malz . . . . —
Mamluken . . . —
Mammaliolithen . 83
Mammuth . . . —
Man . . . . —
Mänaden . . . —
Mancando . . . —
Manchester . . . —
Manchester (Stadt) 84
Mandarin . . . —
Mandat . . . —
Mandeln . . . 85
Mandoline . . . —
Mandragora . . —
Mandrill . . . —
Mandrin (Louis) . —
Mandschu . . . 86
Manen . . . . —
Manesse'sche Sammlung . . . . —
Manetho . . . 87
Manfred . . . —
Mangan . . . 89
Manheim . . . —

Seite

Manichäer . . . 90
Manie 92
Manier, Manierirt 93
Manifest . . . —
Manila, s. Philippinen 94
Manilius (Marcus) —
Manipel, s. Legion . —
Manipulation . . —
Manko-Kapak . —
Manlius (Marcus) —
Manlius (Titus) . —
Mann, s. Geschlecht 95
Manna . . . . —
Mannbarkeit, s. Pubertät . . . —
Mannengericht . —
Mannlehen . . —
Mannert (Konrad) 96
Mannszucht . . —
Mannus . . . —
Manoël (Don Francisco) . . . —
Manoeuvre . . 97
Manometer . . —
Mansart (Jules Hardouin — Franç.) —
Mansfeld (Grafen: Hoyer — Albrecht — Volrath — Peter Ernst — Karl — Peter Ernst — Wolfgang — Heinrich Franz — Heinrich Paul Franz) 98
Mansfield (William Murray, Graf v.) 99
Manso (Joh. Kasp. Friedr.) . . . —
Manson (Marie Franç. Clarisse), s. Fualdes . . 100
Mantegna (Andrea) —
Mantik . . . —
Mantinea . . . —
Mantua . . . —
Manual . . . 101
Manufacturarbeit —
Manumission . . 103
Manuscripte . . —
Manuscripte von St.-Helena, von Elba, vom Jahr 1814,

Seite

1813, 1812, vom J. III, aus Süddeutschland u. s. w. 104
Manutius (Aldus — Paulus — Aldus) 105
Manzoni (Aless.) . 106
Mäonide . . . 107
Mäonien . . . . —
Mappiren und Mappirungskunst, s. Landkarten . . —
Mara (Gertrude Elisabeth) . . . . —
Marabufedern . . 108
Maranhon . . . . —
Marasmus . . 109
Marasquino . . . —
Marat (Jean Paul) —
Marathon . . . 110
Maratten . . . . —
Maratti, Maratto (Carlo — Faustina) 111
Maravedi . . . . —
Marbod, s. Markomannen und Hermann . . . —
Marburg . . . . —
Marc Aurel, s. Antoninus d. Philosoph 113
Marcello (Benedetto) —
Marcellus (M. Claudius) . . . . —
Märchen, s. Volksmärchen . . . 114
Marcheſi (Luigi) . —
Marchettus . . 115
Marchfeld . . . —
Marciano . . . . —
Marcion und Marcioniten, s. Gnosis —
Marco Polo, s. Polo —
Marcus der Evangelist —
Marder . : . . . —
Maremmen . . . —
Marengo (Schlacht bei) 116
Maret (Hugues Bernard) . . . 117
Marezoll (Joh. Gottlob) 118
Marforio . . . . —

Seite

Margarethe (Königin von Dänemark und Norwegen) . . 118
Margarethe von Anjou 119
Margarethe von Östreich 120
Margarethe von Valois 121
Margarethe von Parma . . . . . —
Margarethe von Frankreich . . —
Margriettes . . 122
Maria (Mutter Jesu — von Bethanien — von Magdala — Maria — Maria) . . . . . —
Maria I. (Königin von England) . 124
Maria Stuart . . 125
Maria von Medici 127
Maria Antoinette, s. Antoinette (Maria) 128
Maria II. (Donna) da Gloria . . . —
Maria Luiſe (Königin von Spanien) . 129
Maria Luiſe (Herzogin von Parma) . —
Maria Thereſia (deutſche Kaiſerin) . 130
Mariana (Juan) . 136
Marie Karolina, s. Berri (Herzogin von) 137
Marienbad . . . —
Marienburg . . 138
Marienglas, s. Gyps 139
Mariette (Pierre Jean) . . . —
Marine . . . —
Marino (Giambattiſta) . . . . —
Marino (San-), s. San-Marino . 140
Marionetten . . —
Mariotte (Edme) . —
Marius (Cajus) . 141
Marivaux (Pierre

Seite

Carlet de Chamblain de) . . 142
Mark 143
Mark (Grafſchaft) 144
Markbriefe, s. Kaper —
Marketender . . —
Marketerie, s. Marqueterie . . . 145
Markgraf . . . —
Markig . . . . —
Markland (Jeremiah) —
Markloſung, s. Retractrecht . . —
Markomannen . —
Markſcheide . . 146
Markt . . . . —
Marktſchreier . . —
Marlborough (John Churchill, Herzog von — Sara Jennings, Herzogin von) 147
Marly (Ort) . . 148
Marly . . . . —
Marmelade . . —
Marmont (Aug. Frédéric Louis Vieſſe de) —
Marmontel (Jean Franç.) . . . 149
Marmor . . . 150
Marmorchronik . 151
Marodiren . . . —
Marokko . . . —
Maroniten . . . 153
Maroquin, s. Saffian —
Marot (Clément — Jean — Michel) —
Marpurg (Friedrich Wilh.) . . . 154
Marqueterie . . 155
Marquis . . . —
Mars . . . . —
Mars (Hippolyte Boutet) . . . 156
Marſch 157
Marſchall . . . —
Marſchländer . . 158
Marſeille . . . —
Marſen 159
Marſer . . . —
Marsfeld, s. Märzfeld und Rom . . —

Seite

Marsigli (Lodov. Fernando, Graf v.) 159
Marsyas . . . 160
Martellos . . . —
Martens (Georg Friedr. von — Karl von) . . —
Martha (Schwester) 161
Martialis (Marcus Valerius) . . —
Martignac (Graye, Vicomte de) . . —
Martin (Heilige) . 162
Martin (Päpste) . 163
Martini (Vincenzo) 164
Martin (Christoph Reinhard Dietrich) —
Martinez de la Rosa (Don Francisco) 165
Martini (Giambattista) . . . 166
Martinifest . . . —
Martinique . . —
Martius (Karl Friedrich von) . . 167
Martyni-Laguna (Joannes Aloysius) —
Märtyrer . . . 168
Maryland . . . —
März- oder Maifeld —
Marzipan . . . 169
Masaccio (Tommaso Guidi) . . . —
Masaniello . . 170
Mascagni (Paolo) 171
Maschine . . . —
Maschinerie . . 172
Mascov (Joh. Jak.) 173
Masern . . . . —
Masinissa . . . 174
Maske (eiserne), s. Eiserne Maske 175
Maskelyne (Nevil) —
Masken . . . . —
Mason (William) 177
Masora . . . 178
Massa-Carrara . —
Massachusets . . —
Massageten . . 179
Massalianer, s. Messalianer . . . —
Masse . . . . —

Seite

Masséna (André) . 179
Massenbach (Christian von) . . 180
Massenstellung . 181
Massillon (Jean Bapt.) . . . —
Massinger (Philipp) 182
Mast 183
Mastdarm . . . —
Mastix 184
Mastricht . . . —
Masur . . . . —
Maß, Gewicht und Münzen . . 185
Mäßigkeit . . . 191
Maßstab . . . 193
Matador . . . —
Matelot, s. Hornpfeife . . . 194
Mater, s. Matrize —
Materia medica, s. Medicin . . . —
Materie . . . —
Materialismus . 195
Mathematik . . 196
Mathematische Geographie . . . 197
Mathilde, Markgräfin von Toscana 198
Mathuriner, s. Trinitarier . . . —
Matrikel . . . —
Matrize . . . 199
Matthäi (Friedr.) . —
Matthäus, der Evangelist . . . . —
Mattheſius (Joh.) —
Mattheson (Joh.) 200
Matthews (Charl.) —
Matthiä (Aug. Heinr. — Friedr. Christian) . . . —
Matthias (deutscher Kaiser) . . . 201
Matthias Corvinus — Johannes) . 202
Matthisson (Friedr. von) 203
Mauerbrecher, s. Kriegsmaschinen —
Maulbeerbaum . —
Maulesel, Maulthier 204

Seite

Maultrommel, s. Mundharmonika 204
Maulwurf . . . —
Maupertuis (Pierre Louis Moreau de) —
Mauren . . . 205
Maurepas (Phelipeaux, Graf von) 206
Mauritius, s. Isle de France . . . —
Maurokordatos (Nikolaus — Nikolaus — Konstantin — Alexander — Alexander) . —
Maurus (Rabanus) 207
Maury (Jean Siffrein) . . . 208
Maus 209
Mäusethurm . . —
Mausoleum . . —
Mauth, s. Zoll . —
Mauvillon (Jak.) . —
Maxen 210
Maxime . . . —
Maximilian I. (deutscher Kaiser) . —
Maximilian II. (deutscher Kaiser) . 211
Maximilian I. (Kurfürst von Baiern) 212
Maximilian Emanuel (Kurf. v. Baiern) 213
Maximilian Joseph III. (Kurf. von Baiern) . —
Maximilian I. Joseph (König v. Baiern) 214
Maximilian (Franz Xaver Joseph, Kurfürst von Köln) . 215
Maximilian (Alex. Phil.), Prinz von Neuwied . . —
Maximilianische Thürme 216
Maximum . . . 217
Maximus Tyrius . —
Mayer (Joh. Tob.) —
Mayr (Simon) . 218
Mazarin (Jules) . —
Mazeppa (Johann) 220

Seite

Mazzola (Francesco — Girolamo) . 220
Méchain (Pierre Franç. André) . 221
Mechanik . . . 222
Mechanisch . . . 223
Mecheln . . . —
Mecheln (Israel v.) —
Mechitaristen . . —
Meckel (Joh. Friedr. — Phil. Friedr. — Joh. Friedr.) 224
Mecklenburg . . 225
Medaille . . . 227
Medea 228
Mediante . . . 229
Mediateur . . . —
Mediatisirung . . —
Mediceer . . . —
Medicin . . . 234
Medicin (gerichtliche) 242
Medicinalverfassung —
Medicinische Botanik 243
Medicinische Geographie . . . . —
Medicinische Policei, s. Policei (medicinische) . . . 244
Medicinische Rechtsgelehrtheit . . —
Medicinische Topographie . . . —
Medien . . . . —
Medina 245
Meduſa . . . . —
Meduſen . . . —
Meer 246
Meereslänge, s. Länge 249
Meergötter . . . —
Meerkatzen . . . —
Meerman (Johann) —
Meerrettig . . . 250
Meerſchaum . . —
Meerſchwein . . —
Meerzwiebel . . 251
Megara . . . . —
Megära, s. Eumeniden —
Megaſkop . . . —
Mehemet Ali Paſcha, s. Mohammed (Vicekönig v. Ägypten) —

Seite

Mehl 251
Mehlthau . . . 252
Méhul (Etienn. Henri) —
Meibom (Heinr. — Joh. Heinrich — Heinr. — Markus) —
Meil (Joh. Wilh.) 253
Meile . . . . . —
Meiler, s. Verkohlung 254
Meinberg . . . —
Meineid . . . —
Meinhard (Joh. N.) —
Meiningen . . 255
Meißen . . . . —
Meißner (Aug. Gottlieb) . . . . —
Meiſter (Leonhard) 256
Meiſterſänger . . —
Mekka 258
Mela (Pomponius) 259
Melampus . . . —
Melancholie . . 260
Melanchthon (Philipp) . . . . —
Melbourne (William Lamb, Viscount — Sir Frederic James Lamb — George L. — Lady Carolina L.) . 264
Melchiſedek . . 266
Melchiten . . . —
Melchthal (Arnold von) . . . . —
Meleager . . . —
Meleager aus Syrien, s. Anthologie . 267
Meleda . . . . —
Meletianer . . . —
Melicertes . . . —
Melilotenklee . . —
Melioration . . —
Melismatiſch . . 268
Meliſſus . . . —
Melodie . . . —
Melodrama . . 269
Melone 271
Meloplaſt . . . —
Melos . . . . —
Melos (Inſel) . —
Melpomene . . 272
Meluſine . . . —

Seite

Melville (Andrew) 272
Membran . . . 273
Memel . . . . —
Memling (Hans) . —
Memnon . . . 274
Memoire . . . 275
Memoiren . . . —
Memoriren, s. Gedächtniß . . . 278
Memphis . . . —
Menage (Ägid oder Gilles) . . . —
Menander . . . 279
Mendelsſohn, s. Moſes Mendelsſohn —
Mendoza (Don Diego Hurtado de) . —
Menedemus . . 280
Menelaus . . . —
Meneſtrels, Menetriers, s. Provenzalen und Troubadour . . . . —
Mengs (Iſrael — Anton Rafael — Concord. Thereſia) —
Meng-tſu . . . 282
Meninski (Franz a Meſgnien) . . 283
Mennige . . . —
Menno (Simons) —
Menologium . . 284
Menou (Jacq. Franç., Baron v.) . . —
Menſch 285
Menſchenbildung . 288
Menſchendarſtellung 290
Menſchenkenntniß . —
Menſchenracen, s. Menſch . . . 291
Menſchenraub . . —
Menſchenrechte . —
Menſchheit . . . 292
Menſchikoff (Alex.) 293
Menſtruation . . 294
Menſur 295
Menſuralgeſang . —
Mentor . . . . —
Menu . . . . . —
Menuet 296
Menzel (Fried. Wilh.) —
Menzel (Karl Adolf) 297

Seite

Menzel (Wolfg.) . 297
Menzikoff, s. Menschikoff (Alex.) . 298
Mephitisch . . . —
Meran . . . . . —
Mercantilsystem . —
Mercator (Gerhard — Bartholomäus) 300
Mercier (Louis Sebastian) . . . 301
Mercur . . . . —
Mercuriale . . . 302
Mercurialmittel und Mercurialsalze, s. Queckſilbermittel und Queckſilber 303
Mercy (Franz de — Florimond Claude de) . . . . . —
Mergel, s. Kalk . —
Mergentheim . . —
Merian (Matthäus — Kaspar — Matth. — Joh. Matth. — Maria Sibylla — Joh. Bernh.) . 304
Meridian . . . . —
Meridianmeſſung . 305
Merinos . . . 306
Merlin . . . . . —
Meroë 307
Merope . . . 308
Merovinger, s. Frankreich . . . . . —
Merſch (Van der) —
Merſeburg . . . 309
Mesmer (Franz Ant.) —
Meſopotamien . 310
Messa di voce . —
Meſſalianer . . 311
Meſſalina (Valeria — Statilia) . —
Meſſe . . . . . —
Meßbücher . . . 312
Meßgewand . . —
Meſſen (Handels-) 313
Meßkatalog (Leipziger) —
Meſſenien . . . 314
Meſſerſchmid (Franz Xaver) . . . . —
Meſſias . . . 315

Seite

Meſſier (Charl.) . 315
Meſſina . . . 316
Meſſing . . . . —
Meſſis (Quintin — Joh.) . . . . —
Meſſungen . . . 317
Meſtizen . . . 318
Meßtiſch . . . . —
Metalle . . . . —
Metalliques . . 320
Metallkalk, s. Calciniren . . . . —
Metallmohr . . —
Metallnadeln, s. Perkinismus . . —
Metalloide . . . —
Metalloxyde, s. Calciniren . . . . —
Metallurgie . . —
Metamorphoſe . . —
Metaphraſe . . 321
Metaphyſik . . —
Metaſtaſe . . . 322
Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura) . —
Metelino, s. Lesbos 323
Metellus (Quintus Cäcilius Macedonicus — Q. C. Numidicus — Pius) . . . . —
Metempſychoſe und Metenſomatoſis, s. Seelenwanderung —
Meteore . . . . —
Meteorologie . . —
Meteorſteine . . 324
Meth 325
Methode . . . 326
Methodiſten . . 327
Methodologie . . 330
Metis . . . . . —
Metonymie . . —
Metopen . . . 331
Mètre . . . . . —
Metrik . . . . . —
Metrologie . . . —
Metrometer und Metronom, s. Taktmeſſer . . . . —
Metropolis . . —

Seite

Metrum 332
Mette . . . . . —
Metternich (Geſchlecht) . . . . —
Metternich (Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürſt v. — Richard — Paul) —
Metz 334
Metzu (Gabr.) . . —
Meudon . . . 335
Meulen (Ant. Franz van der) . . . . —
Meurſius (Johannes d. Ä. — Johannes d. J.) 336
Meuſel (Joh. Georg) —
Meuterei . . . 337
Mexico . . . . —
Meyer (Joh. Heinr.) 344
Meyer (Friedr. Joh. Lorenz) . . . 345
Meyer (Joh. Friedr. von) . . . . . —
Meyer (Jonas David) 346
Meyerbeer, s. Beer (Meyer) . . . . —
Mézerai (François Eudes de) . . —
Mézières . . . 347
Mezza voce . . —
Mezzotinto . . —
Miako . . . . . —
Miasma . . . . —
Miaulis (Andreas Vokas) . . . . —
Micha 348
Michael . . . . —
Michaelis (Johann Benj.) . . . 349
Michaelis (Joh. David — Christian Benedict — Christian Friedr.) . —
Michaud (Joſ. — Louis Gabr.) . 350
Michaux (André) . 351
Michel Angelo, s. Angelo (Michel) . 352
Michigan . . . —
Mickiewicz (Adam) —

Seite

Midas 353
Middelburg . . —
Middleton (Conyers) —
Midianiter . . . 354
Miene, s. Geberde —
Mienenspiel, s. Mimik —
Mieris (Franz van — Wilhelm — Joh. — Franz) —
Miethvertrag . . 355
Mignard (Pierre) . —
Mignon (Abraham) 356
Migräne . . . —
Miguel (Dom) . —
Mikrokosmus) . 358
Mikrometer . . —
Mikroskop . . . —
Milben . . . 360
Milch . . . . —
Milchsaft, s. Chylus 361
Milchstein, s. Galaktit —
Milchstraße . . . —
Milchzucker . . —
Mileagh, Mile, Mileadh, Mileas-Espain . . . . —
Milet 362
Militair, s. Heer . 363
Militairakademien, s. Militairschulen . —
Militairärzte . . —
Militaircolonien . 365
Militairgrenze . . 366
Militairkarten . . 367
Militairmusik . . 368
Militairökonomie . —
Militairorden . . —
Militairschulen . 369
Militairstrafen . 370
Militairverfassung —
Militairwissenschaften, s. Kriegswissenschaften 371
Militairisches Aufnehmen . . . —
Milizen . . . 372
Miller (Joh. Mart.) —
Millevoye (Charl. Hubert) . . . . —
Milliarde, Milliasse 373
Milliare, Milligramme, Millilitre, Millimètre, Millistère 373
Millin (Auguste — Aubin) . . . —
Millot (Claude Franç. Xavier) . . . 374
Milner (John) . —
Milo von Kroton . 376
Milosch Obrenowicz, s. Serbien . . —
Milreis . . . . —
Miltiades . . . —
Milton (John) . 377
Milz 379
Milzbrand, Milzseuche . . . 380
Mimen 381
Mimik . . . . —
Mimnermus . . 383
Mimosa sensitiva, s. Sinnpflanze . —
Mina . . . . —
Mina (Francisco Espoz y — Xavier) —
Mincio 385
Mind (Gottfr.) . —
Minden . . . . —
Mine 386
Minelli (Joh.) . —
Minen . . . . —
Mineral, Mineralogie 388
Mineralwässer . . 397
Minerva . . . 399
Mingotti (Kathar.) 400
Mingrelien . . —
Miniaturmalerei . 401
Minimen . . . —
Minister . . . —
Ministerialen, s. Lehnswesen . . . 403
Ministerialpartei . —
Minne . . . . —
Minnegerichte, s. Liebeshöfe . . . —
Minnesänger . . —
Minorat . . . 405
Minorca . . . —
Minorennität . . —
Minoriten, s. Franziskaner . . . 406
Minos . . . . —
Minotaurus . . 406
Minsk 407
Minstrels, s. Troubadour . . . —
Minucius Felix . —
Minus . . . . —
Minute . . . . —
Minutoli (Heinrich, Freih. Menu v.) —
Minze 408
Miquelets . . . —
Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf v.) . —
Miranda (Don Francisco) . . . 413
Mirandola (Joh. Pico von), s. Pico (Joh.) . . . 414
Misanthropie . . —
Miscellaneen . . —
Mischna, s. Talmud —
Miserere . . . —
Miserere (das) . . —
Misericordia . . —
Misgeburt . . . 415
Misheirath . . . —
Misogyn . . . 416
Misologie . . . 417
Mispel . . . . —
Missalen . . . —
Misse, s. Messe . —
Missionen . . . —
Mississippi . . . 419
Missolunghi . . —
Missuri 420
Mistel . . . . —
Mitau 421
Mitbelehnschaft, s. Gesammte Hand . —
Mitesser . . . —
Mitgabe, Mitgift, s. Aussteuer . . —
Mithras . . . —
Mithridates . . 422
Mitlauter, s. Consonanten . . . 424
Mittag . . . . —
Mittelalter . . . 425
Mittelamerika . . 432
Mittelbegriff . 433
Mittelfarben und

Seite

Mitteltinten, s. Mezzotinto und Schatten . . 433
Mittelländische Meer (das) . . . . —
Mittelpunkt, s. Centrum 434
Mittelsalze, s. Neutralsalze . . . —
Mittelstimmen . . —
Mittermaier (Karl Joseph Anton) . —
Mitternacht . . 435
Mitylene, s. Lesbos —
Mnemonik . . . —
Mnemosyne . . 436
Mnioch (Joh. Jak. — Maria) . . —
Moallakat . . . 437
Mobile Colonnen . —
Mobiliarsteuer . —
Mobilien . . . . —
Modalität . . . 438
Mode . . . . . —
Modell 439
Modena (Herzogthum — Ferdinand — Franz, Herzog v.) 440
Moderato . . . 441
Modern . . . . —
Modlin 442
Modon . . . . —
Modulation . . —
Modulus . . . 443
Mögelin . . . . —
Möglich . . . . —
Mogul . . . . . —
Mohácz, s. Mohatsch 444
Mohammed . . —
Mohammed (türk. Kaiser) . . . 448
Mohammed II. (türk. Kaiser) . . . —
Mohammed IV. (türk. Kaiser) . . . 449
Mohammed Ali (Vicekönig von Ägypten) 450
Mohatsch . . . 451
Mohawker, s. Irokesen 452
Mohn . . . . . —

Seite

Mohn (Sigism. — Gottlob Samuel) 452
Mohr . . . . . —
Mohs (Friedr.) . . —
Moira (Graf v.), s. Haslings (Francis Rawdon, Marquis von) . . 453
Moiren, s. Parzen —
Moiriren . . . —
Moitte (Jean Guill. — Marie Adelaide Castillas) . . —
Mokka 454
Mola (Pietro Francesco — Giovanni Battista — Giovanni Battista) —
Molay (Jak. Bernh. von) . . . . —
Molbech (Christian) 455
Molch, s. Salamander —
Moldau (Fluß) . —
Moldau (Land) . 456
Molé (Mathieu — Mathieu François — Louis Mathieu, Graf von) . . 457
Molé (René Franç.) 458
Molecularkraft . . —
Molière (Jean-Bapt. Poquelin, genannt de) . . . . —
Molina (Ludwig) und Molinisten, s. Gnade und Jansen (Corn.) . . 460
Molinos (Michael), s. Quietismus) . —
Molitor (Gabr. Joh. Jos., Graf v.) . —
Molken 461
Moll . . . . . —
Molla . . . . . —
Möllendorf (Wichard Joach. Heinr. v.) —
Mollusken . . . 462
Molo 463
Móloch . . . . —
Molossus, s. Rhythmus . . . . —

Seite

Moltke (Adam Glob. Graf v. — Joach. Godske, Graf v. — Otto Joachim — Adam Wilh.) . 463
Molukken, s. Gewürzinseln . . . 464
Molwitz . . . —
Molybdän, s. Wasserblei . . . . —
Molyn (Peter), s. Tempesta . . —
Molza (Franc. Maria — Tarquinia) . —
Moment . . . —
Momiers . . . —
Momus . . . 465
Monaco . . . —
Monaden . . . —
Monaldeschi (Marq.) —
Monarchie . . . —
Monat 466
Monboddo (James Burnett, Lord) . 467
Moncey (Bon Adrian Jeannot) . . 468
Mönchslatein . . —
Mönchsschrift . . 469
Mönchswesen . . —
Moncrif (Franç. Augustin Paradis de) 470
Mond 471
Mondenjahr, s. Jahr 474
Mondfinsterniß . —
Mondflecken, s. Mond 475
Mondgöttin . . —
Mondkalb . . . —
Mondphasen . . —
Mondsüchtig . . 476
Mondsviertel, s. Mondphasen . —
Mondtafeln . . —
Mondwechsel, s. Mondphasen . —
Monge (Gaspard) —
Mongolei, Mongolen 477
Moniteur . . . 479
Monk (George) . 480
Monk (Jak. Heinr.) 481
Monnier (Pierre Charl. Le), s. Lemonnier —

Seite

Monochord . . . 481
Monochromen . . —
Monodrama, s. Melodrama . . . . —
Monogamie . . 482
Monogramm . . —
Monographie . . —
Monokotyledonen . —
Monokratie . . 483
Monolog . . . —
Monomanie . . —
Monophysiten . . —
Monopol . . . 484
Monotheismus . 485
Monotheleten, s. Maroniten . . . —
Monotonie . . . —
Monro (Alexander — Donald — John — Alexander) . 486
Monroe (James) . 487
Mons 488
Monsieur . . . —
Monsigny (Pierre Alex.) . . . —
Monsoons, s. Moussons 489
Monstranz . . . —
Monstrum . . . —
Montague (Marie Wortley — Eduard Wortley) . . —
Montaigne (Michel Eyquem de) . . 490
Montalembert (Marc René, Marq. de) 491
Montanus . . . 492
Montbeillard . . —
Montblanc . . . —
Montebello (Herzog von), s. Lannes (Jean) . . . 493
Montecuculi (Raimund v.) . . —
Montefiascone . . 494
Montemayor (Jorge de) . . . . —
Montenegriner . —
Monterosa . . . —
Monte Santo, s. Athos . . . 495
Montespan (Francoise Athenais, Marquise de) . 496
Montesquieu (Charl. de Sécondat, Baron de la Brède et de) 496
Montesquiou-Fézensac (Franç. Xav. Marc Ant., Herzog v. — Graf v. — Herzog v. — Gräfin v.) . . . 497
Monteverde (Claudio) —
Montevideo . . 498
Montezuma . . —
Montfaucon (Bernard de) . . . —
Montferrat . . . 499
Montgelas (Maximil. Jos., Graf v.) . —
Montgolfier (Jacq. Etienne — Jos. Mich.) . . . —
Montgomery (Gabriel, Graf v.) . 500
Montholon (Charles Tristan, Graf v.) —
Monti (Vincenzo) 501
Montlosier (Franz Dominic Reynaud, Graf von) . . 502
Montmartre . . 503
Montmirail, s. Chatillon . . . —
Montmorency . . —
Montmorency (Anne de) 504
Montmorency (Henri II., Herzog von) —
Montmorency (Matthieu, Herzog von Laval- — Herzog von Laval-M.) —
Montpellier . . 505
Montpensier (Anne Marie Louise von Orleans, Mademoiselle von) . 506
Montrose (James Graham, Graf v.) —
Montserrat . . . 507
Montucci (Antonio) —
Monumente, s. Denkmale 508
Moor . . . . —
Moore (Sir John) —
Moore (Thomas) . 509
Moose 510
Morabiten . . . —
Moral 511
Morales (Christofero de) 512
Morales (Christobal Perez) . . . —
Moralisch . . . —
Moralischer Beweis —
Moralprincip . . —
Moraspiel . . . 513
Moráste . . . —
Morata (Fulvia Olympia) . . 514
Moratin (Leandro Fernandez di — Nicolas Fernandez di) —
Moratorium . . 515
Morcheln . . . —
Mord 516
Mordant . . . —
Mordschläge . . 517
Morea, s. Peloponnesos . . . . —
Moreau (Jean Mich.) —
Moreau (Jean Vict.) —
Morellet (André) . 520
Morelli (Giacomo) 521
Moreri (Louis) . 522
Moresken, s. Grotesken —
Moreto (Augustin M. y Cavana) . . —
Morgagni (Giambattista) . . . . —
Morgan (Lady) . 523
Morgana, s. Fata Morgana . . —
Morganatische Ehe —
Morgarten . . . —
Morgen (Gegend) 524
Morgen (Maß) . —
Morgengabe . . —
Morgenröthe . . —
Morgenstern, s. Lucifer 525
Morghen (Rafael — Antonio) . . —

Seite

Morhof (Daniel Georg) . . . 525
Morillo (Don Pablo) 526
Móris . . . . . —
Moriscos, s. Mauren —
Moritz (Kurfürst von Sachsen) . . —
Moritz (Graf v. Sachsen) 527
Moritz von Nassau 529
Moritz (Karl Phil.) 530
Moritzburg . . . —
Morlacken, s. Dalmatien 531
Mornay (Philippe de) —
Morpheus . . . —
Morphium . . 532
Morphologie . . —
Morrison . . . —
Mörser . . . . —
Mortalität und Mortalitätslisten, s. Sterblichkeit . 534
Mörtel, s. Kalk . —
Mortier (Ed. Adolf Kasimir Jos.) . —
Mortificiren . . —
Mortuarium, s. Hand —
Morus (Thomas) 535
Morus (Sam. Friedr. Nathanael) . . —
Morusi (Demetrius — Banajotti — Konstantin — Demetrius) . . 536
Morveau (Guyton de, Louis Bernard, Baron) . . . —
Mosaik 537
Mosaische Religion, s. Moses . . . 538
Mosaisches Recht . —
Mosaisk . . . —
Moscati (Pietro) . —
Moschee 539
Moscheles (Ignaz) —
Moscherosch (Hans Mich. — Quirin.) 540
Moschus . . . 541
Moschus, s. Bisamthier . . . . —
Moscovade, s. Zucker 541
Mosel . . . . . —
Moser (Joh. Jak. — Friedr. Karl v.) . 542
Möser (Justus) . 543
Moses 545
Moses Mendelssohn 548
Mosheim (Joh. Lorenz) 550
Moskau . . . 551
Moskwa (Schlacht an der) . . . 554
Mosquitos, s. Mücken 556
Most . . . . . —
Mostowski (Thaddäus, Graf — Joseph) . . . . —
Motenebbi . . . 557
Motette . . . . —
Motion . . . . —
Motiv 558
Motte (Anton Houdart de la), s. Lamotte . . . . —
Motten . . . . —
Motto . . . . —
Motu proprio . . —
Motz (Friedr. Christian Adolf v.) —
Moucheron (Friedr. — Isaak) . . 559
Mounier (Jean Jos. — Eduard Claude Philipp) . . . —
Mouradgea d'Ohsson (Ignaz) . . . 560
Moussiren . . . 561
Moussons . . . —
Moxa . . . . —
Mozambik . . . —
Mozaraber . . . 562
Mozart (Leopold) . —
Mozart (Joh. Chrysostomus Wolfgang Amadeus) . . —
Mucius Scävola . 565
Mücken . . . . —
Müffling (Fried. Ferd. Karl, Freihr. v.) 566
Mufti 568
Muggendorf . . 568
Muhammed, s. Mohammed . . . —
Mühlberg . . . —
Mühlen . . . 569
Mühlhausen . . 570
Muhren . . . 571
Mulatten . . . —
Mulgrave (Constantin John Phipps, Lord — Henry — Constantin George) —
Müller (Adam) . 572
Müller (Alexander) 573
Müller (Friedr.) . —
Müller (Joh.), s. Regiomontanus . 574
Müller (Johannes v. — Joh. Georg) —
Müller (Joh. Friedr. Wilh.) . . . 580
Müller (Joh. Gotthard von) . . 581
Müller (Joh. Gottwerth) . . . 582
Müller (Karl Wilh.) —
Müller (Karl Otfried) —
Müller (Ludw.) . 583
Müller (Peter Erasmus) . . . 584
Müller (Sophie) . —
Müller (Wilh.) . 585
Müllner (Adolf) . 586
Multiplicationskreis 587
Multiplicator . . —
Mumien . . . . —
Mumme . . . 588
Münch-Bellinghausen (Joachim Eduard, Graf v.) . . . 589
München . . . —
Münchhausen (Gerlach Adolf, Freih. v. — Hieronymus Karl Friedr., Freih. von) 591
Mund 592
Mundharmonica . —
Mündigkeit, s. Minorennität . . . —
Mungo Park . . —

	Seite
Municipal	593
Municipalverfassung, s. Gemeindeordnungen	—
Municipien	—
Munition	—
Münnich (Burkhard Christoph, Graf von)	594
Muñoz (Don Tomas — D. Francisco)	595
Muñoz (Juan Baptista)	—
Münster	—
Münster (Stadt)	596
Münster-Meinhövel (Ernst Friedr. Herbert, Reichsgr. zu)	597
Münsterscher Friede, s. Westfälischer Friede	598
Münter (Balthasar — Friederike Sophie Christiane — Friedrich)	—
Münzbedarf	599
Münze	600
Münzen, s. Münzkunde	—
Münzer (Thomas)	601
Münzfälschung	602
Münzfuß	—
Münzkunde	604
Münzreduction, s. Devalvation	607
Münzregal	—
Münzsammlungen	—
Münzstätte	608
Münzumlauf, s. Circulation	—
Münzwardein, s. Wardein	—
Murad (I., II., III., türk. Sultane)	—
Murad Bei	—
Muräne	609
Murat (Joachim — Karoline — Achille — Lucian — Julie Karoline)	—
Muratori (Lodovico Antonio)	611
Murcia	611
Muret, Muretus (Marc Antoine)	612
Murhard (Friedr. — Joh. Karl Adam)	—
Murillos (Bartolomeo Esteban)	613
Murky	614
Murmelthier	—
Murner (Thomas)	—
Murphy (Arthur)	615
Murr (Christoph Gottlieb von)	—
Murrhinische Gefäße	—
Murten	—
Musagetes	616
Musäus	—
Musäus (Joh. Karl Aug.)	—
Muschelmünze, s. Kauris	617
Muscheln, s. Mollusken	—
Muschenbroek (Peter van)	—
Musen	—
Musenalmanache	619
Musette	620
Museum, s. Museen	—
Musik	623
Musikalische Automate	630
Musikalische Malerei	—
Musikdirector	631
Musiker	—
Musikfeste	—
Musikunterricht	632
Musivgold	—
Musivische Arbeit, s. Mosaik	633
Muskatellerweine	—
Muskatennuß	—
Muskau	—
Muskeln	634
Muskete	—
Musselin	635
Mustapha (I., II., III., IV., türk. Sultane)	—
Mustapha (Kara)	—
Musterreiter	636
Mustoxidi (Andreas, Graf)	637
Mutation	—
Muth	637
Muthen	—
Mutis (Don Joseph Celestin)	638
Mutterkorn	—
Muttermale	—
Mylitta	639
Myologie	—
Myopie und Myops, s. Kurzsichtigkeit	—
Myriade	—
Myriagramme, Myrialitre, Myriamètre, s. Gramme, Litre und Französisches Decimalsystem	—
Myriapoden	—
Myriorama	—
Myrmidonen	640
Myron	—
Myrrha	—
Myrte	—
Mysore	—
Mystagog	641
Mysterien	—
Mysticismus	—
Mystificiren	644
Mythologie	—
Mytilene	647

N.

	Seite
Nabel	—
Nabis	—
Nabob	648
Nabonassar	—
Nachahmung	—
Nachbar	—
Nachdruck	649
Nachdrucker, s. Büchernachdruck	—
Nacheile	—
Nachfolger	650
Nachgeborene	—
Nachlässigkeit	651
Nachmanides	—
Nachrichter, s. Scharfrichter	—
Nachschlag	—
Nachsteuer, s. Abzugsgeld	—

Seite

Nacht 651
Nachtfalter, Nachtvögel, s. Schmetterlinge . . . 652
Nachtgleiche, s. Äquinoctium . . . —
Nachthorn . . . —
Nachtigall . . . —
Nachtmahlsbulle . —
Nachtrab, s. Arrieregarde . . . —
Nachtstücke . . . —
Nachtwandler, s. Mondsüchtig . 653
Nachzügler . . . —
Nacktes . . . . —
Nadel . . . . —
Nadel (kalte), s. Kupferstechkunst . 654
Nadelgeld . . . —
Nadelholz . . . —
Nadelstich, s. Acupunctur . . . —
Nadir . . . . —
Nadir (Tahmasp Kulichan) . . . . —
Nägelein, s. Gewürznelken . . . 655
Nagelflue . . . —
Näherrecht, s. Retract —
Nahl (Joh. Aug. — Joh. Aug.) . . —
Nahrungslosigkeit 656
Nahrungsmittel . 657
Nahum . . . 659
Naivetät . . . —
Najaden . . . 661
Namen . . . —
Namenfeuer . . 662
Namur 663
Nancy . . . . —
Nangasaki . . . 664
Nänie . . . . —
Nanini (Giov. Maria — Bernardino) —
Nanking . . . —
Nanking (Stadt) . 665
Nannini (Agnolo) —
Nantes . . . . —
Napäen, s. Nymphen 666
Naphtha . . . —

Seite

Napier, Naper (John — Charles, Lord — Lord) . . —
Napoleon, s. Bonaparte (Napoleon) —
Napoli di Romania —
Narbe 668
Narcisse . . . —
Narcissus . . . —
Nardini (Pietro) . 669
Narkotisch . . . —
Narr . . . . —
Narrenfest . . . 670
Narrenkappe und Narrenkolbe, s. Hofnarren . . . —
Narrenschiff, s. Brandt (Sebastian) . —
Narses . . . . —
Naruszewicz (Adam Stanislaus) . 671
Narwa . . . . —
Nasat, Nazard . 672
Nasciturus . . —
Nase, s. Geruch . —
Nashorn . . . —
Naso, s. Ovidius (Publius) . . . —
Nassau (Herzogthum und Haus) . . —
Nassau (Stadt und Burg) . . . 677
Nassau-Siegen (Karl Heinr. Nik. Otto, Fürst von) . . —
Nathusius (Gottlob) 678
Nation 679
Nationalbewaffnung, s. Volksbewaffnung . . . 682
Nationalbildung . —
Nationalcapital, s. Nationalvermögen 683
Nationalconvent . —
Nationalfeste, s. Volksfeste . . . . —
Nationalgarden, s. Volksbewaffnung —
Nationalgeld . . —
Nationalgüter . . 684
Nationalhypotheken 685

Seite

Nationalinstitut, s. Institut oder kön. Institut v. Frankreich 687
Nationalisiren, s. Naturalisation . . —
Nationalliteratur . —
Nationalmünze . —
Nationalökonomie 688
Nationalreichthum 690
Nationalschuld . —
Nationaltheater . 691
Nationalvermögen —
Nationalversammlung —
Nativitätstellen, s. Astrologie . . 692
Natorp (Bernh. Christian Ludw.) . —
Natrum . . . —
Natter (Joh. Lorenz) —
Natur 693
Naturalien . . . 697
Naturalisation . . 698
Naturalismus . . 699
Naturdichter . . —
Naturell 701
Naturforscher-Vereine 702
Naturgeschichte . —
Naturgesetze . . 708
Naturlehre, s. Physik 711
Natürliche Magie, s. Magie . . —
Natürliches Recht, s. Naturrecht . . —
Natürliche Religion und Natürliche Theologie, s. Religion, Religionsphilosophie, und Physikotheologie —
Naturphilosophie . —
Naturpoesie, s. Naturdichter . . 712
Naturrecht . . . —
Naturreiche . . 714
Naturstand . . —
Natursystem . . 715
Naturwissenschaften 716
Naubert (Christiane Benedicte Eugenie 722
Naumachie . . 723

Digitized by Google

	Seite
Naumann (Johann Gottlieb — Karl Friedr. — Moritz Ernst Adolf)	723
Naumburg	725
Nauplia, s. Napoli di Romania	—
Nautik, s. Schiffahrtskunde	—
Navarino	—
Navarra	726
Navigationsacte	—
Nävius (Cnejus)	727
Naxos	—
Nazarener	728
Nazareth	—
Neander (Dan. Amadeus)	—
Neander (Joh. Aug. Wilh.)	729
Neapel (Königreich), s. Sicilien (Königreich beider)	730
Neapel (Stadt)	—
Nearchus	734
Nebel	—
Nebelflecke	—
Nebenius (Karl Friedr.)	735
Nebenplaneten, s. Trabanten	—
Nebensonnen und Nebenmonde	—
Nebenwinkel	736
Nebukadnezar	—
Neckar	—
Necker (Jacques — Susanne)	737
Neefe (Christian Gottlob — Felice)	739
Neefs (Peter — Peter Martin)	740
Neer (Arthur od. Arnold von der — Eglon Hendrik)	—
Neergaard (Tönnes Christian Bruun, Baron v.)	—
Neerwinden (Schlacht bei)	—
Nees von Esenbeck (Christian Gottfr. — Theodor Friedrich Ludw.)	741
Negativ	742
Neger	—
Negroponte	744
Negus	—
Nehemia	—
Nehrungen	—
Neid	—
Neigung	745
Neisse	746
Neïth, Neïtha	—
Nekrolog	747
Nekromantie	—
Nektar, s. Götterspeise	748
Nelke	—
Nellenburg	—
Nelson (Horatio, Lord Viscount)	—
Nemäische Spiele	751
Nemesianus (M. Aurelius Olympius)	—
Nemesis	752
Nemours	—
Nenndorf	753
Nenner, s. Bruch	—
Nennwerth, s. Nominalwerth	—
Neologie	—
Neoptolemus, s. Pyrrhus	754
Neorama	—
Nepal, Nepaul, Nipâl	—
Nepenthes	755
Nephele, s. Athamas	—
Nephthys	—
Nepomuk (Johann von)	—
Nepos (Cornelius)	—
Nepotismus	756
Neptun	—
Neptunisten	757
Nereus	—
Nero (Luc. Domitius Ahenobarbus Claudius Drusus)	—
Nerva	758
Nerven	759
Nervenkrankheiten	761
Nesseln	762
Nesselrode (Geschlecht)	763
Nesselrode (Karl Robert, Graf von)	763
Nestel	—
Nester	764
Nestor	—
Nestor (russ. Geschichtschreiber)	—
Nestorius	765
Netscher (Kaspar — Theodor — Konstantin)	—
Nettelbeck (Joachim Christian)	766
Netto	767
Netz	—
Neualbion	—
Neuarchangelsk	—
Neubeck (Valerius Wilh.)	768
Neuber (Friederike Karoline)	—
Neubraunschweig	—
Neubritannien	—
Neubruch	769
Neucaledonien	—
Neudietendorf	—
Neuengland	—
Neufchatel	—
Neufundland	771
Neugeorgien	—
Neugranada	772
Neugriechen	—
Neugriechische Sprache und Literatur	773
Neugriechischer Styl, s. Byzantinische Kunst	778
Neuguinea	—
Neuhanover, s. Neubritannien	—
Neuhäusel	—
Neuhebriden	779
Neuhof (Theodor, Baron von)	—
Neuholland	780
Neuirland, s. Neubritannien	781
Neujahrsgeschenke	—
Neukomm (Sigism.)	—
Neuländer	782
Neumark (Georg)	—
Neumeister (Erdm.)	—

Neumen . . . 783
Neumond, s. Mondphasen . . . —
Neunaugen, s. Lampreten . . . —
Neuorleans . . . —
Neuplatoniker . . —
Neurologie . . . 785
Neuropteren . . —
Neuschottland . . —
Neuseeland . . . 786
Neustadt (Wienerisch- — an der Dosse — an der Hardt — -Eberswalde) . 787
Neustrien . . . 788
Neusüdshetland . —
Neusüdwales . . —
Neutralisation . . 789
Neutralität . . —
Neutralsalze . . 791
Neuwales . . . —
Neuwied . . . —
Neuyork . . . 792
Newa 793
Newcastle . . . —
Newlanark . . . 794
Newmarket . . . —
Newsteadabtei . . —
Newton (Isaak) . —
Ney (Michel) . . 797
Niagara . . . 799
Nibelungenlied . —
Nicäa (Kirchenversammlungen zu) 801
Nicholson (William) 802
Nichtigkeit und Nichtigkeitsklage, s. Nullität . . . —
Nichtleiter, s. Elektricität . . . . —
Nichts . . . . —
Nickel 803
Nicolai (Christoph Friedr.) . . . —
Nicolay (Ludw. Heinrich, Freih. v.) . 805
Nicolo, s. Isouard (Nicolo) . . —
Nicot (Jean), s. Taback . . . . —
Niebuhr (Karstens) —
Niebuhr (Barthold Georg) . . . 806
Niederdeutsch, s. Plattdeutsch . . . —
Niederlande (Königreich der) . . . —
Niederländische Kunst . . . 830
Niederländische Schule . . . 832
Niederländische Sprache und Literatur 834
Niederrheinisch-byzantinische Schule, s. Deutsche Malerei und Byzantinische Kunst . . 858
Niedersachsen . . —
Niederschlag . . 859
Niederschlagende Mittel . . . . —
Niederung . . . —
Nielloarbeiten . . —
Niemcewicz (Julian Ursin) . . . —
Niemen 860
Niemeyer (Aug. Hermann) . . . —
Nieren 861
Nierensteiner, s. Rheinweine . . . 862
Nieſen . . . . —
Nieswurz . . . 863
Nießbrauch . . . —
Niethammer (Friedr. Immanuel) . —
Niger 864
Nikander . . . —
Nike, s. Victoria . —
Nikobar- oder Friedrichsinseln . . —
Nikolaiten . . . 865
Nikolaus der Heilige —
Nikolaus (röm. Päpſte) . . . . —
Nikolaus von Pisa 866
Nikolaus I. Paulowitsch, Kaiser von Rußland . . —
Nikomedes . . . 869
Nikopoli . . . —
Nikopolis . . . —
Nil 869
Nimbus . . . 871
Nimes . . . . —
Nimrod . . . 872
Nimwegen . . . —
Ninive, s. Ninus . 873
Ninon, s. Lenclos (Ninon de) . . —
Ninus . . . . —
Niobe . . . . —
Nipon 874
Nische . . . . —
Nitrum, s. Salpeter —
Nitzsch (Karl Ludw. — Karl Immanuel) . . . . —
Nivelliren . . . 875
Nixen 876
Nizam-Dschédid . —
Nizza . . . . —
Noah . . . . —
Noailles (Geschlecht — Antoine de) — Anne Jules, Herzog von — Louis Ant. de — Adrien Maurice, Herzog von — Louis, Vicomte de — Alexis, Graf von — Ant. Claude Dominique Juſte, Graf von) 877
Nodier (Charl.) . 879
Noetianer, s. Sekten 880
Nomaden . . . —
Nomen . . . . —
Nomenclator . . 881
Nominaldefinition —
Nominalisten . . —
Nominalwerth . . 882
Nonae, s. Kalender —
Nonconformisten . —
None . . . . —
Nonjurors, s. Jakobiten . . . . —
Nonne, s. Klöſter . —
Nonnius, s. Nuñez (Pet.) . . . —
Nonnus . . . —
Nonpareille . . —
Noot (Heinr. Nikolaus van der) . —

	Seite
Nordamerika	883
Nordamerikanische Freistaaten, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika	886
Norderney	—
Nordhausen	—
Nordischer Krieg	887
Nordische Literatur, s. Skandinavische Literatur	—
Nordische Mythologie	—
Nordlicht	895
Nördlingen	896
Nordpol, s. Pol	897
Nordpolexpeditionen	—
Nordpunkt, s. Mitternacht	903
Nordschein, s. Nordlicht	904
Nordsee, s. Deutsches Meer	—
Nordstern, s. Polarstern	—
Noricum	—
Norm	—
Normaljahr	—
Normalschulen	—
Normanby (Konstantin George, Lord), s. Mulgrave	—
Normann-Ehrenfels (Philipp Christian, Graf von — Karl Friedrich Lebrecht, Graf von)	—
Normänner, Normannen	905
Nornen	906
North (Frederic, Lord, Graf v. Guilford)	907
Norwegen	909
Norwich	911
Nosologie	912
Nossairier	—
Nösselt (Joh. August)	913
Nostitz und Jänckendorf (Gottlob Adolf Ernst)	—
Nostradamus	915
Notabeln	—
Notarien	916
Noten	917
Notendruck	918
Notensetzer	—
Notenstich, s. Notendruck	919
Noth	—
Nothadresse	920
Notherben	—
Nothfrist	—
Nothlüge, s. Lüge	—
Nothmünzen	—
Nothtaufe	—
Nothwehr	921
Nothwendigkeit	—
Nothzucht	—
Notker	—
Nôtre (André le), s. Lenôtre	922
Notre-Dame	—
Nottingham	—
Notturno, s. Serenade	—
Novaja-Semlja	—
Novalis, s. Hardenberg (Friedr., Freih. von)	922
Novalzehnten	—
Novatianer	923
Novation	—
Novelle	—
Novellen	924
Noverre (Jean Georges)	—
Noviziat	—
Nowgorod-Weliki	925
Nox	—
Nubien	—
Nukahiwa	926
Nullität	—
Numa Pompilius	927
Numantia	—
Numerisch	—
Numerus	—
Numidien	928
Numismatik, s. Münzkunde	—
Nuñez (Pet.)	—
Nuntien	—
Nürnberg	930
Nuß	931
Nutation	932
Nutkabai, Nutkasund	—
Nutzen	—
Nutznießung, s. Nießbrauch	—
Nyeborg	—
Nyerup (Rasmus)	—
Nymphe	933
Nymphen	—
Nymphenburg	—
Nystadt	—

hbinderei
Storringer
Altmühldorf

image
not
available

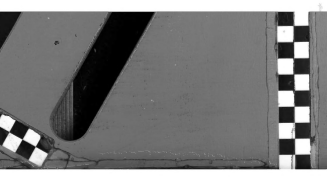


image
not
available

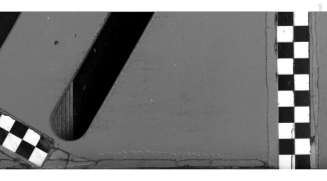


image
not
available